



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

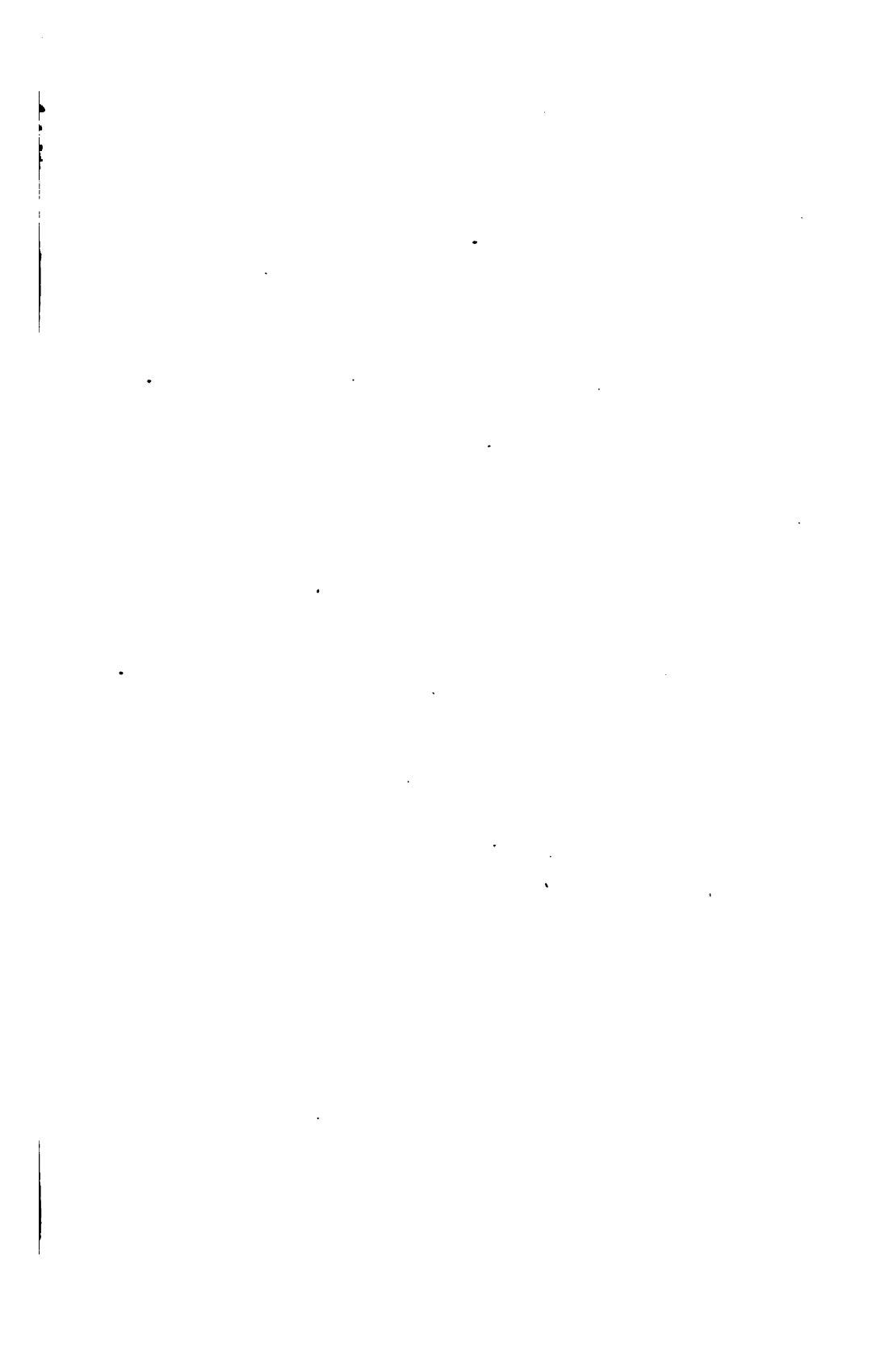
1

47. R. 14.











Die Heroen

der

deutschen Literatur.

*Πολλὰ δ' ὄδοι
Σὺν θεοῖς εὐπράγας.*

Pindar.

Die Heroen
der
deutschen Literatur.

In
Lebensgeschichtlicher Form.

Zum Gebrauche
auf
Gymnasien, Real- und höheren Mädterschulen, sowie
zum Privatstudium.

Von
Ferdinand Sonnenburg,
Rektor der Bürgerschule in Bad Deynhausen.

In drei Bänden.

Erster Band.

Braunschweig,
Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1872.

47. R. 14



Die Herausgabe einer Uebersetzung in französischer und englischer Sprache,
sowie in anderen modernen Sprachen wird vorbehalten.

V o r w o r t.

In einer Zeit, welche dem deutschen Vaterlande so manchen Heros der That heranwachsen ließ, möchte es nicht ohne Nutzen scheinen, auch die Herosen des Geistes mit erneuter Aufmerksamkeit zu betrachten und ihre Bilder in aller ihrer Größe dem Volke vor Augen zu stellen, aus dem sie hervorgegangen, dessen Kinder und dessen Wohlthäter sie zugleich sind.

Denn unser Jahrhundert mit seinen herrlichen Errungenschaften, die viele kühne Hoffnungen noch weit hinter sich lassen, steht in seiner stolzen Kraft auf den Schultern vergangener Geschlechter; und wenn es wahr ist, daß der sittliche Muth, der im Herzen wohnt, und die geistige Kraft und Ueberlegenheit die mächtigsten Hülfsmittel sind, um einem Volke den Sieg zu sichern, dann haben viele längst in Staub zerfallene Helden mitgekämpft in den Reihen des deutschen Heeres, als dasselbe in beispiellosem Siegeszuge den übermüthigen Erbfeind, hoffentlich für alle Zeiten, auf den Schlachtfeldern in Frankreich niederwarf.

Denn der moralische Muth, der den Sieg stets an seine Fahnen gefesselt hat und fesseln wird, ist nicht das Ergebniß eines Machtwortes oder verheißener Belohnungen, auch nicht das Ergebniß weniger Jahre und leichter Bemühungen, sondern durch eine Reihe von Jahrhunderten muß ein Volk die Keime dieses edelsten Baumes gepflegt haben, bevor dessen Früchte sein unveräußerliches, unschätzbares Eigenthum werden können, mancher Held auf dem Gebiete des Geistes muß in heißem Kampfe in die Schranken getreten sein gegen alle Macht und alle Kämpfer des Aberglaubens, welche die Würde der Menschheit in den Staub ziehen, mancher kraftvolle Mann muß sein Leben geopfert haben, manches edle, treue Herz muß gebrochen sein, bevor ein ganzes großes Volk gleichmäßig sich zu dem

Bewußtsein aufschwüngen kann, daß nicht das Leben das höchste der Güter ist, und daß, nächst der Vorbereitung für die Ewigkeit, der Zweck des einzelnen Menschenlebens die Wohlfahrt des Ganzen ist.

Dieser große Kampf hat in Deutschland mehr Zeit und mehr Opfer gekostet, als in den meisten anderen Ländern, und wenn das deutsche Volk zu allen Zeiten mit wärmster Liebe und Dankbarkeit zu dem deutschen Kaiser Wilhelm dem Siegreichen und dem großen Fürsten Bismarck aufblicken wird, so soll es auch derer mit Liebe gedenken, welche einen weniger geräuschvollen und weniger glänzenden, aber nicht minder heißen Kampf auf dem Gebiete des Geistes ausgefochten haben.

Die beste Dankbarkeit beweisen wir den Helden unseres Volkes, wenn wir uns bemühen, ihnen nachzufolgen. Vor allen sollen also die Augen der Jugend mit unverwandtem Blick auf die leuchtenden Bilder gerichtet sein, welche Deutschlands Größe in sich schließen, und ein jedes jugendliche Herz soll immerdar eingedenk sein, daß nur derjenige unter das Banner der Heroen treten darf, der ihren Geist in sich fühlt und entschlossen ist, mit allen Kräften des Leibes und der Seele ihnen nachzufolgen, möge ihr Weg auch über Steinfelder und durch Dornen führen. Wenn ein solcher Sinn, ein solcher opferbereiter Muth in den Herzen der deutschen Jugend lebt, dann wird die Arbeit jener Geistesheroen auch fort und fort Früchte tragen, in die Schranken werden neue Vorkämpfer treten, die als würdige Jünger ihrer großen Ahnen mit ihnen denselben Spruch auf ihre Fahnen schreiben, den Gott der Herr am Schöpfungsmorgen aussprach, den Spruch: Es werde Licht!

Zweck der vorliegenden Blätter soll es sein, solchen Sinn bei allen zu wecken und zu nähren, die fähig sind, sich für das zu begeistern, was alle Zeiten der Welt groß und erhaben und edel genannt haben. Zugleich aber sollen die Bilder deutscher Größe, welche hier mit warmer Liebe gezeichnet wurden, Bilder des Stolzes und der Freude für jeden sein, der mit Liebe an seinem großen, herrlichen Vaterlande hängt. Auf dem geistigen Gebiete war Deutschland ja Eins in allen Zeiten, selbst in den trübseligsten, und wenn irgend etwas geeignet ist, über widrige Verhältnisse, über Mißgeschick und böse Stunden emporzuheben, so ist es die Betrachtung unserer großen deutschen Dichter. Möge diese Wirkung, welche der Verfasser bei seiner Arbeit zu allen Stunden reichlich empfunden, von den vorliegenden Blättern fort und fort ausgehen!

Was in diesem Werke geboten wird, macht den Anspruch auf durchaus selbständige Arbeit. Wo die Benutzung fremder Hülfsmittel nothwendig wurde, da sind dieselben überall genau bezeichnet. Es sind nur die lautersten Quellen benutzt und nur das Urtheil anerkannt Berechtigter

in Betracht gezogen worden. An einzelnen Stellen, z. B. in der Besprechung über den Parzival, weicht die Darstellung des Verfassers von allen bisher gegebenen Erklärungen ab. Berechtigte Richter werden entscheiden, ob das Rechte getroffen ist.

Dem Verfasser ist es eine angenehme Pflicht, einer Schuld der Dankbarkeit zu genügen. Den Verwaltungen der Universitätsbibliotheken in Göttingen und in Bonn, sowie dem Herrn Bibliothekar Oberlehrer Wortmann in Bielefeld, vernehle ich nicht, für die bereitwillige Gewährung von literarischen Hülfsmitteln hierdurch meinen wärmsten Dank auszusprechen!

Möge das vorliegende Buch dem Studium unserer deutschen Literatur recht zahlreiche Freunde zuführen, und diejenigen, welche Zeit und Gelegenheit haben, veranlassen, daß sie selber an die so reich und herrlich fließenden Quellen treten und daraus schöpfen; in ihnen ruhen die sichersten Grundlagen für deutsche Größe, und jeder, der sich selber bildet, fördert dadurch die Wohlfahrt des Vaterlandes.

Bad Deynhausen, im Oktober 1872.

Ferdinand Sonnenburg.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	1
1. Das deutsche Volksepos	7
Das Nibelungenlied	8
Die Gudrun	39
Anhang. Ueber das Ritterwesen im 10. bis 14. Jahrhundert	47
2. Wolfram von Eschenbach	53
3. Gottfried von Strazburg	88
4. Walther von der Vogelweide	115
Anhang. Ueber deutsche Bücherhandschriften	140
✓ 5. Reineke Fuchs	146
6. Martin Luther	162
7. Hans Sachs	188
8. Johannes Fischart	229
✓ 9. Das Volkslied	269
10. Friedrich von Logau	287
11. Paul Gerhard	306
Angabe der Quellen und Hilfsmittel	323



Einleitung.

So wie man ein großes Volk, dessen Lebensdauer sich über viele Jahrhunderte erstreckt, als eine einzelne, selbständige Gestalt, dem lebenden Menschen vergleichbar, sich vor Augen stellen kann, so läßt das Leben der großen Männer, die ein Volk geboren, sich ansehen wie einzelne, besonders großartige Momente in dem Leben des Individuums. Wie aber in solche Augenblicke in dem Leben der Einzelnen sich alles zusammendrängt, was ihre Seele an tiefem Gefühl, ihr Geist an Scharfblick, ihr Wille an Kraft und Ausdauer besitzt, so leuchtet auch aus dem Leben der großen Männer und aus dem, was sie geschaffen, uns alles entgegen, was ein Volk Hohes und Herrliches gefühlt und vollbracht. Wie eine rückhaltlose Offenbarung zeigen die Werke und Thaten der großen Männer uns ein getreues Spiegelbild von den geheimsten Herzenszügen des Volkes, dem sie entsprossen.

So kann denn auch nichts anziehender für den denkenden Menschen sein, als den Charakter seines Volkes und bedingungsweise seinen eigenen in den Thaten der großen Männer wiederzusehen, welche auf dem Gebiete der geistigen Freiheit für ihre Nation Bahn gebrochen, nichts kann erhebender für den sein, der sein Vaterland liebt, als die stolzen Großthaten der Herrscher und Helden vor seinem Auge in leuchtendem Bilde wieder aufleben zu lassen, und für jeden, dem noch ein Fünkchen nationaler sowie persönlicher Ehre im Herzen glüht, wird der Blick auf die großen Männer seines Volkes ein unübersteiglicher Sporn sein, ihnen nachzueifern. Wenn in dem stolzen Bau nationaler Ehre auch nicht ein jeder eine prangende Säule sein kann, welche in stolzer Kraft das Ganze zum Himmel emporzuheben beiträgt, so kann ein jeder doch ein einzelner Stein sein, aus dessen zahlloser Wiederholung die stattlichen Mauern aufsteigen, auf denen der Blick in selbstbewußter Freude in berechtigtem Hochgefühl ruht.

Jeder edle Gedanke, jede erhabene Regung entflieht nicht spurlos aus der Menschenseele, so wie ein leuchtendes Farbenspiel auf der Wolke verblaßt, nein, alles Große und Gute läßt auch seine Spuren zurück und veredelt dauernd die Seele, die es empfunden. Wenn es nun aber die heiligste Pflicht des,

Einleitung.

Menschen ist, nach dem wahrhaft Guten zu streben und zu ringen mit allen Kräften, die ihm Gott verlieh, wie könnte er dieser hohen Pflicht besser genügen, als wenn er zu den großen Männern seines Volkes aufschaut und dem Wege nachfolgt, den sie in ernster Arbeit durch die Wildniß gebrochen und über die Einöde gebahnt.

In der Seele jedes Menschen sollte ein Raum sein, in dem die Heroen seines Volkes wohnen, ein Heiligthum sollte dieser Raum für den Menschen sein, er sollte in dasselbe hineintreten in allen bewegten Stunden seines Lebens, aus diesem Heiligthume sollte er sich Kraft und Muth zum Wirken, Erholung nach der Arbeit, Trost im Leiden, und durch alles dies das Bewußtsein gewinnen, daß auch hier auf Erden das Menschenleben ein hohes, heiliges Ziel hat, welches durch Arbeit errungen wird, und daß die Bestimmung des Menschen nicht in selbstquälerischer, unnatürlicher, frevelhafter Abtödtung aller edelsten Güter des gottgeschenkten Geistes liegt, sondern in frischem, freiem, fröhlichem Schaffen und Wirken, das in dem thatsächlich Errungenen die Bürgschaft sieht, dereinst den gerechten Haushaltern beigezählt werden zu können. Denn der große Herr der Welt, der jeden Baum seine Frucht tragen läßt, will auch von seinem edelsten und vorgezogensten Geschöpfe, dem Menschen, Früchte sehen.

Nicht allen Menschen ist es beschieden, auf dem geselligen Pfade fröhlicher Werkthätigkeit dem Ziele nachzustreben, gar mancher muß in Einsamkeit und Entfagung ringen, um dem Blicke des Werkthätigen die Sterne zu enthüllen, die ihn leiten sollen auf seiner Bahn. Ebenso ist es nicht allen Völkern zu Theil geworden, durch Aeußerungen ihrer Kraft die Welt zu gestalten, es mußte auch Völker geben, welche auf geistigem Gebiete den Rebel zerstreuten und alles, was da existirte, auf seinen gebührenden Platz und in seine geziemenden Schranken hinwies. Das äußere Loos der letzterwähnten Völker war nicht zu allen Zeiten ein glänzendes, denn es liegt in der Natur der Sache, daß alle laute Arbeit den Blick mehr auf sich zieht und mehr Anerkennung und Gewinn findet, als die stille und mühevollte Forschung, welche der Abgeschiedenheit bedarf, um gedeihen zu können. Deshalb hat auch das deutsche Volk lange Jahrhunderte hindurch eine bescheidene, oft sogar gebrückte und ohnmächtige Rolle unter den großen Nationen gespielt, obwohl es gerade in dieser Zeit durch großartige Geistesarbeit, durch die Reformazion und durch umwälzende Erfindungen den Bildungsgang der Welt unmittelbar, und mittelbar auch die äußere politische Gestaltung der Länder wesentlich bestimmen half. Erst in unseren Tagen hat unser Volk die lange vernachlässigte Rolle des thätigen Eingreifens in die brennenden Fragen der Politik wieder aufgenommen und hat sich dadurch wieder annähernd auf den Standpunkt gestellt, den es in den ersten Jahrhunderten nach seinem Auftreten in der Geschichte mit großartigster Kraft behaupten konnte.

So wie der Gedanke der erste Grund der That ist, so erscheint die geschehene That nachher immer wieder von neuem im Spiegel der Gedanken. Von allen Seiten wird sie in diesem Spiegel dargestellt und beleuchtet, und die Poesie läßt es sich angelegen sein, gemeinschaftlich mit der Geschichte die

Spiegelbilder festzuhalten und der Nachwelt zu überliefern. Dadurch gewinnen die nachfolgenden Geschlechter eine Reihe von Darstellungen, welche in lebendig geordneter Folge ihnen den Entwicklungsgang ihres Volkes zeigen und ihnen selber sagen, wie und warum sie geworden sind, was sie sind.

Für den Deutschen aber ist die Beobachtung dieses Entwicklungsganges seines Volkes im Spiegel der schriftlichen Aufzeichnungen eine besonders anziehende, denn in keiner andern Nation ist so wie in der deutschen die Poesie der unmittelbare Abdruck des Geschehenen, des Wirklichen. Andere Völker haben der Fantasie einen weiten Spielraum geöffnet, wo das deutsche seine Gestalten nach dem Musterbilde des Thatsächlichen schuf. Selbst wo die deutschen Dichter fremde Stoffe behandeln und Personen entlegener Länder und Völker erscheinen lassen, da leihen sie ihnen öfter im fremden Gewande deutsche Empfindung. Dem Blicke dessen, der die Gemälde deutscher Poesie aus allen Jahrhunderten mustern will, wird sich der verschiedenste Ausdruck des deutschen Geistes neben geringen Spuren des Fremden auf der Wanderung durch die langen Jahrhunderte zeigen.

Und ein stolzer Gang wird diese Wanderung für jeden werden, der fähig ist, die Größe nicht allein seines Volkes, sondern die echte und wahre Größe überhaupt zu erkennen und zu würdigen. Denn unter allen Völkern der kristlichen Zeitrechnung giebt es kein einziges, welches eine Literatur aufzuweisen hätte, die der deutschen ebenbürtig wäre. Wohl haben die Italiener einen Dante, dessen Göttliche Komödie ein großartiges Werk voll tiefen Ernstes und hoher Weisheit ist, ein Werk, wie es von keinem Erzeugnisse deutscher Dichtkunst überboten wird, wohl sind sogar die Dramen des Engländers Shakespeare vollendet in jedweder Beziehung, daß wir ihnen kein deutsches Drama gleichstellen können, aber das sind doch nur Einzelheiten, im großen Ganzen kann keine Literatur eine solche Fülle vortrefflicher Werke jeglicher Gattung aufweisen, wie die deutsche.

Was unsere Literatur noch besonders groß macht, das ist die Tiefe des Inhalts, welche zu keiner Zeit dem leichtesten Spiele der Fantasie geopfert werden ist. An die höchsten und ernstesten Fragen, welche den menschlichen Geist beschäftigen können, treten die deutschen Dichter mit Vorliebe heran, unverdrossen forschen sie in hingebender Arbeit nach dem Ergebniß ihrer Aufgabe, und ihr Mühen wird segenspendend für den Dichter und den Leser. Man könnte sagen, die deutsche Dichtung sei moralischer als alle anderen, dieses Wort in der höchsten Bedeutung genommen. Wie oft haben andere Völker Kunstwerke geschaffen, deren glänzende Form die Bewunderung der Welt erregte, während ihr Inhalt kaum etwas anderes war, als das Gerüst, welches den Schmuck der prangenden Blumengewinde trägt. Wie tief steht z. B. bei aller Schönheit der Form Ariost's Rasender Roland dem Parzival Wolfram's von Eschenbach gegenüber, und wer wollte wohl kühn genug sein, dem Dekameron des Boccaccio einen andern Inhalt zuzuschreiben, als die Absicht, der Fantasie bunte Bilder vorzugaukeln, welche oft genug nur der niedrigsten Sinnlichkeit, wenn auch im zierlichen Gewande dienen.

Das rauhere Klima Deutschlands forderte nicht so wie der üppige Süden

die Leidenschaft der Sinne heraus, aber es war auch milde genug, um Körper und Geist nicht in jener hangen Abhängigkeit zu erhalten, welche in den skandinavischen Ländern durch die erdrückende Gewalt der Elemente bedingt wurde. Nicht verlockt von der einen, nicht beeinträchtigt von der andern Seite entwickelte unter Deutschlands Himmel sich die Dichtkunst in jenem gleichgewogenen, harmonisch geordneten Verhältnisse aller einwirkenden Bedingungen, welches allein der rechte Boden für alles menschliche Streben ist.

Wie in der Natur die Zeit des Schaffens mit der Zeit der Ruhe wechselt, so auch in dem Schaffensdrang und in dem Darstellungsvermögen der Völker. Die eine Nation zeitigte in diesem, die andere in jenem Jahrhundert die edelsten Früchte ihrer Dichtkunst, in allen anderen Zeiten schuf sie mit geringerer Kraft weniger bedeutungsvolle Werke. In einigen Fällen drängt diese Blüthe der Dichtkunst sich auf eine kürzere Zeit zusammen und umfaßt den Raum von vielleicht nur hundert Jahren; so begegnen uns die stolzeſten Namen der englischen Literatur von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. In anderen Fällen stehen die Meister nicht so nahe beieinander, von dem Dante der Italiener bis zu ihrem Tasso ist ein Zeitraum von drei Jahrhunderten, welche ein jedes glänzende Dichternamen zu verzeichnen hatten.

Doch daß die Literatur eines Volkes zweimal in den verschiedensten Zeiten in großartiger Blüthe geprangt, dessen kann kein anderes Land sich rühmen als Deutschland, und auch dieser Umstand trägt dazu bei, der deutschen Literatur die erste Stelle unter den Völkern anzuweisen.

Eine solche doppelte Blüthe bedingt aber wiederum eine große Vielseitigkeit in den Gattungen der Kunstwerke, welche das Genie der großen Männer ihrem Volke schenkte. In der That existirt kaum irgend eine Art der dichterischen Erzeugnisse, in welcher Deutschland nicht auch Meisterwerke aufzuweisen hätte. In der ersten Blüthezeit der deutschen Literatur treffen wir auf die Volksepen und Kunstepen, denen außer den Griechen kein anderes Volk etwas Aehnliches zur Seite stellen kann, in dem Minnesange zeigt sich uns die lyrische Dichtung gleich vollendet in Form wie an Inhalt, in der zweiten Blüthezeit wurden uns unsterbliche Dramen zu Theil, während auch diesmal wieder die Lyrik Blüthen trieb, so voll und duftig, daß kein Volk der Erde Schöneres in die Schranken zu schicken vermag.

So errang die deutsche Dichtkunst die Palme auf den drei großen Gebieten der Poesie, und nennt als ihr Eigenthum ein Volksepos von höchstem künstlerischen Werthe. Kein anderes der nachchristlichen Völker hat ein Volksepos aufzuweisen, denn auch die Kalewala*) der Finnen entbehrt zu sehr der Einheit und ist zu einförmig und zu arm an Handlung, um als Werk von bedeutendem Kunstwerthe gelten zu können. Die Schrecken der umgebenden Natur, die endlosen Nächte und überhaupt die düstere Abgeschlossenheit und Armuth des Lebens verhinderten wohl unter den Finnen die Entfaltung einer Kunstblüthe, zu welcher die Anlage entschieden im Volke ruht.

*) Vergleiche den Artikel des Verfassers in den Westermann'schen Monatsheften März 1869: Die finnische Kalewala.

Auf deutschem Boden dagegen mußte nothwendigerweise der Helbengefang üppig wuchern, denn das ganze Leben unserer Vorfahren war ja gleichsam ein verkörpertes Epos. Nur durch die That konnte die höchste Ehre erworben werden, Thatenlosigkeit aber bedingte die tiefste Schande, einen lebendigen Tod. Die That wurde in Liedern gepriesen, die nicht das ausschließliche Eigenthum einer alleinberechtigten Kaste waren, sondern vom ganzen Volke gesungen und auch gebichtet wurden. Wenn die deutschen Helden in den Kampf zogen, wenn sie sich zu den feierlichen Opfermahlzeiten anschickten, dann erklangen von ihren Lippen wildfrohe Gesänge, in denen die kühne That verherrlicht und zur Racheiferung angespornt wurde. Wenn solche Gesänge den römischen Kriegern, die den Erdkreis überwunden zu haben sich rühmten, in das Ohr tönten, dann entfiel ihnen der Muth.

Es ist leicht einzusehen, daß in dieser Lage der Dinge kein einzelner Stand sich die Pflege und Ausübung der Sangeskunst aneignen konnte, und in der That hat es wohl unter Kelten und Scandinaviern eine Sängerkaste, die zugleich Priester waren, gegeben, die sogenannten Barben oder Stalben, niemals aber unter irgend einem deutschen Stamme, und alles, was zu Zeiten von deutschen Barben gesagt worden ist, beruht auf Irrthum. Das ganze Volk pflegte die Dichtkunst und gemeinsames Gut waren alle Gesänge, gemeinsam wie die Erinnerungen an die Thaten der Väter.

Von Geschlecht zu Geschlecht vererbten sich diese Gesänge, wie ein theures Vermächtniß der Heimath nahmen die auswandernden Stämme sie mit in die Fremde, und der Herrscher sang sie ebensowohl wie der letzte Krieger. Als der Bandalenkönig Gelimer in Afrika von der Uebermacht seiner Feinde bedrängt und zuletzt im Gebirge eingeschlossen wurde, sandte er einen Boten an seine Feinde und bat um ein Brod, seinen Hunger zu stillen, und um eine Harfe, seinen Schmerz zu singen.

Die sangesfrohesten und sangeskundigsten von allen deutschen Stämmen waren die Langobarden und die Franken. Von den Volksgevängen der Langobarden sind uns einige wenigstens dem Inhalte nach aufbewahrt worden in dem lateinisch geschriebenen Buche „Von den Thaten der Langobarden“ von Paulus Diaconus*) der 799 starb. Hier treten uns die mannigfachsten Stoffe entgegen, in die überwiegende Zahl großartiger, oft grausiger Kampfbilder mischen sich anmuthige Liebeswerbungen und ergreifende Darstellungen des Schmerzes und der Trauer.

Der fränkische Volksstamm ist der Hauptträger der großartigsten Helbengevänge, welche je im Munde des deutschen Volkes erklangen, der Gesänge von Siegfried und den Nibelungen. Höchst wahrscheinlich treffen wir gerade bei den Franken diese Lieder so häufig, weil der zweite Theil des Nibelungenliedes ohne alle Frage mit Begebenheiten aus der fränkischen Geschichte eng zusammenhängt. Da die Franken der mächtigste deutsche Volksstamm und ihre kriegerischen Thaten von solcher Bedeutung waren, daß in den entfern-

*) In deutscher Uebersetzung in dem Buche: Paulus Diaconus von Otto Abel, 1849.

testen Gegenden ihre Kunde erscholl, so können wir uns nicht wundern, wenn die Lieder, welche die Franken sangen, sich bis tief in den Norden hinein verbreiteten, und unter Scandinaviern fast noch eifriger gepflegt wurden, als unter den deutschen Stämmen.

Doch würden die einzelnen Lieder des großen Heldengebichtes, welches wir das Nibelungenlied zu nennen gewohnt sind, nicht ihren Gang über so große Länderstrecken und durch so viele Völker des verschiedensten Charakters haben antreten können, wenn nicht die Großartigkeit des Inhalts, die ergreifende Wahrheit der Begebenheiten sowohl wie die wunderbare, markige, wie in Felsen gehauene Zeichnung der Haupthelden von hohem künstlerischen Werthe gewesen wäre, und auch dieser Umstand der weiten Verbreitung und des großen Interesses der verschiedensten Völker und Zeiten mag uns ein Beweis sein, daß unser deutsches Nibelungenlied nicht etwa ein Sammelsurium von ungeschickt zusammengestoppelten Rittergeschichten in plumpester Form ist, sondern daß unsere Väter uns in ihm ein Kunstwerk hinterlassen haben, das sich kühn dem Besten gleichstellen kann, was die Poesie überhaupt jemals durch Menschenmund auf Erden geschaffen hat.

Und so sei denn das deutsche Volksepos das erste in der langen stolzen Reihe der Meisterwerke deutscher Dichtkunst, zu deren Betrachtung wir uns nunmehr wenden, und zwar uns wenden nicht als verbildete, die Heimath verachtende und darum selber unendlich verächtliche „Kosmopoliten“, sondern als deutsche Söhne unserer deutschen Väter, die wir mit schonender Ehrfurcht und mit warmer Liebe pflegen, was uns die Voreltern als ihr bestes geistiges Eigenthum, als das wärmste Blut ihres Herzens hinterlassen haben.

1.

Das deutsche Volksepos.

Wir hatten uns die Aufgabe gestellt, die Besprechung der Meisterwerke deutscher Dichtkunst an die Personen und an das Leben der Dichter selber anzuknüpfen. Aber schon bei dem ersten Gegenstande unserer Besprechungen können wir dem aufgestellten Grundsatz nicht folgen, denn einen Verfasser unserer deutschen Volksepen kennen wir nicht.

Diese Thatsache könnte uns befremden, wenn wir den Charakter unserer Heldengedichte und die näheren Umstände, unter welchen sie ins Leben traten, unberücksichtigt lassen wollten. Bergegenwärtigen wir uns aber alle diese Bedingungen, so werden wir im Stande sein, auf die Frage nach dem Verfasser des Nibelungenliedes oder der Gudrun eine ganz bestimmte und unzweifelhafte Antwort zu geben.

Wie schon in der Einleitung bemerkt wurde, gab es in Deutschland keinen Stand, der sich ausschließlich mit der Sangeskunst beschäftigt hätte. So wie jeder einzelne wackere Held durch seine Thaten Stoff zum Liede liefern konnte, so sang auch jeder, dem Gesang gegeben, was ihm singenswerth erschien, andere sangen sein Lied nach, und es war durchaus gebräuchlich, daß jeder besserte, wo er bessern zu können glaubte, sei es durch Zusätze, sei es durch Kürzungen oder durch Aenderungen. Oft finden wir sogar am Schluß alter deutscher Gedichte die Bemerkung des Dichters: Ich habe es so gut gemacht, als ich konnte, wer es kann, der verbessere mein Werk.

Oft genug mochten aber etwa vorgenommene Veränderungen nicht auch gerade beabsichtigte sein. In der Zeit, wo unsere Heldengedichte ihren ersten Ursprung nahmen, verstanden in unserm Volke von vielen Tausenden kaum Einzelne die Kunst des Schreibens. Sogar Walthar von der Vogelweide, der größte lyrische Dichter unserer Vorzeit, war des Schreibens unkundig, seine herrlichen Lieder gingen von Mund zu Mund, und manches von ihnen mochte vielleicht schon jahrelang von Tausenden gekannt gewesen sein, ehe ein „Schreiber“ sich veranlaßt sah, die Verse aufzuzeichnen. War es zu wundern, wenn da nicht ein jeder Mund genau denselben Text wiedergab, den

das Ohr empfangen? Besonders bei der damals stark geübten Neigung, Veränderungen anzubringen? Wenn nun ein solches Gedicht manches Jahr hindurch von Mund zu Mund, von Land zu Land gegangen war, wer wollte wohl verlangen, daß ein Lied dann noch von dem letzten Sänger in derselben Fassung gesungen wurde, als von dem ersten? Und wenn die Veränderungen, die angebracht wurden, tief eingreifend waren, wer war dann eigentlich der Verfasser? Immer noch der, welcher den ersten Anstoß zu dem rollenden, wachsenden Ball gegeben?

Nun wurden aber ganz gewiß Thaten, Stoffe, welche ein allgemeines Interesse erregten, nicht von Einem allein besungen, Hunderte von sangeskundigen Herzen gaben vielleicht gleichzeitig ihren Gefühlen Ausdruck, und Hunderte von Liebern über denselben Gegenstand klangen durcheinander, die ergreifendste Stelle, das treffendste Wort eines jeden einzelnen wurde herausgegriffen, im naturgemäßen Prozeß verschmolzen die einzelnen Stellen zu einem zusammenhängenden Ganzen — welcher Debipus wollte nun noch den einen „Verfasser“ errathen?

Es deutet auf wenig Einsicht in die sozialen Verhältnisse unserer Ahnen, wenn in der That einzelne Männer als die Verfasser unserer Volksepen hingestellt sind. Das deutsche Volk hat jene gewaltigen Heldengebichte erlebt und gesungen, und jeder Stamm des großen Volkes hat das gepflegt, was ihn am meisten ansprach, umwohnende Völker haben von deutschen Lippen die deutschen Sagen erlauscht und haben sie ungebildet, indem sie dieselben ihren Verhältnissen anpaßten.

So ist das deutsche Volksepos einem gewaltigen, ragenden Baume vergleichbar, seine Wurzeln senken sich tief in deutsche Erde und sein machtvoller Stamm streckt sich zum deutschen Himmel empor, seine Zweige aber breiten sich weithin auch über andere Länder aus, und manches Volk erquickt sich in seinem Schatten.

Es ist uns leider nicht vergönnt, an allen den hohen Liebern uns zu erfreuen, durch welche das Herz unserer Vorfahren gehoben wurde. Karl der Große ließ sie sammeln, aber bis auf den heutigen Tag hat man vergeblich nach dieser Sammlung gesucht, sie ist für uns verloren. Nur zwei große Gebichte sind vollständig bis auf unsere Zeit gelangt: Das Nibelungenlied und die Gudrun, jedoch beide nur in späterer Fassung.

Das Nibelungenlied.

Der deutsche Text des Nibelungenliedes, wie er durch den Berliner Professor Karl Lachmann in seiner ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt worden ist, beginnt mit der Fahrt Siegfried's nach dem Burgunderlande und übergeht daher die Jugendgeschichte des Helden, die uns, aber unvollständig, in dem Liede vom hörnern Siegfried und einigen kleineren Gedichten erhalten

ist. Unter den nordischen Völkern pflegte man mit Vorliebe die Jugendgeschichte „Sigurt des Drachentöbters“, die bezüglichen Sagen finden wir in der Edda, in der Völsungersage, in der Nornagesstagsage, in der Wilkinasage. Wir wollen versuchen, mit Hilfe der nordischen sowohl wie der deutschen Quellen nachstehend den vollständigen Inhalt der großartigen Sage zu geben. Die Zusammenstellung dieser verschiedenartigen Quellen giebt allerdings nicht einen völlig gleichmäßigen Text, denn den skandinavischen Gedichten fehlt nicht die eigenthümlich düstere Färbung, welche ein Merkmal aller nordischen Poesie ist, aber die dunklen Farben passen vortrefflich in ein Bild, welches vorzugsweise das Uebermenschliche in der Gestalt Siegfried's wieder spiegelt. Vorweg sei erwähnt, daß in den nordischen Liedern der Held nicht Siegfried, sondern Sigurt heißt.

Was den nordischen Quellen entlehnt wurde, ist mit gesperrter Schrift gedruckt, das Uebrige gehört dem deutschen Nibelungenliede an*).

Die drei Asen**) Odin, Hönnir und Loki waren zusammen auf Reisen und kamen an einen fischreichen Wasserfall, in welchem ein Zwerg, Namens Andvari, in Gestalt eines Hechtes nach Fischen jagte. Neben dem Wasser saß Ottr, der Sohn Freidmar's, in Gestalt einer Fischotter und verzehrte einen Lachs, den er gefangen. Loki ergriff einen Stein und warf Ottr damit zu Tode. Die Asen zogen dem erlegten Thiere den Balg ab und kamen damit, als sie am Abend Herberge suchten, in ein Gehöft, welches dem Freidmar gehörte. Hier erfuhren sie, daß Ottr der Sohn des Freidmar war und noch zwei Brüder hatte, welche Fasnir und Regin hießen. Von denen war Fasnir groß und grimmig und habgierig, Regin war ein Zwerg, ein Meister in aller kunstvollen Metallarbeit.

Von dem Vater und den Söhnen wurden die Götter gefangen und zur Mordbuße***) genöthigt. Freidmar forderte, die Götter sollten den Otterbalg mit Gold füllen und auch außen ihn mit Gold verhüllen. Da schickten die Asen den Loki aus, das Gold zu beschaffen. Loki, ein Riesensohn, war böse und der listigste der Asen. Er kam zu der Meeresgöttin Ran †), die hatte ein Netz, womit sie den Seefahrern nachstellte, das ließ sie dem Loki, und der fing damit den Zwerg Andvari, welcher in Hechtesgestalt in dem Wasserfalle sich hielt.

Unter dem Wasserfalle war ein Schatz von rothem Golde verborgen, den der Zwerg bewachte. Um sich aus dem Netze zu

*) Hier so wie überall in diesem Buche wurde die Lachmann'sche Ausgabe zu Grunde gelegt: Der Nibelunge Noth und die Klage. Nach der ältesten Ueberlieferung herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin, Georg Reimer.

**) Götter.

***) Es war Sitte im germanischen Alterthume, einen Mord durch Geld zu sühnen.

†) rana, ranben, Ran = die raubgierig alles verschlingende See.

lösen, mußte er das Gold geben, und Loki nahm ihm alles, auch den letzten Ring, mit welchem Andvari seinen Schatz vermehren konnte. Da ging der Zwerg in den Felsen und sprach den Fluch aus, der Ring solle jedem künftigen Besitzer Verderben bringen.

Loki kam zu Freidmar zurück, das Gold reichte hin, den Otterbalm auszufüllen und zu bedecken, nur ein Haar stand noch hervor, auf das legte Odin den Ring des Zwerges Andvari, und nun erhielten die Götter ihre Freiheit und zogen weiter.

Der Fluch aber, welcher auf Andvari's Kleinod haftete, begann sogleich seine Wirkung. Fasnir, gierig nach dem Golde, erschlug seinen Vater im Schlafe und behielt den ganzen Schatz für sich. Mit dem Golde fuhr er zur Onitahaibe, dort wurde er zu einem Drachen und lag auf dem Golde.

Der zweite Bruder Regin, der von dem väterlichen Erbe nichts erhalten hatte, kam zum Könige Hialprek, dessen Schmied er wurde. Bei dem Könige Hialprek fand er einen Stiefsohn des Königs, Namens Sigurt. Sigurt's rechter Vater hatte Siegmund*) geheißt, er war im Kampfe gegen die Hundingsöhne gefallen. Seine Mutter Hiordisa hatte nach des ersten Gemahls Tode sich an den König Hialprek verheirathet. Sigurt war der herrlichste aller Helden, er war weit über alle Männer an Wuchs, Muth und allen Tugenden.

Regin gewann den Sigurt lieb und reizte ihn, den Tod seines Vaters Siegmund an den Hundingsöhnen zu rächen und den Fasnir zu erschlagen, um das Geld zu gewinnen. Zu diesem Zwecke schmiedete er dem Sigurt ein Schwert, das hieß Gram***) und war so hart, daß Sigurt damit den Ambos des Regin spaltete, und so scharf, daß es eine Flocke Wolle, welche im Wasser schwamm, zerschnitt.

Auch ein Ross sollte Sigurt sich nach Regin's Rathe vom König Hialprek erbitten. In Gestalt eines alten Mannes begegnete dem Sigurt der Götterkönig Odin, ohne sich jedoch zu erkennen zu geben, und sagte ihm, wie er die Rasse prüfen sollte. Nach seinem Rathe erwählte Sigurt einen grauen Hengst Namens Grani, der war jung und stark und stammte ab von Sleipnir, dem achtfüßigen Rasse des Odin.

König Hialprek gab dem Sigurt ein Heer, und nun zog dieser aus, seinen Vater zu rächen. Sigurt führte ein treffliches

*) In den deutschen Quellen hat der Held Siegfried noch seine Eltern, sie heißen Siegmund und Siegelinde und wohnen zu Kantem oder Sauten am Rhein.

**) gramm = grimmig. In den deutschen Quellen heißt dies Schwert Balmung, und der Held findet es bei dem Schafe, den er erbeutet.

Drachenschiff; als er auf dem Meere war, kam ein Sturm über sie, der jeden andern erbeben machte. Der kühne Held aber befahl, die Segel noch höher zu spannen. Sie fuhren an einem Berge vorüber, darauf stand ein Greis in grünem Mantel, den Spieß in der Hand, der rief den im Sturme Vorüberfahrenden zu:

Wer reitet da
Auf Räfils*) Kossen
Durch hohe Wellen
Des hallenden Meeres?
Die Segeltrosse sind
Mit Schweiß bespritzt,
Sie werden nimmer
Den Wind bestehen.

Da antwortet Regin dem Alten, der Odin, der Götterkönig, ist:

Hier sind wir mit Sigurt
Auf Seebäumen,
Uns treibt ein Sturm fort
Bis in den Tod selbst.
Das brausende Meer steigt
Höher als die Masten,
Die Riepsferbe stürzen —
Wer fragt danach?

Da winkte der Greis, das Schiff nahte dem Lande, der Alte stieg hinein und setzte sich zu Sigurt's Füßen, alsbald legte sich der Sturm. Odin aber gab dem Sigurt seinen Rath und sprach: „Wenn Du in den Kampf ziehst, so folge dem schwarzen Raben**) und beginne die Schlacht, wo Du zwei einsame Reden stehen siehst und den Wolf unter Eschenzweigen heulen hörst: dann ist Dir Heil beschieden.“

In Friesland, wo die Hundingen ein großes Heer gesammelt, wurde eine mörderische Schlacht geschlagen, und vor Sigurt's Schwert fielen alle Hundingsöhne, die seinen Vater Siegmund getödtet. Nach diesem großen Siege fuhr Sigurt heim zu König Hjalprek, aber kurze Zeit danach brach er mit Regin auf, den Fasnir zu erschlagen und den unermesslichen Schatz, den der Drache behütete, zu gewinnen.

Auf Onitahaide angelangt, spürte Regin den Weg auf, wo Fasnir zum Wasser kroch, dort machte Sigurt eine tiefe Grube und setzte sich hinein. Der Drache kam herangelkrochen, Gift

*) Räfil ist der Seelkönig.

**) Dem Siegesgott Odin, der seinen wunderbaren Speer den Helben zum Siege lieh, wurden zwei Raben und zwei Wölfe beigegeben.

troff von seinem Rachen und die Erde erbebte von seinem Gange, als er aber über die Grube wegtröck, durchstieß ihn Sigurt mit dem Schwerte. Da bäumte sich Fasnir und schlug mit dem langhalsigen Haupte und dem geringelten Scheweife. Der Sieger sprang aus der Grube, und sterbend sprach Fasnir den Fluch aus, daß der Schatz dem Sigurt Verderben bringen solle.

Da kam Regin, der während des Kampfes sich verborgen gehalten hatte, und pries die Heldenthat des Sigurt. Darauf schnitt er dem Fasnir das Herz aus und gab es dem Sigurt mit der Bitte, er möge es ihm am Feuer braten.

Sigurt steckte das Herz aufs Schwert und hielt es ans Feuer, um es zu braten. Als der Saft daraus troff und als er dachte, daß es gahr wäre, tippte er mit dem Finger daran, um es zu versuchen. Da verbrannte er sich, rasch steckte er den Finger in den Mund, und als Fasnir's Herzblut ihm auf die Zunge kam, verstand er die Sprache der Vögel.

Auf einem Baume saßen Schwalben, deren eine sang: „Klug würde Sigurt, wenn er das Herz selber aße.“ Die andere sang: „Sigurt weiß nicht, daß Regin Verrath gegen ihn spinnt und ihn heimlich tödten will. Wenn er kluge wäre, hiebe er dem Regin das Haupt ab und ließe den Träger zur Hölle fahren.“

Sigurt zog alsbald sein Schwert und schlug dem Regin den Kopf ab, dann aß er das Herz und trank das Blut des Drachen.

Darauf warf er Bäume auf das Unthier und zündete sie an, da schmolz das Fett des Drachen, Sigurt habete sich darin und dadurch wurde seine Haut hart wie Horn und undurchbringlich für jede Waffe. Zwischen den Schultern aber blieb eine verwundbare Stelle, denn dahin war ein Lindenblatt gefallen und hatte das Fett des Drachen von des Helden Haut zurückgehalten.

Wiederum sang die Schwalbe:

Eine Maid weiß ich,
Weit die schönste,
Mit Gold geschmückte,
Wenn Du sie werben möchtest.

Ein Saal ist auf hohem
Hindarberge
Ganz ist er außen
Mit Feuer umgeben,
Das haben hehre
Helden erhoben
Aus hellerscheinendem
Schreckensglanze.

Ich weiß auf dem Berge
Die Wunderschöne schlafen,
Und drüber wachet
Der lange Wimpel.

Sigurt, der von nun an Fasnirsbani (Drachentöbter) heißt, lud den Schatz auf sein Roß Grani, er nahm auch die Tarnkappe, welche den, der sie trug, unsichtbar machte, und ritt gen Süden.

Da kam er zu dem Hindarberge, darauf sah er einen hellen Glanz, der zum Himmel leuchtete. Als er näher kam, gewahrte er eine Burg, über ihr ein Banner, die Mauern von Flammen umgeben. Auf seinem grauen Hengste ritt Sigurt durch die Lohe, in der Burg lag ein schönes Weib im Harnisch und schlief. Der Panzer lag ihr so fest an, als wäre er angewachsen. Mit seinem Schwerte Gramm zerschnitt Sigurt die Brünne in zwei Theile, da erwachte die Maid und sagte, sie heiße Brünhild^{*)}. Sie brachte ihm ein Horn voll Meth als Minnetränk und erzählte ihm, sie sei eine Valkyrin, eine Schlachtenjungfrau Odin's. Zwei Könige, Hialmgunnar und Agnar, hätten miteinander gekämpft, dem ersteren habe Odin den Sieg verheißen, Brünhild aber habe ihn im Kampfe gefällt. Da habe Odin sie in einen tiefen Schlaf versenkt und ihr gesagt, fortan solle sie nie mehr im Kampfe den Sieg verleihen, sondern sie solle sich vermählen.

Die schöne Maid lehrte den Sigurt Zauberrunen einzuschneiden, sie lehrte ihn auch Weisheit und gab ihm goldne Lebensregeln.

Sigurt verweilte bei der schönen Brünhild nur bis zum nächsten Morgen, da verließ er sie, als sie noch schlummern auf dem Lager ruhte.

Nun wohnten zu Worms am Rhein die drei Söhne des Königs Siebich: Gunther, Gernot und Giselher, die hatten eine sehr schöne Schwester, welche Kriemhild hieß. Siegfried hörte von ihrer Schönheit und beschloß, hinzuziehen und um sie zu werben.

Der König Gunther stand in seinem weiten Saale, da wurde ihm gemeldet, daß eine Schaar herrlicher Helben in seine Burg eingelehrt sei, ihr Gewand leuchte von rothem Golde, niemand kenne sie und ihren Anführer. Da wendete König Gunther sich an Hagen, dem waren alle Lande kund, und fragte nach den Gästen. Er antwortete: „Ich habe den kühnen Siegfried, der den Drachen schlug und den Schatz erbetete, noch nie gesehen, doch mir scheint, niemand anders könne der Held sein, der so mannhaft einher-schreitet. Ich rathe, ihn wohl zu empfangen, damit wir nicht seinen Haß verdienen.“

Dem König Gunther schien dieser Rath gut, er bewillkommnete den starken Siegfried von Niederland freundlich und fragte: „Was führt Euch her nach Worms an den Rhein, edler Siegfried, und was wollt Ihr bei uns schaffen?“

„Ich habe vernommen,“ entgegnete der Held, „daß hier bei Euch die

^{*)} Brünne = Panzer, Silbe = die Kämpferin, also Brünhild = die im Panzer kämpfende.

kühnsten Recken wären, die je ein König gewann. Ich biete Euch den Wettkampf an, und wenn ich Euch besiege, dann müßt Ihr mir unterthan sein.“ Ueber diese stolzen Worte waren die Helden Gunther's erzürnt und wollten sogleich zum Schwerte greifen, aber Hagen sagte: „Uns allen möchte es leid werden, daß Siegfried zum Kampfe an den Rhein geritten ist,“ und hielt die Ungestümen zurück. Gernot trat vermittelnd ein und sagte: „Warum sollen wir mit Euch streiten? Mancher gute Held müßte dabei fallen, und wenig Ehre wäre für uns und wenig Gewinn für Euch zu erlangen.“ König Gunther setzte hinzu: „Seid unser Gast, und alles, was wir haben, das wollen wir freundlich mit Euch theilen.“

Die Worte des Königs befänstigten den Helden, er blieb am burgundischen Hofe und war geliebt von allen. Niemand aber konnte es ihm gleich thun in irgend einem Ritterspiele, so gewaltig war seine Kraft.

Wenn aber im Burghofe die Ritter und Knechte des Kampfspieles pflegten, dann schaute die schöne Kriemhild verstoßen durch das Fenster, und in ihr Herz zog die Liebe zu dem Helden ein, der im Stillen so oft nach der minniglichen Jungfrau sich sehnte, welche sein Auge, nach der strengen Sitte der alten Zeit, bisher noch nie gesehen.

Da kamen vom Sachsenlande her Boten zu Gunther und verkündeten ihm den Krieg im Namen ihrer Herren, der Könige Lüdger von Sachsen und Lüdgastr von Dänemark, wenn Gunther sich nicht etwa loskaufen wollte, so würden binnen zwölf Wochen die Feinde am Rhein stehen. Der Burgunderkönig bat sich eine kurze Bedenkzeit aus, er versammelte seine Ritter zum Kriegsrath, Gernot wollte den Kampf sofort aufnehmen, Hagen aber sah die Sache nicht so leicht an und gab den Rath, sich an Siegfried zu wenden.

Die Boten der feindlichen Könige erhielten Herberge in der Stadt, Gunther war in schweren Sorgen, und der Gast sah es dem Wirths bald an, daß ein schweres Leid ihn drückte, er wandte sich an den König: „Mich nimmt es Wunder, wie Ihr die fröhliche Sitte so bald verkehrt habt, der Ihr so lange mit uns pflegtet. Wenn Ihr Freunde braucht, Euer Leid zu wenden, so will ich Euch bis ans Ende meiner Kräfte getreu zur Seite stehen.“ — „Das lohne Euch Gott, Herr Siegfried,“ versetzte Gunther mit leichtem Herzen, „ich werde Euch nie in meinem Leben vergessen, was Ihr für uns thut.“ Er theilte dem Gaste die Kriegserklärung mit, Siegfried aber entgegnete wohlgemuth: „Laßt Eure Sorge fahren, gebt mir tausend Eurer besten Helden, so will ich mit ihnen die Feinde bestehen.“

Nun wurden die Boten mit reichen Geschenken, aber auch mit der stolzen Antwort, daß man die Feinde erwarten würde, heimgesandt, und als sie daheim ihren Herren verkündeten, daß sie am Hofe Gunther's den starken Siegfried von Niederland gesehen, da bereuten die Könige ihren voreiligen Entschluß, sie boten alle ihre Freunde und ihre gesammte eigene Macht auf, und unternahmen den Zug gen Worms mit 60000 Kriegern.

Durch Hessen zog Siegfried den Feinden entgegen; als die Heere einander nahe waren, ritt Siegfried allein aus um zu kundschaffen, ihm begegnete in gleicher Absicht der feindliche König Lüdgastr. Unter den Helden

entbrannte ein gewaltiger Kampf, sie spornten ihre Rosse, daß sie wild gegen einander jagten, als triebe der Sturm sie zusammen. Die Lanzen zersplitterten auf den Schilden, da schwang Siegfried in grimmigem Muth die sein Schwert auf den Feind, daß ringsum das Feld erschalle und daß die feurigen Funken aus König Lüdger's Helme stoben. Drei schwere Wunden schlug er dem Könige durch die Brünne, da ergab sich Lüdger, und Siegfried führte ihn gefangen mit sich fort. Hagen mußte den Gefangenen bewachen, Siegfried gebot dem Heere die Fahnen zu erheben: „Ihr Helden vom Rheine!“ rief er aus, „schaut auf mich, ich will Euch in Lüdger's Heer führen, wo die Helme verhauen werden von guter Helden Hand!“

Heiß entbrannte die Schlacht, die sturmlühnen Burgunden löschten manches Helmes lichten Schein mit strömendem Blute, Siegfried aber, dem niemand zu folgen vermochte, schaffte sich eine Bahn in das feindliche Heer, ein blutiger Bach schien zu fließen, wo seine Hand die Helme zerschellte, dreimal durchbrach er das ganze feindliche Heer, bis er gefunden, den er suchte, den König Lüdger. Nun begann ein Zweikampf ohne Gleichen, der Sachsenkönig schlug so gewaltig auf seinen Gegner los, daß Siegfried's Ross unter ihm strauchelte. Aber der Held von Niederland riß sein Ross wieder empor, seine wuchtige Hand zerbrach den Schild des kühnen Sachsen — da gewahrte König Lüdger auf dem Schilde seines Gegners eine Krone, und nun wußte er, wer ihm gegenüber stand. „Laßt die Fahnen sinken!“ rief er seinen Sachsen zu, „Siegfried ist es, der gegen uns kämpft, ihn hat der Teufel nach dem Sachsenlande geführt!“

Da ruhte der Kampf, König Lüdger gab sich gefangen, seine sieglosen Krieger durften in die Heimath zurückkehren, die beiden Könige wurden nach Worms geführt. Voraus aber sandte Siegfried seine Siegesboten, welche am Rheine verkünden sollten, was geschehen.

Die Boten kamen nach Worms, da erhob sich unendlicher Jubel, Kriemhild aber ließ einen derselben zu sich bescheiden. „Nun sag mir liebe Kunde an,“ rief sie ihm zu, „ich gebe Dir mein rothes Gold und will Dir immer gnädig sein. Wie kämpften unsere Freunde? Wen haben wir verloren? Und wer that das Beste?“ — Der Bote erwiderte: „Von den Unserigen ist keiner gewichen, doch, edle Königin, niemand that es dem Helden aus Niederland gleich. Wo der allerhärteste Streit wüthete, da sah man den kühnen Siegfried. Die beiden Könige der Feinde hat seine Hand bezwungen, als Gefangene bringt er sie an den Rhein!“

Lieber konnte der Jungfrau keine Nachricht sein, ihr schönes Antlitz wurde roth wie die Rose, reiche Kleider und zehn Mark Goldes ließ sie dem, der die frohe Kunde brachte, als Botenlohn-reichen. Und nun zogen die Sieger ein in die Stadt, ein großes Fest wurde bereitet, und auf ihrer Brüder Rath und Wunsch schickte Kriemhild sich an, dem Helden von Niederland Dank zu sagen.

An einem Pfingstmorgen trat die Minnigliche reich geschmückt aus ihren Gemächern, strahlend wie das Morgenroth aus trüben Wolken bricht; in vesiger Farbe leuchteten ihre Wangen, und wie der lichte Mond vor den

Eternen, so stand die Jungfrau als die schönste vor allen ihren Frauen. Siegfried aber sah, an die sein Herz lange gedacht, nun so herrlich vor sich stehen, bleich und roth wurde sein Antlitz, als die königliche Maid ihn begrüßte, der süße Schmerz der Sehnsucht zog ihre Herzen zu einander, ihre Augen grüßten sich, und Kriemhild's weiße Hand legte sich in des Helden Rechte. Keine Sommerzeit und kein Maitag hatte noch je dem Siegfried so viel Wonne gebracht. Der König Rüdger aber, der dem Feste als geladener Gast bewohnte, sagte: „Mancher Krieger muß Wunden tragen für den hohen Gruß, der dem Siegfried da zu Theil geworden,“ und alle Gäste schauten auf niemand, als auf das herrliche Paar.

Zwölf Tage lang währte das hohe Fest, Siegfried wich in dieser Zeit nicht von der schönen Kriemhild Seite, und von nun an durfte er sie täglich schauen.

Den gefangenen Königen schenkte Gunther auf Siegfried's Rath ohne Lösegeld ihre Freiheit, sie kehrten in ihre Heimath zurück. —

Es war eine Königin, die wohnte fernhin an der See, sie hatte ihres Gleichen nicht an herrlicher Schönheit und an gewaltiger Kraft, die sie im Kampfe der Helden oft bewährt. Wer um ihre Liebe warb, der mußte im Speerwurf, im Steinwurf und im Weitsprung sie besiegen, konnte er diese drei Bedingungen nicht erfüllen, so fiel sein Haupt.

Da sprach der Vogt vom Rheine*): „Ich will an die See und will um Brünhild werben, an ihre Liebe will ich Leib und Leben wagen, und ich will es verlieren, wenn sie nicht mein Weib wird. Willst Du mir helfen, die Minnigliche werben, edler Siegfried? So will ich Dir zu Dienst auch wieder Ehre und Leben wagen.“ Siegfried entgegnete: „Gib mir Deine Schwester zum Weibe, so will ich es thun, und will keines Lohnes mehr begehren.“ Gunther ging die Bedingung ein, mit Eiden wurde der Vertrag bekräftigt, dann rüstete man sich zur Fahrt, die Begleiter Gunther's und Siegfried's waren Hagen und Dankwart. Den Helden trug man ihre goldfarbenen Schilde auf den Sand, in den Fenstern standen schöne Frauen, und manche Thräne floß von ihren Augen. Die Segel des Schiffes rührte ein frischer Wind, die stolzen Heergesellen fuhren den Rhein hinab, Siegfried saß am Ruder, ihm war die Straße wohlbekannt, die sie ziehen mußten.

Am zwölften Morgen kamen die Helden zum Isenstein, auf dem Brünhild's Burg stand, aus den Fenstern der Burg schauten die schönen Frauen. Schon von fern zeigte Siegfried dem König Gunther die stolze Brünhild, er kannte sie, ihm war sie nicht fremd, er hatte sie ja aus den Flammen erlöst und hatte ihre Liebe gekannt.

Die Helden nahen der Burg, Brünhild weilte in einem Saale, der war von leuchtend grünem Marmelstein. Als die Königin die Ankommenden gewahrte, ging sie ihnen entgegen, sie begrüßte den Helden aus Niederland

*) In diesem ältesten Theile des Nibelungenliedes, dessen hohes Alter aus allen Zügen spricht, wird der König Gunther „der Vogt vom Rheine“ genannt.

und sprach: „Seid willkommen in diesem Lande, Herr Siegfried! Was bezweckt Eure Reise?“ Siegfried that das Begehrt Gunther's kund.

Da ließ Brünhild ihr Kampfesgewand bringen, ihre Brünne von Gold und ihren Schild, der von edlem Gestein leuchtete. Siegfried hatte heimlich seine Tarnkappe aufgesetzt, er war für jedermann unsichtbar, er trat an Gunther's Seite und flüsterte ihm zu, guten Muth zu haben.

Man trug Brünhildens's Speer herbei, der war schwer und stark, fest und breit und seine Ecken waren schneidig, man trug den großen Stein herzu, den zwölf Männer kaum zu heben vermochten. An ihrem weißen Arme streifte Brünhild den Ärmel auf, sie faßte den Schild in ihre Hand und zückte den Speer — da ging es an den Streit. Siegfried, den seine Tarnkappe verbarg, nahm von Gunther's Hand den Schild, Gunther sollte nur die Geberden machen, Siegfried wollte kämpfen. Da warf die herrliche Maid den Speer mit solcher Gewalt, daß vom Stahle des Schildes das Feuer wehte wie vom Winde getrieben, des Speeres Schwerte durchbrach den Schild und traf die Panzerringe Siegfried's, daß ihm das Blut aus dem Munde stürzte. Aber rasch ergriff der kühne Siegfried den Speer, den die Maid geworfen, und schleuderte ihn mit solcher Gewalt zurück, daß Brünhild stranchelte und zur Erde sank. Sie sprang wieder auf und wähnte, Gunther habe das gethan; in zornigem Muth hob sie den Stein auf und warf ihn zwölf Klafter weit und sprang ihm nach, daß laut ihr Eisengewand erklang. Der schnelle Siegfried aber warf ihn noch weiter und sprang auch noch weiter, und trug dabei den König Gunther im Sprunge mit sich fort. Der Kampf war beendet, Brünhild, die überwundene, reichte dem Gunther ihre Hand, und alle ihre Helden knieten zu des Königs Füßen und huldigten ihm.

Doch wenn Brünhild sich auch besiegt bekennen mußte, ihr stolzer Sinn war noch nicht gebrochen. Im Angesichte Siegfried's, des Mannes, der einst ihre Liebe erwarb und sie darauf verließ, den Brünhild aber immer noch liebte, sollte sie gezwungen ihre Hand einem andern reichen und ihm ihre persönliche Freiheit sowie ihre Krone zu Füßen legen — das war zu viel; sie schickte nach ihren Mannen, von allen Seiten ritten sie der Burg zu, und der allzeit wachsame Hagen blickte mit ernstern Sorgen auf die Tausende, welche die vier Burgunderhelden nicht würden im Kampfe bestehen können.

Siegfried wußte auch hier wieder Rath; in seiner Tarnkappe trat er ungeesehen in ein Schiff, von seinen Händen getrieben flog es mit Windeseile über die See, dem dunklen Norden zu, wohl hundert Tagereisen weit, die es in einem Tage und einer Nacht zurücklegte, so gewaltig war Siegfried's Kraft.

Der Held kam zu dem Lande der Nibelungen*), er pochte an das Thor,

*) In den deutschen Quellen ist der Kampf mit dem Drachen und die Gewinnung des Schatzes getrennt. Siegfried erschlug erst den Drachen, dann zog er nach dem Lande der Nibelungen, besiegte sie, erbeutete den Schatz und das Schwert Balmung, und begab sich vom Fenster aus in das Land der Nibelungen als Herr und König. Da er sich jedoch nicht zu erkennen gab, sondern seine Diener auf die Probe stellen wollte, so erfolgte nun erst der Kampf mit dem Pförtner und dem Zwerge.

das von einem Riesen bewacht wurde, dem zu allen Zeiten seine Waffe zur Seite lag. Durch Siegfried's lecke Worte gereizt stürzte der Riese hervor und bediente in dem Kampfe, der nun begann, sich einer schweren Eisenstange mit solchem Erfolge, daß der Held aus Niederland in große Noth kam. Doch gewann Siegfried den Sieg und band den Pfortner. Nun erschien, durch das Getöse des Kampfes geweckt, der Zwerg Albrich, der war kühn und stark, er trug eine feste Rüstung und als Waffe eine Geißel, an der sieben schwere goldne Knöpfe hingen. Der Zwerg stürzte sich auf Siegfried, mit der Geißel zerschlug er ihm den Schild, da warf der Held die Stücke von sich und faßte den Zwerg bei dem eisgrauen Barte. Das entschied den Sieg, der Zwerg unterwarf sich, und Siegfried gab sich nun als Herr zu erkennen und befahl, daß tausend der stärksten Nibelungenhelden sich sofort waffnen und ihm folgen sollten. Die Rückfahrt ging wiederum mit Winbeschnelle von statten. Als am frühen Morgen die Königin Brünhild am Fenster stand und auf die See schaute, fragte sie: „Weiß jemand, wer die sind, die da so eilend über die See fahren? Ihre Segel sind weißer als der Schnee!“ Da entgegnete König Gunther: „Es sind meine Mannen, nach denen ich gesandt.“

In stolzer Kraft stiegen die tausend Nibelungen mit ihrem Herrn, dem kühnen Siegfried, ans Land und gingen zur Burg der Königin hinauf. Ihr Erscheinen bewirkte, daß Brünhild sich nun in das Unvermeidliche fügte und keinen Widerstand mehr gegen Gunther versuchte. Die Abreise wurde gerüstet, Brünhild folgte dem Könige, der, wie sie meinte, sie überwunden hatte, aber weinend folgte sie ihm. Siegfried fuhr als Bote voraus, am Hofe zu Worms verkündigte er den Erfolg der Fahrt. Herrlich wurde die nachfolgende Brünhild empfangen, Kriemhild wurde mit Siegfried verlobt, und die Vorbereitungen zu der doppelten Hochzeit wurden getroffen.

Am Tage des Festes saß Brünhild an König Gunther's Seite, ihr gegenüber saß sie Kriemhild sitzen, und neben ihr den kühnen Siegfried. Da regte sich die alte Liebe und die brennende Eifersucht in Brünhild's Brust, sie fing an zu weinen, über ihre lichten Wangen rollten ihre Thränen. Auf König Gunther's Frage nach ihrem Kummer gab sie die Antwort, sie wäre traurig, weil der König seine Schwester an seinen eigenen Vasallen vermählt habe. Gunther entgegnete ihr freilich, auch Siegfried sei ein reicher König, und Brünhild selber sah genugam, wie die Nibelungenhelden ihrem Herrn dienten, aber das alles mußte ja nur das bittere Gefühl verschmähter Liebe und die glühende Eifersucht, die ihr Herz verzehrte, immer mehr aufstacheln. Was auch der König ihr sagen mochte, sie war trübten Muthes und nach den glänzenden Ritterspielen schaute sie kaum hin.

Der Abend nahte, und Siegfried mit Kriemhild, Gunther mit Brünhild begaben sich in die Brautgemächer. Brünhild wies alle Freundlichkeiten Gunther's schroff zurück, und als er sie dennoch in seine Arme schließen wollte, warf sie in grimmigem Muthes sich auf ihn, mit ihrer dämonischen Kraft überwältigte sie den König, sie band ihm mit ihrem Gürtel Hände und Füße zusammen und hängte ihn an einen Haken an die Wand, bis er gute Worte gab und fügsam zu sein versprach. Da löste sie seine Bande.

Scham und Zorn bebrückten des Königs Herz, als er am nächsten Morgen dem lachenden Muth Siegfried's begegnete, und er klagte dem Schwäher sein Leid. Der tröstete ihn und versprach ihm Hilfe; in seiner Tarnkappe wollte er unsichtbar am Abend zu Brünhild gehen und wolle sie zwingen, dem Könige dienlich zu sein.

König Gunther löschte am Abend die Kerzen aus, statt seiner ging Siegfried zu Brünhild, welche den Tausch nicht bemerkte. Siegfried umschloß sie mit seinen Armen; da begann sie den Kampf aufs neue, sie drückte des Helden Hände, daß ihm das Blut aus den Nägeln sprang, aber vor der Kraft des gewaltigen Siegfried konnte sie nicht bestehen, sie bat um Gnade. Da zog Siegfried ihr einen Ring vom Finger und nahm den prächtigen Gürtel der Königin; dann entfernte er sich unbemerkt, und Gunther trat nun ein. Am folgenden Morgen erschien der König unter seinem Hofgesinde um vieles froher als am Tage zuvor.

Bierzehn Tage lang ward gejubelt und gefeiert; da rüstete sich Siegfried, mit seinem Weibe und seinen Helden heimzuziehen in sein Reich, in seine väterliche Burg zu Kantem am Rhein. Von seinem Vater, dem Könige Siegmund, und seiner Mutter, der Königin Sieglinde, wurde er voller Freuden empfangen und beherrschte selber nun als König sein väterliches Reich und das sagenhafte Land der Nibelungen, wo er den großen Schatz besaß.

Von dem letztern wird Siegfried von nun an der Nibelunge genannt. Dieser Name ist mit dem Schatz verknüpft, und der jeweilige Besitzer desselben erwirbt mit dem Horte auch den Namen desselben, so daß auch die Burgunderfürsten später Nibelungen heißen.

Zehn Jahre lang lebte Siegfried in Frieden und Glück mit Kriemhild in seinen Reichen; da sandte König Gunther auf Brünhild's oft geäußerten Wunsch Boten an Siegfried, die ihn zu einem Feste nach Worms laden sollten. Mit reichem, königlichem Gefolge zog er und Kriemhild hin und wurde freundlich empfangen.

Eines Abends saßen Kriemhild und Brünhild bei einander; da sprach Kriemhild: „Ich habe einen Gatten, dem alle diese Lande unterthan sein sollten. So wie der Mond vor allen Sternen an Klarheit steht, so vor allen Helden mein Gemahl, und darüber ist mein Herz fröhlich.“ Stolz versetzte Brünhild: „Ich hörte oft genug sagen, daß Siegfried der Eigenmann König Gunther's ist!“

„So glaubst Du,“ entgegnete Kriemhild, „daß meine Brüder mich an einen dienenden Mann gegeben hätten? Ich bitte Dich freundlich, Brünhild, laß solche Rede in Zukunft sein.“

„Ich will es nicht lassen,“ erwiderte König Gunther's Weib finster, „wie sollte ich auf die Dienste so mancher Ritters verzichten, der uns mit Deinem Manne unterthan ist?“

„Nun,“ versetzte Kriemhild aufgebracht, „wenn Du denn so gewaltig über uns bist, so wundere mich's doch, daß wir Dir noch nie den Tribut bezahlet. Und ich will Dir zeigen, ob ich Dein eigen bin, ich werde vor Dir

mit meinem Gefolge in die Kirche gehen und Du sollst sehen, daß ich reicher bin und eine ebenso adelfreie Königin, wie je eine die Krone trug."

Zornig schieden die Frauen; Kriemhild gebot ihren Maiden, ihre Pracht zu zeigen, und als sie mit ihrem Zuge zum Münster schritt, da offenbarte sie solchen Glanz und Reichthum, daß dreißig Königinnen daran zur Genüge gehabt hätten. Vor dem Münster stand Brünhild und gebot in stolzem Tone der Kriemhild, sie solle zurücktreten und warten. Da versetzte Siegfried's schönes Weib spöttlich: „Ist es auch recht, daß eines Mannes Nebenweib als Königin gebietet? Du bist meines Siegfried's Geliebte gewesen, ehe Du König Gunther's Weib wurdest."

Bei diesen Worten fuhr Brünhild betroffen und bestürzt zurück, und stolz an ihr vorüber schritt Kriemhild zuerst mit ihrem Gefolge in das Münster hinein. Brünhild folgte, und während des Gottesdienstes war ihr Herz ein Spielplatz der wüthendsten Leidenschaften. Von Siegfried verschmäht zu sein, das war ihr ein bitterer Schmerz, den keine Zeit lindern konnte, doch sie war zu stolz, ihn zu äußern und ihre Umgebung in ihre verwundete Brust blicken zu lassen. Jetzt aber machte sie die Entdeckung, daß Siegfried sich seines Sieges auch gerühmt hatte; die verhaßte Nebenbuhlerin Kriemhild stand nun nicht allein glücklich in dem Besitze des treulosen, einst von Brünhild so heiß geliebten Mannes da, sie stand nicht allein an Reichthum, Prunk und Macht über der verschmähten Königin, sondern jetzt hatte sie auch noch den Versuch gemacht, der Gemahlin König Gunther's einen Fleck anzuheften, der dieselbe aufs tiefste erniedrigen mußte. Da flammte die Rache in Brünhild's stolzem Herzen unlösbar auf, sie beschloß, Kriemhild noch weiter zu fragen, sie einer öffentlichen Beschimpfung preis zu geben, indem sie ihre Behauptungen für Lügen erklärte. Siegfried aber mußte sterben, das war die Rache für seine Treulosigkeit und für Kriemhild's Uebermuth.

Als der Gottesdienst beendet war, fragte sie vor dem Münster die schöne Kriemhild: „Sag an, womit willst Du das beweisen, dessen Du mich so schimpflich beschuldigt hast?“ Da zeigte Siegfried's Weib ihr den Ring: „Den zog mein lieber Mann von Deinem Finger, als er bei Dir war,“ sprach sie. „Dieses Gold ist mir gestohlen!“ rief Brünhild, „und ich will den schon ausfindig machen, der es mir nahm!“ — „Willst Du mich auch noch zum Diebe machen?“ entgegnete Kriemhild, „siehst Du diesen Gürtel? Längnest Du nun noch, daß Siegfried Dein Mann war?“

Als Brünhild den Gürtel erblickt, da schweigt sie und geht weinend fort. Dem König Gunther, seinen Brüdern und seinen Helden klagte sie ihr Leid, Siegfried redete ernst und gütlich zu und wollte die Königinnen wieder versöhnen, aber der Haß brannte schon zu lichterloh, Siegfried's Tod wurde von den Burgundenfürsten beschloffen, und Hagen trat an die Spitze derer, die sich zum Tode des Helden verschworen.

Auf Hagen's Rath kleidete König Gunther zweiunddreißig seiner Mannen in fremdes Gewand, sie mußten thun, als kämen sie von den Dänen und Sachsen, die Siegfried schon einmal besiegt hatte, und mußten dem König

Gunther den Krieg erklären. Mit List wollte man den herrlichen Helden erschlagen, da niemand es wagte, ihn offen anzugreifen.

Siegfried war sofort bereit, für Gunther in den Krieg zu ziehen, er rüstete sich und seine Mannen in fröhlichem Muth. Kriemhild aber hegte schwere Sorge um sich und ihren Gemahl, sie ließ Hagen rufen und bat ihn in bewegten Worten, er möge auf Siegfried's Schutz bedacht sein. „Du bist ja mit mir verwandt,“ sagte sie, „Deiner Treue befehle ich meinen Trauten.“ — „Ich will für ihn sorgen, und ihn beschützen, er mag reiten oder gehen,“ antwortete der arglistige Hagen, „sagt mir nur, Frau Kriemhild, wie soll ich ihn behüten?“ In vollem Vertrauen erwiderte die Königin: „Als Siegfried im Blute des Drachen sich badete, da wurde sein Leib unverwundbar, daß keine Waffe ihn verletzen kann. Aber auf seine Schulter fiel ein Lindenblatt; da blieb er verwundbar, und für diese Stelle fürchte ich.“ — „So nähet ein Zeichen auf sein Gewand,“ entgegnete Hagen voller Falschheit, „damit ich weiß, wo ich den Helden im Waffensturm behüten muß.“

Kriemhild erwiderte: „So will ich mit Seide ein kleines Kreuz auf sein Gewand nähen.“ Sie ahnte nicht, daß sie ihrem Siegfried da das Todeszeichen einnähte. Das Verhängniß aber naht mit raschen Schritten und mit furchtbarer Sicherheit, es ist nicht allein der Haß der Bräuhild, welcher den Siegfried vernichtet, sondern noch tiefer wirkt der alte graufige Fluch des Fafnir, den er sterbend über den Besizer des Schatzes aussprach, und der sich nun so erschütternd an dem leuchtenden, herrlichen Helden erfüllt.

Am andern Morgen zog das Heer aus in den vermeintlichen Krieg; als Hagen auf Siegfried's Kleid das Kreuz sah, da frohlockte er, sogleich schickte er zwei seiner eigenen Leute auf einem Umwege zu Gunther, die mußten, als wären sie Feindesboten, um Frieden bitten, der Heereszug wurde abgestellt, die Helden kehrten heim. Um aber eine Gelegenheit zu Siegfried's Mord zu finden, veranstaltete König Gunther nun auf Hagen's Rath eine Jagd im Wasgenwalde, an der Siegfried Theil zu nehmen versprach.

Am Morgen, als die Jäger auszogen, trat Siegfried zu seinem Weibe, er umschloß sie mit seinen Armen und küßte sie auf ihren rothen Mund. Da fing Kriemhild an zu weinen: „Laß Dein Jagen sein,“ bat sie, „ich sah im Traume, wie zwei Eber Dich über die Haide jagten, die Blumen wurden roth von Blut. Ich fürchte, daß man falschen Rath gegen Dich spinnt.“

„Meine liebe Traute,“ entgegnete der Held in großherzigem Vertrauen, „ich lehre ja in wenigen Tagen zurück. Wer von Deinen Verwandten sollte mir denn gram sein? Ich habe es doch um keinen verdient.“ — „Und doch fürchte ich Deinen Fall,“ versetzte Kriemhild; „im Traume gewahrte ich, wie zwei Berge über Dir zusammenfielen, daß ich Dich nimmer wieder sah. Wenn Du von mir scheiden willst, das thut mir im tiefsten Herzen weh.“ Doch mit sorglosem Muth nahm Siegfried Abschied von seinem Weibe, die er nie wieder sah.

Tief in den grünen Wald zogen die stolzen Jäger, voran Siegfried, dann Hagen und König Gunther. Die Jäger trennten sich und die Jagd begann; von dem Lärm der Hunde und dem Hufschall der Jagdgenossen wurde der Schall

so groß, daß die Berge und der dunkle Tann davon erfüllt wurden. Des Tages Meister war der starke Siegfried, seine Hand traf die Elche, die Wildschweine und Hirsche, und seine Beute war unzählbar.

Zur Mittagszeit ließ König Gunther das Horn blasen, da eilten alle zum Sammelplatze. Siegfried traf auf seinem Wege noch einen stattlichen Bären an, dem lief er nach, er fing ihn lebendig, band ihn und nahm ihn vor sich aufs Ross. Auf dem Sammelplatze angelangt, löste er dem Bären die Bande, das Thier wollte entfliehen, da stürzten von allen Seiten die Hunde auf ihn, und nun begann ein wildes Getümmel, der Bär flüchtete zu der Feuerstatt, wo die Köche in voller Arbeit waren, die Kessel wurden umgeworfen, das Feuer zertreten, und niemand konnte den Speer werfen oder einen Pfeil schießen, da man die Hunde zu treffen fürchten mußte. Der Bär brach sich Bahn, er würde seine Freiheit wiedergewonnen haben, wenn nicht der schnelle Siegfried im Laufe ihn eingeholt und mit seinem Schwerte getödtet hätte.

Man setzte sich zum Essen nieder, die reichsten Speisen wurden aufgetragen, aber der Wein fehlte. Hagen entschuldigte sich, daß kein Getränk vorhanden, er hätte die Saumrosse irrthümlich an eine andere Stelle gesandt. Aber einen klaren Quell wußte er in der Nähe, setzte er hinzu, dahin könne man gehen und trinken. Siegfried war dazu bereit — da brachen Gunther und Hagen ihre Treue an dem herrlichen Helden und vergaltten ihm alle seine Dienste mit dem schändlichsten Verrath.

„Ich habe oft gehört,“ sprach Hagen von Tronje, „daß niemand im Laufe dem Gemahl der schönen Kriemhild gleichkommen kann, möchte er's uns doch sehen lassen.“ Siegfried entgegnete: „Das mögt Ihr wohl versuchen, ich will mich zu Euren Füßen niederlegen, ich will auch alle meine Waffen und mein Jagdgeräth tragen. Solche Wette biete ich Euch.“

Hagen nahm an. Sie liefen, aber Siegfried war der erste, der an der breiten Linde anlangte, unter welcher der Quell sprudelte. Er löste sein Schwert und legte es nieder, er legte den Köcher von sich und lehnte den starken Quer an die Linde, und nun beugte er sich zu dem Quell und trank in langen Zügen. Da kam Hagen, zuerst trug er die Waffen fort, dann ergriff er den Speer und zielte nach dem Kreuze auf dem Gewande und warf ihn dem Helden in den Rücken, daß Siegfried's Herzblut dem Mörder über die Kleider spritzte. Solche Schandthat hatte noch nie ein Mann begangen.

Siegfried sprang auf, er schaute nach Schwert oder Bogen, da er nichts fand, ergriff er den Schild, ereilte damit den fliehenden Mörder und schlug auf ihn ein, daß die leuchtenden Zierrathen vom Schildesrande absprangen und Hagen zu Boden gestürzt wurde. Doch von der Todeswunde erblich Siegfried's Farbe, seines Leibes Stärke schwand, er fiel in die Blumen und färbte sie mit seinem strömenden Blute. Die Ritter liefen herzu und klagten um den herrlichen Helden, auch Gunther trat heuchlerisch jammernnd heran. Da sprach der sterbende Siegfried: „Der braucht nicht um den Schaden zu weinen, der ihn angestiftet hat, wenn ich Euren mordgierigen Sinn erkannte, ich hätte vor Euch allen mich wohl bewahrt. Nun möge es Gott erbarmen,

daß ich einen Sohn gewann, niemand soll es ihm dereinst sagen, daß sein Vater von seinen nächsten Verwandten erschlagen wurde.“ Mit seinen letzten Worten wandte er sich an den König Gunther: „Könnt Ihr an irgend einem in der Welt noch Treue üben, so laßt Euch mein liebes Weib befohlen sein, gebetk daran, daß sie Eure Schwester ist und übt alle Tugenden des Fürsten gegen sie. Um mich braucht Ihr nicht zu sorgen, meines Leibes warten mein Vater und meine Mannen. Niemals ward schändlicher an einem Freunde gehandelt.“ Dann rang er mit dem Tode, doch nur kurze Zeit; so kühn und herrlich der Held war, er mußte dennoch sterben.

Seine Leiche legten die Ritter auf seinen goldfarbenen Schild und trugen sie über den Rhein nach Worms zurück, in grausamer Rachewuth ließ Hagen in der Nacht die Leiche des starken Siegfried vor die Thür seines Palastes legen. Am andern Morgen fand ihn ein Diener und stürzte zu Kriemhild, die schrie auf in maßlosem Jammer, daß ihr das Blut vom Munde stürzte, sie eilte zum Thore, mit ihrer weißen Hand hob sie des Todten Haupt auf und rief: „Dir ist Dein Schild nicht zerhauen, Du bist ermordet!“ Siegfried's Mannen, sein Vater und dessen Gefolge kamen und klagten bitterlich um den Tod des Helden.

In kunstreicher Arbeit verfertigten die Schmiede einen Sarg von Gold, Silber und Stahl, man zog dem Helden die blutgetränkten Kleider ab und wusch seinen schönen Leib, in dem kunstvollen Sarge trug man ihn zum Münster. In ungezählten Schaaren drängte das Volk sich herzu und klagte um den milden, freigebigen Helden. Es nahen auch die Burgundenfürsten mit Hagen, und als der Mörder zur Leiche trat, da flossen die Todeswunden aufs neue; Kriemhild erkannte nun unzweifelhaft, daß Gunther und Hagen die Mörder waren, und sie vergaß es nicht.

Am dritten Morgen wurde die Leiche zu Grabe getragen, ein unendlicher Zug geleitete sie. „Gönnt mir noch eine kleine Freude,“ flehte Kriemhild, „laßt mich sein schönes Haupt noch einmal sehen!“ Da öffnete man den Sarg, sie küßte den Helden, ihren Gatten, auf den bleichen Mund, ihre lichten Augen weinten Blut, und in maßlosem Jammer brach sie zusammen, daß sie hinweg getragen werden mußte.

Nachdem Siegfried bestattet war, schickte Siegmund sich an, wieder in sein Land zu ziehen; er bat Kriemhild, ihm zu folgen, doch nichts konnte sie bewegen, die Stätte zu verlassen, wo ihr Gatte begraben lag und wo sie den Mörder desselben erreichen konnte. Selbst die Erinnerung an ihr Söhnchen, das einzige Kind, das sie dem starken Siegfried geschenkt, machte ihren Entschluß nicht wankend, Siegmund trat allein mit seinen Mannen die Heimfahrt an.

Kriemhild blieb in ihrer Trauer in Worms zurück, aller Trost ihrer alten Mutter Ute und ihrer Freunde konnten ihren Schmerz nicht lindern. Nach dem Lieben, den man ihr begraben, hatte sie die größte Noth, die je ein Weib nach dem geliebten Manne gewann. Länger als drei Jahre sprach sie mit Gunther und seiner Umgebung kein Wort. Den großen Nibelungenschatz, den Siegfried ihr als Morgengabe geschenkt, ließ sie nach Worms bringen,

und Wohlthun war nun ihre Freude. Hagen aber fürchtete, daß Kriemhild durch den unerfchöpflichen Schatz sich zu viel Freunde machen würde, und er berebete den König Gunther, daß ihr der Schatz genommen und in den Rhein versenkt wurde. Außer Hagen kannten nur die Burgundenkönige die Stelle, wo er lag, und sie waren daher jetzt die Besitzer des Schatzes, aber auch die Erben des Fluches, der auf ihm ruhte, und dessen Erfüllung nicht ausblieb.

König Egel's Gemahlin war gestorben, er sandte den Markgrafen Rüdiger von Bechlarn gen Worms und ließ bei Gunther um Kriemhild's Hand werben. Hagen rieth dringend ab und sagte: „Wenn Ihr den König Egel kenntet so wie ich ihn kenne, so würdet Ihr, wenn Kriemhild sein Weib wird, um Eure Schuld besorgt sein.“ Doch Giselher hielt dem Hagen mit Festigkeit alles Leid vor, welches derselbe seiner Schwester bereits zugefügt, und Rüdiger wurde angewiesen, seine Werbung bei Kriemhild selbst anzubringen.

Kriemhild empfing den Boten des Königs Egel im Trauerkleide, während ihr Gefolge mit reicher Pracht angethan war, sie hörte Rüdiger's Werbung ruhig an und entgegnete darauf: „Wer mein ganzes Leid kannte, der würde mir nicht zumuthen, je wieder eines Mannes Gemahlin zu werden, denn ich verlor mehr als irgend ein Weib.“ Alles Zureden des Markgrafen, ihrer Mutter und ihrer Brüder half nichts, bis endlich Rüdiger, nachdem er die Macht und den Glanz des Königs Egel geschildert, ihr zurief: „Und wenn Ihr im Hunenlande niemand als mich hättet, ich wollte alles Leid rächen, das Euch jemals zugefügt würde.“

Das Wort zündete, Kriemhild ließ sich von Rüdiger einen Eid schwören, daß er, sobald sie ihn gemahnte, mit aller seiner Macht für sie eintreten wollte, dann erklärte sie sich bereit, König Egel's Werbung anzunehmen. Rasch war alles zur Reise vorbereitet, Kriemhild war, obwohl Hagen ihr den Schatz genommen, noch reich genug, um ihr Gefolge aufs prächtigste auszurüsten. Aus ihrem Heimathlande folgte ihr niemand nach als der Markgraf Edewart, der ihr treu zu allen Zeiten war, und von niemand nahm Kriemhild herzlichen Abschied, als von Giselher, ihrem jüngsten geliebten Bruder.

Tausend Ritter hatte Rüdiger mitgebracht, um seiner zukünftigen Herrin das Geleite zu geben. Als der Zug der Grenze von Egel's Reichem nahte, wurde Kriemhild empfangen von Frau Gotelind, der Gemahlin Rüdiger's, und ihr erstes Nachtquartier in Egel's Landen war Rüdiger's Burg Bechlarn an der Donau. Je näher Kriemhild dem Hoflager ihres zukünftigen Gemahls kam, desto stolzer wurde der Zug, der ihr folgte, aus vielen Völkern schlossen Helden sich an, Kristen und Heiden, und die mannichfachsten Sprachen wurden laut.

König Egel zog der schönen Kriemhild entgegen, vierundzwanzig Fürsten waren in seinem Gefolge, Kriemhild grüßte sie alle freundlich und gewann manches Herz mit reicher Gabe. In Wien wurde das Beilager mit unerhörter Pracht gefeiert, endlose Schaaren tapfrer Ritter tummelten sich vor den Augen ihrer schönen Königin im ritterlichen Spiele. Kriemhild schaute auf die zahllose Menge der Speere und gedachte daran, wie Siegfried, ihr lieber Mann, von Hagen und ihren Brüdern ermordet wurde, und ihre Augen wurden naß.

Am achtzehnten Morgen verließen sie Wien und schifften sich auf der Donau ein, und das Wasser wurde bedeckt von der Unzahl der Schiffe. Als sie nach Egel's Hofburg im Hunenlande kamen, wurde die Königin Kriemhild von ihrem Angefinde begrüßt, sieben Töchter fremder Könige waren unter den Frauen, welche zu ihrem unmittelbaren Gefolge gehörten. Und Kriemhild, das stolze, schöne Weib füllte die Stelle auf König Egel's Thron aus, wie nie seine erste Gemahlin gekonnt, sie herrschte gewaltig in dem Hunenlande und viel tausend Helden dienten ihr. Dem Könige Egel gebar sie einen Sohn, der wurde Ortlieb genannt, und große Freude herrschte darüber in dem ganzen großen Hunenreiche.

Aber aller Glanz und alle Ehre vermochten nicht, Kriemhilden's Herz zu beschwichtigen. Mit bitterem Schmerze dachte sie fort und fort daran, wie glücklich sie bei dem kühnen Siegfried gewesen, und wie sie nun in der Fremde einem heidnischen Fürsten sich hatte hingeben müssen. An dem allen war Hagen schuld, der Mörder ihres geliebten Mannes, und nie kam ihr der Gedanke aus dem Sinn, wie sie doch den Hagen und ihre Brüder in das Hunenreich ledten und sich an ihnen rächen möchte für das unermessliche Leid, das sie ihr angethan.

Einst, als der König Egel bei ihr weilte, bat sie ihn, Boten zu senden nach Worms am Rhein und die Fürsten und Ritter einladen zu lassen zu dem Hunenlande. Egel war sogleich bereit, mit Briefen und mündlicher Botschaft versehen wurden Wärbelin und Swämelin, und Kriemhild rief sie, ehe sie aufbrachen, noch zu sich allein und trug ihnen auf dem Könige Gunther zu sagen, daß dem Hagen die Wege in das Hunenland wohl bekannt wären und daß Hagen dem Könige und seinem Gefolge als Führer dienen müßte. Die Boten ahnten nicht, was das zu bedeuten hatte, daß sie Hagen von Tronje nicht daheim lassen sollten am Rhein, und sie wußten nicht, wie manchem Helden das Leben genommen werden sollte in Folge der Botschaft, welche auszurichten sie sich nun anschickten. Schon der nächste Tag sah sie auf der Reise.

Am Rhein waren die Fürsten zuerst ein wenig erstaunt über die Botschaft, die Egel und Kriemhild ihnen sandten. Hagen rieth aufs dringendste ab, ihm war es grimmig leid, daß seine Herren sich der Rache Kriemhild's preisgeben wollten. Doch der Fluch Fasfir's bewährte auch hier wieder seine unheimliche Gewalt, niemand sah die offenkundige Gefahr, niemand hörte auf Hagen's Rath, Giseler erwiderte spöttisch, wenn Hagen so sehr um sein eigenes liebes Leben besorgt sei, so möge er sein daheim bleiben und diejenigen ziehen lassen, welche Muth hätten. Da schwieg Hagen und rüstete finstern Muthes die Fahrt, aber nicht wie eine Lustreise zu lieben Freunden, sondern wie einen Heereszug in Feindesland, tausend der allerbesten Keden suchte er aus, welche sich wohlbewaffnet dem Zuge anschlossen. Unter ihnen war auch Volker von Alzei, Hagen's vertrautester Freund, der verstand die Geige herrlich zu spielen und hieß davon der Spielmann.

Die Fahrt ging durch Osterfranken, am zwölften Morgen gelangten sie an die Donau. Das Wasser war geschwollen, kein Schiff war zu sehen, da ging

Hagen, einen Fährmann zu suchen. Er hörte, als er suchte, Wasser plätschern, und sah in einem kühlen Duell Wassernixen, welche ihr Gewand abgelegt hatten und sich badeten. Hagen schlich näher und bemächtigte sich der Kleider; um dieselben wieder einzulösen, wahr sagten sie ihm: „Ich warne Dich, Hagen,“ sprach die eine, „lehret wieder um, kommt Ihr zu den Hunen, so seid Ihr betrogen, dort ist Euch allen der Tod bereitet.“

„Euer Trug ist umsonst,“ erwiderte Hagen grimmig, „wie sollte das geschehen, daß man uns alle tödtete? Lieber zeige uns über das Wasser.“ — „Des Königs Kaplan wird allein zurückkehren nach Worms,“ versetzte die andere Jungfrau, „wenn Ihr aber nicht hören wollt, so geht den Strom hinauf, da findet Ihr den Fergen.“ Hagen ging und fand den Fährmann, mit dem gerieth er in Streit und erschlug ihn, das Schiff desselben brachte er zu seinen Herren und setzte das Heer damit über, denn Hagen war ein sehr geschickter Fährmann. Als das Schiff zum letztenmal über das Wasser schwamm und auch der Kaplan mit darin war, stieß Hagen den Pfaffen in das Wasser, aber er schwamm ans Ufer, schüttelte seine nassen Kleider aus und wanderte heim nach Worms. Da erkannte Hagen, daß die Wahrsagung der Meerweiber richtig war, und sein Sinn wurde noch finstret.

Beim Zuge durch das Baierland wurde die Nachhut, die Hagen und Dankwart führten, von dem Markgrafen Gelfrat angegriffen, der den Tod seines Fährmannes an Hagen rächen wollte. Im heißen nächtlichen Kampfe wurde Gelfrat von Dankwart erschlagen, seine Mannen verfolgt und zerstreut, dann eilten die Helden dem Zuge ihres Königs nach und langten am frühen Morgen mit blutigen Schilden wieder bei ihm an. An der Grenze des Hunenlandes erwartete die Nibelungen der Markgraf Edewart, der sprach zu Hagen: „Ihr schlugt den starken Siegfried, man haßt Euch bei den Hunen, hütet Euch wohl, ich rathe Euch das!“

Edewart führte die Könige und ihre Mannen, welche von der langen Reise ermüdet waren, zu Nibiger's Burg. Der edle Markgraf empfing die Gäste freundlich, seine Gemahlin Gotelind und seine Tochter begrüßten nach der Sitte der damaligen Zeit die Gäste mit einem Kuß. Auch den starken Hagen zu küssen hieß Nibiger seine Tochter; da blickte die Jungfrau ihren Vater an, der Mann war ihr so fürchterlich anzuschauen, und als sie dem Winke des Vaters dennoch folgen mußte, da wurde sie bleich und roth.

Giselher, der jüngste der Nibelungenkönige, führte des Markgrafen schöne Tochter in den Saal, nach dem Mahle ließ Volker, der kühne Spielmann, süße Weisen erklingen, und mit lächelndem Munde sprach er zu dem Wirthe: „Euch hat Gott reiche Gnade geschenkt, edler Markgraf, er gab Euch ein liebes Weib und eine schöne Tochter, wenn ich ein Fürst wäre und die Krone tragen sollte, so wollte ich keine andere zum Weibe haben, als Euer schönes Kind. Wie freudig wollten wir alle ihr daheim im Burgundenlande dienen, wenn Giselher, unser Herr, sie zu seinem Weibe nehmen wollte!“

Die Rede des kühnen Spielmannes gefiel allen, die sie hörten, am meisten dem Giselher und der jungen Markgräfin. Man schloß einen Kreis um das schöne Paar, und fragte die Jungfrau, ob sie des edlen Königs Weib

sein wolle. Süße Scham schloß ihr den Mund, wie das so mancher Maid schon begegnet, und doch nahm sie ihn so gern! Giselher aber umfing mit seinen Armen die Geliebte — sie sollte seiner so wenig froh werden!

Vier Tage blieben die Nibelungen zu Bechlarn in Freude und Glück, dann zogen sie weiter. Beim Abschied reichete Rüdiger dem Gernot ein herrliches Schwert, Hagen wies das Gold, das ihm zugebacht war; zurück; „wenn ich irgend etwas begehren soll,“ sprach er, „so möchte ich jenen Schild führen, der dort an der Wand hängt.“ Als die Markgräfin diese Worte hörte, rannen die Thränen aus ihren Augen. „Den Schild trug mein lieber Vater,“ sagte sie, „im Kampfe ist Robung gefallen, und wenn ich sein gedente, muß ich immer weinen.“ Mit ihren weißen Händen nahm sie den herrlichen Schild von der Wand und gab ihn Hagen. Noch einmal spielte Volker seine süßesten Weisen und Lieber, Giselher küßte seine schöne Braut, dann bestiegen die Helben ihre Rosse und ritten von dannen, der Hofburg König Egel's zu.

Am Hofe des Hunenfürsten weilte unter vielen anderen Fürsten auch Dietrich von Bern, der vielberühmte Held, aus dessen Wunde Feuer ging, wenn er in heißen Kampfesjorn gerieth. Dietrich ritt den Nibelungen entgegen und begrüßte sie, und auch er wiederholte gegen Hagen die Warnung. Als Kriemhild aber hörte, daß alle ihre Brüder und auch Hagen gekommen waren, da frohlockte sie und rief: „Wer mir zugethan ist, der gedente nun meines Leibes, und ich will ihm immer hold sein.“ Als die Helden in dem weiten Königsaaie erschienen, küßte sie nur den Giselher — da band Hagen seinen Helm fester; „nach solchem Gruße müssen wir uns wohl bedenken,“ sagte er.

Auch auf Hagen trat Kriemhild zu und fragte ihn höhnißch, ob er ihr etwa den großen Schatz wiederbringe, den er ihr genommen. Trotzig erwiderte der Held mit den breiten Schultern und dem eisgrauen Barte: „Den Teufel bringe ich Euch, ich habe an meinen Waffen genug zu tragen gehabt.“

Gunther's Mannen wurden in einer andern Herberge untergebracht, als ihre Herren, Hagen witterte darunter schon den Verrath. Mit seinem Freunde Volker ging er in den Hof der Burg hinab und setzte sich mit ihm auf eine Bank. Kriemhild sah die beiden sitzen, da rief sie ihre Mannen an, ihr Leid zu rächen, und sechzig Hunenkrieger wappneten sich, um die beiden Nibelungen zu erschlagen. Doch als die Schaar leise näher schlich, da legte Hagen über seine Knie ein breites Schwert, Kriemhild kannte es wohl, von Gold war sein Griff, sein Knäuf ein leuchtender Jaspis, ehedem hatte der kühne Siegfried diese Waffe, den Balmung, geführt. Und auch Volker legte auf die Bank einen Fiedelbogen, der war lang und scharf; da fürchteten sich die Hunen, niemand wagte näher zu treten, ungefährdet kehrten die beiden Nibelungen zu ihren Herren in den Saal zurück.

König Egel begrüßte die Helden zuvorkommend, ein reiches Mahl wartete ihrer, alles was sie wünschten wurde ihnen gebracht. Als die Nacht nahte, führte man sie in einen herrlich geschmückten Saal, in dem die prächtigsten Betten standen, da legten sich die Helden zur Ruhe. Als Schildwache aber setzte sich an die Thür des Hauses der grimme Hagen, und neben ihn

setzte sich Volker, sein treuer Freund, der kühne, starke Spielmann. Seine Waffe legte er zur Seite und holte seine Geige, seine kunstgeübte Hand ließ die Saiten so süß erklingen, daß den Nibelungenhelden oben im Saal alle Sorgen schwanden und sie in den Schlummer gewiegt wurden, so sanft als ruhten sie daheim in ihrem Königspalaste am Rhein. Da legte der Spielmann seine Waffen wieder an und stellte sich an die Thür. Mitten in der Nacht sah Volker Helme scheinen, er rief Hagen an seine Seite, und als die Hunenkrieger, die sich heranschleichen wollten, auf solche Weise die Thür behütet fanden, da wichen sie muthlos zurück, verhöhnt von Volker's verächtlichen Worten.

Dem Spielmann wurden die Panzerringe kühl, der Morgen nahte, die Nibelungen erwachten. Sie wollten herrliche Kleider anlegen, aber Hagen rief: „Statt der Rosen sollt Ihr nun die Waffen in der Hand tragen, statt der zierlichen Hüte die guten Helme, statt der reichen Mäntel die breiten Schilde, heute müssen wir streiten, das sage ich Euch!“ Die Helden folgten diesem Rathe, in geschlossenem Zuge gingen sie zum Münster, und als Egel verwundert fragte, warum sie die Waffen nicht abgelegt hätten, antwortete Hagen, Sitte sei es bei ihnen, an jedem Feste drei Tage lang bewaffnet zu erscheinen.

Am Nachmittage wurde ein glänzendes Turnier veranstaltet, der Abend fand die Gäste in König Egel's weitem Saale an reich besetzter Tafel, die Nibelungenhelden ließen sich's wohl sein. Doch während die Herren schmauseten und freundlich mit König Egel und seiner Gemahlin sprachen und Egel's jungen Sohn Ortlieb, der herbei getragen wurde, begrüßten, begab sich der Hunenfürst Blödelin, angereizt durch Kriemhild, zu der Herberge, wo Gunther's Knechte weilten, und fiel über sie her. Diese wehrten sich tapfer und erschlugen Blödelin und seine Schaar, aber nun drangen die gereizten Hunen zu Tausenden heran, alle Knechte des Königs Gunther wurden erschlagen, allein von allen blieb Dankwart zurück, Hagen's Bruder, auf den nun von allen Seiten die Hunen eindrangen. Er brach sich Bahn, er kam vors Haus, durch Tausende seiner Feinde schlug er sich hindurch, und mit Blut übergossen, das scharfe Schwert in der Hand, trat er in die Thür zu des Königs Festsaal und rief laut hinein: „Ihr sitzt allzu lange, Bruder Hagen, Gott vom Himmel klage ich unsere Noth, Ritter und Knechte liegen von der Hunen Hand in der Herberge erschlagen!“

Da sprang Hagen auf: „Bruder Dankwart!“ rief er, „hütet die Thür und laßt niemand hinaus, ich will mit den Hunenhelden reden. Nun wollen wir das rechte Fest feiern und Minne trinken in des Königs Wein!“ Und damit schlug der furchtbare Mann dem Kinde Ortlieb das Haupt ab, daß es der Mutter in den Schoß sprang, des Kindes Erzieher wurde erschlagen, dem Spielmann Wärbelin, der die Einladung nach Worms brachte, hieb er die rechte Hand ab, und nun schwang auch Volker seinen scharfen Fiedelbogen, Gunther, Gernot und Giselher ließen ihre Schwerter erklingen. Umsonst versuchten die Hunen aus dem Saale zu entfliehen, zu Dankwart hatte sich Volker an die Thür gestellt; „Freund Hagen!“ rief der kühne Spielmann,

„nun ist des Saales Thür von zweier Helben Händen also verschlossen, als wären tausend Riegel davor!“

In dem Saale befand sich Dietrich von Bern mit seinen Mannen, in dessen Schutz flüchteten sich Kriemhild und Etzel, und sie wurden von ihm mit Gunther's Einwilligung aus dem Saal geführt, auch Rüdiger mit den Seinen verließ den Saal, dann begann der Streit von neuem, bis der letzte der Hunen erschlagen war. Da legten die Nibelungen die Waffen aus den Händen und ruhten, Volker und Hagen aber traten höhrend in des Saales Thür und zeigten sich, auf ihre Schilde gelehnt, den zahllos versammelten Hunenkriegeren. Auf Giselher's Rath warfen sie die Todten, neun tausend an der Zahl, aus dem Saale die Treppe hinab, und bereiteten sich zum neuen Streite.

Hagen war unerschöpflich in seinen Spottreden, so schweigsam der grim-mige Mann sonst auch war, er verhöhnte den König Etzel und seine Gemahlin so schonungslos, daß Kriemhild dem den ganzen Schild mit Gold zu füllen und ihn reich an Land und Burgen zu machen versprach, der ihr Hagen's Haupt brächte.

Iring, Markgraf von Dänemark, wollte den hohen Preis gewinnen, mit ihm waffneten sich Irnfried von Thüringen und der starke Hawart. Als Volker sie nahen sah, rief er seine Herren zum Streite. Iring deckte sich mit seinem Schilde, erfaßte den Speer und stürmte auf Hagen ein, der Schall ihrer Waffen Klang durch den weiten Saal, keiner vermochte den andern zu fällen. Iring ließ von Hagen ab und versuchte seine Kräfte an den Königen, doch auch umsonst, da streckte er vier von den Mannen Gunther's nieder. Giselher sah es und versetzte dem Markgrafen einen so gewaltigen Schlag über den Kopf, daß Iring betäubt zusammenstürzte. Er sprang wieder auf und warf sich auf Hagen, mit seinem guten Schwerte Wasse schlug er dem Tronjeter eine Wunde durch den Helm, dann entrann er dem Zorne des Verwundeten und entkam fliehend aus dem Saale. Als er aber zum zweitenmale wiederkehrte, fand er von Hagen's Hand den Tod. Da traten Irnfried und Hawart mit tausend Helben in den Streit. Aber vor Volker und Hagen mußten sie beide ihr Leben lassen, unter ihren Mannen richteten die Burgunden ein so fürchterliches Blutbad an, daß man das Blut der Männer von den Stiegen fließen sah. Sie mußten alle sterben. Da setzten die Nibelungenhelden sich auf die Leiber der Erschlagenen und ruhten aus von ihrer Arbeit. Noch einmal, als es schon zu dunkeln begann, stürmten die Hunen von allen Seiten heran, doch keinen Schritt breit ihres Saales gaben die Helben vom Rheine preis, und vor ihren Schwertern häuften sich die zu Tode Getroffenen, die Feinde mußten weichen.

Die Nacht brach herein, da bekehrten die Nibelungen in ihrer Noth den König Etzel zu sprechen. Er kam heran, Gunther hielt ihm vor, wie sie im Vertrauen auf seine Freundschaft vom Rheine hergekommen wären; „alles mein Gefinde,“ rief der König, „liegt vor Deinen Helben todt, was haben wir Euch gethan, daß Ihr uns nun an das Leben geht?“ — „Was uns geschehen soll,“ sprach Gernot, „das laßt bald über uns ergehen! Ihr seid so viele gesunde Helben, wie lange sollen wir Sturmesmühen noch in solcher

Arbeit stehen?“ — „Schwester mein!“ rief der junge Giselher, „bin ich Dir nicht immer getreu gewesen? Ich that Dir nie ein Leid, Du mußt Gnade an uns üben, es kann ja nicht anders sein!“ — — „Gebt mir den Einen Hagen,“ erwiderte Kriemhild, „so will ich Euch leben lassen, denn Ihr seid meine Brüder und Einer Mutter Kinder!“ Aber Gernot versetzte rasch: „Davor behilte uns Gott im Himmel! Ob wir unser tausend wären, wir wollten alle eher todt liegen, als den Mann in Deine Hände geben.“

Da trieb Kriemhild die Hunenhelden wieder zu dem Saale heran, ganze Schilde voll Gold bot sie, und von allen Seiten sausten die Speere auf die Helden nieder, daß ihre Schilde davon gespickt wurden. Auf der Königin Befehl wurde Feuer an den Saal gelegt, bald lohten die Flammen empor und brachten den Helden furchtbare Qualen. Sie traten an die Wände des Saales und deckten sich mit ihren Schilden gegen die herabfallenden Brände. Einem der Mannen erpreßte der entsetzliche Durst einen Weheruf, da wies Hagen auf die Blutlachen und rief: „Hier ist genug des Weines, wen dürstet, der trinke!“ Und in ihrer Qual lösten die Helden das Helmband, sie beugten sich und tranken das Blut. Die ganze Nacht hindurch brannte der Saal, als der Morgen kam, rauchten die Trümmer noch, aber in den geschwärzten Mauern standen ungebeugt die Nibelungenhelden, am Eingange hielten Volker und Hagen immer noch die unnahbare Wacht.

Aber Kriemhilden's Rache schlief nicht, um König Etzel's Thron stand noch mancher tapfre Held, einer der herrlichsten war Rübiger, Markgraf von Bechlarn. An ihn wandte sich jetzt die Königin und gemahnte ihn des Eides, den er ihr geschworen, als er in Etzel's Namen zu Worms um sie warb. Vergebens wandte Rübiger erschreckt ein, daß er es ja sei, der die Gäste in das Hunenland gebracht, daß er sie in seinem Hause beherbergt, daß er seine Tochter dem jungen Giselher verlobt habe, vergebens bat er den König Etzel, er möge alles wiedernehmen, was er ihm gegeben, Land und Burgen, und möge ihm dafür diesen schrecklichen Gang erlassen — Kriemhilden's Racheburst war nicht zu löschen und ihr Herz war unbeweglich. Da sprach Rübiger: „So laßt mein Weib und mein Kind Eurer Gnade befohlen sein!“ und mit gebrochenem Herzen hieß er seine Mannen sich waffnen um gegen die Burgunden zu kämpfen.

Giselher sah seinen Schwiegervater nahen, da rief er freudig aus: „Nun kommt uns Hilfe! Der Freund, den wir auf diesen Wegen gewonnen, dessen sollen wir froh werden!“ Aber Volker, der kühne Spielmann, entgegnete dem Jünglinge: „Ich weiß nicht, wessen Ihr Euch tröstet! Sahet Ihr schon jemals Freunde, die helfen wollen, herzugehen, den Helm auf dem Haupte und das Schwert in der Hand?“

Vor der Saalthür setzte Rübiger seinen Schild vor seine Füße und rief: „Ihr kühnen Nibelungen, nun wehrt Euch alle! Ihr solltet Hilfe von mir erwarten, nun streite ich gegen Euch, ehemals waren wir Freunde, der Treue muß ich ledig sein!“ Da erschraden die Helden in ihrer Noth, daß sie gegen den kämpfen sollten, der ihnen so theuer war. „Ich kann es nicht glauben,“ sprach König Gunther, „was Ihr sagt, edler Markgraf, wolle Gott im Him-

mel geben, daß Ihr die Treue achtet, die wir uns geschworen.“ — „Ich kann nicht anders,“ erwiderte der Markgraf, „ich muß gegen Euch streiten, ich habe es geschworen, und König Egel's Weib will mir den Eid nicht erlassen.“ — Gunther erwiderte: „Wollt Ihr denn alle Liebe und Treue vergessen, die Ihr uns erwiesen zu Wehlarn in der Burg? Sollen wir niemals Euch bei uns daheim sehen zu Worms am Rhein, und Euch vergelten, was Ihr an uns gethan?“ — „Wollte Gott,“ versetzte der edle Markgraf, „daß Ihr am Rheine wäret, und ich wäre mit Ehren todt! Von keinem wurde noch je so blutige Pflicht verlangt, als von mir!“ — „Edler Markgraf,“ sprach Gernot, „setzt dieses Schwert an, das Ihr mir selber gabet. Es hat mich nicht verlassen in aller dieser Noth, von seiner Schärfe liegt mancher Ritter dahingestreckt, soll ich diese Waffe nun gegen Euer eigenes Haupt erheben?“ — „Wollte Gott, Herr Gernot,“ entgegnete Rübiger, „daß Ihr diese Waffe am Rhein trüget, und daß alle Eure Freunde hier aus ihrer Noth wären.“

Zuletzt wandte auch der junge Giselher sich an den Vater seiner Braut und fragte: „Edler Rübiger, wollt Ihr Eure Tochter so früh zur Wittwe machen?“ — „Gott wolle uns gnädig sein!“ rief der Markgraf und wollte sich verzweiflungsvoll in den Kampf stürzen, da hielt Hagen ihn noch auf: „Ich stehe in großen Sorgen,“ sprach der Held, „der Schild, den Frau Gotelind mir gab, den haben die Hunen mir zerhauen an der Hand, wollte Gott, daß ich mich mit einem so guten Schilde schirmen könnte, als Ihr an Eurer Hand tragt, edler Markgraf!“ Da reichte Rübiger dem Feinde seinen eigenen Schild. „Mag Kriemhild zürnen,“ sprach er, „sei es darum, nimm den Schild, und wolle Gott geben, daß Du ihn im Burgundenlande trügest!“ Da wurden den Helden die Augen naß, als sie solchen Edelmutz des Markgrafen sahen, und wie grimmig Hagen auch war und wie zornig sein Muth, da wurde sein Herz ihm weich, er trat in den Saal zurück und sagte: „Nun mag der Kampf sich wenden wie er wolle, gegen Euch, Herr Rübiger, hebe ich mein Schwert nicht auf!“

Da stürzte der Markgraf mit seinen Mannen in den Kampf, sie fielen alle von der Hand der Nibelungen, Rübiger wurde von Gernot mit demselben Schwerte erschlagen, welches der Markgraf ihm geschenkt, doch der letzte Streich, den Rübiger führte, war auch der Todesstreich für Gernot.

Daß Rübiger erschlagen war, weckte überall unendliche Klage, denn jeder hatte den ehlen Markgrafen geliebt. Dietrich von Bern sandte seinen alten Meister Hildebrand, um selber zu sehen, ob die schlimme Kunde Wahrheit sei. Der ging zu den Nibelungenhelden in voller Rüstung, ihn begleiteten alle Mannen des Königs Dietrich, die tapferen Amelungen, deren vortrefflichster Held der junge Wolfhart war. Hildebrand trat an den Eingang des Saales und forderte von den Nibelungen die Leiche Rübiger's, um dieselbe zu bestatten. Hagen versagte sie ihm, da er dem König Egel, der tief um Rübiger trauerte, nichts zu Liebe thun wollte. Auf Hagen's barsche Worte gab Hildebrand harte Antwort, und von Zorn hingerissen griff Wolfhart zum Schwerte, das war das Zeichen zum allgemeinen Kampfe. Wie müde die Nibelungenhelden waren, sie schlugen doch noch alle Amelungen nieder. Wolfhart und Giselher tödteten

sich gegenseitig, von der Hand des grimmigigen Hildebrand fiel Volker, der kühne Spielmann. Als Hagen seinen Freund fallen sah, warf er sich voller Wuth auf Hildebrand, mit Balung, dem Nibelungenschwerte, traf er des Feindes Helm, daß die Funken wie Feuerflammen aus dem Stahle sprühten, und er schlug dem Amelungenhelden eine tiefe Wunde. Da warf Hildebrand den Schild auf den Rücken und entfloh aus dem Saale, in welchem König Gunther und Hagen als die letzten der Nibelungenhelden zurückblieben. Der Tod hatte furchtbare Ernte gehalten, er hatte, wie es in dem alten Liede heißt, ein reiches Gefinde gefunden.

Von Blut überströmt kam Hildebrand zu seinem Herrn und verkündete ihm, was geschehen. Als König Dietrich hörte, daß alle seine Helden vor den furchtbaren Nibelungen gefallen waren, da gebot auch er sein eisernes Kampfgewand herzubringen, gewaffnet ging er zu dem Saale und forderte, daß beide Helden, König Gunther und Hagen, sich ihm gefangen geben und ihm Buße entrichten sollten für seine erschlagenen Helden. Ihr Leben solle geschont werden, und mit seinem Worte wollte er Bürge dafür sein, daß König Gunther und sein Vasall wieder gen Worms zum Rheine kämen. Aber Hagen erwiderte trotzig: „Das wolle Gott verhüten, daß zwei so kühne Männer wie wir sind, sich einem Feinde ergeben, so lange wir noch in Waffen ihm gegenüber stehen.“

Da griff Dietrich zum Schwerte, von der Hand des Amelungenkönigs wurden Gunther und Hagen besiegt und gefesselt zu Kriemhild gebracht. Die empfing mit grimmigter Freude ihre Feinde, sie ließ den König Gunther in ein festes Gewahrsam bringen, dann trat sie zu Hagen heran und sprach: „Gebt mir den Nibelungenhort zurück, den Ihr mir genommen habt, so sollt Ihr frei sein.“ — „Die Bitte ist verloren, edle Königin,“ versetzte Hagen, „ich habe geschworen, daß ich niemand den Ort verrathen will, wo der Schatz versenkt liegt, so lange einer meiner Herren lebt.“ Da ließ Kriemhild dem König Gunther das Haupt abschlagen und trug es zu Hagen. Als der seines Herrn Haupt erblickte, da rief der Held aus: „Ihr habt es nach Eurem Willen zu einem Ende gebracht, und es ist auch alles so ergangen, wie ich es dachte. Nun ist von Burgunden der edle König todt, Giselher der junge und auch Gernot, den Schatz weiß nun niemand als Gott und ich allein, Euch aber soll er verborgen sein auf ewig!“ *) Da rief Kriemhild: „So bleibt mir

*) Es könnte befremden, daß Kriemhild, welche um ihre Rache befriedigen zu können, ihre Heimath verließ, sich einem heidnischen Fürsten verband und alle ihre Brüder opferte, jetzt bereit ist, um des Schatzes willen diese lange vorbereitete Rache auszugeben. Aber wir müssen bedenken, welche bedeutungsvolle Rolle der Schatz und der an ihm haftende Fluch in der ganzen Sage spielt. Karl Lachmann erklärte sogar, daß der Schatz mit seiner verderblichen Wirkung der tiefste Grund sei, auf welchem das ganze Heldengedicht aufgebaut sei. Wir werden es also völlig gerecht finden, wenn der Dichter uns am Ende des großartigen Epos auch Nachricht über das Verbleiben des Schatzes gibt. Denn erst dadurch, daß der Schatz den Elementen zurückgegeben und dadurch der Fluch, der auf ihm haftet, gegenstandslos gemacht wird, erhält die ganze Sage ihren naturgemäßen Abschluß.

nur noch Siegfried's Schwert, das trug mein trauer Gatte, als ich ihn zuletzt sah." Sie zog es aus der Scheide und hieb dem grimmen Hagen das Haupt damit ab. Als aber Hildebrand den besten Helden von eines Weibes Hand gefällt sah, da sprang er zornig auf Kriemhild ein und tödtete sie durch einen schweren Schwertstreich.

Da lagen überall die Leichen, so viel Ehre war in den Tod gegangen, und mit bitterm Leide war beendet des Königs Freudensfest, so wie aus aller Liebe ja immer Leid erwachsen muß. Von all den hehren Helden waren nur die beiden Könige und Hildebrand noch übrig, um ihre gefallenen Freunde zu beweinen. —

So schließt das großartige Helbengebicht in dem Tone tiefster Wehmuth. „Aus aller Liebe muß ja Leid erwachsen!“ das ist der Gedanke, der in dem ganzen Gebichte durchgeführt wurde und nun, mit so bewegtem Gefühl ans Ende gesetzt, daran erinnert, wie alles Edle und Schöne auf Erden vergeht.

Wenn wir nun den Inhalt des Gedichtes genauer betrachten und namentlich die einzelnen Personen schärfer ins Auge fassen, so erkennen wir leicht, daß menschliche und übermenschliche Gestalten namentlich in der ersten Hälfte des Epos neben einander stehen. Die Kraft des Siegfried, vermöge welcher er z. B. einen Weg von hundert Tagereisen zu Schiff in vierundzwanzig Stunden zurücklegt, seine Unverwundbarkeit, sodann seine Attribute, das Ross Grani, dessen Abstammung von demrosse des Götterkönigs ausdrücklich bemerkt wird, das Schwert Balmung, das zugleich einen Ambos spaltet und eine Wollfleder, die auf dem Wasser schwimmt, zerschneidet, die Tarnkappe, welche unsichtbar macht — alles dieses deutet darauf hin, daß der kühne Siegfried, obwohl spätere Lieder ihm in Siegmund und Sieglind Eltern gaben und ihm eine bestimmte Heimath anwiesen, ursprünglich eine Göttergestalt sei, welche im Laufe der Zeit mehr und mehr mit menschlichen Zügen versehen und zum Menschen gemacht wurde. In dieser Ansicht bestärkt uns die Umgebung, in welcher wir Siegfried gewahren. Ihm sind unterthan die Nibelungen, d. h. die Söhne des Nebels, der Finsterniß, die nach der germanischen Göttersage in stetem Kampfe mit den Asen, den lichten Göttern, lebten, seine Geliebte ist Brünhild, d. h. die im Harnisch kämpfende, eine Walkyre, eine Schlachtenjungfrau Odin's. In ihre Burg, die von der Waberlohe undurchbringlich eingehüllt ist, reitet Siegfried ungefährdet auf seinemrosse Grani ein, in welchem man eine Personifikation der Wolke erblicken kann.

Durch alle diese Beziehungen veranlaßt, haben namhafte Gelehrte es versucht, die ganze Nibelungen Sage symbolisch zu erklären. Im ersten Theile des Liedes stieß dieses Bestreben nicht nur auf keine Schwierigkeiten, sondern die Leichtigkeit, mit welcher der ganze Inhalt der Sage sich an mythologische Gestalten anknüpfen ließ, schien mit Bestimmtheit darauf hinzudeuten, daß der richtige Weg betreten sei. Aber der zweite Theil des Epos zeigt einen so energisch ausgesprochen historischen Charakter, daß alle Versuche, auch hier symbolische Erklärungen anzubringen, mindestens höchst gewagt erscheinen mußten.

Anderer Erklärer waren daher der Meinung, der ganze ursprüngliche Kern der Sage sei geschichtliche Thatsache, und das Uebermenschliche sei der Sage

später beigemischt worden, wie die Menschen ja überhaupt zu allen Zeiten mit großer Vorliebe die Thaten ihrer Heroen ebensowohl wie die Heroen selber idealisirten und ihnen göttlichen Ursprung zuschrieben.

Weder die eine noch die andere Art der Erklärungen gibt völlig befriedigende Antworten auf alle Fragen, die gestellt werden müssen, wohl aber bleibt keine wichtige Frage offen, wenn beide Arten der Erklärungen vereint angewandt werden. Wir wollen zuerst die symbolische und dann die historische Erklärung der Nibelungenfage in der Kürze betrachten.

Die Franken, unter welchen die Nibelungenfage vorzugsweise einheimisch war, verehrten als obersten Gott den Wodan. Während andere Götter den ihnen zugetheilten engeren Kreis ihrer Wirksamkeit nicht überschreiten konnten, war Wodan's Wesen ein umfassendes, ein selbständiges, abschließendes; er war die alldurchdringende, schaffende und bildende Kraft, er verlieh den Menschen und allen Dingen Gestalt und Schönheit, von ihm ging die Dichtkunst aus, sowie die Lenkung des Krieges und der Sieg, er verlieh die Fruchtbarkeit der Felber, alle höchsten Gaben und Güter hingen von ihm ab. So wie alle Vorgänge in der äußern Natur in Wodan's Wesen ihre Begründung fanden, so schien den Franken auch das Leben Wodan's seine Wurzeln in allem dem zu haben, was freudevoll und schön und herrlich ist in der äußern Welt, und in den wechselnden Zeiten des Jahres erblickte man die wechselnden Schicksale des obersten Gottes. Dieser Auffassung entsprach der Kultus Wodan's und ihr verdankten die höchsten Feste ihre Entstehung und ihre Begründung; in heiligen, uralten Liedern wurde dieser Auffassung Ausdruck gegeben, das Volk sang sie im Chore bei den großen Festen des Gottes. Im Frühling, wenn der Kampf der Jahreszeiten am heftigsten ist, wenn erstarrende Kälte und belebende Wärme sich gegenseitig zu überwinden streben, dann erwacht der Gott aus seinem Todeschlummer und zieht in den Kampf gegen den Wolken-drachen, der das Licht des Himmels verhüllt, er tödtet den Drachen und entreißt ihm den Schatz des Himmels, den Segen der Wolke. Dann wirbt der Gott um seine Gemahlin, das ist die Frühlingssonne; die Strahlengluthen, die sie umgeben, sind eine feurige, flackernde Lohe, in deren Mitte sie schläft, der Gott muß dieselbe durchreiten, um sie zu erwecken und sich zu erringen. Im Sommer herrscht Wodan mit seiner Gemahlin Brünhild, der im leuchtenden Panzer Kämpfenden, als unbestrittener König der Erde, und da er durch seinen Sieg Friede und Freude bringt, so heißt er Siegfried. Aber die winterlichen Mächte, über die er gesiegt, bereiten ihm den Tod. Die lichten Tage nehmen ab, die Herrschaft der Kinder der Dunkelheit, der Söhne des Nebels, der Nibelungen, wird mächtiger, mit ihren Listten umstriden sie den lichten Siegfried und die leuchtende Brünhild; eine Nibelungin, Kriemhild, d. h. die verhüllte Kämpferin, eine Göttin der Nacht, lockt den Siegfried in ihre Netze, er vergift seine Brünhild und wird Sklave der Nibelungen, mit dem Nibelung Gunther wechselt er die Gestalt, durchreitet noch einmal die Flammenburg, und Siegfried selber überliefert den Nibelungen nun Brünhild, sie wird Gunther's Weib. Doch nachdem Siegfried den Nibelungen alle Dienste erwiesen, die sie von ihm begehren, da beschließen sie seinen Tod; der Nibelung

Hagen erschlägt ihn, der lichte Gott ist todt, das Reich der winterlichen Nacht bricht herein. Beim Beginn des Winters errichteten die Franken Scheiterhaufen, legten Kostbarkeiten darauf nieder und ließen sie von den Flammen verzehren. Dem Gott, der ihnen den lichten Sommer geschenkt und der nun erschlagen war, wurden gleichsam die letzten Ehren erwiesen. Die Nibelungen hatten nun das Reich allein, und sie herrschten, bis im Frühling Siegfried wieder erwachte.

Dieser Mythos von Woban enthält alle Grundzüge des ersten Theiles der Nibelungensage, und dieser erste Theil mag wohl seinen wesentlichen Inhalt der Göttersage verdanken. Diejenigen Erklärer, welche nun auch noch auf den zweiten Theil die Deutungsweise des ersten Theiles anwenden wollen, knüpfen an den Fluch an, welcher auf dem Schatz liegt, nämlich daß der Schatz allen seinen Besitzern Verderben bringen soll. In der nordischen Fassung wird dieser Fluch bekanntlich von dem sterbenden Fasnix ausgesprochen, der deutschen Sage ist er unbekannt. Auch will man in Dietrich von Bern die Gestalt des Donnergottes erkennen.

In dem klar ausgesprochenen Inhalte des zweiten Theiles des Nibelungensieges läßt sich jedoch keinerlei Art von Symbolik finden, wenn man den Thatfachen nicht Gewalt anthun will, ganz abgesehen davon, daß es große Bedenkllichkeiten hat, Symbolik in den Dichtungen eines Volkes zu suchen, welches in allen seinen Anschauungen so ganz und gar auf dem Boden des Wirklichen, Thatsächlichen stand, wie das deutsche, dessen Götter selbst nichts weiter als Personifikationen der sichtbaren Ausßerungen der Naturkräfte waren. Während vor noch nicht langer Zeit die Erklärer mit Vorliebe der symbolischen Deutung unserer Sage sich bestreigten, scheint man schließlich sich doch mehr der historischen Erklärung zuwenden zu wollen, und wenn einzelne symbolische Züge des ersten Theiles sich auch nicht werden hinwegläugnen lassen, so dürfte die Geschichte doch wohl der festeste Grund für den sein, der die Entstehung der Nibelungensage erforschen will.

Die historischen Erklärer finden in der Gestalt Siegfried's den ripuarischen oder den austraischen König Siegbert, oder beide verschmolzen zu einer Gestalt. Siegbert der Ripuarier erfocht große Siege über Dänen und Sachsen, vermählt war er mit Brünhild, seine Brüder waren Guntram und Chilperich, dessen Weib Fredegunde den Siegbert mitten in seiner jugendlichen Siegesherrlichkeit ermorden ließ. Guntram hatte einen Feldherrn Namens Heune (Hagen), der mit dem Könige in einem hohlen Berge einen großen Schatz gefunden hatte und nachher von Fredegunde getödtet ward. Brünhild wäre nun in der Sage mit ihrer Schwägerin Fredegunde verwechselt. Mit Guntram sollte ferner ein älterer Burgundenkönig Gundarik oder Gundahar verschmolzen sein, der im Jahre 473 mit zwanzigtausend seiner Krieger von den Hunen erschlagen wurde. Auch wird ein König Gundobald von Burgund genannt, der die Familie seiner Nichte Chrodihilde vernichtete und dieselbe dann, obwohl vor ihrer Rache gewarnt, dem noch heidnischen Frankenkönige Klobwig zur Gattin gab. Sie reizte dann ihren Gemahl gegen den feindlichen Oheim an, und der Untergang Burgunds im Jahre 538 war die endliche Folge.

Wie wir sehen, weisen viele geschichtliche Thatsachen mit großer Bestimmtheit der Nibelungensage als Heimath die fränkischen Lande an. Auch der Name von Brünhild's Burg, der Hfenstein, Hffelstein (nicht etwa Island), deutet auf eine Gegend, in welcher Franken saßen. In der Gnitahaide hat man das Moor von Gent erkannt, die Wohnung des Zwerges Andvari sollte Antwerpen sein. Daß mehrere burgundische Fürsten, die nicht einmal genau denselben Namen führen, in der Sage zu Einer Person verschmolzen wurden, kann uns nicht wundern, dergleichen trifft man unter ähnlichen Verhältnissen oft an. Wenn nun auch die Art der Erklärung, welche auf historische Thatsachen zurückzugehen sich bemüht, nicht alle Fragen nach jedem einzelnen Punkte der Sage beantwortet und auch schwerlich jemals wird beantworten können, so werden wir die historische Erklärung der Nibelungensage doch im Grundsatz festhalten müssen, da sie auf dem einfachsten Wege uns zu dem sichersten Ziele führt*).

Nachdem wir den Inhalt unseres Helbengebichtes uns genauer betrachtet, werfen wir auch auf die äußere Form einen Blick. Die Zeit, in welcher das Nibelungenlied die Form erhielt, in welcher wir es kennen, wird das letzte Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts sein, den Ort seiner Abfassung werden wir im Herzogthum Oestreich zu suchen haben. Daß der letzte Uebersetzer ältere, alliterirende Gedichte vor sich hatte, darauf deuten schon die Stabreime der Namen der Hauptpersonen hin: Siegmund, Sieglinde, Siegfried, und wiederum Siebich, Gunther, Gernot, Giselher. Diese Uebersetzung ist uns, wiederum vielfach überarbeitet und verdorben, in einer Anzahl von Handschriften erhalten worden. Auf Grund dieses Materials und geleitet durch eine genaue Kenntniß des Stoffes, eine streng geschulte Kritik und einen feinen Takt hat Karl Lachmann zwanzig Lieder ausgeschieden, welche das Älteste und Echteste des Epos enthalten, sie sind zusammengestellt in der bereits erwähnten Ausgabe. Die Form ist die sogenannte Nibelungenstrofe; sie besteht aus acht Halbversen, von denen die ersten sieben je drei, der achte vier jambische Versfüße enthält, zwei Halbverse treten jedesmal zu einer Langzeile zusammen, deren letztes Wort den männlichen Endreim trägt. Weibliche Reime kennen die echten Strofen nicht, ebenso wenig Reime inmitten der Langzeile**). Neuere Dichter, welche sich der Nibelungenstrofe bedienen, setzen in jeder Langzeile statt des vierten jambischen Fußes einen Anapästus, im Urtext findet das in den meisten Strofen sich nicht. Als Abweichungen von der Regel sind zu bemerken vier Hebungen im ersten Halbverse einer Langzeile, ein Fall, welcher im Nibelungenliede überhaupt etwa 110 mal vorkommt***). Doch muß man sich hüten, die Verse des Urtextes in derselben Weise standiren zu wollen, wie unsere neuhochdeutschen Verse. Während wir jetzt ausschließlich das Gesetz der Silbenzählung anwenden, gilt in dem alten Liede auch noch

*) Eine genauere historische Erklärung findet sich in dem Buche Oberon von Mons und die Pipine von Ribella von Emil Müdert. 1836.

***) Beispiele: 1, 1a u. 1, 2a. 1, 3a u. 1, 4a. 656, 1a u. 656, 2a.

****) Beispiele: 1257, 4. 1326, 3. 2123, 4. 2126, 2. 2133, 1.

die Quantität, so daß ein Halbvers, der z. B. bei Uhland stets regelrecht sechs Silben zählt, in dem alten Liede oft aus weniger, ja nur aus drei Silben bestehen kann *). Fast in jeder Strofe finden sich Fälle, daß einzelne Hebungen fehlen. Das Lesen der Verse des alten Liedes muß daher wesentlich anders ausgeführt werden, als das Lesen der modernen Nibelungenstrofe.

Alle alten Handschriften, welche wir überhaupt vom Nibelungenliebe besitzen, zerfallen in drei Klassen, welche mit A, B, C bezeichnet werden, davon stimmt keine mit der andern völlig überein. Als die älteste Fassung steht Sachmann C an, B ist eine mit Zusätzen versehene Uebersetzung von C, desgleichen A von B. Doch liegen die drei Redaktionen, wie sie in den drei Klassen der Handschriften vorliegen, der Zeit nach nicht weit auseinander, sie stammen aus dem letzten Jahrzehnt des zwölften und dem ersten des dreizehnten Jahrhunderts.

In der spätern Zeit, vom dreizehnten bis funfzehnten Jahrhundert, hat man nicht allein keine neuen Handschriften des Liedes fertiggestellt, sondern man hat mit den übrigen mittelhochdeutschen Dichtungen auch das Nibelungenlied bald vergessen, niemand kennt es in dieser Zeit, niemand spricht von ihm, nicht einmal sein Name wird genannt. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst wurden einige mittelhochdeutsche Dichtungen gedruckt, aber das Nibelungenlied findet sich nicht darunter. Es scheint, als ob Kaiser Max, „der letzte Ritter“, unser Epos gekannt und es zum Druck bestimmt habe, die Notiz eines Gelehrten vom Jahre 1509 deutet darauf hin, aber der Druck unterblieb. In demselben Jahrhundert wird von drei Gelehrten das Nibelungenlied erwähnt, aber keiner von ihnen ahnte, welchen poetischen Werth das von ihnen flüchtig angesehene und gering geschätzte Gedicht besaß.

Auf die dunkle Zeit des dreißigjährigen Krieges, in welcher Deutschlands poetisches Besitztum unter einer Fluth von materiellem und geistigem Elende begraben wurde, folgte der Aufschwung, welchen die großen Thaten der Hohenzollern überall in Deutschland hervorriefen, und zur Zeit Friedrich des Großen tauchte auch das Nibelungenlied wieder auf. Bodmer fand in dem Schlosse Hohenems eine Handschrift, aus welcher er die zweite Hälfte des Epos abtruden ließ. Sein Buch erschien 1757 in Zürich unter dem Titel: „Chriemhilden Rache und die Klage. Zwei Gedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkt.“ Zehn Jahre später ließ Bodmer eine Bearbeitung der Sage in Hexametern folgen. Aber keins der beiden Bücher fand großen Beifall, die ungestaltete Gestalt des Heldengedichtes schreckte vom Lesen ab und beeinträchtigte in hohem Grade den reinen Kunstgenuß. Lessing kannte das Epos nicht, Göthe erwähnte es flüchtig und geringschätzig in einem Briefe an Knebel vom Jahre 1808.

Beinahe dreißig Jahre später als Bodmer gab ein anderer Schweizer, Christian Heinrich Müller, der Lehrer am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin war, eine „Sammlung altdeutscher Gedichte aus dem 12. 13. 14. Jahrhundert“ heraus. Hier finden wir auch das Nibelungenlied, freilich in sehr unkritischer Gestalt, weil der Druck nach verschiedenen nicht zu einander passenden

*) Beispiele: 320, 1b. 332, 1b. 397, 1b. 615, 3a.

Handschriften besorgt war. Müller war aber von dem Werthe des Epos so fest überzeugt, daß er es Friedrich dem Großen widmete. Doch als Antwort auf die Widmung schrieb der große König zurück: „daß er solches Zeug nicht in seiner Bibliothek dulden, sondern es herauschmeißen würde.“

Der Geschichtschreiber Johannes von Müller sprach mit Begeisterung in den Göttinger gelehrten Anzeigen von dem Nibelungenliebe, Joh. Heinr. Voss las es in der Schule zu Eutin. Im Jahre 1802 hielt Aug. Wihl. v. Schlegel Vorlesungen über das Nibelungenlied, 1807 gab v. d. Hagen eine Ausgabe mit einem Glossar, 1808 wies Wihl. Grimm nachdrucksvoll darauf hin. Doch erst dem Fleiße und dem Scharfsinn Karl Lachmann's gelang es, durch Vergleichung aller bekannten Handschriften und durch feinen Tact für Erkennung des Echtes dem Liebe eine Gestalt zu geben, welche muthmaßlich der ursprünglichen Gestalt sehr nahe kommt. Für ein tieferes Studium sind keine anderen Ausgaben als die seinigen brauchbar.

Unter den vielfachen Uebersetzungen ist die beste noch immer die von Simrock, obwohl sie leider nicht nach der ältesten Form gearbeitet ist und daher noch manchen höchst überflüssigen und beschwerenden Ballast späterer unkundiger Abschreiber mit in den Kauf gibt.

Da unser Nibelungenlied sehr oft der griechischen Ilias gegenüber gestellt worden und dieser Vergleich auch von gefeierten Männern der Wissenschaft, z. B. von Servinus, durchgeführt wurde, so wollen wir auch darüber einiges sagen.

Die großen geistigen Bewegungen, von welchen unser Volk in der wildwogenden Zeit der Völkerwanderung berührt wurde, der weite historische Umblick, welchen die Zeit und die Regierung Karl's des Großen unmittelbar gewährte, sowie die Gemüthstiefe, welche dem deutschen Volke durch die innige Berührung mit dem Kristenthume zu eigen wurde, sie alle finden ihren Ausdruck in dem Nibelungenliede, und vermählen sich aufs innigste darin mit jenen Charakteren großartigster Kraft, mit jenen riesenhaften Erscheinungen, welche ein Vermächtniß des deutschen Heidenthums waren. Aus beiden Zeiten, der heidnischen und der kristlichen, gemeinsam tritt noch eine erhabene Sittlichkeit, heroische Tugenden, ein unendlich tiefes Gemüth als unveräußerliche Erbgüter des deutschen Volkes bewegend und gestaltend auf den Schauplatz der Nibelungen Sage. Das sind Thatfachen, welche niemand wird hinwegstreiten können. Hat das griechische Epos Analoges in gleich imposanter Fülle aufzuweisen? Wir müssen diese Frage entschieden verneinen. Der räumlich weit beschränktere Gesichtskreis der Griechen zur homerischen Zeit, die heitere, genußreiche, mühelose Form ihres Daseins, die rasche, gleichmäßige, meist friedliche Gestaltung ihrer Einzelstaaten gab den Dichtern des Volkes keine Gelegenheit, ihrem Epos einen so großartig vertieften Hintergrund zu geben, und die bewegenden Leidenschaften der Helden zu einer solchen Höhe zu steigern, wie die Verhältnisse des deutschen Volkes sie bedingen, ja sogar fordern mußten. Welcher Charakter des ganzen griechischen Epos ließe sich an wilder Kraft einem Hagen, welcher an Gemüthstiefe einem Kudiger oder Volker, welcher an vollendeter Weisheit einem Siegfried, welcher an weiblicher Anmuth, an furchtbar ergreifender

Trene einer Kriemhild zur Seite stellen? Selbst der begeistertste Verehrer des griechischen Epos wird auf diese Fragen schwerlich eine Antwort geben wollen.

Wenn aber die berührten Thatsachen feststehen, so bezeichnet das Nibelungenlied unweigerlich gegen die Ilias einen künstlerischen Fortschritt, denn der Geist steht höher als die Materie, und der Inhalt höher als die Form. Mit dem farbenglähenden, anmuthig vollendeten, mit allem Liebreiz griechischer Schönheit geschmückten Gewande der Ilias kann sich freilich der Schuppenpanzer, der wuchtige Helm, das schwere, verhüllende Wollkleid der deutschen Helden und Heldinnen nicht messen. Aber so viel höher ein schöner Geist, eine tiefe Seele über dem schönsten Körper steht, so hoch ist auch das deutsche Epos über das griechische erhaben.

Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, daß ein großer deutscher Dichter es unternimmt, das herrlichste Kunstwerk seines Volkes in ein entsprechend schönes Gewand zu kleiden, dann werden die erhabenen Gestalten des deutschen Heldenepos den Wettkampf mit keinem Werke mehr zu scheuen brauchen, das irgend ein Volk, irgend eine Zeit unter dem Menschengeschlechte geschaffen hat.

Die Gudrun.

Zu Hegelingen saß der reiche junge König Hettel, er hatte alles, was er sich wünschen konnte, Land und Burgen und tapfere Freunde und Vasallen, aber er fühlte sich einsam auf seiner Königsburg. Da riethen seine Helden ihm, er solle um die schöne Hilde werden, die Tochter König Hagen's von Irland. Diese Königstochter wurde von ihrem Vater so eifrig gehütet, daß er nicht einmal dem Winde und der Sonne gönnte, sie zu berühren, geschweige denn einem Manne; die Bewerber oder ihre Boten ließ er tödten.

König Hettel's Helden bedienten sich einer List, sie rüsteten ein Schiff reich mit goldnen Kleinoden aus; Frute, der unerschöpflich an List war, Wate der alte grimme Held, der für alle Fälle tausend Netze in das Schiff verstaute, und Horand, der berühmte Sänger und Held, machten sich auf nach Irland. Dort gaben sie sich als Kaufleute aus, ihre goldnen Kleinode boten sie der staunenden Menge für einen so geringen Preis aus, daß alles über ihren Reichtum ebensowohl wie über ihre Freigebigkeit erstaunte. Dem König Hagen sandten die Gäste ein reiches Geschenk und baten ihn um seinen Schutz; er ließ sie einladen seinen Hof zu besuchen, besonders da auch Hilde, seine Tochter, die Fremden zu sehen wünschte, unter denen der alte Wate mit seinem langen, grauen Barte und seinen rauhen Manieren jedem auffiel.

Frute, Horand und Wate kamen an den Hof, Wate wurde eingeladen

zu den Frauen in ihr Gemach zu gehen, da saß der alte Held unter den schönen Frauen, in sein graues Haar war goldner Schmutz gewunden, das schöne Königskind und ihre Frauen scherzten mit dem Alten und fragten ihn, was ihm nun lieber wäre, bei schönen Frauen zu sitzen oder im wilden Streite zu stehen? Wate entgegnete: „Wohl saß ich noch nie so sanft wie jetzt, aber in harten Stürmen mit guten Genossen zu kämpfen möchte ich doch noch lieber.“ Da lachten die Frauen und fragten, ob dieser Mann zu Hause auch wohl Weib und Kind hätte, und ob er die auch wohl zu Herzen verstünde.

König Hagen führte die Gäste zum Mitterspiele und wollte wissen, ob sie in ihrer Heimath wohl jemals dergleichen vollendete Kunst und Kraft gesehen? Wate lächelte spöttisch und erklärte, so habe er's noch nie gesehen, dem wolle er dankbar sein, der auch ihn es lehren wolle. Als aber der wilde Hagen es unternahm, den Alten zu unterweisen, da mußte er bald genug Waten's Meisterschaft erkennen und mußte gestehen, daß er noch nie einen so gelehrigen Schüler gefannt.

Frute's Kostbarkeiten hatten den Weg zum Hofe gebahnt, Wate's Kraft hatte den König günstig gestimmt, gewonnen wurde das Spiel durch Horand's süßen Gesang. Als der Abend nahte, ließ der Sänger seine Lieder ertönen, da schwiegen die Vöglein in den Zweigen, Todtfranke horchten auf den herrlichen Schall, von der Weide des Walbes nahte das scheue Wild, die Würmlein im grünen Grase, die Fischlein im Wasser vergaßen ihre Wege. Bewegt lauschte Hagen, der wilde König, der schönen Hilbe aber ward es weh nach dem fremden Sänger, sie bestach einen ihrer Kämmerer und ließ Horand in aller Heimlichkeit in ihre Kammern führen. Sie hieß den Sänger nieder-sitzen und bat ihn, einmal noch seine süßen Lieder zu singen. Da entgegnete Horand: „Wie gern wollte ich Euch dienen immerdar mit meinen Liedern und mit allem, was ich vermag, daheim in meines Herren Lande!“ — „Wer ist Dein Herr?“ fragte Hilbe, „wie ist er genannt? Trägt er eines Königs Krone, oder hat er eigen Land?“ — Da entdeckte der Sänger der Jungfrau das ganze Geheimniß, wie nur ihretwegen König Hettel seine Mannen geschickt, und wie reich und mächtig sein Herr wäre. Hilbe willigte ein, den Helden zu folgen und König Hettel's Gemahlin zu werden.

Am vierten Morgen kam die Königstochter mit ihren Jungfrauen auf das Schiff, um alle Kostbarkeiten zu betrachten, welche dort noch verborgen waren; da stießen die von Hegelingen rasch die begleitenden Ritter in die See, daß sie schwimmen mußten wie die Enten, zogen die Segel auf und fuhren von dannen. Sie gelangten glücklich nach Hegelingen, zugleich mit ihnen kam aber der verfolgende Hagen dort an, ein wilder Kampf entbrannte, Wate brachte den König der Feinde in große Noth, da beendete Hettel den Streit durch gütliche Uebereinkunft. Nachdem Hagen den Reichthum seines Schwieger-sohnes kennen gelernt, kehrte er zufrieden nach Irland zurück und sagte seiner harrenden Gemahlin: „Wenn ich noch mehr Töchter hätte, ich würde sie alle zu den Hegelingen senden!“

Hilbe, König Hettel's Gemahlin, gebar zwei Kinder, einen Sohn Ort-

wein, der dem alten Wate zur Erziehung übergeben wurde, und eine Tochter Gudrun, welche an Schönheit ihre schöne Mutter noch übertraf. Ihr Ruf erscholl in alle Lande, um sie warben viele Freier, es kam auch Hartmut, der Sohn des Normannenkönigs Ludwig, aber Hartmut holte sich einen Storb von Gudrun. Da warb um sie König Herwig von Seeland, doch auch dem ward eine abschlägige Antwort. Herwig aber kam mit einer Ritterschaar vor Hettel's Burg, um die Braut zu rauben; in dem Kampfe, der begann, gewährte Gudrun, wie schön der junge König war und wie tapfer er kämpfte; da bat sie die Helden, den Kampf einzustellen, und ward Herwigs Braut.

Aber der Normannenkönig Ludwig, der Vater des verschmähten Hartmut, kam, als Hettel und Herwig auf einem Kriegszuge begriffen waren, mit Veesmacht heran; umsonst vertheidigten Hettel's Mannen die Burg aufs tapferste, sie ward von den Normannen erlürmt, Gudrun mit zweiundsechzig ihrer Jungfrauen geraubt, die Königin Hilde blieb in großer Trauer zurück, um ihren heimkehrenden Gemahl die Schreckensbotschaft zu verkünden. Der machte sich sofort mit seinen Helden auf, um dem Räuber seine Beute wieder abzujaßen.

König Ludwig war mit Gudrun zu einem breiten Werder gekommen, der hieß der Wälpensand, da rasteten sie auf ihrer Fahrt sieben Tage lang. An dieser Stelle wurden die Normannen von den verfolgenden Hegelingen ereilt. Auf den Fluthen gewährte ein Späher Schiffe, die in vollen Segeln gingen. Da riefen Ludwig und Hartmut ihre Mannen auf, sie selber griffen zu den Waffen. Bald waren die Schiffe der Hegelingen dem Strande so nahe, daß die Speerspäße der Normannen die Planken berühren konnten. Wate sprang grimmig vom Schiffe herab und ersah sich sofort den feindlichen König, er schlug ihm einen Schwertes Schlag auf den Kopf, der den Helm zerspaltete, und nur ein seidnes Unterkleid rettete ihn vom Tode. Mit Mühe entran er den Händen des Alten, der nun der kühnen Neffen viele niederschlug. Ihm zur Seite kämpften tapfer der junge Ortwein und Herwig, vom Blute der Erschlagenen rötheten sich die Meereswellen, und Gudrun schaute mit ihren Begleiterinnen weinend auf den wogenden Kampf. Auch König Hettel stürzte sich in das Gewühl, aber seine zarte und schöngebaute Gestalt war den Normannenschwertern nicht gewachsen, als der Abend nahte, fiel König Hettel von Ludwig's Hand.

Als Wate des Königs Tod vernahm, da tobte er wie ein wilder Eber, seine grimmigigen Schwertstöße entzündeten auf den Helmen der Feinde ein neues Abendroth. Um seinen Vater zu rächen drang Ortwein vor und mit seinen Helden stürzte Horand sich auf den Feind, der Tag war verendet und nun begann in der sinkenden Nacht ein furchtbarer Kampf. In der Dunkelheit warf ein Krieger sich auf Horand, der kühne Sänger wendete sich und verrißte dem Angreifer einen gewaltigen tödtlichen Hieb, in dem Fallenden aber erkannte er seinen eigenen Neffen. Da rief Herwig laut: „Wir morden unsere eignen Mannen! Wenn wir so bis zum Morgen streiten, nicht der Tritte erblickt das Licht wieder!“

Da ließen die Helden unwillig vom Kampfe ab, und lagerten sich in geringer Entfernung vom Feinde auf dem Wälpensande. Im Dunkel der

Nacht aber entfloß König Ludwig mit den Geraubten. Als der Tag anbrach, ließ Wate laut sein Heerhorn erschallen, und als er die Feinde nicht mehr gewahrte, wollte er sofort zu Schiffe und ihnen nachzusehen, doch Frute prüfte den Wind und erklärte, bei dem großen Vorsprunge, den die Normannen hätten, könne man sie nicht wieder einholen, sie in ihrem eignen Lande anzugreifen, dazu sei man nicht mehr stark genug. So wurden denn die Todten, Freund und Feind, bestattet, auch König Hettel fand „um seiner Liebe willen“ ein Grab in dem fernen Sande, die Verwundeten wurden an Bord gebracht, langsam kehrten die Hegelingen in ihr Land zurück. Wate, der gewaltige Held, der von keinem Heereszuge anders als mit Siegesjubel wiederzukehren pflegte, stieg vom Schiffe still und verzagt herab. Der Königin brachte er mit wenigen Worten die Trauerkunde, und auf ihren maßlosen Jammer erwiderte er, mit den Klagen schaffe sie die Todten nicht wieder, wenn das junge Geschlecht herangewachsen sei, dann wollten sie zur Rache ausziehen.

Mit günstigen Winden waren indeß die Normannen in ihre Heimath gelangt; als König Ludwig seine Burgen liegen sah, da zeigte er sie der Geraubten und sagte: „Nun freut Euch wieder, alle diese reichen Lande sollen Euch dienen, wenn Ihr nach unserm Willen thut.“ Aber Gudrun entgegnete ihm stolz: „Wann verschont Ihr mich endlich mit Eurem Drängen? Ehe ich Hartmut's Gemahlin würde, eher wollte ich sterben.“

Bei der Normannenkönigin fand Gudrun ihrer Weigerung wegen schlimme Tage; Gerlind, „die Teufelin“, plagte die Königstochter mit den niedrigsten Arbeiten und zwang sie zuletzt, an das Meeresufer zu gehen und dort die Wäsche zu spülen. Eine ihrer Gefährtinnen, Hildburg, hielt treulich bei ihr aus, und die Tochter der schlimmen Gerlind, die sanfte Ortrun, Hartmut's Schwester, nahm Antheil an der verlassenen Gudrun und war freundlich gegen sie. Gudrun trug alle Schmach mit stolzer Würde und wies alle Bewerbungen Hartmut's entschieden zurück. Sieben Jahre lang duldete sie mit edler Standhaftigkeit ihr Leid.

Im Hegelingenlande waren indeß die Jünglinge zu schwertreifen Männern herangewachsen, Schiffe waren gebaut und ausgerüstet. Um die Weihnachtszeit stiegen sechzigtausend Krieger, angeführt von allen Helden der Königin Hilde, zu Schiffe und fuhren aus, Gudrun wieder zu gewinnen und Rache zu nehmen an den Normannen. An einem waldigen Ufer gingen sie vor Anker. Frold stieg auf einen Baum und sah die weite Königsburg der Normannen liegen; da hieß Wate die Waffen auf den Strand tragen und die Helden sich rüsten, Ortrun und Herwig bestiegen eine Barke und fuhren heimlich auf Kundschaft aus. Sie kamen an den Meeresstrand, wo Gudrun und Hildburg als Wäscherinnen standen, sie erkannten die Jungfrauen, und Herwig wollte sie sogleich mitnehmen, aber Ortrun sprach stolz: „Und wenn ich hundert Schwestern hätte, ich wollte sie alle hierlassen, ehe ich, die im Sturme mir genommen wurde, meinen Feinden stehlen sollte.“

Die Jungfrauen kehrten zur Königsburg der Normannen zurück, Gudrun aber warf, in dem stolzen Bewußtsein, daß zwei Könige sie heute geküßt, die

Wäsche ins Meer. Um der Mißhandlung der müthenben Gerlind zu entgehen, stellte Gudrun sich, als wolle sie nun Hartmut's Gemahlin werden. Da wurde sie in ein herrliches Gemach geführt, mit königlicher Pracht umgeben und ihre Jungfrauen wieder zu ihr gebracht. Am folgenden Morgen, als es eben dämmerte, blies der Wächter der Normannenburg in sein Horn und rief zum Streite. Als eine von Gudrun's Jungfrauen aus dem Fenster schaute, da sah sie rings umher das Gefilde von Waffen schimmern. „Edle Frau!“ rief sie der Gudrun zu, „erwachtet! Unsere Freunde in der Heimath haben uns Arme nicht vergessen!“

Auch Gerlind fuhr von ihrem Lager auf, sie weckte den König, Hartmut griff zu den Waffen, die Normannenhelden öffneten die Burghore und gingen ihren Feinden entgegen; da entbrannte ein gewaltiger Streit, auf beiden Seiten wurde mit todesverachtender Tapferkeit gekämpft, die einen trieb die Rache und die Begier, die geraubte Königstochter wieder zu gewinnen, die anderen kämpften um ihre Ehre und um ihre ganze Existenz. Wate begann ein Horn zu blasen, daß man es dreißig Meilen in der Runde hörte, daß die Fluthen des Meeres erzitterten und das Ufer bebte, vor seinem Grimm stürzten die Normannen, von Herwig's kühner Hand fiel König Ludwig, Hartmut wurde gefangen, und Wate drang wie ein schnaubender Eber, knirschend, mit ellenbreitem Barte, in die Burg ein, Gerlind, die Teufelin, verlor von seinem Schwerte das Haupt, Ortrun wurde von Gudrun vor des Alten Zorn gerettet.

Mit den Befreiten und den Gefangenen kehrten die siegreichen Helden im Triumpfszuge nach Hegalungen zurück, und dort wurde ein herrliches Fest gefeiert, ein Fest der schönsten Versöhnung: Gudrun, die getreue, wird des kühnen Herwig's schöne Gemahlin, Ortrun, ihr Bruder, vermählt sich mit Ortrun, Hartmut's edler Schwester, und Hartmut erhält die Hand der Gespielin Gudrun's, der schönen Hildeburg. „Nun will ich, daß der Friede ewig bleibt!“ mit diesem Worte der Königin Hilde schließt das Gedicht von Gudrun. Im Nibelungenliede war Leid aus Freude erwachsen, hier erblickte aus thränenschwerer Saat die reichste Freude. —

Was wir in der Einleitung von der Entstehung unserer Volksepen sagten, wird, wenn wir die Gudrun betrachten, uns zur augenscheinlichen Gewißheit. Wir besitzen von dem Gedichte nur eine einzige Handschrift, und in dieser sind dem eigentlichen Gedichte noch verschiedene Theile angefügt, welche zu demselben gar nicht passen. In 203 Strofen ist uns zuerst in abenteuerlicher Weise eine Jugendgeschichte des Königs Hagen mitgetheilt, auf der Fahrt der Hegalungen nach dem Normannenlande erleben dieselben die wunderbarsten Abenteuer, und dem schönen, künstlerisch befriedigenden und völlig abschließenden Schluß ist noch eine sonderbare Erzählung angehängt, wie ein früher einmal häufig erwähnter Mohrenkönig erscheint und Herwig's Schwester heirathet, so daß es aussieht, als solle das Hochzeithalten nun, wie Ötthe sagt, „cum grazia in infinitum“ so fortgehen. Alles das sind Zusätze späterer Abschreiber, im zwölften Jahrhundert kannte man die Gudrun in, wie es scheint, wesentlich anderer Fassung. Genau genommen gehört ja auch die ganze Entführungsgeschichte der Hilde nicht in das Epos. Es wäre nicht möglich gewesen, daß

unser Gedicht von der Gudrun schließlich zu einer so monströsen Gestalt herangewachsen wäre, wenn sie nicht von Anfang an aus einzelnen Liedern zusammengesetzt worden wäre.

Diese Lieder waren sehr weit über den europäischen Norden verbreitet, nordische Zeugnisse für die Sage gehen bis ins neunte Jahrhundert zurück, und angelsächsische sogar des achten Jahrhunderts nehmen Bezug auf einzelne Figuren derselben. In dem Märchen vom getreuen Johannes finden wir noch heute ganz genau die Grundzüge zu der Entführung der Hilbe.

Während nun in die Nibelungensage Erscheinungen aus der Götterwelt hineingezogen und mit den Gestalten der Helben verschmolzen waren, so gewahren wir in der Gudrun nichts Symbolisches, wir stehen bei ihr vielmehr auf völlig historischem Boden. Die angeführten geographischen Bezeichnungen lassen sich zum Theil nachweisen, natürlich mit Ausnahme der fabelhaften Vertlichkeiten, welche der Fantasie späterer Abschreiber ihre Entstehung verdanken. Der Schauplatz der Sage ist die Nordseeküste zwischen Fütland und der Schelde, das Reich der Normannen lag dann wieder südlich der Scheldemündung, das Reich Hettel's wohl zwischen Bechte und Weser, und umfaßte also einen Theil der jetzigen friesischen Gebiete, Oldenburg und einen Theil der Provinz Hannover. Hettel's Burg wird Matelane genannt, Jakob Grimm erinnert dabei an das Dorf Metelen an der Bechte zwischen Horstmar und Bentheim im Westen der Provinz Hannover, nahe der holländischen Grenze. Der Wülpensand, wo König Hettel seinen Tod fand, ist am Ausfluß der Schelde auf dem sogenannten Kassand zu suchen, der früher die Namen Wulpia oder Cassant gemeinsam führte. Die Namen Moorland (später in Mohrenland verdreht, und daher der plötzlich auftauchende Mohrenkönig), Ortland oder Nortland, Seeland, Dänemark weisen auf die Nordseeküste, denn unter Seeland müssen wir eine Gegend nördlich der Scheldemündung verstehen, da statt Seeland im Gedichte auch Sewelant = Siebenland gesagt wird, also wohl das Reich, welches die sieben Hauptinseln an der Scheldemündung umfaßte.

Der festern historischen Grundlage entspricht die Gestaltung der Gudrun, in dem eigentlichen Gedichte sind die Charaktere genau und sicher gezeichnet, während im Nibelungenliede einzelne Charaktere, wie z. B. Dankwart, in den einzelnen Theilen ganz verschieden aufgefaßt werden. Es finden sich in der Gudrun auch keine so auffallenden Widersprüche, wie im Nibelungenliede, in welchem z. B. Dankwart in der Mitte des Gedichtes jünger geworden ist, als er beim Beginn des Epos war. Auch der Faden der Erzählung läuft in der Gudrun ohne Lücken naturgemäß fort bis zum Schluß, und wenn das Ganze nicht in jenen großartigen Verhältnissen wie die Nibelungen entworfen ist und nicht Leidenschaften darin walten, welche wie dort das Menschenherz im tiefsten Grunde erschüttern, so gibt sich doch auch in der Gudrun ein solches Maß der geistigen Bewegung kund, daß unser ganzes Interesse gefesselt wird, und statt der gewaltigen Erschütterungen werden uns Bilder des lieblichsten Inhalts, wie der Gesang Horand's, und ein künstlerisch wie sittlich durchaus befriedigender Schluß zu Theil.

Wie das Nibelungenlied mit der Ilias, so hat man die Gudrun gern mit der Odyssee verglichen, mit der sie auch schon deshalb, weil in beiden Gedichten nur seefahrende Völker auf den Schauplatz treten, Ähnlichkeit zeigt. Auch der Umstand, daß in der Odyssee eine frühere Schuld (die Verführung des Odysseus an Poseidon) gelöst und gesühnt wird, erinnert an die Schuld der Normannen und ihre Versöhnung. Ueber den Kunstwerth beider Epen, des deutschen und des griechischen, können wir keine andere Meinung aussprechen, als die, welche wir bei Gelegenheit des Vergleiches zwischen Nibelungenlied und Ilias kund gaben. Der vollendeten Form des griechischen Epos will sich das bescheidenere Gewand des deutschen Helbengebildes nicht zur Seite stellen, mit der herrlichen Darstellung, dem schönen Flusse der Erzählung in der Odyssee will sich die einfache Gudrun nicht messen, was aber die geistigen Grundlagen beider Kunstwerke und ihre sittliche Vertiefung, ja sogar auch den mehr oder weniger vollendeten Bau der Fabel angeht, so steht die Gudrun wieder eben so hoch über der Odyssee, wie das Nibelungenlied über der Ilias. Die beiden deutschen Gedichte veranschaulichen uns gegenüber den griechischen ebenso den geistigen Fortschritt der Menschheit, wie die Totalerscheinung des germanischen Volkes zur Zeit des 12. Jahrhunderts gegenüber dem hellenischen Volke zur Zeit Homer's. Wir können daher mit vollem Rechte behaupten, daß dem deutschen Volksepos von den poetischen Erzeugnissen aller anderen Völker nur das griechische Volksepos vergleichsfähig ist, daß bei diesem Vergleiche aber die wesentlichen und edelsten Vorzüge auf Seite der deutschen Kunstwerke liegen.

Uebrigens ist zwischen der Odyssee und der Gudrun auch in der Form kein so großer Abstand, wie zwischen der Ilias und den Nibelungen. Solche Stellen, wie das Auftreten der Hugelingshelden am irischen Hofe, der Kampf auf dem Wälpenande, die Wiedergewinnung der Gudrun können sich getrost neben die Blenbung des Kyklopen und neben den Freiermord stellen. Auch in der Regelmäßigkeit des Verses zeigt die Gudrun einen bemerkenswerthen Fortschritt, das Fehlen der Senkungen ist lange nicht so häufig wie in den Nibelungen, der Bau der Strophe ist kunstreicher, doch weniger ernst und feierlich in ihrem Gange. Der achte Halbvers weist nämlich fünf Hebungen auf, statt der vier Hebungen, welche das Nibelungenlied an dieser Stelle führt, und die dritte Langzeile reimt mit der vierten in weiblichen Reimen. Die Gesetze der Metrik sind jedoch in der Gudrun mit weniger Feinheit und Strenge gehandhabt, als in dem Nibelungenliede.

So zeigt die Gudrun in jeglicher Beziehung eine größere Einheit, als das Nibelungenlied. Offenbar hat der letzte Zusammensteller oder Ueberarbeiter der Gudrun, von kundiger Hand geleitet, den flüßigern Stoff in höherem Maße in eine ebenmäßige Form drücken können, als dies bei dem Nibelungenliede möglich war.

Wie Karl Lachmann auf kritischem Wege dem Nibelungenliede eine genießbare Gestalt gab, so hat Karl Müllenhoff die Gudrun von Zusätzen zu reinigen und in ihrer ursprünglichen Form herzustellen versucht. Ob Müllenhoffs Kritik durch gänzliche Verwerfung des letzten Theiles der Sage, von

der Eroberung der Normannenburg an, und durch andere schneidende Eingriffe nicht zu weit gegangen ist, mag dahin gestellt sein. Jedenfalls war seine Arbeit bei den äußerst kümmerlichen Hilfsmitteln, die geboten werden können, eine sehr schwierige.

Unter den Uebersetzern steht wiederum Simrod obenan, wenngleich auch dieser Uebersetzung einige Kürzungen sicher nicht geschadet haben würden.

Schließlich wollen wir noch auf einige Eigenthümlichkeiten des deutschen Volksepos hinweisen. Während im griechischen Epos den Veränderungen, welche die Jahre an jeder Persönlichkeit bewerkstelligen, genau Rechnung getragen wird, so daß Penelope den heimgekehrten Gatten nicht erkennt, bewahren in unseren vaterländischen Heldengedichten alle Personen eine ewige Jugend, die Kraft der Männer und die Schönheit der Frauen vergeht nie. In der Gudrun wird König Hagen, der als ganz kleines Kind von einem Greif fortgetragen wurde, von drei Königstöchtern aufgezogen. Eine derselben ist seine nachherige Gemahlin Hilde, eine andere von den dreien ist Hilde's Gespielin, Hildburg. Diese Hildburg erzieht also zuerst den König Hagen, sie erzieht sodann dessen Tochter Hilde, folgt sodann derselben zu den Hegalingen und erzieht dort die Tochter der Hilde, Gudrun, wird mit derselben von den Normannen geraubt, und nachdem sie sieben Jahre lang mit Gudrun in der Gefangenschaft geschmachtet, wird „die schöne Hildburg“ an Hartmut vermählt. Ebenso wenig altert Kriemhild. Wate, der bei Hilde's Entführung schon „der Alte“ heißt, wird bis zu Gudrun's Befreiung mindestens dreißig Jahre älter, bleibt aber doch der stärkste Held. Giselher ist zwanzig und mehr Jahre lang „der Junge“. Schönheit, Kraft und Jugend ist den Helden des deutschen Volksepos ebenso zu eigen, wie den seligen olympischen Göttern.

Eine andere Eigenthümlichkeit stellt sich uns in dem Umstande dar, daß jede Person sofort spurlos vom Schauplatze verschwindet, wenn ihre Rolle ausgespielt ist. Nach Siegfried's Ermordung wird Brünhild nicht einmal mehr erwähnt, obwohl es doch so nahe lag, das befriedigte Gefühl ihrer Rache oder die Trauer um den Tod des früher so heiß geliebten Siegfried zu schildern. In den nordischen Quellen tödtet Brünhild sich selbst, nachdem Siegfried gefallen, das Nibelungenlied nennt nicht einmal ihren Namen mehr.

Ebenso verschwindet in der Gudrun der König Hagen. Das Epos bedarf ihrer nicht mehr, es wendet sich von den Gestalten sofort völlig ab.

Auch diese beiden erwähnten Eigenthümlichkeiten sind uns ein sicherer Beweis, daß unsere beiden großen Volksepen nicht aus der Hand eines einzelnen Dichters hervorgegangen sein können.

A n h a n g.

Ueber das Ritterwesen im 10. bis 14. Jahrhundert.

Unser Buch hat sich die Aufgabe gestellt, außer den Werken auch das Leben der Schriftsteller zu besprechen. Da wir nun bei unserm Volksepos von Verfassern nicht reden können, so wollen wir statt dessen einen Blick auf die Personen werfen, welche sich im deutschen Epos bewegen, nämlich auf die Ritter, auf ihr Leben im Frieden und im Kriege. Zu einer umfassenden Abhandlung ist hier jedoch nicht der Ort, wir werden uns auf einige Hauptpunkte beschränken müssen, und beginnen mit der Betrachtung der Burgen.

Von den bekannteren Höhenburgen, denen schon ihre Lage eine bedeutende Festigkeit gab, müssen wir die Burgen im flachen Lande unterscheiden. Der Bau der Höhenburgen mußte sich stets dem gegebenen Bauplatze anpassen, vorhandene natürliche Festigkeit mußte verwerthet, schwache Stellen mußten durch doppelte, ja dreifache künstliche Befestigungen gesichert werden, an den Orten, welche dem feindlichen Angriffe am wenigsten ausgesetzt waren, mußten die Frauengemächer hergerichtet werden, und den höchsten vorhandenen Punkt nahm der Wartthurm ein, von dessen Spitze der Wächter seine unablässige Rundschau hielt. Von einem gemeinsamen Plane für Höhenburgen kann also nicht die Rede sein.

AnderS verhielt es sich mit den Burgen, deren Bauplätze man an Straßen, Flüssen, Seen nach Belieben wählen konnte. Für sie war im Großen und Ganzen die Vertheidigung immer dieselbe, und die gleichen Verhältnisse schufen auch gleiche äußere Formen. Die Burgen, welche in der Gubrun genannt werden, müssen sämmtlich als im Flachlande gelegen gedacht werden, da der Schauplatz der Gubrunssage keine Spur von Bobenerhebungen aufzuweisen hat. Dergleichen Burgen findet man noch heute theilweise wohl erhalten in Westfalen, besonders häufig in der Mark, auch wohl in der Provinz Preußen. Die äußerste Umfassung einer solchen Burg bildeten die sogenannten Zingeln; sie bestanden aus einer mannhohen Mauer oder aus einer Reihe starker Palissaden, zuweilen auch aus doppeltem geflochtenen Strauchwerk, welches mit Erde ausgefüllt war. Man ließ die Zingeln gern im Zickzack laufen, um dadurch die Vertheidigungsfähigkeit zu erhöhen. In den Zingeln waren je nach dem Bedürfnisse ein oder mehrere Eingänge, durch starke Pforten versperrt, über denselben erhoben sich zur Vertheidigung je zwei nutrige Thürme, deren auch zuweilen in der Linie der Zingeln an vor-
 tringenden Punkten, an schwachen Stellen angebracht waren. Solche Zingeln finden sich auch an Burgen, welche auf nicht sehr hohen Bergspitzen erbaut waren, so z. B. weisen die Trümmer der einst so großartigen Tecklenburg in Westfalen eine zweite Mauer auf, welche den eben bezeichneten Zingeln völlig gleichkommt. Statt der Zingeln erbaute man auch wohl in einiger Entfernung von der Burg einzelne größere Thürme, welche durch einen unterirdischen Gang von der Burg aus zu erreichen waren. Ein Beispiel gibt der sogenannte Buttermilchsturm, der in geringer Entfernung nördlich von der herrlichen Marienburg an der Mogat sich erhebt. Diese vorgeschobenen

Thürme konnten eine größere Anzahl von Bewaffneten aufnehmen, welche der Angreifer nicht in seinem Rücken lassen durfte. Einen andern Eingang als den unterirdischen hatten solche Thürme nicht, und waren bei einer muthigen Vertheidigung daher nicht leicht zu nehmen.

Zwischen den Zingeln und der Burgmauer war stets ein nicht unbedeutender Abstand, so daß also rings um die Burg ein freier Raum lief, welchen man den Zwinger nannte. Schiller braucht dieses Wort in der Ballade „Der Handschuh“ an zwei Stellen, doch ist dort ein gefängnißähnlicher Raum zu verstehen, der mit dem Zwinger der Burgen keine Aehnlichkeit hatte. Dieser Zwinger enthielt öfter den Burggarten, oder er war ein freier Platz, Linden standen oft auf ihm, eine Abtheilung war in der Regel für die Turniere hergerichtet. Im Nibelungenliede 556 kehren am Abend die Ritter und Frauen nach dem „Buhurt“ (Turnier) vom Zwinger in die Burg zurück. Auf dem Zwinger standen aber auch öfter Wirtschaftsgebäude, die reichen und mächtigen Grafen von Tiedlenburg hatten in dem Zwinger ihr Gerichtshaus erbaut. Rings um die eigentliche Burgmauer lief ein möglichst breiter und tiefer Wassergraben, den man auf einer Zugbrücke überschritt, wenn man zu dem Burghore gelangen wollte, welches niemals einer Pforte in den Zingeln gerade gegenüber lag. Thürme zu beiden Seiten des Burghores oder über demselben sicherten den Eingang, verschlossen wurde es außer den mächtigen, eisenbeschlagenen Thorflügeln auch noch durch ein Fallgitter, in der Thorwölbung waren kleine Pforten zu beiden Seiten angebracht, durch welche man den Feind noch angreifen konnte, wenn er bereits vor dem Gitter stand. Zu beiden Seiten des Burghores ließ man die Burgmauer gern ein wenig vorspringen, um von den Zinnen herab den Feind auch in der rechten und linken Flanke fassen zu können, wenn er den Graben bereits überschritten hatte. Die Oeffnungen zwischen den einzelnen Zinnen wurden Fenster genannt. Wenn man das Burghor überschritten hatte, gelangte man oft in einen kleinen Hof, den von allen Seiten zinnengekrönte Mauern einschlossen, und erst durch ein zweites eben so festes Thor konnte man den eigentlichen Burghof betreten.

Dem Eingange gegenüber lag in der Regel das Hauptgebäude der Burg, der Palas, meist machte der Palas die eine Seite der Burggebäude aus, zuweilen sprang er auch flügelartig in den Burghof hinein, besonders bei großen Burgen, wo es an Platz nicht gebrach. Die Lage des Palas war dadurch um so geschützter. Er hatte stets mindestens zwei Stockwerke, deren unteres gewöhnlich zu Vorrathskammern oder als Küche benutzt wurde. Eine Treppe führte auf der Außenseite des Palas, vom Burghof aus, in das zweite Stockwerk, in den weiten Saal, welcher Palas im engern Sinne des Wortes hieß. In der Provinz Preußen pflegte man diesen Saal „Remter“ zu nennen. Die Marienburg an der Rogat hat solcher Remter drei aufzuweisen.

Dieser Saal war der Mittelpunkt des Hauses, in ihm konzentrirte sich das Leben der Familie, er war der gewöhnliche Aufenthaltsort der Männer, die Frauen betraten ihn nur bei besonderer Gelegenheit, beim Empfange Fremder, bei Berathungen, Familienfesten u. s. w. Dem Eingange gegenüber an

der einen längern Seite des meist länglich viereckigen Saales befand sich der Kamin, der zugleich Abends den Saal erleuchtete, nur bei feierlichen Gelegenheiten zündete man Kronleuchter mit Kerzen an. In den Burgen des deutschen Ordens fehlt oft der Kamin und man findet statt dessen Röhrenheizung. Da der Palas gewöhnlich die eine ganze Seite der Burg einnahm, so wurden meist drei seiner Seiten durch die dicken Burgmauern gebildet, in der langen Seite waren tiefe Nischen gelassen für die Fenster, Sitze waren in ihnen als Ehrenplätze für die Frauen und die Fremden angebracht (Nrb. 597), von hier aus sah man in der Regel in den Theil des Zwingers, wo die Ritterspiele abgehalten wurden (Nrb. 557). An den beiden schmalen Seiten des Palas waren kleinere Gemächer, Kemenaten, meist herrlich geschmückt mit Teppichen und anderm Zierrath, zuweilen mit Betten versehen. Große Flügelthüren verbanden die Kemenaten mit dem Palas, der in der Regel einige Stufen tiefer lag als die kleineren Gemächer. Bei Festen war die Tafel für die dem Burgherrn untergebenen Ritter und das Burgesinde, d. h. die Besatzung, in dem Palas aufgeschlagen, der Burgherr mit seiner Familie und den Gästen von Bedeutung saß in den Kemenaten, deren Thüren aufgethan waren.

Der Fußboden der Kemenaten und des Palas war mit Eichengetäfel oder mit Porzellanfliesen belegt, ersteres findet man auf der Wartburg, letztere auf dem Hochschlosse der Marienburg. Bei festlichen Gelegenheiten wurde der Fußboden mit Winsen oder Blumen bestreut und die Wände mit Tapeten von Leder oder Wollenstoff behangen, die dann nachher wieder abgenommen wurden, die an den Wänden umlaufenden Holzbänke wurden mit Kissen belegt, wie das z. B. der restaurirte große Kemter der Marienburg sehr anschaulich zeigt.

Die Kemenaten kommen nicht allein in Verbindung mit dem Palas vor, man findet sie in allen Theilen der Burg, besonders gern in den Thürmen. Solche Thurmgemächer haben zuweilen sonderbare Gestalt; wenn z. B. ein Stochwerk eines runden Thurmes in drei Kemenaten getheilt ist, so zeigt jedes Gemach drei Wände, zwei gerade und die dritte als Drittheil des Kreishogens. Auf der Stammburg der Fürsten von Bentheim finden sich fünfeckige Thurmgemächer. Thüren verbinden diese Gemächer gewöhnlich mit der Gallerie der Zinnen. Von einer solchen Kemenate, von einem Fenster der Zinnen aus konnte Kriemhild unbemerkt beobachten, wie Siegfried in den Ritterspielen den Preis errang (Nrb. 132).

Kemenate im besondern Sinne heißt das Frauengemach (Nrb. 224, 279, Oubr. 392), das keinem Manne zu betreten gestattet war. In großen Burgen fand sich ein besonderes Gebäude für die Frauen, welches außer verschiedenen Kemenaten auch ein sogenanntes Werkzadern, d. h. Arbeitszimmer enthielt, in welchem weibliche Handarbeiten betrieben wurden.

Unter Gadem versteht man jeden abgeschlossenen Raum, während Palas und Kemenate nur Wohnräume bezeichneten. Jede Vorrathskammer, die Waffenkammer heißt ein Gadem. Auch die Schlafgemächer der Frauen werden wohl ein Gadem genannt (Nrb. 558).

Besonders aufzuführen ist als nothwendiger Bestandtheil einer Burg noch

der sogenannte Berchfriet, der höchste Thurm, der als Warte diente und stets isolirt an dem festesten Punkte stand. Er war, wenn die Burg erobert wurde, oft der letzte Zufluchtsort der Besatzung. Unter dem Berchfriet fand sich häufig das Burgverließ, das immer unterirdisch, nur von oben innerhalb des Thurmes durch eine Klappe zugänglich und völlig ohne Licht und ohne Luft war. Auch enthielt der untere Theil des Berchfriet oft einen Ziehbrunnen, manchmal von sehr bedeutender Tiefe.

Auf den meisten Burgen findet sich auch eine Burgkapelle, sie liegt meist in unmittelbarer Nähe des Palas, bildet aber nicht immer ein eigenes Gebäude, zuweilen ist eine größere Kemenate durch Bauart und Ausschmückung zur Burgkapelle hergerichtet. Größere Burgen besitzen meist eine vollständige Kirche, die auch von außen als solche sich kundgibt.

Von der Betrachtung der Burgen wenden wir uns zu der Kleidung und den Waffen der Ritter.

Es war Sitte, daß Fürsten oder reiche Ritter ihrem Gefolge Kleider schenkten, Nib. 485 werden aus Brünhild's Schatz herrliche Kleider ausgeheilt, Markgraf Rübiger von Bechlarn schenkt sogar dem König Gunther, Nib. 1634, ein schönes Streitgewand. Diese Kleider wurden von den Frauen angefertigt, selbst Königstöchter scheuten sich nicht, selber thätig mitzuwirken. Als König Gunther zu Brünhild fahren will, erucht er seine Schwester Kriemhild, Nib. 345, sie möge ihm und seinem Gefolge „zierlich Gewand“ besorgen. Darauf macht sich Kriemhild mit dreißig Jungfrauen an das Werk, Nib. 352, sie selber schneidet alle Kleider zu, Nib. 353, und in sieben Wochen ist die Arbeit vollendet, Nib. 357. Schöne Kleider machte man meist von Seide, sie wurden mit Pelzwerk mancherlei Art verziert, und edle Steine wurden mit Gold auf den Gewändern befestigt. Ein reicher Anzug war also höchst kostbar, und man suchte eine Ehre darin, bei besonderen Gelegenheiten auserlesene Pracht zur Schau zu tragen. Als Kriemhild und Brünhild sich entzweit hatten und eine vor der andern in das Münster gehen will, da gebietet Kriemhild ihren Jungfrauen, Nib. 774: „Nun kleidet Euch, Ihr Mädchen, laßt sehen, daß Ihr reiche Gewande habt!“ Und mit dreiundvierzig Jungfrauen geht sie zum Münster, sie tragen eine solche Pracht zur Schau, daß wohl dreißig Königinnen vereint nicht aufwenden können, was die eine Kriemhild zeigt.

Beim Ankleiden waren den Frauen ihre Dienerinnen behülflich, die Männer verrichteten dies Geschäft allein, obwohl es in damaliger Zeit nicht so bequem war, als jetzt, denn da man den Gebrauch der Knöpfe noch nicht kannte, so nähten die Männer sich selber in die Kleider, Nib. 1790.

Die Verzierungen mit edeln Steinen waren auch bei den Gürteln, Nib. 793, bei den Wehrgehängen und den Schilbrändern, Nib. 1640, gebräuchlich, überhaupt verwendete man viel auf die künstlerische Ausstattung der Schilde; Frau Gotelind schenkt dem Hagen einen Schild, dessen Werth auf tausend Mark angegeben wird.

Unter der Kampfesausrüstung besprechen wir zuerst die Rüstung im engeren Sinne. Im Nibelungenliede sowohl wie in der Gudrun wird stets

von Ringen gesprochen, im Kampfe werden Ringe zerbrochen, das Blut fließt man durch die Ringe fließen, wenn der Morgen naht, werden den Helden die Ringe kühl. Man trug vom 8. bis 13. Jahrhundert allgemein Ring- oder Kettenpanzer. Zuerst bestanden sie aus einzelnen in einander gehängten oder neben einander befestigten Ringen, später aus Ketten von engen, gebogenen Gliedern, die neben einander auf eine lederne Unterlage genäht wurden. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts zeigt sich ein Geflecht ohne Unterlage, worin je vier Ringe durch einen fünften zusammengehalten wurden. Diese Ringe bedeckten den ganzen Körper, auch die Arme und den Kopf, stark gefütterte Unterkleider hielten den Druck und die Wucht der feindlichen Hiebe vom Körper ab. Im Kampfe auf dem Wülpenfande verdankt König Ludwig seine Rettung vor Waten's Hieben einem Hemde von Seide, Gudr. 864, Brünhild legt vor dem Kampfe ein feidnes Waffenhemd an, das keine Waffe zerschneidet, Rib. 408.

Zum Schutz des Halses wurde eine besondere Halsberge getragen, Rib. 2132, meist ein festes Stück, welches auch zur Befestigung des Helmes diente, den man daran festband, Rib. 1675. Es wurden auch Kragen von feinem Kettengeflecht gebraucht, besonders in späterer Zeit. Ueber dem Kettenpanzer trug man früher ein eng anschließendes lebernes Wamms, später die oben besprochenen reichen Kleider, doch erscheinen Helden auch in der Rüstung ohne Oberkleid.

Zum Schutz des Kopfes diente zuerst die seidne Kapuze des Waffenbendes, sodann der Theil der Ringe, welcher den Kopf überzog, und schließlich der Helm. Man unterschied davon zwei Arten, nämlich die kleinere Sturmbaube, welche das Gesicht frei ließ und fast genau die Form des preussischen Kürassierhelmes zeigte, und den größern sogenannten Stechhelm, der mit seinem beträchtlichen Gewicht auf den Schultern ruhte und besonders von Reitern angewendet wurde. Er hatte in früheren Zeiten ein Visir, später zwei, die den dreieckigen Ausschnitt auf der Gesichtseite des Helmes bedeckten, wenn sie geschlossen waren. Sie bewegten sich in zwei Nieten an der Schläfe. Das untere, schwächere Visir hatte zwei groschengroße Löcher für die Augen und eins für den Mund, das obere Visir hatte statt der großen Löcher an jeder Stelle fünf erbsengroße Löcher. Auf dem Helme befand sich als Zierrath der Helmbusch, welcher in späteren Zeiten die Farben der Partei zu zeigen pflegte.

Der Schild war für Fußgänger größer als für Reiter, stets dreieckig, von Holz, mit Leder, Lindenbast oder Metall überzogen, oft sehr kostbar mit Gold und Gesteinen verziert, wie schon oben bemerkt wurde, öfter auch bunt bemalt, aber erst im zwölften Jahrhundert zeigte diese Schildbemalung ein Wappen, niemals früher. Wenn daher Rib. 214 erzählt wird, Siegfried's Schild habe als allbekanntes Wappen des gefürchteten Helden von Niederland eine Krone gezeigt, so ist das ein Beweis, daß diese Stelle des Gedichtes erst von einem Uebersetzer im 12. Jahrhundert eingeschoben sein muß.

Das Schwert, welches alle deutschen Stämme, mit Ausnahme der Franken, führten, war lang und breit, einschneidig und nur zum Hauen eingerichtet, doch kommt in den Nibelungen wie in der Gudrun auch schon an einigen

Stellen das zweischneidige Schwert vor. Die Schneide wird stets *Ede* genannt, sowohl beim Schwert als beim *Ger*. Der Griff war mit einfacher Parirstange versehen, ohne Korb. Man liebte es, schöne Schwerter reich zu verzieren; Siegfried's Schwert, der berühmte *Balmung*, hatte statt des Knaufes einen leuchtend grünen *Jaspis*, das Hest war von Gold. Berühmte Schwerter pflegten einen Namen zu führen; *Tring's* Schwert wird, *Nib. 1988*, *Waste* genannt, *Roland's* Schwert, das er im *Thal von Ronceval* vergeblich auf einem *Marmorblöcke* zu zerschlagen versuchte, heißt in den alten Liedern *Durandarte* oder *Durande*. Die *Edda* erzählt von König *Högni's* Schwert, dem *Dainsleif*, das sich, entblößt, immerfort schwang und Wunden schlug, die niemals heilten.

Die Helden des deutschen Volksepos tragen die Schwerter an einem Gürtel um den Leib. Von dem Dolch, der in späteren Zeiten allgemein auf der rechten Seite getragen wurde, findet sich im *Nibelungenliede* und in der *Gudrun* noch keine Spur. In dem *Nibelungenliede* ist das Schwert stets die Hauptwaffe, in der *Gudrun* werden schon mehr die *Speere* erwähnt. Der Kampf zu Pferde kommt in der *Gudrun* öfter vor, im *Nibelungenliede* nur in den Kämpfen Siegfried's gegen *Sachsen* und *Dänen*, wiederum ein Beweis von dem jüngern Alter dieser ganzen Stelle.

Der *Ger* wird in unseren Helbengebüchten fast nur zum Werfen, oder wie die Lieder sagen zum Schießen benutzt. Das Wort *sper* bezeichnet die Spitze, im Gegensatz zum *schafft*, die ganze Waffe heißt stets *ger*. Die Spitze war zweischneidig, *Drünhild's* *Ger* war so schwer, daß drei ihrer *Mannen* kaum ihn trugen. Von einer kräftigen Hand geworfen, durchbricht der *Ger* *Schilde* und *Ringe*, auch *feuersteinharte Helme*. Im *Nibelungenliede* 1826 schießt *Volter* einen gepanzerten *Hünen* durch und durch, 2001 wirft *Hagen* dem *Markgrafen Tring* den *Ger* durch den *Helm*. In späteren Zeiten übte man mit Vorliebe das Gegeneinanderrennen zu Pferde mit eingelegter *Lanze*. Dies wird nur einmal in der *Gudrun* 1407 erwähnt, die angeführte Stelle im *Nibelungenliede*, wo *Volter* den *Hünen* ersticht, scheint in demselben Sinne aufgefaßt werden zu müssen.

Bei Kriegsfahrten wurden *Fahnen* geführt, welche vor Beginn des Kampfes an die *Fahnenstange* gebunden wurden, *Nib. 193*. In der *Gudrun* 1372 ff. werden *Wappen* auf den *Fahnen* beschrieben, das *Banner* der *Königin Hilbe* ist weißer als ein *Schwan*, goldne *Wappenbilder* sind darin, *Herwig* fährt ein *Banner* von *wolkenblauer Seide*, *Seeblätter* schweben darin, *Ortwein's* *Banner* zeigt *rothe Sparren*, *Dexter* stehen darin. Die tapfersten Helden tragen die *Fahnen*, das *Banner* der *Königin Hilbe* fährt in dem letzten siegreichen Kampfe *Horand*, der *kühne Sängerkühn*.

2.

Wolfram von Eschenbach.

Im ganzen Gebiete der Geschichte möchte wohl keine Zeit zu finden sein, in welcher jugendliche Herzen, gleichviel ob sie in einem alten oder einem jungen Körper schlagen, so gern verweilten, als in der Ritterzeit. In sie hinein verlegt die Fantasie alles, was groß und edel, was anmuthig und schön ist, in dem Ritter, der gepanzert auf seinem Rosse hinauszieht in die Welt, steht sie das Ideal der verlockendsten Träume, die zinnengekrönte Burg, welche stolz auf dem Felsen, auf der bewaldeten Bergeskuppe thront, scheint ihr das Ziel aller Wünsche, die Heimath der Poesie zu sein, und ihre bemoosten Trümmer stimmen das Herz zu wehmüthiger Erinnerung an die große, die glanzgefüllte Vergangenheit.

Wir brauchen nicht lange zu suchen, wenn wir den Grund dieser Erscheinung erkennen wollen: jedes Alter und jedes Geschlecht verweilt darum mit so großer Vorliebe in der Ritterzeit, weil sie das Zeitalter, die Welt der Ideale ist.

Von ältester Zeit her hatten die deutschen Stämme ein tiefinniges Gefühl, ein warmes Gemüth zu eigen gehabt, und beigemischt war demselben eine leise Neigung zu wehmüthigem Träumen und Grübeln, zu süßschmerzlichem Verweilen bei der Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdischen Freude und Größe. Aus dem Leben der germanischen Götter wie der Menschen bricht dieser Charakterzug hervor, ja sogar die ernste, nüchterne Geschichte erzählt uns davon, wie der gewaltige Kaiser Karl oftmals an einem See saß und träumerisch in seine Fluthen schaute, und wie Kaiser Otto der Große es liebte, auf seinen einsamen Jagdpsaden wehmüthige Weisen zu singen.

In dieses zum Nachdenken geneigte, der tiefsten Empfindung fähige Volk traten die Sendboten des Evangeliums ein, sie verkündeten ihm eine Religion, welche in ihrer ursprünglichen Reinheit eine Religion der edelsten Ideale und der glühendsten Empfindung war, und nachdem dieselbe einmal den ersten Widerstand überwunden, bemächtigte sie sich mit unwiderstehlicher Gewalt der

deutschen Herzen und übte eine schrankenlose Herrschaft über sie aus, stellte ihnen hohe, lichtumflossene Ziele vor Augen und trieb sie an, danach zu streben mit der ganzen Fülle jener gewaltigen, wilden, allen Widerstand vernichtenden Kraft, welche ein Erbtheil des naturwüchsigten Heidenthums war.

Konnte es fehlen, daß unter solchen Verhältnissen der ganze Sinn des Deutschen sich dem Idealen zuwandte, und sein Bestreben dahin ging, all sein Thun und Lassen mit den Gesetzen der reinsten Sittlichkeit in Einklang zu bringen? Und in der That gewahren wir, daß in der reinsten Epoche der Ritterzeit die persönliche Selbstsucht auf ein verschwindend kleines Maß herabgedrückt war, die edelste Tugend, die Treue gegen Gott und Menschen, in der schönsten Blüthe stand, ja wir treffen sogar eine Tugend an, welche gleichsam die Spitze aller moralischen Vollkommenheit bildet und nur in sittlich sehr hoch stehenden Herzen eine Heimath findet: das ist die eiferlose, milde Dulbung gegen Anhänger fremder Religionen.

Und der ideale Sinn, welcher mit heiligem Ernste dem deutschen Ritter das hohe Ziel seines Lebens zeigte, leitete ihn auch in allen Verhältnissen des Familienlebens, keine Stunde und kein Gedanke blieb unberührt von den Forderungen des Ideals, das ganze Dasein des Ritters war gleichsam ein verkörpertes Ideal. Im Bewußtsein seiner Kraft zog er hinaus und schwang seine unbefleckte Waffe gegen die Verächter seines Ideals, gegen die Beschädiger seines Glaubens, gegen die Heiden, und sein kühner Muth ließ ihn jede Gefahr gering achten und anscheinend Unüberwindliches bezwingen, im Bewußtsein seiner Macht schlugte der Ritter den Unterdrückten, den Schwachen, den Flehenden, von seinem Ueberflusse gab er willig dem Bedürftigen, sein Unwille und seine strafende Hand, seine Verachtung wendete sich gegen alles Unreine, alle Schlechtigkeit, und im Bewußtsein aller seiner hohen Pflichten beugte der Ritter sich bescheiden und willig vor den Frauen und ließ ihrem Gebote die Kraft seines Armes und den Muth seines treuen Herzens.

Die Frauen, deren Sinn ja zu allen Zeiten für das Edle und Große empfänglich war, wandten sich voller Anerkennung und Bewunderung dem tapfern Ritter zu, und nun vereinigte sich mit der Kraft und dem Muth noch die Schönheit und die Anmuth, ihre Frucht war die Bändigug aller Rohheit, welche der Kraft noch innewohnte, und die festbegrenzte, feine, höfliche Sitte, welche so hoch im Ansehn stand, daß alle Tapferkeit nur sehr gering geachtet wurde, wenn die Sitte ihr nicht Zügel anlegte und ihre Fühlerin war.

In gemeinsamer Bestrebung pflegten Ritter und Frauen alles Große und Schöne, und das Band zwischen ihnen wurde eine Liebe, welche zu der Sittereinheit und Keuschheit der heidnischen Vorzeit die schwärmerische Innigkeit der kristlichen Religion gesellte und wiederum ein Ideal aufstellte, wie es reiner und schöner weder vorher noch nachher erbacht und im Leben erschienen ist. Willig folgte der kraftvolle Ritter, der keinen Gegner scheute, dem Gebote, das ihm der lächelnde Mund seiner Geliebten gab, ihr die Treue zu halten, das war nächst der Treue zu Gott seine höchste und heiligste Pflicht, und mußte er auch sein Leben hingeben, seine Treue durfte er nicht brechen, sonst

war er ausgestoßen aus aller ritterlichen Gemeinschaft und kein edles Weib schenkte ihm ihre Neigung wieder. Gleiche Treue bewahrte die Jungfrau dem Geliebten, die Gattin dem Gemahl, sie trug seine Farben, sie wirkte mit kunstgeübter Hand für ihn den Schmuck seiner ritterlichen Kleidung, sie pflegte seine Wunden, sie trauerte bis an ihr Lebensende um seinen Tod. In jeder bitteren Stunde gab der Gedanke an die Geliebte dem Ritter Muth, im heißen Kampfe rief er ihren Namen aus und stärkte dadurch seine Kraft, seinen besiegten Feind schickte er zu seiner Geliebten und hieß ihn, von ihr seine Freiheit zu erbitten. Mit süßem Danke belohnte die Geliebte den heimkehrenden Sieger, die weniger engherzig gezogenen Schranken der Sitte gestatteten ihr, auch als unverlobte Jungfrau den tapfern Helden, als verheirathete Frau den ehrenreichen Gast mit ihrem Kuß zu begrüßen.

So erblühte in der Ritterzeit eine Fülle der schönsten Tugenden, jede Seite dieses poesievollen Daseins strebte der Vollenbung, dem Ideal zu. Wo wäre eine herrlichere Heimath für die Poesie gewesen? Mußten nicht die Tapferkeit und die Liebe, das Glück und der Ruhm ihre Sänger finden, die mit begeisterten Lippen priesen, was ihr Auge in schönster Wirklichkeit schaute?

Von Hof zu Hof und von Burg zu Burg zogen die Sänger; wohin sie kamen, da fanden sie willig Gehör, Fürsten und Könige und edle Frauen rührten mit fertiger Hand die goldnen Saiten. Im Liebe gestand der Ritter wohl oftmals zuerst der lauschenden Jungfrau seine Liebe, im Liede erinnerte der Held, der zugleich Sänger war, die Geliebte an die nur ihnen beiben kund gewordene Wonne ihrer heimlichen Liebe, das Lied erhielt dem Helden den heiß errungenen Lorbeerkranz ewig frisch und grün, das Lied ließ der Sehnsucht Worte und Trost, es sprach vom schönsten Tage der Liebe, vom schönsten Lohne der Treue, vom Wiedersehen, das Lied jubelte mit den frühlichen Sängern des Waldes, es pries die Blümlein auf der Haide, den murmelnden Bach, die ewige Schönheit der Sterne. In immer neuer Jugendlust glähte die Welt, alles Hohe und Schöne umfaßte sie mit der innigen, tief-ergreifenden Schwärmerei der Jugend.

Darum kann auch niemand diese wunderbare Zeit verstehen, der nicht einmal jung gewesen ist und geschwärmt hat. Wer mit grämlichem Ernste, mit kaltem, genau messendem und wägendem und schäzendem Verstande und mit harter Hand an diese Blumenwelt herantritt, dem wird ihre Sprache ein unverständliches Gewirr von tonlosen Stimmen sein und umsonst wird er streben die leise, süße Harmonie zu erfassen, welche aus den Liedern der Ritterzeit klingt. Für jugendliche Herzen aber wird der Minnegesang eine nie verstehende Quelle der reinsten und lautersten Genüsse zu allen Zeiten bleiben.

Diese wunderbare Welt währte in ihrer Reinheit leider nur eine kurze Spanne Zeit, nur zu bald stieg sie von ihrer Höhe herab, und statt ihrer behaupteten Rohheit und Gemeinheit jeglicher Art den Platz. Uns aber ist sie nicht verloren, aus der Zeit ihrer höchsten Blüthe ist uns ein Spiegelbild hinterlassen, welches mit begeisterten Lippen ein Dichter schuf, der, selber ein Held, zu den größten Dichtern aller Zeiten sich gesellt, vielleicht die höchste Krone

deutscher Dichtung auf seinem gottgeweihten Haupte trägt. Dieser Dichter ist Wolfram von Eschenbach.

Es steht fast aus, als sei es Absicht des Schicksals gewesen, das Leben derer in Dunkel zu hüllen, welchen die vollsten Kränze des Ruhmes zu Theil wurden. Mit völliger Sicherheit kennen wir von Wolfram von Eschenbach nichts weiter, als den Ort, wo einst sein Grab gewesen. Was an dürftigen Nachrichten erhalten und durch Vermuthungen gewissenhafter Männer gewonnen ist, stellen wir nachstehend zusammen.

Bodmer und Johannes von Müller zählten unsern großen Dichter dem schweizerischen Geschlechte von Eschenbach zu, welches durch die Theilnahme an Kaiser Albrecht's Ermordung besleckt und fast ausgerottet wurde. Da Wolfram selber (Parzival 121, 7) sich einen Baiern nennt, und da zu seiner Zeit die Namen der abligen Geschlechter nur nach den wirklichen Stammbesitzungen gewählt wurden, so scheint Wolfram aus dem bairischen, etwa sechs Meilen von Nürnberg bei Ansbach gelegenen Städtchen Eschenbach zu stammen, in welchem auch ein sehr altes Schloß sich befindet. Bestärkt wird diese Meinung noch durch den Umstand, daß alle Ortsnamen, welche Wolfram gelegentlich in seinen Werken nennt, dieses Städtchen Eschenbach so umgeben, daß es gleichsam den Mittelpunkt für alle bildet*). Schloß und Städtchen gingen schon in früher Zeit in den Besitz des deutschen Ordens über. Ob Wolfram's Familie erlosch oder ob die im dreizehnten Jahrhundert mehrfach genannten Herren von Eschenbach in Baiern seine Nachkommen waren, ist nicht bekannt. Eine Familie von Eschenbach gibt es noch jetzt in Baiern, ihr Wappen sind drei silberne Messer im rothen Felde, und auch dem Dichter legt ein Bild aus der sogenannten Manessischen Sammlung zwei silberne Messer im rothen Felde als Wappen bei**).

Wolfram's Geburtsjahr ist unbekannt. Daß er Ritter war und schon durch Geburt Anspruch auf diese persönliche Würde hatte, beweist außer dem Worte „Herr“, welches wir bei seinen Zeitgenossen und bei Späteren seinem Namen stets vorgefetzt finden, auch das schon erwähnte Manessische Bild, welches ihn ganz im Ringpanzer, im Wappenrod mit umgegürtetem Schwerte, das Haupt im geschlossenen Helm, den Schild in der Linken, die Lanze in der Rechten, darstellt. Auch sagt er selbst von sich im Parzival 115, 11:

„Zu Schilbesamt bin ich geboren.“

Schilbesamt war schon zur Zeit Friedrich's I. die Bezeichnung für die Ritterschaft. Also steht fest, daß Wolfram aus ritterlichem Geschlecht stammte und selber auch die persönliche Ritterwürde erworben hatte.

Mit irdischen Glücksgütern war er gar wenig gesegnet, an verschiedenen Stellen im Parzival spricht er in bitterm Tone über seine Armuth. Er sagt 185, 1—8:

*) Simrod, Einleitung zum Parzival, 1.

**) San Marte, Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach, II. Thl. Seite 299 u. f.

„Dahem in meinem eignen Haus
 Freut auch sich selten eine Maus.
 Die Maus muß ihre Speise fehlen:
 Die braucht man nicht vor mir zu hehlen,
 Ich finde doch schon keine offen.
 Allzu oft hat das betroffen
 Mich Wolfram von Eschenbach,
 Zu erbulden solch Gemach.“

Als er die Pracht der Grafsburg beschreibt, bricht er aus in den Schmerzensruf:

— „Daß mich die Armuth schmerzlich müht,
 Da der Erde solcher Reichthum blüht!“

Es scheint also, als ob Wolfram ebensowohl wie sein Zeitgenosse Walther von der Vogelweide selbst durch die herrlichsten Sangesgaben sich nicht vor Dürftigkeit schützen konnten.

Daß Wolfram von Eschenbach ein unstätes Wanderleben geführt habe und von einem Hofe zum andern gezogen sei, um durch die Gunst der Großen sein Leben in ihrem Gefolge zu fristen, ist durchaus unwahrscheinlich, denn keins seiner Werke ist einem Fürsten gewidmet. Wenn er an einer Stelle im Parzival einen Grafen von Wertheim seinen Herrn nennt, so ist daraus nicht mit Sicherheit auf ein Abhängigkeitsverhältniß zu schließen, da Wolfram sich dieses Ausdrucks auch öfter da bedient, wo von einem solchen Verhältnisse nicht die Rede sein kann.

Eine zeitlang lebte Wolfram am Hofe des Landgrafen von Thüringen in Eisenach. Landgraf Hermann, der Sohn Ludwig des Eisernen, seit 1190 Landgraf von Thüringen, war berühmte durch seine hohe Bildung, durch den Glanz seines Hofes auf der Wartburg und durch die Gunst, welche er den ausgezeichnetsten Dichtern seiner Zeit angedeihen ließ. Wahrscheinlich im Jahre 1204 kam Wolfram nach Eisenach. Daß er an diesem Hofe keine abhängige Stellung eingenommen, beweist der freimüthige Tadel, welchen er im Parzival über die Schmarotzer an des Landgrafen Hofe ausspricht. In diese Zeit fallen die heftigsten Kämpfe zwischen Philipp von Schwaben und dem Gegenkaiser Otto dem Vierten aus dem welfischen Hause. Wolfram gibt sich als einen Anhänger Otto's zu erkennen. Dessen Gegner war aber Landgraf Hermann bis kurz vor seinem Tode (1215), wo er im Begriff war, sich wieder mit Otto IV. zu verbinden. Wenn Wolfram daher an einer Stelle seines „Willehalm“ erzählt, daß Landgraf Hermann ihn mit dem Inhalt dieser Erzählung bekannt gemacht habe, und wenn er im weitern Verlauf des Gedichtes von Hermann als einem bereits Verstorbenen spricht, so muß der zweite Aufenthalt in Eisenach, bei welcher Gelegenheit der Landgraf dem Dichter den Stoff des „Willehalm“ mittheilte, kurz vor dem Tode Hermann's stattgefunden haben, da Wolfram als Anhänger Otto's den Landgrafen nicht zu einer Zeit besuchen konnte, in welcher derselbe noch Feind des Kaisers war.

Aus einigen Stellen in Wolfram's Werken schließen Simrod und San Marte, daß er verheirathet gewesen sein müsse. Die vielen Stellen im Par-

zival, in welchen er abschweifend seiner eignen Liebe gedenkt, scheinen darauf hinzudeuten, daß Wolfram längere Zeit ein Liebesverhältniß unterhielt, dessen Glück für ihn wechselnd war. Das letzte seiner lyrischen Gedichte scheint anzugeben, daß dieses Verhältniß doch schließlich zur Ehe wurde. Ob er in irgend einer nähern Beziehung zu einer Markgräfin von „Hertstein“ gestanden habe, deren Lob er episch im Parzival mit begeisterten Worten singt, kann nicht entschieden werden.

Die letzte Nachricht über Wolfram's Grab erhalten wir durch einen Edlen Püttrich von Reicherzhausem, einen Ritter, der eine bedeutende Büchersammlung besaß und der ein großer Verehrer Wolfram's war. Püttrich erzählt, daß er im Jahre 1452 nach dem Marktsteden Eschenbach geritten, um das Grabmal des großen Dichters, der in der Kirche Unserer Lieben Frauen daselbst beigefetzt war, zu sehen. Das Jahr seines Todes sei nicht mehr zu sehen gewesen und die Farben des Wappens auf dem Denkmal habe man nicht mehr erkennen können. Es ist wahrscheinlich, daß Wolfram im Jahre 1230 gestorben sei. Von dem oben erwähnten Grabmale ist keine Spur mehr vorhanden, da die Kirche in Eschenbach in den Jahren von 1460—1470 gänzlich umgebaut wurde. Püttrich wird also nicht die jetzige, sondern die frühere Kirche gesehen haben.

Ueber seine eigene Bildung sagt Wolfram selbst im Parzival 115, 27 ff.:

„Ich kenne keinen Buchstaben.
An Büchern mag wer will sich laben,
Diesen meinen Abenteuer
Sollen keine Bücher steuern.“

Wolfram war also ebenso wie Walthar von der Vogelweide des Schreibens unkundig. Der Ritter der damaligen Zeit gab sich nie Mühe, das Schreiben zu erlernen. Gleichwohl stand Wolfram bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen. Nur Gottfried von Straßburg spricht in seinem Tristan von Wolfram als einem „Erfinder unverständlicher wilder Mähren, der mit dem Stock Schatten zu geben sich bemühe, und nicht mit dem grünen Blatte, mit seinem Gedichte müsse er Erklärer umherschicken, da sonst niemand es verstehen könne.“ Künstlerneid scheinen dem Gottfried diese völlig ungerechtfertigten Worte eingegeben zu haben. Nach Wolfram's Tode wuchs sein Ruhm immer mehr, so daß in dem seltsamen Gedichte vom Wartburgkriege, welches aus der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts stammt, Wolfram als der größte Dichter und Sänger hingestellt wird.

Wenn wir nunmehr zu den Werken Wolfram's von Eschenbach übergehen, so nennen wir zuerst den Parzival, der in der Zeit von 1205 bis 1215 gedichtet wurde. Er ist nicht in Strofen geschrieben, sondern zwei neben einander stehende Verse, deren jeder vier Hebungen trägt, reimen in stumpfen oder klingenden Reimen auf einander. Lachmann hat je dreißig Verse zu einem kleinern Abschnitte zusammengestellt und das ganze Epos auf diese Weise in 827 Abschnitte eingetheilt. Vom Dichter rührt diese Eintheilung nicht her. Wolfram selber hat seinem Heldengebichte vielmehr sechzehn Unter-

abtheilungen gegeben, in der bereits angeführten Stelle aus dem Parzival will Wolfram sie nicht „Bücher“ genannt wissen, da er mit der Buchmacherei nichts zu thun haben wolle. San Marte hat in seiner Uebersetzung drei größere Theile angenommen, in allerdings willkürlicher, aber sehr wohl treffender Weise. Simrod folgt in seiner vortrefflichen Uebersetzung dem Lachmann'schen Texte.

Als seine Quelle nennt Wolfram selber einen Provenzalen, Namens Riot. In Toledo habe derselbe ein arabisches Manuscript gefunden, welches Flegentanis, ein Heide von Vaterseiten, von der Mutter ein Jude aus Salomon's Geschlecht, über den Gral geschrieben habe. Darauf habe Riot in lateinischen Büchern weiter geforscht, er habe die Kroniken von Britannien, Irland und Frankreich durchgelesen und habe endlich in der Kronik von Anjou Nachrichten über das Geschlecht der Gralkönige gefunden.

Im Parzival sind drei für sich selbständige Sagen verschmolzen, nämlich die von Parzival und seinem Geschlechte, vom Gral und vom König Artus und der Tafelrunde. Es ist ohne Zweifel nur die Sage vom Gral, welche Riot in dem Manuscript zu Toledo las, und wenn Wolfram später einmal sagt, Riot habe auch die Sage von Parzival in dem heidnischen Buche gesehen, so wird das jedenfalls ein Irrthum sein, da diese Sage bretagnischen Ursprungs ist. Da uns Riot's Werk nicht erhalten ist, so können wir nicht entscheiden, in welchem Verhältnisse Wolfram zu seiner Quelle steht, ohne Frage wird seine Selbständigkeit ihr gegenüber eine sehr große sein, denn der ganze Parzival ist so sehr aus Einem Guß und trägt in jeder Zeile so ausgeprägt Wolfram's Geist, daß kein fremder Einfluß zu gewahren ist.

Riot wird außer den Kroniken, welche er durchgelesen, auch der Tradition gefolgt sein. Freilich gibt San Marte in seiner Uebersetzung von Wolfram's Werken Bd. 2, Seite 387 als alte echte und noch unvermischte Quelle der Parzivalsage die Geschichte von Peredur, the son of Evrawc, an, welche in dem zweiten Bande des von Lady Guest herausgegebenen *Mabinogion from the Llyfr Coch o' Hergest and other ancient welsh manuscripts* enthalten ist. Doch hat Simrod (I, S. 491) überzeugend nachgewiesen, daß nicht diese wälische Geschichte der Parzivalsage zu Grunde liegen kann, sondern daß diese Erzählung von Peredur vielmehr eine spätere Bearbeitung derselben Quellen enthält, aus welchen auch wohl Wolfram schöpfte. Am Ende des Parzival tabelt Wolfram die Bearbeitung eines gewissen Kristian, in welchem er den Chrétien de Troyes meint, den ältesten Bearbeiter der Gralsage in französischer Sprache. Meister Kristian starb, ehe er sein Werk vollendete, welches von einigen anderen Poeten fortgesetzt wurde. Der Tadel, welchen Wolfram hier und auch noch an einer Stelle seines Willehalm gegen Meister Kristian ausspricht, machen es höchst unwahrscheinlich, daß der deutsche Dichter den Franzosen zum Muster genommen habe.

Es bleibt uns keine Annahme übrig als diese, daß Wolfram von Eschenbach in allen seinen Quellen nur nach den äußerlichsten Zügen seiner Sage geferscht habe, daß aber, wie auch schon Lachmann sagte, der epische Plan Eigenthum des deutschen Dichters ist. Diese Ansicht gewinnt noch an Wahr-

scheinlichkeit, wenn wir betrachten, wie bunt gemischt, wie zusammenhanglos, wie wirr und ziellos die landläufigen Bearbeitungen der Gralsage, der Artussage und der Parzivalgeschichten sind, und wie streng gegliedert, wie systematisch geordnet, wie kunstvoll nach dem einheitlichen Plane gebaut Wolfram's Werk sich uns zeigt.

Freilich sagt Servinus in seiner Geschichte der deutschen Dichtung I, S. 390: „Das träumerische Hinleben ohne Prinzip, das dümelhafte Wesen ohne Grund, die tapferen Thaten ohne Zweck, das Gewirr der Abenteuer ohne Ende, das innere Drängen ohne Ziel und Gegenstand, was alles wir so stehend finden in diesen Romanen, ist auch im Parzival zu treffen.“ Aber ein solches Urtheil kann uns nicht befremden, da diesem ausgezeichneten Gelehrten in der That das Verständniß unserer ältern deutschen Literatur nicht in dem Grade aufgegangen ist, wie das tiefe und feine Verständniß der Dramen des Shakespeare. Wir wollen nachstehend versuchen, nachzuweisen, daß ein großartiger, scharf ausgesprochener Grundgedanke im Parzival liegt, der jeden Gedanken an ein „inneres Drängen ohne Ziel“ völlig ausschließt. Um das tiefstinnigste aller deutschen Dichterwerke genügend erklären zu können, müssen wir ein wenig weiter zurückgehen.

Aus dem, was wir oben über das Wesen des Ritterstandes sagten, geht hervor, daß an demselben zwei Seiten zu erkennen waren: Dem Streben nach dem Ideal, der Demuth, der Sittenstrenge stand ein Leben voller Glanz, voller Ehre und voller Poesie gleichsam als Lohn für das Streben nach sittlicher Vollkommenheit zur Seite. Ein Dichter, welcher ein Bild des Ritterthums schaffen wollte, hatte sich also zu entscheiden, ob er die geistige oder die weltliche Seite desselben, oder beide zugleich zeigen wollte. Wolfram stellte sich die umfassendste Aufgabe: er gab in Parzival das Ideal eines nach geistiger Vollkommenheit ringenden Ritters, in Gawain das Musterbild eines glänzenden, ehrenreichen Helden der ritterlichen That und des höfischen Lebens. Wolfram zeigte aber auch, wie hoch erhaben die geistige Seite über die weltliche des Ritterthums war, er zeigte, wie das geistige Ritterthum schließlich alle Belohnungen des weltlichen gewähren, außerdem aber noch auf eine Stufe des Ruhmes heben müsse, welche dem weltlichen Ritterthum ewig versagt sei. In meisterhafter Anordnung stellte er aber nicht allein zwei einzelne Helden einander gegenüber, sondern er verknüpfte dieselben auch aufs engste mit den beiden großartigsten Sagen seiner Zeit, in welchen ebenfalls die geistige und die weltliche Seite des Ritterthums sich dargestellt fanden: nämlich mit der Gralsage und der Sage von der Tafelrunde des Königs Artus.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Held derjenigen Seite, welche der Dichter als die erhabenste hinstellen wollte, auch äußerlich schon den breitesten Raum zugemessen erhalten mußte, sowie das für das Leben Parzival's geschehen ist.

Doch auch diese Gesichtspunkte genügten dem Dichter noch nicht, er grübelte den Bau seines großartigen, gewaltigen Werkes noch tiefer. In dem Seelenleben des geistigen Helden mußten Grundzüge zu erkennen sein, deren Ausführung die geistige Vollkommenheit und den ausschließlichen Vorrang

herbeiführten, es mußte dem Helden eine Tugend innewohnen, welche gleichsam die Sonne war, um welche seine eigenen Bestrebungen sowie die ganze dichterische Welt sich drehte, die Sonne, von welcher jeder Theil des Dichterwerkes sein Licht empfing, die Sonne, deren Strahlen gleichsam das tiefste geistige Band für alle Gestalten des Epos bildete, das Band, das sie zu einer lebensvollen Welt zusammenknüpfte. Diesen Grund, diese Sonne, dieses Band erkannte Wolfram in der Tugend, welcher er mit so großem Nachdruck die ersten Worte seines Gedichtes und nachher noch so viele andere weiht: es ist die Treue gegen Gott und gegen die Menschen; sie allein verleiht dem Helden die höchste Würdigkeit, durch sie allein erklären sich alle Räthsel des großen Epos, in ihrem Spiegel erscheint kein Theil des Gedichtes als werthloses Anhängsel, sondern selbst die kleinste Episode gewinnt Leben und Bedeutung und wird ein Schmuck für das Ganze.

Wir wollen sehen, ob dieser Grundgedanke uns alle Theile des umfangreichen Gebäudes in hellem Lichte erscheinen läßt.

Gleichsam als Einleitung in sein Epos gibt uns Wolfram zuerst, nachdem er die Treue gepriesen und vor der Untreue gewarnt hat, die Lebensgeschichte des Vaters seines Helden, des Gahmuret. Diesem tapfern Jünglinge blieb als zweitem Sohne keine andere Wahl beim Tode seines Vaters, des Königs von Anschau (Anjou), als Dienstmann seines ältern nun zur Krone gelangten Bruders zu werden, oder auf Abenteuer auszugehen. Er wählte das Letztere. Nur dem Mächtigsten wollte er seine Dienste weihen, er ging deshalb in den Dienst des Baruch von Balbag, der gegen zwei Völker von Babilon Krieg führte. Dort errang er sich im Kampf wie im Ritterspiel den höchsten Preis, so daß niemand mehr ihm gegenüber treten wollte. Er ging wieder zu Schiffe und wurde vom Sturme in den Hafen von Patelamunt verfrachtet, wo Belakane, die Königin von Sazamant im Mohrenlande, von zwei Heeren, einem kristlichen und einem heidnischen, belagert wurde. Belakane war der Ermordung des Mohrenkönigs Eisenhart von Asagog beschuldigt. Dieser Fürst hatte im Minnedienste Belakanen's auf ihren Befehl und zum Beweise seiner Kühnheit und Ergebenheit die Rüstung abgelegt, und war, als er nun auf Abenteuer austritt, in der Tost, dem ritterlichen Zweikampfe, von Prothipilas, einem Fürsten Belakanen's, seinem Nebenbuhler, erschlagen worden, und Belakane sollte ihn verrathen haben. Der Schottenkönig Friedebrand, ein Verwandter des Eisenhart, war übers Meer gekommen und belagerte Patelamunt von der einen, der Mohr Kasalig, ein Vasall Eisenhart's, von der andern Seite. Belakane war in der That unschuldig, und Gahmuret, dem die Königin trotz ihrer schwarzen Haut gefiel, bot ihr seine Dienste an, er besiegte und fing die Anführer der beiden feindlichen Heere, entschied dadurch den Krieg und wurde Belakanen's Gemahl. Aber nur kurze Zeit hielt es ihn in Patelamunt, er sehnte sich wieder nach Kampf und Turnier, und verließ heimlich seine Gemahlin, welche kurze Zeit nachher einen Sohn gebar, der war schwarz und weiß gefleckt und erhielt den Namen Feirefiz. Gahmuret gelangte nach langer Seefahrt in den Hafen und stieg zu Sevilla ans Land, von da begab er sich zum Turnier gen Ravoleis.

Dieses Turnier hatte Herzeleide, die jungfräuliche Wittwe, ausgeschrieben, und dem Sieger ihre Hand nebst den beiden Königreichen Wals und Morgals verheißen. Die herrlichsten Waffenthaten verrichtete Gahmuret. Freilich war er traurig über den Tod seines Bruders, den er hier erfahren, auch peinigten ihn Gewissensbisse über seine treulose Flucht von Patalamunt, doch als die Schiedsrichter ihm den Preis zuerkannten, da gab er sich der Freude hin, hielt mit Herzeleide eine glänzende Hochzeit und war nun Herrscher über drei Königreiche, da ihm durch seines Bruders Tod auch Anschau zugefallen war. Doch auch hier fand er nur achtzehn Monate lang Ruhe, da zog er wieder fort um dem Baruch beizustehen, der abermals von den Babiloniern überfallen war. Hier fand der tapfere Gahmuret sein Ziel, er wurde durch Hinterlist getödtet, sein Meistertnappe brachte die Trauerbotschaft der jammernnden Herzeleide, welche vierzehn Tage später den Parzival gebar, die Blüthe aller Ritterschaft, den eigentlichen Helden des Epos.

Dieser erste Theil des Gedichtes wird, wie auch Simrod I, S. 482 ausführlich darthut, in dem Werke Kiot's des Provenzalen nicht enthalten gewesen sein, es könnten sonst nicht so viele deutsche Namen, wie Eisenhart, Friedeband und andere, in so unentstellter Form darin vorkommen, während doch in dem ganzen übrigen Gedichte kein deutscher Name sich zeigt. Wolfram wird also diesen ersten Theil absichtlich dem Stoffe, den Kiot ihm überlieferte, hinzugefügt haben. Nehmen wir nun an, daß Wolfram in seinem Werke nur das Musterbild eines geistig vollendeten Ritters darstellen wollte (Gervinus I, S. 393), so können wir allerdings in diesem ersten Theile von Gahmuret eine zufällige Beigabe erkennen, welche in keiner andern Verbindung mit dem Haupttheile steht, als daß auch in ihr geabenteuert wird. Doch des Dichters künstlerischer Blick war nicht so blöde, und seine Absicht lag tiefer: Gahmuret's Leben und Thaten bilden den ersten Anfang des Knotens, der geknüpft wird, um in den letzten Theilen des Gedichtes in schönster Weise gelöst zu werden. Gahmuret hatte seiner Gemahlin Belakane die Treue gebrochen, er hatte sie verlassen, auch seiner Pflicht gegen Herzeleide war er ungetreu geworden, sein Drang nach Abenteuern veranlaßte ihn, die heiligsten Bande zu lösen, dadurch lud er eine Schuld auf sein Haupt, welche gesühnt werden mußte, und diese doppelte Schuld Gahmuret des Vaters zu lösen, dazu waren die beiden Söhne desselben Feirefiz und Parzival bestimmt. Da wir dem Gang des Epos nicht vorgreifen können, so werden wir im weitem Verfolg unseres Gedichtes seiner Zeit ausführlicher auf die Sühne dieser Schuld zurückkommen. Sollte jemand der Meinung sein, daß die Vergehungen des Gahmuret gegen seine Gattinnen nicht so arg schwer gewesen seien, so wollen wir dagegen bemerken, daß im ganzen Mittelalter kein Laster mehr verachtet wurde, als die Untreue. Auch Dante läßt den Odysseus in der Hölle schwachen, weil nicht die Liebe zum Sohne, zur Gattin, zum Vater ihn abhalten konnte, auf Abenteuer in die Fremde hinauszuziehen.

Da wir die Behauptung aufgestellt haben, um Treue oder Untreue drehe sich Wolfram's ganzes Gedicht, so wollen wir an dieser Stelle aufmerksam machen auf eine Beziehung, welche vom Dichter selber zu stark ausgeprägt ist,

um übersehen werden zu können. Daß Wolfram sein Gedicht einer Frau gewidmet, haben auch schon andere Erklärer bemerkt, uns scheint es jedoch, als habe Wolfram in ganz bestimmter Weise auf seine Geliebte durch sein Epos einwirken wollen. Die Stellen, in welchen Eine Frau, eine ganz bestimmte aber nicht genaunte, angeredet wird, wiederholen sich sehr häufig, und wenn San Marte II, 321 meint, auf dergleichen sei kein Gewicht zu legen, weil ähnliche Liebesklagen sich bei den Dichtern jener Zeit zu oft wiederholten, so wollen wir dagegen bemerken, daß bei sehr vielen Dichtern sich wohl abgerissene Liebesklagen finden, daß bei Wolfram aber alle diese subjektiven Ergüsse auf ein bestimmtes Ziel in vernehmlich fortschreitender Handlung zusteuern. Schon in der Widmung sagt Wolfram 3, 3:

„Von Gott erfleh ich gutem Weibe,
Daß sie dem Maß getreu verbleibe.
Scham ist ein Schloß vor aller Sitte:
Dies Heil ist's, das ich ihr erbitte.“

Des Dichters Bitte ist aber nicht erhört worden, seine Geliebte hat ihn vielmehr schwer getränkt, wie er 114, 5—19 sagt:

„Wer nun von Frauen besser spricht,
Fürwahr, ich haß ihn darum nicht,
Ich vernehme gern was sie erfrent.
Nur Einer bin ich unbereit
Hinsort zu dienstlicher Treu,
Ihr ist mein Zorn immer neu:
Ihr Fehltritt schafft mir Ungemach.
Ich bin Wolfram von Eschenbach,
Nicht unerfahren im Gefange,
Und halte fest wie eine Zange
Meinen Zorn wider ein Weib,
Denn sie hat mir Seel' und Leib
Betrübt durch solche Mißthat,
Sie zu hassen, anders ist kein Rath.“

Wer solche Stellen, deren noch andere anzuführen sind, für einen allgemeinen weisheitsmoralischen Puff ins Blaue halten will, der muß den klarsten Worten des Dichters offenbar Gewalt antun.

Die Bitterkeit des Dichters steigert sich mit dem Fortgange seines Gedichtes. In langer Rede gießt er 291, 292, 293 seinen Groll gegen die „Frau Minne“ aus, er wirft ihr Untreue vor, klagt über ihre Tücke, erzählt, daß er nie Trost von ihr gewonnen und freut sich, daß er ihr nichts schuldig ist, da sie schlecht für ihre Schuldner sorge. Je mehr sich jedoch das Epos dem Ende nähert, desto mehr nehmen die eingestreuten persönlichen Bemerkungen an Bitterkeit ab, und am Schluß des Parzival klingt die Rede wieder ganz verständlich, die letzten Verse lauten:

„Mich sollten billig gute Frauen,
Verständ'ge, desto lieber schauen,

Wenn noch ein Weib mir freundlich lacht,
 Weil ich dies Wert zum Schluß gebracht.
 Gesah das einer Frau zu Ehren,
 Die soll mir süßen Dank gewähren.“

Hier wird also ausdrücklich in dem zweitletzten Verse wieder eine Frau angeredet, und süßer Dank von ihr begehrt. Es scheint demnach, daß Wolfram durch sein herrliches Gedicht seine Geliebte errungen habe und sie sein Weib geworden sei. An einer Stelle im Titulrel, der später als der Parzival gedichtet wurde, erzählt er, wie Kiot's geliebtes Weib ihm ein Kind geschenkt, selber aber bei der Geburt gestorben sei, dann ruft der Dichter aus:

„Daß mich Gott erlasse
 In meinem Hause solchen Ingefundes,
 Wenn ich es so theuer müßt entgelten!“

So kann nur jemand sprechen, der selber ein liebes Weib hat. Im Willehalm 33, 22 spricht Wolfram auch von der Puppe seines Töchterchens.

In den wenigen, so unübertrefflich schönen lyrischen Gedichten, welche wir von Wolfram besitzen, läßt sich genau ebenso wie im Parzival ein fortschreitendes Minnewerben erkennen, das zum Ziele der Ehe führt.

Im Hinblick auf alle diese Stellen und Verhältnisse scheint es uns gerechtfertigt, wenn wir uns den Parzival als im steten Hinblick auf die Geliebte und mit beabsichtigter Einwirkung auf sie geschrieben denken. Es thut sich unserm Blicke so wieder ein neuer Hintergrund des Parzival auf, und immer mehr muß uns der Dichter jenes wunderbaren Werkes als einer der größten Meister aller Zeiten erscheinen. Die höchste Dichterkrone des deutschen Mittelalters trägt Wolfram von Eschenbach allein. —

Doch nun zurück zu unserm Epos. Die Vorhalle dieses herrlichen, von allen Seiten gewaltig emporstrebenden Tempels haben wir kennen gelernt, wir überschreiten nun die Schwelle, welche uns in das eigentliche Heiligthum führt.

Herzeleide, die schöne Königin, fand nach dem Tode ihres Gemahls keine andere Freude mehr, als ihren Knaben, den sie Parzival nannte. Sehr schön erklärt Wolfram diesen Namen selber, wenn er 114, 16 ff. sagt:

„Fürwahr du heißest Parzival.
 Der Name sagt: Inmitten durch.
 Die Liebe schnitt wohl solche Furch'
 In Deiner Mutter treues Herz,
 Dein Vater hinterließ ihr Schmerz.“

Um ihr Kind vor dem Schicksale seines Vaters zu bewahren, entsagte Herzeleide allen ihren Kronen und zog sich mit Parzival in eine Wildniß zurück, wo er nichts von Waffen und von Ritterfite gewährte, und wo ihm niemand von dergleichen ein Wort sprach. Doch das Blut des kampfesfrohen Gahmuret regte sich in dem Knaben: er schnitzte sich selber Bogen und Pfeile und schoß die Vögel des Waldes. Auch seiner weichen, treuen Mutter Sohn war er: wenn die lieblichen Säger todt zu seinen Füßen lagen, dann weinte er laut

um sie. Nur draußen im Freien, im Walde meinte er sich geborgen; wenn die süßen Stimmen des Waldes ihm seine Brust ausdehnten und ihm sein Herz durchdrangen, dann brach er in Thränen aus und konnte doch auf seiner Mutter Frage nach seinem Leid kein Wort erwidern. Das lag so in seiner Art, sein Vater Gahmuret stammte von dem Geschlechte der Feen ab, von ihnen hatte er und seine Nachkommen die übermenschliche Schönheit und das Sehnen in die Ferne geerbt. „Was ist Gott?“ fragte der Knabe einst seine Mutter. „Seine Treue bietet uns immer Hülfe,“ entgegnet die Königin, „der Hölle Wirth aber wird die Untreue nicht meiden.“

Auch den Wurffpieß lernte Parzival schwingen, damit erlegte er manchen Hirsch, den er selber unzerlegt, so schwer er auch war, in seiner Mutter Küche trug. Einst vernahm er auf seinem Waidegange Hufschläge; als der unbekannte Schall an sein Ohr schlug, hub er seinen Wurffpieß und wünschte, der Teufel möchte kommen, damit er ihn bestehen könne. Doch drei Ritter im Glanz der Rüstung erscheinen dem staunenden Jünglinge, ein vierter folgt kurze Zeit danach, Parzival hält ihn in seinem schimmernden Panzer für Gott. Der Ritter weist ihn auf seine Frage: wer Ritterschaft verleihe? an den König Artus.

Da lief Parzival zu seiner Mutter und begehrte Abschied von ihr, König Artus solle ihn des Schildes Amt und Pflichten lehren. Herzeleiden's Schreck war groß bei diesen Worten, da sie ihren Sohn nicht halten konnte, so erfann sie eine List: in Karrenkleider wolle sie ihn stecken, dann würde der Leute Spott ihn wohl bald wieder zu ihr zurücktreiben. Bevor er ging, gab ihm die Mutter noch gute Lehren mit auf den Weg. Im buntschneidigen Gewande, auf einem elenden Gaulle zog der Jüngling in die Welt hinaus. Herzeleide fügte ihn immer wieder und lief ihm nach, doch ihr Schmerz währte nicht lange Zeit: der Abschied von ihrem Sohne brachte ihr den Tod.

Von demselben Triebe gebrängt wie Gahmuret sein Vater, hatte Parzival dieselbe Schuld auf sich geladen wie jener, er hatte seiner Mutter die Treue gebrochen. Mit diesem Treubruch hebt eine Kette von Vergehungen an, bis zur Mitte des Epos wird die Verwicklung gesteigert, um später wiederum stufenweise, mit genauen gegenseitigen Beziehungen, sich wieder zu lösen, bis schließlich jede Schuld gesühnt ist, und in dem großartig versöhnenden Schlußalterde verklingt auch des Dichters Groll um die Geliebte.

Auf seiner Fahrt gelangte Parzival an ein prachtvolles Zelt, in welchem Jeschute, die schöne Gemahlin des Herzogs Orilus, schlummernd ruhte, an ihrer Hand trug sie einen Ring. Seine Mutter Herzeleide hatte dem Jünglinge gerathen, nach den Ringlein der Frauen zu trachten; in seiner Einfalt gedachte er jetzt an seiner Mutter Wort und raubte der Herzogin ihren Ring mit Gewalt. Darauf ritt er weiter. Der Gemahl der Herzogin aber, der gleich hernach zu seiner Gattin kam, nahm an den zerrissenen Zeltschnüren wahr, daß ein Fremder in dem Zelte gewesen sein mußte. Er beschuldigte seine Gemahlin der Untreue und verstieß sie von seiner Seite. Sie aber, die nicht von ihm lassen wollte, folgte ihm lange Zeit in der niedrigsten Gestalt nach, bis Parzival sie später wieder mit ihrem Gemahl versöhnte. Der Jüngling hatte durch den Raub des Ringes und dessen Folgen ein neues Vergehen

wider die Treue begangen, er hatte den Verdacht der Untreue auf ein getreues Weib gebracht.

Als „der täppische Knabe“ Parzival einen Bergesabhang hinunter ritt, hörte er die klagende Stimme eines Weibes. Er ritt näher und erblickte die jammernde Sigune, sie hielt in ihrem Schooß die Leiche ihres Geliebten, des Schionatulander, der um seiner treuen Liebe willen erschlagen war. Sigune bewahrte ihm ihre Treue in edelster Keinheit, sie trauerte auf dem Grabe des Geliebten bis an ihren Tod. Wir begegnen ihr noch öfter. Nicht ohne Grund stellt der Dichter hier die Jungfrau von makelloser Treue dem ungetreuen Sohn des Gahmuret entgegen. Die Jungfrau wies den Jüngling nach der Bretagne, und von einem Bauer geführt gelangte er nach Nantes; vor dem Thore begegnete ihm ein Ritter in rother Rüstung, Ither von Gahewieß. Dieser Ritter hatte sich zu König Artus begeben und hatte Anspruch auf sein Land, das Artus besaß, erhoben; als symbolisches Zeichen dieser Besitzergreifung hatte er, wie es Sitte war, einen Becher Weines vergossen. Wider seinen Willen war etwas von dem Weine der Königin Ginover, Artus' Gemahlin, in den Schooß geflossen, von der Tafelrunde aber hatte niemand gewagt, den kühnen Ither mit Kampf zu bestehen. Ither gab dem Parzival nun den Auftrag, den Rittern von der Tafelrunde zu sagen, daß er sie zum Kampfe erwarte.

Parzival kam zum König Artus, richtete Ither's Gebot aus und verlangte zum Ritter geschlagen zu werden. Keie, der Seneschant des Königs, spottete des Jünglings, der noch mit mancher Ruthe geschlagen werden müsse. Parzival begehrte die rothe Rüstung Ither's, und Artus schenkte sie ihm scherzweise. Der Jüngling aber brach sogleich auf, um sie sich zu holen. Ueber seinen wunderlichen Aufzug lachte eine Edelbame, Kunneware de Lalant, welche gelobt hatte, nicht eher lachen zu wollen, bis sie den besten aller Ritter sähe. Der Seneschant Keie züchtigte die Edelbame, da sie nie beim Anblick der Helben des Königs, nun aber vor einem Narren gelacht hätte. Parzival bemerkte die Mißhandlung und gelobte, sie dereinst zu rächen. Im Kampfe besiegte und tödtete der Jüngling, der keinen Panzer und nur seinen Wurffpieß als Waffe hatte, den stolzen Ritter. In Ither aber hatte er einen edeln Mann und seinen eigenen Vetter erschlagen, und zu diesem Vergehen trieb ihn, was er von seinem Vater geerbt hatte, die unbändige Sucht nach Kampf und Abenteuer, die selbstsüchtig nicht einmal die Bande des Blutes achtet, sondern alle beheiligten Schranken der Zucht und der Sitte durchbricht, nur um der eigenen Lust willen.

In des erschlagenen Ither's Rüstung und auf desselben Roß zog Parzival von dannen, am Abend kam er zu einem alten Ritter, Gurnemans, der ihn bei sich behielt, ihn pflegte und ihn Sitte lehrte. Unter andern gab er ihm auch den Rath, er solle sich der überlästigen Fragen enthalten.

Schon nach kurzer Zeit trieb es den Jüngling, der mit seiner stattlichen Rüstung nun auch durch Gurnemans' weise Lehren ritterliche Sitte angethan hatte, wieder hinaus in die Welt. Er kam zu der Stadt Belrapär, welche nov einem feindlichen Heere belagert wurde. Parzival drang hinein und bot

seine Dienste der jungfräulichen Königin, der schönen Kondwiramur, Lampentär's Tochter. In der Nacht kam die Königin an des Gastes Bett, weckte ihn mit ihren Thränen und klagte ihm ihre Noth. König Klamide und sein Seneschant Ringraun hatten der schönen Kondwiramur vieles Leid angethan. Klamide hatte Schentestur erschlagen, den Sohn Gurnemans', Kondwiramur's Verlobten, und hatte darauf selber die Hand der Königin, der keine an Schönheit und Anmuth gleichkam, begehrt. Kondwiramur aber weigerte sich, seine Gemahlin zu werden, und rief ihr Volk zur Hülfe auf. Da verwüstheten Klamide und Ringraun das Land der Königin, brannten ihre Burgen nieder und hatten sie nun in ihre Hauptstadt Belrapär, ihre letzte Zufluchtsstätte, zurückgetrieben. Kondwiramur aber war entschlossen, eher sich selbst den Tod zu geben, als Klamide ihre Hand zu reichen. Das alles klagte dem jugendlichen Helden die königliche Maid, und entflamnte in seiner muthigen Seele heiße Kampfeslust. Schon am nächsten Morgen wappnete sich Parzival und ritt hinaus vor's Thor, da kam ihm Ringraun entgegen, der stolze, gefürchtete Seneschant. Ihre Rosse stürzten wie der Wind zusammen, die Lanzen brachen und die Sattelgurte sprangen von der Gewalt des Stoßes, da griffen die Helden zu den Schwertern, durch Helm und Harnisch schlug des jungen Ritters gewaltige Hand den stolzen Seneschant und warf ihn zu Boden, daß er um Gnade stehen mußte. Der niebesiegte Ringraun erhielt seine Freiheit nur unter der Bedingung, daß er gelobte, an des Königs Artus Hof zu ziehen und sich der Kunneware de Valant als Gefangener zu stellen, die Keie mißhandelt hatte.

Als Ringraun, der stolze, starke Seneschant, besiegt war, wurde das Belagerungsheer stark entmuthigt, die Belagerung wurde freilich nicht aufgehoben, aber von weiteren Angriffen stand man ab. Parzival, der schöne, mannhafte Held, zog im Siegesjubel der Städte in die Hauptstadt wieder ein, und Kondwiramur wurde seine Gemahlin, er selber König des Landes. Dem König Klamide brachte ein Knappe, der sein Roß mit Sporen wund geschlagen, die Nachricht, daß sein starker Seneschant von Heldenhand bezwungen sei. Da zog der König selber heran, an Kondwiramur schickte er Boten und ließ den Gemahl der Königin zum Zweikampf fordern. Parzival säumte nicht, er trat dem Könige entgegen auf dem grünen Plan, wo es sich entscheiden mußte, ob Gott ihm die schöne Kondwiramur noch ferner gönnen wollte. In gewaltigem Kampfe stritten die Helden, bis ihre Rosse stürzten, da entlockten sie mit den scharfen Ringen den Helmen sprühendes Feuer. Parzival's Kraft wuchs mit jedem Hiebe, dem Könige Klamide schlug er den Helm vom Haupte und zwang ihn nieder, dann hob er sein Schwert zum Todesstreich und rief: „Nun bleibt mein Weib wohl unbelästigt von Dir, Du aber lerne jetzt, was Sterben heißt.“

Da entgegnete der König: „Halt ein, kühner Held! Du hast Dein Land nun erlöst, und meine Macht ist zum Spott geworden. Mannesstolz und hoher Sinn sind von mir gewichen, wozu nützte Dir nun noch mein Sterben?“

Da gedachte der Sieger an die Lehren, welche Gurnemans ihm gabe daß zu kühner Mannheit Barmherzigkeit sich zieme, er schenkte dem Könige

das Leben und schickte auch ihn zu König Artus, daß er dort der Gefangene Kunnewaren's de Lalant sein sollte.

König Artus feierte ein großes herrliches Fest zu Pfingsten; zu Diänsbron in der Bretagne waren alle Ritter von der Tafelrunde um ihn versammelt, der Plan um die Stadt mußte mehr Zeltstangen tragen als im Speffart Stämme stehen. In diese glänzende Versammlung hinein ritt König Klamibe und stellte sich ebenso wie sein Marschall der Kunneware de Lalant als Gefangener. Die ganze Tafelrunde wunderte sich über den Kühnen, der den gewaltigen Seneschant Kingraun und den gefürchteten König Klamibe besiegt hatte, und alle sagten, Keie habe Unrecht gethan, Kunneware zu schlagen, denn sie habe in der That nur beim Anblick des herrlichsten aller Ritter gelacht.

Wo Parzival die Krone trug, da wurde zur blühenden Flur das wüste Land, Reichthum und Macht besaß der junge Held, die Tapfersten dienten ihm, und sein eigen war das schönste und getreueste Weib, in dem nicht Wank noch Wandel sich zeigte.

Doch alles Glück und alle Liebe konnten Gahmuretens Sohn nicht fesseln, der schönsten Königin brach er die Treue und zog allein von dannen, um wieder zu kämpfen und seines unruhigen Herzens Lust zu büßen. Seine Mutter hatte er verlassen, Herzeleide war um ihn gestorben, Ither, seinen Verwandten, hatte er erschlagen, nun verließ er auch sein Weib — konnte er die Treue schwerer verletzen? Nicht umsonst sagt der Dichter an dieser Stelle: „Wo nun getreue Leute sind, die wünschen dem Helden Heil und Gedeihen, denn er muß fortan hohe Pein erleiden.“ —

In unmittelbarer Nähe neben dem schwersten Treubruch zeigt der Dichter in der Ferne den erhabenen Lohn für irdische Treue: den heiligen Gral mit allen seinen Wundern.

Mit schnellem, ziellosem Ritt gelangte Parzival Abends an einen See wo er Fischer nach der Herberge fragte. Einer derselben, reich gekleidet, doch traurig, beschied ihn zu einer nahen Burg, wo er selber Wirth sein würde. Er ritt dahin, ein Knappe ließ die Zugbrücke nieder, als er hörte, daß der Fischer den Fremden gesandt hätte. Im Burghofe wuchs Gras, ein Zeichen, daß fröhliche Ritterspiele hier selten begangen wurden. Man empfing ihn zuvorkommend und rief ihn zum Könige in den Saal. Und nun thut eine märchenhafte Pracht sich vor dem erstaunten Parzival auf.

In dem Saale hängen hundert strahlende Kronleuchter von der Decke hernieder, die Wände sind mit Kerzen überdeckt. Hundert Ruhefüße hat man an den Wänden aufgeschlagen, je vier Ritter sitzen auf jedem, ihre Füße ruhen auf einem silberhellen Teppich. Auf drei Kaminen von Gold und Marmor lodern hohe Feuer von Ahoeholz. Auf einem Spannbette an der mittlern Feuerstatt liegt der kranke König, sein siecher Leib ist in das feinste Pelzwerk gehüllt, ein leuchtender Rubin schimmert von der Mütze seines Hauptes. Der Wirth läßt Parzival ein, an seiner Seite Platz zu nehmen.

Da öffnet sich eine Thür, ein Knappe trägt eine lange Lanze herein, von deren Schneide tropft Blut nieder und läuft den Schaft hinab. Großer Jammer

erhebt sich bei diesem Anblick im Saale, der erst schweigt, als der Knappe mit der Lanze wieder verschwunden ist.

Nun thut sich am Ende des Saales eine Thür von Stahl auf, zwei liebliche Jungfrauen treten ein, sie tragen Kränze in ihrem Haar, ein lichtiges Band hält die Blumen in den blonden Locken fest, jede trägt in der Hand einen Leuchter von Gold mit brennender Kerze. Ihnen folgen zwei Herzoginnen, die setzen zwei Stollen von Elfenbein vor den König und seinen Gast, andere acht Frauen nahen, vier tragen hohe Kerzen, vier legen eine Tischplatte auf die Stollen, welche aus einem großen, leuchtenden, dünnzerfägten Edelsteine besteht. Die Jungfrauen grüßen und treten zurück. Grafentöchter bringen silberne Messer herbei.

Immer reicher in Kerzen strahlt der glänzende Saal, es naht die Königstochter, von ihrem Antlitz geht ein Schimmer aus, als wolle es tagen, in ihren jungfräulichen Händen hält sie ein grünes Rissen, darauf ruht der Gral, der allen irdischen Segen in sich trägt. Repanse de Schoie heißt die Jungfrau, von ihr allein läßt der Gral sich tragen, weil ihr Herz rein und frei von aller Falschheit ist. Dem Gral werden sechs lange Gläser vorangetragen, darin brennt wunderbar duftender Balsam. Die Königstochter und die balsamtragenden Jungfrauen verneigen sich vor dem Könige und seinem Gaste, und Repanse de Schoie setzt den Gral vor dem Könige nieder. Dann treten alle Jungfrauen zur Seite des Saales, zwölf rechts, zwölf links, in ihrer Mitte steht die schöne Königstochter, auf deren Haupte die Krone ruht.

Kämmerlinge nahen und bringen den Rittern in goldnen Becken Wasser, dem Könige und dem Gaste bietet ein Grafensohn knieend ein seidnes Handtuch. Auf hundert Tafeln wird nun reich gedeckt, knieende Knappen zerschneiden den Rittern die Speise, vier Wagen werden im Saale umhergerollt, daraus nehmen vier Ritter goldne Trinkgeschirre hervor und setzen sie auf die Tafeln. Hundert Knappen neigen sich ehrerbietig vor dem Gral und nehmen von dem Grale die köstlichsten Speisen, denn vor ihm steht alles bereit, was jeder sich nur wünschen mag:

„Speise warm, Speise kalt,
Speise neu und wieder alt,
Fisch und Fleisch, Wild und Zahn.
Der Gral war alles Segens Born,
Weltlicher Süße ein volles Horn,
Er that es dem beinahe gleich
Was man erzählt vom Himmelreich.“

Die Kraft des Grales verschaffte einem jeden das Getränk, wonach er Verlangen trug, er mochte begehren was er wollte.

Parzival sah staunend alle die Wunder, aber er gedachte an Gurnemans' Lehren, unnütze Fragen zu vermeiden, und deshalb fragte er nicht, sondern schwieg zu allem still. Ein Knappe brachte ein herrliches Schwert, seine Scheide war tausend Mark werth, der Griff war ein Rubin. Der Wirth schenkte es einem Gaste und sagte: „Es half mir aus mancher Noth, bevor mich Gott

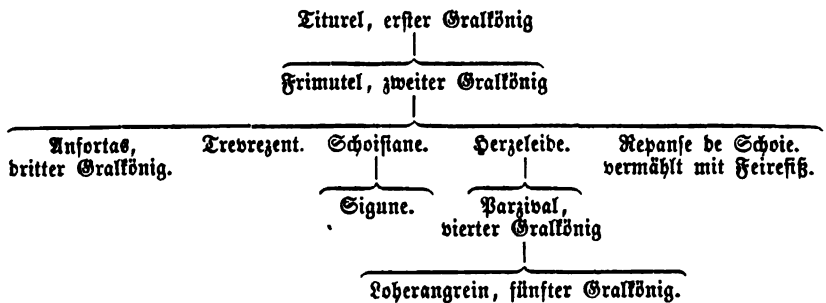
so schwer am Leibe verletzete. Führt das Schwert künftighin, Ihr seid wohl damit bewahrt, wenn Ihr seine Art erkennt."

Die Königstochter trat mit ihren Jungfrauen nun wieder vor den Wirth und den Gast, sie trug den Gral von dannen, und in derselben Ordnung wie sie alle kamen, entfernten sie sich wieder. In dem Vorgemache, ehe die Thür sich wieder schloß, gewährte Parzival einen schönen Greis, der auf einem Bette ruhte.

Von des kranken Königs Mittern wurde Parzival in ein prächtig ausgestattetes Schlafgemach geleitet. Als er am andern Morgen erwachte, fand er vor seinem Bette seine Rüstung, aber kein Mensch war zu finden in der ganzen Burg. Sein Pferd fand Parzival gefuttelt und gezäumt am Burghore; nachdem er vergeblich oft gerufen, schwang er sich hinauf und ritt über die Zugbrücke. Da schlug sie hinter ihm so heftig in die Höhe, daß sein Ross beinahe gestürzt wäre, ein verborgener Knappe fluchte dem Parzival, daß er nicht gefragt und dadurch sein Heil verschert hätte. Vergebens bittet der Ritter wieder um Einlaß, ihm wird keine Antwort, und es bleibt ihm nichts übrig, als fortzureiten.

Obwohl Wolfram erst im neunten Buche seines Epos die Wunder ankündigt, welche Parzival hier im fünften Buche erlebt und erblickt, so müssen wir der Erklärung wegen die Sage vom Gral doch schon jetzt berühren*).

Das provenzalische Wort Gral bedeutet ein Gefäß, eine Schale. Als Luzifer von Gott abfiel, ließen die gefallenen Engel eine Krone für ihn bereiten. Im gewaltigen Kampfe gegen die Abtrünnigen brach der Erzengel Michael diese Krone vom Haupte Luzifer's, dabei sprang ein großer Edelstein heraus, und dieser Stein ist der Gral. „Von einer Schaar von Engeln wurde er zur Erde gebracht und Kristen zur Hut übergeben,“ so hatte Flegetanis, der bereits erwähnte Heide, in den Sternen gelesen**). Derjenige, der für würdig befunden wird, den Gral zu hüten, ist der König Titurel. Er vererbte das Gralkönigthum auf seinen Sohn Frimutel, der fünf Kinder gewann. Nachstehende Tafel wird die Uebersicht erleichtern:



*) Umfangreiches Material zur Gralsage giebt San Marte in seinem Wolfram von Eschenbach, Theil II, Seite 359 u. f.

***) Spätere sagten, der Gral sei die Schüssel, aus welcher Kristus mit seinen Jüngern das Abendmahl genossen, und in der nachher Josef von Arimathea Kristi

Der Tempel, in welchem der Gral aufbewahrt wurde, befand sich in der Burg auf dem Berge Monsalväsch, eine große Schaar auserlesener Ritter, welche alle vom Gral ihre Nahrung empfingen, bewachten den Monsalväsch auf einen weiten Umkreis und verhüteten, daß irgend ein Unberufener sich dem Heiligthum nahte. Als Wappen führten die Gralritter eine Turteltaube. Seine Ritter wählte der Gral sich stets selbst, eine Schrift erschien an seinem Rande, in der die Namen der Auserwählten bezeichnet wurden, war die Schrift gelesen, so verschwand sie wieder. Auf diese Weise that der Gral alle seine Befehle kund. Aus der Zahl der Gralritter wurden den herrenlosen Ländern Fürsten zugesandt, die auf eine geheimnißvolle Weise in das betreffende Land kamen, z. B. in einem von Schwänen gezogenen Schiffe (Schwanritter). Auch Jungfrauen erwählte der Gral sich zum Dienste. Diese durften sich vermählen.

Die Gralritter mußten alle, mit Ausnahme derer, die in herrenlose Länder als Fürsten gesandt wurden, die Frauenliebe abschwören, doch durfte der König eine rechtmäßige Gemahlin, die reines Herzens und Bandels war, besitzen. König Anfortas aber und sein Bruder Treprezent hatten sich sündiger Minne hingegeben, und dafür war Anfortas in einem Zweikampfe mit einem Heiden, den er erschlug, von dessen vergifteter Lanze verwundet worden. Von dem scharfen Gifte war sein ganzer Leib stich geworden, nur der Anblick des heiligen Grals bewahrte ihn vor dem Tode, denn wer den Gral erschaute, der starb in den nächsten sieben Tagen nicht, wie todeswund er auch sein mochte. Ueber Anfortas' Verwundung herrschte großer Jammer unter den Seinen, Boten wurden ausgesandt in alle Welttheile, um Arzneimittel zu beschaffen, aber selbst solche, die alles heilten, blieben dieser Wunde gegenüber machtlos. Beim Mondwechsel faßte den König ein grimmiger Frost, es schützte ihn dagegen nicht der wärmste Pelz, das glühende Gift des Speeres war das einzige Gegenmittel, die Speerspitze mußte dann in die Wunde gedrückt werden. Parzival, der an einem der schlimmsten Tage in Monsalväsch gewesen war, hatte die Lanze gesehen, welche vom Blute des Königs Anfortas, seines Oheims, geröthet war.

Als alle Arzneimittel sich vergeblich erwiesen, hatten die Angehörigen des Königs sich vor dem Gral nieder geworfen und ihn um Rettung angefleht. Da erschien am Gral eine Schrift, welche sagte, ein Ritter würde kommen, wenn derselbe aus freien Stücken, ohne daran erinnert zu werden, nach dem Leiden seines Oheims fragte, so solle Anfortas augenblicklich gesund und jener Ritter solle König des Grals werden.

Eine kleine Erholung war es für Anfortas, wenn die Seinigen ihn zu dem See Drumbane führten, wo er fischte und die milde Luft einathmete. An diesem See hatte Parzival den König gefunden, er war von ihm zur Burg gewiesen worden, aber die Frage, an der die Heilung des Anfortas und das Glück des Parzival hing, hatte er unterlassen.

Blut aufgefangen, das durch des Longinus Lanzenstich der rechten Seite des Erlösers entsprömte. Wolfram von Eschenbach kennt diese Deutung noch nicht.

Warum unterließ Parzival diese Frage? Nur deshalb, weil Gurnemans ihm allzu viel zu fragen verboten hatte? Das wäre ein armseliger Grund für ein Ereigniß, von welchem einzig und allein der Fortgang des Epos abhing. Oder ließ der Dichter seinen Helden die Frage nur deshalb nicht stellen, damit er die Neugier des Lesers noch höher spannen und ihm noch mehr Abenteuer vorführen konnte? Ein solches Armuthszeugniß einem Dichter wie Wolfram ausstellen zu wollen, wäre mehr als lächerlich. Aber diejenigen Erklärer, welche in Parzival nur das Musterbild eines vollendeten Ritters sehen, können nicht angeben, warum die Frage diesmal unterblieb, denn wenn Parzival schon jetzt die Frage gethan hätte, König des Grals geworden wäre und mit Kondwiramur sich wieder vereinigt hätte, wäre das Epos dann nicht auch im Sinne jener Erklärer zum völlig befriedigenden Abschluß gelangt?

In ganz anderm Lichte erscheinen uns aber sofort alle Verhältnisse, wenn wir die Erklärung festhalten, daß Treue oder Untreue der Angelpunkt sei, um den Wolfram's großartiges Gedicht sich drehe. Anfortas mußte leiden, weil er die Treue gegen die Gesetze des Grals durch seine sündige Liebe verletzt hatte, erlöst werden konnte er also nur durch denjenigen, der die Treue rein bewahrt hatte. Da aber Parzival, als er zum erstenmal nach Monsalväsch kam, schwere Sünden auf sein Haupt geladen hatte, so war er als Treulofer nicht fähig, die Untreue zu sühnen, und als Sündhafter nicht würdig, König des Grals zu werden, und allein aus diesem Grunde that er die Frage nicht. Erst mußte seine Schuld gesühnt werden, dann erst, wenn er wieder rein war, konnte er Untreue sühnen und den höchsten irdischen Lohn, die Krone des Grals, erlangen. Sein Unrecht hob an, als er den Ritter Ither von Sahewiez, einen edlen Mann, erschlug, die Rüstung und die Waffen desselben, die er trug, waren gleichsam ein sichtbares Zeugniß für sein Unrecht. Sollte es nun ganz absichtslos von dem Dichter so eingerichtet sein, daß dieses Schwert Ither's gerade in demjenigen Kampfe in Stücke zerbricht, der als der schwerste und härteste gegen den eigenen Bruder des Parzival, gegen Feirefiz, auch zugleich das Ende von Parzival's Leiden ist und den Wiederbeginn der Freude und des Heils bezeichnet? Wir glauben, daß der bedeutungsvolle Zug in Betreff dieses Schwertes mit wohlbewusster, weiser Absicht von Wolfram eingeflochten wurde.

Parzival hatte sich in zweifacher Weise vergangen, zuerst dadurch, daß er seine Mutter und Kondwiramur, seine Gattin, verließ, und auf diese Weise an der Treue in der Liebe sündigte, sodann dadurch, daß er Ither erschlug, und auf diese Weise gegen die Gesetze des Ritterthums verstieß. Seine Buße und die Sühne mußten nun gleichfalls doppelt sein: er mußte die Schmerzen der Liebe tragen und ihr getreu bleiben, er mußte allen Glanz des Ritterthums entbehren und alle ihre Gesetze heilig achten. Wir werden sehen, daß alle Thaten Parzival's und alle Ereignisse, die ihn betreffen, mit Rücksicht auf den eben bezeichneten Gesichtspunkt aufgeführt und eingeordnet sind, während an die Thaten des Gawain, der später in zweiter Stelle als Held des Epos erscheint, sich dieser Maßstab nicht anlegen läßt, wodurch zum Ueberflus die Absicht des Dichters und die Wichtigkeit unserer Erklärungen

vargethan wird. — Wir gehen nun in der Analyse unseres Gedichtes weiter.

Als Parzival sein Roß wandte und Monsalväsch verließ, war er noch nicht lange geritten, da hörte er eine klagende Frauenstimme; er folgte ihr und fand Sigune, welche den gebalsamten Leichnam ihres Geliebten in ihren Armen hielt. Sie, die ewig und unwandelbar getreue, schalt den Ritter hart, daß er die Frage in Monsalväsch unterlassen habe. Sehr bedeutungsvoll kommt dem Parzival der Tadel seiner Untreue aus dem Munde des Weibes, an deren Treue kein Flecken haftete.

Parzival ritt weiter, er fand auf einem elenden Gaule ein in Lumpen gehülltes Weib, deren Schönheit gleichwohl durch die armselige Kleidung nicht entstellt werden konnte. Es war Ieschute, des Herzogs Drilus verstoßene Gemahlin, welche ihrem Gemahl in diesem unwürdigen Aufzuge getreulich folgte. Frau Ieschute erkannte sogleich den schönen Mann, der ihr den Ring geraubt, und klagte ihm ihr Leid, doch wünschte sie großmüthig, daß Gott ihm mehr Freude und Ehre gewähren möge, als er an ihr verdient habe. Während beide sprachen, wieherte Parzival's Pferd laut, der Herzog Drilus, der in kurzer Entfernung vorausritt, wandte sich um, und als er einen Ritter mit seinem Weibe sprechen sah, wandte er sein Roß und griff den Ritter heftig an. In dem heißen Kampfe, der sich entspann, wurde Drilus, der berühmte Kämpfer, der auch den Schionatulander, Sigune's Geliebten, erschlagen hatte, besiegt; Parzival schenkte ihm das Leben unter der Bedingung, daß der Herzog zu König Artus reiten und sich der Kunneware de Lalant als Gefangener stellen solle, auch mußte er seine Gemahlin wieder zu Gnaden annehmen, was er, nachdem Parzival in der Hütte eines Klausners einen Eid über Ieschuten's Unschuld abgelegt, auch gern that. Vor Freude weinend, lag Frau Ieschute in ihres Gemahles Arm, Parzival aber hatte ein Unrecht, das er begangen, wieder gesühnt.

Der Herzog Drilus zog mit seiner Gemahlin zu König Artus, und als nun abermals einer der gefeiertsten aller bekannten Helden sich der Kunneware de Lalant als Gefangener stellte, überwunden von Parzival's Hand, da beschloß der König, mit allen seinen Rittern nach dem tapfern Parzival zu suchen und ihn in die Tafelrunde aufzunehmen. Parzival war zufällig in die Nähe von König Artus' Lager gelangt, über Nacht war Schnee gefallen, ein Falke hatte Tauben gejagt, von einer derselben waren drei Blutstropfen in den Schnee gefallen, Parzival erblickte sie, und sie erinnerten ihn aufs lebhafteste an die verlassene Gattin. Ihre schöne Gestalt, weiß wie Schnee und roth wie Blut, lag vor ihm auf, ihm schwebte ihr Antlitz vor, wie er es beim Abschied sah, zwei Thränen auf ihren Wangen, die dritte am Kinn. Da versank er in tiefen Gedanken, er konnte sich nicht losreißen von den drei Tropfen im Schnee, so heiß war seine Sehnsucht nach der Gattin.

In dieser Stellung traf ihn ein Knappe des Königs Artus, der verkündete der Tafelrunde, ein gewappneter Ritter halte im Walde zum Kampfe bereit. Da wurde die Aufregung groß im Kreise der tapfern Ritter, mit des Königs Erlaubniß ritt zuerst Segramors hinaus, forderte den unbekanntem

Selben zum Kampfe und ward von ihm im ersten Anlaufe mit gewaltigem Stoße vom Rosse gestürzt. Darauf ritt Parzival wieder zu der Stelle, wo die Blutstropfen lagen, und schaute sie wieder an. Nun ritt des Königs Seneschal, Keie, der kühne Mann, hinaus, dem tief in Nachsinnen verlorenen Helben stieß er den Schaft seiner Lanze ans Haupt, da erwachte Parzival, im Kampfe warf er den Seneschal und dessen Rosß so gewaltig nieder und gegen einen Baum, daß das Rosß todt war und Keie einen Arm und ein Bein zerbrach. So rächte Parzival den Stoß an sein Haupt und zugleich die Mißhandlung, welche Kunneware de Lalant von dem Seneschal Keie erdulden mußte, als sie über Parzival lachte. Seine Freunde trugen den Seneschal zurück in sein Zelt, Parzival lehrte zu den Blutstropfen zurück.

Da machte sich der gefeiertste Held der Tafelrunde, Gawan, Parzival's Better, auf, um zu sehen, mit wem der Kampf geschehen wäre, aber er ritt ohne Waffen hinaus; als er sah, wohin der Held blickte, warf er ein Tuch über die Blutstropfen, da lehrte dem Ritter die Bestimmung wieder, wie das Gedicht so schön sagt:

„Der Schleier barg das schnee'ge Blut,
Nicht sah es mehr der Degen gut,
Da gab zurück ihm Wig und Sinn
Von Pelrapär die Königin,
Seboch sein Herz behielt sie dort.“

Parzival erkannte seinen Better Gawan und folgte ihm zum König Artus. Kunneware de Lalant empfing den Ritter, der so glänzend ihre Schmach gerächt, sehr zuvorkommend, sie schenkte ihm prächtige Gewande, König Artus aber sagte zu Parzival: „Ihr habt mir Leid angethan, als Ihr meine Ritter schlugt, doch habt Ihr mir auch wieder mehr der Ehre gesendet, als ich je von einem Manne empfing.“ Darauf erzählte ihm der König, wie die Tafelrunde über Berg und Thal geritten sei, ihn zu suchen, und bat den Helben, in den Kreis der Ritter von der Tafelrunde einzutreten. Parzival folgte der Einladung und wurde ehrenvoll aufgenommen. Ihm zu Ehren wurde ein Fest veranstaltet, Ginover, die Königin, küßte ihn, er war der Mittelpunkt dieses glänzenden Kreises von tapfern, lebenslustigen Rittern und schönen Frauen.

Doch das Fest wurde arg gestört. In die glänzende Versammlung trat Kondrie la Sorziere, die Botin des Grals; sie hatte ein erschreckend häßliches Antlitz, ihre Nase war wie die eines Hundes, aus ihrem Munde ragten spannenlang zwei Eberzähne, wie zwei Böpfe hingen ihre Augenbrauen herab. Die behaarte Hand mit langen Nägeln trug eine Geißel, deren Stiel war ein Rubin, die Schnüre von Seide. Sie ritt auf ihrem Maulthiere vor den König Artus und sprach: „In Deinem Kreise saßen ehedem die Besten aller Lande, jetzt aber habt Ihr Euch Schande erworben: ein Falscher ist in Euerem Bunde! Euer Preis sinkt, Eure Würde hinkt, Euer hohes Lob wird tief geneigt, aller Preis der Tafelrunde ist dahin, seit Ihr Parzival, den falschen, in Euern Kreis aufgenommen.“ Dann ritt sie zu Parzival und

fluchte ihm, daß er in Monsalwäsch nicht gefragt habe. Vom Glücke verwiesen, vom Heil verbannt nannte sie ihn; ehrlos sei er, und nie habe man größerem Trug in einem so schönen Manne gesehen.

Die Worte der Gralsbotin erschütterten Parzival tief. An dieser Stelle mußte es sich entscheiden, ob er der Tafelrunde angehören und ein weltliches Leben voller Glanz führen, oder ob er im Kampf und Entfagen sich läutern und den Gral gewinnen wollte. Sein tiefes Gemüth ließ ihn das letzte wählen, er war tiefen Kummers voll, und der Trost seiner Freunde war vergeblich. Eine heidnische Königin erzählte ihm von seinem Bruder Feirefiz, dem Sohne der Belakane im Mohrenlande, dessen Haut schwarz und weiß gefleckt war, und der ein reicher und sehr tapftrer und mächtiger König geworden war. Parzival entsagte der Tafelrunde. „Ihr gelobet mir Genossenschaft,“ sprach er zu den Rittern, „als mein Preis blühte, jetzt eile ich von Euch zu scheiden und den Gral zu suchen, nach dem mich nun all mein Sinnen hinzieht. Tiefen Jammers soll mein Herz pflegen, bis ich des Königs Anfortas feufzerreiche Dual geendet.“ König Artus gelobte ihm noch in seine Hand, daß, wenn sein Land und sein Weib Kondwiramur je wieder in solche Noth kämen, als es von Klamide einst gewann, er mit seinen Helden zum Schutze bereit sein wolle.

Wenn in Parzival's Herzen auch die Verzweiflung wohnte, so daß er dem Gawan, der ihm Gottes Hilfe wünschte, bitter entgegnete: Was ist Gott? Warum gibt er mich solchem Spotte preis? — so trug die verzweiflungsvolle Reue doch jetzt schon Früchte in seinem Herzen: Die schöne Kunneware de Lalant, die er selber liebte, verlobte er mit dem Könige Klamide, den er vor Belrapär überwunden. Zum Abschied küßte er „die klare Magd“, traurig schieden sie beide von einander, Parzival ritt hinweg.

Während Parzival's Verzweiflung und Prüfung tritt nun ein anderer Held in den Vordergrund, Gawan. Sehr geschickt leitet der Dichter auf ihn hin, indem er zu dem Feste der Ritter von der Tafelrunde einen fremden Ritter kommen läßt, der den Gawan zum Zweikampf fordert. Die ganze Tafelrunde aber bricht auf, um die Abenteuer von Schatelmerville zu bestehen, dem Zauberschlosse, in dem vier Königinnen und eine große Anzahl edler und schöner Jungfrauen gefangen sind. In schön gewähltem, bedeutungsvollem Gegensatz tritt dem geistig so tief angelegten Parzival der äußerlich glänzende Gawan gegenüber, und den heiligen Wundern von Monsalwäsch die unheimlichen Zauber von Schatelmerville, wo der berühmte Zauberer Kinschor sein Wesen treibt. In den Abenteuern Gawan's ist nun nicht ein bestimmter Grundsatz zu erkennen, nach dem sie geordnet sind, sie beziehen sich nicht aufeinander, wie z. B. der Raub des Ringes und der Kampf mit Orilus, sondern die glänzende That ist der alleinige Beweggrund für Gawan's Abenteuer. Wenn Gawan jetzt aber auch in den Vordergrund tritt, so läßt Wolfram mit großer Kunst uns doch nie Parzival, den Haupthelden, aus den Augen verlieren, sondern wir bemerken ihn stets, wie Simrod sagt, kämpfend und siegend im Hintergrunde. Die Abenteuer, welche Gawan besteht, sind nun ganz anderer Art, als die Kämpfe Parzival's.

Gawan ritt durch einen Wald, da begegnete ihm der König Meljanz mit einem Heere, das er gegen seinen Lehnsfürsten und Erzieher Lippaut nach dessen Burg Beaufrosche führte, weil Lippaut's schöne Tochter Obie, obwohl sie ihn liebte, seine Liebe nicht hatte erheben wollen. Auch Gawan kam vor die Mauern von Beaufrosche, und hier wurde er durch die Bitten von Obie's Schwester Dbilot, die noch ein Kind war, vermocht, der Stadt und dem Fürsten Lippaut seine Hilfe zu weihen. Dbilot das Kind nahm ihn zu ihrem Ritter an und schenkte ihm einen Aermel ihres Kleides, den Gawan auf seinen Schild heftete. Im Kampfe nahm Gawan unter andern auch den König Meljanz gefangen, und er würde das ganze Heer desselben und alle seine Tapfern in die Flucht geschlagen haben, wenn nicht auf Seite des Königs Meljanz ein rother Ritter (Parzival) dem Gawan Halt geboten. Seinen Gefangenen, den König Meljanz, schenkte Gawan der kleinen Dbilot, diese schenkte ihn ihrer Schwester Obie, und dadurch kam Versöhnung und Vermählung zu Stande. Gawan nahm nun Abschied von Dbilot und zog weiter.

Er kam vor die prächtige Burg Schampanzon, die lag am Meere, zu dem sie steil abfiel, mancher Saal und ungezählte Thürme erblüete Gawan. Ihm kamen fünfhundert Ritter entgegen, an ihrer Spitze der König Bergulacht, der stammte ebenfalls von den Feen, seine Mutter Fleurdamur war die Schwester Gahmuret's gewesen, und Bergulacht sowohl wie seine Schwester Antikonie zeigten die wunderbare Schönheit des ganzen von den Feen stammenden Geschlechtes. Der König war ein eifriger Jäger, er wollte gerade auf die Reiherbeize ziehen und sandte den Gast deshalb durch einen Ritter zu seiner Schwester Antikonie. Gawan traf sie in einem Saale, sie empfing ihn freundlich, er setzte sich zu ihr, beide plauderten in süßer Rede mit einander. Die Reize des schönen Mädchens verleiteten den Ritter zu ungestümer Liebeswerbung, er schlug seinen Arm um sie, da trat ein alter Ritter herein, der rief empört, Gawan wolle die Königstochter beleidigen, und eilte fort, um Bewaffnete zu holen. Gawan hatte, wie es Sitte war, beim Eintritt in die Burg seine Waffen abgegeben, Antikonie zog den Gast, der ihr lieb war, mit sich in einen Thurm, gegen den Angriff des Ritters und seiner Begleiter vertheidigte sich Gawan durch einen schweren eisernen Kiegel, Antikonie schleuderte die großen Figuren eines Schachspiels gegen die Angreifer. Bergulacht kam dazu, und statt seiner Pflicht zufolge den Gast zu schützen, trieb er die Seinen zu erneutem Sturme an, und waffnete sich selber zum Kampfe. Da kam in der höchsten Noth der Landgraf Kingrimursel, derselbe, der den Gawan zum Zweikampfe gefordert hatte. Kingrimursel hatte seinem Gegner freie und gestärkte Fahrt durch sein Land zugesagt und sein Wort dafür verpfändet, und damit er das nun hielt und der Gast geschützt würde, begab er sich zu ihm in den Thurm, schloß mit ihm vorläufig Frieden und ermahnte den König Bergulacht sehr eindringlich, nicht allen Rittergesetzen zum Hohn den Gast in seinem eigenen Hause zu erschlagen. Bergulacht gab nach, es wurde Friede geschlossen und verabredet, daß der Zweikampf zwischen Gawan und Kingrimursel nach einem Jahre vor dem Könige Meljanz von Li aus-

gekochten werden sollte. Vergulacht erzählte, wie er jüngst auf Abenteuer ausgeritten sei und einem Ritter (Parzival), der ihn besiegt, habe geloben müssen, ihm den Gral zu erwerben. Unter der Bedingung, diese Verpflichtung Vergulacht's auf sich zu nehmen, wurde Gawain entlassen.

Die Erzählung kehrt nun zu Parzival zurück. Der hatte manches Land durchzogen und hatte in harten Kämpfen sich so versucht mit Lanze und Schwert, daß niemals irgend jemand von ihm Sieg errungen hatte. Sein Weg führte ihn von neuem in den Wald, welcher in weitem Umkreise Monsalväsch umgab. In einer neuerbauten Klausur fand Parzival die getreue Sigure, welche in härenem Hemde auf dem Grabe ihres Geliebten trauerte. Sie erzählte dem Ritter, daß der Gral sie mit Nahrung versorge, und daß all ihr Thun darin bestände, um Schionatulander zu weinen. Sie zeigte auf einen Ring, den sie trug, und sprach: „Den mir; Drilus im Kampfe erschlug, dem weibe ich alle meine Liebe. Wenn ich auch Jungfrau geblieben bin, so sind wir vor Gott doch Mann und Weib:

„Vor Gott soll dieses Ringelein
Uns wahrer Ehe Zeugniß sein,
Es bindet meine Treue fest,
Mit Herzens Thränen oft genäßt.“

Sie fragte den Parzival nach dem Gral, und sagte ihm, daß sie ihm, der nun so viel Leid getragen, nicht mehr zürnen könne. Sie erzählte ihm, Kondrie la Sorziere, die Botin des Grals, habe ihr soeben Speise gebracht und sei erst vor ganz kurzer Zeit fortgeritten, er möge ihren Spuren folgen, vielleicht käme er auf diese Weise zum Gral. Aber Parzival, der voll Freude und Hoffnung Sigunens Rath befolgte, verlor die Spur sehr bald; und irrte nun wieder in der Einöde umher. —

Wir können nicht unterlassen, an dieser Stelle wieder auf den großen Unterschied aufmerksam zu machen, der sich zwischen Gawain's und Parzival's Abenteuern zeigt. Gawain erlebt „Abenteuer ohne Zweck und ohne Ziel“, wie Heroimus sagt, in bunter Reihe schließen sich die Erlebnisse aneinander, sie folgen keiner innern Nothwendigkeit, die sie schafft und treibt, man könnte die meisten von ihnen fortlassen, ohne irgend eine Lücke im Epos zu empfinden. Die bedeutungsvoll dagegen ist selbst das kleinste Erlebnis Parzival's. Jetzt, nachdem er so manches Leid gelostet, so manchen Schmerz getragen, steht er seinem Ziele schon näher; wenn sein Herz auch noch nicht völlig geläutert ist, so ist sein ungestümer Uebermuth doch schon um vieles milder geworden, und sein Sinn ist jetzt unverwandt auf das Hohe, das Ewige gerichtet, seine Vergehungen sind schon um ein gutes Theil gesühnt. In diesem Augenblicke trifft er wieder auf Sigure, die ihm gleichsam als Musterbild gegenüber gestellt ist, jetzt zärtet sie, die ihn früher hart gescholten, ihn nicht mehr, sie selber weist ihm die Spur, die zum Grale leiten kann. Noch näher deutet der Dichter darauf hin, daß der Weg zum Gral sich mehr und mehr für Parzival öffnet: der Held stößt auf einen Gralritter, besiegt ihn, ohne ihn zu tödten, und erkennt das Roß desselben, welches das Wappen des Grals, die Taube, trägt.

Auf diesem Pferde ritt Parzival weiter; da sein Ross das Wappen des Grals trug, so wurde auch er für einen Gralritter gehalten, und niemand bot ihm wieder Kampf. Eines Morgens war ein dünner Schnee gefallen, im Walde begegnete dem umherirrenden Parzival ein grauer Ritter mit seinem Weibe und zwei Töchtern, sie schritten alle in groben Kleidern demüthig einher. Der graue Ritter machte dem Parzival Vorwürfe, daß er zu so heiliger Zeit in der Rüstung und im glänzenden Waffenrothe einherreite, statt barfuß den Tag zu begehren. Parzival entgegnete, er wüßte nicht, an welchem Ziele das Jahr nun stände. Ehedem habe er treulich Gott gedient, doch jetzt habe Gott ihm alle seine Hülfe versagt. Der Ritter belehrte ihn, daß es jetzt Karfreitag sei, wies ihn mit Ernst darauf hin, daß Gott ewig getreu sei und riet ihm, zu einem Einsiedler zu wallfahrten, der in der Nähe wohnte, ihm zu beichten und sich von ihm belehren zu lassen.

Traurig ritt Parzival von dem Ritter wieder fort, leise Neue über seinen Troß gegen Gott regte sich in seiner Brust, und es kam ihm der Gedanke, ob Gott nicht doch bald seinen Jammer wenden könne. Er beschloß, Gottes Führung dadurch zu erproben, daß er seinem Rosse den Zügel ließ. Es brachte ihn nach Fontänsauwasch, wo der Einsiedler Trevrezent wohnte. Es ist voll tiefer Bedeutung, daß Parzival in diesem Orte, wo er genaue Auskunft über den Gral erhält, wo seine Sünden ihm vergeben, sein Vertrauen zu Gott und seine Hoffnung neu erweckt werden, gerade die Stelle wiedererkennt, an welcher er einst ein begangenes Unrecht durch den Eid wieder sühnte, welchen er dem Herzog Orilus über Jeschutens Treue schwur.

Auch Trevrezent erinnerte sich jenes Eides und belehrte seinen Gast, daß vier und ein halbes Jahr seit jenem Tage verfloßen seien. Da sprach Parzival: „Nun habe ich erst erfahren, wie lange ich weisungslos umherirre, mir ist Freude wie ein Traum geworden. In aller dieser Zeit hat kein Mönster oder keine Kirche mich gesehen, denn ich trage Haß und Jora zu Gott in meiner Brust, er ist die Quelle meiner Sorgen, lebendig ist mein Glück begraben. Wollte Gott mir helfen, so war die Nacht wohl sein, allen anderen hat er Trost gegeben, nur mir allein half er nicht.“

Da verwies der Einsiedler dem Gaste mit freundlichen Worten seinen Troß und ermahnte ihn, nimmermehr zu verzagen, wenn Gottes Hülfe auch lange verziehe; denn Gott vergesse niemand, und wer troßig gegen Gott sei, der trüge selber immer nur den bittersten Schaden davon:

„Seid getreu ohn' allen Want,
Da Gott selbst die Treue ist!“

Parzival gestand, daß ein schwerer Irrthum seine Sinne gefangen gehalten habe. Auf Trevrezent's Aufforderung bezeichnete er demselben als doppelten Grund seines tiefen Leides die Sehnsucht nach seinem Weibe und nach dem Gral. Da versetzte ihm der Einsiedler: „Wenn Ihr nach Euerm Ehegemahl Sehnsucht im Herzen tragt, so thut Ihr nicht anders, als man soll. Sehnt Ihr Euch aber nach dem Gral und wollt Ihr ihn suchen, so seid Ihr ein Thor, denn niemand kann zum Gral gelangen, als wen der

Gral selber zu sich ruft.“ Trebrezent nahm nun Gelegenheit, seinem Gaste die Wunder des Grals aufzuklären, was er ja am besten konnte, da Trebrezent des Anfortas' Bruder war. Die schwere Verwundung des Gralkönigs und seine unsäglichen Schmerzen hatten den tapfern, lebensfrohen Trebrezent so erschüttert, daß er das Ritterkleid mit dem Mönchsgewande vertauscht hatte und nun schon geraume Zeit in seiner einsamen Klause von Wurzeln lebte.

Da wir die Wunder des Grals bereits erklärt haben, so können wir jetzt auf diese oben gegebenen Erklärungen verweisen. Zum Abschied küßte Trebrezent seinen Neffen und erließ ihm seine Sünden. Neugestärkt im Glauben an Gott ritt Parzival von dannen, um seine Pilgerfahrt mit froherm Herzen fortzusetzen. Die Erzählung nimmt nun des Ritters Gawan Thaten wieder auf.

Auch zu Barbigöl, der Hauptstadt des Königs Meljanz, wurde aus dem Zweikampfe zwischen Gawan und Ringrimursel nichts, da die beiderseitige nahe Verwandtschaft sich herausstellte. Seinem Versprechen gemäß ritt Gawan nun aus, nach dem Gral zu forschen, und traf dabei in Logrois die Herzogin Orgeluse, um deren Minne er warb. Da er trotz ihrer schändlichen Antworten darauf bestand, ihr zu dienen, gebot sie ihm, ihr Pferd aus einem nahen Baumgarten zu holen, wo viele Ritter und Edelfrauen ihn vor der Herzogin warnten. Er achtete dieser Warnungen nicht, und brachte der Herzogin das Pferd. Nach einem langen abenteuerlichen Ritt, während dessen Gawan unangeseht Orgelusens Spott zu erdulden hatte, kam er mit ihr an einen breiten Strom. Orgeluse fuhr auf einem Kahn hinüber, weigerte sich aber, Gawan mit in ihr Schiff zu nehmen, und alsbald trabte auf stattlichem Ros ein Kämpfer der Herzogin heran, der Gawan angriff. Doch Orgelusens Kämpfer wurde besiegt. Am andern Ufer des Stromes stand ein herrliches Schloß, aus dessen Fenstern mehr als fünfhundert Frauen dem Kampfe zuschauten. Von dem Fährmann wurde Gawan bewirthet, und am folgenden Morgen erzählte derselbe dem Gaste auf sein Befragen, daß jenes Schloß am andern Ufer das Chätel merveil in Klinschor's Lande sei, daß in dem Zauber- schlosse sich das Lit merveil befinde, wer dessen Zauber löse, würde die fünf- hundert Frauen befreien. Gawan ritt, von dem Fährmann unterrichtet und ausgerüstet, nach dem Zauber- schlosse, er trat in den Saal, den die Frauen eben verlassen hatten, und von da in ein Gemach, über dessen spiegelglatten, mit Edelsteinen getäfelten Fußboden das Wunderbett auf vier rubinenen Scheiben vor ihm hin- und herrollte. Er sprang glücklich hinein, da prallte es mit ihm unter fürchtbarem Getöse gegen die vier Wände. Als es endlich still stand, schlenderten fünfhundert Wurfschwingen und Armbrüste Steine und Pfeile gegen ihn, welche ihn durch den harten Schild des Fährmanns vielfach verwundeten. Dann trat ein wilder Mann mit einer Keule ein, als er sah, daß Gawan noch lebte, ließ er einen Löwen gegen ihn los, den der Ritter zwar erschlug, aber er selber sank auch ohnmächtig auf das todte Thier nieder. Die gefangenen Königinnen erquidten und heilten den Ritter wieder. Kräftige Mittel thaten so gute Wirkung, daß Gawan schon am folgenden Morgen wieder in den Kampf reiten und einen Ritter Orgelusens besiegen konnte.

Die Herzogin hatte für Gawans tapfere Thaten wieder nur Spottreden, versprach ihm aber Minne, wenn er ihr aus dem Klinschornwalde einen Kranz von dem Baume brächte, den König Gramoslanz bewachte. Dieser König hatte Orgeluses Gemahl Bidegast erschlagen und die Herzogin selbst entführt, ohne sie gewinnen zu können, aus Rache stellte sie ihm jetzt nach dem Leben. Als Gawan den Kranz vom Baume brach, erschien Gramoslanz und es wurde ein Zweikampf verabredet, zu welchem Gawan mit Artus und seiner ganzen Tafelrunde sich einzufinden versprach. Gawan brachte der Herzogin den Kranz, da bat sie ihn fußfällig um Verzeihung und gelobte, nun sein eigen sein zu wollen. Sie ritt mit ihm nach dem Zauberschlosse, unterwegs erzählte sie dem Gawan, sie habe viele Ritter um reiches Gold und um Mittelohn geworden zur Rache gegen Gramoslanz, der ihren Gemahl erschlug. Nach dem Tode ihres Gemahls sei König Anfortas ihr Geliebter gewesen, bis jener heidnische Speer ihn so schwer verwundete. Selten sei ein Mann zu ihr gekommen, den ihre große Schönheit nicht bald für ihren Dienst gewonnen habe. Nur Einer sei vor Logrois, ihre Hauptstadt gekommen, dem habe sie fünf ihrer Tapferen entgegengeschickt, er habe sie aber alle fünf niedergestochen. Da sei sie selber ihm nachgeritten, und habe ihm ihre Hand und ihre Krone angeboten, der Ritter aber habe entgegnet, er habe ein schöneres Weib, die ihm lieber wäre, das sei die Königin von Belrapär, er selber heiße Parzival und klümmere sich nicht darum, ob Orgeluse ihn liebe, sein Trachten ginge auf den Gral. Darauf sei der Held im Zorn fortgeritten. Gawan, der mit Orgeluse von Klinschor's Ritterschaft nach dem Zauberschlosse eingeholt wurde, feierte ein glänzendes Fest mit den Rittern und Edelfrauen, nach einem fröhlichen Tanze vermählte Gawan sich mit Orgeluse, doch wurde ihre Ehe noch geheim gehalten. —

Wir stehen nun vor dem letzten Abschnitte unseres Epos, und wollen erst noch einen Blick auf die Verhältnisse der angesehensten Personen werfen. Orgeluse, in deren Namen man leicht das Wort Orgueilleuse erkennt, ist die Geliebte des Anfortas gewesen, ihn fesselte eine Liebe an das schöne Weib, welche für den König des Grals eine schwere Sünde war. Dem Parzival trat dasselbe schöne Weib entgegen, alle ihre Reichthümer und Reize legte sie zu seinen Füßen, doch er verschmähte alles, weil er seiner Gemahlin treu bleiben wollte. Durch diese Treue sühnte Parzival den Treubruch, den er gegen Kondwiramur begangen, und durch seine geläuterte Treue war er nun auch fähig, den Bann der Untreue, der den Anfortas in so schmerzlichen Fesseln hielt, zu lösen.

Doch auch das weltliche und das geistige Ritterthum finden hier ihre Würdigung. Dem Parzival, dessen hohes Streben voll reinsten Treue nur nach dem Höchsten gerichtet war, bietet sich als freies Geschenk der Preis dar, nach welchem der Vertreter des weltlichen Ritterthums, Gawan, mit unsäglicher Nähe ringen muß. Parzival verschmäht geringschätzig den Preis, nach dem Gawan mit beiden Händen greift, und während dem Felde des geistigen Ritterthums die höchste irdische Krone und die Liebe der anmuthigsten, treuesten Gattin aufbewahrt bleiben

wird dem Helden des weltlichen Ritterthums ein Weib zu Theil, deren Schönheit berühmt, deren Reichthum unschätzbar und deren Gefälligkeit gegen viele Ritter sehr weitgehend war. Während Orgelufens Liebe für den Gralkönig eine schwere Sünde war, war sie für den Tapfersten aus König Artus' Tafelrunde ein begehrenswerther Lohn. Schärfer konnte der Dichter seine Absicht nicht ausdrücken. —

König Artus war mit einem großen Heere herangezogen, König Gramoslanz war benachrichtigt, am andern Tage sollte der Zweikampf zwischen Gramoslanz und Gawain stattfinden. Abends zuvor ritt Gawain hinaus und begegnete einem Ritter, den er für Gramoslanz hielt, da derselbe einen Kranz von des Königs Baum trug. Gawain gerieth mit ihm in Streit und war eben nahe daran, dem Unbekannten zu unterliegen, da kamen die Boten des Artus von Gramoslanz zurück, sie riefen klagend Gawain's Namen aus, darüber bestürzt gab sich der Sieger als Parzival zu erkennen. Gawain war ohnmächtig niedergesunken; als er wieder zu sich kam, folgte Parzival ihm zu König Artus, der ihn wieder in die Tafelrunde aufnahm. An Gawain's Stelle kämpfte Parzival mit Gramoslanz und besiegte ihn. Nun wurde eine Sühne gestiftet, Gramoslanz vermählte sich mit einer der von Gawain erlösten Königinnen, sie hieß Itonje und war Gawain's Schwester, die zweite der Gefangenen war Gawain's andere Schwester, die dritte seine Mutter, in der vierten erkannte König Artus seine lange vermiste Mutter. Es wurde nun ein großes glänzendes Fest gefeiert. Parzival, dessen Stimmung zu diesen Freuden nicht paßte, ritt heimlich hinweg.

Parzival begegnete einem heidnischen Ritter, der mit fünf und zwanzig Heerschaaren von verschiedenen Sprachen über Meer gekommen war. Zwischen diesen beiden entbrannte ein heißer Kampf, der in glänzender Schilderung das Interesse des Lesers aufs höchste spannt: der Heide kämpfte mit gewaltiger Kraft, schon ermattete Parzival und der Gegner war dem Siege nahe, da gedachte Parzival an sein treues Weib, und der Gedanke entfachte seinen Muth von neuem. „Kondwiramur!“ rief er aus und schwang sein Schwert mit solcher Wucht auf das Haupt seines Gegners, daß der Heide vor Parzival auf beide Knie stürzte, das Schwert aber zerbrach. Da senkte der Heide großmüthig auch sein Schwert, er war begierig den Namen des Helden zu erfahren, der ihn, den bis dahin nie besiegten, in so große Noth gebracht, und nun erkannten sich die beiden Söhne des Gahmuret, Parzival und Feirefiz, Belakanens Sohn. In treuer Liebe hatte der Heide stets seines Vaters gedacht, er wählte ihn noch am Leben und hatte sich aufgemacht, ihn zu suchen. Durch diese Treue des Feirefiz wurde die Untreue des Gahmuret gegen Belakane wieder gesühnt. Parzival aber, der einst in weltlicher Begier über, seinen Blutsverwandten, erschlagen, hatte nun durch den unverschuldeten Kampf gegen seinen Vetter Gawain und seinen Bruder Feirefiz reichlich gebüßt, und war nun, da er gegen Orgelufens Werbung auch seine Treue so glänzend erwiesen, der höchsten Ehre würdig. Alle seine Vergehungen waren gesühnt, als Wahrzeichen dafür zerbricht ihm in dem letzten Kampfe das geraubte Schwert. Dieser symbolische Zug scheint Absicht des Dichters gewesen

zu sein, da er dem Parzival sonst bei seinen Kämpfen das Graalsschwert leiht (434, 25—29).

Die beiden Brüder ritten nun zu Artus, wo beide, namentlich Feirefiz, in seiner königlichen Pracht, bewundert wurden. Als die Helben und die schönen Frauen beim Mahle saßen, da kam die Botin des Graal wieder geritten, sie kniete zu Parzival's Füßen nieder und verkündete ihm, die Stunde sei nun gekommen, er sei zum König des Graal erlesen, auch Kondwiramur, seine Gattin, und die beiden Zwillingstnaben, welche die schöne Königin ihm geboren, habe der Gral erwählt. Kondrie wollte Parzival selber nach dem Gral geleiten, doch nur Ein Mann dürfe sein Begleiter sein. Parzival erwählte zum Begleiter seinen Bruder Feirefiz. Von Kondrie geführt, machten sie sich auf den Weg zum Gral.

So nahte Parzival seinem Königreiche, der erste nicht allein an Reinheit des Herzens und Hoheit des Geistes, sondern auch der erste an heldenmüthiger Tapferkeit und an ritterlicher Kraft, ein Kämpfer, der nie besiegt worden war, vor dessen gewaltigem Schwerte selbst Gawan, der Preis der Tafelrunde, und Feirefiz, der Sieger über eine stolze Reihe von Königen und Herzögen, sich beugen mußten. Wenn Gervinus I, 396 sagt, Gawan, Gramoflanz und Feirefiz hätten sich an ritterlicher Kraft dem Parzival überlegen bewiesen, so ist das ein starker Irrthum, es würde aber auch, wenn es der Fall wäre, von Seiten des Dichters ein Fehler in der Komposition sein, wenn der Hauptheld, der Träger der tiefsten und edelsten Idee des Epos, den Weltkindern an ritterlicher Tüchtigkeit unterlegen wäre. Vielleicht kann dieses kleine Beispiel uns einen Maßstab geben für die Würdigung der so außerordentlich ungünstigen Kritik, welche Gervinus, ein sonst so ausgezeichnete Gelehrter, unserer älteren deutschen Literatur zu Theil werden ließ.

Anfortas war immer noch krank, seine Schmerzen waren ärger als je, er bat die Seinen unaufhörlich um den Tod. Da nahte Parzival, er that mit reinem Munde die verhängnißvolle Frage: „Oheim, was fehlet Dir?“ Augenblicklich wurde Anfortas gesund, doch König des Graal durfte er nicht bleiben, diese höchste Würde fiel dem Parzival zu.

Nun kam auch die Botschaft, die treue Kondwiramur, die schöne Königin, nahe. Sofort ritt Parzival ihr entgegen, und der Dichter erzählt ausdrücklich, daß Parzival seine Gattin gerade an der Stelle wiederfand, wo einst die drei Blutstropfen im Schnee seine Treue wieder wach gerufen hatten. Konnte es deutlicher gesagt werden, daß Treue oder Untreue die Gewichte waren, welche diese oder jene Wagschale im Leben Parzival's bewegten?

Die schöne Königin hatte an jener bedeutungsvollen Stelle ihre Zelte aufschlagen lassen, es war noch früh am Morgen, als Parzival ankam. Die treue Kondwiramur schlummerte noch, zu ihren beiden Seiten ruhten Kardeif und Loherangrin, die lieblichen Zwillingstnaben, welche des Vaters Auge jetzt zum erstenmal sah. Als das süße Weib erwachte und den so lange verlorenen Gemahl neben sich stehen sah, da sprang sie auf und schloß ihn in ihre Arme und küßte seinen Mund:

„So hat das Glück mir Dich
 Gesendet, Herzensfreude mein,
 Nun sollst Du mir willkommen sein!
 Nun sollt' ich zürnen, kann nicht, ach!
 Heil sei der Stunde, sei dem Tag
 Die mir brachten diesen Kuß,
 Davon mein Trauern schwinden muß.
 Nun hab' ich, was mein Herz begehrt,
 Allen Sorgen ist der Sieg verwehrt!“

Seinem Sohne Karbeiß übergab Parzival nun die Herrschaft über seine weltlichen Reiche, mit Kondwiramur und Loherangrin zog er gen Monsalväsch.

Auf seinem Weg dahin traf er auf Sigunens Klause, er fand sie todt auf dem Grabe des Geliebten und ließ sie neben ihm bestatten. So war auch diese Treue mit dem einzigen armen Lohne geschmückt, der auf Erden ihr zu Theil werden konnte. Sigune ruhte mit dem Geliebten in Einem Grabe.

Tief in der Nacht gelangte man nach Monsalväsch, das ganze große tapfere Gralsheer war hier versammelt, von tausend und abertausend Kerzen strahlte der Wald, als stände er in Flammen, in stolzer, feierlicher Pracht wurde der König empfangen. Alle Wunder des Grals thaten sich wieder auf, doch in fröhlichster, freudigster Stimmung wurde das Fest begangen, dessen Wirth und Herr Parzival jetzt war.

Feirefiß, der Heide, wurde gefesselt von den Reizen der schönen Kewanse de Schoie, er wurde Krist und Kewanse de Schoie wurde sein Weib, sie folgte ihm in sein großes Reich nach Afrika. Nach seiner Taufe erschien am Gral eine Inschrift, daß kein Ritter, der als Herrscher in ein fremdes Land geschickt würde, eine Frage nach seiner Herkunft gestatten solle. Würde die Frage doch gethan, so solle er zum Gral zurückkehren.

In seinen Ländern verbreitete Feirefiß das Kristenthum, und so wurde nach manchem Jahre noch Gahmuret's Untreue die Ursache, daß vielen Heidenländern die Segnungen des Kristenthums zu Theil wurden. Der Sohn des Feirefiß und der Kewanse de Schoie hieß Johannes, alle seine Nachfolger führten diesen Namen und waren alle eifrige Pfleger des Kristenthums. Da durch Gahmuret's Untreue die kristliche Religion jenen Völkern zugeführt wurde, so wird also auch dieses Johannesreich dadurch mit innerm Bande mit dem Epos verknüpft.

Man sollte denken, die Geschichte wäre nun völlig zu Ende, aber Wolfram hat seinem Epos noch einen kleinen Anhang gegeben. In Brabant die Herzogin war unvermählt, da wurde vom Gral Loherangrin ihr als Gemahl gesendet. Bei seiner Ankunft warnte er, die Frage nach seiner Herkunft zu thun; mehrere Jahre war die Herzogin dem Gebote folgsam, einst aber konnte sie ihrem Drange nicht widerstehen, sie fragte nach ihres Gemahls Herkunft, und sofort schwamm das Schifflein, von Schwänen gezogen, herbei, welches den Loherangrin einst gebracht hatte und ihn nun wieder zum Gral zurückführte, dessen Krone er später empfing.

San Marte sagt II, 361, daß die Geschichte des Priesters Johannes

und die des Loherangrin sich dem Epos auf eine unverkennbar gezwungene, fast gewaltsame Weise anschließen. Unserer Erklärung nach sind auch diese beiden Sagen lebendige Glieder des einen Grundgedankens. Dem Priester Johannes haben wir seine Stellung schon bezeichnet, und auch in der Geschichte vom Schwanenritter liegt ein eng verwandter Sinn: die Herzogin, welche nach langem Harren durch treues Festhalten an Gottes Gebot den herrlichen Gemahl erringt, verliert ihn wieder, sobald sie Untreue begeht und die verbotene Frage ausspricht. Wenn Wolfram also im Parzival darthut, daß die Treue allein den höchsten Preis erringen läßt, so ist die Sage vom Schwanritter ein bedeutamer Mahnruf, daß selbst derjenige, welcher durch Mühe der Krone der Treue theilhaftig geworden, nicht sicher sein solle in ihrem Besitze, sondern daß er eifrig wachen solle, damit eine unbewachte Stunde ihm nicht den Lohn seiner langen Anstrengungen wieder entreiße.

So stellt sich uns der Parzival als ein künstlerisch abgeschlossenes, in allen seinen Theilen innig verbundenes, von einem großartig erhabenen Gedanken beherrschtes und geleitetes Ganze dar, dessen funfzigtausend Verse mit solcher Kunstgewandtheit geordnet, zusammengestellt und in harmonische Glieder zertheilt, und von einer solchen Fülle von Poesie überhaucht sind, daß wir aus der Gesamtheit deutscher Poesie kein zweites Werk, das Volksepos ausgenommen, dem Parzival zur Seite stellen können. Es wird dadurch die Stellung begründet, welche wir dem Dichter Wolfram von Eschenbach anwiesen.

Der Vergleichung wegen wollen wir die Erklärung, welche Servinus dem Parzival gab (I, 394 ff.), hier in den Grundzügen folgen lassen:

„Der rohen Kraft der Ritterlichkeit, ihrer ziellosen Thätigkeit, Selbstsucht und Gewalt wird im Parzival ein Gegengewicht gegeben, indem jene Kraft einer größern untergeordnet, jene unbestimmte Thätigkeit mit Bewußtsein auf einen bestimmten Zweck gerichtet, jene Selbstsucht einem allgemeinen Interesse zum Opfer gebracht, die Rauheit des kriegerischen Lebens von dem Sinnigen des Seelenlebens, von der Hinwendung zum Ueber sinnlichen gemildert, indem das Irdische nicht mehr genügend gefunden, sondern ein höherer Bezug auf ein Unendliches gesucht wird, welches Letztere in einer solchen Ungewißheit und Unklarheit bleibt, wie sie der Sache einzig gemäß ist, das Ahnungsvolle und Geheimnißvolle, das diesen inneren Bewegungen zu eigen ist; liegt über dem Gedichte ebenso vortrefflich, wie der grelle Widerstreit und Zwiespalt, der sie charakterisirt. Den Helden des Gedichtes zeugt ein tapftrer Vater, einer jener Unbezwinglichen, vor dessen Sturm kein Herz und keine Rüstung besteht, und den die Unruhe der Thatenlust von Ort zu Ort und zuletzt in den Tod treibt. Den ritterlichen Keim, den er mag auf den Sohn vererbt haben, hemmt die Mutter im Wachsthum, indem sie das Kind in der Einsamkeit erzieht und ihm die Welt und das Ritterleben verdeckt, wo seine sinnigere Natur in der Sehnsucht durchblickt, mit der er dem Gesange der Vögel lauscht, eine heilige Freude, die er sich aber durch Ungeßüm und Einfalt, eben wie sein späteres Lebensglück, hier und da verscherzt, indem er die Sängler erschießt. Das Größte, was ihm in seiner Wüste den Geist beschäftigen konnte, war eine bildliche Belehrung, die ihm seine Mutter über Gott gibt, den sie ihm als den

Inbegriff alles Lichtes und Glanzes nennt, und als den Allhelfer. So glänzend fuhr nun einst die ihm so lange verhaltene und verborgene Wirklichkeit des Lebens streifend an ihm vorüber, als er die ersten Ritterleute an seinem Aufenthalte vorbeiziehen sah, die ihm strahlend schienen wie der Gott, von dem ihm seine Mutter gesagt. Nun hält ihn nichts mehr, sich in dieses reizende Leben zu werfen, und seine bekümmerte Mutter denkt ihn wieder zu sich zurückzuführen, wenn sie ihn recht lächerlich in die Welt schießt, die ihm so feierlich lockend schien; sie legt ihm daher ein Narrenkleid an, empfiehlt ihm aber Achtung vor Greisen und Bewerbung um Frauenfuß und Ring. In täppischer Unbeholfenheit wirft er sich nun in Abenteuer, voll des Thatentriebs frischer Jugend, voll großer Hoffnungen auf das neue Leben, und was mit der Narrenjacke angebeutet war, wird in der Zeichnung des Charakters des Helben und in den Lagen, in welche ihn der Dichter bringt, trefflich ausgeführt: wie nämlich der erste Eintritt in die Welt wegen des Gegensatzes der Einbildung in dem Jüngling mit der Wirklichkeit immer etwas Komisches und zugleich Mührendes an sich hat. Wie nun die Wirklichkeit des Lebens, in welches er eintritt, nirgends den glänzenden Bildern seiner jugendlichen Einbildung entspricht, zieht er sich bei der ersten Täuschung, als ihn an dem ersehnten Hofe des Artus das Betragen des Keie abstößt, in sich zurück und seine erste Unbefangenheit schwindet, da die ersten Kathfschläge des alten Gurnemans auf vorbereiteten Boden fielen, zugleich regt dessen Tochter neue Gefühle in ihm auf, die nachher in Kondwiramur einen eblern Gegenstand finden, dessen sie sich, aber noch mit der ganzen Unschuld der unverdorbenen Jugend, bemächtigten. So mit sich beschäftigt und in sich zurückgeseucht, verträumt er das Glück, das ihm auf der Gralburg bereitet war, und recht schnell wird ihm dies verlorene Heil von Sigunen verlinket. Je greller die Täuschung, je näher der junge Abenteuerer dem gewünschesten Ziele war, desto mehr warf er sich jetzt in Troß und Unzufriedenheit, in Laune und stille Selbstversenkung. Wie ihn vorher das fromme Anhängen an die mütterlichen Vorschriften, das Streben nach weltlicher Ritterschaft, der reroup, das Erwerben einer Gattin und seine keusche Liebe den Gesegen nach des Grals bald würdig, bald unwürdig machte, so wirft er jetzt die Liebe zu Gott und das Vertrauen auf den Helfer ab, der sich ihm so wenig günstig zeigen wollte, bewahrt aber seine treue und reine Liebe, verschmäht andere Schönheit, und als Kondrie am Hofe des Königs Artus die Tafelrunder zum Zuge nach Castel Merveil auffordert und zugleich in Parzival das Audenten an den Gral erneuert, treibt ihn seine sinnigere, gottesdienstliche Natur auf diesen ungebahnten Pfad, während Gawan nach Merveil auszieht. Der Dichter begleitet nun diesen, der mit irdischem Sinn, mit Kraft und Willkür ausgerüstet, dem Parzival entgegengesetzt wird, so daß die lange anscheinende Episode in der That ein unverfüzbarer Hauptgegenstand des Gedichtes ist. Ihn wirft der Zufall und die Verhältnisse auf die Fahrt nach dem Gral, den Parzival aber sein innerer Drang, vor jenem gehen die Thaten her und der Ruhm ist sein Geleitsmann und das Glück; dem Parzival folgen wir bald in die Einsamkeit zu Trevrezent und hören die Geschichte seiner geistigen

Reinigung und Zerknirschung, vor jenem thut sich die Welt voll Wunder auf und voll lodender Abenteuer, den Parzival umgibt sie mit mehr Alltäglichkeit. Trevrezent wird Parzival's Lehrer und Erlöser, er klärt ihn über den Gral auf und über sein eigenes Innere, er lehrt ihn den Zweifel überwinden und das Vertrauen zu Gott wiederfinden; er heißt ihn den weltlichen Ritter Sinn ablegen, indem er ihn sein Wegziehen von seiner darum gestorbenen Mutter und den an Ither begangenen Verirrungen bereuen heißt, er nimmt seine Sünden auf sich, wirksamer, als er es einst vermocht hatte, da er für seinen Bruder Anfortas der Welt entsagte. So wird er denn zum König des Grals bestimmt, und zum deutlichen Zeichen, daß ihn nur der Trieb seiner edlern Natur und die Wahl von Gott des geheimnißvollen Glückes theilhaftig machte, wird er zuletzt in den Kampf mit den Weltkindern Gawan, Gramoflanz und seinem Bruder Feirefiz gebracht, die sich ihm sämmtlich an ritterlicher Kraft und Kunst gleich, ja überlegen erweisen, ohne darum jenen höhern Preis und Rang ihm ablaufen zu können.“ —

Daß diese Erklärung sich nur auf der äußersten Oberfläche bewegt, ist leicht zu erkennen, und verschiedene offenbare Unrichtigkeiten in dem wiedergegebenen Gang der Erzählung scheinen darauf hinzudeuten, daß diese Erklärung des Parzival nicht auf einem eben so tiefen Studium beruht, als die ausgezeichneten Erklärungen, welche Servinus uns für die Dramen Shakespeare's hinterlassen hat.

Außer dem Parzival besitzen wir von Wolfram von Eschenbach noch sieben vortreffliche lyrische Gedichte, welche sich schön neben das Schönste stellen können, was der Minnesang uns überhaupt bietet. Es sind meist sogenannte Tagelieder, Liebende werden aus ihrer heimlichen Zusammenkunft durch den Mahnruf des Wächters aufgeschreckt. Wolfram soll diese Gattung von Liedern, welche nach ihm vielfach kultivirt wurde, erfunden haben.

Auch noch ein Bruchstück eines epischen Gedichtes ist uns erhalten, der sogenannte Titarel, der die Geschichte des Fürsten Schionatulander und der Sigune, welche aus dem Parzival bekannt ist, behandelt. Dieses leider so kurze Bruchstück ist an Form und Inhalt vielleicht das Schönste, was wir in der ganzen Poesie des deutschen Mittelalters finden können. Selbst Servinus hat begeistertes Lob für dieses Bruchstück, welches er den von ihm so hoch gefeierten Griechen unmittelbar zur Seite stellt. Wir wollen mit einigen Strophen dieses herrlichen Gedichtes nach Simrod's schöner Uebersetzung unsere Besprechung über Wolfram von Eschenbach schließen. Sigune gedenkt an ihren weit entfernten Freund und spricht:

Nach dem lieben Freunde
ist all mein Schauen
Aus den Fenstern auf die Straße,
über Haid und nach den lichten Auen
Bergebens, ich erspäh ihn allzufelten.
Drum müßten meine Augen
Des Freundes Minne weinend theur entgelten.

So geh ich von dem Fenster
hinauf an die Zinnen
Und schaue ostwärts, westwärts,
ob ich Sein nicht Kunde mag gewinnen,
Der mein Herz schon lange hat bezwungen,
Man mag mich zu den alten
Liebenden zählen, nicht zu den jungen.

Wenn ich dann auf wilder Fluth
im Rauchen gleite,
So spähen meine Blicke
wohl immer, immer wieder in die Weite,
Ob ich solche Kunde möge finden,
Die des Leibs um meinen
jungen klaren Freund mich könnt entbinden.

Gottfried von Straßburg.

Von allen Leidenschaften, welche das Herz bewegen und mit sich fortreißen, vermag keine den Menschen so feindselig der Welt gegenüber zu stellen, als die Liebe. Auf dem Wege zu ihrem Ziele unterdrückt sie jede andere Regung mit absoluter Uebermacht, schaltet willkürlich selbst mit den festesten Gewohnheiten, verspottet alle Grundsätze und lang gehegten Ansichten, und macht blind gegen jeden noch so augenscheinlichen Nachtheil, taub selbst gegen die bestgemeinte Einrede, sie verstockt sogar das Herz gegen die bessere Erkenntniß des eigenen Verstandes. Wo Schranken sich ihr entgegenstellen, da überwindet sie oft mit Leichtigkeit, was unüberwindlich schien, zarte und schwache Naturen erfüllt sie mit staunenswerther Heldenkraft, mit zähester Ausdauer und gibt ihnen Muth zur schmerzlichsten Entsagung. Erfährt die Liebe einen angreifenden Widerstand, so steigert ihre Macht sich oft ins Furchtbare und wird das geistige und körperliche Verderben entweder ihrer Widersacher oder ihrer Träger.

Wenn die Gewalt der Liebe auf solche Weise alle Schranken der Sitte, der Gesetze, ja sogar der Sittlichkeit überspringt, wenn sie alle Bande, selbst die vertrautesten und die heiligsten, die keine reine Hand anzutasten wagt, zerreißt, so wird sie zum Verbrechen und macht diejenigen, welche sie erfüllt, zu Verbrechern. Doch wenn auch kein reines Herz solche Verbrecher freisprechen kann, so wird doch auch niemand ihnen warme Theilnahme versagen können. Sind aber diese Liebenden begabt mit Schönheit, Rang oder großer Kunst, ist ihre Leidenschaft begleitet von unlösllicher Treue zu einander, und büßen sie durch ein tief tragisches Geschick ihre Schuld, so ergreift das Schicksal solcher Liebenden jedes fühlende Menschenherz mit überwältigender Kraft, und von der Hand eines großen Künstlers gestaltet ist ihre Geschichte ein Stoff, dem tiefgreifende Wirksamkeit für lange Zeit und für weite Ferne gesichert ist.

Seit den ältesten Zeiten haben große Dichter es unternommen, diese verderbliche, in aller ihrer Furchtbarkeit so verlockend schöne Seite der Liebe zu schildern, und diese Schilderungen gehören oft zu den Meisterwerken der Künstler.

Die Geschichte von Pyramus und Thisbe, von Leander und Hero wurde im Alterthume oft genug bearbeitet, im befreiten Jerusalem von Torquato Tasso ist die Episode von Lantred und Florinde ein Glanzpunkt des Gedichtes, das Schicksal von Romeo und Julia gab Shakespeare den Stoff zu dem tiefgreifenden Drama, an welchem, wie der große Lessing sagt, die Liebe selber dichten half. Auch im deutschen Mittelalter unternahm es ein großer Dichter, eine längst bekannte und weitberühmte Geschichte zweier Liebenden zum Gegenstande eines großen Gedichtes zu machen. Die beiden Liebenden heißen Tristan und Isolde, der Dichter ist Gottfried von Straßburg.

Bevor wir auf die Erklärung seines herrlichen Gedichtes eingehen, und bevor wir den Standpunkt kennzeichnen, auf welchen der Dichter sich stellte, wollen wir erst den Inhalt des Gedichtes kennen lernen.

In dem Lande Parmonien lebte ein Fürst, Namens Nivalin, der reich an allen ritterlichen Tugenden, reich an Schönheit, Macht und Gut, aber auch reich an jugendlichem Uebermuth war, und das gereichte ihm schließlich zum jähen Verderben; er war der jungen Morgensohne gleich, welche kaum zu leuchten und die Welt zu entzünden begann, da war ihr schon ein jäher Abend bereitet.

Der Lehnsherr des Nivalin war der brittische Fürst Morgan, mit ihm begann Nivalin einen Krieg, befreite sich und sein Land von der Lehnspflicht und herrschte fortan als König in seinem Reiche. Darauf begab sich Nivalin an den Hof des Königs Marke von Kornwal und England, der in seiner Hauptstadt Tintajol residirte. Dem Gast zu Ehren gab König Marke ein großes Fest, bei Tintajol auf dem Plane im Mai wurde es gefeiert, in der reuigsten Au, die jemals ein Auge schaute. Laub und Blüthenpracht, Gesang der Vögel, Linden Schatten, thauige Blumen und klare Bäche erfreuten in der süßen Sommerzeit ein jedes Herz. Eine große Schaar kühner und edler Ritter begann auf dem Plane ein glänzendes Mitterspiel, hierhin und dorthin warfen sich die Kämpfenden, bis endlich das Spiel sich dahin zog, wo mit ihren Geliebten Blanscheflur saß, König Marke's junge Schwester, eine Maid, so schön wie nur ein Weib auf Erden gesehen wurde. Durch das entzündete Gesäusel ihrer Begleiterinnen wurden die Augen der königlichen Jungfrau auf Nivalin gelenkt, dem niemand an Tapferkeit, Muth und Kraft es gleichthun konnte. Willenlos gab die Jungfrau sich dem mächtigen Eindrucke hin, welchen der schöne Gast auf sie machte; und ehe sie selber es wußte, trug Nivalin auf hohem Throne in ihres Herzens Königreiche das Zepter und das Diadem. Als das Kampfspiel beendet war, nahte der Gast der Stelle, wo die königliche Jungfrau saß, und bot ihr seinen Gruß. Blanscheflur erwiderte ihn freundlich, und ein süßes Zwiegespräch entspann sich unter ihnen. Im Herzen der Jungfrau regte sich die Leidenschaft bereits, in ihrer Rede machte sie dem lähnen Nivalin verfohlen ein Geständniß ihrer Liebe: „Ihr habt dem besten Herunde leid gethan,“ sagte sie, „den ich je gewann,“ und meinte ihr eigenes Herz, und sie senzte dabei. Als sie Abschied von einander genommen, dachte Nivalin über die Bedeutung dieser Worte, über Blanscheflur's Seufzen und ihre Blicke nach, er fand Muth, alles zu seinen Gunsten auszulegen, und auf

folche Weise entzündete sich die Liebe in seinem Herzen, seine entzündten Sinne entführten Blanscheflur in Rivalinens Herzensreich und krönten sie festlich darin dem Helden zu einer Königin. So hatte Rivalin und Blanscheflur eins an das andere sein Herz verloren, und eins trug um das andere dieselben süßen Schmerzen. Doch noch hatte Rivalin keine Gewißheit, was die Worte der Königstochter hatten sagen wollen, ob Liebe oder ob Haß sie eingegeben, und seine Gedanken wogten im Meere des Zweifels bald auf bald ab. Doch wie er auch rang, seine verstrickten Sinne konnten sich nicht mehr aus dem Zauberbann lösen. Er war dem freien Vogel gleich, der auf manchem Zweige wohlgemuth sich gewiegt hatte, bis er endlich auf den geleimten flog. Als er den Leim nun verspürte, da wäre er gern wieder heimgeflogen; er regte die Schwingen und wollte davon, doch wo er auch nur das Reis berührte, da mehrte sich seine Noth, aus voller Kraft schlug er her und hin, bis er zuletzt mit seiner Gegenwehr sich selbst besiegte und festgeleimt am Zweige hing. So war es auch mit dem Jünglinge: vom Bann der Liebesorgen wollte er sich lösen, doch der Liebe süße Schmerzen zogen ihn immer wieder zurück, wenngleich sich in seinem Herzen der Glaube an Blanscheflur's Liebe und der Zweifel daran eng berührten. So sann er hin und sann her, immer mächtiger wurde der Glaube, immer matter der Zweifel, bis der Sieg endlich dem Glauben verblieb und Rivalin in seinem Herzen sicher war, Blanscheflur liebe ihn: da war aller Streit geschlichtet, und all sein Sinn wandte sich allein der königlichen Jungfrau zu.

Da nun die süße Minne des Helden Herz sich unterthänig gemacht hatte, da hätte er sich doch nicht gedacht, daß so viel Leid aus Herzensliebe entstehe. Mit heißer Sehnsucht gedachte der Ritter nun an alles, was an der Jungfrau so lieblich war, an

„Ihre Schläfe, Stirne, Lockenhaar,
Ihren Mund, ihr Kinn, ihr Wangenpaar,
Den freudenreichen Ohertag
Der lachend ihr im Auge lag.“

Ein neues Leben verwandelte ganz die Sitte Rivalin's, alles was er begann, war so wunderbar, seine Sinne waren so verwildert und zerstört, daß er sein helles Lachen ganz verlernte, schweigen und voller Sorgen sein schien ihm hinfort das beste Leben, alle seine Kraft war vom Kummer gefangen.

Doch auch in der jungen Blanscheflur Herz war die gebieterische Minne stürmisch gekommen und hatte ihr alle Ruhe mit Gewalt genommen. Die Freuden, die sonst sie ergötzt hatten, schienen ihr nun widerlich zu sein, ihr ganzes Leben fügte sich allein nach der süßen Noth ihres Herzens. Aber wieviel auch ihr junger Muth von Sehnsucht litt, sie wußte nicht, was ihr war. Oft sprach sie zu sich selber: „Wie ist mir doch geschehen? Nach manchem Manne habe ich geschaut, von keinem geschah mir ein Leid, seit ich aber diesen ersehen, wird mein Herz mir nimmermehr fröhlich wie vorher, er hat mir die Seele wie den Leib ganz verkehrt. Soll aber einem jeden Weibe, die ihn hört oder sieht, von ihm geschehen so wie mir, so ist er ein unheil-

voller Mann, und er wäre viel besser todt. — Doch warum schelte ich ihn nur? Was mir von ihm auch für Herzeleid geschah, weiß Gott, daran wird mein eigenes Herz gewiß nur allein schuldig sein. Verschuldet er es denn, daß mein Herz, als so manches edle Weib zu seinem Lobe so viel zu sagen mußte, ihm zum Gewinn fiel? Um den ich klage, der that mir nichts zu leid, wenn ich aber daran gedenke, wie in so kurzen Stunden mein Herz ihm ganz anheimgefallen ist, so möchte ich, wenn ich mich nicht schämen muß solchen Wahn zu hegen, glauben, was mein Herz beschleicht, das gleiche der Mannesliebe. Ja, der süße Kummer, der so manches edle Herz mit holden Sorgen quält, der liegt auch in meinem Herzen.“ —

Und als die schöne Blanscheflur nun einmal die erste Scheu überwunden, da begann sie, wo es unbemerkt geschehen konnte, ihrem trauten Gesellen mit süßen Blicken Trost zu senden, mit Verlangen ließ sie die Augen auf ihm weilen und sah ihn oft lange und lieblich an. Solche Blicke weckten in Rivalin's Herzen die hellste Gluth, und er säumte nicht, die holde Botschaft der Augen zurück zu geben, wo nur Zeit und Ort es geschehen ließ.

Da wurde es hell in Blanscheflur's Brust, und alle Sorge, aller Zweifel, ob der Ritter sie auch wohl wieder liebe, verschwand in der seligen Gewißheit, daß sein Verlangen nach ihr eben so getreu sei, wie nur je die Geliebte den Lieben fand: die Flammen, die in beider Herzen sich entzündet hatten, gewannen immer neue Nahrung durch die Blicke, die so freudig einander suchten und fanden.

Doch über den wonnig blühenden Mai brach ein Hagelwetter herein, welches die lieblich sprossenden Blüthen der Liebe knickte: ein Feind brach in König Marke's Land, ein mächtiges Heer bekämpfte ihn, auch Rivalin zog in den Streit, da traf den Helden eine feindliche Lanze, als einen halbtodten Mann trugen die Seinen ihn aus dem Kampfgewühl. Da ging eine bittere Klage durch das ganze Land; um Rivalin's Jugendschönheit, um seine gefeierte Jüngstentugend weinte so mancher am Hofe wie im Lande. Doch kein Herz traf die Trauerkunde härter, als das der schönen Blanscheflur; in einsamer Kammer marterte die süße Maid sich in herber Noth, und hätte nicht der Eine Wunsch, die Eine Hoffnung, den Geliebten noch einmal wiederzusehen, sie gestärkt, so hätte ihr übergroßes Leid ihr willkommenen Tod gebracht. Sie wandte sich an eine treue Dienerin, mit überquellenden Augen, denen die heißen Thränen entrollten, mit stehend empor gehaltenen Händen, mit der ganzen Gewalt des tiefsten Seelenschmerzes beschwor sie die getreue Dienerin, ihr einen Ausgang zu dem sterbenden Geliebten zu verschaffen. Von der Hand ihrer willfährigen Dienerin wurde das schöne Königskind in eines armen Bettelweibes Kleid gehüllt, ihres Angesichtes Schönheit verbargen dicke Lächer, unter dem Namen einer heilkundigen Frau wurde Blanscheflur zu dem Gemache geführt, in welchem Rivalin auf seinem Schmerzenslager ruhte. Selbst als die so innig Geliebte ihm ins Auge sah, vermochte er nur den Kopf leise zu bewegen. Blanscheflur sank zu ihm nieder, sie legte ihre Wange an seine Wange, vor Leid entwich ihres Leibes Kraft, ihr rosigter Mund erblich, die lichten Lebensfarben erloschen, ihren klaren Augen wurde der Tag finster und trübe

wie die Nacht. Aus tiefer Ohnmacht wachte sie wieder auf; da schlang sie die Arme um ihr Lieb, sie vergaß alles andere als ihre Liebe und küßte des Helben Mund wohl hunderttausendmal. Von ihren Lippen stahl die Leidenschaft sich in Nivalin's Brust, das Feuer der Liebe entzündete die erloschenen Kräfte neu in ihm, er zog die schöne Maid in seine Arme, in der stürmischsten Leidenschaft schlugen ihre Herzen aneinander. Und ein Wunder schien es zu sein — Nivalin genas, seine Wunde heilte, nicht lange nachher erstand er von seinem Lager und wurde gesund. Blanscheflur aber wußte nicht, daß sie von dieser Stunde den Tod mit sich hinweggetragen; wie ihr auch geschah, ihr Herz sah doch nichts anderes an als die süße Liebe und den lieben Mann. So spann der Rausch der Liebe sich weiter, nur für ihn war sie da, er nur für sie, in beiden war Ein Leben, in beiden nur Eine Liebe, und ihr Glück war so vollkommen, daß sie es um alle Reiche nicht hingeeben hätten.

Aber nicht lange währte das: als sie in den höchsten Freuden schwebten, da empfing Nivalin die Kunde, daß sein Feind Morgan mit einem starken Heere in sein Land eingebrochen sei. Sofort rüstete Nivalin sich zur Heimfahrt und Abwehr, und in kurzem war ihm ein Schiff bereit. Welches Leid brachte solche Botschaft der minniglichen Blanscheflur! Wie bitter war nun ihre Klage! „Weh der Pein!“ sagte sie zu sich, „Liebe und Mann, wie sielet Ihr mich mit so viel Kummer an! O Liebe, wie ist deine Freude so kurz, und wie bist du so unflät! Dein verlockender süßer Schein trägt alles was auf Erden lebt, aber nach kurzer Freude reißeſt du in lange Pein. Nur zu wohl erfuhr ich das an dir; was all mein Glück zu sein verhieß, läßt mich jetzt nichts erlangen als tödtliche Qual.“ Und als die schwere Stunde erschien, als Nivalin zu ihr trat um Abschied zu nehmen, da brach Blanscheflur unter der Last ihres Leibes zusammen und sank wie todt nieder. Der Held faßte die Freudenlose in seine Arme, er küßte ihr Augen und Mund und herzte sie und hielt sie lieb, bis sie wieder genas. Als Blanscheflur nun wieder zu sich kam, da sprach sie jammernd zu dem Freunde: „Wie brachte es mir doch so großen Schmerz, daß ich Euch in meinem Herzen trage! Nun erbarmt Euch mein, laßt hier nicht meine Schande und alle ihre bitteren Folgen für mich offenbar werden, behütet vor Schande auch mein erlauchtes Geschlecht, laßt nicht England und Kornwal widerhallen von unserm Schimpfe! Sollten der Länder zwei meinethwegen bescholten sein, so wäre mir viel besser der Tod.“

Da entgegnete Nivalin: „Traute Maid, Ihr habt des Leibes so viel von mir getragen, wie es Euch auch ergehen möge, ich werde mich nie von Euch scheiden. Gebietet, ob ich hier bei Euch verweilen und erwarten soll, wie es Euch ergehe, oder gebt mir Kunde, ob Ihr mit mir heim in mein Reich fahren und Herrin über mich selbst und über alles sein wollt, was mir unterthan ist.“

Die Liebenden verabredeten nun, daß Blanscheflur sich heimlich auf Nivalin's Schiff begeben und ihm in sein Reich folgen sollte. Als die Nacht hernieder sank und Nivalin sich an Bord begab, fand er daselbst die schöne Blanscheflur. Die Wogen und die Winde führten sie beide nach Parmenien.

Dort war große Noth; Morgan bedrängte das Land sehr hart, und Nivalin's Marschall und Statthalter, Kual der Getreue, vermochte kaum dem Andrang noch zu widerstehen. Auf Kual's Rath, dem er alles anvertraute, was ihm begegnet war, vermählte sich Nivalin in der Stille mit Blanscheflur, und brachte sein liebes Weib auf eine feste Burg, wo Kual's Gemahlin ihrer wartete. Nivalin bot die Wehrmacht seines Landes auf und zog dem Morgan entgegen, doch in einer wilden Schlacht fiel Nivalin, und wenige Tage hernach gebar Blanscheflur einen Sohn, dessen Geburt ihr unter namenlosen Leiden das Leben kostete. Weder Vater noch Mutter hatte das Kindlein nun, Gott allein war sein Berather.

Was Nivalin's Tapferkeit errungen hatte, die Selbständigkeit seines Landes, das ging durch seinen Tod wieder verloren. Der Marschall Kual behielt in dem von allen Seiten hereinbrechenden Unglück seinen festen, ruhigen Blick: der Dichter bezeichnet das durch die schönen Worte:

„Der wackre Mann soll in der Noth,
Wie schlimm es auch zu gehen droht,
Gedenken, was ihm helfen mag.
So lang ihm scheint des Lebens Tag
Soll er mit den Lebend'gen leben
Und sich selbst zum Leben Hoffnung geben.“

Da Kual einsah, daß er Morgan nicht würde widerstehen können, so bestimmte er die wehrhafte Ritterschafft des Landes, die Waffen niederzulegen und Morgan's Lehnherrschaft wieder anzuerkennen. Auf diese Weise rettete er sich und dem Lande Leben und Gut. Um das nachgelassene Kind seines gefallenen Herrn vor der Rache Morgan's zu schützen, gab er es für sein eigenes aus und ließ die Nachricht verbreiten, Blanscheflur habe ein todtes Kind geboren, das mit ihr begraben sei. Floräte, Kual's Gemahlin, nahm sich des verwaisteten Knäbchens mit sorgsamster Treue, wie ihres eigenen Kindes, an.

Als das Kind nun getauft werden sollte, da gedachte Kual der Getreue an das viele Leid, das den Eltern des Kindes widerfahren war, und er nannte es Tristan. Dieser Name deutete auf sein ganzes Schicksal hin: Traurig war es, wie die Mutter ihn gebar, schon früh bot die Welt ihm als Bürde für den jungen Rücken Noth, ein trauriges Leben ward ihm zu Theil, und ein bitter Tod war sein Ende.

Unter der Obhut Kual des Getreuen und dessen Gemahlin Floräte wuchs Tristan auf, sein Geist wurde durch sorgfamen Unterricht und durch weite Reisen, sein Körper durch ritterliche und waidmännische Uebungen gebildet; Tristan wurde der schönste Jüngling, den je ein Weib gebar, sein Sinn wie seine Geberden, alles war auserkoren an ihm. Raum erwachsen wurde er von fremden Handelsleuten geraubt und gelangte durch mehrfache Abenteuer an den Hof seines Oheims Marke. Hier fand ihn Kual, welcher die Länder durchzog, um den Jüngling wieder aufzufuchen; er theilte ihm und dem König Marke das Geheimniß von Tristan's Herkunft mit. Zum Beweise der Wahr-

heit legte er in Marke's Hand einen Fingerreif, in welchem Marke einen Ring erkannte, den ihm sein sterbender Vater, und er seiner Schwester Blanscheflur geschenkt hatte. Unter Thränen umarmte der König den getreuen Kual und seinen Neffen Tristan, und gelobte, dem Jüngling stets ein treuer Vater sein zu wollen.

Am Hofe seines Oheims entfalteteten Tristan's herrliche Gaben sich nun ungeführt. Als er die Jahre erreicht hatte, schlug Marke ihn zum Ritter und ermahnte ihn, stets seiner edlen Geburt eingedenk zu sein, Demuth und Freigebigkeit, Treue und Milde zu üben.

Als Tristan in voller Manneskraft stand, da rüstete er sich, den Tod seines Vaters zu rächen und sein väterliches Reich wieder zu gewinnen. Mit Jubel wurde er von den Seinen in Parmenien empfangen, mit einem Heere, das bald gesammelt war, zog er aus. Seine Krieger theilte er in zwei Theile, der größere Theil legte sich in einen Hinterhalt, mit nur dreißig Rittern, die unter reichen Kleidern ihre Panzerringe versteckt hielten, folgte Tristan dem Morgan nach, der auf die Jagd geritten war. Wie Kual ihm gerathen hatte, forderte Tristan von Morgan die Belehnung mit dem Lande Parmenien. Spöttisch erwiderte Morgan, wie ein Mann, dessen Ehre so zweifelhaft sei, als Tristan's, es nur wagen könne, ein großes Land zu begehren, alle Welt sei ja voll der Märe, wie Blanscheflur mit Kivalin entflohen sei und welches Ende die Liebschaft genommen habe. Bei diesen Worten flammte Tristan's Zorn auf und in Ausdrücken edelster Entrüstung forderte er Morgan zum Einzelloampf. Mit Verachtung wies der Fürst diesen Kampf zurück, da Tristan's Ehre nicht einmal Recht zum ritterlichen Kampfe gewähre. Solcher Schimpf riß den Sohn Kivalin's zu rascher That fort, er zog sein Schwert und lief Morgan an, und spaltete ihm mit wuchtigem Hiebe das Haupt bis auf den Mund.

Wohl warfen Morgan's Ritter sich ungestüm auf den, der ihren Herrn erschlagen, aber Tristan schlug mit seiner kleinen Schaar sich bis zu der Stelle durch, wo seine Ritter im Hinterhalt lagen, er wurde von ihnen aufgenommen, und als Kual im entscheidenden Augenblicke noch mit einer Verstärkung zu seinem Herrn stieß, neigte der Sieg sich völlig auf Tristan's Seite; er war nun nicht allein unumschränkter Gebieter seines väterlichen Landes, sondern auch Morgan's Reich fiel ihm als dem Sieger zu. So hatte er Kivalin's Tod glänzend gerächt. Das wiedereroberte und das neuerworbene Land ließ er dem treuen Kual und dessen Söhnen als Lehen aus, er selber kehrte nach Kornwal zurück, wo eine traurige Nachricht seiner wartete. Morold von Irland, Lehnsman und Schwager des Königs Gurnun von Irland, war in Marke's Reich gekommen, um einen Tribut einzufordern, der alle vier Jahre gewährt werden mußte: dreißig Knaben aus König Marke's edelsten Ritterfamilien. Große Trauer herrschte in England und Kornwal, doch niemand getraute sich, den Zweikampf mit dem starken Morold zu bestehen und das Land von der Schande des Binfes zu befreien. Tristan forderte den gefährlichen Gegner heraus und tödtete ihn, erhielt selber aber von Morold's vergiftetem Schwerte eine Wunde, welche nur Morold's Schwester, die Königin Ibold von Irland, heilen konnte.

Einer der letzten Hiebe, welchen Tristan auf Morold's Haupt führte, traf dessen Helm und Schädel so wuchtig, daß ein kleines Stück aus Tristan's Schwert brach und in Morold's Kopf stecken blieb. Dieses ausgebrochene Stückchen sollte für Tristan später verhängnißvoll werden.

Kornwal war nun von dem Tribute befreit, Morold's Mannen zogen mit der Leiche ihres Herrn nach Irland zurück, König Gurmun gerieth in gewaltigen Zorn und befahl, daß jeder, der von England oder Kornwal nach Irland käme, ohne Gnade sofort getödtet werden sollte. Das geschah auch, und mancher arglose Kaufmann büßte in Irland sein Leben ein.

Tristan's Wunde konnte von keinem Heilkünstler geheilt werden, sein ganzer Leib wurde siech und von der Wunde ging ein so entsetzlicher Geruch aus, daß niemand bei ihm weilen konnte. Da ließ er sich auf ein Schiff tragen und fuhr mit seinen Gefährten bis nahe an die Stadt Develin, wo die Königin Isold wohnte. In der Nacht ließ Tristan sich in ein kleines Boot setzen und einige Lebensmittel und seine Harfe hineinlegen, dann hieß er die Seinen wieder heimkehren. Am nächsten Morgen sahen die von Develin das steuerlose Schiffchen auf der See; obwohl sie niemand sahen, hörten sie ein wunderliebliches Saitenspiel. Zwei Schiffer, welche dem kleinen Boote nahen, wurden von dem süßen Klange der Saiten und des Liedes so ergriffen, daß sie still am Ruder saßen und lauschten, bis der Sänger schwieg. Da riefen sie ihren Rahn näher heran, und betroffen gewahrten sie den Sänger fahl und bleich und im armseligsten Kleide. Er sei von Seeräubern vermandet und in das Schiffchen gesetzt, sagte er ihnen, vierzig Tage und Nächte hätte er auf dem Meere geschwebt, bis die Wellen ihn hierher gebracht, doch wisse er nicht, wo er nun sei.

Die Schiffer führten den Sänger ans Land, die Mär von dem todtwunden Spielmann durchlief die Stadt und kam auch zur Königsburg; die Königin ließ den Sänger zu sich bringen, sein Harfenspiel rührte ihr Herz so wunderbar, daß sie sich seiner annahm und binnen zwanzig Tagen seine Wunde so weit heilte, daß man nun wieder bei ihm verweilen konnte. Der Sänger, der sich selber Tantris nannte, wurde nun der Lehrer der jungen Königstochter, welche ebenfalls wie ihre Mutter Isold hieß, und die später eine so große Rolle in dem Gedichte zu spielen berufen war. Nicht allein in der Kunst des Saitenspiels und des Gesanges, sondern auch in fremden Sprachen und in höfischen Manieren unterwies Tantris die schöne Jungfrau. So herrlich wußte sie zu singen und zu spielen, daß sie mit niemand zu vergleichen war, als mit den wonnereichen Sirenen, die mit dem Wundersteine die Schiffe zu sich ziehen. Doch zwingender noch war ihr heimlicher Gesang, das war ihre wunderbare Schönheit, die heimlich und bethörend sich durch der Augen Fenster in die Herzen schlich und sie an sich fesselte mit den Striden sehnender Noth. Sechs Monate lang verkehrte Tantris mit der schönen Maid, bis er völlig genesen war und seine frühere Kraft und Schönheit wiedergewonnen hatte. Da nahm er Abschied von den beiden Königinnen und fuhr heim gen Kornwal, wo er mit Jubel empfangen wurde. Als er von seinen Erlebnissen erzählte, schilderte er Isoldens Schönheit mit begeisterten Worten. Noch nie

habe es Schönheit gegeben, sagte er, als die der lichten Iſold, nur nach Irland ſollten aller Männer Sinne ſchauen, dort ſei die Sonne, welche allen Herzen Freude ſchenke.

Triſtan genoß ſeines hohen Ruhmes, den unüberwindlichen Morold beſiegt zu haben, nicht lange ungeſtört; in König Marke's Ritterschaft regte ſich der Neid gegen den ſo glänzend bevorzugten Günstling des Glückes, der unglaubliche Thaten durch Muth und Liſt vollbrachte, alle Ritter lagen den König an, er möge ſich vermählen, damit das Land einen Erben gewönne. Marke wollte nicht hören, da er Triſtan längſt zu ſeinem Erben eingefeßt hatte, doch da auch Triſtan, um ſeine Reider zum Schweigen zu bringen, zurebete, ſo entſchloß Marke ſich endlich, dem Drängen ſeiner Ritter nachzugeben. Doch keine andere, erklärte er, ſolle ſeine Gemahlin werden, als die ſchöne Iſold.

Wer aber ſollte die Brautwerbung übernehmen, da König Gurmun jeden tödtete, der von Kornwal nach Irland kam? Triſtan war ſofort bereit dazu, die neidiſchen Ritter lud er ein, ihn zu begleiten, wenn ſie Muth hätten. Einer ſolchen Aufforderung konnte niemand, der auf ritterliche Ehre Anſpruch machte, widerſtreben, und den Neidern blieb trotz ihrer heimlichen Verwünſchungen nichts übrig, als dem Zuge zu folgen, der unter Triſtan's Leitung nach Irland ging. Vor der Stadt Develin warf das Schiff Anker, Triſtan im Gewande eines Kaufmanns ging kühn ans Land, gab ſich und die Seinen für Handelsleute von der Normandie aus und begehrte gegen reiche Gabe Schutz und die Erlaubniß, handeln zu dürfen. Beides wurde ihm gewährt. Nun gebot Triſtan ſeinen Gefährten, drei Tage lang auf ihn zu warten. Er ſelber wappnete ſich, beſtieg ein ſtattliches Roß und zog aus, um den Drachen zu bekämpfen, der das Land verwüſtete, wer ihn tödtete, dem hatte König Gurmun die Hand der ſchönen Iſold verſprochen. In einem Thale, welches der Höllenspalt genannt wurde, ſah Triſtan das Ungethüm, nach hartem Kampfe, in welchem er ſein Roß verlor, erlegte er den Drachen, ſchnitt ihm als Siegeszeichen die Zunge aus dem Schlunde, und verwahrte dieſelbe in ſeinem Buſen. Das Gift derſelben aber betäubte ſeine Sinne, ſo daß er ohnmächtig in einen kühlen Quell fiel, der aus dem Felſen ſprang, das Waſſer bedeckte ihn gänzlich, nur ſein Mund blieb frei.

Auch der Truchſeß des Königs Gurmun war ausgeritten, um den Drachen zu bekämpfen. Der Truchſeß, ein falſcher, feiger Mann, ſah den Drachen todt, ſah auch das Roß und dachte ſich, der Sieger müſſe wohl auch todt oder ſchwer verwundet, jedenfalls aber in der Nähe ſein, er ſuchte nach ihm, um ihn vollends zu tödten, ſah ihn jedoch nicht. Da hieb er dem Drachen den Kopf ab, ritt heim und gab ſich als Sieger aus, und begehrte ſehr zudringlich vom Könige Iſoldens Hand. Aber die Königstochter haſtete den Truchſeß, ſie klagte ihrer Mutter ihre Noth, dieſe kam ſogleich auf den Gedanken, daß ein ſolcher Feigling wie der Truchſeß nicht den Drachen erſchlagen haben könne. Die Königin, ihre Tochter und Brangäne, Iſoldens Geſpielin, begaben ſich in Begleitung eines Knappen heimlich zu dem Thale des Drachen, und als ſie ſuchten, fanden ſie auch bald den ohnmächtigen Sieger. Iſold die junge war es, welche ihn zuerſt ſah. Die Königin öffnete

ihm Panzer und Kleider, und fand die Zunge des Drachen. Ihr Zweifel, ob sie wirklich den Sieger vor sich hätten, war nun gelöst. Die drei schönen Frauen pflegten mit ihren weißen Händen den bewußtlosen Ritter, bis er endlich die Augen wieder aufschlug. Ihold die junge erkannte ihn da sogleich; „Tantris ist es, der Spielmann,“ sagte sie.

Die Frauen brachten ihn nun heimlich ins Königsschloß; er sagte ihnen, daß er keinen andern Lohn für seinen Sieg begehre, als ungestört in Irland mit den Waaren, welche er auf seinem Schiffe hergebracht, handeln zu dürfen. Die Königin verpfändete ihm ihre Treue und ihre Ehre, daß in Irland ihm niemals irgend ein Leid zugefügt werden solle. Darauf klagten die Frauen ihm ihr Leid über die Anmaßung des Truchseß; Tristan beruhigte sie und versprach, für sie mit dem Truchseß kämpfen zu wollen, sobald durch gute Pflege er seine Kraft wiedergewonnen hätte. Die Königin war nun auf Tristan's Stärkung bedacht, was sie und ihre schöne Tochter nur ersinnen konnten, das kam dem Ritter zu gut.

Bekanntlich war der Morold von Irland, den Tristan im Zweitampfe tödtete, der Bruder der Königin gewesen. Als dessen Leiche nach Irland gebracht wurde, fand die Königin in seinem Schädel das Stückchen aus dem feindlichen Schwerte, mit einer kleinen Zange zog sie es heraus und hatte es sorgsam aufbewahrt. Nun wurde dem Tantris ein stärkendes Bad bereitet, und ein Knappe erhielt den Auftrag, in dieser Zeit des Ritters Waffen zu putzen. Er hatte seine Arbeit vollendet und die junge Ihold trat neugierig hinzu, um die Waffen zu beschauen. Auch das scharfe Schwert zog sie aus der Scheide, und in höchster Ueberraschung gewahrte sie daran eine Echarte, die dem Stückchen Stahl aus ihres Oheims Kopf sehr ähnlich sah. Rasch lief sie es zu holen, und es paßte ganz genau in die Echarte. Jetzt plötzlich fiel ihr auch ein, daß der Name Tantris sich auch mit versehten Silben sprechen lasse, sie wußte nun, daß der angebliche Spielmann Tantris der berühmte Tristan sei, der ihren Oheim erschlug. Da faßte sie Tristan's Schwert und lief zu dem Ritter, um ihn im Bade zu erschlagen. Dreimal hob sie die Waffe auf, doch sobald sie ihm ins Angesicht schaute, sank ihr Arm wieder herab, und als die Königin nun dazukam und, obwohl in großem Schmerz über die Entdeckung, ihre Tochter an das Wort erinnert, welches sie als Königin dem Tantris verpfändet, da warf Ihold das Schwert fort. Brangäne, welche ebenfalls erschien, rieth, sich nicht zu übereilen, die Frauen zogen sich zurück, um sich zu berathen. Sie beschloßen, daß die Königin ihr Wort halten und Tristan's Leben schonen sollte. Als dem Ritter das verpfändet wurde, brachte er wohlgemuth seine Werbung für König Marke vor, und fand, da Marke ein reicher und mächtiger Fürst war, bei der Königin Gehör. Die Ansprüche des Truchseß wurden durch die Zunge des Drachen, die in Tristan's Besitz war, schimpflich zurückgewiesen, und mit Gurrnun's Einwilligung feierte man Versöhnung, an welcher auch Tristan's herbeigeholte Gefährten theilnahmen, und rüstete ein schönes Schiff aus, auf welchem die Königstochter, geführt von Tristan, die Ueberfahrt nach Kornwall antreten sollte. Brangäne sollte sie begleiten.

Die Königin, der viele geheime Mittel kund waren, braute einen Zaubertrank, der alle, welche von ihm tranken, mit unlösllicher Liebe aneinander fesselte, und übergab den verhängnißvollen Trank der Brangäne, that ihr die Kraft desselben kund und gebot ihr, diesen Trank aufs sorgfältigste zu bewahren; wenn Holo zu König Marke käme, dann solle Brangäne dem Könige und seiner Gemahlin den Zaubertrank geben, sie solle aber sorgsam darauf achten, daß kein anderer von diesem Tranke koste. Brangäne versprach alles genau zu erfüllen, man nahm Abschied und ging unter Segel; das eine Schiff trug Tristan's Gefährten, auf dem andern befanden sich außer den Schiffleuten nur Tristan und Holo mit Brangäne und ihren Dienerinnen.

Für die junge Königin war in dem Kiele ein Gemach bereitet, darin saß sie oft und weinte und klagte um ihr Heimathland. In solchen Stunden ging Tristan gern zu ihr und tröstete sie mit süß berebtem Munde. Doch allemal, wenn das geschah, schalt Holo den Helden und forderte ihn auf, von ihr zu gehen, denn er habe ihr den Oheim erschlagen, und seine Schuld sei es, daß sie nun in die Fremde ziehen müsse. Doch Tristan leistete ihrem Gebote niemals Folge, Holo bestand auch nie auf der Ausführung desselben, ihr angeblicher Haß gegen Tristan beschränkte sich nur auf die gelinden Worte, in welchen sie denselben aussprach.

Schon kurze Zeit nach der Abfahrt wurde den Frauen die Seefahrt höchst beschwerlich, Tristan ließ deshalb das Schiff in einer Bucht landen, wem es gefiel, der ging ans Land, Tristan ging, daß er die süße Herrin schaue. Als er nun bei ihr saß, befahl er einer Dienerin, Wein zu bringen, statt dessen aber brachte sie in ihrer Unkunde den Zaubertrank, den die Königin bereitet hatte, und Tristan der Held und die schöne Holo tranken beide davon. Brangäne trat darüber ein, und als sie sah, was geschehen war, da wurde sie vor Schreck bleich wie eine Todte, sie ging und warf das unglückselige Glas in die tiefe See, doch die Kraft des Trankes konnte sie nicht binden, seine Wirkungen zeigten sich bald genug. In die Herzen der beiden, die getrunken, schlich sich unbemerkt die Liebe ein und ließ ihre Siegesfahne wehen, ohne Widerstreit zwang sie den Helden und die Maid unter ihre Macht, beider Sinne einigten sich so ganz und gar, daß beide nur Ein Herz hatten: sein Schmerz war ihr Leid, und ihr Kummer schuf ihm den herbsten Verdruß, in der Freude wie im Leide waren sie beide einträchtig, doch keines that es dem andern kund, denn jedes zweifelte noch an dem andern, einem jeden schien es noch zu schwer, zu beginnen, und das hielt ihr Wünschen und Verlangen noch zurück.

Wenn Tristan die Qual der Sehnsucht empfand, dann gedachte er seiner Pflicht und seiner Ehre und wollte dem Verlangen entfliehen. „Laß ab, Tristan,“ sagte er zu sich selber, „ermanne Dich, schlage Dir alles aus dem Sinne!“ Aber in sein Herz drangen solche Worte nicht. So kämpfte er schwer mit dem Wunsche und versuchte den Schlingen sich zu entziehen, er hielt sich lange wacker im Streite, doch den Sieg konnte er nicht erringen. So oft er in der Geliebten Nähe war, sah ihr Lächeln ihm ins Herz hinein und sein Auge blieb in ihrem Bann, sah er sie aber nicht, so war sein Leid

noch größer. Oft gedachte er, wie der Gefangene thut, daran, wie er wohl entweichen möchte, er wandte seine Gedanken auf dies und auf das, er betrieb jenes und dieses, doch keine Flucht war möglich, die Bande, in die er geschlagen war, hielten fest, so oft er sein Herz auch prüfte, er fand doch nie etwas anderes darin, als Hsolt und als Liebe.

Nicht anders war es mit der Königstochter, auch ihre Sinne waren gänzlich gefangen von den verlockenden Wünschen, und je mehr sie dawider stritt, desto enger umstrickten sie die süßen Fesseln. Wenn ihre Augen sich bei Tristan's Anblick schamhaft senkten, so fand die Liebe doch ihr Herz bereit, und nach kurzem Kampfe ergab Hsolt sich ihren Gedanken und ihrer Liebe: ihre Augen flegten und weilten lieblich bei dem Manne, und als Tristan von den Augen der Geliebten solche Kunde vernahm, da sah auch er mit innigen Geberden sie wieder an, und zu jeder Stunde gaben sie fortan einander süße Augenweide. Nun dachten die Geliebten beide einander schöner als zuvor, denn das ist ja die Macht der Liebe, daß die Geliebten immer mehr sich gefallen, wenn die wachsende Liebe sie bezwingt, wenn der Same, der ausgestreut wurde, aufgeht und die süßen Blumen wuchern.

Das Schiff fuhr fröhlich seinen Pfad dahin, zwei Herzen aber, welche darin waren, hatte die Liebe von ihren Pfaden gelenkt. In Gedanken verrennt waren beide, von jenem lieben Leide bekümmert, welches das Süße zu vergällen weiß, das Sanfte zu durchschmerzen und all die Welt zu verkehren. Und der Liebe war das heimliche Bangen, das sie geschaffen, nicht genug, unversehens wollte sie ihre Gewalt nun auch offenbaren. Schon begannen die Liebenden auf Zeit und Stunde zu achten, in welcher sie ungestört einander nahe sein konnten, Hsolt fand in schüchternen Mädchenweise den Beginn der Rede. Ob ihm auch noch eingebent wäre, fragte sie den Trauten leise, wie er in einem kleinen Schiffschen gen Develin verwundet angeflissen kam, und wie ihre Mutter ihn heilte. Dabei gedachte die Jungfrau auch ihrer eigenen Pflege, gedachte daran, wie sie das Saitenspiel von Tristan erlernte, wie der Held mit dem Drachen gekämpft, und wie sie zuerst ihn im Walde als den Säng'er Lantris, im Bade als den Helden Tristan erkannte. In überwallender Bewegung brach sie ihre Rede ab mit den vielfagenden Worten:

„Ja, was ich weiß, das wirret mir,
Was ich sehe, thut mir weh,
Der Himmel mülht mich und die See,
Lieb' und Leben ängsten mich!“

Sie lehnte sich wider ihn, ihre lichten Augen strahlten in feuchtem Schimmer, ihr süßer Mund begann zu schwellen, ihr Haupt sank hernieder. Räthselhaft und doch wieder deutlich genug mit den Worten spielend, klagte sie dem Freunde, wie ihr Muth so beengt und ihr so wehe sei. „Ist es das Meer und die Nebel, die Euch ängstigen? Schafft Euch der feuchte Wind Noth?“ fragte Tristan, und als der Geliebten verneinende Antwort ihm den Sinn ihrer Klage aufschloß, da erfolgte von Tristan's Seite das leise Geständniß: „Herzesherrin, lieb' Hsolt, Ihr und Eure Liebe haben mir alle

meine Sinne verkehrt, in aller Welt Gebiet ist meinem Herzen nichts lieb, als Ihr!“ Da fanden ihre Lippen sich, er küßte sie und sie ihn mit holdem Kuß, sie tranken die süße Wonne, die vom Herzen kam, und wenn sie auch vor aller Welt verborgen zu sein wäñhten, so verriethen sie sich nun doch den scharfen Augen Brangänens, welche oft ihre Blicke heimlich auf das Liebespaar geworfen und mit Schrecken den raschen Fortgang der Leidenschaft bemerkt hatte. Und als sie sah, wie eine Schranke nach der andern von der immer höher stuhenden Liebe überstiegen wurde, als sie gewahrte, wie die Liebenden sich bangten und härmten und ihre Gestalten verfielen, da wurde auch sie mit in den unheilvollen Zauber hineingezogen, sie wurde die Vertraute der Liebenden, und da nun dem leidenschaftlichen Paar sich nichts mehr entgegenstellte, so schwand auch die letzte Besonnenheit, und alle Gebote der Treue und der Pflicht verhallten ungeachtet in dem Sturme der Leidenschaft, die Liebe umstrickte alle Sinne der beiden mit so wunderbarer Kraft, daß sie in allen ihren Jahren von diesen Banden nicht wieder gelöst wurden.

„Und wenn ich“ — so tritt der Dichter nun in eigener Person redend ein — „der Liebe Lust und Leid vor meinen Augen ausbreiten will, um ihr Wechseln und ihr Streiten im Herzen zu betrachten, so wächst mein Muth, als wolle er in den Himmel schwellen. Versenke ich mich in die Wunder, die in der Liebe findet, wer sie zu suchen weiß, und denke ich der Freude, die in der Liebe ruht, wenn man ihrer mit Treue pflegt, so wird das Herz mir ohne Grenzen weit. Und doch sind so viele in der Welt, welche auf dem Acker der Liebe Disteln aussähen, und am Erntetage sich wundern, daß ihre Saat ihnen nicht Rosen und Lilien trägt. Wer Trug und Falschheit in der Brust hegt, der forbert gleichwohl von ihnen die Lust des Lebens und der Herzen, obwohl so arge Saat nur Schmerz gewähren kann. Und wenn dann das Gift der Falschheit uns im Herzen schwillt, dann geben wir der Liebe Schuld, obwohl wir, wenn wir Falschheit aussäeten, billig doch nur Leid ernten können. Das Glück, das ein jeglicher begehrt, das gibt nur die Treue, die bei dem Dorn auch Rosen trägt, in deren Sorgen die Liebe ruht, und die, so oft sie auch Kummer verleihet, doch stets am Ende Freude schenkt.

„Aber wohl ist es Wahrheit, wenn man sagt, die treue Liebe sei jetzt bis zum fernsten Orte vertrieben. Nur das Wort blieb uns von ihr, sie selber wurde auf Erden ein unwerther Gast, mit Diebeswaare und Bettelthum geht sie von Haus zu Haus und auf den Märkten treibt sie ihren Unfug. Kläglich liegt unter die Füße getreten das, wovon allein holdes Glück erblüht, das ist die Treue, die vom Herzen geht, vergeblich trägt sie sich uns an, und doch vermag Ein Blick aus den geliebten, treuen Augen wohl hunderttausend Schmerzen des Leibes und der Seele zu löschen, Ein Kuß von liebem Munde, ach, wieviel Leid und Herzensnoth vermag der zu benehmen!“

Tristan und Ibold fanden nun keinen Kummer mehr, wohl aber alles Glück, das treue Liebe mit sich trägt, reich an Seligkeit war ihre Fahrt nun zu allen Stunden, sie lebten nur bei dem einen Gedanken, daß Ibold das Weib des Mannes werden sollte, den sie lieber niemals sähe.

Als die Küste von Cornwall aufsuchte, wurden alle freudereich, nur Tristan und Isold nicht, ihnen wäre es recht gewesen, wenn sie nie wieder Land erblickt hätten.

König Marke empfing seine Braut aufs glänzendste, mit großer Pracht wurde die Vermählung gefeiert. Auch Tristan stieg hoch in Ehren. Isold aber gedachte oft daran, wie durch Brangäne ihre Schande leicht an den Tag kommen könne, und wie dann ihr und ihres Geliebten Unglück besiegelt sei; in einer bösen Stunde befohl sie zwei Knechten, daß sie Brangäne in den Wald führen und sie dort tödten sollten. Die Knechte wollten der Königin Gebot ansführen, aber die rührenden Bitten der Brangäne, ihre Treue und Ergebenheit, die sie selbst in dieser schrecklichen Stunde der Königin bewies, bewogen die Mörder, ihr das Leben zu schenken, bis sie noch einmal der Königin Willen erfahren hätten, und als Isolde von der Treue ihrer Freundin erfuhr und fand, daß Brangäne selbst im Angesichte des drohenden Todes nichts verrathen hatte, da war sie froh, sie noch am Leben zu wissen, mit Thränen bat sie die treue Freundin um Verzeihung und zweifelte fortan nie wieder an ihrer Treue.

Am Hofe des Königs Marke wurde die Liebesgluth zwischen Tristan und Isolde nicht geringer, Brangäne war ihre Vertraute, ohne Zwang und ohne Zagen verkehrten sie unter der Menge der Hofleute mit einander, beide verstanden meisterlich, im offenen Betragen sich Winke mit den Augen zu geben und eine Wechselrede zu führen, welche kein anderer zu deuten verstand. Sie trieben ihr heimliches Spiel sich selber zu völliger Befriedigung, und doch ohne irgend einen Argwohn zu erwecken. König Marke hielt seinen Neffen hoch in seiner Gnade und sah es gern, wenn der gewandte Mann der Königin Aufmerksamkeit erwies. Alle Freuden, welche die Liebe bieten kann, wurden den beiden Liebenden zu Theil.

Doch geheime Schuld spricht mit vernehmlicher Sprache, und wenn sie auch lange Zeit verborgen ihr Wesen treiben kann, sie verräth sich doch einmal.

Ein vertrauter Gefährte Tristan's war Mariodo, des Königs Truchseß, der hatte ein Auge auf die schöne Königin geworfen, und wie die Eifersucht die Kluge schärft, bemerkte er bald den Liebesumgang Tristan's und Isoldens, und theilte dem Könige seine Entdeckung mit. Der getreue, in Einfältigkeit ehrenfeste König unterzog sich höchst ungern der nähern Beobachtung seiner Gemahlin, er liebte die schöne Isold innig und seinen Neffen Tristan nicht weniger, und nur schwer fand ein Argwohn Eingang in sein argloses Gemüth, zumal er selber am meisten dadurch litt. Er stellte seine Gemahlin öfter durch versängliche Reden auf die Probe, aber wenn er das einmal auch glaubte Beweise ihrer Schuld zu finden, so wußte Isold, von der schlauen Brangäne angewiesen, ihrem Gemahl doch immer wieder seine argwöhnischen Gedanken abzujureken, vor den schmeichelnden Liebesungen des schönen Weibes konnten die Anschuldigungen Mariodo's nicht bestehen, und der Kämmerer mußte sich schließlich seines Versuches begeben, den Zorn des Königs zu entflammen, die Trennung der Liebenden aber dauerte fort. Doch eins hatte Mariodo erreicht:

der König setzte nicht mehr wie früher ein blindes Vertrauen auf die Treue seines Weibes, sondern er schaute selber aufmerkamer aus als früher und ließ fremden Einflüsterungen sein Ohr.

Am Hofe befand sich ein Zwerg, Namens Melot, der war listig und durchtrieben, wohlberedt und dem Könige vertraut. Ihn stachelte nun der Truchseß an, dem Neffen des Königs Schlingen zu legen. Melot beredet den König, auf die Jagd hinauszuziehen und zu sagen, vierzehn Tage wolle er ausbleiben. Tristan, der zurückblieb, verabredete und hielt mit der Königin nächtliche Zusammenkünfte unter einer Linde, die in der Nähe der Kemenate stand, und der listige Zwerg wußte das auszulandschaften. Er gab dem Könige Nachricht, Marke kam heimlich zurück und stieg mit dem Zwerge auf den Baum, um zu lauschen. Tristan aber, der zuerst am Orte des Stelldichein erschien, gewahrte im Mondschein die Schatten der beiden Männer in den Zweigen, er gab, als Isold sich nahte, ihr einen Wink, und statt des Liebesgesprächs erfolgte nun ein Zwiegespräch, in welchem Tristan in demüthigster Weise die Königin anflehte, sie möge ihre Fürsprache für ihn bei König Marke einlegen, da durch die Reden der Verläumber bewogen, der König dem Tristan seine Gunst entziehe. Isold antwortete sehr kühl, sie fände es sehr verwegend, daß Tristan es wage, die Königin zu einer nächtlichen Zusammenkunft einzuladen, auch wisse er selber ja sehr wohl, daß er ihren Oheim erschlagen und die Königin deshalb wohl Grund zum Haß, nicht aber zur Neigung für Tristan habe. Doch sei sie bereit, diese Fürsprache einzulegen und mit dem Könige einmal offen zu reden, denn auch sie habe zu leiden unter den Reden der Verläumber, da ihr Herz doch — sie beschwor das mit einem hohen Eide — keinem andern Manne jemals Einlaß gegönnt habe, als demjenigen, dem ihre ersten Gunstbezeugungen zu Theil geworden wären.

Als König Marke das auf seinem Baume hörte, wurde er betrübt und traurig, daß er sich habe bereden lassen, an der Treue seines Weibes zu zweifeln, und durch vermehrte Freundlichkeit und erneute Gunstbezeugungen suchte er sein vermeintes Unrecht wieder gut zu machen.

Aber der Kampf zwischen der Verschlagenheit des Liebespaares und der List der Lauscher, zwischen der Gutmüthigkeit des Königs und seiner argwöhnischen Eifersucht war einmal begonnen und kam nicht wieder zur Ruhe. Von den Widersachern des Liebespaares angetrieben, forderte König Marke, Isold solle ihre Unschuld durch einen Eid und ein Gottesgericht darthun. Isold konnte sich nicht weigern, aber sie gerieth bei sich in große Noth, in welcher sie sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie mit Fasten und mit Beten zu dem gnadenreichen Christ flehte, er möge ihr doch beistehen und ihr in ihrer Noth hilfreich sein. Und er half auch, mit ausgesuchter Schlaueit wußte Isold es so einzurichten, daß sie ihren Eid der Wahrheit getreu schwören konnte und den König dennoch täuschte, und als sie darauf muthig das glühende Eisen angriff, und es in Gottes Namen trug, da verbrannte sie sich nicht.

„Da wurde klar ans Licht gestellt
 Und bewährt vor aller Welt,
 Daß der tugendreiche Krif
 Windschaffen wie ein Kermel ist.
 Er süßt sich gern und schmiegt sich an
 Wie man es nur verlangen kann,
 So geflüge stets und wohl!
 Als er nach allen Wünschen soll,
 Er ist den Herzen gleich bereit
 Zum Truge wie zur Wahrheit.
 Sei's zum Ernste, sei's zum Spiel,
 Er ist wie man ihn haben will.
 Das war hier wohl zu schauen
 An der gefügten Frauen.
 Ihr half die Berschlagenheit
 Und ihr vergifteter Eib
 Mit dem sie falsch vor Gott gespielt,
 Daß sie die Ehre behielt
 Und wurde da von neuem
 Von Marke dem getreuen
 Sehr geminnt und geehrt,
 Dazu gepriesen und gehehrt
 Von Land und Leuten allerwärts.“

Tristan war indessen von England aufgebrochen und hatte sich zum Herzog Gilan von Swales begeben, der besaß ein Hündchen von seltner Schönheit. Um es zu gewinnen, bestieg und erschlug Tristan in heißem Kampfe einen Riesen, dann sandte er durch einen Spielmann das Hündchen an Hold, welche ihm einen Brief zurückschickte, in welchem sie ihm mittheilte, aller Argwohn des Königs sei gestillt, Marke sei ihm wieder hold und willig wie je zuvor, er möge nur wiederkommen.

Tristan folgte dem Gebote der Geliebten, Marke hatte alles vergessen, die Liebenden fanden am Hofe des Königs wieder ihre Freude. Doch das alte Sprichwort hat wohl Grund:

„Und hülte man sich noch so sehr,
 So blieben doch zu trennen schwer
 Die Augen von dem Herzen,
 Die Finger von den Schmerzen.“

Sogar König Marke verstand das Geberdenspiel, in welchem die verhaltene Leidenschaft der Liebe sich Bahn brach, oft gewahrte er, wie sie so süß und sehnsüchtig einander ansahen, daß es ihm durch die Seele ging und seinen Haß erregte und seinen Zorn aufstachelte. In einer Stunde solcher leidenschaftlichen Erregung ließ er die Schuldigen vor sich kommen und sprach zu ihnen: „Ich habe nun lange gewartet, ob Ihr beide nicht meinewegen Euer Spiel lassen wolltet, denn Eure Falschheit bricht mir das Herz, aber ich kann an Euch beiden die Liebe nicht tödten, und ich kann es jetzt nicht länger mehr dulden. Ich will Eure Schuld nicht so rächen, wie ich billig sollte, ich will

Euren Tod nicht, Ihr seid mir immer noch, wie ungern ich es gestehe, zu lieb dazu. Doch weil Ihr Euch beide einander viel lieber seid, als ich Euch bin, so mögt Ihr denn nun beide fortan nach Herzenswunsch und Begehr beisammen sein: entfernt Euch beide von meinem Hofe, mit mir könnt Ihr fortan keine Gemeinschaft haben.“

Da neigten sich Tristan und Isold mit mäßigem Leide vor dem Könige, dann nahmen sie sich traulich bei der Hand, seine Harfe, sein Schwert und seine Armbrust führte Tristan mit sich, und einen seiner Hunde. Brangäne blieb am Hofe des Königs zurück, vielleicht konnte sie den Liebenden da von Nutzen sein.

Auf der Jagd hatte Tristan einst in einem wilden Steine eine Höhlung entdeckt, sie war in der heidnischen Zeit von Niesen in den Berg gehauen und war schon von ihnen zu einem heimlichen Zufluchtsorte für Liebende bestimmt worden. Dahin zogen Tristan und Isold, und in dieser Liebesgrotte erblühten ihnen nun die seligsten Tage ihres Lebens. Die Liebesgrotte war weit, hoch und rund, weiß wie Schnee waren die Wände, oben am Schluß der Wölbung hing eine Krone, die von edeln Steinen funkelte. Der Estrich war von grünem Marmor, in der Mitte stand ein schönes Bett aus lauterem Kristall. Ein ehernes Thor schloß die strahlende Grotte, davor standen drei ästereiche Linden, durch das grüne Gras rieselte ein kühler, klarer Quell, den schirmten die Linden vor Regen und vor Sonnengluth. Um die Wette schien das liebliche Grün und die lichten Blumen, von den Zweigen tönten die Weifen der Vögel so wunderbar hernieder, wie an keinem andern Orte der Welt, und nirgend wehten die Lüfte so sanft und schmeichelnd wie hier. Das liebliche Thal, in dem die Liebesgrotte lag, war von wilden Felsen und wüsten Gefilden auf eine Tagereise in der Kunde umgeben.

An diesem wonnigen Orte brachten Tristan und Isold nun ihre Tage zu, und ihr Glück war so groß, daß sie — wie der Dichter scherzend sagt — weder des Trankes noch der Speise bedurften, die treue Liebe, die sie zueinander hegten, war die beste Kost für sie, die Liebe ging auf Schritt und Tritt und zu jeder Stunde mit den beiden, und was man zum Glück nur wünschen kann, das gab sie ihnen im Uebersuß. Es schuf ihnen auch wenig Pein, daß sie so einsam waren, selbst Artus, der reiche König, gewann in seiner Festschaar und in seinem Fürstenhause keine solche Wonne, die Liebenden hätten für sein Glück nicht einen gläsernen Ring gegeben, sie hatten ein weit schöneres Ingesinde, als der König, ihr Ingesinde war die grüne Linde, der Schatten und die Sonne, der klare Quell, Gras und Laub und Blumen, ihr Ingesinde war die süße Nachtigall, die Drossel und all die tausend Waldvöglein, welche alle wie zum Wettstreit mit einander sangen. Dieses Gesinde diente jederzeit den Liebenden, und ihr Hoffest war die Minne, die Krone ihrer Lust, die zauberte den beiden zu jeder Stunde ins Auge und in die Brust alle Lust und alle Pracht, wie Artus an seiner Tafelrunde nur je sie genoß.

Und nun, sagt der Dichter, laßt es Euch nicht verdrießen, wenn ich Euch erkläre, was die Liebesgrotte zu bedeuten hat. Die runde Wölbung der Grotte bezeichnet die Einfalt der Liebe, die soll keinen Winkel haben, denn der

Winkel deutet auf Falschheit und List. Die Weite der Grotte ist die Kraft der Liebe, der nichts Ziel und Ende schafft, die Höhe ist der hohe Muth, der in den Wolken schwebt und in ihnen ruht, denn keine Höhe ist ihm zu viel, wenn er sich halten will da oben, wo alle Tugenden sich zusammen wölben zum Schluß, zu der Krone, die, ein Sinnbild aller Tugenden, von herrlichem Gesteine leuchtet und strahlt, so daß wir, deren Muth am Boden schwebt, immerfort hinausschauen zu dem Geschmeide, das über uns in den Wolken schwebt, und unserm Muthе wachsen davon die Schwingen, daß er noch der Tugenden Lob erringen kann.

Die Wand war glatt und so weiß wie Schnee, kein Farbenwechsel sollte an ihrem gleichen Scheine sein, damit der Argwohn und die Eifersucht keine Handhabe und kein Merkmal fänden, wo sie haften könnten. Der Estrich von grünem Marmor ist ein Bild der Stetigkeit, die nicht wankt, und immer neu ist, wie das Grün der Natur. Das Bett in der Mitte war von Kristall, denn die Liebe soll so rein, so durchsichtig und lauter sein wie Kristall. Vor dem ehernen Thor lagen zwei Kiegel, eine Klinke war hinausgeleitet durch die Wand, sie wurde von einer Handhabe gehoben, weder Schloß noch Schlüssel waren sonst mehr da, denn was man außerhalb zum Verschluß anlegt, darin wird Falschheit und Mißtrauen gekennzeichnet, ein ehernes Thor liegt vor der Grotte, in die niemand gelangen kann, als nur durch Liebe. Den den beiden Kiegeln war der eine von Zedernholz, der bedeutete die Weisheit der Minne, der andere, von Elfenbein, ihre Keusche und Reinheit, mit diesen edeln Kiegeln bewahrt die Liebe ihr Haus vor Gewalt und falschem Stane. Die geheime Handhabe war von Zinn, der Kiegel von Gold, wer mit rechter Güte seinen Sinn auf Minne wenden kann, den trägt der unscheinbare Haft von Zinn zu goldnem Glück.

Oben in der Liebesgrotte waren nur drei kleine Fensterlein in den festen Fels gehauen, durch welche die Sonne dringen konnte, die drei hießen Güte, Demuth und Zucht, und der süße Schein, der durch diese Fenster strahlte, war das hehrste, das beste Licht, nämlich die Ehre. Die Liebesgrotte lag so allein mitten in der wüsten Wildniß, weil der Liebe Statt und Ort nicht an den Straßen liegt, noch auf offenem Gefilde, nur verwachsene Steige führen zu ihrem stillen Gehege. Wenn aber das gute Glück die Wildniß erschließt, der hat, wie viel Arbeit er auch trug, sie doch gar selig verwandt, denn er findet des Herzens lieblichstes Spiel, und nur ungern mag er wieder scheiden.

Das treue Paar, Tristan und Isolde, hatten nun in Wald und Gefild genug der Ruhe und der Lust. Morgens, wenn noch der Thau auf den Blumen lag, wandelten sie beide die kühle Wiese entlang, viel holde Märe erzten sie sich und lauschten auf den süßen Vogelgesang. Dann wandten sie auch wohl den Gang zu der kühlen Quelle, sie lauschten ihrem Klange, und saßen nieder und ruhten sich, und horchten auf des Brunnleins Rauschen und Plätschen, und das war ihre Wonne. Wenn dann die Sonnengluth den Blick zu blenden begann, dann gingen sie zu der süßen Linde, die labte sie mit neuer Lust, in ihrem Schatten saßen sie auf der blumigen Ruhebank, Hand in

Hand, und gedachten voll Sehnen an die, welche vor Zeiten um ihrer Liebe willen gestorben waren, und betrauertem das Weh, das so manches treue Herz brach. Waren sie solcher Liebeskünden satt, dann gingen sie zu der Liebesgrotte, dann ließen sie die Harfe erklingen und ihre Stimmen in sehnächtigen Liedern ertönen, und süß und lieblich verschlangen sich die Töne der Harfe und der Stimmen. Alles was je von Liebe erfunden war, das reichte nicht an die Wonne dieser beiden, denn noch nie kam die Liebe aus so lauterem und treuem Herzen, wie bei diesen Liebenden.

Während aller dieser Zeit rang der traurige König mit schwerem Kummer; um sich zu zerstreuen ritt er auf die Jagd und gelangte zufällig an die Liebesgrotte. Tristan und Ibold hatten ihn kommen sehen, sie hatten sich beide von einander abgewandt auf das Ruhebett gelegt, in ihrer Mitte Tristan's scharfes Schwert. König Marke erblickte die beiden in dieser Stellung durch eins der kleinen Fenster, gerührt glaubte er ihnen doch wohl Unrecht gethan zu haben und berief sie wieder an seinen Hof. Kurze Zeit währte wieder die allgemeine Eintracht, doch bald erblickte Marke mit seinen eigenen Augen die Untreue seines Weibes, und im Zorn ging er von dannen, seine Mannen zu rufen. Nun blieb für Tristan nichts mehr übrig, als die Flucht. In den rührendsten Worten nahmen die Liebenden Abschied. „Nun müssen wir scheiden von einander,“ sprach Tristan, „und für uns beide bietet sich nun nimmermehr solche Freude wie vorher. Laß uns daran gedenken, wie heiß wir uns bis jetzt geliebt, und laß uns einander lautere Treue bewahren. Laß mich aus Deinem Herzen nicht, in meinem Herzen wirst Du weilen, bis es brechen wird. Wie mir es schwer sein wird, die Ferne von Dir zu tragen, so vergiß mich um keine Noth. Süße Freundin, schöne Ibold, nun gilt es den letzten Kuß!“

„Unsere Herzen und unsere Sinne,“ sprach Ibold, „sind so lange und so enge vereinigt gewesen, sie werden nimmer lernen, was scheiden und vergessen sei. Ob Du mir nahe bist oder fern, so soll in meinem Herzen doch kein Leben und kein Wehen sein, als Tristan, der Du mein Leben bist. Nun sieh, daß kein anderes Weib mich je von Dir scheidet, so manches Jahr ist unsere Liebe und unsere Treue in uns ja so rein gewesen. Nimm diesen Ring und wenn Du ihn ansehest, so gedenke daran, wie bitter dieses Scheiden uns jetzt ans Herz greift, wir haben die Liebe getragen so manche Stunde, laß sie uns tragen bis an den Tod. Und so laß diesen Kuß das Siegel sein, daß Du mein verbleibst und ich Dein bis an den Tod: ewig Eins nur Tristan und Ibold!“

Da schieden die beiden in solcher Marter wie noch nie. Tristan ging zur See und lenkte seines Schiffes Kiel zur Normandie, und von da aus durchirrte er manches Land, denn nirgend fand er Ruhe.

Auch in sein Land Parmenien kam Tristan, den treuen Kual fand er todt und beklagte ihn, die Söhne desselben begrüßten ihn mit hoher Freude und baten ihn, bei ihnen nun zu verweilen. Doch der traurige Tristan übergab sein reiches Land den Söhnen Kual's und suchte wieder Kampf und Streit.

Am Meeresstrande lag ein Herzogthum Arundel, dessen Herzog Ivelin wurde von seinen Feinden hart bedrängt. Tristan half ihm, nahm die feindlichen Anführer gefangen und beendete auf diese Weise den Krieg. Herzog Ivelin hatte eine Tochter von ausnehmender Schönheit, die hieß Ifold, mit dem Beinamen Weißhand. So oft Tristan sie in ihrer Schönheit erblickte und ihren Namen aussprach, dann regte sich immer wieder neu seine alte Herzenstrauer, er gedachte der anderen, der blonden Ifold, die er verlassen mußte, und seine Brust wurde heißen Schmerzes voll. Und doch liebte er diesen Schmerz, er dächte ihn süß und gut, denn alle Schmerzen, die um die blonde Ifold ihn trafen, behagten ihm mehr, als alle Freuden unter dem Monde. Deshalb sah er auch die weißhändige Ifold gern, weil sie ihn an seine Geliebte erinnerte. „Wenn es auch meine Ifold nicht ist,“ sagte er bei sich, „die ich hier in Arundel sehe, so will ich doch allem, was ihres Namens Siegel schmückt, immerdar Liebe entgegen tragen.“ Ifold Weißhand aber liebte den Helden, dessen Ruhm von Land zu Land ging. Der Herzog des Landes sah es gern, daß Tristan mit seiner Tochter sich beschäftigte, denn wenn es ihm gelang, den Helden dauernd an sich zu fesseln, so konnte kein Nachbar ihm mehr mit Krieg drohen. Raedin, Ifold Weißhand's Bruder, ermunterte seine Schwester, sich dem Helden liebenswürdig zu erweisen, und von den Reizen der schönen Maid gefesselt, sah Tristan nun die weißhändige Ifold auch um ihrer selbst willen gern. Doch darüber machte er sich in seinem Herzen Vorwürfe und schalt sich treulos, denn sicher wie den Tod wüßte er doch, daß die blonde Ifold, die feinetwillen so manchen Schmerz getragen, nimmermehr irgend einem andern ihre Liebe zuwenden, sondern sie ihm ganz allein bewahren würde. Nun dichtete er Lieder auf den Namen seiner Ifold und sang sie zur Harfe in süßen Weisen, Ifold Weißhand aber bezog sie auf sich, und ihr sehnlich Leid wuchs und ihrer selbst vergessen legte sie oft ihre Hand auf Tristan's Hand.

So trieben sie beide die Stunden hin, sie hatten beide Jammer, doch er war ungleich, sie gingen nicht im gleichen Schritt vereinter Liebe mit einander. Und wenn die Schönheit der weißhändigen Ifold auch manchmal Tristan bewog, ihr Huldigungen zu erweisen, so blieb sein Herz doch der blonden Ifold getreu, und nun war sein Leid ein doppeltes, um die lichte Ifold von Irland trug er sehnend Leid, und die mit den weißen Händen, die stolze Maid von Arundel, strebte er zu fliehen, sie aber setzte ihr Werben um ihn fort, und wenn er stoh, so verfolgte sie ihn so süß, daß seine Sinne sich zu verirren begannen. Traurig sprach Tristan zu sich selbst: „So tief des Rheines Schooß auch ist und wie weit seine Wellen auch fließen, so wäre er doch wohl auszuschöpfen, gässe man nur Guß um Guß hin, und selbst das grösste Feuer muß verlöschen, wenn man ihm einen Brand nach dem andern entwindet. So ist es auch mit der Liebe, auch ihre Gluth muß zergehen, wenn sie allmählig verringert wird, und auch meine Liebesnoth muß schwinden. Die Treue, die ich zu meiner Ifold trage, läßt mich wenig Freude schauen, ich verschwende Leib und Leben und gewinne doch keinen Trost. Ich werde nie von Ifold getränkt und kann doch nicht mit meinem Herzen von ihr

Kommen, ja sie hat nicht einmal nach mir gesandt. Wo sollte sie mich doch aber auch suchen? Bin ich nicht den ungewissen Winden übergeben? Wo findet man meinen Ort? Um Isold meide ich manches andere Weib, und doch darf ich von ihr nicht begehren, was mir auf Erden Freude geben soll.“ —

Hier schließt Gottfried's Gedicht, es scheint, als habe der Tod noch im rüstigen Alter ihm die Feder entwunden. Zwei andere Dichter haben dem unvollendeten Epos einen Schluß hinzugefügt, doch ihre Arbeit reicht nicht von fern an die herrliche Darstellungsweise Gottfried's. In einem Streite war Tristan wieder in die alte Wunde getroffen worden, welche ihm Morold's vergiftetes Schwert einst schlug, und diese Wunde konnte niemand heilen, als Isold. Tristan sendete einen Boten zu ihr mit dem Ringe, den sie ihm beim Scheiden gab, und gebot dem Boten, ein weißes Segel aufzuspannen, wenn sie mit ihm komme, ein schwarzes, wenn er allein zurückkehre. Als die blonde Isold ihren Ring sah und von Tristan's Unglück hörte, folgte sie dem Boten sofort. Mit einem weißen Segel nahte sich das Schiff der Küste von Arundel, doch Isold's Weißhand antwortete, von Eifersucht getrieben, auf Tristan's angstvolle Frage, das Schiff trüge ein schwarzes Segel. Bei diesen Worten sank Tristan zurück, sein Herz brach. Die blonde Isold eilte herbei, als sie des Geliebten Leiche fand, warf sie sich über ihn hin, der Schmerz tödtete auch sie. Die Liebenden wurden Seite an Seite in Einem Grabe bestattet, eine Weinrebe und eine Rose pflanzte man auf den Hügel und beide wuchsen hoch empor und verschlangen sich aufs wunderbarste in einander. —

So weit der Schluß, den Ulrich von Türheim und Ulrich von dem Türkin hinzufügten.

Den Inhalt von Gottfried's Gedicht haben wir in kurzen Worten gegeben, die schwerlich einen Begriff von der Schönheit des Originals geben werden. Es ist eine wunderbar herauschende Darstellung, eine unnachahmliche Schönheit der Form, ein unergründlich tiefer Blick in die Seelen der Menschen, die aus Gottfried's Werk uns entgegenleuchten. In keiner Poesie dürfte Schöneres gefunden werden, kein italienisches Gedicht, kein Tasso, kein Petrarca hat herrlicher von der Liebe gesungen, als Gottfried von Straßburg, der deutsche Meister. Es ist wirkliches, wahres, volles Leben, das in seinen Versen strömt und fluthet, die Welt der Wirklichkeit tritt mit allen ihren Freuden, welche die Brust schwellen, mit allen ihren Leiden, welche das Herz zusammenpressen, vor unsern Blick. Der Dichter selber spricht im Eingange seines großen Werkes so schön über das Ziel, das er sich vorgesetzt:

„Ich hab' ein neues Thun mir jetzt
Der Welt zu Liebe vorgesetzt
Und edeln Herzen zum Genuß,
Den Herzen, die ich lieben muß,
Der Welt, die meinem Sinn gefällt:
Nicht mein' ich aller andern Welt,
Die Welt, von der ich höre sagen
Daß sie kein Mühsal möge tragen
Und nur in Freuden wolle schweben.

Solch Leben ist nicht me ine Welt,
 Eine andre Welt mir wohlgefällt:
 Die zusammen hegt in Einer Brust
 Das süße Leid, die bittere Lust,
 Das Herzensglück, die bange Noth,
 Das sel'ge Leben, leiden Tod,
 Den leiden Tod, das sel'ge Leben.
 Dem Leben hab' ich meins ergeben,
 Der Welt will ich ein Weltkind sein,
 Mit ihr verderben und gedeihn!"

Und der große Dichter hat nach nichts anderm gefragt, als nach dem, was das Leben ihm bot, das Leben, das ganze volle Leben mit allen seinen Seiten wollte er schildern, er hat es ausgeführt, und nur wenn wir diesen Gedanken festhalten, können wir sein herrliches Gedicht verstehen und uns laben an der Schönheit seines Liedes. Es gibt manchen Dichter des deutschen Mittelalters, der unsern Gottfried an Tiefe der Gedanken, an erhabenem Schwunge der Ideen überragt, an Schönheit erreicht ihn keiner, und keiner an vollendeter Kunst der Charakterisierung, an treuester Darstellung der Seelenzustände. Wenn wir der aufblühenden Liebe zwischen Iwain und Blanscheflur folgen, keimt und wächst und prangt sie nicht vor unseren Augen, ergreift sie uns nicht mit solcher Wahrheit und Gewalt, als wären wir selber eines der Liebenden, als bewegten in unseren eigenen Herzen sich die widerstreitenden Gefühle, das Jauchzen bis zum Himmel hinauf, die Betrübtheit bis zum Tode? Ergreift uns nicht in tiefster Seele Blanscheflur's Leid, als Iwain von ihr scheiden will? Und doch trägt selbst die Darstellung des bittersten Leides den Stempel reinsten Schönheit, und selbst die Thränen des tiefsten Kummers entzücken noch unser Gefühl. Auch da, wo ein Unglück nach dem andern hereinbricht, eins immer härter als das andere, als Iwain fällt und Blanscheflur stirbt, als Morgan mit seinen Schaaren das Land überfluthet, wie maßvoll bleibt die Schilderung Gottfried's, wie bewahrt er in aller seiner Darstellung immer noch die Schönheit der Form. Als Tristan nun heranwächst, geraubt wird und durch seinen Geist und seine anmuthige Erscheinung die Zuneigung seines unbekanntem Oheims sich erringt, wie frisch ist das Leben in dieser Erzählung, wie lieblich kindlich und über die Umgebung doch weit emporragend erscheint uns der jugendliche Tristan. Mit großer Kunst deutet der Dichter schon an, wie sein Held dereinst, erwachsen, durch seine Vollkommenheiten die Herzen der Menschen wie im Sturme für sich gewinnt und fortreißt. Einen ganz andern Charakter trägt wieder die Stelle, in welcher beschrieben wird, wie Tristan die Ritterwürde empfängt. Bescheiden tritt der Dichter zurück, statt meiner, sagt er, müßten die großen Dichter herantreten, welche die Welt bereits entzückt haben, in ihre Hände müßte ich die Aufgabe niederlegen, der ich nicht gewachsen bin. Gleichwohl gibt Gottfried darnach noch selber eine Schilderung der Schwertleite, welche mit jeder andern Schilderung dieses hohen Ritterlebens in die Schranken treten kann. Bang ergreifend und aufs höchste spannend ist der Kampf mit Morold, den beide Helden auf der öden Insel ausfechten. Gott-

fried wendet hier einen Kunstgriff an, dessen schon früher Wolfram von Eschenbach in der Schilderung des Kampfes zwischen Parzival und Feirefiz sich bediente; nachdem er erzählt, daß Morold vierfache Manneskraft besaß, so fährt er fort: auch auf Tristan's Seite kämpften vier Mann, nämlich Gott, Recht, Muth und Tristan. Und durch Einführung dieser vier Personen weiß Gottfried den Kampf nun so wechselvoll, so lebendig zu gestalten und seinem Vortrage so viel Abwechslung zu geben, daß kein Vers der langen Schilderung uns zuviel dünkt und die Erzählung nicht im mindesten ermüdet. Seine großartigste Kunst aber entfaltet der Dichter erst da, wo seine Heldin Ihold auf den Schauplatz tritt. Wo die Schönheit des Gesanges geschildert wird, da tritt Gottfried hart neben das Volksepos, Tristan's Kunst wetteifert mit Horand in der Subrun. Der glücklichste Sagbau läßt alle Ereignisse in vollendeter Klarheit vor uns erscheinen, mit den Reimen spielt der Dichter, oft genug sind die Endreime ihm noch nicht hinreichend, er wirft auch Binnenreime in seine Verse, in vollendeter Kunst vereinigt er alles, was uns entzücken kann. In den Stellen, wo von König Marke's Eifersucht gehandelt wird, sinkt, dem Gegenstande gemäß, die bewegte Welle des Gedichtes wieder zu ruhigerem Fluß, um dann sich von neuem in der Schilderung der Liebesgrotte auf den Gipfel schwungvollster Beschreibung zu erheben. Meisterhaft durch die äußere Darstellung, den unruhigen Vers, die langen Perioden gekennzeichnet ist das Sinnen und Grübeln Tristan's am Schluß des Gedichtes, und selbst hier, wo eine ganz neue Situation geschaffen wird, dauert das poetische Vermögen unvermindert fort, immer neu sind die Vergleiche, immer treffend die Bilder, unerschöpflich der echt dichterische Ausdruck.

Ebenso groß wie in der äußern, schönen und kunstvollen Darstellung ist Gottfried in der Zeichnung der Charaktere und in der Gruppierung der Begebenheiten. Die Nebenpersonen sind mit wenigen, doch bedeutungsvollen Strichen gezeichnet, sie füllen ihren Platz vollständig aus, aber sie beeinträchtigen in keiner Weise das Interesse an den Hauptpersonen. Wo den Nebenpersonen auch nur ein geringer Raum gegeben ist, da gewinnen wir doch ein klares Bild von ihnen. Wie scharf gezeichnet sind z. B., wenn auch nur in den äußersten Umrissen, die gefällige Meisterin Blanscheflur's, der Herzog Morgan, der Kämmerer Gurmun's. Der Held und die Heldin sind mit einer Festigkeit und innern Wahrheit durchgeführt, welche nirgend auch nur einen Schritt vom rechten Pfade abirrt. Alle ihre Handlungen sind mit großer Umsicht vorbereitet und vorher bestimmt; mit welcher Kunst und gerade zur rechten Zeit führt z. B. das aus Tristan's Schwert gebrochene Stückchen Stahl die Entdeckung herbei, und doch thut der Dichter in keiner Weise seinem Stoffe Zwang an. Nichts in dem ganzen Gedichte ist jedoch tiefer begründet als die Liebe zwischen Tristan und Ihold, und der Zaubertrank, den die Königin bereitet, erscheint fast als eben solcher Scherz des Dichters, als wenn er sagt, die Liebenden schauten in der Liebesgrotte einander an, und das ernährte sie. Man kann den Zaubertrank völlig streichen, ohne eine Lücke des Gedichtes zu empfinden, ein so großer Dichter wie Gottfried von Straßburg braucht keine so armselige Felsbrücke wie Zaubertrank u. dgl. anzuwenden,

wer einen so klaren Geist besitzt, daß er über Gottesurtheile schon im 13. Jahrhundert spotten konnte, der glaubt an keine Zaubertränke. Die Liebe des Helben und der Heldin beruht auf der wunderbaren Sympathie beider Naturen, und entsprang aus der Gunst der Umstände. Iſold eben sowohl wie Tristan war eine leicht erregte, reich begabte, poetische Natur, die sich mit Energie der platten Alltäglichkeit, welche der Kämmerer personifizirt, gegenüber stellt, ebenso wie Tristan am Hofe König Marke's durch seine glänzenden Gaben den Neid vieler Hofleute erregt. Iſold wie Tristan sind Liebhaber der Musik und des Gesanges und selber hervorragende Künstler, in beiden glüht eine starke Leidenschaftlichkeit, in beiden zeigt sich eine Geringschätzung des Verkömmlichen, welche den gesellschaftlichen Formen in ihren Augen fast allen Werth nimmt. Dieser letzte Zug ist sehr fein aufgefaßt und sehr wahr, er findet sich bei allen großen Geistern, die ihres Werthes sich bewußt sind. Zu dieser gleichartigen, sich so innig verwandten Anlage tritt die Macht der Umstände. Als todtkrank und doch noch so herrlicher Sänger tritt Tristan zuerst vor Iſold, das Mitleid und die Bewunderung bahnten ihm den Weg zu ihrem Herzen, und beides hat noch nie seine Wirkung auf edle weibliche Herzen verfehlt. Als Tristan genesen ist, wird Iſold seine Schülerin, sechs Monate lang, er unterrichtet sie im Gesange, in fremden Sprachen, sie lernt mit großem Eifer von ihm. Als er nachher den Drachen erschlagen hat, ist Iſold die erste und einzige, die den Tantris, der in glänzender Ritterrüstung daliegt, erkennt, sie ist es wiederum, die in ihm den Tristan entdeckt, alles deutet darauf hin, daß ihre Gedanken auf das eifrigste sich mit ihm beschäftigen, ja es ist sogar schon auf die wachsende Liebe Iſoldens hingewiesen; als sie im Bade ihn tödten will, sinkt vor seinen Blicken ihr Schwert wiederholt nieder. Diese beiden reich begabten, innig verwandten Naturen werden nun zusammen auf ein enges Schiff gebracht, wo sie täglich einander sehen müssen, die höchste körperliche Schönheit tritt auf beiden Seiten noch wirkungsvoll hinzu — wahrlich, es hätte eines Zaubertrankes bedurft, um diese beiden ohne Liebe zu lassen. Der Dichter sagt aber auch selber mit klaren Worten, daß Iſold schon früher dem Tristan hold war, denn wie gern gedenkt sie, nachdem die erste mädchenhafte Scheu überwunden, der Tage, als Tristan, ein armer kranker Flüchtling, auf seinem Schiffchen der irländischen Küste nahte.

Dieselbe glühende Leidenschaft war es, welche beide zu einander trieb, und doch äußert sich die leidenschaftliche Liebe durchaus nicht gleichmäßig bei Tristan wie bei Iſold. Das Weib wird naturgemäß gänzlich von der Gluth erfüllt, alle anderen Regungen in ihr dermaßen überboten, daß sie nicht einmal mehr daran denkt, der Vorsicht Rechnung zu tragen. Unter jeder Trennung leidet Iſold am meisten, denn sie muß warten, was da folgt, und hat Zeit zu grübeln und sich zu sehnen, während Tristan sich durch Jagd und andere Geschäfte zerstreuen kann. Auch der Umstand zeugt von großer Kenntniß des Lebens, daß beim letzten Abschiede der Mann seinen Schmerz in wenige schwerwiegende Worte zusammenpreßt, während das Weib sich in längerer Klage Luft macht.

Höchst schwierig war die Schilderung des Charakters des Königs Marke.

Er mußte als unbedeutende Person erscheinen, um das Interesse an den Liebenden nicht zu drücken, er versteht keine Kunst, er ist nicht tapfer, nicht einmal glücklich als Jäger, er läßt uns kalt. Aber es mußte auch bei aller Schwäche eine gewisse Festigkeit in ihm wohnen, sonst hätte seine Stellung als Oberhaupt des Staates gar keinen Bezug auf den Verkehr der Liebenden gehabt, die Hindernisse ihrer Liebe wären uns kleinlich, fast lächerlich erschienen, und es wäre schließlich jeder Grund zur Trennung des Paares weggefallen. Wäre dem Marke aber eine hervortretende Energie zu eigen gewesen, so wäre sein immer wiederholtes Einlenken unmöglich gemacht worden, eine jähe Katastrophe wäre dann der einzig denkbare Ausweg gewesen. Alle diese Klippen weiß der Dichter mit großer Geschicklichkeit zu vermeiden. Kunstvoll ausgeführt und an passendster Stelle eingefügt ist Kual der Getreue, in den Zeiten der Noth mildert seine Treue die schmerzlichen Eindrücke, in der Zeit, wo der eigentliche Held noch Kind ist, tritt Kual in den Vordergrund, um mehr und mehr niederzutauchen, je bedeutungsvoller Tristan sich darstellt, und als Tristan zum letztenmal, ein unstäter Flüchtling, in sein Reich einkehrt, da empfängt ihn die Nachricht, Kual, der Getreue, weile nicht mehr unter den Lebenden.

Fassen wir nun alles, was wir betrachteten, zusammen, so erkennen wir unzweifelhaft, daß Gottfried von Straßburg ein Dichter erster Größe ist, gleich vollendet in der Form wie in der meisterhaften Anordnung des innern Baues seines herrlichen Werkes.

Aber wie verhält sich denn das mit dem Vorwurfe, den so viele fromme Leute mit vollen Baden in die Welt hineingeschrien haben: Gottfried sei ein Priester der Lüge, ein Prophet der Unsittlichkeit, ein Gotteslästerer, ein Jugendverführer u. s. w. u. s. w.?

Ein Erbauungsbuch für weinerliche Seelchen hat Gottfried allerdings nicht schreiben wollen, und es scheint uns kein Schaden, daß er dieses ohnehin stark kultivirte Feld nicht auch bebaut hat. Daß die Handlungen seiner Helden mit den Geboten der Moral nicht immer im Einklange sind, sogar stark gegen sie verstoßen, ist vollkommen richtig. Aber hat Gottfried denn auch Tugendhelden schildern wollen? Sagt er nicht selbst, das ganze volle Leben mit seinem Leid und seiner Lust solle Gegenstand seines Gedichtes sein? Hat er nicht selber seine Helden getadelt, wo die Leidenschaft sie zu Vergehungen hinreißt, wie z. B. Holw zum Meineid? Ist es denn nur erlaubt, durch die Kunst Stoffe darzustellen, welche eine bestimmte vorschriftsmäßige Färbung und Gestalt zeigen? Sind denn alle Leidenschaften von der Darstellung durch die Kunst ausgeschlossen? Und wer sie darstellt, empfiehlt der sie zur Nachahmung? Hat der keinen andern Zweck, als seine Waare anzupreisen? Und steht Gottfried in seinen Schilderungen und Charakteren denn etwa allein? O es ist eine stolze Schaar, welche sich zu ihm gesellt, die höchsten und herrlichsten Dichternamen vereinigen sich mit dem seinen: die Sakuntala des Kalidasa veräümt die heiligste Zeremonie über ihre Liebe, der Tancréd des Torquato Tasso vergift Jerusalem und Heidenthum um der geliebten Klorinde willen, die Julia des Shakespeare belügt ihre Eltern, um dem Geliebten treu bleiben zu können — es würde leicht sein, noch viele

andere Beispiele anzuführen. Aber wozu soll das? Ist derjenige berechtigt zu einem Urtheile über ein herrliches Kunstwerk, der noch nicht einmal die Person des Dichters von seinem Helden trennen kann? Der alle Geschöpfe der weiten Gotteswelt über Einen engen Kamm scheeren will? Armselige, dumm-anmaßliche Seelen, die selbst die gottgeschenkte Kunst mit dem Millimetermaß bornirter Sektirerei messen wollen! — Ja, aber die Gotteslästerung hat Gottfried doch ganz entschieden auf dem Gewissen? Er sagt doch: „da kann man sehen, daß der tugendreiche Krist windschaffen wie ein Aermel ist!“ — Nun, wer aus dieser Stelle nicht herausfühlen kann, daß Gottfried's Spott nur auf die sinnlosen Gottesurtheile geht, für den ist überhaupt keine Kunst in der Welt. Wir aber wollen dabei stehen bleiben, daß Gottfried von Straßburg ein großer, herrlicher Dichter und würdig ist, neben dem ernstesten, tiefinnigen Wolfram von Eschenbach genannt zu werden.

Nicht schöner können zwei Dichter sich ergänzen, als Wolfram und Gottfried. Bei Wolfram hoher, fast feierlicher Ernst, Begeisterung für die höchsten Fragen der Welt, Abtödtung der Sinnlichkeit, sobald sie das geistige Streben beeinträchtigt, Sieg des Ideals über das Materielle, bei Gottfried hingegen heitere, anmuthige, von aller Schönheit geschmückte und gehegte Lebenslust und Freude an der materiellen Welt, Streben die Genüsse zu erlangen, welche Gottes gütige Hand dem Menschen darbot, geistreiches Schwelgen, anmuthiges Wohlleben, Klage über die Beeinträchtigung des heitern Lebensgenusses durch die Mißgunst und den Neid, durch die engen konventionellen Schranken der Welt. Und doch stimmen beide so grundverschiedene Dichter in ihren Grundanschauungen überein: Wolfram preist in seinem Parzival als höchste aller Tugenden die Treue, Gottfried sagt und singt, noch nie sei ein Liebespaar so treu gewesen, wie Tristan und Isolde, und die gegenseitige Treue ist einer der Grundsteine, worauf er sein Werk aufbaut.

Schwer zu erklären ist es, warum unsere Kritiker fast immer nur den einen von diesen beiden großen Dichtern, und zwar immer auf Kosten des andern, loben. Uns scheint, daß Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg sich durchaus nicht beeinträchtigen, und daß in seiner Weise der eine so groß wie der andere ist. Muß denn immer entschieden sein, wer der Größte ist? Wir wollen lieber, um mit Göthe zu sprechen, uns freuen, daß zwei solcher Kerle vorhanden sind. —

Tristan und Isolde ist in denselben kurzen Reimpaaren geschrieben, wie der Parzival, das Versmaß ist nicht überall genau dasselbe, es schließt sich aber stets eng dem Geist der Darstellung an. Auch Gottfried dichtete, so wie Wolfram, nach französischen Quellen, auch er überragt, wie Wolfram, seine Vorgänger unendlich weit. Die erste Strophe des Eingangs von Tristan und Isolde beginnt mit einem G, die neun folgenden Strophen zeigen in ihren Anfangsbuchstaben den Namen D I E T R I C H, die elfte Strophe beginnt mit I, die zwölfte mit I. Das erste G bezeichnet ohne Frage den Namen Gottfried, Dieterich scheint der Öbner gewesen zu sein, dem der Dichter sein Werk, Tristan und Isolde, widmete. Auch in dem Epos findet man an

vielen Stellen kleinere Strofen, durch vier gleiche Reime verbunden, welche stets mit einem Buchstaben aus einem Namen der Liebenden beginnen. Das Jahr, in welchem Tristan und Isolde beendet wurde, wird etwa 1210 sein.

Von dem Leben Gottfried's von Straßburg weiß man nichts. Er stammte wahrscheinlich aus Straßburg, war aus bürgerlichem Stande und starb, wie es scheint, im rüstigsten Alter. Sein Leben wird also in das Ende des 12. und den Anfang des 13. Jahrhunderts zu setzen sein. Bei seinen Zeitgenossen stand er in hoher Achtung, er galt für einen der größten Dichter, sein Werk war weit und breit bekannt, die Namen Tristan und Isolde wurden sprichwörtlich für treue Liebe. Von den beiden Fortsetzern seines Epos ist bereits gesprochen worden.

Tristan und Isolde ist übersetzt worden von Hermann Kurz, und am besten von Karl Simrock, dessen Uebersetzung auch die wenigen Verse entlehnt sind, welche wir in unserer Besprechung ausführten. Karl Immermann hat das Epos umgedichtet.

Die neueste Ausgabe des Urtextes ist von Reinh. Pechstein, Leipzig 1869. Eine kritische Ausgabe von demselben Werthe wie Lachmann's Nibelungen oder wie Müllenhoff's Gudrun fehlt indeß immer noch.

Gottfried's schöne Vaterstadt ist wieder deutsch geworden, der Franzosenlappen auf dem Straßburger Münster hat dem ruhreichen Hohenzollernbanner Platz gemacht; hoffen wir, daß auch dem größten Manne, den Straßburg dem deutschen Vaterlande geschenkt, bald sein gebührender Platz von dem deutschen Volke angewiesen werde, nämlich als einer der ersten in dem reichen Kranze deutscher Dichter.

Walther von der Vogelweide.

Jedes edlere Erzeugniß der Kunst ist ein Ergebnis von äußeren Eintrüden und geistigen Bewegungen, die höchste Vollendung wird bei demjenigen Kunstwerke zu suchen sein, bei welchem jeder dieser beiden Faktoren in gleicher Stärke thätig war. Es kann jedoch auch vom Dichter die eine oder die andere Seite besonders hervorgehoben werden, wie Wolfram die geistige, Gottfried die weltliche mit größerer Vorliebe pflegte; wo aber die eine Seite zu Gunsten der andern völlig unterdrückt wird, da ist für künstlerische Größe keine Heimath bereitet. Wir werden sehen, daß die deutsche Dichtung nicht zu allen Zeiten die goldene Mitte zwischen diesen beiden gefährlichen Klippen zu finden wußte.

In den frühesten Zeiten, wo das ganze Leben der Germanen zur That hinstrebte und in der That seine Vollendung fand, bestimmten vorzugsweise jüngere Eindrücke den Inhalt der Lieder, welche so reich in allen deutschen Sagen erklangen; die armseligen Bruchstücke, welche uns aus jenen Zeiten geblieben sind, bestätigen diese Meinung, in ihnen wird die Tapferkeit der Vorfahren besungen, von den Leiden und den Thaten der Helden erzählt, und selbst in den Dichtungen, welche in späterer Uebersetzung uns vorliegen finden wir nur dieselben Stoffe. Im Nibelungenliede wie in der Gudrun wechselt ein Kampf mit dem andern, drängt ein Held den andern, gebiert die That wiederum die That. Doch in allen diesen wildbewegten Gedichten fehlt nicht der geistige Mittelpunkt, um den alle Helden und alle Thaten sich sammeln, um von ihm Licht und Wärme zu erhalten. Die heroischen Tugenden, welche Tacitus an den Germanen pries, fehlen auch in ihren Gedichten nicht, besonders ist es die unwandelbare Treue bis zum Tode, welche Helden und Frauen zu ihren Thaten bestimmend lenkt. Diese Tugenden waren eine Erbschaft aus der heidnischen Zeit, noch manches Jahrhundert zehrten die Deutschen von dem geistigen Eigenthume ihrer heidnischen Vorfahren, bevor es dem Christenthume gelang, das Heidenthum völlig zu verdrängen und an seiner Stelle die Herzen zu beherrschen und den Geist mit kristlichen Ideen auszu-

füllen. Sobald dies aber gelang, veränderte auch die ganze deutsche Dichtung ihr Aussehen, es trat, dem Geiste des Christenthums entsprechend, an die Stelle der ungestümen That der Hang zum Grübeln und zum beschaulichen Schwärmen. Auch das Epos war von dieser Veränderung nicht frei, wenn es auch, schon durch seine Stoffe genöthigt, den alten Charakter nicht so völlig verläugnen konnte; deshalb finden wir beispielsweise im Parzival in den Gestalten des Gahmuret, des Feirefiz immerhin noch Aehnlichkeit mit einem Siegfried, einem Dietrich, aber entscheidend wurde die Einwirkung des kristlichen Geistes in der subjektivsten Gattung der Kunst, in der Lyrik. Hier behaupteten kristliche Weichheit, Demuth, edelmüthige Selbstverläugnung schließlich allein den Platz, und in Uebereinstimmung mit diesen mehr weiblichen als heroischen Tugenden trat an die Stelle der alten, gewaltigen, kraftvollen, von Uebermuth und Kampfeslust schwellenden Götter eine sanfte, demüthige, entsagende Göttin, die Jungfrau Maria; ihr Lob und Preis füllt fortan einen großen Theil der lyrischen Gedichte, und von ihr überträgt sich schwärmerische Innigkeit, demüthiges Flehen, stumme, selbstlose Klage auch auf das Verhältnis zu den irdischen Frauen. Die Helden der Heidenzeit kämpfen um die Weiber, welche sie lieben, die Väter derselben setzen ihre Töchter als Kampfpreis für den Tapfersten aus, und wer nicht erhört wird, der raubt mit kühner Gewalt seine Geliebte oder entführt sie durch List; die kristlichen Ritter aber fragen bescheiden durch ihre Lieber an, harren geduldig auf jeden Wink der Geliebten, und der Verschmähte braucht nicht seine Kraft, sondern er harrt und harrt, ob nicht doch vielleicht die Stunde der Erhörung schlagen wolle, und wenn alles vergebens ist, so baut er sich eine Hütte unter dem Fenster seiner Lieben und zehrt fortan nur von ihrem beseligenden Anblicke. Solche schwärmerische Gefühle, solches widerstandlose, thränenschwere Entsagen, solches glühende, beseligte Erfassen selbst der geringsten Gunstbezeugung, des verstoßenen Grusses, des flüchtigen Anschauens, ist Eigenthum des träumerischen, zu allem Idealen geneigten, mit sich selbst noch unklaren Jünglingsalters; nur wer die Schwärmerie dieser Zeit an sich selbst erfahren, wer sie im reifen Alter in sein Gedächtniß zurückrufen kann, nur der wird die Lyrik jener frühen Jahrhunderte, den Minnesang, verstehen können. Wie der Jüngling zur Zeit seiner ersten Liebe, so bewegen die Minnesänger sich am liebsten in der nebelhaften Region der unklaren Träume, welche allen Bewegungen der Fantasie unbegrenzten Spielraum bietet und deshalb das günstigste Feld für die Wünsche einer Liebe sind, welche ein bewußtes Ziel zu erkennen kaum fähig ist.

Das Feld, auf welchem solche Dichtung sich bewegt, muß aber, wie schrankenlos es auch in sich selbst ist, doch sich mit Strenge gegen alles abschließen, was nicht gleichartige Blüten und Früchte zeitigt; nur die Liebe, und zwar nur die sanfte, schwärmerische Liebe ist es, welche die Minnesänger in ihren Liebern feiern, die Liebe mit ihrer Lust und ihrem Leid, mit ihren Feinden und ihren Beschüzern. Neben dem Gegenstande ihrer heimlichen Herzensneigung singen sie also von des Frühlings Lust, besonders von dem wonnigen Mai, von dem süßen Schalle der Vögel, den sehnennden Klagen der

Nachtigall, von der Gluth und dem Duft der Rose, welche sie mit den wonnigen Lippen der geliebten Maid vergleichen, von der Lust des fröhlichen Tanzes unter der schattigen Linde, von der Seligkeit heimlicher Zusammenkunft und vertheilten Rosens; auf der andern Seite klagen sie über das Welken der Blumen und Blätter, über die Verödung des Waldes und der blüthenreichen Haide im Winter, über die Mißgunst strenger Wächter, über den Schmerz der Sehnsucht und das Leid der Fremde, über den Kaltsinn der Geliebten, die keine flehentliche Bitte zur Erhörung zu gewinnen vermag.

Damit ist aber auch der Kreis geschlossen, in dem die Minnesänger sich bewegen; so wie sie von allen Bäumen nur die Linde, von allen Blumen nur die Rose, von allen Vögeln nur die Nachtigall kennen, so auch von der Liebe nur die sanfte, unklare Schwärmerei. Alle anderen Gefühle sind ihnen fremd, nicht einmal die Eifersucht bewegt sie; Zorn über verschmähte Bewerbung und männlicher Trost sind ihnen unbekannt, alle Beziehungen des Lebens, außer ihrer Liebe, sind für sie überhaupt nicht da. Ihre eigenen Gefühle aber erklingen in den zartesten und lieblichsten Weisen. Die anmutigsten Vergleiche stehen ihnen zu Gebote, die Geliebte ist ihnen die Rosenblüthe, das Lilienblatt, das Veilchenfeld, der minniglichste Blumenglanz, das blühende Reis, der leuchtende Stern, der strahlende Mond, die glänzende Sonne, das schimmernde Feld, die blumige Haide, das köstlichste Gestein, das edelste Gold, das Freudenthau, der lichteste Schein, das wonnestrahrende Morgenroth, die himmlische Taube, der Harfenklang, die süßeste Arznei, die Honigluth, das Lebensbrot, die lauterste Milch und das weißeste Elfenbein! Alle diese Vergleiche finden sich in einem einzigen Gedichte.

Ebenso reich wie im Wechsel der immer wiederkehrenden und immer wieder neu eingekleideten Gedanken sind die Minnesänger in der kunstgemäßen Form. Ein durchgehendes Grundgesetz erscheint freilich bei allen, aber in wahrhaft unererschöpflicher Abwechslung. Der Strofenbau der Minnelieder ist dreitheilig; der erste Theil stimmt mit dem zweiten Theile genau überein, der dritte Theil ist verschieden von den beiden ersten gebaut. Man nennt die beiden ersten, gleichen Theile der Strofe die Stollen, den dritten Theil den Abgesang. Die Stollen bestehen in den wenigsten Fällen nur aus einem oder zwei Versen, zuweilen sind sie höchst künstlich mit vielfach verschlungenen nicht allein Endreimen, sondern auch Anreimen und leoninischen Reimen gebaut. Wir geben nachstehend einige Beispiele solcher Strofen*). Die Verse, welche die beiden Stollen oder den Abgesang beginnen, sind eingerückt und dadurch der Strofenbau dem Auge kenntlich gemacht:

Kaiser Heinrich:

Ich han den lip gewendet
an einen ritter guot,
Daz ist also verendet
daz ich bin wol gemuot.

*) F. S. v. d. Hagen, Minnesinger, 4 B., 1838.

4. Walthar von der Vogelweibe.

Daz nident ander vrouwen
 unt habent des haz
 unt sprechent mir ze leide
 daz si in wellen schouwen:
 mir gefiel in al der welte nie nieman baz.

König Konrad der junge (Konrabin):

Soll ich nu klagen
 die heide,
 dast ein jamer groz
 gegen miner not
 in der ich staete brinne.
 Ich muoz verzagen,
 vor leide
 sten ich fröuden bloz,
 ir munt so rot
 beroubet mich der sinne.

Wie sollt ich iemer fröude also gewinnen?
 der ich vor allen vrouwen her gedienet han,
 diu wil mich lan,
 verderben nach ir minnen.

König Wenzel von Böhmen:

Uz hoher aventiure ein sueze werdeckeit
 hat minne an mir ze lichte betaht,
 ich siufte uz herze liebe, swenne ich denke dar,
 Do si mir gap ze minniglicher arbeit,
 als ich in wunsche hete gedaht,
 so zart ein wiss, des ich mich iemer ruemen tar,
 Unt doch also, daz ez ir niht ze vare ste,
 si gab in grozer liebe mir ein richez we,
 daz muoz ich tragen iemer me
 in' rouche, wem ez ze herzen ge.

Herzog Johann von Brabant:

(Die gleichen Reime sind durch gleiche Zahlen bezeichnet.)

Minlich unde guot ¹
 hübsch unt reiner sinne ²
 Ist si, unt wolgemuot, ¹
 die ich mit triuwen minne. ²
 Si ist küniginne ²
 in mines herzen grunt, ³
 da si bestet ist inne ²
 nu unt ouch z'aller stunt. ³
 vriuntlich bevangen ⁴
 hat mich ein roter munt ³
 unt zwei liehtiu wangen, ⁴
 dabi ein kele runt. ³

Wolfram von Eschenbach:

Niht verkrenken
 wil ich aller wahter triuwe
 an werden man,
 Niht gedenken
 soltu, vrouwe, an scheidens riuwe
 uf künfte wan.

Es was ie waege
 swer minne pflaege,
 daz uf im lacge
 meldes last.
 ein sumer bringet
 daz min munt singet.
 durch wolken dringet
 tagender glast:
 huete din, wache, suezer gast!

Friedrich von Sonnenburg:

Schülte ich Gotes hobiu wunderwerk, an diu er hat geleit
 uz alre sinre almehtekeit ere unde mangiu werdekeit,
 so schülte ich Got ie sa zehant
 an der geschepfde sin.

Schülte ich im sine fize, siniu werk unt siniu wort,
 schülte ich, darus er hat genomen al siner hohsten vröuden hort,
 so würde ich sündler sin bekant
 in der unwizze min,

Von der, uz der, in der, mit der gezieret unt gekleit
 er sine hohen gotheit hat mit siner menscheit.
 daz ist diu welt, die scheltent si: an der ist wandelbaeres niht,
 wan swa diu menschenkinder habent mit argen sünden pfliht.

Heinrich von Sax:

Der Abgesang ist in zwei getrennte Theile zerlegt, von denen einer nach dem ersten
 Stollen, der andere nach dem zweiten Stollen steht.)

Man sol
 sich wol
 mit vröuden vröun der sumerzit,
 si hat
 den rat
 daz si wol hochgemuete git.

Ähnliche Abweichungen wie die letztere finden sich zuweilen, der Ab-
 gesang steht auch wohl in der Mitte, und in einigen Strofen läßt sich weder
 Stollen noch Abgesang nachweisen, diese Fälle sind aber äußerst selten.

Außer den Liedern, welche in regelrechte, sich gleichmäßig wiederholender
 Strofen zerfallen, finden wir unter den Gedichten der Minnesänger auch noch
 die sogenannten Leiche. Sie verbinden vielerlei Strofen ungleichen Baues zu
 einem größern Ganzen. Nicht alle Strofen innerhalb der Leiche zerfallen in

Stollen und Abgesang, der schnelle Wechsel, das kühne Ueberspringen aus einem Metrum in das andere verleihen dem Ganzen einen besondern, dithyrambischen Schwung. Hinsichtlich des Baues könnte man die Leiche etwa vergleichen mit den Ötthe'schen Gedichten Prometheus, Endymion, Grenzen der Menschheit.

Die Minnesänger selber nennen jede einzelne Strophe ein Lied oder ein Gesez; was wir Metrum nennen, bezeichnen sie als den Ton. Jeder Minnesänger hat nun seine eigenen, von ihm selber erfundenen Töne, oft in großer Fülle, die von ihm erfundenen gebraucht nur der Dichter selber, wollte jemand sich fremder Töne bedienen, so würde das einem poetischen Diebstahle gleichkommen. So erklärt sich die große Menge der uns bekannten Töne, es würde nicht schwer halten, aus den uns aufbewahrten Minneliedern mehr als tausend verschiedenartige Töne zusammen zu stellen.

Schon aus der oben angeführten Strophe aus einem Liede Friedrich's von Sonnenburg geht hervor, daß nicht immer weltliche Liebe den Inhalt der Minnelieder bildete. Eigentlich dürfte man sie in diesem Falle allerdings auch nicht Minnelieder nennen. Ein Theil derselben behandelt nämlich auch religiöse oder allgemein moralische Gegenstände, besonders oft wird das Lob der Jungfrau Maria gesungen. Auch vaterländische und persönliche Angelegenheiten werden von einzelnen Minnesängern behandelt. Im Großen und Ganzen aber werden wir an der Behauptung festhalten müssen, daß der Minnesänger allbeliebtes, immer wiederholtes und oft bis zur todten Einförmigkeit ausgesponnenes Thema die stille, sanfte, schüchterne, entsagungsbereite Liebe ist.

Da die Minnelieder, wie wir mit Bestimmtheit wissen, nicht vorgelesen, sondern gesungen wurden, so liegt die Frage nach der Musik derselben nahe. Es sind uns eine Anzahl von Minneliedern mit beigelegten Noten erhalten, doch sind dieselben von unseren heutigen Kompositionen sehr verschieden, es sind an den Noten selber, die meist vieredig oder nach oben zugespitzt gezeichnet wurden, keine Quantitätsabzeichen und in den Liedern keine Takteinteilungen ersichtlich. Man hat einzeln versucht, solche Lieder in die heutige Sangesweise umzusetzen, doch ist unserm heutigen Geschmacke dadurch keine Bereicherung an ansprechenden Kunstwerken erwachsen. Zu vergleichen ist über diesen Punkt die Abhandlung „Ueber die Musik der Minnesinger“ bei F. v. d. Hagen, Bd. 4, S. 853.

Unter den Minnesängern treffen wir fast alle Stände vertreten, Kaiser Heinrich VI., Konradin, mehrere Könige, Reichsfürsten, Ritter, Bürgerliche, welchen gewöhnlich der Titel „Meister“ gegeben wird, auch einige Geistliche. F. v. d. Hagen gibt in seiner großen Ausgabe der Minnesinger die Lieder von mehr als anderthalb hundert Sängern. Mancher vortreffliche Dichter findet sich darunter, wenige, denen nur geringes, keiner, dem gar kein Lob gebührte. Derjenige aber von allen bekannten Minnesängern, dessen Haupt die reichsten Kränze schmückten, ist Walther von der Vogelweide, dessen Leben etwa in die Jahre 1165 bis 1228 zu setzen ist. Sein Geburtsjahr so wie sein Geburtsort sind uns nicht bekannt. Seiner Sprache nach war er ein Süd-

deutscher, aber schwerlich aus der Schweiz, wie einige annehmen. Ob er von ritterlicher oder von bürgerlicher Herkunft war, darüber sind die Stimmen getheilt. Er selbst erzählt, daß er in Oestreich singen und sagen lernte, überhaupt spricht er von dem östreichischen Hofe stets mit großer Vorliebe, er scheint die schönste Zeit seines Lebens bei dem Herzog Friedrich dem Katholischen (1193 bis 1198) und später unter dem Herzoge Leopold VII., dem Glorreichen, verlebt zu haben. In seinen Liedern rechnet Walthër den Anfang seines ungetrübten und mühseligen Lebens vom Tode Friedrich's an, der 1198 auf einer Kreuzfahrt gestorben war, und wenn er seiner Jugendzeit am Hofe Friedrich's gedenkt, so ruft er aus: „Ehemals war die Welt so schön!“ Daß er genöthigt war, in der Welt als fahrender Säng'er umherzuziehen und daß er viele Länder gesehen, davon spricht der Dichter öfter. Das Jahr 1198, in welchem der Dichter seinen fürstlichen Gönner in Oestreich verlor, war auch ein Wendepunkt in der Geschichte der Zeit *). In diesem Jahre wich der Friede, der in den letzten Jahren Kaiser Friedrich's I. und während der Regierung Kaiser Heinrich's VI. in Deutschland geherrscht hatte, den langwierigen und verderblichen Kämpfen der Gegenkönige.

Heinrich VI., Barbarossa's thatkräftiger Sohn, war im Herbst 1197 in Messina, vermuthlich an Gift, gestorben. Seinem dreijährigen Sohne Friedrich hatten die deutschen Fürsten gehuldigt, doch der frühe Tod des Vaters nöthigte zu einer Neuwahl; Friedrich wurde unter der Vormundschaft des Papstes im Königreich Sizilien, seinem väterlichen Erbe, erzogen. Der Papst Innocenz III., ein höchst energischer, herrschsüchtiger Mann, wollte nicht eine Bereinigung der sizilischen Krone mit der deutschen, er begünstigte die Gegner der Hohenstaufen, und während die letzteren sich an Kaiser Heinrich's Bruder Philipp von Schwaben angeschlossen und ihn zum deutschen Könige wählten, brachten die Erzbischöfe von Köln und Trier, durch päpstlichen Einfluß geleitet, es dahin, daß der jüngste Sohn Heinrich des Löwen, Otto von Braunschweig, zum König gewählt wurde. So hatte Deutschland nun zwei Herrscher, das ganze Land spaltete sich in zwei Parteien, der Papst hegte und schürte wie war wo er nur konnte, und zehn Jahre lang tobte in Deutschland ein verwüstender Kampf. Unter der friedlichen Regierung Friedrich's I. und Heinrich's VI. hatte die Dichtkunst herrliche Knospen gewonnen und manche schöne Blüthe stand schon entfaltet da, das lange Elend der Kriege knickte die Künste im vollsten Wachsthum.

Walthër schloß sich dem Könige Philipp an, in welchem er nicht allein den rechtmäßigen Herrscher des Vaterlandes sah, sondern zu welchem er noch eine persönliche Vorliebe gehegt zu haben scheint; das Lied von Philipp's Krönung zu Mainz 1198, welches Walthër beimohnte, spricht in begeisterten Worten von der Schönheit und der edeln Würde des Herrschers, auf dessen Haupte die Kaiserkrone einen geziemenden Platz finde. Ihm blieb der Dichter ein treuer Anhänger, bis die Mörderhand Otto's von Wittelsbach 1208 Philipp's Leben endete.

*) Walthër von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert von Ludwig Ullsland. Stuttgart, 1822.

Walther, dem zu allen Zeiten das Wohl des Vaterlandes höher stand als persönlicher Vortheil, schloß sich nach Philipp's Tode demjenigen an, der nun als alleiniger Herrscher in Deutschland dastand, dem Welfen Otto von Braunschweig. Zu der Zeit, in welcher Philipp ermordet wurde, befand Walther sich am Hofe jenes Fürsten, der in der Geschichte der Dichtkunst einen so ehrenvollen Platz findet, nämlich des Landgrafen Hermann von Thüringen. Er regierte von 1195 bis 1215, an seinem Hofe auf der Wartburg fanden viele Sänger und Dichter gastliche Aufnahme, außer Walther verweilte ja auch Wolfram von Eschenbach zeitweise daselbst. So warm Walther die Freigebigkeit des Landgrafen rühmt, so wenig erbaut ist er von dem stolzen, herrischen Welfen Otto dem Vierten, der in den schweren Kämpfen seiner nicht langen Regierung keine Neigung zeigte, den fahrenden Sängern ein milder Herr zu sein. Auch die Liebe der deutschen Fürsten zu erringen, verstand Kaiser Otto nicht, den Papst Innozenz den Dritten reizte er durch seine Nichtachtung der päpstlichen Befehle, und als ihn deshalb der verfluchende Bann des heiligen Vaters der Christenheit traf, verließen ihn rasch genug seine Anhänger, seiner Feinde Zahl mehrte sich, vom Glück verlassen unterlag er dem jugendlichen Hohenstaufen Friedrich dem Zweiten, der im Jahre 1212 über die Alpen kam und als siebzehnjähriger Jüngling in Aachen gekrönt wurde.

Landgraf Hermann von Thüringen erklärte sich sofort für den Hohenstaufen, und auch Walther trat auf Friedrich's Seite, war er ja doch früher schon ein Freund der Hohenstaufen gewesen. Friedrich der Zweite ertheilte dem Dichter ein kleines Reichslehen, doch scheint der Ertrag desselben nur gering gewesen zu sein. In welcher Gegend Deutschlands dieses Lehen lag, ist nicht bekannt. Später finden wir Walther wieder als fahrenden Sänger am Hofe des Herzogs Bernhard von Kärnten (1202 bis 1256) und des Herzogs Leopold VII. von Oestreich und Steier, auch Leopold's Vetter Heinrich, sowie Berthold, der Patriarch von Aquileja, werden von Walther gepriesen.

Gegen das Ende seines Lebens scheint Walther eine Kreuzfahrt angetreten zu haben, vermuthlich schloß er sich dem Kreuzzuge an, den Kaiser Friedrich der Zweite im Jahre 1228 unternahm. Eins seiner Lieder ist im heiligen Lande gedichtet worden. Spätere Lieder kennen wir nicht, auch lassen sich nach dieser Zeit keine Spuren von Walther nachweisen, wir werden also nicht irren, wenn wir seinen Tod in die Zeit von 1228 bis 1230 setzen. Daß Walther in der letzten Zeit seines Lebens Erzieher eines Sohnes des Königs Friedrich des Zweiten gewesen sei, ist höchst unwahrscheinlich. Diese sonderbare Vermuthung gründet sich auf nichts, als auf zwei kurze Gedichte Walther's, deren Inhalt jedoch viel zu allgemein ist, um aus ihnen derartige Schlüsse ziehen zu können.

Eine Würzburger Liederhandschrift aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gibt die Nachricht, daß Walther zu Würzburg in dem Kreuzgange des neuen Münsters begraben sei. „In *) einer handschriftlichen Kronik

*) Ulland, a. a. D., S. 153.

aber ist eine liebliche Sage mit Folgendem aufbewahrt: im Gange des Neuenmünsters, gewöhnlich Lorenzgarten genannt, sei Walthar begraben unter einem Baume. Er habe in seinem Testamente verordnet, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner und Trinken gebe, und, wie noch jetzt zu sehen, hab' er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des Neuenmünsters aber habe dieses Vermächtniß für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthar's Jahrestage den Chorherren gegeben werden sollten, und nicht mehr den Vögeln. Im Gange des vorbesagten Gartens, gewöhnlich im Kreuzgang, sei von diesem Walthar noch Folgendes in lateinischen Versen, in Stein gehauen, zu lesen *): Der Du bei Leben, o Walthar, der Vögel Weide gewesen bist, Blume der Wohltredendheit! Mund der Bittakunst! Du starbest. Damit nun Deine Frömmigkeit den himmlischen Kranz erlangen möge, so spreche, wer dieses liest: „sei Gott seiner Seele gnädig!“

Walthar muß ein hohes Alter erreicht haben, denn in einem seiner späteren Lieder sagt er, daß er schon vierzig Jahr oder mehr von Liebe gejunget habe. Ein **) gleichzeitiger, etwas jüngerer Dichter, der Truchseß von St. Gallen, beklagt Walthar's Tod in folgender Weise: „Uns ist unseres Sanges Meister, den man sonst von der Vogelweide nannte, auf die Fahrt, die auch uns allen nach ihm bevorsteht. Wie viel er der Welt erkannt hat, was frommt es nun? Sein hoher Sinn ist kraftlos worden. Wünschet ihm nun um seines werthen höfischen Sanges willen, da dem seine Freude entschwunden ist, daß sein der süße Vater mit Gnaden pflanze!“ —

Diese Nachrichten vom Leben Walthar's von der Vogelweide, die alles bekannte enthalten, geben freilich nur ein schattengleiches Bild des großen Dichters und schweigen über fast alle wichtigen Fragen, aber sie geben doch bedeutend mehr, als wir vom Leben Wolfram's von Eschenbach und Gottfried's von Straßburg kennen. Die hauptsächlichsten Nachrichten verdanken wir den Gedichten Walthar's selber. Es liegt in der Natur der Lyrik, daß der Dichter seine eigene Person gleichsam als den Mittelpunkt betrachtet, von welchem seine ganze Dichtung ausgeht, und deshalb berührt der lyrische Dichter so leicht die Verhältnisse des eigenen Lebens und der Personen, mit welchen er verkehrt. Wir sehen Walthar als fahrenden Sänger an verschiedenen Fürstenhöfen, auch er ist genöthigt, die Milde der Herrscher anzusuchen, ihm blüht kein schöneres Loos als der großen Mehrzahl der fahrenden, welche Walthar doch alle so weit überragt. Denn von allen lyrischen Dichtern des deutschen Mittelalters ist keiner, der in Vollendung der Form wie des Inhalts auf gleicher Stufe neben Walthar stünde, keiner, der an Vielseitigkeit auch nur mit Walthar verglichen werden könnte. Denn

*) Im Original:

Pascua qui volucrum vivus Walthere fuisti,
 Qui flos eloquii, qui Palladis os, obiisti.
 Ergo quod aureolam probitas tua possit habere,
 Qui legit, hic dicat: Deus istius miserere.

**) Simrod, II, 198. Uhlend, 165.

während die große Zahl der Minnesänger im allgemeinen nur die Minne, und diese wieder fast nur nach einer bestimmten, anmuthigen aber einseitigen Schablone zu besingen weiß, verbreitet Walthar's Lied sich über alle Gegenstände des häuslichen wie des staatlichen Lebens, und in jeglicher Gattung erringt er gleichen Ruhm, denn auch im eigentlichen Minnefange ist er der größte von allen. Seine Minnelieder zeigen die anmuthigste Form, das glücklichste Anschmiegen des äußern Gewandes an die Farbe des Inhaltes, von der lieblichsten Tändelei bis zum gedankenschweren Liebesgram ist er stets wahr und ungekünstelt, und weiß das Herz im innersten zu bewegen. Dazu ist bei der verhältnißmäßig großen Zahl von 69 Minneliedern Wiederholung ihm so fremd, daß nicht zwei seiner Lieder denselben Gedanken aussprechen, während andere Minnesänger bis zur Ermüdung immer wieder dieselben Klänge mit geringer Abwechslung ertönen lassen. Groß und edel in seiner Auffassung des weiblichen Wesens, keusch und züchtig in allen seinen Worten und Gedanken, berührt Walthar doch auch die sinnliche Seite der Liebe in natürlichster, gesundester Anschauung, und so hoch er die Frauen auch stellt, so fern bleibt er doch von lobhubelnder Schmeichelei und von winselnder, gemachter Liebesjammerei, selbst im glühendsten Feuer der Werbung, in der süßesten Wonne der Erhörung bleibt er der Mann, der im Bewußtsein seiner männlichen Würde das Haupt emporgerichtet trägt, und auf Kosten seiner Mannesehre selbst nicht den verlockendsten Gewinn einzutauschen gesonnen ist. Dieser Dichter, der den Frauen so selbstbewußt entgegen tritt, entwirft aber wiederum von den Frauen ein Bild so groß und schön, wie keiner von allen seinen ritterlichen und bürgerlichen Kunstgenossen, keiner von allen blickt wie er mit so stolzer Genugthuung gerade auf die deutschen Frauen, keiner von allen tritt mit solcher Kraft in die Schranken für das Lob der deutschen Frauen, keiner stellt sie auf einen so ehrenvollen Platz wie er, und glücklich sind wir, daß wir Walthar's hohes Lob auch noch auf die deutschen Frauen der Gegenwart beziehen können!

Wir geben nachstehend einige von Walthar's herrlichen Minneliedern. Obwohl keine Uebersetzung die Schönheit, die wohlklingende Sprache des Originals erreichen kann, so führen wir doch die Lieder nach der vortrefflichen Uebersetzung von Karl Simrock auf, da unsere höheren deutschen Schulen uns wohl in den Stand setzen, griechische und englische Dichter in der Ursprache zu lesen, während doch unsere eigenen großen Dichter früherer Jahrhunderte eben sowohl wie die weiche, schöne Sprache unserer Väter uns so unbekannt wie böhmische Dörfer bleiben. Simrock's Uebersetzung *) ist immer noch die beste, den Urtext gibt am reinsten die Ausgabe von Karl Lachmann **). Besonders zu empfehlen ist das schon oben mehrfach erwähnte Werkchen von Ludwig Uhland.

*) Berlin, 1853, 2 Bändchen, mit Anmerkungen.

**) Berlin, 1864.

Die verschwiegene Nachtigall.

Unter der Linden
 An der Haide,
 Wo ich mit meinem Trauten saß,
 Da mögt ihr finden,
 Wie wir beide
 Die Blumen brachen und das Gras.
 Vor dem Wald mit süßem Schall
 Tanbarabei!
 Sang im Thal die Nachtigall.

Ich lam gegangen
 Zu der Aue,
 Da fand ich meinen Liebsten schon:
 Ich ward empfangen,
 Heil'ge Fraue!
 Daß ich noch selig bin davon.
 Ob er mir auch Kisse bot?
 Tanbarabei!
 Seht, wie ist mein Mund so roth!

Da ging er machen
 Uns ein Bette
 Aus süßen Blumen mancherlei,
 Desß wird man lachen
 Noch, ich wette,
 So jemand wandelt dort vorbei.
 Bei den Rosen er wohl mag
 Tanbarabei!
 Merken wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte,
 Wißt es Einer,
 Behilte Gott, ich schämte mich.
 Wie mich der gute
 Herzte, keiner
 Erfahre das als er und ich,
 Und ein kleines Bögelein,
 Tanbarabei!
 Das wird wohl verschwiegen sein.

Tanzweise.

„Nehmt, Herrin, diesen Kranz,“
 Sprach ich jüngst zu einem Mägdelein wunderhold,
 „So zieret ihr den Tanz
 Mit den schönen Blumen, die Ihr tragen sollt.
 Hätt' ich viel Gold und Edelsteine,
 Sie müßten Euch gehören,
 Kann ich reblich schwören:
 Vertraut mir, daß ich's ernstlich meine.

„Ihr seid so woh'gethan,
 Daß ich Euch ein Kränzlein gönnte herzlich gern,
 So gut ich's winden kann.
 Noch viel Blumen stehen, roth und weiße, fern,
 Die weiß ich dort in jener Haide,
 Wo sie gar hold entspringen
 Bei der Vöglein Singen,
 Da sollten wir sie brechen beide.“

Sie nahm, was ich ihr bot,
 Einem Kinde gleich, dem freundliches geschieht,
 Ihr Wänglein wurde roth
 Wie die Rose, da man sie bei Lilien sieht.
 Ihr Auge schämte sich, das lichte,
 Ein holdes Gegengrüßen
 Ward mir von der Süßen
 Und bald noch, was ich nicht berichte.

Ich glaubte niemals mehr
 Freude zu gewinnen, als ich da besaß,
 Die Blüthen fielen schwer
 Von den Bäumen bei uns nieder in das Gras,
 Ich war so fröhlich, daß ich lachte.
 Als mich der Traum umspinnen
 Hielt mit solchen Wonnen,
 Da ward es Tag und ich erwachte.

Mir ist von ihr gesehn
 Daß ich allen Mägdelein jetzt zur Sommerzeit
 Muß in die Augen sehn.
 Fänd' ich meine wieder, o der Seligkeit!
 Wär' sie bei diesem Ringeltanze?
 Ihr Frauen, habt die Güte,
 Klüdet auf die Hüte:
 Säh' ich sie wieder unterm Kranze!

Frauen und Frühling.

Wenn die Blumen aus dem Grase bringen
 Gleich als lachten sie hinauf zur Sonne,
 Des Morgens früh an einem Maientag,
 Und die kleinen Vöglein lieblich singen
 Ihre schönsten Weisen, welche Wonne
 Hat wohl die Welt, die so erfreuen mag?
 Man glaubt sich halb im Himmelreiche.
 Wollt ihr hören, was sich dem vergleiche,
 So sag ich, was mir wohlter doch
 An meinen Augen öfters thut und immer thut, erschau ich's noch.

Denkt, ein edles schönes Fräulein schreite
 Wohlgekleidet, wohlbekrönt hernieder
 Sich unter Leuten wandelnd zu erbaun,

Hochgemuth im fürstlichen Geleite,
Etwas um sich blickend hin und wieder,
Wie Sonne neben Sternen anzuschau:

Der Mai mit allen Wundergaben
Kann doch nichts so wonnigliches haben
Als ihr viel minniglicher Leib,
Wir lassen alle Blumen stehn und blicken nach dem werthen Weib.

Nun wolsan, wolt ihr Beweise schauen,
Gehn wir zu des Maien Luftbereiche,
Der ist mit seinem ganzen Heere da.

Schauet ihn und schauet edle Frauen
Was dem andern wohl an Schönheit weiche,
Ob ich mir nicht das bessere Theil ersah.

Ja, wenn mich einer wählen hiesse
Daß ich eines für das andre liesse,
Ach wie so bald entschied ich mich:
Herr Mai, ihr müßtet Jenner sein, eh ich von meiner Herrin wich.

Der unkundige Lehrer.

Junger Mann, sei hoßes Muthes
Um die reinen wohlgefinnten Fraun,
Hoffe freudig Lieb und Gutes,
Laß in Ehren deine Jugend schau,
Keine Wonne wird dir nicht
So lang der Frauenliebe Schmuck dir noch gebriecht.

Glück und Lust darf nimmer hoffen
Wer sie bei guten Frauen nicht gewinnt,
Sei's verstoßen, sei es offen,
Wenn er's nur mit Zucht und Maß beginnt.
Daran gedenke, junger Mann,
Und wirb um Gegenliebe, du gewinnst daran.

Wenn du auch vergebens warbest,
Du wirst doch immer desto werther sein,
Daß du nicht an Freuden darbest
Deiner Herrin dankst du es allein.
Du erwirbst so hohen Muth
Daß du den andern wohlbehegst, wie sie auch thut.

Wenn dir aber nicht mißlinget
Und dich ein gutes Weib von Herzen liebt,
O was dies dir Freuden bringet
Wenn sie williglich sich dir ergibt:
Rüßen, Rosen, Minnespiel!
Von solcher Herzensliebe kommt dir Freude viel.

Sieh nun hab ich dich gelehret
Was ich selber leider nie gewann,
Unglück hat mir stets verwehret
Was ein glücklicher erwerben kann.
So kann der Gedanke bloß
Nicht trösten, daß mir einst noch lächle solch ein Loos.

Wie und Wo.

Gott gönn' ihr manchen frohen Tag
 Und lasse mich sie schauen noch
 Die ich wohl nie erwerben mag.
 Weh mir, und sie gestand mir doch
 Daß sie mir ganz ergeben wäre,
 Doch Eines nimmer mir gewähre
 Was mir lange schon die Seele füllt mit inniglichen Wehn
 O weh, wie lieblich ist dies Leid!
 Ich leide süße Bitterkeit. —

„Gott hat viel Gnade mir gethan
 Da banger Liebe Loos mir siel,
 Da meine Augen den ersahn
 Von dem man gutes rühmt so viel.
 Ihn ließ ein Augenblick erlangen
 Ein Küssen und ein Halsumfangen:
 Da ist mir ins Herz geschossen, was mir ewig nah wird gehn,
 Bis ich gewähr' und mach' ihn froh.
 Ich thät es, wüßt' ich Wie und Wo?“ —

Deutschlands Ehre.

Heißt mich froh willkommen sein,
 Der euch neues bringet, das bin ich.
 Eitle Worte sind's allein
 Die ihr noch vernahmt, jetzt fraget mich.
 Wenn ihr Lohn gewähret
 Und den Sold nicht scheut,
 Will ich manches sagen was die Herzen freut,
 Seht wie ihr mich würdig ehret.

Ich verkünde deutschen Fraun
 Solche Dinge, daß sie alle Welt
 Noch begier'ger wird zu schaun,
 Daffir nehm' ich weder Gut noch Geld.
 Was wollt ich von den süßen?
 Sie sind mir zu hehr,
 Darum bescheid' ich mich und bitte sie nichts mehr
 Als daß sie mich freundlich grüßen.

Lande hab' ich viel gesehn,
 Nach den besten blickt' ich allertwärts.
 Uebel möge mir geschēhn,
 Wenn sich je bereben ließ mein Herz
 Daß ihm wohlgefalle
 Fremder Lande Brauch!
 Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
 Deutsche Zucht geht über alle!

Von der Elbe bis zum Rhein
 Und zurück bis an der Ungern Land
 Da mögen wohl die besten sein
 Die ich irgend auf der Erde fand.
 Weiß ich recht zu schauen
 Schönheit, Guld und Zier,
 Hilf mir Gott, so schwör ich, sie sind besser hier
 Als der andern Länder Frauen.

Rechtig ist der deutsche Mann,
 Deutsche Frau sind engelschön und rein,
 Thöricht, wer sie speltzen kann.
 Anders wahrlich mag es nimmer sein:
 Zucht und reine Minne
 Wer die sucht und liebt
 Komm in unser Land, wo es noch beide gibt,
 Lebt ich lange nur darinne!

Die Traumbenterin.

Als der Frühling wiederkam,
 Da man Blumen wunneseam
 Bei der Vöglein Singen
 Sah aus dem Grase bringen,
 Kam ich einem langen
 Gesilbe zugegangen,
 Wo ein lautrer Bronn' entsprang,
 Vor dem Walde war sein Gang
 Bei der Nachtigall Gesang.

Auf dem Felde stand ein Baum,
 Da entspann sich mir ein Traum.
 Ich war zu dem Bronnen
 Gegangen aus der Sonnen,
 Bei der breiten Linden
 Ein Schattenbach zu finden.
 An den Bronnen setzt' ich mich,
 Alle Sorge dann entwich,
 So entschlief ich minniglich.

Da bedünkte mich zuhand
 Wie mir diente Meer und Land,
 Wie der Geist vor Sorgen
 Im Himmel sei geborgen
 Und dem Leib gegeben
 Ein neues freies Leben.
 Alles Leids vergaß ich da.
 Weiß der Himmel, wie's geschah,
 Schöner Traum ich nimmer sah.

4. Walthar von der Vogelweide.

Daß ich dort nicht länger schlief!
 Aber eine Krähe rief
 Mit unsel'gem Schalle.
 Ach Krähen, wärt ihr alle
 Wo ich's möchte leiden!
 Mich so vom Glück zu scheiden!
 Ich erschral von ihrem Schrein.
 Fand ich da nur einen Stein,
 Traun, es mußt' ihr Ende sein.

Doch ein Weib zum wundern alt
 Tröstete mich Armen bald.
 Was die Gute sagte,
 Als ich mein Leid ihr klagte,
 Was der Traum bedeute,
 Vernehmt es, lieben Leute:
 Zwei und einer, das sind drei,
 Ferner sagte sie dabei
 Daß mein Daum ein Finger sei.

Aus diesen wenigen Beispielen, die wir angeführt, zeigt sich schon die Mannigfaltigkeit des Stoffes, die Vollendung der Form ebenso sehr, wie die gesunde, von allem Sentimentalen weit entfernte Anschauung. Während mit sehr wenigen Ausnahmen die übrigen Minnesänger endlose, eintönige Klagen über die Strenge ihrer Geliebten bringen, freut Walthar sich in anmutigster Weise am Genuß, tritt er selbstbewußt mit strenger Forderung, mit scharf sittlicher Sichtung den Frauen gegenüber und scheidet unerbittlich von seinem Lobe alle aus, die dessen nicht würdig sind, nicht die verlockendsten Verheißungen vermögen sein Urtheil zu beirren oder die vollen Töne seiner Leier zu erkauen. „Die *) Liebe beherrscht nicht diesen Dichter, er setzt die Tugend nicht in sie allein, sondern in Grundsatz und Einsicht. Bei ihm ist des Mannes und Weibes unterscheidende Fierde, was stets den ächten Charakter in beiden Geschlechtern allein gründen kann, beim Manne die Eigenschaften des Geistes, beim Weibe die der Seele, wie er selbst überall mit offenem Sinn und mit freiem Geiste die Erscheinungen des Lebens wägt und mißt, mag er als Muster einer kräftigen und doch innigen Mannesnatur gelten. Seine Frauen haben den Sinn, mit der Erscheinung sittlicher Reinigkeit in schöner Form triumphiren zu wollen, Zucht und Treue ist ihr Stolz, Verständigkeit und rebliches Bestreben der der Männer, und dazu tritt dann froher Verkehr und Frauendienst erhöhend und verschönernd hinzu. Ich wüßte nicht, daß ein Belvede, den die damaligen Dichter darum preisen, oder daß überhaupt irgend ein anderer den Werth der Frauen so groß und so schön erfaßt, so warm und so innig gesungen hätte wie er. In diesem Manne ist die große Seite, daß er das, was dem gemeinen Menschen widersprechend scheint, auf seiner Höhe umspannt und versöhnt. Mit seinem Ernste könnte es sonst streiten, wenn er, der sonst in der Natur sich Trost holt im Liebesgram oder in seliger

*) Servinus I, 313.

Erinnerung, auch einmal zum unschuldigen Spiel der Kinder greift, es könnte streiten mit der großen Heiligkeit, mit der er von der Liebe spricht, mit der Blödigkeit und Scheu, die er vor der Angebeteten empfindet, wenn er ein andermal mit Glüd nach Gabe und Gunst ringt, wenn der Genuß ihn freut, wenn er jene Lieber singt, die keiner mystischen Deutung und keiner moralischen Vertheidigung bedürfen. Als die Liebe und der Liebesgesang seine alte Würde verlor und Unsitte einrang, da zog er, der nie den schlimmen Frauen Lob gesungen hatte, sich aus dem Minnegesang zurück.“ —

So groß aber Walthar als Dichter der Liebe dasteht, so liegt doch der Schwerpunkt und der höchste Glanz seiner Kunst nicht in seinen Minneliedern, sondern in seinen herrlichen, von hoher Begeisterung überfluthenden vaterländischen Gedichten, und in ihnen steht er völlig unerreicht, unbestritten als der größte unter der stattlichen Zahl edler Namen da. Wunderbarer Weise kennen die Minnesänger sonst gar kein Vaterland, und auch der große Wolfram spricht kaum einmal im Scherze, der kunstreiche Gottfried nie von seiner Heimath und seinen Landsleuten; die gewaltigen, alles berührenden und gestaltenden Händel der Welt, den verzweifeltsten Kampf zwischen Kaiser und Papst, berührt keiner nur mit einem einzigen Worte, während kein Stoff dem lyrischen Dichter doch nachdrücklicher hätte ausbringen können, als dieser. Walthar dagegen ist ein entschlossener Freund des Vaterlandes, der mit gewiegter Einsicht und mit ernstem Sinne prüft, was zu des Vaterlandes Bestem dienen kann, der nach gewonnener Meinung seine Stimme laut und klangvoll für oder wider in dem Streite der Parteien ertönen läßt. Wie alle edleren, einsichtsvollen Naturen damaliger sowie späterer Zeit stand Walthar auf Seite des Kaiserthums und ergriff mit Entschiedenheit des Kaisers Partei gegen die wüsten Anmaßungen des räuberischen Papstthums, mit Kühnheit tabelt er die Lügen der Päpste und ihre Betrügereien, ihre lichtscheuen Winkelzüge und ihre alles Recht verhöhnenden Gewaltthaten, mit furchtlosem Ernste heißt er sie bedenken, daß ungerechter Fluch das Haupt des Fluchenden trifft, er erinnert an den Ausspruch Kristi: man solle dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, er klagt laut, daß Konstantin's Schenkung dem Stuhle von Rom unbegrenzte Habgucht gewedt und den Honig kristlicher Demuth in das Gift pöfßischen Uebermuthes verwandelt habe, er zürnt scharf, daß die Pfaffen alle Keuschheit mit Füßen treten und ihr Bestreben statt auf Gottesdienst auf den Umgang idöner Weiber richten, mit harter Drohung ruft er dem Papste zu, er möge bei seinem Lügen und Trügen, bei seinem Geiz und ärgerlichem Treiben an den Lohn des Verräthers Judas gedenken, mit bitterstem Spott wendet er sich an den Kirchenstoc, den der Papst in allen Kirchen Deutschlands zum Bettel für den „heiligen“ Stuhl aufstellen ließ, und redet ihn an, ob der Papst ihn bergesendet habe, daß er die armen Deutschen pfände und den Papst bereichere? Ob sein Herr, der Papst, die arge List, so oft schon geübt, wiederum erneuere, und die Verwirrung des Reiches benutze, um neuen Zins für den Lateran einzusammeln, und Geld aufzuhäufen, von dem der Kristenheit nichts zu gut käme, da alles in der gierigen Hand der Pfaffen kleben bleibe, und mit Entrüstung und Empörung ruft er aus, daß der Papst mit Teufels-

stricken die Kristenheit einschnüre und Gottes Lehre aus den heiligen Büchern trage.

Welcher unverzagte Muth, welcher heilige Eifer für die gute Sache gehörte dazu, unter der giftigen Knute des Papstthums in solcher Weise, wie Walthar that, dem Betrüger in Rom die gleißende Larve vom Gesicht zu reißen und den Verbrecher in aller seiner Nacktheit hinzustellen!

Ebenso entschieden wendet Walthar sich an den Kaiser, er fordert ihn auf, seine Würde zu wahren, den Glanz seiner Krone nicht beslecken zu lassen, mit kräftigem Arme die Uebermüthigen zu dämpfen und des Vaterlandes Recht und Ehre zu schützen. Als das deutsche Reich nun unter dem blutigen Zwiste darniederliegt und seine Kinder den Streit seiner Könige mit ihrem Blute besiegeln müssen, da klagt Walthar in bitterstem Schmerze um die verlorene Herrlichkeit des Vaterlandes und um die gesunkene Ehre des deutschen Namens.

Auch von dieser Gattung seiner Lieder geben wir nachstehend einige Beispiele.

Der Zauberer.

Der Stuhl zu Rom ist wiederum so wohl behütet
Als von Gerbert, dem Zauberer, der einst darauf gewüthet.

Doch jener hat sich selbst der Hölle nur ergeben,
Der gibt sich selbst ihr Preis und all die Kristenheit daneben.

Wir wundern uns, daß Gott noch säumt mit seinen Strafen?

Wir rufen ihm, wie lang er wolle schlafen?

Sie widerwirken seinem Werk, verfälschen ihm sein Wort,

Sein Kämmerer veruntreut seinen Himmelshort,

Sein Richter mordet hier und raubet dort,

Sein Hirte ward zum Wolf ihm unter seinen Schafen.

Der wälische Schrein.

Ei wie so kristlich mag der Paps in Rom nun lachen
Wenn er zu seinen Wälischen spricht: „Seht, solches kann ich machen!“

(Was er da spricht, das hätt' er besser nie gedacht).

„Zwei Alemannen hab' ich unter einen Hut gebracht,

Nun müssen sie das Reich zerstören und belasten,

Unterbesten füllen wir die Kasten.

Zinspflichtig sind sie meinem Stock und all ihr Gut ist mein,

Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälischen Schrein.

Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein,

Und laßt die Deutschen fasten.“

Zwei Zungen.

„Gott gibt zum König, wen er will!“

Das glaub' ich gern und schweige still.

Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre,

Was sie vor kurzem uns gelehrt

Wird nun ins Widerspiel verkehrt.

Nun thut's um Gott und eure eigne Ehre

Und sagt, bei eurer Treue,
 Mit welchem Wort ihr uns betrogt.
 Beweiset uns das eine recht von Grunde,
 Das alte oder neue,
 Gewiß ist, daß ihr eines logt.
 Zwei Zungen stehen schlecht in einem Munde.

Au die Fürsten.

Ihr Fürsten, abelt euer Herz durch reine Güte,
 Seid gegen Freunde sanft, vor Feinden traget Hochgemüthe,
 Stärkt das Recht und danket Gott der großen Ehren
 Daß Gut und Blut so mancher muß zu Euern Diensten lehren.
 Seid mild, friedfertig, laßt euch stets in Würde schauen,
 So loben euch die reinen süßen Frauen.
 Scham, Treue, Milde, Zucht sollt ihr mit Freuden tragen,
 Minnet Gott und schaffet Recht, wenn Arme klagen,
 Glaub nicht, was euch die Lügenbolbe sagen,
 Folgt gutem Rath, so dürft ihr auf das Himmelreich vertrauen.

Der Waise *).

Ich hört' ein Wasser rauschen
 Und ging den Fischen lauschen,
 Ich sah die Dinge dieser Welt,
 Walb, Laub und Rohr und Gras und Felb,
 Was kriechet oder flieget,
 Was Bein zur Erde bieget,
 Das sah ich, und ich sag' euch das:
 Da lebt nicht eines ohne Haß.
 Das Wild und das Gewürme
 Die streiten starke Stürme,
 So auch die Vögel unter sich.
 Doch thun sie eins einmüthiglich:
 Sie schaffen stark Gerichte,
 Sonst würden sie zunichte,
 Sie wählen Könige, ordnen Recht
 Und unterscheiden Herrn und Knecht.
 So weh dir deutschem Lande,
 Wie ziemet dir die Schande
 Daß nun die Mücke hat ihr Haupt
 Und du der Ehren bist beraubt!
 Befehre dich! nicht mehre
 Der Fürstentrone Ehre,
 Die armen Könige drängen dich.
 Hütippen setz den Waisen auf, so weichen sie und beugen sich.

*) In der deutschen Kaiserkrone befand sich ein Diamant, der seiner ungewöhnlichen Größe wegen der Waise genannt wurde. Davon bezeichnet „der Waise“ auch die Krone selbst.

Die Hohen und Niedern.

Wo der Hohe niedersteigt,
 Wo man dem Niedern Sitze zeigt
 Im hohen Rath, da ist der Hof entehret.
 Wie rieth' ein unberathner Mann
 Wohl was er weber weiß noch kann?
 Soll er mir heilen, was mich nicht beschweret?
 Was stehn die Hohen vor den Kernenaten?
 Die Niedern sollen jetzt das Reich berathen,
 Wo denen nun die Kunst gebricht zu ehrlichem Geseht
 Da schlagen sie sich durch mit eitel Lügen,
 Das lehren sie die Fürsten, und betrügen.
 Die stören unser Glaubensheil und brechen unser Recht.
 So steht es um die Krone schlimm und um die Kirche schlecht.

Gut und Ehre.

Von der Mur zur Seine wandt' ich meine Schritte,
 Von der Trave bis zum Po kenn ich der Menschen Sitte,
 Die meisten kümmern nicht, wie sie erwerben Gut.
 Soll ich es so gewinnen, so geh schlafen, hoher Muth.
 Gut war stets genehm, doch Ehre galt im Leben
 Mehr als Gut. Jetzt darfs sich überheben,
 Daß es gewaltig vor der Ehre zu den Frauen geht,
 Mit den Fürsten in dem Rath der Könige rath.
 So wie dir, Gut! wie römisch Reich nun steht!
 Du bist nicht gut, du hast zu sehr der Schande dich ergeben.'

Gefährdetes Geleit.

Ich saß auf einem Steine,
 Da deckt' ich Wein mit Beine,
 Darauf der Ellenbogen stand,
 Es schmiegte sich in meine Hand
 Das Kinn und eine Wange.
 Da dacht' ich sorglich lange
 Dem Weltlauf nach und irdischem Heil,
 Doch wurde mir kein Rath zu theil
 Wie man drei Ding erwürbe,
 Daß ihrer keins verbürbe.
 Die zwei sind Ehr und zeitlich Gut,
 Das oft einander Schaden thut,
 Das dritte Gottes Segen,
 An dem ist mehr gelegen,
 Die hätt' ich gern in einen Schrein.
 Doch leider mag es nimmer sein
 Daß Gottes Gnade lehre
 Mit Reichthum und mit Ehre
 Je wieder in dasselbe Herz,
 Sie finden Hemmung allerwärts:
 Untreu hält Hof und Leute,
 Gewalt fährt aus auf Beute,
 So Fried' und Recht sind todeswund,
 Die dreie haben kein Geleit, die zwei denn werden erst gesund.

Sinken des Reichs.

Ich selber erblickte vor Zeiten den Tag
 Da unser Lob war gemein allen Jungen,
 Wo uns ein Land in der Nähe nur lag
 Da hat es um Sühne, sonst warb es bezwungen.
 Wie haben wir damals nach Ehre gerungen!
 Da riethen die Alten und thaten die Jungen,
 Jetzt da die Richter bestechlich sind,
 (Die Pfung fehlt, das Räthsel ist blind)
 Was soll es da geben, sprich, Meister, geschwind.

Walthar's große Strenge gegen die Anmaßungen des Papstes, sein scharfes Eifern gegen die schamlosen Pfaffen entspringen aus einem lautern, für alles Edle und Gute hochbegeisterten Gemüthe, als redlicher Arist theilt er ganz und ohne Vorbehalt den Glauben seiner Zeit, er verehrt mit treuem Herzen und demüthiger Hingebung die Jungfrau Maria, er ist begeistert für die Befreiung des heiligen Grabes und für die Eroberung des gelobten Landes. In einem hochschwebenden Liede preist er sein Geschick, welches ihm vergönnte, am Ende seines Lebens mit Kaiser Friedrich II. nach Palästina zu kommen, und erst dadurch sieht er das Ziel seines Lebens erfüllt. Wir lassen das schöne Lied folgen, es enthält zugleich Walthar's Glaubensbekenntniß.

Das gelobte Land.

Nun erst leb' ich ohn' Beschwerde
 Seit sich meinem Auge weist
 Dieses Land und auch die Erde
 Die man also lobt und preist.
 Mein ist, was ich je erbat,
 Ich bin kommen, wo den Pfad
 Gott im Menschenbilde trat.

Schöne Lande, segensreiche,
 Hab' ich Wandrer viel gesehn,
 Keines das sich dir vergleiche.
 Was sind Wunder hier gesehn!
 Eine Maid ein Kind gebar
 Sehr vor aller Engel Schaar.
 War das nicht ein Wunder gar?

Hier ließ sich der Keine taufen,
 Daß der Mensch gereinigt sei,
 Hier dann ließ er sich erkaufen
 Daß wir Eignei würden frei
 Und verloren nimmermehr.
 Heil euch, Kreuz und Dorn und Speer!
 Heidenschaft, deß zürst du sehr.

4. Walthar von der Vogelweide.

Als er uns sich ließ erbarmen
 Litt er hier den grimmen Tod
 Er der Reiche silt uns Armen,
 Daß wir kämen aus der Noth.
 Daß sein Blut uns kaufte los
 Ist ein Wunder übergroß,
 Aller Wunder Wunderschoß.

Nieder zu der Hölle Schlunde
 Aus dem Grabe fuhr der Sohn,
 Dem der Vater war im Bunde
 Und der Geist von Anfang schon.
 Niemand löset dieses Band,
 Drei in einen Gott gewandt,
 Wie ihn Abraham erkannt.

Als er dort den Feind bezwungen,
 Wie kein Kaiser siegt im Streit,
 Hat er neu sich hergeschwungen.
 Da begann der Juden Leid
 Daß er ihre Hut durchbrach,
 Mit den Seinen ging und sprach
 Den ihr Haß doch schlug und stach.

Hier verblieb der Wunderreiche
 Bierzig Tage, fuhr dann frei
 Heim zu seines Vaters Reiche.
 Seinen Geist, der mit uns sei
 Hat er uns herabgesandt.
 Heilig ist dasselbe Land,
 Wird vor Gottes Thron genannt.

In dies Land hat er gesprochen
 Einen schreckenvollen Tag,
 Da die Wittwe wird gerochen,
 Da der Waise klagen mag
 Mit dem Armen die Gewalt
 So sie litten mannigfalt.
 Wohl ihm dort, der hier entgalt!

Unsers Richteramts Gebrechen
 Hemmt nicht mehr des Rechtes Lauf,
 Denn er selbst kommt Recht zu sprechen
 Zieht der jüngste Tag heraus.
 Wer noch duldet, weh ihm dann
 Dort wo der verlassne Mann
 Nicht Pfand noch Bürgen haben kann.

Laßt ihr deß euch nicht verdrießen
 Was gesprochen hat mein Mund,
 Will ich jetzt die Rede schließen
 Und euch kurzlich machen kund:

Was der ew'gen Weisheit Macht
 Hat von Anbeginn erdacht,
 Hier begann's und wird vollbracht.

Kristen sagen, Juden, Heiden,
 Daß dies Land ihr Erbe sei.
 Möge Gott den Streit entscheiden,
 Er bei seinen Namen drei.
 Alle Welt hierher begehrt,
 Uns nur ward ein Recht beschert,
 Recht ist, daß er uns gewährt.

Auch von Walthar's geistlichen Liebern geben wir nachstehend einige Proben.

Morgengebet.

Mit Segen laß mich heut erstehn,
 Herr Gott, in deinem Schutze gehn
 Und reiten, wohinaus mein Tag sich kehre.
 Herr Krist, an mir leg an den Tag
 Was deiner Güte Kraft vermag
 Und steh mir bei zu deiner Mutter Ehre,
 Wie ihr der Engel half, der gute,
 Und dir, der in der Krippe ruhte,
 Jung als Mensch, als Gott so alt.
 Doch mit himmlisch treuem Sorgen
 Hielt dich Gabriel geborgen
 Vor Gefahren mannigfalt.
 So schütz' auch mich, daß man nicht falsch mich finde
 Noch gegen deine Liebe kalt.

Geständniß.

Du hochgelobter Gott, wie selten ich dich preise!
 Da ich dir verdanke beides, Wort und Weise
 Wie nur wag' ich's so zu freveln unter deinem Reize?
 Ich handle sündig noch, mir fehlt die wahre Minne
 Zu meinem Nebenkristen, ew'ger Vater, und zu dir.
 Nie ward ich einem andern noch so hold als mir,
 Gott Sohn und Vater, euer Geist erleuchte meine Sinne.
 Wie mach' ich's, den zu minnen, der mir Böses thut?
 Ich habe den viel lieber, der auch mir ist gut,
 Vergib mir sonst all' meine Schuld, noch steht mir so der Muth.

Göttliches Geheimniß.

Mächtiger Gott, du bist so lang und bist so breit!
 Bedächten wir es, daß wir Mühe nicht und Zeit
 Verlören! Ungemessen haßt du Macht und Ewigkeit.

4. Walther von der Vogelweide.

Ich weiß an mir wohl, daß auch andre viel danach gerungen,
Doch immer blieb es unsern Sinnen Unerforschlichkeit:

Du bist zu groß, du bist zu klein, drum ist's mißlungen!
Thor, der Nacht und Tag durchspäht die Dämmerungen!
Will er wissen, was nie ward gepredigt noch gesungen?

Wir dürfen nicht vergessen, unter Walther's Dichtungen noch eine eigene Art der Poesien zu verzeichnen, welche verschiedene Dichter alter und neuer Zeit ausschließlich zum Gegenstande ihrer Thätigkeit gewählt haben, wir meinen die lehrhafte Spruchpoesie. Es steht außer Zweifel, daß von Walther's Sprüchen nur ein kleiner Theil uns erhalten worden ist. Des Dichters Zeitgenossen erwähnen ausdrücklich, daß Walther's Sprüche von großer Wirkung waren. Tommasino *), ein friaulischer Dichter, bezeugt im achten Buche seines wälschen Gastes **), Kapitel VIII: „Schwer habe sich jener am Papst vergangen, der gesprochen, derselbe wolle mit dem deutschen Gut nur seinen wälschen Schrein füllen. Damit habe er alles, was er sonst Gutes gedichtet, selbst zunicht gemacht. Mit dieser einen Rede seien Tausende bethört worden, daß sie Gottes und des Papstes Gebot überhört hätten.“ —

Wir geben aus Mangel an Raum von Walther's herrlichen Sprüchen nur zwei:

Erziehung.

Nimmer wird's gelingen
Zucht mit Ruthen zwingen,
Wer zu Ehren kommen mag
Dem gilt Wort so viel als Schlag.
Dem gilt Wort so viel als Schlag
Wer zu Ehren kommen mag,
Zucht mit Ruthen zwingen
Nimmer wird's gelingen.

Hütet eurer Zungen,
Das geziemt den Jungen,
Schiebt den Kiegel vor die Thür,
Laßt kein böses Wort herfür.
Laßt kein böses Wort herfür,
Schiebt den Kiegel vor die Thür,
Das geziemt den Jungen.
Hütet eurer Zungen!

Hütet eurer Augen.
Die zu Mustern taugen
Solche Sitten laßt sie sehn,
Alle bösen übergehn.

*) Simrock II, 146.

**) 1215 bis 1216 gedichtet.

Alle bösen übergehn
 Laßt sie, solche Sitten sehn
 Die zu Mustern taugen.
 Hütet eurer Augen.

Hütet wohl der Ohren
 Oder ihr seid Thoren.
 Böse Reden nehmt nicht auf,
 Schande küm' euch in den Kauf.
 Schande küm' euch in den Kauf,
 Böse Reden nehmt nicht auf
 Oder ihr seid Thoren.
 Hütet wohl der Ohren.

Hütet wohl der dreien
 Leider allzufreien.
 Zungen, Augen, Ohren sind
 Zuchtlos oft, für Ehre blind.
 Zuchtlos oft, für Ehre blind
 Zungen, Augen, Ohren sind.
 Leider allzufreien
 Hütet wohl der dreien!

Schönster Sieg.

Wer schlägt den Leun? wer schlägt den Riesen?
 Wer überwindet den und diesen?
 Das thut jener, der sich selbst bezwinget
 Und seine Glieder all geborgen bringet
 Aus dem Sturm in steter Tugend Port.
 Erborgte Zucht und Scham vor Gästen
 Hält uns wohl einen Tag zum besten,
 Doch fasscher Schimmer währt nicht fort.

Wir haben von Walthar's Lebensumständen das Wenige mitgetheilt, was uns bekannt ist, wir haben den Kreis seiner herrlichen Dichtungen durchgemessen, möge sein Lebensbild denn abgeschlossen werden mit den schönen Worten, welche der scharfsinnige Gerwinus in seiner Geschichte der deutschen Dichtung über Walthar gesprochen hat (I, 312): „Dem ganzen Einbrude nach, den Walthar's Dichtung macht, erscheint dieser Mann nur in einer allgemeinen Aehnlichkeit mit den übrigen Minnesingern, vor denen ihn auch Gottfried von Straßburg (Tristan und Iseult, 121, 36 ff.) nächst dem Hagenauer als die Meisterin aller lebenden Nachtigallen auszeichnet. Kaum kann eine Vergleichung stattfinden zwischen dem großen Reichthum des Stoffes in dem Büchlein seiner Lieder, das in jedes guten Deutschen Hand sein sollte, und der beschränkten Armuth in den Minneliedern des gewöhnlichen Schlages, in den endlos gedehnten Epen und vielen anderen Werken der Zeit. Wie wäre diese ganze Welt voll von Gegenständen aller Art, des Heiligen und Weltlichen, des Großen und Kleinen, des Ernsten und-Heitern, aus Staat und Himmel,

aus den fernsten Gründen des menschlichen Herzens und der nähern Quelle tändelnder Erholung, wie wäre dies alles zu vergleichen mit der selbstgenügsamen Beschränktheit der meisten übrigen, mit der flachen Allgemeinheit ihrer Kunst, mit der Enge ihres Gesichtskreises? Wie wäre dieser wadere und tüchtige Charakter, der von der Kirche kein Dogma, von der Fremde keine Sitte, von der Heimath keine Fessel erträgt, der von seinem Herzen keine Verweichlichung duldet und keine Entfremdung von der Welt, aber eben so wenig der traurigen Zeit und ihrem Einfluß erliegt, zu betrachten neben der verschwimmenden, körperlosen Natur der anderen, deren Klagen und Freuden, deren Liebe und Haß in nebliger, eintöniger Höhe schweben, die ihre dunklen Gefühle auf einem dunklen Gegenstande haften lassen. Es gibt keine wahrere Bezeichnung der Werke dieser Dichter, als die Grimm gegeben hat, daß ihnen die Besonderheit abgeht, bei Walthers kann man es ungefähr umkehren,“ eine scharf begrenzte, selbständige Persönlichkeit, ein ausgeprägter Charakter, ein vielseitiger, auf allen Gebieten seiner Kunst gleich vollendeter Dichter stellt er sich den größten Dichtern aller Zeit gleich, als Dichter aber gebührt ihm unbestritten der erste Platz unter den Dichtern des deutschen Mittelalters.

Anhang.

Ueber deutsche Bücherhandschriften.

Da die Abfassung der bisher besprochenen Dichterwerke ohne Ausnahme in die Zeit fällt, wo man zur Vielfältigung von literarischen Erzeugnissen nur die Schrift kannte, so haben für uns natürlich die alten geschriebenen Exemplare der Denkmäler aus der Literatur des Mittelalters besonders großen Werth, und da diese Handschriften von unseren heutigen Büchern so sehr verschieden sind, außerdem auch noch unter einander so viele charakteristische Abweichungen bieten, so wird es zweckmäßig sein, in aller Kürze einiges von den Bücherhandschriften zu sagen. Wir betrachten zuerst die Materialien, deren man sich zur Herstellung der Handschriften bediente, die schreibenden Personen, die besondern Kennzeichen der Handschriften, und schließlich einige vorzugsweise erwähnenswerthe Handschriften. Wir beschränken uns natürlich im allgemeinen auf die Betrachtung deutscher Handschriften *).

Thierhäute wurden vielfach auch schon im Alterthum benutzt, das Fell mit den Haaren gebrauchte man zuweilen als Decke für den Einband, auch fertiges Leder wurde sowohl zu Einbänden, wie auch um darauf zu schreiben benutzt. Petrarca trug ein lebernes Kleid, auf welches er seine Gedanken, so wie sie ihm einfielen, schrieb. Das Pergament erhielt seinen Namen von

*) Aug. Friedrich Pfeiffer, Ueber Bücherhandschriften, Erlangen 1810.

der Stadt Pergamos im heutigen Natolien, woselbst es eine Verbesserung in der Zubereitung erfuhr, erfunden war es schon viel früher, denn schon Herodot spricht davon. Man hatte früher weißes, gelbes und violettes Pergament, letzteres war selten, man schrieb meist nur mit Gold darauf. Schon früh bemühte man sich, das Pergament aus dünnste und glätteste darzustellen. Zicero sah die Ilias des Homer auf ein so kleines Pergament geschrieben, daß man es in einer Nusschale verwahren konnte. In den frühesten Zeiten beschrieb man das Pergament nur auf einer Seite, später auf beiden, auch rieb man mit Bimsstein beschriebene Pergamente wieder ab und beschrieb sie, nachdem sie wieder geglättet waren, von neuem. Solche zum zweitemal beschriebene Pergamente nennt man Palimpseste. Zuweilen löschte man ganze Bücher aus und beschrieb sie neu. Dergleichen Bücher heißen *codices rescripti*, und sind selten, nach dem vierzehnten Jahrhundert finden sie sich gar nicht mehr.

Nach der Erfindung des Papiers dauerte der Gebrauch des Pergamentes noch eine Zeit fort. Aber obwohl es aus einem verhältnißmäßig billigen Material, nämlich aus Kalbsfellen (nie aus Eselsfellen) hergestellt wurde, so verdrängte das billige Papier bald das theure Pergament. Doch hat man auch aus der ersten Zeit nach der Erfindung der Buchdruckerkunst noch Inkunabeln*), die auf Pergament gedruckt sind. Auch andere Thierhäute wurden zuweilen beschrieben oder bedruckt. Unter dem Kaiser Zeno verbrannte in Konstantinopel eine Drachenhaut, 120 Fuß lang, auf der die Gedichte Homer's mit goldenen Buchstaben geschrieben waren. Das Baumwollenpapier wurde aus dem Oriente im 8. Jahrhundert eingeführt. Die ältesten deutschen (d. h. in Deutschland befindlichen) Dokumente auf Baumwollenpapier sind päpstliche Bullen über das Kloster Wandersheim von 844. Im 14. Jahrhundert hörte der Gebrauch des wenig haltbaren Baumwollenpapiers auf, statt dessen trat unser noch jetzt gebräuchliches Leinenpapier ein. Die älteste Urkunde auf Leinenpapier ist ein Dokument der kaiserlichen Bibliothek in Wien aus dem Jahre 1243. Ort und Zeit der Erfindung des Leinenpapiers sowie der Name des Erfinders sind unbekannt.

Unsere Federn zum Schreiben auf Papier waren der Gestalt nach schon den Alten bekannt, Plinius erzählt von Schreibrohren aus Egipten, auch Ausonius spricht von zugespitzten, mit einem Spalt versehenen Röhren. Man dörkte das Rohr im Rauch, wodurch es Glanz und Glätte erhielt, und schärfte es mit Messer und Bimsstein. Unsere Schreibfedern werden zuerst im Anfange des 7. Jahrhunderts erwähnt, die größeren Buchstaben der Handschriften, besonders die Initialen (Anfangsbuchstaben) wurden mit dem Pinsel gemalt. Als Tinte war am meisten im Gebrauch eine schwarze, welche aus Ruß und Fett bereitet wurde. Diese Tinte war bedeutend dicker flüssig, als unsere heutige, die Buchstaben, welche man damit schrieb, standen also ein wenig er-

*. Inkunabeln nennt man die ältesten Drucke, welche nach der Erfindung der Buchdruckerkunst von Peter Schöffer u. s. w. gedruckt wurden.

haben auf dem Pergament, sie waren auch nicht, wie von unserer Vitriolbinte, in das Papier eingäht, und ließen sich daher mit Bimsstein ohne große Mühe abreiben. Auch rothe Dinte wandte man häufig an, um die Titel, die Anfangsbuchstaben der Rubriken und der Namen damit zu schreiben. Sie wurde meistens aus Mennige oder Zinnober, in seltenen Fällen aus Purpur bereitet. Die rothen Buchstaben wurden in den Handschriften zuletzt geschrieben, der, welcher sie schrieb, war von dem Abschreiber des Textes unterschieden und hieß der Rubrikator. Statt der rothen Dinte tritt zuweilen blaue, selten grüne oder gelbe ein. Auch mit Gold oder Silber schrieb man, entweder wurden die Buchstaben vorher grundirt, mit einem Klebestoff übermalt und dann die Gold- oder Silberplättchen aufgetragen, oder man verwandte Gemisch zubereitete, flüssige Gold- oder Silberfarbe vermittelst eines feinen Pinsels. Durchaus mit Gold geschriebene Handschriften gehören zu den größten Seltenheiten. Meist sind es geistliche Bücher, an welche gutmüthige Frömmerei oder Wohlhabenheit diese Pracht verschwendete. Die kaiserliche Bibliothek in Wien besitzt einen Kobex der Evangelien, der in lateinischer Sprache mit goldenen, blau eingefassten Buchstaben, und zwei in griechischer Sprache, die mit silbernen Buchstaben auf Violetpergament geschrieben sind. Der Kobex argenteus des Ulfilas zu Upsala hat seinen Namen von der silbernen Schrift. In der Regel schrieb man nur die Anfangsbuchstaben oder etwa den Namen „Gott“ oder „Jehovah“ oder ähnliche mit Gold. Der Gebrauch der Goldschrift ist übrigens ein alter, schon der jüdische Geschichtsschreiber Josefus erzählt, daß im Jahre 286 v. Chr. der Hohepriester Eleasar eine mit Goldbuchstaben auf Pergament kopirte Abschrift der Thora dem egyptischen Könige Ptolemäus geschenkt habe.

Der Gebrauch des Bleistiftes stammt aus dem 12. Jahrhundert, in früheren Zeiten zog man die Linien, auf denen man stets schrieb, mit einem leicht ritgenden Instrumente.

In Bezug auf die äußere Gestalt theilen sich die Handschriften in Volumina und Kobizes. Ein Volumen ist eine Rolle, ein zusammengerolltes Pergament oder Papier, oder mehrere zusammen geheftete Blätter, die dann im Ganzen gerollt wurden. Das erste Blatt solcher Volumina trug meist nur eine Bemerkung, wann, wo, durch wen das Volumen gemacht war, und hieß Protokollon. Die ganze Rolle wurde um einen Zylinder gerollt, oder einen Stab, welcher oben und unten Knöpfchen, oft sehr fein verziert, trug. Die Alten kannten nur diese Volumina, sie hatten deren in einzelnen Bibliotheken z. B. in der zu Alexandria, mehr als eine halbe Million. Das zusammengerollte Buch band man mit einem Bande zu, man verschah es auch wohl mit einer Kapfel, in welcher die Rolle lief, oder in welcher man sie verwahrte.

Die Kobizes wurden nicht gerollt, sondern zusammengelegt und, wenn mehrere Blätter waren, nach Art unserer Schreibhefte geheftet. Die Gestalt und Größe dieser Blätter war verschieden, man hatte deren von $2\frac{1}{2}$ Fuß Höhe und $1\frac{1}{2}$ Fuß Breite. Sehr alte Kobizes sind gewöhnlich quadratisch.

Der Einband der Hefte war anfänglich von demselben Stoff, auf welchem der Kobex geschrieben war. Zuweilen brauchte man dazu auch älteres, schon beschriebenes Pergament, das für uns oft wichtiger ist, als das Buch selbst.

Sehr alt sind als Einbände auch die hölzernen Deckel, man überzog sie mit Häuten, mit Leder, Tuch oder dgl., schmückte sie mit Figuren in Gold und Silber, Schmelz und Edelsteinen, man verfaß sie auch gern, wie ein modernes Photographiealbum, mit zierlichen Buckeln und mit einem Verschuß. Gewöhnlich war der obere Deckel reicher verziert als der untere, da man früher die Bücher nicht aufrecht hinstellte, sondern sie legte. Kostbaren Einbänden gab man noch einen Ueberzug von Leder. Werthvolle oder den Geistlichen gefährlich erscheinende Bücher legte man an Ketten. So liegt in der Wolfenbüttler Bibliothek noch ein Zauberbuch an einer Kette, welche einem kräftigen Ochsen keine Schande machen würde.

Die schreibenden Personen waren im Mittelalter bekanntlich meistens Mönche, doch nicht ausschließlich. Die Benediktiner waren durch ihre Ordensregel zum Abschreiben angehalten, die betreffende Vorschrift lautete: „Unus corrigat, quod alius scripsit, alius rubro perornet, quod ille emendavit, hic notis distinguat, alius schematibus, conglutinet ille, aut liget codicem asseribus: tu aptabis asseres, iste corium, laminas iste praeparet ad ornatum: scindat alius pergamenum, alius purget, tertius lineando scriptoribus aptet, alius encaustum, alius pennas ministret.“ Am Ende schrieben die Abschreiber öfter ihre Namen, das Jahr oder andere Bemerkungen, es fielen sich auch öfter kleine Reime, z. B. Sit laus tibi Christe, quia liber explicit iste. Aus der angeführten Stelle der Benediktinerregel geht hervor, daß eine größere Anzahl von Personen sich in die Arbeiten zur Herstellung eines Buches zu theilen pflegte, es ist also leicht zu erklären, weshalb von den alten Handschriften fast nie auch nur zwei wörtlich übereinstimmen.

Die Regeln und Gewohnheiten, nach denen man die Buchstaben in dieser oder jener Gestalt niederschrieb, wechselten oft. Im frühesten Mittelalter schrieb man fast ganz ohne Interpunktation, auch machte man keine Absätze hinter den einzelnen Worten, ein Beweis der einreißenden Unwissenheit, da man wenig schrieb, und noch weniger lernte. Seltenheit des Schreibmaterials, Mangel an Schreibkundigen, Verschmähung aller Wissenschaften, die weder Staat noch Private begünstigten, Faulheit der Mönche und andere Umstände verursachten seit dem 6. Jahrhundert den Verfall der Schreibkunde. Allmählig kam Trennung der einzelnen Worte auf, im 9. Jahrhundert trennten sich alle Worte, Karl der Große ließ durch die Diakonen Warnefried und Alkuin eine Interpunktation einführen, die Zeichen derselben waren sehr mannigfaltig, von unsrer unterschieden, der Punkt erscheint als ein Kreuz, ein Sternchen, ein Häkchen, das Komma als eine 7, als kleinerer oder größerer gerader Strich, alle Zeichen bald oben, bald unten. Schon früh bediente man sich in den Handschriften der Abkürzungen, am meisten vom 13. bis 15. Jahrhundert. Man kann wohl die Regel aufstellen, daß ein Kodex desto älter ist, je weniger Abkürzungen er hat, und je einfacher dieselben sind. Am häufigsten ausgelassen wurden die Buchstaben m und n, ihr Fehlen bezeichnete man durch einen Strich, z. B. ones, statt omnes. Ein Häkchen am Ende des Wortes erzeigte bekannte Endsilben, z. B. dicit' = dicitur, pat' = pater, in der Mitte stand statt des Häkchens ein Zirkumflex, z. B. t̄bate = turbante

īpis = temporis. Andere Abkürzungen waren z. B. p' = post, q = qui, gr̄tia = gratia, eps = episcopus.

Auch die Rechtschreibung in den Handschriften wechselt, vor dem 10. und nach dem 13. Jahrhundert finden sich viele orthografische Fehler. Dester findet man auch Eigentümlichkeiten der Abschreiber oder allgemeinere der Nation, so z. B. schreiben die deutschen Schreiber des Mittelalters gern nihil statt nihil, michi statt mihi u. dgl. m.

Das Alter einer Handschrift genau zu bestimmen, ist nicht immer möglich, auch die daraufgeschriebenen Jahreszahlen trügen zuweilen, da ein späterer Abschreiber wohl einmal eine kronologische Bemerkung eines frühern Schreibers gewissenhaft wieder mit abschrieb. Die Interpunktation, die Abkürzungen, die Stellung der Linien, die Form und Größe der Buchstaben und andere Kennzeichen setzen gewöhnlich in Stand, wenigstens das Jahrhundert, in welchem eine Handschrift entstand, anzugeben.

Der Werth einer Handschrift hängt ab theils von dem Alter derselben, theils von dem Inhalt der Schrift, theils von dem Umstande, ob wenige oder zahlreiche Abschriften desselben Buches vorhanden sind. So ist z. B. das einzige Exemplar der Gudrun in der Münchener Bibliothek, obwohl es an und für sich keine besonderen Vorzüge aufweist, sehr werthvoll, da es das einzige seiner Art ist. Auch äußere Ausstattung kann eine Handkönigsberger Bibliothek eine gereimte Weltchronik, deren sagenhafter Inhalt fast ohne Werth, deren prächtige Ausstattung jedoch des Erwähnens werth ist. Die Wolfenbüttler Bibliothek besitzt einige Handschriften, deren äußerst kunstvoll gemalte Initialen sehr interessant sind.

Schließlich wollen wir einiges von der bereits erwähnten sogenannten Manessischen Liederammlung sagen. Diese Sammlung deutscher Minnelieder, welche durch ihre Reichhaltigkeit einzig in ihrer Art dasteht, befindet sich gegenwärtig in der Bibliothek zu Paris. Sie ist auf 426 Pergamentblätter in groß Folio geschrieben und enthält die Werke von 140 Dichtern nebst Abbildungen der Wappen der Dichter und ihre Porträts, von denen die meisten wohl die Fantasie geschaffen hat. Sie hat ihren Namen von dem Edlen Rüdiger von Manesse und seinem Sohn, die beide zwischen 1280 bis 1328 in Zürich lebten und, wie man früher annahm, diese Sammlung veranstalteten. Neuerdings läßt man die Manessen als Veranstalter der Sammlung nicht mehr gelten. Im Jahre 1586 finden wir das kostbare Buch im Besitz der Freiherren von Sax. Im Jahre 1607 wurde die Sammlung durch den Kurfürsten Friedrich den Vierten für die Heidelberger Bibliothek erworben. Eine Abschrift von 59 Dichtern, die hier genommen wurde, kam nach Bremen. Als die Heidelberger Bibliothek 1623 nach dem Vatikan entführt wurde, kam die Urschrift der Manessischen Sammlung nach Paris, woselbst sie sich noch jetzt befindet. Bodmer erhielt 1746 die Urschrift nach Zürich, woselbst er in einem Zeitraume von 12 Jahren den Druck der ganzen Sammlung besorgte. Im Jahre 1838 veranstaltete

Kriedr. Heinr. v. d. Hagen in Berlin mit unermüdlichem Fleiße einen sorgfältigen Abdruck der Manessischen Sammlung, dem aus anderen Handschriften noch alle übrigen bekannten Minnesänger, fast zweihundert an der Zahl, hinzugefügt sind. Von den meisten der benutzten Handschriften sind dem Werke Facsimile von Proben der Handschrift beigelegt, ein Band enthält Lebensbeschreibungen sämtlicher Dichter. Das Werk v. d. Hagen's ist ein höchst verdienstvolles und das einzige, welches in solcher Vollständigkeit die deutschen Minnesänger aufzuweisen hat.

Reineke Fuchs.

Wenn wir die wenigen inhaltreichen Blätter überlesen, welche die Hand des Römers Tacitus über das Leben unserer Vorfahren beschrieben hat, so stellen besonders zwei Züge sich bedeutungsvoll vor unser Auge, die mit eifersüchtiger Strenge gewährte persönliche Freiheit der Germanen, und ihr Leben in und mit der Natur. In Friedenszeiten herrschte kein Einzelner über die freien Inassen des Ganes, nur die Versammlung aller weisungsfähigen Männer entschied über streitige Rechtshändel und wachte über die Aufrechthaltung der Sitten, nicht der Gesetze, die gab es nicht. In den Grenzen seines Eigenthums war jeder Freie Herr und König, er duldet keine Eingriffe in seine Rechte, aber er fügte auch keinem andern Unrecht zu. Ein Gebieter über viele wurde nur im Kriege gewählt, wo man seiner nicht entbehren konnte, bei dieser Wahl entschied allein die persönliche Tüchtigkeit, der Herzog war immer nur der erste unter gleichen. „Der Obrigkeit unterthan sein,“ diese biblische Verfassung kannten unsere Vorfahren nicht, da ihre ehrenfeste Sitte ihnen die Obrigkeit entbehrlich machte.

Wer für seine persönliche Freiheit so weitgesteckte Grenzen begehrte, der mußte auch Raum für seine Wohnung haben. Ein getreues Bild der altgermanischen Wohnstätten geben uns noch heute die großen Bauernhöfe in den abgelegenen Theilen der Lüneburger Haide; in einem kleinen Walde von uralten Eichen und Buchen liegen sie da, eine mächtige Granitmauer umgibt Wald und Wohnung, deren letztere das immer noch nicht vergessene Wahrzeichen norddeutscher Völker, die beiden hölzernen Pferdeköpfe, über Kreuz gelegt an der Spitze des Giebels trägt. Um den Wald her liegen die Ackerfelder und die Weideflächen, sie füllen sich alle zu einem geschlossenen Ganzen zusammen, kein Nachbar drängt seine Felder neugierig in das fremde Besitzthum hinein. In derselben Weise haben wir uns die Wohnungen unserer Vorfahren im ganzen deutschen Norden zu denken.

Solche Abgeschlossenheit von den Menschen bedingte ein inniges Zusammenleben mit der Natur, mit ihren Kräften, mit ihren lebenden sowie leblosen

Erzeugnissen. Die Kräfte der Natur, den Donner, die belebende Wärme des Sommers, die erstarrende Kälte des langen Winters, die Anmuth des Frühlings, die Fruchtbarkeit der Erde personifizierte der Germane und verehrte sie als seine Götter; an der Schönheit der leblosen Natur, an den grünen Thälern, den hohen Bergen, den dichten, kühlen Wäldern, dem rauschenden Bache, den lieblichen Blumen, der schattigen Linde erfreute er sich, durch alle, selbst die früheste Poesie des deutschen Mittelalters geht die innige, tiefempfundene Freude an der Natur hindurch, welche dem Alterthum unbekannt war. — Wie uns Tacitus erzählt, bedeckten dichte Wälder das deutsche Land in seiner ganzen Ausdehnung, und noch das Nibelungenlied sagt uns von Wölfen, Bären, Auerochsen und Ementhieren, die in dem Dickicht ihr Leben trieben. Mit diesen Bewohnern der Wälder kamen die wehrhaften Germanen in vielfache Berührung, sie mußten ihre Herden gegen die Angriffe der wilden Thiere schützen, und andererseits bot die Jagd auf die Waldbewohner ihnen ebenso viel Nutzen wie Ergözen. Der wäre aber ein schlechter Jäger, der nicht danach strebte, die Gewohnheiten der Thiere, welche ihm zur Beute werden sollten, aufs genaueste kennen zu lernen, damit die List ihm da zum Siege verhilft, wo die körperlichen Kräfte und Fähigkeiten der Thiere den seinigen überlegen sind. So mußte sich ein eigenes Studium der Thiere und ihrer Lebensweise bilden, und bei der wichtigen Rolle, welche die wilden Thiere in dem Leben der Germanen spielten, mußte sich, noch begünstigt durch die Umstände des Ortes, der Kampf mit den Thieren sowohl wie deren Verkehr untereinander eine bedeutsame Stelle in dem Gedankenleben der deutschen Völker sichern. Der Mensch verglich die gegenseitigen Beziehungen der Thiere unter einander mit den seinigen, er fand auch unter jenen die Starken, welche mit Gewalt ihre Herrschaft über die minder starken geltend zu machen strebten, er fand auch unter den Schwachen einige, deren List die Kraft der Uebermächtigen zu Schanden machte, er fand die verschiedensten Charaktere, den Räuber, den Freßflüchtigen, den blutgierigen Mörder, den Kühnen, den Verzagten, den Sanftmüthigen, den tölpelhaft Dummten unter den Thieren ebenso wieder, wie unter seinen Mitmenschen. Bei der regen poetischen Gestaltungskraft, welche dem Deutschen zu allen Zeiten beigegeben war, konnte es nicht fehlen, daß auch das Reich der Thiere und ihr Leben zu dichterischer Auffassung lockte, und auf diese Weise bildete sich auf deutschem Boden als echt deutsches Erzeugniß das Thierepos, eine ganz eigenthümliche, in ihrer Art völlig einzige Erscheinung, welche von der antiken Thierfabel so weit getrennt und so grundverschieden ist, wie ein kraftvoller, urwüchsiger, zur Jagd gerüsteter Germane von einem feinen, körperlich ungeübten, schulmeisterlich lehrhaften Hellenen nur sein kann. Noch in den spätem Bearbeitungen des echten Thierepos finden wir keine Spur von Lehrhaftigkeit, alles Vorhandene deutet vielmehr darauf hin, daß in der ursprünglichen Dichtung die Thierwelt nur um ihrer selbst willen dargestellt war, ohne einem andern Zwecke zu dienen, als dem ihrer eigenen Erscheinung. Dafür zeugt vor allem die innere Wahrheit der Thiercharaktere, welche in den feinsten Zügen der Natur abgelauscht sind; ihre Träger handeln nur nach Antrieben, die lediglich in der natürlichen

Anlage der Thiere, in ihrem Instincte, liegen. Ebenso selbständig wie die Helden des deutschen Volksepos dastehen, nur nach den Gesetzen ihres eigenen Wesens ohne fremde Rücksicht handeln, nur ihrer eigenen Erscheinung wegen ohne irgend einen andern lehrhaften oder satirischen Zweck geschildert sind, ebenso selbständig bewegen sich die Gestalten des echten Thierepos, und ohne Frage muß die Behauptung aufrecht gehalten werden, daß in dem ursprünglichen Thierepos überhaupt keine Spur von Lehrhaftigkeit, von Ironie oder von Satire zu finden war. Sobald aber fremde Zwecke in späteren Bearbeitungen des Thierepos erreicht werden sollten, schwand auch sofort die innere Wahrheit der Thiercharaktere, die handelnden Personen waren nicht mehr die lebenswarm geschilderten Waldebewohner mit ihrer Schlaueit, Nothheit, Naivetät, sondern sie verwandelten sich in leblose, ausgestopfte Bälge, welche die äußere Gestalt wohl nothdürftig wahrten, im übrigen aber keine andern Bewegungen machten, als solche, welche der Uebersetzer sie mit bewußter Willkür vermöge seiner wenig verdeckten Drähte machen ließ. In solchem Falle konnte der Uebersetzer denn auch nicht unterlassen, sein *fabula docet* hinzu zu fügen, für welches in dem echten Thierepos absolut kein Raum vorhanden gewesen wäre. Von diesem ursprünglichen Thierepos haben wir leider nur ein wenig umfangreiches Bruchstück in einer späten holländischen Bearbeitung übrig behalten, und auch diese trägt schon Spuren bedenklicher Aenderungen, welche indeß den eigentlichen Charakter der Dichtung nur wenig antasten. Während nämlich in den neueren Bearbeitungen der Löwe König der Thiere ist und der Fuchs eine Hauptrolle spielt, fällt in dem ursprünglichen Epos dieselbe Rolle, jedoch in anderer Ausführung, dem Wolfe zu, wie wir nach einigen spärlichen Notizen frühesten meist geistlicher Geschichtschreiber *) wissen, und indem dieselben das Königthum der Thiere dem Bären beilegen, weisen sie am entschiedensten hin auf eine unentlehnte deutsche Gestaltung des unter dem Volke selbst Fortgepflanzten.

Diese unentlehnte deutsche Gestaltung war jedenfalls frei von den an dieser Stelle höchst unpassenden Thierfabeln, die von späteren Bearbeitern eingeschoben sind. Der Stoff des Epos ging durch die verschiedensten nordischen Völker hindurch, tauchte zu verschiedenen Zeiten in immer neuer Gestaltung und mit oft veränderter Tendenz wieder auf, und erfuhr in neuester Zeit eine Bearbeitung durch den größten deutschen Dichter, durch Göthe. Wir wollen das Epos auf seinen Wanderungen begleiten, seine oft tief einschneidenden Veränderungen im allgemeinen kennen lernen, und schließlich die beste der vorhandenen Bearbeitungen, die niederdeutsche, genauer betrachten.

Unserer Ansicht nach war das ursprüngliche deutsche Thierepos frei von jeder satirischen Nebenbeziehung, der Grund seiner Entstehung war die Freude des Germanen an der Thierwelt und das Interesse für dieselbe, und bei dem innigen Verkehr unserer Vorfahren mit der Thierwelt, bei den vielfachen Kämpfen mit den wilden Thieren, bei dem immer fortgesetzten Ringen

*) Sendschreiben an Karl Lachmann von Jakob Grimm über Reinhart Fuchs. Leipzig, 1840, Seite 4.

um die Existenz mit den Thieren der Wälder ist es sehr wohl denkbar, daß die deutschen Völker die Thiere ebenso und aus denselben, wenn auch schwächeren Gründen zum Gegenstand ihrer Poesien machten, wie die Heldegestalten des Nibelungenliedes. Liebt der Deutsche es doch ganz besonders, die Eigennamen *) von den Thieren zu entlehnen und mit Thiergestalten seine Wappenschilder, seinen Helm zu verzieren. Als nun nach der Einführung des Christenthums auch die Gestaltung des Herrschertums eine so schneidende Veränderung erlitt, als an die Stelle des deutschen Herzogs, des Ersten unter Gleichen, immer mehr und mehr der orientalisirten Kaiser, der Despot unter Sklaven, trat, da lag es nahe, daß auch in dem Spiegelbilde des menschlichen Staates, in dem Thierepos, eine entsprechende Veränderung vor sich ging, an die Stelle des einheimischen Bären trat der aus der Fremde eingeführte Löwe, der „habfüchtig, jähzornig, lentfam, in anerkannter Majestät unabhängig“ fortan den Thron einnahm. Von dieser Gestalt des Thierepos bis zum Ausdruck des Spottes und der ironischen Satire gegen unliebsam gewordene Verhältnisse war nur ein kleiner Schritt, und so finden wir denn auch, daß alle späteren Bearbeitungen der Thiersage einen vorwiegend satirischen Charakter tragen. Der Spott richtet sich hauptsächlich gegen die Spitzen der weltlichen und geistlichen Herrschaft, gegen die Fürsten, die hohen Würdenträger der weltlichen und geistlichen Höfe, und auch gegen das Mönchthum in seinen vielfachen Verwilderungen.

Diesen letztern Standpunkt behauptet das älteste Denkmal des Thierepos, die Ekfasis, ein lateinisches Gedicht aus dem 10. Jahrhundert, das zum Verfasser einen jungen Geistlichen aus Lothringen hat. Wie es scheint, war derselbe aus dem Kloster entsprungen, und richtete nun seine ziemlich unbeholfene Satire gegen den Mönchsstand. Zur Bedeckung seiner eigenen poetischen Armuth entwandte er eine große Anzahl von Versen aus Horaz und aus Aurelius Prudentius**). Wie zu erwarten stand, haben in der Ekfasis die deutschen Thiernamen überall den lateinischen Benennungen weichen müssen, und auch der ganze Stoff hat mehr Aehnlichkeit mit der äsopischen Fabel als mit dem deutschen Thierepos. Das Gedicht***) behandelt nämlich die äsopische Erzählung von dem Arzt Fuchs, der den kranken Löwen durch die Haut des Wolfes rettet. Die Hauptsache aber ist dem geistlichen Dichter die schlecht erfundene Einleitung, in welcher er wahrscheinlich seine eigene Nacht aus dem Kloster unter der Fabel eines aus dem Stalle enttrinnenden Kalbes erzählt. Die ganze Darstellung macht es wahrscheinlich, daß der Verfasser mehr nach dem Muster äsopischer Fabeln, als des deutschen Thierepos arbeitete. In diesem und einigen anderen lateinischen Thiergedichten tritt der Wolf stets als Mönch auf.

*) Wir erinnern beispielsweise an den Vornamen Wolf und dessen Zusammensetzungen Rudolf, Adolf (diese Wörter, die so urdeutsch sind, mit ph zu schreiben, ist lächerlich), ferner Bernhart (Bären-Herz) u. s. w.

***) Grimm, Sagenschriften an Lachmann, Seite 5.

****) Servinus I, 136.

Etwa zwei Jahrhunderte später, also im 12. Jahrhundert, tauchen zwei ebenfalls lateinische Bearbeitungen des Tierepos auf, der Isengrimus, von einem unbekanntem geistlichen Verfasser aus Flandern, und der Reinardus Vulpes von Magister Nivardus. Beide Gedichte enthalten sehr scharfe Satire gegen die Geistlichkeit; während im Isengrimus immerhin noch ein gutes Theil Handlung enthalten ist, bleibt der Hauptinhalt des Reinardus die Satire. Ueberall erscheint der Wolf hier als Abt, überall in der hungrigen Dürftigkeit eines Bettelmönchs, in mönchischer Dummheit, Unwissenheit und Gefräßigkeit, die Erzählung wird benutzt zu Ausfällen auf die Habsucht der Geistlichkeit, auf die Ordensregeln, die Synoden, das verderbte Klosterleben, auf Roms geistliche Obergewalt und auf seine Geldgier. „Ein bitterer Spott,“ sagt Grimm, „ist über den Verfall der Geistlichkeit ergossen, und weber das Oberhaupt der Kirche, noch andere hervorragende Bischöfe, namentlich der Mann, dessen Ruhm damals Europa durchbrang, der h. Bernhart, wird verschont.“ Doch hält sich die Satire des Reinardus an vielen Stellen weder in den Grenzen des Berechtigten noch des Anständigen, der Spott wird oft überaus frech, schlüpfrige Stellen werden mit besonderer Vorliebe ausgemalt. Die ermüdende Breite der Darstellung vermehrt den poetischen Werth des Reinardus nicht.

Schon im 12. Jahrhundert war eine hochdeutsche Bearbeitung des Tierepos, der Reinhart Fuchs von dem Elsasser Heinrich dem Gliesefer bekannt. Vollständig kennen wir dieses Werk nur in einer Umarbeitung aus dem 13. Jahrhundert, doch fanden sich im Jahre 1839 in Hessen Stücke einer zerschnittenen altdeutschen Handschrift*), welche Umschläge von Rechnungsbüchern hatten abgeben müssen, diese Bruchstücke enthielten etwa ein Drittel des alten unüberarbeiteten Reinhart's von Heinrich dem Gliesefer. Wir geben nachstehend aus diesen so höchst interessanten Blättern eine Probe. Die Stelle behandelt die bekannte Erzählung, wie der Wolf den Fuchs zum Fischen führt**).

Der wiher was uberfrorn,
dar huobin sie sih äne zorn,
si begunden daz is scouwen,
ein loh was drin gehouwen
dâ man wazzir ûz nam;
daz Isingrine ze scaden kam.
Sin bruoder hate sin grozin haz,
eines eimirs ih enweiz (weiß nicht) wer da vergaz.
Reinhart was fro, daz er in vaut,
sime bruoder ern an den zagel (Schwanz) bant.
Do sprah Isingrin:
„in nomine patris, was sol diz sin?“
„ir sulnt den eimer hie in lan,
wan ih wil pfulsin***) gan,

*) Grimm, Sendschreiben an Lachmann, Seite 6 ff.

**) Grimm, a. a. D. Seite 36, B. 727 bis 822.

***) pfulsin, ein Fischeerausbruch, vom Aufregen, Stören, Schlagen des Wassers, damit die Fische nach einer Stelle hingetrieben werden.

unde stant vil sempflicliche,
 wir werdin fisce riche,
 wande ih sihe sie durh daz is.“
 Reinhart was los, Isingrim unwis.
 „sage, bruoder, in der minne,
 ist dehein (fein) al (Mal) hie inne?“
 „ja ez, tusint, die ih ersehın han.“
 „daz ist mir lieb, wir suln sie van.“
 Isingrin pflac tumbir sinne,
 ime gefror der zagil drinne.
 diu naht was kalt unde lieht,
 sin bruoder warnetes in nicht.
 Reinhartıs driuwe (Treue) warin laz, (laß, falsch)
 er gefror ie baz (besser) unde baz.
 „Dirre (diefer) eimir swarıt“ (wird schwer) sprach Isingrin.
 „da han ih gezellit (gezählt) drin
 drizic ale,“ sprach Reinhart,
 „diz wirt ein nuzze (nutzenbringen) vart,
 kunnint ir stille gestan,
 zehinzic (zehnjig = 100) wellint drin gan.“
 Allez do begunde dagen
 Reinhart sprach „ih wil iu mare sagin,
 ih furhte wir unsir giticheit
 vil sere engeltin, mir ist leit,
 daz so vil fisce drinne ist,
 ih neweiz derzuo neheinen list,
 ir mugint sie niht uz erhebin,
 sehint, ob ir sie mugint irwegin (aufheben).
 Isingrin geriet zucken,
 daz is begunde drucken
 den zagel, er muose da stan.
 Reinhart sprach: „ih wil gan
 nah unsirn bruoderin vor heim,
 dirre gewin wirt niht clein.“
 Der dac begunde ufgan
 Reinhart huop sih dannan.
 Isingrin der viscare (Fischer)
 der vernam leidiu mare,
 er sah einen riter komeın,
 der hate hunde ze ime genomeın.
 Isingrine kom er uf die vart, (Spur)
 daz fiscen ime ze leide wart.
 Der riter hiez her Birtin,
 an jagin kertir sinen sin,
 daz kam herren Isingrine ze scadin,
 uf der vart begunder drabin;
 alser Isingrinen gesah
 zuo den hunden er do sprach
 „zuo!“ unt begunde sie scuffin
 sie gerietin in sere ruffin.
 Isingrin beiz umbe sih,
 sin angist der waz grozlih.

Herre Birtin kam gerant,
 daz swert krifter (griff er) mit der hant
 unde irbeizte, des was ime gah,
 uf daz is lief er da,
 daz swert houber harte ho (sehr hoch)
 des wart der viscare vil unfro :
 er hate ze vaste geladen.
 swer irhebit daz er niht mac getragen,
 der muoz ez under wegin lan,
 als was ez ouh umbe Isingrinen getau.
 Isingrin was besezzin,
 her Birtin hate ime gemezzin (nach ihm gezielt)
 den rucke (Roch) wolter ime inzwei slahin
 do begunden ime die fuoze ingan,
 vonme sliffe er nider kam
 diu gleti ime den swanc nam.
 umbe den sturz er niht enlie (ließ nicht nach)
 an den kniwin er wider gie,
 diu gletin im aber (weiter) den swanc nam
 daz er reht ubir den zagel kam,
 den sluoc er ime garwe abe,
 si irhuobin beide groze clage.
 Her Birtin do clagete
 daz er vermizzet (gefehlt) habete,
 ouh clagite sere Isingrin
 den vil liebin zagil sin,
 den muoser da ze pfande lan.
 da huober sih dannan.

Man wird leicht erkennen, daß die gewandte Darstellung dieser Erzählung mehr dem Schwank, als einer bissigen Satire nahekommt. Heinrich der Glöcherer, den man um 1170 setzt, zeigt im Gegensatz zu der gekünsteltesten Darstellung vieler Ritterromane eine gesunde Beobachtung der wirklichen Welt. Die erwähnte Bearbeitung seines Wertes aus dem 13. Jahrhundert ist kaum anders von dem Original unterschieden, als durch die etwas neuere Sprache.

In Frankreich schossen Gedichte vom Renart in überreicher Fülle auf. Im Jahre 1826 gab Méon einen roman du Renart heraus, der nicht weniger als 42000 Verse enthält, und in höchst unkritischer Weise aus mehr als zwölf Bearbeitungen zusammen gestoppelt ist. Mit dem Vorzuge leichter, freier Darstellung verbinden alle französischen Bearbeitungen der Thierwelt große Triviolität, die erst in schmutzige Gemeinheit ausartet. Zu einem künstlerischen Abschluß gelangten die Franzosen nicht, alle ihre zahllosen Wiederholungen sind oberflächlich und flüchtig und haben in ihrem eigenen Volke sich niemals besonderes Ansehen erringen können.

Weit höher als die leichte Waare des französischen Renart steht der niederländische Reinaert, welcher für ein Werk des 12. Jahrhunderts gehalten wird. Ob Willem Utenhove, ein Geistlicher von Aerdenburg in Flandern, der Verfasser ist, bleibt zweifelhaft. Dieser Reinaert ist später mit geringen Abänderungen ins Niederdeutsche übertragen worden, wir haben deshalb nicht nöthig, hier näher auf den Inhalt des Reinaert einzugehen, da wir die uns näher-

stehende deutsche Bearbeitung genauer besprechen werden. Noch nach dem holländischen Gedichte wurde eine holländische Prosa bearbeitet, welche weite Verbreitung innerhalb der Grenzen ihres Sprachgebietes fand. Die niederdeutsche Bearbeitung wurde ins Dänische und von da ins Schwedische und sogar ins Isländische übersetzt. Auch eine englische ältere und eine neuere Uebersetzung kennt man.

Die niederdeutsche Bearbeitung wurde 1498 in Lübeck gedruckt, die neuesten Ausgaben derselben sind von Hoffmann von Fallersleben (Breslau 1853) und von Lübken (Oldenburg 1867). Ehe wir auf eine nähere Besprechung eingehen, wollen wir erst zwei Proben des Gedichtes mittheilen.

I. Buch, 294 bis 456:

Do quam hane Henning mit sinem geslecht
in des konninges hof gevaren
un brochten up ener dodenbaren
ene dode henne, de het Krassevot,
de Reinke hadde gebetten dot,
hals un hovet hadde he er afgebetten,
dit moste nu de konning wetten.
De hane quam vor den konning stan
un sach ene ser droffik an,
he hadde bi sik twe hancu grot,
de drovich weren umme dessen dot.
de ene was geheten Krejant,
de beste hane, den man vand
zwischen Holland un Vrankrik,
de ander wer em ser gelik
un het Kantart, ser kone un upricht,
se drogen malk (jebet) en bernende licht.
der hennen broder weren desse twe,
se repen bede wach un we!
umme Krassevot, erer suster dot
drevan se rawe un drovnisse grot.
noch weren twe ander, de drogen de boren,
men mochte ere drovenisse vern horen.
hane Hennink vor den konnink gink
un sprak: gnedige here, her konnink,
horet mine worde dorch gnaden
un entfermet ju des groten schaden
den mi Reinke heft gedan
un minen kindern, de hier stan.
wente do de winter vorgangen was
un men sach blomen, lof un gras
schone blojen un stan grone,
do was ik ser vrolik un kone
umme min grote slechte gemeine,
wente ik hadde junger sonen teine
un schoner dochter twemal seven,
och, den lustede so wol to leven!
de al min wif, dat kloke hon
vortbrachte in eneme sommer schon.

se weren stark un wol tofreden
 un gingen umme vodinge (Futter) in ener steden,
 de was bemuret, der monnike (Mönche) hof,
 darin ses hunde stark un grof,
 de bewarden mine kinder un hadden se lef.
 dit hatede Reinke, de quade def,
 dat se so vaste weren dar binnen
 dat he der nene konde gewinnen.
 wo vaken gink he umme de muren bi nachte
 un leide (legte) uns lage (Finterhaft) mit groter achte!
 wan dit de hunde kregen to wetten
 so moste he it up sin lopent setten.
 se hadden en ens twischen kregen
 un ruckeden im sin vel to degen,
 nouwe entquam he tor sulven tit,
 do worden wi siner ene wile quit.
 Vorder horet mi, gnedige here!
 sint quam he ens alse en klusenere (Klausner)
 Reinke, de sulve olde def
 un brachte mi do enen brof,
 dar hangede juwe seggel nedden an.
 dar vant ik in geschrewen stan,
 dat gi leten kundigen vasten vrede
 allen deren un vogelen mede.
 he sprak, he were klusener geworden
 un wo he helde enen harden orden,
 dat he sine sunde boten wolde
 un ik vor em nich mer vruchten scholde
 un mochte ane hode vor em wol leven.
 he sprak ok, ik hebbe mi gans begeben,
 alle vlesch vorlowet mit en.
 he let mi kappen un schepeler sen
 un enen bref van sinem prier,
 up dat ik were desto frier.
 he wisede mi ok dosulvest aldar
 under der kappen en kled van har.
 do gink he wech un sprak to mi:
 gode deme heren bevele ik di!
 ik ga dar ik hebbe to don
 ik hebbe noch to lesen sext*) un non
 ok vesper darto van dessem dage.
 al lesende gink he wech un leide uns lage.
 do was ik vrolik un unvorvert
 un gink to minen kinderen wert.
 ik sede en de tidinge, do wart en leve
 de mi was vorkundiget ut juwen breve
 un Reinke were worden klusener,
 wi dorften vor em nich vruchten mer.
 mit en allen gink ik do buten de mure
 dar uns overquam krank eventure,

*) Der geistliche Tag zerfiel in sieben Zeiten, die sogen. horae canonicæ : matutina, prima, tertia, sexta, nona, vespera, completorium.

wente Reinke uns hadde gelacht sine lage,
 un quam slikende ut ener hage
 un heft uns de porten undergan
 un grep miner besten kinder en an
 dat at he up, un quam wedder vaken.
 sedder he se ersten begunde to smaken,
 konde uns wer (weber) jeger efte hunt
 vor em wachten to nener stunt.
 he leide uns alle tit sine lage
 bede bi nachte un ok bi dage,
 un berovede mi also miner kinder.
 so vele is min tal nu de minder:
 twintich un ver plach der to wesen,
 de het Reinke upgelsen,
 darvan hebbe ik men vive, nicht mere,
 dat latet ju entfernen, her konnink, here!
 mine drovenisse klage ik to dessen stunden.
 noch gistern ward em mit den hunden
 mine dochter afgejaget, de bet he dot,
 de ik hier bringe in miner not.
 gi sen it, wat he er heft gedan,
 dat latet ju doch to herten gan. —
 De konnink sprach: her grevinc*), komt her!
 hore gi wol, juwe om de klusener
 wat karinen**) he vastet un wo he deit?
 leve ik en jar, it wert eme leid!
 wat scholen desser worde nu mer?
 hane Hennink, nu horet her!
 juwe dode dochter, dat gude hon,
 der wil wi der doden rechticheit don
 un laten er de vigilie singen
 un se to der erden bringen.
 dat schal schen mit groten eren.
 denne wille wi uns mit dessen heren
 umme dessen mort wol bespreken,
 wo wi dat best mogen wreken. —
 Do gebot he bede, jung un olden,
 dat se vigilie singen scholden.
 do des konninges bot was gegan
 un do men begunde to heven an
 dat Placebo domino
 un de versche, de dar horen to:
 ik sede it wol, men et were to lank,
 we dat dar de lectien sank
 un de responsen, so sik dat behort,
 darumme korte ik desse wort:
 se wart do int graf geleit.
 en schon marmelsten wart dar bereit,
 gepoleret so klar alse en glas
 de verkant (vierkantig), grot un dicke was,

*) Grevinc (der Dach) ist Reinke's Nefse, der seinen Ohm, den Fuchs, stets mit
 allem Eifer zu vertheidigen pflegt.

**) karine = carena, vierzigtägige Buße mit Fasten und Kasteien.

mit groten bokstaven darup gehouwen,
 dat man klarliken mochte schouwen
 we darunder lach begraven.
 alsus sprak de schrift der bokstaven:
 „Krassevot, hanen Henninks dochter, de beste,
 de vele eier leide in de neste,
 de wol mit eren vöten konde schraven,
 de licht under dessen sten begraven.
 de valsche Reinke was, de se vorbet.
 se wil, dat al de werlt dit wet.
 dit dede he anc recht mit valscher lage,
 up dat men se desto mer beklage.“ —
 alsus nam de schrift enen ende.
 de konnink let beden al de he kende
 de kloksten van rade, sik wol to bespreken
 wo he desse undat best mochte wreken
 up Reinken, de nicht en was von den besten.
 do reden de heren eme to lesten,
 wente se Reinken ser listig kenden,
 hierumme scholde men eme boden senden,
 dat he wer dorch schaden edder dorch vromen
 nicht en lete, he scholde komen
 to des konninges hove, tom herendage,
 un dat Brun de bare desse bodeschop drage.

II. Buch, 4094 bis 4231.

(Reineke geht mit Grevink dem Dachse zum Hofe des Königs, um sich seiner vielen Vergehungen wegen zu vertheidigen. Da er ein böses Gewissen hat, so beichtet er dem Dachse seine Sünden.)

Hiermede quemen se vor des konninges hof.
 do wart Reinke half vorzaget,
 doch sprak he do: it is gewaget!
 Marten de ape dit hadde vormomen
 dat Reinke wolde to hove komen,
 he wolde reisen den wech na Rom.
 do he eme motte (begeuete), he sprak: leve om,
 hebbet vri enen guden mot! —
 he wuste wol, wo sine sake stot,
 doch vragede he na eneme stücke.
 do sprak Reinke: mi is dat gelucke
 in dessen dagen ser engegen,
 ik bin echt vorklaget to degen
 van etliken deven, we se ok sin,
 van der kreien un van deme orlosen kanin,
 de ene heft sin wif verloren,
 de ander de helfte van sinen oren.
 mochte ik sulven vor den konnink komen,
 dat scholde en beden weinich vromen.
 dat meste mi wert schaden daran
 is, ik bin in des pawes ban.
 de provest heft der sake macht,
 de bi deme konninge is in groter acht.

darumme ik in deme banne bin
 is dat ik Isegrime gaf den sin,
 do he monnik was geworden,
 dat he wechlep ut deme orden,
 do he tor Elemar was begeben.
 he swor, he konde also nicht leven
 in also hardem strengen wesen,
 so lange to vasten, so vele to lesen.
 ik halp eme wech, dat ruwet mi serr,
 darvor deit he mi wedder unere
 jegen den konnink to voren an,
 un deit mi quat alwor he kan.
 schal ik to Rome, dat wil ser hinderen
 minem wive un minen kinderen,
 wente Isegrim, de let des nicht,
 he deit enen quat, wor he se kricht,
 mit anderen, de mi sin ser quat
 un söken up mi ser bosen rat.
 were ik ut deme banne gelost,
 so hadde ik sus wol beteren trost
 un mochte uprichtig mit gemake
 spreken vor mine egene sake. —
 Marten sprak: Reinke, leve om,
 ik will recht nu up na Rom,
 ik wil ju helpen mit schonen stucken
 un wil ju nicht laten vordrucken.
 bin ik doch des bischoppes klerk,
 ja, gans wol versta ik mi up dat werk,
 ik wil den provest to Rom citeren,
 un wil jegen en also pleiteren,
 set, om, un don ju excucien
 un bringen ju ene absolucien
 sines undankes, were it eme ok let,
 wente ik to Rome den lop wol wet
 wat ik schal laten efte don.
 dar is ok min om Simon,
 de mechtich is un ser vorheven,
 de helpt deme gerne, de wat mach geven.
 her Schalkevunt is dar ok en here,
 un doktor Gripto un der noch mere,
 her Wendehoike mit her Losevunde,
 dit sin alle dar unse vrunde.
 ik hebbe gelt vorhen gesant,
 hiermede werde ik best bekant.
 ja, men secht vuste van citeren,
 dat gelt isset al, dat se begeren,
 al were de sake noch so krum,
 mit gelde wil ik se kopen um.
 de gelt bringet, kricht tohandens guade,
 de dat nicht heft, de kumt to spade,
 set, om, darumme gi sit in deme ban,
 al de sake te ik mi an,
 ik neme de up mi un geve se ju quit.
 gat vri to hove, un so gi dar sit,

dar is min wif, frouwe Rukenouwe,
 wente de konnink, unse here, de louwe,
 heft se lef un ok de konniginne,
 wente se ser behende is van sinne.
 spreket se an, se is ser vrot (flug)
 wente se gerne dorch vrunde wes dot,
 gi vinden an er vruntschop grot,
 dat recht heft vaken hulpe not.
 dar sin bi er ere sustere twe
 un ok darto mine kindere dre,
 noch vele darto van juweme slecht,
 de ju bistan in juweme recht.
 mach ju den sus nen recht besehen,
 so schole gi dat in kort ok sen.
 dot mi dat jo draden to weten!
 alle de in de lant sin beseten,
 isset konnink, vrouwe, kint este man
 alle wil ik se bringen in den ban
 un senden en interdikt so swar,
 men schal dar wer hemelik este openbar
 singen, graven, dopen, wat it ok si,
 neve, hierup so trostet vri!
 de pawes is en olt krank man,
 he nimt sik nenes dingens mer an,
 also dat men siner nicht vele acht,
 men altomale des hoves macht
 heft de kardinal van Ungenöge,
 en man junk, mechtich, van behende töge.
 ik kenne ene vruwen, de heft he lef,
 de schal eme bringen enen bref,
 mit der bin ik ser wol bekant,
 ja wat se wil, dat blift nen tant.
 sin schriwer het Johannes Partic,
 he kennet wol olde munte (Münze) un nie.
 Horkenouweto is sin kumpan,
 de is des hoves kurtesan.
 Slipenunwenden is notarius,
 in beden rechten en bakkalarius.
 wo desse noch en jar dar blift,
 he wert mester in praktikenschrift.
 Moneta un Donarius
 sin twe richter int sulwe hus,
 wem desse twe afseggen dat recht,
 deme bliftet ok wol also afgesecht.
 alsus is dar mannige list
 daran de pawes unschuldich ist.
 de mot ik alle holden to vrunde,
 dorch se vorgift men nu de sunde,
 un loset dat volk ut deme ban.
 set, Reinke om, hier holdet ju an!
 de konnink heft it rede gehort
 dat ik juwe sake vore vort,
 he wet, dat ik dit wol kan werwen,
 men mach ju nicht laten vorderwen.

dit wil de konnink bedenken recht,
 dat vele sin apen un vosses slecht,
 de vaken eme geven den nouwesten rat.
 dit wert ju helpen, wo it ok gat. —
 Reinke sprak: dat is gut trost!
 ik denke des wedder, werde ik vorlost. —
 hiermit en van dem anderen scheid.

Schon ein flüchtiger Blick auf diese beiden soeben angeführten Proben wird uns zeigen, welche große Verschiedenheit in jeder Beziehung des Inhaltes zwischen dem ersten Buche des Reineke Vos auf der einen und den übrigen drei Büchern auf der andern Seite herrscht; es ist vollauf berechtigt, wenn seine Kritiker von einem ersten und einem zweiten Theile des Reineke sprechen, denn das erste Buch enthält reines, unverfälschtes, ursprüngliches Thierepos, die drei anderen Bücher enthalten moralisirende Satire, das erste Buch will nichts anderes geben, als das Leben der Thiere, die drei anderen Bücher benutzen das Leben der Thiere gleichsam nur als untergeordnetes Gerüst, um ihre Satire daran zur Schau zu stellen.

Das erste Buch ist ungemein reich an Handlung, selbst wo die handelnden Thiere nur in der Erzählung eines dritten aufgeführt sind, zeigt sich uns die lebendigste Darstellung, man vergleiche 93 bis 141 die Erzählung des Pantlers, wie der Fuchs den Hasen das Krebo singen lehren will und ihm schließlich an die Kehle geht, oder die obenangeführte Klage des Hahnes, überall Leben und Handlung, keine Spur von allgemeinen moralisirenden Sentenzen, was gesagt und erzählt wird, bezieht sich nur auf die handelnden Personen des vorliegenden Gedichtes, und alle ihre Handlungen werden so reich geschildert, so aberschließend dargestellt, daß der Leser sich in dieser Thierwelt völlig heimisch fühlt und nicht daran denkt, unter den Thiergestalten etwa den Mönch, den Krieger, den raubgierigen Ritter zu suchen, sondern wir sehen den Fuchs, den Wolf, den Hasen, den Dachs u. s. w. in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit als Thier vor unseren Blicken auftreten. Nirgend aber sind uns solche Eigenthümlichkeiten nur erzählt, sondern wir sehen sie im Leben vor uns, der Fuchs, der an die Klostermauern bei Nacht schleicht, geräth unter die Zähne der Hunde, mit genauer Noth entkommt er ihnen, da hat er für eine Zeit genug, der Hühnerappetit hat einen Dämpfer erhalten, man gewahrt nichts mehr von dem Schleicher. Aber so wie in Wirklichkeit kein Fuchs einen Hof vergessen wird, in welchem er Hühner gackern hörte, so kommt der listerne Reineke auch zu dem Kloster zurück, und nachdem er durch seine List die Hühnerfamilie ins Freie gelockt hat, ist seine erste Sorge, ihnen den Weg zum Hofthore abzuschneiden, und darauf greift er eins der besten Hühner aus der Schaar heraus. Jeder Jäger wird bestätigen, daß dieser Reineke ein Fuchs ist, wie er lebt und leidet. Als Brun der Vär des Königs Botschaft ausrichtet, kommt er, bevor er zu Reineke's Wohnung gelangt, durch eine wüste Gegend — gerade so baut auch noch heute der Fuchs gern in abgelegenen Gegenden seine Wohnung. Reineke hat aber nicht nur ein Haus, er hat manche Wohnung, und Malepertus ist die beste von seinen Burgen, darin liegt er, wenn er in Sorgen ist. Auch unsere

Füchse pflegen in einiger Entfernung vom Hauptbau sich kürzere Nöhren als Zufluchtsstätten anzulegen, ziehen sich in Zeiten der Gefahr jedoch stets auf den Hauptbau zurück, der ebenso wie Kleineke's Burg Malepertus vielerlei Ausgänge hat. Grimm hat gesagt, aus dem Kleineke wehe ihn Waldgeruch an — schöner konnte die meisterhafte Vollenbung in der Darstellung des Thierlebens nicht bezeichnet werden.

Mit ebenso großer Kunst, wie die allgemeinen Beziehungen dieses Thierreiches, sind die einzelnen Charaktere dargestellt und durchgeführt. Ueberall bleibt Kleineke seiner Natur treu, die räuberische Schalkheit verläßt ihn in keiner Lage. Nachdem er zwei Boten des Königs übel zugerichtet heimgesandt hat und nun endlich doch dem Dachs zum Hofe folgt, da peinigt ihn unterwegs sein Gewissen, er beichtet dem Dachs seine Schandthaten und erhält von ihm Absolution. Kaum ist die Beichte beendet — Kleineke hat noch ganz demüthig den Kopf gesenkt — da kommen sie des Weges an einem Kloster vorüber, eine Hühnerschaar geht außerhalb der Mauer, ein junger fetter Hahn ein wenig abseits — Kleineke kann nicht widerstehen, er springt, so reumüthig er gebeichtet hat, auf den Hahn ein, daß ihm die Federn stieben, und als Greving der Dachs in frommer Entrüstung den unverbesserlichen Sünder schilt, entgegnet dieser: ich that es so ganz in Gedanken, bittet Gott, daß er mir meine Sünde verzeihe, und dabei schielt der reumüthige Sünder fortwährend mit den begehrllichsten Blicken nach den Hühnern. Und als der Schelm verurtheilt ist und schon auf der Galgenleiter steht, kann er es nicht unterlassen, mit humoristischem Spott zu schilbern, wie zu der Zeit, wo er gemeinsam mit dem Wolfe jagen ging, Hsegrim's Weib und ihre sieben Kinder über die Beute herfielen und ihm, dem Fuchs, nichts ließen als die kleinste Rippe, von der sie aber vorher alles Fleisch abgenagt hatten. Dem Tode glücklich entronnen und wieder in Freiheit, ist er sofort ganz der alte, frißt den Hasen und schickt dem Könige statt der versprochenen Schätze Lampe's Haupt.

Wie sehr hebt sich diese reiche Handlung, diese feine Zeichnung der Charaktere hervor gegen die matte, breitgetretene Schulweisheit des zweiten Theiles! Statt des ergöglichen Lebens und Treibens der Thierwelt werden uns lange moralische Betrachtungen aufgetischt, die eher in einem Erbauungsbuche als in dem Thierepos Platz fänden, statt der feinen, so getreuen Beobachtung der thierischen Eigenthümlichkeiten des ersten Buches gibt man uns abgedroschene äsopische Fabeln, in denen die Thiere gerade wie Steine, Töpfe u. s. w. als leblose Figuranten vorgeführt werden, und statt uns zu erzählen, wie Kleineke seinen Dhm den Bären zum Honigschmaus oder Hünze den Kater zur Mäusejagd führte, will man uns begreiflich machen, auf welche Weise Kleineke die Tugenden der Kleinode darstellt, die er angeblich dem Könige schickte. Was haben Ringe mit edelen Steinen, köstliche Kämmen und Spiegel mit dem Thierepos zu thun? Wie kommt Kleineke der Fuchs zum Studium solcher Dinge? Man sieht klar, daß in dem zweiten Theile (II., III., IV. Buch) das ursprüngliche Epos gewaltsam in den Dienst der Satire gezwungen und dadurch ihm Saft und Blut und Kraft und Leben ausgetrieben worden ist.

Noch schärfer tritt die Wahrheit dieser Behauptung ins Licht, wenn wir

uns den Schauplatz der Begebenheiten und die Zeichnung der Charaktere in dem zweiten Theile genauer ansehen. In dem ersten Theile werden wir im Walde, im Felde, auf der Heide, bei Reineke's Fuchsbau und an den einsamen Klostermauern umhergeführt, im zweiten Theile antichambriren wir mit Reineke am Könighofe so lange, bis wir schließlich in die Salons des Hofes und in das Vouboir der Königin Majestät eingelassen werden; statt das Leben der Thiere auf öder einsamer Heide kennen zu lernen, hören wir die Predigten der königlichen Kammerzose. Die alten, lebensvollen Thiergestalten verschwinden, Reineke ist der alte Fuchs nicht mehr, er ist ein Taschenspieler im Frack geworden, Martin der Affe und sein Weib und seine Schwestern treten als völlig neue Personen nicht handelnd, sondern redselig schwägend auf die Bühne. Und wie schief sind alle Charaktere dargestellt! Nachdem im Anfange des zweiten Buches meisterhaft und ganz im Geiste des ersten Theiles uns erzählt wird, wie der Fuchs die Krähe fängt — er hat sich todtgestellt, auf der Heide liegt er mit verdrehten Augen, aus dem aufgesperrten Maule hängt ihm die Zunge schief heraus — hält derselbe Fuchs wenige Seiten weiter ewiglange Reden über die Verderbtheit der Welt, und als er zum Hofe des Königs kommt, muß derselbe Fuchs, dem das Herz, das selbst auf der Galgenleiter seinen Spott nicht vergaß, in die Kniekehle gefallen ist, sich von dem Affen belehren lassen, was er zu thun hat! — Es ist überflüssig, noch weiter die schiefe Darstellung des zweiten Theiles dem echten Thierepos des ersten Theiles gegenüber zu stellen.

Unsere Ansicht ist die, daß der erste und zweite Theil von verschiedenen Verfassern herrühren. Vielleicht mag ursprünglich der erste und auch der zweite Theil Ein Ganzes, von Einem Verfasser gebichtet, gebildet haben, dann ist aber ganz gewiß der zweite Theil allein für sich überarbeitet worden und dabei sind die Thierfabeln und die langathmigen satirischen Predigten in die echten Bestandtheile eingeschoben worden, zu Ungunsten der letzteren. Der holländische Uebersetzer (Willem Utenhove?) verschmolz dann beide Theile, den ursprünglichen ersten und den überarbeiteten zweiten, wieder zu einem Ganzen. Doch unterließ er nicht, auch in den ersten Theil mehrfach satirische, aber sein angebrachte Bemerkungen einzustreuen, man vergleiche z. B. Verse wie „juwe dode dochter, dat gude hon“, oder „de valsche Reinke was, de se vorbet. se wil, dat al de werlt dit wet“, u. dgl. m.

Wer den holländischen Reinaert so meisterlich zum niederdeutschen Reineke Bes umschuf, ist unbekannt, genannt worden sind ein Holländer, Hinerk van Almar, und zwei Deutsche, Nikolaus Baumann und Hermann Barlhufen, der Drucker der Lübecker Ausgabe. Doch wird wohl keiner von diesen Namen zutreffend sein. Man vergleiche über diesen Punkt Grimm's Reinhart Fuchs, Kap. 8 der Einleitung.

Martin Luther.

Ereignisse des gewöhnlichen Lebens, deren Wirkungskreis über eng gezogene Grenzen nicht hinausreicht, sind mit wenigen Worten geschildert und in ihrer Darstellung erschöpft, alltäglich flache Charaktere mit flüchtigen Linien in vollkommener Deutlichkeit umrissen, während weltbewegende Ereignisse, großartige Charaktere, welche ihrer Zeit und Folgezeit Gestaltung gaben, im Gesamtbilde nicht erfaßt werden können, wenn wir zuvor nicht die einzelnen Seiten betrachten und uns in die eigenthümlichen Pöge eingelebt haben.

Einer der gewaltigsten Geister aller Zeiten ist Martin Luther, seine rastlose Thätigkeit ist so folgeschwer geworden, daß sie in den mannigfaltigsten Verhältnissen mächtig wirkend erkannt wird, ja sogar seine gehässigsten Gegner, Feinde, die in blindem Wüthen ihn bis auf den Tod verfolgten, haben unbewußt sich unter seine siegreiche Hand gebeugt und tragen in manchen Stücken Luther's Dienstgewand.

Es kann nicht Zweck dieser Darstellung sein, ein allseitig erschöpfendes Bild des großen Mannes zu geben, es ist nicht einmal unsere Aufgabe, ihn in seiner bedeutsamsten Wirksamkeit als unerschütterlichen Glaubenshelden, als den siegesgewissen Ritter Sankt Georg zu schildern, welcher mit seinen schneidenden Waffen das Gewürm der Finsterniß aus dem Pfuhe aufjagte und es aller Welt vor Augen stellte, und zu gleicher Zeit mit starker, liebevoller Hand die schmählich gemißhandelte Wahrheit aus ihrer Schmach emporhob und sie wieder auf den strahlenden Thron setzte, der ihr gebührte, alles dies liegt nicht auf dem Felde, das wir uns gewählt haben, wir wollen hier nur zu zeigen versuchen, welche Stellung Martin Luther in der deutschen Literatur einnimmt, und wir werden sehen — so seltsam dieser Satz in jetziger Zeit auch manchem klingen mag — daß wenige deutsche Schriftsteller sich mit Luther's großem Geiste, noch weniger sich mit seiner weitreichenden Wirksamkeit messen können. Auch in der Schilderung von Luther's Leben werden wir unser Augenmerk vorzugsweise auf seine Thätigkeit im Gebiete der deutschen Literatur richten.

Alle Namen, welche bisher uns entgegentraten, waren, wie wir sahen, mehr oder weniger in Dunkel gehüllt, von mehr als einem großen Dichter wußten wir kaum mehr als den Namen, bei Luther, bei dem Manne, der den jungen, freudigen Tag heraufführte, wird es nun auch Licht, und wir sind im Stande

von seinen Lebensschicksalen und seinem Bildungsgange ein Bild zu geben, dem wohl mancher feinere, aber keiner der wesentlichen Züge fehlt*).

In dem Dorfe Mähra bei Eisleben wohnte gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Bauer Hans Luther. Mit seiner Ehefrau Margarethe hatte er sich des Jahrmarktes wegen nach Eisleben begeben, und in dieser Stadt gebar Margarethe Luther am 10. November 1483 einen Knaben, welcher am folgenden Tage getauft wurde und nach dem Heiligen des Kalenders den Namen Martinus erhielt. Bald nach der Geburt seines Sohnes zog Hans Luther in das Städtchen Mansfeld und wurde daselbst Bergmann. In Mansfeld besserten sich in der Folge auch seine zuerst sehr dürftigen Vermögensverhältnisse, welche durch eine zahlreiche Familie noch besonders drückend waren.

Hans Luther sowohl wie seine Frau führten ein arbeitames, von wenig Luxus erhärtetes Leben; nach ihren strengen, oft harten Grundsätzen wurde Martin erzogen. Da der Vater ein besonderer Freund der Wissenschaften war, so hielt er seinen Sohn frühzeitig zur Schule an; es wird erzählt, daß ein Fremd des Hauses den Knaben zuweilen zur Schule getragen habe. Durch die oft allzu strenge Behandlung von Seiten seiner Eltern, welche kleine Vergehungen mit Härte strafte, wurde der Knabe schon in seiner frühen Jugend schüchtern und scheu gemacht, er selber sagte in späteren Jahren einmal: „Meine Eltern haben mich gar hart gehalten, daß ich auch darüber gar schüchtern wurde, hernach in ein Kloster lief und ein Mönch ward, sie meinten es zwar herzlich gut, aber sie wußten die Ingenia nicht zu unterscheiden, nach welchen die Strafen einzurichten.“ Doch wird diese strenge Erziehung auch jedenfalls dazu beigetragen haben, dem Charakter Luther's jene unerschütterliche Festigkeit und jenen niederzagten Muth zu verleihen, deren er zu seinem großen Werke so dringend bedurfte. Im Alter von vierzehn Jahren wurde Martin, dem seine Lehrer die besten Zeugnisse gaben, von seinem Vater nach Magdeburg geschickt. Hier befand sich eine sogenannte Kurrendschule, unbemittelte, fähige Knaben wurden unentgeltlich in derselben angenommen und unterrichtet, sie mußten aber durch mancherlei Dienstleistungen in der Anstalt und beim Gottesdienst und durch Singen an den Hausthüren selber beitragen, ihren karglichen Unterhalt zu erwerben. Schon nach einem Jahre verließ Luther Magdeburg und kam ebenfalls als Kurrendschüler nach Eisenach. Auf seinen wenig beneidenswerthen Wegen, wenn er vor den Häusern um Brod sang, wurde ihm manche kränkende Abweisung zu Theil. Vielleicht steigerten solche Erfahrungen in Luther's Seelen die angeborene Festigkeit, welche später den Uebergang seiner Zuneigung in die schroffste Abneigung oft so jäh gestaltete, wie z. B. gegen Erasmus von Rotterdam. In Eisenach brachen endlich für den Knaben bessere Tage an; durch seine schöne Stimme und sein still ergebenes Wesen gewann er das fromme Herz einer Frau Kotta, welche ihn in ihr Haus aufnahm und die drückenden Nahrungsvorgen und Quälereien mit freundlicher Hand fern von ihm hielt.

*) Martin Luther's Leben von Gustav Pfizer, Stuttgart 1836. Desgl. von J. A. Zander, Leipzig 1858. Desgl. von R. Zimmermann, Darmstadt 1855. Von katholischer Hand geschrieben ist die Historia M. Lutheri von Cochläus, deutsch von J. G. Häber, Ingolstadt 1562.

Martin konnte nun Zeit und Eifer ungetheilt seinen Studien widmen. Vor seinen Mitschülern zeichnete er sich durch anhaltenden Fleiß ebenso wohl als durch leichte Fassungsgabe und durch Fruchtbarkeit des Geistes aus, welche ihm Aufsätze in Prosa und in Versen zum Lobe seiner Lehrer gelingen ließen. Nach der Sitte damaliger Zeit verwandte er viel Fleiß auf die religiösen und die Gedächtnißübungen und beschäftigte sich mit großer Beharrlichkeit mit der deutschen und noch mehr mit der lateinischen Sprache, welche ja als die allein zulässige Sprache für den kirchlichen Gebrauch und für den literarischen Verkehr angesehen wurde. Große Freude hatte Martin auch an der Musik, er lernte die Flöte blasen und die Laute spielen, und schon von früher Jugend an betrachtete er die Musik als ein ganz besonderes Geschenk Gottes, in späteren Jahren wies er ihr von allen Wissenschaften und Künsten gleich nach der Theologie die zweite Stelle an, und erklärte sie für eines der wirksamsten Gegenmittel gegen den Teufel, der die Musik durchaus nicht liebe.

Wohl vorbereitet ging Luther in seinem achtzehnten Jahre auf die hohe Schule nach Erfurt, um dort zuerst die damals weitbegriffene Weltweisheit zu studiren und dann nach seines Vaters Willen sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Da Hans Luther jetzt in bessere Verhältnisse gekommen war — er besaß als Eigenthum mehrere Schmelzöfen — so ließ er sich angelegen sein, nun seinem Sohne alle Schwierigkeiten des Lebens aus dem Wege zu räumen. Mit regem Fleiß, aber auch unter stetem Gebet erlernte Martin Luther die sogenannten sieben freien Künste und fing an die Jurisprudenz zu studiren. Nicht allein durch die Vorlesungen seiner Lehrer suchte er seine Kenntnisse zu erweitern, seine Wißbegierde, sein ernstes Streben trieb ihn, auch auf eigene Hand Nahrung für seinen Geist zu suchen, und mit besonderer Vorliebe verweilte er in der Bibliothek zu Erfurt. In seinem zwanzigsten Jahre kam ihm hier zum erstenmal eine lateinische Bibel in die Hände, in welcher er zu seinem Erstaunen außer den Episteln und Evangelien noch vieles andere fand. Sein Auge fiel zuerst auf die Geschichte von Hanna und ihrem Sohne Samuel, die ihn besonders ergriff. Am Studium der Rechtsgelehrsamkeit hatte er niemals großes Gefallen gefunden, sein tiefes Gemüth suchte nach anderer Nahrung. Getrieben von diesem Drange warf Luther sich auf das Studium der sogenannten scholastischen Theologie. Man versteht darunter die praktische Anwendung der griechischen Philosophie auf die kristlichen Glaubenssätze, oder vielmehr die griechische Philosophie wurde zum Beweise der kristlichen Glaubenssätze dienstbar gemacht. Eine besonders große Rolle spielte bei den Scholastikern der griechische Philosoph Aristoteles, der fast für unfehlbar gehalten wurde. Man kannte ihn aber bis zur Reformationszeit in Deutschland und den meisten anderen Ländern nicht aus dem griechischen Original, da die griechische Sprache in Deutschland erst durch Männer wie Neuchlin und Melanchthon Pflege gewann, sondern man begnügte sich mit lateinischen Uebersetzungen. Da aber auch Aristoteles nicht immer im Stande war, das plausibel zu machen, was man damals kristliche Glaubenssätze nannte, so nahm man noch manches andere zu Hülfe und die Dogmata wurden erwiesen aus der Vulgata, aus den Kirchenlehrern, aus den Konzilienbeschlüssen, den Dekreten der Päpste, aus der Vernunft und aus Aristoteles.

Um die scholastischen Theologen in ihrer nützlichen Beschäftigung noch zu unterstützen, hatten die Päpste der Freiheit ihrer Untersuchungen bestimmte Grenzen gezogen und die kampfesmutigen Scholastiker von jedem Blatteis liebevoll abgesperrt, so daß die oft sehr heftigen und mit vielem, wirklichem Scharffinn geführten Fehden der Theologen ein durchaus harmloses Schauspiel gewährten, oft aber auch Wunderdinge von Abgeschmacktheit und Albernheit zu Tage brachten. Immer aber blieb die scholastische Theologie für die Studirenden eine Ringschule des Geistes, welche, wenn sie ihren Jüngern auch sehr wenig Wesentliches gewährte, sie doch ihre Kräfte erkennen und üben lehrte. Die geringe Ansbente, welche Luther trotz seines rastlosen Fleißes davontrug, erzeugte in ihm jene Abneigung gegen die scholastischen Lehren, die er später aussprach, und als er deren Unterwürfigkeit gegen Päpste und Kirchensatzungen mit den fruchtbareren Wahrheiten verglich, welche ihm aus seiner Bibel entgegenströmten, da bewaunerte er oftmals, daß glänzende Namen, seine Köpfe wie Iodokus Trautvetter, Petrus Lombardus in solcher Wüste ihre herrlichen Geistesgaben verschwendeten. Vergebens rang Luther unter juristischen, theologischen und philosophischen Spitzfindigkeiten nach Befriedigung für sein ernstes Forschen und Streben, er fand sie nicht.

Im Jahre 1503 erhielt er von der Universität die Würde des Baccalarius der Philosophie. Da sein Körper durch unmäßiges Arbeiten geschwächt war, so versiel er bald nachher in eine schwere und gefährliche Krankheit. Während dieser besuchte ihn ein alter Priester und tröstete ihn mit Worten, an welche Luther in späterer Zeit oftmals dachte: „Seid getroßt, Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben, unser Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viele Leute trösten wird. Denn wen Gott lieb hat, dem legt er zeitlich das heilige Kreuz auf, in welchem geduldige Leute viel lernen.“

Nach seiner Genesung fuhr Luther unermüdblich in seinen Studien fort; im Jahre 1505 erlangte er als der zweite unter siebzehn die Würde des Doktors der Philosophie. Er fing nun an, über die Lehren des Aristoteles Vorlesungen zu halten. Doch umsonst war alles Ringen nach Ruhe der Seele, weder die erlangten wissenschaftlichen Ehren noch das ungetheilte Studium in damals höchstgeehrten Gebieten befriedigten Luther's Herz, und durch sonderbare und schreckliche Ereignisse wurde seine Seelenangst auf eine Höhe getrieben, in welcher er einen verzweifelten Entschluß faßte. Sein vertrautester Freund Alexius wurde an Luther's Seite vom Blitz getödtet, oder nach anderen Nachrichten in einer Gewitternacht meuchelmörderisch erstochen. Von Schrecken betäubt, von Schmerz gedrückt, körperlich leidend und trüb gestimmt, und von früher Jugend auf eingeschüchtert, entschloß Luther sich jetzt zu einem raschen Schritt. Am 17. Juli 1505 lud er einige Freunde zu sich und verbrachte einen heitern Abend mit ihnen, in derselben Nacht aber ging er in das Kloster der Augustiner Eremiten, wo er nach früher getroffener Verabredung sofort aufgenommen wurde. Seine Bücher ließ er auf seinem Zimmer zurück und nahm nur den Virgil und Plautus mit sich. Schon die Freundschaft mit diesen beiden Dichtern war ein bedenkliches Zeichen für einen, der Augustinermönch werden wollte, aber sie ist zu gleicher Zeit auch ein Beweis, daß in jener schweren Zeit krankhafter

Stimmung Luther's gesunde, kraftvolle Natur noch nicht ganz unterdrückt war. Als ein Ergebniß körperlicher und geistiger Ueberreiztheit sah Luther in späteren Jahren selber den Schritt an, er sagte: „Ich ward ja nicht gern und willig ein Mönch, viel weniger um Mästung und des Bauches willen, sondern als ich mit Schreden und Angst des Todes eilend umgeben, gelobte ich einen gezwungenen und gedrunghenen Eid und Gelübde.“

Zur Zeit seines Eintrittes war es Luther jedoch heiliger Ernst um sein Gelübde. Am nächsten Tage nahm er schriftlich von seinen Freunden Abschied und sandte der Universität seinen Magisterring und sein Magistergewand zurück. Seine Freunde, welche ins Kloster eilten um ihm Vorstellungen zu machen, wurden nicht vorgelassen. Auch seinen Eltern zeigte er schriftlich den gethanen Schritt an, diese waren darüber sehr betrübt und ungehalten. Sein Vater, der ihn zuvor, „seiner Doktorwürde zu Ehren“, mit Ehr angerebet hatte, nannte ihn in einem bitteren Schreiben nun wieder Du und sagte ihm alle väterliche Gunst ab.

Durch die Mißbilligung seiner Freunde und durch den Zorn seiner Eltern wurde Luther's Gemüth noch schwerer bedrückt. Um sich zu übertäuben, unterzog er sich bereitwillig den niedrigen Dienstleistungen, welche ihm als Novize zukamen. Und für ihn waren die ersten Zeiten im Kloster ganz besonders schlimm, denn die Mönche waren eifersüchtig auf seine Gelehrsamkeit und ungehalten über seine fromme Gewissenhaftigkeit, sie schickten ihn oft zum Betteln aus und suchten ihn zu demüthigen. Luther ertrug alles mit Ergebung und aus Seelenangst. Später, als er längst der große Reformator geworden war, sagte er selbst von sich: „Ich habe mich selbst aufs allerhöchste beflissen, klösterliche Satzung zu halten, und meinen Leib mit Fasten, Wachen, Beten und anderen Uebungen vielmehr zermartert und geplagt, denn alle die, so jezund meine ärgsten Feinde und Verfolger sind. Ich legte meinem eigenen Leibe mehr an, denn er ohne Verletzung der Gesundheit wohl ertragen konnte. Aber unsere Widersacher, die da eitel gute, sichere Leute, des sanften Pfaffen- und Klosterlebens wohl gewohnt sind und niemals ihr Lebelang keine rechte geistliche Anfechtung geschmeckt haben, glauben gar nicht, daß ich oder andere solche Dinge erfahren haben, da wir es uns so herzlich und mörderlich haben sauer werden lassen, daß wir nur unsere Herzen und Gewissen vor Gott zur Ruhe bringen möchten, und aber doch denselben Frieden in solcher gräulichen Finsterniß nirgend finden konnten.“ Ein köstliches Labfal für sein zerrissenes Gemüth blieb ihm die lateinische Bibel, welche man ihm aber nicht lange ließ, man verwies ihn dafür auf Scholastiker und Kirchenväter.

Luther's förmlicher Eintritt in den Orden geschah im Jahre 1506. Zu der Feierlichkeit seiner ersten Messe kam auch Luther's Vater, der endlich, wiewohl unwillig, seine Erlaubniß gegeben hatte. Einige Jahre verweilte Luther als Mönch im Kloster zu Erfurt. Die Zeit, welche seine Andachts- und Bußübungen ihm übrig ließen, füllte er mit eifrigem Studium aus. Neben den Scholastikern und Kirchenvätern las er fleißig die Schriften des Augustinus, den er sehr verehrte, und dessen Einwirkung auf seine Lehre man in so vielen Aussprüchen späterer Jahre erkennen kann. Luther's Klostername, den er sich

selber gewählt, war Augustinus. Die Universität Erfurt, welche ihn immer noch als ihr Mitglied ansah, verwandte sich für ihn, daß man ihn nicht so sehr mit unwürdigen Dienstleistungen überhäufe. Luther's Seelenzustand war durch den Eintritt ins Kloster nicht gemildert worden, die Dürsterheit seines Innern war vielmehr gewachsen, alle Bußübungen brachten ihm keinen Frieden, wie-wohl er sie auf eine Spitze trieb, welche selbst seinem Leben gefährlich wurde. Einmal hatte er sich mehrere Tage lang eingeschlossen und niemand zu sich gelassen. Den Klopfenden gab er keine Antwort, und als man schließlich seine Zelle erbrach, fand man ihn ohnmächtig auf den Boden hingestreckt. Durch Musik, so wird erzählt, brachte man ihn wieder zu sich. In diesen schweren Zeiten geistiger und körperlicher Qualen goß das Wort eines alten Mönches erquickenden Trost in seine ringende Seele, der Mönch verwies den bekümmerten Jüngling von den Bußübungen und Kasteiungen, womit er seine Sünden büßen wollte, ohne Trost zu finden, auf den Glauben, daß Christus aller Sünden Verzeihner sei. Dieses Mönches gedachte Luther oft mit herzlichster Dankbarkeit für seine tröstlichen Worte, sie waren der Stab, an dem seine Seele sich wieder aufrichtete, der Stab, der sein ganzes Leben hindurch ihm eine unerschütterliche Stütze blieb, und den er viel tausend anderen als festen Halt, als unverzagenden Trost in den Anfechtungen des Erdenlebens darbot.

Im Kloster zu Erfurt war Luther bekannt geworden mit Staupitz, dem Generalvikar der Augustiner in Deutschland, der zugleich Dekan der theologischen Fakultät an der Universität Wittenberg war, welche Kurfürst Friedrich von Sachsen im Jahre 1502 gegründet hatte. Diese freigebig ausgestattete Universität mit tüchtigen Lehrern zu besetzen, war des Kurfürsten eifrige Sorge, und Staupitz, der von Luther's hohem Geiste und ausgebreiteten Kenntnissen sich persönlich überzeugt hatte, veranlagte im Jahre 1508 Luther's Berufung zu einer philosophischen Professur nach Wittenberg. Ungern folgte Luther, Staupitz mußte ihn sogar an seine Ordenspflicht des Gehorsams erinnern. In Wittenberg nahm Luther wieder seinen Wohnsitz im Augustinerkloster, Vorlesungen hielt er über Physik und Aesthetik, und obwohl Luther selber öfter aussagte, daß ihm diese Studien keine sonderliche Freude gewährten, so waren seine Kollegien doch sehr besucht und er als Lehrer sehr beliebt, von nachhaltiger Wirksamkeit war auch sein persönlicher Verkehr mit der akademischen Jugend.

Als der Rath in Wittenberg ihn zum Prediger berief, widerstrebte er abermals, weil er in schüchternem Geringsachtung seiner Kräfte sich einem solchen Amte nicht gewachsen glaubte. Staupitz mußte wieder ein Machtwort sprechen. Luther's Besorgniß zeigte sich denn auch völlig ungegründet, seine Predigten fanden reichen Beifall, besonders wirksam wurden sie durch den Umstand, daß Luther sich überall auf die ihm so lieb gewordene Bibel stützte. So begann er denn schon jetzt in unscheinbarer Wirksamkeit sein großes Werk, den evangelischen Wahrheiten das Feld zurück zu erobern, von dem menschliche Selbstsucht sie verdrängt hatten.

Luther war indeß nicht der Mann, der sich willenlos vom Strom der Umstände treiben ließ, seine ganze Seele sehnte sich nach der genauesten und innigsten Beschäftigung mit der Theologie, „welche — wie er sich ausdrückte —

in den Kern der Aush, in das Innere des Weizens, in das Mark der Gebeine eindringt.“ Bald erwarb er sich die Würde eines Bakkalaureus der Theologie und damit das Recht, theologische Vorlesungen halten zu dürfen. Jetzt erst war er in seinem rechten Berufe, er hielt jetzt Vorlesungen über das alte und das neue Testament, und sein unter heißen inneren Kämpfen immer reicher und zuletzt auch ruhiger gewordenes Herz wirkte im Verein mit seiner tiefbegründeten Gelehrsamkeit mächtig und begeisternd auf seine Zuhörer. Der Ruf seines Namens verbreitete sich weithin, und vorzüglich ihm verdankte die junge Universität ihr rasches Aufblühen. Ueber seine Leistungen sprach ein berühmter Gelehrter, Doktor Mellerstadt, welcher lux mundi (Licht der Welt) genannt wurde, sich folgendermaßen aus: „Der Mönch wird alle Doktores irre machen, und eine neue Lehre aufbringen und die ganze römische Kirche reformiren, denn er legt sich auf der Propheten und Apostel Schrift und stehet auf Jesu Christi Wort, das kann keiner, weder mit Filosofei noch Soffisterei umstoßen und widersehten.“

Bei seinen Vorlesungen legte Luther den lateinischen Text der Bibel, die bereits erwähnte Vulgata, zu Grunde. Doch ging sein eifriges Streben dahin, die Bibel auch in der Ursprache lesen zu können. Seine hebräischen Studien begann Luther bereits im Jahre 1507 während seines Aufenthaltes im Kloster zu Erfurt*). Wir kommen auf diese Sprachstudien noch zurück.

Im Jahre 1510 wurde Luther in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom geschickt. Er reiste in Gesellschaft eines andern Bruders und erhielt eine Summe, um in Rom damit einen Fürsprecher zu gewinnen. In Bologna erkrankte er heftig, und fand in seiner Krankheit Trost in dem Spruche: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben.“ — In Rom beendete Luther die Geschäfte seines Ordens mit gewandter Hand. Er benutzte auch die Gelegenheit, bei dem gelehrten Juden Elias Levita Unterricht in der hebräischen Sprache zu nehmen. Alle genaueren Nachrichten über diesen römischen Aufenthalt fehlen, aber es steht fest, daß Luther eine tiefe Einsicht in das frivole Treiben des päpstlichen Hofes und des römischen Klerus gewann. Er schreibt später einmal: „Ich wollt' nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen, daß ich nicht auch Rom gesehen hätte, ich müßte mich sonst immer besorgen, ich thäte dem Papste Gewalt und Unrecht, aber was wir sehen, das reden wir.“ —

Staupitz wollte sich erkenntlich beweisen wegen der geschickten Erledigung der Angelegenheiten in Rom, der Kurfürst wollte Luther's Verdienste als Lehrer der Universität ehren, deshalb wurde Luther mit den höchsten akademischen Ehren bedacht, er wurde am 18. Oktober 1512 zum Lizenziaten, am 19. Oktober zum Doktor der Theologie oder der heiligen Schrift durch Andreas Bodenstein (Karlstadt) mit großer Feierlichkeit promovirt. Der Kurfürst hatte das Geld dafür bewilligt, denn Luther hatte nichts, von seinen Zuhörern nahm er kein Geld, und war überhaupt so sorglos um irdische Güter, daß der Kurfürst sich veranlaßt fand, ihm von Zeit zu Zeit neue Kleider zu schenken. Bei Gelegen-

*) Würdigung der lutherschen Bibelverdeutschung von Dr. Hops, Nürnberg 1847, Seite 44. Ein sehr vortreffliches Buch, welches die wärmste Empfehlung verdient.

heit seiner Promozion mußte Luther einen feierlichen Eid ablegen, daß er zu allen Zeiten die heilige Schrift studiren und predigen wolle, und diese Verpflichtung hat nach zuverlässigen Berichten anderer sowie nach seinen eignen Worten ihn oft in den schweren Kämpfen seines Lebens getröstet, wenn sein Gewissen ihm Vorwürfe machen wollte, ob er denn auch berechtigt sei, ein solches Wesen in der Kristenheit anzurichten.

Luther's Eifer, alle Quellen aufzusuchen, welche ihm das Verständniß der heiligen Schrift erleichtern konnten, wurde für ihn nun eine ernste und gern gehegte Verpflichtung. Nicht allein in der Bibel forschte er, sondern er suchte sich auch die Erfahrungen aller derjenigen zu eigen zu machen, welche sich dem Studium der heiligen Bücher hingegeben hatten, neben den Kirchenvätern bildeten Luller's Schriften einen Gegenstand ernster Beschäftigungen für Luther. Da er für alle seine Vorlesungen das Wort Gottes zu Grunde legte, so war es natürlich, daß er das Ansehen der Scholastiker und des Aristoteles um viele Stufen tiefer setzen mußte, als die Gelehrten damaliger Zeit es thaten. Schon jetzt regten sich manche Widersacher, welche des Aristoteles Ansehen gegen Luther in Schatz nehmen wollten, und die Erbitterung wurde noch gesteigert, als Luther ihnen bewies, daß sie in manchen Punkten den Aristoteles nicht einmal recht verstanden hatten. Der wissenschaftliche Streit trübte auch Luther's Beziehungen zu der Universität Erfurt. Es hatte nämlich im Jahre 1509 der getaufte Jude Johann Pfefferkorn zu Köln von dem Kaiser Maximilian I. einen Befehl auszuwirken gewünscht, daß den Juden alle Bücher außer dem Alten Testamente weggenommen werden sollten. Reuchlin, der damals der beste Kenner des Hebräischen war, wurde durch den Kurfürsten von Mainz zum Gutachten aufgefordert, er nahm die jüdische Literatur gegen den kaiserlichen Befehl in Schutz, weil viele Werke unentbehrlich seien für das Verständniß des Alten Testaments. Dadurch erregte Reuchlin den Haß Pfefferkorn's und seiner Anhänger, besonders des berühmten Dominikaners Hoogstraten. Auch vier Universitäten, darunter Erfurt, traten auf die Seite der Gegner. Doch eine große Anzahl von gelehrten und freisinnigen Männern Deutschlands trat offen für Reuchlin ein, und unter ihnen auch Luther, der den Werth selbst der von Juden verfaßten Lehrbücher der hebräischen Sprache sehr wohl erkannte.

Zu jenen Zeiten war aber das Studium der hebräischen und griechischen Sprache in Deutschland selbst für den eifrigsten Liebhaber noch keine leichte Sache. Die griechische Sprache hatte während des ganzen Mittelalters im Abendlande wenig Pflege gefunden*), Kenner des Griechischen waren selbst unter denen, welche für die Gelehrtesten galten, selten. Erwähnt wurde bereits, daß die Schriften des Aristoteles, welche doch für die Scholastiker die Grundlage aller Studien bildeten, nur in lateinischen Uebersetzungen, die aus älterer Zeit stammten, gelesen wurden. Was die Bildung des Klerus betrifft, so gibt darüber die Verordnung hinlänglichen Aufschluß, nach welcher die Geistlichen wenigstens die drei allgemeinen Glaubensbekenntnisse wissen, zum Gebrauch für den gemeinen Mann eine Erklärung des Vater Unser besitzen und die bei den heiligen

*) Hopf, a. a. O. Seite 38 ff.

Gebäuchen üblichen lateinischen Gebetsformeln zum wenigsten sollten lesen können. War nun die lateinische Kirchenübersetzung der Bibel schon vielen unverständlich, so gehörte es zu den größten Seltenheiten, wenn irgend ein Theolog sich mit dem griechischen Texte des Neuen Testaments beschäftigte. Als nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 viele gelehrte Griechen nach Italien kamen, erhielt dieses Land Lehrer und Förderer der griechischen Literatur. Die Orte, an welchen diese Studien Aufnahme fanden, waren Rom, Ferrara, Padua, Venedig und besonders Florenz. Von denjenigen, welche die genauere Kenntniß der Sprachen zur Beförderung des biblischen Studiums benutzten, verdient besonders Laurentius Valla (+ 1457) in Rom genannt zu werden, er war der erste, welcher auf die Fehlerhaftigkeit der Vulgata aufmerksam machte, wodurch er sich jedoch viele Anfeindungen zuzog. Als Lehrer der Deutschen haben sich vorzüglich drei Männer verdient gemacht: Rudolf Agricola, geb. 1443 zu Orsningen in Friesland, gebildet in Paris und Ferrara, gest. 1485 zu Heidelberg, ferner Johann Reuchlin, geb. 1455 zu Pforzheim, gest. 1522 zu Stuttgart, und Erasmus, geb. 1467 zu Rotterdam, gest. 1536 zu Basel. Letzterer war der erste, der 1516 das Neue Testament in griechischer Sprache herausgab. Nach Sachsen wurde die griechische Sprache besonders durch Petrus Mosellanus und Philipp Melancthon verpflanzt. Letzterer war in Wittenberg, wohin er auf Empfehlung Reuchlin's im Jahre 1518 von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen berufen worden war, der erste Lehrer der griechischen Sprache. Seine Gelehrsamkeit wurde bei Freund und Feind anerkannt, durch die zahlreichen Schüler, welche er bildete, wurde er der *praeceptor Germaniae*. Melancthon's Berufung war von großem Einfluß auf Luther's gelehrte Bildung. Seine Vorlesungen über den Brief an die Römer hielt Luther 1512 noch ganz nach der Vulgata, ohne alle Berücksichtigung des griechischen Urtextes, da ihm bis dahin noch keine Gelegenheit geboten war, die griechische Sprache kennen zu lernen. Als Erasmus sein Neues Testament veröffentlichte, begann Luther, griechische Studien zu treiben, aber eigentlich bekannt gemacht wurde er mit der Sprache erst durch Melancthon, Luther selbst nennt sich einen Schüler Melancthon's, er saß in dessen Vorlesungen mit vielen anderen Lehrern der Universität, und Melancthon stellte in einer Rede, worin er den Studirenden das Studium der griechischen Sprache empfahl, den Fleiß Luther's zum Vorbilde auf, der schon in reifem Alter die griechische Sprache erlernt habe. Luther und Melancthon drangen beide darauf, daß allenthalben Schulen eingerichtet und Lehrer der griechischen Sprache angestellt würden. Luther sagte: „So lieb uns nun das Evangelium ist, so hart laßt uns über den Sprachen halten,“ und Melancthon: „Es ist eine schlimmere Entweihung, der Kirche die Kenntniß der Sprachen zu nehmen, als sie goldenen und silbernen Schmuckes zu berauben.“

Auch die Kenntniß der hebräischen Sprache lag bei den Christen des Abendlandes gänzlich darnieder. Die Kenntniß des Griechischen erregte bei den scholastischen Theologen schon übeln Verdacht, die Beschäftigung mit dem Hebräischen galt beinahe für Kezerei. Der Begründer auch des hebräischen Studiums in Deutschland ist Reuchlin, Luther verehrte in ihm seinen Lehrer, er nennt

ihn 1518 in einem Briefe praeceptorem vere venerabilem, wodurch er zu erkennen gibt, wieviel er dessen Büchern verdanke. Auch mit Rabbinen und anderen Juden verkehrte Luther und suchte durch sie seine Sprachkenntniß zu erweitern. Auch mit dem Kalbäuschen war Luther, wie einzelne Stellen in den Auslegungen bezeugen, nicht unbekannt. Das Handexemplar der hebräischen Bibel, dessen Luther sich bis zu seinem Tode bediente (gedruckt Bräscia 1494), wird noch jetzt in Berlin aufbewahrt.

Wenn man nun bedenkt, daß Luther zu gleicher Zeit Prediger und Universitätslehrer war, den gebräuchlichen Uebungen in seinem Kloster sich nicht entziehen konnte und nebenbei noch mit solchem Eifer sich dem Sprachstudium hingab, so sollte man meinen, jede Stunde seiner Zeit hätte besetzt sein müssen. Doch seine große Mäßigkeit im Schlaf und in allen anderen körperlichen Bedürfnissen ermöglichte ihm auch noch die Uebernahme eines anderen wichtigen Amtes. Staupitz, der einmal längere Zeit abwesend war, übertrug an Luther die Aufsicht und Visitation von vierzig ihm untergebenen Klöstern. Luther's Amtsgewalt war ausgedehnt, er durfte Prioren ein- und absetzen. So ernannte er Johann Lange zum Prior des Klosters in Erfurt. Durch diese amtlichen Geschäfte gewann Luther eine genaue Anschauung der Gebrechen des klösterlichen Lebens. Es vereinigte sich alles, um Luther für seinen großen Beruf in jeder Weise vorzubereiten und zu rüsten. Auch manche äußerliche Prüfung trat an Luther heran, im Jahre 1516 brach die Pest in Wittenberg aus, von seinen Freunden wurde er dringend aufgefordert zu fliehen, aber er wich nicht von seinem Plage. —

So hatte Luther bis dahin als Lehrer und Prediger zur Belehrung und Erbauung vieler Geister friedlich und wenig angefochten gewirkt, bis er im Jahre 1517 durch schamlosen päpstlichen Unfug zu einer Handlung herausgefordert wurde, welche stets als der erste Stein zu dem großartigen Gebäude der Reformation angesehen worden ist. Die flotte Wirthschaft des päpstlichen Hofes ist bekannt genug, wir brauchen nichts näheres von ihr zu sagen. Um die immer leeren Ventel zu füllen, wurde der Ablassschwindel erfunden, der Kurfürst von Mainz, Albrecht, wurde der Generalagent des Papstes in Deutschland, und als vorzüglicher Reiseagent erwies sich der Dominikaner Johann Tetzel, der eines schweren Verbrechens wegen bereits einmal in einen Sack gesteckt war und ersäuft werden sollte, seiner Brauchbarkeit wegen aber begnadigt und zum Sendboten des heiligen Vaters gemacht wurde. Luther entbraunte in gerechten Zorn über die frechen Betrügereien der Ablasskrämer. In der Schloßkirche und in der Stadtkirche zu Wittenberg predigte er nachdrücklich, gab am 4. September einen Sermon gegen den Ablass heraus und schlug am 31. Oktober 1517 an der Schloßkirche von Wittenberg die 95 Sätze gegen Tetzel's Lehre vom Ablass an, die er gegen jedermann mündlich oder schriftlich zu vertheidigen sich bereit erklärte. An demselben Tage richtete er ein nachdrückliches Schreiben an den Erzbischof von Mainz.

„Ehe vierzehn Tage vergingen,“ so berichtet ein Zeitgenosse, „waren diese Sätze durch ganz Deutschland und in vier Wochen schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer und trügen's vor aller Menschen Augen. Es glaubt's kein Mensch, was für ein Geräusch davon wurde,

halb wurden sie (Luther hatte sie ursprünglich lateinisch geschrieben) ins Deutsche überfetzt, und es gefiel dieser Handel jedermann sehr wohl, ausgenommen den Predigermönchen und dem Bischof zu Halle, auch etlichen, die des Pappstes täglich genossen und die Schätze der Erde, die er erhoben hatte, weiblich gebrauchten.“ —

Auf den weitem Verlauf der Reformation genauer einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es ist weltbekannt, wie der große Luther vom Pappste in den Bann gethan wurde, wie er sich mit einem Kuthe, der die Bewunderung der kühnsten gleichzeitigen Kriegshelden erregte, in Worms vertheidigte, wie der Kurfürst Friedrich von Sachsen ihn auf die Wartburg brachte, um ihn vor Meuchelmord zu schützen, wie er nach kurzer Zeit von da zurückkehrte und gegen die gewaltigste Uebermacht seiner zahllosen Feinde sein großes Werk dennoch aufs herrlichste durchführte. Auf dem Scheiterhaufen hatte der so schmählich gemordete Huf einst geweissagt: Nach mir wird ein Schwan kommen, den werdet Ihr nicht töbten können! Der Schwan war gekommen, und Bann und Aht, Gift und gedungene Meuchelmörder vermochten den nicht zu erreichen, den die Hand des Herrn behütete.

Es ist eine anerkannte Thatfache, daß nichts die Reformation mächtiger gefördert hat, als Luther's Bibelüberfetzung, des großen Reformators Wirkamkeit hörte mit seinem Leben auf, seine Bibel aber wirkt noch heutigen Tages fort, und wird noch lange wirken. Unter allen seinen zahlreichen, zum Theil sehr hervorragenden Schriften (die Gesamtzahl übersteigt 500) reicht keins an Vollendung, an Kunstwerth, an Schönheit, an Bedeutung vielfacher Art an seine Bibelüberfetzung, und getreu unserm Grundsatz, in den Kreis unserer Betrachtungen nur die Meisterwerke unserer Literatur zu ziehen, wollen wir unsere Besprechungen hauptsächlich auf die Bibelüberfetzung beschränken. Ueber Luther's vorbereitende Sprachstudien ist bereits gesprochen worden, wir wollen nun zuerst betrachten, welche Theile der Bibel schon vor Luther in deutscher Sprache vorhanden waren, welche Quellen und Hilfsmittel Luther benutzer konnte, und sodann uns ausführlicher zu seiner Ueberfetzung oder richtigen gesagt zu seinen Ueberfetzungen wenden *).

Unter den deutschen Völkern waren die Gothen die ersten, welche sich zum Christenthum bekannten. Sie erhielten etwa 360 n. Kr. durch ihrer Bischof Ulfilas eine Bibelüberfetzung, welche mehrere Jahrhunderte im Gebrauch blieb und eine weite Verbreitung unter den deutschen Stämmen fand. Die allmälige Umgestaltung der Sprache machte neue Ueberfetzungen nöthig unter den Karolingern wurden mehrere Ueberfetzungen der ganzen Bibel oder einzelner Theile unternommen. Ein sächsischer Dichter, dessen Name nicht genannt wird, stellte um 830 auf Befehl Ludwig des Frommen die biblischen Geschichten des Alten und Neuen Testaments summarisch in deutschen Reimen zusammen, von diesem Werke sind nur die Evangelien auf uns gekommen. In demselben Jahrhundert brachte der Benediktiner Dtfried zu Weifenburg

*) Wir legen bei den folgenden Betrachtungen das schon genannte vortreffliche Buch von Spopf zu Grunde.

im Elsaß die evangelische Geschichte in gereimte Verse, und gegen 900 wurde die alte Evangelienharmonie (des Tazian 2. Jahrh. oder des Ammonius 3. Jahrh.) von einem unbekanntem Gelehrten ins Deutsche übertragen. Besonders bemerkenswerth ist die Uebersetzung der Psalmen und einiger kleinerer Abschnitte der heiligen Schrift durch den gelehrten Mönch Koller Labeo in St. Gallen 1022. Im 13. Jahrhundert übertrug Rudolf von Hohenems auf Befehl Konrad des Vierten das Alte Testament frei ins Deutsche. Alle diese Uebersetzungen sind mit Ausnahme derjenigen von Ulfilas ganz nach dem lateinischen Texte bearbeitet, und sind theilweise nur Umschreibungen des Originals.

Als die älteste noch vorhandene deutsche Uebersetzung der ganzen Bibel gilt diejenige, welche von Matthias von Beheim, einem Mönche in Halle um 1343 verfaßt wurde. Sie existirt nur als Handschrift und wird in Leipzig aufbewahrt. Bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst erschien fast gleichzeitig mit der lateinischen Ausgabe auch eine vollständige deutsche Uebersetzung des lateinischen Textes im Drucke. Diese Bibel wird gewöhnlich die Mainzer genannt, Jahr und Ort des Druckes sowie der Name des Verfassers sind unbekannt, man setzt sie etwa ins Jahr 1450. Die folgenden Ausgaben der deutschen Bibel bis auf Luther sind Abdrücke dieser ersten Ausgabe. Der Werth dieser Uebersetzung ist nicht groß, die Uebersetzung des lateinischen Textes ist eine buchstäbliche, Unrichtigkeiten, die aus Unkenntniß des lateinischen fließen, sind nicht selten, Ausdruck der Rede und Satzbau zeugen von großer Unbeholfenheit, doch findet sich in ihr ein bedeutender Vorrath von guten Wörtern, welcher den Uebersetzern des 16. Jahrhunderts bei dem Mangel aller lexicallischen Hülfsmittel wesentliche Unterstützung gewährte. Auch Luther kannte und benutzte diese Uebersetzung. Außer diesen hochdeutschen Bearbeitungen erschien auch eine flämische, Köln 1480, und zwei sächsische (plattdeutsche) in Rübek 1493 und in Halberstadt 1522. Die hochdeutschen Uebersetzungen sind bei den drei letztgenannten mit geringen Abweichungen zu Grunde gelegt. Die Psalmen, sodann die Evangelien und Episteln wurden unter dem Namen *Venariani* in vielen Ausgaben besonders gedruckt.

Alle diese deutschen Ausgaben waren aber wenig bekannt, die Geistlichkeit las, wenn sie überhaupt die Bibel ansah, nur die lateinische Uebersetzung, die sogenannte *Vulgata*, welche schon in den ersten Jahrhunderten kristlicher Zeitrechnung entstanden war. Da die Fehlerhaftigkeit der *Vulgata* allgemein anerkannt war, so entschloß sich 382 der gelehrte Presbyter Hieronimus, von dem römischen Bischof Damasus aufgefordert, die ganze Uebersetzung nach dem Grundtexte zu verbessern. Allein obwohl des Hieronimus Uebersetzung durch einen römischen Bischof veranlaßt war, obwohl sie im 7. Jahrhundert durch den Papst Gregor I. als beste anerkannt und von vielen Gelehrten gerühmt wurde, so blieb die fehlerhafte *Vulgata* doch im Gebrauch, weil die allmählig aufgetommenen kirchlichen Lehren und Einrichtungen mit dem unverfälschten Grundtexte der heiligen Schrift nicht mehr in Einklang zu bringen waren. Der Benedictinermönch Isidor Klarins (gest. 1542) wies an 8000 Stellen die Unrichtigkeit der *Vulgata* nach. Aber auch die einzelnen Ausgaben der *Vulgata* waren unter einander wieder verschieden, die Ab-

schreiber hatten Fehler gemacht, Bischöfe hatten einzelne Stellen willkürlich geändert, und wenn Luther nun die Vulgata bei Seite schob und nur nach dem Grundtexte übersezte, so muß dieses Verfahren jedem urtheilsfähigen, gerechten Richter als das allein richtige erscheinen. Und doch sind fast alle katholischen Theologen davon ausgegangen, bei der Beurtheilung der lutherischen Bibelübersetzung nur den verderbten Text der Vulgata zu Grunde zu legen, und haben sich nicht gescheut zu behaupten, Luther habe nach eigenem Gutdünken und zur Rechtfertigung seiner eigenen Irrlehre den Text der Bibel völlig willkürlich geändert, während Luther doch nur alles Fehlerhafte ausmerzte und überall mit großem Fleiß den wahren Sinn des Textes nach der Urschrift zu erforschen strebte. Unterstützt wurde Luther in diesem Streben durch die Autorität der alten Kirchenlehrer, deren Grundsatz es war: Wie die Glaubwürdigkeit des alttestamentlichen Textes nach dem hebräischen Original geprüft werden muß, so verlangt das Neue Testament eine Prüfung nach der griechischen Worten.

Dem Umstande, daß Luther bei seiner Uebersetzung auf die Ursprachen zurückging, und in allen Fällen, wo die Vulgata nicht den reinen Text gab auf die Ursprachen allein sein Augenmerk richtete, ist es zu verdanken, daß Luther's Uebersetzung so sehr viel genauer und richtiger ist, als die Vulgata.

Wir wollen nun noch in der Kürze die Bibelwerke anführen, deren Luther sich bei seiner Uebersetzung bedient hat, denn es hat sogar evangelische Theologen gegeben, welche sich nicht entblödet haben, zu behaupten Luther hätte an vielen Stellen den Sinn des Originals so ungefähr gerathen. Die Thorheit solcher Annahme erhellt am besten, wenn man betrachtet, auf welchen Grundlagen Luther steht. Die bezüglichen Werke sind folgende:

1. Die hebräische Bibel (A. T.) in der Ausgabe des Gerson Ben Moses Brescia 1494.
2. Das Neue Testament, griechisch, herausgegeben von Erasmus Basel 1516.
3. Das Neue Testament, griechisch, herausgegeben von Nikolaus Gerbelius Hagenau 1521.
4. Biblia Complutensia, Alcalá 1514—17, d. h. die ganze Bibel in hebräischer, kalbäischer, griechischer und lateinischer Sprache, mit hebräischer und kalbäischem Wörterbuche, 6 Theile, auf Veranlassung und auf Kosten des Erzbischofs Franz Ximenes de Cisneros von Toledo durch die berühmtesten Gelehrten (theils Juden, theils Christen) ausgearbeitet.
5. Das Alte Testament, griechisch, in der Uebersetzung der 70 Dolmetscher (die sog. Septuaginta).
6. Die Vulgata nach der Basler Ausgabe von 1509.
7. Septena Reuchlini, d. h. die sieben Bußpsalmen, hebräisch und lateinisch, herausgegeben von Reuchlin, Tübingen 1512.
8. Lateinische Uebersetzung der heil. Schrift von Santes Pagnina Dominikaner. Lyon 1528.

9. Lateinische Uebersetzung des Alten Testaments von Sebastian Münster, Basel 1534.

10. Glossa ordinaria, Auslegungen zur Bibel nach Walafried Strabo aus Fulda (9 Jahrh.)

11. Postillae perpetuae in Biblia von Nikolaus Lyranus, 5 Bd. Rom 1471.

12. Die lateinische Uebersetzung der Bibel von Hieronymus, und dessen Kommentare.

Höchst wahrscheinlich hat Luther auch die oben erwähnte deutsche sogenannte Mainzer Bibel gekannt und benutzt.

Was nun die Zeit der Bibelübersetzung betrifft, so heißt es gewöhnlich: „auf der Wartburg hat Luther die Bibel übersetzt,“ und man denkt dabei an ein romantisches Stilleben, während dessen Luther in langen Sitzungen mit dem heil. Geiste als inspirator im Feuereifer das große Werk vollendete. Wer dann das Lutherstäbchen auf der Wartburg betritt, der fühlt sich unangenehm berührt, wenn er den geweihten Raum so wüst findet. Aber schon die alten Biografen des Bibelübersetzers stellten den Satz auf: *Lutherus per gradus profecit, non subita inspiratione*, und in der That hat Luther auf der Wartburg nur den kleinsten Theil der Bibel übersetzt. Wir geben nachstehend eine kurze Uebersicht über Luther's translatorische Thätigkeit.

Noch ehe Luther seine Sätze gegen Tezel anschlug, hatte er 1517 eine Uebersetzung und Erklärung der 7 Bußpsalmen (6. 32. 38. 51. 102. 130. 143) herausgegeben. Das Büchlein wurde mit großem Beifall aufgenommen, bis zum Jahre 1524 wurde es allein siebenmal nachgedruckt. Im Jahre 1518 wurden einzeln herausgegeben: das Vaterunser, Psalm 110; im Jahre 1519: Matth. 16, 13—20, das Gebet des Königs Manasse; 1520: die zehn Gebote; 1521: Ps. 68, 119, 37, Luk. 1, 46, und 1 Kön. 3, Luk. 17, 11—19, Luk. 21, 25—36. Alle diese kleinen, mit Erklärung versehenen Stücke wurden mit dem größten Beifall aufgenommen.

Luther's Aufenthalt auf der Wartburg dauerte vom Mai 1521 bis zum März 1522. Erst gegen Ende des Jahres 1521 begann er das Neue Testament zu übersetzen. Er vollendete seine Arbeit in der kurzen Zeit von drei Monaten. Aber die Wichtigkeit des Werkes erforderte eine sorgfältige Prüfung und Sichtung, zu welcher Luther besonders die Unterstützung seines Freundes Melancthon wünschte. Als er nun im März 1522 nach Wittenberg zurückgekehrt war, ging er mit Melancthon an die Durchsicht des Neuen Testaments. Damals schrieb Luther an den Hofprediger Spalatín: „Ich hatte in meinem Vatmos nicht allein das Evangelium Johannis, sondern auch das ganze Neue Testament übersetzt, nun sind wir darüber, alles zu feilen, Philippus und ich, es wird (so Gott will) ein fein Werk werden. Wir bedürfen aber auch Eure Hilfe, um die Worte recht zu setzen, darum seid bereit, doch also, daß Ihr gemeine, aber keine Schloß- und Hofwörter an die Hand gebet. Denn dieses Buch will auf einfältige Art erklärt sein.“

Sobald die Durchsicht vollendet war, sorgte Luther für den schleunigen

Druck. Am 21. September 1522 wurde das Neue Testament ausgegeben. Diese äußerst seltene Ausgabe *) trug den Titel

Das Neue Testament. Deutsch. Wittenberg.
In Folio.

Weber Luther's Name, noch der Name des Druckers, noch die Jahreszahl ist genannt. Dieses Neue Testament ist in zwei Theile getheilt, der erste geht bis zum Schluß der Apostelgeschichte, der zweite Theil beginnt mit der Vorrede zum Römerbriefe und endigt mit der Offenbarung Johannis. Noch im Dezember desselben Jahres erschien eine zweite Ausgabe des Neuen Testaments, welche am Ende der Offenbarung Johannis die Worte zeigt: „Gedruckt zu Wittenberg durch Melchior Lotther ihm tausent funffhundert zwey vnd zwenzigsten Jar.“ Diese zweite, Dezemberausgabe enthält gegen die Septemberausgabe schon wesentliche Verbesserungen, welche zum Theil bei Panzer a. a. D. S. 61 aufgeführt sind. Bis 1534 erschienen in Wittenberg 17 Ausgaben des Neuen Testaments, außerdem an anderen Orten in Deutschland und der Schweiz 52 verschiedene Nachdrucke.

Wie begierig das Neue Testament überall gelesen wurde, bezeugt ein heftiger Gegner Luther's, J. Cochläus, mit folgenden Worten: „Luthers new Testament war durch die Buchdrucker dermaßen gemehrt, und in so großer Anzahl ausgesprengt, also daß auch Schneider und Schuster, ja auch Weiber und andere einfältigen Ibioten, so viel deren dies new Lutherisch Evangelium angenommen, die auch nur etwas wenig Teutsch auf ein Lebzeltten lesen gelernt, dieselbe gleich als ein Bronnen aller Wahrheit mit höchster Begierd lasen, etliche trugen dasselbe mit sich im Busen herum und lernten es auswendig. Daher maßen sie ihnen volgendts inner wenig Monaten soviel Geschicklichkeit und Erfahrung selbs zu, daß sie nicht Scheu trugen, nicht allein mit den katholischen gemeinen Layen, sondern auch mit Priestern und Mönchen, also auch Magistrern und Doktoren der heil. Schrift vom Glauben und Evangelio zu disputiren, ja auch armselige Weiber fanden sich, die sich mit Lizenziaten, Doktoren und ganzen Universitäten in Disputazion ausließen.“

Warum hatten aber die früheren deutschen Uebersetzungen der Bibel, deren es doch längst gab, sich nicht einen solchen Wirkungskreis errungen? Die Antwort lautet höchst einfach: Die früheren Uebersetzungen waren Wort für Wort aus der lateinischen Sprache in ein unverständliches Deutsch übertragen worden in Luther's Buch aber „redeten die Evangelisten und Apostel mit deutscher Zunge so vernemlich, daß die Deutschen von ihnen nicht mehr durch Sprache durch Zeit und Raum getrennt waren, sondern sie selbst zu hören und zu sehen glaubten.“

Unmittelbar an die Revision des Neuen Testaments reihte sich die Bearbeitung des Alten. Die Vollendung des ganzen Werkes verzog sich bis in

*) Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung D. Martin Luther's von Wolfgang Panzer. Nürnberg, 1783, Seite 55 ff.

zwölfte Jahr, ungünstige Verhältnisse hielten Luther von der Arbeit zurück, und die Uebertragung des Buches Hiob und der Propheten bot große Schwierigkeiten, welche zu lösen selbst bis auf den heutigen Tag noch keinem Uebersetzer gelungen ist. „Im Hiob,“ sagt Luther, „arbeiten wir, M. Philippus, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen.“ So wie die einzelnen Bücher vollendet waren, wurden sie gedruckt, frühere Stücke wurden in neuen Ausgaben mit rastlosem Fleiße umgearbeitet und die erste verbesserte vollständige Bibel erschien im Jahre 1534. Diese ebenso seltene als interessante Ausgabe trägt den Titel *):

Biblia, das ist, die ganze Heilige Schrift, Deutßch.

Mart. Luth. Wittemberg.

Begnadet mit Kurfürßlicher zu Sachsen freiheit.

Gedruckt durch Hans Lufft. M. D. XXXIII.

Der schwarz gedruckte Haupttitel steht in einem Holzschnitt, der ein großes Portal vorstellt, ganz oben ist ein alter Mann, welcher schreibt, vor ihm hängt ein Blatt, worauf steht: Gottes Wort bleibt ewig. Auf beiden Seiten stehen Pfeiler, auf denselben zwei geharnischte Engel, welche die kurfürßliche und herzoglich sächsische Wappenfahne halten. Unten an dem Portal beschäftigten sich einlge Engel mit Anheftung der Rolle, auf welcher der Titel steht, im Vordergrunde stehen verschiebene Engel, welche in Büchern lesen. Auf der ersten Seite des folgenden Blattes steht das Privilegium des Kurfürsten Johann Friedrich. Dann folgt auf fünf Blättern Luther's Vorrede zum Alten Testamente, und danach steht auf einem einzelnen Blatte ein großer Holzschnitt, der Gott vorstellt, wie er auf die neuerschaffene Welt herabsteht. In der Offenbarung Johannis befinden sich 26 Holzschnitte, von denen der Trache und die Babilonische Dirne die dreifache Krone des Papstes tragen. Die Figuren sind alle sehr schön gezeichnet.

Diese ganze erste Ausgabe war in vier Monaten vergriffen, sie wurde in alle Sprachen Europas übersezt, und trotz aller Verbote gingen Luther's Bücher reißend ab.

Wenn man den Text dieser Gesamtausgabe mit den früher erschienenen einzelnen Theilen vergleicht, so findet man besonders im Alten Testamente die wesentlichsten Verbesserungen, so daß schon in der ersten Ausgabe sich diese Bibelübersetzung Luther's als ein großartiges Meisterwerk darstellt. Aber im Jahre 1539 ging Luther mit seinen Freunden nochmals an eine mit dem gründlichsten Fleiße betriebene Durchsicht des ganzen großen Werkes. Joh. Matthäus, ein vieljähriger Hausfreund und Tischgenosse Luther's, erzählt darüber in der dreizehnten seiner vortrefflichen Predigten über das Leben Luther's folgendes: „Dr. Luther, so viel seine Schwachheit leiden wollte, fuhr fort in seinen Vorlesungen über die Genesis, daneben ging das hohe und selige Werk, die Uebersetzung der Bibel von statten, wie denn in diesem Jahre 1541) die große Bibel gedruckt ward. Dieses ist der größten Wunderwerke

*) Panzer, a. a. D. Seite 302 ff.

eins, das Gott durch Dr. Luther ausgerichtet hat, daß er in guten, verben und verständlichen deutschen Worten uns seine göttliche Offenbarung übergab. Der fromme Doktor Johann Pommer (Eugenhagen, Pfarrer in Wittenberg) hatte in seinem Hause ein eignes Fest verordnet, und feierte es jährlich wegen der Bibelübersetzung. — Als nun endlich die ganze deutsche Bibel ausgegangen war, und ein Tag lehrte immer neben der Ansehung den andern, nimmt Dr. Luther die Biblien von Anfang an wieder für sich mit großem Ernst, Fleiß und Gebet, und überfieht sie durchaus, und weil sich der Sohn Gottes versprochen hatte, er wolle dabei sein, wo ihrer etliche in seinem Namen zusammenkommen und um seinen Geist bitten, verordnet Dr. Martin Luther gleich ein eigen Sanhedrin von den besten Leuten, so damals vorhanden waren, welche wöchentlich etlich Stunden vor dem Abendessen in des Doktors Kloster *) zusammenkamen, nämlich Dr. Johann Eugenhagen, Dr. Justum Jonam, Dr. Cruciger, M. Filippum, Matthäum Aurogallum, dabei Georg Rörer, der Korrektor, auch war, oftmals kamen fremde Doktoren und Gelehrte zu diesem hohen Werk, als Dr. Bernhard Ziegler, Dr. Forsternius. Wenn nun der Doktor zuvor die ausgegangne Bibel übersehen und daneben bei Juden und fremden Sprachkundigen sich erlernet und sich bei alten Deutschen von guten Worten erfraget hatte (wie er sich denn etlich Schöps abstechen ließ, damit ihm ein deutscher Fleischer berichtete, wie man ein jedes am Schaf nennete) kam Dr. Martin Luther in das Konsistorium mit seiner alten lateinischen und neuen deutschen Bibel, dabei er auch stets den hebräischen Text hatte, Herr Filippus bracht mit sich den griechischen Text, Doktor Cruciger neben dem Hebräischen die kaldische Bibel, die Professores hatten bei sich ihre Rabbinen, Doktor Pommer hatte auch einen lateinischen Text für sich, darinnen er sehr wohl bewandert war. Zuvor hat sich jeder auf den Text gerüft, davon man rathschlagen sollte, griechische und lateinische neben den jüdischen Auslegern übersehen. Darauf proponirt dieser Herausgeber einen Text und läßt die Stimm herumgehen und höret, was ein jeder dazu zu reden hätte, nach Eigenschaft der Sprache oder nach der alten Doktoren Auslegung. Wunder schöne und lehrhaftige Reden sollen bei dieser Arbeit gefallen sein, welche M. Georg aufgezeichnet hat, und die hernach an den Rand zum Texte gedruckt sind.“ —

Luther übergab sein revidirtes Werk dem obersten Korrektor in der Lufftschen Druckerei, dem M. Rörer, mit der Weisung, daß fortan alle Biblien nach diesem Muster gedruckt werden sollten. Diese neue Ausgabe erschien 1541, doch fuhr Luther bis zu seinem Tode in seinen Verbesserungen fort, so daß die Ausgabe von 1545, die letzte, welche Luther selber besorgte, nun die Grundform bleibt, nach welcher die Echtheit aller folgenden Ausgaben zu beurtheilen ist.

In den bei Luther's Lebzeiten gedruckten Originalausgaben sind die

*) Dieses Kloster war das ehemalige Augustinerkloster; nachdem dasselbe von allen Mönchen verlassen war, übergab Luther dasselbe mit allen Einkünften dem Kurfürsten, welcher das Klostergebäude an Luther schenkte.

einzelnen Verse nicht durch Zahlen bezeichnet, diese Bezeichnung findet sich zuerst in einem Heidelberger Nachdruck vom Jahre 1568. Neben dem Texte gab Luther am Rande einige Parallelstellen, und kleine Anmerkungen, von denen viele später wieder in die sog. Hirschberger Bibel, welche Friedrich Wilhelm IV. an alle Elementarschulen Preußens vertheilen ließ, aufgenommen sind. Luther schrieb sowohl für die ganze Bibel, als auch für die einzelnen Haupttheile und Bücher Vorreden, welche den Originalausgaben einverleibt sind. Unübertrefflich ist unter diesen die Vorrede zum Römerbriefe. Die kurzen Inhaltsangaben, welche wir in unseren heutigen Bibeln über den Kapitela lesen, rühren nicht von Luther her, sondern sind erst nach Luther's Tode in die deutsche Bibel gekommen. —

Nachdem wir nun gesehen haben, mit welchem unermüdeten Fleiße Luther bis zu seinem Lebensende an der Vervollkommnung seiner Bibelübersetzung gearbeitet hat, wollen wir versuchen, den Werth des großen Werkes kennen zu lernen und einige Blicke auf andere deutsche Uebersetzungen werfen.

Wenn Luther auch bei allen seinen Arbeiten stets mit großem Nachdruck auf den griechischen und hebräischen Grundtext hinwies, und die treue Wiedergabe des Sinnes, den das Original bietet, als erste und Hauptbedingung für eine gute Uebersetzung aufstellte, so war er doch weit davon entfernt, sich der fremden Sprache slavisch unterzuordnen und Wort für Wort so zu übersetzen, daß kein Deutscher die Uebersetzung verstehen kann. Luther's Streben ging höher, sein Grundsatz beim Uebersetzen war, daß er einen deutschen Text liefern wollte, der auch wirklich deutsch sei, der allen eigenthümlichen Ausdrücken und Wendungen, allen Eigenheiten im Satzbau der deutschen Sprache gerecht werde, so daß im Nothfall lieber der Wortlaut aufgeopfert, als der Sinn des Originals unverständlich und unschön wiedergegeben wurde. Diese Art des Uebersetzens ist natürlich weit schwieriger als das Wort-für-Wort-Uebersetzen, denn sie erfordert einen Uebersetzer, der an poetischer Begabung nicht unter dem Verfasser des Originals steht, und der außerdem seine eigene Sprache völlig in seiner Gewalt hat. Durch welche Grundsätze Luther sich leiten ließ, wird uns klar werden, wenn wir Luther's eigene Erklärungen über eine Stelle hören, deren allzu freie Uebersetzung ihm vorgeworfen wurde. Er sagt:

„Christus spricht: *Ex abundantia cordis os loquitur.* Wenn ich den Eseln soll folgen, die werden mir die Buchstaben fürlegen und also dolmetschen: Aus dem Ueberfluß des Herzen redet der Mund. Sage mir, ist das deutsch geredet? Welcher Deutscher versteht solches? Was ist Ueberfluß des Herzen für ein Ding? Das kann kein Deutscher sagen. Er wollt denn sagen, es sei, daß einer allzu ein groß Herz habe oder zu viel Herzes habe, wiewohl auch das noch nicht recht ist, denn Ueberfluß des Herzen ist kein deutsch, so wenig als das deutsch ist: Ueberfluß des Hauses, Ueberfluß des Kachelofens, Ueberfluß der Bank, sondern also redet die Mutter im Haus und der gemeine Mann: Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über, das heißt gut deutsch geredet, deß ich mich geflissen und leider nicht allwege erreicht noch trocken habe. Denn die lateinische Buchstaben hindern aus der Maßen sehr, gut deutsch zu reden.“

Jedermann wird die Schönheit dieser Uebersetzung fühlen, und niemand wird behaupten wollen, daß Luther den Sinn verfehlt habe. An vielen Stellen hat er in dieser echt künstlerischen Weise übersezt, aber es hat oft genug „Esel und Rezensenten“, wie Göthe sagt, gegeben, welche nicht im Stande waren, solche Schönheiten der Uebersetzung einzusehen, sie fanden bei der Vergleichung eine Abweichung von dem Wortlaute des Originals, und flugs schrien sie: Luther hat einen Stock geschossen! Ueber solche armselige Splitterrichter wollen wir weiter kein Wort verlieren. Doch müssen wir uns die Frage vorlegen: Finden sachverständige, unbefangene Richter keine Fehler in Luther's Uebersetzung?

Der Jesuit L. Maimburg hat über Luther's großes Werk die schamlose Lüge ausgesprochen: *Addit et omisit pro lubita, quae dogmatibus suis obstabant vel serviebant* (nach seinem Belieben sezte er zu und ließ fort, was den von ihm aufgestellten Glaubenssätzen im Wege stand oder ihnen dienlich war). Als Antwort wollen wir Luther's eigene Worte anführen: „Doch hab ich wiederum nicht allzu frei die Buchstaben lassen fahren, sondern mit großen Sorgen sammt meinen Gehilfen darauf gesehen, daß wo etwa an einem Ort gelegen ist, hab ichs nach den Buchstaben behalten und bin nicht so frei davon gangen, als Joh. 6 da Kristus spricht: diesen hat Gott der Vater versiegelt, da wäre wohl besser deutsch geweest, diesen hat Gott der Vater gezeichnet, oder diesen meint Gott der Vater. Aber ich habe eher wollen der deutschen Sprache abbrechen, denn von dem Wort abweichen.“

An einer andern Stelle: „Wiederum haben wir zuweilen auch stracks den Worten nach gebolmetst, ob wirs wohl hätten anders und deutlicher können geben, darum daß an denselben Worten etwas gelegen ist, als Ps. 68, 19: Du bist in die Höhe gefahren und hast das Gefängniß erlöst. Hier wäre es wohl gut deutsch gewesen: Du hast die Gefangenen erlöst, aber es ist zu schwach und gibt nicht den feinen reichen Sinn, welcher im Hebräischen ist, da es sagt: Du hast das Gefängniß gefangen. Welches nicht allein zu verstehen gibt, daß Kristus die Gefangenen erledigt hat, sondern auch das Gefängniß also weggeführt und gefangen, daß es uns nimmermehr wiederum fangen kann und soll, und ist so viel als eine ewige Erlösung.“

Wir müssen die Verklümmung des Jesuiten als nichts anders als eine Tendenzlüge bezeichnen. Der Zweck derselben liegt auf der Hand: eine Partei, welche dem Worte der Apostel und der ehrwürdigsten Kirchenlehrer entgegen den uneingeschränkten Gebrauch der Bibel verbietet, wird sich auch nicht scheuen eine Lüge auszusprechen, um vom Lesen einer unverfälschten Bibelübersetzung abzuhalten. Wo sollten auch Papst, Jesuiten und Pfaffen bleiben, wenn alle Katholiken die unverfälschte Bibel in die Hand bekämen!

Wenn Luther in seinem Sendschreiben an Lind sagt: „Ich habe das Neue Testament verdeutscht auf mein bestes Vermögen und auf mein Gewissen. Ich wollt freilich ungern einen Buchstaben muthwilliglich unrecht verdolmettschen“ — so wird jeder Unbefangene die Berechtigung zu dieser Behauptung zugestehen müssen, wenn Luther auch nicht überall den Buchstaben wiedergegeben hat. Einige Stellen gibt es freilich, besonders im Jesaias,

welche bis auf den heutigen Tag den besten Kennern der hebräischen Sprache dunkel geblieben sind, auch hat man naturwissenschaftliche, besonders zoologische Ausdrücke jetzt richtiger übersetzen gelernt, aber wenn dem großen Luther auch in solchen Sachen Unrichtigkeiten nachgewiesen werden, welche Bedeutung hat es denn für unsere Religion, ob der Behemoth das Flußpferd oder das Rhinoceros, oder sonst ein manlauffsperrendes Vieh sein soll? Wem das Flußpferd noch nicht genügt, sein Gewissen zu beschwichtigen, der möge sich in Gottes Namen zu dem Rhinoceros gesellen!

Es wird passend sein, hier einen Ausspruch Göthe's über Luther anzuführen, er sagt: „Daß dieser treffliche Mann ein in dem verschiedensten Stile verfaßtes Werk und dessen dichterischen, geschichtlichen, gebietenden, lehrenden Ton uns in der Muttersprache wie aus Einem Gusse überlieferte, hat die Religion mehr gefördert, als wenn er die Eigenthümlichkeit des Originals im einzelnen hätte nachbilden wollen. Vergebens hat man nachher sich mit dem Buche Hiob, den Psalmen und anderen Gesängen bemüht, sie uns in ihrer poetischen Form genießbar zu machen. Für die Menge, auf welche gewirkt werden soll, bleibt eine schlichte Uebersetzung immer die beste. Jene kritischen Uebersetzungen, die mit dem Original wetteifern, dienen eigentlich nur zur Unterhaltung der Gelehrten unter sich.“

Wie eine solche kritische Uebersetzung sich ausnimmt, davon möge folgender Anfang des 22. Psalmes Zeugniß geben (die Psalme, verdeutscht von R. Sachs 1835):

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du verlassen mich?
 Bist fern von der Hilfe mein,
 Den Ausrufen des Geföhnes mein.
 Mein Gott, ich rufe Tages und nicht antwortest du,
 Und Nacht, und nicht wird Raht mir.
 Und du — ein Heiliger thronend, Ruhm Israels.
 Auf dich vertrauten unsre Väter,
 Vertrauten, und du erstöfdest sie.
 Zu dir schrieten sie und kamen durch
 Auf dich vertrauten sie, und wurden nicht zu Schanden.
 Und ich, ein Wurm und Unmann,
 Der Menschen Hohn und ein Volksgeschmähter.
 Alle, die mich sehen, spotten mein,
 Berzerren die Lippen, schütteln das Haupt.
 Leg dich auf Gott! — er wird befreien ihn,
 Wird retten ihn, weil er Lust hat an ihm.“ —

Ist das deutsch? Und wer kann eine solche Uebersetzung genießen? Hier ist auf Kosten aller anderen Erfordernisse einer guten Uebersetzung nur der strenge Wortlaut berücksichtigt. Das ist derselbe Fall, als wenn ein Mensch etwa seinen Arm mit schönen Kleidern zieren, den übrigen Körper aber in größter Verwilderung lassen wollte. Die eben angeführte Uebersetzung des 22. Psalmes stellt sich genau auf dieselbe Stufe, wie diejenigen Leute, welche die deutsche Sprache mit Flickwörtern und Lappen verunstalteten, welche fremden Sprachen entnommen waren.

Wir berühren hier einen neuen Vorzug der Luther'schen Bibelföbersetzung: ihre Reinheit, ihr echt deutsches Gepräge. Luther vermeidet im Texte seiner Uebersetzung geflissentlich jedes Fremdwort, welches vermieden werden kann, für jedes Amt, jede Verrichtung, jede Einrichtung, welche dem jüdischen Volke eigenthümlich war, gibt er einen entsprechenden deutschen Ausdruck, öfter hat er selber diese Ausdrücke erst gebildet, und meist in der glücklichsten Weise, z. B. Wörter wie Kämmerer, Schriftgelehrter, Hohepriester, Landpfleger, Speisemeister, Feldhauptmann, und viele andere, die vor Luther in der deutschen Sprache noch nicht existirten. Es ist wahrlich keine geringe Sache, für eine Sprache neue, brauchbare und lebensfähige Wörter zu schaffen. In seiner Uebersetzung der Werke Homer's hat Joh. Heinr. Voss auch versucht, neue deutsche Wörter zu bilden, aber wieviele von ihnen sind wirklich von dem deutschen Volke als echt anerkannt worden? Nicht ein einziges! Eine der herrlichsten Uebersetzungen aller Zeiten und aller Völker ist die Uebersetzung des Shakespeare von Schlegel, bis heute ist sie noch nicht von irgend einer andern Uebersetzung erreicht worden, aber neugebildete deutsche Wörter hat auch Schlegel nicht.

Luther war nicht allein der große Reformator, nicht allein der bis zum äußersten gewissenhafte gelehrte Uebersetzer, er war auch ein Dichter von nicht geringer Begabung, sein feiner, musikalisch gebildeter Takt erkannte das Wesen seiner Muttersprache, und unbeirrt durch das Lateinische, welches sich in den wissenschaftlichen Kreisen so breit machte, gab er seinem Deutsch den klarsten Satzban, den treffendsten Ausdruck, und sein dichterischer Genius verlieh der Sprache seines Volkes eine Würde, eine Kraft, einen Reichthum der Wendungen, daß im wahrsten Sinne der Satz gilt: Luther hat ebenso wie er dem deutschen Volke seine Religion klärte und neu wiederschenkte, so auch die deutsche Sprache gereinigt und ihr neues Leben eingehaucht, und als im 17. Jahrhundert die deutsche Sprache in der jämmerlichsten, unwürdigsten Weise unter die Füße getreten und mit den elendesten Abfallsbrocken fremder Völker fast zu Tode genudelt wurde, da ist es Luther gewesen, der durch seine Bibel wieder rettend und aufbauend auf den Plan trat und das deutsche Volk wieder deutsch sprechen lehrte. Wer erkennen will, wieviel unsere heutige Sprache dem Worte des großen Reformators verdankt, der vergleiche nur einmal den besten deutschen Stil, der je geschrieben worden ist, den Stil Lessing's, mit der Luther'schen Bibelföbersetzung, die Aehnlichkeit im Satzban, in der Wortstellung, im Ausdruck ist überraschend. Und die herrlichen, kraftvollen Lieder unseres unvergesslichen Ernst Moritz Arndt, erinnern sie nicht unmittelbar an Luther's Sprache? Fürwahr! der Mann, der Luther, ist so groß, daß jeder seiner Aermel noch ein Kleid für einen Riesen abgeben könnte! Nicht allein unter seinen Freunden steht er als gewaltiger Führer und Feldherr da, auch seine Feinde müssen ihm Tribut zollen, denn auch die Katholiken Deutschlands haben durch Luther deutsch gelernt. Derjenige Mann, dessen Urtheil in diesem Punkte unbedingt entscheidend ist, Jakob Grimm, sagt: „Luther's Sprache muß ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber, für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen

Sprachniedersezung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meistens zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks abgewichen worden ist. Man darf das Neuhochdeutsche in der That als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen freieathmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte. Unsere Sprache ist nach dem unaufhaltbaren Laufe aller Dinge in Lautverhältnissen und Formen gesunken, was aber ihren Geist und Leib genährt, verjüngt, was endlich Blüthen neuer Poesie getrieben hat, das verdanken wir keinem mehr als Luther.“

Nachstehend geben wir den 23. Psalm in verschiedenen Uebersetzungen, damit jeder selbst vergleichen kann. Neben Luther's Uebersetzung (1545) stellen wir die Uebersetzung des Katholiken Allioli (1836), des Protestanten de Wette (1839), und des Juden Junz (1843):

Luther 1545.	De Wette 1839. (Protestant.)	Allioli 1836. (Katholik.)	Junz 1843. (Jude.)
Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue, und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele, er führet mich auf rechter Straße, um seines Namens willen.	Jehova ist mein Hirt, ich leide nicht Mangel. Auf grünen Angern lagert er mich, zu stillem Wasser führt er mich. Meine Seele erquickt er, leitet mich in Geleisen des Heils, um seines Namens willen. Auch wenn ich wandle durch ein Thal des Todeschattens, fürcht' ich nichts Uebles, denn Du bist bei mir, Dein Steden und Dein Stab, die trösten mich. Du rühstest vor mir ein Rohr, Angesichts mei- ner Feinde, salbest mit Del mein Haupt, mein Becher fließt über. Ja, Glück und Huld folgen mir all mein Leben lang, und ich wohne im Hause Je- hova's immerdar.	Der Herr regieret mich und nichts wird mir mangeln. Auf einem Weidplase, da hat er mich gelagert, am Wasser der Er- quickung mich erzogen, meine Seele befehret, mich geführt auf die Wege der Gerechtigkeit, um seines Namens willen. Denn wenn ich auch wandle mitten im Todeschatten, so will ich nichts Uebles fürchten, weil Du bei mir bist. Deine Ruthe und Dein Stab die haben mich getröstet. Du hast einen Tisch vor meinem Ange- sichte bereitet wider die, so mich quälen. Du hast gesalbet mit Del mein Haupt, und mein berauschender Becher, wie herrlich ist er: Und Deine Barmherzigkeit folget mir all' die Tage meines Lebens, daß ich wohne im Hause des Herrn auf lange Zeit.	Der Ewige ist mein Hirt, ich darbe nicht. Auf grasigen Auen an stille Wasser leitet er mich. Meine Seele labt er, führt mich auf das rechte Geleise, um seines Namens willen. Auch wenn ich gehe im Thale des Todeschattens, fürcht ich kein Leid, denn Du bist mit mir. Dein Stab und Deine Ruthe — sie trösten mich. Du richtest vor mir einen Tisch an, Angesichts meiner Be- dränger, tränkst in Del mein Haupt, mein Kelch fließt über. Ja, nur Glück und Heil folgen mir nach all meine Lebenstage, und ich lehre zurück in das Haus des Ewigen für die Dauer der Zeiten.

Nur wenige vergleichende Bemerkungen wollen wir hinzufügen. Im Gegensatz zu den drei anderen Uebersetzungen finden sich in der Uebersetzung des Katholiken viele Nebensätze und viele Verbindungen durch „und“, die Nebenweise erhält dadurch etwas Schleppeendes, Eintöniges, sie blüßt völlig den Schwung ein, welchen die drei übrigen Uebersetzungen zeigen. Luther's Uebersetzung ist bei weitem lebendiger, sie zeigt weit mehr Handlung, als alle übrigen, und sie ist am glücklichsten in der Wahl der zusammen gehörigen Ausdrücke. „Der Herr ist mein Hirte“ — ein Hirt schützt, ernährt, erfreut seine Heerde, und dieser Hirt ist der Herr über Himmel und Erde, in dem Worte „Herr“ liegt zugleich die Fülle der Macht ausgebrückt, welche für die Leistungen eines Hirten von so großem Belang sind. „Jehova“ — „der Ewige“ geben diesen Nebensatz nicht. „Der Herr regieret mich“ — hier ist das ganze schöne Bild total verwischt, an die Stelle des patriarchalischen Vertrauens tritt die Zuchttruthe, außerdem aber läßt sich aus dem „Regiert werden“ durchaus nicht schließen, daß der Regierte keinen Mangel leiden wird, während es selbstverständlich ist, daß der Hirt seine Heerde vor Mangel schützt.

Luther sagt: „er weidet mich auf einer grünen Au“ — der Ausdruck „weidet“ paßt am besten zu „Hirt“, und gewährt ein reiches, lebensvolles Bild, vor unseren Augen zeigt sich der Hirt, der seine Heerde weidet, d. h. sie hierhin und dorthin führt, wo das beste Futter steht, wo der kühle Schatten Schutz gegen Sonnengluth gewährt, das „Weiden“ schließt auch den steten, sorgsam umschauenden Schutz von Seiten des Hirten mit ein. „Auf einem Weidplaz, da hat er mich gelagert“ — „auf grünen Angern lagert er mich“ — „auf grasigen Auen läßt er mich ruhen“ — alle drei Bilder zeichnen einen Zustand der Ruhe, wo Luther's Wort lauter Leben gibt. Und ist eine Heerde, welche auf der futterreichen Au sich lagert oder ruht, wohl ein richtiges Bild? Werden alle Thiere der Heerde nicht lieber dem Futter nachgehen? —

Luther sagt: „und führet mich zum frischen Wasser“ — wieder dieses lebendige Bild, der Hirt selber führt, er geleitet und bewacht die Heerde, und er bringt sie zu frischem Wasser, die Wette und Junz sagen „stille Wasser“, aber stilles Wasser ist nie so angenehm zum Trinken wie das frisch rauschende. „Am Wasser der Erquickung (hat er) mich erzogen“ ist gar kein Deutsch, was heißt „Wasser der Erquickung“? Ueberdies ist die Uebersetzung ganz falsch, ebenso falsch wie das folgende „meine Seele befehret“.

„Er führet mich auf rechter Straße,“ wie Luther sagt, gibt ein Bild aus dem wirklichen, vollen Leben, und ist ein sehr guter deutscher Ausdruck. „Wege der Gerechtigkeit“ ist nicht deutsch, noch schlechter ist „Geleise des Heils“, „Geleise“ allein ist weit unfreier als „Straße“, aber ein enges, von allen Seiten eingedämmtes „Geleise“ waren die Satzungen des Judenthums, eine breite, freie, schöne „Straße“ ist der Weg, den der Krist geht. —

In dieser Weise läßt sich die Vergleichung durchführen, und nicht allein an dieser Stelle, sondern an allen Stellen. Auf Luther's Seite steht stets die schönere, kernigere Sprache, die klarste Verbindung der Sätze, der treffendste, lebendigste Ausdruck, und auf seiner Uebersetzung liegt stets ein poetischer

Sach, oft zeigt sie einen erhabenen Schwung, wie das bei keiner andern Uebersetzung der Fall ist. Noch soll der Mann kommen, der Luther's Meister sein will!

Ebenso, wie Luther in seiner Bibelübersetzung der bahnbrechende, gesetzgebende Genius ist, so ist er es auch auf dem Gebiete des protestantischen Kirchenliedes. Seine 37 Kirchenlieder *), von denen fünf selbständig, die übrigen nach älteren deutschen oder lateinischen Mustern gebichtet sind, haben die Muster für alle folgenden Lieberdichter der evangelischen Kirche abgegeben. —

Was das bedeutendste ist aus Luther's literarischer Thätigkeit, das haben wir besprochen. Noch manche herrliche Schrift — er verfaßte deren, wie schon gesagt, mehr als fünfhundert — ist seiner rastlos thätigen Feder entflohen, doch auch nur die bedeutendsten dieser Schriften zu besprechen, würde den hier zugemessenen Raum weit übersteigen. Dem Zwecke unseres Buches gemäß wollen wir noch einige Nachrichten über Luther's Privatleben **) folgen lassen.

Als Luther nach dem Reichstage in Worms auf die Wartburg gebracht wurde, gefiel ihm dieser Aufenthalt sehr wenig, das behagliche Gefühl der Rettung und der Sicherheit blieb ihm völlig fremd. An Melancthon schrieb er: „Betest Du nicht für mich, daß meine Flucht, die ich ungern zuließ, zu größerer Verherrlichung Gottes ausschlage? und ich wünschte gar sehr zu erfahren, wie sie Dir gefalle. Ich besorgte, es möchte scheinen, als verlief ich das Schlachtfeld, doch war kein Ausweg, den Rathenden und Zurebenden zu widersprechen. Ich wünsche mir nichts besseres, als der Wuth der Feinde mit verhängten Zügeln mich entgegen zu werfen.“ Vergebens suchte man ihn durch Spaziergänge und durch Jagd zu zerstreuen, die Gluth seiner reformatorischen Gedanken verließ ihn selbst nicht auf der Jagd. An den Hofprediger Spalatin schrieb er: „Ich bin letzten Dienstag auf der Jagd gewesen, zwei Tage, um auch jenes bitter-süße Vergnügen der Helden kennen zu lernen, wir haben geangen zwei Hasen und einige Rebhühner, fürwahr eine gar passende Beschäftigung für müßige Menschen! Ich aber machte mir auch unter den Hund und Regen theologische Gedanken, und soviel Lustbarkeit mir jenes Schauspiel verschaffte, so viel mengte das dahinter verborgene Mitleid und Schmerz darunter. Denn was anderes bedeutet jenes Bild, als daß der Teufel hinterlistig durch seine Gottlosen, Meister und Hunde, d. h. die Bischöfe und Theologen, nachjagt den unschuldigen Thierchen? Nur gar zu sehr hat vor meine Seele das betrübte Mysterium von den einfältigen und gläubigen Seelen. Und dazu kam noch ein schreckliches Bild und Zeichen. Denn da wir auf mein Verwenden ein Häßchen lebendig erhalten hatten, und ich es in die Aermel meines Rockes eingewickelt hatte und eine Weile wegging, da lebten derweil die Hunde den armen aufgefundenen Hasen, bissen ihm durch den Rock hindurch das rechte Bein ab und erwürgten ihn. Ja so

*) Herausgegeben von Schneider, Berlin 1856.

***) Pfizer, a. a. O. S. 246, 580, 855, 870.

wüthet der Papst und der Satan, daß er auch die geretteten Seelen wieder verderbt und meine Mühe vereitelt. Ich bin satt dieser Art Jagd, mir schmeckt die andere Art süßer, wo Bären und Wölfe, Eber und Fische und andere gottlose Lehrer mit Wurffspießen und Pfeilen erlegt werden.“

Oft wurde er von hartnäckigen Krankheitsanfällen geplagt, seine Gemüthsstimmung wurde durch alles dieses recht düster, er glaubte sich von schlimmen und verschmitzten Teufeln geplagt, und in einer solchen Stunde mag es auch wohl gewesen sein, wo ihm, wie er meinte, der leibhaftige Satan erschien, nach welchem er in seinem Zorne das schwere bleierne Tintensafß warf, welches noch jetzt auf der Bibliothek in Wolfenbüttel *) aufbewahrt wird. Doch mäßig, wie er sich selbst nennt, war Luther in den zehn Monaten auf der Wartburg nicht, davon zeugen die großen Arbeiten, welche er in der kurzen Zeit vollendete, und die vielen ausführlichen, meist lateinischen Briefe, welche er schrieb. Die Wartburg nannte er selbst in späteren Jahren noch sein Patmos, seinen Verbannungsort.

Kurze Zeit nachdem Luther nach Wittenberg zurückgekehrt war, wurde das Augustinerkloster von allen Mönchen verlassen. Das Gebäude schenkte der Kurfürst, wie bereits erzählt wurde, an Luther, der am 9. Oktober 1524 das bisher beibehaltene Mönchskleid ablegte. Am 13. Juni 1525 verheirathete er sich mit einer aus dem Kloster Nimptschen geflüchteten Nonne, Katharina von Bora. Kätchen war von adliger Abkunft, aber ohne Vermögen, sie war damals 26 Jahr alt, Luther 42 Jahr, dem Bilde in Wolfenbüttel nach zu urtheilen, muß Kätchen recht hübsch gewesen sein. Die Briefe Luther's in seinem Ehestande verrathen eine heitere und vergnügte Stimmung. Einmal sagte er: „Im ersten Jahr des Ehestandes hat einer seltsame Gedanken, wenn er über Tisch sitzt, so denkt er: vorhin warst Du allein, und bist jetzt selbänder. Also saß meine Kätche im ersten Jahr bei mir, wenn ich studirte, und da sie nicht wußte, was sie reden sollte, fing sie an und fragte mich: Herr Doktor, ist der Hochmeister in Preußen des Markgrafen Bruder?“ — Luther hielt seine Kätche sein ganzes Leben hindurch hoch und theuer, und lebte mit ihr in glücklichster Ehe. In seinem Testamente übergab er seiner Kätche bis zu ihrem Tode die alleinige Nutznießung seines kleinen Vermögens, welches aus dem Landgütchen Zeilsdorf, einem Wohnhause und einigen geschenkten Kleinoden, etwa 600 Gulden an Werth, bestand. Denn Luther war stets arm geblieben, für seine Vorlesungen nahm er nie etwas, und gegen Nothleidende war er so milthätig, daß er öfter sogar das Haushaltsgeld seiner Kätche, einmal sogar ihre Pathengeschenke angriff. Luther's Ruhm durchdrang alle Länder, in Wittenberg strömten Studenten aus ganz Europa zusammen. Luther aber blieb stets einfach und bescheiden, sehr einfach in seiner Kleidung und seinen Sitten. Dabei zeigte er in seinem Privatleben die liebenswürdigste Duldsamkeit gegen die Fröhllichkeit anderer, die Musik liebte er über alles, die Künste und Wissenschaften wollte er nicht von der Religion unterdrückt sehen, wie

*) Ebenbaselbst befindet sich auch Luther's Schreibfeder, ein Stück seiner Loga und die Silber Luther's und seines Kätchen's, von Lukas Kranach meisterhaft gemalt.

alle, sagte er, Wänten der Religion dienen. Einen fröhlichen Tanz in geschlossener Gesellschaft billigte er, und erlaubte ihn auch in seinem eigenen Hause. Gern sah er, daß die Schüler der lateinischen Schule die Komödien des Terenz aufführten, denn er war der Meinung, daß solche Aufführungen in vieler Hinsicht sehr bildend seien.

Von Luther's sechs Kindern überlebten ihn seine drei Söhne. Seine Tochter Magdalene starb in ihrem dreizehnten Jahre, ihr Verlust schmerzte ihn tief. Als sie in den letzten Tagen lag, fiel er vor ihrem Bett auf die Knie und weinte bitterlich und betete, daß Gott sie doch erlösen wolle, darauf verchied sie in seinen Armen.

Ueber die Erziehung und Bildung seiner Kinder wachte er mit großer Liebe und Sorgfalt und ermahnte sie stets zur Demuth. In seiner Familie fand er immer wieder Trost und Freude, wenn die tausendfachen Anfeindungen der Welt ihn verletzt hatten.

Luther starb in seinem Geburtsorte Eisleben, wohin er sich im Januar 1546 begeben hatte, um einen Streit zwischen den Grafen von Mansfeld und einigen ihrer Unterthanen zu schlichten. In der Nacht vom 17. zum 18. Februar 1546 schief der große Reformator sanft und ohne alle Schmerzen ein.

Sein ganzes Leben lang in den heißesten Erbsalen und in den schärfsten Aufsehtungen, ist Luther ohne alle Berücksichtigung eigenen Vortheils ein Vorkämpfer der wahren, auf Recht und Gesetz gegründeten Freiheit gewesen. Kein größeres Vorbild des unermüdblichsten Strebens, des uneigennützigsten Ringens nach Licht und Wahrheit, des treuesten Festhaltens an der einmal erkannten und errungenen Wahrheit kann gefunden werden, als Martin Luther.

Hans Sachs.

So wie jeder einzelne Mensch, in dessen Herz ein Strahl höherer Erkenntniß gedrungen ist, unaufhaltfam sich getrieben fühlt, nach Vervollkommnung zu streben, so geht auch durch die ganze Menschheit hindurch ein unablässiges Ringen nach Erkenntniß. Die Hand dessen, der ein Vater aller Menschen ist, hat diesen göttlichen Trieb dem Menschengeschlechte zu eigen gegeben, es muß ihm folgen, und es folgt ihm, es hat bis auf den heutigen Tag noch keinen Stillstand in der Entwicklung der Menschheit gegeben, und wer die Welt zum Stillstand oder gar zum Rückschritt verdammen will, der kann unmöglich in seiner Brust auch nur einen einzigen Funken eines höhern Geistes, auch nur einen einzigen Zug nach Wahrheit tragen, der raubt dem Menschen das Höchste und Beste, was die Hand Gottes ihm verliehen: das Streben zu Gott!

Nicht in gleichmäßig ruhigem Gange ist die Entwicklung der Menschheit von Anbeginn fortgeschritten, sie ist gehemmt und beschleunigt worden, nach Gesetzen, welche dem Menschenauge unerforschlich sind. Die Geschichte zeichnet uns Gestalten, welche aus finstrier Nacht auftauchen, und finstrie Nacht um sich her verbreiten, Feinde der Wahrheit und des Lichtes wollen sie alle Wege der Erkenntniß verstopfen und alles geistige und körperliche Wohlsein des Menschen vernichten. Die Geschichte zeichnet uns aber auch Helden, welche mit ungebeugtem Muthe den Kampf gegen die Finsterniß und ihre Heulerstnechte aufnahmen, Helden, welche in gottgesegnetem Thun den Sieg errangen und um mehr als einen Schritt die Entwicklung der Menschheit förderten. Einer dieser Helden, dieser Vorkämpfer für die Wahrheit, und zwar einer der großartigsten, dessen Erfolge besonders darum so ungeheuer waren, weil selbst im heißesten Kampfe ihn nie die Besonnenheit verließ, und weil selbst die nächsternde Probe des Lebens ihn nie, auch nur eine Stunde seinem hohen Verufe entfremden konnte, einer dieser Helden war Hans Sachs, der Schuster von Nürnberg.

Hans Sachs *) wurde im Jahre 1494 am 5. November in Nürnberg geboren. Zur Zeit seiner Geburt wüthete in seiner Vaterstadt die Pest, seine Eltern wurden beide davon ergriffen, genasen aber, das Kind blieb verschont. Wahrscheinlich wegen der großen Gefahr der Ansteckung wurde Hans Sachs an dem Tage seiner Geburt getauft. Sein Vater war ein Schneider, der seinen Sohn zu allem Guten ermahnte und ihn im Alter von sieben Jahren in die lateinische Schule schickte. Diese Schulen wurden in der damaligen Zeit meist von Mönchen ziemlich schlecht geleitet. Hans Sachs lernte außer den Elementargegenständen auch die griechische und lateinische Sprache, doch darf man eine gründliche gelehrte Ausbildung nicht annehmen, Hans Sachs selber berichtet später, die Sprachen habe er völlig wieder vergessen **). Aus einem heftigen Fieber, welches den neunjährigen Knaben dreißig Tage lang auf dem Krankenbett warf, errettete ihn die Hand Gottes. Fünfzehn Jahr war Hans Sachs alt, als er nach dem Willen seines Vaters die Schule verließ und zu einem Schuhmacher in die Lehre ging. Nachdem er das Handwerk zwei Jahre lang erlernt, begab er sich auf die Wanderschaft. Fünf Jahre lang umhug er das deutsche Vaterland, er kam nach Regensburg, Passau, Salzburg, München, Würzburg, Frankfurt, Koblenz, Köln, Aachen, Erfurt und Lübeck. Schon während seiner Schulzeit hatte Hans Sachs von dem Leinweber Kienhart Nunnenped in Nürnberg die Anfangsgründe des Meistergesanges erlernt, und auf seiner Wanderschaft benutzte er jede Gelegenheit, sich in der süßlichen Kunst zu vervollkommen, sie bewahrte ihn vor mancherlei Thorheiten, denen seine Genossen sich hingaben. Doch nicht immer wurde es dem Hans Sachs, der später als ein schöner, kräftiger Mann geschildert wird, leicht, den Lockungen der Welt zu widerstehen, es trieb ihn selber gewaltig zu Muthwillen aller Art, wie die jungen Leute ihn treiben, und da ihn, den achtzehnjährigen Jüngling, die losen Kameraden durch unaufhörlichen Spott reizten, so stand es einmal auf der Wage, ob er den treuen Ermahnungen seiner Eltern folgen oder sich in ein rohes Leben begeben und fortan bei der großen Menge bleiben wolle. Da erschien ihm im Traum ***) ein herrliches Weib, deren Angesicht wie die Sonne glänzte, Philosophie genannt, die führte ihn in ein sehr weites, dunkles Thal, eine unermessliche Menge Volkes aller Stände war darin zu schauen, geflügelte weibliche Gestalten gingen umher von einem zum andern, versprachen einem jeden Freude, Ehre und Gut und führten ihre Anhänger auf einen weiten Plan, auf welchem allen Lustbarkeiten in größter Ausgelassenheit gebient wurde. Das Schauspiel war so verlockend,

*) Historisch-kritische Lebensbeschreibung Hans Sachs's, von Sal. Kanißch. Nürnberg 1765.

Hans Sachs, sein Leben und Wirken, von J. L. Hoffmann. Nürnberg 1847.

Hans Sachs, ein Mahner und Warner der Deutschen, ein Vortrag von Th. Diebrecht. Berlin 1860.

***) Hans Sachs, eine Auswahl aus dessen Werken von G. W. Hoppf, Nürnberg 1866, 1 Bd., S. 9 n. 17. — Auf diese Auswahl, welche sehr zu empfehlen ist, werden unsere Citate sich stets beziehen.

***, Hoppf I, Seite 25.

daß auch der Jüngling zu den Reih'n der Jubelnden eilen wollte, aber die Philosophie hielt ihn zurück und warnte ihn, diesen falschen Frauen zu folgen. Das sind die Laster, sprach sie, welche die ganze Menge verführen, sie verheizen viel und halten wenig, und zuletzt bringen sie alle, die ihnen folgen, in Strafe und Rache, in Leid und Schande, in Armuth und Tod, in Feindschaft bei Gott und bei der Welt. Darauf führte die Philosophie den Jüngling zu einem schwarzen, tiefen, stinkenden Moor, dahinein stießen die Laster ihre Anhänger und ließen sie darin verderben, und die unglücklichen Verführten wimmerten und jammerten und verfluchten sich selbst. Entsetzt wandte der Jüngling sich ab, da ergriff die Philosophie seine Hand und führte ihn aus dem finstern Thal zu einem Gebirge, auf seinen Spitzen erglänzte die Sonne, der Weg zu der Höhe war rauh und führte über scharfe Felsen. Doch die Philosophie tröstete den Jüngling, der sich hinaufarbeitete, und verwies ihn auf die Herrlichkeiten, welche droben dessen harrten, der ausbauerte. Endlich war des Berges Spitze erklimmen, mit seiner Begleiterin trat der Jüngling auf ein Blumengefüße, dessen wonniger Duft sein Herz durchströmte. Auf diesem Plane wandelten zwölf hehre Frauen, süße Lieder erklangen aus ihrem Munde, eine Schaar von Helden wurde von ihnen mit Palmenzweigen gekrönt. Das sind die edlen Tugenden, sprach die Philosophie, die machen den Menschen sittenrein und holdselig und zu Gottes Freund, kein Glück und kein Unglück vermag ihm auf Erden zu schaden, und einst winkt ihm die herrlichste Belohnung. Nun wähle, Jüngling, und wähle das beste Theil!

Da lehrte sich der Jüngling entschlossen zu den Tugenden hin, aus ihrer Reihe trat die Wahrheit heraus und drückte ihn an ihre Brust.

Nicht umsonst war die Wahrheit genannt als diejenige Tugend, welche am freundlichsten sich zu dem Jünglinge wandte, ihr blieb er sein ganzes Leben hindurch treu, um ihrer willen dichtete und strebte er, ihre Ehre war seine Ehre. Jede freie Stunde, welche sein emsig betriebenes Handwerk ihm übrig ließ, widmete Hans Sachs von nun an der Ausübung des Meistergesanges, dessen Gesetze seinen Anhängern befahlen, die Dichtkunst der Ehre Gottes und dem Ruhme der Helden dienen zu lassen. Zwanzig Jahr war Hans Sachs alt, als er 1514 in München seinen ersten Gesang dichtete, der mit den Worten anhub „Gloria patri, lob und ehr.“ Am 7. April 1515 folgte eine Geschichte von den beiden Liebhabenden Lorenzo und Elisabetha *), am 1. Mai sein Kampfesgespräch von der Liebe. Daß er schon als zwanzigjähriger Jüngling ein selbstgemachtes Gedicht vortragen konnte, war eine Ehre, welche viele andere erst im reifsten Alter erringen konnten, es wurde ihm dadurch zugleich ein Rang unter den Kunstgenossen des Meistergesanges gesichert. Man unterschied die Verehrer und Anhänger dieser oft mit Unrecht verspotteten Kunst in Schüler, Schulfreund, Singer, Dichter und Meister. Zweihunddreißig Hauptregeln waren festgestellt, nach welchen gedichtet werden sollte, man nannte sie die Tabulatur, ein Gesang, in welchem alle diese Regeln sorgfältig bewahrt

*) Später in eine „Tragedie“ umgearbeitet, welche bei Hopsf, II, S. 1 ff. abgedruckt ist.

waren, hieß ein Bar oder Meistergesang, unter dem Ton verstand man Melodie und Rhythmus desselben. Wenn ein solcher Ton in die bereits bekannten Töne nicht eingriff, so weit vier Silben sich erstreckten, so wurde er als neuer Ton anerkannt, der Erfinder desselben wurde ein Meister und der neue Ton wurde nach des Meisters Namen unter Hinzufügung von oft sehr wunderlichen Beinamen benannt. Töne, welche sich in Hans Sachs' Werken finden, sind z. B. Runnenped's Schlagweis, Ehrnbot's Spiegelton, Heinrich Frauenlob's Froschweis, Grundweis, Spiegel- und blauer Ton, Friedrich Zorn's verborgener Ton, Konrad's von Würzburg abgespitzter Ton u. s. w. Von Hans Sachs selbst erfunden sind der klingende, der bewährte, der Rosenton, die Morgenweis, die Spruchweis, die Gesangweis, die Silberweis, die hohe Bergweis, der goldene, lange, kurze, neue und überlange Ton.

Wohin Hans Sachs auf seinen Wanderungen gelangte, da besuchte er die Schulen der Meistersänger und hielt auch selber Schule *), zuerst in Frankfurt. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt Nürnberg machte er sein Maßersüß und verheirathete sich am Aegidientage des Jahres 1519 mit Kunigunde Kreuzer, mit welcher er länger als vierzig Jahre in glücklicher Ehe lebte. Im Jahre 1522 erwarb er ein Haus am weißen Thurm **), worin er sein Handwerk mit Erfolg betrieb, zugleich hielt er einen kleinen Kram. Um seine Vorräthe zu ergänzen, besuchte er die Messen in Frankfurt.

Die Stadt, in welcher Hans Sachs nun Bürger geworden war, blühte in damaliger Zeit, wie kaum eine zweite in Deutschland. Nürnberg war ein Knotenpunkt des Welthandels, die Heimath so vieler großer, weltberühmter Männer, unter denen wir den großen Erderforscher Behaimb von Schwarzbach (gest. 1506), den Staatsmann Wilibald Pirckheimer (gest. 1530) und den edlen Albrecht Dürer (gest. 1528), den Meister deutscher Malerkunst, nennen wollen. Aus ältester Zeit stammten schon die herrlichen Kunstwerke, mit denen Nürnberg überreich geschmückt war, unter ihnen die Arbeiten des größten deutschen Bildners im Mittelalter, des Sebald Schonhofer. Die reiche, mit vielen Privilegien begabte Stadt wurde von hochgebildeten Geschlechtern vortrefflich regiert, und der rege Verkehr mit den größten, freiheitstolzen Städten Italiens hatte in dem Rathe und der Bürgerschaft einen kühnen, hellblickenden Geist genährt, der in den maßvollsten, weisesten, freisinnigsten Einrichtungen sich bewährte. In den meisten deutschen Städten befanden die Schulen sich in den Händen unwissender Mönche, aber in Nürnberg genossen sie einer vortrefflichen Pflege, das aegidier Gymnasium ließ der Rath 1526 durch Melanchthon völlig neu restauriren, die glänzendsten Namen deutscher Gelehrten, wie Eobanus Hessus, Joachim Camerarius, finden wir unter denen, welche als Lehrer in Nürnberg thätig waren.

*) Hans Sachs macht diese Angabe selber, und daraus haben einige fälschlich geschlossen, er sei ein Schulmeister gewesen. Diese Meinung ist durchaus irrig.

***) Der Volksdichter Hans Sachs, eine Bibliografie von Emil Keller. Nürnberg 1868. Seite XI.

Welch ein Boden mußte diese Stadt für den Samen geistiger Freiheit sein, den Luther mit vollen Händen, in unerlöschlicher Fülle, zu dieser Zeit auszustreuen begann. Mit Begeisterung wurden die Lehren des kühnen Augustiners aufgenommen, und wenn der Rath auch auf kaiserlichen und päpstlichen Befehl wiederholt Weisungen erlassen mußte, Luther's Schriften sollten nicht nachgedruckt oder verkauft werden, in der Fastenzeit sollte ohne des Bürgermeisters Erlaubniß nicht geschlachtet und kein Geflügel verkauft werden, weder diese Verbote noch die angebrohte Gefängnißstrafe konnten den gewaltigen Strom des Lichtes hemmen, welches den tausendjährigen Schleier zerriß und die Bande hierarchischer Gellüste sprengte. Die Präpste der Hauptkirchen voran, ihnen nach die Mönche und das Volk, sagten sich los von papistischer Weise, schon 1524 genossen bei den Augustinern mehr als 4000 Personen das Abendmahl in beiderlei Gestalt.

Einer der ersten und treuesten Anhänger der evangelischen Lehre war Hans Sachs. Sofort nahm er mit Ruhe und Besonnenheit, aber mit großartiger Kraft den Kampf gegen das Papstthum auf, und machte die Förderung evangelischer Wahrheit zur Aufgabe seines Lebens. Mit unermüdblichem Fleiße suchte der vielbeschäftigte Schuhmacher klaren Einblick in das Wesen der neuen Lehre zu gewinnen, schon 1522 hatte er mehr als vierzig Schriften von Luther oder dessen Vertheidigern gesammelt, und als nur noch wenige erst in Deutschland laut und freudig für Luther's Sache eingetreten waren, da dichtete zu derselben Zeit, wo der Papst mit dem Bann und der Habsburger Karl V. mit der Axt gegen den Vorkämpfer der Freiheit wüthete, Hans Sachs 1523 ein herrliches, begeistertes Lied, in welchem er die Wittenbergische Nachtigall pries und mit männlicher Entschlossenheit, mit kühnem Muthe, mit tiefem Verständniß und mit großer poetischer Kraft als achtunggebietender Kämpfer in die Schranken trat, in denen bereits hier und da die Reherfeuer ausloderten. Da dieses wenig bekannte Gedicht eine der schönsten von Hans Sachs' Dichtungen ist, so wollen wir dasselbe hier folgen lassen. *)

Die Wittenbergisch Nachtigal Die man jetzt höret überall.

Wach auf, es nahest gen dem Tag,
Ich hör singen in dem Hag
Ein wunnliche Nachtigal,
Ihr Stimm durchklinget Berg und Thal.
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf von Orient,
Die rothbrünstige Morgenröth
Her durch die trüben Wolken geht,
Daraus die lichte Sonn thut blicken,
Des Mondes Schein thut sie verdrücken.

*) Hops I, 64. Die Rechtschreibung haben wir so viel als möglich der neueren Weise angepaßt.

Der ist jetzt worden bleich und finster,
 Der vor mit seinem falschen Glinster,
 Die ganzen Herd Schaf hat geblend,
 Daß sie sich haben abgewendt
 Von ihrem Hirten und der Weid
 Und haben sie verlassen beid,
 Sind gangen nach des Mondes Schein
 In die Wildniß den Holzweg ein,
 Haben gehört des Löwen Stimm
 Und sind auch nachgefolget ihm
 Der sie geführt hat mit List
 Ganz weit abwegs tief in die Wüste,
 Da habens ihr süß Weid verlorn,
 Hant gefessen Unkraut, Distel, Dorn,
 Auch leget ihn der Löw Strick verborgen,
 Daren die Schaf fielen mit Sorgen,
 Da sie der Löw dann sand verstricket
 Zerriß er sie, darnach verschlidet.
 Zu solcher Hut haben geholfen
 Ein ganzer Hauf reißender Wolfen,
 Haben die elende Herd besessen
 Mit scheren, melken, schinden, fressen —
 Auch lagen viel Schlangen im Gras,
 Sogen die Schaf ohn Unterlaß
 Durch all Gelib bis auf das Mark,
 Deß wurden die Schafe dürr und arg
 Durchaus und aus die lange Nacht,
 Und sind auch allererst erwacht
 So die Nachtigal so hell singet
 Und des Tages Glanz herbringet,
 Der den Löwen zu erkennen geit (gibt),
 Die Wölfe, und auch ihr falsche Weid.
 Deß ist der grimmig Löw' erwacht,
 Er lauret und ist ungeschlacht
 Ueber der Nachtigal Gesang
 Daß sie melt der Sonnen Aufgang,
 Davon sein Königreich End nimmt,
 Deß ist der grimmig Löw ergrimmt,
 Stellt der Nachtigal nach dem Leben
 Mit List vor ihr, hunden und neben.
 Aber ihr kann er nicht ergreifen,
 Im Hag kann sie sich wohl verschleifen
 Und singet fröhlich für und für.
 Nun hat der Löw viel wilder Thier
 Die wider die Nachtigal blecken,
 Waldfesel, Schwein, Bock, Katz und Schnecken.
 Aber ihr Heulen ist alles fehl,
 Die Nachtigal singt ihn zu hell
 Und thut sie all ernieder legen,
 Auch thut das Schlangenzücht sich regen,
 Es wispelt sehr und widersicht
 Und fürchtet sehr des Tages Licht.

7. Hans Sachs.

Ihn will entgehn die elend Heerb
 Darvon sie sich haben genährt
 Die lange Nacht, und wohl gemäst,
 Loben der Löw sei noch der best,
 Sein Weib sei süße unde gut,
 Wünschen der Nachtigal die Blut.
 Desgleichen die Frösch auch quaden
 Hin und wieder in ihren Ladden
 Über der Nachtigal Getön,
 Wann ihr Wasser will ihn entgehn,
 Die Wildgäns schreien auch gagag
 Wider den hellen lichten Tag
 Und schreien in gemeine all:
 Was singet neues die Nachtigal?
 Verkündet uns des Tages Wunn
 Samb*) macht allein fruchtbar die Sunn
 Und verachtet des Mondes Glest**).
 Sie schwieg wohl still in ihrem Nest,
 Macht kein Aufruhr unter den Schafen,
 Man sollte sie mit Feuer strafen.
 Doch ist dies Mordgeschrei alls umsonst,
 Es leuchtet her des Tages Brunnst
 Und singt die Nachtigal so klar,
 Und sehr viel Schaf an dieser Schar
 Kehren wieder aus dieser Wild
 Zu ihrer Weid und Hirten mild.
 Etlich melden den Tag mit Schall
 In Maß recht wie die Nachtigal,
 Segn den die Wölff ihr Zähn thun blecken,
 Tagen sie ein die Dorenhecken
 Und martern sie bis auf das Blut,
 Und drohen ihn bei Feuers Gut
 Sie sollen von dem Tage schweigen,
 So thun sie ihn die Sonnen zeigen
 Der Schein niemand verbergen kann.

Nun daß ihr klärer möcht verstan
 Wer die lieblich Nachtigal sei
 Die uns den hellen Tag anschrei:
 Ist Doktor Martinus Luther
 Zu Wittenberg Augustiner,
 Der uns aufwecket von der Nacht
 Daren der Mondschein uns hat bracht.
 Der Mondschein deut der Menschen Lehr
 Der Sofften hin unde her
 Innerhalb der vierhundert Jahren,
 Die sind nach ihr Vernunft gefahren
 Und hant uns abgeföhret ferr
 Von der evangelischen Lehr
 Unseres Hirten Jesu Krist
 Hin zu den Löwen in die Wölff.

*) Wie als ob. **) Glanz.

Der Pöwe wird der Papp genennet,
 Die Wilt das geistlich Regiment,
 Darin er uns hat weit verführt
 Auf Menschenfünd, als man jetzt spürt,
 Damit er uns geweibet hat,
 Deut den Gottesdienst der jegund gaht
 In vollem Schwank auf ganzer Erden
 Mit Mönnich, Nonnen, Pfaffen werden,
 Mit Kutten tragen, Kopf bescheren,
 Tag und Nacht in Kirchen plärren,
 Metten, Prim, Terz, Vesper, Komplet,
 Mit wachen, fasten, langen Bet,
 Mit Gertenhauen, kreuzweis liegen,
 Mit tuen, neigen, bucken, biegen,
 Mit Glockenläuten, Orgelschlagen,
 Mit Heilthum, Kerzen, Fahnentragen,
 Mit Räuchern und mit Glodentaufen,
 Mit Lampenschüren, Snab verlaufen,
 Mit Kirchen, Wachs, Salz, Wasserweißen,
 Und desgeleichen auch die Leien
 Mit Opfern und den Lichtlein brennen,
 Mit Balsart, und den Heiling denen,
 Den Abend fasten, den Tag feiern,
 Und beichten nach den alten Leiern,
 Mit Brüberschaft und Rosenkränzen,
 Mit Ablesen, Kirchenschwenzen,
 Mit Pacem küssen, Heilthum schauen,
 Mit Reststücken und Kirchen bauen,
 Mit großem Kost die Altar zieren,
 Tafel auf die welschen Manieren,
 Sammate Messwand, Kellich gilden,
 Mit Nonstranzen und silbern Bilben,
 In Klüster schaffen Rent und Zins,
 Dies alles heißt der Papp Gottesdienst,
 Spricht: man verdient damit den Himmel
 Und löst mit ab der Sünden Schimmel.
 Ist doch alle in der Schrift ungründ,
 Eitel Gedicht und Menschenfünd,
 Darin Gott kein Gefallen hat.
 Matthei am funfzehenden stat:
 Vergebenlich dienen sie mir
 In den Menschen Gesezen ihr,
 Auch so wird ein jegliche Pflanz
 Bertilgt und ausgereutet ganz
 Die mein Vater nit pflanzet hat.
 Hör zu, du ganz geistlicher Stat,
 Wo bleibst mit dein ertichten Werken?
 Nun laßt uns auf die Mordstrick merken,
 Bedeuten uns des Pappes Reß,
 Sein Dekretal, Gebot und Geseß
 Damit er die Schaf Kristi zwinget.
 Mit Bann er zu der Reicht uns bringet,

7. Hans Sachs.

All Jar zum Sacrament zu gan,
 Verbeut das Blut Kristi beim Bann,
 Gebent beim Bann, alle Jar
 Zu fasten vierzig Tag firwar,
 Soust vil Tag umb vier Quatemer,
 Auch zu meiden Fleisch und Eier.
 Zu feiern vil Tag er gebeut,
 Verbent etlich Tag die Hochzeit,
 Bevatterschaft und etlich Grab.
 Zu heiraten er verboten hat
 Mönich und Pfaffen bei dem Bann,
 Doch mögen sie wol Vülen han,
 Frommen Leuten ihr Kinder setzen
 Und fremde Eheweiber einsetzen.
 Unzal hat der Papp solcher Bot
 Der doch keins hat geboten Gott,
 Sagt die Leut in Abgrund der Hell
 Zu dem Teufel mit Leib und Seel.
 Paulus hat ihn gezeiget an
 Am vierten zu Thimotean
 Und spricht: Der Geist saget deutlich,
 Daß zu den letzten Zeiten sich
 Etlich vom Glauben werden treten
 Und anhangen des Teufels Rätthen,
 Werden Leuten die Eh verbieten
 Und etlich Speis, die Gott durch Güten
 Beschaffen hat mit Dankagung.
 Ich mein das sei je klar genug.
 Nun laßt uns schauen nach den Wolfen
 Die dem Papp han darzu geholten
 Zu führen solche Tirannei:
 Bischof, Propst, Pfarrherr und Abtei,
 All Prelaten und Selsorger,
 Die uns vorfagen Menschenlehr
 Und das Wort Gottes unterdrucken,
 Kommen mit vorgemelten Studen,
 Und wenn mans bei dem Licht besicht
 Ist es alles auf das Geld gericht.
 Man muß Geld geben von dem taufen,
 Die Firmung muß man von ihn kaufen,
 Zu beichten muß man geben Geld,
 Die Mess man auch um Geld bestellt,
 Das Sacrament muß man ihn zahlen,
 Hat man Hochzeit, man geit ihn allen,
 Stirbt eins, um Geld sie es besingen,
 Wers nit will thun, den thun sie zwingen
 Und sollt er einen Rock verkaufen.
 Also sie uns die Woll ausraufen,
 Und was sie lang ersimoneien,
 Sie wieder um Bücher hinleihen,
 Von zweinzig Gulden ein Malter Koren,
 Ich mein das heißt die Schaf geschoren.

Auch wie hart sie das Volk mausbanden
 Mit den Zehenden auf den Landen
 Da man mit ihn des Herr Gotts spielt,
 Wie man sie bannet um die Gilt
 Und sie mit Lichten thut verschüffen*),
 Die armen Bauern fronen müssen
 Daß die starken Schindseffel feiern,
 Halb Zeit im Wirthshaus umleiern.
 Bier Opfer muß man ihnen reichen
 Und den Messpennig besgeleichen,
 Und darzu an den Feiertagen
 Lant sie Geldtäfelein rumtragen,
 All Kirchweih sie nach Geld auch tichten
 Ein Jarmarkt mit Heilthum aufrichten,
 Darbei sie Ablassbullen haben,
 Geldstück lant sie in die Kirchen graben.

Also richt man dem armen Volle,
 Das heißt die Schaf Kristi gemolle.
 Auch kommen Stazionirer**)
 Antonier**), Valentiner**)
 Die sagen viel ersogner Wort,
 Das sei geschehen hier und dort,
 Bestreichen Frauen und Mann
 Mit ein vergülten Efelzjan,
 Und erschinden auch Gelbestraft,
 Schreiben die Lent in ihr Brüderschaft,
 Holen die Zins alljährlich Jar.
 Darnach kommt eine ersame Schar,
 Heißt man zu teutsch die Romanisten,
 Mit großen Ablassbullen, Risten,
 Nichten auf rothe Kreuz mit Fahnen
 Und schreien zu Frauen und Mannen:
 Legt ein, gebt euer Hilf und Steuer,
 Und löst die Seel aus dem Fegfeuer,
 Bald der Giltben im Kasten klinget
 Die Seel sich auf gen Himmel schwinget.
 Wer unrecht Gut hat in seim Swalt
 Dem helfen sie es ab gar bald,
 Auch gebens Brief für Schul und Pein,
 Da legt man ihn zu Gulben ein.
 Der Schalkstrod sein so mancherlei,
 Das heißt mir römisch Schinderei.
 Fürbaß merket von den Bischöfen,
 Wie es zugeh an ihren Höfen
 Mit Notari, Dffiziältn,
 Mit Zitatschreibern und Pedeln,
 An ihrem falsch geistlichen Recht,
 Wie man da schindet Maid und Knecht,

*) Durch Hinwerfen der Lichte in den Bann erklären.

**) Umherziehende Bettelwüchse, welche Reliquien als Wundermittel gegen allerlei Krankheiten verkauften.

7. Hans Sachs.

Auch wie man da zureiß die Eh
 Und nimmet Geld und anders meh,
 Und nöt sie auch, zusam zu globen,
 Auch wie sie mit den Leuten toben
 Die man zu ihn jagt in der Beicht,
 Die etwan geffen han vielleicht
 Fleisch oder Eier in der Fasten,
 Das thun sie also scharf antaßen
 Als hätt' einer ein Noth gethan.
 Auch wie sie umgehn mit dem Bann,
 Wie sie ihn beschwern und verneuern,
 Auch wie das arme Volk sie steuern,
 Auch mit dem Wild und dem Gezeib
 Thun sie ihn Schaden am Getreib,
 Halten Räuber in ihren Flecken,
 Die rauben, mordten, stöcken, plegen.
 Auch führen Bischöf Krieg mit Trutz,
 Vergießen viel kristlichen Bluts,
 Machen elend Wittwen und Waisen,
 Dörfer verbrennen, Städt zureissen,
 Die Leut verderben, schätzen, pressen —
 Ich mein, das heißt die Schaf gefressen!

Kristus solch Wölff verflündet hat,
 Matthei am siebenten es stat:
 Secht euch für vor falschen Profeten,
 Die in Schaffkleidern herein treten,
 Inwendig reißenb Wölff ers nennet,
 An ihren Früchten sie erkennen.
 Marci am zwölften ers erklärten,
 Spricht: Habt Acht auf die Schriftgelehrten
 Die gern gehn in langen Kleidern
 Und lassen sich auch grüßen gern
 Am Markt und Gassen, wo sie stan,
 Und sitzen gern obenan
 In Schulen und auch ob dem Essen.
 Den Wittwen sie ihr Häuser fressen
 Und wenden für lange Gebet,
 Darum so werden sie versteht
 Destermehr in Verdammnuß fallen.
 O wie thut hier Kristus abmalen
 Unserer Geistlicher gottlos Wesen,
 Samb wär er jetzt bei ihn gewesen!
 Darbei kennt man sie unter Augen.

Die Schlangen, so die Schäflein saugen,
 Sind Männich, Nonnen, der faul Hausen,
 Die ihre gute Werl verkaufen
 Um Geld, Käs, Eier, Licht und Schmalz,
 Um Hüner, Fleisch, Wein, Korn und Salz,
 Damit sie in dem vollen leben
 Und sammeln auch groß Schätz daneben.
 Viel neuer Fünd sie stets ertichten,
 Viel Bet und Brüderschaft aufrichten,

Biel Träum, Gesicht und kindisch Fetz (Fest),
 Das ihn der Pappst dann alle bestüt,
 Nimmt Geld und geit Mlaß darzu,
 Das schreiens dann aus spat und fru.

Mit solcher Fabel und Abweis
 Sant sie uns geföhrt auf das Eis
 Daß wir das Wort Gottes verliesen
 Und nur thaten, was sie uns hiesien,
 Bil Werl, der Gott doch keins begert,
 Sant uns den Glauben nie erklärt
 In Kristo, der uns selig macht.
 Dieser Mangel bedeut die Nacht
 Darin wir alle irre sind gansen.

Also hant uns die Wölfs und Schlangen
 Bis in die vierthalf hundert Jar
 Behalten in ihr Hut fürwar
 Und mit des Pappsts Gewalt untrieben,
 Bis Doktor Martin hat geschriben
 Wiber der Geislichen Mißbrauch,
 Und wiederum ausbedet auch
 Das Wort Gottes. Die heilig Schrift
 Er mündlich und schriftlich ausriffit,
 In vier Jaren bei hundert Stucken
 In teutscher Sprach, und laßt sie bruden.
 Daß man versteh was er thu lehren,
 Will ich kürzlich ein weng erklären.

Gottes Gesez und die Profeten
 Bedeuten uns die Morgenröten,
 Darin zeigt Luther, daß wir all
 Miterben sein Adams Fall
 In böser Begier und Neigung.
 Deßhalb kein Mensch dem Gesez thut gnung,
 Halt wirs schon auswendig im Schein
 So ist doch unser Herz unrein
 Und zu allen Sünden geneiget.
 Deß Moses ganz kürlich anzeiget.
 Nun seit das Herz dann ist vermeilet*),
 Und Gott nach dem Herzen urtheilet,
 So sei wir alle Kinder des Joren,
 Verflucht, verdammet und verloren.
 Wer solches im Herzen empfind,
 Den nagen und beißen sein Sünd
 Mit Trauern, Angst, Forcht, Schreden, Leid,
 Und erkennt sein Unmöglichkeit.
 Dann wird der Mensch bemühtig ganz,
 So bringet her des Tages Glanz,
 Bedeut das Evangelium,
 Das zeigt dem Menschen Kristum,
 Den eingebornen Gottessohn,
 Der alle Ding für uns hat thon,

*) Berunreinigt.

Das Gesez erfüllt mit eignem Swalt,
 Den Fluch vertilgt, die Sünd bezalt
 Und den ewigen Tod überwunden,
 Die Hell zerstört, den Teufel bunden
 Und uns bei Gott erworben Gnab,
 Als Johannes gezeiget hat
 Und Kristum ein Lamm Gottes verkünd,
 Das hinnimmt aller Welte Sünd.
 Auch spricht Kristus, er sei nit kommen
 Auf Erd den Gerechten und Frommen,
 Sondern den Sündern. Er auch spricht,
 Der Gesund bedürft keins Arztes nicht.
 Auch Johannes am dritten melt,
 Gott hat so liebgehabt die Welt
 Daß er gab sein einigen Sun,
 All die an ihn gelauben thun
 Dieselben sollen nit verderben
 Noch des ewigen Todes sterben,
 Sonder haben das ewig Leben.
 Auch spricht Kristus am elften eben:
 Welcher glaubet in mich,
 Der wird nicht sterben ewiglich.

So nun der Mensch solch tröflich Wort
 Von Jesu Kristo sagen hört
 Und das gelaubt und darauf baut
 Und den Worten von Herzen traut
 Die ihm Kristus hat zugesagt,
 Und sich ohne Zweifel darauf wagt,
 Derselb Mensch neu geboren heißt
 Aus dem Feuer und heiling Geist,
 Und wird von allen Sünden rein,
 Lebt in dem Wort Gottes allein
 Von dem ihn auch nit reißten Hände
 Weder Hell, Teufel, Tod noch Sünde.
 Wer also ist im Geist verneit,
 Der dient Gott im Geist und Wahrheit,
 Das ist: daß er Gott herzlich liebt
 Und sich ihm ganz und gar ergibt
 Hält ihn flr ein gnädigen Gott,
 In Trübsal, Leid, in Angst und Noth
 Er sich alls gutes zu ihm verfißt,
 Gott geb, Gott nehm, und was geschicht
 Ist er willig und Trostes voll
 Und zweifelt nit, Gott wöll ihm wol
 Durch Jesum Kristum seinen Sun,
 Der ist sein Frieß, Ruh, Freud und Wunn
 Und bleibt auch sein einiger Trost.
 Wem solcher Glaube ist genost*),
 Derselbig Mensch der ist schon selig,
 All seine Werke sind gottgefällig,

*) Verbunden.

Er schlaf, er trink oder arbeit.
 Solcher Gelaub sich dann ausbreit
 Zu dem Nächsten mit wahrer Liebe,
 Daß er kein Menschen thut betriebe
 Sonder übt sich zu aller Zeit
 In Werken der Barmherzigkeit,
 Thut jedermann herzlich alls guts
 Aus freier Lieb, sucht keinen Nuß,
 Mit rathen, helfen, geben, leihen,
 Mit lehren, strafen, Schuld verzeihen,
 Thut jedem, wie er selbst auch wollt
 Als das von ihm geschehen sollt.
 Solches würrt in ihm der heilig Geist.
 Also das Gtey erfüllet heißt
 Kristus Matthei am sibenden:
 Die merl, daß dieses allein sen
 Die wahren kristlich guten Wert,
 Daß man aber hie fleißig merl
 Daß sie zur Seligkeit nit dien,
 Die Seligkeit hat man vorhin
 Durch den Gelauben in Kristum.

Dies ist die Lehr kurz in der Summ,
 Die Luther hat an Tag gebracht.
 Deß ist Leo der Papst erwacht
 Und schmecket gar bald diesen Braten,
 Fürcht, ihm entgingen die Annaten
 Und würd ihm das Papstmonat lohm,
 Darin er zeucht die Pfrund gen Rom,
 Auch wird man sein Ablass nimm kaufen,
 Auch niemand gen Rom Balsfahrt lausen,
 Wird nimmer können schätzen Geld,
 Wird auch nimmer sein Herr der Welt,
 Man wird nim halten sein Gebot,
 Sein Regiment wird ab und tobt
 So man die rechte Wahrheit wißt.

Darum brauchet er schwinde List,
 Hätt die Wahrheit geren vertrücket,
 Und bald zu Herzog Frieberich schicket,
 Daß er die Bülcher brennt mit Rom
 Und ihm den Luther schickt nach Rom.
 Jedoch sein kurtfürstlich Genab
 Kristus ob ihm gehalten hat
 Zu beschützen das Gottes Wort,
 Das er denn merkt, prüfset und hort.
 Da dem Papst dieser Griff was fehl,
 Schickt er nach ihm gen Augsburg schnell.
 Der Kardinal bot ihm zu schweigen
 Und konnt ihm doch mit Schrift nit zeigen
 Klärlich, daß Luther hätt geirrt.
 Da dem Papst dies auch nit ging für
 Thät er den Luther in den Bann
 Und alle die ihm hingen an

Ihn all Verhör, Schrift und Probier,
 Doch schrieb Luther für und für
 Und ließ sich diese Bull nit irren.
 Erst thät ihn der Kaiser zitiren
 Auf den Reichstag hinab gen Worms.
 Da erlitt Luther viel des Sturms,
 Kurzum er sollt nun bezogire,
 Und wollt doch niemand dispetire
 Mit ihm und ihn zum Keger machen.
 Des blieb er beständig in sein Sachen
 Und gar kein Wort nit widerrist,
 Wann es war je all sein Geschrift
 Evangelisch, apostolisch.
 Des schieb er ab fröhlich und frisch
 Und ließ sich kein Mandat abschrecken.
 Das wilbe Schwein deut Doktor Ecken
 Der vor zu Leipzig wider ihn sach
 Und viel grober Sün davon bracht.
 Der Bock bedeutet den Emser,
 Der ist aller Nonnen Tröster.
 So deutet die Raß den Rurrner,
 Des Pappstes Mäuser, Wächter, Turner,
 Der Walbesel den Barfüßer
 Zu Leipzig den groben Fesmeister.
 So deutet der Schneck den Kochläum.
 Die flinf, und sonst viel in der Summ
 Sant lang wider Lutherum geschriben,
 Die hat er alle von ihm trieben,
 Wann ihr Schreiben hätt keinen Grund,
 Nur auf langer Gewohnheit stund
 Und kunnten nichts mit Schrift probiren,
 So thät Luther stets Schrift einführen
 Daß es ein Bauer merken möcht
 Daß Luthers Lehr sei gut und gerecht.
 Des wurden sieglos und unstanig
 Nun die Schlangen, Nonnen und Mönich,
 Wollen ihr Menschenfünd verteidig
 Und schreien laut an ihren Predig:
 „Luther sagts Evangelium,
 Hat er auch Brief und Siegel drum
 Daß Evangelium wahr sei?
 Luther richt an neu Kegeri.
 O liebs Volk, laßt euch nit verführen,
 Die römisch Kirch die kann nit irren,
 Thut gute Wert, halt päpstlich Bot,
 Stift und opfert, es gefüllt Gott,
 Laßt Meß lesen, es kommt zu Steuer,
 Den armen Selen im Fegfeuer,
 Dient den Heiling und ruft sie an,
 Thut fleißig gen Vesper komplet gan,
 Die Zeit ist kurz, ein jeder merke,
 Macht euch theilhaftig unser Werte,

Wir singen, schreien oft mit Kraft,
 So ihr daheimen liegt und schläft.“
 Des wahren Gottesdienst thun sie schweigen,
 Tanzen nach ihrer alten Geigen
 Und thun sich schmeicheln um die Laien :
 Ihr Weinteller will ihn verzeien
 Ihre Korenböden werden leer,
 Man will ihn nimmer tragen her.
 Haben doch willig Armuth gelobt,
 Jetzt sieht man wie ihr Haufen tobt
 So ihn abgeht in ihr Luchen,
 Wie sie den Luther schmähen, fluchen
 Ein Erzteger, Schall und Bößwicht.
 Seit sich doch keiner an das Licht,
 Thun nur unter den Hüttlein stehen,
 Schreien samb wöllen sie zubrechen
 Wo sie bei ihr Nonnen sitzen,
 Und machen auch daß sie erhitzen
 Wiber das Evangelium,
 Wie man jetzt spüret um und um.
 Die Frösch quaden in ihren Hulen
 Bedeuten etlich hohe Schulen
 Die auch wiber Lutherum plärren
 Und ohn das all Geschrift bewären.
 Das Evangelii thut ihn weh,
 Ihr heidnisch Kunst gilt nit als eh,
 Damit all Doktor sind gelehrt
 Die uns die Schrift haben verkehrt
 Mit ihrer heidnischen Kunst.

Auch tragen dem Luther Ungunst
 Die Wildgäns, deuten uns die Laien
 Die ihn verfluchen und verspeien :
 Was will der Mönnich neues lehren
 Und die ganz Kristenheit verkehren ?
 Unser gut Werk thut er verhienen,
 Will, man soll den Heiligen nit dienen,
 Zu Gott allein sollen wir gelsen,
 Kein Kreatur mög uns gehelfen.
 Unser Walsfahrt er auch abstellt,
 Von fasten, feiern er nit viel hält,
 Wie wirs lang hant gehabt im Brauch
 Desgleich von Kirchenstiften auch,
 Die Orden heißt er Menschenfünd.
 Auch schreibt Luther, es sei kein Sünd
 Denn was uns hab verboten Gott,
 Veracht damit des Papp's Gebot,
 Römischen Ablass er auch veracht,
 Spricht: Kristus hab uns selig gmacht,
 Wer das glaub, und der hab gnuß.
 Ich mein, der Mönnich sei nit klug,
 Denkt nit, es sein vor Leut gewesen,
 Die auch haben die Schrift gelesen,

Unser Eltern, die vor uns waren,
 Sind je auch nit gewesen Narren
 Die solliche Ding uns han gelehrt,
 Hat etlich hundert Jar gewärt.
 Sollten die alle han geirret
 Und uns mit samt ihn han verwirret?
 Das wöll Gott nit, das will ich treiben
 Und in meim alten Glauben bleiben.
 Luther schreibt seltsam Abenteuer,
 Man sollt ihn werfen in ein Feuer,
 Ihn und all sein Anhang vertreiben!“

Dies hört man viel von alten Weiben,
 Von Pöpsnonnen und alten Mannen
 Die das Evangelium anzannen,
 Berachten es in tollem Sinn
 Und steht doch unser Heil darin.
 Doch hilst alles widerbellen nicht,
 Die Wahrheit ist kommen ans Licht,
 Deßhalb die Kristen wiederkehren
 Zu den evangelischen Lehren
 Unseres Hirten Jesu Krist
 Der unser aller Löser ist,
 Deß Glaub allein uns selig macht.
 Deß sind all Menschenlünd veracht
 Und die päppling Gebot vernicht
 Ffür Lügen und Menschengeticht,
 Und hängen nur an Gottes Wort,
 Das man jetzt hört an manchem Ort
 Von manchem kristenlichen Mann.

Nun nehmen sich die Bischof an
 Mit samt etlich weltlichen Fürsten
 Die auch nach Kristenblut thut dürsten,
 Lassen sollich Prediger sahen,
 In Gefängniß und Eisen schlagen
 Und sie zu widerrufen bringen,
 Ihn auch ein Lieb von Feuer sungen
 Daß sie möchten an Gott verzagen.
 Das heißt die Schaf int Heden jagen!
 Der thut man viel heimlich verlieren
 So sie gleich ihre Lehr probiren.
 Eins Theils bleiben im Eisenband,
 Eins Theils verjagt man aus dem Land,
 Luthers Schrift man auch verbrennt
 Und verbeut sie an manchem End
 Bei Leib und Gut und bei dem Kopf,
 Wen man ergreift, der läßt den Schöpf,
 Ober jagt ihn von Weib und Kind.
 Das ist des Endkrist Hofgesind!
 Kristus das alls verflündet hat,
 Matthei am zehenden es stat:
 Nehmt wahr, ich send euch wie Schaf auf
 Mitten unter der Wölfe Haus,

Darum seid wie die Schlange klug
 Und wie die Tauben ohn Betrug
 Und hüt euch vor den Menschen, die
 Wern euch überantworten hie
 Für ihre Rathhäuser, und denn
 Euch geißeln in ihren Schulen,
 Und werden euch für Fürsten, Klingen
 Um mein willen gefangen bringen.
 Dann sorgt nichts, was ihr reden wollt,
 Es wird euch geben was ihr sollt
 Neben durch euers Vaters Geiß.
 Ein Freund gem andern wird erpreißt
 Und ihm den Tod anheßeln than,
 Ihr werd gehaßt von jedermann
 Um willen meines Namens heilig.
 Wer an das End verharret, wird selig!
 Verfolgt man euch von einer Stadt,
 So ziehet in ein andre drat.
 Auch kommt die Zeit, und wer euch todt,
 Wird mein er diene damit Gott.
 Fürcht die nit, die euch den Leib tödten,
 Der Sel können sie nit gendten.
 Ihr Kristen, merkt die tröstling Wort,
 So man euch secht hier ober dort,
 Laßt euch kein Tirannei abtreiben,
 Thut bei dem Wort Gottes beleiben,
 Verlasset eh Leib und Gut.
 Es wird noch schreien Abels Blut
 Uber Rain am jüngsten Tag.
 Laßt mörden was nur mörden mag,
 Es wird doch kommen an das End
 Des wahren Entekrists Regiment.
 Apokalypsis steht es hell,
 Am achtzehenden Kapitel
 Schreit der Engel mit lautem Schallen
 Zweimal: Babilon ist gefallen,
 Eine Behausung der Teufel worn,
 Bann von dem Wein des grimmen Jorn
 Ihr Unkeusch haben all Heiden trunken,
 In ihrer Unkeusch sind versunken
 König und Fürsten dieser Erden,
 Auch ihre Kaufleut ganz reich werden,
 Handthieren mit der Menschen Selen.
 Darnach weiter thut er erzählen:
 Und ein andre Stimm hört' ich schier:
 Mein liebes Volk geh aus von ihr,
 Wann ihr Sünd ist für Gott aufkommen,
 Der hat ihres Frevels wahrgenommen.
 Zahlt sie, wie sie euch hat bezahlt
 Und vergeltet ihr zwiefalt,
 Wann sie spricht in ihrem Herzen:
 „Ich sitz ein Königin ohn Schmerzen,“

Und ist sicher in ihrem Dunken
 Und von der Heilung Blut ganz trunken.
 Darum so werden ihre Plag
 Zusamm kommen auf einen Tag,
 Der Tod, Leid, Hungers, alles Ant (Sorge),
 Und mit Feuer wird sie verbrannt.
 Denn wahrlich stark ist Gott der Herr,
 Der wird sie richten. Nun hört mehr:
 Daniel am neunten meldt
 Und alle Wahrzeichen erzählt,
 Daß man ganz klärlich mag verston,
 Das Pappsthum deut das Babilon
 Von dem Johannes hat geseit.

Darum, ihr Kristen, wo ihr seid,
 Kehrt wieder aus des Pappstes Büste
 Zu unserm Hirten Jesu Kriste,
 Derselbig ist ein guter Hirt,
 Hat sein Lieb mit dem Tod probirt.
 Durch den wir alle sind erlost,
 Der ist unser einiger Trost
 Und unser einige Hoffnung,
 Gerechtigkeit und Seligung
 Aller die glauben in seinen Namen.
 Wer das begehret, der spreche Amen.

Anno Salutis 1523.

Am 8. Tage Julii.

Salomon Kanisch, der sorgfältige, wackere Biograf des Hans Sachs, sagt in seinem oben angeführten Werke: „Was für ein großer Lehrer der Kirche, habe ich oft bei mir gedacht, würde Hans Sachs geworden sein, wenn er bei der Schule geblieben wäre!“

Mit diesem Worte bezeichnet Kanisch kurz und treffend diejenige Seite des Hans Sachs, auf welcher seine größte Bedeutsamkeit liegt: unter den großen Geistern, welche im 16. Jahrhundert danach strebten, die hinter zehnfachen, modrigen Mauern gefangene Gewissensfreiheit wiederzugewinnen und den geistigen sowie körperlichen Kräften des Menschen ein vernünftiges, gemeinnütziges Ziel anzuweisen, nimmt Hans Sachs eine hervorragende Stelle ein. Schon sein erstes Gedicht von Bedeutung zeigt uns in bestimmten Zügen sein Wesen, seine Waffen, und sein Ziel. Er besaß nicht den Feuereifer Luther's; eine verständige, zuweilen trodene Ueberlegung leitete ihn überall auf der goldnen Mittelstraße, sein klarer Blick wurde durch kein Vorurtheil irgend einer Art getrübt, die gleichgewogenen Neigungen seines Geistes, fern von leidenschaftlichem Schwanken, wußten erlaubtes Sinnenglück und wahren Seelenfrieden gar wohl zu vereinigen, und unverkennbare dichterische Begabung schmückte seine Rede mit einem nicht blendenden, aber anmuthenden und gewinnenden Reize, während die ungekünstelte Sprache, der treffende Ausdruck seinen Worten Kraft und Nachdruck verlieh. Das Lied von der wittenbergischen Nachtigall nimmt nicht den hohen, in religiösen Dichtungen immerhin bedenklichen Flug, nirgend zeigt es eine bittere Satire, wie die Schriften eines Ulrich von Hutten, nirgend rath es zu Ge-

waltmaßregeln, wie die päpstliche Partei deren schon nach dem zweiten Worte stets in Bereitschaft hatte, aber mit großer Anschaulichkeit schildert es uns die grenzenlose Selbstsucht des Papstes und seiner Gefellen, wie sie um Geld und nur um Geld eine Unzahl kirchlicher Gebräuche erfunden haben, deren das reine Evangelium keinen einzigen nennt; es zeigt uns, wie diese Selbstsucht, nachdem sie einmal angefangen, Heiliges zum Mammonsdienst zu erniedrigen, von Stufe zu Stufe weiter schritt und zuletzt in die größte Betrügerei ausartete. Mit sicherem Verständniß schildert uns das Gedicht sodann die Bestrebungen Luther's, welcher im Gegensatz zu dem päpstlichen Gaukelspiel mit äußerlichen Dingen auf die Reinigung des Herzens drang, und am Schluß zeigt uns das Gedicht, wie Luther's Lehre allein in Uebereinstimmung mit dem Worte Christi sei. Diese einfachen Wahrheiten sind in einer klaren, leicht fließenden, echt deutschen Sprache vorgetragen, die Bilder sind aus der Nähe mit sicherem Griff gewählt, und so vereinigt sich denn im glücklichsten Zusammentreffen alles, was erforderlich ist, um Hans Sachs zu einem Lehrer für ein Volk zu machen, dem der Blick viel-
 ioch durch falsche Vor Spiegelungen getrübt war, und dessen sittliches Bewußt-
 sein noch nicht in der Schule des Evangeliums und der Alten geläutert wor-
 den war.

Den aufgewendeten, so äußerst passenden Mitteln entsprach der günstige Erfolg, das Lied von der wittenbergischen Nachtigall wurde in kurzer Zeit durch ganz Deutschland verbreitet, es erfreute den großen Reformator, und hat gewiß nicht wenige Herzen der evangelischen Wahrheit gewonnen.

Hans Sachs verfolgte den einmal betretenen Weg, und gab im nächsten Jahre, 1524, sieben Dialoge heraus, Gespräche, in welchen er die neue Lehre zu erklären und zu begrenzen suchte. Denn so wie selbst das Edelste und Beste aufhört gut zu sein, wenn es das Maß überschreitet, so hatte auch eine nicht geringe Anzahl von stürmischen Geistern sich selbst von nothwendigen Gesetzen losgesagt und schadete durch Zügellosigkeit der guten Sache. Gegen sie richtete Hans Sachs ebensowohl seine gutgemeinten Warnungen, wie gegen die Papisten die scharfen Pfeile seines Witzes, der in diesen prosaischen Dialogen leb hervortritt, doch ohne jemals jene liebenswürdige Gutmüthigkeit zu verlieren, welche stets bereit ist zu verzeihen, sobald der Widersacher sich bekehrt. In der Behandlung der Prosa zeigt unser Dichter eine große Gewandtheit, welche lebhaft an die ähnlichen Schriften Luther's erinnert. Sicherlich hat damals, außer Luther, niemand ein so vortreffliches Deutsch geschrieben, als der Schuster von Nürnberg. Von den sieben Dialogen sind lange Zeit nur vier*) bekannt gewesen. Diese vier sind öfter herausgegeben, die drei letzten sind neuerdings nicht gedruckt worden. Von den vier ersten Dialogen urtheilt der gelehrte Ranzsch, daß ein jeder Leser, der ihren Verfasser nicht kannte, sie ohne Bedenken einem eifrigen Gottesgelehrten des 16. Jahrhunderts würde zueignen müssen. Einer derselben wurde schon 1525 ins Niederdeutsche übersetzt und in Norddeutschland eifrig gelesen. Der ursprüngliche Titel des ersten Gespräches lautet:

*) Bergl. Hoffmann, a. a. D. Seite IV der Vorrede.

Der erste Dialog.

Disputation zwischen einem Chorherrn und Schuhmacher, darinn das Wort Gottes und ein recht Christlich Wesen verfochten würt.

Hans Sachs. M.Dxxiiii.

Darunter befindet sich ein Holzschnitt, ein Schuster, in seiner Hand ein Paar Pantoffeln, redet mit einem Chorherrn, hinter welchem seine Köchin steht. Ich sage euch, wo diese schweben, so werden die Stain schreyen.

Luc. 19.

Der Schuster bringt dem Chorherrn die bestellten Schuh, der Chorherr kommt eben aus seinem Sommerhause, wo er „abgedroschen“, d. h. seine Gebete gesprochen, und seine Nachtigal gefüttert hat. Diese Nachtigal gibt dem Schuster Gelegenheit, von der wittenbergischen Nachtigal zu sprechen, welche ein Schuster besungen habe. Der ehrwürdige Chorherr spricht darauf den frommen Wunsch aus: „Der Teufel hol den Schuster mit sammt seiner Nachtigal!“ Und nun beginnt er, den Schuster und seine Nachtigal mit den ehrenvollsten Titeln „toller Schuster“, „Eselstopf“ u. s. w. zu belegen und mit großer Redheit die Behauptung von der absoluten Oberherrschafft des Papstes aufzustellen, an der niemand rütteln dürfe. Der Schuster vertheidigt die Freiheit der Laien mit vielen vortreflich gewählten Schriftstellen, er will von keinen Beschlüssen der Päpste, nicht einmal von denen der Konzilien wissen, nur das eine Konzilium will er gelten lassen, das die Apostel zu Jerusalem hielten. Verwundert fragt der Chorherr: Haben denn die Apostel auch ein Konzilium gehalten?

Schuster: Ja, hont ir ein Bibel?

Chorh.: Ja. Köchin, bring das groß alt Buch heraus.

Köchin: Herr, ist das?

Chorh.: Ei nein, das ist das Dekretal, makulier mirs nit!

Köchin: Herr, ist das?

Chorh.: Ja, lehr den Staub herab — daß dich der Ritt (Fieber) wasch! —

Wolan, Meister Hans, wo stehts?

Sch.: Sucht Actuum Apostolorum XV.

Chorh.: Sucht selb, ich bin nit viel darin umgangen, ich weiß wol nützers zu lesen.

Sch.: Seht daher.

Chorh.: Köchin, merk Actuum am XV. Ich will darnach von wunderswegen lesen, was die alten Gesellen guts gemacht haben.

Der Chorherr wird gewaltig in die Enge getrieben, schließlich bricht er das Gespräch ab, und als er, der Schuster, fort ist, ruft er seiner Köchin aufgebracht zu: „Wie reden die Laien so gar frevlich gegen uns Geweihten! Ich mein, der Teufel sei in den Schuster vernäht, er hat mich in Harnasch gejagt, und wär ich nit so wol gelehrt, er hätt mich auf den Esel gesetzt. Darum will ich ihm nit mehr zu arbeiten geben.“ Damit er aber ein andermal zu einem Disput besser gerüstet sei, läßt er seinen Kalfaktor rufen, der soll ihm, da er viel in der Bibel liest, einige Sprüche suchen. Auch der Kalfaktor erweist sich als ein eifriger Anhänger der wittenbergischen Nachtigal, da er sich erkühnt, den Chorherrn auf den göttlichen Ursprung der heiligen Schrift hin-

zuweisen, so wird er seines Dienstes entlassen, und der Chorherr nimmt sich vor, sich mit solchen groben Filzen künftig nie mehr einzulassen: Ich will mich nun wol vor inn hüten, verbrennds Kind fürcht Feuer. Wolan, ich will in Chor (in die Kirche). So geh an Markt, kauf ein Krammetvogel oder zwelf, es wird nach Essen meines gnädigen Herrn Kaplan mit etlichen Herren kommen und ein Pantet halten. Trag die Bibel aus der Stuben hinaus, und sieh ob die Stein und Würfel all im Brettspiel sein, und daß wir ein frische Karten oder zwo haben.

Röchin: Es soll sein, Herr, werd ihr von Stund an nach dem Umgang heim her gehn?

Chorh.: Ja, schau daß essen bereit sei.

Paulus.

Ir Rauch ir Gott.

Die Titel der folgenden drei Gespräche lauten:

2. Eyn gesprech von den Scheinwerken der Papstlichen vnd iren gelübten, damit sy zur verlesterung des bluts Christi vermahnen selig zu werden.

3. Eyn gesprech eines Evangelischen Christen mit einem Lutherischen, darin der Ergerlich Wandel etlicher, die sich Lutherisch nennen, angezaigt vnd trüberlich gestrafft wirt*).

4. Ein Dialogus, des inhalt ein argument der Römischen wider das Christlich Heuslein, den Geyß auch andre öffentliche laster betreffend.

Auf die Herausgabe dieser Gespräche ließ Hans Sachs in Gemeinschaft mit dem eifrigen Antikatholiken Andreas Osiander ein Schriftchen gegen das Papstthum folgen, welches dem Hans Sachs eine Vermahnung von Seiten des Rathes seiner Vaterstadt zuzog. Es fanden sich nämlich im Carthäuserkloster und in der Rathsbibliothek zu Nürnberg Exemplare alter Gemälde mit beige-schriebenen Erklärungen, auf einem derselben war bemerkt, daß das Urbild, von dem die Kopie entnommen, schon 1278 gemalt sei. Diese Bilder, dreißig an der Zahl, wurden durch Holzschnitte neu vervielfältigt, sie sollten den Papisten eine Weissagung sein, welche von ihren eigenen Profeten herkäme, da sie dem Worte Luther's keinen Glauben schenken wollten. Der vollständige Titel dieser selten gewordenen Schrift lautet:

Ein wunderliche weisagung, von dem Papstumb, wie es yhm bis an das ende der welt gehen sol, ynn figuren odder gemelde begriffen, gefunden zu Nurnberg, ym Carthuserkloster, vnd ist seer alt. Ein vorred, Andreas Osianders.

Mit gutter verstendtllicher auslegung, durch geleerte leut, verflert. Wilche Hans Sachs yn Deudsche reymen gefasset, vnd darzu gefest hat.

Im MDXXV Jare.

Gleich nachdem das Schriftchen erschienen war, ließ Luther in Wittenberg einen neuen Abdruck desselben besorgen, und es verbreitete sich über alle deutschen Länder. Im Jahre 1527 erschienen vier Nachdrucke. Unter jedem der dreißig Bilder steht ein vierzeiliger Spruch, die Beschlußrede**) lautet:

*) Abgedruckt bei Hopf, II, S. 310 bis 329.

**) Emil Keller, a. a. O. S. 113.

O Kristenmensch, nun hast geschaut
 Die römisch babilonisch Braut
 Wie sie hie abgemalet steht,
 Vor langer Zeit abunterfeth,
 Mit ihrer Praktik und Finanzen,
 Mit ihren Tücken und Alsanzen
 Darmit sie trunken hat gemacht
 König, Fürsten und ihren Pracht,
 Mit schwinden Listen sie betrogen,
 Sie alle in ihr Netz gezogen
 Mit samt all ihren Unterthönen.
 Und wie sie niemand thet verschönen
 Mit schinden, schaben, üggen, triegen,
 Mit bannen, fluchen, morden, kriegen,
 Bis daß der Papsst so hoch ist kummen,
 Ganz aller Herrschafft ob geschwummen
 Mit Reichthum, Gewalt und Pracht sitrwar,
 Und hat gewährt so lange Jar
 Aus der Verhentnuß Gott des Herren.
 Würd schon der Papsst erkennt von ferren
 Würd sein falsch Lehr ihm ausgeruckt,
 Würd es doch wieder niederbruckt,
 Wir blieben stets in seinen Striden
 Bis Gott sein heilsam Wort thät schicken,
 Das deckt erst auf sein unrein Gift,
 Und wird probirt durch heilig Schrift
 Sein Verführung und falsche Lehr.
 Darum wer Ohren hab der hör
 Von Ülg sich zu der Wahrheit Lehr.

Um diese Schrift erscheinen lassen zu können, hatte man in Nürnberg die Zensur umgangen. Der Rath gab, wie wir schon andenteten, dem Sachs einen ernstlichen Verweis und zeigte ihm an, daß solches seines Amtes nicht sei und ihm nicht gebühre, darum eines Rathes ernstlicher Befehl sei, daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte und sich enthalte, einig Büchlein oder Reimen hinsübro ausgehen zu lassen.

Im Jahre 1524 veröffentlichte Luther eine kleine Sammlung geistlicher Lieder zum Gebrauch beim Gottesdienst. Er hatte einige bereits bekannte Lieder verändert, Hans Sachs folgte ihm sofort und dichtete eine Anzahl neuer Lieder, darunter befindet sich eins unserer herrlichsten evangelischen Kirchenlieder: „Warum betrübst du dich mein Herz?“*) Von diesem Liede führt Kanisch drei lateinische, eine griechische, eine französische, eine niedersächsische und eine holländische Uebersetzung an. Andere Lieder schuf Hans Sachs um, aus weltlichen Liebesliedern machte er vortreffliche geistliche Lieder, die noch heute gesungen werden und von denen mehrere auch noch das Verdienst haben, daß sie uns schöne

*) Man hat dieses schöne Lied dem Hans Sachs zu Zeiten abstreiten wollen, doch haben neuere Forscher es ihm unbedenklich zugewiesen. Auch in dem vortrefflichen Deutsch-Evangelischen Kirchengesangbuche, Stuttgart 1856, ist Hans Sachs als Verfasser genannt worden.

Volksmelodien erhielten, da Hans Sachs die ursprüngliche Melodie gern beibehielt. Auch Psalmen brachte unser Dichter in freierer Arbeit in Reime, oft sind diese Bearbeitungen voll hoher Poesie, in schwungvoller Sprache geschrieben, und treten ebenbürtig neben Luther's gleichartige poetische Ergüsse, sie sind nicht so kraftvoll, wie die lutherschen Lieder, überbieten dieselben aber noch in der Innigkeit des Ausdrucks und im Versbau. Nur eine Probe wollen wir anführen *).

Der fünfte Psalm.

Im Ton: Nun freut euch, lieben Christen gemein.

Herr hör mein Wort, merk auf mein Noth,
Nimm mein Red gar eben.
Mein König und mein starker Gott,
Von dir hab ich das Leben,
Drum will ich für dich beten recht.
Früh wollest hören deinen Knecht
Wann er früh zu dir kommet.

Du habest Herr, was übel thut,
Die Sünder wirst umbringen.
Wer schalldast ist und dürst nach Blut
Dem wird vor dir mißlingen.
Ich aber will in dein Haus gehn,
Mit Furcht gen deinem Tempel stehn,
Auf dein Gnad, Herr, zu beten.

Herr leit mich gar in deinem Wort
Um meiner Feinde willen,
Nicht deine Weg an alle Ort
Und steck mir selbsts das Ziele.
Ihr Mund und Herz kein Recht je gab,
Ihr Rachen ist ein offnes Grab,
Ihr Schlund auch voller Gallen.

Laß freuen sich all, die auf dich
Trauen und sich berühmen,
Beschirme sie, Herr, kräftiglich,
Gleich wie die Sommer blümen.
Die Gerechten du gesegnest, Herr,
Die deinen Namen lieben sehr,
Du krönest sie mit Gnaden.

Von großer Wirkung waren die biblischen Geschichten, welche Hans Sachs aus dem alten sowohl als auch aus dem neuen Testamente entnahm und sie in fließenden Reimen seinem Volke schenkte, dem damals ja noch fast kein einziger Strahl evangelischer Wahrheit leuchtete. Oft hängt er diesen biblischen Geschichten, Evangelien und Episteln noch einen „Beschluss“ an, in welchem er in treffender Weise, kurz und bündig das Vorhergegangene erklärt.

*) Hopf, I, S. 95. Dasselbst stehen noch mehr Proben.

Doch Hans Sachs blieb in seinen Bestrebungen, ein Sittenlehrer seines Volkes zu sein, nicht auf dem eng begrenzten kirchlichen Standpunkte stehen, er schwang sich auf zu einer weltbürgerlichen Anschauung, welche das Gute nicht allein in den Bekenntnißschriften der einen Religion, sondern in dem ganzen weiten Gebiete der Wissenschaften und der Geschichte suchte, und mit großartiger, echt kristlicher und schöner menschlicher Dulbung ließ Hans Sachs das Gute auch bei denen gelten, welche seinen Glauben nicht theilten. Wir machten schon darauf aufmerksam, daß wir diesen schönen Zug menschlicher Dulbung auch bei Wolfram von Eschenbach fanden, welcher den tugendhaften Heiden Feirefiz unbedenklich in die Gralburg einführte, welche auch von den Kristen nur die Ausgewählten betreten durften. Die Toleranz war in Nürnberg immer zu Haus, auf der untersten Stufe des herrlichen Brunnens, welchen Sebald Schonhofer von 1355 bis 1361 in seiner Vaterstadt Nürnberg aufstellte, standen in schönster Eintracht neben einander die drei kristlichen Helden Klobwig, Karl der Große und Gottfried von Bouillon, die drei jüdischen Helden Josua, David und Judas Makkabäus, die drei heidnischen Helden Hektor, Alexander, Julius Cäsar*). So stellte Hans Sachs die Göttin Pallas als Vorkämpferin der Tugend auf, neben den zwölf „durchleuchtigen Frauen des alten Testaments“ pries er zwölf getreue heidnische Frauen, und ertheilte ihnen dasselbe Lob, dieselbe Stellung, wie denjenigen, welche aus der Zahl der Bekenner des Christenthums durch ihren Wandel ein Vorbild für ihre Brüder geworden waren.

Wenn wir das Bild unseres schlichten Hans Sachs dem übermächtigen Karl dem Fünften gegenüber stellen, wie groß und edel steigt der Nürnberger Schuster empor, wie tief in den dunkelsten Schatten sinkt der Kaiser hinab, der in roher Unterdrückungswuth die heiligsten Menschenrechte mit habsburgischen Hentersfüßen trat, so daß Hans Sachs ihm warnend zurief: um des Evangeliums willen möchte er doch eines jeden Menschen Recht achten.

Bis in sein spätestes Alter hinein fuhr Hans Sachs fort, zu lehren und zu ermahnen, das Gute überall zu preisen wo er es fand, das Verwerfliche mit ernstem Worte zu tabeln, selbst in der eigenen Partei. Mit wunderbar sicherem Urtheil findet er stets die heraus, welche nicht auf dem rechten Wege wandeln, und wenn er über die verworfene, eitle, nur nach dem leiblichen Gellüst jagende und ringende Welt klagt, dann nimmt seine Rede oft einen wahrhaft großartigen Schwung, und im innersten Herzen empfinden wir es mit ihm, wenn er mit erschütterter Seele uns in einem Traumgesichte in einen Tempel führt, und uns auf ihrem Throne, im schneeweißen Gewande, die gemarterte Theologia zeigt und darauf hinweist, daß niemand die reine Gotteslehre schmücker mißhandelt, als die Geistlichen mit ihrem sinnlosen, aller Liebe baren Schulgezänk. Von dem sichern Siege der guten Sache war er aber doch so fest überzeugt, daß er selbst bei Luther's Tode nicht verzagte, sondern in seinem herrlichen Liede „Ein Epitaphium oder Klageb ob der Leich Doctor Martini Lutheri“ ruft er der klagenden Theologie die tröstenden Worte zu:

*) Vergl. Charakterbilder aus der Kunstgeschichte von A. W. Becker. Leipzig 1862, Seite 268 ff.

O fürcht dich nit,
 Du Heilige, sei wohlhemuth,
 Gott hat dich selbst in seiner Hut,
 Der hat dir überflüssig geben
 Viel trefflich Männer, so noch leben,
 Die werden dich handhaben fein
 Sammt der ganzen kristlichen Gemein
 Der du bist worden klar bekannt
 Schier durchaus in ganz deutschem Land,
 Die all werden dich nit verlassen,
 Dich rein behalten aller Massen
 Ohn Menschenlehr, wie du jetzt bist.
 Dich sollen die Pforten der Höllen
 Nicht überwältigen noch fällen.
 Darum so laß dein Trauern sein,
 Daß Doktor Martinus allein
 Als ein Ueberwinder und Sieger,
 Ein recht apostolischer Krieger,
 Den seinen Kampf hie hat vollbracht
 Und brochen deiner Feinde Macht,
 Und jetzt aus aller Angst und Noth
 Durch den mild barmherzigen Gott
 Gefordert zu ewiger Ruh.
 Da helf uns Kristus allen zu,
 Da ewig Freud uns auferwachs
 Nach dem Elend, das wünscht Hans Sachs.

Wahrlich, wenn man die traurigen Zeiten des 16. Jahrhunderts betrachtet, wenn man wahrnimmt, wie das deutsche Reich mit Riesenschritten dem weiten Grabe des dreißigjährigen Krieges entgegeneilte, in welchem alles unterging, was von Hoheit und Ruhm noch aus glorreichen Zeiten übrig geblieben war, dann kann es mit Trost erfüllen, wenn uns ein Handwerksmann entgegentritt, der nicht allein die Fürsten, sondern auch die Gelehrten seiner Zeit weit überragt an edler Bildung des Herzens, an seinem und tiefem Verständniß für die höchsten Fragen des Geistes, an innigem Gefühl für Freiheit, für persönliche Würde und für wahre Ehre.

Und wir erkennen in diesem schlichten Handwerksmann nicht allein den lautersten Sittenlehrer, wir finden in ihm auch den begeisterten Freund des Vaterlandes, der mit warmer Liebe am deutschen Lande hängt, der seine heißen Thränen weint über das Verderben, das sein heller, klarer Blick unaufhaltsam hereinbrechen sieht.

Mit inniger Freude betrachtet er seine Vaterstadt, und in dem schönen Gedichte „Ein Lobspruch der Stadt Nürnberg“ rühmt er dieselbe, wie nur wenig Städte gerühmt worden sind: Ihre Einwohner sind emsig, reich, klug und einträchtig, sie treiben den Handel in alle Länder, jedes Handwerk blüht unter ihnen, da sind Drucker, Maler, Bildhauer, Schmelzer, Gieser, Bauleute, deren köstliche Werke in keinem Reiche der Welt überboten werden. Und dieses Volk wird geleitet von einem Rathe, der den Namen des „weisen“ nicht zum Spott, sondern in schönster Bedeutung führt, der die strengste Ordnung walten

läßt, aber gütig, ohne alle Tirannei, der das Recht aufrecht hält gegen jedermann, und selber immer nachsieht, daß Zucht und Wohlstand sich mehre. Deshalb halten auch der Rath und die Gemeinde einhellig und einmüthig zusammen, einer schützt den andern, darum hat die Stadt so festen Bestand, weithin erklingt ihr Ruhm und Lob, sie blüht wie ein Rosengarten, dessen Gott selber wartet.

Ie höher aber dem Dichter das Hochgefühl, Bürger einer solchen Stadt zu sein, das Herz schwellt, desto bitterer wird sein Schmerz, wenn er sein unglückliches Vaterland anschaut, das, wie die Theologie von ihren eigenen Dienern, am meisten von seinen Fürsten gemißhandelt und verwundet wird. Aus dem Dioborus Sikulus erzählt er, wie die Egipter über ihre todtten Könige Gericht zu halten pflegten, und fügt hinzu: Wollte Gott, daß diese Sitte bei den deutschen Fürsten auch wäre, da würde mancher Fürst sich mit seinem Hofgestinde geschwind belehren und sich halten, wie es dem Fürsten geziemt, er würde niemand in seinem Lande vergewaltigen lassen und keine ungerechte Steuern erheben, die Straßen würden sicher sein und das Regiment löblich, und das Lob deutscher Fürsten würde wachsen. Er wünscht dem deutschen Lande einen Hauptmann, der Deutschland befreite von den Tirannen, welche mit Raub und Mord und roher Gewalt gegen Ehre, gegen Recht und gegen Gott freveln. In einem Gedichte beschreibt er die Höllenfahrt, oder wie er mit bitterm Spott sagt, die Himmelfahrt eines solchen Tirannen, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der in den funfziger Jahren des 16. Jahrhunderts mit Raub und Brand und Mord Deutschland verwüstete. In einem Traume sieht der Dichter, den ein Genius in die Unterwelt geführt, den Schatten des Fürsten ächzend und wimmernd niedersteigen, während auf Erden die Glocken geläutet werden aus Freude über den Tod des Räubers. Als die sündige Seele die Unterwelt erreicht, da drängt sich ein großer Haufe von Mittern und Knechten an ihn, die seine Kaufwuth in den Tod gejagt, danach schreit mit kläglichem Stimm eine Schaar von Kindern, Weibern, Bauern und Bürgern ihn an, die er ins Elend gejagt, die er hat verderben und im Hunger umkommen lassen, sie versperrten ihm den Weg und fordern ihn vor Gericht. An dem Höllenwasser stand eine unzählige Schaar, zerhackt, blutig, mit fahlen Todtengesichtern, mancher trug den Strick noch um den Hals, sie alle hatte der Tyrann gemordet, die schriean ihn an: „In unserm Sünden hast du uns umgebracht, nun sind wir gleich dir ewig verloren!“ Charon kommt gefahren, um in seinen Rahn die arme Seele aufzunehmen. „Geh du in mein Schiff trittst,“ sagt er, „thu deine Sünden von dir und wirf sie in jenes große Feuer, mein Fahrzeug kann solche Last nicht tragen.“ An dem Gestade brennt ein gewaltiges Feuer, zu dem tritt der Fürst heran und schüttet seine Trunkenheit hinein, da wird ein gewaltiger Gestank und das Feuer droht zu verlöschen, er wirft seinen Tirannentrog und seinen Frevel in die Flammen, das brennt wie Pech und Schwefel, er wirft seine Gotteslästerung in die Gluth, da steigt ein schwarzer Qualm bis gen Himmel auf, sein Neid und Haß, sein Meineid, seine Lüge, seine Morderei, sein Raub und Brand, seine Lüge, alle Laster ohne Zahl werden in die Flammen gemorfen, daß das Feuer gewaltig aufloht und bis gen Himmel die Funken aufstäubt.

Nun tritt der Geist in das Schiff, um zu dem Höllengerichte zu fahren, vom andern Ufer winkt ihm eine Schaar zu, das sind alle Tyrannen, die auf Erden Menschenblut vergossen haben und nun in der Pein schmachten. Das Höllenhäus sieht der Dichter in entsetzlicher Größe am andern Gestade stehen, wohl tausend Pforten und Zugänge hat es, und der Höllenhund steht davor, sperrt weit gähnend den geifernden Rachen auf und heult nach der Beute, die ihm nicht entgehen kann.

Der Dichter erzählt von dem jungen Fürsten „Auchurus“, der sich, sein Vaterland zu retten, in einen Erbschlund stürzte.

Wollt Gott, daß alle teutsche Fürsten
 Auch so herzentreulich wär dürsten
 Zu thun so treulichen Beistand
 Auch ihrem lieben Vaterland,
 Weibe mit Ehren und mit Gut,
 Mit Leib und Leben, bis aufs Blut,
 Wie dieser junge Fürst hat than.

Doch nur wenige sind unter den deutschen Fürsten der edlen Gestalten, welche, wie Pfalzgraf Friedrich, der Sohn Ludwig's mit dem Barte, mit Muth und Kraft für ihre Unterthanen eintreten, sie gegen Raub und Mord schützen und die Räuber aus dem Lande treiben. Vielmehr stehen die Dinge so kläglich, daß selbst die neun Musen Deutschland verlassen, weil Wucher und Betrügerei sich mit Unverschämtheit breit machen und die thörichte Menge alles was Kunst heißt in ihrem Unverstand verspottet und verlacht, so daß die Kunst, deren alleinige Speise Lob, Ehr und Preis ist, verderben und die Musen in Deutschland Hungers sterben müßten. So bitter ist des Dichters Schmerz über alle diese Uebelstände und fressenden Schäden, daß er meint, es wäre besser zu sterben denn zu Leben, damit man wenigstens in seinem Grabe Ruhe und Frieden finde.

Es könnte nun scheinen, als ob die Werke eines Dichters, der so wie Hans Sachs ein strenger, unermüdblicher Sittenprediger, ein wachsender Mahner für das Vaterland war, nur Ernst aufzuweisen haben müßten, und doch sprudelt bei keinem andern deutschen Dichter der muthwilligste Humor, der nur ein Besitzthum völlig heiterer, selbstzufriedener Gemüther ist, so reichlich, wie bei Hans Sachs; doch verkennt man auch bei den ausgelassensten Späßen niemals die tiefer liegende Absicht des Dichters, auch durch Scherz und Spott zu ermahnen und zu bessern. In der Form des „Schwanks“ berührt Hans Sachs fast alle menschlichen Verhältnisse, fast alle Stände, und besonders für die Kenntniß gewisser jener Zeit angehörigen Verhältnisse und Neigungen geben diese Schwänke eine sehr vollständige Anleitung.

Während in früheren Jahrhunderten die Minnesänger sich bestrebten, in ihren wirklichen oder erdichteten Geliebten die Sinnbilder aller Tugenden zu erkennen und ihnen die zarteste Verehrung zu erweisen, gefiel sich das 16. Jahrhundert darin, das Verhältniß zwischen Mann und Frau vielfach zu verspotten. Diese Neigung findet sich bei vielen Schriftstellern und Künstlern jener Zeit,

auch Hans Sachs behandelt in manchem Gedichte dieses beliebte und fruchtbare Thema. Die Herrschsucht und Schwachhaftigkeit, die Zanksucht und Untreue der Frauen erfahren eine scharfe Zurechtweisung, doch nie wird der Dichter bitter, gutmüthiger Spott steht jedesmal an der Stelle, welche bei anderen Dichtern die Satire ausfüllt. Auch die Fastnachtspiele sind eigentlich nur in Gesprächsform umgesetzte Schwänke. In einem derselben, „Der todt Mann“, fragt eine Frau ihren Mann, wie lieb er sie wohl habe. Der Mann entgegnet, darauf könne er ihr keine rechte Antwort geben, denn nur wenn sie alle ihre Pflichten erfülle, wenn sie gehorsam, fleißig, häuslich sei, habe er sie lieb, wenn sie aber im Hause herrschen wolle, als sei sie der Mann, wenn sie bei den Nachbarn umherliefe um zu klatschen und den Mann zu Hause selbst für sich sorgen ließe, dann habe er sie nicht lieb. „O wenn deine Liebe so leicht bekümmert wird,“ versetzt die Frau, „dann hat sie nur schwachen Grund, meine Liebe zu dir ist immer stark und fest, sie nimmt niemals ab.“

Der Mann erwidert: „Dann möchte ich doch geru wissen, worin deine Liebe besteht, denn ich habe nie etwas von ihr erfahren, sondern eigentlich immer nur das Gegentheil.“

Das Weib :

Mein lieber Mann, nun schau ich will
 Dir mein heimliche Lieb offenbarn.
 Ich hab dich so lieb in den Farn,
 Und werft todtkrank, so woltte ich
 Gern für dich sterben williglich,
 Und stürbst du vor mir, so merke eben,
 So möcht ich nit mehr ohn dich leben
 Wolt auch keinen andern Mann mehr haben,
 Wolt ehrlich lassen dich begraben
 In meinen röleinrothen Rod
 Als meinen lieben Hollerstock,
 Daß jedermann mir müßt verzeihen,
 Sie hätt kein größer Lieb nie gesehn,
 Deß hab dir auch mein Treu zum Pfand.

Der Mann freut sich über dieses zarte Geständniß, beschließt aber doch, seine Ehehälfte auf die Probe zu stellen. Er schickt sie fort, um an der Peggis ihre Wäsche zu spülen, er will derweil, wie er sagt, am Ofen sitzen und die Bratäpfel umkehren,

„Und welche pffien, die will ich essen.“

Die Frau geht, der Mann legt sich auf den Fußboden und thut, als sei er gestorben. Die Frau kommt wieder und findet in der Stube ihren todtten Hans, denn bei Hans Sachs heißen alle Ehemänner und alle Schuster stets Hans. Darauf spricht die getreue Ehefrau :

„Ei, ei, er ist todt merk ich wohl,
 Weiß ich je nit was ich thun soll,
 Soll ich vor wein oder vor essen?
 O ich kann bei mir wol ermesen,

Wo ich weint und macht ein Geschrei
 So kommen all Nachbarn herbei,
 So müßt ich denn viel Weinens treiben
 Und müßt den Abend ungegessen bleiben.
 Bin auch von der Wäsch aller naß,
 Ich will mich trocken anlegen haß,
 Will mir fünf Eier in ein Schmalz schlagen,
 So mag ich beß haß wein und klagen,
 Und will darnach in Keller nein
 Mir rauf tragen ein gut Maß Wein,
 Mich in dem großen Herzeleid laben,
 Wann wir ein altes Sprichwort haben:
 Nüchtern tanzen und nüchtern weinen
 Ist wol bekommen gar nie keinen.

Die guten Vorsätze werden ausgeführt, und nachdem die tiefbetrübtte Ehefrau sich weiblich gestärkt, beginnt sie ihre Klage gegenüber der Nachbarin, welche eben gekommen ist. „Ist er todt,“ entgegnet die gerührte Nachbarin, „so ist es immer schade um den guten Mann, der keinem Menschen je ein Leid that. Weil es denn aber nicht anders sein kann, so ergebt euch drein, denn was Gott thut, das ist alles wohlgethan.“ — „Ja ihr habt gut sprechen,“ versetzt die Jammernde, „wer soll mich nun aber ernähren?“ — „Ei,“ erwidert die Nachbarin, „wie könnt ihr so fragen? Greift doch frisch zu, nehmt euch einen andern Mann.“ — „Das geht ja jetzt nicht,“ antwortet die zärtliche Gattin, „morgen haben wir Fastnacht, und nun haben die schäbigen Pfaffen es so eingerichtet, daß niemand in den Fasten Hochzeit halten darf.“ — „So bringt denn wenigstens euren Kock her,“ versetzt die Nachbarin, „daß wir den Todten einnähen und daß er euch aus den Augen kommt.“ Nun zeigt sich die heiße Liebe der getreuen Gattin in der rührendsten Weise: statt ihres rothen Kockes, den sie ja wieder bei der Hochzeit tragen müßte, bringt sie die Haut eines kürzlich gefallenen Schweines. Das ist denn doch aber sogar der Nachbarin zu stark, sie sagt: „gebt ihm doch wenigstens ein altes Leintuch.“ — „Ich habe kein schlechtes,“ erwidert die trostlose Gattin, „mein schlechtestes ist mindestens fünf Kreuzer werth, meine Mutter gab es mir zur Aussteuer.“ Jetzt kommt auch der Nachbar, die Frau erhebt wieder ein Jammergeschrei:

Mein Nachbar, wißt, da hab ich
 Im Haus ein Vogel, Hund und Katzen,
 Zwei Duzend Mäus, ein Duzend Ragen
 Dñ ander Viech in meim Gehäus,
 Als ohn Zahl Wanzen, Flöh und Läus,
 Das wollt ich alles darum geben,
 Daß mein lieber Hans noch thät leben.

Der Nachbar:

Ich merk, die Lieb ist grausam groß
 Zwischen euch gewest ohn Unterloß.
 Wenn ihrn gern wieder lebend hätt,
 Wie, wenn ihr ein Verheißten thät

Ins grüne Thal mit drei Pfund Wachs
 Und etwan mit ein Kloben Flachs
 Und ein silbern Dpfer darzu,
 Vielleicht möcht er wieder in Ruß
 Vom Tod wiederkommen zum Leben,
 Wann fert*) ist's auch geschehen eben
 Daß ein Bauer wieder lebendig wur.

Doch die Frau meint, der Mann wäre im Himmel, es wäre ja schade, wenn er wieder lebendig würde und außs neue sich quälen müßte, sie will ihn auch ohne Priester, ohne Geläut und ohne Kerzen begraben lassen, da ihr Mann bei Lebzeiten das Gepränge nicht geliebt habe, auch will sie keine Seelenmesse für ihn lesen lassen, da er auch von der Messe nichts gehalten habe. Dann geht sie wieder zum Mann, weint und spricht:

O mein Mann, wie soll mir geschehen,
 Soll ich dich nimmer lebend sehen?
 O Hans, mein herzenslieber Mann,
 Was soll ich doch jezund nur than?

Bei diesen Worten wird der Mann wieder lebendig, richtet sich auf und spricht:

Hör, Weib, das will ich dir wol sagen:
 Du hast fünf Eier ins Schmalz geschlagen,
 Bist in der Kuchen drüber gessen
 Und hast sie alle rausgstreffen,
 Hast darnach ein Maß Wein rausgetragen,
 Die hast gesoffen in dein Kragen,
 So geh hin und leg dich drauf nieder,
 Daß du ein weng werst nüchtern wieder.
 Ist das dein große Lieb und Treu
 Der du dich rühmst ohn alle Schen,
 Du unverstandner grober Holzbock?
 Du sprachst, in deinen rothen Rock
 Wollst nähen mich, darin begraben,
 Nocht jetzt von dir kein Leilach haben,
 Wollst mich in die Säuhaut lassen nähen,
 Weng Treu hab ich gehört noch gesehen
 Von dir jezund an diesen Orten,
 Weber mit Werken noch mit Worten.
 Dein Lieb und Treu ist gen mir eben
 Im Tod, wie sie vor war im Leben,
 Dein Lieb die reicht nit weiter mehr
 Denn so weit ich dich Kleid und nähr,
 Sonst sähest mich durch ein Zaun nit an.

Das Weib spricht:

Poß Leichnam Angst, mein lieber Mann,
 Ich hab nur also dein gespott.
 Ich weßt wohl, daß du nit werst todt,

*) Im vorigen Jahre.

Sonderu stellest so tödtlich dich,
 Zu schauen, wie ich wollt stellen mich
 Wenn du stirbest. Drum, sollt du wissen,
 Hab ich dir diesen Poffen griffen.
 Et stirbst, ich wollt mich wol anderst stellen,
 Versuchs, frag darnach dein gut Geselln
 Wie nüglich ich mich stellen will.

Der Nachbar spricht und beschleußt:

Nein, nein, Nachbar, laß das Spiel,
 Dein Weib steckt gar voll Hinterlist
 Daß sie nit auszulernen ist,
 Wann bald sie auf die Erden sicht
 So hats schon ein Ausred erdicht.
 Mein Weib brauchet gleich solch Hinterlist.
 Ein Weib gleich wie das ander ist,
 Drum wöll wir Weiber Weiber lassn sein
 Und miteinander gehn zum Wein,
 Der Weibslieb uns nit lassn anfechten,
 Sie lassen bleiben beim alten Rechten,
 Daß uns kein grau Har draus erwachs
 Diese Fastnacht, das wünscht Hans Sachs.

Wenn die Weiber denn nun so wenig Liebe zu ihren Männern tragen, und wenn sie nur da sind, um ihren Männern das Leben sauer zu machen, so kann man sich den Stoßfußler jenes jungen Bauers erklären, der von seinem Weibe wünscht

Ich wollt sie wär' ein Wolf, lief gen Holz.

Eben so rührend wie die Klage der Frau in dem zuerst angeführten Gedichte über ihren Hans, der sich todt stellt, ist die Freude jenes Ehemannes, dem sein Weib gestorben ist. Er läßt die Leiche mit allen erdenklichen Feierlichkeiten bestatten und ist außer sich vor Freude, daß seine geliebte Gattin nun im Himmel sei, in dem schönen Himmel, wo keine Plage sie mehr trifft. Und in diese frommen Ergüsse stimmt der Bruder des Mannes mit ein, auch er wünscht, daß der heilige Tod käme und seine Frau in den Himmel führte, wo sie alles Unglück überwunden hätte, und dächte sie ja noch einmal auf Erden her, so wünschte er, daß sie noch höher hinauf wäre, so groß sei seine Liebe zu ihr. In muthwilliger Laune korrigirt der Dichter sogar die Schöpfungsgeschichte: Als Gott der Herr das Weib erschaffen wollte, entnahm er dem schlafenden Adam die bekannte Rippe. Bei dieser Operazion wurden ihm aber die Hände blutig, er wollte sie zuvor waschen und legte die Rippe deshalb bei Seite, da kam ein großer Hund gelaufen, erschnappte die Rippe und lief mit ihr fort, der Herrgott lief ihm nach und ergriff ihn am Schwanz, aber der Schwanz riß aus und der Hund entkam mit seiner Beute; so blieb dem Herrgott nichts weiter übrig, als das Weib aus dem Schwanze des Hundes zu erschaffen.

Ein anderes Bild, welches in den Schwänken und Fastnachtsspielen häufig wiederkehrt, sind die fahrenden Leute, von den umherziehenden Studenten an bis zu den vagabondirenden Dieben hinab. Ein fahrender Schüler kommt zu einer Bäurin, welche zum zweitenmal verheirathet ist, sie gebeknt ihres ersten Mannes noch voller Liebe. Als der Schüler sie um eine Gabe bittet und sagt, er käme aus Paris, versteht sie, aus dem Paradies, und fragt ihn, ob er denn im Paradies ihren Mann nicht gesehen hätte? Der Schüler erkundigt sich nach der Kleidung des Mannes. Die Bäurin spricht:

Die kann ich euch gar bald geneunen,
 Er hätt' auch auf einen blauen Hut,
 Und ein Leilach, zwar nit fast gut,
 Darmit hat man zum Grab bestellt.
 Kein ander Kleidung er sunst hett,
 Wenn ich die Wahrheit sagen soll.

Der Schüler spricht:

O liebe Frau ich kenn ihn wol,
 Er geht dort um ohn Hosen und Schuh,
 Und hat an weder Hemd noch Bruch *)
 Sonder wie man ihn legt ins Grab
 Er hat auf seinen Hut bligschpab **)
 Und thut das Leilach um sich hüllen.
 Wenn andre prassen und sich füllen,
 So hat er gar kein Pfenning nicht.
 Als denn er so sehnlich zusicht
 Und muß nur des Almosen leben,
 Was ihm die andern Selen geben,
 So elend thut er dort umgahn.

Von solcher Noth wird das Herz der guten Frau gerührt, dem Schüler, der behauptet, er käme in vierzehn Tagen wieder ins Paradies, bringt sie, um es ihrem Manne mit ins Paradies zu nehmen, zwölf Gulden und ein Bündel, darin ist blaues Tuch zu einem Rock, eine Hose, eine Toppe, ein Hemd und ein Unterkleid, auch eine Tasche, Stiefel und ein langes Messer, der Schüler erhält einen Thaler zum Lohn, und trollt sich fort. Dem heimkehrenden Bauer erzählt die Frau voll Freude, was sie gethan, der Bauer durchschaut den Betrug, aber er verhehlt seinen Unmuth, heißt sein Pferd satteln, er wolle dem Schüler noch mehr Geld bringen, und reitet ihm nach. Der Schüler aber sieht ihn kommen, verbirgt sein Bündel im Gebüsch und erwartet ruhig den Bauer, der hastig heranjagt und ihn fragt, ob er nicht einen hätte laufen sehen, der ein Bündel trug. Der Schüler schiebt ihn zur Verfolgung des Flüchtigen ins Gebüsch hinein und reitet auf dem Pferde davon, der Bauer bemerkt den Fehler, den er begangen, zu spät, und um von

*) Unterkleid.

**) bligblau.

seiner Frau bei seiner Heimkehr nicht ausgelacht zu werden, sagt er ihr, er habe dem Schüler auch das Pferd zur Reise ins Paradies gegeben. Gerührt versetzt die Bäurin:

Ja du mein herzenlieber Mann,
 Erst vermerk ich dein treues Herz,
 Ich sag dir das in keinem Scherz.
 Wollt Gott, daß du auch stirbest morgen,
 Daß du nur sähest underborgen
 Wie ich dir auch geleicher Weis
 Nachschicken wollt ins Paradies.
 Nichts ich so weit zu hinterst hätt'
 Das ich dir nicht zuschicken thät:
 Geld, Kleider, Kälber, Gänß' und Säu,
 Daß du erkennest auch mein Treu
 Die ich dir hinten und vorne trag.

Der Bauer verbietet seiner Frau nun, von dem Vorfall zu reden, die Bäurin aber hat es mittlerweile schon dem ganzen Dorfe erzählt, alle haben sich mit ihr gefreut und haben sehr gelacht. Der Bauer ärgert sich zuerst über den Unverstand seiner Frau, tröstet sich nachher aber mit dem Worte, daß im Ehestande beide Gatten gegen einander nachsichtig sein müßten, damit man Frieden im Ehestande habe.

Ein Seitenstück zu dieser Posse ist die Geschichte von dem Roßdieb zu Künzing. Die Bauern haben ihn auf frischer That ertappt und wollen ihn hängen, nun steht aber der Galgen im Getreide, und bei der Hinrichtung würden die Schaulustigen das Getreide zertreten, bis nach der Ernte füttern will man den Dieb auch nicht, er würde sonst zu theuer kommen, denn „die Dieb die fressen sehr.“ Steffl Böll, der Schlaueste der Schlaunen, gibt endlich den Rath, man solle den Dieb bis nach der Ernte laufen lassen, zuvor aber solle er einen harten Eid schwören, daß er über vier Wochen wieder kame und sich hängen ließe. Dieser Rath wird mit Jubel angenommen, der Dieb wird an einem Strick hereingeführt und ihm sein Urtheil kundgethan. Er spricht:

Ihr lieben Herrn der Dorfgemein
 Zu Künzing, ich will ghorfam sein
 Und euch ein harten Eid da schwere,
 Nach dem Schnitt wieder her zu kehre
 Gen Künzing und mich lassen hengen.
 Doch bitt ich, wollt das best gedenten,
 Mit einer Zehrung begaben mich,
 Weil kein baren Pfenning hab ich,
 Sollt ich wieder stehn und würd gfangen
 Und an ein andern Ort ghangen,
 So könnt ich je nit wieder kommen,
 So hielt ihr mich denn für kein Frommen,
 Denn würd mir übel nachgesprochen.
 Sollt ich denn die vier ganzen Wochen

Herumher betteln in dem Land
 So wärs euch Fünffingern ein Schand,
 Weil man euch kennet weit und breit.

Dieser Appellazion an ihre Großmuth können die waderen Bauern nicht widerstehen, der Dieb erhält von ihnen 30 Kreuzer Zehrgeld, läßt seine rothe Kappe zum Pfande, und entläuft. Ehe er sich aber aus dem Dorfe entfernt, benutzt er die gute Gelegenheit und stiehlt dem einen der weisen Rathsmänner des Dorfes seinen blauen Rock und begibt sich mit ihm nach München. Dort verkauft er ihn an einen andern Fünffinger Rathsmann, der in die Stadt gekommen ist, und als dieser mit seinem wohlfeil gekauften Rocke ins Dorf zurückkehrt, wird der Rock von seinem ersten Besitzer erkannt, und um den Besitz desselben entsteht eine Prügelei, während derselben kommt der Kofsdieb und holt seine rothe Kappe wieder. Er hat seinem Eide nun genug gethan, er hat sich gestellt, die Bauern haben ihn aber nicht gehangen, und er kann nun frei und im Bewußtsein seiner Frömmigkeit, wie er spöttisch sagt, davongehen.

Nicht minder zahlreich sind die Schwänke von den Landsknechten, welche oft zu Duzenden bettelnd oder auch raubend und plündernd das Land durchzogen, prellten und geprellt wurden. Bekannt ist die Erzählung von den neun Landsknechten, welche von Sankt Peter in den Himmel aufgenommen wurden, dort an zu spielen und zu rausen singen und nur durch den Klang einer Lärmtrommel wieder hinausgebracht werden. Seit dieser Zeit kommt kein Landsknecht mehr in den Himmel, Sankt Peter grollt mit ihnen, der Teufel will sie auch in der Hölle nicht haben, so führen sie denn ein abenteuerliches Leben zwischen Himmel und Erde und Hölle; wenn sie jung und rüstig sind, haben sie hohen Muth und denken zu Ehre und zu Hab und Gut zu gelangen, meist aber tragen sie nur ihre elende Haut davon und sind froh, wenn sie schließlich ein Unterkommen in einem Spital finden, denn wenn sie alt und kraftlos werden, dann vergift der Junker, für den sie alle Nacht im Stall gelegen, für den sie durch Wind und Wetter geritten, für den sie Blut und Gesundheit dahingegeben, ihrer Dienste, und entläßt sie, und sie werden nun die Konkurrenten der Stazionirer und Bettelmönche, aber niemand ist ihnen hold und ihr Los ist nun, „die Bärenklauen zu saugen.“

Zum Träger einer komischen Rolle muß sich auch der Teufel hergeben, und der Dichter treibt oft die muthwilligsten Späße mit ihm, denn sein Teufel ist ein furchtsamer, dummer Teufel, der mehr als einmal seinen Meister findet und von manchem schlauen Erdensohne geprellt wird. Auch nimmt er guten Rath an. Einmal begegnet er dem Dichter in der Nacht und sagt ihm, er wolle seine Hölle weiter bauen lassen und suche nun Werkleute. Der Dichter aber weiß ihm seinen Entschluß wankend zu machen, und der Teufel verspricht, von seinem Bau abzulassen, wenn der Dichter ihm bis Pfingsttag Nacht — auch der Teufel rechnet die Zeit nach den kristlichen Festen — zehn durchaus rechtschaffene Leute bringe. Der Dichter sucht sie, aber er findet sie nicht, und die Entscheidung wird nun bis zum jüngsten Tag aufgeschoben.

Eine besondere Liebhaberei des Teufels ist es, unter frommen Eheleuten Zwietracht zu stiften. Manches schöne Stückchen ist ihm auch schon gelungen, aber ein Ehepaar hat bereits dreißig Jahre lang allen seinen Verführungskünsten Trotz geboten. Der Teufel verzweifelt schließlich und klagt seine Noth einem alten Weibe, welche ihm verspricht, für ein Paar neue Schuhe die Eheleute aneinander zu hezen. Die giftige Alte spielt ihre Rolle so gut, daß noch vor Sonnenuntergang die Eheleute sich prügeln. Der Teufel bekommt vor diesem alten Weibe gewaltigen Respekt, die versprochenen Schuhe reicht er ihr auf einem langen Stod hin, den er noch von der Kinde entblößt hat, damit die Alte nicht zwischen Stamm und Kinde zu ihm kriechen kann. Nichtsdestoweniger erhält er mit dem Stod noch eine Tracht Prügel von der Alten.

Einmal war der Teufel auf die Erde gekommen und hatte, da er so viel von den Freuden des Ehestandes hörte, beschlossen, sich auch zu verhehlichen. Bei seiner Wahl zeigte er sich sehr vernünftig und zugleich spekulativ, er nahm, da er selber alt war, eine alte Frau, die aber reich war. Doch wie war der dumme Teufel blamirt! Groß Angst und Weh erhob sich schon in der ersten Zeit seines Ehestandes, die fromme alte Gattin macht dem Teufel bei Tag und bei Nacht das Leben so sauer, daß er schließlich reichens nimmt, und in einem Walde sich auf einen Baum setzt. Ein Arzt geht vorüber, der Teufel macht einen Kontrakt mit ihm, sie wollen auf gleichen Gewinn die Leute kuriren. Der Teufel fährt in einen reichen Bürger einer Stadt, in welche sie kommen, und quält ihn die ganze Nacht, am andern Tage beschwört der Arzt den Teufel, der fährt aus und harret im Walde seines Genossen und seines Gewinnes. Der Arzt erhält dreißig Thaler, er gibt dem Teufel zehn und sagt dabei, er habe nur zwanzig erhalten. Satan merkt den Betrug, schweigt aber und gedenkt sich zu rächen. Als er in einen Domherrn gefahren ist, versucht der Arzt seine Beschwörungen umsonst, der Teufel weicht nicht und ruft unaufhörlich: der Arzt ist ein Dieb, er hat mir fünf Thaler gestohlen, sein Dieb kann mich austreiben. Der Arzt geräth in große Angst, er geht hinaus und sinnt nach, was zu thun sei, da fällt ihm ein Mittel ein. Er geht hinein und sagt: Teufel, dein altes Weib ist unten, sie hat einen Brief vom Chorgericht genommen und will dich wieder haben. Als das der Teufel hört, da fährt er schleunigst zum First hinaus. Der Dichter schließt:

Sie versteht man bei diesem Schwank,
Wo Weib und Mann zu dieser Frist
Mit der Eh zamm verbunden ist
Doch täglich in dem Haber leit,
Da keins dem andern nachgeit
Sonder eines das ander tragt,
Schilt, schmecht, veracht, verpott und sagt,
Einander reissen, raufen, schlagen,
Einander verschwatzen und verklagen,
Da nimmer ist Fried, Freud noch Son
Die Eh mag man wohl nennen schon

Ein teuflisch und heilich Leben,
Vor der uns Gott wol hütten eben,
Und im Ehstand uns dieser Zeit
Geben Fried, Sühn und Einigkeit,
Darburch zunehm, sich mehr und wach
Ehliche Treu, das wünscht Hans Sachs.

„Das ist es eben, was uns an den Dichter fesselt,“ sagt Hoffmann Seite 93, „daß sein Scherz und Spott auf einer tiefen moralischen Grundlage ruht, und daß er, wenn er das ganze tolle Treiben gemeiner Menschen an uns vorüber führt, doch selbst hoch darüber steht und mit schlichtem Sinne die Wahrheit und Tugend in der ganzen liebenswürdigen Schönheit ihrer Erscheinung daneben stellt.“

Auch die Raubsucht des Abels wird scharf gegeißelt. Zu Frankfurt a. M. soll einmal ein junger Reitermann hingerichtet werden, weil er Straßenraub begangen hat. Viele von der fränkischen Ritterschaft, welche grade zugegen sind, legen Fürsprache ein für den schönen, kaum zwanzigjährigen Jüngling, als sie aber hören, daß er nicht von Abel ist, da rufen sie entrüstet: „Laßt ihm nur den Kopf abschlagen, wie kann der Bauernknecht sich mit Raub nähren, was doch nur dem frommen Adel mit Ehren zusteht?“ Deshalb, beschließt der Dichter, mögen alle Kaufleute froh sein, da ja der Adel selber sich des Raubes also annimmt. Ein jeder mag nun sicher von Leipzig gen Frankfurt wandeln und den ganzen Speßart durchziehen, wenn er auch Gold auf dem Haupte trüge, man nähme ihm keinen Birnenstiel. Darauf möge sich verlassen, wer da will, doch hüte er sich auf allen Straßen vor Ungemach, das ist ihm zu raten.

Eine Satire auf das schlechte Reichsregiment ist „Eulenspiegel's Disputation mit einem Bischof ob dem Brillenmachen.“ Eulenspiegel gibt sich einem Bischof für einen Brillenmacher aus und klagt ihm seine Noth, daß sein Geschäft so schlecht ginge, die frommen geistlichen Leute, welche viel in der heiligen Schrift lasen, seien alle gestorben, die Pfaffen und Mönche könnten ihre Gebete auswendig und weiter wollten sie nichts lesen, und auch die Fürsten und Herren bedürften der Brillen nicht, da sie alle die Gewohnheit hätten, durch die Finger zu sehen, ihre Beamten wären aller Schandthaten voll, aber die Herren sagten nichts, weil die Beamten ihnen Geld schafften. Der Bischof hört diese Rede mit Verwunderung und denkt bei sich: Weiß der gemeine Mann von diesen Tücken, die wir doch mit vielem Fleiß verdecken, dann ist es wahrlich hohe Zeit, daß wir in Deutschland der Unschuld und Gerechtigkeit die wir so lange drückten, endlich mit gerechter Hand Hilfe reichen.

Nicht minder gegeißelt wird die elende Betrügerei der katholischen Geistlichen mit den Fetzen und Brocken, die sie Reliquien zu nennen sich nicht entblödeten. Zu einem Städtlein in Welschland kommt ein Mönch, Bruder Zwiesel, der ermahnt das Volk, reiche Gaben an Geld, Wein, Getreide und Würsten zu bringen und verheißt dafür am andern Tage eine Feder aus den Flügel des Erzengels Gabriel zu zeigen. Zwei junge Gesellen schleichen sich aber in des Mönchs Herberge und legen ihm in das Reliquienkästchen stat

der Feder Kohlen. Am andern Tage öffnet Bruder Zwifel in der Kirche nach einer höchst salbungsvollen Rede sein Kästchen, und erschrickt nicht wenig, als er statt seiner Feder Kohlen darin findet, doch er faßt sich schnell, erklärt er habe sich geirrt und statt der Feder die Kohlen mitgebracht, auf welchen man den heiligen Laurentius gebraten habe, diese Kohlen habe er selber aus Jerusalem mitgebracht, wer damit bestrichen würde, könne in dem Jahre nicht verbrennen. Sofort eilt die ganze Gemeinde herbei und läßt sich für Geld von dem Betrüger mit den Kohlen beschmieren. Schließlich gibt der Dichter den Rath, ein jeder möge seinen Beutel zusperren, dann würde solches Affenspiel bald ein Ende nehmen.

Wie Hans Sachs den Teufel als handelnde Person auf seine komische Bühne führte, so zog er in heiterem Scherz auch einmal dem Herrgott menschliche Kleider an. In einer Komödie vom Jahre 1553, die fünf Jahre später zu einem Schwank „Die ungleichen Kinder Eve“ umgearbeitet wurde, besucht Gott der Herr die Eheleute Adam und Eva, welche aus dem Paradiese vertrieben sind, und hält mit den Kindern derselben, deren Zahl auf 24 gestiegen ist, nach Luther's kleinem Katechismus Kinderlehre. Zwölf Kinder Eva's waren gut und schön, zwölf häßlich und böse, die schönen Kinder schmückte Eva, als der Herr ihr seinen Besuch ankündigen ließ, sie wusch und kämmtete sie und legte ihnen frischgewaschene Hemden an und sagte ihnen, wie sie häßlich ihr Kompliment machen und dem Herrn die Hand geben sollten. Aber die häßlichen Kinder steckte sie unter das Stroh, auf den Heuboden und ins Ofenloch, weil sie fürchtete, der Herr würde über sie spotten. Als nun der Herr kam, empfangen die schönen Kinder, welche in Reih und Glied dastanden, den Herrn gar demüthig, sie knieten nieder, nachdem sie ihm alle die Hand gegeben und beteten ihn an. Da segnete der milde gütige Herr die Kinder und verhiess ihnen, sie sollten Könige und Herren, reich und gelehrt und mächtig auf Erden werden. Als Eva das hörte, da wurde ihr Mutterherz weich, sie dachte, ich will auch die häßlichen Kinder herbringen, des Herrn milde Hand wird sich auch ihrer erbarmen. Sie lief hinaus

und holt auch aus dem Hen,
 Aus der Krippen und aus der Stren
 Und aus dem Ofenloch gar bald
 Auch ihre Kinder ungestalt
 Und führet sie hinein für Gott,
 Ein unlustig, gstrobelste Kott,
 Grob, ungeschickt, tölpet und bötschet *),
 Schlichtitsch **), ohne Zucht, bäurisch und lötschet ***).
 Als der Herr sah den rohing Hausen
 Da für ihm sehen kreisten †) und schnausen,
 Da mußt der Herr ir aller lachen,
 Sprach: Eva, was meinst mit den Sachen?

*) plump.

***) faul.

***) zerlumpt.

†) leuchten.

Eva sprach: Herr, gib in den Segen
 Weil du bist göltig allemwegen,
 Laß sie ihr Ungstalt nicht entgelten,
 Sie kommen zu den Leuten selten,
 Derhalb lernen sie auf Erd
 Nicht sehr viel höfflicher Geberd.

Der Herr entspricht dem Wunsche der Eva, er segnet auch die ungehobelte Rottte und bestimmt die Kinder, sie sollten Bauern, Fischer, Schmiede, Schuster, Karrenzieher, Hausknechte u. s. w. werden. Doch Eva verbrieft es sehr, daß diese Kinder den anderen so sehr nachstehen sollen; sie spricht:

Lieber Herre reich,
 Wie theilest du so gar ungleich
 Dein Segn, was zeichst die arme Rott?
 Daß dus also trittst in das Roth,
 Daß sie auf ganzer Erd allein
 Sollen der ander Fußschemel sein?
 Weil ich die Kinder allesam
 Geboren hab mit meim Mann Adam,
 Drum sollt dein guter Segen reich
 Ueber sie alle gehn gleich.

Da erklärt Gott der Herr der unwilligen Mutter, daß sie die Sache nicht verstehe, alle Stände müßten in der Welt vertreten sein, nicht alle könnten regieren, aber alle könnten an ihrem Plage glücklich werden. Beschämt gesteht Eva ihren Irrthum, und der Dichter führt in dem Beschluß aus, daß ein jeder Stand auf Erden seine Berechtigung habe, und daß der ein großer Thor sei, der den Stand verachte, in welchen Gott ihn hineingestellt habe. —

Andere Gedichte, welche in der Form dem Schwank gleich sind, behandeln allgemeinere Stoffe, meist mit vielem Geschick und in entschieden dichterischer Auffassung, z. B. das nach dem Virgil bearbeitete „Fama, das weitfliegend Gerücht,“ ferner „das walzend (sich beständig umbrehende) Glück,“ „das menschlich Herz ist einer Mahlmühl gleich,“ und viele andere. Auch die alte Geschichte vom Schlaraffenlande hat Hans Sachs bearbeitet. Bis zur Mitte seiner Lebenszeit wählte er mit Vorliebe ernstere Stoffe, gegen Ende seines Lebens bearbeitete er meist Schwänke, Komödien und ähnliche heitere Sachen.

Hans Sachs ist der fruchtbarste aller deutschen Dichter, er verfaßte in seinem langen Leben 4275 Meistergesänge, 208 dramatische Gedichte, an Liebern, Schwänken, Fabeln u. s. w. mehr als 2000, so daß die Gesamtzahl seiner Dichtungen die enorme Zahl von 6000 *) noch übersteigt.

Auch eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Arbeitskraft ist das Zeichen eines nicht gemeinen Geistes, Friedrich der Große arbeitete mehr als irgend einer seiner Beamten, und hohe Bewunderung muß uns auch erfüllen,

*) Vergl. Servinus II, 425. Hoffmann 97. Manisch 128. Weller XI.

wenn wir bedenken, was dieser Nürnberger Schuster, der doch mit mehreren Gesellen jahraus jahrein sein Handwerk trieb, nebenbei alles geleistet. Es kam ihm dabei zu statten, daß die Form seiner Poesien ihm keine große Schwierigkeiten bereitete. Alle seine Gedichte, mit Ausnahme der Meistergefänge, welche bis heute nie gedruckt worden sind, wurden von ihm in Jamben, und zwar mit wenigen Ausnahmen in vierfüßigen Jamben mit abwechselnd stumpfen und klingenden Reimen geschrieben. So erhält also jeder Vers, je nach dem Reime, acht oder neun Silben, und Hans Sachs ist in der Zählung der Silben sehr genau, er zieht lieber ein Wort sehr stark zusammen (ghorjam, gschnitten, gmein) als daß er den Vers zu lang macht. Diese Silben wurden aber nur gezählt, nicht gewogen, so daß oft genug der Wortton nicht mit dem Versstone zusammentrifft, und dadurch entsteht eine große Mannigfaltigkeit in dem sonst so einfachen Bau dieser Verse, welche man gewöhnlich Mittelverse nennt. Die Reime unseres Dichters sind, besonders wenn man sie den Reimen seiner Zeitgenossen, z. B. Luther's, gegenüberstellt, sehr rein und genau. Was die Form anbetrifft, so kann man alle seine dichterischen Erzeugnisse in zwei große Gattungen zerlegen: in Erzählung oder Betrachtung, und Gespräch, denn auch seine dramatischen Poesien sind kaum etwas anderes als dialogisirte Erzählungen, in Akte, oft in zehn, abgetheilt, von dramatischer Entwicklung kann weder in den Dramen des Hans Sachs noch in denen irgend eines andern deutschen Dichters des 16. Jahrhunderts die Rede sein. In jener Zeit diente das Drama fast nur zur Darstellung biblischer Stoffe, es wies immer noch auf seinen religiösen Ursprung hin. Hans Sachs hat das Verdienst, daß er den Kreis der Stoffe für das Drama bedeutend erweiterte, alle Völker und alle Zeiten mußten diesem wahrhaft genialen Manne Themata liefern. Er machte auf diese Weise seine Landsleute mit der griechischen und römischen Literatur bekannt, und wir müssen den Nürnberger Schuster als ersten Vorkämpfer auf der Bahn jener Studien des klassischen Alterthums betrachten, welche so unendlich viel dazu beitrugen, die neuere Blüthezeit der deutschen Poesie herbeizuführen. Und Hans Sachs hatte nicht nur oberflächlich von der klassischen Literatur gekostet, sondern er besaß eine haunenswerthe Belesenheit in den Schriften alter und neuer Zeiten, er kannte von den Griechen z. B. Musäus, Homer, Hesiodus, Aesop, Herodot, Aristofan, Xenofon, Plato, Epittet, Plutarch, Lukian u. a., von den Lateinern Plautus, Terenz, Zigero, Livius, Virgil, Dvid, Seneca, Plinius, Sueton, Justin u. a., er kannte die Schriften der meisten großen Kirchenlehrer, die Schriften des Petrarca, des Boccaccio, des Reuchlin, des Melanchthon, sogar den Koran, er kannte viele deutsche und frembländische Kroniken, er kannte auch das deutsche Heldsepos, das Nibelungenlied, welches den Gelehrten seiner Zeit völlig fremd war, dessen Existenz sie nie erwähnen.

So erkennen wir in Hans Sachs nicht allein den unerschrockenen, mächtigen Vorkämpfer für das Licht der Reformation, nicht allein den begabten Dichter, sondern wir sehen in ihm auch den erleuchteten Führer, dessen ausgeübte Hand auf die Gesilde hinweist, in welchen die deutsche Poesie allein wieder zur Hebung, zur Blüthe gelangen konnte. Deutschland hat nicht viele

Männer aufzuweisen, die an geistiger und sittlicher Größe sich mit dem Schuster von Nürnberg messen könnten.

Hans Sachs verlor 1560 seine erste Gattin Kunigunde Kreuzer, mit welcher er in 41jähriger glücklicher Ehe gelebt hatte. Sie hatte ihm zwei Söhne und fünf Töchter geboren, die sieben Kinder starben alle vor dem Vater, nur vier Enkel, Kinder seiner ältesten Tochter, überlebten ihn. Ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Gattin vermählte er sich wieder mit Barbara Harscher, ihr Lob *) sang er in einem schönen Gedichte mit jugendlicher Gluth. Er lebte auch mit dieser, noch sehr jungen Frau, glücklich bis an sein Ende. Sein Handwerk setzte er bis in sein höchstes Alter fort, so lange seine Kräfte es ihm gestatteten. Er besaß ein eigenes Haus im Mehlgäßchen am Spitalplatz, jetzt Hans Sachsengasse, sein Wohnhaus wurde später das Wirthshaus zum goldenen Bären **). Seit dem Jahre 1569 scheint er nicht mehr gedichtet zu haben. Gegen das Ende seines Lebens wurden seine Sinne stumpf, sein Geist ermattete, an seinem Tische saß der eisgraue Mann und las gute Bücher, besonders gern die Bibel. Zwei Tage nach einer großen Wasserfluth oder nach einer Feuersbrunst verschied Hans Sachs am 20. Januar 1576 im Alter von 81 Jahren.

Seine Zeitgenossen haben den großen Mann in hohen Ehren gehalten, sie nennen ihn stets den berühmten Poeten Hans Sachs. Sorgen sind ihm fern geblieben, er hatte auch im Alter sein behagliches Auskommen. Seine Schriften sind so oft gedruckt worden, daß in Bezug auf die weite Verbreitung nur einzelne Schriften Luther's sich vergleichen lassen. Weller führt mehr als 300 alte Ausgaben einzelner Stücke, ohne die zahlreichen Gesamtausgaben, an. Wenn es möglich war, daß ein so großer Mann nicht lange nach seinem Tode schon so gut wie vergessen war, so müssen wir daraus einen argen Schluß auf die geistige Befähigung der Menschen jener Zeit ziehen, und kein kläglicheres Armuthszeugniß konnten die schlesischen Dichter, Lohenstejn, Hoffmannswaldau und andere sich ausstellen, als durch ihre kindische Verspottung eines Mannes, dem sie nicht einmal die Hand zu küssen werth waren.

Die Neuzeit ist einstimmig im Lobe des genialen Hans Sachs, mit dem vollsten Rechte gilt Göthe's schönes Wort:

Einen Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt.
In Frohschymfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!

*) Hops I, 36.

**) Weller, Seite XI.

Johannes Fischart.

Der lange Streit, ob der größte Satiriker, den neben Aristofanes die Welt gesehen, aus Mainz oder aus Straßburg gebürtig sei, ist jetzt durch Wilhelm Wackernagel endgültig entschieden worden: Straßburg, die deutsche Stadt, welche nach langer schmähhcher Entfremdung in unseren Tagen dem Vaterlande durch das glorreiche Hohenzollernschwert zurückgegeben ist, Straßburg hat die Ehre, die Wiege des großen Fischart zu sein. Deutsche Gelehrte haben bisher mit Vorliebe zu beweisen gesucht, daß Fischart aus Mainz stammen müsse, vielleicht ist die vaterländische Eifersucht hierbei mit im Spiele gewesen, Straßburg war an den Erbfeind verschachert, Mainz war eine unzweifelhaft deutsche Stadt, und es war sehr natürlich, wenn man lieber das deutsche Mainz als das französisch gewordene Straßburg für Fischart's Heimath gelten lassen wollte. Jeder Grund zu dieser vaterländischen Eifersucht ist nun ja weggefallen, Straßburg ist wieder deutsch und wird deutsch bleiben, und die deutsche Stadt Straßburg am freien deutschen Rhein ist die Heimath unseres großen Fischart. Seine Werke sind lange vergessen gewesen, erst die letzten Jahrzehnte haben sie aus dem Schutt wieder hervorgezogen, möchten die Werke Fischart's, der sein ganzes großes deutsches Vaterland mit so reicher Liebe umfaßte, ein neues Band werden, um die Brüder jenseit des Rheines, die uns fremd geworden sind, wieder an das Herz der Mutter zu fesseln! —

Da man lange Zeit über Fischart's Herkunft völlig im Unklaren war, so schien es einen erwünschten Anknüpfungspunkt zu bieten, wenn Fischart selber sich *Menzer* oder *Meinzer* oder *Mögeinger**) nannte, man nahm als sicher an, daß er aus Mainz sei. Auffallend war es jedoch, daß sich in Fischart's Werken keine Erwähnung irgend eines Aufenthaltes in seiner ver-

*) *Moguntia* ist der lateinische Name der Stadt Mainz.

meintlichen Vaterstadt fand, und daß der Dichter, wenn er beiläufig den Namen der Stadt Mainz einmal nannte, denselben mit völliger Gleichgültigkeit, wie die Namen so vieler anderer Städte, aufführte. Von Straßburg dagegen sprach der Dichter sehr oft, und mit großer Wärme, in Straßburg hielt er sich oft und gern auf, in Straßburg wurde bei weitem die Mehrzahl seiner Werke in der Druckerei seines Schwagers Jobin gedruckt. Auch an Basel dachte Fischart gern, und in mehreren seiner Werke fanden sich Spuren einer so genauen Kenntniß von Basel, seinen Sitten, seinen Umgebungen, daß ein längerer Aufenthalt Fischart's in Basel nothwendig angenommen werden mußte. Auf diesen Spuren ging W. Wackernagel mit großer Sachkenntniß und bewunderungswürdiger Sorgfalt weiter, und da fand er denn in dem Doktorenbuch der juristischen Fakultät der Universität in Basel eingetragen: Joannes Fischartus Argentoratensis und einige Andere a. d. III Id. Aug. — ciuillis et canonici iuris doctores publice facti sunt, d. h. daß (mit einigen Anderen) Johannes Fischart aus Straßburg am 10. August (1574) zum Doktor beider Rechte öffentlich promovirt wurde. Auch unter dem Verzeichniß der Studirenden findet sich, ins Lateinische — der damaligen Sitte gemäß — übersezt, ein Johannes Fischart aus Straßburg. Außerdem befindet sich auf der Universitätsbibliothek in Tübingen ein französisches Geschichtswerk, in dessen drei Theile Fischart eigenhändig seinen Namen mit dem Zusatz du Strassbourg eingeschrieben hat. Diese beiden Zeugnisse, das Doktorenbuch in Basel und die Einzeichnung in die drei Bände zu Tübingen, beseitigen jeden Zweifel, Fischart's Heimath ist Straßburg, wo er etwa um das Jahr 1550 geboren war. Weshalb Fischart den Beinamen Menzer führt, kann zur Zeit noch nicht aufgeklärt werden, Wackernagel vermuthet, daß vielleicht Fischart's Vater aus Mainz stammte*), und erinnert dabei an Johann Geiler, der, obwohl in Schaffhausen geboren, sich doch mit dem großväterlichen Heimathnamen von Kaisersberg schrieb.

Johann Fischart besuchte die Schule in Worms, wo ein Vetter von ihm, Kaspar Scheidt, sein Lehrer war. Dieser Scheidt war ein nicht unbedeutender Mann, als Schulmann und als Gelehrter, ebenso auch als Schriftsteller hervorragend, er war durch umfassende Studien der Klassischen und der französischen Literatur gebildet, und ist bekannt als Herausgeber des Grobianus, eines Werkes, welches nach dem gleichnamigen lateinischen Buche Friedrich Debelind's bearbeitet ist, und das Leben eines unflätigen jungen Menschen schildert; es sei eine alte Sitte, sagt Scheidt in der Vorrede, daß man das Verbotene thue und das Gebotene unterlasse, deshalb wolle er das Laster loben und die Tugend schelten, dann würde man vielleicht das Gegentheil thun. Auch an eine Herausgabe des Eulenspiegel dachte er. Scheidt war eine weniger großartige, aber dem Fischart verwandte Natur, und letzterer empfing von ihm schon in Worms Anregung für sein späteres Wirken, das beweist uns eine Stelle aus der Vorrede zu dem Eulenspiegel

*) Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm, von Wilhelm Wackernagel, Basel 1870, S. 10 bis 12.

Neimensweis des Fischart, woselbst letzterer sagt, daß es bisher unterblieben sei, den Eulenspiegel, der schon seit vielen Jahren und in mancherlei Weise gedruckt worden, in Reime zu bringen: „Wiewol sich etliche bisweilen dessen vnderfangen, als vnder anderm mein lieber Herr Vätter vnd Preceptor Caspar Scheid seliger gedechtnuß, so solche fürhabende Materij seinem Orciano gleichmässig zuhandeln befunden, aber von wegen Schulgeschafft und ernstlicherem studieren daruon abgehalten.“ Fischart's Eulenspiegel wurde im Anfang des Jahres 1572 zu Frankfurt am Main gedruckt. Kaspar Scheid starb im Jahre 1565 mit Weib und Kindern an der Pest. Fischart wird Worms wahrscheinlich schon vor dem Tode seines Lehrers verlassen haben. Nach beendigter Schulzeit studirte er an verschiedenen Orten (Heidelberg? Tübingen?) die Jurisprudenz, und suchte die Welt durch größere Wanderungen kennen zu lernen, was für ihn nicht ganz leicht war, da er mit Glücksgütern nicht reichlich bedacht gewesen sein kann. Aus seinen eigenen Angaben in seinen Werken läßt sich nachweisen, daß er den größten Theil von Deutschland gesehen hatte, daß er vor 1570 in Italien war und in Siena studirte, auch daß er in den Niederlanden, in Paris und in London sich aufgehalten hatte. Nachdem Fischart bereits einen Theil des Jahres 1572 vorübergehend in Basel zugebracht, kehrte er, um seine Studien auf hohen Schulen und das Wanderleben abzuschließen, 1574 nach Basel zurück, erwarb, wie schon erzählt, hier die Doktorwürde, und verweilte daselbst bis Anfang des Jahres 1576, dann kehrte er nach seiner Vaterstadt Straßburg zurück und hielt sich daselbst bei seinem Schwager, dem Buchdrucker Bernhard Jobin, auf, der aus dem Bisthum Basel stammte. Fischart war mit ihm vermuthlich in Frankfurt a. M. bekannt geworden. Etwa sieben Jahre lang verweilte der Dichter in seiner Vaterstadt, wohl nur literarisch thätig. Eine kurze Unterbrechung dieses Aufenthaltes fand statt, als Fischart von 1581 auf 1582 den Versuch machte, sich als Advokat beim Reichskammergericht in Speier niederzulassen. Aus uns unbekanntem Gründen mißglückte dieser Versuch, Fischart ist schwerlich wirklicher advocatus Imperialis camerae gewesen, denn weder in den Akten des Reichskammergerichtes noch sonstwo ist eine Spur vorhanden, die eine wirklich erfolgte Aufnahme unter die Advokaten in Speier bewiese*). Etwa um das Jahr 1583 wurde Fischart Amtmann in Forbach bei Saarbrücken, in Diensten eines Herrn Johann von Hohenfels und seines Vormundes, des Herrn Eberhard zu Napoltsstein. Am 11. November 1583 verheirathete er sich mit Anna Elisabeth, der Tochter des elsässischen Kronisten Bernhard Herzog. Im Jahre 1584 wurde ihm ein Sohn, Bernhard, und 1585 eine Tochter, Elisabeth, geboren. Doch der Dichter sollte des glücklich erlangten Amtes nicht lange genießen, am 17. März 1590 schrieb er noch die Vorrede seines letzten Werkes, des Catalogus Catalogorum, aber schon die Ausgabe seines Ehezuftbüchleins vom Jahre 1591 bezeichnet ihn auf dem Titel als Weiland den Ehrvesten Hochgelehrten Herrn Johann Fischarten genant Menker der Rechten Doctorn seligen. Der große Mann

*) Wadernagel, a. a. O. S. 14, Anm. 34.

hatte, als er starb, also das vierzigste Lebensjahr noch nicht lange überschritten.

Seine literarische Thätigkeit begann Fischart schon im jugendlichen Alter im Jahre 1570, damals schrieb er seinen *Nacht Rab* oder *Nebelträh*. Von dem vberausß Jesuwidrischen Geistlosen schreiben und leben des Hans Jacobs Gackels, der sich nennet Rab. Diese Schrift ist eine Satire gegen das Treiben der Jesuiten, und speziell gegen Johann Jakob Rabe*). Der Vater dieses Mannes, Ludwig Rabe, starb 1590 als Superintendent in Ulm und hatte sich durch seinen Eifer für die Bekämpfung des Katholizismus und die Förderung der lutherischen Lehre bekannt gemacht. Sein Sohn Jakob ging nach Tübingen, um daselbst zu studiren, führte aber ein so ausschweifendes Leben, daß ihn sein Vater wieder nach Hause rief. Um der strengen väterlichen Aufsicht zu entgehen, entfernte Jakob sich heimlich und begab sich nach Ingolstadt, wo er den Jesuiten in die Hände fiel. Sie schickten ihn nach Rom, und dort ging Jakob 1570 zum Katholizismus über. Nun trieb er sich, indem er sich bald für einen Kriegsmann, bald für einen vom Adel ausgab, am Rhein und in den Niederlanden vagabondirend umher, bis ihm als Lohn für seine Apostasie in Straubing ein Kanonikat mit 1500 Gulden Einkünften verliehen wurde. Er verschwendete nicht allein dieses für jene Zeit sehr bedeutende Einkommen, sondern setzte auch das Domkapitel in Schulden. Der Bruder des Herzogs von Baiern, Ferdinand, berief ihn nach Köln, wo er 1584 in der Trunkenheit von den Soldaten erschlagen wurde. Man kennt von ihm 14 Schriften, mit welchen er gegen die von ihm verlassene lutherische Lehre zu Felde zog. Die Schrift, welche Fischart diesem Rabe entgegensetzte, trägt die Spuren einer noch ungeübten Hand, doch sind schon manche Stellen darin von schlagendem Wize.

Ein anderer Gegner Fischart's war Johann Nase aus Ettmann in Oberfranken. Derselbe ging als Schneidergesell auf die Wanderung und war von den Predigten der lutherischen Geistlichen so ergriffen, daß er im Begriff stand, zur evangelischen Lehre überzutreten, und öffentlich die härtesten Schmähungen gegen den Katholizismus ausstieß. Doch in München besann er sich anders, hängte Bügeleisen und Scheere an den Nagel und trat in den Orden der Barfüßer. Eifrig lernte er nun griechisch und lateinisch, seine Predigten fanden großen Beifall auch des Papstes. Er starb 1590 als Bischof von Brixen. Als Schriftsteller war Johann Nase sehr thätig, er verfaßte gegen vierzig Schriften, meist gegen das Lutherthum gerichtet. Diese Schriften sind in den rohesten Ausdrücken, ohne Witz und ohne Humor geschrieben, Nase verschmäht in seiner Darstellung selbst die augenscheinlichsten Lügen nicht. Seine Grundsätze that er selber kund in dem Verse:

Leug, das sich die balden biegen,
Also thut man die leut betriegen.

*) Johann Fischart's sämtliche Dichtungen. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Heinrich Kurz. Leipzig 1866. S. XLIII ff.

Diesen Johann Nas bediente Fischart mit der Schrift Von Sanct Dominici vnd S. Francisci, der Bettelmönch, Wunderthaten vnd Leben, dem Nasen zu Ingelstat, dem Eselgrawen Franciscaner Mönche zugeschrieben.

In diesem Buche, welches 1571 erschien, ruft Fischart die heilige Katharina an, sie möge ihm beistehen, daß er würdig besinge, welches die Ursache des Zornes in der beschorenen Schaar der schwarzen (Dominikaner) und der grauen (Franziskaner) Mönche sei. Einstmals gingen Dominikus und Franziskus auf Reisen. Sie kamen an einen Fluß, aber sie fanden keine Brücke. Franziskus ließ sich bereben, seinen Bruder Dominikus auf dem Rücken durch das Wasser zu tragen, er nahm ihn auf und watete mit ihm ins Wasser, ein Bauer, der in der Nähe war, glaubte, ein Esel hätte einen schwarzen Kohlenack auf dem Rücken. Mitten in dem Wasser aber dachte der heilige Franziskus: „Der Schalk ist zu fett, wenn ich ihm einen Poffen thäte, dann würde ich den Laurer vom Halse los.“ Er fragte also den Heiligen, den er trug, ob er Geld bei sich hätte, und als Dominikus bejahte, warf der heilige Franziskus ihn ins Wasser, weil seine Regel ihm verböte, Geld zu tragen. Pudelack, wie eine schwarze getaufte Maus, stand Dominikus da und rief dem Franziskus, der sich davon machte, nach: „Ich weiß wohl, woher Dein Groll kommt, Du bist neidisch, daß, wenn wir zusammen bettelten, ich stets mehr bekomme, als Du.“ Von dieser Zeit an sind die Anhänger beider Bettelorden einander feind. Dominikus machte sich von Spanien auf den Weg gen Italien, unterwegs litt er harte Noth von Wind und Wellen, und er sprach klagend: „Ach wenn ich zu Hause bei meinen Eltern geblieben wäre, da ist die Luft fein katholisch und nicht so legerisch wie hier!“ Aber das Jammern half ihm nichts, er mußte tragen was da kam und langte endlich in einem weltlichen Hafen an. Nun fand es sich, daß er das Fahrgeld nicht bezahlen konnte, darüber erhob sich mit dem Schiffer ein Streit, den der Heilige jedoch bald zu schlichten verstand, dadurch daß er seltsame Poffen riß: sobald er nur auf die Erde sah, hatte er Geld, soviel er dessen begehrte, und er konnte nun frei weiter ziehen. Unterwegs überfiel ihn ein Regen, daß seine Kutte troff wie ein Mühlrad und sein Bettelsack schwer an Gewicht wurde, da ward der Heilige melancholisch und schimpfte wieder auf das legerische Wetter. Am andern Tage wußte er sich besser zu helfen, er sprach einen kräftigen Segen, da hörte stugs der Regen drei Ellen vor ihm und drei Ellen hinter ihm auf. Unterwegs traf der Heilige, der sich einen Gefährten genommen, einige deutsche Pilgrime an, mit denen er zu zechen anfing. Es verdroß ihn sehr, daß sie einander nicht verstanden, er kniete deshalb nieder mit seinem Gesellen, sie rufen Gott, er möge sie deutsch reden lehren. Kaum konnten sie ausbeten, da „mitschte“ die deutsche Sprache gleich heraus, und Dominikus sprach erheitert zu seinen Reisegefährten: „Frisch auf, ihr Gfellen, zu den Sachen, jetzt wollen wir recht Kontschafft machen.“ Sie setzten sich wieder und tranken wieder auf die „Kontschafft“. In solcher Weise fuhr der Heilige fort, Wunder zu thun, von zwei Broden speist er ein ganzes Kloster, von einem Becher seines fällt er ein ganzes Faß, da hielten die Mönche die Hochzeit von

Rana und „sossen wie die Bürstenbinder“. Ein andermal machte er aus einem Becher voll Wein dreißig Mönche „satt“, er verstand sich überhaupt so wohl auf das Weingeschäft, daß noch aus seinem Grabe Weinreben wuchsen und daß die Mönche ihn zu ihrem Bakhus machten. „Auf solche Weise,“ sagt der Dichter, „reißt man die Kristen von Gott los und verweist sie auf eine stinkende Mönchstutte.“ — Solchergestalt zieht sich das Gedicht durch 4741 Verse hin, die Einzelheiten sind sehr ergößlich zu lesen, einzelne Stellen sind voll gewichtigen Ernstes, das Ganze ermüdet jedoch durch seine allzu weite Ausdehnung. Vers und Darstellung zeigen gegen den Nachtrab schon bedeutenden Fortschritt, aber beides erreicht noch nicht die Höhe von Fischart's Kunst.

So vielseitig war der große Mann, daß er mitten unter seinen satirischen Gedichten 1572 ein anderes Gedicht veröffentlichen konnte, welches zu den sinnigsten, gefühlvollsten und lieblichsten unserer ganzen Literatur gehört, nämlich das Lob der Laute. Eigenthümlich wird der Anfang dieses Gedichtes jeden berühren, der in der Schule der großen Meister deutscher Musik, bei Bach, Haydn, Mozart, Beethoven wahre, ungeschälte, den Geist erhebende Musik kennen gelernt hat, und dann auf das wüste Konglomerat von Tönen blickt, das man heut zu Tage Musik zu nennen beliebt. Wir theilen den Anfang des Gedichtes (B. 1 bis 130) nachstehend mit*).

So die Musik gerühmet wird
Um ihr Lieblichkeit, die sie führt,
Daß sie die Menschen machet gütig,
Fein freundlich, sitzig und bemüthig,
Und die Gemüther so erregt,
Gleich wie ein süße Red bewegt,
Und macht die wilben Herzen mild,
Den Zorn und all Unwillen stillt,
Und dies all durch ihr Süßigkeit,
So wird zwar nicht unbillig heut
Die Lauten also hoch erhebt
Weil sie am meisten drinnen lebt
Und schwebt in lauter Freud und Wonn,
Daß, gleichwie von der Märzsonn'
All Laub und Gras, all Bäum auf Erden,
Ja auch die Leut erquicket werden,
Also, sobald ihr lieblich Stön
Die Smilten merken und verstehn
So wird bei ihn'n erreget gleich
Ihr Art, und was ist tugendreich,
Was in ihn'n müthig ist und gut
Von ihrem Klang sich sürher thut.
Denn unter allem Saitenspiel
Ist Müthigkeit ihr Zweck und Ziel,

*) Die Rechtschreibung ist so viel als möglich den heutigen Regeln angepaßt worden. Vgl. Kurz, a. a. D. III, 9 ff.

Geht sittig und in aller Still,
 Tracht nicht, wie sie die Ohren füll
 Unt Leut ertäub, wie manchs Gesang,
 Wie Zinken und Posaunenklang,
 Wie Wasserbrausen und die Mühlen,
 Wie der Wölff wühlen in der Hühlen,
 Da man nicht höret vor Getämmel
 Ob es auch donnre in dem Himmel,
 Da man entrütt, entschütt das Hirn,
 Sperret Augen auf und runzelt Stirn.
 Nein, solche Taubsucht sie nicht bringt,
 Denns nicht allein den Ohren klingt
 Sondern dem Herzen und Gemüth
 Welchs sie begütigt mit dem Lied.
 Sie hilft auch nicht zur Greulichkeit,
 Zu Blutvergießen, Krieg und Leid,
 Wie Felsgeschrei, Trummeten, Trummen,
 Dabei die Leut ums Leben kummen,
 Da die Leut toben, zittern sehr
 Ober werden zornwägig mehr,
 Da rasend wird heid, Ros und Mann,
 Die man vor Zorn nicht halten kann.
 Wie sollt sie solch Unmenslichkeit
 Vorsehen ihrer Freundlichkeit,
 Damit sie doch das Wüthen lindert,
 Ja die Unsnunigkeit gar mindert?
 So ist sie auch nit ungestüm
 Und bringt nicht Furcht, Sorg oder Grimm,
 Erschreckt die Leut nicht in dem Fels
 Heid Hirt und Heerd, heid Wild und Wälb,
 Gleichwie das panisch Greuelhorn
 Welchs Grausen einjagt und den Zorn.
 Nein, also greulich ist sie nit
 Sondern mit allem hält sie Fried,
 Sie tracht mehr, all Ding zu erfreuen
 Gleichwie der lieblich frische Maien,
 Denn daß sie alles scheuch und hinder
 Und die Wälb ob still wie der Winter.
 Denn dieses hieß sonst sehr beschamen
 Ihr löblich und lieblichen Namen,
 Welchen man zu gemeinlich gibt
 Der Rusa, die sie treibt und Abt,
 Die man nennt Ehrenfreundenin,
 Weils in Ehren erfreut die Sinn.
 Wie sollt sie dann dahin gerathen
 Daß sie verändert Nam und Thaten,
 Hüß Diana der Jägerin
 Das Wild verfolgen wie ein Spinn,
 Welchs sich nicht unterleht zu wehren
 Wie Löwen, Wölff, Wüschwein und Bären,
 Sondern gedenkt, sich zu verschließen
 Wann es das Jägerhorn hört blüffen,

Wollt gern dem Zorn des Menschen weichen
 Wann es erhört das Greuelzeichen,
 Das Menschen- und das Hundgeheul,
 Aber kein Heil ist in der Eil,
 Sondern da ist man nicht gesättigt
 Bis man es tobt schlägt und beschäbigt.
 Was ist das für ein wilber Schall,
 Den man doch rühmt vor andern all
 Und findet Platz an Höfen viel?
 Ist das ein lieblich Musikspiel
 Vor welchem sich die Thier verstecken,
 Das Vieh beim Hirten muß erschrecken
 Und wüthen machet Leut und Hund,
 Nur daß man speiß den Schlund und Mund?
 Da sonst im Ohr steckt der Musil Thun
 So hat ihr Bauch die Ohren nun.
 Ist das nicht eitel Reid und Leid?
 Wo ist da Mitbigkeit und Freud
 Die uns dann sein soll angeboren?
 Wo ist die Lieblichkeit der Ohren?
 Da hört man nichts den greulich blasen,
 Als ob die Wind hätte ausgelassen
 Der Aeolus aus ihrem Sack,
 Die in ein Gruben fallen strack
 Und machen Stimmen allerlei
 Gleich wie das Hedenbergisch*) Schrei.
 Da schreit, da ruft man, jauchzt und flucht
 Da pufft, da bläst man, wenn man sucht,
 Da heulen, bellen Hund dazwischen:
 Das heißt die Stimmen wüßt vermischen!
 Wie kann ein sittigen Gemüth
 Gefallen, daß man also wüth?
 Dagegen sieh die Lauten an,
 Wird man das Widerspiel verstahn,
 Das, obschon ihr Holz, Leib und Zeug
 Im Wald erzogen ist und gzweigt
 So denkt sie doch nicht meh hinaus
 In wilben Wald, ihrs Waters Haus,
 Wann sie einmal ist abgehauen
 Und so gewölbt und schön erbauen
 Zu einem zarten Musikspiel.
 Sie läßt dem Wild dieselbig Häht
 Und Faunis, diesen Waldgespensten,
 Und sie bleibt ruhig bei den Menschen
 Zu ihrem Brauch in ihren Häusern,
 Thut sich der wilben Art gar äußern,
 Tröst Leut dafür in ihrem Leid,
 Weil Unglück sie am meisten reut,

*) Hans von Hadlenberg ist der wilde Jäger, Hedenbergisch Schrei also das Toben der wilben Jagd, die nächtlich durch die Lüfte geht.

Und stellt zufrieden sß die Herzen
 Und macht vergessen ihre Schmerzen.
 Derhalben meinen ihrer viel,
 Daß gemeinlich alle Saitenspiel
 Drum wie ein Herz formiret seien,
 Weil sie das Herz am meisten freuen.

Nach dieser Einleitung wird nun die Erfindung der Laute durch Hermes erzählt, und aus dem griechischen Alterthum mancherlei zum Lobe der Laute mitgetheilt. Stets wird darauf hingewiesen, daß die Musik eine veredelnde, erhebende, heilige Kunst sei, und daß man sie nicht herabwürdigen dürfe zu einer Dienerin der Frivolität.

Fischart's gesammte literarische Thätigkeit scheidet sich in die beiden durch die angeführten Beispiele bereits angedeuteten Gebiete, nämlich in satirische oder humoristische Schriften, und in Schriften ernsten Inhaltes, welche stets einer großartigen sittlichen Idee dienen. Wir wollen die Werke nun nicht fern in kronologischer Reihenfolge betrachten, sondern zuerst die Hauptwerke der ersten, sodann die der zweiten Gruppe in Erwägung ziehen.

In „*Aller Practica Großmutter*“ (1572) verspottete Fischart in höchst reiziger Weise die Kalender, welche in damaliger Zeit eine große Rolle spielten. Es waren in ihnen nicht allein die Wetterprofezeiungen mit größter Genauigkeit gegeben, sondern es waren auch mit wichtigster Miene eine Menge von Regeln über jeglich Thun und Lassen des gewöhnlichen Lebens gegeben, z. B. wurde stets dringend angerathen, ja nicht bei abnehmendem Monde „zu purgiren oder zu arzeneien“, denn das abnehmende Licht bringe Verderbung und Untergang, aber das wachsende Fülle und Gesundheit. Von ganz besonderer Wichtigkeit war in den Kalendern das sogenannte *Aberlaßmännlein*, eine Tabelle, in welcher angegeben war, welche Tage gut, welche schädlich fürs Aderlassen seien, am siebenten Tage nach dem Neumonde bringt der *Aberlaß* Augenschmerzen, am vierten Tage einen jähen Tod, aber am 25. Tage Klugheit und Verstand*). Diese Profezeiungen überbot Fischart in witzigster Uebertreibung. Er benutzte als Muster eine Schrift ähnlichen Inhaltes von *Nabelais*. Namhafte Literaturhistoriker haben wohl ihre Verwunderung darüber ausgesprochen, daß im 17. und 18. Jahrhundert Fischart's geistsprühende Schriften so völlig vergessen werden konnten, aber es scheint fast, als ob noch heutigen Tages das Verständniß für Satire in deutschen Landen nicht über groß sei. In einem weitverbreiteten Schullesebuche werden Proben aus Fischart's *Practica* gegeben, und über diese Profezeiungen macht der Verfasser des Lesebuches sich allen Ernstes lustig, er nennt Fischart einen „*unergündlichen Doktor*“ und verurtheilt mit gründlicher Verachtung diesen Doktor, der in seiner Einfalt sogar so weit gehen könne, vom Jahre 1868 genau dasselbe zu profezeien, wie vom Jahre 1995. Der Verfasser dieses Lesebuches ist ein französischer Seminarlehrer! —

*) W. G. Niehl, *Kulturstudien*, S. 44.

Ein Jahr nach der Praktik, 1573, erschien ein Werk, in welchem an die Stelle der heißenden Satire die muthwilligste Komik trat. Fischart hielt sich um jene Zeit in Basel auf, in welcher Stadt er, zufolge zahlreichen Aussprüchen seiner Schriften, besonders gern verweilte. Aus heiterer Gesellschaft mochte er dort die Anregung zu einem seiner berühmtesten Werke, der Flöh-hatz, empfangen. Der vollständige Titel lautet:

Flöh Hatz, Weiber Traz. Der wunder vnrichtige vñ spotwichtige Rechts-handel der Flöh mit den Weibern: Ain Neu geläs, auf das ober kurzweiligst zubelachen, wa anders die Flöh mit stechen aim die kurz weil nit lang machen.

Vor der Ausgabe von 1578 sagt Fischart, jedermann wolle sein Buch haben, man könne es nicht genug drucken, wo nur drei, vier Weibsbilder wären, da sei auch sein Buch zu finden, es habe so große Autorität, daß es gleich beim Katechismus stände, ja Eine habe sogar sein Büchlein in ein seidnes Tüchlein gebunden und auf der bloßen Haut getragen, von der Stunde an habe sie keinen Floh mehr empfunden.

Das Gedicht beginnt mit der Klage eines Flohes, welcher nur mit genauer Noth den zarten, aber mörderischen Fingern einer holden Jungfrau entgangen ist. Er trägt einer mitleidigen Mücke sein Klaglied vor: so grausam sei er behandelt, daß er keinem ehrlichen Floh mehr gleiche, sondern einem lebenden Leichnam, kein Arm und kein Bein sei ihm mehr ganz, und wenn er vom göttigen Himmel nicht mit so vielen Füßen begabt wäre, so müßte er jetzt auf seinem Bauche kriechen und Erde fressen, denn mindestens ein halbes Duzend Beine habe seine „Hentlerin“ ihm ausgerissen, die sie jetzt gewiß als Tropäen am Spiegel aufhänge. So viel vom Fell habe sie ihm weggerissen, daß man ihm alle Rippen zählen könne. Ihn wundere es nicht, daß die Flöhe so klein blieben, denn sobald sie nur in der bescheidensten Weise ihre Nahrung schöpfen wollten, eröffne ein jedes Geschöpf sofort den Kampf gegen sie, deshalb müßten sie in steter Noth leben und könnten nicht gedeihen:

Denn Sorg und Angst dörrt aus das Herz,
Den Leib verzehrt des Smülthes Schmerz.

Und dabei meinten die Flöhe es doch so gut mit den Menschen, denn sie befreiten sie ja von dem überflüssigen, schädlichen Blute, welches sie selber sich sonst abzapfen müßten. Wenn die Mädchen mit bleichen Wangen nur die Küsse der Flöhe duldeten, sie würden ihnen die Wangen so rosig färben, daß die Männer sich um sie reißten würden. Statt also die Flöhe zu tödten, solle man sie lieber auffaufen und in Städten als Ehenerber feil bieten. Aber Unbant sei der Menschen Lohn, und seine Peinigerin, mit der er es so gut gemeint, habe alle seine getreuesten Freunde lachend ermordet, seine Eltern, seine Geschwister, ja sogar seine theure Gemahlin!

Ach, daß mir nicht vor großem Schmerz
In tausend Stülk zerbricht das Herz,
Wenn ich gedenk, daß die lieb Freund
Dazu noch unbegraben seind!

Die Mücke tröstet mit Orakeln sanfter Philosophie endlich ihren lieben „Sommergesellen“ so weit, daß er sich fassen kann, ihr seine Erlebnisse mitzutheilen.

Im sichersten Frieden habe er den Sommer über im Hinterhause bei der Köchin und dem Kindsmaidlin gelebt, die seien zu faul gewesen, nach einem Koch zu greifen. Doch durch die Sicherheit eingewiegt, habe er begonnen, nach Höherem zu streben, und das sei sein und der Seinigen Verderben geworden. Er habe die schöne Jungfrau, die Tochter vom Hause gesehen, und seit der Stunde sei alle seine Ruhe dahin gewesen; als er ihren weißen, arten Leib gesehen, da hätten ihm die Zähne danach getanz, an die Köchin hätte er nur noch mit Verachtung denken können, Rindfleisch habe ihm nicht mehr gemundet, seit er dieses Wildpret erschaute.

Nun kam der Flohjäüngling in tiefster Erregung zu seinen Eltern, seine Mutter schloß ihn in ihre lieblichen schwarzen Arme und fragte ihn, was ihm doch sei? Ihr erzählte der getreue Sohn, daß er Eine gesehen habe, der das reiche Blut durch die lilienweiße Haut scheine, nach ihr sei all sein Begehrt. Da sprach sein Vater, der fromme Flohgreis: „Sohn, Sohn! was betreibst du doch! Laß ab von deiner Kühnheit, die dich verderben muß, und nimm dir ein Beispiel an mir, ich bin mit meiner Unachtsamkeit grau geworden. Auch ich bin einmal auf verwegenen Bahnen gewandelt, das war zu der Zeit, wo meine Mutter mit dir im Wochenbett war. Deiner Mutter zur Stärkung wollte ich Jungfrauenblut herbeischaffen. Ich machte mich auf den Weg und traf bald auf eine Schaar guter Gefellen, die kamen aus Pulitana, der Flohstadt, welche gleich hinter Egipten liegt. Dasselbst befindet sich ein herrliches Stift, welches dem Franziskanerorden zugehört, in demselben ist eine Uebungsschule für junge Flöhe, die lernen da springen und nach dem Ringe stehen. Mit meinen Reisegefährten überlegte ich, auf welche Weise wir wohl eine gute Beute davon brächten. Der ganze Haufe fand es gerathen, einen Hauptmann zu wählen, mich traf das Loos, und wiewohl mein Gemahl nicht dazu mich ausgeschiedt hatte, übernahm ich doch die Würde, damit niemand mich für muthlos halten könne. Die ganze Nacht sann ich nach, wie ich am besten mein Heer führen könnte, und endlich kam mir ein guter Gedanke. Am nächsten Morgen ermahnte ich meine Leute, erwählte mir einen Leutnant, Bruchnidel (Hofengeiger) genannt, und setzte mich auf einen meiner Knechte, den ich als Leibhengst brauchte. Wir richteten unsern Marsch zu einer Kirche, in welcher Frühmesse gehalten wurde, und stürmten auf die Weiber ein. Ich aber dachte, als Hauptmann müsse ich auch ganz besondere Thaten verrichten, ich sprang auf die Kanzel und machte mich über den Prior her. Ich gab ihm einen Stich, daß er zusammenfuhr und schier sein Buch hätte fallen lassen, und als ich meine Stiche wiederholte, da fluchte er den Bauern die Pest und griff nach mir. Ich entwischte aber und suchte einen Ausgang am Krage, damit ich sähe, wie es meinen Spießbrüdern ging. Als ich nun von da oben herunterschaute, was gewahrte ich da! Von Andacht, von Gebet war keine Rede, auf die Predigt achtete niemand,

Nichts sah ich als ein Rucken, Zucken,
 Ein Schmucken, Bucken und ein Drucken,
 Ein Zwidern, Stricken und ein Knicken,
 Und viel zerrieben gar zu Stücken.
 Ich dacht bei mir: Gewiß, ich glaub,
 Die Straf komm uns vom Kirchenraub.

Ich berief mein Volk wieder zusammen, und richtete noch vier Regimenter Flöhe auf. Wir wandten uns nun dem Markte zu, denn ich glaubte, die Weiber würden da nicht Zeit haben auf uns zu achten, denn sie müßten ja schwätzen und ihren Gevatterinnen mittheilen, wieviel Eier ihre Hennen legen, wieviel Mäuse ihre Katzen gefangen und wie es der Nachbarin ergangen, als ihr das Fleisch anbrannte und ihr Mann voll war, was für holdselige Kinder sie hätten, wie die Mägde alle Töpfe zerbrächen und der Knecht alles verthäte und verzehrte, wieviel Garn sie gesponnen und wie es der Weber ihnen halb wieder gegeben, wieviel Kleider sie im Schrank hätten und was ihre Männer ihnen schenkten, und wie sie in den Hundstagen jetzt so sehr von Flöhen geplagt würden — ehe sie, dachte ich, das alles in der Länge und in der Breite erschnattert hätten, könnten wir längst unsern Raub in Sicherheit haben. So griffen wir denn die Weiber tapfer an, aber die Weiber, obwohl sie immerfort schwätzten, fasten doch auch zu, ihre Reden wurden immer heftiger und zorniger, sie stampften mit den Füßen wie die Pferde im Stall, sie standen auf einem Bein und rieben sich mit dem andern. So oft sie einen singen, tödteten sie ihn ganz unbarmherzig, Eine zerquetschte ihre Gefangenen auf dem Marktkorbe, eine Andere warf sie in den Fischeimer, und die nie in ihrem Leben ein Wasser getrübt hatten, mußten nun elend im Wasser sterben. Eine hatte eine Nelke im Blumentopf gekauft, die fing einen der besten Flöhe, den wadern Hundshummel, und steckte ihn lebendig in die nasse Erde. Des Hundshummels Frau wurde an einem Pfosten zerrieben, drei Brüder, Schlißscheu, Suppfloch, Schratter (Kobold) wurden auf einem Brett zerknickt. Eine Magd kam zum Brunnen, ich sah ihr zu und wartete, bis sie den vollen Eimer zur Hälfte heraufgezogen hatte, da gab ich ihr einen Stich, sie aber ließ flugs den Eimer fallen und griff zu, mich verfehlte sie, denn ich entwischte gewandt, aber einem andern kam sie an, der war seiner Mutter einzig Kind, er hieß Weißstelind, der mußte sein junges Leben auf dem kalten Steine lassen. O wie dauerst du mich, Redinschlaf, und du, o Nachtwader! Doch euch war der Tod keine Schmach, und selbst eure Mörderin ehrte euch dadurch, daß sie einen großen Stein auf eure Leichen warf.

Da dachte ich, hier sei nicht gut weilen, in die Weiber müsse der Teufel gefahren sein, ich forderte zusammen, was von meinen Spießgesellen übrig war, und zog mit ihnen den Häusern zu, vielleicht fänden wir da ein sichres Leben. Was von meinen Leuten verwundet war, das sandte ich gen Sankt Pulitana ins Franziskaner-Floßstift.“

In dieser Weise erzählt der fromme Flohgreis noch mehrere seiner Abenteuer, bei welchen alle seine Tapfersten, der Leutnant Bruchsiebel, die Hauptleute Kauschimbart und Habbintennacht, auf schmählige Weise ums Leben

kommen. Aufs dringendste ermahnt der Vater seinen sehnsuchtkranken Sohn, er möge nicht nach hohen Dingen trachten, und über die Verhältnisse seiner Eltern nicht hinausstreben:

„Drum laß dich deines Glückes begnügen,
Denn höher steigen thut betrügen.
Du bist nicht hoher Leut Genöß,
Zu Großen gehört auch etwas Groß's.
Bleib du bei Kumbel, unsrer Magd,
Da kannst du weiden unverjagt,
Denn sie ist also mächtig faul,
Ich glaub, wenn auf sie trät ein Gaul,
Sie wendet sich nicht um ein Haar.“

Doch alle Ermahnungen des gereiften Alters vermögen nichts gegen die ungesüme Gluth des Flohjäünglings, und als es ihm einmal gelingt, seinen Eltern seine Auserwählte zu zeigen, da erklärt der Vater selber, „sie sei linder als Schmalz“, auch er kann der mächtigen Versuchung nicht widerstehen; Vater, Mutter und Sohn stürzen sich vereint auf die zarte Jungfrau, als sie in einer größern Gesellschaft zu Tisch sitzt, und obwohl sie die Stiche ihrer Widersacher empfindet, hindern Zucht und Scham sie doch, irgend eine verächtliche Bewegung gegen sie zu unternehmen, und die Räuber schwelgen nun ungestört in ihrem überaus süßen Blute. Doch nach Tisch schlägt die Jungfrau ein Nasenbluten vor, eilt auf ihr Zimmer, und nun verwandelt sich die sanfte Maid plötzlich in eine fürchtbare Feindin, mit unentrinnbarer Gewandtheit erfassen ihre zarten Fingerspitzen den frommen Flohgreis und die zärtliche Mutter, erfassen auch den feurigen Flohjäüngling, ihm gelingt es, halb todt zu entriunen, seine Eltern aber sterben vor seinen Augen. Er klagt seine Noth nun dem Jupiter und bittet, ihn durch Vertilgung aller Flohverderberinnen zu rächen.

Dagegen bringen nun die Weiber ihre Beschwerden vor. Ihre Verantwortung steht der Klage des Flohes bedeutend nach, sie ermüdet in ihrer Breite, die häufig eingelegten Fabeln lenken von dem Gegenstande ab. Doch die Gründe, welche sie vorbringen, sind so triftig, daß Jupiter ihnen Recht spricht und ihnen erlaubt, die Flöhe ferner zu verfolgen, wie bisher.

In Bezug auf künstlerische Vollendung nimmt unter den in Versen geschriebenen Satiren die erste Stelle das Jesuitenhüttlein ein, dessen vollständiger Titel lautet:

Die Wunderlichst Unerhörtest Legend vnd Beschreibung Des Abgeführten, Quartirten, Gevierten vnd Vieredechten Vierhörtnigen Hüttleins: Sammt Ursprungs derselbigen Heiligen Quadricornischen Suiterhauben vnd Cornutschlappen: Etwan des Schneidernachts F. Nasen gewesenem Meysterstück. Gestellt zu Bierfach Ablaswürdniger Ergeglichkeit den Lieben Bierdächtigen Ignazischen Bierhornigen Quadricorniten, vnd Luguioilischen Widerhörtnigen Vornamen: Ober (wie sie gern heysen) Jesuiten, oder Würdnigen Herrn der Societet Jesu: Auch zu gefallen dem obberührten Meyster Hansen, das er daß Neu Meysterstück dieses Würffelhüttleins, Vrtheyleu vnd benasen wölle.

Bei der Abfassung dieser Satire ist ein bedeutend kürzeres, sehr mattes französisches Gedicht*) benützt worden, doch so, daß kaum mehr als die leitende Idee dem Franzosen gehört.

Fischart erzählt in seinem Werke, daß bald nach des Herrn Himmelfahrt Luzifer schweren Kummer empfand, daß Kristus ihm die finstre Macht seiner Hölle zerstört und alle seine List und Tücke ans Licht gebracht hatte. Deshalb stellte er sich in seinem Grimm auf die Kreuzstraße der Welt, nahm ein Horn mit vier Ausgängen zur Hand und stieß so furchtbar hinein, daß alle Teufel schleunigst der Hölle zustoben. Da hub der Teufel Meister denn nun seine Klage an: „Ihr Teufel alle wißt, wie vor Zeiten unser Reich so hoch geachtet wurde; alle Heiden dienten uns, und nur uns allein, bis ein Stärkerer kam und unsere Stärke zerbrach, daß uns nichts geblieben ist als Schmach und Spott. Aber eher soll die Welt untergehen, ehe wir von unsrer Art lassen, und in meiner langen Verzweiflung ist mir endlich ein Gedanke gekommen, der eine List über alles ist. Da man unsere Hörner jetzt so gänzlich verachtet, so will ich sie auf heilige Art umgestalten und sie auf's anmuthigste verdecken. Wo Gott eine Kirche gebaut wird, daneben wollen wir unsere Zelle bauen, und da Gottes Lamm Hörner führt, so wollen auch wir sie tragen, doch so, daß unser teuflischer Horn der allerheiligste Eifer zu sein scheint.

Laßt uns erstlich zur Hand Tuch von allerlei Farbe nehmen und ein Spitzhorn daraus machen, das soll zusammengenäht sein aus Faulheit und einfältigem Scheine, mit der Nadel der Heuchelei und dem Faden der Täuscherei, und eine Kuttenkappe soll es heißen, wie ich es hier schon zugeschnitten habe; diese Einsiedlerkappe gebrauchte ich, als ich zu Gottes Sohn trat, da ihn hungerte, und zu ihm sprach: Mach aus diesen Steinen Brod.“ Flugs machten sich die jungen Teufel darüber her, im Umsehen hatten sie die Kutte vollendet, sie zogen sie dem Abadon an, um zu sehen, wie sie ihm stände. Der machte sie „fromm“ durch die verächtlichste Handlung, und nun war sie geweiht, daß sie eine Dübendecke sein sollte. Auf Satans Gebot flog gleich ein ganzer Teufelshaufe wie die Heuschrecken dahin und trug dieses Kuttenhorn voll Plagen in alle Winkel der Welt, da steckt es noch.

Als dieses Rapphorn fertig war, sagte Luzifer: „Das eine Horn haben wir nun, es wird unserm Reiche viel gewinnen, aber wir müssen noch mehr rüsten. Ihr wißt, als ich Gottes Sohn auf des Tempels Rinne gestellt hatte, da war ich schön prälatisch gekleidet in einen seidenen Talar, dazu hatte ich zwei Hörner aufgesetzt, die funkelten von Gesteinen, wie ihr hier an diesem Vorbilde seht. Müht euch, daß ihr es recht nachmacht, denn es soll eine Bierde für die Stirn der Äbte und Bischöfe, es soll ein herrlicher Bischofshut werden, der sich über die andre Heerde durch zeitlich Gut erhebt. Durch prächtigen Vorsteherhschein, durch heilige Pracht und hochprächtige Heiligkeit, durch unmögliche Gelübde und Eide führt er die Leute in Versuchung, daß viele ihre Seligkeit einbüßen und über den Tempel den Hals brechen. Darum,

*) Abgedruckt bei Kurz, a. a. O. II, S. XXXV ff.

o du zweihörniger Hut, gefällst du mir wohl; achte nicht, was Gottes Wort dir verkündet, sondern gehe nach Menschenfahrungen, regiere im Tempel mit Gepränge und äußerlichem Schall, dann wirst du hochwürdig heißen, dein Amt, die Schafe zu weiden, kannst du Andern überlassen, und du kannst daneben mit Dumm und Zwang die Gewissen ängstigen und sie nagen und drücken, damit du ihre Almosen verschlingst; aus anderer Leute Schweiß und Blut kannst du deine Hofpracht treiben, und die dich ernähren, die müssen dir dabei als heilig noch Ehre zollen. O welche Heiligkeit ohne That, die nur auf Müßiggang steht! Darum, ihr Gesellen, wacker daran! Vernähet in die zweihörnige Haube die geistlich Hoffahrt mit der Nadel der fleischlichen Herrschaft, mit dem Faden der Schaffschinderei, sticht es mit den Perlen reicher Geschenke und mit dem Gestein Uneingedenk!“

Auf dieses Gebot machte sich gleich die ganze gehörnte Motte drüber her und nähte das falsche Bischofshorn und stückte einen Heiligen vorn hinein, der hielt einen Krummstab und streckte zwei gefalbte Finger auf. Als es nun ganz vollendet war, setzten sie es ihrem Fürsten, dem Behemot, auf, und saßen es ihm auf die schimpflichste Weise, dann führte des Behemot Gesinde es in die Welt, und diese Prälatenhörner erstrecken sich weit noch bis auf den heutigen Tag.

„Nun müssen wir das Hauptstück noch gründen,“ sprach Satan, „in welchem drei Hörner aufeinander stehen, zuoberst ein Kreuz, das sieht dann sehr majestätisch aus; zur Schmach der einigen Dreifaltigkeit brauchte ich dieses Stück zur Versuchung Kristi, als ich ihm vom Berge herab alle Schätze der Welt zeigte, ich brauchte es auch, als ich im Paradiese die ersten Eltern verführte, darum ziert billig dieses dreifache Horn auch die Stirn eines dreifachen Bösewichtes, welcher an Gott in derselben Weise wie ich glaubt, und diese Vestra und Päpstra will ich zum irdischen Gott machen, aus dem Abgrunde will ich das Thier heraufholen, mein Statthalter soll es sein und soll leiblich für mich regieren unter eines Papstes Namen, es wird sich befeßigen, mein Reich zusammenzuhalten, geschehe es mit Recht oder mit Unrecht, koste es den Herrn oder den Knecht, ja koste es auch die Potentaten. Darum höre, Beelzebub, greif du es an, hier liegt schon das Zeug, ich habe schon angefangen es zu nähen und habe dareingenäht des Judas Sackel, die Simonie und die Pfändendieberei, und um das Haupthorn den Streit, die Rachgierigkeit und den Neid, die Wollust und den Meineid, die Verfluchung der Drigkeit, Gift und Aufruhr, Verrätherie und Zauberei. Ihr Andern, näht hinein das Lügen und das Trügen, nehmt den Zwirn der Menschenfahrung, nehmt die Nadel der Durchsichtung, des Bannes und des Blutburses. Du, Mammon, ziere es mit Edelsteinen, die mein sind, stücke hinein die erlogene Dotazion der Kaiser, den Meßstram, den Ablastkasten, die Annaten und die Pallia, auch sticht zum Schein den Petrus mit dem Schlüssel hinein, denn dieses Horn wird mir ein Netz sein, die Welt darin zu fischen. Du, Belial, mußt es firmen, mißche höllisches Feuer und Pech mit meinem Schweiß zusammen, und firme und schmiere es wohl überall.“ Als das Horn nun eingeweiht war, setzte Luzifer selbst es auf, da ging ihm Feuer aus seinem Rachen und er

sah so fürchterlich aus, daß den Teufeln selbst das Lachen verging. Er spie einen Teufel aus, der trug einen rothen Kardinalshut; dieser nahm das dreifache Horn und führte es flugs nach Rom, da wählte man nach seiner Weisung einen Papst, und seither ist die arme Welt mit dem dreifachen Horn beladen.

Nun sollte man meinen, der Teufel hätte mit diesen drei Hörnern schon genug des Unglücks in die Welt gebracht, aber er kam nun erst recht ins Wüthen, und nach langem Schnaufen und Schwitzen und Loben sprach er: „Nun gilt es, noch den größten Trummpf auszuspielen, wir wollen noch ein Horn machen, das soll vierfach sein und soll viermal mehr Gift in sich halten, als die drei zuerst gestifteten. Außen aber wollen wirs mit Schafpelz verbrämen und wollen ihm den Namen Jesu geben, und die es tragen, denen will ich, weil sie meine liebsten Kinder sind, neben dem Namen Jesuiten auch meinen Namen geben, sie sollen Sataniten und Schabaniten heißen, sie sollen mein Reich auf alle Weise fördern und in alle Ecken meinen vergifteten Teufelsdred tragen. Einst wird ein Spanier kommen, Ignaz Lugvoll (Loyola), der soll dieses vierfache Horn als größtes Gut aufnehmen, und soll es in allen Gebieten auf seine Saubeerde pflanzen, auf die Lugvolliten, die im Feuer der Hölle geboren sind. Ignazius selber soll mein Vulkanus werden, erst wird er ein Kriegsmann scheinen wollen, und wenn es mit dem Krieg nicht glückt, dann wird er zur Geistlichkeit sich wenden, so wie man zu sagen pflegt:

Ein Landsknecht faul

Gibt noch ein guten Klostergaul,
Aber kommt aus dem Kloster er,
So gibt kein'g Adergaul er mehr. —
O freu dich, du vierhornig Thier,
Wann dein erst Haupt bekommen wir
Zu eim Schmid, da wöllu wir schmieden
Daß es soll funkeln voll Unfrieden
In all vier Eck' und Theil der Welt,
Denn drum ist dein Horn edig bestellt.

Freue auch du dich, dreifaches Horn, hier habe ich dir einen Gehülfsen geschafft, der dich wieder stärkte, wenn etwa deine Macht an einem Wein einmal hinken sollte, denn das viereckige Horn vereinigt vier Mann auf einmal: einen Mönch, einen Pfaffen, einen Schulregenten, welcher der Jugend seine Bubenwerke einbrennt, und einen Landstreicher. Darum soll es dem Papst auch leibeigen sein, soll den Aberglauben der römischen Kirche in alle Welt hintragen, soll überall der Sonne Klarheit verfinstern und die Wahrheit unterdrücken, mit diesem Hütlein habe ich meinen größten Trummpf ausgespielt, mit ihm will ich Jesum, den Eckstein, bestärmen, vermag der Widertrost ihn nicht zu bestegen, so möge nun der Lugvoll Jesuwider auch gegen ihn streiten. Darum, o Belial und du, Beelzebub, mein Cardinal, sucht alle eure Hinterlist aus den geheimsten Winkeln der Hölle zusammen, häuft sie auf den vier Ecken des Hutes zusammen, schafft das ärgste und wüßteste Geräth, welches man doch für schön anseht, schafft ein scheinheiliges Teufelthum. Das Tuch

zu diesem Gute ist aus dem untersten Höllenspuhl entnommen, ich selbst habe es zugeschnitten, doch die Schere ist dabei von seinem Gift zerfressen. Zum Futter nehmt Tuch, welches roth ist von Höllengluth und von Blut, nehmt den Faden, der mit Gomorrhaph gewächst ist, ich pflege aus demselben sonst die Darfüßertorden zu machen und die Stricke für die Selbstmörder. Nun tapfer her an die Arbeit, all ihr Teufel aus der Hölle!" Da griffen die Teufel alle zu, freuten sich über das schöne Satanitenhäublein, und des Teufels Großmutter kam mit ihren schwarzen Töchtern, sie spien in ihre runzlichten Hände und bestrichen das Hütlein auf allen Enden damit, daß es Funken gab wie die Kagen. Alle Heuchelei, Gier, Tirannei, aller Aberglaube, aller Raub der Gotteslehre wurde in das Hütlein eingeschlossen, man vergaß auch nicht den seidnen Rand der Schmeichelei. Dann schloß Luzifer seine geheimsten Schatzkammern auf und alles was er an Höllenumrath darin fand, jede Berruchtheit und jedes Laster, jede Lüge und jede Verführung, jede Heuchelei und jeder Trug wurden in das Bierhorn eingenäht. Und so fürchterlich wurde dieses Werk der Höllengeister hergerichtet, daß Luzifer, als es fertig vor ihm stand, selber davor erschrak. Dann nahm er den Feuerhaken, womit er die Gluth der Hölle schürte, legte ihn auf das Hütlein und hob zwei Finger zum Schwur:

„D Hütlein, sprach er, Widerhütlein,
 D du vierecktes Suttlein,
 D Hütlein, aller Hüt ein Bug,
 D Hörnlein, aller Horn ein Trug,
 D Hütlein, vor dem man sich hüt,
 D Hütlein, welchs nur Schäl ausbrüt,
 Ja vierfach und viereckht Schäl,
 Gefüttert mit vier Teufelsbäll,
 D Hütlein, auf vier Eck gewendt
 Aus böser Stüd vier Element,
 Dich soll anbeten ungeschent
 Alles was sonst mein Hörner scheut,
 Und wer dich ehrt, Hoch oder Nieder,
 Der soll geehret werden wieder,
 Wer aber dir wird widersprechen,
 An dem wolln wir uns vierfach rächen.
 D stolzes Hütlein, heuchlisch Hütlein,
 Nun wacker, nun erheb das Mütlein,
 Du wirst durch einen heil'gen Namen
 Die Heiligleit noch selbst beschamen,
 Du mußt unser Wunschhütlein sein,
 Durch welchs wir uns sein kaufen ein.
 D Wibderlein Cornipeta
 Nun heb und tollir Cornua,
 Weil wir die Hörner dir abdiven,
 So magstu sie wohl praktiziren.
 Nun, mein Hirnstoßerlein, stoß hin,
 Und sei ein Spinn für eine Dien.
 Stoß um, wo wir nicht mögen stoßen,
 Und verderb, was wir übrig loßen.

Nun weicht dem Hiltlein, weicht ihm do,
 Cornu ferit ille, Caveto.
 Das Wibberlein stößt auf vier Ecken,
 Es kann den Teufel gar außdecken*).
 O trughafte Hiltlein mit vier Scheinen,
 Schein anders, als wir es gemeinen,
 Ja schein, als wärst der Jesus Glieder,
 Und sei doch stets Jesu zu wider,
 Wider dich wider ihn allzeit,
 Arietier**) auf alle Seit
 Durch all Quartier der ganzen Erben,
 Und verführ, wo es nur kann werden,
 Auch die Erwählten durch falsch Ränk,
 Durch wunderfeltfam Vllgenchwänk.
 Thu Wunderzeichen durch mein Kraft
 Und behalt all mein Eigenschaft,
 Verhetz die Leut, mach Meuterei,
 Hilf zu Verfolgung, Tirannei,
 Schärf dem Papst sein keraunisch Straßl,
 Sein Fluchen, Bannen allzumal,
 Sei du das Hornthier, welches schafft
 Daß man anbet der Bestie Kraft.
 O Suintat, o Satannitet,
 Aller Schelmerei Quotlibet,
 O du neue Pandorabüßs,
 Eine Grundsuppe alles Unglücks,
 O Vulkaniten, Lugvolliten,
 Ignazianer, Sataniten,
 Euer höllisch Vierhörnigleit
 Hab ich zum Stuchblatt mir bereit.
 Ihr seib mein rechte Eichelsau
 Auf die ich jehund trau und bau.
 Eure Duadriformität
 Ist mein lezt Tracht zu dem Banket.
 Euch allein mein Nam Satan gbürt
 Weil ihr wie Würfel ab seib gfürt,
 Und eben gleich, wie ich auch, schüdd
 Dem Eckstein Jesu widersteht.
 O du schönes Karnutenschläpplein,
 Du gibst ein gutes Nummerkäßplein.
 O Hornstirn, o Hurnstirn,
 O hörnertrugig edecht Hirn,
 Du bist erwünscht auf all vier Eck
 Zu sein eins Widerkristen Deck,
 Denn auf all Eck kannstu dich schrauben
 Gleich wie Protei Zauberhauben
 Und kannst an Höfen dich einschicken
 Und in die Schulen dich einsticken
 Zu blenden beibes, Jung und Alt.
 O Würfelhiltlein wohlgestalt,

*) Ergründen. — **) Lat. aries, der Wibber.

Nun mach dich auf die Fahrt dahin
 Mit dein vierfachen Dubensinn,
 Füg dich in die vier Ecken der Welt,
 Und sei unser Leutenant bestellt:
 Was wir für Unruh nicht erwecken,
 Die erweck du mit dein vier Ecken!“
 Sobald der Luzifer dies hätt
 Ueber dem Hütlein ausgeredt,
 Verschwand der Tag im Augenblick
 Daß man nicht sehen konnt ein Stück,
 Und ging solch schrecklich Donnern an,
 Daß drob erschrad gleich jedermann.
 Und war nicht anders anzusehen
 Als wollt der letzte Tag zu nähern.
 Indeh, weil also zürnt' der Himmel,
 Verszog das Hütlein im Getimmel
 Und fligt sich zu den Menschen schnell
 Daß es sie plag, vergift und quäl,
 Und Recht erweis durch Blberei,
 Daß es das ärgste Hütlein sei,
 Ja daß es alles dies erstatt
 Darzu es Satan beschworen hat.
 Seht, also habt ihr lieben Leut
 Den Ursprung alles Uebels heut,
 Und wer ein solchs nicht glauben will,
 Der wirds halb fühlen nur zu viel. —

Das ist der Inhalt des Jesuiterhütleins, der schärfsten, der vernichtendsten, der großartigsten Satire, die je in deutscher Sprache geschrieben ist.

Von den prosaischen Satiren ist der Bienekorb des heil. Röm. Ammenschwarm, eine Uebersetzung*) des holländischen Biencorf von Marnix, gegen die päpstliche Hierarchie gerichtet. Die bedeutendste der prosaischen Satiren ist die Geschichtsklitterung, eine selbständige Bearbeitung des Gargantua von Rabelais. Dieses Werk ist zugleich das vollendetste aller Fischart'schen Arbeiten, es enthält eine reiche Fülle von Bildern, in welchen die lebendigste Schilderung der Thorheiten und Laster damaliger Zeit gegeben wird, besonders stark wird die Rohheit und Verkehrtheit der höheren Stände gezeigt. Der vollständige Titel dieses genialen Werkes lautet:

Affentheurlich Raupengeheurliche Geschichtsklitterung. Von Thaten und Rathen der vor kurzen langen vnnnd je weilen Vollenwolbeschreiten Helden und Herren Granbgschier Gorgellantua vnd des Eitelburstlichen Durcburstkchtigen Fürsten Pantagrue von Durstwelten, Königen in Vtopien, Inberwelt Nullatenenten vnn Nienenreich, Soldan der neuen Kannarien, Fäumlappen, Dipseder, Dürstling, vnn Dubiffen Inseln: auch Großfürsten im Finsterstall und Rubel Nibel Nebelland, Erbvögt auff Nichilburg vnnnd Niderherren zu Nullibingen, Nullenstein vnd Niergendheim**).

*) Vgl. Zur Literatur Johann Fischart's von Bismar. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1965. Seite 15 ff.

**) Ausgabe von 1594. Die erste Ausgabe ist mir nicht zur Hand

Nach einem „Ein- und Borritt“ erzählt der Dichter von dem Leben und den Gebräuchen am Hofe des Grandgosciers in sehr ausführlicher Weise. Im dritten Kapitel spottet er über die Gerichte und ihre Zubereitung und Zusammenstellung: „Ich bin schier auch des Glaubens, daß jener Rappesbauer, der meint, wenn eine Sau Federn hätte und über ein Zaun könnte fliegen, es würde das aller adeligste Federwildpret sein.“ Grandgoscier heirathete Gurgelmilla, sie gebar ihm auf wunderbare Weise einen Sohn, als Grandgoscier gerade ein Trinkgelage hielt. Dieses „Trunkenspräch, oder die gesprächig Trunkenzech, ja die Trunkenlitanei und der Säufer und guten Schluder Pfingsttag“ ist eine unübertreffliche, von Witz und Laune übersprudelnde Schilderung eines fröhlichen Gelages. Eine kleine Stelle theilen wir aus dieser 38 Seiten langen Litanei mit:

„Der liebste Buhle den ich hab,
Der liegt beim Wirth im Keller,
Er hat ein hölzins Rößlin an
Und heißt der Roskateller.
Er hat mich nechten trunken gemacht
Und fröhlich diesen Tag vollbracht,
Drum geb ich ihm eine gute Nacht.

Von diesem Buhlen den ich mein
Will ich dir bald eins bringen.
Es ist der allerbeste Wein,
Macht mich lustig zu singen,
Frischt mir das Blut,
Gibt freien Muth,
Alles durch sein Kraft
Und Eigenschaft,
Nun grüß ich dich, mein Nebenast.

„Hau, wie stimmt sich der Wein so wohl. Es wär schad, daß dich der Tropf schlüg, du magst noch wohl ziehen. Nun weiter im Text! Bub wende Blatt um, Tabernakulum, der Wein macht noch keinen stumm. Die sitz ich besser, denn zu Speier im Stock. Guts Muths wollen wir sein, trotz der uns das wehre. Es müßt ein rechter Bauer sein, der uns so ernähre. Ich bitt euch drum, trinkt flugs herum und macht es aus, so wird ein fröhlich Bruder draus, trinks gar aus, trinks gar aus, so wird ein voller Bruder draus. Totum ex, fit ex perfer. Hei, gemacht fährt man den Berg auf, ich muß den Hasen vor schwenken, so wird sich die Stimm fein lenken und renken. Nun wohlauß, ihr Ordensbrüder, ein Lieblein sing ein jeder, so gehts Glas auf und nieder, So kommets an mich wieder. Holla, holla! Wi dolla, filla, stilla! Man bringt ihn auf der Mistbäre. Wer hie mit mir will fröhlich sein, das Glas will ich ihm bringen, wer trinken will den guten Wein, der muß auch mit mir singen. So trinken wir alle diesen Wein mit Schalle. Dieser Wein vor alle Wein ist aller Wein ein Fürsten, trink mein liebes Brüderlein, so wird dich nimmer dürsten, trinks gar aus. So wollen wir trinken die ganze Nacht bis an den hellen Morgen. Hol Wein, schenk

ein, wir wollen fröhlich sein. Wer aber nicht will fröhlich sein, der soll nicht bei uns bleiben, wir trinken drum den guten Wein, die Sorgen zu vertreiben. Drum Bruder mein, ich bring dir das so viel vom Wein ist in dem Glas. Nun singt ihm drein, dann trinkt ers sein, denn er war allzeit ein bes Kind, schließ nimmer ungesungen. Er setzt das Gläslein an den Mund, er trinkt wohl aus bis auf den Grund, es schmeckt ihm wohl, es hat ihm Leiden wohlgethan, das Gläslein das soll umhergahn. Welcher nun leit in diesem Streit, daß er nit mehr kann thun Bescheid, der mach sich auf und lauf davon, so singen wir Viktoriam. Wir wollen fröhlich dran, wer sich fürcht leg ein Panzer an, denn dran, denn dran, wohlan, so gahn, allweil ich kann, will ich bestahn, und sollt es gar den Teufel han. Oha wie wild? Das fünfplättig dran, beiß die Feig, beiß dem ein Aug aus, küß den Boden, ich will noch Bischof an dir werden, ich kann dich firmen, ich kann dir den Krystam anstreichen. Lang mir Roswasser! Mir Roswein! Ich streich dich, ich weich mit. Ich stich dich, ich wehr mich. Ich schwärz dich, ich sterz mich. Mein Lecker, ist Heirathszeit. Ich geb ihr einen Mann, ich fahr ins Holz, ich spinn vor, ich reit mein Pferd inn Schwämm. Wie tief? Bis ich ruf. Ich halt meiner Herrn Gebot, das ist je nit gespott, es sind noch drei Tropfen drin. Das heißt dem Thaler nach geschoren, den bring ich dir, so darf ich ihn nicht holen. Wa seid ihr Bauernhosleut, die nicht in die Stub dürfen, wie? Seid ihr gestorben? Schlafen die Hund? Sei weckt es, denn es ist Bedenzzeit, ist's nit also? Ein guter Wein ist lobenswerth für ander Ding auf dieser Erd, den ich auch nicht kann meiden, und welcher ist im Trunk der Zeit, wann da nun ist der Tisch besetzt, der hab das heimlich Leiden. Ein großes Glas von einer Maß voll kühlen Wein dunkt mich schön sein, das soll jetzt gahn herum. Wer trinken will wie ich so viel, will fröhlich sein bei diesem Wein, der thu oft zu mir kommen, mit einem Trunk in einem Schlank thu ich dir nun das bringen. Trinks aus, trinks aus, es wird dir gelingen, thußt du nicht Bescheid, es ist mir leid, ich darf dir keins meh bringen, du sollt auch nit mit singen: Hop paho henneden, der Hahn ist noch nicht tod, man hört ihn krähen nächten spat, ist um den Ramm noch roth. Petriahum, nun singt herum, bis es auch an mich kumm. Ein Hähnlin weiß mit ganzem Fleiß sucht seine Speis bei einem Hahn. Ra ka ka ka ka nei, das Hähnlein legt ein Ei. Baden wir ein Küchlein, Mäuselein und Sträubelein und trinken auch den kühlen Wein. Ra ka ka ka ka nei, das Hähnlin legt ein Ei. Ke ka ke nei, das Ei das ist geleet, ke ka ke nei, daß man fröhlich sei. Ha ha, das tonirt, nun die Gurgel geschmiert, dieser Stauff (Kech) hie mag die Bien negen, denn der es nicht empfind, der trinkt für nichts. Dieser bringt durch wie Quecksilber, meiner durchsucht alle Adern.“ —

Auf den ersten Blick könnte diese Litanei ganz verwirrt und ohne Sinn ineinen, doch darf man nicht aus den Augen lassen, daß Rede und Gegenrede in dieser größern Gesellschaft fortwährend wechselt, und wer jemals eine solche lustige Bruderschaft beim Glase kennen gelernt, der wird erfahren haben, daß bei solcher Gelegenheit sich der Faden des Gespräches niemals glatt fortspinnnt, sondern abbricht und bald hier bald da wieder anknüpft, einen

Gegenstand kaum berührt und auch schon zu einem andern überspringt. Dieses bunte Allerlei, das bei alle dem Wirrwarr doch den eigenthümlichen rauschenden Charakter nie verläßt, ist mit köstlicher Treue in Fischart's Pitanei geschildert.

Während dieses Gelages also wurde der Knabe geboren. Das zehnte Kapitel erzählt nun:

„Der gute Mann Großgister, als er unter dem ernstlichen Glasraumen und Poffenreißen das schrecklich Geschrei vernahm, welches sein Sohn, alsbald er an das Licht der Welt kam, ausließ, da er so taub und tobend zu saufen, zu saufen rufet, sprach er gleich: Wie hast du so gar ein groß supple, das ist zu verstehen Gorgelstroßen. Darauf schloß gleich der ganz Umstand und Umstiz einhellig, daß dieser durstig Schreiling darum müßt den Nam Gorgelantua oder Gurgelstrozza tragen, weil dies das erst Wort seines Vaters bei seiner Geburt gewesen, gleich wie dem König Kutho sein erster Sohn alsbald vom Gohn*) müßt Jon heißen, weil der orakulisch Geist, den er um Erben fragte, durch Drakuli ihn gäh'n hieß, hujannen, daher das ganz Land darnach Jonien genannt worden. Denn also auf die Weis haben die alten Hebräer ihren Kindern Namen angeeignet und dieselbigen nach Gestalt der Sach auf ihre Sprach gegeben. Derhalben hielt Großkälter diesen des weinverzickten Bülkleins gemeinen Rath für ein gut Zeichen, das ließ ihr auch die Mutter nit mißfallen. Denn die Mütter haben das Recht, den Kindern Namen zu geben, und mißfällt unsern Gnaden auch nicht, daß man von ein sonderen unversehenem Fall ein Kind den Namen aufsetze. Unangesehen, was Görg Wigel hievon wigelt, welcher meint, man soll die Kinder all latinisch auf ein us und sus nennen, gleich wie man sie auf latin taufet, ja auf welsch Zeto und Beto, Malatesta, Malepina, Malestroit, Sansvin. Sei warum nicht auf türkisch und slavisch Bajazet, Ziska und Rakenzan, sie sind je auch fremd. Aber er meint, Penkel, Hubelt, Del, Mele, Mez, Leis lauten schrecklich in seinen frenischen Ohren und machen einen bei den Leuten nicht angenehm. Wie dann? Thut es ihm so wohl in seinen priszianischen Wigohren, wenn man die Susnamen so schön vergorgelt, verzörgelt, verzolt und verhundstukt: Hen, Trebes, Debes, Kres, Gruner, Sar, Sechel, Kraz, Nis, Gilch, Kilior, Fester, Bechel, Lenz, Bläß, Beits, Lips, Brosi, Tönge, Benz, Jost, Luz, Trin, Zilg, Plön, Gret, Kbn, Len, Seiten, Nes, Dörle, Joff u. s. w. Sollen diese gemarterte Wörter einen angenehm machen, da sie doch keiner versteht? Ja, wenn ein jeder Odenwälder einen Wigel bei sich hätt, ders ihm aus wigeliger Weis ausführlich ausleget!

Sollt ein Rabisbauer in sein Rabistopf nit besser verstehn, wenn ich ihm nennt Wolfhart, Hildebrand, Siegfried, Friedrich, Gottfried, Winrich, Hartmann, Gebhart, Burkhart, Richard, Bernhart, Fischart, Volkhart, Reinrat, Konrad, Reinhold, Richwin, Winhold, Bruder Bierhold, Walther, Lambrecht, Lautbrecht, Volkmeier, Eberhard und Degenhart?

Was? sollt ich bei mannlichen Leuten nicht angenehmer werden, wenn

*) Gohn = Gähnen, hujannen ebenfalls = gähnen.

ich einen solchen knebelbarthfressigen Namen hätte, der von Getön und Hall den Leuten auszusprechen eine Lust gibt, als Eisenbart, Kerle, Horebrand, Hartbege, Scharbege, Degenwert, Wildhelm, Helmschrot, Boland, Grimwald, Grimmsild, Ribhelm, Kühnhelm, Fastlün, Eisenarm, Hörwart, Markwart, Sirfall, Sattelbog, Starkwin, Schlaginhäufen, Rauchschnabel, Wolfsstöl, Ruchsmagen, Pichhart, Raunland, Hagelwild, Hartmut, Mansward, Manwang, Rudensturm, Manrich, Hochschritt, Werruch, Wischgul, Hörschirm, Hartnot, Wolsporn, Wolshelm, Stüchdentensel, Tragdentnaben, Brechden: u. s. w.

Sind denn stillfriedsame und sittsame Leut, so kann ich ihnen das Muß auch sehr einstreichen, kann mich auf filosofisch Richfried, Gottfried, Frieberger, Zigitab, Landfried, Schirmfried nennen. Welchen wollt es nicht gefallen, wenn einer heißt Gottlieb, Gutshunger, Gottwach, Gottwald, Jesuwalt, Trostweh, Wollob, Goldader, Bollrath, Kristmann, Gotthart, Gebrich u. s. w. Der wenn eine heißt Rosendmund, wie unsres Gargantua Mutter Honigzungen und Schmantkehlchen, oder Gottshulda, Trugarta, Wischarta, Liebmaria, Friedburgin, Abelinda, Abeltrut, Abulgund, Mechtilda, Gerntud, Engeltrut, Ehrentrut u. s. w., die Namen sollten ein die Weiber schier eintragen, wie können sie denn so grell in den Ohren und unangenehm sein? Der gut Herr achtet seinen griechischen Bauernnamen hoch und verachtet seinen deutschen ererbten Namen, der je nicht latin ist, er woll dann das Kälbchen Vitellus werden. Verschmäht also seine Vorfahren, die denselbigen Namen kühner allein gebraucht haben, denn unsre Vornamen sind nicht eher aufkommen, als da wir Christen worden, ohne daß die Wohlgeborenen ihren Sitz und Herrschaft gemeinlich, doch nicht allzeit, darzu setzten. Sonst waren unsre feigen Zunamen zugleich der Alten Vor- und Nachnamen.

Unser Sprach ist auch ein Sprach, und kann so wohl Saak nennen, als der Latiner saccus. Ich glaube man meint, unsre Vorfahren haben stets gelassen, und nit eben mit so großem Bedacht gewußt ihren lieben Kindern Namen zu geben als die Griechen und Latiner. Wir haben jetzt das freie Regiment, was dürfen wir uns nach den slavischen Römern nennen, die Herren nach den Knechten? Welche Römlinge doch, da sie das Kaiserthum innehatten, so trotzig gewesen, daß sie uns zur Schmach ihre Knechte Octas und Datos genannt haben. Wie sollt es sich reimen, wenn die Griechen ihre Kinder Terres und Marbonios, die Römer die ihren Perseß und Stichos, der Syrier Dama, die Frygier Midas genannt hätten, die Sieger nach den Ueberwundenen?“

Der Lebenslauf des jungen Prinzen Gorgellantua ist ein sehr einfacher, er wird von mehreren Hofmeistern erzogen, lernt in Paris seine Sittte, und führt schließlich einen siegreichen Krieg, in welchem eine Hauptfigur der Mönch von Dufapaut ist. Er kämpft auf der Seite des Gurgelstroga, und wird bei einer zu hastigen Verfolgung gefangen. Zwei Schützen bewachen ihn, die Hauptknecht will den Gurgelstroga überfallen und zieht ab.

„Da der Mönch die Bittergrollischen Gesellen sah ohn Ordnung also waren schnellen, konnt er wohl erachten, daß sie den Gurgelstroga und sein

Volk überfallen würden, und bekümmert sich heftig, daß er ihnen nicht beiständig sollt sein. Danach ersah er, was für Hundsfissel diese zween Vireschützen, seine Verwahrer, wären, daß sie nämlich, wie die Raben den Wölfen, allzeit lieber dem größten Haufen wären gefolgt, etwas zu erbeuten, verhalten sie denn allzeit gegen dem Thal zuschieleten, da die Andern hinabritten, als daß sie da ein losen Klosterpfalter auswarten mußten. Zudem syllogisirt und schloß er bei sich selbst, dies Gesind hie weiß nicht viel Kriegsbrauch, denn sie haben nie kein Verlobung noch Treu von mir genommen, und haben mir meinen Gotteslästerer, diese schöne Mähderfochtel, noch nie abgefordert, verhalten mag ichs wagen. Zucht darauf flugs die Fochtel, schlug auf den Schützen zur Rechten, hieb ihm eins Streichs die Halsdrosselabern, sammt der Weinstraß bis zum Lustrohr ab, zucht noch einmal und öffnet ihm das Spinalmark zwischen dem andern und dritten Kucknochel. Da ful der arm Schütz ungeschossen und ungesegnet todt zur Erden. Folgendts warf er seinen Gaul zur Linken um, strich auf den andern, welcher, als er seinen Gesellen todt und den Mönch ihm überlegen vermerkt, schrie und floh er, und floh und schrie gottschämmerlich. „Ha, Herr Prior, ich ergib mich, o Herr Prior, mein Freund, o mein heiliger Herr Prior!“ Der Mönch ruft nicht desß weniger auch hingegen: „Ha Herr Posterior, mein Freund, o mein heilloser Herr Posterior, man wird dir die Posteriora herum kehren.“ — „Ha,“ ruft der Schütz, „mein lieber Herr Prior, mein edler Kaiser, daß euch Gott woll zum Abt machen.“ — „Bei meim heiligen Aronskleid,“ schwur der Mönch, „ich will dich hie zum Kardinal machen, daß dir die roth Kapp herabhängen soll! Wie? ihr Pitrokolisten, sollt ihr die Geistlichen hie ranzionen? euch am geistlichen Fleisch oder fleischlichen Geist vergreifen? Ich will dir jekund mit meiner Hand ein roths Hütlin aufsetzen.“ Aber der Schütz schrie immer stiehend fort: „Herr Prior, Herr Prior, o heiliger zukünftiger Abt, mein ehrwürdigster Herr Kardinal, o mein Herr überall, ha mein Herr Prior, mein groß Grandprior von Malta, ha, heiß, nein mein herzlieber Herr Prior, ich ergib mich!“ — „Und ich gib dich,“ sprach der Mönch, „allen Teufeln für eigen, wollen sie sich mit kein Schelm zahlen lassen, will ich ihnen morgen meiner Brüder einen schicken.“ Spaltet ihm hiemit gleich den Schädel, daß ihm das Hirn an der Haut der Hirnschalen auf der Achsel hing wie ein Doktorhäublein, das inwendig roth, auswendig schwarz ist, und also zur Erden todt niederfant. Auf solche That gab der Mönch seim Pferd die Sporen, ritt stracks dem Pfad nach, welchen die Feind fürgenommen hatten, die dann bei der Landstraßen den Gurgelstroslinger und sein Gesellschaft zu ihrem Nachtheil betreten hatten, denn sie bereits durch ungläublichen Streit dessen von der Gurgelstroßen mit seim zuvor ausgeropften Baum, und des Kampfsteiß, Lobtund, Artschwol und anderer gewaltiger Wehr also geringert waren, daß ihnen die Rag in alle Macht den Kucken hinauf lief und anfangen als vor ein gewissen Tod zu fliehen, ja aller Massen, wie ihr an ein Esel seht, wann ihn die junonische Kockbrämen stechen, hin und wieder ohn Weis und Weg laufen, seine Würd von ihm schütteln, Zaum und Riemen zerreißen, ohn Unterlaß wie ein Beitstänzer springen und hintenaus schlagen, und niemand

wissen mag, wer ihn dazu treibet, denn niemand sieht, wer ihn anrühret. Also flohen diese Leut als ob sie unsinnig wären und nichts von sich selbst wüßten, noch wer sie jaget, denn es nichts als ein panischer laubblattrauschender Schreden war, den sie ihnen so steif einbildeten, als ob ihnen der Henker in dem Rücken wäre. Welchs, als es der Mönch ersah, daß nur ihr Sinn zu fliehen und zu Fersengeben stund, stieg er von seinem Ross, trat auf einen großen Hügel der im Weg stund, und mähet mit ausgestreckten Armen mit seiner Fuchtel unter diese flüchtige Brodverderber, wie ein anderer Todtenvorläufer der Hölle, tödtet und erlegt auch so viel und ließ sie so tapfer durch die Prem laufen, daß ihm sein Fochtel entzwei brach. Da gedacht er, daß es genug werd sein, weil ihm die Wehr in der Faust erstarrt war, auch wußt, daß stets etliche überlassen, so die Zeitung heimbringen. Derhalben erhaucht er eines der Erschlagenen Spieß, und stellt sich wieder auf den Hügel, zu sehen wie die Todten unter einander zappelten und krabbelten, und die übrigen, die daher ritten, darüber purzelten, doch ließ er ihnen ihre Wehr, Speiß und Bäcksen nehmen.“

Um die tapferen Thaten des Mönches zu ehren, will Gurgellantua ihn zum Abt machen, aber Jan Ontapaunt bittet, er möge ihm lieber ein Kloster nach seiner eigenen Anordnung bauen. Das geschieht, die Abtei wird Willigworth genannt. Eine Mauer wird nicht umhergezogen, nur junge, schöne Leute werden angenommen. Es wird verordnet, daß man, während in den Erden jeder Keuschheit, Armuth und Gehorsam geloben muß, im Kloster Willigworth mit Ehren heirathen, mit gutem Gewissen reich sein und gottgehoramer und vernünftiger Freiheit sich bedienen möge. „Wie jene Schlingel klettern, so wollen wir den Bettlern geben, wie jene dem Abt Gehorsam schwören, so soll uns der Abt schwören, uns bei unsrer Freiheit zu lassen, wie jene den Kopf auf die Schultern hängen und wie die Kircheneulen finstre Augen machen, so wollen wir das Haupt gen Himmel erheben und woher unsre Erleuchtung kommt, wie jene bei Nacht wachen, damit sie am Tage schlafen, so wollen wir das Widerspiel thun, wie jene nicht arbeiten, um ihren Gedanken zu entsorgen, so wollen wir unser Streben in unsern Werken zeigen und unsre Arbeit auf den Dienst unsres Nächsten richten.“

Der Gargantua oder die Geschichtsklitterung, welche W. Wadernagel die reifende Blüthenkrone alles deutschen Humores nennt, wurde zuerst 1575 druckt, und höchst wahrscheinlich in Basel verfaßt. Wir erinnern uns, daß Fischart von 1573—75 in Basel verweilte, 1574 daselbst promovirte. Der Pantagruel des Rabelais, oder wie der vollständige Titel lautet: Vie, faits, dictes heroïques de Gargantua et de son filz Pantagruel, umfaßt vier Bücher, die Bearbeitung (nicht Uebersetzung) Fischart's erstreckt sich nur auf das erste Buch.

Wir beschließen mit der Geschichtsklitterung die Reihe der satirischen und moralischen Schriften und wenden uns nun den Werken ernstern Inhalts von welchen wir eins, das Lob der Laute, bereits besprochen haben. Es ist nun, indem wir der Zeit nachgehen, das Glückhafte Schiff von

Zürich*). Am 20. Juni des Jahres 1576 unternahmen es 54 Züricher, die Reise von Zürich nach Straßburg, zu welcher gewöhnlich vier Tage beansprucht wurden, in einem einzigen Tage auszuführen, und einen Hirsebrei, den in Zürich gekocht war, noch warm nach der durch ein Freundschaftsbündniß mit Zürich vereinigten Stadt Straßburg zu bringen. Das Unternehmen gelang, und Fischart, der seit März desselben Jahres sich in Straßburg befand, verherrlichte die glückliche Fahrt durch eine poetische Beschreibung, in welcher er seine Meisterschaft auch in dieser Gattung bewies. Sein Glückhaft Schiff ist mehr als einfache Erzählung; durch die mannigfachen Sittensprüche vor schöner und tiefer Bedeutung hebt Fischart die Fahrt der 54 Züricher aus dem engeren Rahmen ihrer Zeit und ihrer Verhältnisse heraus und stellt sie als ein allgemein gültiges Beispiel treuer Bundesgenossenschaft und als eine schöne, aber schwer errungene Frucht ernsten, unverdrossenen Strebens hin. Auf diese doppelte Bedeutung, diesen zweifachen tiefem Sinn seiner Erzählung weist der Dichter schon durch die Veränderung seines Namens hin, er nennt als Verfasser sich nicht Johann Fischart oder Menzer, sondern Ulrich Mannsehr vom Treubach**).

Im Eingange seines schönen Gedichtes sagt Fischart: Kexes kämpfte gegen die Gewalt des Meeres mit großem Verlust, da ließ er die Wogen geheln und warf Ketten in die Tiefe, doch dieser Hohn half ihm nichts. Die Venezianer werfen einen Ring ins Meer, damit es sie als Braut umfange solle, und doch müssen sie Dämme bauen, um sich gegen seine Gewalt zu schützen. Nur eine Weise gibt es, die Wasser zu zähmen, das ist handfest Arbeitssamkeit und standhafte Unverdrossenheit, unerschrocken Schweiß und Hiß zu tragen und sich jeder Gefahr herzhafte entgegen zu stellen.

Denn nichts ist also schwer und scharf
Das nicht die Arbeit unterwarf,
Nichts mag kaum sein so ungelegen,
Welchs nicht die Arbeit bring zuwegen.
Was die Faulheit halt für unmöglich
Das überwind die Arbeit füglich.

Das haben auch die unverdrossenen Züricher erfahren, welche ihr Schiff von dannen führten, als wäre es besflügelt gewesen, aber nicht Drachen oder Flügelpferde, von denen die alten Dichter erzählen, spannten sie vor ihrem Rahn, sondern

*) Abgedruckt bei Heinr. Kurz, Joh. Fischart's sämtliche Dichtungen, II, 177—210. Wir besitzen in unserer Literatur wenige Ausgaben, welche mit so großer Sachkenntnis und solchem erstaunlichen Fleiße gearbeitet sind, als diese Ausgabe Fischart's von Heinr. Kurz. Wer die Werke des großen Fischart genauer kennen lernen will, dem ist diese Ausgabe unentbehrlich.

**) Johann übersezt Fischart durch Guldrich, und macht daraus Ulrich, an Menzer wird Mannsehr; der alte Name der Bewohner des Elsaß ist bei Fischart Tribocci, daraus wird Treubach. Auf die Veränderungen des Namens kommen wir noch unten.

Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel,
So führen über Strom und Hügel.

Am 20. des Brachmonats (Juni) morgens um 2 Uhr fuhr die Gesellschaft mit ihrem Wagschiff ab, sie trugen einen großen Topf mit Hirsebrei in ihr Schiff, den wollten sie warm nach Straßburg bringen. Die aufgehende Sonne grüßten sie mit Jubel und mit Trompetenklang:

O heller Tag, o liebe Sonn,
Sprachen sie, nun dein Schein uns gonn!
Zeig uns dein lüchtes rothes Haupt
Des uns hast diese Nacht beraubt,
Geh auf mit Freuden uns zu Heil,
Daß wir vollbringen unser Theil!

Das Volk rief den Abfahrenden Glück zu, hiermit stießen sie vom Lande ab und rührten die Ruder mit mannlicher Hand, da flog das Schiff wie ein Vogel übers Wasser. Sie fuhren die Limmat hinab, in die Nar, die brachte sie in den Rhein, als sie den brausen hörten, da freuten sie sich und grüßten ihn mit Trompeten und riefen ihm zu, er möge sie glücklich an ihr Ziel geleiten. Und der Rhein wand sich rauschend um das Schiff und aus seinen Kluthen tönten die Worte:

Frisch dran, ihr liebe Eidgenossen,
Sprach er, frisch dran, seid unverdrossen,
Also folgt eueren Vorfahren
Die dies thaten vor hundert Jahren.
Also muß man hie Ruhm erjagen
Wenn man den Alten will nachschlagen.
Von euerer Vorfahren wegen
Seit ihr mir willkumm hin zugegegen
Ihr sucht die alt Gerechtigkeit
Die euer Alten han bereit,
Dieselbig will ich euch gern gonnem
Wie es die Alten han gewonnen.

Die Stimme jagte den Fahrenden Muth ein, gleich wie des Jägers Horn um funstern Tann den Jagenden, der Steuermann stand fest am Ruder, die Sonne schien so freudig, das Gestade scherzte mit dem Schiffe und gab den Schall der Ruder wieder und die Wellen tanzten um das Schiff. Als sie nach Basel kamen, der holdseligen Stadt, da sahen sie viel Volks auf der Rheinbrücke stehen, die schauten freudig auf das Schiff, das wie ein Sperber dahinflug, und riefen:

Ein solchen Muth woll Gott den geben,
Welche nach Ruhm und Ehren streben.

Und weiter und weiter fuhren sie, die Sonne hob sich empor und brannte heiß auf sie herab, aber sie achteten es alle nicht:

Je mehr von ihnen der Schweiß floß,
 Je mehr Muths ihnen die Reif' ingoß.
 Denn Arbeit, Mühe, Schweiß und Frost
 Sind des Ruhms und der Tugend Kost,
 Das sind die Staffeln und Stegreif
 Darauf man zum Lob steigt steif.
 Mit Müßiggang und Gmächlichkeit
 Man keinen Namen nicht bereit,
 Die schämlich Faulheit und Bockluft
 Liegen vergraben in dem Mist.
 Aber von ernstthätigem Fleiß
 Muß der Stahl schmelzen wie das Eis.

Abends um 7 Uhr kam die Gesellschaft in Straßburg an, wo sie mit Jubel empfangen wurde. Herren des Rathes geleiteten die glückhaften Schiffer zu einem Festmahle in des Bürgermeisters Haus, und dort wurde der Züricher Hirsebrei noch dampfend auf die Tafeln gesetzt.

Drei Tage lang verweilten die geehrten Gäste in Straßburg, und das alte Bündniß der beiden Städte wurde aufs neue bekräftigt, die Züricher hatten gezeigt, daß sie, wenns sein mußte, schnell zur Hand sein und ihre Treue beweisen könnten.

Seht, was die Treu hat für groß Kraft,
 Die ein stark Freundschaft stärker schafft.
 Deshalb sich deutscher Treu geflossen,
 Um die stets warn die Deutschen griesen,
 Und welcher aus der Art will schlagen
 Den soll kein Deutschen sein man sagen.

In fünf Tagen kehrten die Züricher zu Wagen, welche die Stadt Straßburg ihnen stellte, wieder nach Zürich zurück. Der Dichter schließt sein schönes Gedicht mit dem Wunsche, Gott möge die Eidgenossenschaft und ihre Nachbarn schützen.

In demselben Jahre, in welchem das Glückhafte Schiff gedichtet wurde (1576), verfaßte Fischart auch eine Anzahl von geistlichen Liedern (30), welche nebst einer gereimten Vorrede einem Gesangbuche beigegeben wurden, welches Fischart's Schwager Bernhard Jobin in Straßburg druckte. Die meisten dieser Lieder sind nach Psalmen gedichtet, im Vers sind sie oft hart und wenig flüssig, aber der Inhalt ist oft großartig, voller Schwung und voll der edelsten Innigkeit. Eins dieser Lieder wollen wir mittheilen (Kurz, III, S. 195):

Gelobt sei Gott, der uns erwählet,
 Nährt uns von unser Jugend auf,
 Der unser Jahr und Jar all zählet,
 Dem aller Augen warten auf.

Der allem Fleisch gibt seine Speise
 Zu rechter Zeit, daß ihm nit brist (gebricht),
 Der auch speißt wunderlicher Weise
 Das Volk Israel in der Wüß.

Der in der Wüsten hat gespeiset
 Fünf tausend Mann nur mit fünf Brod,
 Welche sein Wort sind nachgereiset.
 Denn dem fällt alls zu, der sucht Gott.

Der, was er schafft, kann auch erhalten,
 Und welcher Vater er will sein,
 Die will er nähren und verwalten
 Wie seine Kinder allgemein.

Der nun auch uns als seinen Kindern
 Um Kristum sein mild Hand aufthut,
 Läßt die um unser Sünd nicht mindern,
 Denn er ist freundlich, ewig gut.

Derselbig göltig Vater wolle
 Heiligen und segnen jezumal
 Durch seine Güte ungrundlich volle
 Seid uns und seine Gaben all.

Der Herr der segne von der Höhe
 Was wir durch seine milde Güte
 Setzt zu uns nehmen in der Nähe
 Daß wirs genießen mit dankbarm Smüth.

Denn also wird rein alle Speise
 Wenn mans genießt mit Dankbarkeit
 Und daraus lernt Gotts Lieb und Weise,
 Wie er uns willig ist bereit.

Ach Herr, so Du speißt also fällig
 Den Leib, der doch muß sterben gleich,
 Wie viel mehr speißt die Seel ganz willig
 Die nach Dir sehnt und erbt Dein Reich.

O Gott, durch Deine heiligen Gaben
 Heilige uns heil, Seel und Leib,
 Daß wir mit Zucht und Freud uns laben,
 Dein Furcht unser Frechheit eintreib.

Daß unser Herzen nicht beschweret
 Mit freffen, sausen werden sie,
 Sonder daß wir, wie dein Sohn lehret
 Sein Zukunft warten spät und früh.

O Gott, geb, daß so mög gebeihen
 Die gegenwärtig Trank und Speis,
 Daß wir dadurch geschickter seien
 Im Dienst des Nächsten, Dir zu Preis.

Ja Dir zu Preis, Gott, allermeiste
 In Jesu Kristo, Deinem Sohn,
 Mit dem Dir und dem heiligen Geiste
 Sei Lob gesagt ewig und nun.

Etwa in dieselbe Zeit, in welcher diese geistlichen Lieder entstanden, fällt die Abfassung einer poetischen Vorrede zu dem „Catechismus, Christliche vnterrichtung oder Vertafel. Für die gemaine Pfarrherrn, Schulmeister, Hausvetter, Jugent vnd Verfinder zu Strasburg vnd auch anderswo. Zu Strasburg, Bei Bernhart Jobin M. D. LXXVIII.“ Diese Vorrede ist überschrieben Anmahnung zu kristlicher Kinderzucht. Sie ist eins der innigsten und tieffstgefühltesten Gedichte Fischart's, mit liebevoller Wärme spricht der Dichter über die Erziehung „der zarten Himmelspflänzlein“, mit heiligem Ernst legt er den Vätern und Erziehern ihre Pflichten ans Herz und weist sie darauf hin, daß sie Gott kein schöneres Dpfer bringen können, als wohlherzogene Kinder. Wir lassen das schöne Gedicht, das uns einen tiefen und völlig neuen Einblick in Fischart's edlen Charakter gewährt, hier folgen*).

Anmahnung zu christlicher Kinderzucht.

Was Lust und Fleiß haben die Leut
 In ihren Gärten oft zur Zeit
 Mit Sezung, Impfung und Auffezung
 Etwan ein Pflänzlein zur Ergezung!
 Wie warten sie doch sein so eben
 Daß sich das Schößlein mög erheben!
 Fröh machen sie ihm Raum zur Sonnen,
 Zu Mittag sie ihm Schatten gonnen,
 Da pspofens, biegens, unterfüßen,
 Beschüttens, vor dem Frost zu schütken,
 Messens bei Ruthen und Minuten,
 Sein täglich wachsen zu vermuthen,
 Da gehen sie alle Tritt hinzu,
 Sehen, wie es aufschießen thu,
 Und ihn ist süß all Zeit und Müß
 Die sie damit zubringen je.
 Wie viel mehr Lust sollt haben dann
 Ein Hausvater und jedermann
 Dem Gott die Kinder thut bescheeren
 Ober bestehet die zu lehren,
 Daß sie dieselben Himmelspflänzlein,
 Ihr Hauschößlein, ihr Ehrentränzlein,
 Ziehen und schmücken zu Gottes Ehren,
 Sein Wort gern hören und lehren,
 Daß sie zu Preis dem Allerhöchsten
 Auch mit der Weil nutz sein dem Nächsten.
 Was schönere Dpfer kann man geben
 Dem Herren Gott in diesem Leben?
 Denn das sind die recht Frükht und Güter
 Die Gott gibt, daß man opfre wieder,
 Das sind die Delzweig und die Reben
 Die fruchtbar deinen Tisch umgeben,

* Kurj, a. a. D. III, 203. — Bilmar, Zur Literatur Joh. Fischart's, S. 28.

Dies ist des Hauses benebeien,
 Des Alters Frühling, Glanz und Maien,
 Das sind die Bäumlein und die Palmen,
 Von denen David singt in Psalmen,
 Daß sie gebaut sind und gepflanzt
 Neben die Wasserbäch des Lands,
 Welche kein Hitz im Sommer mindert
 Noch im Winter kein Frost nicht hindert,
 Dann nicht erwelken ihre Blätter
 Oder abfallen von dem Wetter,
 Die zu rechter Zeit ihr Frucht bringen,
 Damit erfreuen, die sie blüngen,
 Und die zulezt Gott gar versetzt
 Ins Paradies, sie da ergetzt,
 Sie macht zu ewigen Himmelspröcklein,
 Zu gnadenfeuchten Engelschöpflein.
 Wie sollt ein Lehrer und ein Vater,
 Wo er hat ein barmherzig Aber,
 Nicht han ein Freud mit ihrer Zucht,
 Dieweil es ist eine schöne Frucht,
 Und noch viel mehr an ihnen wird
 Natur lieblich Anmuthung gespürt
 Als in den allerschönsten Geschöpfen,
 Daraus wir sonst Ergößung schöpfen.
 Das macht die lebhaft Freunblichkeit,
 Die anlachend Gesprächlichkeit
 Die in den Kindern wir all spüren,
 Wie so schön all Gebärden zieren.
 Denn was ist lieblichers zu hören,
 Als wenn die Kinder reden lehren,
 Wenns herauslispeln bald die Red
 Und rufen: Abba, Vater, Aett,
 Rufen der Mutter, Memm und Ammen,
 Geben nach ihrer Nothdurft Namen,
 Brauchen den ererbt Adams Swalt
 Der jedem Geschöpf ein Nam gab bald.
 Wie ist ihn anzusehen wohl
 Wanns wackeln wie ein Wasserpfohl,
 Und so halslämig ungewiß tasten
 Und wie ein Engelsen erglasten!
 Solch Freunblichkeit und lieblich Sitten
 Sollten die Eltern und ein jeden
 Reizen, daß sie des lieber mehr
 Mit Kinderzucht umgingen sehr,
 Dieweil solch blühend Alter frisch
 Umsonst so lieblich gestalt nit ist,
 Auch oft das Wild und Vieh bewegt,
 Daß es zu dem ein Gfalten trägt.
 Und dieweil Engel sich nicht schämen
 Der Kindespfeg sich selbst anzunehmen,
 Wie Kristus zeugt, daß vor Gott standen
 Allzeit die Kinder, Engelsgandten,

8. Johannes Fißhart.

Wie wollt ihr denn solch Arbeit scheuen
 Weil es euch kommt zu Nutz und Treuen?
 Denn wen mag's freuen mehr denn euch,
 So eure Kind sind tugendreich?
 Wie kannst du bessere Ruh dir schaffen
 Und friedlicher in Gott entschlafen,
 Denn so du weißt, daß dein Kind seind
 Erzogen wohl, und drum Gotts Freund,
 Und weißt, daß nach dem Tod dein Kinder
 An Gott han ein ewigen Vorminder?
 Zudem sollt euch auch dazu bringen
 Daß ihr gern mit der Zucht umgingen,
 Dieweil Kristus der Herr verheißt,
 Das, was man solchen Kindern beweist,
 Das woll er halten und ansehen
 Als obs ihm selber sei geschehen.
 Denn er je klar spricht, wer ein Kind
 In sein Nam aufnimmt, ihm selbs dient.
 Wie kann man aber in sein Namen
 Kinder aufuehmen von sein Stammem?
 Zwar anders nicht, denn so man die
 Zur Gottsfurcht anhalt ziemlich früh.
 Es sei Obere oder Herren
 Die sie in Kirch und Schulen lehren,
 So wird selbs Kristi drin gepfleget
 Als ob man ihn im Gerem (Schoß) träget
 Und werden Oberkeit und Lehrer
 Dadurch sein Sängamm und sein Nährer.
 Denn was sein kleinsten Gliedern geschicht
 Das rechnet er, daß ihn ansicht.
 Drum thun wohl, die alls dahin schlichten,
 Das man d'Jugend mög recht berichten,
 Zu kennen lernen ihren Gott,
 Der sie von Sünden, Höl und Tod
 Auch mit seins Sohns Blut glöset hat
 Und schenkt ihun alls durch lauter Gnad.
 Singegeu dräut der Herr groß Pein
 Den, die der Kleinsten ärgern ein,
 Dann dem ein Mühlstein besser wär
 Am Hals und sein versenkt im Meer.
 Derhalben aus mit losem Gschwätz
 Welchs gute Sitten nur verlegt,
 O aus mit Unzucht, Böllerei,
 Mit böser Gesellschaft Bällerei!
 Räumt weit von diesen zarten Herzen
 Das gottlos Gfind, das schandbar scherzen,
 Laßt solch Wort nit mehr von euch hören
 Das d'Jugend Weltlichkeit muß lehren.
 Es dunkt mich, es lehret sich früh,
 Muthwill und Frechheit kommt ohu Müß.
 Lehr du sie die recht Gottsfurcht vor,
 Die ist zu Weisheit Thür und Thor,

Und denk, daß Rechenschaft mußt geben
 Für die Verberbnuß und bös Leben.
 Es läßt sich zwar nicht also schimpfen
 Und mit der Weltlichkeit verglimpfen,
 Du hörst wohl, was dein Kristus melt,
 Sein Bößlein sei nit von der Welt.
 Wistu dein Kinder weltlich machen,
 So steck dem Teufel in den Rachen,
 Denn man soll brauchen so die Welt
 Als ob mans nit brauch, noch was gelt.
 Man kann nit dienen je zugleich
 Gott und der Welt, des Teufels Reich.
 Daher umsonst mit Kristus spricht,
 Ihr Engel sehen Gotts Angsticht,
 Als sprach er, daß sie die verklagen,
 Die Kindern hie bös Vorbild tragen.
 O weh der Welt vor Kergernuß,
 Welchs Weltlichkeit heut heißen muß,
 Damit man reizt Gotts Rach dazu
 Zu strafen das Kalb mit der Kuh.
 Denn wie wollt Gott das leiden immer
 Daß man sein grün Sepling bekümmer
 Und ihm dasselb besudeln thut
 Was sein Sohn reinigt durch sein Blut,
 Daß man die zarte Gäß verwüßt
 Die zu sein Lob warn zugerüßt?
 Bedenk, daß der Profet sagt dort
 Gott leg in Kinds Mund auch sein Wort,
 Und müssen auch ihr Eßn und Trächter
 Seine Aposteln sein und Wächter,
 Und aus der Unmündigen Stammeln
 Will er seins Namens Lob auch sammeln.
 Wie sammelt er aber dies sein Lob?
 Nämlich durch sein Wort, die recht Prob,
 Das läßt er treulich durch sein Lehrer
 Theils nach Gelegenheit der Zuhörer,
 Also daß ers auch nicht verschweigt
 Den Kindern, wie dies Blichlein zeigt,
 Darin er ihn nach ihm Verstand
 Durch kurze Fragstück macht bekannt
 Die fürnehmst Stük kristlicher Lehre,
 Wie man ihn recht nach sein Wort ehre.
 Derwegen niemand nicht veracht
 Die Fragen, hie kurz eingebracht,
 Sondern denk, daß wir müssen all
 Zu Kindern werden in dem Fall,
 Wollen wir anders glauben recht
 Die Geheimniß unsres Glaubens schlecht.
 Die kindlich Einfalt muß uns führen,
 Und müssen lassen uns regieren
 Gotts Wort, gleich wie das Kind regiert
 Des Vaters Red, was der ordinirt,

Müssen von uns nicht hoch Ding halten,
 Sondern wie Kind demüthig walten,
 Welches Kristus damals hat gewelt
 Da er das Kind für die Jünger stellt.
 Hierum so brauch, mein liebe Jugend,
 Dies Büchlein zu Lehr und rechter Tugend,
 Die dann in Gotts Erkenntniß stehet
 Daß man nach seinen Geboten gehet.
 Dazu woll Gott sein Sbeißen geben
 Und nach diesem das ewig Leben.

Von Fischart's schönem Gemüthe und von seiner edlen Gesinnung zeugt auch das Ehezuchtbüchlein, welches 1578 zuerst gedruckt wurde. Fischart legte zwei Abhandlungen von Plutarch und eine von Erasmus zu Grunde, und fügte eine selbständige Abhandlung, „Wie sich Eheleut verhalten sollen“, hinzu. Wir theilen eine kleine Probe aus diesem Werke*) mit.

Auf dem Meer regiert allein der Wind, in der Haushaltung Gott. In diesem Hauschiff sind die Segel das Vertrauen auf Gottes gütig Anwehen. Der Mastbaum, daran die Segel hasten, ist die göttliche Einsetzung der Ehe, der Anker ist die gläubige, beständige Hoffnung. Der Schiffzeug ist der Hausrath, die Waaren sind alle häusliche Unterhaltung, die Bootsleute oder Schiffknechte das Hausgesind. Das Meer ist die Welt, die Meerwellen sind die mancherlei Hindernisse und Anstöße, welche den Hausleuten, die sich ehrlich begehren zu nähren, widerfahren. Das Ab- und Zulanden ist das Ab- und Zulaufen, das Aus- und Einladen ist das Ausgeben und Einnehmen. Die Schiffbrüche sind das Verderben, so entweder aus Verhängung des Winds Gottes, oder zur Strafe des faulen, bösen Segels des Mißtrauens, oder aus Ueberlichkeit geschehen. Daher kommt das Sprichwort, daß man sagt, wenn einer verdirbt, er hab ein Schiffbruch gelitten, oder sei im Schiff, oder hab bösen Luft und Wind.

Die Seilleiter am Mastbaum ist das gut Gewissen, das Fähnlein auf dem Segelbaum ist der Trost Gottes, der Kompaß sind die Gebote Gottes, das Steuerruder ist der Gehorsam. Der Ueberlauf ist der züchtige Wandel und die Treu des Gefinds. Die Meerräuber sind die Eheteufel und die neidische Leut, die sie wider dies Hauschifflin verhezen.

Und in Summa wie die Inseln des Meeres, ja die halbe Welt nicht bewohnt wäre, wann nicht die Schifffahrt thäte, also lägen Land und Städt öd, wann die eheliche Haushaltungen nicht wären. Und wie das Schwimmen dem, der das Meer versuchet, zur Noth wohl bekommt, also bekommt auch eim in der Haushaltung wohl, wann einer eine redliche Kunst oder sonst Geschicklichkeit begriffen hat, darmit er sich bei Freunden und Feinden ausreißt. Auch nicht unbillig vergleicht man die Haushaltung der Schifffahrt,

*) Das Philosophisch Ehezuchtbüchlin oder Die Vernunftgemäße Naturgescheide Ehezucht sampt der Kinderzucht. Straßburg, 1597, J iijb ff.

intemal je das erste Haus und die erste Haushaltung in und nach der Sündfluth ist ein Schiff und in ein Schiff gewesen. — —

Wir haben nur die bedeutendsten erwähnen können von Fischart's Werken, deren Heinrich Kurz 55 bekannte, dazu fünf noch nicht wieder aufgefunden anführt. Einige von diesen Werken sind erst in neuerer Zeit als Eigenthum Fischart's erkannt worden. Es tragen nämlich die wenigsten Schriften Fischart's seinen vollen, ausgeschriebenen Namen, welchen z. B. die nach des Dichters Tode 1597 erschienene Ausgabe des Ehezuchtbüchleins zeigt: „Durch Weyland den Ehrvesten Hochgelehrten Herrn Johann Fischarten genandt Menzer, der Rechten Doctorn seligen.“ Er selber schrieb in den Werken, welche bei seinen Lebzeiten unter seiner Aufsicht gedruckt wurden, meist nur die Anfangsbuchstaben seines Namens J(ohann) F(ischart) G(enannt) M(enzer), auch wohl in umgekehrter Ordnung M. G. F. J., oder nur J. F., auch wohl J. F. G. Menzer, ja er versteckt wohl gar diese Anfangsbuchstaben in einem Spruch, der als Motto dient, z. B. In Freuden Gebente Mein, oder Im Fischen Gilt Wischen, oder Jove Fovente Gignitur Minerva, oder man findet diese Buchstaben in einer Unterschrift, am Ende einer Widmung, z. B. Ihrer Fürstlichen Gnaden Muthwilliger. Zuweilen nennt er sich nur Menzer, oder Rögenger, oder bildet aus seinen Anfangsbuchstaben den Namen Jfgem*), oder er wählt Namen, welche wie die seinigen anlauten: Joh. Friedr. Guicciard Moguntinus, J. Fr. Molanus. Durch Versetzung oder Umkehrung der Buchstaben seines Namens bildet er Hartfisch, J. Noha Trauschiff von Trübuchen. Menzer verkehrt er in Rehnem, auch übersetzt er den Vornamen Johann ins Deutsche und Fisch-art ins Griechische und schreibt Huldrich Elloposkleros. Ferner finden wir ihn unter den Namen Huldrich Wischart, Huldrich Wisart, Donatus Wisart, Guisard, Jesuwalt Bidhart (wie er sich, wohl mit Bezug auf den Inhalt, in dem Jesuiterhüttlein nennt), Artwifus von Fischmenzweiler, Rannsehr von Treubach, Nasenfischer zu Grubfarts, Ulyffes Odysfäus, Alonicus Meliphron Theudofrankus, H. Engelsrecht Rärewinder von Frebewart auß Seeland, Georg Goldrich Salzwasser von Dabborn, Halcyonius Windstill, H. Winhold Würstblut, Weinhold Weinblut und Winhold Reinblut.

Schon aus diesen vielfachen Veränderungen des Namens können wir erkennen, welche großartige Gewandtheit Fischart in der Behandlung der Sprache entwickelt. Es läßt sich in der ganzen deutschen Literatur kein zweiter Autor auffinden, welcher hierin auf gleicher Stufe stände. Wenn einige Kritiker, z. B. Höchert im Gelehrtenlexikon, oder Bötzinger, die Behandlung der Sprache von Seiten Fischart's eine tyrannische nennen und nichts als Willkür darin erkennen wollen, so ist das ein ebenso beschränktes wie falsches Urtheil; Fischart hat der Sprache nirgend Gewalt angethan, er hat aus ihrem Geiste und ihrem innersten Wesen heraus Neubildungen vorgenommen, welche theils

*) Kurz, a. a. O. I, S. XX ff. der Einleitung.

poetisch, theils satirisch betrachtet von höchster Genialität zeugen, wie z. B. ein laubblatttraufender Schreden, sternamhimmelige und sandameerige Mißbräuche, ein balkgeblendeter Splitterarzt, ein Großbeinknochenschlucker, ein Gottesraubschmäder, ein Blutvermäntler, ein Raukenstreicher, ein Frauengauch, eine Bullengnade*), und tausend andere. Fremde Wörter bildete er höchst treffend in deutscher Sprache nach, z. B. machte er aus melankolisch mauhenkolisch, aus Praktik Betrugbid, aus Pobagra Pfortengram, aus Fundament Untenamend u. s. w. Wo der Ernst des Gegenstandes es fordert, da bleibt Fischart's Sprache, wie z. B. im Ehezuchtbüchlein, frei von solchen Neuerungen, da fließt sie in edlem, gewählttem Ausdruck, in klarem, architektonisch reinem Satzbau, in schwungvoller Darstellung dahin; Fischart's ernste Prosa verdient es, unmittelbar neben Luther's Prosa genannt zu werden, und Fischart's satirische und humoristische Prosa hat bis auf diesen Tag noch keinen ebenbürtigen Genossen gefunden.

In der Prosa ist Fischart größer als in der Poesie, doch konnten seinem gewaltigen Geiste auch die Verse nur geringe Fesseln anlegen. Uebrigens ist das Urtheil Wilmar's in der Encyclopädie von Ersch und Gruber über Fischart's Verse und ihre Reime wohl ein zu günstiges; die Fißhhaß, das Jesuitenbüttlein, besonders die geistlichen Lieber zeigen viele und unangenehme Härten, doch steht er hoch über allen seinen Zeitgenossen, deren Verse, z. B. die des Nasus, vortrefflich geeignet sind, einen höchst eindringlichen Begriff eines Knüppelbammes zu geben. In der Poesie aber ebensowohl wie in der Prosa ist Fischart unerforschlich reich, ebendenselben Gedanken in immer neuer Form darzubringen, wie er z. B. im Pobagrammischen Trostbüchlein das eine nosce te ipsum mit dreißig gleichbedeutenden deutschen Sprichwörtern wiederzugeben vermag. Die Form seiner poetischen Werke ist dieselbe wie bei Hans Sachs, er schreibt meistens in Knittelversen, in welchen die Silben ohne Rücksicht auf den Wortton gezählt werden. Doch finden wir bei Fischart schon ein unverkennbares Streben, die Form zu vervollkommen, wie er denn auch, was schon Lessing bemerkte, der erste ist, welcher in deutscher Sprache Hexameter — er nennt sie sechs hüpfige Reime — und Pentameter gemacht hat. In denselben zählt er aber wiederum nur ungefähr die Silben, auf den metrischen Fall ist fast gar keine Rücksicht genommen. Die Distichen finden sich im zweiten Kapitel der Geschichtsklitterung und lauten:

Tapfere, meine Deutschen, adelich von Gemüth und Gebülte,
 Nur Euerer Herrlichkeit ist dieses hic zubereit.
 Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte,
 Zu preisen in Ewigkeit Euere Großmüthigkeit.
 Ihr seid von Hebllichkeit, von großer streitbarer Hande
 Berühmt durch alle Land immerbar ohn Widerstand.
 So wär es auch allesammt fürwahr ein mächtige Schande
 Würd nicht das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt.
 Darum dieselbige sonderlich zu förderen eben
 So hab ich mich unverzagt auf jetziges gern gewagt,

*) Er denkt dabei an die päpstlichen Bullen.

Und hoff, solch Reimesart werd euch Ergeglichkeit geben,
Sintemal ein jeder fragt nach Neuerung die er sagt.

O Harfenweis Orfeus, jezumal kommt wiederum hohe
Dein artige Reimeweis zu ibrigem ersten Preis,

Denn du ein Ehrazier von Geburt und teutischer Sprache
Der erst unterweis fremd Völkern allermeist.

Dieselbige lange Zeit haben mit unserer Kunst
Allein sehr stolziglich gepranget unbilliglich.

Jezumal nun daß bericht wollen wir den fälschlichen Dunste
Ihn nehmen vom Angesicht, uns nehmen zum Erbgedicht.

Auch sieben Sonnette hat Fischart gedichtet, als der zweite Deutsche, das erste deutsche Sonnet ist von Kristof Wirsung*) (1556) und lautet:

Zu dem Bastardischen Christenthumb.

O zeit für andere toerecht toll,
O welt on witz, blind, viehisch, vnd
Die gantz vnd gar in finstern schlund
Versenckt, verstrickt, vnd mangels voll.

Du ligst ye vergraben wol
Im Chaos, da kein end noch grund
Der jrthumb, gstanck, kot vngesund,
Da all Gottlosigkeit sein soll.

So geschicht dem der den brunnen klar
Der warheit last, vnd sucht erstert
Cisternen, die on safft vnd leer,
Liebt schwartzen nebel, tuncklen gfar
Der lug: das er das hell liecht werdt
Der warheit nit kan dulden mehr.

Bergleichen wir also Fischart mit seinen Zeitgenossen, so finden wir bei ihm eine Mannichfaltigkeit der Form, wie bei keinem zweiten. Noch viel großartiger aber tritt die Vielseitigkeit dieses Mannes hervor, wenn wir den Inhalt seiner Schriften betrachten. Satirisches, Humoristisches ist ihm ebenso gerecht, wie die ernste philosophische Betrachtung und das geistliche Lied. Kann es größere Gegensätze geben als das Jesuiterhütlein und das Ehezuchtbüchlein, als die Flöhhaß und die geistlichen Lieber, als die Geschichtsklitterung und die Bücher vom Felbbau? In der Anschauungsweise des gewöhnlichen Volkes ist Fischart ebenso zu Hause wie in den Schriften des Plutarch oder des Seneca oder des Erasmus, er ist ein Gelehrter von Fach, der alle Zweige menschlichen Wissens beherrscht und mit großer Leichtigkeit zur Darstellung bringt, er ist zugleich auch ein Vertrauter des Volkes, der dessen Gewohnheiten, Sprichwörter, Sagen als Eigenthum besitzt, er ist ein Kenner der Musik, er

*) B. Wadernagel, a. a. D. S. 124.

zeigt an mehreren Stellen nicht unerhebliche anatomische Kenntnisse, er ist ein Rechtsgelehrter, ein Sprachkundiger, der griechisch, lateinisch und hebräisch, italienisch, französisch und englisch neben seiner deutschen Muttersprache, die er auch im niederdeutschen Dialekt kennt, versteht, er ist ein Geschichtskundiger, vertraut mit der Geschichte des Alterthums wie mit der Geschichte der deutschen Kaiser, der römischen Päpste und der französischen Herrscher, er spricht vom Landbau mit vielem Verständniß, er weiß Bescheid mit der Bienenzucht, er unterrichtet uns in tiefgehender Weise in der Pädagogik, er gibt uns Abhandlungen über die Ehe, welche unerschöpflich reich an philosophischem Tiefinn und gleichermaßen an praktischer Lebensweisheit sind — muß ein Mann von solcher Vielseitigkeit nicht schon unsere Bewunderung erregen durch sein ausgebreitetes Wissen, welches über den Gesichtskreis gewöhnlicher Sterblicher weit hinausgeht, und muß er nicht unsere Hochachtung erzwingen durch sein Streben, wodurch er unter materiell ungünstigen Verhältnissen, bei einer leider so kurzen Lebensdauer sich ein solches immenses Wissen aneignete? Denn daß auch ihm nichts geschenkt worden ist, zeigt er in den unübertrefflich schönen Versen im Eingange des Glückhaften Schiffes, wo er mit begeisterten Worten die ernste, unverdroffene Arbeit preist.

Wenn Fischart aber als strebender Gelehrter unsere Hochachtung, als großer Dichter unsere ungetheilte Bewunderung erringt, so werden wir in noch höherm Grade Fischart dem Menschen unsere Liebe zuwenden müssen, denn unter allen Völkern und Zeiten wird man nur wenige Menschen auffinden können, die einen so reinen, so großen, so edlen Charakter zeigen, als Johann Fischart aus der deutschen Stadt Strassburg. Ueberall steht er auf der höchsten Stufe der Sittlichkeit, niemals entschlüpft ihm ein frivoles Wort, selbst wenn er schlüpfrige französische Gedichte bearbeitet, hält er seine Feder rein von dem Schmutz des gallischen Nachbarn, er bleibt selbst bei dem ausgelassensten Muthwillen eingedenk seiner eigenen Worte, daß man alle schandbaren Scherze weit aus dem Wege räumen soll. Selbst wo der Dichter im heiligsten Eifer seine vernichtende Waffe gegen die Todfeinde aller Wahrheit und aller Sittlichkeit, gegen die Römmler und ihren weitschleppenden, gierigschnappenden Anhang schwingt, selbst wo er seine Gegner in giftiger, ohnmächtiger Wuth zu seinen Füßen sich winden sieht, selbst da bewahrt der große Mann seinen Gleichmuth, selbst da vergift er nie, daß Haß gegen das Böse und gegen das Laster, nicht aber Menschenhaß die Satire diktiert darf. Von diesem Menschenhaß, der bei den Jesuiten und ihren Kumpanen das erste Gebot ist, bleibt Fischart so weit entfernt, daß er sogar selbst sagt, der Reid der Feinde werde durch nichts besser getödtet, als durch großmüthige Redlichkeit. Und wo Fischart die Muster wahrer Größe und wahrer Tugend aufstellt, wie tief gehen seine Worte da zu Herzen, wie warm und innig faßt er die heiligsten menschlichen Verhältnisse auf! Wie entschieden tritt er als ein gewappneter Kämpfer für sie auf den Plan, und vertheidigt mit den wirksamsten Waffen ihre gottgegebenen Rechte gegen die räuberische Gier der Päpstlinge. Vilmar sagt bei Ersch und Gruber S. 172 b: „Wie Fischart

die Kunst, das Kinderleben und vor allem das Eheleben aufgefaßt hat, so fein und so zart, so innig sich anschmiegend an die weichsten Empfindungen der menschlichen Seele, und doch so fest und kräftig und so entschieden kristlich-sittlich, sind diese Dinge nicht vor ihm im 16., so sind sie nicht im 17. Jahrhundert, so sind sie in ihrer Gesamtheit bis auf diesen Tag nicht wieder aufgefaßt worden.“ Und dieser edle Kampf für die Sittlichkeit ist der Grundzug in Fischart's Wesen, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, seine bis ins kleinste gehende Kunde des Volkslebens, sein uner schöpflicher Witz, sein tiefes Gemüth, alles dient nur dem Einen Hauptgedanken, der erhabensten Sittlichkeit. Mit Recht durfte ein Freund von ihm unter sein Bild, welches eine namentlich frische Wohlgestalt zeigt, die Worte setzen:

*Sim quamvis Juris consultus clarus in arte:
Me tamen et Sophiae plus capit unus amor.*

Doch auch damit ist Fischart's Ruhm noch nicht erschöpft. In jener traurigen Zeit, wo Deutschlands Kaiserzepter von dem elendesten aller Fürstengeschlechtern geführt wurde, wo Deutschland mit jedem Jahrzehnt dem unermesslichen Elend, dem klaffenden Grabe des dreißigjährigen Krieges entgegensteuerte, in jenen Tagen umfaßte Fischart mit warmer Liebe sein großes, schönes, unglückliches Vaterland, in jenen Tagen hörte er nicht auf, mit den feurigsten Worten seinen Landsleuten Liebe zum Vaterlande zu predigen und Deutschlands Ehre zu verfechten. Herrliche Worte enthält seine Ermahnung an die lieben Deutschen. „Was hilft es dir, o Deutschland,“ sagt er darin, „daß du von dem Ruhme deiner Ahnen zehrst und dein Auge an ihrem strengen Bilde weidest, wenn du nicht darauf bedacht sein willst, den Ruhm ihres Namens noch zu vermehren und die Ehre ihrer keuschen Sitten unbeschädigt zu erhalten? Wie kann der junge Adler sich rühmen, daß seine Eltern in den Lüften und auf den Bergesgipfeln wohnten und herrschten, wenn er selber gefesselt auf der Stange sitzt? Wie kannst du preisen, daß deine Ahnen mit Eifersucht ihre Freiheit wahrten, wenn du leidest, daß deine Nachbarn ihre Pferde vorn und hinten an deinen Zaun binden? Der feigen Art aber, welche jetzt dein Zepter fährt, gebührt für den Königsstab ein Stück Holz, für den kühnen Adler eine bunte Elster, für den Weltapfel ein Kinderball. Denn mit der Freiheit treibt man jetzt Spott, der Väter Sitten und Gebräuche gibt man für fremde Afferei dahin, für deutsche Tugend tauscht man Leichtfertigkeit ein. Wer gerühmt sein will, der muß sich dessen würdig erweisen, und muß nicht der Ahnen große Thaten mit seinen Unthaten schänden. Kraftvoll, treu, reblich, einig und standhaft muß Deutschland sein, dann werden wir unsern Ahnen gleichen, unser Land wird erhalten und dem Feinde wird gewehrt werden.“

Wer sein Vaterland so lieben konnte, der mußte auch die Freiheit lieben, denn ein Sklav hat kein Vaterland. Fischart aber forbert von der Freiheit, daß sie rein wie eine weiße Lilie sein soll, mit Blutvergießen nicht besudelt, mit Dienstbarkeit nicht verhubelt, jedermann soll durch die Freiheit erfrischt

und beschäftigt werden. So wollen wir die wenigen Striche, in denen wir das gewaltige Wesen des großen Fischart zu zeichnen versuchten, mit seinen eignen schönen Worten schließen:

Freiheitblum ist die schönst blüh.
Gott lasse diese werde Blum
In Teutschland blühen umb vnd umb,
So wachst dan Frid, Freud, Ruh vnd Ruhm!

9.

Das Volkslied.

Wenn das Minnelied auf den ersten Blick eine große Aehnlichkeit mit dem Volksliede zu haben scheint, so erkennen wir bei genauerer Betrachtung doch bald, daß beide Gattungen grundverschieden sind. Das Minnelied ist vorwiegend die Frucht der Ueberlegung, das Volkslied die Frucht des wenig oder gar nicht überlegenden Gefühls, das Minnelied sucht seine Stoffe und seine Anschauungen in einem sehr eng begrenzten Kreise, das Volkslied zieht in den Kreis seiner Betrachtungen ungefähr alle menschlichen Verhältnisse, das Minnelied fand seine Pflege ausschließlich in den aristokratischen Kreisen, Volkslieder sang das ganze Volk, naturgemäß legte man im Minneliede großes Gewicht auf die Form, welche zu hoher Vollenbung gedieh, das Volkslied setzte die Form gänzlich zurück und gab nur den überströmenden Herzensgefühlen Raum.

Das Kind — wenn auch ein entartetes — des Minneliedes ist der Meistergesang; hier ist dieselbe künstliche Form, dieselbe Vernachlässigung des Inhalts, derselbe beschränkte Ideenkreis, wenn den Stoff auch, statt der Liebe, die Religion liefert, und endlich dasselbe Verweilen in einer bestimmt abgegrenzten Gesellschaft; das Minnelied war heimisch auf den Burgen und an den Höfen, dann folgte es dem Lauf der Mode, es stieg viele Stufen hinab, im Kreise der Handwerker finden wir es als Meistergesang wieder.

Alles, was vorzugsweise Frucht der Ueberlegung ist, macht einen bestimmten Entwicklungsang durch, erreicht seinen Höhepunkt und sein Ende; Minnelied und Meistergesang standen zu ihrer Zeit als herrschende Erscheinungen da, jetzt sind beide nicht mehr unter den Lebenden, mit den Burgen der Ritter, mit den Zunftstuben der Handwerker sind sie verfallen. Aber das Gefühl des Herzens bleibt ewig jung, mit jedem neuen Geschlechte blüht es neu auf, und ringt nach Ausdruck. Volkslieder gab es zu allen Zeiten, und es wird sie geben, so lange Lust und Schmerz, Frühling und Liebe, Freude und Trauer des Menschen Herz bewegen, und das Volkslied wird immer seine Pflege mehr in den

Ständen finden, welchen die Form keine Fessel für die Gefühle geworden ist, als in jenen Kreisen, in welchen die Form oft alles gilt, in welchen sie ebenso wohl bestimmt ist, die Leerheit des Geistes als den Sturm der Leidenschaft zu verbergen.

Volkslieder wurden von deutschen Lippen schon in den frühesten Zeiten gesungen, von denen uns die Geschichte meldet. Unsere Vorfahren ließen zum Preise der Götter besonders bei der Feier der Frühlings- und Herbstfeste Lieder ertönen, welche uralte waren, weder die Zeit ihrer Entstehung noch ihre Verfasser kannte man. Wenn die Deutschen in den Streit zogen, dann entflammten sie ihren Muth durch kampfesfrohe Lieder, welche den römischen Ohren schauerlich und wild, wie die Stimmen der gefürchteten Raubthiere klangen. Von diesen ältesten Liedern unseres Volkes ist uns keine Spur geblieben, auch die folgenden Jahrhunderte geben uns nichts, erst im Mittelalter schrieb man die Volkslieder auf und druckte sie. In jenen Zeiten, wo herrschsüchtige Priester alle Poesie mit Feuer und Bann verfolgten, oder in denen das mittelalterliche Epos und das höfische Minnelied, die lateinische Dichtung den Tag beherrschten, hatte man keinen Sinn für das bescheidene, schmucklose Volkslied. Erst als unser großer Luther der deutschen Sprache neues Leben einhauchte und die edle Geschmähte wieder zu Ehren brachte, erst da wurde man auch aufmerksam auf die Volkslieder, man druckte sie, zuerst auf zerstreuten Blättern, dann in Sammlungen. Die älteste derselben, welche auf uns gekommen, „Bergreien“ betitelt, stammt etwa aus dem Jahre 1530. Wie alt mögen die Stoffe sein, die, wie es bei vielen heißt, hier „aus neue“ gesungen wurden! In dem Ambrasen Liederbuche finden wir sogar ein Volkslied, welches die Geschichte von Hildebrand und Hadubrand in ganz anderer Weise behandelt, als das bekannte Bruchstück des althochdeutschen, stabreimenden Gedichtes. Ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß dieses Lied von dem Kampfe des Vaters und des Sohnes seit den frühesten Zeiten in immer neuen Fassungen von unserm Volke gesungen wurde? Und wo dieses eine Lied gesungen wurde, werden da nicht auch andere Sagen aus der Zeit der Voreltern zu finden gewesen sein? In den Liebesliedern und Trinkliedern der Sammlungen des 16. Jahrhunderts finden sich mancherlei Anklänge an die germanische Mythologie — ist das nicht ein neuer Fingerzeig für das hohe Alter der Stoffe in diesen Liedern?

Es scheint uns außer Zweifel zu sein, daß die erwähnten Sammlungen uns vieles bieten, was das Erbe früherer Jahrhunderte ist, denn es gab unserer Ansicht nach keine Zeit, in welcher die Dichtung im Volke völlig geschlummert hätte. Wer überhaupt einmal genauer mit den unteren Ständen, besonders auf dem Lande, verkehrt hat, der wird bei diesen schlichten Leuten oft eine ungeahnte Fülle poetischer Anschauungen finden, und sollten unsere Ahnen weniger poetisch gewesen sein, als die Zeitgenossen der Dampfmaschinen? —

Eine der vollständigsten Sammlungen aus dem 16. Jahrhundert ist das bereits erwähnte Ambrasen Liederbuch vom Jahre 1582, neu herausgegeben von Josef Bergmann, Stuttgart 1845. Es enthält 260 (261) sehr mannigfaltige Lieder und ist Liebhabern von Volksliedern zu empfehlen. Wir werden in unserer nachfolgenden Betrachtung uns meist auf diese Sammlung beziehen. Eine

sehr vollständige, kritisch genaue, mit feinem Takt ausgewählte Sammlung ist die von Ludwig Uhland, welche Servinus die in ihrer Art kanonische nennt.

Wenn wir nun zur Betrachtung der einzelnen Lieder übergehen, so finden wir in den Sammlungen manche, welche den Volksliedern nicht recht beigezählt werden können, der ganzen Erscheinung nach stehen sie den Minneliedern oder den Meistergesängen näher. Die ersteren zeigen die streng kunstgemäße Abtheilung in zwei gleichgeformte Stollen und den Abgesang, wie wir sie bei den Minneliedern (vergl. Walther von der Vogelweide, Seite 117) kennen gelernt haben. Wir geben als Probe die erste Strophe eines solchen Liedes (I)*):

Ungnad begehrt ich nicht von ihr,
ich hoff, daß mir
solches nimmer werd zugemessen.
Was möglich ist, bin ich bereit
in Lieb und Leid
dein nimmer zu vergessen.
Mein lebenslang
sag ich dir Dank
der schön und zart
weiblicher Art,
so freundlich sie
und anders nie
sie sich erzeiget hat,
als ihren Ehren ganz wohl anstah.

Dieses Lied klingt ganz wie ein übersetztes Minnelied des 13. Jahrhunderts. Ähnliche Beispiele finden sich im Ambraser Liederbuche nicht wenige (II, IV, X, XII, XIV, XVII, XXI u. s. w.). Andere erinnern an die Meistergesänge oder sind geradezu Meistergesänge (CCXXVI, CCXXXV). In ihnen finden wir das beliebte Verstecken der Namen, es werden nur die Anfangsbuchstaben genannt, „mein einiges E“, „daß ich mein A muß meiden“, „komm mir zu Hülf, mein herziges R“, auch ein Akrostichon (XI) begegnet uns. Andere Lieder verrathen durch ihre häufigen Anspielungen auf die klassische Mythologie den gelehrten Ursprung, Jupiter und Venus und ihr Kind kommen am häufigsten vor. Auch Stoffe aus altklassischen Dichtern finden sich, z. B. die Geschichte von Pyramus und Thisbe (CCLIII, vergl. Ovid's Metam. IV, 55 ff.). Diese ziemlich fade Keimerei schließt in echt meistersängerischer Art mit der Strophe:

Damit will ich beschließen
die schöne Lageweis.
Herr, durch dein Blutvergießen
gib uns das Paradies.
Das Lieb schenk ich einer Jungfrau rein,
durch sie wollt ich auch sterben
auf Erd möcht er gesein.

*) Die römischen Zahlen hinter den Liedern beziehen sich auf die erwähnte Ausgabe des Ambraser Liederbuches.

Das echte Volkslied kennt weder diese künstliche Form noch die gelehrten Anspielungen. Die echten Lieder zerfallen in zwei große Abtheilungen, in Stücke epischen Inhalts und in lyrische Stücke. Beide Abtheilungen zeigen große Mannigfaltigkeit, vom tragischsten Ernst bis zum muthwilligsten Scherz findet man jeden Ton vertreten. Die Stücke epischen Inhalts kann man wieder in historische Stücke*) und Erzählungen eintheilen. Die historischen Lieder behandeln Stoffe sowohl aus frühester Sage, wie vorzugsweise aus der Geschichte des 13. bis 16. Jahrhunderts. Das bereits angeführte Lied von Hildebrand und Hadubrand, welches so manchen interessanten Vergleichspunkt bietet, theilen wir mit (CCVII):

1. Ich will zu Land ausreiten,
sprach sich Meister Hildebrand,
der mir den Weg thät weisen
gen Beeren**) wohl in die Land,
sie seind mir kund gewesen
so manchen lieben Tag,
iu zwei und dreißig Jahren
Frau Uta ich nie ersach.

2. Wiltu zu Land ausreiten,
sprach Herzog Amelung,
was begegnet dir auf der Heiden?
Ein stolzer Degen jung.
Was begegnet dir auf der Marke?
Der junge Hildebrand,
ja rittest du selb zwelfte,
von ihm wiltdest du angerannt.

3. Kennet er mich dann ane
in solchem Uebermuth,
ich zerhau ihm seinen grünen Schild,
es thut ihm nimmer gut,
ich zerhau ihm seine Bände
in einem Schirmenschlag,
daß er ein ganzes Jahre
seiner Mutter zu klagen hat.

4. Und das sollt du nit thune,
sprach sich von Bern Herr Dieterich,
denn der junge Hildebrand
ist mir von Herzen lieb,
du sollt ihm freundlich zusprechen
wohl durch den Willen mein
daß er dich lasse reiten,
so lieb ich ihm mag sein.

*) Eine gute Auswahl für Schulzwecke gibt das Buch: Lieberbuch aus dem 16. Jahrhundert. Von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Leipzig 1867.

**) Beeren = Bern b. h. Verona.

5. Da er zum Rosengarten ausreißt
wohl in die Berner Mark,
da kam er in große Arbeit
von einem Helben stark,
von einem Helben junge
ward er da angerannt,
nun sag du mir viel alter,
was suchst du in meines Vaters Land?
6. Du führst ein Harnisch lauter und rein
recht wie ein Königs Kind,
du wilt mich jungen Helben
sehender Augen machen blind,
du sollt daheime bleiben
und haben gut Gemach
auf einer heißen Gluthe.
Der Alte lacht und sprach:
7. Sollt ich daheime bleiben
und haben gut Gemach?
Mir ist bei all meinen Tagen
zu reifen aufgesaht,
zu reisen und zu sechten
bis an mein Hinnesfahrt,
das sag ich dir viel junger,
drum grauet mir mein Bart.
8. Dein Bart will ich dir austrausen,
sag ich dir, alter Mann,
daß dir dein rosenfarbes Blut
über die Wangen soll gan.
Dein Harnisch und dein grünen Schild
mußt du mir hier aufgeben,
darzu auch mein Gefangner sein,
wilt du behalten dein Leben.
9. Mein Harnisch und mein grüner Schild
haben mich oft ernährt,
ich traue wohl Krist von Himmel
ich woll mich dein erwehren.
Sie ließen von den Worten,
ruckten zwei scharfe Schwert.
Was die zween Helben begehrten,
das wurden sie heid gewehrt.
10. Ich weiß nit wie der junge
dem alten gab ein Schlag
daß sich der alte Hilbebrand
von Herzen sehr erschrad,
er sprang hinter sich zurücke
wohl sieben Klafter weit:
Nun sag du mir, viel junger,
den Schlag lehrt dich ein Weib.

11. Sollt ich von Weibern lernen,
 das wär mir immer ein Schand,
 ich hab viel Ritter und Knechte
 in meines Vaters Land,
 ich hab viel Ritter und Grafen
 an meines Vaters Hof,
 und was ich nicht gelernt hab
 das lern ich aber noch.

12. Er nahm ihn bei der Mitte
 da er am schwächsten was
 und schwang ihn hinterrück
 wohl in das grüne Gras.
 Nun sag du mir, viel junger,
 dein Weichvater will ich sein,
 bist du ein junger Wolfinger?
 Von mir sollt du genesen sein.

13. Wer sich an alte Kessel reibt
 empfahet gern den Nam,
 also geschieht dir jungen
 wohl von mir alten Mann.
 Dein Geist mußt du mir aufgeben
 auf dieser Haide grün,
 das sag ich dir gar eben,
 du junger Helbe kühn.

14. Du sagst mir viel von Wolfen,
 die laufen in dem Holz,
 ich bin ein ebler Degen
 aus Griechenlande stolz,
 mein Mutter heißt Frau Ute,
 eine gewaltige Herzogin,
 und Hildebrand der alte
 der liebste Vater mein.

15. Heißt dein Mutter Frau Ute,
 ein gewaltige Herzogin,
 so bin ich Hildebrand der alte,
 der liebste Vater dein.
 Er schloß ihm auf sein gülden Helm,
 küßt ihn auf seinen Mund:
 Nun sei es Gott gelobet
 wir sein noch beide gesund.

16. Ach Vater, liebster Vater,
 die Wunde die ich dir hab geschlagen
 die wollt ich dreimal lieber
 in meinem Haupte tragen.
 Nun schweig, mein lieber Sohne,
 der Wunden ist wohl Rath,
 nun sei es Gott gelobet,
 der uns zusammen geflüget hat.

17. Das währet von der Rone
bis zu der Besperzeit,
alda der junge Hilbebrand
zu Bernen inne reit.
Was führt er auf sein Helme?
Von Gold ein Kränzelein.
Wen führt er an der Seiten?
Den liebsten Vater sein.

18. Er führt ihn in seiner Mutter Haus,
setzt ihn oben an den Tisch
und bot ihm essen und trinken,
baucht sein Mutter unbillig sein.
Ach Sohne, liebster Sohne,
der Ehren ist zu viel,
daß du mir ein gefangen Mann
setzt oben an den Tisch.

19. Nun schweiget, liebe Mutter,
und hört was ich euch sagen,
er hätte mich auf der Haiben
schier gar zu Tod geschlagen.
Nun höret, liebe Mutter,
kein Gefangener soll er sein,
es ist Hilbebrand der alte,
der liebste Vater mein.

20. Ach Mutter, liebste Mutter,
nun biet ihm Zucht und Ehr!
Da hub sie an zu schenken
Und trug ihm selber her.
Was hätte er in seinem Munde?
Von Gold ein Ringelein,
das ließ er in den Becher sinken
der liebsten Frauen sein.

Daß dieses Lied nach einer ältern Fassung gedichtet ist, beweisen schon die unreinen Reime in Strofe 14 und 15: hertzogin — vater mein oder dein, setzt man dafür die alten Formen min und din, so ist der Reim wieder hergestellt. Auch läßt sich jede Strofe dieses neuern Gedichtes zur Nibelungenstrofe umsetzen, in einigen findet man sogar noch die vier Hebungen im achten Halbverse. Daß die ursprüngliche Form die Nibelungenstrofe gewesen sein muß, geht auch aus dem Fehlen des Reimes im 1., 3., 5., 7. Verse hervor, auch spricht dafür die öftere Ausfüßung der zweisilbigen Wörter am Ende des reimlosen Verses in dreisilbige, z. B. Strofe 9: Mein Harnisch und mein grüner Schild, dagegen Strofe 7: Sollt ich daheime bleiben. Diese Vertauschung ändert sich, ebenso wie im Nibelungenliede (1191, 4a), hier öfter. Alle diese Anzeichen weisen sicher auf eine weit ältere Fassung hin.

Ferner finden wir die Sage vom Lannhäuser, sodann eine rührende Erzählung vom Grafen zu Rom. Auf einem Zuge nach dem heiligen Lande wurde derselbe Gefangener eines Königs, des Grafen treue Gemahlin verkleidete sich

in einen Mönch, sie sang und spielte so herrlich vor dem Könige, daß derselbe dem Mönche alles zu geben versprach, was er bäte. Da forderte der Mönch den Grafen, der den Pflug ziehen mußte. Als der Graf nun seine Freiheit wieder hatte, vollendete er erst seine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe, seine Gemahlin, die er nicht erkannt hatte, kehrte heim. Als aber nun auch der Graf zu seiner Burg in der Stadt Rom zurückkehrte, da beschuldigten Ritter und Knechte die Gräfin, sie habe sich in des Gemahls Abwesenheit umhergetrieben. Schweigend verließ die Gräfin das Zimmer, und kehrte aus ihrer Kammer in der Kleidung des Mönches zurück. Da erkannte der Graf, wer ihn gerettet, auf den Knien bat er die Getreue um Verzeihung.

In einem andern Liede erfahren wir, wie Albrecht von der Rosenburg, der freie Reutermann, sich an den Nürnbergern rächte, welche ihm sein Schloß zerstossen hatten. Sehr anschaulich wird uns in einem andern Liede geschildert, wie Störzenbeder und Göbele Michael, zwei verwegene Seeräuber, von den Hamburgern gefangen und hingerichtet wurden. Dasselbe Loos erlitt der Lindenschmid von der Hand des Junker Kaspar, der seinen Gegner in einer Schenke überfiel. Ein Lied von der Schlacht bei Mohács (29. Aug. 1526), in welcher der König Ludwig von Böhmen, Schwager Kaiser Karl's V., fiel, findet sich in mehreren Sammlungen. Weit bekannt waren auch die Lieder von der Schlacht bei Pavia am 24. Februar 1525, dem Ehrentage der Frundsberg'schen Landsknechte, sodann das Lied vom Tode des ehlen Franz von Sickingen, von Herzog Ulrich von Württemberg, von Ulrich von Hutten, von Jörg Frundsberg, von der Niederlage der unglücklichen Bauern, von den Wiedertäufern, von Junker Neckenberg. Schließlich erwähnen wir noch ein Spottlied auf den in der Nacht des 18. Juni 1574 aus Krakau entflohenen Polenkönig Heinrich III. von Anjou, welches viele gelungene Züge enthält.

Die Erzählungen sind vielfach scherzhaften Inhalts, wir erfahren in launiger Weise den Krieg einer alten reichen Frau mit ihrer jungen Schwiegertochter, in welchem erstere unterliegt, ferner von einem blutigen Streite der Bauern, welcher allen Theilnehmern den bittersten Schaden, aber der Bauernherrschaft, d. h. dem Burgherrn, und dem Richter, dem Bader, dem Pfarrer erwünschten Nutzen bringt, es wird Klage geführt über einen betrügerischen Wirth, der in seinem Hause schmale Kost, sauern Wein, kalte Stuben und höchst unsaubere Betten hat, es wird gelacht über einen Pfaffen, der seine betrunkene Köchin prügelt, in schadenfroher Befriedigung wird von einem Stajonierer*) erzählt, welchen Thomas Steinmüller, Pfarrherr zu Sickingen, seiner Gemeinde mit den Worten empfiehlt:

er steht dort in dem Chor,
er ist beschorn, gleich wie ein Thor,
ein Hals hat wie ein Farre**),
er hat ein Strick um wie ein Dieb,
gebt ihr ihm viel, es ist ihm lieb,
sein Rappe trägt ein Narre.

*) Bettelmönch. **) Stier.

Von den Holzschuhen der Barfüßer Mönche erfahren wir, daß sie aus Holz von dem Feigenbaum gemacht sind, welchen Kristus verfluchte, weil er keine Frucht auf ihm fand, so gleißen auch die Mönche äußerlich, die Frucht aber ist fern von ihnen. Auf's neue gesungen wird auch das Abenteuer von dem Kalbe, das den Dieb gefressen haben soll. Voll bitterem Spottes ist ein Lied, in welchem ein Pfaff seine unwohnenden Amtsbrüder einladet, zu ihm zu kommen und im lustigen Gelage das zu verjubeln, was die Angehörigen des reichen Bauers Bogt für Seelenmessen gebracht haben:

Hodle der Baur ist tobt,
der Bauer ist tobt zu dieser Frist,
freut euch, ihr Pfaffen, wenn ein Reicher tobt ist.

Ein armer „Schwartenhals“ erzählt, wie er kein Geld in der Tasche hatte und bei kalter Nacht in der Scheune schlafen mußte, aber am folgenden Tage glückte es ihm, den Ventel eines Kaufmannes zu erbeuten. Nach dem Pocatius (Boccaccio) lernen wir die grausige Geschichte kennen, wie ein Liebespaar seinen Tod durch eine Kröte findet. Die Liebenden wollten ihre Zähne konserviren und rieben sich mit Salveiblättern, aber unter dem Salveibusch lag eine Kröte, die hatte ihr Gift in die Stengel und Blätter hinaufgetrieben, so daß die Liebenden jämmerlich umkamen. Ein Wanderer erzählt, wie er auf einem Berge unter einem Kautenstößlein entschlief und von dem lieblichsten Kinde träumte; als er erwachte, stand ein altes Weib neben ihm, die ihn verlachte. Da spricht der fromme Mann die Betheuerung aus, er wollte wohl sein eignes altes Weib

geben um ein Bratwurst
und um ein Seidlin Wein.

Ein anderer jammert in der kläglichsten Weise darüber, daß er sich habe verleiten lassen, ein Mägdelein von achtzig Jahren zu heirathen, die ihm entzweiglih zuwider sei und gar nicht sterben wolle. Als Seitenstück dazu klagt eine junge Frau über ihren alten Mann, welcher im Hause umschnurrt und ihr alle Lust und Freude durch Eifern und Murren und Greinen vertreibt, während ein alter Mann sein Unglück beweint, daß er von seiner jungen Frau jeden freundlichen Blick um Ketten und Hauben kaufen muß. Vielverbreitet sind auch die Klagen der Nonnen über das Elend, welches sie im Kloster erdulden müssen. Es treffen wir Stoffe aus der biblischen Geschichte an, z. B. die Geschichte vom verlorenen Sohne. Höchst wunderbar ist ein Lied in den Bergreien*): Der Dichter geht zur Maienzeit, als Frau Nachtigal singt, in den grünen Wald und hört den Jäger jagen, der

jagt den Einhorn ganz lieblich und offenbar,
der Einhorn west sich edel, er west sich ganz hochgeborn
Gott hat ihn selber auserforn.

„Der Einhorn“ warf sich zurück in den grünen Wald, da war er recht als ein Kümlein, das

*) Bergreien, herausgegeben von Oskar Schade, Weimar 1854. Nr. 20.

gebar Maria zu Weihnachten in kalter Zeit,
 es hätte geschneit. — —
 Wüßt ihr wissen wer dieser Einhorn ist?
 Es ist unser lieber Herr Jesu Krift. —

Ein gern behandelter Stoff ist das Lob eines bestimmten Standes, so das Lob der Landsknechte, der Studenten, der Schreiber, der Buchdrucker, der Bauern.

Ebenso reichhaltig, wie die erzählenden oder betrachtenden Stoffe, sind die eigentlich lyrischen Stücke. Sehr beliebt sind die Trinklieder. Die lustigen Brüder schrieben ein Turnier aus: „nimmer nüchtern behält den Plan“, und der Rath wird gegeben, man solle das Bier nicht kauen! Ein wüßtes Gelage wird nun in grellen Farben geschildert, die Zechenden trennen sich erst am Morgen, nachdem sie ihre Gläser an der Wand zerschellt haben:

und wer die Brüder recht erkennt,
 der kommt nicht in ihre Zech.

Andere Trinklieder sind fast ohne allen Inhalt, ihre Wirkung liegt meist in der Melodie, ein scherzhafter Vortrag muß gleichsam den Reimen eine Seele einhauchen. So ist z. B. das folgende:

Ach du lieber Stallbruder mein,
 Krauseminte,
 laß dir das Gläslein befohlen sein,
 Salweie, Poleie,
 die Blümlein an der Haide
 krauseminte.

Er setzt das Gläslein für den Mund,
 krauseminte,
 er trank es aus bis auf den Grund,
 Salweie, Poleie,
 die Blümlein an der Haide
 krauseminte.
 u. s. w.

Von unverwüßlichem Frohsinn ist ein Schlemmer, welcher alles durchbringt, er fängt sein Lied an:

Wo soll ich mich hinkehren,
 ich tummes Brüderlein?
 Wie soll ich mich ernähren?
 Mein Gut ist viel zu klein.

Doch erklärt der lustige Bruder wenige Verse später:

hätt ich das Kaiserthum,
 dazu den Zoll am Rhein
 und wär Venedig mein,
 so wär es alles verloren,
 es müßt verschlemmet sein.

Drei Würfel und eine Karte sind des Schlemmers Wappen, seine Vorbilder sind die Thiere des Waldes und die Blümlein auf der Haide, sie genießen was sie haben und denken nicht an morgen.

Viele Zechlieder — ohne Frage meist von Studenten geschrieben — vermischen lateinische Worte mit dem deutschen Texte, z. B.:

Vinum quae pars?	verstehst du das,
ist aus Latein gezogen.	
Ja nun gar wohl,	ich bin es voll,
ist wahr und nicht erlogen.	
In dem Donat,	der Meißle hat
hab ich es oft gelesen	
quod nomen sit,	es fehlt sich nit,
man trinkt ihn aus den Gläsern.	

In den folgenden sieben Strofen wird nomen (dulcissimum) und genus bestimmt, und dann vinum per omnes casus declinirt. Zum Schluß:

Ablativo,	ab hoc vino
wollen wir auch nit weichen	
bis in die Nacht,	daß mans nicht acht
daß wir an Wänden schleichen.	
Welcher Gesell	jetzt weiter wöll
vinum ausdecliniren,	
pluraliter,	dem bring man her
ein Maß drei ober viere.	

Ein anderes dieser lustigen Lieder schließt:

Ich dürmel (taumle) wie ein Gans herein
 Daß mir der Schädel kracht,
 Das schafft allein der gute Wein,
 Ade zu guter Nacht!

An die Kneiplieder reihen sich diejenigen von der Kirmes und der Fastnacht. Diese beiden Gattungen sind sehr vielfach vertreten, man findet viele derselben auch bei Hans Sachs, welcher Kirmes und Fastnacht jedoch mehr moralisch auffaßt, als das Volkslied, letzteres begnügt sich, den Hergang eines solchen vielbeliebten Festes zu erzählen, meist in verb-burlesken Zügen. Wenn der Herbst kommt, dann schlachten die Bauern Kühe und Schweine, und dann hebt sich ein großes Magenfüllen an, zu Ganzen und zu Halben, aus Kannen und aus Krügen saufen die Bauern einander zu, zu ihnen gesellt sich in des Wirthes großer Stube der Meister, der in das hohle Hölzlein bläst und den „Firtlesanz“ und den „Hottostan“ als die beliebtesten Bauerntänze pfeift. Wenn das die Dörfler hören, dann springen sie vor Freuden über Bänke und Tische, es kommen die Schönen des Dorfes, und der Edelmann selber verschmäht nicht ein Tänzchen mit Gerbraute, bis endlich ein grober Filz den Tanz stört, den bearbeiten die Bauern dann so gründlich, daß von seiner Haut nicht viel ganz bleibt, der Dorfherr, der ins Getümmel kommt um den Streit zu scheiden, tritt eine Ruh und ein Kalb zu Tod und vierundvierzig Lämmer.

Wenn nun die Zeit der Fastnacht kommt, dann schlägt der Krämer seine Dube auf, in welcher man alles findet, was zu einer Fastnachtsausrüstung gehört. Narrentappen für Jung und Alt, Kittel von seltsamen Farben und Farben mancherlei findet man da. Wer weiße Hände behalten will, kauft sich Handschuh, auch gibt es Schellenbänder, um beide Knie zu binden, die beim Tanz laut erklingen. Rothe Hüte mit Hahnenfedern, Hemden mit seidenen Nähten, welche dem Grettelein gefallen, Bauernjoppen („gippen“) und Fuhrmannsklappen, alles ist dort feil. Wer sich vermunnen will, nimmt einen Sad mit Asche, oder er zieht einen Bärenpelz an, dann fliehen die Kinder vor ihm, und die Narren laufen ihm mit Trommeln und Pfeifen nach, ins Bierhaus hinein, da werden dann die Fässer leer, Gesang hebt sich im Hause und auf der Gasse an. Musik muß auch dabei sein, deshalb hält der Krämer Instrumente feil: Sackpfeifen, Posaunen, Lauten ohne Saiten, Kuhhörner, auch hat er Töpfe und Kochlöffel, Bratpieße und alte Roste,

„dies alles klingt nach Herzenslust
in diesen Fastnachtstagen.“

Die Pauke ist ein Haarsieb, mit dem Quirl wird sie geschlagen, die sie tragen, schwärzen ihr Gesicht mit Ruß und singen „nach Würsten“, was sie erbeuten, tragen sie dann aufgerichtet an Gabeln. Heinz kauft seiner Greten einen Ring mit einem blauen Stein, damit sie ihm treu bleibt und nicht im Dorf umherläuft, und Grete schenkt dem Heinz wieder rothe Traggänder. An Würsteln und Karten fehlt es dem Krämer nicht, alles hält er feil, nur keine Gebetbücher. In seinem Krame gibt es auch Kränze, sich beim Tanze zu schmücken, und Goldfingerlein, der Schönsten zu schenken:

„Daß jedermann soll fröhlich sein,
Der Fastnacht zu gedenken.“ —

In anderen Liedern wird der Müller verhöhnt, dem der Bauer drei Säcke Korn bringt, davon gibt ihm der Müller nur zwei Säcke Mehl wieder. „Du hast mir die Hälfte gestohlen!“ schreit der Bauer, „du lügst,“ ruft der Müller, „das Mehl ist in der Mühle verstoßen.“ Aber von dem verstoßenen Mehl werden des Müllers Schweine fett, daß sie die besten im Lande sind.

Sehr beliebt sind auch die Jägerlieder. In den grünen Wald reitet der Jäger hinaus, die Hunde spüren den Hirsch auf, der Jäger folgt ihnen nach, sein Horn erklingt lustig, er jagt durch den Wald, da ist das Hirschlein verschwunden, unter grüner Staude aber steht des Jägers Lieb und lacht ihn an, und der Jäger schweift seinen Mantel ins grüne Gras, darauf sitzt er nieder mit seinem Elstelein oder Bärbelein, aufs Haupt setzt er ihr einen Kranz von Feiel und grünem Klee. Wenn der Reif aber die Blumen und den grünen Klee tödnet, dann führt der Jäger sein braunes Mädel heim, dann trägt sie ein Häublein und ist eine junge Jägersfrau.

Von tiefem Gefühl sind oft die Lieder, welche Freude an der Natur aussprechen. Wenn die Lerche sich wieder in die Luft schwingt, wenn im Mai der Nachtigal Lieder erschallen und der Kuckuck fröhlich dazwischen schreit, wenn die

Mägdelein Abends den Reihen führen oder am murmelnden Bach lustwandeln, wenn die Wälder grünen und die Blumen blühen, wenn die Röslein auf dem Felde duften und auf grüner Wiese das Blümlein Bergisfnichtmein schimmert, wenn schöne Frauen sich Kränze winden aus Wohlgemuth und Holberblüthe, wenn das Kraut Selängerjelieber manchem ein heimlich Fieber bringt, der sich nicht vor ihm hütet, wenn die Mägdelein freundlich ihren Schatz anlachen und ihm einen Schmaß geben, dann strömt das Blut mit neuer, frischer Lebenslust durch alle Adern, aller Kummer ist vergessen, ein jeder genießt des Maien wohnige Zeit,

„und den es thut verbrießen,
ber falle die Stiegen hinab.“

Wenn nun der Sonne Schein verblichen ist, dann gehen die Sterne auf, dann kommt die Nacht geschlichen, es kommt Frau Nachtigal mit ihrem Gesang. Wer Liebe in seinem Herzen trägt, der macht sich dann auf die Fahrt und kost mit seiner Herzensliebsten im hellen Mondschein, bis der Wächter von der Zinne ruft, daß der Morgen naht, dann muß der Knabe scheiden:

Gesegen dich Gott im Herzen,
zart edels Fräulein,
du bringst meinem Herzen Schmerzen,
es mag nicht anders sein.
Von dir muß ich mich scheiden,
zart edels Fräulein,
ich schwing mich über die Heiden,
in braun will ich mich kleiden
durch Feiel und grünen Aee. —

In dem viestimmigen Chöre vernehmen wir auch die Stimme des sorgelosen Gefellen, der die Welt durchschweift und seines Glückes harret, in der Hoffnung, daß bald die Zeit kommen werde, wo ihm sich das Glück gnädiglich zuneigen wolle, denn das Glück kommt oft über Nacht und oft aus der weitesten Ferne, wenn seine Zeit da ist, darum gilt es, stark sein und hoffen. Ein anderer stellt sein Vertrauen auf Gott, und spricht das in einem so ergreifend schönen Liede aus, daß wir nicht umhin können, dasselbe vollständig mitzutheilen:

Ich hab mein Sach zu Gott gestellt,
er wirds wohl machen wie's ihm gefällt,
dem thu ich mich befehlen,
mein Leib und Seel, mein Ehr und Gut
das erhält er stets in seiner Hut
hie und dort im ewigen Leben.

Was alle Welt verloren acht
das erhält Gott stets in seiner Macht
wenns ihm gefällt zu wenden,
ich geb mich in den Willen sein,
er wird mich als der Vater mein
ausführen zum seligen Ende.

Du mein lieber Herr und Gott,
erhalt mich stets bei deinem Gebot,
wider dein Wort nit zu streben,
du kannst mir helfen aus aller Noth,
was mir zu Leib und Seel ist gut
das kannst du mir wohl geben.

Was kann mich kommen an für Noth,
wenn du mir beistehst, du gewaltiger Gott,
was kann mir doch gebrechen?
Gib mir Geduld in den Willen dein
zu vergeben auch den Feinden mein,
mein Unschuld wirst du rächen.

O Jesu Krist, mein höchste Zier,
laß mich kein Glück noch Unglück von dir
in dieser Welt abwenden,
stärk meinen Glauben durch dein Gnad,
behüt uns Herr, vor Sünd und Schad,
gib uns ein seliges Ende.

Der uns dies Lieblein neu gesang,
ein armer Sünder ist er genannt,
Gott wird ihn nit verlassen.
Wer sein Vertrauen stellt auf Gott den Herrn
dem wird sein Unglück nit zu schwer,
er weiß wohl Zeit und Maßen.

Die Zahl der geistlichen Lieder unter den Volksliedern ist nicht klein, ein herrliches Lied steht in den Bergreien Nr. 36, Ein schöne Tagweis vom Wort Gottes: Wach auf mein Herz, und höre wie lieblich das reine klare Gotteswort nun wieder zu uns bringt und leuchtet recht als der helle Tag, die Profeten weissagen nun wieder, das lange verborgene Evangelium steht auf und manches Gewissen wird frei, das vordem hart beschwert war. Die Menschengesetze, der Bann, die Gelbstricke und die Seelenneze sind nun vor jedermann ein Spott und eine Schande geworden. Kristus sendet nun wieder seiner Boten viele, darum traut den Gleisnern nicht mehr, sondern haltet fest an dem Worte Gottes, das eurer Seelen Leben hier und dort ist. — So wie weltliche Lieder oft auf geistliche Melodien gemacht wurden, so auch umgekehrt; ein schönes Lied in den Bergreien (49) beginnt mit den Worten „O lieber Gott“, und führt die Ueberschrift: „Ein geistlicher Tenor in dem thon O lieber Hans.“

Wie die muthwilligsten, so sind auch die ernstesten Gedanken dem Volkslied nicht fremd, auch von dem Tode singt es, von dem Schnitter, der alle Blumen der Flur dahinnäht und keine verschont, der den Menschen gewaltig angreift, daß ihm seine Seele hebt, der den Jüngling und den Greis, die Frau und den Mann mit sich hinwegführt, der weder Geld noch Bürgen annimmt, der keine Schönheit, keinen Reichthum und keine Klugheit ansieht, dem niemand entfliehen kann, und eilte er in das fernste Land, von dessen Schrecken nichts befreien kann, als allein des Heilandes Gnade.

Wenn aber alle menschlichen Verhältnisse, alle Bewegungen des Herzens und der Seele von dem Volksliede in seinen Bereich gezogen werden, so verweilt es doch bei keinem Gegenstande mit größerer Lust als bei der Liebe. Jedes Gefühl, welches ein liebendes Herz bewegen kann, findet in dem Volksliede seinen innigen, tiefbewegten Ausdruck.

Von den Minnesängern herübergenommen sind die Wächterlieder, in denen der Wächter vom Thurme herab den Liebenden, die verstorhlen bei einander weilen, den Tag verkündet und sie ermahnt zu scheiden, damit nicht die bösen Zungen Ursache zur Schmähung fänden. Diese Wächterlieder, deren Erfinder bekanntlich Wolfram von Eschenbach sein soll, sind dem Volksliede nicht so recht passend und daher meist gezwungen. Die volle Schönheit der Volkslieder zeigt sich mehr in den freien, fessellosen Stücken, welche emporsprossen wie die Blume auf grüner Heide. Wenn der Liebende an seine Liebste denkt, dann faßt ihn der Liebe Nacht an, daß er kein Wort zu reden vermag, und wenn er an das Mündlein roth gedenkt, das sie ihm so lieblich bot, dann will das Herz zerbrechen in unaussprechlicher Wonne. Einen weißen Schleier trägt die Liebste, der ist mit brauner Seide umwunden, aber noch weißer sind die Arme der Geliebten, in welche sie den Knaben schloß, als sie ihn auf beide Wangen küßte. Die Liebste ist sie ihm auf Erden, ihre Treue und ihre Liebe hat er recht erkannt, ihr allein singt er seine Lieder zu tausend guter Nacht.

Ein anderer singt von seinem Mägdelein hübsch und fein, deren rother Mund hat ihm so viele süße Worte schon gegeben, wie er sein Tag nie gehört. Zwei klare Auglein hat die Liebste, gelb geflochtenes Haar, ihre Wanglein sind roth, ihre Armelein sind weiß, nach ihr allein steht all sein Sinn, sie ist sein Augentrost, der von allen Sorgen löst, er befiehlt sie in Gottes Hut, die ihm die Theuerste ist, die ihn ganz und gar in ihrer Gewalt hat, von deren Liebe nichts ihn lösen kann. Wie der Wind die lodernde Flamme, so hat der Liebe Gluth ihn ganz umgeben, ohne die Liebste kann er nicht sein, „dein Diener will ich immerdar sein, und ehe ich dich, mein schönes Lieb, fahren ließe, ehe wollte ich die ganze Welt meiden, ehe sollte die ganze Welt mit mir scheitern, lieber wollte ich den grimmigsten Tod dulden, ehe du mein vergessen solltest!“ Zum Liebchen werden alle Waldbögelein gesendet, die sollen sie grüßen so viel tausendmal, als Sterne am Himmel stehen und Schäflein auf der grünen Flur weiden, und Gott möge der treuesten Jungfrau Ehre behüten vor den bösen Zungen, die voller Neid und Bosheit auf dies stille süße Glück schauen. Es gibt ja ohnehin schon so manche bittere Stunde für liebende Herzen, und die bitterste von allen ist die Stunde, in welcher die Herzen scheiden müssen. „Ob wohl etwas Wehmüthigeres, Rührenderes und tiefer Empfundenes in der Welt existirt, als diese Scheidelieder und ihre Melodien?“ — Feinslieb, ich muß dich lassen, ich fahre dahin in die Fremde, meine Freude ist mir genommen und groß Leid muß ich tragen, und das kann ich niemand klagen als dem liebsten Duhlen mein. Ach weine nicht, Feinslieb, nun ich von dannen muß, dich gebe ich nimmer auf, so lange ich das Leben habe, und sollt ich des Kaisers

*) Servinus II, 272.

Gut empfangen. Du mein einziger Trost, dein bleib ich ewig, behüte dich Gott, bis ich wieder komme!“ — „In stiller Nacht war ich zum letztenmal bei ihr, da sah sie mich so freundlich an, wir beide wurden inne, wie Scheiden Schmerzen bringt.“ Das Mägdelein fing an zu weinen und zu klagen: „o lehre bald wieder, und löse mich von meinen schweren Träumen!“ — „Gott weiß die Zeit, wann ich wiederkomme, Wiedersehn bringt Freude!“ Und als der Reiter über die Heide ritt, da warf er sein Roß herum: „Segne dich Gott, meine holde Buhle, dich lasse ich nimmermehr, du bist meines Herzens Krone.“ — „All mein Tag hatt' ich gehört, Scheiden sei eine schwere Pein, nun bin ich's selber inne geworden, die Schönste auf der Welt muß ich lassen und soll nicht mehr von ihr haben, was ich vordem immer hatte. Auf das Dach bin ich gestiegen, da reichte sie mir zum letztenmal ihr Händlein weiß aus dem Fenster heraus, ich ging davon, sah um und wieder um, und hatte Freud und Leid in meinem Herzen.“ — „Ich singe und ich tanze, doch was ich auch thu, nichts kann mich fröhlich machen, des Abschiedes muß ich gedenken, ach Scheiden, wie fälltst du mir so hart! Daß ich sie nicht vergessen kann, das ist ja kein Wunder, mehr denn Jahr und Tag lag ich in ihrem Arm, an ihrer Brust; der seinen Buhlen muß meiden, der trägt solch Leid, wie ich in meinem Herzen trage. Wer allzeit mit den Heiligen geht, der mag wohl fröhlich singen, und wer seinen Buhlen hat, der mag wohl lustig tanzen, ach Gott, hätte ich auch den meinen!“ — „Nun klage ich je länger je mehr, daß ich dich meiden muß, ich weiß nicht, wie ich so schweren Kummer tragen soll:

Hilf mir, Herzlieb, aus aller solcher Noth,
 Gib mir, Herzlieb, dein treuen Rath,
 es kommt mir viel, das ich nit will,
 es kommt mir hart, des ich nit wart,
 es kommt mir nit her, des ich begehrt,
 ich bin elend und ganz unwerth;
 vielleicht daß sich nit ganz verkehrt,
 vor großem Leid so muß ich sterben.

Gründ meine Wort, Jungfräulein zart,
 dieweil ich dich muß meiden,
 klag Sonn und Mond, klag Laub und Gras,
 klag alles das der Himmel beschloß,
 klag Röslein fein, klag kleine Waldbögelein,
 klag Blümlein auf der Heiden,
 klag auch die Braune wohlgemuth,
 ach Gott, wie weh mir Scheiden thut!“

Doch wenn das Scheiden auch so bitter ist, so süß ist das treue Gedenken. „An meiner Hand trag ich ihren Ring, den gäbe ich nicht um das deutsche Land, er kommt von ihren Händen, dem feinen Mägdelein bin ich hold, ehe ich sie wollte lassen, eher wollte ich ins Elend gehn und alle Freude meiden, ich habe vertraut auf die Treue der Herzallerliebsten mein, ich will sie noch wohl finden, denn die Schönste von allen ist die Liebste mein, vor allen andern hab ich sie mir erkoren. Tröste du sie, du höchster Hort, mit freundlicher Hoffnung!“ — „Dulden und still im Herzen schweigen, das ist der rechten Treue

Art, scheiden thut weh, aber ein Trost ist die Erinnerung, an die Liebste denke ich Tag und Nacht, und nur schwarzbraun soll meine Kleidung sein.“ Ein anderer kleidet sich nach den Locken der Geliebten nur schwarz, alles was an sie erinnert, wird gesucht, alles was sie vergessen machen könnte, wird gemieden, denn die Liebste ist der höchste Schatz von allem Erbgut, kein Reichthum und keine Schönheit kommt der Liebe gleich, denn reiches Gut wird verzehrt, Schönheit verblüht, die Liebe aber nimmt nimmer ein Ende, sie überwindet alles, sie macht große Freude zu jeder Zeit. Wer beim treuen Liebchen weilt, dem schweigen alle Wünsche still, wer fern von ihr muß sein, dem weint sein Herz nach ihr:

„Bei meines Buhlen Kopfen da steht ein gülbner Schrein,
Darin da leit verschlossen das junge Herze mein.
Wollt Gott ich hätt den Schlüssel, ich würf ihn in den Rhein.
Wär ich bei meinem Buhlen, wie könnt mir daß gesein?

Bei meines Buhlen Füßen da steuft ein Brunnlein kalt,
Wer des Brunnleins thut trinken, der jungt und wird nicht alt.
Ich hab des Brunnleins getrunken viel manchen stolzen Trunk,
Biel lieber wollt ich mir wünschens meins Buhlen rothen Mund.

In meines Buhlen Garten da stehen viel edler Blüth,
Wollt Gott, ich sollt ihr warten, das wär meines Herzen Freud,
Die edlen Röslein brechen, denn es ist an der Zeit.
Ich trau sie wohl zu erwerben, die mir im Herzen leit.“

„Bei dir steht meine Freude und mein Leid, du meines Lebens Krone, wenn du dich von mir wendest, dann ist der Schmerz mein Theil, denn ohne dich, Herzlieb, blüht keine Lust für mich auf weiter Erde.“ — „Dort fern auf jenem Berge liegt ein kalter Schnee, der kann nicht schmelzen, und der Wille Gottes muß ergehen. Dort nieder in jenem Grunde schwemmt sich ein Hirschlein, das führt in seinem Munde ein Kinglein von rothem Gold. Wenn ich das Kinglein hätte, meinem Buhlen wollt ich's senden, dann schickt sie mir von Perlen ein Kränzlein wieder, daß ich ihrer dabei gedente.“ — „Rosenfarb sind die Wanglein dein und dein süßer Mund, schwarz sind deine Augen, sie leuchten wie Karfunkelstein. Viele hassen mich und wollen, daß ich dich lassen soll, aber wenn ich es thäte, ich stürbe vor Leid, von dir scheidet mich niemand als der Tod allein, du meine höchste Freude. Ach könnt ich bei dir sein!

Und wär mein Buhl ein Brunnlein kalt
und spräng aus einem Stein,
und wär ich bann der grüne Wald,
mein Trauern das wär klein!

Wie möcht ich sonst aber fröhlich werden, mein Schmerz mehrt sich mit meiner Klage und vertreibt mir die Lust bei Tag und bei Nacht. Fahr dahin, Freude und Bounne, mir scheint keine Sonne mehr, und ich kann nimmer glücklich werden, ich sehe denn dich, du Herzallerliebste mein! Mach dich bereit, Frau Nachtigal, du sollst mein treuer Votse sein, in ihrem Garten wartet mein Lieb mit Teufzern auf dich, sprich ihr meinen Gruß ins Herz hinein und sag ich wolle bald bei ihr sein, dann wird sie dich tausendmal willkommen heißen.“ —

Einem Reiter brach sein Lieb die Treue. „Ich ritt durch den Winter kalt zu meinem Lieb, da ich sie fand, wandte sie sich ab von mir, sie hatte einen andern lieber denn mich. Herzlieb, was hab ich dir gethan, daß du die Treue gebrochen? Ich hielt dich so lieb, ich that alles was dein junges Herz begehrte, nun ist all deine Treue und deine Schwüre gewesen wie der Wind der dahin rauscht, nun ist dein Klinglein zerbrochen und mein Herz bricht auch, ich mücht am liebsten sterben, damit ich nicht sehe, wie die Untreue, die ihren eigenen Herrn schlägt, auch dich ins Unglück bringt.“ — Ein anderer singt der Untreuen bittere Worte: „Vor Zeiten war ich dir lieb und werth, jetzt hat dich ein anderer. Den Falten könnt ihr streicheln, wann er euch Beute bringen soll, den Böglein könnt ihr süß pfeifen, bis sie in euer Netz gegangen — fahre hin, falsches Herz, hätt ich dich eher erkannt, du hättest mich nimmer zu deinen Füßen gesehen. Nun habe ich mich hindurchgerungen, und du mein Bruder, komm bald hernach, mich hatte die meine so lieb als dich die deine, mir wurde die Treue eben so gewiß versprochen als dir, der du noch glaubst. Du armer Gesell, du dauerst mich, ich rathe dir gut, komm bald hernach!“ —

Einen Verfasser kennt das Volkslied nicht, das Volk singt sein Leid und seine Freude, kaum daß einmal am Ende der schönen Lieder sich ein Reiter als Verfasser nennt, oder ein junger Knabe, oder zwei fröhliche Wanderer, die da sangen

bei Meth und kühlem Wein,
dabei da ist geseffen
der Wirthin Töchterlein.

Friedrich von Logau.

Es ist eine eigenthümliche und für den Vaterlandsfreund wenig erfreuliche Erscheinung, daß ein Volk wie das deutsche unter den sächsischen und hohenzollernischen Kaisern als unbestrittener Inhaber der Weltherrschaft dastehen, und daß ebendasselbe Volk im 17. Jahrhundert in kläglicher Erscheinung, ohne alle Ehre und Würde, verachtet und mißhandelt von aller Welt wieder vor unsere Augen treten kann. In engem Zusammenhange damit steht die Wahrnehmung, daß fast zu allen Zeiten das deutsche Volk in seiner Gesamtheit eine schwer bewegliche Masse darstellte, welche nur von der Hand gewaltiger Herrscher, nicht aber durch die Stimme selbst der erleuchtetsten Geisteshelden dauernd und vollständig in neue Bahnen gewiesen werden konnte. Wo ließe sich ein Beispiel nachweisen, daß in Deutschland ein Schriftsteller solchen Einfluß gewonnen, wie Homer unter den Griechen, Virgil unter den Römern, Dante unter den Italienern, ja selbst Voltaire unter den Franzosen? Nicht einmal der große Luther, der die höchsten und heiligsten Interessen verfocht, für welche die Menschheit überhaupt kämpfen kann: die Freiheit des Geistes und des Gewissens, nicht einmal Luther vermochte es, sein Volk ungeheilt auf die eine große sonnenhelle Bahn zu weisen, welche einem unverfälschten Verstande sich, sollte man meinen, von selber als die allein richtige darstellen müßte. Und hat der große Fischart durch seine mit zerschmetternder Wahrheit und in aller Gluth des edelsten Zornes geschriebenen Satiren wohl vermocht, die brutale Gewalt des alles Christenthum verhöhnenden Geistesdrudes einzuschränken, der 1870 in der „ewigen“ Stadt den schimpflichsten und den lächerlichsten aller Triumfe feierte? Ja hat selbst die heilige Flamme der großartigsten Begeisterung, welche 1871 das zerrissene Deutschland wieder zu Einem Ganzen zusammenschmolz, hat sie es vermocht, aus Deutschland die französischen Moden hinwegzufegen?

Es hat fast den Anschein, als ob der Deutsche durch nichts weiter in Bewegung gesetzt werden könnte, als durch Gewalt, vor dieser aber wich der Deutsche stets dermaßen zurück, daß er sich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges seine politische, seine religiöse und seine individuelle Freiheit nehmen ließ, ohne einen Versuch zu machen, durch Massenvereinigung seine Feinde niederzuschlagen, und ohne das geringste Gewicht auf die Mahnrufe edler Männer zu legen, welche in den bewegtesten Worten das Vaterland an seine heiligsten Pflichten erinnerten. Fürsten und Volk wetteiferten in jener unseligen Zeit, den letzten Rest vaterländischer Ehre in den Schmutz zu treten. „Die*) erwärmende Vorstellung Vaterland und Gemeinſtaats war untergegangen, jeder fand sein Vaterland nur in der kirchlichen Bekennnißverwandtschaft, die Glaubensinnigkeit der Väter war erloschen in Sektenhaß, theologischer Erbositheit und politischer Berechnung, die ursprüngliche Kunst ausgeartet in Kleinmeisterei und Nachäffung fremder Muster, die Wissenschaft in unfruchtbare Pedanterie oder klingenden Prunk, die Sitte in Völlerei oder leeres Gezier, die Geselligkeit verworren oder verspießbürgert, das Gemüth versunken in Knechtsſinn und Gemeinheit, erstarrt und erhärtet unter der Zucht zelotischer Sittenprediger, als der Todfeinde natürlicher Regung, erfüllt mit dämonischen Vorurtheilen und Teufelsfurcht, verkehrt oder angesteckt und erkrankt durch alamo-dische Untugenden und Laster, die Sprache ein trüber, schmuziger Strom, trägfießend, außer Stande, die Unsauberkeit auszustößen, niederzuschlagen.“

Wie können wir uns wundern, wenn in solchen Zeiten die Stimmen weniger edler Vaterlandsfreunde verhallten, wie ein vereinzelter Ruf im Sturme? Und wie gering war die Anzahl derer, welche des Vaterlandes Schande erkannten und bereit waren, für die Ehre des deutschen Namens ein Opfer zu bringen! Vielleicht das meiste von allen that ein Fürst aus einem altberühmten deutschen Geschlechte, der Fürst Ludwig von Anhalt (geb. 17. Juni 1579 in Dessau, gest. 17. Januar 1650 in Rötzen), der gleichgesinnte Genosse in der Fruchtbringenden Gesellschaft**) um sich versammelte. Fürst Ludwig, der Sohn des Fürsten Joachim Ernst, hatte eine gelehrte Erziehung genossen und weite Reisen durch Frankreich und Italien, auch nach Holland und England gemacht. In Florenz verlebte er mehrere Jahre im regen Verkehr mit den bedeutendsten Männern der damaligen Zeit, auf seinen Wanderungen nach Rom, Neapel, Sizilien und Malta sah er mit großem Interesse und als Kenner der Geschichte die Stätten altklassischer Bildung, und bereicherte seine Kenntniß der Pflanzen mit besonderem Eifer. In Italien blühten damals die Gesellschaften zur Erforschung römischer Alterthümer und zur Pflege italienischer Kunst, Wissenschaft und Sprache. Fürst Ludwig lernte diese Gesellschaften kennen und gewann tiefe Einsicht in den hohen Nutzen solcher Bestrebungen. In die Heimath zurückgekehrt, dachte

*) Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft. Von F. W. Barthold. Berlin 1848. Seite 77.

**) Unsere Darstellung folgt dem bereits angeführten vortrefflichen Werke von Barthold.

Fürst Ludwig darauf, seine Erfahrungen zu verwerthen. In der Fremde war die Liebe zum Vaterlande in ihm nicht erloschen, verlockende Anträge, in die Dienste des Königs Karl's IX. von Schweden zu treten, wies er zurück, und übernahm im Jahre 1606 die Regierung des kleinen Fürstenthums Röhren, welches ihm durch die Erbtheilung von 1603 zugefallen war. Das alterthümlich steife und festungsartig finstere Schloß in Röhren baute er nach den anmuthigen Formen italischer Muster um und umgab es mit ausgebreiteten kunstvollen Gartenanlagen, in welchen auch die später so berühmte botanische Abtheilung Platz fand. Diefelbe Ordnung wie in der kleinen Hauptstadt, verbreitete sich bald durch das ganze Ländchen, „Ehrbarkeit, Fleiß und Verstand wüchsen überall durch, und der ritterlich gebildete Adel wußte sein Wesen fügsam dem leutfeligen, geselligen Fürsten anzupassen.“ Eine gleichgestante Gattin führte Ludwig heim in der Prinzessin Amöna Amalia, Tochter des Grafen Arnold IV. von Bentheim und Tecklenburg, dem die Grafschaft Bentheim eine noch heute bestehende vortreffliche Kirchenordnung verdankt. Ein Mann wie Ludwig, der die schönsten Theile der Welt gesehen und in Aleranz ein so reichbewegtes Leben geführt hatte, konnte aber nicht durch die Beschlagen, durch die inhaltlosen Komplimente der Hßlinge und den Genuß französischer Romane befriedigt werden, auch empfand sein warmes Herz die Schmach seines Vaterlandes, und der hohe Geist, der im anhaltinischen Hause stets heimisch war, trieb ihn zur Thätigkeit. Da fügte es sich, daß die Pflicht der Bestattung seiner Schwester, der Herzogin von Sachsen, ihn nach Weimar rief. Als nun die Leidtragenden nach dem Begräbnisse auf dem Schlosse Hornstein, der alterthümlichen Residenz von Weimar, betrübt zusammensaßen, wandte sich die bange Unterhaltung auf die Akademien des Auslandes, „welche *) zur Bewahrung guten Vertrauens, Erbauung wohlansändiger Sitten und nützlichen Ausübung der Landessprachen ausgerichtet wären, und auf die Vorzüge, welche die deutsche Muttersprache an alten, schönen und zierlichen Reden, am Ueberflusse eigentlicher und wohl bedeutlicher Worte, so jede Sache besser als die fremden zu verstehen geben könnten, vor andern besäße.“ An Welterfahrung, Klingheit und feiner Sitte galt als der erste in der Versammlung Herr Kaspar von Lentleben aus einem altberühmten thüringischen Geschlechte, Geheimrath und Hofmarschall in Weimar. Auf den Vorschlag des einsichtigen Hofmannes, „auch in Deutschland eine solche Gesellschaft zu erwecken, darin man gut rein Deutsch zu reden, schreiben sich befleißige, und dasjenige thäte, was zur Erhebung der Muttersprache dienlich“, gingen die Anwesenden gern ein, und besonders auf Betrieb Ludwig's von Röhren wurde an demselben Tage, am 24. August 1617, die Gesellschaft „zwar in der Enge, doch so anzurichten beschlossen, damit jedermann, so ein Liebhaber aller Ehrbarkeit, Tugend und Hßlichkeit, vornehmlich aber des Vaterlandes, durch Anleitung dazu erkorener übersflüssiger Materie Anlaß hätte, desto eher, nach Einnehmung dieses guten Vorhabens, sich freiwillig hinein zu begeben.“ Ueber den Namen und das Symbol der

*) Nach der Erzählung des Fürsten Ludwig. Barthold, a. a. O. S. 105 ff.

Gesellschaft einigte man sich schon bei dem Trauermahl, die innere Gestaltung blieb der sorgfamen und geschickten Hand des Fürsten von Rötten überlassen. Zur Bezeichnung ihres Strebens nannte sich die Gesellschaft die Fruchtbringende, wählte zum Gemälde den „Indianischen Palmbaum“ (Kokosnuß) und zum Sinnspruch: „Alles zu Nutzen.“ Fruchtbringend hieß sie darum, „daß ein jeder Gesellschafter überall Frucht zu schaffen gefliessen sei.“ Der Palmbaum galt als Gemälde, weil derselbe als das einzige Beispiel im Pflanzenreiche alles brächte, dessen der Mensch bedarf:

„— Der Baum, draus man Nähnadeln machen kann,
Garn, Seile, Stricke, Schiff, auch Mast und Segel dran,
Wein, Essig, Branntwein, Del seine Früchte geben,
Brod, Zucker, Butter, Milch, Käp, aus der Rinde wird
Ein Becher, Pöffel, Topf.
Ein Blatt von ihm formirt
Dachschindeln, Matten auch von ihm gestochten werden.
In jedem Monat er vor neue Früchte bringt.“

Als Zweck galt gleich anfangs: „Jeder Gesellschafter solle innerhalb derselben sich ehrbar, nützlich und ergötzlich bezeigen und also überall handeln, bei Zusammenkünften thätig, fröhlich, lustig und verträglich in Worten und Werken sein, keiner dem andern ein ergötzlich Wort übel aufzunehmen, auch sich aller groben, verdrießlichen Reden und Scherze enthalten.“ Zum zweiten: „Jeder Gesellschafter solle die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung fremder Wörter, aufs möglichste und thunlichste erhalten, und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Reimebüchten befleißigen.“ Auch sollte jedes Glied der Gesellschaft eine länglich runde goldne Medaille tragen, deren eine Seite Namen, Gemälde und Wort der Gesellschaft, die andere Seite Namen, Gemälde und Wort des Trägers zeigte. Die Bescheidenheit der jüngeren fürstlichen Männer erkannte dem hochgeehrten Kaspar von Teutleben die Würde des Oberhauptes zu. Derselbe wählte für sich den Namen „Der Mehltreiche“, zum Gemälde einen Sack Weizen, der in den Mehllasten geschüttet wird, das Wort „Hierin sind ichs.“ Doch galt Kaspar bis zu seinem Tode (1628) nur als Titularoberhaupt, der eigentliche Leiter der Gesellschaft war von Anfang an Fürst Ludwig, der aus Hochachtung für den Tonangeber sich „der Nährende“ nannte, mit dem Gemälde „Weizenbrod“ und dem Worte „Nichts Besseres“. Später war das Namengeben Sache des Oberhauptes. Außer Fürst Ludwig von Rötten und Kaspar von Teutleben waren Mitstifter der Gesellschaft: Herzog Johann Ernst von Weimar, seine Brüder Friedrich und Wilhelm, der junge, gleichnamige Sohn Ludwig's von Rötten, Kristof von Krosigk und sein Vetter Bernhard von Krosigk. Wenn außer diesen acht Männern noch andere als Gründer der Gesellschaft genannt werden, so beruht das auf einem Irrthume.

Der Hauptsitz der Fruchtbringenden Gesellschaft war auf dem Schlosse in Rötten, wo Fürst Ludwig einen eigenen Ordenssaal hergerichtet hatte

Jedes neu aufgenommene Mitglied mußte Namen, Wort und Gemälde auf grauem Atlas, sein Wappen mit der Jahreszahl seiner Aufnahme auf einem Stück grünen Atlas von vorgeschriebener Größe künstlich geflickt einbinden. Aus diesen kunstreichen Nadelgemälden wurde die kostbare Tapete zusammengefügt, welche den Ordenssaal in Röhren schmückte, die Zahl dieser Schildereien betrug beim Tode Ludwig's 527. Aber nach dem Aussterben der Röhrener Linie ward diese kostbare, geschichtlich einzige Tapete mit hinweg genommen, und ist seitdem verschwunden.

Schon die eben genannte Anzahl der Schildereien in dieser Tapete zeigt, wie weit sich die Fruchtbringende Gesellschaft ausbreitete. Wenn nun auch viele Mitglieder nur der Ehre wegen aufgenommen wurden, wenn sogar in den krieglichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges Leute wie der Schwede Baner, um es nicht mit ihnen zu verderben, in das Stammbuch eingetragen wurden, so läßt sich doch nicht läugnen, daß die überwiegend große Anzahl der Genossen ihrem Zwecke treu blieb und in jenen Zeiten tiefster vaterländischer Schmach dem jämmerlichen Verfall der Muttersprache nach Kräften entgegenarbeitete. Allen voran leuchtete wieder Fürst Ludwig, rastlos studirte er Italiener und Lateiner, förderte eine Buchdruckerei in Röhren und traf umfassende Anstalten für die Bildung der Jugend. Im Jahre 1619 wurde der Dichter Tobias Hübner unter dem Namen der Ruhbare aufgenommen, und auf Anregung Ludwig's begann Hübner größere fremdländische Werke in die deutsche Sprache zu übertragen „nach Anleitung des Zwecks und Vorhabens unserer hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft, und zur Erhärtung unserer uralten teutschen Muttersprache Vollkommenheit und von ihrer Natur artigen Vermögens.“ Zuerst erschien in Röhren 1619 eine Uebersetzung von La seconde Semaine de Guillaume de Saluste, Seigneur de Bargas in sehr guten deutschen Alexandrinern, in denen der Dichter lauter reine Jamben brauchte, in denen der Versbau auch nicht mit dem Worttone zusammenfiel. Fürst Ludwig übersezte aus dem Italienischen, außer anderen Sachen, die Trionfi des Petrarca; Dietrich von dem Werder, 1620 unter dem Namen des Vielgeliebten aufgenommen, ließ 1626 eine Uebersetzung von Torquato Tasso's befreitem Jerusalem erscheinen, unter dem Titel: „Glücklicher Heerzug in das heilige Land.“ Wilhelm von Kalkum, ein tapferer Ingenieuroffizier in brandenburgischen Diensten, hatte durch eine Kanonenkugel das rechte Bein verloren, stieg dennoch bis zum Werkzeugmeister, wurde aber in der Schlacht bei Lutter am Barenberge von den Feinden gefangen und auf einer bairischen Festung eingesperrt. Während seiner Gefangenschaft übersezte er den Callist in vortreffliche deutsche Prosa. Auch in lateinischer Poesie versuchte er sich und übertrug einige horazische Oden. Der Fruchtbringenden Gesellschaft gehörte er seit 1629 unter dem Namen es „Festen im Stande mit Brasilienholz“ an, und hat später als Kriegsbefehlshaber der Stadt Bremen die Bestrebungen der Fruchtbringenden Gesellschaft durch manche verdienstvolle Schriften gefördert. Von Dietrich von dem Werder, er ein ebenso tapferer und einsichtiger Kriegsmann als ein gewandter und beliebter Schriftsteller war, erschien 1636 sogar der Orlando furioso des Ariost in vollständiger metrischer Uebersetzung, kurze Zeit nachher hundert Kling

gedichte (Sonnette) vom Krieg und Sieg Kristi, welche in jeder Reimzeile die Wörter Krieg und Sieg zeigen.

Es würde zu weit führen, wenn wir noch genauer auf die Thätigkeit der Fruchtbringenden Gesellschaft eingehen wollten; daß sich Bücher darüber schreiben lassen, beweist das öfter genannte vortreffliche Werk von Barthold. Was wir angeführt haben, genügt vollständig, um der oft von Unkundigen verspotteten Fruchtbringenden Gesellschaft ein ehrenvolles Andenken zu sichern. Wir wollen nur noch erwähnen, daß auch Martin Opiz unter dem Namen des Gekrönten, und Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, der Gesellschaft angehörten, letzterer mit dem selbst verfaßten Sinnsprüche:

„Große Herren thun wohl sich zu besessen,
Den Armen, als den Reichen, Recht zu leisten.“

Zu den hervorragenden Mitgliedern der Fruchtbringenden Gesellschaft zählt auch Friedrich von Logau. Seine Sinngebichte, welche nach Lessing's Urtheil auch an und für sich betrachtet den Vergleich mit den besten ihrer Gattung nicht zu scheuen brauchen, gewinnen noch um vieles, wenn man die Zeitumstände in Erwägung zieht, unter welchen sie entstanden sind, und deshalb war es nothwendig, daß wir eine kurze Betrachtung der Bestrebungen der Fruchtbringenden Gesellschaft vorausschickten, um Logau's Charakter und seine Werke gebührend würdigen zu können.

Friedrich *) Freiherr von Logau (oder Logaw) stammt aus einem sehr alten schlesischen Adelsgeschlechte, dessen Stammhans Altendorf im Fürstenthum Schweidnitz liegt. Die Herren von Logau finden sich schon seit dem 14. Jahrhundert oft und mit Ehren genannt, als Krieger und Rätthe in den Diensten schlesischer Fürsten, einige auch als Kriegsobersten unter den Kaisern Karl V. und Ferdinand I. Andere haben sich in der Geschichte der Wissenschaften und Künste namhaft gemacht. Zu diesen gehört Georg von Logau auf Schlaupitz, ein Pronotarius, Pfalzgraf und Rath Kaiser Ferdinand's I., er war einer der besten lateinischen Dichter seiner Zeit, der sich auch durch die Herausgabe älterer lateinischer Werke verdient machte. Gleichzeitig mit ihm besaß Kaspar von Logau den bischöflichen Stuhl zu Breslau.

Friedrich von Logau wurde, wie seine Grabchrift aus sagt, im Juni des Jahres 1604 geboren. Sein Geburtsort ist Raß-Broctum in Schlessien, von seinen Eltern, seiner Erziehung und seiner spätern Ausbildung für seinen Beruf wissen wir nichts. Es läßt sich jedoch annehmen, daß ein Mann von seiner Lebensstellung der Sitte der damaligen Zeit gemäß seine Bildung auch durch Reisen gefördert habe. Wir erinnern uns an den Fürsten Ludwig von Rötten, der aus seiner Kenntniß fremder Länder den schönsten Nutzen zog, und fügen hinzu, daß nicht allein die Söhne der kleineren und mächtigeren deutschen Fürsten stets fremde Residenzen, besonders Paris und Florenz, und

*) Lessing's Werke, Leipzig 1841, IV, 354 ff. Auserlesene Gedichte von Friedr. von Logau und Hans Asmann von Abtschak, herausgegeben von Wilhelm Müller. Leipzig 1824, Seite XI ff.

fremde Universitäten besuchten — der bereits erwähnte vortreffliche Graf Arnold IV. von Bentheim studirte sehr fleißig in Straßburg und wurde von dem Besuche der Pariser Universität nur durch die Creuel der Bartholomäusnacht abgehalten —, sondern daß auch gewöhnliche Edelleute und Bürgerliche gern auf Reisen gingen. Wohlhabende Patrizien aus Breslau, die Uthman, Ronow, Kehniger, wanderten weit umher, ein Kehniger, der auf seinen weiten Reisen den Tod fand, vermachte seiner Vaterstadt seine unschätzbaren literarischen und kunstgeschichtlichen Sammlungen. So wird auch Logau wohl in der Fremde gewesen sein und auf seinen Reisen sich die scharfe Menschenkenntniß erworben haben, die wir in seinen Werken bewundern. In seinem reifern Mannesalter finden wir ihn als Rath in Diensten des Herzogs Ludwig IV., der gemeinschaftlich mit seinen beiden Brüdern in Brieg residirte. Als aber 1653 der Oheim dieser Brüder, der Herzog Georg Rudolf von Liegnitz und Wohlau, starb, theilten die Brüder durch das Loos ihre Erbschaft, und Ludwig IV. fiel Liegnitz zu, wohin er alsbald übersiedelte. Logau folgte ihm dahin als Kanzleirath.

Schon in seiner Jugend schrieb Logau Liebesgedichte, welche ihm in den Unruhen des dreißigjährigen Krieges abhanden kamen. Nach den Proben erotischer Art unter seinen Sinngedichten zu urtheilen, besaß Logau erhebliche Anlagen für diese Art der Poesie, und es ist zu bedauern, daß uns nichts von ihnen erhalten ist. Seine Sinngedichte schrieb der vielbeschäftigte Mann in den wenigen Mußestunden, welche sein Amt ihm ließ. Er wurde von der Sicht geplagt, und auch in den Stunden, wo körperliche Schmerzen ihn an der Ausübung seines Amtes verhinderten, scheint er Trost in poetischer Beschäftigung gefunden zu haben. Er selbst sagt darüber:

Leser, daß du nicht gedenkst, daß ich in der Reimenschmiede
 Immer etwa Tag für Tag, sonst in nichts nicht mich ermüde:
 Wiße, daß mich mein Beruf eingespannt in andre Schranken,
 Was du hier am Tage siehst sind gemeinlich Nachtgedanken.

An einer andern Stelle:

Meine Reime riechen nicht
 Noch nach Oele noch nach Wein,
 Beibes kann gar schwerlich sein,
 Jenes wegen Amtes Pflicht,
 Dieses wegen schlimmer Sicht.

Als Schriftsteller nannte Logau sich Salomon von Golaw, seine erste Sammlung von Sinngedichten gab er im Jahre 1638 heraus unter dem Titel: Erstes (und anderes) Hundert Teutscher Reimen-Sprüche Salomons von Golaw. Breslau, in Duodez. Zehn Jahre nach dem Erscheinen dieses mit Beifall aufgenommenen Buches wurde Logau in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. Ludwig IV. trat in nähere Beziehungen zu dem Fürsten Ludwig von Rötten, der Herzog von Liegnitz wurde unter dem Namen

des „Heilsamen“, Logau unter dem Namen des „Verkleinernden die geschwollene Milz“ mit dem Milzkraute (Scolopendrium) im Jahre 1648 aufgenommen. Die Bedeutung seines Namens erklärt Logau selbst:

Das Milzkraut soll ich sein,
Verkleinern soll ich stets, soll helfen treiben ein
Die aufgeschwollne Milz, die Art der stolzen Simmen,
Die sich in ihnen selbst beherbergen nicht können
Und denen viel zu eng ihr deutsches Vaterland,
Sie lassen eignen Berth und wählen fremden Land.
(Sinnged. 2. Taufend, 3. Hundert Nr. 13.)

In die Milz verlegt der Volksglaube bekanntlich den neidischen, aufgeblasenen Hochmuth, so wie der Ausdruck „ein Milzstüchtiger“ für einen Menschen solcher Eigenschaften nicht selten ist. Logau's Sinngedichte richten ihre scharfen Pfeile aber ganz besonders gegen die Hohlköpfe aller Stände, und deshalb ist der Name des Verkleinernden, d. h. auf das gebührende Maß Zurückführenden sehr treffend. An eine Geringschätzung von Seiten des namensverleihenden Fürsten Ludwig gegen den Dichter ist nicht zu denken, ebenso wenig bezieht sich der Name auf die kleinen (kurzen) Gedichte Logau's.

Die Hauptausgabe der Sinngedichte erschien im Jahre 1654 unter dem Titel: „Salomons von Golaw Deutscher Sinn-Getichte Drey Taufend. Dreslaw, In Verlegung Caspar Kofmanns, Gedruckt in der Baumannischen Druderey durch Gottfried Gründern.“ In Oktav. Diese Sammlung enthält außer den auf dem Titel angekündigten dreitausend Sinngedichten noch, außer einigen eingeschobenen größeren Stücken, fünfhundert dreinndfanzig als Zugabe.

Logau starb in Liegnitz am 5. Juli 1655, aus seiner zweiten Ehe hinterließ er einen einzigen Sohn. Es war dieses der Freiherr Balthasar Friedrich von Logau, der Freund und Gönner des Lohenstein und des jüngern Gryffius. Logau's Sinngedichte geriethen erstaunlich schnell in Vergessenheit. Georg Neumark, 1653 unter dem Namen des Sprossenden in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, zählt in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft den „Verkleinernden“ unter die Mitglieder, welche sich nicht durch Schriften auszeichneten, und Logau's eigener Sohn Balthasar Friedrich, welcher wider Wissen und Willen des Verfassers den „Entwurf der Ritterorden“ von Hr. Gryffius abdrucken ließ, dachte nicht daran, das Andenken seines Vaters durch eine erneuerte Ausgabe der Sinngedichte zu ehren. Später war die Kunde von Logau und seinen Gedichten kaum mehr als eine sagenhafte, man sprach über ihn eben so geringschätzig wie über Hans Sachs. Erst Lessing machte in den Literaturbriefen *) 1759 wieder auf Logau's Sinngedichte aufmerksam und empfahl sie in warmen Worten. In demselben Jahre gab er mit Hamler eine Auswahl Logauischer Sinngedichte heraus, welcher nach seinem Tode eine zweite von Hamler allein besorgte folgte. (In zwei Theilen, Leipzig 1791, mit einer Zugabe.) Schon früher hatte ein Un-

*) Lessing's Werke, Leipzig 1841, V, Seite 77 ff.

genannter unter dem Titel Salomons von Golam Auferweckte Gedichte eine Ausgabe veranstaltet (Frankfurt und Leipzig 1702), in welcher die Singsgedichte aufs jämmerlichste perhunzt waren*). Eine vollständige neue Ausgabe des Logau fehlt noch.

Aus Logau's Gedichten erkennen wir seinen edlen, großangelegten Charakter**). Ein tiefes Gemüth voller Ernst und Kraft, ein hoher, sittlicher Adel sind die Hauptzüge seiner Natur, deren gerade, freimüthige Art und Weise den Stempel echter deutscher Volkstugend in voller Ausprägung an sich trägt. Sein Patriotismus ist frei von aller Anmaßung und selbstgefälligen Ueberspannung, er ist wahr und warm, wie alles in ihm. Sein Herz und sein Geist suchen überall das Rechte und Rechte, und sind jedem eiteln, falschen, fremden Tand abhold. Aus dem tiefsten Innern seines Gemüthes macht der Unwille über die Entartung seines Vaterlandes durch fremde Sitte und Mode bald scheltend, bald bitter spottend sich Luft, und ebenso schmerzlich klagt er über die Leiden und Schläge, welche die Auflösung aller Zucht und Frömmigkeit durch den wüsten Krieg, den Vater aller Untugend und Schande, bewirkt haben. Daher besonders sein Zorn gegen das Soldatenwesen, als das Grab, in welchem die echte Ritterlichkeit neben der Ehrbarkeit und Gerechtigkeit untergegangen sei, daher sein gerechter, bitterer Zorn über den schmachvollen Frieden, der den jammervollen dreißigjährigen Kampf nicht durch die Einigung, sondern durch die Zerreißung Deutschlands endigte. Logau's eble Gesinnung spricht sich am deutlichsten in seinem Spotte über den leeren Aftersadel aus, den Papieradel, Schollenadel, Pfennigadel, Soldatenadel, Hoffschranzenadel, und wie er die Auswüchse der alten nicht allein zu vererbenden, sondern auch zu erworbenen Ritterwürde nennt. Das große erhebende Gefühl der durch eine lange Reihe reiner Ahnen fortgepflanzten und durch ihn würdig behaupteten Ehre und Tüchtigkeit empört sich bei dem Anblick des Mißbrauchs ablicher Titel und Vorrechte zu klappernden Schellen, welche an Karrenkappen, Selbenteln, Fuchschwänzen und Spornen hängen, ohne Rücksicht auf die Personen der Träger. Keinem steht diese Satire besser an als einem Manne aus so altem und reinem Adel, wie Logau, welcher nicht etwa die Unterschiede der Stände umstürzen möchte, weil ihm die Kraft mangelt, den feinigten würdig zu behaupten, sondern der im Bewußtsein und im Besiz eines echten Adels jedem Stande seine Pflichten anweist, dem Adel aber unter allen die höchsten. Logau gibt sich uns als einen treuen und fleißigen Diener seines Fürsten zu erkennen und rühmt ihn und seine Brüder als gerechte, fromme und milde Herren. Seine Lebensfassung war:

Leb ich, so leb ich
Dem Herrn herzlich,
Dem Fürsten treulich,
Dem Nächsten reblich.

*) Lessing's Werke, Leipzig 1841, V, Seite 100 ff.

***) Vergl. Wilhelm Müller, a. a. O. Seite XVI ff.

Sein Dienst, der alle seine Zeit in Anspruch nahm und dessen Ausübung ihm die Sicht zuzog, war kein Hofdienst mit der Zunge und mit dem Blicke, nicht im Tafelzimmer, sondern zu Rath und That:

Jeder will bei Hofe dienen, aber mehrentheils nur immer
Nicht beim Sorgen, nicht beim Dulden, sondern nur im Tafelzimmer.

Das eitle und falsche Treiben der nichtsthuernden, aufgeblasenen Höflinge züchtigt Logau aufs schärfste. Er muß mit diesen kläglichen Menschen wohl bittere Erfahrungen gemacht haben, denn er athmet aus tieffter Brust auf, wenn es ihm einmal vergönnt ist, dem Trug des Hofes und dem Staub der Kanzlei zu entfliehen und in ländlicher Freiheit zu leben. Doch wurde ihm dies Glück nicht oft zu Theil. In einem seiner Gedichte spricht er es aus. Es findet sich in der Zugabe:

An mein väterliches Gut, welches ich drei Jahre nicht
gesehen hatte.

Glück zu, du übes Feld, Glück zu, ihr wüsten Auen,
Die ich, wenn ich euch seh, mit Thränen muß bebauen,
Denn ihr seid nicht mehr ihr, so ganz hat euren Storb
Der freche Nordgott Mars von Grund aus umgewandt.
Seid aber doch gegrüßt! seid dennoch vorgesezt
Dem allen, was die Stadt für schön und köstlich schäzet.
Ihr wart mir lieb, ihr seid und bleibt mir lieb und werth,
Ich bin, ob ihr verlehrt, doch darum nicht verlehrt,
Ich bin noch, der ich war. Seid ihr gleich sehr vernichtet,
So blieb ich dennoch euch zu voller Gunst verpflichtet,
So lange ich kann sein, und wird mein Sein vergehn,
Mag meine Muse dann an meiner Stelle stehn.
Gehab dich wohl, o Stadt, die du in deinen Zinnen
Zwar meinen Leib gehabt, nicht aber meine Sinnen,
Gehab dich wohl! Mein Leib ist nun vom Kerker los,
Ich darf nun nicht mehr sein, wo mich zu sein verdroß.
Ich habe dich, du mich, du süße Vatererde!
Mein Feuer glänzt nunmehr auf meinem eignen Herde,
Ich geh, ich steh, ich schlaf, ich wach umsonst, was mir
Dort oft zu theuer war, das kann ich besser hier
Vom Herren der Natur um Habedank genießen
Und um gesunden Schweiß, und brauche nichts zu wissen
Von Bortheit und Betrug, von Hinterlist und Neid
Und allem dem womit man sich schickt in die Zeit.
Ich eß ein selig Brod, mit Schweiß zwar eingeteiget,
Doch das durch Bäckerkunst und Hesen nicht erst steiget,
Das nicht das Aug' ergözt, den Magen aber füllt,
Und mehr dient, weil es nährt, als weil es Keller gilt.
Mein Trank ist nicht gefälscht, ich darf mir nicht gebenten
Er sei gebrauet zwier vom Brauer und vom Schenken,
Mir schmeckt der klare Saft, mir schmeckt das reine Raß
Das ohne Keller frisch, das gut bleibt ohne Faß,

Um das die Nymphen nicht erst mit der Jeres kämpfen
 Wer Meister drüber sei, das nichts bedarf zum Dämpfen
 Weiss keinen Schwefelrauch und keine Zuthat hat,
 Das feil steht ohne Geld, das keine freble That
 Den jemals lehrte, der an ihm sich ließ genügen.
 Bewegung ist mein Arzt, die kräuterreichen Wälder
 Sind Apotheke mir, Gold tragen mir die Felber.
 Was mangelt mir denn noch? Wer Gott zum Freunde hat
 Und hat ein eignes Feld, fragt wenig nach der Stadt,
 Der vorthellsücht'gen Stadt, wo, Nahrung zu gewinnen,
 Fast jeder muß auf List, auf List', auf Ränke sinnen.
 Drum lebe wohl, o Stadt! Wenn ich dich hab, o Feld,
 So hab ich Haus und Kost, Kleid, Ruh, Gesundheit, Geld.

Von Logau's häuslichen Verhältnissen wissen wir nichts als das wenige, was er selber uns in seinen Gedichten mittheilt. Er nennt sein Haus sein Königreich, das weist mit Bestimmtheit darauf hin, daß er dieselbe weise Mäßigung, dieselbe ernste Freundlichkeit, wie er sie in seinen Gedichten so oft ausspricht, auch in seinem eigenen Hause gezeiget habe. Ueber seine Verhältnisse im engern Familienkreise gibt uns ein schönes Gedicht aus der Zusage Aufschluß:

Abschied von einer verstorbenen Ehegattin.

Treues Herz, du zeuchst von hinnen,
 Freud und Ruhe zu gewinnen,
 Die der Himmel denen gibt
 Die ihn so wie du geliebt.
 Mir und deinen andern Lieben
 Ist an deiner Statt geblieben
 Herzensleid um deinen Tod.
 Doch wie lange? Bald ergethet
 Uns, die hier die Zeit verlehet,
 Ewigkeit, die sonder Ziel
 Uns aufs neue trauen will.
 Eh ich kann dein Lob vergessen
 Wird man meinen Sarg mir messen.
 Würdig bist du, daß dein Ruhm
 Bleibt, weil bleibt das Menschenthum.

Habe Dank für deine Liebe,
 Die beständig war, wenns trübte
 So wie wenn es helle war,
 Glück im Glück und in Gefahr.
 Habe Dank für immer neue,
 Immer frische Schuld und Treue,
 Und für dieses werthe Pfand
 Das du läßt in meiner Hand.
 Habe Dank für Müß und Sorgen,
 Die so gern vom frühen Morgen
 Deine weise Neblichkeit
 Bis zum Abend mir geweiht.

Habe Dank, daß deine Tugend,
 Habe Dank, daß deine Jugend
 Mir so viel Genußlichkeit
 Gab, obgleich auf kurze Zeit.
 Fahre wohl! Gott will es haben,
 Laß nur deines Herzens Gaben
 Dem, was übrig ist von dir,
 Dieser Trost verbleibe mir.
 Fahre wohl! ich kanns nicht wenden,
 Bin zu schwach des Herren Händen.
 Du zeuchst weg, wo ich jetzt bin,
 Doch wo du bist, komm ich hin.

Derselbe Ernst, dasselbe tiefe Gemüth, wie bei Hans Sachs und bei Johann Fischart, tritt uns auch bei Logau entgegen, ebenso wie jene ist unser Dichter einer der mahnenden Prebiger, welche den Menschen an Gott, den Bürger an das Vaterland und an die Familie mit kraftvollen Worten erinuern. Leider fand Logau bei seinen Zeitgenossen ebenso wenig Gehör, wie seine großen Vorgänger und wie seine Mitstrebenben, die übrigen Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft, welche im Jahre 1680 sich auflöste.

Von dem Charakter der Poesie Logau's können wir kein besseres Bild geben, als wenn wir eine Reihe dieser inhaltsvollen, scharf bezeichnenden Sinnsprüche mittheilen. Wir haben besonders solche ausgewählt, welche für die Zustände der damaligen Zeit wichtig sind. Durchaus weggelassen sind die verhältnißmäßig wenigen und gegen die übrigen geringfügigen Sinnsprüche, welche nach lateinischen Mustern gebichtet sind *).

Krieg und Wein.

Soldaten und der Wein, wo die zu Gaste kommen,
 Da ist Gewalt und Recht dem Wirths halb benommen.
 Der Wirth kann diesen zwar zum Hause treiben aus,
 Jen' aber räumen weg den Wirth und auch sein Haus.

Der verfochtene Krieg.

Mars braucht keinen Advokaten,
 Der ihm ausführt seine Thaten.
 Keinem hat er nichts genommen,
 Wenn er nichts bei ihm bekommen,
 Keinem hat er nichts gestohlen,
 Denn er nahm es unverholen,
 Keinen hat er je geschlagen
 Der sich ließ bei Zeiten sagen.
 Was er von der Straße klautet
 Ist gefunden, nicht geraubet,
 Haus, Hof, Scheun und Schopf geleeret
 Ist, ein Stücke Brod begehret.
 Stadt, Land, Mensch und Vieh vernichtet
 Ist, des Herren Dienst verrichtet.

*) Vergl. Servinus a. a. D. III, 310.

Böhlen, sausen, spielen, fluchen,
 Ist, dem Muth Erfrischung suchen.
 Nicht mehr Mensch sein an Gebehrden
 Ist, ein braver Kerle werden,
 Endlich dann zum Teufel fahren
 Ist, den Engeln Mühe sparen.

Krieg und Hunger.

Krieg und Hunger, Kriegsgenoß,
 Sind zwei ungezog'ne Brüder
 Die durch ihres Fußes Stoß
 Treten, was nur stehet, nieder.
 Jener fähret diesen an,
 Wenn mit mordten, rauben, brennen
 Jener hat genug gethan,
 Lernt man diesen erst recht kennen.
 Denn er ist so rasend kühn,
 So ergrimmet und vermessen,
 Daß er, wenn sonst alles hin,
 Auch den Bruder pflügt zu freßen.

Der Kriegshund.

Hunde, die das Vieh behüten,
 Hunde, die am Bande wülthen,
 Hunde, die nach Wilbe jagen,
 Hunde, welche flehn und tragen,
 Hunde, die zu Lische schmeicheln,
 Hunde, die die Frauen streicheln,
 Diese Hunde gar zusammen
 Kommen nur aus faulen Stammen.

Aber ich bin von den Hunden
 Die sich in den Krieg gefunden,
 Bleibe nur, wo Helben bleiben,
 Wenn sie Küh und Pferde treiben,
 Habe Bündniß mit den Dieben,
 Trag am Rauben ein Belieben,
 Pflege, bin ich in Quartieren,
 Gänf' und Hühner zuzuführen,
 Kann die schlauen Bauern suchen
 Wenn sie sich ins Holz verfrachten.
 Wenn sie nach den Pferden kommen,
 Die mein Herr hat wo genommen,
 Kann ich sie von dannen hegen
 Daß sie Hut und Schuh versehen,
 Kann durch Schaden, kann durch Zehren
 Helfen Haus und Hof verzehren.
 Kavaliere kann ich leiden,
 Bauern müssen mich vermeiden,
 Bin nun drum in meinem Orden
 Hundekavaliere geworden.

Verkündigung des Sieges.

Ei lustig, ihr Krieger, ihr werdet nun siegen,
 Es wollte die neue Verfassung denn lägen!
 Die Waffen, um eure Hüften gebunden,
 Sind neulich aus Häuten der Bauern geschunden,
 Die Mittel zu Stiefeln, Zeug, Sattel, Pistolen
 Sind ritterlich neben der Straße gekohlen,
 Die Gelder, zur Pflege vom Lande gezwungen,
 Sind rüftig durch Sargel und Magen gebrungen.
 Die Pferde, vom nützlichen Pfluge gerissen,
 Des Brodes die letzten und blutigen Bissen,
 Die führen und füllen viel tausend der Wagen
 Die Weiber und Buben zu Felde mit tragen.
 Daß Reuter sind wieder ein wenig beritten,
 Sind Adern und Sehnen dem Lande durchschnitten,
 Ein Fürstenthum ist in die Schanze gegeben,
 Ein Handvoll von Reutern in Sattel zu heben.

Bente aus dem deutschen Kriege.

Was gab der deutsche Krieg für Bente?
 Viel Grafen, Herren, Edelleute.
 Das deutsche Blut ist edler worden,
 Weil so geschwächt der Bauern Orden.

Unsere Zeit.

Die Alten konnten fröhlich singen
 Von tapfern deutschen Helendingen
 Die ihre Väter ansgelobt.
 Wenn Gott uns ja noch Kinder gibt,
 Die werden unsrer Zeit beginnen
 Behenten, nicht besingen können.

Das begrabene Deutschland.

Wir mußten alle Völker zu Todtengräbern haben
 Eh Deutschland in sich selber sie konnten recht vergraben.
 Jetzt sind sie mehr bemüht noch den Körper zu verwahren,
 Daß in ihn neue Geister nicht etwa wieder fahren,
 Daß seine Todtengräber es nicht sei wieder willig
 Ingleichen zu bestatten, vielleicht auch mehr noch völlig.

Trachten.

Ob wir Deutsche unsre Trachten alle Jahr gleich neu erlesen,
 Dennoch ist noch immer keine nur ein Jahr durch recht gewesen,
 Abends vor dem jüngsten Tage, was wir damals, will ich gläuben,
 Werben zu der Tracht erwählen, wird ja müssen eublich bleiben.

Glauben.

Lutherisch, Pappstisch und Calvinisch, diese Glauben alle drei
Sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christenthum bann sei.

Die blühende deutsche Sprache.

Deutsche sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute.
Wenn sie lernen doch erst wollten
Wie recht deutsch sie handeln sollten.

Die deutsche Sprache.

Deutsche mühen sich jetzt hoch, deutsch zu reden fein und rein,
Wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein.

Die deutsche Sprache.

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, polstern, bounern, krachen,
Kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeken, glitkeln, lallen, lachen.

Bittere Liebe.

Liebe ist ein süßes Leiden
Wenns nicht bitter wird durch Scheiden,
Bitteres will ich dennoch leiden,
Daß ich Süßes nicht darf meiden.

Das Weib schweige.

Weiberlippen sind geschaffen
Mehr zum Küssen, als zum Klaffen.

Das höchste Gut.

Zum höchsten Gut in dieser Welt
Wählt jeder, was ihm selbst gefällt.
Gar im Schooß ligt der dem Glücke
Dem gegeben sind vier Stücke:
Ein güt'ger Gott,
Ein liebes Weib,
Ein frischer Leib,
Ein sel'ger Tod.

Der Rhein.

Der zuerst dich nannte Rhein,
Wollte, glaub ich, sprechen Wein.

10. Friedrich von Logau.

Der zuerst dich nannte Rhenus
 Wollte, glaub ich, sprechen Venus.
 Was die Venus im Latein,
 Ist uns, Rhennus, deutsch dein Wein.

Weltbeherrscher.

Gott, Fleiß und die Gelegenheit
 Beherrschen Menschen, Welt und Zeit.
 Gott ist in Rächen anzusehn,
 Gelegenheit nicht zu versehn,
 Der Fleiß muß fort und fort gesehn.

Ewiger Adel.

Wer alte Väter sucht, und sucht sie alle gar,
 Der kömmt zuletzt auf den, der anfangs Erde war.
 Wer Gott zum Vater hat, der bleibt wohl geabelt,
 Denn keiner hat den Stamm von Ewigkeit getabelt.

Papieradel.

Wenn ein gemalter Brief und ausgekaufte Bullen
 Den, der nicht edel ist, erst edel machen sollen,
 So kann wohl eine Maus des Adels sich vermess'n,
 Die einen solchen Brief hat unversehns gefress'n.

Nedliche Mühe.

Nedlich will ich lieber schwißen
 Als die Heuchlerbank besitzen.
 Besser, harte Häuste strecken
 Als von fremdem Schweiß secken.
 Besser, was mit Noth erwerben
 Als gut leben, zitternd sterben.

Weltgunst.

Die Weltgunst ist ein See,
 Darinnen untergeh
 Was wichtig ist und schwer,
 Das Leicht' schwimmt daher.

Sein, und nicht scheinen.

Wo viel Zunge,
 Da viel Lunge,
 Wo viel Schein,
 Da kein Sein,

Wo Wohlmeinen,
Da kein Scheinen,
Wo viel Herz,
Da kein Scherz.

Die Herzenskirche.

Man kann zwar alle Kirchen schließen,
Doch nie die Kirchen im Gewissen.

Reich und grob.

Wo der 'Selbsack ist daheim, ist die Kunst verreiselt,
Selten, daß sich Wissenschaft, wo viel Reichthum, weiset.
Ob nun gleich ein goldnes Tuch kann den Esel decken,
Sieht man ihn doch immer zu noch die Ohren reden.

Die Welt.

Die Welt ist ein gemeiner Tisch drauf alle Menschen essen.
Wohl dem, der dessen, der ihn deckt, pflegt nimmer zu vergessen.

Vergeltung.

Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein,
Ob aus Langmuth er sich säumet, bringt mit Schärff er alles ein.

Die Nothwendigkeit.

Noth ist unser sechster Sinn, hat im Augenblick erfunden,
Wo zuvor die andern fünf in Gedanken stille funden.

Kleider.

Kleider machen Leute, trifft es richtig ein,
Werdet ihr, ihr Schneider, Gottes Pfuscher sein.

Gelehrt.

Wenn einer meint, er lerne noch, so kommt sein Wiß empor,
Wenn einer meint, er sei gelehrt, so wird er jetzt ein Thor.

Titel.

Tabak und Titelbrauch
Sind beiderlei nur Rauch.

Menschenfinnen.

Köpfe haben Dünkel,
Herzen haben Winkel.
Prüfe, was du siehest,
Merke, was du stiehest!

Drei Herren.

Zu dienen zweien Herren ist schwer, ich diene dreien,
 Und darf mich doch bei keinem der Lieblichkeit verzeihen.
 Gott dien ich mit dem Herzen nach meinem besten Können,
 Dem Fürsten mit dem Kopfe nach meinen besten Sinnen,
 Dem Nächsten mit den Händen durch Hülf aus gutem Willen:
 Kann hoffentlich bei allen so meine Pflicht erfüllen.

Geuchler.

Kirchengehen, Predigt hören,
 Singen, beten, andre lehren,
 Seufzen und gen Himmel schauen,
 Nichts als nur vom Gottvertrauen
 Und vom Glauben und vom Lieben
 Und vom andern Gutsverüben
 Reden führen, ich will meinen,
 Die es thun, Gott, sind die Deinen.
 O noch lange nicht! Im Rücken
 Schmähen, und von vorne schmücken,
 Seinen Nächsten hassen, neiden,
 Dessen Bestes stets vermeiden,
 Dessen Nachtheil ernstig stiften,
 Zungenhonig, Herzensgiften,
 Jenes außen, dieses innen
 Lieblich, tückisch führen können:
 Meinst du, daß dem Kristenleben
 Beides ähnlich sei und eben?

Gott hat neben sich gesetzt
 Auch den Nächsten, wird verlehret
 Durch den Dienst, der ihn gleich liebet
 Und des Nächsten Recht vergiebet.
 Nimmer Kristen sind zu nennen,
 Die da Gott und Nächsten trennen.

Namen ohne Sache.

Was hat doch wohl für Stärke
 Ein Glauben ohne Werke?
 Wozu sind doch die Titel
 Bei welchen keine Mittel?

Menschliche Thorheit.

Wann keine Thorheit mehr wird sein,
 So wird die Menschheit gehen ein.

Grabchrift eines Vertriebenen.

Was man mir nie vergänt im Leben
 Das hat mir nun der Tod gegeben:
 Ein Haus, woraus mich keine Noth,
 Kein Teufel, kein Tyrann mehr treibt, und auch kein Tod.

Vorsatz und Ausführung.

Zu weich gezagt,
Zu frech gewagt,
Verliert das Spiel.
Doch wohl bedacht
Und frisch vollbracht
Erreicht das Ziel.

Hülfe.

Eigner Fleiß und fremde Hülfe förbern einen Mann,
Dir geschwinde voranzspannen spanne selbst mit an.

Böhlerglaube.

Was die Kirche glauben heißt,
Soll man glauben ohne Wanken?
Ei so braucht man keinen Geist,
Braucht nicht Sinnen, nicht Gedanken.

Amt der Frau.

Herrschen nicht und auch nicht dienen, freundlich, hilfsreich, tröstlich sein,
Dieses ziemt allein dem Weibe, ist ihr Amt und Ruhm allein.

Der April.

Unser Herzen hartes Feld soll sich öffnen zu der Frucht
Die der Höchste von uns heischt, und der Nächste bei uns sucht.

Der Drachmonat.

Ader, soll er tragen Frucht, muß gebrochen werden vor:
Wen das Steuze nicht durchwirkt, richtet keinen Sinn empor.

Hoffnung.

Auf was Gutes ist gut warten,
Und der Tag kommt nie zu spät
Der was Gutes in sich hat.
Schnelles Glück hat schnelle Fahrten.

Paul Gerhard.

Paul Gerhard wurde 1606 in Gräfenhainichen in Kursachsen geboren, sein Geburtshaus wird daselbst (Lange Gasse 42) noch gezeigt. Sein Vater, Kristian Gerhard, war Bürgermeister, seine Großmutter mütterlicher Seite war die Tochter des Hofpredigers Gallus Döbler in Dresden. Gräfenhainichen wurde im April 1637 von den Schweden in Brand gesteckt, auch die Kirchenbücher wurden dabei ein Raub der Flammen, so daß über Paul Gerhard's Geburtstag sich nichts mehr bestimmen läßt. Auch von seiner Kindheit und von seinen Jünglingsjahren wissen wir nichts, die nähere Kenntniß seines Lebens beginnt erst mit dem Jahre 1651, wo wir ihn als Kandidaten des Predigtamtes, 45 Jahr alt, im Hause des Kammergerichtsadvokaten Berthold in Berlin finden. In dieses Jahr fällt die erste Anstellung des nicht mehr jungen Dichters, denn als solcher muß er schon damals Ruf gehabt haben, da sich mehrere seiner Lieder in dem Märkischen Gesangbuche finden, welches 1649 von Johann Krüger unter dem Titel *Praxis pietatis melica* herausgegeben wurde. Daß Paul Gerhard erst verhältnißmäßig so spät angestellt wurde, ist wohl nicht allein den Unruhen des dreißigjährigen Krieges zuzuschreiben, vermuthlich war dem feingebildeten Sohne des Bürgermeisters nicht damit gebient, irgend eine beliebige kleine Brodstelle in einem abgelegenen Orte zu erhalten. Es gehört, wie Winkelmann sagt, mehr zum Leben, als sich fattedessen und nicht naßt gehen, und Paul Gerhard mochte wohl eine weniger selbständige Stellung in Berlin, wo sein Geist so reiche Nahrung fand, dem Amte eines kleinstädtischen Geistlichen vorziehen.

An die Familie des Advokaten Berthold war Paul Gerhard noch durch besondere Bande gefesselt, die Tochter Berthold's, mit Namen Anna Maria, wurde später des Dichters Gattin, und wahrscheinlich vermochte der Wunsch, die Mittel zur Gründung eines eigenen Herdes zu gewinnen, den Dichter, sich nun nach einem passenden Amte umzusehen. Eine Gelegenheit fand sich, als im März 1651 der Propst Kaspar Göbe in Mittenwalde starb. Der

Magistrat in Mittenwalde wandte sich an das Berliner Ministerium mit der Bitte, für die Besetzung der Stelle einen tüchtigen Geistlichen in Vorschlag zu bringen. Das Ministerium brachte darauf „den Ehrenbesten, Vorachtbaren und Wohlgelehrten Herrn Paulum Gerhard“ in Vorschlag, „in der Versicherung, daß wir in diesem wohlgemeinten Vorschlag Ihrer Christlichen Gemeinde eine solche Person fürhalten, deren Fleiß und Erudition bekannt, die eines guten Geistes und ungefälschter Lehre, dabei auch eines ehr-friedliebenden Gemüthes und christlich untadelhaften Lebens ist, daher er auch bei Hohen und Niedrigen unseres Ortes lieb und werth gehalten und von Uns allezeit das Zeugniß erhalten wird, daß er auf unser freundliches Ansuchen zu vielen Wahlen mit seinen von Gott empfangenen werthen Gaben um unsere Kirche sich beliebt und wohlverdient gemacht hat.“

Unter dem „Berliner Ministerium“ können wir natürlich nicht etwa das heutige Kultusministerium verstehen, welches in damaliger Zeit noch gar nicht existirte, vielmehr bestand das „Berliner Ministerium“ aus den vier Predigern der Nikolaiskirche und den beiden Predigern der Marienkirche *).

In dem erwähnten Schreiben wird außer der Gelehrsamkeit des Em-
 pfohlenen auch hervorgehoben, daß er bei Hohen und Niedrigen beliebt ge-
 worden sei. Dieses Zeugniß ist für uns wichtig, da Paul Gerhard in seinem
 Leben vielfach in Streitigkeiten gerieth, deren Vermeidung nicht immer in
 seiner Hand lag.

In Folge der warmen Empfehlung aus Berlin übertrug der Magistrat
 in Mittenwalde dem Paul Gerhard die Stelle des Propstes. Am 18. No-
 vember 1651 wurde er in der Nikolaiskirche in Berlin ordinirt und trat bald
 nachher sein Amt an. Die Kirchenbücher in Mittenwalde zeigen seine Hand-
 schrift vom 1. Januar 1652 an.

Das neue Amt sollte dem Dichter wenig Freude bringen. Sein Kollege,
 der Diakon Alborn, war bei der Besetzung der Propststelle übergangen
 worden, und Alborn gehörte zu den kleingeistigen Menschen, welche allen
 Neid und allen Haß, den getäuschte Hoffnungen ihnen verursachen, auf den-
 jenigen übertragen, der glücklicher war als sie, und der dieses Glück durch
 größere Fähigkeiten und gewichtigere Leistungen verdiente. Es bildete sich
 zwischen den beiden Predigern ein gespanntes Verhältniß, welches unserm
 Dichter nicht wenig das Leben verbitterte. Doch wurde ihm die Freude zu
 Theil, seine Anna Maria als Gattin heimzuführen zu können. Sonntag
 den 11. Februar 1655 wurde die Hochzeit in Berlin im Hause der
 Schwiegereltern gefeiert. Ein Töchterchen, Maria Elisabeth, geboren am
 19. Mai 1656, starb schon am 14. Januar 1657 und fand ihre Ruhestätte
 in der Kirche zu Mittenwalde, woselbst eine noch jetzt dort befindliche schwarze
 Tafel mit Goldbuchstaben ihr Gedächtniß bewahrt.

So viel Bitteres konnte in dem Dichter wohl den Wunsch erregen,
 Mittenwalde bald wieder zu verlassen, und Gelegenheit dazu bot sich, als

* Langbecker, Leben und Lieber von Paulus Gerhard. Berlin 1841. Seite 27.

im Oktober 1656 der Propst der Nikolaikirche in Berlin, derselbe, der Paul Gerhard's Ehe eingegnet hatte, starb. Der Magistrat in Berlin berief den Dichter als Diacon an die Nikolaikirche, und ein noch vorhandenes Schreiben vom 4. Juni 1657 bezeugt die Freude des Dichters über die Aussicht, wieder nach Berlin zurückkehren zu können. Im Juli desselben Jahres trat er in sein neues Amt ein, doch auch hier harrte seiner eine Fülle von Kummer. Ein Töchterchen, Anna Katharine, welches Gott ihm schenkte, starb bald wieder, und nur ein Sohn, Paul Friedrich, 1662 geboren, blieb den Eltern erhalten und überlebte dieselben. In demselben Jahre, in welchem dieser Sohn das Licht der Welt erblickte, begannen die kirchlichen Streitigkeiten, in denen Paul Gerhard eine bedeutende Rolle spielen sollte. Zum Verständniß dieser Streitigkeiten ist es nothwendig, ein wenig zurückzugehen.

Der Kurfürst Joachim I. war ein eifriger Katholik, seine Söhne Hans von Küstrin und Joachim II. traten bald nach des Vaters Tode zum evangelischen Glauben über, und zwar Joachim im Jahre 1539, seinem Beispiele folgte das ganze Land. In jene Zeit fallen die unseligen Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und Reformirten, welche der Verbreitung der evangelischen Wahrheit so unendlich viel Abbruch thaten. Die lutherische Kirche hatte von der katholischen Zeit her noch viele Aeußerlichkeiten beibehalten; auf den Gebrauch der Altäre, der Kreuzfixe, des Weihwassers u. s. w. wurde großes Gewicht gelegt, und als die Reformirten behaupteten, alle diese Gegenstände seien nicht allein sehr unnöthig für den evangelischen Glauben, sondern es läge für schwache Gemüther auch die Gefahr nahe, daß dieselben über der Verehrung und der heiligen Sagen vor den äußerlichen Sinnbildern gegen das erste Gebot verstoßen könnten, schalteten die Lutheraner ihre evangelischen Glaubensgenossen, die Reformirten, abtrünnige Ketzer, und behaupteten, daß der Gebrauch der Altäre u. s. w. zur Erlangung der Seligkeit unerläßlich wäre. Noch heftiger entbrannte der Streit über die Lehre vom Abendmahl. Die streitigen Punkte sind so bekannt, daß wir sie hier füglich übergehen können, nur wollen wir noch bemerken, daß die Lutheraner fast alle, in früheren Zeiten von der katholischen Kirche festgesetzten Gebräuche festhielten, während die Reformirten sich genau nach den Einsetzungsworten, wie die Bibel sie gibt, richteten.

Die brandenburgischen Kurfürsten theilten den allgemeinen Haß, in ihren Landen waren die Reformirten von allen Aemtern ausgeschlossen, in den Buchläden wurde von Zeit zu Zeit Nachsuchung gehalten und alle Schriften der Reformirten wurden verbrannt, die Buchhändler mußten sogar einen Eid ablegen, daß sie nichts drucken lassen wollten, was einigermaßen kalvinistisch wäre. Am schärfsten wurden diese Verordnungen durch den Kurfürsten Johann Georg gehandhabt. Doch die großherzige und echt kristliche Duldung, welche ein herrliches Erbtheil der großen Hohenzollern ist, brach sich auch in jenen Zeiten Bahn. Schon des Kurfürsten Johann Georg nächster Nachfolger, Joachim Friedrich, zeigte mildere Gesinnungen gegen die Reformirten, doch mußte er noch sehr vorsichtig sein, um nicht die Landstände und die Geistlichkeit gegen sich aufzubringen, denn der blinde Haß war noch mächtig in der Mark,

und Joachim Friedrich vermochte ihn nicht zu dämpfen. Sein Sohn war Johann Sigismund, er übernahm die Regierung im Jahre 1608, und trat aus den bekannnten Gründen am 25. Dezember 1616 öffentlich zur reformirten Kirche über. Obwohl der Kurfürst schon seit acht Jahren diesen entscheidenden Schritt vorbereitet hatte, konnte er schlimme Folgen doch nicht abwenden. Von den lutherischen Geistlichen genährt, entbrannte der Haß gegen die Reformirten aufs heftigste. „Mit *) den schwärzesten Farben suchte man jetzt die Glaubenslehren der Reformirten durch Rede und Schrift dem Volke darzustellen. Man gab vor, daß die Reformirten läugneten, daß Gott allmächtig, wahrhaftig und heilig sei, dagegen daß sie lehrten, Gott sei ein grausamer, vornehmlicher Gott, der eine Ursache der Sünde sei, so daß der, welcher sündige, nicht freiwillig die Bahn des Verderbens ginge, sondern durch Gottes Rathschluß dazu gezwungen sei, wen aber Gott zum ewigen Leben ersehen habe, der würde selig, möge er so gottlos sein als er wolle, daher sei die Meinung der Reformirten, daß Gott die nicht Erwählten nur zum Schein durch das Evangelium berufe, damit hernach ihre Verdammniß desto größer würde. Ferner beschuldigte man die Reformirten, daß sie lehrten, die göttliche und menschliche Natur in Christo habe keine wahre und wirkliche Gemeinschaft miteinander, daß also nur ein bloßer Mensch für uns gestorben sei, und also Christi Verdienst uns nicht könne wahrhaft gerecht und selig machen, weshalb denn auch der Sohn Gottes kein wahrer Erlöser der Menschen sei, sondern nur den Namen und den Titel eines solchen führe, daher man nicht verbunden wäre, ihm zu danken und ihn anzubeten.“

Es ist sehr betrübend, wenn wir sehen, zu welchen Entstellungen der Wahrheit unsere lutherischen Glaubensgenossen sich in damaliger Zeit hinreißen ließen. Der unchristliche, ja vielmehr unmenschliche Haß ging soweit, daß man die Reformirten mehr als Türken und Katholiken verabscheute und lieber päpstlich als kalvinisch sein zu wollen erklärte. Vergeblich erklärte der vornehmliche Johann Sigismund, daß es nicht seine Absicht sei, den reformirten Glauben irgend einem Untertan aufzuzwingen, jeder möge bei seinem selbstgewählten Glauben bleiben, aber ein jeder möge die Duldsamkeit, die er für sich verlange, auch gegen die Reformirten üben. Diese milden Worte waren alle in den Wind gesprochen, denn die wahre christliche Liebe, von welcher der Apostel Paulus uns ein so schönes Bild entwirft (1. Kor. Kap. 13), findet nirgend weniger Platz, als wo theologische Streitmuth und Fanatismus der verführten Völker herrschen. Ein Edikt des Kurfürsten, in welchem den Geistlichen verboten wurde, auf den Kanzeln ihre Gegner mit Schimpfworten zu beleidigen oder jemand öffentlich zu verdammen und zu verkettern, hatte keinen Erfolg. Nun verordnete der Kurfürst, daß beide Parteien im Saale des Schlosses zu Berlin ein Religionsgespräch halten und versuchen sollten, sich zu vereinigen. Die Reformirten waren bereit, die Lutheraner wollten nicht, und gaben die berliner Prediger dem Kurfürsten durch Handschlag die Ver-

*) Langbecker, a. a. D. Seite 13 u. 14.

sicherung, sich aller Angriffe enthalten zu wollen. Aber der Streit dauerte dennoch fort, neue Nahrung fand er, als man 1616 bei der Taufe den sogenannten „Exorcismus“, die „Teufelsaustreibung“ abschaffen wollte, weil das eine Sache sei, die vielen ärgerlich und anstößig sei. Alle Bemühungen des Kurfürsten und seines Nachfolgers Georg Wilhelm, eine Versöhnung herbeizuführen, waren vergeblich. Friedrich Wilhelm der große Kurfürst sah sich wieder genöthigt, am 2. Juni 1662 ein Edikt zu erlassen, und da dasselbe keine Folgen hatte, verordnete er unter den Geistlichen von Berlin und Köln a. d. Spree eine „freund- und brüderliche Konferenz“; zu dieser Verordnung war der Kurfürst selbst von einsichtsvollen Lutheranern ersucht worden. Von Seiten der Kölner Prediger wurde dieses Kollegium ohne Bedenken angenommen, die Berliner Prediger konnten sich nicht entschließen, und wir können nicht umhin, die Seele dieses Widerstandes in Paul Gerhard zu suchen. Er setzte ein Aktenstück auf, welches so charakteristisch ist, und die Hartnäckigkeit grade von Seiten des Berlinischen Ministeriums so klar zeigt, daß wir es hier mittheilen wollen *).

Rationes pro colloquio.

1. Ist Kurfürstlicher Durchl. gnädigster Wille und Befehl da?
2. Sein wir schuldig, jedermann, der es von uns fordert, Rechenschaft unsres Glaubens zu geben?
3. Können wir vielleicht einen und den andern belehren und auf rechten Weg bringen?
4. Zum wenigsten können wir dem Gegentheil seine grobe Irrthümer zeigen und davon abzustehn Vermahnung thun.
5. Hingegen können wir unsrer Religion das Wort reden und unser Bekenntniß von falschen Auflagen befreien.
6. Wird unsere Weigerung uns als eine Furcht, Zagheit, Bewußtes einer bösen Sache ausgebeutet, und wir als Lichtscheuende ausgerufen werden.
7. Die Reformirten dagegen werden den Schein gewinnen, als wären sie so trefflich unüberwindliche Helden, und ihre Religion stünde auf festen unbeweglichen Füßen.

Rationes contra.

1. Erstlich hat das Wort von Seiten der reformirten Lehrer keine gute Intention und Absehen, sie wollen a) einen Syncretismus **) von uns haben, wie die Marburger von den Kinteln zu Kassel erlanget, und das simuliren sie selber nicht, tragen ihrer Sache keine Scheu. b) Hoc ipso wollen sie unsere Leute allmählig disponiren, daß sie hernachmals die völlige Einführung der reformirten Religion desto leichter admittiren mögen.

*) Langbecker, Seite 23. Auch als Probe des Stiles der damaligen Zeit ist das Schriftstück interessant.

**) Der Landgraf zu Hessen hatte im Jahre 1661 auf Bitten seiner Theologen ein Kolloquium zwischen den lutherischen Theologen der damaligen Universität Kinteln und den reformirten in Marburg veranstaltet, dessen Ergebnis war, daß beide Theile sich völlig vereinigten. Dieses schöne Beispiel kristlicher Liebe wurde von den Lutheranern in Leipzig, Jena und Wittenberg geschmäht.

2. Soll unser Berlinisches Ministerium das Eis brechen, damit die andern Collegia desto eher und leichter nachzubringen, und wenn demnach ins künftige wird gefragt werden, wie ist der Syncrētismus et Calvinismus über die Mark kommen? man alsdann sagen möchte, die Berlinischen Prediger haben den Anfang dazu gemacht.

3. Ist das Werk an ihm selbst uns höchst gefährlich, denn wir müssen entweder den Syncrētismum eingehen, oder müssen ihn von uns ablehnen. Thun wir jenes, da Gott vor sei, so wird sich Segentheil zwar wohl dabei befinden, aber wehe uns! unsern Gewissen! unsern ehrlichen Namen! Thun wir aber dieses, so wird man sehen, wie es uns gehen werde, wie man unsere Friedhässigkeit anlagen und uns sonst auf allerlei Weise donigiren werde.

4. Sollen wir in diesem amicabili colloquio Kläger sein. Wir sollen aus den Confessionibus Reformatis darthun, welche Lehren puncta in fundamento erronea et damnabilia seien.

5. Sollen wir mit dem Röllnischen Ministerio uns coniungiren und nebst ihnen communem causam handeln, da doch bei den meisten selbigen Ortes der Syncrētismus allbereit statt genommen und sie in ihren Herzen wider uns sein.

6. Und indem wir solches urgiren oder vielmehr excipiren werden, werden wir mit den Röllnischen selbst zu thun kriegen, und diesen werden die Reformirten nicht ablegen.

7. Soll uns zwar dies Colloquium unverfänglich sein bei den Reformirten, aber was wird bei den Unsrigen werden? Was werden die vor Gedanken kriegen, wenn wir ohne ihrer Vorbewußt und Zurathnehmung in ein solch hochmüthig Werk uns einlassen werden?

8. Summa, laßt uns die Rintler ansehen und an ihrem Exempel uns spiegeln und klug werden.

Ad rationes affirmandi et quidem ad

1. Ist das nicht alsobald ein Ungehorsam, wenn man dasjenige, was in den Mandatis hoher Obrigkeit unserm kristlichen Gewissen allzuschwer fallen will, gehorsamst offenbaret und um Verschonung oder Remedirung demüthigst und unterthänigst ersuchet.

2. Sind wir ja schuldig, jedermann unsres Glaubens Bekenntniß zu thun, aber gleichwohl auch nicht zu verdenken, wenn wir gegen diejenigen, die dolose mit uns zu handeln gedenken, uns, so gut es uns der allgewaltige Gott an die Hand gibt, verwahren und vorsehen.

3. 4. 5. Haben wir so viel ungezweifelte Nachricht, daß (die reformirten Prediger) Herr Stochius, et qui cum ipso sunt, nun und nimmermehr zu unsrer Religion treten oder unser Bekenntniß annehmen wollen, sunt ergo obstinati et obdurati, so können wir auch unser und unserer Religion Unschuld und Wohl an einen andern Ort und auf eine andre Weise retten.

6. Was böse Leute von uns dichten oder denken, haben wir nicht zu achten, wenn nur fromme und gottfürchtige und verständige Herzen mit uns zufrieden sein und wir Gott und unserm Gewissen Genüge thun.

7. Laßt sie scheinen und leuchten wie sie wollen. Es ist nicht alles Gold, was da glänzet. In indicio veritatis wird nicht gefragt quid et quale quid videatur, sed quid et quale sit.

Conclusio.

Woher demnach der nächste und bequemste Weg, dieses colloquium modeste zu bekliniren, und zwar durch eine demüthigste Supplication, deren Gründe unter andern diese sein könnten:

1. So lehrt dieses ein neues und hiebevord in unsern lutherischen Kirchen hiesigen Ortes ungewöhnliches Werk.

2. Was der Reformirten Sinn und Meinung sei, haben wir bisher aus ihren Schriften genugsam ersehen, und bedarf also deshalb keiner conferens.

3. Haben sich die reformirten Prediger, ungeachtet sie wider uns, unsere Religion und Kirche sich eine Zeit her wohl heraus gelassen, sich über unsere Festigkeit und Unfriedsamkeit nicht zu beschweren.

4. Will man uns durch dieses Colloquium zu einem solchen Frieden bringen, wie die Hiltlinger mit den Marburgern gemacht haben, da nämlich die reformirten bei ihren vorigen Lehrpunkten verbleiben und doch gleichwohl die Lutheraner sie vor Brüder annehmen sollten.

5. Solchen Fried wird mit Gottes Hülfe keiner unter uns Lutherischen dem Ministerio Berolinensi zugethanen Predigern eingehen.

6. Und eben daher werden wir von unserm Gegentheil als ungehorsame, widerspenstige, friedhässige ausgerufen und bei unserm gnädigsten Herrn in die höchste Ungnade gebracht werden.

7. Ist die Religionssache, von welcher wir handeln sollen, nicht unser, sondern der ganzen märkischen lutherischen Kirche, und können also ohne derselben Vorbewußt und Einwilligung uns nicht einlassen.

8. Könnten wir auch durch solche absonderliche Handlung bei unsern Glaubens- und Religionsverwandten in Verdacht gezogen werden, als hätten wir unserm Amte nicht Genüge gethan. Damit nun solches verhütet werde, und es so soll und muß zur Conferens kommen, so bitten wir, etliche der Unsrigen sonderlich in den Hauptstädten darzu zu bitten.

Unvorgreiflich gesetzt

von P. Gerharden.

Wenn Paul Gerhard die ebenso kristlichen wie patriotischen Bemühungen des Großen Kurfürsten in diesem Schriftstück für einen dolos, eine hinterlistige Falschheit, erklärt, so können wir uns freilich nicht wundern, wenn er alles that, was er konnte, um die Vereinigung der im Geiste einigen beiden Konfessionen zu verhindern.

Die Konferenz wurde nach dem bestimmten Willen des Kurfürsten auf den 1. September 1662 festgesetzt, aber durch die Vorwände und Winkelzüge des Berlinischen Ministeriums unter Leitung Paul Gerhard's immer wieder verschoben, so daß schließlich sogar die lutherischen Prediger des Rblnischen Ministeriums erklärten: „daß sie mit den Berlinischen nicht einerlei Zweck

hätten, indem die Berliner ihre Gedanken gegen die gesuchte Kirchentoleranz richteten und setzen es vornämlich an vier Hauptartikel, Coena et Bapt. und was dahin gehört, die Kölner turbiren ihr Gewissen deshalb nicht, sondern sprechen mit dem Herrn Luthero: Sie sind vielleicht aus gutem Gewissen in der Meinung gefangen, darum wollen wir sie gern dulden, dagegen sind wir mit gutem Gewissen in einer andern Meinung gefangen, darum dulden sie uns, wo sie es mit uns nicht halten können.“

Das Kolloquium begann wirklich am 8. September 1662 und dauerte in siebenzehn Sitzungen bis zum 29. Mai 1663, das Resultat waren große Meinungsstöße, aber statt der Vereinigung nur vermehrte Bitterkeit; der Lizenziat Reinhard von der lutherischen Nikolaikirche sollte mit einem reformirten Lehrer des Joachimsthaler Gymnasiums disputiren, hielt sich aber so beleidigt, „daß er sich mit einem geringen Lehrer über so wichtige Dinge unterreden sollte“, daß er in seinem geistlichen Hochmuth die Unterredung gänzlich ablehnte und dem Oberpräsidenten von Schwerin trokige Antworten gab.

Der Kurfürst erließ nun am 16. September 1664 ein Edikt, in welchem beiden Konfessionen volle Religionsfreiheit und völlige Gleichberechtigung zugesichert, aber auch den Predigern beider Konfessionen aufs schärfste anempfohlen wurde, sich aller öffentlichen Schimpfreden und Beschuldigungen zu enthalten. Zugleich wurde gefordert, daß jeder Prediger einen Revers ausstelle, in welchem er sich verpflichte, dem Edikt vom 16. September 1664 gemäß zu handeln. Der Propst Kilius und der Prediger Reinhard, beide von der Nikolaikirche, verweigerten ihre Unterschrift und wurden sofort ihres Amtes entsetzt. Reinhard ging nach Leipzig, wo er eine Anstellung fand, der siebenzigjährige Propst Kilius verstand sich zur Unterschrift und wurde wieder in sein Amt eingesetzt. Paul Gerhard wurde am 6. Februar 1666 noch einmal ernstlich zur Unterszeichnung des Reverses aufgefordert, und als er sich weigerte, ihm eine achtstägige Bedenkzeit angeboten. Anfangs nahm er dieselbe an, wies sie jedoch mit den Worten „er habe sich schon längst bedacht und würde sich wohl nicht ändern“ zurück. Darauf erfolgte seine Amtsentsetzung. In Berlin war man hierüber sehr bestürzt, der Dichter muß die Liebe in der That „bei Höhen und Niedrigen“ in sehr reichem Maße besessen haben, denn alsbald wandten sich die Stadtverordneten und die Bevollmächtigten von sechs Gewerken an den Kurfürsten mit der Bitte, den geliebten Prediger und Seelsorger nicht zu verstoßen. „Dem Rath und den ganzen beiden Städten Berlin und Köln ist es mehr als bekannt, daß dieser Mann nimmermehr wider den Glauben Sr. Kurfürstl. Durchl. oder dero Genossen geredet, geschweige geschmähet hätte, sondern er hat alle und jeden zum wahren Christenthum durch Lehre und Leben geführt und keine Seele mit Worten oder Werken angegriffen.“ Es möchte ihnen daher der fromme, herrliche und in vielen Landen berühmte Mann plaffen werden.

Der Kurfürst, in dessen nächster Umgebung sich wohl ein heimlicher Feind des berühmten Dichters befinden mußte, antwortete aus Kieve, daß ihm von der „sonderbaren Frömmigkeit“ Paul Gerhard's nichts bekannt sei, vielmehr trage derselbe vorzugsweise die Schuld, seine Kollegen zur Wider-

festlichkeit gegen die Obrigkeit aufgereizt zu haben, auch sei genugsam erwiesen, daß er die Reformirten in fast allen seinen Predigten durchgehohlet und verdammt habe. Deshalb möge Paul Gerhard ernstlich ermahnt werden, daß er sein Gewissen nicht beschweren, und zu weiterer Verwirrung, deshalb er bei Gott schwere Verantwortung auf sich laden würde, nicht Anlaß geben solle. Wollte er den Revers nicht unterschreiben, so solle der Magistrat einen andern tüchtigen Prediger berufen.

Nun erfolgte eine neue Bittschrift der Bürgerschaft an den Rath der Hauptstadt, dieser wandte sich dringend an den Kurfürsten, der aber das Schreiben nicht gnädig aufnahm; am 13. April 1666 erwiderte er, daß wohl nur auf Veranlassung einiger gehässiger und unruhiger Leute die ganze Schrift abgefaßt und eingesandt worden wäre. Es war nämlich in der Schrift gesagt worden, die Lutheraner fürchteten, man möge ihnen die freie Ausübung ihrer Religion verwehren. Mit Recht entgegnete der Kurfürst, daß zu solchem Bedenken niemals Veranlassung gegeben worden sei, die lutherische Religion sei frei, nach wie vor. „Ober besteht die Freiheit der lutherischen Religion darin, daß die Prediger freie Macht behalten sollen, die Reformirten und deren Religion nach ihrem Gefallen zu verlästern, zu verketzern und zu verdammen?“ Schließlich befahl der Kurfürst, daß die Bürgerschaft sich nicht mehr in sein Ebitte mischen, sondern ihren Handwerken und ihrer Nahrung nachgehen sollte.

Doch nun nahmen sich selbst die Stände der Mark der Sache an, sie sandten unter dem 27. Juli 1666 an den Kurfürsten, der sich noch in Aler aufhielt, ein ausführliches Schreiben, in welchem sie sagten, Gerhard's A dankung erregte im ganzen Lande große Besorgniß, zumal dieser Mann von den Bekennern beider Konfessionen für einen frommen, musterhaften und durchaus friedliebenden Theologen erkannt werde, der niemals die kurfürstliche Ebitte übertreten habe. — Der Kurfürst scheint noch einmal genaue Erkundigungen über Paul Gerhard eingezogen zu haben, das Resultat derselben mußte wohl ein günstiges sein, und in hochherziger Duldung ließ der Große Kurfürst am 9. Januar 1667 in einer besondern Audienz dem versammelten Magistrat von Berlin durch den Oberpräsidenten Otto von Schwerin anzeigen, „daß, weil er von Paul Gerhard's Person keine Klage außer der vernommen, daß er den Ebitten zu subscribiren sich entzogen, Se. Churfürst Durchlaucht aber davor halten mußten, daß er die Meinung der Ebitten nicht recht begriffen hätte, so wollten Sie ihn hiermit plene restituirt und ihm sein Predigtamt nach wie vor zu treiben verstatet haben.“

Am 12. Januar verkündete eine Art Zeitung, welche damals in Berlin erschien, der „Sonntagische Mercurius“, die Wiedereinsetzung Paul Gerhard's zur großen Freude der Berliner. Der Dichter hatte wieder seine Amtshandlungen übernommen, aber schon am 19. Januar 1667 wandte er sich an den Magistrat und bat denselben, sich beim Kurfürsten zu erkundigen, „wobei es denn endlich verbleiben und wie und welcher Gestalt ich hin wiederum in mein Amt eintreten solle.“ Der Magistrat entsprach der Bitte des Dichters, aber auf das Schreiben an den Kurfürsten antwortete derselbe am 4. Februar 1667:

„Wenn der Prediger Paul Gerhard das ihm von Sr. Kurfürstl. Durchl. gnädigst wieder erlaubte Amt nicht wieder betreten will, welches er dann vor dem höchsten Gott zu verantworten haben wird, so wird der Magistrat in Berlin ehestens einige andere friedliebende geschickte Leute zu Ablegung der Probepredigt einladen.“

Anders konnte der Kurfürst nicht antworten, er hätte sonst ja alle seine früheren Verordnungen widerrufen und dadurch sich sein landesherrliches Wort zum Spott machen müssen. Aber für Paul Gerhard blieb auch keine Wahl, er entsagte freiwillig seinem Amte.

Dieses Verfahren des Dichters kann auf den ersten Blick nicht anders als schroff erscheinen, doch vermögen wir nicht die Gründe anzugeben, welche ihn bewogen, so zu handeln; die Akten, so weit sie zur Einsicht vorliegen, sind dunkel, lassen aber vernuthen, daß Paul Gerhard seine bestimmten und schwerwiegenden Gründe doch wohl haben mußte*). Von vielen Seiten wurde ihm zugeredet, die Gnade des Kurfürsten anzunehmen, und in seinem Amte zu verbleiben. Deshalb zögerte der Magistrat auch immer noch mit der Befetzung des Diaconates, so daß der Kurfürst am 31. August 1667 ein Erinnerungsschreiben sandte. Doch erst im folgenden Jahre wurde Paul Gerhard's Stelle durch den Prediger Wolfius aus Lebus besetzt.

Als sich die Kunde von Gerhard's Amtsentsetzung verbreitete, lud der Herzog Christian zu Sachsen-Merseburg den Dichter ein, nach Merseburg zu kommen, und als Paul Gerhard das ablehnte, versah der Herzog ihn mit einem Jahrgehalte. Außerdem erhielt der Dichter von seiner Gemeinde und von dem Magistrate in Berlin fortwährend so bedeutende Zuschüsse, daß seine Einkünfte in Berlin ohne Amt damals größer waren als später in Lübben, wo er wieder im Amte war, und diese Berliner Zuschüsse kamen meist aus der Tasche vornehmer Leute**).

Um diese Zeit wurde das Archidiaconat in Lübben vakant, Paul Gerhard wurde für diese Stelle durch einen Rittmeister Engel in Vorschlag gebracht. Der Generalsuperintendent daselbst meinte freilich, Gerhard sei als ein Mann von 62 Jahren zu schwach, um das Amt zu übernehmen, doch da die Freunde des Dichters, der in Berlin im März 1668 seine Gattin durch den Tod verloren hatte, für ihn an eine neue Heirath dachten, so muß er doch noch körperlich rüstig gewesen sein. Der Magistrat sandte darauf einen eigenen Boten nach Berlin und lud Paul Gerhard zu einer Probepredigt ein. Freudig sagte der Dichter zu, bat aber noch um einen vierwöchentlichen Aufschub, da er für sich und die Seinigen sowohl wie für andere Leute Geschäfte zu besorgen hätte, an denen allen viel gelegen sei, und die ohne ihn nicht geschehen könnten. Am 9. Oktober sandte nun der Magistrat in Lübben einen Wagen nach Berlin, Paul Gerhard kam und wurde mit vieler Auszeichnung empfangen, am 14. Oktober 1668 hielt er seine Gastpredigt, und darauf wurde ihm die Stelle des Archidiaconus verliehen. Die zu diesem Amte gehörige Dienstwohnung war jedoch sehr eng und baufällig, und Paul Gerhard hatte daher den Wunsch aus-

*) Vergl. Langbecker a. a. O. S. 188 u. 189 Anm., S. 200 Anm. u. S. 308 ff.

**) Paul Gerhard von E. G. Roth, Leipzig 1829. Seite 37.

gesprachen, die Wohnung möge ausgebaut werden. Der Magistrat versprach, das zu besorgen, und Paul Gerhard kehrte vorläufig nach Berlin zurück. Im Februar des nächsten Jahres erkrankte sein einziger Sohn Paul Friedrich sehr schwer, doch genas er langsam von der langwierigen Krankheit.

Inzwischen verzögerte sich der Ausbau des Wohnhauses für den Archidiacon immer mehr, der Magistrat schien keine rechte Lust dazu zu haben, Paul Gerhard reiste selbst noch einmal nach Lübben und wandte sich schließlich an den Kurfürstl. Sächsischen Regierungspräsidenten Jakob von Hohmb, durch dessen Vermittlung der Bau dann endlich zu Stande kam. Ende Mai 1669 zog Paul Gerhard nun nach Lübben, ihn begleitete sein Sohn Paul Friedrich, seine Schwägerin, Frau Fromme, und das zur Familie gehörige Gefinde; nach des Dichters eigener Angabe bestand sein Haushalt im Ganzen aus sechs Personen. Am 6. Juni leistete Paul Gerhard vor dem Konsistorium den Religionseid und trat am Trinitatisfeste 1669 sein Amt an. Ueber sein Leben und Wirken in dieser letzten Zeit seines Lebens ist nichts bekannt, es wird erzählt, daß er oft sehr schwermüthig gewesen sei und große Seelenangst gehabt habe. In solchen Augenblicken habe er sich in die Kirche begeben, um vor dem Bilde des Erlösers niederzuknien und sich durch Gebet zu stärken. Als er 70 Jahre alt geworden war, setzte er einige Lebensregeln für seinen Sohn Paul Friedrich auf, in welchen er ihn zu allem Guten ernst und innig ermahnte. Am 7. Juni 1676 starb Paul Gerhard und wurde in der Lübbener Hauptkirche in der Nähe des Altars beigesetzt. Seine Gemeinde ließ sein Bild in Lebensgröße, in Oel gemalt, in der Kirche aufhängen, woselbst es noch jetzt sich befindet. Das Antlitz des Dichters zeigt etwas volle, eble und milde Züge, besonders innig ist der Ausdruck der freundlichen Augen, das Haar fällt lockig auf die Schultern, das greise Haupt bedeckt ein schwarzes Käppchen.

Von allen Dichtern geistlicher Lieder hat niemand so innig, so herzbergend gesungen, wie Paul Gerhard, niemand hat, wie er, das Verhältniß des Menschen zu Gott kindlicher und reiner aufgefaßt. Es ist kein strafender, zürnender, rachebegieriger Gott, der aus Paul Gerhard's Liedern uns entgegenschaut, sondern der allbarmherzige, ewiggütige Vater, der die Liebe ist, dessen segnende Hand über die Menschentinder sich ausstreckt, der ihnen seinen Segen leiht von der Wiege bis zum Grabe und sie danach in sein ewiges Reich führt. Zu keiner Stunde ist der allmächtige Vater seinen Kindern aber näher, als wenn seine väterliche Hand ihnen Kummer sendet, um ihr Herz loszureißen von dem vergänglichen Land der Welt, und Herz und Sinnen dem Einen zuzuwenden, was noth ist. Die Trostlieder sind von allen Liedern Paul Gerhard's die schönsten; wo wäre ein evangelischer Krist, dem nicht das herrliche Lied „Wessel du deine Wege“ manche Thräne getrocknet und manchen Schmerz weniger bitter gemacht hätte? Oder den nicht das Lied „Ich bin ein Gast auf Erden“ losgerissen hätte von allen Erden Sorgen, und aus trüber Nacht, die den Geist umbunkelt, aus Fesseln, die das Herz einschnüren, hinaufgetragen hätte zu der Heimath, wo der Vater tröstet!

Und ebenso väterlich mild, so voll ewiger Liebe wie Gott, ebenso menschlich innig, so brüderlich aufopfernd erscheint bei Paul Gerhard die Gestalt des

Erlösers. Der Heiland ist bei ihm nicht ein unnahbarer, richtender und strafender Gott, der sein Wehe! über die ungläubige Menschheit hindonnert, sondern wie ein Bruder wandelt er unter den Menschen, jedes bedrängte Herz findet bei ihm die sicherste Zuflucht, und wird von ihm in keiner Noth verlassen, und wenn das letzte Stündlein naht, wenn dem armen Menschenherzen am allerhängsten ist, dann tritt der Bruder, der Heiland, der Erlöser an das Todtenbett und reißt die ringende Seele aus aller ihrer Angst und Pein.

Aber keiner hat sein Herz auch so voll Innigkeit, so ohne allen Rückhalt dem Erlöser hingegeben, wie Paul Gerhard, ihm ist der Erlöser alles; keine Schätze der Welt, kein Gut und keine Ehre, keine Trübsal und kein Leid kann ihn scheiden von dem Herzen desjenigen, der sein Leben für ihn dahingab in den bittersten Tod, und der gleichwohl sterbend noch dem Gläubigen die Versicherung gab, daß er mit ihm in seinem Paradiese sein sollte.

Die kristliche Kirche besitzt in den 120 Liedern Paul Gerhard's einen Schatz, welchem an Werth kein Erbauungsbuch gleichkommt, der Platz, der diesen Liedern gebührt, ist unmittelbar nach den biblischen Schriften. Aber nicht allein für die nächsten Zwecke der Kirche hat Paul Gerhard gedichtet, fast noch reicher an Erhebung, an Erbauung, ist er für alle Fälle des häuslichen Lebens; am Krankenbette, bei allen Festen des Familienkreises, auf der Reise, überall spendet der Dichter Trost, überall erinnert er in milden, ergreifenden Worten an den Dank, welchen der Mensch dem Geber alles Guten schuldig ist.

Die Beziehungen des Menschen zur Natur sind fast in der ganzen deutschen Literatur nicht wärmer, liebevoller, kindlicher aufgefaßt, als in dem schönen Liede „Och aus mein Herz und suche Freud“. Auch in diesem Liede tritt uns so recht deutlich die oft wiederholte Mahnung des Dichters entgegen, daß der Mensch sich seines Lebens auf erlaubte Weise erfreuen solle, daß er sein Herz an den herrlichen Gaben Gottes weiden, und nicht in grämlicher Verzagttheit und in sündlicher Verachtung dessen, was Gott, der Vater der Liebe, erschuf, sein Leben hinbringen solle ohne die Gaben zu nutzen, die ihm verliehen sind, ohne mit dem Pfunde zum Nutzen des Nächsten zu wuchern, da Gott es ihm doch vertraut hat.

In Bezug auf die Form übertrifft Paul Gerhard alle früheren und auch die meisten neueren geistlichen Liederdichter. Seine Sprache ist rein und edel, überall gleichmäßig ausgebildet, sein Ausdruck ist fein und gewählt, und während andere Dichter geistlicher Lieder mit unverkennbarem Bestreben nach den schmackhaftesten Ausdrücken suchen, verbannt Paul Gerhard alle solche Wörter mit dem sichersten Takte aus seinen Dichtungen. Die halbsprechenden Kürzungen, welche besonders bei den älteren geistlichen Poeten so beliebt waren, wendet Paul Gerhard niemals an, man wird wenig oder gar keine verstümmelte Wörter bei ihm finden. Daher fließt sein Vers auch stets ebenmäßig, und da er auch den Wortton und den Version stets zusammentreffen läßt, so erzielt er jene reine rhythmische Bewegung, und in Verbindung mit den meist sorgfältig gewählten Reimen jenen musikalischen Wohlklang, der alle seine Lieder uns so einschmeichelnd zum Herzen gehen läßt. Die wenigsten seiner Lieder sind nach fremden, meist lateinischen Vorbildern gedichtet, bei weitem die meisten sind sein freies

Eigenthum. Es ist—unbestreitbar, daß Paul Gerhard's poetische Begabung in jeder Hinsicht sehr bedeutend, und daß er ein Dichter in der vollsten Bedeutung des Wortes war.

Wenn man bedenkt, wie vielen Menschen der unteren Klassen die Bibel und das Gesangbuch die einzige geistige Nahrung geben, so ist es sehr zu bedauern, daß im Verhältniß so wenige Lieder Paul Gerhard's sich in den meisten Gesangbüchern finden, und noch mehr zu bedauern ist es, daß neben wenigen berufenen Rezensenten sich so oft „Verbesserer“ gefunden haben, welche durch ihre „Verbesserungen“ nichts weiter als ihr bares Unvermögen und ihren theologischen Dünkel offenbart haben. In sehr reiner und schöner Form finden sich einige von Paul Gerhard's Liedern in dem Deutschen Evangelischen Kirchengesangbuche, Stuttgart und Augsburg 1856. Vollständig und in alter Gestalt finden sich die 120 Lieder Paul Gerhard's in dem öfter angeführten Werke von Langbecker.

Von den so wenig bekannten Liedern des Dichters, welche nicht gerade Kirchenlieder sind, theilen wir nachstehend einige mit. Sie sind der „Auswahl aus Paul Gerhard's Liedern (vom Bürgermeister Dr. Franz Liebemann in Bremen), Bremen 1827“ entnommen. Obwohl uns die ursprüngliche Fassung zu Gebot steht, ziehen wir es doch vor, die Lieder in dieser vortrefflichen Rezension zu geben.

Preis des Ehestandes.

Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ,
Im Stande da dein Segen ist,
Im Stande heil'ger Ehe!
Wie steigt und neigt sich deine Gab
Und alles Gut so mild herab
Aus deiner heil'gen Höhe,
Wenn sich
An dich
Fleißig halten
Jung und Alten,
Die im Orden
Eines Lebens einig worden.

Wenn Mann und Weib sich wohl begeh'n
Und unberrückt beisammen stehn
Im Bande reiner Treue,
Da geht das Glück in vollem Lauf,
Da steht man, wie der Engel Pauf
Im Himmel selbst sich freue.
Kein Sturm,
Kein Sturm
Kann zer schlagen,
Kann zernagen
Was Gott giebet
Dem Paar, das in ihm sich liebet.

Der Mann wird einem Baume gleich,
 An Ästen schön, an Zweigen reich,
 Das Weib gleich einem Neben,
 Der seine Träublein trägt und nährt
 Und sich je mehr und mehr vermehrt
 Mit Früchten, die da leben.
 Wohl dir,
 O Hier,
 Mannes Sonne,
 Hauses Sonne,
 Thronkrone!
 Gott denkt dein vor seinem Throne.

Seid gutes Muths! wir sind es nicht,
 Die diesen Orden aufgerichtet,
 Es ist Gott, unser Vater,
 Der hat uns je und je geliebt
 Und bleibt, wenn unsre Sorg uns trübt,
 Der beste Freund und Rath.
 Anfang,
 Ausgang
 Aller Sachen,
 Die zu machen
 Wir gedenken,
 Wird er wohl und weislich lenken.

Zwar bleibt's nicht aus, es kommt ja wohl
 Ein Stündlein, da man leidensvoll
 Die Thränen läffet schießen,
 Jedemnoch wer sich in Geduld
 Ergibt, des Leid wird Gottes Huld
 Mit großen Freuden schließen.
 Klage,
 Trage
 Nur ein wenig,
 Unser König
 Wird behende
 Machen, daß die Angst sich wende.

Wohl her, mein König, nah' herzu!
 Gib Rath im Kreuz, in Nothen Ruh,
 In Aengsten Trost und Freude.
 Des sollst du haben Ruhm und Preis,
 Wir wollen singen bester Weis'
 Und danken alle beide,
 Bis wir
 Bei Dir,
 Deinen Willen
 Zu erfüllen,
 Deinen Namen
 Ewig loben werden. Amen!

Friedenslied.

(Beim Schluß des dreißigjährigen Krieges.)

Gott Lob! nun ist erschollen
 Das eble Fried- und Freudentwort,
 Daß nunmehr ruhen sollen
 Die Spieß und Schwerter und ihr Mork.
 Wohlauf, und nimm nun wieder
 Dein Saitenspiel hervor,
 O Deutchland! singe Lieder
 Im hohen vollen Chor.
 Erhebe dein Gemüthe
 Zu deinem Gott und sprich:
 Herr, Deine Gnad und Güte
 Bleibt dennoch ewiglich.

Sei tausendmal willkommen,
 Du theure, werthe Friedensgab,
 Jetzt sehn wir, was für Frommen
 Dein Beiuwohnen in sich hab.
 In dich hat Gott versenket
 All unser Glück und Heil,
 Wer dich betrübt und kränket,
 Der brükt sich selbst den Pfeil
 Des Herzeids in das Herze
 Und löschet aus Unverstand
 Die goldne Freudenterze
 Mit seiner eignen Hand.

Das brükt uns niemand besser
 In unsre Seel und Herz hinein
 Als ihr zerstörten Schlösser,
 Ihr Städte voller Schutt und Stein,
 Ihr vormals schönen Felber,
 Mit frischer Saat bestreut,
 Ihr ausgehaunten Wälder,
 Du blirre, wilste Haid,
 Ihr Gräber voller Leichen
 Und tapfrer Helben Schweiß,
 Der Helben, deren gleichen
 Auf Erden man nicht weiß.

Hier trübte deine Sinnen,
 O Mensch, und laß den Thränenbach
 Aus deinen Augen rinnen!
 Geh in dein Herz und denke nach:
 Was Gott bisher gesendet,
 Das hast du ausgelacht,
 Nun hat er sich gewendet
 Und väterlich bedacht,
 Vom Grimm und scharfen Driegen
 Zu deinem Heil zu ruhn,
 Ob er dich möchte zwingen
 Mit Lieb' und Gütesthun.

Ach, laß dich doch erwecken!
 Wach auf, wach auf, du harte Welt,
 Eh' als der letzte Schrecken
 Dich schnell und plötzlich überfällt.
 Wer aber Kristum liebet
 Sei unerschrocknen Muths,
 Der Friede, den Er giebet,
 Bedeutet alles Guts.
 Er will die Lehre geben:
 Das Ende nah herzu,
 Da sollt ihr bei Gott leben
 In ew'ger Friedensruh.

Gebet um einen Freund.

Jesu, allerliebster Bruder,
 Der's am besten mit mir meint,
 Du mein Anker, Mast und Ruder
 Und mein treuster Herzensfreund,
 Der du ehe was gekoren,
 Dir die Menschen hast erkoren,
 Auch mich armen Erdengast
 Dir zur Lieb ersehen hast.

Gib mir, Herr, nach deinem Willen
 Einen Freund, an dessen Treu
 Ich mein Herze möge stillen,
 Dem mein Mund sich ohne Scheu
 Deffnen und erklären möge,
 Dem ich alles offen lege
 (Nach dem Maße, das mir gnügt),
 Was mir auf dem Herzen liegt.

Laß mich David's Glück erleben,
 Gib mir einen Jonathan,
 Der mir sein Herz möge geben,
 Der auch, wenn sonst jedermann
 Mir nichts Gutes mehr wollt gönnen,
 Sich nicht lasse von mir trennen,
 Sonderu fest, in Wohl und Weh
 Als ein Felsen bei mir steh.

Herr, ich bitte dich, erwähle
 Mir aus aller Menschenmeng
 Eine fromme, heil'ge Seele,
 Die an dir fest kleb' und häng',
 Auch nach deinem Sinn und Geiste
 Mir stets Trost und Hilfe leiste,
 Trost, der in der Noth besteht,
 Hilfe, die von Herzen geht.

O wie groß ist meine Habe,
 O wie köstlich ist mein Gut,
 Jesu, wenn mit dieser Gabe
 Dein' Hand meinen Willen thut,
 Daß mich meines Freundes Treue
 Und beständig's Herz erfreue!
 Wer dich fürchtet, liebt und ehrt,
 Dem ist solch ein Schatz bescheert.

Gute Freunde sind wie Stäbe,
 Da der Menschen Gang sich hält,
 Daß der schwache Fuß sich hebe,
 Wenn der Leib zu Boden fällt.
 Wehe dem, der nicht zu Frommen
 Solches Stabes weiß zu kommen,
 Der hat einen schweren Lauf.
 Wenn er fällt, wer hilft ihm auf?

Nun Herr, laß dir's wohlgefallen,
 Bleib mein Freund bis in mein Grab,
 Bleib mein Freund, und unter allen
 Mein getreuester, stärkster Stab!
 Wenn du dich mir wirst verbinden,
 Wird sich schon ein Herz finden,
 Das durch deinen Geist gerührt
 Mir was Gutes gönnen wird.

Angabe der Quellen und Hilfsmittel.

G. G. Servinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Fünf Bände. Vierte Ausgabe. Leipzig 1853.

Servinus erkennt in den klassischen Werken der Griechen und Römer die ersten und höchsten Muster aller Poesie, am höchsten steht ihm Homer (IV, 301). Von diesem Standpunkte aus und nach dem Maßstabe altklassischer Poesie beurtheilt er alle Erscheinungen der deutschen Literatur mit großartigem Scharfsinn, mit festem, männlichem Sinne, fern von jeder schwächlichen Schwärmerei, hinter welcher sich die Unkenntniß so gern verbirgt. Servinus' Urtheile sind scharf und streng, an einzelnen Stellen (in der Besprechung des deutschen Volksepos) wohl zu streng, doch sind sie niemals partiisch.

Wolfgang Menzel, Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. In drei Bänden. Stuttgart 1859.

Ein Buch, dessen stark gefärbte, partiische Urtheile mit großer Vorsicht aufzunehmen sind.

Heinrich Kurz, Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Dritte Auflage. Leipzig 1870.

Ein sehr brauchbares Buch mit vielen biographischen und bibliographischen Notizen.

Das Nibelungenlied.

1. Der Nibelunge Noth und die Klage. Nach der ältesten Ueberlieferung herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1859.
2. Ueber die ursprüngliche Gestalt des Nibelungenliedes. Von Karl Lachmann. Berlin 1816.
3. Zur Geschichte der Nibelungen Not. Von Müllenhoff. Braunschweig 1855.
4. Uebersetzung von Simrod, 14. Auflage. Stuttgart 1863.

Die Gudrun.

1. Gudrun, Uebersetzung und Urtext, mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Wilhelm von Bönning. Leipzig 1853.
2. Uebersetzung von Simrod. Stuttgart 1843.

Wolfram von Eschenbach.

1. Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach. Von San Marte. Zwei Bände. Magdeburg 1836—41. Zweite Ausgabe. Leipzig 1858.
2. Wolfram von Eschenbach, herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1833.
3. Uebersetzung von Simrod, 2 Bände. Stuttgart 1849.

Gottfried von Straßburg.

1. Gottfried's von Straßburg Werke, herausgegeben durch Friedr. Heinr. v. d. Hagen. Zwei Bände. Berlin 1823.
2. Uebersetzung von Simrod. Zwei Bände. Leipzig 1855.

Walther von der Vogelweide.

1. Walther von der Vogelweide, herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1859. Vierte Auflage.
2. Uebersetzung von Simrod. Mit Anmerkungen von W. Wadernagel. Zwei Bände. Berlin 1833.
3. Ludwig Uhland, Walther von der Vogelweide geschildert. Stuttgart 1822.

Heineke Vos.

1. Heineke Vos. Nach dem alten Druck Lübeck 1498, herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Berlin 1834.
2. Grimm, Reinhart Fuchs. Berlin 1834.
3. Grimm, Sendschreiben an Lachmann über Reinhart Fuchs. Leipzig 1840.

Martin Luther.

1. Luther's Leben von G. Pfizer. Stuttgart 1836.
2. Desgl. von J. A. Jander. Leipzig 1833.
3. Desgl. von R. Zimmermann. Darmstadt 1855.
4. Historia M. Lutheri von Cochläus, deutsch von Ch. Häber. Jngolstadt 1852.
5. M. Panzer, Geschichte der Bibelübersetzung Luther's. Nürnberg 1783.
6. G. W. Popp, Würdigung der lutherischen Bibelübersetzung mit Rücksicht auf ältere und neuere Uebersetzungen. Nürnberg 1847.

Hans Sachs.

1. Hans Sachs' Leben von Salomon Kaniſch. Altenburg 1765.
2. J. F. Hoffmann, Hans Sachs' Leben und Wirken aus ſeinen Dichtungen nachgewieſen. Nürnberg 1847.
3. Emil Weller, Der Volksdichter Hans Sachs und ſeine Dichtungen. Eine Bibliografie. Nürnberg 1868.
4. Th. Odebrecht, Hans Sachs, ein Mahnruf. Berlin 1870.
5. Auswahl aus Hans Sachs' Werken von G. W. Hopf. 2 Bände. Nürnberg 1856.

Johannes Fiſchart.

1. Bilmar, Johannes Fiſchart, in der Enzyklopädie von Erſch und Gruber. 1. Sektion, 51. Band.
2. Bilmar, Zur Literatur Fiſchart's. 2. Auflage. Frankfurt a. M. 1865.
3. W. Wadernagel, Johann Fiſchart von Straßburg und Baſels Antheil an ihm. Baſel 1870.
4. Heinrich Kurz, J. Fiſchart's ſämmtliche Dichtungen, herausgegeben und mit Erläuterungen verſehen. 3 Bände. Leipzig 1866.
5. Johann Fiſchart's Ehezuſchüßlein. Straßburg 1591.
6. Geſchichtsklitterung. Straßburg 1594.

Volkslied.

1. Lieder des ſechzehnten Jahrhunderts. Von Götſche und Tittmann. Leipzig 1869.
2. Das Ambraser Liederbuch, herausgegeben von Joſef Bergmann. Stuttgart 1845.
3. Bergreien, herausgegeben von D. Schade. Weimar 1854.

Logau.

1. Geſchichte der fruchtbringenden Geſellſchaft. Von F. W. Barthold. Berlin 1848.
2. Friedrich von Logau und Hans Aſmann von Abſchatz, Auswahl aus ihren Werken von W. Müller. Leipzig 1824.
3. Auswahl aus Friedrich's von Logau Sinngebichten von Hamler. Leipzig 1791.
4. Leſſing, in den Literaturbriefen: Leſſing's Werke, Leipzig 1841. Band V, Seite 77 u. f., Seite 100 u. f.

Paul Gerhard.

1. Langbecker, Paul Gerhard's Leben und Lieder. Berlin 1841.
 2. Auswahl aus Paul Gerhard's Liedern. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Von Dr. Franz Tiedemann, Bürgermeister in Bremen. Zweite Ausgabe. Bremen 1827.
 3. Deutsches Evangelisches Kirchengesangbuch. Stuttgart 1856.
-

Die Heroen

der

deutschen Literatur.

Πολλὰ δ' ὁδοὶ
Σὺν θεοῖς εὐπραγίας.

Pindar.

Die Heroen

der

deutschen Literatur.

In

Lebensgeschichtlicher Form.

Zum Gebrauche

auf

Gymnasien, Real- und höheren Mädterschulen, sowie
für Lehrer und zum Privatstudium.

Von

Ferdinand Sonnenburg,

Rektor der Bürgerschule in Bad Deynhausen.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Zweite Ausgabe.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1874.

Die Herausgabe einer Uebersetzung in französischer und englischer Sprache,
sowie in anderen modernen Sprachen wird vorbehalten.

V o r w o r t.

In den Lebensbeschreibungen des vorliegenden Bandes habe ich nicht filologisch-anatomische Präparate liefern wollen, sondern ich habe mich bemüht, dem Leser lebensfrische Gestalten vorzuführen. Von diesem Bestreben geleitet, habe ich es überall für einen Vorzug gehalten, die großen Männer, deren Leben ich darzustellen versuchte, so viel als möglich selbst reden zu lassen, und meine eigenen Ansichten zurückzuhalten, wo ich statt ihrer die Aussprüche der Heroen selber geben konnte.

Den Artikel Kant habe ich gemeinschaftlich mit meinem Bruder, dem Direktor Rudolf Sonnenburg in Ludwigslust, gearbeitet. Die eigentliche Lebensbeschreibung vom Anfang bis zu Seite 563 ist von mir verfaßt. Bei den Worten: „Mit Recht sagt Hermann Grimm“ beginnt die Arbeit meines Bruders. Der zehnte Abschnitt, „Gottesdienst und Religion“ ist von mir eingefügt, das Folgende gehört wiederum meinem Bruder an, bis zu Seite 580. Was nun folgt, von: „In diesen Worten“ bis „genommen werden“ ist meine Ansicht; die Worte von „Zum Schluß“ bis „zu poetischem Schwunge“ auf Seite 582 gab mein Bruder, und den eigentlichen Schluß fügte ich hinzu.

In Bezug auf die Angabe der Quellen und Hülfsmittel bemerke ich noch, daß nur die vorzugsweise benutzten Werke aufgeführt sind. Es ist nichts Richter, aber auch nichts zweckloser, als lange Reihen von Titeln gelehrter Zeitschriften und bändereicher Werke anzuführen. Eine selbständige Arbeit bedarf solcher Reklame nicht. Aus dem Umstande, daß ich die Werke von Koberslein, Wadernagel u. A. nicht unter den Hülfsmitteln genannt habe, dürfen wir nicht schließen, daß ich diese Werke entweder nicht kenne oder nicht gelten lassen wolle — dieses Verfahren ist nur der Anmaßung eines Pedanten vom

reinsten Wasser möglich. Ich halte es gänzlich unter meiner Würde, gegen solche Behauptungen, denen die Absicht an der Stirn geschrieben steht, auch nur ein einziges Wort zu erwidern.

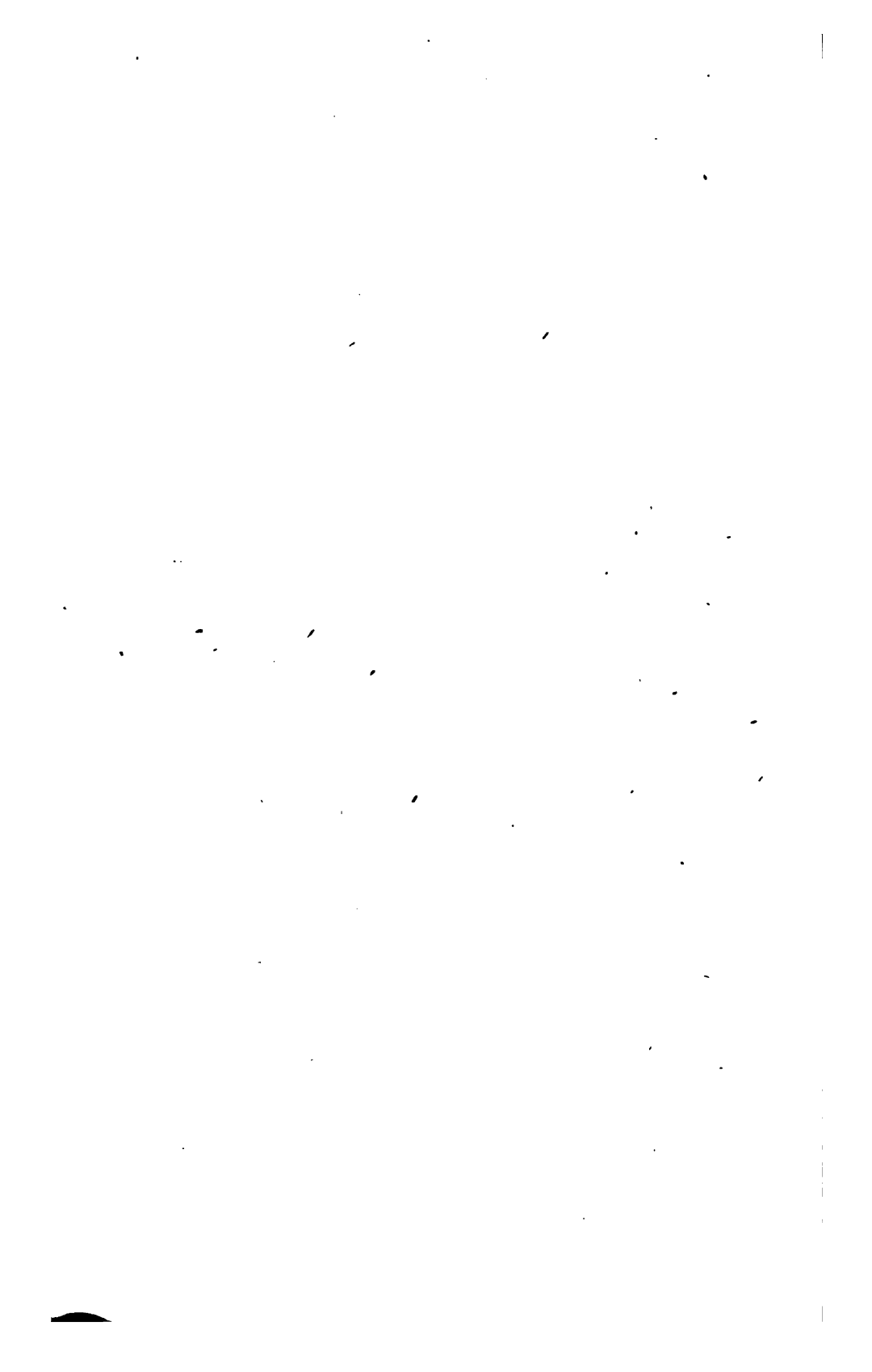
Den Verwaltungen der Universitätsbibliotheken in Göttingen und in Bonn sage ich wiederum meinen herzlichsten Dank!

Bad Deynhausen, im Januar 1874.

Ferdinand Sonnenburg.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Friedrich Gottlieb Klopstock	1
Kristof Martin Wieland	78
Gothold Ephraim Lessing	151
Johann Gottfried Herder	317
Immanuel Kant	532



Friedrich Gottlieb Klopstock.

Wenn wir den jugendlichen Geist lange genug auf dem geebneten Wege der Erkenntniß geleitet und ihn vor Irrthum behütet, wenn wir sein Vermögen entwickelt und seinen Blick geübt und geschärft haben, dann tritt auch einmal der Augenblick ein, in welchem der junge Geist sich stark genug fühlt, seiner eigenen Kraft zu vertrauen und seinem eigenen Urtheil zu folgen, und ohne Führer hinauszuschreiten in die wunderbare Welt, die sich ahnungsvoll, Glück und Freude verheißend vor ihm aufthut. Von allem, was sich dann dem staunenden Auge darbietet, haftet der Blick am meisten auf den Lichtpunkten, welche jeder Forscher neu für sich entdeckt, und an ihrem Lichte, an ihrer Wärme, an ihrer Schönheit entzündet sich das junge Herz, es schlägt den glänzenden Bildern begeistert entgegen, es bringt ihnen alle seine Liebe als vollstes Opfer dar, es schmückt sie mit den reichsten Kränzen seiner Bewunderung und seiner Verehrung. Und dieser süße Taumel erfüllt die junge Brust ganz und gar und versperrt allem andern, besonders aber dem nüchternen, zergliedernden, prüfenden Verstande den Eintritt, und alles, was die Welt zeigt, wird nur im Lichte jener glänzenden Bilder, nur in Beziehung zu ihnen betrachtet und gewürdigt. Liebe zu allem, was groß und gut und schön ist, Liebe zu Gott und zu edlen Herzen, Liebe zu Kunst und Wissenschaft, Liebe für Freundschaft, Vaterland, Frühling und Schönheit — welches junge Herz hätte sie nicht einmal unendlich weit gemacht und mit Träumen und Hoffnungen gefüllt, welche das hellste Glück der Erde vor ihm niederlegten?

Auch die Völker haben ihre Jugend, auch die Völker ergreift zu Zeiten diese jugendliche Schwärmerei und durchbringt alle Klassen, welche fähig sind, selber zu denken und den Blick über die Alltäglichkeit zu erheben. Im achtzehnten Jahrhundert wurde nach langer trauriger Nacht dem deutschen Volke ein solcher Geistesfrühling zu Theil, und begeisterte Schwärmerei erweckte und erhob alle besseren, edleren Herzen. Der Vertreter und der hervorragendste Träger dieser Schwärmerei war Friedrich Gottlieb Klopstock, sein Leben und sein Dichten war die jugendliche, begeisterte Schwärmerei, seine Schriften weckten mehr als alle gleichzeitigen in dem deutschen Gemüthe das Gefühl für das Große und Schöne wieder auf und erhoben den Blick des deutschen Volkes wieder zu dem Ideal, zu

dem was hoch über dem Erdenleben in unvergänglicher Wahrheit und Schönheit thront, und den Geist dessen, der ihm mit Liebe naht, emporzieht in das Reich des Ewigen.

Fleißige Forscher haben Klopstock's Familie schon im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts nachgewiesen*). Des Dichters Aeltervater war der Magister Kristof Klopstock, aus Raseburg gebürtig, er war 1603 Diakonus und Schulkollege im Städtchen Lauenburg, 1629 wurde er als Pastor nach dem zum Herzogthum Lauenburg gehörigen jenseits der Elbe belegenen Flecken Artlenburg berufen, wo er schon 1632 starb. Er hinterließ einen in seinem Todesjahre geborenen Sohn Daniel, welcher das Amt eines Stiftschoffers oder Kammerverwalters des Stiftes Duedlinburg bis zu seinem Tode am 3. September 1684 bekleidete.

Desse Sohn Karl Otto, Lizenziat der Rechte und Advokat in seiner Vaterstadt, geboren 1667, gestorben 1722, war des Dichters Großvater. Sein Sohn Gottlieb Heinrich, geboren am 28. Juli 1698, ward fürstlich schleswig-holsteinischer Lehnsekretarius und Advokatus Ordinarius im Stifte Duedlinburg. Er wird als ein biederer Mann geschildert, der in edlem Selbstbewußtsein es verschmähte, sich unterwürfig zu beugen, wo sein Vortheil es erheischte. Er theilte mit vielen seiner Zeitgenossen den Hang zum Aberglauben. Von der Möglichkeit, daß die Geister der Verstorbenen gerufen werden könnten, schwärmerisch ergriffen, ließ er sich öfter durch Betrüger täuschen, nicht ohne Schaden für seine Berufsgeschäfte**). An die leibliche Existenz des Teufels und böser Geister glaubte er so fest, daß er sich des Nachts mit ihnen herumschlug. In einem seiner Briefe an Gleim vom Jahre 1754 heißt es: „Mir hat's ein glaubwürdiger Mann, von Leichtgläubigkeit und Aberglauben gleich entfernt, erzählt, daß Herr Professor Meier***) von einem Geiste in seiner Gestalt eine Ohrfeige erhalten habe.“ An einer andern Stelle sagt er: „Sonst ist mir auch für gewiß bekannt, daß ein Verwandter meiner Frau sich selbst gesehen, solches mit allen Umständen erzählt und nachher gestorben sei. Von der sonderbaren Historie weiß ich die weiteren Umstände nicht, mir ist aber nicht wahrscheinlich, daß man eines Andern Bildung und Gesichtszüge mit Aehnlichkeit an sich nehmen könne. Herr Professor Meier hat bekanntermaßen die Gespenster noch mehr als Thomasius geläugnet, weil ihre Erscheinung sich a priori nicht wolle behaupten lassen. Dieses hab' ich nicht gelesen, trage auch kein Verlangen darnach, weil ich schlechterdings überzeugt bin: daß viele Dinge sind, welche weder ausgerechnet, abgewogen noch gemessen werden können. Wir glauben und verehren vielmehr: Reservata Majestatis supremae, den Vorhang der Natur, und daß das Erkennen, Wissen und Begreifen einem bessern Stande aufbehalten sei.“

Des Dichters Vater wurde später fürstlich Mansfeldischer Kommissionsrath und Pachtinhaber der Herrschaft Friedeburg. Kostspielige Prozesse und Krankheiten verklümmerten seine letzten Lebensjahre, das Mißgeschick nährte in ihm den

*) Briefe von und an Klopstock. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von J. M. Lappenberg. Braunschweig 1867. S. 495 ff.

***) Klopstock's Leben von Heinrich Döring. Weimar 1825. S. 26.

****) Ein Professor der Philosophie in Halle, der zu seiner Zeit viel galt.

religiösen Sinn, den er als Hauptzug in seinem Charakter zeigte. In seiner Bibliothek befanden sich zahlreiche Predigtbücher, zehn Bibeln und ein System der Gottesgelahrtheit, aber kein einziger Dichter. Auch seine Kinder hielt er früh zum Lesen der Bibel an. Er starb am 28. Oktober 1756. Seine Frau war Anna Maria, Tochter des Rathskämmerers und vornehmen Kaufmanns Johann Kristof Schmidt zu Langensalza. Sie war geboren 1703, verehelicht 1723, ihr Tod fällt in das Jahr 1773. Aus dieser Ehe wurden in den ersten 22 Jahren 17 Kinder geboren, von denen unser Dichter der älteste war. Von seinen Geschwistern hat sich niemand besonders hervorgethan.

Friedrich Gottlieb Klopstock, der Dichter, wurde am 2. Juli 1724 zu Duedlinburg geboren. Seine Erziehung war unter der Hand seines verständigen Vaters eine freie, die körperliche Entwicklung wurde durch keine Pedanterie beschränkt. In Friedeburg erhielt er durch einen Hauslehrer gemeinschaftlich mit den Söhnen einiger benachbarter Edelleute den ersten Unterricht in den Anfangsgründen der Wissenschaften und der alten Sprachen. Körperliche Uebungen wurden vielfach vorgenommen, Friedrich ging seinen jüngeren Brüdern rüstig voran, wenn es galt zu laufen, zu klettern, wilde Stiere zu necken oder Hasen zu jagen. Zwei Hunde, Satan und Schäfer, waren die treuen Begleiter der Knaben. Der Muthwille, mit dem sie sich öfter an den Schwanz eines im Hofe befindlichen Stieres hingen und ihn mit einem spizigen Stabe reizten, hätte Klopstock einst beinahe das Leben gekostet, nur die schnelligste Flucht rettete ihn. Auch das Schlittschuhlaufen und das Baden wurden eifrig betrieben, letzteres wurde trotz der mütterlichen Verbote öfter an gefährlichen Stellen wiederholt. Der Vater ließ dem jugendlichen Muthwillen seiner sonst gut gearteten Söhne freien Lauf.

Im dreizehnten Jahre kehrte Klopstock mit seinem Vater wieder nach Duedlinburg zurück und besuchte das dortige Gymnasium. Doch übte er während der drei Jahre, die er dort zubrachte, mehr seine körperlichen, als seine geistigen Kräfte. Später sagte er selbst einmal: „Es wollte mir nicht recht behagen, so von dem freien Landleben in den städtischen Schulzwang verpflanzt zu werden. Ich gab nicht viel aufs Lernen und ließ manche von den Knaben mir vorauskommen. Dies währte bis 1739, wo mein Vater durch einen Verwandten in Zachsen eine Stelle für mich in der Schulpforte erhielt.“

Schulpforte war schon damals eine der berühmtesten Lehranstalten. Nach der Meinung jener Zeit suchte man die heranwachsende Jugend völlig von jedem Verkehr mit der Außenwelt abzuschneiden und jede Regung jugendfrischen Sinnes zu unterdrücken. Auf diese Weise, meinte man, bewahre man die Mägdlinge am leichtesten vor allen Verirrungen, während man ihnen doch alle Gelegenheit bot, die Welt mit ihren Lockungen kennen zu lernen und die sittliche Kraft solchen Versuchungen gegenüber zu stählen. Auf Klopstock scheint indeß die strenge Zucht einen wohlthätigen Einfluß geübt zu haben, er zeigte in Schulpforte weit mehr Fleiß und Eifer als früher. Das lateinische Exerzizium, welches ihm der damalige Rektor Freitag aufgab, war noch vor dem festgesetzten Termin zur Zufriedenheit seines Lehrers beendet. Das Lob, welches der Rektor ihm ertheilte, machte die Prosezeiungen einiger Mitschüler zu Schanden, welche in dem Namen Klopstock eine mißliche Vorbedeutung erkennen wollten.

Den regsten Eifer zeigte Klopstock beim Studium der alten Sprachen, doch scheint ihm Hauptzweck die Lektüre der Dichterwerke der Griechen und Römer gewesen zu sein. Die Kenntniß der klassischen Literatur weckte sein poetisches Talent, die klösterliche Einsamkeit und die schöne Umgebung der Anstalt gab seinem Streben eine fest bestimmte Richtung, er versuchte sich in Illen und Oden, und der Rektor Freitag, ein wohlwollender Mann, führte den ersten Flug des jungen Dichters nicht. Seine Mitschüler hielten viel von diesen poetischen Versuchen und gaben ihm willig den ersten Preis. Einer derselben erzählte von ihm: „Dieser Jüngling hat sowohl in der deutschen, als römischen und griechischen Sprache verschiedene wohlgerathene Schäfergedichte gefertigt. Er kennt die wahre Natur dieser Poesie und schildert seine Schäfer und Schäferinnen nach ihrer glückseligen Ruhe. In der Beschreibung ihrer unschuldigen Liebe ist er am vortrefflichsten. — Seine Gedichte nehmen das Gemüth mit einer süßen Regung ein, sie stellen ihm eine mannigfache Reihe lieblicher, anmuthiger und sanft ergötzender Bilder dar. In seinen Sitten herrscht Einfachheit und Unschuld, im Gespräch Freundlichkeit und Vorsicht, im Umgange eine von Hoheit begleitete Vertraulichkeit. Aufrichtige Freunde liebt er treu, den Neidern begegnet er mit Großmuth. Er weilt gern in der Einsamkeit; an Orten, wo er die Werke und Wunder Gottes in der Natur betrachten kann, ist er am liebsten. Gewöhnliche Lustbarkeiten betrachtet er ganz gleichgültig. Er bleibt stets gelassen und vergnügt.“

Den lyrischen Versuchen folgte bald der Entwurf zu einem Epos, dessen Held Heinrich der Vogelsteller sein sollte. Mehrere Pläne wurden gemacht und wieder verworfen, und zuletzt wurde dieser Stoff ganz aufgegeben, und Klopstock wandte sich ganz den religiösen Gebieten zu, welches seiner jugendlich-unklaren Schwärmerei ein glünstigeres Feld bot, als das geschichtliche Epos, welches klar erkannte Begebenheiten in fest begrenzter Form und Darstellung forderte. In der Ode „Mein Vaterland“ vom Jahre 1768 sagt Klopstock:

Früh hab ich dir mich geweiht! Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erlohr ich, unter den Lanzen und Harnischen
Heinrich, deinen Befreier, zu fingen.

Alein ich sah die höhere Bahn,
Und entflammt von mehr, denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit sie vor. Sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts.

Der Plan, das Leben des Messias zum Gegenstande eines epischen Gedichtes zu machen, beschäftigte im achtzehnten Jahrhundert mehrere bedeutende Geister. Auch Leibnitz schreibt in einem Briefe vom Jahre 1711 an Fabricius: „Ich habe mich öfter mit dem Gedanken beschäftigt, es ließe sich ein großes episches Gedicht nach Virgilischem Zuschnitt schreiben unter dem Titel Uranias, welches die Stadt Gottes und das ewige Leben besänge. Der Dichter hätte mit der Schöpfung der Welt und dem Paradiese anzufangen. Das dritte, vierte und fünfte Buch könnte etwa den Fall Adam's und die Erlösung des menschlichen Ge-

schlechts durch Kriftus enthalten. Ein solches Werk würde den Verfasser unsterblich machen, und könnte wunderbar dazu wirken, die Seelen der Menschen durch die Hoffnung des Bessern zu röhren, und die Flamme ächterer Frömmigkeit zu unterhalten.

Auch Milton's Verlorenes Paradies, welches schon 1732 von Bodmer ins Deutsche übersezt war, hätte Klopstock auf den Plan des „Messias“ führen können, doch war ihm das Werk des Engländers noch unbekannt, als der Entschluß in ihm zur Reise gedieh, das Leben Krifti zu besingen. Doch lernte er noch auf der Schulsorte das Verlorene Paradies in Bodmer's Uebersetzung kennen, und obwohl der Rektor verbot, dieses Gedicht zu lesen, machte Klopstock es doch zu seinem Lieblingsstudium.

Bei einem ernsthaften Streite, der unter den Böglingen der Schulsorte sich über den Vorrang der ersten vor der zweiten Klasse und über das Recht, im Schulgarten spazieren zu gehen, erhob, zeigte Klopstock sich muthig und gerade, und hielt mehrere begeisterte Reden nach dem Muster des Livius. Von seinem eigenen Werthe hatte er damals schon eine hohe Meinung, an eine Wand schrieb er einmal die Worte: „Mich schreibt die Nachwelt einst in ihre Bücher ein!“

Als er die Schule verließ, hielt er, dem allgemeinen Gebrauche gemäß, am 21. September 1745 eine lateinische Abschiedsrede „Ueber den hohen Endzweck der Poesie.“ Diese Rede, in welcher der einundzwanzigjährige Jüngling ein ungewöhnlich besonnenes und reifes Urtheil entwickelt, beweist, daß schon zu jener Zeit sein ganzes Streben auf die Dichtkunst und die Beschäftigung mit ihr gerichtet war. Er nennt darin die Dichtkunst eine Priesterin der Gottheit und eine Lehrerin der Menschheit. Die höchste Stelle weist er den Epikern an, und spricht sein Urtheil über die bedeutendsten epischen Dichter der gebildeten Völker aus. Nachdem er die Eigenschaften und Vorzüge der epischen Dichtungsart geschildert und gepriesen, sagt er:

„Ich will Euch die großen Geister nennen, welche Helbengebichte zu schaffen wagten, mit Verehrung, aber ohne Lob, denn der Beifall vieler Jahrhunderte ist ihnen schon Lobes genug. Wer ist durch sein Alter und durch seine Würde der Führer dieses himmlischen Chors? — Homer ist jenes große und reiche Genie, das mit Hülfe der Natur, mit dem höchsten Urbilde dichterischer Vollkommenheit in seiner Seele, das Helbengebicht nicht nur erfunden, sondern es auch nach diesem schönsten Urbilde so glücklich vollendet hat. Darauf also beruht jener Vorzug Homer's, diese so vielen Dichtern noch unzugängliche Größe, die nach dem Urtheile jedes einsichtsvollen Richters alle späteren Jahrhunderte verehrt haben. Vielleicht drüde ich mich für einige zu stark aus, allein die sind es eben, welche Homer nie, wie er's verdient, gelesen, und auf einen Blick den Umfang seines Werkes erkannt haben. So aber las ihn Aristoteles einst, dieser scharfsinnige Beurtheiler der Dichtkunst, so muß ihn jeder lesen, der seine ganze Schönheit einsehen will. Er ist ganz einfach und natürlich in seiner Pracht. Er schlummert nie, allein seine Leser träumen, wie Pope sagt. Er allein war es werth, nachdem er die Natur nachgeahnt hatte, daß ihn Virgil nachahmte. Denn dieser, der gegen Homer in nichts, als daß er ihn nachgeahmt, nachsteht, hat ein Gebicht geliefert, ohne welches das Zeitalter des Augustus und das vorzüglich damals große Rom einer seiner größten Zierden

beraubt sein würde. Jene Unsterblichkeit, die man jetzt unter uns durch gegenseitiges Preisen so freigebig und ungerecht mißbraucht, hat Virgil mit ewigem Lorbeer bekränzt. Auch uns, uns späte Nachkommen, unterrichtet und ergötzt noch Maro, während unsere meisten Dichter, die sich unter einander mit so vielem Lobe von Unsterblichkeit zu beladen pflegen, in ihren Liedern schon todt sind, oder bald sterben werden. Aber diesen schließt ewig mit Homer die Poesie in ihre Arme, umfaßt den Griechen mit der Rechten, und mit der Linken den Römer. Diese werden vor dem Untergange gesichert sein, auf diese werden die Dichter, welche etwas Großes wagen, blicken, diesen sollen, weil sie nicht überwunden und übertroffen werden können, die Thränen meines Wettseifers beständig fließen.

„Aber manches Jahrhundert ist müßig verfloßen, ehe ein kristlicher Helvendichter, Eures Namens werth, aufstand, den der Erdkreis wieder bewundern konnte. Torquato Tasso*) ward endlich geboren, daß er der erste unter den Dichtern Italiens würde. Bei einem umfassenden und reichen Genius war er vorzüglich mit einer seltenen Einbildungskraft begabt und glücklich in der Wahl seines Stoffes, der sowohl seiner Religion, als seinem Jahrhundert angemessen war. Er besang jene heilige Stadt Gottes, das befreite Jerusalem. Auf sie richtete noch mit Bewunderung ganz Europa seine Blicke, in vielen Seelen war noch das Andenken jener heiligen Kriegeszüge neu, und diese Ergiebigkeit des Stoffes ward noch durch Tasso's fruchtbaren und erfinderischen Kopf vermehrt. Hier ist ein flüchtig gezeichneter Umriß von dem Geiste dieses Mannes: Er war lebhaft und feurig, sah alles heftiger bewegt und fand mit leichter Mühe Schmach. Aber in der Wahl des Würdigen war er nicht strenge genug. Bisweilen niedrig und schwach, öfter zwar groß und erhaben, doch nie völlig göttlich, so daß er oft meine Bewunderung erregt, aber nie Thränen eines edlen und würdigen Reibes mir ausgepreßt hat. Dich auch würd ich nennen, weicher Marino, nicht unglücklicher Nachahmer Tasso's, wäre dein Adonis der Stoff eines Helbengebüchtes. Aber so mögest du denn, ungeführt durch meine Rede, unter deinen Wollüsten in den unrühmlichen Schattenhainen der Venus ruhig schlummern.

„Laßt uns nun zu der Königin der übrigen Nationen in Europa, dem großen Britannien uns wenden, welches durch den Ocean von den übrigen Ländern abgefondert zu sein scheint, weil es über sie durch seine Vortrefflichkeit und Größe weit hervorragt. Da es mir hier erlaubt ist, einen von den Männern einer solchen Nation zu nennen, so überströmt mein Herz eine große Freude, eine Freude der Art, wie sie aus der Betrachtung und der Empfindung der Vollkommenheit zu entspringen pflegt. Ihr wißt alle, welchen Theil unserer heiligen Religion Milton mit einem neuem Lichte der Dichtkunst verklärt hat, wenn ich das Verlorene Paradies nenne. Könnte etwas glücklicher und treffender erfonnen werden, als dieser Stoff? Gab es etwas, was den Menschen stärker rühren, ihn mit einer göttlichen Art von Wollust in den alten Zustand seiner Vollkommenheit gleichsam zurückführen konnte, als jenes lebenswürdige Paar der ersten Menschen, so schön von Gott erschaffen, mit Majestät und der Herrschaft über der

*) Es ist auffallend, daß Klopstock den viel größern Dante Alighieri gar nicht kennt.

Erdbreis begabt, jene unserer zartesten Ehrfurcht würdige Eltern, die Urheber und Geber unseres Lebens. O der glückliche und dem menschlichen Geschlechte wahrhaft lebenswürdige Dichter! Sein Ruhm wird, so lange Menschen sind, mit den fortströmenden Jahrhunderten, gleich unverstiegbaren Flüssen, immer größer und überschwenglicher werden. Einen solchen Schauplatz von Dingen hatte vor ihm noch niemand gewagt mit dem Liede zu betreten. Gott, der Himmel, die Hölle, das Chaos, die Reihe so vieler Welten, die daraus hervorgegangen, die Bewohner aller dieser Gestirne, die ruhigen Versammlungen der Engel, die Menschen glücklich und unglücklich, aber nach ihrem Unglücke einer noch größern Seligkeit fähig — dies alles, oder mit anderen Worten, was nur wichtig und erhaben ist, bot sich Milton zum Gesange dar. Mit Homer streitet er um den Vorzug der Vortrefflichkeit, nicht ohne wetteifernden Muth und edlen Stolz, und den hohen Spuren der heiligen Schriftsteller folgt er zitternd von fern nach. Er erkand glücklich, und indem er eine Reihe erfundener Dinge an sich vorübergehen läßt, faßt er sie so, daß er nichts als das Schöne, Erhabene und Bewundernswürthe erwählt, und was ihm gefallen hatte so beschreibt, daß er alles, ob er gleich blind war, mit seinen Augen gesehen zu haben scheint. Ueberall ist er ein getreuer und genauer Maler der Natur. Sehet ihn zwischen den glücklichen Bewohnern des Paradieses, und ihr werdet fast eben die Leichtigkeit und Zartheit der Erzählung bei ihm finden, die ihr so sehr in Salomo's hohem Liede bewundert. Folgt ihm, wenn er empor in die Versammlungen der Engel wandelt, und auch da, welche unnachahmliche Würde, welche Pracht des Gesanges! Begleitet ihn weiter, doch von fern und zitternd, bis zum Throne der Gottheit. Hier wirft er sich nieder, von der hohen Majestät betroffen betet er an, hier ist ihm Schweigen die höchste Verehrtheit. Selten führt er Gott redend ein, fast immer ein wenig schen, und verlassen von jener heiligen Kühnheit. Dies ist der letzte und zugleich der höchste Zug von dem Bilde des Dichters. Heiliger Schatten Milton's! in welchem Kreise des Himmels du dich jetzt freuest, und, was in deinen Liedern den Ohren der Engel werth ist, diesen dir jetzt verwandten Geistern vortragst, vernimm es, wenn ich jetzt etwas Deiner Würdiges gesagt habe, und zürne nicht über meine Kühnheit, die nicht allein dir zu folgen, sondern sich auch an einen noch größern und herrlichern Stoff zu wagen gebent.

Den französischen Dichtern weist er, wie sie es verdienen, einen sehr niedrigen Platz an, und wendet sich dann zu den Dichtern seines deutschen Vaterlandes. Er sagt: „Durch die Sache selbst, durch ein großes unvergängliches Werk müssen wir Deutschen zeigen, was wir können. O wie wünschte ich, es würde mir so gut, dies in einer Versammlung der ersten Dichter Deutschlands zu sagen! Die größte Freude würde mich dann durchbringen und ganz überströmen, wenn ich die Würdigsten zu diesem Werke dahin brächte, daß sie wegen der so lange vernachlässigten Ehre des Vaterlandes von ehler und heiliger Schamröthe glühten! Wosern aber unter den jetzt lebenden Dichtern vielleicht noch keiner gefunden wird, der bestimmt ist, Deutschland mit diesem Ruhme zu schmücken, so werde geboren, großer Tag, der den Sänger hervorbringen, und nahe dich schneller, Sonne, die ihn zuerst erblicken und mit sanftem Antlitze beleuchten soll. Mögen ihn doch mit der himmlischen Muse Tugend und Weisheit auf den zärt-

lichen Armen wiegen! Möge das ganze Feld der Natur sich ihm eröffnen, und die ganze, Anderen unzugängliche Größe der anbetungswürdigen Religion. Selbst die Reihe der künftigen Jahrhunderte bleibe ihm nicht gänzlich in Dunkel gefüllt, und von diesen Lehrern werde er gebildet, werth des menschlichen Geschlechts, der Unsterblichkeit und Gottes, den er vorzüglich preisen wird.“

Voll warmen Gefühls sind die Schlussworte der Rede, in welchen er von den Lehrern und Mitschülern Abschied nimmt. „Unter den Wohlthaten, die mir erzeigt worden sind, gebührt der erste Platz Eurer Fürsorge, ehrwürdige Väter dieser Schule, die Ihr mein weiches Herz durch Eure Lehren gebildet habt. Denn obwohl ich einiges auch meiner Wißbegierde und dem Lesen ausgesuchter Bücher schuldig bin, so verdanke ich doch willig und mit Erkenntlichkeit noch mehreres und das wichtigste Eurer Sorge und Eurem gelehrten Unterricht. Aber Ihr habt mich die schönen Wissenschaften nicht allein mit Eurem Munde, sondern auch durch die Tugenden Eures Lebens gelehrt. Nimmer, nimmer werde ich dieser höchsten Art von Wohlthat vergessen, und mich stets mit dem dankbarsten und unauswähllichsten Andenken erinnern, daß ich so glücklich gewesen bin, durch Euer Muster belehrt, den Weg der Weisheit betreten zu haben.

„Auch Ihr, geliebteste Freunde, die Ihr mit mir ein gleiches Glück genossen, Ihr erwartet mit Recht eine Aeußerung des Dankes von mir. Denn vieles und treffliches habe ich durch Euren Umgang gelernt. Ich habe stets auf Euch und Euer Leben wie in ein Buch von weitem Umfange geblickt, habe oftmals bei den dunkelsten Blättern desselben verweilt, und alles so fleißig und unermüdet wiederholt, daß mir das meiste noch im Gedächtniß ist. Laßt mich ohne Schmeichelei, die der Freundschaft ganz unwürdig ist, erklären, worin ich Euch verbunden bin. Ich habe einige von Euch geliebt, weil ein lebhafter, feiner Geist und ein biegsames, von der Schönheit zärtlich gerührtes Herz sie mir lebenswollrig machte. Andere habe ich deshalb geschätzt, weil, wenn sie sich gleich nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben, sie doch mit ganzem Ernst dem gemeinen Wesen und sich einst nützlich zu werden wünschten. Uebrigens habe ich keinen gehaßt, nur die Fehler von einigen, und bin nicht ungeneigt gewesen, sie wegen der Geisteschwäche, an der sie krankten, zu tragen. Seid, ich bitte Euch, lieben Freunde, mit dieser Erklärung meiner Dankbarkeit, wie sie ist, zufrieden, und glaubt mir, daß Ihr in Eurer Versammlung viele von größerm Geiste und tieferer Gelehrsamkeit gesehen habt und sehen werdet, niemand aber, der Eure Sitten genauer beobachtet und Euren Umgang mehr geliebt hat, als ich.

„Du endlich, Pforte, Pflegerin und Augenzeugin dieser Freundschaft, sei glücklich, und erziehe in deinem sanften Schoße diese deine Söhne. Ewig werde ich mich deiner mit Dankbarkeit erinnern und dich als Mutter jenes Werkes, das ich in deiner Umarmung durch Nachdenken zu beginnen gewagt habe, betrachten, verehren!“ —

In dieser Rede liegen die Grundzüge von Klopstock's Wesen schon genau ausgeprägt vor unseren Blicken: ein lebendiges Gefühl für alles Große und Gute, verbunden mit einem sehr starken Selbstbewußtsein, und einem Urtheil, welches mehr auf den unklaren Empfindungen eines warmen Gefühls, als auf der klaren Erkenntniß eines scharfen Verstandes beruht.

Nachdem Klopstock die Schulpforte verlassen, begab er sich im Herbst 1745 nach der Universität Jena, wohin ihn besonders der große Ruf des Professors Varies zog, welcher Philosophie lehrte. Klopstock studirte mit regem Eifer Theologie, doch arbeitete er mehr privatim, als daß er öffentliche Vorlesungen besuchte. In dem halben Jahre, welches er in Jena zubrachte, arbeitete er in der Stille nach dem Plane, welchen er bereits in Schulpforte entworfen, die ersten drei Gesänge des Messias aus, und zwar in Prosa, weil ihm keine der Versarten passte, in denen man damals zu schreiben pflegte. Den Alexandriner, jenes widerliche Geklapper französischer Skribenten, ließ sein musikalisches Ohr ihn als unerträglich ermüdend und einsörmig erkennen. Der trochäische Vers erschien ihm zu schleppend. Auch die fünfßüßigen Jamben verwarf er, da sich seiner Ansdcht nach keine reinen Jamben in deutscher Sprache herstellen ließen. Die Kraft, der Ausdruck und die musikalische Mannigfaltigkeit des Hexameters bei Homer und Virgil ergriffen ihn lebhaft, allein er zweifelte, daß die deutsche Sprache biegsam genug sei, um sich zu künstlerischer Befriedigung in jene künstliche Form zu schmiegen. Wenn wir uns erinnern, von welcher Art die Hexameter waren, welche der große Fischart zuerst in deutscher Sprache dichtete, so werden wir uns über Klopstock's Bedenken nicht wundern. Denn die Versuche, welche im Jahre 1742 Gottsched unternahm, um das Vaterunser und den sechsten Psalm in Hexameter zu quetschen, konnten Klopstock keineswegs ermutigen.

Der Winter in Jena verstrich unter poetischen Entwürfen. Klopstock fühlte sich stark abgestoßen von dem damals sehr rohen Leben der Jenaischen Studenten, und da er den Umgang mit gleichgestimmten Charakteren besonders schmerzlich vermied, so begab er sich im Frühling 1746 nach Leipzig und bewohnte hier mit einem Better Johann Kristof Schmidt, der sich in Leipzig dem Studium der Rechte widmen wollte, ein gemeinsames Zimmer in der Burgstraße.

Der junge Dichter war damit in die Haupt- und Residenzstadt jenes Mannes gelangt, welcher gerade damals sein kritisches Zepter im hohen Gefühl seiner eigenen Vortrefflichkeit über Deutschland schwang. Gottsched wurde im nördlichen Deutschland längere Zeit als berufener Diktator, und seine willkürliche Pedanterie als Ausfluß eines hocherleuchteten Geistes angesehen, doch Bodmer und Breitinger in der Schweiz wollten sich seinem Regimente nicht fügen, sie begannen einen heftigen Streit gegen den Pascha in Leipzig. Gottsched hatte eine Anzahl von theilweis begabten Köpfen um sich gesammelt, welche unter dem Vorhitz seines Bundesgenossen Schwabe seit 1744 eine eigene Zeitschrift unter dem Titel Belustigungen des Verstandes und Wises herausgaben. Aber durch eine klägliche Redaktion, welche Beiträge selbst des geringsten Gehaltes ohne Wahl aufnahm, sanken die Belustigungen auf eine so tiefe Stufe herab, daß eine Anzahl begabter Jünglinge, Kramer, Ebert, Gärtner, Gellert, Rabener, Schlegel, Zachariae u. a., es unter ihrer Würde hielten, ferner daran Theil zu nehmen. Sie errichteten eine eigene Gesellschaft, in wöchentlichen Zusammenkünften trugen sie ihre literarischen Arbeiten vor und kritisirten sie gegenseitig. Ihre Zeitschrift, in welcher sie ihre für gut befundenen Arbeiten mittheilten, führte nach dem Verlagsorte den Titel der Bremischen Beiträge.

Ob Klopstock mit diesem Kreise bekannt wurde, hatte er sein großes poeti-

sches Geheimniß noch niemand als seinem Freunde Schmidt verrathen. Der Messias, dessen erste drei Gesänge mittlerweile in Hexameter umgeschmolzen waren, sollte der Welt erst bekannt werden, wenn er völlig vollendet wäre. Zufällig aber machte der Dichter Kramer's Bekanntschaft. Wie das noch heute in Leipzig Sitte ist, hatten Klopstock und Schmidt zur Messzeit ihr bisher bewohntes größeres Zimmer mit einem Stülbchen nach dem Hofe hin vertauscht. Dicht daneben wohnte Kramer, ihre Wohnungen waren nur durch eine dünne Wand geschieden. Johann Andreas Kramer (1723 bis 1788), welcher später durch Klopstock's Einfluß Hofprediger in Kopenhagen war und als Profanzler der Universität Kiel starb, studirte damals in Leipzig. In dem Zimmer seiner neuen Nachbarn hörte er öfter über Epos, Hexameter u. dgl. sprechen, er ging deshalb hinüber und machte sich mit seinen Hausgenossen bekannt. Die Unterhaltung wandte sich auf das literarische Gebiet, und Schmidt, der ein Verehrer der brittischen Dichter war, konnte es nicht unterlassen, auf die Verfasser der Bremer Beiträge einige spöttische Blicke zu werfen. Kramer entgegnete, sie wüßten selber sehr gut, daß sie nicht vollkommen wären, doch übten sie gegen einander eine strenge Kritik. „Strenge Kritik,“ entgegnete Schmidt lächelnd, „ist wohl gut, aber Genie! —“ Klopstock wollte vermitteln, aber Schmidt rief: „Hören Sie auf den nicht, der ist der ärgste Kritikus unter uns. Wenn Sie nur wüßten —“. Bei diesen Worten sprang Schmidt auf und zog mit sicherem Griffe eine Handschrift aus einem Koffer mit Wäsche hervor. Klopstock war höchst entzückt und suchte wieder Herr seines Werkes zu werden, er ließ sich schließlich aber doch überreden, den ganzen ersten Gesang des Messias selbst vorzulesen.

Kramer bewunderte dieses Gedicht aufs höchste und bat den Dichter dringend, ihm das Manuskript mitzutheilen. Nun lasen es nach der Reihe alle, die zu dem bereits erwähnten Bunde gehörten, und die Einladung, welche nun an Klopstock erging, an den Bremer Beiträgen Theil zu nehmen, wurde von ihm nicht zurückgewiesen. Von den neuen Freunden, in deren Kreise Klopstock der jüngste war, wurde der Dichter warm aufgenommen. Wenn mehrere von ihnen auch geistig nicht sehr hoch standen, so bildeten sie alle doch einen höchst anmuthigen und heitern gesellschaftlichen Kreis, in welchem der Ton guter Gesellschaft nicht fehlte*). Die Freunde waren der Meinung, daß Klopstock ungehindert an der Weiterführung und Vollendung seines großen Werkes arbeiten müsse, sie gaben sich daher Mühe, ihm auch seine äußere Lebensstellung vor Sorgen zu sichern. Gärtner, der kritische Führer des Freundschaftsbundes, wandte sich an Hagedorn in Hamburg, welcher seit 1731 in seiner Vaterstadt die Stelle eines Sekretärs bei dem englischen Court, einer ansehnlichen Handelsgesellschaft, bekleidete. Dieser damals auch als Schriftsteller sehr angesehenen Mann sollte dem jungen Dichter zu einer Unterstützung von Seiten des englischen Königs verhelfen. Aber Hagedorn fand nach einem Briefe an Bodmer vom Frühling 1747 die Proben des ihm mitgetheilten Gedichtes fremdartig und sonderbar, er besürchtete noch größere Anfechtung als bei Milton und namentlich die Anschulldigung der Kezerei. Das Urtheil eines solchen Mannes mußte die Freunde herabstimmen und entmuthigen.

*) Klopstock in Zürich. Von Moritzofer. Zürich und Frauenfeld 1851, Seite 3 ff.

Erst nach längerem Zögern ließen sie daher die ersten drei Gesänge des Messias im Jahrgang 1748 der Bremer Beiträge erscheinen. Aber das neue Gedicht blieb anfangs völlig unbeachtet, die Kritik beobachtete ein tiefes Schweigen. Dieses Verhalten des Publikums machte nun auch Klopstock's nächste Freunde und Bewunderer irre, einige derselben urtheilten, Klopstock habe etwas unternommen, was über seine Kräfte ginge, sie ermunterten ihn nicht mehr, fortzufahren, ja sie ließen selbst merken, es reue sie, den Anfang veröffentlicht zu haben.

Aber Hagedorn hatte Gärtner den Rath gegeben, sich an Bodmer zu wenden. Gärtner hatte daher eine Abschrift des zweiten Gesanges des Messias nach Zürich geschickt. Bodmer aber erkannte sogleich den ganzen Werth dieser Poesie. In dem Werke, welches ihm vorlag, waren alle die Grundsätze vertreten, für welche er so lange und mühsam gekämpft hatte, ein großer Dichter sollte jetzt praktisch beweisen, was Bodmer längst theoretisch dargestellt hatte. Voll von dem Glücke dieses Fundes theilte Bodmer sogleich triumphirend seinen Freunden mit, daß ein Dichter lebe, auf dem Milton's Geist ruhe. Denn auch Bodmer stellte, ebenso wie Klopstock, Milton noch über Homer. Seine Freunde in Deutschland und in der Schweiz suchte er nun für den jungen Dichter zu gewinnen, dessen Unsterblichkeit er mit Siegesgewißheit verkündete. „Ich könnte,“ schrieb er an einen Freund, „Ihnen den Namen melden, der ist noch so dunkel und so schwer auszusprechen ist, der doch in die späteste Nachwelt erschallen soll, ich könnte Ihnen den unansehnlichen Ort nennen, wo er, den Großen, den Glücklichen und dem Böbel unbemerkt, auf Berge von einem Inhalt sinnt, der weit über die Großen, über die Glücklichen und über den Böbel weg ist.“

Auch an Gärtner hatte Bodmer seinen Beifall über das Gedicht und seine Theilnahme für den Dichter ausgesprochen und alles mögliche für denselben zu thun verheißen.

Der schöne Kreis der in Leipzig versammelten Freunde hatte sich unterdessen aufgelöst, Klopstock, der bei seiner Mittellosigkeit sich nach einer Beschäftigung umsehen mußte, war als Hauslehrer in die Familie eines Verwandten seiner Mutter in Langensalza eingetreten. Die Aufgabe, dessen Sohn für den Kaufmannsstand vorzubereiten, war für den Dichter drückend, die völlige Trennung von seinen Freunden lähmte ihn, und dazu fiel ihm seine eigene gedrückte Lage den reichen Verwandten gegenüber schwer. Unter diesen Umständen traf ihn Gärtner's Nachricht, wie Bodmer den Messias aufgenommen. Die begeisterte Theilnahme des berühmten Schriftstellers ergriff den Jüngling mächtig, und zudem war unter den Autoren damaliger Zeit niemand, dem Klopstock im Geiste verwandter gewesen wäre, als Bodmer. Der Dichter des Messias schrieb daher an Bodmer einen lateinischen Brief vom 10. August 1748: „Schon lange würde ich an Sie geschrieben haben, mein theurer Bodmer, hätten mich nicht immer die großen Lobeserhebungen abgeschreckt, womit Sie mich in einem Briefe an Gärtner überhäuft haben. Ich sah, wie Sie mich Neuling auf die Schwelle des Parnasses setzten und erröthete. Der Dank, den ich Ihnen schuldig war, hätte mich verrathen, es hätte geschienen, als ob ich mich dessen würdig hielt. So wie ich Sie für aufrichtig halte und glaube, daß Ihnen alles, was Sie gesagt, vom Herzen gehe, eben so möchte ich Sie bitten, auch mich dafür zu halten und versichert zu sein,

daß die Bescheidenheit, mit der ich von mir selbst rede, nicht geheuchelt ist. Ihr Urtheil über mich mögen Sie vor dem Richterstuhl der Kritik rechtfertigen. Jetzt — hören Sie mich an, wie ein Vater seinen Sohn — muß ich Ihnen sagen, daß ich Sie nicht nur verehere, sondern daß ich Sie liebe, und daß Sie, so wenig Sie es wissen, die größten Verdienste um mich haben. Ich war ein junger Mensch, der seinen Homer und Virgil las und sich schon über die kritischen Schriften der Sachsen (Gottsched's) im stillen ärgerte, als mir Ihre und die von Breitinger in die Hände fielen. Ich las oder verschlang sie vielmehr, und wenn mir zur Rechten Homer und Virgil lag, so hatte ich jene zur Linken, um sie immer nachzuschlagen zu können. O wie oft wünschte ich damals, Ihre versprochene Schrift: „Vom Erhabenen“ schon zu besitzen, und wie wünsche ich es jetzt noch. Und als Milton, den ich vielleicht ohne Ihre Uebersetzung allzuspät zu sehen bekommen hätte, mir in die Hände fiel, fachte er im innersten Grunde das Feuer an, das Homer in mir entzündet hatte, und hob meine Seele, um den Himmel und die Religion zu besingen. Wie oft habe ich damals das Bild des epischen Dichters, das Sie in Ihrem kritischen Lobgedicht aufgestellt, betrachtet und angestaunt, wie Cäsar vor dem Bilde Alexander's geweint! Das sind Ihre Verdienste um mich, freilich noch schwach genug dargestellt. Doch, wenn Sie wollen, können Sie noch größeres an mir thun. Der Messias nämlich ist kaum angefangen. Habe ich so gesungen, daß ich Ihren Beifall verdiente, so werde ich künftig noch größeres singen. Aber es fehlt mir an Muffe. Und da ich von ziemlich gebrechlichem Körper bin, und, wie ich vorahne, meine Lebensdauer kurz sein wird, so ist meine Hoffnung, den Messias vollenden zu können, gering. Es wartet meiner ein lästiges Amt, wie sollte ich unter seinem Drucke den Messias würdig besingen können? Mein Vaterland kümmert sich nicht um mich, und wird sich auch ferner nicht kümmern. Aber hören Sie meinen Plan, nach dem ich unter Ihrem Schutze mein Mißgeschick zu überwinden hoffen darf. Es war vor einiger Zeit ein Dichter in der Schweiz, der Herr van Haaren, der in großer Gunst bei dem Prinzen von Oranien steht, und der Prinz soll sehr großmüthig und freigebig sein. Wie, wenn der mir eine jährliche Pension aussetzte? Wenn Sie mir hierin etwas helfen können, bester Bodmer, so thun Sie es ja, allein ich möchte durchaus nicht, daß bei der Bitte mein Name gebraucht würde. Ich möchte mein Glück nicht Fürsten, ich möchte es Bodmer zu danken haben. Und nun führe ich Sie noch unter dem Versprechen des tiefsten Schweigens in das innere Heiligthum meiner Angelegenheiten. Ich liebe das zärtlichste und heiligste Mädchen aufs zärtlichste und heiligste. Sie hat sich noch nie gegen mich erklärt, und wird sich auch schwerlich gegen mich erklären können, weil unser Stand sehr verschieden ist. Aber ohne sie kann ich durchaus nicht glücklich sein. Ich beschwöre sie demnach bei dem Schatten Milton's und Ihres seligen Knaben, bei Ihrer großen Seele beschwöre ich Sie, machen Sie mich glücklich, mein Bodmer, wenn es Ihnen möglich ist.“ —

Das Herz, welches der Dichter dem ältern Manne so begeistert entgegenbrug, wies Bodmer nicht zurück; wie ein Vater für seinen Sohn bot er von nun an alles auf, um den Jüngling zu fördern, und seine ersten Bemühungen galten Klopstock's Liebe.

Es gibt nichts, was sich tiefer in das Herz eines schwärmerisch angelegten Mannes einzugraben vermag, als das Bewußtsein und die Erinnerung einer unglücklichen Liebe. Keine Zeit und keine Ereignisse bedecken diese Quelle wehmüthigen Glückes zu, und oft genug wird die ganze Richtung des Lebens dadurch bestimmt. Auf Klopstock hat seine hoffnungslose Liebe zu Fanny den gewichtigsten Einfluß geübt, in allen Zeiten seines Lebens, selbst noch in den letzten Jahren, tritt sie stark und bedeutungsvoll hervor, und wir können sein Leben nicht verstehen, wenn wir uns nicht mit dieser Seite desselben vertraut machen.

In Langensalza lebte ein Bruder der Mutter Klopstock's, Kristian Andreas Schmidt, seine Frau war eine Tochter des Kaufmanns Weiß, bei welchem der Dichter des Messias Hauslehrer war. Von den drei Kindern des Andreas Schmidt war der zweite Sohn, Johann Kristof, Klopstock's vertrauter Jugendfreund, den wir in Leipzig bereits kennen gelernt haben; die einzige Tochter, Maria Sofia Schmidt, von Klopstock unter dem Namen Fanny vielgepriesen, war des Dichters erste, nie vergessene Liebe. Als er Fanny in Langensalza kennen lernte, machte sie sofort einen tiefen Eindruck auf ihn, aber sie zeigte ihm auch von Anfang an, daß ihre Gefühle für ihn das Maß freundschaftlicher Zuneigung nicht überschritten, und auf diesem Standpunkte blieb sie immer stehen, kaum daß sie zuweilen ein leises Schwanken zeigte. Der Dichter war von der Leidenschaft zu ihr so beherrscht, daß er nicht einmal immer die männliche Würde zu wahren vermochte. Immer und immer wieder verschmäh't, kam er immer aufs neue stehend wieder, und das leiseste Zeichen von Fanny's Gunst erhob ihn bis zum Himmel. „Ich ging“ — so erzählte er in sehr späten Jahren einem Freunde — „jeden Abend in Langensalza an ihrem Hause vorbei, hochbeglückt und den Göttern gleich, wenn mir die Angebetete noch einen Gruß aus ihrem Fenster zugeworfen hatte. Einst war ich bei Tage mit ihr zusammen gewesen und hatte sie um einen Blumenstrauß gebeten, den sie nach damaliger Sitte an ihrem knapp geschnürten Korset vorgesteckt hatte. Allein sie hatte mir die bescheidene Bitte in mädchenhaftem Uebermuthe mit muthwilliger Laune abgeschlagen. Ich schmollte. Abends war ich fest entschlossen, heute nicht vor ihrem Fenster vorüberzugehen, und ihre Sprödigkeit so durch Verachtung zu strafen. Als aber die gewohnte Viertelstunde kam, ward es mir so enge und wunderbarlich in meinem Stübchen, daß es mich dort nicht länger leiden wollte. Wenigstens, sagte ich mir endlich, kannst du bis an die Ecke der Gasse gehen und das Haus, das deine neidische Blumenkönigin verschließt, von fern beobachten. Ich ging. An der Ecke schien mir beim Hinschauen, als bewege sich etwas am Fenster. Wider meinen Willen zogen mich meine Füße weiter. Ich stand unter dem Fenster, ohne selbst zu wissen, wie ich bis dahin gekommen war. Ich zog den Hut, das Fenster öffnete sich, und der Strauß fiel hinein. Triumfirend trug ich ihn nach Hause, wie ein Imperator seine Lorbeerzweige in den Schoß des kapitolinischen Jupiter.“ —

Als Bodmer von Klopstock's Liebe hörte, schrieb er einen Brief an Marie Schmidt und übersandte denselben dem Dichter zur Bestellung. Es heißt darin: „Ein ehrfurchtsvoller Schauer überfällt mich, wenn ich gedenke, was für eine Rolle das Schicksal, Mademoiselle, Ihnen zugebracht hat. Sie sollen den Poeten

mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth und Liebe befeelen, die macht, daß die ewigen Seelen vor himmlischer Entzückung erzittern, Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen, ein jedes Glück zu verachten, das pöbelhaft ist, weil es nur irdisch ist, und eine jede Weisheit zu verwerfen, die kein Gefühl für die Liebe und Tugend hat. Dieses alles sollen Sie thun, damit sein Herz in den Vorstellungen der liebenswürdigen himmlischen Personen nicht erschöpft werde. Wiewohl ich ihn stark am Gemüthe sehe, so wird er doch herrlicher emporsteigen, wenn er von Ihnen aufgestützt wird. Das ist das himmlische Vorrecht der Tugend, daß sie die Herzen der Jünglinge durch Blicke, durch süße Reden, durch kleine Gunstbezeugungen zu erhabenen Unternehmungen geschickter macht. Dadurch bekommen Sie an dem Werke der Erlösung Antheil. Die Nachwelt wird den Messias nie lesen, ohne mit dem zweiten Gedanken auf Sie zu fallen, und dieser Gedanke wird allemal ein Segen sein. Wenn ich die Nachwelt sage, was für eine Menge von Geschlechtern verstehe ich, die auf einander folgen werden! Ganze Nationen, die ihre Lust am Messias finden, und neben der Lust göttliche Gedanken und Empfindungen darin lernen werden, welche sie mit dem Mittler vereinigen und zu dem verhöhten Gott erheben. Nationen werden Ihnen dann nicht das Gedicht auf den Messias allein, sondern die Seligkeit mit danken, welche sie durch das Gedicht gefunden haben. Welche Last von Glückseligkeit ist daran gelegen, daß der Poet das große Vornehmen vollende! Wie kostbar ist sein Leben Welten, die noch nicht geboren sind! Was für eine Verantwortung liegt auf denen, die ihn durch unwitzige Geschäfte, durch widrige Sorgen, durch eine stumme Behmuth in seinem Umgange mit der himmlischen Muse föhren, die das göttliche Gedicht dadurch an seinem Wachstume verzögern. Wenn das Werk der Erlösung durch den Poeten nicht zu Ende gebracht würde, so würde es bei mir einen Kummer verursachen, als wenn dem Satan seine finstere Entschliesung gelungen wäre, den Messias zu tödten und die Befreiung des Menschengeschlechts zu hintertreiben. — Der Poet hat sich und sein Werk in gute Hände vertraut, da er sie Ihrer Aufsicht, Mademoiselle, vertraut hat. Es ist nicht möglich, daß Sie nicht mit einem sorgfältig wachenden Auge auf dasselbe schauen. Da Sie die Freundin seiner Seele sind, da Sie in dem vertraulichen Umgange mit ihm öfters Ihre Gedanken mit seinen Gedanken von dem großen Messias vereinen, so ist Ihre Person und Ihr Leben mir so schätzbar, als er selbst, oder ihm selbst, und es wäre ein Verbrechen gewesen, wenn ich Ihnen diese Empfindungen nicht in einigen Zeilen entdeckt hätte.“

Dieser Brief Bodmer's gelangte nicht in Fanny's Hände, Klopstock übergab ihn nicht, er sandte ihn an Fanny's Bruder. Schwerlich würde der Brief auch erreicht haben, was Klopstock's schwärmerische Gedichte, seine oft wiederholten Erklärungen, seine flehenden Briefe nicht zu erreichen vermochten. Später, als der Dichter des Messias berühmt geworden war, wurde Marie Schmidt, deren Hartherzigkeit zuerst durch Bodmer der Welt verrathen war, von vielen Seiten bestürmt, des Dichters Flehen zu erhören, doch ihre Entscheidung wurde keine günstigere, ihr entschlossener Charakter, ihr klar verständiger Geist paßte nicht zu Klopstock's Schwärmerie, und sie that wohl daran, den Bewerbungen des

Dichters entschlossen zu widerstehen. Nichts kann das Verhältniß des Dichters zu Fanny klarer machen, als seine Briefe. Wir lassen einige Stellen daraus folgen.

Klopstock an Marie Schmidt.

Halberstadt, den 13. Juni 1750.

— Wie sehr hängt mein ganzes Glück von dem Gedanken ab, nur ein kleines Bißchen von Ihrer Freundschaft zu besitzen. Nehmen Sie doch diesen kleinen Antheil an meinem Schicksale. Ich bitte dieses wenige sogar mit vieler Furchtsamkeit. Denken Sie nicht, daß ich die ganze Reihe von töbenden Kaltfinnigkeiten, die ich von Ihnen ganze zwei Jahre für so viel Freundschaft erfahren habe, immer von neuem empfinde, so oft ich an Sie denke? Fallen Sie nicht darauf, daß mir Ihr Herz ein Labyrinth sein müsse, aus dem ich mich nicht finden kann, wenn ich es auf dieser Seite betrachte, und dann wieder auf einer andern, da ich's meinem gleich hielt? Wollen Sie mir nicht die kleine Be-
 ruhigung geben, mich nur ein bißchen aus diesem Labyrinth zu helfen? Wenn Sie mir die Gerechtigkeit wollen widerfahren lassen, mich so zu kennen, als ich wirklich bin, werden Sie mir nicht zugestehen müssen, daß ich sehr wenig von mir eingenommen bin, und daß kein Mensch mehr geeignet ist, als ich, billig von anderen zu urtheilen? Ich verdiene wirklich um Sie, daß Sie mir aus Ihrem eignen Charakter helfen, der mir in so vielen Stücken ein Räthsel ist.

Quedlinburg, den 3. Juli 1750.

Liebste Cousine.

— Sehen Sie wohl, wie sehr es wahr ist, daß mein Leben ein einziger langer Gedanke von Ihnen ist. Ich habe Ihren Brief, seitdem ich diesen Morgen meinen geschrieben habe, nun von neuem wohl noch sechs acht Mal gelesen. Ein ungehoffter, so freundschaftlicher Brief, ein Brief von meiner liebsten Cousine Schmiebin, ein Brief von derjenigen, die ich sonst Fanny nannte, sonst, da mein Herz noch um Sie zittern durfte, da mein Auge noch weinen und gen Himmel sehen durfte. Wie ist es gekommen, daß ich das alles nicht mehr kann? Mein Herz ist mir nur schwer, gewaltig schwer, wie eine Last, aber das Zittern, das gewaltige Schlagen kennt es nicht mehr. Ich habe der Sache nachgeforscht, sie scheint mir so zu sein. Auch bei der allersurchtsamsten, bei der allerehrerbietigsten Liebe ist noch einige Hoffnung, einmal geliebt zu werden. Daher wird das Herz wie mit Strömen von Blut durchgossen, es kann leben, und das Auge weinen. Die Seele fühlt auf die reinste Art ihre Würdigkeit, und in diesem Enthusiasmus erhebt sie sich und wird kühn, einige Hoffnung zu haben. Dies sind eigentlich die Schmerzen der Liebe. Mein jetziger Zustand ist die Verstum-
 mung der Liebe. Ich will Ihnen denselben nicht beschreiben. Er würde Ihnen ebenso dunkel sein, so gewiß er das wesentliche Unglück meines Lebens ist, gegen welches meine Seele vergebens ringt. Ich würde von diesem allen nichts geschrieben haben, wenn es nicht vor einer Stunde ein Augenblick, wahrhaftig nur ein Augenblick gewesen wäre, da ich das erstemal nach so langer Zeit wieder weinen konnte. In diesem Augenblick hatte ich auch diesen süßen Gedanken, daß

vielleicht einmal ein Zeitpunkt in Ihrem Leben kommen würde, da Sie mir einige von den Empfindungen entdecken würden, die Sie bei meinen langen Schmerzen gehabt haben. Jetzt habe ich diese kleine Hoffnung schon wieder aufgegeben. Sehen Sie einmal, dies getraue ich mir nicht einmal von Ihnen zu hoffen.

Halberstadt, den 4. Juli 1750.

Ich denke immer an Sie. Ach wenn ich doch zu Ihnen hinstiegen könnte, Sie nur einige Minuten wieder zu sehen. Wie sehr fühle ich's, daß ich nicht mehr bei Ihnen bin. Und vielleicht werde ich Sie in meinem Leben nicht wiedersehen. Es ist ein unaussprechlich trauriger Gedanke, aber vielleicht ist er nur allzuwahr. Es ist ein rechter Tod in diesem Gedanken. Ach, wenn Sie nur einmal fühlen sollten, was ich dabei empfinde, nur einmal! Sie würden vielleicht eine Minute in Ihrem Leben anders von mir denken. Doch weg aus diesem Labyrinth! Was habe ich gethan, daß nur Schmerz mein ewiges Loos sein soll?

Sie versprochen mir Ihr Portrait. Wissen Sie es noch wohl, meine liebste Cousine, Sie haben mir's recht gewiß versprochen. Wo ich hinkomme, bei allen braven Leuten soll ich von Ihnen sprechen. Wenn ich anfangen will, so komme ich ins Unendliche hinein, und ich kann nicht anfangen. Wenn ich nur Ihr Bildniß hätte, so würde ich es zeigen, und nichts dabei sagen, und ich hätte doch genug gesagt. — Wie erschrecke ich vor meinem Einfalle. Vielleicht wollten Sie dies nicht. Um des Himmels willen, lassen Sie sich dies nicht abhalten. Wenn Sie es nicht erlauben, so will ich es keinem Menschen zeigen, so will ich es zwischen Ihre Briefe (vielleicht schreiben Sie mir noch einige) wie in ein Heiligthum legen, es nur heraus holen wenn ich allein bin, und es an mein Herz drücken und weinen. Schicken Sie mir es ja, meine liebste Cousine. Doch wie kann ich dies nur einen Augenblick hoffen, da Sie mir das versprochene Gedicht nicht allein nicht geschickt haben, sondern auch nicht mit einer Silbe daran gedenken, warum Sie Ihr Versprechen nicht halten. Wie müssen Sie gegen mich gestimmt sein, da Sie wissen, daß alles, was von Ihnen herkömmt, mich unendlich vergnügt, und Sie sich doch nicht entschließen, mir diese kleine, Ihnen so leichte Gültigkeit zu erweisen. Ich werde wieder ganz traurig. Ich will hier abbrechen.

Quedlinburg, den 10. Juli 1750.

Ich bin gestern, liebste Cousine, von Magdeburg zurückgekommen. Ich habe mich dort der Freude überlassen, die in vollem Maße auf mich wartete, und ich würde ganz glücklich gewesen sein, wenn ein kleiner Brief von Ihnen, warum ich Sie bat, meine Freude vollkommen gemacht hätte. Wie leicht wäre es Ihnen gewesen, ein kleines anatreontisches Täubchen fliegen zu lassen! Wie sehr leicht! Aber — — —

(Nach einer langen Beschreibung der Reise:)

Den Abend, um Ihnen viel andere Dinge ins kurze zu fassen, bin ich nach zwölf Uhr wieder aufgestanden, bin allein in dem Garten umhergegangen, habe

gebetet und an Fanny gedacht. Eine wahrhaft himmlische Stunde! Dieser unüberwindliche, ewige Gang, Fanny ohne Maß zu lieben, kann nicht vergebens in mir sein. Ich habe dies ganz empfunden. — Die Hoffnungen der Unsterblichkeit sind ganz mein gewesen — —

Morgen will ich wieder schreiben.

Zürich, den 10. September 1750.

Liebenswürdige Cousine.

Sie schreiben gar nicht an mich, Sie lassen mich ganz allein. Man sucht mir hier um die Wette so viel Vergnügen zu machen, daß mir nicht selten die Wahl schwer wird. Sie, liebste Cousine, hätten durch einen einzigen kleinen freundschaftlichen Brief machen können, daß ich unendlich viel mehr Antheil an diesen Vergnügen genommen hätte, als ich daran habe nehmen können, und, wenn Sie immer so fortfahren mich zu verlassen, daran nehmen werde. Ich habe ißt auch viel Vergnügen von anderer Art, als wohlgewählte Gesellschaften, Schifffahrten und kleine Reisen. Ich würde ein ungerechtes Mißtrauen in Ihre Freundschaft setzen, wenn ich glaubte, ich dürfte Ihnen von denselben keine Nachricht geben.

Ich habe bisher zweent Freunde gefunden, den König von Dänemark, und einen jungen Kaufmann, den ich über den König setze. Der König gibt mir ein jährliches Gehalt von 400 Thaler, den Messias zu vollenden. Es ist dies durch die Vermittlung zweener Minister geschehen, die mehr als nur Minister sind, den Baron von Bernstorff und den Grafen von Moltke. Ich habe Wahrscheinlichkeiten, dies Gehalt zu vermehren und mich nur selten in Kopenhagen aufzuhalten.

Ich weiß, es ist Ihnen nicht zu ernsthaft, wenn ich hier mit Dankbarkeit in die göttliche Vorsehung zurückdenke. Wenn ich Ihnen auch ganz unbekannt wäre und Sie nur die Geschichte eines Fremden hörten, Sie würden von dieser Vorsehung gerührt werden und den großen Beherrscher derselben anbeten.

Aber, gütige Vorsehung, darf ich dich auch um das größte bitten, was ich in dieser und jener Welt bitten kann, darf ich dich bitten, daß Fanny meine Fanny werde? O angebetete Vorsehung, darf ich dich um dieses himmlische Geschenk anflehen?

Ich kann Ihnen, allerliebste Schmiebin, weiter nichts mehr sagen. Denken Sie an meine vielen Thränen, an meine bangen Schmerzen der Liebe, die schon Jahre gedauert haben, und die ewig dauern werden, wenn Sie nicht aufhören wollen, hart gegen mein blutendes Herz zu sein.

Zürich, den 20. November 1750.

Liebste Cousine.

So sehr ich herumsinne, so weiß ich doch nichts, womit ich Sie so sehr belüdiget haben könnte, daß Sie mir nicht einmal antworten. Im Vorbeigehen muß ich hier sagen, daß ich es noch viel weniger begreifen kann, warum es Ihr Bruder, den ich doch so sehr liebe, auch nicht thut? Was habe ich Ihnen doch immer gethan? Und wollen Sie denn meine Freundin nicht mehr sein? Wollen Sie

mir nicht einige Gerechtigkeit widerfahren lassen? Und gar nichts zur Beruhigung meines Herzens beitragen? Da, was mir auch glückliches begegnen mag, ohne Ihre Freundschaft mir ganz gleichgültig ist. Ich muß es Ihnen gestehen, ich schreibe an Sie ohne die geringste Hoffnung, eine Antwort zu erhalten. Und dennoch schreib ich. Ich bin so weit von Ihnen entfernt. Ich sehe Sie nicht mehr. Zwar oft, sehr oft sehe ich Sie im Traume oder in der Vorstellung.

Ich will mich Ihrer Erlaubniß bedienen, oft und lange Briefe an Sie zu schreiben. Dies wird zwar eben so sein, als wenn ich Sie in einem Nebenzimmer wüßte, und durch eine geschlossene Glasthür Sie anredete, ohne Sie zu sehen und ohne daß Sie mir antworteten. Aber unterdeß wären Sie doch auf einige Augenblicke im Nebenzimmer, und ich redete Sie an. Ach, liebste Schmiebin, verdient denn ein ganzes, Ihnen gewidmetes Leben nicht Ihre Freundschaft? Und werden Sie mit mir schwätzen dürfen, wie Sie in Ihrem letzten Briefe (wie lange ist es, daß Sie den geschrieben haben) thaten, daß ich Sie von neuem um Ihre Freundschaft gebeten hätte. Schreiben Sie nur an mich, und sagen Sie mir alles, was Sie wider mich haben.

Ich wollte Ihnen einen langen Brief schreiben. Aber wie wenig lebhaft und Ihrer würdig werde ich schreiben können, da Sie mich durch Ihr Stillschweigen dahin gebracht haben, daß ich von neuem an Ihrer Freundschaft zweifeln muß.

Marie Schmidt an Klopstock.

Langensalza, den 7. April 1751.

Ich will, lieber Herr Vetter! das anakreontische Täubchen, dessen Ankunft Sie so begierig entgegensehen, nur immer fliegen lassen, ob es gleich eine sehr große Forderung ist, daß ein so kleines und zartes Geschöpf sich auf eine so weite und so lange Reise und sogar über das Meer wagen soll*). Wo sind Sie jetzt, und wo wird es Sie antreffen? Das arme kleine Ding, es wird ganz außer Athem und müde von der Reise sein, ehe es in Ihre Hände kommt. Fragen Sie es nur nicht gleich gar zu viel, denn anstatt daß es so geschwätzig als der Bote des Anakreon ist, wird es Ihnen vor Müdigkeit kaum sagen können, daß es eben so wie ich recht böse auf Sie ist, daß es Sie so weit und so lange hat suchen müssen. Es wird mir angst und bange, wenn ich daran denke, daß man so viele Länder mit seinen Gedanken durchstreichen muß, ehe man Sie ganz nahe unter dem Nordpole ertappen kann. Wahrhaftig! eine weite Entfernung für ein Mädchen, das es schon für ein sehr großes Unternehmen gehalten hat, sich zu einer Reise nach Leipzig zu entschließen!

Machen Sie dem kleinen anakreontischen Vogel, den ich Ihnen übersende, nur immer tausend Liebkosungen, damit er Ihnen alles das Böse, was ich von Ihnen wegen Ihrer Nachlässigkeit, uns in Langensalza nicht zu besuchen**), gedacht habe,

*) Klopstock befand sich in Kopenhagen.

**) Klopstock verweilte auf seiner Reise von Zürich nach Kopenhagen in Quedlin

ja nicht sagen möge! Erkennen Sie denn nicht, daß ich, wenn ich von Natur nicht so gültig wäre als ich bin, die Vorwürfe, die ich Ihnen zu machen hätte, leicht zu hoch treiben könnte, da Sie mich um die beste Hoffnung der Freude und des Vergnügens, um die Hoffnung, Sie zu sehen, gebracht haben? Es ist Ihr großes Glück, daß ich so wenig geneigt bin, mich um eine Sache, die nicht mehr zu ändern ist, zu zanken, besonders mit jemand, den ich gern für unschuldig halten möchte.

Ich glaube, daß Sie sich recht freuen werden, die Verheirathung der Demoiselle Hagenbruch mit Herrn Lutheroth zu hören. Ihr so liebes, freundliches Mädchen! Ich weiß nicht, ob sie künftig noch immer so freundlich sein wird. Ich habe ihr eine Ode auf ihre Hochzeit versprochen, ich hoffe, daß Sie ihr doch auch ein Gedicht machen werden. — Lachen Sie mich ja nicht über mein Versprechen aus, ich bin zwar keine geborene Dichterin, mein Umgang mit Ihnen hat mich aber doch zu etwas dergleichen gemacht, und eben daher bin ich noch immer mit der größten Freundschaft Ihre

ergebene Dienerin
M. S. Schmidt.

Klopstock antwortete auf diesen kühlen Brief, dessen Ton fast spöttisch klingt:

Friedensburg, vier Meilen von Kopenhagen,
den 11. Mai 1751.

Liebste Cousine.

Ihre kleine anatrontische Taube kam mir gestern an einem Frühlingsabend, den der volle Mond noch schöner machte, und in einer Gegend zugeflogen, die so reizend als irgend eine in Sachsen ist. Die Nachtigallen singen hier so schön als bei Ihnen. Und schicken Sie mir nur fein viel der kleinen Tauben, sie sollen mit mir in jeden Lieblingsbusch der Nachtigallen spazieren fliegen.

Als ich gestern Abend Ihren so unerwarteten Brief empfing, ging ich in eine Allee an dem Ufer eines Sees hinauf, und da ich ihn noch etlichmal gelesen hatte, redete ich die kleine Taube so an:

Und du bist endlich, kleine lebenswüthige Taube, zu mir gekommen, nachdem du so lange unterwegs zugebracht hast? Ich wollte dich gern viel mehr fragen, als du mir sagst, aber du bist, wie du sagst, ganz außer Athem und willst nicht viel gefragt sein. So setze dich denn auf diesen hangenden Zweig, wo der Mond am heitersten scheint und wo die Abendlüfte am sanftesten wehen. Schwanke hier ein wenig und erhole dich von deiner Müdigkeit. Ich will dich hierauf nur ein klein wenig ansprechen. — Nun, so höre mir denn zu, kleine liebe Taube. Als du wegflögt, da war noch kein Frühling bei Euch, und da besuchte deine Gebieterin jene Gegenden noch nicht, wo ich manchmal mit ihr, und zu oft allein war?

burg. Auf seine Anfrage, ob er nach Langensalza kommen dürfe, erhielt er eine so wenig ermutigende Antwort, daß die Reise dahin unterblieb. Die Vorwürfe dieses Briefes sind daher ohne Grund.

„Das that sie bisweilen, aber sie lehrte bald zurück.“

War sie oft allein, wenn sie dies that?

„Sie war oft allein, und immer sehr heiter.“

Redete sie nicht manchmal mit dir von ihren Freunden?

„Das that sie.“

Ah, keines Täubchen, war ich denn auch unter ihren Freunden?

„Sie redete nur selten von dir.“

Hast du sie nicht manchmal gesehen, wenn sie Briefe bekam?

„Das habe ich gesehen. Bisweilen legte sie die Briefe mit einer ernsthaften Miene weg, und nahm gleich darauf ein Buch, etwas zu lesen, oder that sonst etwas.“

Hast du nicht manchmal eine Thräne des Mitleids in ihrem schönen Auge gesehen?

„Niemals, dazu ist sie viel zu gesetzt.“

Warte, Taube, ich reiße dir eine deiner schönsten Federn aus, wenn du noch einmal deiner Beherrscherin mit dem schönen Namen der Gefesteten eine solche Hartnäckigkeit Schuld gibst.

„Wenn du nur dafür, daß ich dir die Wahrheit sage, so begegnen willst, so kann ich wohl wieder wegsfliegen.“

Bleib, kleine Taube, ich will dir nichts thun.

„So will ich denn bleiben. Aber warum fragst du mich nichts mehr? Und warum bist du so sehr niedergeschlagen?“

Sehe ich denn nicht heiter aus, liebes Täubchen?

„Ach, was ist das für eine Heiterkeit! Das ist nur eine leichte Decke einer alten tiefen Traurigkeit, von der du dich nicht losmachen kannst, und die, wie es scheint, einen beständigen Schatten auf dein Leben werfen wird. Du sahst ja recht von Herzen fröhlich aus, da ich zu dir kam, warum hast du dich so geändert? Ich habe dir doch nichts gethan? Ach, das wollte ich bei allen Göttern nicht, daß ich dir etwas gethan hätte! Denn ich habe noch nie ein so starkes Gefühl des Schmerzes gesehen, als ich es bei dir sehe. Und du scheinst mir ein Herz voll Edelmüthigkeit und Rechtschaffenheit zu haben.“

Komm, kleine Taube, ich habe dich viel zu lieb, als daß ich dich traurig machen sollte. Komm her, kleiner Liebling, und setze dich auf meine Leiter, ich will dir ein Lied von einer Fanny spielen, die der einzige Gedanke meines Lebens ist. — Warum senkst du deinen schimmernden Fittig herunter? Warum wirfst du so traurig?

„Höre auf, dieses Lied zu singen oder ich fliege in einen dunklen Schatten und sehe dich nicht wieder.“

Bleib bei mir, kleine Gespielin, ich will aufhören zu singen. Aber noch etwas darf ich doch fragen? Warum hast du mir gesagt, daß deine Gebieterin es Nachlässigkeit nenne, daß ich nicht zu ihr gekommen sei? Da es doch das gar nicht war?

„Du forderst zu viel von mir. Ich bin ja nur ihre Gesandtin. Kann ich dir von allem, was sie denkt, Rechenschaft geben?“

Sehen Sie, so habe ich und die kleine Taube mit einander gesprochen, bis

mich eine Gesellschaft gefunden und mir selbst und meinem schönen Baume und dem schönen Ufer weggenommen hat. Wollen Sie denn nun kein oft an mich schreiben? Die Briefe sind ordentlich nicht lange über acht Tage unterwegs, obgleich der Ihrige diesmal länger zugebracht hat. Wenn es Ihr Ernst ist, ein Gedicht auf Mademoiselle Hagenbruch zu machen, so schicken Sie mir es ja. Vielleicht fällt Ihnen auch das Gedicht wieder in die Hand, das Sie mir einmal zu schicken versprochen, und von dem Sie mir sagten, daß dieser Vers darin lände:

„Wie glücklich war ich nicht, eh ich die Liebe kannte!“

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mama. Ich bin mit wahrhafter Freundschaft

Ihr ergebener

Klopstock.

Friedensburg, den 1. August 1751.

Ich habe gestern an Ihren Bruder geschrieben, und ihm mein ganzes Herz gesagt, aber das darf ich Ihnen nicht sagen. Was soll ich Ihnen denn nun sagen? Daß mir jeder Morgen der Posttage heiterer vorgekommen ist, als andere Morgen, weil ich auf Briefe von Ihnen hoffe? Daß ich bei dem geringsten Einde einen Brief von Ihnen in Gefahr zu sehen glaubte, obwohl auf den Welten um alle Jahrhundert ein Schiff verloren zu gehen pflegt? Daß ich noch immer die einsamsten Gänge suche, um an Sie zu denken? Daß ich zu diesen Gedanken sogar eine solenne Stunde und einen heiligen Baum bestimmt habe? Die Stunde ist gegen elf des Abends (denn um die Zeit ist es hier noch dämmernd hell), der Baum steht an einem runden erhöhten Rasenplatze, zwei hundert Schritt von der großen Allee und von einer hohen Aussicht über den Friedensburger Sandsee, und besonders gegen eine kleine, dichtbewaldete Insel des Sees. Hier ist es, wo mir Fanny über den Wipfeln der Bäume in silbernen Abendwolken erscheint. Hier ist es, wo ich meine Lieder auf Fanny singe, und beim Weggehen allzeit drei geküßte und thranenvolle Rosen gegen die Erscheinung ausstreue, als keine Opfer, die ich nicht Ihnen (denn Sie haben mein Herz), sondern jenen süßen, nun verblühten Blumen bringe, die Sie mir einmal nachschickten. — Wenn ich Ihnen dies sage, so ist es zwar auch mein Herz, aber wie wenig von einem Herzen, das so viel in sich faßt. Was würde ich Ihnen nicht zu schreiben haben, wenn ich Ihnen dies Herz schreiben dürfte. Schreiben Sie doch auch an mich, liebste Schmiebin. Nur einen kleinen lieben Brief! Nur ein solches Briefchen, wie Sie sonst manchmal an mich schrieben, wenn wir bei einander an Einem Tische saßen. Ich bin, liebste Schmiebin, ich bin, wenn ich das sein darf, Ihr

Klopstock.

Kopenhagen, den 14. September 1751.

— — Noch etwas muß ich Ihnen erzählen. Vor wenigen Tagen bekam ich einen Brief von Fanny. Ich hatte den Abend lange mit tiefer Traurigkeit nachgedacht. Zuletzt riß ich mich von meiner Angst los und sah gen Himmel.

Da begegnete mir dies. Ich sage deswegen es begegnete mir, weil wirklich die Gedanken, die ich hatte, mir beinah wie nicht meine Gedanken zu sein schienen. Damit Ihnen dies nicht zu sonderlich vorkomme, so will ich lieber sagen, ich dachte sie mit einer neuen Art von Lebhaftigkeit und Empfindung, die mir vorher unbekannt waren. Nach einer geheimen Frage an die Vorsehung: warum bin ich so lange, so sehr und auf diese Weise unglücklich? erschrak ich über meine Frage, und sah vom Himmel nieder. Und da hatte ich diese Gedanken: „Und du fragst so frühzeitig? Thu einen Blick, so weit ihr ihn thun könnt, einen Blick von menschlicher Aussicht ein paar Schritte übers Grab! Deine Bestimmung, kennst du sie nicht? Sie war: Vielen die Menschlichkeit desjenigen, der eurer ganzen Nachahmung und Anbetung würdig ist, zu zeigen. Dein Herz mußte hierzu völlig entwickelt werden. Wehmuth und Thränen mußten dies thun und dich völlig ausbilden. Und wenn du zugleich hierbei zeigst, daß dir tiefe Unterwerfung und Anbetung theurer sei als eine Glückseligkeit, deren Dauer dir so unbekannt war, so ist Lohn für dich da. Steh hier, und frage nicht weiter. Es ist jenseit dem Grabe viel Seligkeit und in den ewigen Hüften wohnt die Liebe viel himmlischer, als du sie empfunden hast. Geh nun und bete an, des Lohns werth zu sein. —

Wir schließen hier die Korrespondenz zwischen Klopstock und Marie Schmidt. Sie verheirathete sich 1754 mit einem angesehenen Kaufmanne zu Eisenach, Johann Lorenz Streiber, später Kammerrath und Bürgermeister daselbst, mit welchem sie in einer glücklichen Ehe beinah vierzig Jahre verlebte. Als Frau zeichnete sie sich aus durch ihr imposantes Aeußere, ihre thätige Aufsicht in einem zahlreichen Hausstande und in der Schreibstube eines sehr bedeutenden Handlungshauses, sowie durch ihre Entschlossenheit. Eine Nichte von ihr schilderte die Tante Marie als sehr lebhaft, für alles Geistige sehr empfänglich, aber nichts weniger als sentimental. Sie war vielmehr ganz praktisch, so daß sie in dem bedeutenden Fabrikgeschäfte ihres Mannes sogar die eigentliche Seele gewesen und die Pläne von ihr gemacht sein sollen, welche dieser ausführte.

Klopstock bewahrte seine Anhänglichkeit an Marie Schmidt sein ganzes Leben hindurch. Noch im Jahre 1795 wurde er hoch entzückt, als bei Gelegenheit eines Gastmahles ein besuchender Freund ihm die Jugendgeliebte als immer noch sehr stattliche, sich auszeichnende Frau schilderte. Klopstock rief die ganze Gesellschaft auf zu hören, was seine Fanny noch jetzt sei.

Marie Schmidt starb am 25 März 1799. Nachkommen von ihr leben noch bei Eisenach.

Wir kehren nun zu Klopstock zurück, den wir verließen, als er mit Bodmer in Briefwechsel getreten war.

Bodmer ließ es in warmer Fürsorge sich angelegen sein, dem jungen Dichter eine unabhängige Existenz zu verschaffen. Er schrieb an Haller nach Göttingen, derselbe sollte an den Prinzen von Wales und andere hochstehende Personen Exemplare der ersten Gefänge des Messias schicken und die Engländer auf der deutschen Nachfolger Milton's aufmerksam machen. Als sich jedoch für Klopstock keine Aussichten in England eröffnen wollten, versuchte Bodmer durch Rosheim die Geistlichen für den Messias zu gewinnen. Auch gab er sich Mühe, seinen

Schützlinge eine wenig lästige Anstellung an der Universität Erlangen auszuwirken; er ließ den Messias ins Französische übersetzen, er selbst schrieb eine italienische Rezension des Messias, und sein Freund, Pfarrer Heß in Altstetten, gab auf Bodmer's Betrieb ein Bändchen „Zufällige Gedanken über das Heldengedicht: der Messias“ heraus, in welchem dem Epos das überschwänglichste Lob ertheilt wurde.

Während Bodmer sich auf diese Weise alle ersinnliche Mühe gab, den Dichter des Messias und sein Werk zu fördern, schwieg man in Deutschland zu der überraschenden Erscheinung noch still. Klopstock selbst hoffte so wenig auf den Beifall seines Vaterlandes, daß er an Bodmer schrieb: „Aber haben Sie nicht bei Ihren Zweifeln selbst noch ein zu günstiges Vorurtheil für unsere Nation? Ich glaube, daß man sie oft wird aufwecken müssen, ehe sie nur merken, daß ein Messias da ist.“

Beinahe ein Jahr verstrich, ehe auch in Deutschland eine Stimme vollen Beifall und hohe Bewunderung dem Messias spendete, und zwar auf Bodmer's Anregung. Er forderte nämlich den bereits erwähnten Professor der Philosophie Meier in Halle zur Beurtheilung des Gedichtes auf. Kaum hatte dieser aber dem Rufe Folge geleistet, als Gottsched und seine Genossen mit Wuth den Feldzug gegen Klopstock eröffneten. Der Hauptmann selber schenkte der Welt „Herrn Professor Gottsched's bescheidenes Gutachten, was von den bisherigen kristlichen Epöden der Deutschen zu halten sei“, und kurz darauf „Gottsched's Bemerkungen, warum das Heldengedicht: der Messias, nicht allgemeinen Beifall erhalten hat.“ Er bezeichnete die Messiade als eine Mißgeburt, die nicht nur durch Unnatürlichkeit der Sprache und des Stils den guten Geschmack beleidige, sondern auch jedem verständigen Kritiken mißfallen müsse, da eine solche Legendendichterei offenbar das Christenthum entweiche. Zugleich suchte er die geistliche Poltzei gegen das Gedicht in Harnisch zu bringen.

So wurde das Urtheil des größern Publikums irre geführt, doch bald entschied sich die Welt für Klopstock, und als erst einmal die ersten Schranken überjungen waren, wurde der Dichter des Messias und sein Werk in maßloser Bewunderung angestaunt.

Das Verhältniß zwischen Klopstock und Bodmer gewann fort und fort an Innigkeit, den jungen Dichter fesselte an den ältern Freund und Beschützer die Dankbarkeit, und dieser hingegen fühlte sich geschmeichelt durch die Verehrung, welche der talentvolle Schüler ihm zollte. Klopstock's ganzes Wesen, seine begeisterte Schwärmerei übten auf Bodmer einen so mächtigen Eindruck, daß der bejahrte Mann, der bisher fast ausschließlich Kritiker gewesen war, nun zum Dichter wurde. Schon im Jahre 1741 hatte Bodmer den Plan eines Epos: „Grundriß eines epischen Gedichtes von dem geretteten Noah“ veröffentlicht. Jetzt ging er mit jugendfrischem Muthe an die Arbeit, diesen längst entworfenen Plan selbst auszuführen. Die erste Bearbeitung des „Noah“ begann er im Frühling 1748, und in weniger als einem Jahre war das Werk vollendet, welches damals ein gewisses Ansehen errang und mehrfache Auflagen erlebte, während die Welt es jetzt kaum noch dem Namen nach kennt.

Klopstock's Verhältnisse in Langensalza hatten sich inzwischen so gestaltet,

daß er entbehrlich wurde. Jede Bemühung, ihm eine selbständige Existenz zu sichern, war fehlgeschlagen. Da trat Bodmer mit dem Anerbieten hervor, dem Dichter in seinem Hause eine stille Zufluchtsstätte zu gewähren, damit der Messias vollendet werden könne. Bodmer lebte kinderlos mit seiner blinden Frau, die an seinen Bestrebungen keinerlei Antheil nahm, und fühlte großes Verlangen nach anregendem Umgange. Da keiner seiner jungen Freunde in Zürich geeignet war, so ganz auf seine Bestrebungen und Gedanken einzugehen, so mußte er es als eine glückliche Fügung des Schicksals betrachten, daß ihm dasselbe einen verwandten und hohen Geist zuführte, welchem er unter vielen ungünstigen Verhältnissen hülfreich sein konnte.

Klopstock nahm die Einladung dankbar an, er schrieb an Bodmer: „In einer Zeit, wo ich von Fürsten unbeachtet bleibe, sind Sie, mein theuerster Freund, so großmüthig und laden mich nach Ihrer freien Schweiz ein. Wenn das einigermaßen eine Belohnung für Ihre Edelmüthigkeit sein kann, daß ich sie in ihrem ganzen Umfange empfinde: wohl! so nehmen Sie die Kleinigkeit dieser Belohnung an! Lassen Sie mich Ihnen noch was zärtlicheres sagen. Ich will kommen, Sie bei den Gebeinen Ihres Sohnes zu sehen. Ich will kommen, Ihnen Ihre Thränen, die ich Ihnen vielleicht von neuem erregt habe, abzutrocknen.“ Der Dichter konnte sich jedoch nicht entschließen, sogleich nach der Schweiz aufzubrechen, da er immer noch hoffte, Fanny würde ihn erhören. Bodmer fuhr fort, seinem jungen Freunde nach Kräften sich nützlich zu machen; im Sommer 1749 schenkte er ihm 830 Bücher, theils von ihm und Breitinger, theils von anderen verfaßt, welche Klopstock gut verkaufen konnte, und als jede Aussicht, Fanny's Liebe zu gewinnen, sich verblüfferte, als auch die Hoffnung, durch den Abt Jerusalem eine passende Stelle am Collegium Carolinum in Braunschweig zu erhalten, sich zerbrach, schickte Bodmer dem Dichter auf sein Ersuchen Ostern 1750 die Summe von 300 Thalern und schrieb dabei, wegen der Bezahlung solle sein junger Freund nicht in Sorgen sein, es wäre genug, wenn das Geld mit der Restitution aller Dinge wiedergegeben würde.

Im Mai 1750 verließ Klopstock Langensalza, sein Herz blutete beim Abschiede von Fanny, denn für seine Hoffnungen zeigten sich nicht die geringsten Aussichten, zu der Gleichgültigkeit der Geliebten kam noch der Umstand, daß deren Mutter in Klopstock nicht etwa den berühmten Dichter des Messias, sondern einen mittellosen und daher unbedeutenden jungen Mann erblickte, der nach der Verarmung seiner Eltern auf Kosten der Familie seine Studien gemacht. Es wurde verabredet, daß Klopstock mit einem Freunde Bodmer's, mit Georg Schultzeß, welcher sich eine kurze Zeit in Berlin aufhielt, gemeinschaftlich die Reise in die Schweiz antreten sollte. Sie war auf Mitte Juli 1750 festgesetzt, Klopstock brachte die Zeit vom Mai bis Juli theils in Halberstadt bei Gleim, theils in Queblinburg bei seinen Eltern zu. Von hier aus unternahm er noch eine Reise nach Magdeburg, wo er in einer großen Gesellschaft aus dem Messias vorlas und besonders von dem weiblichen Theile der Gesellschaft sehr gefeiert wurde. Hier lernte er auch den Hofprediger Saß aus Berlin kennen, mit dem er in Verbindung blieb. Die Gesellschaft wünschte von dem Dichter auch zwei Oden an Fanny zu hören. „Wie hätte ich das aushalten können?“ berichtet er dar-

über an die Geliebte, „Glein las sie endlich und ich verbarg mich hinter den Reisfröden und Sonnenschirmen. Man fragte mich sehr viel. Vieles, ach! sehr vieles, viel, viel wahres wollte man mir nicht glauben! Nur da glaubte man mir ganz, als ich sagte: „Und noch viel mehr als dies alles verdient Fanny!“ — Wenn man dann mit Händeklatschen, mit Entzückungen und mit Thränen Fanny lobte, so sah ich auf die schwimmenden Augen um mich herum wie in die Elysäer Felder!“

Auf Bodmer's Umgang setzte der junge Dichter große Hoffnungen. „Lassen Sie mich's noch einmal sagen“, schrieb er ihm, „wie freue ich mich auf Ihren Umgang! Was für ein himmlisches Leben wollen wir zusammen führen. Uns nur und Ihren Freunden bekannt, wie wollen wir uns, dem sterblichen Auge unsichtbar, freuen, unterdeß man mich in Ihrer Stadt für einen Reisenden hält, der gekommen ist, in Ihrer öffentlichen Bibliothek ein Manuscript abzuschreiben, oder für einen wunderlichen Menschen, der bisweilen stumm wird, und sich oft auf eine seltsame Weise beklagt, daß er nicht auch die Gnade hat, unterweilen taub zu werden. Denn Ihre Stadt wird vermuthlich nicht ganz rein von Leuten sein, die man Schwäger nennt, und deren Gesellschaft, wean man sich auch noch so flug zurückziehen glaubt, man dennoch nicht allezeit entkommen kann.“ — Hören Sie die Bedingungen, unter denen ich zu Ihnen komme. Meine körperliche Gegenwart muß in Ihrem Hause beinah unmerklich sein, sie muß da auch nicht die mindeste Veränderung hervorbringen. Dies vorausgesetzt, und als wenn Sie mir's, mit dem Handschlage der Freundschaft im goldenen Weltalter veriprochen hätten, komme ich zu Ihnen. Ich bin schon sehr bekannt mit einer gewissen Gegend, die ich die zirkhische nenne. Vielleicht irre ich sehr, unterdeß kenne ich doch nun eine reizende Gegend mehr in der Welt. Zu einer schönen Gegend gehören nun zwar auch Berge, Thäler, Seen, aber viel vorzüglicher die Wohnungen der Freunde. Und noch eine Frage, die auch einigermaßen bei mir zur Gegend gehört, denn

Mein Leben ist zum Punkt der Jünglingsjahre gestiegen —

wie weit wohnen Mädchen Ihrer Bekanntschaft von Ihnen, von denen Sie glauben, daß ich einen Umgang mit ihnen haben könnte? Das Herz der Mädchen ist eine große, weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tiefsinniger Weiser sein will. Nur dürfen die Mädchen so nichts von meiner Geschichte wissen, denn sie möchten sonst vielleicht sehr ohne Ursache zurückhaltend werden.“

Bodmer's Freund Zellweger fand solche Aeußerungen des Messiasängers wunderbar, er gab Bodmer den Rath, seine Erwartungen herabzustimmen oder noch besser den Dichter den Messias in der Nähe seiner Geliebten vollenden zu lassen. Aber Bodmer hegte selbst schwärmerische Hoffnungen von seinem Umgange mit dem geweihten Jünglinge, dessen Dichterruhm, den der Schweizer mit größter Bestimmtheit voraus sagte, auch auf ihn seine Strahlen werfen sollte. Ja er war nicht weit entfernt, in dem Messiasänger einen zweiten Messias zu erkennen, der die Gedanken des frühern Messias gleichsam in verherrlichter Gestalt von neuem erzeuge. Seine ungeduldige Sehnsucht findet ihren stärksten Ausdruck

in seiner Ode „Verlangen nach Klopstock's Ankunft.“ Er sagt darin: Wie die Völker des Nordens nach dem lichten Tage, so sehnen unsere Gemüther sich nach dir. Reiß dich los aus den Umarmungen der Freunde,

Hat sich den Glücklichen doch seit Jahren die Schönheit der Erde
 Nun schon verschönert in deinem Geleite,
 Haben sie doch in deiner Gestalt der Unsterblichen einen
 Rang an der Unfrucht schon wandeln gesehen,
 Einer Gestalt, mit welcher des Schöpfers heiliges Bildniß
 Göttlicher glänzt und die Meisterhand ehret.

Und am Schluß:

Ah! ein Tag wird erscheinen, der Milton's göttliche Werke
 In der Vergessenheit Strudel hinabtaucht!
 Dieser Tag wird erscheinen, eh' noch an des Weltgerichts Abend
 Himmel und Erde und Sterne vergehen.
 Aber die Zeit mit der Sense nicht, noch die Anarchen der Dummheit
 Werden sich deines Messias bemestern:
 Denn Gott wird dem Beschützer der Erden, Eloa, gebieten,
 Daß er ihn vor dem Verderben bewahre.

Am 13. Juli brach Klopstock endlich auf, begleitet von Schultheß und Sulzer. Es wurde ein Reisetagebuch geführt, und Klopstock schrieb öfter Briefe an Fanny und an Bodmer. Den Rheinfluss bei Schaffhausen feierte er mit den Worten: „Sei mir gegrüßt, Strom, der du zwischen Hügelu herunterstäubst und donnerst, und du, der den Strom dahinführt, sei dreimal, o Schöpfer, in deiner Herrlichkeit angebetet! Hier, im Angesichte des großen Rheinflusses, in dem Gefilde seines mächtigen Brausens, auf einer holdseligen Höhe im Grase gestreckt, hier grüß ich Euch, nahe und ferne Freunde, und vor allem dich, du werth'es Land, das jetzt mein Fuß betreten soll! O daß ich alle, die ich liebe, hier versammeln könnte, mit ihnen eines solchen Werkes der Natur recht zu genießen! Hier mücht ich mein Leben zubringen und an dieser Stelle sterben, so schön ist sie. Weiter kann ich davon nichts ausdrücken. Hier kann man keinen andern Gedanken und Wunsch hegen, als seine Freunde um sich zu haben und beständig hier zu bleiben. Und ich sage im Namen aller dieser Freunde: Amen! Hallelujah!“

Am Abend des 23. Juli langte Klopstock mit seinen Reisefährten in Zürich an.

Was wir mit freudigem Herzen und mit hochgespannten Hoffnungen erwarten, pflegt uns am leichtesten zu täuschen. Unsere Wünsche verleiten uns, die Bilder unserer Fantasie immer schöner auszumalen und immer mehr nach einer Seite hindrängen, so daß schließlich nur wunderbare Fügung uns gewähren könnte, was wir als unausbleiblich voraussetzten. Da das praktische Geschlecht unserer Tage jedoch der Wunder nicht mehr gewürdigt wird, so ist im natürlichen Verlauf der Dinge eine Enttäuschung oft nicht zu vermeiden. Auch Klopstock und Bodmer sollten das in Bezug auf die [schwärmerisch] gesteigerten Erwartun-

gen ihres persönlichen Verkehrs erfahren. Ihre Naturen waren zu verschieden, um bei nächster Verührung einander innig ergreifen zu können. Klopstock hatte auf der Universität seine Freunde in einem Kreise gefunden, dessen feiner, anmuthiger Umgangston uns ausdrücklich bezeugt wird, und dazu waren diese Jünglinge freisinnig, in ihrer Begeisterung für das Ideale bald feierlich ernst, bald stürmisch aufjubelnd, immer dem vollsten Maß der Empfindungen hingegeben, erhaben über alles kleinlich Bedantische des spießbürgerlichen Lebens. Wir erinnern uns, daß Klopstock schon seit früher Jugend in allen körperlichen Uebungen ein Meister und dadurch um so vieles leichter im Stande war, in reiferem Alter sich jene sichere Gewandtheit anzueignen, welche das erste Erforderniß der gesellschaftlichen Bildung sein muß. Jetzt war er sechsundzwanzig Jahre alt, er fühlte das natürliche Verlangen, in der freien Schweiz sich zu entschädigen für die kleinlichen, drückenden Verhältnisse, die er in Langensalza so lange getragen, und seine ganze Persönlichkeit sowohl als Mann wie als Dichter war sehr wohl dazu angethan, die Poesie in das Leben zu übertragen und in fröhlicher Gesellschaft anmuthigen Verkehr heimisch zu machen. Bodmer dagegen war an eine enge Stille gewöhnt, schlichtern und steif, und wußte in Wort und Benehmen wenig Maß zu halten. Diese Eigenschaften, das wenig beneidenswerthe Erbtheil der Stubengelehrten, mußten nothwendig sehr bald einen Zusammenstoß mit dem jugendfrischen Muth des Dichters herbeiführen.

Schon der Eindruck der ersten Begegnung scheint die gegenseitigen Erwartungen nicht erfüllt zu haben. Bodmer schrieb an seinen Freund Heß nur ganz kurz: „Gestern Abend um halb zehn Uhr sind die lieben Freunde wirklich bei mir angelangt. Ich bin die ganze Nacht in Ekstase gelegen, mich alle Augenblicke von neuem in der Wahrheit zu befestigen, daß Klopstock, Sulzer nun wirklich bei mir wären.“ Und Klopstock äußert an seine Freunde: „Ich habe die Freude ganz genossen, den ehrlichsten Mann das erstemal in meinem Leben zu sehen, den ich, wenn ich sonst an ihn dachte, mir als einen entfernten unvergleichlichen Freund vorstellen mußte, welchen ich in meinem Leben niemals sehen würde.“

In Zürich war Klopstock nicht allein von Bodmer erwartet worden. Schon am Tage nach seiner Ankunft wurde Bodmer von einer Schaar munterer Freunde befürt, daß er ihnen erlauben möchte, den Dichter zu besuchen. Durch die Vermittlung des lebhaften und lebensfrohen Schultheß, seines Reisegefährten, wurde Klopstock schnell mit diesem Kreise vertraut. Er fühlte sich wohl in dieser Gesellschaft, durch welche gleich anfangs Bodmer's stille Hausordnung gestört wurde. Ein solches Treiben entsprach den Wünschen und Hoffnungen desselben sehr wenig, und er mochte wohl kaum stillschweigend zusehen haben. So entstand eine unwillkürliche Spannung, welcher Klopstock sich gleich in den ersten Tagen durch einen Besuch bei Heß in Altstetten zu entziehen suchte. Hier erreichte ihn ein Einladungsbillet, welches im Namen jener Gesellschaft der junge Hartmann Rahn, der später Klopstock's Schwager wurde, in schlechtem Französisch an ihn erließ, um ihn zu bewegen, an einer Fahrt auf dem Zürcher See theilzunehmen, die veranstaltet wurde, um dem Dichter die Schönheit der Gegend und die Schönheit der Zürcher Mädchen zu zeigen.

Am 30. Juli 1750 fand diese berühmte Fahrt statt, an welcher neun junge Männer und ebenso viel Damen theilnahmen. Klopstock, die gefeierte Hauptperson, wußte an diesem Tage die Gesellschaft auf das fröhlichste zu beleben und auf das anmuthigste zu unterhalten, denn obwohl er klein von Gestalt war, so floß er doch über von Scherz und Laune und zeigte sich als trefflicher Vorleser und Sänger. Neben ihm stand der Doktor Kaspar Hirzel, schon früher mit Klopstock bekannt, ein trefflicher Mann, der sich später um sein schweizerisches Vaterland die schönsten Verdienste erwarb. Hartmann Rahn ist schon genannt worden, und auch die übrigen Theilnehmer waren sämmtlich nicht unbedeutende Männer. Unter den Damen war Hirzel's junge Frau zuerst des Dichters Gesellschafterin, die ehrwürdige Frau von Muralt spielte die Mutter der jüngeren Damen, von denen die siebzehnjährige Fräulein Schinz sich ganz besonders der Aufmerksamkeit des Dichters zu erfreuen hatte. Ueber die Fahrt*) schrieb Dr. Hirzel an Kleist einen ausführlichen Bericht:

„Die Gesellschaft fuhr gleich nach fünf Uhr des Morgens vom Lande ab. Ein vorhergegangenes Gewitter hatte die allzuschwüle Luft gereinigt und die brennende Hitze dieser Jahreszeit gemildert. Sanft blasende Weste folgten uns nach, trieben unser Schiff sachte fort und heiteren den Himmel, der anfangs noch mit leichtem Gewölle bezogen war, vollends auf, so daß wir bald die Natur im hellsten Sonnenglanze prangen sahen. Das glückliche Schiff, dergleichen Zürich noch keines gesehen, rückte allgemach weiter. Wiesen, Weinberge, gelbe Kornfelder, auf denen fröhliche Schwitter jauchzten, Landhäuser von Bauern und Städtern stoh'n hinter uns, um anderen Platz zu machen. Wir kamen an das Landhaus der trefflichen Eltern unseres Gesellschafters Keller. Hier stiegen wir aus, um ein Frühstück zu nehmen. Das ehrwürdige Paar empfing uns mit heiterm Lächeln, erfreut, den geliebten Sohn in solcher Gesellschaft zu sehen. Beide begrüßten unsern Klopstock auf eine Art, die ihn überzeugte, daß sie die hohen Gedanken seines Gedichtes empfunden haben.

„Klopstock rühmte die Schönheiten unserer Gegenden, doch schien er weniger davon gerührt, als von der Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere, die sein Scharfblick auszuspähen fand. Nie sah ich jemand die Menschen aufmerkamer betrachten, er ging von einem zum andern, mehr die Mienen zu beobachten, als sich zu unterreden. Noch war uns ein neues Vergnügen bereitet. Der ältere Sohn unsers ehrwürdigen Wirthes, der eine nicht gemeine Stärke besitzt, den Flügel zu spielen, gab uns ein italienisches Solo zu hören. Klopstock belauschte auf den Gesichtern unserer Mädchen den Eindruck, den die Musik machte, er schien daraus bestimmen zu wollen, welche die zärtlichste wäre. Dann spazierten wir in dem Garten und ergötzen uns an den einfachen Schönheiten desselben. Endlich stiegen wir, von den Segnungen unserer ehrwürdigen Wirthes begleitet, wieder zu Schiffe und verließen voll Liebe und Dankbarkeit gegen dies theure Paar ihren glücklichen Wohnplatz. Von munteren Scherzen begleitet, schlich die Vertraulichkeit sich in unsere Gesellschaft. Die Mädchen waren bekannter mit einander geworden, Klopstock hatte durch seine einnehmenden Sitten und geistvollen Neben ihre allgemeine

*) Wir folgen der trefflichen Darstellung bei Körntzer a. a. O. S. 52 ff.

Hochachtung gewonnen, und sie wünschten alle, aus den Fragmenten zum vierten und fünften Gesang etwas von ihm zu hören. Der gefällige Klopstock entsprach dem einstimmigen Wunsche und las eine Stelle vor, die in unsere Seelen noch nie gewohnte Wehmuth senkte *).

Die ganze Gesellschaft ermunterte sich nach und nach. Lachender Scherz umhüllte uns, jeder suchte seine Schöne witzig zu unterhalten. So rücker von einer angenehmen Gegend zur andern. Der Anblick verschiedener Landhäuser gab uns Stoff, den ungleichen Geschmack ihrer Besitzer zu regen. Dies verhinderte indessen nicht, daß wir unsere Aufmerksamkeit nicht immer wieder auf unsern Helden sammelten, den wir stets feiner würdig fanden. Ueber seine Fröhlichkeit herrschte freie Vernunft, wie über seinen Ernst, seiner Witz begleitete seine Neben alle, deren Seele Gefälligkeit und Freude ist. Wenn uns seine rührenden Gedichte in eine zärtliche Wehmuth versetzten, so erheiterte uns bald wieder sein aufgeweckter Geist und führte die Freude zurück. Seine erste Vorlesung machte uns nach einer zweiten begierig. Er willfahrte, und las uns jetzt die hohe Liebesgeschichte, Lazarus und Zibli, vor, wo er seine eigene Liebe für die göttliche Fanny im Auge gehabt zu haben scheint **):

Zu Zibli

Trat jetzt Semida näher, doch schwieg er und sah zu der Erde.
Diese kannts den Schmerz, der lange schon Semida's Herz traf,
Und sie blickte seitwärts ihn an und sah die Empfindung
Seiner Seel' in dem Auge voll Wehmuth, sahe die Hoheit
Welche mit Hügel der Himmlischen schmückt die Leidende Tugend.

Eder Jüngling! Um mich bringt er sein Leben mit Wehmuth
Seine Lage mit Traurigkeit zu! Ach war ich auch würdig,
Daß du so himmlisch mich liebst, wars deine Zibli auch würdig?
Lange schon wünscht' ich, die deine zu sein und von dir zu lernen
Wie sie so schön ist, die selbige Tugend! Dich innig zu lieben.
Wie zu der Väter Zeit die Lächter Jerusalems liebten,
Wie ein jugendlich Lamm um deine Wunde zu spielen.
Gleich den Rosen im Thal, die der frühe Tag sich erzeiget,
So in deiner reinen Umarmung gebildet zu werden,
Dein zu sein und dich ewig zu lieben! Du frohste der Mütter,
Warum gebotest du doch das himmlische strenge Gebot mir?
Aber ich schweig' und gehorche der Weisheit der liebenden Mutter
Und der Stimme Gottes in ihr! Dem bin ich gewidmet!
Ich bin auferstanden! ***) gehöre zu wenig der Erde,

*) Messias V, 136 bis 178: Auf einem Gestirn der Milchstraße leben Menschen, welche die Sünde nicht kennen und in ewiger Jugend eines seligen Lebens sich erfreuen. Der Stammvater der Glückseligen schildert seinem Geschlechte das Elend der irdischen Menschen, welches der Sündenfall ihnen brachte, namentlich die schrecklichen Bilder des Todes.

**) Messias IV, 740 bis 889. Wir lassen diese schöne Stelle als einzige Probe aus dem wenig belagerten Messias hier folgen. Statt Lazarus und Zibli sagte der Dichter später Semida und Zibli.

***) Zibli war gestorben und von Jesus auferweckt worden, Lazarus-Semida bekenntlich auch.

Sterbliche Söhn' ihr zu geben! Nur du mußt deine Betrübniß,
Deine zärtlichen Klagen, du edler Jüngling, auch mindern!
Würde doch meinem Leben der Trost noch einmal gegeben,
Daß ich in deinem Gesicht das süße Lächeln erblickte,
Da du keine Thränen noch kanntest, als Thränen der Freude,
Da du ein Knabe noch warst, und ich dem schmeichelnden Arme
Deiner Mutter entfloß, hinüber in deinen zu eilen!

Also denkt sie. Es bricht ihr das Herz, sie kann sich nicht halten,
Stille Thränen zu weinen. Es sah sie Semida weinen,
Ob sie gleich mit dem fließenden Schleier ihr Auge bedeckte.
Semida geht still aus der Versammlung, und da er hinausläßt,
Sieht er mit traurigem Angesicht nieder und denkt bei sich selber:
Warum weint sie? Ich konnte sie länger weinen nicht sehen,
Denn es brach mir mein Herz! Zu theure, zärtliche Thränen,
Söhne Thränen, so still, so zitternd im Auge gebildet!
Wäre nur Eine von euch um meinethwillen geweinet,
Eine wäre mir Ruhe gewesen! Ich klage noch immer,
Immer um sie! Mein Leben voll Qual, mein trauriges Leben
Ist noch immer von ihr ein einziger langer Gedanke!
O du, welches in mir unsterblich ist, dieser Güte
Hohe Bewohnerin, Seele, von Gottes Haupte geboren!
Du des Erschaffenden Bild, der nahen Ewigkeit Erbin!
Oder wie sonst dich bei deiner Geburt die Unsterblichen nannten,
Red', ich frage dich, lehre du mich! enthülle das Dunkle
Meines Schicksals! Öffne die Nacht, die über mich herhängt!
Red', antworte mir! ich frage dich! müde zu weinen,
Müde bin ich zu trauern in dieser Wehmuth mein Leben!
Warum, wenn ich sie seh, die vielleicht zur Unsterblichkeit aufstand,
Oder, ferne von ihr und nicht um Zibli, sie denke,
Warum fühl' ich alsdann im überwallenden Herzen
Neue Gedanken, von denen mir vormals keiner gedacht war?
Webende, ganz in Liebe zerfließende, große Gedanken!
Warum weckt von der Lippe Zibli's die silberne Stimme,
Warum vom Aug' ihr Blick voll Seele mein schlagendes Herz mir
Zu Empfindungen auf, die mit dieser Stärke mich rühren?
Die sich rund um mich her wie in hellen Versammlungen drängen,
Jede rein wie die Unschuld, und edel wie Thaten des Weisen?
Warum decket der Schmerz mit mitternächtlichem Flügel
Dann mein Haupt, und begräbt mich hinab in die Schlummer des Todes
Wenn ich, sie liebe mich nicht! den trüben Gedanken entfalte?
Ach, dann wall' ich am Grabe, dem ich so nah war, und weine
Meinen Jammer. Mir horcht die schauernde Todesstille.
Oft will ich dann mit gewaltigem Arm den Kummer bestreiten,
Meine Seele versammelt in sich die Empfindungen alle
Welch' ihr von ihrer hohen Geburt und Unsterblichkeit zeugen.
Sei, so red' ich sie an, sei wieder dein, die himmlisch,
Die du bist unsterblich geschaffen! So red' ich ihr Hoheit
Und Standhaftigkeit zu, sie aber verstummt, sich zu trösten,
Schaut auf ihre Wunden herab, und weinet und zittert.

Warum bin ich's allein, der ungeliebet auf ewig
 Liebt? Was erhebt sich mein Herz, auch über die edelsten Herzen
 Groß und elend zu sein? Was ist es in mir, das noch immer
 Sie bei dem Namen mir nennt? Will ich ihr Gedächtniß vertilgen?
 Welche Stimme Gottes ist das, die mit heiligem Rispeln
 Und mit Harmonien, den zarteren Seelen nur hörbar,
 Meinem Herzen leise gebeut, sie ewig zu lieben?
 Und so will ich denn ewig dich lieben, wie schweigend du mir auch,
 Wie verstummend du bist! Ach, da ich es, Zibli, noch wagte
 Zitternd zu denken, du seist mir erschaffen, wie still war mein Herz da!
 Welche Wonnen erschuf sich mein Geist, wenn Zibli mich liebte!
 Welche Gesilde der Ruh um mich her! O darf ich noch Einmal,
 Süßer Gedanke, dich denken? Und wird dich mein Schmerz nicht entweihen?
 Du warst, Himmlische, mein! durch keine kürzere Dauer
 Als die Ewigkeit, mein! Das nann' ich für mich geschaffen!
 Jeder Tugend erhabneren Wink, der unsichtbar mir sonst war,
 Vern' ich durch deine Liebe verstehn! Mit zitternder Sorgfalt
 Folgte mein Herz dem gebietenden Wink. Die Stimme der Pflichten
 Hört' ich von fern. Ihr werdendes Rispeln, ihr Wandeln im Stillen,
 Ihren göttlichen Laut, wenn keiner sie hörte, vernahm ich!
 Und nicht umsonst! Wie ein Kind voll Unschuld, mit biegsamem Herzen
 Folgt' ich dem leichten Befehl der sanftgebietenden Stimme,
 Daß ich deinen Besitz, die du mir theurer als alles
 Was die Schöpfung hat, warst, durch keinen Fehl nicht entweichte.
 Welche Gabe warst du mir von Gott! Wie dankt' ich dem Geber,
 Daß ich wie auf Flügeln, von deiner Unschuld getragen,
 Näher dem Liebenswürdigen kam, der so schön dich gebildet,
 Der so fühlend mein Herz, und deins so himmlisch gemacht hat!
 Wie mit dem Säckeln ihrer Entzückungen deine Mutter,
 Da du geboren warst, über dir hing, und wie sie sich neigte
 Ueber dein Antlitz mit Todesangst, da du ihrer Umarmung
 Still entschlummertest, sie den Schall der kommenden Flüße
 Noch nicht hörte, noch nicht die Stimme des Helfers in Juda:
 Also hat meine Seele sich oft mit jeder Empfindung
 Und mit jeder Entzückung in ihr, die sie mächtig erschüttert,
 Auf den großen Gedanken gerichtet: Du seist ihr geschaffen!
 Ausbreitet hing auf ihn hin die schauende Seele,
 Sah ihn ganz, den Gedanken der Ewigkeit, sah von dem Endzweck
 Ihres Daseins viel in ihm, von Entzückungen trunken,
 Wie sie selten ins Herz des Menschen vom Himmel strömen!
 Aber in Traurigkeit, welche kein Maß, kein endendes Ziel kennt,
 Und in Schauer namloser Angst, in Schlummer des Todes
 Löste meine Seele sich auf, wenn ich jenen Gedanken,
 Jenen andern Gedanken der Nacht und der Einsamkeit dachte!
 Dann, dann war ich von allen verlassen, dann war ich einsam!
 Ach du warst mir nicht mehr! Ich war allein in der Schöpfung!
 O bei allem, was heilig ist! um der Tugend und Liebe,
 Um der Schönheit willen, die deine Seele voll Unschuld
 Ueber den Staub der Erd' erhöh't, und wenn was noch theurer,

Wenn was erhabner noch ist: bei deinem Erwachen vom Tode! —
 Und bei jeder Unsterblichkeit, die du, mit Rechte besitzest,
 Unter des Himmels Bewohnern einst lebest! o um der Kronen,
 Um der Tugenden Belohnungen willen, beschwör' ich dich, Zibli:
 Sage, was denkt da dein Herz? was süßl's? wie ist es ihm möglich,
 Dieses mein Herz, das so liebt, mein blutendes Herz zu verstehen?
 Ach der große Gedanke, der schauernde, süße Gedanke,
 Daß sie vom Tod' erweckt ist, daß ich erweckt bin vom Tode!
 Daß wir von neuem vielleicht nicht sterben, und beide zum höhern
 Bessern Leben — — doch schweigt, zu Kühne, zu feurige Wünsche!
 Dieser Gedanke führt vielleicht mich zu weit, und ich liebe
 Sie zu heftig! — Wie kann ich zu sehr die lieben, mit der ich
 Jenes erhabnere Leben vielmehr als dies an dem Staube
 Wünsche zu leben? Mit der, es sei dort oder auf Erden,
 Angefeuert durch sie, ich den ewigen Schöpfer der Himmel,
 Unseren Schöpfer, noch mehr zu lieben so innig verlange?
 Aber der göttliche Sohn des Angebeteten, Jesus,
 Mein Erretter, ist in der Gefahr gelbdet zu werden!
 Ist es jeho! Aber ich kann nicht, wie kann ich es glauben,
 Daß der sterben werde, der mich von den Todten erweckt hat?
 Und wie oft entging er nicht schon der Verfolgenden Unthm!
 Fehlet' ich denn noch, durst' ich, da diese Gefahren ihm drohen,
 Meinem Schmerze mich nicht, nicht so hingeben der Wehmuth,
 So verzeih du es mir, du theurer, göttlicher Retter!
 Reiß denn von einem Kummer dich los, der dich nur angeht,
 Trauernder, Eines Ruhe nur nahm, und vielleicht nicht auf immer!
 Ganz sei deine Seele gerichtet auf jenen Ausgang,
 Den der Ewigkeit deinem erhabenen Retter bestimmt hat.
 Also denkt er, verläßt Jerusalem, eilt zu dem stillen
 Einsamen Felsen, der vor kurzem zum Grab' ihm gehauen ward. —

„Unsere Schönen fanden sich in einer ganz neuen Welt. Solche Gedanken hatte ihnen noch keiner ihrer Verehrer eingeflüßet, sie belohnten unsern göttlichen Dichter dafür mit Blicken voll Liebe. Man wagte nicht über jene himmlische Liebe zu sprechen, bis einer von der Gesellschaft das Stillschweigen mit der gelehrten Anmerkung unterbrach, nirgend hätte er noch die platonische Liebe so prächtig geschildert gesehen. Klopstock verwarf diesen Beifall und versicherte, daß er hier ganz eigentlich die zärtlichste Liebe im Auge gehabt habe, die ungleich höher wäre, als die platonische Freundschaft, Semida liebte seine Zibli ganz und gar! — Wir stimmten ihm aus vollem Herzen bei, und Plato war nicht unser Mann. Die süßesten Gefühle waren in uns rege und beseeelten die Unterhaltung. So langten wir unbemerkt zu Meisen an, einem schönen Dorfe, vier Stunden von Zürich. Hier stiegen wir hochvergüßt aus dem Schiffe und brachten noch ein paar Stunden vor dem Mittagessen mit traulichen Gesprächen zu.“

„Als wir von unserm Spaziergange zurück in den Gasthof kamen, fanden wir unsere Schönen in dem ernsthaftesten Gespräche über die Erziehung u. s. w. Unter solchen harmlosen Neben verstrich die Zeit bis zum Mittagessen, wo wir die Tafel trefflich besetzt fanden. Da hatten wir keinen Mangel an Freude! Der

Wein übte seine schönste Kraft an uns aus, die Vertraulichkeit wuchs mit der Fröhlichkeit, satirische Scherze umgaukelten uns, ein fröhliches Gelächter begleitete sie. Zum erstenmal bedauerte mein Bruder seine Unwissenheit im Weintrinken, doch feierte er mit uns das Andenken an die abwesenden Freunde, auf deren Gesundheit wir tranken, und, was die angenehmste Abwechslung gewährte, charakteristische Erzählungen von ihnen einmischten. Da klangen die Gläser auf Ihre Gesundheit, mein Kleist, und auf Gleim's und Ebert's, bei der Gesundheit der göttlichen Schmid (Fanny) herrschte tiefe Ehrfurcht; er erwiderte mit einem sanften Ernste, der die Empfindungen seiner großen Seele verrieth, doch ließ er den Ernst diesmal nicht siegen, er sah die frohe Gesellschaft an, und trank und scherzte. Nach Tische rüsteten wir uns zur Ueberfahrt auf eine kleine, jenseit Weilen liegende Halbinsel, wo man die angenehmste Aussicht über den Zürchersee hat. Ein kühlender Wind blies in unser Segel und trieb das Schiff sanft nach dem vorgelegten Port. Die Schiffer verließen die Ruder, saßen vergnügt auf den Bänken und sahen die lachende Freude über uns schweben. Eines der Mädchen sang. Wir klatschten der schönen Sängerin zu und erweckten unsere übrigen Begleiterinnen zu edelm Racheifer, gleichen Beifall zu verdienen. Allein in diesem Augenblick kamen wir unvermuthet bei der kleinen Halbinsel an. Wir fanden an dem Gestade eine anmuthige Ebene, über welche kühlende Schatten von Eichbäumen schwärmten. Diesen Platz wählten wir zu unserm Speisesaale, wo wir uns eine Tafel mit Erfrischungen zurüsten ließen, die wir nach einem Spaziergang in den Eichenwald genießen wollten.

„Jeder theilte mit seinem Gefährten auf einem besondern Spaziergange sein Vergnügen. Klopstock, von Freude belebt, hüpfte mit seinem Mädchen durch den Wald und half meiner Doris das Lied auf Haller's Doris singen. Ich folgte ihnen eine Weile nach, aber die brennende Sonnenhitze gab mir ein Gefühl des höhern Alters *), ich suchte meinen Kahn, dem Klopstock sein Mädchen genommen hatte, der half mir den Alten machen. Doch bald verjüngten wir uns wieder, und was mein Herz am meisten erfrischte, war Klopstock's Freude und der Dank, den er mir, als dem Urheber dieser Lustreise, auf die Wangen küßte. — Man sammelte sich bei der frohen Tafel, zerstreute sich dann wieder und genoß die Annehmlichkeiten dieses Ortes, bis verlängerte Schatten uns die Rückreise antreten hießen. Kaum waren wir eingeschifft, so wurde Klopstock noch um eine Vorlesung gebeten. Er gab uns ein Fragment, Abbadona (Messias Bb. V, S. 486 bis 702), den reblichsten Teufel, den je die Hölle sah. Voll zärtlichsten Mitleids baten unsere Freundinnen einmützig den Dichter, jenen Elenden, Neuevollen doch in seinen Schutz zu nehmen und ihm die Seligkeit zu schenken. Klopstock erzählte, daß schon eine ähnliche Gesellschaft in Magdeburg für die Befeligung dieses Teufels einen förmlichen Synodalbeschuß gefaßt habe, unter dem Präsidium des Herrn Hofprediger Saal, doch hätte er sich damals durch keine Unterschrift seine poetische Freiheit rauben wollen, und würde es auch heute nicht thun.

„Klopstock sah nicht gern den Ernst so überhand nehmen. Er las uns eine anakreontische Ode seines Schmid, ganz in Gleim's Geiste, dann sang er uns

*) Dr. Hirzel hatte sein „höheres“ Alter schon auf 25 Jahre gebracht.

Lieder von Hagedorn vor; so schön fand ich sie noch nie, aber es ward auch kein Gedanke unempfundnen gesungen, dies ersetzte, was an musikalischer Kunst mangete. Die Sonne war allmählig niedergegangen, einmal noch schien sie sich zu erheben und lächelnd uns anzublicken, endlich sank sie ganz hinter die Berge hinab, das wallende Feuer, das noch auf dem Wasser schwebte, erlosch in ein dunkles Grün. Noch sahen wir an den entfernten Schneebergen erleuchtete Stellen. Doch die Dämmerung überzog auch diese mit ihrem grauen Flor und goß eine feierliche Stille über die Natur, sie wollte sich unser bemächtigen, wir widerstanden ihr aber tapfer. Begleitet von schwazendem Wize waren wir unvermuthet wieder bei dem Keller'schen Landhause angelangt, wo wir geküßt hatten. Lächelnd kam uns die ehrwürdige alte Dame entgegen. Unsere Freude hatte sich in ihr theilnehmendes Herz ergossen, sie gab uns Lichter, damit wir nicht aufhören müßten, die Grazien der Fröhlichkeit und Freundschaft in den Blicken und Mienen zu sehen. Doch ließen wir von hier das Schiff eine ziemliche Strecke vorausfahren und gingen mit unseren Schönen in der kühlenden Dämmerung dem Gestade nach. Klopstock erblickte von ungefähr eine kleine Insel, diese besetzten wir. Fünf Freunde mit ihren Mädchen nahmen den ganzen Raum ein, Gleim's Schöpfung ist nicht schöner als jetzt unser Inselchen war. Hier endlich eroberte Klopstock von dem sprödesten der Mädchen einen Kuß, und auch wir eroberten Küsse: denn wie wollten sie sich retten, die guten Mädchen, ohne die zarten Füße zu benezen? Von diesem glücklichen Eilande eilten wir zu dem kleinen Port, wo wir zum letztenmal einschifften. Auch die Dämmerung war dem Schatten der Nacht gewichen, helle flimmerten die Sterne aus dem dunkelblauen Gewölbe. Mich befiel eine Traurigkeit über das Hinscheiden dieses Tages; ach! rief ich, daß wir so der Ewigkeit zufahren könnten! Klopstock fand diesen Wunsch zu ausschweifend, wünschte sich für einmal nur eine Ewigkeit von vier Tagen und forderte meine Doris auf, noch einmal Haller's „Doris“ zu singen. Sie sang. Haller's Gedanken verloren nichts an ihrer Stärke. Indessen näherten sich die Lichter der Stadt, und so sehr wir auch die Schiffer baten, langsamer zu fahren, befanden wir uns doch gleich nach zehn Uhr in der Stadt, und die glücklichste Schifffahrt war geendigt! —

Bodmer, welcher an der Fahrt nicht theilgenommen hatte, veranstaltete auf den folgenden Tag eine Zusammenkunft aller näheren Freunde und Verehrer Klopstock's in Winterthur; acht Tage verlebte man dort in fröhlicher Geselligkeit und hier überraschte der Dichter seine Freunde mit einer der schönsten seiner Oden, welche wir nachstehend wiedergeben.

Der Zürchersee.

Schön ist, Mutter Natur, deiner Schöpfung Pracht
 Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
 Daß den großen Gedanken
 Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von des schimmernden Sees Traubengefaden her
 Ober, klopfst du schon wieder zum Himmel auf,
 Komm in röhendem Strahle
 Auf dem Flügel der Abendluft.

Komm und lehre mein Lied jugendlich heiter sein,
 Süße Freude, wie du, gleich dem befeelteren
 Schnellen Jauchzen des Jünglings,
 Sanft, der fühlenden Schinzin *) gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
 Zürich in ruhigem Thal freie Bewohner nährt,
 Schon war manches Gebirge
 Voll von Reben vorbeigeflohn.

Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh',
 Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
 Schon verrieth es beredter
 Sich der schönen Begleiterin.

„Hallers Doris“, die sang, selber des Liebes werth,
 Hirzels Daphne, den Kleist innig wie Gleimen liebt,
 Und wir Jünglinge sangen
 Und empfanden wie Hagedorn.

Jeho nahm uns die Au in die beschattenden
 Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt,
 Da, da kamest du, Freude,
 Volles Maßes auf uns herab.

Göttin Freude, du selbst! dich, wir empfanden dich!
 Ja du warst es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
 Deiner Unschuld Gespielin,
 Die sich über uns ganz ergoß.

Süß ist, frühlicher Lenz, deiner Begeistrung Hauch,
 Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Obem sanft
 In der Jünglinge Herzen
 Und die Herzen der Mädchen gießt.

Ah, du machst das Gefühl fliegend, es steigt durch dich
 Jede blühende Brust schöner und bebender,
 Lauter redet der Liebe
 Nun entzauberter Mund durch dich!

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
 Befre, sanftere Luft, wenn er Gedanken winkt
 Im sokratischen Becher
 Von der thauenden Ros' umkränzt.

*) Fräulein Schinz war bekanntlich Klopstock's Gefährtin auf der Seefahrt. Statt Schinzin setzte der undankbare Dichter später Fanny.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

Wenn er dringt bis ins Herz und zu Entschließungen
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten
Was nicht würdig des Weisen ist.

Reizvoll klingen des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweiges der Eulen werth!

Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch sein, mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genannt,
Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen ins sanfte Herz,
Ist, beim Himmel, nicht wenig,
Ist des Schweiges der Edeln werth!

Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freundes wissen ein Freund zu sein,
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umfaltungen,
In den Lüften des Walds, und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle
That ich schweigend den frommen Wunsch:

Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schooß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand:

O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysiun!

Bodmer's Haus lag sehr schön außerhalb der Stadt am Fuße eines Berges, der mit Reben bepflanzt war, seinen Gipfel bedeckte dunkler Tannenwald, gegenüber lag der Uto, der höchste der Nachbarberge, durch fruchtbare Ebenen strömten Limmat und Biel, den südlichen Horizont begrenzten die Alpen, der ewige Schnee auf ihren Häuptern kühlte die Hitze des Sommers lieblich ab. In dieser schönen Einsamkeit, so hoffte Bodmer, sollte Klopstock mit ungetheiltem Fleiße sich der Vollendung des Messias widmen, und nebenbei versprach er sich auch die Mitwirkung des Jünglings zur Vervollkommnung seines Gedichtes vom geretteten Noah. Bodmer's Lebensgenuß bestand in unablässiger Arbeit am Schreibtisch, er konnte es nicht verstehen, wenn Klopstock auf den gelehrten, ernsthaft-schwerfälligen Verkehr mit einer gewissen Geringschätzung herabsah und sich vorzugsweise im

frischen und fröhlichen Kreise einer ihm ganz ergebenen und von ihm begeisterten Jugend gefiel. Der Dichter band sich wenig an die Zeit, er aß hier oder dort zu Mittag, er blieb bis spät in die Nacht fort und stand erst spät am Morgen auf. Seine Lust war, den Mädchen Klüße zu rauben, Handschuhe zu erobern, mit ihnen zu tändeln. In Bodmer's Hause rauchte er Taback, was dieser durchaus nicht leiden konnte, er trank auch gern Wein, den Bodmer ebenfalls verachtete, und als Klopstock in der Ode „Der Zürchersee“ den Wein pries, verfaßte Bodmer eine Parodie dazu. Klopstock verrieth keine Neugier, über die politischen und bürgerlichen Verhältnisse der Schweiz irgend etwas zu erfahren, er verlangte nicht Bodmer's Bibliothek zu durchforschen, kurz, seine Bestrebungen paßten so wenig zu denen seines Wirthes, daß Bodmer klagen konnte: „Ein halbes Duzend galopins haben keine Mühe, ihn von mir zu führen.“

So veränderte sich die hochgehende Freundschaft in immer schroffere Spannung, Bodmer konnte sich allerlei Spöttereien gegen den brausenden Jüngling nicht versagen, und auch gegen Freunde rückte er allmählig mit Aeußerungen der Unzufriedenheit heraus. Gegen dies alles beobachtete Klopstock ein stolzes und beharrliches Schweigen, und als ihm Bodmer schließlich geradezu sagte, er und seine Freunde hätten an dem Dichter des Messias einen heiligen, strengen Jüngling erwartet, entgegnete der Dichter spöttlich: ob sie geglaubt hätten, er äße Heuschrecken und wilden Honig? Klopstock scheint sich demnach keine Mühe gegeben zu haben, die Mißverständnisse zu lösen, und seinen Hauswirth zu begütigen, wie er denn sein ganzes Leben hindurch sich öfter darin gefiel, seinem Benehmen etwas Unfreies, Erzwungenes, Pathetisches zu geben, wodurch er bei seinem ungewöhnlichen Selbstgefühl häufig schroff, rücksichtslos und verlegend wurde.

Des Dichters Selbstgefühl wurde noch besonders gesteigert durch eine Nachricht, welche ihm eine sichere Zukunft versprach. Durch den Kabinetsprediger des Herzogs von Gotha, Klüpfel, war der Herr von Bernstorff, der eben seinen Posten als dänischer Gesandter in Paris verlassen, mit dem Messias bekannt geworden. Johann Hartwig Ernst von Bernstorff wurde dänischer Minister und als solcher der verdienstvolle Reformator des dänischen Staatswesens. Er bemühte sich, dem jungen Dichter des Messias, dessen Werth er erkannte, eine Pension von dem Könige Friedrich dem Fünften von Dänemark zu verschaffen, und hatte schon, als Klopstock noch in Langensalza war, diesem von seinen wohlwollenden Absichten Nachricht geben lassen. Während Klopstock in Bodmer's Hause weilte, im Anfang des August 1750, traf nun ein Schreiben des Ministers von Bernstorff ein, welches ihn benachrichtigte, daß der König von Dänemark ihm eine jährliche Pension von 400 Thalern ausgesetzt habe, damit er die Messiasde mit guter Ruhe und ohne Abhaltung vollenden könne. Auch wurde ihm das Reisegeld nach Kopenhagen bewilligt.

Nun hatte Klopstock einen sichern Hinterhalt, er bedurfte Bodmer's nicht mehr, und dieser Umstand scheint nicht ohne Einfluß auf sein Benehmen und seine Entschließungen geblieben zu sein. Nach einem Aufenthalte von etwa einem Monate verließ der Dichter Bodmer's Haus am 3. September und begab sich zu dem uns bereits bekannten Hartmann Rahn, wo er allerdings in einem zahlreichen, heitern und liebevollen Familientreise den Gegensatz von dem Leben des

Bodmer'schen Hauses fand. Hartmann Rahn war Kaufmann, er hatte die Erfindung gemacht, farbige Muster auf Seide zu drucken, und in seiner großen Verehrung für den Dichter wollte er diesen, der gut zeichnete, an seinen Handelsgeschäften theilnehmen lassen, welche er in großartiger Weise selbst bis China ausdehnen zu können hoffte. Klopstock selber glaubte bei dieser Verbindung reich werden zu können, und diese Aussicht wirkte stark auf ihn, denn als reicher Mann, so meinte er, würde Fanny ihm gewiß sein. Hartmann Rahn heirathete im Jahre 1751 Klopstock's Schwester Johanna, er folgte noch in demselben Jahre dem Dichter nach Dänemark, wo er mit dessen ältestem Bruder August zu Ringbye bei Kopenhagen eine Seidenfabrik anlegte, zu welcher der König beträchtliche Summen hergab. Allein der fantastische Rahn mochte kaum zum Geschäftsbetrieb geeignet sein, seine Anlage ging bald zu Grunde. Er lebte dann in bedrängten Umständen in Hamburg und in Zürich. Seine Tochter Johanna wurde die Gattin des Philosophen Fichte, bei welchem Rahn in Jena in hohem Alter starb.

Vergebens hoffte Bodmer von Seite Klopstock's eine Rückkehr der frühern freundschaftlichen Gesinnung. Das schmerzte ihn tief, er fühlte sich in den Augen Deutschlands verunehrt. Auf den Rath Breitinger's forderte er nun von dem Dichter die 300 Thaler zurück, welche dieser als Geschenk betrachtet hatte. Nun ließ Klopstock sich zu einem leidenschaftlichen Briefe verleiten, welcher einen völligen Bruch herbeiführte und Bestürzung unter die beiderseitigen Freunde brachte. Bodmer empfand den Zwiespalt hart und machte seinem Mißbehagen darüber bisweilen in Spott, häufiger aber in großem Schmerze Luft, zeigte dabei jedoch für den entfremdeten Freund fortwährend die herzlichste Theilnahme und äußerte auch immer noch die Hoffnung auf eine freundliche Wiederkehr. Eine wenigstens äußerliche Versöhnung wurde denn auch durch die Vermittlung des Hofpredigers Sack in Berlin herbeigeführt. In einem Briefe vom 5. Januar 1751 schrieb derselbe an Klopstock: „Wie? Bodmer und Klopstock lieben sich nicht mehr? Die zwei Dichter, die von der Freundschaft so erhaben, so schön denken und derselben göttliche Reizung und Rechte aus Einem Herzen und aus Einer Seele besingen, und zwar so stark und zärtlich beslegend besingen, daß dies himmlische Feuer auch die kältesten Herzen entzünden kann. Dies ist mir eine so unerwartete Seltenheit, daß ich fast an eine gewisse poetische Erbsünde glauben sollte, wenn ich nicht zugleich als gewiß glaubte, Bodmer und Klopstock sind schon wieder ausgeöhnt und lieben sich stärker als jemals. Nie werden die Verfasser des Messias und des Noah dem besten und frömmsten Theil des menschlichen Geschlechts den betäubenden Anstoß, und dem boshaftesten Unglauben die Freude geben, zu sehen, daß man zwar von der Religion und Tugend sehr hoch und einnehmend, ja bemeisternd schön denken, und doch sich entzweien könne. Mein Herz blutet, wenn der quälende Gedanke mir einfällt: Nun wird der Messias und der Noah nicht mehr erbauen. Nein! Klopstock muß das Herz seines Bodmer's wieder gewinnen, und nie wieder verlieren. Er muß hingehen, und wäre er auch der Beleidigte, und Thränen der zärtlichsten Wehmuth weinen, die ich so oft weinte, wenn ich den Messias las. Klopstock muß dies thun, er muß aus Zürich als Bodmer's Freund reisen, oder mein Herz wird kalt bleiben und mein Auge wird nicht mehr weinen, wenn ich gleich die stärksten Stellen im Messias lese. Meinem Sohne

werde ich sein Bildniß zeigen und sagen: „So sah Klopstock aus, den Dein Vater als den schönsten Geist, als das beste Herz liebte, der so neu, so schön dachte, der aber — Ja, Klopstock muß aus Zürich als Bodmer's Freund reisen, oder kein Mensch fühle die Stärke seiner Gedichte, sein Messias werde ein mittelmäßiges Stück und seine Oden kriechend, und Schmidin gedenke nicht mehr an ihn! Bodmer muß Klopstock wieder lieben, oder die ganze Welt müsse glauben, Klopstock hat Unrecht und Bodmer hat Recht.

„Mein werther Freund, so denkt mein Herz, und Ihr Herz wird die Sprache der wahren Freundschaft fühlen und sich wieder in Bodmer's Arme werfen, und dadurch mich wieder beruhigen.“

Durch diesen Brief veranlaßt suchte Klopstock nun eine Annäherung an Bodmer durch Breitinger anzubahnen, und als Bodmer ihm hatte sagen lassen: „es würde ihm sehr lieb sein, wenn der stille, gottselige Messiasdichter ihn besuchen wolle, ging Klopstock wieder zu ihm. Die Ausöhnung war etwas kühl, aber sie fand doch statt, und die beiden Versöhnten sahen sich noch einigemal in der Zeit, welche Klopstock in Zürich zubrachte.

Des Dichters Freunde suchten ihn in der Schweiz zurückzuhalten, sie verhiessen ihm eine reiche Heirath und das schweizer Bürgerrecht, doch Klopstock zog es vor, dem Rufe nach Dänemark zu folgen. Den letzten Besuch bei Bodmer schildert dieser: „Klopstock blieb etwa dreiviertel Stunden bei uns, sehr liebreich und gut. Der Abschied geschah mit vieler Zärtlichkeit. Ich begleitete ihn an der Hand bis zum Gatter an der Landstraße, und blieb stehen, bis ich ihn nicht mehr sehen konnte. Er selbst sah vielfach zurück und rief von weitem noch Lebewohl. Er versprach mir zu schreiben. Das Herz ward mir sehr groß.“

In der Folge blieben die beiden Dichter noch eine Zeitlang im Briefverkehr. Der Aufenthalt in Zürich trug für Klopstock schöne Früchte: der Dichter wurde seinem niederdrückenden Liebestummer entzogen und dieser Kummer selber verlor viel von seiner Melankolie, auf der andern Seite erweiterte der Dichter um vieles seine Umschau, er lernte Kreise kennen, welche er früher kaum aus weiter Ferne beobachtet hatte. Er selbst bekannte einst Bodmer: erst in Zürich sei er in die Welt gekommen, vorher sei er nur auf Schulen gewesen. Für die Schweiz bewahrte er auch stets ein freundliches Andenken und gedachte noch in spätem Alter gern der frohen Tage, die er dort verlebte.

In der Mitte des Februar 1751 verließ Klopstock das gastliche Zürich, und wandte sich zuerst nach Queblinburg zu seinen Eltern, bei denen er einige Wochen verweilte. Dort lebte auch noch seine Großmutter, die er zärtlich liebte, sie hatte auf seine früheste religiöse Bildung viel Einfluß gehabt. Der Dichter fand sie vom Alter sehr verändert. „Aus der theilnehmendsten, zärtlichsten Seele“ — so erzählte er — „war sie fast die Unempfindlichkeit selber geworden. Sie blickte kaum empor, als sie mich gewahr ward, und sprach nur wenige Worte, fast nichts vom Vergangenen, nichts von der Zukunft. Ich kann nicht beschreiben, mit welcher Behemuth mich der Anblick erfüllte. Als ich einige Zeit dagewesen und unser Gespräch ganz einsüßig blieb, wollt' ich mich weggeben und sie ohne Geräusch verlassen. Da raffte diese obllig unempfindlich scheinende Frau auf einmal alle ihre Kräfte, alle ihre Lebensgeister zusammen, wie eine sterbende Lampe noch

zum letztenmal anklobert. Nicht so, mein Sohn! sagte sie, mich zurückrufend, und nun faltete sie ihre Hände, um mich zu segnen, und das mit einer solchen mütterlichen Zärtlichkeit und einem Strom von Worten und einer Salbung — so hat mich nichts in meinem Leben gerührt und ich werde es nie vergessen.“ Noch als Greis von 76 Jahren schilderte Klopstock diesen Jugendeindruck in der Ode „Der Segen.“

Auf seiner Reise nach Kopenhagen verweilte Klopstock bei seinen Freunden in Braunschweig. Giseke sagte ihm: „Wenn Sie nach Hamburg kommen, müssen Sie ein Mädchen kennen lernen, das Sie zu sehen wünscht: Meta Moller.“ Er gab dem Dichter die Adresse mit. Meta Moller war eine große Verehrerin des Messias und hatte an ihren Freund Giseke geschrieben, er möchte ihr Gelegenheit verschaffen, den Dichter des Messias kennen zu lernen. Am 4. April 1751 traf Klopstock in Hamburg ein. Der Hauptgrund seines Aufenthaltes war, Hagedorn kennen zu lernen. Da er denselben bei seinem ersten Besuche nicht traf, fiel ihm die von Giseke mitgegebene Adresse ein. Was nun folgte erzählt Meta Moller selber in einem Briefe an Giseke. Wir theilen denselben mit, da sich Klopstock's zukünftige Gattin darin sehr charakteristisch vor unsere Augen stellt:

„Klopstock läßt fragen, wann er mich besuchen darf. Ich sage: gleich, ohne daran zu denken, daß gleich nicht zwei Stunden heißt, und wohl wissend, daß ein Frauenzimmer sich nicht leicht in weniger Zeit ankleiden kann, so fange ich an mich zu pudern. Kaum aber hatte ich mich an den Nachttisch gesetzt und die Nadeln aus den Haaren genommen, welche nun mit großer Unordnung um meine Stirn hingen, so sagt man mir: der fremde Herr ist da. Ich stecke geschwinde, geschwinde die Haare nur so viel zurück, als nöthig war, um sie mir nicht in die Augen hängen zu lassen, werfe ein Negligé über, und weil ich nicht Zeit hatte, es zurecht zu stecken, so schlage ich ein großes, großes Tuch darüber. Die Schmidt *) kommt herein, ich springe ein paarmal in die Höhe und freue mich ganz unbeschreiblich, daß ich nun den Verfasser des Messias, den Freund von Giseke sehen soll, wonach mich so sehr verlangt. Ich sehe, wie ich durch das Vorzimmer gehe, noch einmal in den großen Spiegel, sage: ich bin doch auch nicht zu meinem Vortheil gekleidet (und das war ich auch wirklich nicht), ich hätte es wohl mehr sein mögen, aber der Verfasser des Messias wird wohl nicht sehr darauf sehen. — Hätte ich gewußt, daß der Verfasser des Messias würde mein Geliebter werden, wie viel mehr würde ich dann hierüber bekümmert gewesen sein? Nun mache ich die Thür auf, nun sah ich ihn — ja, hier müßte ich Empfindungen malen können. — Sein Anblick frappirte mich in dem eigentlichsten Verstande. Ich hatte schon so viele Fremde gesehen, aber niemals hatte ich einen solchen Schrecken, ein solches Schauer — ich weiß nicht wie ich mich ausdrücken soll — empfunden. Ich hatte gar nicht die Meinung, daß ein ernsthafter Dichter finster und mürrisch aussehen, schlecht gekleidet sein, und keine Manieren haben müsse, aber ich stellte mir doch auch nicht vor, daß der Verfasser des Messias so süß

*) Meta Moller's Schwester Elisabeth war an Benedikt Schmidt in Hamburg verheirathet. Sie ist es, welche stets gemeint wird, wenn Meta von der Schmidt spricht.

aussähe, und so bis zur Vollkommenheit schön wäre. Denn das ist Klopstock in meinen Augen, ich kann nicht helfen, daß ich's sage, aber Ihnen kann ich's sagen. — Er stuzte auch. Wir schwiegen alle beide eine kleine Weile länger still, als man in einem solchen Falle sonst thut. Endlich sagte er: „Herr Giseke hat mir gesagt, daß ich die Erlaubniß hätte, Ihnen aufzuwarten.“ — Ach Giseke, wie rührte mich der Ton seiner Stimme! Und da sah ich ihn noch einmal recht an. Ach da stand er, da, da. In der Schmidt ihrer Stube, vor der Kammerthür. Wenn Sie hier wären, so würde ich Sie an die Stelle hinführen und sagen: da war's, Giseke, da! — Ich fand, daß er sich mit ungezwungener vieler Anmuth bückte — und ich finde noch, daß er's thut. — Was meinen Sie nun aber, daß ich nun antwortete? — Es ist mir angenehm, Sie kennen zu lernen. — Wahrhaftig, ich konnte nichts anderes aufbringen. Und dann geschwinde: Wollen Sie die Güte haben, sich zu setzen? Ich setzte mich gegen ihm über. Ich habe mich nachher erinnert, daß ich gesehen, daß er seine eine Hand mit der andern hielt. Ich glaubte, es käme von ungefähr. Klopstock hat mir aber gesagt, er habe gezittert, und hätte mir das Zittern dadurch verbergen wollen. Er hätte sich sehr darüber verwundert, daß er zitterte, weil er's nicht gewohnt wäre, und auch keine Ursache davon hätte finden können.

„Den folgenden Tag speiste Klopstock des Mittags mit vieler unwürdiger Gesellschaft bei uns. Ich hatte mich sehr sorgfältig gepuht. Ein Umstand, der bei verliebten Mädchen, und am allermeisten bei denen, die im Begriff sind es zu werden, sehr oft vorkommt. Ich hatte sogar deswegen eine Trauer mehr erleichtert, als ich eigentlich gefollt hätte. Wie ich fertig war, sagte man mir, Klopstock wäre gekommen. Ich wollte noch geschwinder sein als ich schon von Natur bin, und zerriß darüber im Laufen die Garnitur meines Kleides. Ich ward sehr böse. Es mußte doch wieder gemacht werden. Das war entsetzlich, daß das Dienstmädchen so langsam war. „Fort! Fort! Geschwind!“ schrie ich bei jedem Stiche, den sie that. Ich hätte beinahe geflucht, wenigstens stampfte ich mit dem Fuße. Es ward glücklich fertig, und ich flog hinauf. Ich war von Klopstock's Süßigkeit so überzeugt, daß ich mit der Schmidt gewettet hatte, sie würde Klopstock gleich unter den beiden anderen Fremden (die ich damals selbst noch nicht gesehen hatte) erkennen. Nun machte ich die Thür auf und sah — — — und sah gleich Klopstock. Er sah noch süßer aus, als den vorigen Tag, und kam mit einer so sanften Freumblichkeit zu mir, die sich nicht beschreiben läßt. Nun sah ich erst die Uebrigen in der Gesellschaft, deren Unwürdigkeit ich damals noch nicht so kannte, als jetzt. Ich sprach mit ihnen und kam wieder zu Klopstock. Ich setzte mich sogar mit ihm allein ans Fenster. „Ich bleibe bis Mittwoch,“ sagte er mir mit einer Freude, die mir sehr angenehm war. Ich freute mich auch. Er sah meine Kleidung an. „Ist das Trauer?“ fragte er. Es war mir angenehm, daß meine Kleidung bemerkt wurde, weil's Klopstock war. Wir gingen zu Tisch. Klopstock führte mich, was mir lieb war, obgleich mehr Gesellschaft da war. Ich bot Klopstock den obersten Platz an, wünschte aber, daß er ihn nicht annehmen möchte. „Wo sitzen Sie?“ fragte er. — Ich sitze hier. — „Ich sitze bei Ihnen.“ — So setzte sich jeder sich, wie ihm gefällig, sagte ich, denn nun hatte ich, was ich wollte. Klopstock sprach immer mit mir allein. Die Andern nahmen es übel, ich nicht.

Man sprach von schönen Augen. Klopstock sagte, er kenne die schönsten blauen Augen in Deutschland. Das sind der Schmidt*) ihre, dachte ich, und fühlte, daß ich roth ward. Aber könnten's nicht auch die meinigen sein? Er sah mich doch so süß an, wie er's sagte. Nein, das ist doch nicht möglich. — Wenn sie nur noch recht blau wären! Ein geschwinder Blick nach dem Spiegel, welcher betrübt wieder zurückkehrte. Klopstock, der immer mehr tändelte, tändelte nun endlich Liebe. Er sagte, er haßte die ernsthafte Liebe, wobei nur lauter Seufzer und Schmerzen wären. Eine Frühlingsliebe wäre recht nach seinem Geschmack, nämlich eine, die, wenn's hoch käme, einen ganzen Frühling dauerte, man könne sich sonst auch wohl sechsmal in einem Frühling verlieben. Ich setzte den Scherz fort, zumal da ich wußte, wie sehr Klopstock gegen seine wahre Meinung sprach. Endlich blieb er mir nicht mehr angenehm. Ich fürchtete, Klopstock möchte auch wohl gar denken, ich wäre ein Mädchen, mit dem man nur dergleichen sprechen mißte. — Diese Furcht ist oft wiedergekommen. Rahn brachte seine Gesundheit aus, die mich vollends verdrießlich machte. „A vos amours, Mr. Klopstock, qui à présent se divulguent par tout le monde!“ Ich glaube, die Sache an sich und das Divulgiren war mir beides unangenehm. Ich erklärte es mir aber so, daß ich verdrießlich darüber ward, daß Rahn es noch mehr ausbreitete.

„Wir standen vom Tische auf. Klopstock hat mir nachher gesagt, daß er sich selbst gewundert habe, daß ich mit meinen anderen Nachbarn so wenig gesprochen hätte. Bei Tisch hatte man von unseren hiesigen Regenkleidern gesprochen. Ich veräumte die Gelegenheit nicht, jetzt eins bringen zu lassen und es umzuthun, auf daß sie die Mode recht sehen könnten. Ein Nebenumstand ist sonst auch, daß es mir sehr gut steht. Dieser Nebenumstand that auch die sehr gute Wirkung auf Klopstock, daß er herflog und mich mit vielem Feuer küßte. Nun fing die Gesellschaft an sich zu zerstreuen, und die meisten fuhren weg. Klopstock trat mit mir an ein Fenster und las einen Brief von Ihnen. Ich, um desto besser in den Brief zu sehen, weil wir ihn doch nicht ganz laut lesen konnten, hatte, wirklich ganz von ungefähr, meine Hand hinter Klopstock's Rücken gelegt. Er drückte sie mir ganz sanft mit seinem Rücken. Dieser Druck erregte bei mir ein Gefühl, das mich aufmerksam machte, das doch aber so süß war, daß ich nicht im Stande war, meinen Arm zurückzuziehen (welches ich bei einer andern Manusperson gewiß gleich gethan hätte). Mein Arm blieb also ganz dicht an Klopstock's Rücken liegen, so lange er den Brief las. Klopstock hat mir auch erzählt, daß ich, wie er nachher mit mir gesprochen und er seine Stirn so ein bißchen gegen mich geneigt, ich die meinige auch ein bißchen so hingebogen, daß sie sich einander ganz sanft berührt. Diesen Umstand weiß ich nicht mehr. Ich glaube daher, daß ich's auch nicht muß gewußt haben, wie ich's gethan habe. Klopstock fragte, ob ich seine Elegie: Die nur zärtliches Herzens u. s. w. kenne. Ich sagte aus einer gewissen Furchtsamkeit, daß ich sie nicht genug kennen möchte, nein. Er wunderte sich und sagte: so wollen wir sie zusammen lesen. Ich ging deswegen mit ihm nach der Schmidt ihrem Zimmer. Ich fing an zu lesen, konnte aber

*) Fanny ist gemeint.

nicht fortfahren, weil ich einen zu starken Fluß auf den Augen hatte. Klopstock las. Er hielt meine eine Hand. Das Herz schlug mir gewaltig, unsere Hände wurden immer heißer, ich fühlte sehr viel, und ich glaube Klopstock auch. Er las ein Stüd aus dem Messias. Die Schmidt war dazugekommen. Er fragte, ob er nicht einen Kuß dafür verdient hätte? die Schmidt sagte ja. Ich sagte, ich küßte keine Mannsperson. Er disputirte viel dagegen. Ich dachte, warum küßt der Affe dich denn nicht? du kannst ihm den Kuß ja nicht geben. Herr Keller kam herauf. Er fragte, ob Klopstock denn noch nicht wegfahren wollte? Er müßte ja zu Oben. Ja bald, sagte Klopstock, setzte sich unterdes hin und trank mit uns Thee. Die Schmidt war so gut, Herrn Keller zu unterhalten, ich schwastete mit Klopstock. Er sagte, ich sollte mit ihm reisen. Ich sagte, ich wollte wohl. „Aber Sie würden zu sehr frieren?“ — Wenn ich Ihr Feuer bei mir hätte, wohl nicht, sagte ich mit Lachen. „Ach, Sie haben genug eigenes Feuer,“ sagte er, und küßte mich mit nicht wenigem. Endlich, nachdem Herr Keller lange anmahnt und die Glocke neun geschlagen hatte, fuhr mein Klopstock zu Oben.

„Den Montag ehe Klopstock wegfuhr, hatte er mich gefragt, um welche Zeit er mich den andern Morgen besuchen könnte. Er wunderte sich sehr wie ich um zehn sagte; wie ich merkte, daß er sich wunderte, bat ich ihn, er möchte früher kommen, aber er wollte nicht. Dienstag Morgen um zehn Uhr kam er also. Wie er in die Stube trat, spottete er über meine Toilette und meinen Schoßhund. Den letztern habe ich gleich darauf abgeschafft und durchaus keinen wieder haben wollen. „Sind in dem kleinen Kasten Liebesbriefe?“ sagte er von einem der auf dem Tische stand. Ja, sagte ich, und es ist Ihnen erlaubt, sie zu sehen. Er fand eine von seinen Oben darin. Er machte ein freundliches Gesicht und sagte mir noch eine andere vor. Endlich setzte er sich hin und trank Thee mit mir. „Ich habe dem Herrn von Hagedorn absagen lassen,“ sagte er, „um noch eine Stunde länger bei Ihnen sein zu können.“ — Er hatte den Herrn von Hagedorn erstaunlich lieb damals. — Wir kamen nach und nach so weit, daß er mir seine ganze Geschichte erzählte. Ich empfand so viel dabei, daß ich's gar nicht ausdrücken kann. Ich nahm das alles für freundschaftlichen Antheil, aber nachdem ich recht darauf achtgegeben, so habe ich gefunden, daß mein Gefühl mehr der Ehrfurcht, als der Freundschaft ähnlich war. Dieses Gefühl hat sich nachher sehr sit wieder merken lassen. Klopstock selbst war sehr decontenancirt bei seiner Erzählung, aber ich glaube nicht, daß er das meinethwegen gewesen ist.

„Endlich ging er weg mit dem Versprechen, den Abend bei uns zu essen, er sagte aber, daß er nicht vor acht Uhr kommen könnte. Wenn er weg war, schlug mir immer das Herz so, und die Zeit währte mir so lang. Ich mochte so gern von ihm sprechen, und es verdroß mich, wenn die Schmidt mich unterbrach oder von etwas anderm redete.“

Am folgenden Tage reiste Klopstock nach Kopenhagen ab, mit Meta verabredete er einen lebhaften Briefwechsel, der auch mit großem Interesse von beiden Seiten geführt wurde. Das Verhältniß gestaltete sich immer inniger, bis es schließlich, wie wir seiner Zeit erzählen werden, zur Ehe führte.

In Kopenhagen wurde Klopstock mit vieler Achtung empfangen, Bernstorff und der Graf Moltke verkehrten freundschaftlich mit ihm und ließen sich von

ihm über die Erscheinungen der deutschen Literatur unterrichten. An den König hatte er schon in der Schweiz die bekannte Ode Friedrich der Fünfte gedichtet. Als der Dichter zum erstenmal bei seinem hohen Gönner erschien, gab ihm derselbe seinen Beifall des Messias wegen zu erkennen und sagte, daß die an ihn gerichtete Ode sehr schmeichelhaft für ihn wäre. Für die Herreise hatte ihm der König hundert Dukaten geschenkt.

In der Folge gelangte Klopstock zu einem nicht unbedeutenden Einfluß auf den König. Er begleitete denselben aufs Land nach Friedensburg, durch seine Fürsprache wurden mehrere seiner Freunde nach Dänemark berufen und ihnen einflußreiche Stellen verliehen. Im Gefolge des Königs kehrte Klopstock von Friedensburg im Herbst 1751 nach Kopenhagen zurück. Im Dezember desselben Jahres starb die Königin Luise von Dänemark in dem jugendlichen Alter von 27 Jahren. Klopstock richtete bei dieser Gelegenheit an ihren Gemahl die Ode An den König, welche später Die Königin Luise überschrieben wurde. Um seinen Kummer über diesen harten Verlust zu zerstreuen, unternahm Friedrich der Fünfte im Frühjahr 1752 eine Reise nach Holstein. Klopstock benutzte diese Gelegenheit, um nach Hamburg zu reisen. Er verweilte daselbst vom 1. Juni bis zum 15. Juli 1752 und verlobte sich in dieser Zeit mit Meta. — Meta oder eigentlich Margarethe Moller war die Tochter des Peter Moller zu Hamburg. Sie war am 16. März 1728 geboren. Klopstock nannte sie oft Märchen, auch wohl Clary, nach dem Richardson'schen Roman Clarissa. In seinen Oden redet er sie mit dem Namen Zibli an.

Von Hamburg reiste der Dichter am 15. Juli nach Braunschweig und Queblinburg zu seinen Eltern und Geschwistern. Sein Vater freute sich des Ruhmes, den sein Sohn nun bereits erlangt hatte, großen Verdruß bereiteten ihm aber die feindseligen Angriffe von Seiten Gottsched's und seiner Spießgesellen, denen Klopstock indess beharrlich ein stolzes Schweigen entgegensetzte.

Der ehelichen Verbindung Klopstock's und seiner Meta trat der Mangel an genügenden Existenzmitteln für jetzt noch hindernd in den Weg. Klopstock kehrte im September 1752 nach Kopenhagen zurück, wo er das ganze folgende Jahr verlebte. In der dänischen Hauptstadt erweiterte sich der Kreis seiner Freunde immer mehr, auch einige seiner Freunde kamen, wie wir bereits erwähnten, nach Dänemark, des Dichters Schwager Rahn befand sich schon in Ringbye. In diesem Kreise schien der Dichter sich sehr wohl zu fühlen, seine poetische Thätigkeit war während dieser Zeit lebhaft gesteigert. Die Trennung von seiner Meta wurde ihm besonders schwer, ein ununterbrochener Briefwechsel gewährte den Ersatz, welchen ein solcher Verkehr immer gewähren kann. Meta's Briefe zeigen ein tiefes Gemüth, das mit Entzücken in den höheren Regionen schwärmt, in denen Klopstock dichtete. Ihrem Geliebten gegenüber stellt sie sich mit großer Liebenswürdigkeit auf den bescheidensten Standpunkt, in dem Messiasdichter sieht sie das höchste und heiligste Ideal ihres Lebens und verehrt ihn mit unbedingter Hingebung. So war sie geeignet, des Dichters außerordentlich starkes Selbstgefühl immer von neuem an sich heranzuziehen und ihm im Verkehr Anregung und Befriedigung zu gewähren. Einige wenige Stellen aus der beiderseitigen Korrespondenz wollen wir folgen lassen.

Meta an Klopstock.

Oktober 1752.

Ich habe nicht geglaubt, daß die Trennung so schwer wäre. Was ist das Leben ohne Dich — was ist das Leben mit Dir! — Jetzt erinnert mich alles an die Stunden, welche nicht mehr mein sind, da ich meinen besten, geliebtesten Freund, welcher mich so zärtlich liebt, hatte. Sei übrigens versichert, daß ich so ruhig bin, als ich in Deiner Abwesenheit sein kann. Ich bin auf immer die Deine, Du liebst mich und ich erhalte mich für Dich. Ich wollte Du könntest sehen, wie ich meine Thränen zurückhalte. Unsere gütigen Freunde bewachen mich zärtlich, sie bestreben sich, mir alles so angenehm zu machen, als möglich. Aber was ist das alles ohne Dich!

24. November 1752.

— — Gestern Abend, wie ich in mein Zimmer gegangen war und einige sehr entzückende Stunden hatte, da dachte ich: Vielleicht betet dein Klopstock jetzt mit dir, und meine Andacht ward dadurch noch feuriger. O wie süß ist es, Gott anzubeten! Welche Entzückung ist es, ihn empfinden! O wie selig können wir hier sein! Aber Du hast recht, wenn es schon so viel hier ist, was wird es nicht dort sein! Und auch dort werden wir zusammen sein. Welch eine unaussprechliche Glückseligkeit ist die unsre! — Lebe wohl, mein Klopstock, lebe wohl. Ich werde morgen und übermorgen viel an Dich denken. Die heiligsten Gedanken und Du, Du Bester, stimmen sehr gut zusammen. Du, der Du heiliger bist als ich, Du, der Du unsern Schöpfer nicht weniger liebst als ich. Mehr kannst Du ihn nicht lieben, mein Klopstock, mehr nicht, erhabener, heiliger, das gebe ich zu! — Ach, Klopstock, wie glücklich bin ich, daß ich Dir zugehöre! Du weißt es wohl, ich will durch Dich noch immer besser, noch immer heiliger werden. — O ich bin so gerührt, Klopstock, ich kann Dir's nicht sagen. Welch ein Unterschied von jetzt und nur noch vor einem halben Jahre! Ehe ich von Dir geliebt wurde, fürchtete ich das Glück. Mir war bange, daß es mich von Gott zerstreuen möchte. Wie sehr irrte ich mich! Die Widerwärtigkeiten führen zu Gott, das ist wahr, aber eine Glückseligkeit wie die meine kann mich nicht von Gott zerstreuen (oder ich müßte gar nicht fähig sein eine solche Glückseligkeit zu genießen), sie nähert mich ihm vielmehr. Die Rührung, der Dank, die Freude, alle Empfindungen der Glückseligkeit machen meine Anbetung noch feuriger. — Lebe wohl, Klopstock, bete für mich.

Deine Brant.

Klopstock an Meta.

Mit welchem Frieden der Seele denke ich von allen Seiten den Gedanken, daß Du mein bist und ich Dein bin. O Meta, wie ganz bist Du geschaffen, mich glücklich zu machen, mich nach Dir zu bilden? Kann hier größere Glückseligkeit sein? Doch was ist die größte irdische Glückseligkeit gegen die, welche wir in einem künftigen Zustand zu hoffen haben?

— Ach, meine Beste, wenn Du sie nur alle um mich herum fragen könntest, wie ich dich liebe! — Das würde zwar nur sehr wenig sein, was Du erfüllst, denn wie können sie es wissen? Dennoch würde Dir es süß sein, es so mit anzuhören, wie sie mich aus meiner Entzückung aufwecken! wie ich dann gern von Dir viel sagen möchte, und doch nichts herausbringe, das einen andern Inhalt hätte, als: Laßt mich nur gehen! Es ist ein Einziges Mädchen! Ich mag gar nichts mehr von ihr sagen. Und ach, wie sehr fühle ich dann wieder, daß ich nicht bei Dir bin. Hier, hier, Klärchen! hier zittert mein Herz nach Dir! — Doch kein Wort mehr, kein Wort mehr davon. Ich will's mir in meinem Leben nicht mehr unterstehen, die Unausprechlichkeiten der Umarmung aufzuschreiben zu wollen. —

Erst im Jahre 1754 gestalteten sich Klopstock's äußere Verhältnisse so, daß er daran denken konnte, seine Meta heimzuführen. Denn seine Dichtungen brachten ihm wohl Ruhm, aber wenig Geld, die Messiasde wurde ihm mit drei Thalern für den Bogen bezahlt. Wie hoch aber des Dichters Ansehen auch beim königlichen Hofe in Kopenhagen damals sein mußte, beweisen uns interessante Verhandlungen, welche im Juni 1754, kurz vor Klopstock's Verheirathung, im Hamburger Senate gepflogen wurden. Es war in Hamburg Gesetz, daß jeder abziehende Bürger ein Abzugsgeld in die Stadtkasse zu entrichten hatte. Auch Margaretha Moller hätte diese Gebühr bezahlen müssen, der Senat erließ ihr jedoch dieselbe, in der Erwartung, daß Klopstock dafür in Kopenhagen der Stadt Hamburg wieder gute Dienste leisten würde. Daß der Dichter sich bewußt war, solche Dienste leisten zu können, erhellt aus folgendem Protokoll des Hamburger Senates:

„Den 11. Oktober 1754. Herr Syndikus Faber und Herr Syndikus Dresty referunt, daß der Herr Klopstock aus Kopenhagen, welcher bekanntermaßen bei dem Herrn Geh. Rath von Bernstorff und bei dem Herrn Geh. Rath von Moltke in so großem Ansehen stehe, sich jetzt hier aufhalte, und ihn, Herrn Dresty, ersucht, E. Hochw. Rathe nochmals zu danken für die ihm, Klopstock, bei seiner Verheirathung mit der Mad. Mollern, erwiesene grace, und zu versichern, wie er, Klopstock, sich ein wahres Vergnügen daraus machen werde, wenn er der Stadt einige Dienste werde leisten können. Sie, Domini Referentes, geben dahero zu bedenken, ob es nicht gut, wenn unter der Hand mit dem Herrn Klopstock gesprochen und er sondirt würde, ob er sich künftighin wohl zum Sollicitanten bei dem Herrn von Bernstorff gebrauchen lassen wolle, da ihm denn, wenn er dazu sich geneigt erkläre, allenfalls ein Present pro Arrha gegeben werden könne. Concl. placet et commissum Herrn Synd. Faber, mit dem Herrn Klopstock desfalls en ami zu reden.“

„Den 14. Oktober 1754. Herr Synd. Faber refert, daß er vigore commissorii d. 11. h. m. am abgewichenen Sonnabend mit dem Herrn Klopstock en ami gesprochen, und derselbe bereit sei, die Sollicitation quaestionis zu übernehmen, sich auch zur Privatcorrespondenz mit ihm, Dno Syndico, erbotten habe. Dnus Referens habe hierauf dem Herrn Klopstock, unter öffentlicher Genehmigung E. Hochw. Rath's, von dem in Händen habenden Ungarischen Wein 25 Bouteilles zugesandt, welche derselbe mit vielem Dank angenommen.“ —

Die Hochzeit Klopstock's mit seiner Meta ward begangen am 10. Juni im

Hause von Meta's Schwager, Benedikt Schmidt, in der Großen Reichenstraße. Der Dichter reiste mit seiner Gattin nach Quedlinburg und stellte sie seinen erfreuten Eltern vor. Klopstock war sehr glücklich, in einem Briefe aus jener Zeit schreibt er: „Mein Leben bis dahin war nur ein Traum. Jetzt erst, da Meta ganz mein ist, umfasse ich den Werth des irdischen Lebens, und preise den Gott der Himmel, der mir die Gefühle gab, in diesem wahren Leben ihn verherrlichen zu dürfen. Die Glorie des irdischen Daseins ist mir geworden, die Siegespalme ist in meiner Hand, ich singe Dir Jubellieder, Jehovah, Jehovah!“ —

In Quedlinburg befiel den Dichter ein hitziges Fieber, von welchem er nur langsam sich erholte, so daß er erst im Herbst seine Reise nach Kopenhagen antreten konnte, wo er am 25. Oktober mit seiner Meta glücklich anlangte. Ihre Ehe wurde in den wenigen Jahren, welche sie nur währte, durch keinen Mißton getrübt. Sie lebten abwechselnd in Kopenhagen, Ringbøye und Hamburg, und für Meta war es ein besonderes Vergnügen, sich von dem Dichter seine Verse diktiren zu lassen. Er selber schrieb so undeutlich, daß er seine Verse oft selbst nicht lesen konnte. „Ich mache zuweilen nur Blige statt der Buchstaben,“ sagte er einmal.

Im November 1756 traf den Dichter der Schmerz, seinen Vater zu verlieren, den er stets innig geliebt hatte. „Mein Schmerz ist zwar durch die Gnade Gottes ruhig,“ schrieb er, „aber er wird lange dauern.“ — Und Meta sagte: „Klopstock betrübt sich wie ein Mann und wie ein Christ. Stille Thränen, gen Himmel geschlagene Augen und gefaltete Hände, das ist seine Betrübniß. Das Erste nach der langen Stille waren die Worte: Ich habe Dich noch! und darauf marmte er mich mit vieler Inbrunst.“

Doch dem großen Schmerze des Dichters sollte bald noch ein größerer folgen. Am 28. November 1758 starb Meta in Hamburg an der unglücklichen Entbindung von einem todtten Sohne. Sie wurde zuerst mit dem Kinde im Arme in dem Begräbniß der Familie Schmidt beigelegt, dann im nächsten Frühlinge auf dem Kirchhofe zu Ottenfen bestattet. Auf des Dichters Bitte pflanzten Meta's Schwestern zwei Linden neben das Grab, in welchem auch der Dichter einst ruhen wollte. Eine dieser Linden ist noch jetzt in ehrwürdiger Pracht vorhanden, in ihrem Schatten ruht der Messiaslänger ja nun auch schon lange. Meta's Grabstein bezeichnete Klopstock mit folgender Inschrift:

Saat von Gott gesäet dem Tage der Garben zu reifen.

Margarethe Klopstock

Erwartet da wo der Tod nicht ist

Ihren Freund ihren Geliebten ihren Mann

Den sie so sehr liebt

Und von dem sie so sehr geliebt wird.

Aber aus diesem Grabe

Wollen wir mit einander auferstehn

Du mein Klopstock und ich

Und unser Sohn

Den ich dir nicht gebären konnte.

Betet den an der auch gestorben begraben und auferstanden ist.

Im Sommer nach Meta's Tode weilte Klopstock oft auf ihrem Grabe. An die Schwester der Entschlafenen schrieb er im Juni:

„Ich weiß nicht, ob die Bäume, die Sie und Ihre Schwester bei die beiden Gräber in Dittensen setzen, schon lange Schatten gegeben haben werden, wenn ich bei meiner Meta ruhen werde. Aber das weiß ich wohl, daß dies kurze Leben schnell vorübergeht, und daß wir uns dann alle wiedersehen werden.“

Vierzehn Jahre nach Meta's Tode wand der Dichter für sie einen ewigen Kranz. Im funfzehnten Gesange des Messias, B. 419 bis 475, schildert er das Hinscheiden Bibli's in den Armen ihres Gatten, den Schmerz beider und ihre ewig feste Hoffnung auf ein Wiedersehen in den ergreifendsten Worten, deren letzte lauten:

„Doch mir finlet die Hand, die Geschichte der Wehmuth zu enden!
Späte Thräne, die heute noch floß, zerrinn mit den andern
Tausenden, welch' ich weinte. Du aber, Gesang von dem Mittler,
Bleib', und ströme die Klüfte vorbei, wo sich viele verlieren,
Sieger der Zeiten, Gesang, unsterblich durch deinen Inhalt,
Eile vorbei und zeuch in deinem fliegenden Strome
Diesen Kranz, den ich dort an dem Grabmal von der Zypresse
Thränend wand, in die hellen Gefilde der künftigen Zeit fort!“ —

In den Jahren 1759 bis 1762 hielt sich Klopstock in Deutschland auf. Er verweilte in Quedlinburg, in Braunschweig, und in Halberstadt bei Gleim mit dem er gern und viel verkehrte, den Sommer 1760 brachte er zu seiner Stärkung in Pyrmont zu.

Von Quedlinburg aus unternahm Klopstock öfter kleine Ausflüge, welche ihn auch nach dem nahegelegenen, romantischen Blankenburg am Harz führten. Hier machte er die Bekanntschaft einer jungen abligen Dame, welche ihm geeignet schien den schweren Verlust seiner Meta zu ersetzen. Ueber die Verhältnisse dieses jungen Mädchens sind wir nicht völlig im klaren. Den Anfang erzählt Klopstock selbst in einem bisher unbekanntem, bei Lappenberg Seite 146 gedruckten Briefe an den Grafen Andreas Peter Bernstorff*). Die bezüglichen Stellen lauten folgender maßen:

Quedlinburg, 5. September 1762.

„Ich muß Ihnen doch eine kleine Geschichte erzählen, deren Hauptinhalt ist daß ich vor kurzem sehr glücklich hätte werden können, wenn nicht Ein Umstand den Sie bald hören werden, mein Glück gehindert hätte. Diese kleine Geschichte hat von dem 10. bis zum 19. August, dem Tage der Entscheidung, gewährt, si wird aber wohl in meinem Herzen noch sehr lange fortbauern. Wenn ich wenige gewohnt wäre, bisweilen recht sehr unglücklich zu sein (ich bin aber bisweilen od vielmehr oft auch recht sehr glücklich gewesen), so würde ich in einem andern Ton davon sprechen. Ich würde es keine kleine Geschichte nennen.

*) Andreas Peter Bernstorff war der Nefse des Grafen Joh. Hartw. Ernst Bernstorff, der Klopstock nach Dänemark rief. Auch dieser Nefse zeichnete sich als Staatsmann und als Mensch aus. Er starb als dänischer Minister im Jahre 1797.

Ein Mädchen, dem ich kein Beiwort (alle würden zu schwach sein) geben will, weil ich es jetzt wirklich noch über allen Ausdruck liebe, machte, da ich es das erstemal sah, daß etwas in meinem Herzen vorging, das ich zwar wohl vergleichen, aber nicht beschreiben kann. Doch ich kann es bei Ihnen ja kurz machen*). Kaum hatte ich sie eine Stunde gesehen, so empfand ich, daß ich schon angefangen hatte, sie zu lieben. Ich sah sie noch einmal, und noch einmal, und wieder einmal. Ich wurde mir sehr lebhaft bewußt, daß ich mich nicht blendete, es war alles reell was ich bemerkte, sie hatte überdies das Zeugniß zweier Freunde für sich, die sie von Kindheit an gekannt hatten, diese, und ihre Tante (diese allein wissen etwas davon, selbst meine Mutter und Geschwister wissen noch nichts davon) wurden meine Vertraute. Mein Herz gehörte ihr schon zu sehr zu, als daß mir's nun möglich gewesen wäre, langsam zu verfahren. Ich entdeckte mich ihrer Tante, meiner neuen Freundin, ganz, und ich erfuhr (was ich nicht hatte wissen, nicht einmal vermuthen können), daß sie schon versprochen wäre, aber erst nach dem Frieden ihre Heirath vollziehen würde, daher wäre die Versprechung bisher ganz geheim gehalten worden, ich erfuhr aber zugleich, daß ich, wenn die Sachen nicht einmal wären, wie sie sind, glücklich gewesen sein würde, und daß sie mir, obgleich von sehr geliebten Verwandten geliebt, dennoch gefolgt sein würde. Mich dünkt, daß ich mit dieser Erklärung zufrieden sein konnte, besonders da sie wohl ein zwanzigtausend Thaler Vermögen hat, und solche Mädchen schwerer als andere sich entschließen, ihr Vaterland zu verlassen. Das süße Mädchen, wie lieb habe ich sie, und lieb werde ich sie immer haben. Ich habe sie seit dem traurigen 19. kurz vor meiner Abreise nach Sondershausen (was sagen Sie zu diesem Muth?) wiedergesehen. Ich hatte mehr Contenance als ich mir zugetraut hatte. Wir waren in einer sehr muntern Gesellschaft. Es war so ein sonderbares Gemisch von Vergnügen und Traurigkeit in meinem Herzen. Weil aber die anderen so sehr aufgeweckt waren, so schien ich es vermuthlich auch. Wie ich die 4 bis 5 letzten Tage zugebracht habe vor dem 19., kann ich Ihnen nicht beschreiben. Unter andern ritt ich einmal eine Meile, und noch eine Meile, durch einen Expressen die letzte Rose des Jahres zu schicken. Es ist mir lieb, daß ich so eilte, denn ich hätte die Ungewißheit kaum länger aushalten können. — Ich kenne den Antheil, den Sie an meinem Schicksale nehmen werden. Ich könnte Ihnen noch vieles von dem erzählen, was bis zu meinem Entschlusse, und dann hierauf, da ich ungewiß war, ob ich glücklich oder unglücklich sein würde, in mir vorging, aber ich will abbrechen, weil ich für Sie und für mich genug gesagt habe, für Sie, weil Sie aus dem wenigen, was ich gesagt habe, meine ganze Situzation übersehen können, und für mich, weil ich durch eine umständlichere Erzählung nur trauriger werden würde.“ —

Doch war die Angelegenheit damit noch nicht beendet. Klopstock nahm seine Bewerbungen um das junge Mädchen, dessen Verlobung inzwischen rückgängig geworden zu sein scheint, bald nachher wieder auf. Aus Halberstadt richtete er am 2. Dezember 1762 eine Ode an sie, welche er An Done überschrieb. Der

*) Bernstorff stand im Begriff, sich zu verheirathen.

Name muß eine Abkürzung von Sidonie oder Antonie sein, man vermuthet, daß Done der Familie von Bothmer angehörte, entweder von Geburt oder durch ihre spätere Verheirathung. Denn das Verhältniß zu Klopstock gedieh nicht weiter, da die Eltern des Mädchens in die Verbindung nicht willigen wollten, weil Klopstock nicht von Adel war.

So war des Dichters Hoffnung, sich eine Familie zu gründen, wieder zerfallen. Er suchte und fand einen Ersatz in seiner Liebe zum deutschen Vaterlande, mit dessen Geschichte er sich jetzt eingehend beschäftigte. Seiner ganzen Geistesrichtung gemäß zogen ihn die im sagenhaften Nebel verschwimmenden frühesten Gestalten am meisten an, er wandte sich besonders der germanischen Götterlehre zu und suchte die nordischen Göttergestalten an Stelle der griechischen und römischen in die deutsche Poesie einzuführen. Wenn dieser Versuch auch ein verfehlter war, da das deutsche Volk diese fabelhaften Gestalten nicht einmal dem Namen nach kannte, so hat Klopstock's Streben doch entschieden den vaterländischen Sinn genährt und manchen auf das Studium deutscher Vorzeit hingeleitet. Die Blüthezeit von Klopstock's Begeisterung für das Urdeutsche bilden die Jahre 1766 und 1767, worin er nicht allein viele auf die deutsche Urzeit bezügliche Oden dichtete, sondern auch ältere von seinen Oden mit Uebertragung der altnordischen Mythologie umarbeitete und auf seine sogenannten Barbiete, Gesänge der angenommenen Varben, kam, die Hermannsschlacht schrieb und Hermann und die Fürsten begann*). „Meine Oden, die Sie sonst so lieb zu haben pflegten,“ schrieb Klopstock 1767 an Gleim, „werden auch bald, entweder gedruckt oder im Manuscript, zu Ihnen kommen. Wo Mythologie vorkommt, da ist es keltische, oder die Mythologie unserer Vorfahren. Die lange Ode An meine Freunde ist daher, was die Ausbildung anbetrifft, jetzt ganz anders. Sie heißt Wingolf (ist der Tempel der Freundschaft), die jüngeren Schwestern machen hiermit einen tiefen Knicks vor Gleim und bitten sich von ihm ein hübsches, frisches, hellgrünes Eichenblatt aus, denn Vorbern mögen diese deutschen, dummen Dinger nicht.“ Von den 18 Oden dieser beiden Jahre bezieht sich die Hälfte auf die Dichtkunst, und insbesondere auf den Werth der deutschen Dichtkunst und Sprache, eine preist Hermann den Befreier Deutschlands, eine ist ein Schlachtlied vaterländischer Begeisterung.

Es stimmt genau zu Klopstock's übrigen Bestrebungen, daß er zu dieser Zeit sich eingehend mit Ossian beschäftigte, der um diese Zeit von Denis**) übersezt wurde. An letztern schrieb Klopstock: „Ich liebe Ossian so sehr, daß ich seine Werke über einige griechische der besten Zeit setze.“

Die bereits erwähnte Hermannsschlacht erschien 1769 im Druck, ihr ist eine Zuschrift an den Kaiser Josef den Zweiten vorgesezt, von dem Klopstock sich damals vieles für sich und für die Beförderung der Wissenschaften in Deutschland

*) Klopstock's Oden, erläutert von Heinrich Dünker. Wenigen-Jena, 1860. Sech's Hefte. Einleitung, Seite 40 ff.

**) Joh. Mich. Kosmas Denis, ein Jesuit (1729 bis 1800), welcher in der letzten Zeit seines Lebens erster custos der kaiserlichen Bibliothek in Wien war, trug, obwohl als Dichter unbedeutend, viel zur Verbesserung des Geschmacks und der Sprache in seinem Vaterlande bei, verdienstlich sind auch seine bibliografischen Arbeiten.

versprach. Er schrieb darüber: „Ich habe theils auf Veranlassung des Gesandten Grafen Wallsparg und nach vielen warmen Unterredungen mit demselben an den Kaiser einen Plan übersandt, die Führung, in welcher jetzt die Wissenschaften in Deutschland sind, durch eine sich herausnehmende und neue Unterstützung zu vermehren. Einige wichtige Erläuterungen stehen in einem nicht kurzen Briefe an den Fürsten Kaunitz. Und einige wenige Zeilen in einer Zuschrift von Hermanns Schlacht an den Kaiser enthalten eine Art der Ankündigung dessen, was gesehen soll.“

Alles was Klopstock jedoch von dem Kaiser erlangte, war die Uebersendung einer Schaumlinze, welche Josef's Bildniß in Brillanten enthielt, und welche man dem Dichter zu tragen erlaubte.

Im Jahre 1767 fesselte den Dichter ein eigenthümliches Verhältniß an eine junge Flensburgerin, Zäzilie Ambrosius, die Tochter des wohlhabenden Kaufmanns und Ranzleirathes Ambrosius in Flensburg. Klopstock, der sie nie gesehen hatte, wurde zuerst ihr Vertrauter in Herzensangelegenheiten, und nahm dann dieses Herz für sich selbst in Anspruch. Die Korrespondenz mit Zäzilie dauerte bis zum Oktober 1770. In diesem Jahre wurde der Minister Bernstorff in Kopenhagen durch Struensee verdrängt, und dadurch trat auch in Klopstock's äußerer Lage eine Unsicherheit ein, welche zum Abbrechen jenes Verhältnisses die Veranlassung gab. In Folge jener Entlassung Bernstorff's verließ Klopstock Kopenhagen auf immer, und lebte mit Beibehaltung seiner Pension und dem Titel eines königl. dänischen Legationsrathes in Hamburg.

Nach manchen Unterbrechungen wurde im Jahre 1773 der Messias vollendet und der letzte Band der Dessenlichkeit übergeben. Die ersten Gesänge erschienen bereits 1748, so daß die Herausgabe des ganzen Gedichtes in einen Zeitraum von 25 Jahren fällt. In demselben Jahre berief der Markgraf Karl Friedrich von Baden (1746 bis 1811) den Dichter mit dem Titel eines Hofraths nach Karlsruhe. Klopstock bestand aber darauf, daß er sich aufhalten könne, wo er wolle, worauf ihm der edelgesinnte Fürst erwiderte: „Sie begehren einen uneingeschränkten Aufenthalt, und werden denselben jederzeit bei mir haben. Die Freiheit ist das edelste Recht des Menschen, und von den Wissenschaften ganz unzer trennlich.“ — Im Herbst 1774 reiste Klopstock über Göttingen und Frankfurt nach Karlsruhe. Seine Hofrathsbesoldung bestand in 528 Gulden und Naturalien. Doch schon im März des folgenden Jahres verließ er Karlsruhe, und ist auch nicht wieder dahin zurückgekehrt. Mit dem Markgrafen blieb Klopstock bis zu seinem Tode im Verkehr.

In den nächsten Jahren beschäftigte sich Klopstock eingehend mit Studien der deutschen Sprache und deutscher Zustände. Er veröffentlichte seine Gelehrtenrepublik, in welcher er einen Plan angab, wie die deutschen Gelehrten sich miteinander vereinigen sollten, um dem Vaterlande und sich selbst wahrhaft nützlich werden zu können. Eine Schrift Ueber die deutsche Rechtschreibung forderte so viel Angriffe heraus, daß Klopstock sie nicht wieder veröffentlichte. Von den Regeln, welche der Dichter in diesem Werke aufstellte und denen er selber eine kurze Zeit folgte, gibt der nachstehende Brief ein kurzes Beispiel.

Klopstock an Ebert.

Hamburg, den 9. März 1781.

Lessing's Tod ist mir innig nahe gegangen. Wann ist är denn eigentlich gestorben? Wenn Seine Stelle wieder besetzt wärden soll, so kann si's durch Niemand besser, als durch Vossen. Denken Si hierüber wie ich, und arbeiten Si daran. Bernsdorff ist nicht mer in Dänemark, und man rüstet dort Schiffe aus. Meine Pension könnte jetzt leicht ein wenig in Gefahr sein. Was meinen Si, wenn Si, aber als für Sich, den Herzog Ferdinand beten, diesem Dinge bei Seiner Schwester zuzuforkommen. Ich umarme Si beide herzlich. Ir
Klopstock.

Des Dichters Selbstbewußtsein war zu keiner Zeit seines Lebens ein geringes, am stärksten in den ersten achtziger Jahren. Er hatte nun nicht allein in der Vollendung des Messias seinen höchsten Beruf erfüllt, sondern auch als Oden- dichter Sprache, Verkunst und Dichtung mächtig bereichert, er hatte durch viele vortreffliche geistliche Lieder erbaulich gewirkt, er hatte mit seiner Hermannschlacht die Begeisterung für die deutsche Vorzeit wachgerufen, auch durch theoretische Arbeiten über deutsche Sprache, Verkunst, Rechtschreibung wie durch Förderung deutscher Dichtkunst und Wissenschaft seine Einsicht und Vaterlandsliebe bethätigt. Von einem so schwärmerischen Patrioten wie er war kann es uns nicht verwundern, daß er den König Friedrich den Großen, der in französischer Sprache geringschätzig über deutsche Dichtungen schrieb und dem Messiasdichter keine Pension gab, in seinen Oden angriff, und sentimentale Schwächlinge wie Josef den Zweiten dem großen Friedrich vorzog.

Mit höchster Begeisterung begrüßte Klopstock die in Frankreich tagende Morgenröthe der Freiheit, in vielen schwungvollen Oden forderte er die Deutschen auf, nicht zurückzustehen hinter den Franzosen, die ein so herrliches Beispiel gegeben*), in anderen Oden schilderte er die Angst eines Despoten über den auf- erwachten Geist der Freiheit, der nun drohend seinen ehemaligen Bedrängern entgegentritt und Rache fordert. Als die verbündeten deutschen Heere gegen Frankreich ziehen sollten, konnte Klopstock seinen Unwillen über einen solchen Zug gegen das Volk der Freiheit nicht unterdrücken, er ergoß ihn in einer im April 1792 geschriebenen Ode, die er am 2. Juli an den Oberbefehlshaber, den Herzog von Braunschweig, übersandte. Den Ereignissen folgte Klopstock mit fieberhafter Spannung, aber als die schlimmsten Befürchtungen sich in Frankreich auf das schlimmste erfüllten, als statt der verheißenen goldenen Freiheit viehische Wuth die Herrschaft mit blutbesudelten Fäusten ausübte, da schlug Klopstock von einem Extrem ins andere über, er fluchte nun den Franzosen, welche die ganze Welt mit wildem Kriege, mit Mord und Greuel aller Art anfüllten, und von der politischen Dichtung zog er sich nun immer mehr zurück, obwohl er einzelne politische Oden noch bis kurz vor seinen Tod gebichtet hat.

*) Klopstock erhielt als Anerkennung der gepriesenen Republik am 26. August des Jahres 1792 vom Nationalkonvent das französische Bürgerrecht.

Seit dem Jahre 1777 wohnte Klopstock in Hamburg in der Königstraße bei einem Herrn Johann Martin von Winthem, welcher die Nichte von Klopstock's Meta geheirathet hatte. Martin von Winthem starb am 4. Juni 1789, und am 30. Oktober 1791 heirathete der nun 67jährige Dichter die 45 Jahre alte Wittwe des Martin von Winthem, Johanna Elisabeth.

Mit seiner zweiten Gattin und deren Tochter lebte Klopstock nun die letzten Jahre seines Lebens in Hamburg in dem eben genannten Hause. Im Sommer pflegte er ein kleines aber bequem eingerichtetes Haus vor dem Dammtore zu bewohnen. Ein Freund, der ihn im August 1795 besuchte, erzählt von ihm folgendes:

„Als ich ihn das erstemal früh besuchte, war er zum Empfang stattlich bereitet. Er hatte einen schiefergrauen Rock und bis über die Knie heraufgestülpte Reiterstiefel angelegt, zum Zeichen, daß er diesen Morgen schon ausgeritten sei. Ueber den diätetischen Nutzen des Reitens ergoß er sich in große Lobeserhebungen und versicherte, daß er alle Monate einmal als Universalmedicin das Reiten in die Hamburger Zeitung setzen lassen möchte. Klopstock's Lieblingsritt war nach Ham, jenseit der Alster, wo Karoline Kubolst damals ein weibliches Erziehungsinstitut hatte. Er pflegte sich dort in einer Laube sehr wohl zu fühlen, wenn die jungen Mädchen ihm Blumen brachten.

„Die Unterredung lenkte sich dann auf griechische und deutsche Metrik, er sagte, die deutsche Sprache gestatte vielleicht noch mehr Mannigfaltigkeit in den Metris, als die griechische. Dies wurde der Uebergang auf seinen Lieblingsgegenstand, den Triumpf der deutschen Sprache über die griechische. Diese Idee war so herrschend bei ihm, daß sich gleichsam alles, was er that und dichtete, darauf bezog. Um dieses Triumphs recht gewiß zu sein, hatte er die erste Strophe aus einer seiner Lieblingsoden: Die frühen Gräber selbst ins Griechische und zwar in eben demselben Silbenmaße übersetzt und seiner Kapelle, wie er sich ausdrückte, im voraus mitgetheilt, um mich mit deren Absingung zu bewillkommen. Seine Kapelle bestand aus seiner Frau und seiner Stieftochter Meta von Winthem, die im Kreise mit uns zusammensaßen, sich aber für jetzt des ungewohnten Griechischen wegen entschuldigeten, aber eben diese Ode nach Reichard's Komposition sehr sanft und rein absangen. Dies war überhaupt einer von den seligsten Genüssen Klopstock's, sich seine eigenen Lieder von seiner Frau und seiner Tochter vorsingen zu lassen.

„Er führte mich in den hinter dem Hause gelegenen Garten. Man geht aus ihm über eine kleine Wiese bis an das Ufer des hier fast eine Meile breiten und langen Alstersee's. Unter einer schattigen Ulme war ein Sitz angebracht, von wo aus man gerade die Aussicht auf das über das Wasser hervorragende Wandersbed hatte. „Hier sehen Sie,“ sagte Klopstock, „das Theater meiner sonst so berühmten Eisfahrt. Seit einigen Jahren erlaubt mir zwar meine Gesundheit den Schlittschuhlauf nicht mehr, aber ich komme doch alle Winter noch einigemal hierher, wenn hier die Eisläufer ihr Wesen treiben, und da erinnere ich mich an die verfloffenen Zeiten.“ — Ich erzählte ihm ein Geschichtchen aus der auch ihm unvergesslichen Schulpforte, wo sich die im Schulgarten ertappten und vor die Synode

der Lehrer geforderten jungen Eisläufer dadurch von der Strafe befreiten, daß einer hervortrat und Klopstock's Ode:

O Jüngling, der den Wassertothurn
Zu besüßeln weiß, und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Ramin! Komm mit mir,
Wo des Kryskalls Ebene dir winkt u. s. w.

vor dem ehrwürdigen Kreise der strengen Aristarchen so muthig deklamirte, daß der Rektor Grabner sie alle mit dem Denkspruch entließ: Diesmal soll's Euch geschenkt sein, aber werdet auch Klopstocke! — Diese Anekdote versetzte ihn in die heiterste Stimmung. —

„Als ich das zweitemal zu ihm kam, ward ich in sein sehr kleines Studirzimmer, ein kleines Gartenstübchen im ersten Stock, geführt. Klopstock's Wesen und Treiben in diesem Stübchen war in der That sehr genialisch. Die Selbstgenügsamkeit und Selbstständigkeit des Bewohners schien alle Zierde und allen Aufputz der Wohnung zu verachten. An der einst weißgetünchten, aber bereits gelblich gewordenen Wand war weder Bild noch Spiegel zu sehen. Ein runder hölzerner Tisch, der einmal roth angestrichen gewesen war, mit altmodischen Stühlen und Fußbänken ließ gerade noch so viel Platz übrig, daß zur Seite einige Personen sitzen und bequem zur Thür hereintreten konnten. An diesem Tische, wo Kaffeetassen, Bücher von allerlei Band und Schnitt, Papiere, Rauch- und Schnupftabacksdosen, Pappendeckel für Schreibereien, Federmesser und Tabackstopfer in ungestörter Eintracht neben einander ruhten und das buntfarbigste Allerlei bildeten, saß ich Klopstock, mit einem gelbgeräucherten Nachtmilzchen auf dem Kopfe, an seinen grammatischen Gesprächen arbeitend. Eine bläuliche Tabackswolke umhüllte den Kreis. Als er mir bei einigen Uebersetzungen aus dem Horaz das Original in die Hand geben wollte, entdeckte ich erst, daß ihm zur Seite an der Wand ein ziemlich betagter Koffer stand, der ihm als Bücherbehälter und Repositorium diente und seine Handbibliothek umfaßte. Er kannte, was er suchte, am Griff.

„Die Rede war in dem grammatischen Gespräche, das ich jetzt hörte, davon, daß die deutsche Sprache an Kürze und Nachdruck alle übrigen weit übertreffe. Beispiele waren gesammelt, Stellen aus Homer, Virgil, Horaz, Milton übersezt, und in der Gedrungenheit dieser in eben dem Silbenmaße wiedergegebenen Uebersetzungen sollte nun der Triumph der deutschen Sprache gefeiert werden.

„Die Sache lag Klopstock außerordentlich am Herzen. Präzision war von jeher ein Hauptstudium in allem, was Klopstock dichtete und schrieb. Daher die emsigste Feile an seiner Sprache, das strenge Wegschneiden alles Ueberflusses, der ihm als solcher erschien, das Wägen jedes Wortes, und aus dieser Wortfargheit die Dunkelheit seiner Oden. Diese Wortfargheit ging selbst in seine Deklamazion über, wo er die sanfteren Stellen mancher Ode so ätherisch weghauchte, daß man hätte ein Hörrohr anlegen müssen, um die leisesten Vibrationen der Luft aufzufassen. Obgleich ich ihm bei seinen Vorlesungen so nahe saß, daß sich unsere Füße berührten, so konnte ich doch in einigen Oden die Ausgänge nicht weghorchen, und mußte um ihre Wiederholung bitten. Eine seiner Freundinnen erzählte mir, daß, als

er einst im Kreise der Stolberg'schen Familie seine Oden vorgelesen habe, der jüngere Sohn von Fritz Stolberg, ein sechsjähriger Knabe, der aufmerksam gelauscht hatte, als nach Vollendung der Vorlesung darüber gesprochen wurde, daß Gott alles gut gemacht hätte, auf einmal ganz naiv vor ihn hintrat und sagte: Gott hat aber deine Sprache sehr leise gemacht! —

„Von den Vorlesungen der grammatischen Gespräche ging es an einige von Klopstock's neuesten Oden. Er hatte innerhalb acht Wochen zwölf neue Oden gemacht, und war wieder mit einigen beschäftigt. Die geistige Erzeugung derselben schilderte er mir so: der erste Grundkeim befruchte sich plötzlich in ihm, und ohne daß er es im geringsten darauf anlege, wie durch das Einflüstern eines Genius. So wie ihn ein solcher Gedanke überfalle und er sich's lebhaft gedacht habe: daraus kann eine Ode werden, trage er ihn einige Tage mit sich herum und wende ihn so lange, bis er aus ihm den Plan herausgesponnen habe. Abends schlafe er ganz voll davon ein. Um Mitternacht wache er gewöhnlich wieder auf, und in diesem Mittelwachen stehe die Ode schon vollendet vor ihm, so daß er sie des Morgens nur aufschreiben dürfe.

„Dies versinnlichte mir Klopstock recht lebhaft an einer Ode, die er in diesem Frühling gemacht hatte, Der Tod im Frühlingsleben betitelt. Er saß, erzählte er, unter einem blühenden Apfelbaum, umsummt von tausend emsigen Bienen und Frühlinginsekten. Da überfiel ihn auf einmal der Gedanke, daß, da alles in der Natur mit Lebendigem angefüllt sei, ja wohl jeder Athemzug des Menschen eine zahllose Menge kleiner, dem bloßen Auge unsichtbarer Geschöpfe hinunterzuschlüpfen und also das Grab einer Insektenwelt sein könne. Dies ist ein lyrischer Stoff, fiel ihm ein, und nun kam er auf die sonderbare Idee, sich vorzustellen, als wenn der Dichter in einem Nachtigallenhain mit seinem Athem eine unendlich kleine Nachtigall hinunter athme, die sich trotz seiner Warnungen seinem Athemzuge zu weit näherte, und nun doch, mit dem Dichter vereinigt, ihr Grablied aus ihm herausfingt. —

„Das Mittagmahl war frugal und eben darum recht fröhlich. Klopstock's Gattin bewirthete ihn mit seiner Lieblingschüssel, Gründlinge, eine Art sehr kleiner Fische, die man fast ohne auszugräten essen kann. Uebrigens würzte Klopstock die wenigen Schüsseln mit desto mehr Frohsinn, und mit Erzählungen aus der Geschichte seines frühern Lebens.

„Als ich das zweitemal bei ihm speiste, war eine große Gesellschaft gebeten. Ich mußte mich auch diesmal neben ihn setzen, und hier erzählte er mir, daß Chenier seine Revolutionsoden verlange, um sie ins Französische zu übersetzen. Neben seinen grammatischen Gesprächen schien ihm nichts so sehr am Herzen zu liegen, als eine gute französische Uebersetzung des Messias. Das Gespräch lenkte sich auf seinen *Abbadona**). Diesen hatte Klopstock, wie er sagte, schon als er in die Schweiz gegangen sei, völlig ausgearbeitet gehabt, weil er von jeher sein Liebling gewesen sei. Auf seiner Reise nach Magdeburg habe er dies Stück fünfmal vorlesen müssen, weil immer noch jemand dazugekommen sei, der es auch gern habe hören wollen, und dem er es nicht füglich abschlagen konnte. Nun wisse er

*) *Abbadona* ist bekanntlich ein reuevoller Teufel im Messias.

nicht, wie sie es angefangen hätten, ob sie hinter der Tapete jemand hätten nachschreiben lassen, kurz, sie hätten den Abbadona ihm weggehört, und Klop habe ihn dann zu seinem Erstaunen in Halle drucken lassen. Uebrigens habe er sich schon in seiner Jugend nie eine ewige Hölle denken können, sondern eine solche Behauptung stets für eine wahre Gotteslästerung gehalten, und daher sei die Idee von dem geretteten Abbadona so früh in seinem Gedicht vollendet worden.

„Klopstock's Augen, die früher so scharf gewesen waren, daß er sich mit Grund rühmen konnte, eben so weit und genau damit zu sehen, als andere durch Ferngläser, hatten in der Folge durch hartnäckige Augenübel bedeutend gelitten. Jetzt bediente er sich seit geraumer Zeit einer Brille, hatte aber doch in der Ferne noch recht gute Augen.

„Als ich beim letzten Besuche seine Aufträge an Eschenburg, Gleim, Herder und Wieland empfangen hatte, und gerührt einige Worte des Abschieds herbstammeln wollte, verfinsterte sich auf einmal Klopstock's Stirn. Er ward höchst feierlich, und mit einem Pathos, das ich in dieser Zeit nur zweimal an ihm bemerkt hatte, sprach er die Worte: Abschiednehmen ist eine halbe Gotteslästerung. Unter den Guten ist im Geisterreich weder Abschied noch Trennung!“ —

So weit die Erzählungen aus dem Jahre 1795.

Eine vortreffliche deutsche Malerin in Rom, Angelika Kaufmann*), mit welcher Klopstock schon seit 1769 in brieflichem Verkehr stand, hatte es unternommen, sich mit Klopstock über Bilder zu verständigen, welche sie nach Szenen aus dem Messias malen wollte. Aber der Dichter stellte die sonderbarsten Forderungen. Er verlangte, die Engel sollten keine Flügel haben, und jedermann sollte ihnen doch die überirdische Natur beim ersten Blick ansehen, die Auferstandenen sollten von den noch nicht Gestorbenen eben so sehr, als von den Engeln unterscheidbar gemalt werden, Gott Vater sollte gar nicht gemalt werden, u. s. w. Solche Forderungen konnte kein Künstler erfüllen, und die ganze Sache unterblieb daher.

Klopstock genoß das Glück, sich auch im Greisenalter einer ungeschwächten Geisteskraft und körperlichen Wohlbefindens zu erfreuen. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte ihn vorzüglich die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke, welche vom Jahre 1798 ab bei Göschen in Leipzig erschienen. Als die ersten vier Bände, welche den Messias enthalten, im Jahre 1800 erschienen waren, übersandte der Dichter in dankbarer Erinnerung der Schulpforte ein Exemplar derselben, und bat in seinem Schreiben den damaligen Rektor Heimbach, er möge durch einen Schüler auf das Grab des Konrektors Stübel, den Klopstock am meisten verehrt hatte, Blumen streuen lassen. Klopstock's Geschenk wurde auf das feierlichste am Ostermorgen 1800 in die Bibliothek getragen. Dieser Akt bekundet das hohe Ansehen, in welchem der Dichtergreis damals stand, so treffend, daß wir

*) Angelika Kaufmann war 1741 zu Ehur geboren, wo ihr Vater bischöflicher Hofmaler war. Sie lebte bis 1769 in Italien, in welchem Jahre sie nach London zog, wo sie die königliche Familie malte und zum Mitglied der königl. Akademie der Künste ernannt wurde. Sie verheirathete sich mit dem venezianischen Maler Zucchi und starb 1807 in Rom.

eine kurze Stelle aus einem Briefe des Rektor Heimbach an Klopstock hier wiedergeben wollen:

„Von Stübel's Grabe ging der Zug zur Bibliothek, die beiden Jünglinge traten hinein, das Geschenk auf einem Kissen von weißer Seide, mit dem jungen Grün des Waldes geschmückt, tragend. Eine sanfte Musik ertönte. Sie legten es nieder auf den kleinen, dazu errichteten Altar, mit weißer Seide umhangen, mit Immergrün umwunden und am Fuße mit Blumen bestreut. Ein Lorbeerzweig wand sich über die Messiaße. Die Musik schwieg, ich trat aus der Mitte meiner Gehülfsen hervor und sprach die wenigen Worte:

„Mit dem tiefgefühlten Entzücken einer glücklichen Mutter empfängt die Pforte dieses heilige Geschenk des ersten ihrer Söhne, der längst ihr geheimer Stolz war. Sie beschied sich gern, daß sie auf dies unsterbliche Werk wenig Anspruch machen dürfe, den hohen, himmlischen Geist, der in ihm weht, hat keine Menschenschule gegeben. Aber wohl wußte sie, daß es in ihrem Schoß empfangen war, und sagte sich oft mit demüthiger Freude, daß sie es gewesen, die Klopstock's Geist zu dem erhabenen Gedanken, den Messias zu singen, geweckt und mit der ätherischen Kraft griechischer und römischer Kunst genährt habe. Dankbar legt sie das Geschenk der Weihe in dem kleinen Heiligthume ihrer Musen nieder, auf daß es jetzt und künftig seine heiligen Flammen in des Jünglings Herz ströme! Den Platz, welcher ihm als Werk der Kunst gebührt, hat längst Vaterland und Ausland mit Einer Stimme entschieden. Aber als Gabe der achtenden Liebe Klopstock's an die Pforte räumt diese ihm den Platz über allen ihren Schätzen ein.

„Mit heiliger Stille standen, sahen und horchten die Jünglinge, und der göttliche Funke schien sich in aller Herzen zu entzünden. Dann ging jeder langsam und voller Gedanken nach Hause. Hätten Sie, Verehrtester, den Eindruck bemerkt, welchen die einfache Feier machte, dieser eine Augenblick hätte Sie mit den schönsten Freuden belohnt.“ —

Klopstock war von der Schilderung dieser Feier tief ergriffen. Auch fremde Nationen ehrten den Dichter. Als Nelson, der große Seeheld, im Jahre 1800 nach Hamburg kam, begab er sich mit seinem Gefolge zu Klopstock's Hause und sprach dem Dichter seine Hochachtung aus. Bis zum Ende seines Lebens bewahrte Klopstock seinen Sinn für alles Edle und Hohe und seine Liebe für sein Vaterland. An einen seiner Verehrer schrieb er: „Geben Sie mir Nachricht von moralischen Einflüssen, die nach Ihrer Bemerkung meine Schriften, besonders der Messias, gehabt haben. Dies ist mir vor allem andern Beifall wichtig. Nur Sprößlinge von dieser Palme sind mir mehr werth, als andere auch große Palmenzweige, und insofern von Erweckung vaterländischer Gesinnungen die Rede ist, Ein Eichenblatt mehr, als Eichenkränze, die man nur dem Dichter gibt.“

Im Jahre 1802 naheten auch dem Dichter die Vorboten, daß für ihn das Scheiden nahe sei. Am 6. Mai überfiel ihn in einer Gesellschaft ein starkes Fieber. Man führte ihn nach Haus, er war sehr schwach, als man ihn aus dem Wagen hob. Erst im Juli konnte Klopstock wieder in den Garten gehen, doch erholte er sich nie ganz wieder. Gleichzeitig mit ihm ging auch sein langjähriger vertrauter Freund Gleim dem Tode entgegen. Am 24. Januar 1803 schrieb derselbe seinen letzten Brief an den Dichter des Messias: „Ich sterbe, lieber

Klopstock! Als ein Sterbender sage ich: in diesem Leben haben wir für und miteinander nicht genug gelebt, in jenem wollen wir es nachholen.“

Im Winter des Jahres 1803 empfand Klopstock eine zunehmende Schwäche seiner körperlichen Kräfte. Er blieb indeß ruhig und gleichgestimmt, und schien seine Schmerzen zu vergessen, wenn ihn einige Freunde besuchten, was ihm besonders Abends willkommen war. Er pflegte dann absichtlich das Gespräch von seinem Uebelbefinden abzulenken, und forderte die anwesenden Gäste auf, ein Glas alten Wein zu trinken, den er von seinen Freunden zum Geschenk erhalten hatte. Blieben diese Freunde bisweilen mehrere Tage aus, so warf er ihnen wohl mit strafenden Worten ihr Ausbleiben vor. Theilnehmend erkundigte er sich nach den Angelegenheiten seiner Freunde und ließ sich über die kleinsten Vorfälle ihres Lebens unterrichten.

So sehr sich der Dichter in einer frühern Periode seines Lebens für politische Ereignisse interessiert hatte, so schien er jetzt absichtlich dem Gespräch darüber auszuweichen. Er lenkte es vielmehr auf die Geschichte seiner Jugend und auf einzelne Züge, welche dieselbe an seine späteren Lebensjahre knüpften. Diese Rück-erinnerungen vergangener Zeiten, die bei Klopstock's reger Fantasie, der Stärke seines Ausdrucks und seiner lebhaften Darstellungsgabe etwas ungemein Ergreifendes hatten, schienen sichtlich seinen Geist heiterer zu stimmen.

Den letzten frohen, von keinem Schmerz unterbrochenen Tag verlebte er am 6. Januar 1803 im Kreise einiger Freunde. Heiterer Frohsinn und liebevolle Theilnahme beseelte ihn, er schien um zwanzig Jahre verjüngt. Aber die Hoffnungen, welche seine Freunde auf die Dauer dieses Wohlbefindens bauten, waren leider trügglich. Als einer seiner Freunde ihn am 12. Februar besuchte, fand er den Dichter nicht nur in seinem Aeußern, sondern auch in seiner Stimmung gänzlich verändert. Der unerschütterliche Gleichmuth, der ihm eigen war, schien gesunken. Er war tief in sich gekehrt, und mit seiner Stieftochter in einem ernstern Gespräch begriffen über den Tod und über die Unsterblichkeit der Seele. Schweigend reichte er dem hereintretenden Freunde die Hand, welcher das Gespräch auf den herannahenden Frühling zu lenken suchte, weil es dadurch ihm öfter gelungen war, den Geist des Dichters zu erheitern. Doch Klopstock entgegnete im schmerzlichsten Tone: „Neben Sie nicht davon, mich wird der Frühling nicht erfreuen!“

Immer mehr schwanden seine Kräfte, seit dem 17. Februar sah er sich genöthigt, das Bett zu hüten, von dem er nicht mehr aufstand. Sein Geist wandte sich von Tage zu Tage mehr ab von den Erinnerungen der Welt. Außer seinen Aerzten Heise und Reimarus, die zugleich seine Freunde waren, sah er keinen von denen, welche ihm sonst näher standen, doch sandte er mitunter Grüße an diesen oder jenen. Er wünschte Ruhe, und wollte nicht erschüttert werden durch Worte und Blicke des Bedauerns. Als sein jüngster Bruder ihn während eines Zwischenraumes, der von Schmerzen frei war, besuchte und Klopstock sah, wie tief jenen seine leidende Gestalt erschütterte, reichte er ihm die Hand und sagte mit ernstem Nachdruck: „Kein Mitleid, mein Bruder!“

Nur seine Gattin und seine Stieftochter blieben fortwährend in seiner Nähe. Desters bat er sie, daß sie ihn nicht verlassen möchten, und nannte sie sterbend noch seine Engel. Einige stärkende Getränke machten seine ganze Nahrung aus. Auf

seinen Wunsch wurden die Vorhänge seiner Fenster niedergelassen, und in dem stillen, matt erleuchteten Zimmer lag er allein, mit Gott und mit dem Gedanken an Tod und Unsterblichkeit beschäftigt. Zu heftigen Klagen ließ sich der Dichter auch bei den schmerzlichsten Leiden nicht hinreißen, durch die Erinnerung an den Heiland suchte er sich stets zu trösten. „Christus litt,“ sagte er einst, „warum staunen wir denn, daß er litt, daß er leiden mußte? War es nicht der Wille des Allerhöchsten?“

Mit sichtbarer Heiterkeit und ahnungsvoller Freude erzählte er Träume, die ihm seine verstorbenen Freunde darstellten. So unter andern, wie ihm der verstorbene Bernstorff in einem prachtvollen Gewande erschienen sei und ihm mit den Worten: „Kommen Sie mit mir!“ freundlich die Hand gereicht. Lange dauerte der schwere Kampf des Lebens mit dem Tode. Bald war seine Stimme kräftig und ausdrucksvoll, und einige Augenblicke später athmete er wieder so schwach, als sei er im Begriff nun hinüber zu schlummern. In dem letzten und schwersten Kampfe richtete er sich empor auf seinem Lager, faltete die Hände und sprach die Worte der Schrift: „Kann auch ein Weib ihres Kindes vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie sein vergäße, so will Ich doch dein nicht vergessen. Siehe, in die Hände hab' ich dich gezeichnet.“ — „Wir alle,“ fügte er hinzu, „wir alle sind in Gottes Hand gezeichnet.“ Nach diesen Worten sank er in einen tiefen Schlummer, aus dem er nicht mehr erwachte. Klopstock starb am 14. März 1803.

Am 22. März wurde seine Leiche zu Grabe geführt. Von allen Thürmen Hamburgs tönten die Glocken, dem unabsehbaren Trauergesolge hatten sich die Vertreter der fremden Mächte, die Mitglieder des Hamburger Senats, die Geistlichkeit und mehr als 50 000 Bürger angeschlossen, einhundert sechsundzwanzig Kutschen folgten der Leiche. Klopstock's einfach schwarzer Sarg ruhte auf einem vier-spännigen Trauerwagen, auf dem Dedel lagen Zweige von Palmen und Eichen. Als der Zug an der damals dänischen Grenze vor Altona ankam, wurde die Leiche von den königlich dänischen Behörden, von vielen Gelehrten, fremden Generälen und von Bürgern der Stadt empfangen, eine Ehrenwache von Husaren geleitete den Zug. Alle Glocken Altonas wurden geläutet, von den Schiffen im Hafen wehten Trauerflaggen.

Auf dem Kirchhofe in Ottensen, neben dem Grabe seiner Meta, hatte Klopstock sich die letzte Ruhestatt bereiten lassen. Dort schlummert der Dichter des Messias neben seiner Gattin und seinem Kinde im Schatten der Linde, die in ehrwürdiger Pracht sich über die Gräber neigt.

Bei der Bestattung ertönten des Dichters Worte:

Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh!

Wir haben Klopstock auf seinem Wege durch das Leben begleitet, es bleibt uns nun noch übrig, seine Verdienste als Dichter zu betrachten und zu würdigen.

Wenn wir uns in dem ganzen Gebiete der Geschichte umschauen, so finden wir kein einziges großes Volk, welches seine eigene Würde und Ehre jemals so selbstvergessen in den Staub getreten hätte, als das deutsche Volk des siebzehnten

und achtzehnten Jahrhunderts. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, die Freude über die Errungenschaften und über das Vermögen der Nation waren ja längst schon erloschen, eine Unzahl selbstflüchtiger, in allen Thorheiten und Lastern bis zu französischer Virtuosität geübter Tyrannen sog das Mark des Landes aus, und auf diese Weise wurden die überreichen Mittel, welche vorhanden waren, um den Ruhm und Glanz des Vaterlandes zu sichern, auf das schändlichste vergeudet, um hornirte Mißgigänger zu vergnügen und ausländische Gauner zu bereichern, welche dazu noch ungestraft mit frechem Munde den deutschen Namen verhöhnern durften.

Das war eine schmachvolle Zeit, und Grund zur Trauer selbst für späte Nachkommen noch genug, aber es war noch nicht der tiefste Abgrund der Erniedrigung. Selbst das theuerste Erbtheil ruhreicher Väter, das heiligste Vermächtniß so vieler an allen Gütern des Lebens und des Geistes reicher Jahrhunderte wurde fortgeschleudert, und mit dem Lachen eines Blödsinnigen stimmten die entarteten Enkel in den Hohn ein, welcher von fremden Lippen das blutende Vaterland traf. Mit den Lappen französischer Hanswürste behangen stolzirten die Deutschen an den ehrwürdigsten Denkmälern deutscher Größe blind vorüber, umsonst waren die gewaltigen Mahnungen, welche aus den hohen Domen zürnend gen Himmel wiesen. Das entartete Geschlecht verstand eine solche Sprache nicht, ihm war ja sogar seine eigene Muttersprache ein Gegenstand der Verachtung, mit fremden Brocken stotterte es die Lügen hervor, für welche es die eigenen glanzvollen Errungenschaften der Väter dahingegeben hatte.

Wie können wir uns wundern, daß solche Zeiten und ein solches Geschlecht auch nicht das geringste an Erzeugnissen der Kunst aufzuweisen hatte? Es gibt kein wahrhaft großes Werk der Kunst ohne sittliche Würde, und keiner hat je Unsterbliches geschaffen, als der, welcher sich durch sein Streben emporhob über die alltägliche Gemeinheit und in ernstem Ringen dem nachstrebte, was ewig wahr und groß und gut ist.

Sollte derjenige, welcher zuerst unserm Volke mit sicherer, reiner Hand die Ideale wieder zeigte, nach denen es streben mußte, der seine Augen wieder öffnete für die eigene und für der Väter Würde, der ihm wieder Begeisterung einhauchte, nach dem einmal erkannten Ideale mit Ausdauer auf dornenvollem Pfade zu ringen, sollte dieser Mann nicht einen Kranz verdient haben, der Jahrhunderte lang frisch und duftig bleibt? Dieser Mann war Klopstock, und die Stelle, welche ihm gebührt, ist wahrlich keine niedrige, wenn wir heute, in der Fülle der Macht und im ungestörten Bewußtsein der Ehre, uns dankbar an diejenigen erinnern wollen, welche mit ernster Arbeit zuerst durch die Wildniß den Weg bahnten, welcher auf die Höhe der Gegenwart führte.

Begeistertes, schwärmerisches Streben nach dem Ideal, das ist es, was Klopstock seinem Volke einhauchte, und was ihn selber ganz und gar erfüllte und beseelte, was ihn emporhob über den großen Haufen und ihm die abgeforderte Stellung anwies, welche er sein Leben hindurch einnahm. Schon in früher Jugend wandte er sich einer ernstern und strengern Sittlichkeit zu, mit den hohen Gestalten der Bibel war er vertrauter als mit den Erscheinungen der gegenwärtigen Umgebung, und das Bewußtsein seines Strebens gab ihm ein

hohes Gefühl eigener Würde und den Muth, sie überall zu behaupten. Seine Neigung, sich von der Welt loszusagen und in die einsamen Regionen des Ideals zu flüchten wurde genährt durch seine unglückliche Liebe zu Marie Schmidt, durch den frühen Tod seiner geliebten Gattin, durch die Vereitelung mancher Hoffnung in seinem spätern Leben. Die Verhältnisse drängten ihn in sich zurück, und auf diese Weise mußte seine Persönlichkeit immer mehr und mehr in den Vordergrund seines Gesichtskreises treten, sowohl im Leben wie im Dichten. Es mußte sich aber auch alle seine Kraft immer energischer auf Einen Punkt zusammendrängen und ihn befähigen, durch seine kraftvoll gezeichnete Erscheinung wirkungsvoll den verschwommenen, gestaltlosen und wesenlosen Träumereien, durch seine feurige Begeisterung den schlaffen, ziellosen Spielereien seiner Zeitgenossen sich als ein hohes Muster aufzustellen.

Die edle Begeisterung hat nur wenige Felder, auf denen sie sich heimisch fühlt und auf denen ihre glänzenden Blumen gedeihen und Frucht bringen, nur nach den höchsten Kreisen menschlicher Erkenntniß richtet sich ihr Flug; Religion, Kunst und Vaterland, bei ihnen weilt die Begeisterung am liebsten, und in diesem Kreise lag Klopstock's ganzes Streben beschlossen, diesen Kreis öffnete er wieder für sein Volk.

Das Gebiet der Kunst, welches ein solcher subjektiv angelegter Künstler allein wählen kann und mit Bestimmtheit wählen wird, ist das Gebiet der Lyrik, und hier wieder die ernste Lyrik. Erinnern wir uns nun noch, welche schmerzlichen Schicksale den Dichter in seinem Leben trafen, so wird es uns nicht wundern, wenn wir über alle seine Dichtungen den Hauch der Schwermuth ausgegossen sehen. In der Darstellung tiefster Bilder und Gefühle ist er Meister, und hierdurch greift er wieder noch mächtiger und tiefer in das Menschenherz hinein und weist noch nachdrucksvoller auf das, was ewig bleibt, und was den nichtigen Schein verschmäh't.

Ein so ernstes Gemüth, welches sich nur für das Höchste begeistert, muß auch eine reine und edle Form und Darstellung suchen. Klopstock wandte sich jener Schule zu, welche bis auf den heutigen Tag immer noch die reichsten Schätze des Geistes und der Form zur Verfügung hat und die edelsten Muster für jede Gattung der Kunst aufstellt: der Schule der Griechen und Römer. An Homer und an Virgil lernte Klopstock, aus dem Gewirr der Alltäglichkeit die poetischen Gestalten auszufondern und ihnen ein Gewand anzulegen, welches nach den Gesetzen wahrer Schönheit geordnet war; nicht in dem liederlich-abgeschmackten Popsstoffäm der Franzosen traten die Personen seiner Dichtung vor die Augen der Welt, sondern in den würdevollen, schön geordneten, duftigen Gewändern der griechischen und hebräischen Priester und Priesterinnen; Palmen in den Händen, Rosen und Lorber in den wallenden Locken schritten sie dahin, und die feierlich erhobene Rechte wies hinauf zum Vaterlande des Ewigen.

Die Sprache, welche diese ätherischen Wesen redeten, trug keine Spur von jenen erbettelten fremden Broden, nach welchen deutsche Reimschmiede begierig haschten, in Klopstock's Dichtung ertönte die reine, keusche, würdevolle Mutter-sprache, die Sprache der ruhmgekrönten Väter, die deutsche Sprache, welche des Dichters Hand von aller Entstellung reinigte und vor die erstaunten Zeitgenossen

hinführte, welche jubelnd ausriefen: Seht, solcher Reichthum, solche Schönheit ist unser, und wir wußten es nicht! — Aber jeder, in dem Klopstock's Begeisterung ein ähnliches Streben hervorgerufen, wachte nun auch über der Ehre der Muttersprache, und die jüngst noch Verlassene, Verachtete und Verschmähte sah nun plötzlich sich auf einen glänzenden Thron gehoben und um sich her ein zahlreiches Heer muthiger, wohlgerüsteter Streiter versammelt, welchen nicht umsonst die Waffen in der Hand blitzten. Die deutsche Sprache, welche noch vor nicht langer Zeit in der Gesellschaft der Schwestern das Aschenbrödel gewesen war, wurde von Klopstock jetzt für die erhabene Herrin und Kaiserin Aller erklärt.

Das bunte Gemisch, welches vor Klopstock's Zeit mit dem Namen deutsche Sprache belegt wurde, mußte sich von der Hand der Poeten von Handwerk in französischen Schnürleib und Keisrock pressen lassen; in dem klappernden, markt-schreierischen Alexandriner beleidigten die geistlosen Keimereien jedes Ohr, welches für Wohlklang empfänglich war, höchst empfindlich und ertödteten jegliches musikalische Gefühl, Klopstock wählte für seine Verse die Form Homer's und Virgil's, den kraftvoll männlichen, an Wohlklang, an Abwechslung so reichen Hexameter. Diese Form fand der Dichter aber nicht etwa fertig vor, und er mußte selber sie erst schaffen und bilden, denn vor Klopstock sind allerdings mehrfach Versuche gemacht worden, deutsche Hexameter zu bilden, aber nach festen Regeln, mit Verständniß und kunstgemäßer Vollendung hat erst Klopstock den deutschen Hexameter behandelt. Dadurch, daß er diese eine Form zur Vollendung brachte, zeigte er für alle anderen Formen das Ziel, welches die Gesetze der Kunst ihnen aufstellten, und wie Klopstock seinem Volke das Streben nach dem Ideal wiedergab, wie er die würdevolle Darstellung und den reinen, edlen Ausdruck ihm zu eigen machte, so wurde er auch der Begründer der neuen Form. So*) darf man Klopstock nicht bloß als den eigentlichen Wiederhersteller unserer National-sprache seit Luther betrachten, sondern muß ihm auch die Ehre zuerkennen, sie zuerst zum rechten und vollen Bewußtsein ihrer reichen ästhetischen Begabung gebracht zu haben. Mit ihm beginnt eine neue Epoche in unserer Sprachbildung und Sprachwissenschaft. Allseitig zeigt sich von nun an der Drang, der freien Geistesbewegung in der Sprache ein angemessenes Organ zu schaffen, die eröffneten Fundgruben älterer Literatur werden mit Eifer durchforscht, überall treten neue Formen hervor, jedes Talent sucht aus dem Reichthume und den inneren Lebensquellen des vaterländischen Idioms für seine Produktionslust Mittel und Elemente zu gewinnen. Wieland, Lessing, Herder und Göthe drängen sich auf der Bahn, welche Klopstock erschlossen, und kaum dürfte eine andere Literatur einen solchen raschen und umfassenden Um- und Anbau der Sprache in irgend einer Epoche ihrer Fortbildung aufweisen können.

Nachdem wir Klopstock's Wesen und seine Verdienste in ihren Grundzügen kennen gelernt haben, wollen wir nun zur Betrachtung seiner Werke übergehen. Klopstock's dichterische Thätigkeit erstreckt sich auf wenige Zweige der Literatur, eigentlich nur auf einen: die Lyrik. In dieser einzigen Dichtungsgattung findet eine scharf ausgeprägte Subjektivität Raum genug, sich ohne Schaden für die

*) Die deutsche Nationalliteratur, von Josef Hillebrand I, S. 81.

poetische Gestaltung auszubreiten. Die Lyrik ist die eigenste Dichtung der persönlichen Gefühle, und mit der Darstellung persönlicher Gefühle kann man ihren Zweck als erreicht betrachten; je voller und unmittelbarer also in der Lyrik die Gefühle des Dichtenden hervorbrechen, je schärfer ausgeprägt seine Stimmungen sich uns zeigen, desto mehr wird das dichterische Produkt an Vollendung gewinnen. Aber alle diese Eigenschaften, welche für den lyrischen Dichter eine glückliche Mitgift sind, dürfen an dem Genie des epischen Dichters nicht haften. Hier wird strenge Objektivität verlangt, der epische Dichter soll allein der Natur seines Stoffes folgen, soll allein die Seelenzustände seiner Helden schildern, gleichsam als ein dritter, ein Fremder, soll er der Welt gegenüber stehen, welche er uns zeigt, aber nicht selbständig erschafft.

Schon bei der oberflächlichsten Betrachtung werden wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß dem subjektiv-schwärmerischen Klopstock jedes Erforderniß zum epischen Dichter fehlte, und so haben wir denn in der That in der großen Dichtung, welche er selber mit Nachdruck ein Epos nannte, in dem Messias, nicht ein episches, sondern ein durchweg lyrisches Werk vor uns.

Schon die Wahl des Stoffes ist für ein Epos eine völlig verfehlte. Der Dichter will „die Erlösung des sündigen Menschengeschlechtes“ besingen. Diese Erlösung ist ein vorwiegend geistiger Vorgang, die Handlung ist also mehr in der Gedankenwelt als in der Wirklichkeit zu Hause, und entzieht sich dadurch selber den Boden, der für ein gesundes Epos allein möglich ist. Nicht Reflexionen sollen wir im Epos haben, sondern wir verlangen kraftvolle, natürliche, wirkliche Gestalten im Thun und Treiben des wirklichen Lebens zu sehen. Die Erlösung des Menschengeschlechtes aber ist etwas so Abstraktes, in ihrer Art so Einziges, daß sie in der That nicht anders als mit ätherisch verschwimmenden Zügen gezeichnet werden kann. Nichts Analoges bietet dem Dichter sich dar, welches ihm und seinen Lesern genau bekannt wäre und beiden als Mittel zum Verständniß der Dichtung dienen könnte, eine Erlösung hat nur Einmal stattgefunden, ihr äußerer weltlicher Vorgang ist uns in den heiligen Schriften nur mit äußerst kargen Zügen gezeichnet, und von diesen kargen Zügen der Evangelien hat der Dichter der Messiasde nur die wenigsten benutzt, sein Messias ist ein Gebilde, welches fast nur seiner Fantasie entsprang und sich ebenso weit von dem wirklichen Leben entfernte, als Klopstock's Persönlichkeit von den gewöhnlichen Menschen sich zu unterscheiden bestrebte.

Ist es möglich, die Gebilde einer solchen höhern ätherischen Welt so zu zeichnen, daß sie auf Wahrheit Anspruch machen können? Diese Welt zeigt sich nur in unseren Vorstellungen, und jeder Mensch macht sich ein anderes Bild von ihr — wo finden wir denn da ein Kriterium der Wahrheit? Alles, was uns der Dichter von dem Jenseits sagt, kann nur ein Traum seiner Fantasie sein, und ein wahrhaft künstlerisch vollendetes Epos ist in diesen Regionen unmöglich. Anger Klopstock haben schon früher Dante und Milton einen ähnlichen Stoff behandelt, und nach dem Urtheile aller Sachverständigen gebührt sowohl der Göttlichen Komödie als dem Verlorenen Paradiese, als Epen betrachtet, der Vorrang vor dem Messias. Der Grund dieses Urtheiles ist leicht zu erkennen, sowohl Dante als Milton sind in ihren apokalyptischen Darstellungen weit mehr von

den Zuständen der irdischen Wirklichkeit ausgegangen, als Klopstock, in Dante's Hölle treten uns wirkliche, scharf gezeichnete Menschen entgegen, von denen eine große Zahl historische Personen sind, und Milton läßt seinen Satan sogar das Pulver erfinden, um mit materiellen Waffen einen Kampf wirksamer fortzusetzen, der die schönsten Züge menschlicher, körperlicher Kämpfe zeigt. Klopstock's Gebilde sind so abstrakt, daß wir oft nicht einmal im Stande sind, uns überhaupt ein Bild davon zu schaffen.

Wenn nun schon die Wahl des Stoffes eine verfehlte war, so entfernt sich die Darstellung noch weiter von allen Anforderungen des Epos, nicht die Darstellungen der Thatfachen, sondern die Darstellung der Gefühle sucht der Dichter mit Vorliebe und an vielen Stellen ausschließlich. Er verläßt dadurch das Gebiet der Epik völlig und wendet sich gänzlich der Lyrik zu, Reflexionen treten an die Stelle der Handlungen, statt eines Epos erhalten wir in dem Messias, wie Hillebrand treffend bemerkt, „vielmehr eine Art hymnologische Stunden der Andacht.“

Am allerwenigsten aber kann der Messias gar für ein nationales Epos gelten, denn von welcher Nation sollte er sein Fleisch und Blut in derselben Weise entlehnt haben, wie die Ilias von dem griechischen, und etwa der Rasende Roland von dem italienischen Volke? Wenn die Messiasde mit künstlerischer und sprachlicher Vollendung in die englische Sprache übersetzt würde, so könnte sie ebenso gut für ein national-englisches Erzeugniß gelten.

Mit der Mangelhaftigkeit des epischen Inhalts und Gehalts hängt die der Charakteristik wesentlich zusammen *). Charaktere erfordern eine Welt von Beziehungen und gegebenen Verhältnissen, wollen aus der Mitte lebendiger Wechselbedingungen hervorstechen und auf dem Grunde von Thaten und Handlungen ruhen. Alles dieses fehlt aber dem Gedichte, welches dagegen in musikalischer Unbestimmtheit hinklingt und in pathologischer Unruhe zittert. Die Personen theilen jene schattenhafte Wesenlosigkeit und ziehen vor unseren Blicken hin wie die Wolken durch die Weite des leeren himmlischen Raumes. Von der Abstraktion geboren, tragen sie das Zeichen ihrer Herkunft, indem sie ohne lebendiges Kolorit und ohne das Gepräge einer bestimmten Wirklichkeit in einfürmiger Allgemeinheit auftreten, wie gemachte Beispiele zu gegebenen Begriffen, denen der Wortdrang vergebens den Schein persönlicher Individualität zu erteilen bemüht ist. So wie in dem Ganzen das Leiden den Grundton bildet, so muß auch wohl in den Charakteren die Passivität als der herrschende Typus erscheinen. Kristus und seine Jünger, die Patriarchen und die heiligen Frauen, Freunde und Feinde, Engel und Teufel, alle beweisen sie ihre Gegenwart mehr in Reden als in Handeln, ihre Thaten sind fast nur Thaten der Seele, Beten und Singen, Flüche und Verwünschungen. Von psychologischer Kunst und nationaler Eigenthümlichkeit, von lokaler Färbung und historischer Wahrheit ist so gut wie keine Spur. Wie war es aber auch möglich, einen Gottmenschen nach seiner dogmatischen Ueberweltlichkeit, eine Schaar von Serafim, welche sich so ähnlich sind wie ihre Flügel, dazu satanische Titanen, die sich nur durch ihre größere oder geringere Wuth von ein-

*) Hillebrand a. a. O. I, 88.

ander unterscheiden, mit dem Hauche menschlicher Eigenthümlichkeit zu beseelen? Nicht nur diese überirdischen Gestalten verschwimmen wie Nebel vor unseren Augen, sogar die Sprache, welche dieselben zeichnen will, verliert sich oft in ein Dunkel und in ein Labyrinth von Gliedern, daß wir vergebens den verworrenen Knoten zu lösen versuchen. So kann es uns erklärlich scheinen, daß, nach Friedr. Schlegel's Ausspruch, früher und auch jetzt die Messiasde meistens nur dem Namen nach im allgemeinen bewundert wird, als Ganzes aber nie wahrhaft wirksam in das lebendige Gefühl übergang.

Entnehmen wir nun aber der Messiasde die eigentlich lyrischen Stellen, deren sie so sehr viele hat, so finden wir hier Dichtungen der höchsten poetischen Schönheit. In Tönen, welche an's innerste Herz greifen, besingt der Dichter die Wehmuth des Verschmähten, den bitteren Schmerz dessen, der alles verlor, das Jauchzen des Glücklichen, die Wonne der Liebe, und wir können viele solcher Stellen als ein kleines Ganze für sich betrachten und als solches in eine Reihe mit den Oden Klopstock's stellen.

Als lyrischer Dichter ist Klopstock groß für alle Zeiten. „Seine Seele,“ sagt Herder, „ist eine liebliche Blume, die an jedem Blättchen süß tönt, sie möge die Luft Gottes oder der Hain der Barden anwehen, oder, noch lieblicher, an der Brust eines Mädchens blühen.“ Die Sammlung von Klopstock's Oden begrüßte Herder mit begeistertem Willkommen. „Kaum hat unsere Sprache,“ sagte er, „ein Buch, in dem so viel lebendiger Laut und Wohlklang in melodischer Bewegung so leicht und harmonienreich tönt, wie in diesem. Für Schulen ist es ein wahres Odeum der verschiedensten Gesang- und Ausdrucksarten, Stimme und Vortrag aufs unterscheidendste zu bilden. Wie Alkibiades zu Athen in jeder Schule einen Homer verlangte, so sei in Deutschland keine Schule ohne Uebung der Stimme an Klopstock.“

In den Oden erkennen wir am klarsten das reine, edle Herz des Dichters, welches sich mächtig aufschwingt und in heiliger Begeisterung alles Hohe und Edle preist. Durch die Oden wirkt der Dichter auch noch heute auf jedes kunstverständige Gemüth, und die Oden werden in jeder Zeit werth gehalten werden, welche überhaupt noch Sinn für echte Poesie hat und in den Erzeugnissen der Dichtkunst mehr erblickt, als ein Spiel für müßige Stunden und für niedrige Leidenschaften. Klopstock's Oden verdienen es nicht, daß sie so wenig gelesen werden. Wir geben nachstehend einige derselben mit eingehenden Erklärungen und möchten dadurch auf ein genaueres Studium der Oden hingewiesen haben*).

An Gott.

1. Ein stiller Schauer deiner Allgegenwart
Erschütteret, Gott! mich. Sanfter erbebt mein Herz
Und mein Gebein. Ich fühl', ich fühl' es,
Daß du auch hier, wo ich weine, Gott! bist.

*) Klopstock's Oden, Leipzig 1798.

2. Von deinem Antlitz wandelt, Unendlicher,
Dein Blick, der Seher, durch mein eröffnet Herz.
Sei vor ihm heilig, Herz, sei heilig,
Seele, vom ewigen Hauch entsprungen!
3. Verirrt mich Täuschung? oder ist wirklich wahr,
Was ein Gedanke leise dem andern sagt?
Empfindung, bist du wahr, als dürft' ich
Frei mit dem Schöpfer der Seele reden?
4. Gedanken Gottes, welche der Ewige
Der Weiß' igt denkt! wenn ihr den menschlichen
Gedanken zürnet, o wo sollen
Sie vor euch, Gottes Gedanken! hinstehn?
5. Flöhn sie zum Abgrund, siehe so seid ihr da,
Und wenn sie bebend in das Unendliche
Hineilten, auch im Unbegrenzten
Wärt ihr, allwissende, sie zu schauen!
6. Und wenn sie Flügel nähmen der Serafim
Und aufwärts flögen in die Versammlungen,
Hoch ins Getön, ins Halleluja,
In die Gesänge der Harfenspieler,
7. Auch da vernähmt ihr, göttliche Hörer, sie.
Fliehet denn nicht länger, seid ihr auch menschlicher,
Fliehet nicht. Der ewig ist, der weiß es,
Daß er in engen Bezirk euch einschloß.
8. Des frohen Zutrauns! ach der Beruhigung,
Daß meine Seele, Gott! mit dir reden darf!
Daß sich mein Mund vor dir darf öffnen,
Löhne des Menschen herabzusammeln!
9. Ich wag's und rede! Aber du weißt es ja,
Schon lange weißt du, was mein Gebein verzehrt,
Was, in mein Herz tief hingegossen,
Meinen Gedanken ein ewig Bild ist.
10. Nicht heut erst sahst du meine mir lange Zeit,
Dir Augenblicke, weinend vorübergehn.
Du bist es, der du warst, Jehova
Heißest du! aber ich Staub vom Staube!
11. Staub, und auch ewig! denn die Unsterbliche
Die du mir, Gott, gabst, gabst du zur Ewigkeit.
Ihr hauchtest du, dein Bild zu schaffen,
Hohe Begierden nach Ruh und Glück ein.
12. Ein drängend Heer! doch eine ward herrlicher
Vor allen andern, eine ward Königin
Der andern alle, deines Bildes
Letzter und göttlichster Zug, die Liebe.
13. Die fühlst du selber, doch als der Ewige.
Es fühlten jauchzend, welche du himmlisch schufft,
Die hohen Engel deines Bildes
Letzten und göttlichsten Zug, die Liebe.

14. Die grubst du Adam tief in sein Herz hinein.
Nach seinem Denken von der Vollkommenheit
Ganz ausgeschaffen, ihm geschaffen,
Brachtest du, Gott, ihm der Menschen Mutter.
15. Die grubst du mir auch in mein Herz hinein.
Nach meinem Denken von der Vollkommenheit
Ganz ausgeschaffen, mir geschaffen,
Führst du sie weg, die mein ganzes Herz liebt.
16. Der meine Seele ganz sich entgegen gießt,
Mit allen Thränen, welche sie weinen kann,
Die volle Seele ganz zuströmet,
Führst du sie mir, die ich liebe, Gott, weg.
17. Weg durch dein Schicksal, welches unsichtbar sich
Dem Auge fortwebt, immer ins Dunkle webt,
Fern weg den ausgestreckten Armen,
Aber nicht weg aus dem bangen Herzen.
18. Und dennoch weißt du, welch ein Gedanke es war,
Als du ihn dachtest, und zu der Wirklichkeit
Erstschaffend riefst, der, daß du Seelen
Fühlender und für einander schufest.
19. Das weißt du, Schöpfer, aber dein Schicksal trennt
Die Seelen, die du so für einander schuffst,
Dein hohes, unerforschtes Schicksal,
Dunkel für uns, doch anbetungswürdig.
20. Das Leben gleichet, gegen die Ewigkeit,
Dem schnellen Hauche, welcher dem Sterbenden
Entfliehet. Mit ihm entfloß die Seele,
Die der Unendlichkeit ewig nachströmt.
21. Einst bist des Schicksals Vater in Klarheit auf
Was Labyrinth war. Schicksal ist dann nicht mehr.
Ach dann bei trunknem Wiedersehen
Sibst du die Seelen einander wieder.
22. Gedanke, werth der Seel' und der Ewigkeit,
Werth, auch den bängsten Schmerz zu besänftigen,
Dich denkt mein Geist in deiner Größe.
Aber ich fühle zu sehr das Leben,
23. Das hier ich lebe. Gleich der Unsterblichkeit
Dehnt, was ein Hauch war, fürchterlich mir sich aus.
Ich seh' ich sehe meine Schmerzen
Gränzenlos dunkel vor mir verbreitet!
24. Laß, Gott, dies Leben leicht wie den Hauch entfliehn.
Nein, das nicht! Gib mir, die du mir gleich erschuffst,
Ach gib sie mir, dir leicht zu geben,
Gib sie dem bebenden, bangen Herzen!
25. Dem süßen Schauer, der ihr entgegen wallt,
Dem stillen Stammeln der, die unsterblich ist
Und sprachlos, ihr Gefühl zu sagen,
Nur wenn sie weinet nicht ganz verstummet.

26. Gib sie den Armen, die ich voll Unschuld oft
In meiner Kindheit dir zu dem Himmel hub,
Wenn ich mit heißer Stirn voll Andacht
Dich um die ewige Ruhe suchte.
27. Mit Einem Winke gibst du und nimmst du ja
Dem Wurm, dem Stunden sind wie Jahrhunderte,
Sein kurzes Glück, dem Wurm der Mensch heißt,
Jähret, blühet, verblühet und abfällt.
28. Von ihr geliebet, will ich die Jugend schön
Und selig nennen, will ich ihr himmlisch Bild
Mit unverwandten Augen anschauen,
Ruhe nur das und nur Glück das nennen
29. Was sie mir zuwinkt. Aber o Frömmere,
Dich auch, o die du ferner und höher wohnst
Als unsre Tugend, will ich reiner —
Unbekannt, Gott nur bemerkt — ehren.
30. Von ihr geliebet, will ich dir feuriger
Entgegenjauchzen, will ich mein voller Herz
In heißern Hallelujaliedern,
Ewiger Vater, vor dir ergießen.
31. Dann, wenn sie mit mir deinen erhabenen Ruhm
Gen Himmel weinet, betend, mit schwimmendem,
Entzücktem Auge, will ich mit ihr
Hier schon das höhere Leben fühlen.
32. Das Lied vom Mittler, trunken in ihrem Arm
Von reiner Wollust, sing' ich erhabener dann
Den Guten, welche gleich uns lieben,
Kristen wie wir sind, wie wir empfinden.

Die vorliegende Ode*), im altäaischen Maß abgefaßt, entstand im Jahre 1748. Der Dichter weilte damals in Langensalza, seine hoffnungslose und wieder hoffnungsvolle Liebe zu Fanny drückte ihn schwer, zumal da er damals noch keinen Ruhm eingeerntet hatte, der seinen Schmerz später so oft linderte. Klopstock hegte damals den festen Gedanken, daß der Besitz seiner Fanny nicht allein ihn persönlich glücklich machen, sondern ihn auch befähigen würde, das Lied vom Messias erhabener und für die Menschen eindringlicher und wirkungsvoller zu singen. Die Messiasode zu dichten betrachtete Klopstock für seine eigentliche Lebensaufgabe, er glaubte sich von Gott dazu bestimmt und war der Meinung, daß die Messiasode, wenn sie erst einmal vollendet wäre, einen unberechenbaren Einfluß auf die Menschheit ausüben würde. Durch die vorliegende Ode wollte er nun Fanny auf die schwere Verantwortlichkeit aufmerksam machen, welche sie dem Dichter der Messiasode gegenüber zu tragen habe, und zugleich wollte er ihr seine Liebe auf eine erhabene Weise gestehen. Er wählte die Form eines Gebetes zu Gott, und nicht umsonst stellte er in den Anfang mit Nachdruck den Gedanken, daß Gottes Geist überall weile, und daß der Ewige der menschlichen Seele alle ihre Triebe

*) Vergl. auch die Erklärung bei Dünker a. a. O., 1. Heft, S. 124 ff.

und Begierden einpflanze, denen man, wenn sie edel seien, folgen müsse. Nun sei von allen Trieben der höchste die Liebe, Gott habe sie schon dem Adam in sein Herz hineingegraben, und auch in des Dichters Herz sie gesenkt. Wie nun der Menschen Mutter ganz geschaffen sei, um das Glück Adams zu vollenden, so könne auch den Dichter keine so glücklich machen als die eine, welche ganz für ihn geschaffen sei. Während Gott aber dem Adam seine Geliebte zugeführt, habe er sie ihm, dem Dichter, genommen. Gott sei seiner Absicht sich wohl bewußt gewesen, als er die Seelen für einander schuf, doch sein Rathschluß sei auf Erden oft dunkel, erst in der Ewigkeit erkenne des Menschen Auge die Wege des Schicksals, und dann würden im trunkenen Wiedersehen sich auch die Seelen finden. Diesen großen Gedanken empfinde des Dichters Geist wohl in seiner ganzen Erhabenheit, doch wenn er bedenke, daß seine Schmerzen sein ganzes Leben verdunkeln sollten, so wende er sich im Gebet zu Gott und bitte ihn, er möge dem bebenden Herzen diejenige geben, nach welcher er sich so lange und so heiß gesehnt. Denn von ihr geliebt werde er die Tugend höher achten und ihrem Gebote leichter folgen, von ihr geliebt werde er feuriger seine Dankeslieder dem ewigen Vater bringen, und wenn die Geliebte in Gemeinschaft mit dem Dichter bete und „gen Himmel weine“, dann werde er schon hier zu einem seligeren Leben erhöht und dadurch befähigt werden, das Lieb vom Mittler erhabener zu singen.

Aus diesem Gedankengange tritt uns das volle Bild des Dichters in seiner fest bestimmten Subjektivität entgegen. Die gegebenen Verhältnisse mit unbefangenen Auge zu betrachten ist ihm nicht möglich, nach seinen persönlichen Wünschen ordnet er den Gang der Ereignisse und gibt dann seine Gedanken für die Beschlüsse Gottes aus.

Die einzelnen Theile sind oft voll hoher Schönheit. Die erste Strophe stimmt einen feierlichen, erhabenen Ton an, die Gedanken derselben sind tief gefühlt, doch liegen sie, so wie Str. 2 bis 7, etwas weit vom Thema ab, welches eigentlich erst mit Strophe 12 beginnt. Eine Kürzung dieser langen Einleitung würde der Ode nicht geschadet haben. Die Sprache ist völlig frei von aller Dunkelheit, auch bietet sie nur sehr wenig Härten, von denen in Str. 17 „Dunklre“ die schlimmste sein möchte. Die weichliche Schwärmerei an so vielen Stellen kennzeichnet ein Produkt der Jugend.

An Bibli.

- Unerforschter als sonst etwas den Forscher täuscht
Ist ein Herz, das die Lieb' empfand,
Sie, die wirklicher Werth, nicht der vergängliche
Unsers dichtenden Traums gear,
5. Jene trunkene Lust, wenn die erweinete
Fast zu selige Stunde kommt,
Die dem Liebenden sagt, daß er geliebet wird,
Und zwei bessere Seelen nun
Ganz, das erstemal ganz fühlen, wie sehr sie find
10. Und wie glücklich, wie ähnlich sich.

- Ach wie glücklich dadurch! Wer der Geliebten spricht
 Diese Liebe mit Worten aus?
 Wer mit Thränen? und wer mit dem verweilenden
 Vollen Blick und der Seele drin?
 15. Selbst das Trauern ist süß, das sie verkündete
 Eh die selige Stunde kam.
 Wenn dies Trauern umsonst Eine verkündete,
 O dann wählte die Seele falsch,
 Und doch würdig. Das webt keiner der Denker auf,
 20. Was für Irren sie damals ging.
 Selbst der kennt sie nicht ganz, welcher sie wandelte,
 Und verpöht sich nur weniger.
 Weise redet's darin: Weil du es würdig warst,
 Daß du liebtest, so lehrten wir
 25. Dich die Liebe. Du kennst alle Verwandlungen
 Ihres mächtigen Zauberstabs,
 Ahm den Weisen nun nach: handle! Die Wissenschaft,
 Sie nur, machte nie Glückliche.
 Ich gehorche. Das Thal (Eden nur schattete
 30. Wie es schattet) der Lenz im Thal
 Weilt dich! Küste, wie die welche die Himmlischen
 Sanft umathmen, umathmen dich!
 Rosen knospen dir auf, daß sie mit süßem Duft
 Dich umströmen — dort schlummerst du!
 35. Wach, ich werfe sie dir leis' in die Loden hin
 Wach vom Thau der Rosen auf,
 Und (noch bebt mir mein Herz, lange daran verwehnt),
 Und o wache mir lächelnd auf!

Im Jahre 1752 hielt Klopstock sich vom 1. Juni bis 15. Juli in Hamburg auf. In diese Zeit fällt seine Verlobung mit Meta, und in diesen glücklichen Tagen entstand obige Ode, in welcher der Dichter seine Meta, wie stets in den an sie gerichteten Oden, Zibli nennt. Klopstock dichtete diese Ode im Bewußtsein seiner glücklichen Liebe zu Meta und in der Erinnerung an seine traurige, verschmähte Liebe zu Fanny, welche ihm jetzt kaum noch als wahre Liebe, vielmehr als täuschender Irrthum vorkam, nur als eine Schule, in welcher er tüchtig gemacht wurde, die Täuschungen zu erkennen und zu vermeiden, und die Wonne der wahren Liebe desto tiefer zu empfinden. Der etwas dunkle Gedankengang dieser schönen Ode ist folgender:

1. Unerforschlicher ist nichts, als ein Herz, welches die Liebe empfand (im Folgenden unterscheidet der Dichter nun zwischen der glücklichen [3 bis 16] und der verschmähten [17 bis 20] Liebe), jene Liebe, welche in unserm Herzen durch die wirklichen Vorzüge unserer Geliebten, nicht aber durch unsere eignen vergänglichen Träumereien erweckt wurde.

5. Wenn nun jene trunkene Lust, jene mit Thränen ersehnte Stunde kommt, deren Seligkeit das Herz fast nicht zu tragen vermag, in welcher die Liebenden sich ihre Liebe offenbaren und in den edelsten Regungen ihrer Seele zum

erstemal fühlen, „wie sehr sie sind,“ (d. h. welche Kraft und welche Steigerung das Leben gewinnen kann),

10. und welches Glück die gegenseitige, innige Uebereinstimmung gebiert: wer könnte diese Gefühle seiner Brust, diese süße Liebe mit Worten aussprechen? Selbst die Thräne und selbst der innigste, befeleteste Blick drückt diese Wonne nicht aus.

15. Süß ist ja selbst die Trauer, welche diesen seligen Stunden verklärend voranging. Wenn dies Trauern, diese schmerzliche Sehnsucht eine Liebe verklärte, welche verschmährt wird, dann wählte die Seele falsch, doch kann ihr niemand einen Vorwurf daraus machen, denn selbst der feinste Scharfsinn vermag nicht zu ergründen,

20. welcher Irrthum die Seele damals täuschte. Selbst der, welcher in dem Irrthum befangen war, kann sich den Grund nicht erklären, aber in Zukunft „verspät,“ d. h. versteht, irrt er sich so leicht nicht wieder, denn aus dem Irrthum redet eine leise Stimme: weil dein Herz wahrig war zu lieben, so lehrten wir dich die Liebe in ihrem ganzen Umfange kennen.

25. Dir ist nun kund, auf welcher Leiter der Gefühle die Liebe das Herz wiegen kann, sei nun weise, lerne das Glück der Liebe durch die Wonne einer erwiderten Liebe kennen, denn nur das Wesen der Liebe verstehen, ohne die Liebe in der That empfunden zu haben, das kann nie glücklich machen. Ich, der Dichter, folge den Weisungen, welche durch meinen frühern Irrthum, meine Liebe zu Fanny, mir kund wurden, und vor meinen Augen erscheint mir auch schon das Bild meiner wahren Geliebten, meiner Zibli. (Meta bewohnte ein Gartenhaus in Billwerder bei Hamburg.)

30. Du, o Zibli, meine wahre Geliebte, weilst in dem Thale, welches der lieblichste Lenz verschönt, sanfte himmlische Lüfte umathmen dich. Wo die Rosen blühen und dich mit süßem Duft umströmen, dort schlummerst du.

35. In deine Locken werfe ich dir leise die behaarten Rosen hin, o wache auf! Noch bebt mir mein Herz, wenn ich daran gedanke, wie unglücklich mich die Liebe sonst machte, du aber, o Zibli, wache du für mich mit dem Lächeln der beglückenden Liebe auf!

Der Rheinwein.

1. O du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Den Freund, sonst niemand, lad' in die Kühlung ein.
Wir drei sind unser werth, und jener
Deutscheren Zeit, da du, edler Alter,

2. Noch ungelestert, aber schon feuriger
Dem Rheine zuhingst, der dich mit auferzog,
Und deiner heißen Berge Flüße
Sorgsam mit grünlicher Woge kühlte.

3. Jetzt, da dein Rücken bald ein Jahrhundert trägt,
Verdienest du es, daß man den hohen Geist
In dir verstehen lern', und Rato's
Ernstere Tugend von dir entglühe.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

4. Der Schule Lehrer kennet des Thiers um ihn,
 Kennt aller Pflanzen Seele. Der Dichter weiß
 So viel nicht, aber seiner Rose
 Weibliche Seele, des Weines Stärke,

5. Den jene kränzt, der störenden Nachtigall
 Erfindungsvolle Seele, die seinen Wein
 Mit ihm besingt, die kennt er besser
 Als der Erweis, der von Folgen triefet.

6. Rheinwein, von ihnen hast du die edelste,
 Und bist es würdig, daß du des Deutschen Geist
 Nachahmst! bist glühend, nicht aufflammend,
 Laumellos, stark, und von leichtem Schaum leer.

7. Du duftest Balsam, wie mit der Abendluft
 Der Würze Blume von dem Gestirne dampft,
 Daß selbst der Krämer die Gerüche
 Athmender trinkt, und nur gleitend fortgeschiffet.

8. Freund, laß die Hall' uns schließen, der Lebensduft
 Verströmet sonst, und etwa ein fluger Mann
 Wächst' uns besuchen, breit sich setzen
 Und von der Weisheit wohl gar mit sprechen.

9. Nun sind wir sicher. Engere Wissenschaft,
 Den hellen Einfall, lehr uns des Alten Geist!
 Die Sorgen soll er nicht vertreiben,
 Hast du geweinte, geliebte Sorgen,

10. Laß mich mit dir sie sorgen. Ich weine mit,
 Wenn dir ein Freund starb. Kenn ihn. So starb er mir!
 Das sprach er noch, nun kam das letzte,
 Letzte Verstummen, nun lag er todt da!

11. Von allem Kummer, welcher des Sterblichen
 Kurzichtig Leben nervenlos niederwirft,
 Würst du, des Freundes Tod, der trübste,
 Wär' sie nicht auch, die Geliebte, sterblich.

12. Doch wenn dich, Jüngling, andere Sorg entflammt
 Und dir zu heiß wird, daß du der Warden Gang
 Im Haine noch nicht gingst, dein Name
 Noch unerhöht mit der großen Fluth fließt,

13. So red'! In Weisheit wandelt sich Ehrbegier,
 Wählt jene. Thorheit ist es, ein kleines Ziel
 Das würdigen, zum Ziel zu machen
 Nach der unsterblichen Schelle laufen.

14. Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, hab es nur,
Die Welt wird's kennen. Aber das edelste
Ist Tugend. Meisterwerke werden
Sicher unsterblich, die Tugend selten.

15. Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
Entbehren können. Athme nun auf, und trink.
Wir reden viel noch, eh des Aufgangs
Kühlungen wehen, von großen Männern.

Der Dichter preist den Rheinwein, der die edelsten Gedanken weckt, der die Seele frei macht vom Schulzwang, der unter Freunden das Band vertraulichster Theilnahme stiftet, der zur Racheiferung alles Großen begeistert. Die Ode ist 1753 in Kopenhagen gebichtet.

1. Der Wein, der die goldene Farbe trägt, soll in ziemlich erzwungener Wendung einen Freund des Dichters in die Kühleung, d. h. in irgend ein kühleres Gartenzimmer oder dergleichen einladen. Niemand weiter soll kommen, als der Freund, der ebenso viel persönliche Tüchtigkeit aufzuweisen hat, als der Dichter und der feurige Wein. Daß die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, in welchem der fast hundertjährige Wein gewachsen sein muß, „eine deutschere Zeit“ genannt wird, ist ein Irrthum, der bei Klopstock's unklarer Kenntniß der ganzen deutschen Geschichte nicht auffallen kann.

2. Dem Rhein ist ein Lob gespendet, an welchem er diesmal anschulbig ist. „Feuriger“ ist ein unberechtigter Komparativ, den Klopstock oft braucht.

3. Der „Nüden“ des Weines ist eine wenig passende Redensart, die ganze Strophe unklar im Ausdruck. B. 3 u. 4 bezieht sich auf Hor. Carm. III, 21, vv. 11. 12:

Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

4. Das trockne Wissen ist nicht das Reich des Dichters, sondern in der Empfindung ist er stark, die dem Pedanten versagt ist. „Aller Pflanzen Seele“ ist ein sonderbarer Ausdruck. Klopstock verlieh auch den Thieren unsterbliche Seelen, welche nach dem Tode des thierischen Körpers ihre ebenfalls gestorbenen Herren bis an die Pforte des Himmels begleiten. Man vergleiche die Ode „Der Schoßhund“ und Mess. 16, 260.

5. Daß die Nachtigall den Wein besingen soll, gibt keinen Sinn, vielleicht will der Dichter darauf hindeuten, daß die Nachtigall zu derselben Zeit singt, wo ihn der Wein begeistert. „Erweis“ steht statt „Beweis“, der logische Beweis der Schulphilosophen, der von Folgen „trief“, aus dem vielerlei geringfügige Sachen mit wichtiger Miene abgeleitet werden.

6. Die Seele des Rheinweins ist edler als die der Rose und der Nachtigall. Der Wein ahmt des Deutschen Geist nach heißt: enthält dieselben Eigenschaften. Von leichtem Schäume leer ist im Gegensatz zum Champagner gesagt und dadurch mittelbar auch auf die edleren Seiten des deutschen Charakters dem französischen gegenüber hingewiesen.

7. Der Dichter preist die Blume des Rheinweins, welche die süßlichen Weine nicht besitzen. Zu dem nachfolgenden Bilde bemerkt Dünker 2, 69: „Dem Dichter schwebt hierbei ein Gleichniß Milton's IV, 159 ff. vor, wo von denen, die am Kap der guten Hoffnung vorbeigeschifft sind, gesagt wird, daß, wenn hinter Mozambique ihnen der Nordwestwind süßliche Gerüche vom gewürzhaften Gestade des glücklichen Arabiens entgegen wehe, sie die durch den Gegenwind verursachte Verjügerung der Fahrt sich gern gefallen lassen.“ — Der Krämer wird hier auf eine Linie mit dem oben erwähnten Schulpedanten gestellt, selbst solche trockene Seelen empfinden den lieblichen Duft.

8. Diese Strophe stört den Gang des Gedichtes, das Verschließen der Thür gegen überlästige Schwärzer ist nichts weniger als poetisch und hätte unerwähnt bleiben sollen.

9. „Nun sind wir sicher,“ die Thür ist verschlossen. Der Geist des Alten, des Weines, lehre uns engere d. h. tiefergehende Wissenschaft. Letzterer Ausdruck wird erklärt durch „den hellen Einfall“, so daß wir also zu erklären haben: der Wein verleihe uns Begeisterung, erhöhe unsere poetische Stimmung. Vers 3 ist offenbar mit Bezug auf das bekannte nunc vino pellite curas gesprochen. Die Sorgen soll der Wein nicht vertreiben, er soll sie lindern, nicht übertäuben, sondern durch Mittheilung gegen den Freund ihnen den Stachel benehmen.

10. Daß der intime Trinkgefährte dem Dichter erzählen soll, es sei ihm ein Freund gestorben und den Namen desselben nennen soll, ist seltsam. Es ist schwer zu denken, daß bei so vertrauter Bekanntschaft der Dichter nicht alle Erlebnisse seines Gefährten längst wisse. Die Worte nach „Nenn ihn“ geben die Antwort des klagenden Gefährten.

11. Von allem Kummer, welcher das Leben des kurzichtigen Sterblichen, der die Wege Gottes nicht erkennt, so niederwirft, daß er nervenlos, d. h. kraftlos, muthlos wird, ist der Tod der Geliebten und danach der Tod des Freundes der bitterste. In V. 4 ist die Wortstellung unnötig gezwungen. „Wäre“ statt „Wär sie“ fließt weit besser.

12. In dieser Strophe sieht der Dichter statt des Freundes sich einem Jünglinge gegenüber, einem noch unberühmten aber ehrbegierigen jungen Poeten, dem der Dichter selbst sich als der in Weisheit erfahrene Meister gegenüber stellt. Wenn du darum trauerst, daß du noch keinen Ruhm erlangt hast,

13. so rede zu mir, dem erfahrenen Dichter, denn deine ziellose Ehrbegier wandelt sich in Weisheit, wenn jene d. h. des Dichters, meine Weisheit, meine Erfahrung dir Rath gibt. Thoren sind diejenigen, welche nur deshalb nach der Unsterblichkeit ringen, damit ihr Name überall erklinge, wie die Schelle des Narren.

14. Weit edler als das Sagen nach Menschenlob ist die Ausübung stiller Tugend, wenn dieselbe auch nur selten erkannt wird.

15. Allein die Tugend soll auch den Lohn entbehren können, d. h. es ist ihre Bestimmung, Gott hat es so eingerichtet, die Tugend muß den Lohn gern entbehren, wenn sie echte Tugend ist. „Athme nun auf,“ wende dich nach diesem ernstern Gespräche wieder der leichtern Unterhaltung zu, und erfreue dich am Genuße des Weins. Die beiden letzten Verse erinnern an den Schluß der an-

geführten Ode des Horaz: Dum rediens fugat astra Phoebus. Es paßt nicht, daß Klopstock unmittelbar vorher der stillen, ungenannten Tugend den Vorzug vor der Unsterblichkeit gibt, und nun sagt, daß er mit dem Freunde bis zum Sonnenaufgange von großen d. h. berühmten Männern reden wolle.

Unsere Ode erinnert mehrfach an die erwähnte Ode des Horaz, mit der sie auch das allkaiserliche Maß gemein hat. Der ungewöhnliche Ausdruck in Str. 5 V. 4: der von Folgen „triefet“ findet sich bei Hor. v. 9: madet sermonibus. In Str. 10 ist das „die Sorgen sorgen“ ein völlig undeutscher Ausdruck, dem lateinischen curam curare nachgebildet.

Unsere Sprache.

1. An der Höhe, wo der Quell der Varden in das Thal
Sein fliegendes Getöse mit Silber bewölkt
Stürztet, da erblickt' ich, zeug es, Hain!
Die Göttin, sie kam zu dem Sterblichen herab.

2. Und mit Hoheit in der Miene stand sie, und ich sah
Die Geister um sie her, die den Liebden entfloht
Kauschen, ihr Gebild. Die Wurd's Dolch
Unschuldige traf, die begleiteten sie fern

3. Wie in Dämmerung, und die Skulda's mächtigerer Stab
Erettete, die schwebten umher in Triumpf
Schimmernd um die Göttin, hatten stolz
Mit Laube der Eiche die Schläfe sich betränzt.

4. Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist,
Sprache des Thuislon, Göttin, dir,
Wie unsern Helden Eroberung, ein Spiel.

5. O Begeisterung! Sie erhebt sich! Feuerigeres Blicks
Ergießet sich ihr Auge, die Seel' in der Gluth.
Ströme! denn du schonest deß umsonst,
Der leer des Gefühls den Gedanken nicht erreicht.

6. Wie sie herschwebt an des Quells Fall! Mächtiges Getöse,
Wie Kauschen im Beginne des Walds ist ihr Schwung.
Draußen um die Felsen braust der Sturm,
Sern hört der Wanderer das Kauschen in dem Wald.

7. Wie sie schwebet an der Quelle! Sanfteres Getöse,
Wie Wehen in dem tieferen Wald' ist ihr Schwung.
Draußen um die Felsen braust der Sturm.
Sern höret im Walde der Wanderer das Wehn.

8. Die der Frembling nicht entweicht (Teutonien erlag
Nur Siegen, unerobert), o freiere, dich
Wagte der geschreckten Fessel nicht
Zu fesseln. Die Adler entflohen, und du bleibst

9. Die du warest. An dem Rhodan klirret sie noch laut
Die Kette des Eroberers, laut am Ibeer.
Also, o Britanne, schallt dir noch
Der Angel und Sachse mit herrschendem Geklirr.

10. So bezwang nicht an des Rheins Strom Romulus Geschlecht.
Entscheidungen, Vergeltungen sprachten wir aus,
Rache mit des Deutschen Schwert und Wort.
Die Kette verstummte mit Varus in dem Blut.

11. Die dich damals mit erhielten, Sprache, da im Forst
Der Weser die Erobererkette versank,
Schweigend in der Regionen Blut
Versank, sie umhüllt die Vergessenheit mit Nacht.

12. Ah die Geister der Barbiete, welche sie zur Schlacht
Ertöneten dem zürnenden Vaterlandsheer,
Folgen mit der Todeswunde dir.
Oa Korne, dein Dolch! Wirft auch diesen, so sie klagt

13. Die vertilgten, du vertilgen? Bilder des Gesangs,
Ihr Geister, ich beschwör euch, ihr Genien, lehrt,
Führet mich den steilen kühnen Gang
Des Haines, die Bahn der Unsterblichkeit hinauf!

In der vorliegenden Ode preist der Dichter die Herrlichkeit der deutschen Sprache, welche er als Göttin personifizirt, und bittet die Göttin, seine eigenen Lieder vor Vergessenheit zu schützen und ihnen die Unsterblichkeit zu sichern. Der Schauplatz der Handlung in unserer Ode ist ein heiliger Eichenhain der deutschen Vorzeit, er ist deshalb gewählt, weil in solchen Hainen alle feierlichen Handlungen unserer Vorfahren ausgeübt wurden. Der Hain ist hier ein Bergwald, von dem Gipfel des Berges ergießt sich ein Quell ins Thal, wie so oft in den Weserbergen, neben dem Quell ist der Sitz der Varden gedacht, so daß man zu ihnen hinaufklimmen muß, wodurch zugleich sehr passend das Ringen nach Vollkommenheit bezeichnet wird. Man denkt an den Parnaß. Der Dichter denkt sich hier in bescheidener Weise nicht auf dem Gipfel, sondern am Fuße des Berges, die Göttin kommt zu ihm herab.

1. Mit Silber, d. h. mit weißem Schaum bedeckt.

2. Die Geister sind die personifizirten Lieder. Wurdi, Wurth, ist die Todesgöttin. Die Lieder, welche ihr Dolch unschuldig traf, sind die vergessenen, aber der Unsterblichkeit würdigen.

3. Von den drei Schicksalsgöttinnen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist Skulda die jüngste, welche Stäbe schneidet, und hier dafür gesorgt hat,

daß die Lieder für die Zukunft aufbewahrt blieben. Ihr Stab ist ein „mächtigerer“ als Wurdib's Dolch.

4. Sprache des Thuislon, deutsche Sprache, ihr ist der kraftvolle, treffende, tiefempfundene Ausdruck des Gedankens eben so leicht, wie den deutschen Helden die Eroberung.

5. Der Dichter sieht die Göttin begeistert und begeisternd sich erheben. Er ruft ihr zu: Ströme die Seele in der Gluth, ergieße deine Empfindungen im Strome der Begeisterung ohne Scheu, denn vergeblich ist es, wenn du deinen erhabenen Ausdruck um dessetwillen abschwächen wolltest, dessen kleinlicher Geist deine Gedanken doch nicht zu fassen vermag.

6. 7. In prachtvollem, hochpoetischem Bilde wird die Kraft und die Milde der Sprache gezeichnet. Draußen um die Felsen braust der Sturm, der am Rande des Waldes sich in mächtiges Rauschen, mitten im Walde in sanftes Wehen verwandelt.

8. 9. Die Römer erkämpften vorübergehende Erfolge über die Deutschen, aber die deutsche Sprache vermochten sie nicht zu fesseln, sie erhielt sich rein, während die keltische Sprache am Rhodanus von der römischen verdrängt und in Britannien die Sprache der Angelsachsen die herrschende wurde.

10. Solcher Erfolge konnten die Römer sich nicht rühmen, in ihrem Blute wurde die Schmach rühend abgewaschen.

11. Die Helden, welche damals am Ufer der Weser auch für dich, o deutsche Sprache, kämpften, sind vergessen,

12. und die Lieder, durch welche die Helden zum Kampfe begeistert wurden, sind ebenfalls verklungen, wir kennen sie nicht mehr.

13. Der Dichter wendet sich an die Geister der Gefänge, welche im Schmuck des Eichenlaubes die Göttin begleiten und der Unsterblichkeit geweiht sind, er beschwört sie, auch ihn die Bahn der Unsterblichkeit hinaufzuführen.

In der späteren Ode „Teutone“ schildert der Dichter die Erfüllung dieses Wunsches. —

Wenn wir noch einmal auf Klopstock's Oden zurückschauen, so finden wir, daß auch aus ihnen, fast aus jedem Verse, uns des Dichters eigene Person entgegentritt. Unwillkürlich drängt sich der Vergleich mit Pindar auf, der griechische Dichter stellt in schönster Objektivität sich selber hinter seinen Gegenstand, und erhebt seine Oden auf eine ungleich höhere Stufe. Dasselbe nehmen wir in den Trionfi des Petrarca wahr.

Aber Klopstock wirkte gerade ganz besonders durch die Macht seiner Persönlichkeit, und eine scharf ausgeprägte Gestalt war nöthig, um der geistlosen Zeit ein leuchtendes, energisch wirkendes Vorbild aufzustellen.

Klopstock hat dem deutschen Volke das Streben nach dem Ideal wiedergegeben. Das ist ein unermessliches Verdienst, und das wird ihm bleiben und seinen Namen unsterblich machen, wenn er als Dichter jetzt auch nicht mehr auf der Höhe der Zeit steht.

Christof Martin Wieland.

„Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gefinnungen!“
Goethe.

Ein Leben ohne Ideale ist nicht viel mehr als eine thierische Existenz, wer aber nur nach seinen Idealen schauen und die Forderungen des materiellen Lebens gänzlich vernachlässigen will, der wird gar bald den Boden unter seinen Füßen verlieren, und seine Bestrebungen werden für die Menschheit ebenso wenig Nutzen bringen können, als die Thaten dessen, der nur der Sinnenlust fröhnt. Der Weg der Extreme ist bis jetzt noch allemal für den Menschen ein Weg in die Wüste geworden; in allen Dingen das rechte Maß halten, nur das kann dem Menschen zum Heile gereichen, und in unserer Natur liegt ein unverkennbarer Zug, überall auf das rechte Maß zurückzukommen, wo seine Grenzen überschritten wurden. Dieser Zug erscheint im Leben der Menschheit ebensowohl als im Leben des Einzelnen, und in den alltäglichen Verhältnissen wie in den lichten Höhen der Poesie. Klopstock hatte die deutsche Poesie auf eine Stufe gehoben, auf welcher er nur in der Gesellschaft der Serafim und Cherubim einherschwebte, und selbst seine Menschen waren Wesen einer traumhaft zersplitterten Natur geworden, welche mit den Menschenkindern gewöhnlichen Schlages nur noch geringe Aehnlichkeit zeigten. Die Poesie war in ein bedenkliches Extrem gerathen, sollte sie sich naturgemäß entwickeln, so war ein Gegengewicht unerlässlich, und es fand sich. Der Mann, der die deutsche Dichtung aus Klopstock's nebelhaften Regionen wieder in das Haus, in die Familie zurückführte, doch ohne die Ideale anzutasten, welche Klopstock's hoher Geist ihr geschenkt, der Mann, welcher der deutschen Dichtung einen Platz nicht allein bei einer kleinen, geistlich hoch geschraubten Partei, sondern bei dem ganzen deutschen Volke errang, war Wieland. Er nimmt in der Geschichte der deutschen Literatur eine ganz ähnliche Stellung ein, wie Klopstock; ohne selber ein Dichter ersten Ranges zu sein, bahnte er für seine größeren Nachfolger den Weg, und während Klopstock seinem Volke die verlorenen Ideale wiedergab, setzte Wieland das rein Menschliche wieder in seine Rechte ein, und verlieh der Sprache zu ihrem hohen Ernst und ihrem feierlichen Schwunge auch noch jene anmuthige

Schönheit und jene gefällige Leichtigkeit, welche den Weg zum Herzen ſtets ſicher findet.

Kriſtof Martin Wieland *) wurde am 5. September 1733 in Oberholzheim bei Viberach, im Donaukreiſe des Königreichs Württemberg, geboren. Sein Vater, Matthäus Wieland, war in dem heimathlichen Dorfe Prediger. Kurze Zeit nach ſeines Sohnes Geburt wurde er nach Viberach verſetzt, wo er anfänglich Prediger an der Marien-Magdalenenkirche, zuletzt Senior des geiſtlichen Miniſteriums war. Viberach war damals noch eine freie Reichsſtadt, in welcher die Familie Wieland ſeit der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts anſehnliche öffentliche Aemter bekleidet hatte. Der Ruhm ſtrenger Rechtſchaffenheit war ihr ſtets eigen geweſen, Reichthum hatte ſie aber nie beſeſſen, und das wenige, was ihr von Glücksgütern zugefallen war, ging durch einen funfzehnjährigen Prozeß der Großmutter des Dichters verloren.

Matthäus Wieland, des Dichters Vater, hatte zuerſt in Tübingen die Rechte ſtudirt, war aber auf das Geheiß ſeiner Mutter, die in einer ſchweren Krankheit ein Gelübde gethan, zur Theologie übergegangen. Er vertauschte Tübingen mit Halle a. d. Saale, woſelbſt er am 5. April 1717 immatriculirt wurde. Aus der Schule Spener's brachte der fromme Matthäus das Beſte mit, was ſie ihm geben konnte, einen tiefempfundnen Glauben, der rechtſchaffene Früchte zu geben ſich beſtrebte und von anderen forderte, und die Philoſophie Chriſtian Wolf's ſicherte ihm eine großherzige Duldsamkeit, welche er während ſeines ganzen Lebens nie verläugnete. Ein wirkvoller Ernst, der ihm eigen war, vollendete das Bild eines vortrefflichen Geiſtlichen, der in ſeinem Amte mehr als eine bequeme Verſorgung ſah. Seine Gattin, eine geborene Kieck, war eine ſorgſame Hausfrau, doch nicht ohne leichte Reizbarkeit, welche ihr Sohn von ihr erbt.

Martin Wieland, der Dichter, war von Körper etwas ſchwächlich, ſein Geiſt zeigte jedoch ſchon ſehr früh eine lebhafte Thätigkeit, und der Vater, dem die Erziehung ſeiner Kinder beſonders am Herzen lag, begann ſchon im zarteften Alter ſeinen Sohn zu unterrichten. Martin hatte ſein drittes Lebensjahr zurückgelegt, als ſeine Studien ihren Anfang nahmen, und da der Vater bei trefflichen Anlagen einen ſeltenen Fleiß bemerkte, ſo ſetzte er ſeine Unterweiſungen regelmäßig fort. Martin gedieh dadurch zu einer Frühreife, die manches Unnatürliche an ſich trug, und wenn ſchon öfter die Bemerkung gemacht worden iſt, daß eine ſolche treibhausartige Entwicklung des Menſchen meiſt auf Koſten ſeiner Willenskraft vor ſich geht, ſo beſtätigte, wie wir ſehen werden, Wieland's ſpäteres Leben dieſen Satz vollkommen. Durch den Unterricht, den der Knabe theils durch ſeinen Vater, theils in der öffentlichen Schule ſeiner Vaterſtadt erhielt, hatte er ſich in ſeinem vierzehnten Jahre nicht allein anſehnliche Kenntniſſe im Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen, in der Mathematik, Logik und Geſchichte erworben, ſondern auch im Zeichnen und in der Muſik gute Fortſchritte gemacht.

Mit der Reifheit des Geiſtes ſtand die Tiefe des Gefühls im Einklang. Als einjähriges Kind ſoll der Knabe eine faſt leidenschaftliche Liebe zu ſeiner Wär-

*) Wieland's Leben von J. G. Gruber, Leipzig 1827. 4 Bände.

terin gezeigt haben, und als er heranwuchs, machten die frommen Grundsätze seines Vaters so tiefen Eindruck auf ihn, daß schon früh sich Spuren einer religiösen Schwärmerei zeigten, welcher ein Gegengewicht nur durch das ehrgeizige Verlangen gehalten wurde, einst jenen großen Männern gleich zu werden, deren Bild er dem Knaben die Werke des Cornelius Nepos und anderer Historiker darstellten. Als auch die Lektüre des Horaz und Virgil hinzutrat, entwickelte sich eine lebhaft, immer wachsende Liebe zur Poesie. Im zwölften Jahre schrieb der Knabe ein Gedicht in sechshundert lateinischen Versen von der Echo, und darnach bewies er seine Anlage zur Satire in einem Gedichte in lateinischen Distichen, in welchem er zum erhabenen Gegenstande seines frühreifen Spottes seines langen Rektors kleine Frau nahm. Auch in deutschen Versen versuchte er sich, zuerst war Gottsched, dann Brodes sein Vorbild, der durch seine sentimentalischen Naturschilderungen auch auf Gekner einen starken Einfluß ausübte. Noch in seinem Alter erinnerte sich Wieland gern an den schon damals vergessenen Lehrmeister. Auch an ein großes Heldengedicht, die Zerstörung Jerusalems, wagte der dreizehnjährige Knabe sich. Am Tage durfte er keine Verse machen, um seine poetische Neigung aber doch befriedigen zu können, stand er mit Tagesanbruch auf oder arbeitete bis spät in die Nacht hinein, und eigenthümlich ist die Wahrnehmung, daß schon der Knabe eifrig nach den Regeln der Dichtkunst forschte. Gottsched's kritische Dichtkunst war der Gegenstand seines eifrigen Studiums. Doch obwohl er schon vaste Stoffe bewältigt hatte, als er die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten, so zeigte sich jetzt schon in bezeichnender Weise, was die Zukunft befestigte, nämlich daß Wieland mehr ein gewandtes poetisches Talent, als ein selbstschaffendes Genie war, denn seine Erzeugnisse befriedigten ihn selber schon damals nicht. Später sagte er einmal: „Ich habe als Knabe eine unendliche Menge Papier überfudelt, ohne jemals etwas zu machen, das mir selbst gefallen hätte, ich verbrannte schon damals die meisten dieser saubern Werklein, die mir meine Mutter nicht rettete.“ Die Mutter hatte freilich noch einen ziemlichen Vorrath aufbewahrt, als sie diesen aber später ihrem Sohne zeigte, warf er auch diese letzten Ueberbleibsel ins Feuer.

An die Jahre seiner Kindheit dachte Wieland stets mit vieler Liebe zurück. Viberach lag in einer sehr anmuthigen Gegend, durchströmt von einem Flüsschen, umgeben von freundlichen Wiesenthälern, in der Nähe des Federsees. Der Knabe gab sich dem Naturgenuß mit vollem Herzen hin, er liebte die Einsamkeit und schilderte seine Genüsse in seinen kindlichen Versen. Eine Strophe des Oberon, welche dem Scheramin in den Mund gelegt wird, ist nach Wieland's eigenem Zeugnisse in der Erinnerung an Viberach geschrieben:

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gezogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt.
O möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in deinem Schooß zu liegen!

Da der Knabe ſchon im jugendlichen Alter ſo große Hoffnungen erweckte, ſo beſchloß ſein Vater, ihn einer höhern Lehranſtalt zu übergeben, mit welchen Aufopferungen für ihn ſelbſt auch dieſer Entſchluß verbunden ſein mochte. Denn wenn Martin außer einem frühverſtorbenen Bruder auch keine Geſchwifter weiter hatte, ſo waren die Vermögensumſtände ſeiner Eltern doch auf das Nothwendige beſchränkt.

Von der Spener'schen Schule in Halle a. d. Saale war ein neuer Geiſt in die Erziehungsſtunde übergegangen, durch ihn wurden zuerſt die Franke'schen Stiftungen in Halle und ſpäter noch andere Lehranſtalten für Söhne aus den gebildeten Ständen ins Leben gerufen. In hoher Blüthe ſtand damals die jezt eingegangene Schule zu Kloſterbergen bei Magdeburg, welche ſeit 1732 unter der Leitung des Abtes Steinmez ſtand. Wieland war noch nicht völlig 14 Jahre alt, als er dahin überſiedelte. Er fand hier die einfame Natur, die Einfachheit der Lebensart, die Reinheit der Sitten wieder, wie er in ſeiner Vaterſtadt ſie gekannt hatte. Auch die Frömmigkeit des väterlichen Hauſes fehlte nicht, obwohl ſie nicht ganz ſo einfach und anſpruchslos war wie dort. Steinmez ſuchte auf jede mögliche Weiſe den Halleſchen Pietismus in ſeine Anſtalt zu verpflanzen, und ſeine eigene Schwärmerei, welche nicht dazu beitrug, ſeinen Blick zu ſchärfen, ließ ihn öfter in der Wahl der Lehrer irre gehen. In die magiſchen Kreiſe dieſer Schwärmerei wurde auch Wieland im Anfange ſeiner Schulzeit ſo ſtark hineingezogen, daß es ihm niemand darin zuvorthat. Zu gleicher Zeit ſtudirte er aber mit großem Eifer die römischen Geſchichtſchreiber und Dichter, Buzero war ſein Lieblings-, und als er im funfzehnten Jahre die Schriften Wolf's und Bayle's las, prägten ſich beſonders die gefährlichen Zweifel des letztern ſeiner Seele ſo tief ein, daß ſeine pietiſtiſche Schwärmerei arg ins Gedränge kam. Er litt oft große Seelenpein, da er gern die Anſichten der Philoſophen zu den ſeinigen gemacht hätte, während er dagegen die Ewigkeit der Hölleſtrafen fürchtete, wenn er den vorgeſchriebenen Glauben verließ. Daß ihm die Hölle in der That große Angst verursachen konnte, erzählte er ſelbſt einmal.

„Mein erſtes Franzöſiſch lernte ich aus den *Aventures de Rosigli* und aus einer franzöſiſchen Ueberſetzung von Richardson's *Pamela* mit Hülfe eines erbärmlichen Wörterbuches meiſt durch Errathen, wie faſt alle meine neuen Sprachen. *Rosigli* und *Pamela* waren damals unter Steinmez allein in Kloſterbergen zu leſen erlaubt. Der zu meiner Zeit angeſtellte franzöſiſche Sprachmeiſter ſprach immer in der höchſten Oktave, und ob er gleich ein baumlanger Kerl war, ſo klar, daß jedermann lachen mußte, wenn er zu pipen anfang. Mir war es durchaus unmöglich das Lachen zu laſſen, wenn ſeine Fiſtel erklang. In einer Lehrſtunde platzte ich zweimal los, ob ich mir gleich Hölle und Verdammniß vorſtellte, was damals mein beſtes Hausmittel zur Behauptung der Ernſthaftigkeit war, indem es bei meiner angeſtammten und im elterlichen Hauſe tief eingepprägten Frömmigkeit die vollſte Wirkung that. Beim zweitenmal ſtand der *Monſieur Peuplier* auf und verſetzte mir eine derbe Ohrſeige.“

Doch die Furcht vor der Hölle war nicht ſo ſtark, daß ſie das Streben nach der Erkenntniß der Wahrheit hätte bewältigen können. Der wißbegierige Jüngling las auch *Voltaire*, und wenn dieſer ihn durch ſeine frivolen Spöttereien auf

der einen Seite zurückließ, so fühlte er sich durch den Wig und Scharffian des Mannes wieder angezogen, und in der Schule dieser Philosophen brachte es der Schüler des Halle'schen Pietismus so weit, daß er es unternahm, in einem Aufsatz die Möglichkeit zu zeigen, wie Venus gar wohl ohne Zuthun eines Gottes durch die Geseze der Bewegung der Atomen aus Meererschäum habe entstehen, und auf gleiche Weise das Weltall ohne einen Gott aus ewigen Elementen sich habe bilden können. Dieser Aufsatz fiel seinen Lehrern in die Hände, und war die Rücksicht auf sein sittenreines völlig tabelloses Leben ersparte ihm schweren Verdruß. Doch ließen seine Zweifel sich nicht mehr beschwichtigen, er zweifelte schließlich selbst an dem Dasein Gottes, und klagte sich selbst darüber hart an, in schlaflosen Nächten rang er die Hände und badete sich in Thränen des Schmerzes.

Unter den Lehrern der Anstalt waren indeß auch einige, welchen der Pietismus nicht in Schwärmerei übergegangen war, Wieland fühlte sich besonders von dem Wesen des Konventuals Gräter verwandtschaftlich berührt, er bemerkte an diesem Manne Spuren satirischer Laune. „Er sang zwar,“ erzählt Wieland, „überhaupt das Lied des guten alten schwärmerischen, aber grundehrlichen Steinmez, wie alle seine Kollegen, doch schien mir damals, daß er in diesen Dingen seine eigene Manier zu sehen habe, und daß zwischen ihm und seinen am heißesten schwärmenden confratribus eine große Kluft befestigt sei. Besonders erinnere ich mich, daß er in dem letzten Winter, den ich zu Klosterbergen verlebte, mir einst in seiner Zelle große Tiraden aus Pater Abraham's a Santa Clara Predigten vorlas, und daß wir uns beide über die schnackischen Einfälle und Ausdrücke dieses geistlichen Hanswurstes beinah todtlachten, dabei aber dem gros bon sens, der moralischen Tendenz, und dem zuweilen sehr wohl angebrachten und treffenden Wig dieses zu seiner Zeit so beliebten Karmeliters alle Gerechtigkeit widerfahren ließen.“

Wie wir sehen, stritten in der Seele des Jünglings mancherlei Geister um die Vorherrschaft, Pietismus, zersezende Philosophie, Geschichte, Humor und Satire tummelten sich in buntem Gemisch und bekämpften einander mit scharfen Waffen, ohne daß irgend eine Partei einen entscheidenden Sieg zu gewinnen vermochte. Wir erkennen, daß dieses Hinneigen zu vielen Meinungen tief in Wieland's Natur begründet lag, und er selber hat später einmal gestanden, daß die Gründe der gerade redenden Partei stets viel Gewicht für ihn gehabt hätten. In diesem Umherschwärmen von Einem zum Andern offenbarte sich aber auch schon eine gewisse Äußerlichkeit, ein Hang zum Romantischen, der ihn die *Hyropædie* des Xenophon zu seinem Lieblingsbuche gewinnen ließ.

In den zwei Jahren, die er in Klosterbergen zubrachte, verwandte Wieland an der Hand seiner Lehrer viel Fleiß auf die filologischen, mathematischen und philosophischen Wissenschaften. Auf einen Unterricht in der deutschen Muttersprache war damals keine Schule bedacht, die wackeren Kosmopoliten der guten alten Zeit würden sich in ihrer tiefsten Seele geschämt haben, wenn jemand ihnen zugemuthet hätte, sich mit dem geistigen Leben ihres eigenen Volkes zu beschäftigen, für manchen gelehrten Schulmann ist das ja noch heute ein Schimpf. Wieland wurde durch seine Liebe zur Dichtkunst auf das Studium der Muttersprache hingewiesen, und es war erfreulich, daß dem ehemaligen Schüler Gottsched's ein

Buch in die Hände kam, welches damals das beste seiner Art war, nämlich Joh. Jak. Breitinger's kritische Dichtkunst, welche 1740 mit einer Vorrede von Bodmer in Zürich erschienen war. Im Jahre 1748 erschienen auch in den Bremer Beiträgen die drei ersten Gesänge des Messias, welche Wieland mit Begierde las, sie entpreßten ihm heiße Thränen. Ihr erhabener Schwung, verbunden mit dem Umstande, daß der Messias das erste wahrhaft großartige Werk nationaler deutscher Poesie war, spornten Wieland aufs regste zur Nachahmung an, und äußerten eine bestimmende Wirkung auf seine nächsten Lebensjahre.

Ostern 1749 verließ Wieland Klosterbergen und begab sich auf ein Jahr nach Erfurt, um sich in der Philosophie zu vervollkommen. Er stand dort unter der Leitung eines Verwandten, des Doktor Baumer, der später als Professor der Medizin nach Gießen kam und als heftiger Berggrath daselbst starb. Baumer war Mineralog und Philosoph, und dabei ein witzig satirischer Kopf. Wieland war von dem Manne, an dessen Tisch er hungern mußte, nicht sehr erbauet. Doch wurde Baumer dem Jünglinge in einer Weise sehr nützlich: er las mit ihm den Don Quixote, und lehrte ihn daraus und durch seine Erläuterungen zuerst Menschenkenntniß. „Don Quixote und sein Sancho,“ sagte Baumer, „sind die wahren Repräsentanten der Schwärmer oder Tölpel des Menschengeschlechtes.“ Dieser Ausspruch war in seiner bedenklichen Zusammenstellung ein lehrreicher Wink für den Jüngling, doch kamen die rechten Früchte dieser nützlichen Lektüre erst später zur Reife. Uebrigens lebte er in Erfurt so einsam wie in Klosterbergen, er hatte keinen Freund, weil er seiner Meinung nach niemand fand, der Geschmack und Liebe zur Tugend in sich verband.

Nicht ganz siebzehn Jahre alt kehrte Wieland nach Diberach zurück, um den Sommer 1750 im elterlichen Hause zu verleben. Die Frühreise seines Geistes ging weit über sein Alter hinaus, in seinem Kopfe schwirrten die widerstreitendsten Elemente durcheinander, es bedurfte nur eines Anstoßes von außen, um den Sieg auf irgend eine Seite, sei es welche es wolle, zu neigen. Noch einmal gewann es die religiöse Schwärmerei über Philosophie und Zweifelsucht, über Kenosion und Erbantes, und die Verblündete der Schwärmerei wurde die Liebe.

Es erscheint fast wie eine Laune des Schicksals, daß die beiden Gegenfüßler, Klopstock und Wieland, in den Geschicken ihrer Jugend so mannigfache Aehnlichkeit zeigen. Klopstock's unglücklicher Liebe zu seiner Cousine Marie Sofie Schmidt stellt sich Wieland's unglückliche Liebe zu seiner Cousine Marie Sofie Gutermann zur Seite. Der Vater der letzteren war Dekan der medizinischen Fakultät in Augsburg und stammte aus Diberach. Auf Sofie, seine älteste Tochter, hatte er schon früh denselben Fleiß verwandt, wie Matthäus Wieland auf seinen Martin; als Sofie drei Jahre alt war, konnte sie fließend lesen, und im Alter von fünf Jahren hatte sie die ganze Bibel durchgelesen. Als zwölfjähriges Mädchen fand sie in der Bibliothek ihres Vaters jedes Buch und kannte auch seinen Inhalt. Auf den hohen Altan seines Wohnhauses führte der Vater sie in schönen Sommernächten und lehrte sie die bedeutungsvolle Schrift des gestirnten Himmel verstehen. Während der Vater den Geist seiner Tochter entwickelte, pflegte die Mutter das Herz derselben, sie nährte in ihr den Sinn für Schönheit und für gemüthvolles häusliches Leben. Mit ihrem Töchterchen ging sie ins Feld oder

in den Garten, sie lehrte sie die Blumen kennen und schmückte sie in heitern, sinnigem Scherze mit Blumen, an der Hand der Mutter gewann Sofie Einsicht in die Haushaltungsgeschäfte, sie lernte Zeichnen und Sticken, Musik und Tanzen.

In Augsburg lebte damals der Fürstbischöfliche Leibarzt Bianconi, der später sächsischer Resident in Rom war. Er bewarb sich um die siebzehnjährige Sofie, und fand bei den Eltern und bei der Tochter geneigte Aufnahme. Der feingebildete Mann wußte die Talente seiner Geliebten zu schätzen und suchte sie immer höher auszubilden. Durch ihn wurde sie mit den Dichtern Italiens bekannt, er zeigte ihr Kupferstiche griechischer und römischer Denkwürdigkeiten, er ließ ihre schöne Singstimme ausbilden. Als Sofie achtzehn Jahre alt war, starb ihre Mutter, ihre Verbindung mit Bianconi wurde noch um ein Jahr aufgeschoben. Doch als der Ehekontrakt aufgesetzt werden sollte, geriethen der Vater und der Bräutigam in argen Zwist. Bianconi, der katholisch war, wollte seiner Gattin wohl freie Religionsübung zugestehen, aber er verlangte, daß alle Kinder ihrer Ehe katholisch werden sollten, Sofien's Vater bestand darauf, daß die Töchter den protestantischen Glauben annehmen müßten. Keiner wollte nachgeben, und der erbitterte Vater hob die Verbindung ganz auf. Bianconi drang in die Geliebte, sie solle sich heimlich mit ihm verbinden, doch Sofie wollte den Vater nicht betrüben und wollte nicht ohne dessen Segen aus seinem Hause gehen, sie entsagte ihrem Geliebten, der ohne sie abreiste. Der aufs höchste erbitterte Vater aber ließ seine Tochter in sein Arbeitszimmer kommen, er zwang sie, Bianconi's Briefe zu zerreißen, sein Bild zu zerschneiden, seinen Ring zu zerbrechen. Sofie folgte dem Geheiß des Vaters, doch that sie das Gelübde: „Ich bin losgerissen von dem Manne, dem ich das Beste verdanke, was ich weiß, ich kann nichts mehr für ihn thun, nicht für ihn leben, er wird keine Frucht von der verehrungsvollen Bemühung genießen, seiner künftigen Gattin Ausbildung zu geben: so soll auch niemand mehr jemals meine Stimme, mein Klavierpiel, die italienische Sprache, oder irgend etwas von dem, was er mich lehrte, von mir hören oder nur in mir vermuthen!“ — Sofie hat nie in ihrem Leben dies Gelübde gebrochen.

Wieland's Mutter und Sofien's Vater waren Geschwisterkinder, in seinem väterlichen Hause hörte Wieland alle diese Ereignisse besprechen, und das Wesen des Mädchens, ihr hartes Schicksal nahm sein Herz für sie ein, ehe er sie kannte. Sofien's Vater mochte das Unrecht wohl einsehen, welches er seiner Tochter zugefügt hatte, er ließ sie zu ihrer Erholung den Sommer 1750 bei ihrem Großvater in Diberach verleben, und dort lernten Wieland und Sofie sich kennen.

Es würde Ueberfluß sein, alle die Berührungspunkte aufzuzählen, in welchen diese beiden Seelen einander ergreifen mußten. Ihr Verhältniß wurde in kurzer Zeit das innigste. Sofie folgte mit Interesse den Plänen, in welchen ihr Vater mit schwärmerischen Gefühlen seine Hoffnungen für die Zukunft darlegte, ihr wißbegieriger Geist folgte ihm in die Gebiete der Wissenschaften, welche dem Fleiß und den Talenten des Jünglings sich eröffnet hatten, und auf Wieland's Charakter übte dagegen die zwei Jahre ältere, feste, würdevolle Sofie den glücklichsten Einfluß. Er selber sagte, der Umgang mit ihr habe ihn plötzlich zu einem ganz andern Menschen gemacht, aus einem flüchtigen und zerstreuten Kopfe sei er gesetzt,

und ein Freund der Tugend und Religion geworden. In einem Briefe ſchrieb er: „Ein Liebhaber, der ſie (Sofie) um ihrer Seele willen liebte, war ihr etwas neues, und das, was ſie immer gewünſcht hatte. Ich lobte ihre Schönheit wenig, ich ſagte ihr anfangs auch nicht viel von meiner Liebe. Ich bemühte mich ihre Seele zu unterhalten und zu verſchönern, und ließ ihr merken, das dieß der edelſte Beweis meiner Liebe ſei. Sie beweinte öfter heimlich die ſehr ſcheinbare Unmöglichkeit unſerer Liebe, meine Mama war zuweilen Zeuge davon. Meine Ernſthaftigkeit und Abneigung von den Eitelkeiten der Welt gefielen ihr um ſo mehr, je neuer ihr ein ſolcher Charakter an einem Jüngling war. Unterdeſſen wuchs meine Bärtlichkeit zu einem ungemeinen Grade, ich empfand die Unmöglichkeit, ohne ihre Liebe glücklich zu ſein, und es war nichts unwahrſcheinlicher, als zu hoffen daß ich es werden könne. Meine Liebe zu ihr war die reinſte Begierde, ſie glücklich auf Zeit und Ewigkeit zu machen, und es durch ſie zu werden.“

Erſt hatten die Liebenden von Wieland's Vater eine Predigt über die Worte „Gott iſt die Liebe“ angehört. Der Sommertag war ſehr ſchön; als ſie die Kirche verließen, wandelten die Liebenden ins Freie, und Wieland, den ſeines Vaters Predigt kalt dünkte, führte daſſelbe Thema mit begeiſterten Worten in jener Weiße aus. Sofie hörte mit Bewegung zu, und äußerte den Wuñſch, dies alles angeſchrieben zu beſitzen, wozu der verliebte Jüngling ſich natürlich ſofort bereit finden ließ.

Vier glückliche Monate verſchwanden den Liebenden raſch wie ein Traum, der herbei trennte ſie, Sofie kehrte nach Augsburg zurück, Wieland bezog die Univerſität Tübingen, um die Rechte zu ſtudiren.

Doch die Liebe beherrſchte ſein ganzes Weſen ſo excluſiv, daß ſein Geiſt für anderes kein Intereſſe mehr gewinnen konnte. Die Jurisprudenz zog ihn nicht an, er hörte gar keine Kollegia, in einſamer Zurückgezogenheit lebte er nur in der Erinnerung an ſeine Liebe und träumte von dem Dichterlorber künftiger Tage, den er der Geliebten zu Füßen legen wollte. Nur mit dem Tode ſeiner Seele, ſchrieb er an ſeine Mutter, könne ſeine Liebe aufhören, und den Verluſt der Geliebten, ſchwur er, würde er nicht überleben. Eingedenk der Zuſage jenes Sommermorgens begann er mit allem Eifer die Ausarbeitung eines philoſophiſchen Lehrgebichtes unter dem Titel „Die Natur der Dinge.“ In den Monaten Februar bis April 1751 wurde es vollendet. Wieland nannte es ſpäter ſelber „einen ſeltſamen Zwitter von metaſyſiſchem Schulgewäſch und von der beſten Poefie, welche der Gott der Liebe jemals einem jungen Menſchen von ſiebzehn Jahren einhauchte.“ Nachdem er ſein Erſtlingswerk vollendet, ſuchte Wieland es nun auch zum Druck und in die Welt zu bringen, und er wählte dazu einen ſehr geeigneten Weg.

In jener Zeit wurde der bekannte Streit der Sachſen und Schweizer mit größter Erbitterung geführt, doch neigte ſich der Sieg ſchon ſichtlich auf Seite der Schweizer, denen auch die Verfaſſer der Bremer Beiträge beigetreten waren. Wir haben bereits erzählt, daß Wieland ſchon auf der Schule in Kloſterbergen ſein Intereſſe auf die Schweizer gewandt hatte. Dieſer Partei beſchloß er jetzt ſein Gebicht zu übergeben. Er ſandte es mit einem Schreiben ohne Angabe des

Aufenthaltsortes und ohne Namensunterschrift an den Professor Meier *) in Halle. Dieser fand Gefallen an dem Werke, er vermuthete einen Abligen aus Schwaben als den Verfasser, und da die sächsische wie die schweizerische Partei stets begierig war, ein jedes junge Talent an ihre Fahnen zu fesseln, so ließ Meier das Gedicht drucken.

Sobald Wieland sein erstes Werk vollendet hatte, begann er sofort eine neue Arbeit. Er wählte den Stoff, welcher auch Klopstock's Gedanken zuerst beschäftigt hatte, Hermann den Cherusker. So sehen wir die beiden ersten Vertreter der wiedererstehenden deutschen Dichtkunst instinktiv den Weg betreten, auf welchem allein ein Volk zur höchsten Stufe der Dichtkunst gelangen kann, den Weg der vaterländischen Dichtung. Beide verließen diesen Weg sehr bald wieder, weil in damaliger Zeit die Zustände des heiligen römischen Reiches nicht geeignet waren, von der Poesie verherlicht zu werden, und die frühere große Geschichte des deutschen Volkes war nur einzelnen Gebildeten, und selbst diesen nur in traumhafter Gestalt bekannt.

In wenigen Monaten waren fünf Gefänge des „Hermann“ vollendet. Das Versmaß war der Hexameter, der durch Klopstock als Herrscher auf den Thron gehoben worden war. Wieland sandte sein Epos an Bodmer, welcher das Werk günstig aufnahm, es entspann sich in ähnlicher Weise wie kurz zuvor bei Klopstock, zwischen Bodmer und Wieland ein Briefwechsel, der bald ein inniges Verhältnis herbeiführte, und nicht wenig dazu beitrug, Wieland von seinen juristischen Fachstudien fort und zur Beschäftigung mit der Poesie zu führen.

Während des Sommers 1751 bezog Wieland ein Häuschen, das ungefähr eine halbe Stunde von Tübingen entfernt auf einem Weinberge lag, und von wo sich die herrlichste Aussicht auf das Neckarthal, die schwäbische Alp und Tübingen darbot. Hier theilte der junge Dichter seine ganze Zeit unter stillen Naturgenuß, einsames Dichten und Studiren, und unter die Träume seiner Liebe. Mit Sofie stand er in lebhaftem Briefwechsel, auch von Bodmer kamen öfter Briefe, Wieland hatte ihn zu seinem Vertrauten auch in den Angelegenheiten seines Herzens gemacht. Wieland's Lektüre bestand meistens aus Klopstock's Messias und aus seinen Oden, besonders war er von denen entzückt, in welchen Klopstock seine Liebe zu Fanny besang. Sehr bezeichnend schrieb Wieland einmal an Sofie: „Den vierten und fünften Gesang des Messias werde ich Ihnen selbst bringen. In diesem ist eine unendlich schöne Beschreibung einer Liebe**), wie die unserige ist, nur daß das Herz des Liebhabers in ein Licht gesetzt ist, welches das meinige sehr verdunkelt. Ich bin gewiß, daß Herr Klopstock liebt, und ich glaube, daß seine Geliebte Ihnen sehr ähnlich, aber doch unvollkommener als Sie ist. So ist es bei uns viere gerade umgekehrt. Ich weiche unstreitig dem Herrn Klopstock an vortrefflichen Eigenschaften, und seine Geliebte weicht Ihnen. Um sie, die Geliebte des Herrn Klopstock, vollkommener zu machen, gab ihr die Vorsehung einen Liebhaber, der sie übertrifft, und um mich glücklich zu machen, erlaubt mir der Himmel, meine Sofie zu lieben, welche mir in allen

*) Siehe Seite 2 und 23.

***) Semida und Bibli. Vergleiche Seite 29 bis 32.

Stücken vorgeht. Ich muß Ihnen, anbetungswürdige Freundin, eine Stelle aus dem vierten Gesang des göttlichen Klopstock abschreiben, welche ich recht in ihrer ganzen Größe empfinde:

Gott selbst lieb ich noch mehr, weil du sein hohes Geschenk bist,
Weil ich, wie auf Fittgen, von deiner Unschuld getragen,
Näher dem Liebenswürdigen komm', der so schön dich gebildet,
Der so fühlend mein Herz, und deines so himmlisch gemacht hat.

Die Ode, die ich Ihnen schickte, drückt etwas von der großen Empfindung aus, die mir Ihr letztes Schreiben erweckte. Warum bin ich doch kein so schöner Geist als Herr Klopstock!

An Bodmer schrieb er: „Ich nehme mir die Freiheit, Sie um einige nähere Nachrichten von Herrn Klopstock zu bitten. Ich bin unter seinen größten Bewunderern. Ich finde das Lob des Herrn Kramer zu klein für ihn, er ist mehr als Milton.“

Im Mai 1752 entstand das Gedicht: „Der Frühling“, welches in seinen Paradieslauben, seinen Seraſim, seinen himmlischen Auen, seinen Harfen der Engel den Einfluß Klopstock's zeigt. Doch ist nicht zu übersehen, daß Wieland zu ebenderſelben Zeit in einem Briefe an Bodmer erklärte, die moralischen und satirischen Gedichte seien mehr nach seinem Geschmack, als diejenigen, „worin die Dichtkunst herrscht.“ Den Hexameter, welchem der Meſſias einen so erhabenen Schwung gegeben, daß man nichts Gewöhnliches in ihm schreiben zu dürfen glaubte, verließ Wieland bald wieder und wandte sich dem gereimten Alexandriner zu. In richtigem Gefühle wollte er den von Klopstock verachteten Reim nicht aus der deutschen Poesie verbannt wissen.

Der Einfluß und die Richtung der früheren Studien, die Liebe zu Sofie und der Briefwechsel mit Bodmer erhielten den jungen Wieland, wenn er sich auch einmal für einen Liebhaber der Satire erklärte, doch in dieser Zeit noch gänzlich auf dem Standpunkte serafischer Schwärmerei und vollkommener Verachtung aller weltlichen Lust. Am Ende des Jahres 1751 und im Anfange des Jahres 1752 schrieb er seine moralischen Briefe, seine moralischen Erzählungen und seinen Anti-David, von denen der Letztere sich auch scharf gegen Ninon de l'Enclos wendete.

Im Juni 1752 verließ Wieland Tübingen und kehrte nach seiner Vaterstadt zurück. In Wiberach hoffte er Sofie zu treffen, doch wurde sie von ihrem Vater, der ihre Liebe zu Wieland Fantasterei nannte, zurückgehalten. Inzwischen mußte der junge Dichter ernstlich auf Erlangung einer Verforgung bedacht sein, und hier war guter Rath theuer. Wieland hatte sich auf kein Brodstudium gelegt, in Tübingen hatte er seine Zeit mit Verfemachen, mit moralischen Fantasien und mit Liebesträumen angenehm ausgefüllt, an ein bürgerliches Amt war nicht zu denken. Sein Vater war der Meinung, er solle als Privatbozent nach Öttingen gehen, dagegen bezeugte der Sohn aber eine große Abneigung, er sagte, „er würde es für eine Strafe seiner Sünden halten, wenn er die Pflicht hätte, einer Menge wilder Stünger Sachen vorzutragen, die sie zum Theil nicht verstehen, zum Theil nicht hören, oder doch nur hören um sie sogleich wieder zu vergessen, und für die ein Lehrer zu gut sei, der wider die Gewohnheit akademischer

Lehrer ſich für ihr wahres Beſte intereſſire, und ſeine Kräfte und Mächte dazu anwende, die glücklich machende Wahrheit mit ihnen vertrauter zu machen. Man muß geſehen, daß dieſe Worte höchſt komiſch klingen, ſie beweifen ohne langen Kommentar, daß Wieland nicht einmal die äußeren Verhältniſſe einer Uni-verſität in Tübingen kennen gelernt hatte.

Er ſelber hoffte eine Stelle an dem im Jahre 1745 geſtifteten Kollo-gium Carolinum in Braunschweig zu bekommen. Dieſe Anſtalt war ein ſonder-bares Mittelbing zwiſchen Schule und Uni-verſität, außer den lehrenden Pro-fessoren waren da noch eine Anzahl Tutores angeſtellt, die jeder eine gewiſſe An-zahl von Zöglingen zu bewachen hatten. Eine ſolche Hofmeiſterſtelle wünſchte Wieland zu erlangen, er hoffte dabei wohl beſonders mit den Männern in Ver-bindung zu treten, welche damals Braunschweig für eine kurze Zeit zum geiſtigen Mittelpunkt des nördlichen Deutschlands machten. Unter ihnen ſind Gärtner, Ebert, Zachariä, der Abt Jeruſalem zu nennen.

Doch auch für Braunschweig boten ſich keine Anknüpfungspunkte, und da Wieland ſeinen Eltern nicht länger beſchwerlich fallen wollte, ſo dachte er nun ernſtlich daran, einer Einladung in die Schweiz zu folgen, welche Bodmer ihm ſchon in Tübingen hatte zugehen laſſen. Nach der Schweiz zog ihn auch ſeine Freundschaft zu dem jungen Pfarrer Schinz in Altſtetten bei Zürich, mit dem er auf Bodmer's Veranlaſſung in Briefwechſel getreten war. Bei Schinz fragte Wie-land an, ob nicht Gelegenheit wäre, daß er „einen jungen Herrn aus einer diſtinguir-ten Familie in Zürich unterrichten könne, über die erſten Elemente müßte dieſer Jüngling hinweg ſein, denn die Grammatik kann ich keinen lehren, weil ich ſelbſt nicht viel davon verſtehe. Seine Gemüthsverfaſſung müßte von der Art ſein, daß ich Ehre mit ihm einlegen könnte, er müßte ein junger Xenophon ſein, ſo wollte ich verſuchen, ob ich Sokrates ſein könnte. Gelehrt kann ich keinen machen, aber Diſpoſitionen zur Tugend und Weiſheit kann ich, mit dem Beiſtande Gottes, in einem erwecken, oder vielmehr denjenigen, die ſchon natürlliche Diſpoſitionen da-zu haben, Weiſheit und Tugend bekannter und beliebter machen.“ In dieſen Worten zeigt ſich ſchon ganz die liebenswürdige Beſcheidenheit, welche Wieland ſtets in ſeinem Leben ſehen ließ. Seine Abreiſe nach der Schweiz wurde nur noch verzögert durch den Wunſch und die Hoffnung, Soſie wiederzuſehen. Die Erfüllung dieſes ſehnſüchtigen Wunſches verzögerte ſich indeß immer mehr, und das Warten ſuchte Wieland ſich dadurch zu verkürzen, daß er eine Beurtheilung des Bodmer'schen Noach *) ſchrieb, womit er für dieſes Gedicht ungefähr das lei-ſten wollte, was Meier **) für den Meſſias gethan hatte.

Nachdem er lange vergeblich geharrt, wurde ihm endlich im Oktober die Freude zu Theil, Soſie wiederzuſehen, wenn auch nur auf wenige Tage. Mit beſriedigtem Herzen reiſte er nun nach der Schweiz ab. Am 15. Oktober 1752 traf Wieland zu Weſperſpühl in der Nähe bei Schaffhauſen ein, dort empfing ihn Schinz mit ſeiner Braut in dem Landhauſe eines Verwandten. Nach einem kurzen Aufenthalt führten die Verlobten ihn zu Bodmer, der den Jüngling mit offenen Armen empfing.

*) Seite 23. **) Seite 23.

Belanntlich hatte Klopſtock im Februar 1751 die Schweiz verlaſſen, von Bodmer ſchied er faſt wie ein Fremder*). Bodmer hatte große Hoffnungen auf den Umgang mit Klopſtock geſetzt, er war ſtark enttäuſcht worden. Um ſo mehr mußte es ihn freuen, in Wieland nun einen Jüngling zu finden, der allen ſeinen Wünſchen entſprach. Die herrliche Ausſicht von dem Bodmer'schen Wohnhauſe auf die ſchneebedeckten Alpen und den Zürcher See wurde für Wieland ein immer neuer Genuß. In Bodmer erblickte Wieland einen Dichter erſten Ranges, die Noachide ſtand ihm ſo hoch wie die Ilias, in ihm verehrte er einen Kunſtrichter vom reinſten Geſchmack, einen gründlichen Kenner alter und neuer Literatur, der ihm, dem namenloſen Jünglinge, als Freund entgegengekommen war und ihn zu einer Zeit in ſeinem Hauſe aufgenommen hatte, wo alle ſeine übrigen Hoffnungen fehlſchlugen. Was die Zuneigung beider zu einander immer inniger machen mußte, war die auffallende Ähnlichkeit in ihrer Art zu leben und zu denken. Bodmer war in ſeiner Lebensart höchſt einfach, man könnte ſagen nüchtern, Wieland war es nicht weniger, ſie hatten beide gleich wenig Bedürfniſſe, ſie waren beide enthuſiaſtiſche Waſſertrinker, ſie lebten beide gern ſtill und einaſam, Wieland fügte ſich willig in Bodmer's Hauſordnung, die er niemals ſtörte. Bodmer war ein arbeitsames Leben gewohnt, er las viel und ſchrieb viel, und Wieland füllte ebenfalls ſeine Zeit faſt ganz damit aus, an einem Tiſche ſaßen ſie beide. Auch ihre Anſichten über Religion und Poſie ſtimmten ſo ſehr überein, daß Bodmer ſich ſelber in ſeiner Jugend wieder zu erkennen meinte, wenn er Wieland vor ſich ſah. Bodmer hatte das Unglück gehabt, alle ſeine Kinder ſterben zu ſehen, beſonders tief hatte ihn der Verluſt eines hoffnungsvollen Sohnes getroffen. In Wieland ſahen ihm das Schickſal den Sohn wiedergegeben zu haben, und ſein Herz wurde für ihn wirklich das Herz eines Vaters. „Die Vorſehung,“ ſagte er, „meinte es über meinen Wuſch und über mein Erwarten gut mit mir, als ſie meinem Alter dieſen Jüngling zuſchickte.“ Noch in ſpäten Jahren ging Wieland das Herz auf, wenn er an die glücklichen Tage in Bodmer's Hauſe zurücdachte. Er ſagte einmal: „Die nicht bei und mit ihm gelebt haben wie ich, nicht Vaterspärtlichkeit und Vatersfürſorge von ihm genoſſen haben wie ich, nicht Gelegenheit gehabt haben, ſeinen ganzen Charakter, ſeinen ganzen Geiſt und Sinn, ſein ſo zartfühndes, unverdorbenes, von keiner Thorheit, keinem Laſter des Jahrhunderts angeſtecktes, allem Guten, das ihm allein ſchön war, offenes Herz, die Reinheit ſeiner Sitten, und die wahrhaft Homerische Einfachheit ſeiner Lebensart ſo manches Jahr lang anzuschauen wie ich, die kennen auch den vortrefflichen Mann nicht ſo, dieſen Mann, der mir einſt ſo viel war.“

Wenn die Dankbarkeit dieſes Lob auch wohl ein wenig zu warm machte, ſo iſt dieſe dankbare Gefinnung doch auch wieder ein ehrendes Zeugniß für Wieland, der als Menſch überhaupt ſo viele liebenswürdige Seiten zeigte. Die Verehrung für Bodmer beſtimmte ihn zu verſchiedenen Arbeiten, durch welche er den Ruhm ſeines väterlichen Freundes zu vermehren ſuchte. Seine eigenen ſchwärmeriſch religiöſen Anſichten gab er durch die Briefe Verſtorbener an ihre noch lebenden Freunde kund, die er einem engliſchen Muſter nachbildete, und ſtärker noch

*) Vergleiche Seite 36 bis 39.

durch ein kleines Epos, die Prüfung Abraham's, zu welchem Bodmer ihm das Thema gegeben hatte; Wieland hatte dabei verlangt, „es solle mit keiner heidnischen Mythologie besudelt sein.“ Wenn er in derselben Zeit an seine Geliebte schrieb: „Es ist gewiß eine Abnahme der Liebe zur Tugend, wenn die Liebe zu meiner Sofie auch nur um einen Grad der innigsten Zärtlichkeit herabgestimmt wird,“ so erkennen wir, daß der Einfluß Bodmer's für Wieland nicht eben dazu gedient hatte, dem Jünglinge die Welt und die Menschen in einem naturgemäßen Lichte zu zeigen.

Denn daß Wieland von den Menschen und ihren Verhältnissen nicht viel wußte, bewies er selber durch eine kleine Schrift: Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute. Ueber diesen Plan urtheilte Lessing in den Literaturbriefen: „Der Verfasser speist uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längst bekannt und zum Theil recht herzlich sciht sind. — Herr Wieland verspricht uns seine besten und überlegtesten Gedanken von der Unterweisung der Jugend. Ich glaube nicht, daß er Wort gehalten hat; er muß sich bei der Arbeit besonnen haben, daß auch seine schlechteren und übereilten Gedanken für die Deutschen schon gut genug wären. Die patriotische Verachtung, welche er gegen seine Nation hat, läßt mich es vermuthen.“ Lessing sieht diese „patriotische Verachtung“ in der Geringschätzung, mit welcher Wieland die deutschen Kanzelredner tief unter die von ihm sonst so verachteten Franzosen stellt, und in dem Mißbrauch, welchen Wieland mit Fremdwörtern trieb. Wenn ein Dichter, der wie Wieland, Hermann den Cheruskier besungen, sich mit Grund Verachtung seines eigenen Volkes vorwerfen lassen muß, so ist das ein bedenkliches Zeugniß gegen die Wahrheit aller seiner Grundsätze. Doch müssen wir uns hüten, Anschuldigungen für Wieland's Charakter hieraus abzuleiten. Es beweist uns nichts anderes, als die Beweglichkeit, mit welcher Wieland seine Ansichten denen seiner Umgebung anschniegte, und sich selber in die Schickungen der Umstände fügte.

Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß diese geringe Selbständigkeit sich sehr oft an Personen zeigt, welche in zarterster Jugend zu einer unnatürlichen Frühreife des Geistes getrieben wurden. Wir weisen hier noch einmal auf diesen Punkt hin, da er den Schlüssel zu Wieland's Charakter darbietet. Ein schlagendes Beispiel gibt uns noch das Verhalten Wieland's zu einem wichtigen Lebensereignisse, welches in diese Zeit seines Aufenthaltes bei Bodmer fällt.

Das Verhältniß Wieland's zu Sofie hatte schließlich zu einer förmlichen Verlobung geführt, welcher freilich nicht Sofien's Vater, wohl aber Wieland's Eltern ihre Zustimmung erteilt hatten. Sofie lebte seitdem im Hause der letzteren in Wiberach. Im Sommer 1753 machte ein naher Verwandter Sofien's eine Reise in die Schweiz und brachte einige Tage in Zürich zu, wo er von Wieland und seinen Freunden viele Freundlichkeit erfuhr. Als er nach Wiberach zurückgekehrt war, erzählte er Sofie öfter von den angenehmen Verhältnissen, in welchen ihr Verlobter in Zürich lebte. Sofie sah die Besuche des jungen Mannes gern, weil sie ihn gern von ihrem Verlobten sprechen hörte. Wieland's Mutter aber fand, daß es einer Braut nicht gezieme, solche Besuche anzunehmen, sie machte ihr Vorwürfe, welche zur Folge hatten, daß Sofie in das Haus ihres

Vaters zurückkehrte, und da sie irrthümlich glaubte, Wieland sei der eigentliche Urheber jener Vorwürfe, so brach sie den Briefwechsel mit ihrem bisherigen Verlobten stillschweigend ab. Wieland glaubte darin ein Zeichen zu erkennen, daß seine Hoffnungen, von Sofien's Vater das Jawort zu erlangen, der Erfüllung nahe wären, und machte sich keine Sorgen.

Aber Sofien's Vater hatte sich inzwischen wieder verheirathet, außer Sofie hatte er noch drei Kinder in seinem Hause, und er sowohl wie besonders die Stiefmutter wünschten sehr, daß Sofie sich gut verheirathen möge. Wie es scheint, durch den Einfluß der Stiefmutter wurde Sofie einer vortheilhaften Verbindung geneigt gemacht, welche sich darbot, und im Anfang des Decembers 1753 erhielt Wieland durch die Stiefmutter die Anzeige, daß Sofie ihr Verhältniß zu Wieland für gelöst betrachte und sich mit einem Herrn von la Roche verlobt habe, dessen Gattin sie im Anfang des Jahres 1754 wurde. Kurz vor ihrer Vermählung schrieb Sofie selbst an Wieland und beschuldigte ihn, daß Er es gewesen sei, der das Band zerrissen habe.

Als Wieland die erste Nachricht von der völlig unerwarteten Untreue seiner Geliebten erhielt, warf er in schmerzlicher Wuth ihr Bild auf die Erde und zerbrach das Glas auf demselben, doch am folgenden Tage ließ er ein neues darauf setzen. Seines tiefen Schmerzes wurde er halb Meister und flügte sich in das Unvermeidliche. Sein wahrhaft edles Herz aber trat bei dieser Gelegenheit recht hell zu Tage, wie uns das ein Brief beweist, den er im December 1753 an Sofie schrieb. Er sagte darin:

„Erlauben Sie mir, Sie zu erinnern, daß wir uns tausendmal in dem Angesichte Gottes zugesagt haben, uns so lange zu lieben, als wir die Tugend lieben würden, und wir meinten damals, daß das so viel sei als ewig. Sollte diese Zusage jetzt unglücklich sein? Sollte Ihre neue Verbindung die zärtliche Zuneigung unserer Seelen, die sich auf die wahre Liebe des Guten und Schönen gründet, hinwegnehmen? Nein! das halte ich für unmöglich. Sie müßten aufhören, die unschuldige, großmüthige, scharfsinnige und erhabene Sofie zu sein, oder ich müßte mich in das Gegentheil von dem verwandeln, wofür Sie mich einst hielten. Wenigstens kann bei mir diese ewige Freundschaft, die ich Ihnen so oft gelobte, nicht dadurch zeitlich werden, daß Sie mit einem braven Manne verheirathet sind; was hat Ihre Vermählung wider unsere Freundschaft, daß eine die andere aufheben sollte? Lassen Sie uns also denen, welche sich nach ihrer niedrigen Art zu denken einbilden, unsere Liebe höre jetzt auf, ein thätliches Dementi geben, und ungeachtet wir uns, wie ich hoffe, in dieser Welt nimmer sehen werden, mit dem Herzen und durch unsere gemeinschaftliche Liebe zur Tugend, und durch rechte Wünsche für unser beider Wohl vereinigt bleiben, damit wir uns in jenen seligen Gegenden wiedersehen mögen, in denen Ihre Seele sich selber und mich wiedererkennen und, wenn Engel weinen können, noch alsdann eine zärtliche Thräne weinen wird, daß Sie Ihrer Bestimmung in dieser Welt unvorsichtigerweise ausgewichen. Es ist nichts, was mich wehmüthig macht, als der Verlust solcher Hoffnungen, die vielmehr jenes als dieses Leben angehen, mit denen ich mir in der angenehmen Zeit schmeichelte, da mir die Vorsicht Ihre Bekanntschaft und Liebe gegeben hat. Und so leben Sie denn wohl, meine Geliebte, leben Sie auf

ewig wohl! Seien Sie immer ſo glücklich, als Sie ohne Zweifel jezt ſind, ja wenn es zur Zufriedenheit Ihres Herzens gehört, ſo möge Ihr Gewiſſen Sie immer auf dem Gedanken laſſen, daß ich zuerſt das Band gebrochen, das uns einſt verbunden hat. Leben ſie glücklich mit Ihrem künftigen Gemahl, und erlauben Sie mir, daß ich mit unveränderter Hochachtung und Freundschaft mich unterſchreibe Ihren ergebeneſten Freund und Diener.“

Dieſer Brief zeugt von einem hohen Edelmuth des Herzens, aber einem ſtarken Karakter wäre es nicht möglich geweſen, in ſolchen Verhältniſſen nur allein das ſchmerzlich zu finden, daß er ſeine Geliebte nun dereinſt einmal in der Ewigkeit nicht werde beſitzen können, während er unmittelbar vorher von einem Wiedererkennen in denſelben Gegenden geſprochen. Wieland, der früher einmal geſchworen hatte, er wolle den Verluſt ſeiner Geliebten ganz entſchieden nicht überleben, trat ſchon im März 1754 mit Sofien's Gemahl in einen freundschaftlichen Briefwechſel, und bis an ihr Lebensende beſtand zwiſchen dem Dichter und dem Herrn von la Roche und Sofie ein inniges und reines Freundschaftsverhältniß, welches von Seiten beider Männer völlig frei von jeder kleinlichen Eiferſucht war. Sofie la Roche wurde eine theilnehmende Freundin von Wieland's ſpäterer Frau.

Durch den Einfluß Bodmer's und Breitinge's, die ſich ihm als treue Freunde zeigten, überwand Wieland den Schmerz, den Sofien's Verluſt ihm verursachte, in nicht langer Zeit. Sein Wuſch ging nun, da er ganz frei in der Welt daſtand, darauf aus, ſich ſeine Verhältniſſe ſo zu regeln, daß er nicht länger Bodmer's Wohlthaten ſtillschweigend hinzunehmen genöthigt wäre. Die Gelegenheit zur Erfüllung dieſes Wuſches fand ſich bald, da ein Edelmann ihn zum Erzieher ſeiner Söhne berief. Am Morgen des 24. Juni 1754 verließ der Dichter das gaſtliche Haus Bodmer's, und beim Abſchiede ſprach er die bewegten Worte aus: „Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß meine Hoffnung, ſo schön ſie war, weit unter dem, was ich wirklich erfahren habe, zurückgeblieben iſt.“ Und von Bodmer's Frau ſagte er: „Sie hat mit aller Vorſorge und Zärtlichkeit einer liebevollen Mutter gegen mich gehandelt und ſich bis zu tauſend kleinen Bemühungen erniedrigt, welche nur eine ausnehmende Leutfeligkeit und eine mütterliche Gewogenheit ihr hat auftragen können.“ Auch Bodmer ſah den jungen Mann ungern ſcheiden, der ihm eine empfindliche Lücke in ſeinem Leben angefüllt hatte. „Ich entwöhnte mich mit Schmerzen von ſeinem täglichen Umgang,“ ſagte der alte Kritiker.

Daß der Aufenthalt in Bodmer's Hauſe für Wieland beſonders förderlich geweſen ſei, kann nicht behauptet werden. Wenn Wieland bei ſeiner Ankunft in Zürich einſeitig in vieler Beziehung war, ſo wurde er es bei Bodmer noch mehr. Bei ihm lernte der junge Mann auch, wie er ſpäter ſagte, das Stehlen, das heißt die Fertigkeit, ſich die Gedanken anderer Schriftſteller als ſein Eigenthum anzueignen und zu verwerten, und zwar mehr, als die literariſche Ehrenhaftigkeit das erlaubte. Bodmer ſah in ſolchem Raub kein Unrecht, er hatte dieſem Verfahren ſelber lange ſchon gehuldigt. Durch Bodmer wurde Wieland in die Streitigkeiten der Sachſen und der Schweizer gezogen, ſeine Betheiligung an dieſem Kampfe haben wir bereits erwähnt und kommen ſpäter noch einmal darauf zurück.

Wieland lebte nun vier Jahre lang als Hauslehrer in der Familie des Herrn von Grebel. Seine äußere Lage war sehr zufriedenstellend, man behandelte ihn mit weit größerer Achtung, als das in solchen Stellungen für gewöhnlich üblich ist. Doch bedingt das Leben eines Hauslehrers immer auch eine mehr oder minder enge Einsamkeit, und wenn der Hauslehrer, wie gewöhnlich, bei der Familie keine andere Theilnahme findet, als in so weit er ihr nützlich ist, so wird kaum in irgend einer andern Lage des Lebens der Mensch so sehr in sich selbst zurückgedrängt, als in der Stellung, in welcher Wieland sich zur Zeit befand, und auch auf ihn machte sich der Einfluß der Verhältnisse in der eben berührten Weise geltend, auch er wurde in sein Inneres zurückgedrängt, und alle Bilder, alle Eindrücke, welche er in letzter Zeit in sich aufgenommen, malte sein reger Geist mit immer brennenderen Farben, mit immer schärferen Umriſſen aus.

Was in seinem Herzen noch vielfach wühlte, das war der Verlust der Geliebten. Denn mit ihr hatte er nicht allein sein schönstes Glück verloren, sondern auch alle seine Hoffnungen für die Zukunft, und, was noch weit bedenklicher war, den Sporn, für seine eigene Lebensstellung, für seinen Dichterruhm aus allen Kräften thätig zu sein. So können wir uns nicht wundern, wenn wir sehen, wie sich in dem Gemüthe des Dichters nun die Eindrücke, welche er bei Bodmer empfangen, üppig entwickelten, zumal da Wieland ihnen keinen Widerstand eines festen Charakters oder starker Grundsätze entgegenstellen konnte. Ihm waren die Freuden des Lebens verbittert worden durch die Untreue eines Herzens, auf welches er Felsen gebaut hätte, die Folge davon war, daß er mit Bitterkeit auf die Freuden des Lebens, und mit erregter Galle besonders auf die Freuden der Liebe schaute. Während er vor seinem Aufenthalte bei Bodmer gegen diesen noch das Lob des Reines aus Klopſtock's Munde vertheidigt hatte, verdamnte er nun schonungslos alles, was Wein trank und von Wein sich begeistern ließ, ein Greuel war ihm das Liebesgeflüster und der süße Scherz, denn die Rosen der Liebesgöttin hatten für ihn allen Duft verloren. Jeder Zweifel, den er früher gehegt, jeder freie Gedanke, an dem seine Seele sich erquickt hatte, schien ihm nun ein Frevel, und alles Leid, das ihn getroffen, schien ihm ein Strafgericht Gottes für die Sünde zu sein, daß er einst geglaubt hatte, Gott habe ihm seine Vernunft gegeben, um sie zu gebrauchen.

In seiner krankhaften Stimmung warf er sich mit Eifer auf das Studium der Kirchenväter, las die Schriften der Mystiker und erbaute sich an Lebensbeschreibungen von Heiligen, unter denen ihn — wiederum sehr bezeichnend — die heilige Theresia am meisten anzog. In der Poesie waren Young und Klopſtock ausschließlich seine Muster, und im vollen Ernst dachte er daran, sich als Einsiedler in eine Wüste zurückzuziehen. Die gänzliche Verläugnung aller irdischen Dinge und seiner Selbst erschien ihm als der einzige Weg zur Glückseligkeit, in dem vollkommensten Menschen sah er nur eine mißgestaltete Parikatur der göttlichen Vollkommenheit. Er bedauerte, keine Wunder thun zu können, um den umherflatternden Geist der Menschen aufmerksam machen zu können auf die Stimme des Christenthums und der göttlichen Offenbarungen.

Ein treues Spiegelbild der Gespenster, welche damals in Wieland's sonst so lebenswürdigem Herzen ihr Wesen trieben, geben uns seine Schriften der damaligen Zeit. Er verfaßte ihrer ziemlich viele, aus deren Zahl wir nur eine nennen

wollen, die Empfindungen eines Kriřten vom Jahre 1755. In ihnen und anderen Schriften erklärte er „die miřbrauchte Dichtkunft für den Wein der Teufel, womit ſie unbefonnene Seelen berauscht, um ſie wie durch einen Zaubertraum in niedriges Vieh zu verwandeln.“ Er verlangte, ein jeder, der ſich die Gleichgültigkeit gegen die Religion nicht für eine Ehre anrechne, ſolle auch die ſchlechteſten Kirchenlieder dem reizendſten Liede eines U_z unendlichmal vorziehen, ja in ſeiner Verſchrobenheit ging er ſogar ſo weit, daß er dem Pindar zum Vortwurf machte, er habe ſeinen erhabenen Geiřt zur Verſchönerung der Göttergeſchichte gemiřbraucht.

Gegen U_z, den Dichter ſo manchen heitern Liedes, den Liebling von Schiller's vortrefflicher Mutter, richtete ſich Wieland's frommer Zorn ganz beſonders. Die Empfindungen eines Kriřten hatte er dem auch aus Klopſtock's Leben bekannten Konſistorialrath Sad in Berlin zugeeignet, und in der Widmung denunzirte Wieland dieſem nachmaligen Biſchof „ſchwärmende Anbeter des Bacchos und der Venus, die man nach der inbrünstigen Andacht, womit ſie dieſe elenden Götzen anbeten und lobpreiſen, für eine Bande epikuriřcher Heiden halten ſollte, die ſich zuſammen verſchworen haben, alles was heilig und feierlich iřt, lächerlich zu machen, und die wenigen Empfindungen für Gott, die im Herzen der leichtſinnigen Jugend ſchlummern, völlig ausſtilgen.“ Und nun folgt ſogar eine wörtliche Angabe der Titel derjenigen Schriften, die U_z neuerdings herausgegeben hatte.

Zu dieſem frommen Eifer wurde aber, wie in fařt allen Fällen, ſo auch Wieland noch durch einen beſondern Grund angetrieben. U_z hatte eine ſcharfe Kritik gegen Wieland und Bodmer geübt, und der letztere war es nun, der ſeinen jungen Freund zu einem Raſchelfzuge gegen U_z anspornte.

Wir führen nächſtend Worte von Leſſing an, mit welchen er in den Literaturbriefen ſich ſehr bezeichnend über Wieland ausſpricht. Er ſagt: „Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle geſpielt haben, als Herr Wieland. Wenn ſeine Veränderung durch innere Triebfedern, durch den eigenen Mechanismus ſeiner Seele erfolgt iřt, ſo werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Iřt ſie aber durch äußere Umſtände veranlařt worden, hat er ſich aus Abſichten, mit Gewalt in ſeine jeřzige Denkungsart verſetzen müřſſen, ſo bedauere ich ihn aus dem Innerſten meiner Seele.“

Ein jedes Extrem trägt ſchon in ſich die Bedingung eines Umſchlages auf die entgegengeſetzte Seite. Auch bei Wieland wurde dieſes Wort wahr. Seine Schwärmerei führte ſchlieřlich zur Abſpannung. Im Sommer 1756 ſchrieb er an einen Freund: „Ich verſchlummere wider meinen Willen einen guten Theil meiner Exiřtenz. Ich fühle, daß mein Leib immer ſchwächer wird, und daß ſowohl meine ſehr blöden Augen als mein Gehirn dem denkenden Weſen oft verſagen. Zuweilen wünſche ich, daß ich ein halb Duzend muntere Seelen hätte, die der meinigen ſubordinirt wäřen und alles das nach meinem Sinn ausführten, was ich nicht kann. Dergleichen Wünſche ſind fařt alles, was mir von meiner ehemaligen jugendlichen Lebhaftigkeit übrig geblieben.“ Wieland fühlte es ſelbřt, daß eine friřſche Zugluft durch ſein Leben gehen müřſſe, wenn ſeiner Entwicklung nicht die Spitze abgebrochen werden ſollte. Biřher hatte er ganz excluřivlich nur für Bodmer und deřſen Freunde gelebt, und ſobald er nur einmal den feſten

Entschluß gefaßt und ausgeführt hatte, aus diesem engen Kreise herauszutreten, war der Bann, der auf ihm lastete, thatsächlich schon gebrochen. Von nun an unternahm er öfter Ausflüge in die Umgegend, er besuchte seinen Freund Schinz in Altstetten, mit dessen kleiner Tochter er gern auf einer blumenreichen Wiese spielte, er fing an, sich mit Zeichnen und Musik zu beschäftigen. Um diese Zeit erzählt er in einem Briefe schon von dem Umgange mit drei oder vier lieben Freundinnen, deren Umgang ihm am meisten das Leben verflüchtete. Auch mit jüngeren Männern trat er in Verkehr, zu seinen neuen Freunden gehörte Salomon Geßner, der Idyllendichter, Flesli, ein Kunstfreund, und der bekannte Arzt Zimmermann, dessen geistvolles Werk von der Einsamkeit bekannt genug ist. Zimmermann lebte damals zu Brugg im Kanton Bern als Stadtarzt, sein feuriger Geist, der viele Gebiete umfaßte, trug wesentlich dazu bei, Wieland aus seiner köstlichen Abgeschlossenheit zu befreien. Beide Männer standen längere Zeit in einem lebhaften Briefwechsel, ehe sie einander persönlich kennen lernten. Bodmer mußte bei den neuen Bekanntschaften natürlich ein wenig vernachlässigt werden, er zeigte sich zuerst empfindlich darüber und warf dem Dichter Verschwendung der Zeit vor, doch war die Spannung nur vorübergehend und sehr bald gehoben.

Die Freundinnen, von welchen Wieland spricht, waren nicht etwa junge Mädchen, von denen Wieland seit Sofien's Untreue sammt und sonders nichts wissen wollte. Die erste Stelle in seinem Herzen behauptete damals eine Frau Gr. (ihr Name findet sich nirgends ausgeschrieben), eine Wittve in den mittleren Jahren, deren Bekanntschaft Wieland bald nachdem er Bodmer's Haus verlassen, machte. Als Bodmer eifersüchtig wurde, entgegnete ihm Wieland in Bezug auf seine Freundin: „Da ich ihren Werth kenne, so würde ich ein hassenswerther Mensch sein, wenn ich sie aufgeben würde.“ Sein ganzes Verhältniß zu dieser Frau zeichnet er selber kurz und bestimmt in einem seiner späteren Briefe, in welchem er sagt: „Wir befanden uns beide, die Dame sowohl als ich, in einer mehr als gewöhnlichen Stimmung zu der Art von Schwärmerei, die sich das Ueberwältigte gern versinnlichen möchte. Kurz, unsere Seelen zogen einander an, unvermerkt entspann sich eine zärtliche Freundschaft zwischen uns, unvermerkt verwandelte sich diese in eine Art von platonischer Liebe, und zuletzt würde auch diese, trotz meiner mir anklebenden kindischen Schüchternheit, sich in eine reinmenschliche Art zu lieben herabgestimmt haben, wenn die Dame nicht besonnener als ich gewesen wäre, und, nachdem wir einander aufrichtig gestanden hatten, es sei gleich unmöglich, daß sie mir zwanzig Jahre abgäbe, oder ich über Nacht um zwanzig Jahre älter würde, in ihrer Weisheit beschlossen hätte, mich allmählig mit guter Art zu entfernen, und selber die Frau eines zürchischen Magnaten zu werden.“

So endete dieses Verhältniß. Die Liebe zu Sofie und deren Untreue hatte viel beigetragen, um Wieland in eine finstere Lebensansicht hinein zu treiben, die Liebe zu Frau Gr. führte ihn wieder ins Leben zurück. Allmählig wurden seine Anschauungen wieder heller und gesunder, er las mit Interesse naturwissenschaftliche und psychologische Werke, und erklärte bald, daß er der schulmäßigen Moralisten herzlich müde sei. Er sah sehr wohl ein, daß eine finstere Moral, welche alles Menschliche ohne Wahl und ohne Unterschied unterdrückt, nur geeignet ist, die gesammte Menschheit in Klostermauern zu treiben, und auf diese Weise die

Bande aller organiſchen Gliederung zu löſen und jedem gefunden Fortſchritt vernichtende Feſſeln anzulegen. Zu dieſer Ueberzeugung ließ Wieland ſich die Schriften des engliſchen Philoſophen Shaftesbury belehren. An ſeinen Freund Zimmermann ſchrieb er einmal: „Hat Sie nicht Shaftesbury überzeugt, daß wir alle ſchwermüthigen, traurigen, finſteren Betrachtungen, alle dunklen, kimmeriſchen, ſtygiſchen Empfindungen, alles was uns verſtimmt und diſharmoniſch macht, wie unfere ärgſten Feinde beſtreiten ſollen? Thue alſo das, ſo wirſt du leben! Unſere Seele muß ſich ihrer Kräfte bewußt ſein, wenn ſie mit Muth handeln ſoll, wir müſſen in helle Ausſichten hinauſehen, wenn uns wohl ſein ſoll, wir müſſen das menſchliche Geſchlecht von der ſchönen Seite anſehen, wenn wir ihm gewogen ſein ſollen, wir müſſen uns Gott als gut vorſtellen, um ihn zu lieben, wir müſſen mehr von Vollkommenheit über uns, als von Fehlern gerührt ſein, wenn wir uns verbessern ſollen. Wider alle dieſe Regeln wird von den Moraliften oft geſündigt. Viele derſelben ſcheinen nicht zu wiſſen, daß Kleinmuth, Verachtung ſeiner ſelbſt, Furcht, Angst, Traurigkeit, Zweifel und dergleichen Gift für unſere Seele ſind, und daher kommt es, daß die moralischen Arzneien, die ſie uns verſchreiben, zuweiſen nicht viel mehr taugen als Sauerkraut für Fieber. Alle ihre Kuren ſind denn auch wie ihre Rezepte.“

Bald darauf ſchrieb er: „Machen Sie mich nicht von neuem zu einem Seraf, Heiligen oder Luſtgeiſt, ich bin ganz und gar ein Menſch und ſchäme mich deſſen nicht im mindeſten.“ Mit dieſem Ausſpruche bezeichnete Wieland den völligen Bruch mit ſeiner vormaligen Schwärmerei und ſeine Wiederkehr zur Geſundheit. Jetzt that es ihm leid, daß er ſo hart gegen ſich verfahren war, und er wünſchte es wieder gut machen zu können. Alle vorigen Verirrungen ſeines Geiſtes und ſeines Herzens, erklärte er, erkenne er nun vollkommen. „Es gab eine Zeit,“ ſagte er, „wo Young mich entzückte. Dieſe Zeit iſt vorbei. Ich liebe die Feenmärchen nicht mehr, ich finde kein Vergnügen mehr an dem Leben der heiligen Therese, ich habe keine Luſt mehr, vor der Zeit in die unſichtbaren Sphären zu reiſen, ich verlange nicht mehr, daß jeder Menſch ein Plato ſein ſolle, und gebe mich nicht mehr damit ab, junge Mädchen in den Myſterien der platonischen Philoſophie zu unterrichten. Das ſind eine Menge von Veränderungen, die aber alle eine nach der andern faſt unmerklich herbeigeführt worden ſind.“

An den Platz, welchen Young hatte räumen müſſen, trat jetzt Voltaire, den Wieland bewunderte. In rechtem Lichte erſchien ihm jetzt auch der König aller Dichter, Shakeſpeare, er machte ihn zu ſeinem eingehenden Studium und begeiſterte ſich ſo ſehr für ihn, daß er einige Jahre ſpäter eine Ueberſetzung ſeiner Stücke gab, die erſte, welche in Deutſchland exiſtirte. Von den Kirchenvätern wollte Wieland jetzt gar nichts mehr wiſſen, Auguſtinus war ihm einer der größten Antipoden der gefunden Vernunft und der Philoſophie, die jemals geweſen. „Der heilige Hieronymus iſt ein noch zehnmal ärgerer Sünder als der Herr Biſchof von Hippo. Er war ſelbſt lange Zeit ein Eremit, und bildete ſich ein, der Mönchs- und Nonnenſtand ſei der Stand der Engel.“ So wie die Heiligen und die Kirchenväter, ſo ſank auch Klopſtock nun in Wieland's Augen. Ueber die Meſſiade ſagte er: „Ein Dichter iſt ein ſchlauer Kopf, wenn er ſich ein Sujet außerhalb der menſchlichen Sphäre wählt. Wer kann ihn da zur Rechen-

ſchaft ziehen. Wo iſt der Maasſtab, wonach man die Regularität und die Proportionen ſeiner poetiſchen Geſchöpfe meſſen kann? Wer kann ſagen, ob ein Engel recht geſchildert ſei?“ Während Wieland früher haben wollte, daß man das ſchlechteſte Kirchenlied lieber leſen ſolle als das ſchönſte weltliche Lied, erklärte er jetzt, ob nicht ein wahrer Philoſof, ein Sokrates, ein Epaminondas, in den Augen Gottes ein vortrefflicheres Geſchöpf ſei, als ein einfältiger Kriſt?

In der großen Veränderung, welche mit ſeinen Anſichten und ſeinen Lebensgewohnheiten vor ſich gegangen war, ging Wieland nun Schritt für Schritt weiter, ſeine Natur neigte immer mehr zu heiterm Lebensgenuß hin, ſein Umgang wurde immer ausgedehnter, er betrieb das Zeichnen und die Muſik mit Vorliebe, er ſpielte, er machte eine Zeitlang den Arioſt in ſeinen glanzvollen üppigen Schilderungen zu ſeiner faſt excluſivlichen Lektüre. Nun trank er auch gern Wein, doch blieb er im Genuß deſſelben ſtets mäßig und beſchränkte ſich auch in ſpäteren Jahren auf den Sokratiſchen Becher.

Ebenſo wie als Menſch, wandte Wieland ſich jetzt auch als Schriftſteller von ſeiner eigenen Vergangenheit ab. Seine früheſten Werke waren bekanntlich ohne ſeinen Namen erſchienen, er hatte jetzt keine Luſt, ſie anzuerkennen und erklärte, ſie ihrem Schickſal überlaſſen zu müſſen. Elegien, Fantaſien, moralische Betrachtungen waren jetzt nicht mehr ſein Geſchmack, er wandte ſich dem Drama zu, und ſing im Jahre 1757 an, ein Trauerſpiel in fünfſtühigen Jamben, *Lady Johanna Gray*, auszuarbeiten. Er nahm dabei das gleichnamige Stück des engliſchen Dichters Nicholas Rowe zum Muſter. Die Arbeit blieb wieder liegen, im nächſten Jahre aber kam die Adermann'sche Schauſpielergeſellſchaft, welche durch den ſiebenjährigen Krieg aus Deutſchland vertrieben war, nach Zürich. Wieland, welcher das Theater nie verſäumte, wurde von den Darſtellungen der Frau Adermann ſo ergriffen, daß er ſeine Johanna Gray noch von ihr dargeſtellt zu ſehen wünſchte. Mit regem Eifer ging er an die Ausarbeitung des Stückes, welches er in fünf Wochen vollendete. Das Stück wurde ſogleich gedruckt und am 20. Juli 1758 zum erſtenmal in Winterthur mit vielem Beifall aufgeführt. Das Erſcheinen dieſes Stückes erregte einiges Aufſehen, man hatte von Wieland dergleichen nicht erwartet. Nikolai in Berlin hatte früher ſpottend über Wieland und Bodmer geſagt, Wieland's Muſe ſpiele die Beſchwefter, um der alten Wittve zu gefallen, es müßte ein luſtiges Schauſpiel ſein, wenn die junge Beſchwefter ſich einmal als Salondame entpuppe. Dieſen Weg ſahen Wieland nun betreten zu wollen. Seine Johanna Gray erfuhr von vielen Seiten eine ſcharfe Kritik. Das richtige Urtheil darüber gab Leſſing in den Literaturbriefen. Er ſagte: „Herr Wieland hat die ätheriſchen Eſären verlaſſen und wandelt wieder unter den Menſchenkindern. Hier haben Sie für's erſte ſein Trauerſpiel: *Lady Johanna Gray*. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht beſſer als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die Tragödie,“ ſagt er, „iſt dem edlen Endzweck gewidmet, das Große, Schöne und Heroiſche der Tugend auf die rührendſte Art vorzuſtellen, ſie in Handlungen nach dem Leben zu malen, und den Menſchen Bewunderung und Liebe für ſie abzunthigen.“ Von dieſer Vorausſetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung ſeines Stückes machen. Die

meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter wie Herr Wieland darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen, die Lady Suffoll ist eine liebe fromme Mutter, der Herzog von Suffoll ist ein lieber frommer Vater, der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl, sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind alle in einer Form gegossen, in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Regionen gebracht hat. Oder weniger figurlich zu reden: der Mann, der sich so lange unter lauter Cherubim und Serafim aufgehalt, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Serafim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige, sie verhüllen sich aber alle vor seinen Augen in finstere Wolken, aus welchen er sie nicht im geringsten zu exorcisiren sucht, aus Furcht, sie möchten uns, wenn wir sie näher und in ihrer Wirksamkeit kennen lernen, ein wenig lebenswüthig bekommen. So hat er es mit seinem Herzoge von Northumberland und mit seinem Bischöfe Gardiner gehalten. Abscheulich sind sie genug, aber schade, daß man sie nur lästern hört, ohne sie handeln zu sehen. — Lassen Sie es gut sein, wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen sein, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken, er wird sich mit dem Homer weit von den übertriebenen Moralisten entfernen.“ —

In der folgenden Auseinandersetzung weist Lessing nach, daß Wieland den Engländer Nicholas Rowe, den wir bereits nannten, so stark benützt hatte, daß er von demselben nicht nur den Plan des Stückes, sondern auch fast alle einzelnen Situationen entlehnte. Statt sich aber dem großartigen Plane des Engländers genau anzuschließen, strich Wieland vieles Wesentliche darin auf eine so wenig kunstverständige Weise, daß Lessing sagte: „Herr Wieland hat einen prächtigen Tempel eingerissen, um eine kleine Hütte davon zu bauen.“ Schon bei dieser ersten dramatischen Arbeit stellte es sich heraus, daß Wieland kein dramatischer Dichter war, und er selber sah dies später, nachdem ihm noch einige andere Dramen mißlungen waren, ein. Wieland so wenig wie Klopstock konnten im Drama eine höhere Stufe ersteigen, weil beide zu wenig Menschenkenntniß besaßen.

Durch Lessing's begründete Kritik empfindlich getroffen, fand Wieland vorläufig keinen Geschmack mehr am Studium der Engländer, er wandte sich wieder einem Felde zu, auf welchem er schon früher Früchte gepflückt, die ihn erquickten: den Griechen Xenophon und Lufian. Nach dem Muster des ersten begann er ein großes Epos in 18 Gesängen, Zyrus, in welchem er das Ideal eines Helden und eines Gesetzgebers, eines vollkommenen Königs und eines völlig guten Menschen in einer Person schildern wollte. Zu Anfang des Jahres 1758 ging er an die Ausföhrung seines Werkes, da stieß er unerwartet auf große Schwierigkeiten, deren wahren Grund er bald genug selbst erkannte und mit liebenswürdiger Bescheidenheit durchaus nicht verhehlte. „Ich fürchte,“ sagte er, „daß ich ein Unternehmen gewagt habe, das ich nicht werde ausföhren können. Ich bin all-

zuweit unter einem Felben, um einen Felben würrdig und nach dem Leben ſchildern zu können.“ Die Arbeit blieb unvollendet liegen.

Wieland's Geiſt, der nie müde wurde, nach neuen Eindrücken zu ſuchen, und der den empfangenen Eindrücken ſich ſtets willig hingab, wurde auch von Luſian's muthwillig-fatirifcher Laune ſtark berührt. Er entwarf den Plan zu einem Romane, der den Titel: „Luſian's des Jüngeren wahrhafte Geſchichten“ führen und aus mehreren Büchern beſtehen ſollte. Schildern wollte er in ihnen einen Staat verſtändiger Bienen, ferner ein Volk, Pagoden genannt, deren Sitten, Religion und Regierung als ganz abſcheulich hingestellt wurden, ihnen ſollte eine Reiſe in den Bauch eines Walfiſches folgen, mit den wunderbarſten Abenteuern, welche die lebhafteste Fantafie nur erſinnen konnte. „Ich amüſire mich damit,“ ſchrieb er, „die ungerimeſten Poſſen, die ich mit meinem biſchen Wiß aufreiben kann, zu Papiere zu bringen. Müde, von der Höhe der zehnten Sphäre mit den Bewohnern dieſes Erdwasserballs eine Sprache zu reden, welche ſie nicht verſtehen, ſiege ich herab, und meine Philoſofie nimmt die Maſke der Thorheit vor, um den Thoren zu gefallen und Weiſe lächeln zu machen.“ Auch von dieſem Werke wurden nur Bruchſtücke ausgeführt. Eine große Menge anderer Themata, welche bei Gruber I, 292 Ann. aufgeführt ſind, wurden nie in Angriff genommen.

Vier Jahre lang hatte Wieland ſeine Zöglinge in Zürich unterrichtet, dieſelben waren nun bereit, in das Leben einzutreten, und Wieland mußte ſich nach einer andern Stellung umſehen. Es wurde ihm der Vorſchlag gemacht, als Lehrer in eine proteſtantiſche Familie in Marſeille einzutreten, auch aus Deutſchland ergingen ähnliche Anerbietungen an ihn. Wieland ſehnte ſich, einmal einige Jahre in völliger Unabhängigkeit zu leben, er dachte an einen Aufenthalt bei ſeinen Eltern, oder an die Gründung einer Wochenſchrift, doch fand er es ſchließlich rathſam, auf den Vorſchlag ſeines Freundes Zimmermann nach Bern als Erzieher des einzigen Sohnes des Rathsherrn von Sinner zu gehen. Zürich zu verlaſſen ſchmerzte ihn, er ſelber fühlte, wie viel er der gefunden Luft dieſer Stadt in den letzten Jahren ſchuldig geworden war. Von Bodmer und Breitinger ſchied er aufs freundschaftlichſte.

Im Juni 1759 traf er in Bern ein, ſein Ruf als Schriftſteller verſchaffte ihm eine Aufnahme, die ſeine Erwartungen weit übertraf. Doch fühlte er ſich in ſeiner neuen Umgebung nicht recht heimlich. Er war zu allen Zeiten ein Freund der Natur geweſen, und in Bern vermiffte er die ſchöne Lage von Zürich und den herrlichen See, für welchen die alterthümliche Schönheit der Häuſer und Straßen in Bern ihm keinen genügenden Erſatz bot. Ein zahlreicher Verkehr, dem ſich nicht ausweichen ließ, beſchränkte Wieland's Zeit mehr als ihm recht war. „Man muß hier,“ ſchrieb er, „zum Müſiggänger werden, um ſich nach den Sitten des Landes zu bequemen. In der That hat dieſer Müſiggang ſeine Annehmlichkeiten, man gibt und empfängt Beſuche, man geht ſpazieren, man bejucht die Landgüter ſeiner Freunde, man macht Luſtreiſen, man ißt und trinkt und ſchwagt und hat Langeweile, und macht ein vergnügtes Geſicht dazu; aber dieſe Art von Vergnügungen verliert nicht nur in kurzer Zeit ihren Reiz für dieſenigen, welche gewohnt ſind, mit ſich ſelbſt zu leben, ſondern auch für die Liebhaber der Freude und der Luſtbarkeiten, denen nichts widriger iſt, als immer im

gleichen Kreiſe ſtummer Ergöſzungen herumgeſchaukelt zu werden. Urtheilen Sie ſelbſt wie ſtark zuweilen meine Sehnsucht nach Zürich ſein müſſe.“

In dem Herrn von Sinner fand er einen feingebildeten Mann, der eine Sammlung von auſerleſenen Gemälden und eine große Anzahl werthvoller Kupferſtiche beſaß, auch deſſen Gemahlin wurde von Wieland gelobt. Doch mußte er täglich vier Stunden Unterricht in den Elementarfächern ertheilen, und dieſes Joſch ſchien ihm ſo ſchwer, daß es alle Spannkraft ſeines Geiſtes auf die Dauer völlig niederbrücken müſſe. Durch die Vermittlung ſeiner Freunde wurde das drückende Verhältniß in freundschaftlicher Weiſe gelöſt. Es fanden ſich vier ſchon mit Vorkenntniſſen verſehene Jünglinge, welche für täglich zwei Stunden philoſophiſcher Vorleſungen Wieland auf ein Jahr zweihundert Kronen zu zahlen ſich erböten. Im September verließ er das Haus des Herrn von Sinner.

Obwohl Wieland nun über ſeine Zeit faſt uneingeſchränkt gebot, dachte er doch nicht weiter an die Vollendung des Zyruſ, den er mit ſo großer Begeiſterung unternommen hatte. Der Grund für den Abfall von dieſem Stoffe iſt ein für Wieland höchſt charakteriſtiſcher: in Bern liebte man die Verſe ohne Reim nicht ſehr, deſhalb fand der Zyruſ nicht ſehr viel Freunde. Wieland wünſchte aber ſeiner Umgebung zu gefallen, und er, der früher mit Klopſtock ein Gegner des Reimes geweſen war, belehrte ſich nach kurzem Widerſtande zu dem Geſchmack der Berner und entwarf den Plan zu einem Lehrgebichte in gereimten Verſen: Der Landbau. Er hoffte es während des Sommers zu vollenden, allein Beſuche, Spaziergänge und kleine Reiſen füllten die ſchönen Tage deſſelben ſo ganz aus, daß es zu keiner Arbeit kam. Er verlangte ungeduldig nach dem Winter, aber als die farbenreiche Welt des Sommers von dem einförmigen Gewande des Winters zugebedt war, wurde in Wieland's Bruſt eine neue Schöpfung lebendig, er fühlte die Luſt der Liebe in mehr als einer Form. Zuerſt feſſelte ihn Marianne Fels, dann machte er die Bekanntschaft der vielgenannten Julie Bonbéli. Sie war die Tochter des Diaconus Bonbéli, mit dem Wieland bekannt war. Julie war eine der geiſtreichſten Vertreterinnen des ſchönen Geſchlechtes, ſie ſtand mit berühmten Männern in Briefwechſel, und feſſelte, obwohl ſie häßlich war, in Geſellſchaften die Männer mehr, als junge hübsche Mädchen dies vermochten. Als Wieland ſie zum erſtenmal ſah, erklärte er ſie für ein ſchreckliches Mädchen, dem es vollkommen gelungen ſei, ihn zwei ganze Stunden lang verdrießlich zu machen. In Einem Zuge habe ſie ihm von Plato und Plinius, von Cicero und Leibnitz, Pfaff, Ariſtoteles und Locke, von rechtwinkligen und gleichſchenklichen Dreiecken erzählt. Nichts in der ganzen Natur, meinte er, ſei der äußerſten Schnelligkeit ihrer Zunge zu vergleichen, mit der ſie ihn in eine wüthende Laune gegen ſie verſetzt habe. Sein Freund Zimmermann profezeite ihm, daß ſein Groll gegen Julie nicht lange Stand halten würde, und die Erfahrung zeigte die Wahrheit dieſer Worte. Beim zweiten Beſuche fand Wieland nicht mehr das ſchreckliche Mädchen in ihr, er wurde von ihrem Geiſte gefeſſelt, und wenn Marianne vorläufig auch noch die Oberhand behauptete, ſo entspann ſich doch bald zwiſchen Wieland und Julie eine „phiſoſophiſche“ Freundschaft, welche den Dichter kalt gegen ſeine übrigen Freunde machte. Sie warfen ihm vor, er verſchwende ſeine Zeit bei Julie, er aber meinte, man könne nicht genug Zeit auf-

wenden, um glücklich zu ſein, und die Tage bei Julie bezeichnete er als die einzigen, an welchen er in Bern gelebt habe.

So war denn die anfängliche Abneigung in eine glühende Liebe übergegangen, in Julie fand der Dichter alle ſchönen und guten Eigenſchaften des Geiſtes vereinigt, welche er an ſeinen zahlreichen Freundinnen bisher vertheilt bewundert hatte, er fand, daß ſogar ſeine einſt heißgeliebte Sofie von ihr noch übertroffen wurde. Sie zu ſchildern, wollte er nicht unternehmen, weil die ſtärkſten und glänzendſten Farben ſeines Gemäldes ihm beim Anſchauen des Urbildes nur matt und dunkel erſcheinen würden. Einmal noch wollte er ſich gegen ſeinen Freund Zimmermann gegen den Argwohn verwahren, als ſei er und Julie ein Paar ehrlame Mitglieder des verliebten Völkchens, er wollte ſogar behaupten, Julie habe nie in ihrem Leben geliebt und würde auch nie lieben, und doch fügte er in Einem Athem hinzu: „Alles wohlüberlegt, ſo bin ich gerade derjenige, den Julie niemals hätte kennen lernen ſollen, wenn ſie diejenige Liebe nicht hätte kennen lernen wollen, die noch zärtlicher noch lebhafter und intereſſanter iſt als die Freundschaft, ohne minder wahr und ſtandhaft zu ſein. Die Uebereinstimmung zwiſchen unſerm Geiſt und Herzen iſt bis zum Erſtaunen groß, gerade ſo viel Verſchiedenheit, als zu einem Kitt der Liebe nöthig iſt. Ein jedes erblickt in dem andern ſein verſchönertes Selbſt. Jedes behauptet, das andere mehr zu lieben als ſich ſelbſt; dieſe Empfindung iſt wahr, weil jedes das andere für ſein beſſeres Selbſt anſieht. Wir ſind übereingekommen, daß jedes das andere nach ſeiner eigenen ihm natürlichen Art, ohne den mindeſten Zwang lieben ſoll, ich mit Enthuſiasmus, weil meine Natur es ſo mit ſich bringt, ſie ohne Enthuſiasmus, aus gleichem Grunde. Ich weiſſagte ihr, ſie würde noch ſo gut Enthuſiaſt werden als ich, ſie zweifelt und ſagt, daß ſie es wünſche, um mich glücklicher machen zu können. Es iſt nichts in der Welt, nichts, was zu thun recht iſt, das ich nicht thun wollte, wenn Juliens Beſitz der Preis davon wäre. Sie würde mich unausſprechlich glücklich machen. Aber ich ſehe keine Möglichkeit. Ich müßte auf eine ſehr anſtändige und vortheilhafte Art etablirt ſein, wenn ich berechtigt ſein ſollte, eine ſolche Prätention zu machen, und biſher iſt kein Anſehen zu einem ſolchen Etabliſſement. Indefſen geſtehe ich Ihnen, daß ich demungeachtet hoffe, und da ich gegenwärtig durch dieſen werthen Geſchöpf glücklich bin als ich beſchreiben kann, ſo läßt dieſe Hoffnung, ſo unwahrſcheinlich ſie ſcheint, nebit der Gewißheit, daß ich den erſten Platz in ihrem Herzen habe, keiner Unruhe und keinem quälenden Gedanken in meiner Seele Platz.“

Wieland dachte ernſtlich daran, ſeine Verhältniſſe ſo zu geſtalten, daß er heirathen könne. Eine Zeitlang dachte er daran, eine Stelle in der Verwaltung ſeiner Vaterſtadt zu erhalten. Allein der damalige Bürgermeiſter war ihm nicht günſtig gefinnt, und dadurch wurde ſeine Hoffnung vereitelt. Im Einverſtändniß mit ſeinen Freunden ging er nun darauf aus, in der Schweiz eine Buchhandlung anzulegen, womit er eine eigene Buchdruckerei verbinden wollte. Er hatte die Abſicht, außer ſeinen eigenen Werken Sammlungen ausgewählter Stücke aus der Philoſophie und der ſchönen Literatur und gute Ueberſetzungen der beſten Schriften des Alterthums und der Neuzeit zu verlegen. Auch den Plan zu einer regelmäßig erſcheinenden Zeiſchrift, für welche er die hervorragendſten Geiſter Deutſch-

land's zu gewinnen hoffte, nahm er wieder auf. Um sein Unternehmen auszuführen, riethen ihm seine Freunde, er solle sich in dem Städtchen Zopfingen im Kanton Bern niederlassen. Wieland war bereits mit den Vorbereitungen zur Gründung seines Geschäftes lebhaft im Betriebe, als ein Brief seiner Mutter ihm meldete, daß der erwähnte Bürgermeister in Viberach gestorben und nun ziemlich gewisse Hoffnung vorhanden sei, daß er in seiner Vaterstadt eine Anstellung erhalten werde. Auf seine Bewerbung wurde er in der That zum Verwaltungsbeamten seiner Vaterstadt erwählt. Als ihm aber sein Vater die erfreuliche Nachricht mittheilte, verlor er wieder alle Lust, er sah ein, daß ein Uebermaaß von geisttödtender Arbeit seiner warte, und daß er der Freiheit, der Ruhe und wahrscheinlich sogar den Musen entsagen müsse. Doch die Rücksicht auf seine Eltern und die Hoffnung, daß seine Anstellung es ihm möglich machen würde, seine Julie heimzuführen, bewog ihn zur Annahme der Stelle. Am 22. Mai 1760 verließ er Bern und begab sich nach seiner Vaterstadt zurück. Im Herbst des Jahres 1759 hatte er ein Trauerspiel „Klementina von Porretta“ geschrieben; seine schwärmerische Liebe zu Julie Bonbels hatte auch diesem Stücke einen stark schwärmenden Geist eingehaucht, doch fehlten ihm gänzlich die früher so beliebten Flügel in höhere Welten. Die Klementine ist das einzige ausgeführte poetische Erzeugniß Wieland's während seines Aufenthaltes in Bern. So wie die Johanna Gray dem Nicholas Rowe, so war die Klementine von Porretta dem Grandison des Engländers Richardson entlehnt, und Lessing verfehlte nicht, die englische Quelle auch des zweiten Stückes sofort zu bezeichnen und zugleich nachzuweisen, daß Wieland in dem zweiten Stücke noch weniger Geschick zu dramatischer Gestaltung bewiesen habe, als in dem ersten. In seiner Vaterstadt fand sich für Wieland vorerst keine Veranlassung und keine Ruhe zu poetischen Arbeiten.

Die Einwohner der Stadt Viberach bestanden damals aus zwei Dritttheilen Protestanten und einem Dritttheil Katholiken. Unter beiden Parteien herrschte völlige Gleichheit der Rechte und der städtischen Besitzthümer, die Hauptkirche, die Hospitalkirche und das sehr bedeutende Hospital waren gemeinschaftlich. Die Regierung der kleinen Republik bestand aus einem innern Rathe von zwanzig Personen, wozu ein evangelischer und ein katholischer Bürgermeister, zwei evangelische und zwei katholische geheime Rätthe, drei evangelische und drei katholische Rätthe aus den Patriziern, und vier von der Gemeinde gewählte Rätthe gehörten. Diesem innern Rathe, welcher die Oberaufsicht über alle politischen, juridischen und ökonomischen Angelegenheiten führte, standen zur Seite ein evangelischer Kanzleidirektor, der als Stadtschreiber zugleich das Rathsprtokoll führte, und ein katholischer Syndikus, dem die rechtlichen Gutachten oblagen. Außerdem gehörten zur Regierung noch das Stadtmannamt, das Stadtgericht und ein großer Rath, welchen zehn evangelische und zehn katholische Bürger ausmachten. Der evangelische und der katholische Stadtmann standen im Range gleich nach den Bürgermeistern, sie führten den Vorsitz im Stadtgerichte. Die Bürgermeister, die Stadtmänner, die geheimen Rätthe und die von den Patriziern erwählten Rätthe des innern Rathes mußten entweder von Adel oder Doktoren der Rechte sein. Wieland, der keins von beiden war, hatte durch die Wahl der evangelischen

Bürgerſchaft eine Stelle als einer der vier letzten Rätbe des innern Rathes erhalten.

Als Wieland ſeine Stelle antrat, war die Stelle des verſtorbenen Bürgermeiſters noch nicht wieder beſetzt worden, die Vorbereitungen zur Wahl deſſelben wurden gerade getroffen, und Wieland, für den es keineswegs gleichgültig war, wer den erledigten Poſten einnahm, mußte ſelber ſeinen Einfluß bei der Wahl für eine Partei aufbieten. Er lernte dabei reichlich politiſche Intriguen und alle Gemeinheiten kennen, welche in kleinen Städten bei ſolchen Veranlaſſungen ſich zu zeigen pflegen. Die Wahl eines römischen Konſuls zur Zeit des Klobius, meinte er, könne nicht ſchwieriger und ſtürmiſcher geweſen ſein, als dieſe Wahl eines Bürgermeiſters für die Reichsſtadt Viberach. Sechs volle Wochen vergingen, ehe man zum Ziele kam. Durch die erfolgte Wahl wurde die Stelle des Kanzleidirektors erledigt, und um dieſe bewarb ſich Wieland. Außer ihm waren aber noch mehrere andere Bewerber vorhanden, und wenn ſchon bei der Wahl des Bürgermeiſters der Streit der Parteien lebhaft geweſen war, ſo entbrannte er um die Wahl des Kanzleidirektors in ſeiner vollſten Wuth. Mit Sehnuſucht gedachte Wieland jezt der Zeiten, als er in der Schweiz Herr ſeiner ſelbſt und ſeiner Zeit war, als er mit Bodmer alle Stunden dem ungeſtörten Studium widmete, oder in heiliger Stille Zwiegeſpräche mit den Muſen hielt. Alle ſeine Freunde habe er nun verloren, klagte er, und er müſſe Geſchäfte verrichten, welche entweder in die träge, ſumpfige Ruhe der maſchinenmäßigen Wiederholung einwiegen, oder das Gefühl in eine ſtürmiſche Bewegung ſetzen und den Geiſt zuſammenpreſſen; ein ſolches Leben ſei ſeiner Denkungsart, ſeinen Neigungen und ſeinen Gewohnheiten ſo ſehr entgegen, daß ſein Geiſt ausgeldßt, ſeine Seele betäubt und ſeine beſſere Hälfte zernichtet würde.

Wenn anhaltender Fleiß einem begabten Manne die Zugänge zu den verſchiedenſten Quellen menſchlicher Erkenntniß eröffnet hat, ſo gewährt es eine ſüße Befriedigung, in der Einſamkeit auf die Stimmen ſo vieler Weiſen zu lauſchen, welche alle nun in vernehmlicher Sprache reden. Aber von dem Verſtändniß des praktiſchen Lebens und von dem Intereſſe dafür zieht die ungeſtörte Einſamkeit mehr als gut iſt ab, ſie reizt die Empfindſamkeit bis zu einem Grade, der das Zuſammenleben mit Menſchen unmöglich macht. Nichts iſt für eine ſolche empfindſame Natur heilſamer, als eine möglichſt umfangreiche, praktiſche Thätigkeit; wenn dieſe Arznei auch bitter iſt, ſie hilft ſtets. Auch Wieland ſollte das erfahren, denn die Lage des geſicherten Beſitzes, von denen er geträumt, waren noch fern.

Durch die Gunſt des neuen Bürgermeiſters wurde Wieland die Stelle des Kanzleidirektors proviſoriſch übertragen. Er kam dadurch in den Beſitz eines der bequemſten Häuſer der Stadt und einer Beſoldung von tauſend Gulden. Bei dieſer proviſoriſchen Anſtellung blieb es aber vom Jahre 1760 bis 1764, denn es entſtand zwiſchen dem katholiſchen und dem evangeliſchen Magiſtratsantheile ein Prozeß über die Gleichſtellung der Kanzlei und des Syndikats. Ein katholiſcher Rathsherr, der dabei für ſich im Trilben zu fiſchen hoffte, regte dieſen Streit an, und ſo lange der Prozeß dauerte, war Wieland's Stellung eine durchaus unſichere. Die Gunſt ſeiner Freunde war keine ſtetige, im Jahre 1762 ſchrieb er an Zimmer-

mann: „Der verdamnte Prozeß, um deſſetwillen ich nun ſchon zwanzig Monate lang wie eine Seele im Fegfeuer leide, iſt nun dahin gebiehn, daß es mich vermuthlich meine Stelle gänzlich koſten wird. Ich arbeite mit allen Kräften entgegen, allein ich habe ſo viel als gar keinen Freund, niemand hat ein Intereſſe, für mich zu ſein, und beinahe jedermann gewinnt entweder wirklich, oder hofft zu gewinnen, wenn ich geſtürzt werde.“

Die beſtändige Gefahr, in den nächſten Tagen geſtürzt zu werden, die vielfachen Schikanen, an denen man es nicht fehlen ließ, erſchütterten ſelbſt Wieland's Geſundheit. In den letzten Monaten des Jahres 1762 forderte man von ihm, er ſolle ein Specimen iurisprudentiae anfertigen, um ſeine Befähigung zu der Stelle des Kanzleidirektors darzuthun, und obwohl Wieland nie mit beſonderer Vorliebe ſeinen juridiſchen Studien obgelegen hatte, ſo erklärte er doch: „Was für Muth kann man in ſolchen Umſtänden haben!“ und ſtellte in einigen Wochen die verlangte Arbeit her. Unter dieſen Verhältniſſen ſchaute Wieland ſich oft nach einer andern Stelle um, er wäre gern Profeſſor an einem Gymnaſium geworden, doch wurden ſeine Wünſche nicht erfüllt, und er mußte in Viberach ausharren. Das einzige was er für ſeine eigenen Hoffnungen thun konnte, war die ſtrengſte Erfüllung ſeiner Amtspflichten, und da man ſeine Geſchicklichkeit in Führung der Geſchäfte bald erkannte, ſo trug man ihm deren immer mehr auf. So arbeitete er ſich von Monat zu Monat ab, wenn der erwünſchte Ausgang ganz nahe ſchien, wußten die Gegner immer neue Verzögerungen zu verurfachen. Als im Jahre 1763 das Ende des Prozeſſes ſchon ſo gut wie ſicher war, wußte der erwähnte Rathsherr es durchzuſetzen, daß er von ſeiner Religionspartei nach Wien geſchickt wurde, um am kaiſerlichen Hofe, der ſtets auf Seiten der Katholiken ſtand, alles zur Vernichtung der evangeliſchen Gegner in Viberach anzubieten. Schon glaubte er ſeine Gegner völlig in der Schlinge zu haben, als zur großen Bertwunderung des Hänkeſchmiedes es ſich fand, daß auch für Wieland in Wien einflußreiche Freunde wirkten. Ein kaiſerliches Dekret ordnete den Weg gütlichen Vergleiches an, und dieſer Vergleich ſollte im Jahre 1764 von zwei kaiſerlichen Kommiſſarien in Wien angebahnt werden. Durch dieſe Wendung der Sache häuſte ſich Wieland's Arbeit wieder um ein beträchtliches, denn da alle Kopiſten entweder Anhänger der Gegenpartei oder der Beſtechung zugänglich waren, ſo mußte Wieland auch alle Aktenſtücke in dieſer wichtigen Angelegenheit ſelbſt abſchreiben. Erſt im September des Jahres 1764 kam der Vergleich zu Stande, durch welchen Wieland jezt auch von den Katholiken ſeiner Vaterſtadt als wirklicher Kanzleidirektor anerkannt wurde. So trug er ſchließlich durch ſein zähes Ausharren dennoch den Sieg davon, und wurde definitiv in ſein Amt eingefezt.

Es ſchien, als habe das Schickſal beſchloſſen, im Anfange der ſechziger Jahre Wieland die mannigſachſten Leiden durchkoſten zu laſſen. Julie Bondeli fand Gelegenheit, auf Wieland eiferſüchtig zu werden, und obwohl der Dichter in der That ſeine Treue rein erhalten hatte, ſo ſcheint er doch nicht behutſam genug gewefen zu ſein, auch den Schein der Untreue zu vermeiden. Julie ſetzte ihrem Berlobten Stolz und Kälte entgegen, Wieland wurde leidenschaftlich heftig, und im Jahre 1761 erfolgte ein Bruch des Verhältniſſes. Bald nachher ſtarb Juliens Vater, ſie war ohne Vermögen, und Wieland verſuchte, ſich ſeiner Geliebten wieder zu

„nähern und sie zur Ausöhnung und zur Annahme seiner Hand zu bewegen. Julie versicherte ihn ihrer Freundschaft, hielt es aber für unmöglich, ihre frühere Liebe zu Wieland wiedergewinnen zu können. Betroffen entgegnete Wieland: „Das höchste Wesen verzeiht, sobald wir es lieben, und eine Tochter Eva's wollte einem Menschen, der sein Leben hingeben würde, um ihr zu beweisen, daß er sie liebe, nicht vergeben? Ich weiß ganz bestimmt, wäre ich jetzt bei Julie, so könnte ich mich zu ihren Füßen werfen und liegen bleiben, bis ich durch Bitten und Thränen Verzeihung erlangt hätte. Eine Stunde darauf könnte ich mich aber auch selbst verabscheuen, daß ich solch einer Schwachheit fähig gewesen. Nein, in Wahrheit, der bloße Gedanke ist unerträglich, daß ein menschliches Geschöpf vor einem andern menschlichen Geschöpfe, wie vollkommen es auch sein möge, sich so erniedrige. Lieber wollte ich das Herz mir herausreißen, als noch einmal Verzeihung erbitten.“

Der Bruch wurde nicht wieder geheilt, die Verlobung blieb gelöst, doch fand sich zwischen Julie Bondeli und Wieland bald eine Freundschaft, welche in derselben Weise wie zwischen Sofie la Roche und Wieland ihr ganzes Leben hindurch dauerte.

Es waren Widerwärtigkeiten und Leiden vielerlei Art, welche Wieland in Diberach erfuhr, doch gewährte ihm das Schicksal auch auf einer Seite den lebenswändigsten Ersatz dafür. Etwa eine Stunde weit von Diberach lag der Marktflecken Warthausen, der Hauptort einer gleichnamigen Herrschaft, zu welcher zwölf Dörfer gehörten, das Eigenthum der gräflichen Familie von Stabion. Das gräfliche Schloß lag in dem Marktflecken auf einem Berge, von welchem man eine schöne Aussicht in das Riesenthal bis nach Ulm hatte. Der damalige Besitzer war Friedrich Graf von Stabion, Großhofmeister und erster Minister des Kurfürsten von Mainz, der in früherer Zeit mehrere Jahre lang kaiserlicher Gesandter in England gewesen war. Er hatte dieses Schloß zum Ruhefitze seines Alters aussersehen, und es mit Gärten und einem Park im Geschmack der sogenannten englischen umgeben lassen, durch welche hinlänglich bezeichnet wird, daß der Inhaber solcher Anlagen kein Verehrer der Pedanterie und französischen Gespreiztheit ist. Als der Graf Stabion sich 1762 nach Warthausen zurückzog, begleitete ihn der kurmainzische Hofrath la Roche, der Gatte von Wieland's ehemaliger Braut Sofie. Der Herr von la Roche war als fünfjähriger verwaiseter Knabe von dem Grafen Stabion angenommen und erzogen worden; als er erwachsen war, hatte la Roche dem Grafen geschickte Dienste in vertrauten Angelegenheiten geleistet, und als der Graf sich zurückzog, verließ auch la Roche den kurmainzischen Staatsdienst und übernahm die Oberverwaltung über die bedeutenden Besitzungen seines Pflegevaters im Württembergischen, in Schwaben und in Böhmen.

Zehn Jahre waren es, seit Wieland von der Geliebten seiner Jugend geschieden war, die er nun hier wiederfand. Wir haben bereits erzählt, daß ein inniges Freundschaftsverhältniß zwischen Sofie und Wieland geblieben, und daß der letztere auch mit la Roche in Briefwechsel gestanden hatte. Der Mittelpunkt des schönen gesellschastlichen Kreises, in welchen Wieland durch Sofie und la Roche gezogen wurde, war der Graf Stabion, ein Greis von 72 Jahren, der sehr ausgebreitete Kenntnisse und einen gewählten Geschmack in der Kunst mit

den feinen Manieren eines vorurtheilsfreien Weltmannes und dem warmen Herzen eines edelgestantten Menschen vereinigte. Der bekannte Maler Johann Heinrich Tischbein verdankte der großmüthigen Unterstützung des Grafen ganz allein seine Ausbildung. Wie fast alle einsichtsvollen Staatsmänner war der Graf sehr pünktlich in seiner Geschäftsführung, er forderte auch von anderen die gleiche Pünktlichkeit, doch war er so weit entfernt von kaltherziger Pedanterie, daß die Neigung zu einem heitern Weltſinn vielmehr eine Hauptseite seines Charakters ausmachte. Vielleicht wurde der Graf von seiner Liebe zur Welt und von seiner Geschicklichkeit, in ihr anmuthig zu leben, mehr als billig verleitet, von überſinnlichen Gegenständen sehr frei zu denken, doch war seine Handlungsweise stets den Grundsätzen strenger Rechtschaffenheit angemessen.

Das Ebenbild des Grafen Stabion war sein Zögling und Liebling La Roche. Mit seiner weltmännischer Bildung und Gewandtheit hatte er sich Verständniß für Malerei und Musik angeeignet, und in Bezug auf seinen Charakter sagte Wieland von ihm: „Er ist im ganzen großen Umfange des Wortes ein rechtschaffener, edelmüthiger Mann, ein Menschenfreund, sein Herz ist mit dem Vergnügen Gutes zu thun vertraut, er ist für die Freundschaft und für jedes Gefühl, welches der menschlichen Natur Ehre bringt, gemacht.“ La Roche ging in der Freisinnigkeit des Grafen Stabion noch weiter, als dieser selbst. Göthe sagte über ihn: „La Roche pflegte mit allem, was außer dem Lebens- und Thätigkeitskreise lag, zu scherzen, und folgte hierin der Sinnesart seines Herrn und Meisters, des Grafen Stabion, welcher gewiß nicht geeignet war, den Welt- und Kaltſinn des Knaben durch Ehrfurcht vor irgend einem Ahnungsvollen ins Gleichgewicht zu setzen.“ In La Roche fand sich auch ein starkes Talent zur Satire, wovon er nachmals einen Beweis in seinen Briefen über das Mönchsweſen gegeben hat. Er traf in diesem Punkte mit Wieland zusammen, in dessen Wesen die einseitigen Umgebungen bisher noch den satirischen Ton zurückerdrängt hatten, der schon kurze Zeit nachher bedeutungsvoll hervorbrach. La Roche war dreizehn Jahre älter als Wieland, er gewann einen fast beherrschenden Einfluß über den Dichter, den er auch wieder mit warmer Liebe erfaßte, vielleicht weil er seine Lehren und seine Gesinnungen so vielfach bei demselben wiederfand.

Zu der Gewandtheit und dem Witz der beiden Männer gesellte sich in dem gräflichen Schlosse die Anmuth schöner Frauen. Die verwittwete Gräfin von Schall war die älteste Tochter des Grafen Stabion, sie hatte an mehreren Höfen gelebt, und bot persönliche Liebenswürdigkeit und erwerbene Gewandtheit jetzt auf, um voll kindlicher Sorgsamkeit das Alter ihres Vaters zu verschönern. Häufig anwesend war in Barthausen auch ihre jüngste Schwester Maximiliane, welche Stiftsdame in dem nahe gelegenen Reichsstifte Buchau am Federsee war. Ihr Charakter muß ein sanfter, schwärmerischer, idealistischer gewesen sein, da Wieland einige Züge zur Psyche seines Agathon von ihr entlehnt haben soll. Die vielseitigste, schwierigste Persönlichkeit in dem ganzen Kreise war Frau von La Roche. Sie wußte mit den Männern zu scherzen, mit den Frauen anmuthig zu schwärmen, mit den Kindern zu spielen, und doch wußte sie durch die Tiefe ihres Geistes und durch ihre umfassenden Kenntnisse in alles, was sie that, eine mehr als gewöhnliche Bedeutung zu legen. Für die Unterhaltung des Grafen durch ihre Talente sorgte

a Roche auf eigene Art. Jeden Morgen, ehe er an seine Geschäfte ging, bemerkte er seiner Gattin ausgewählte Stellen aus deutschen, englischen und französischen Werken, mit deren Inhalt sie sich bekannt machte und wofür sie eine leichte, nichtliche Einkleidung suchte. Wenn sie dem Grafen beim Auf- und Abgehen durch viele Zimmer Gesellschaft leistete, oder bei Tafel verwerthete sie dann das Gelesene, und auf diese Weise fehlte es nie an ergiebigem Stoff für geistreiche Unterhaltung.

Das gastliche Warthausen war für Wieland eine Oase in der Wüste, es vereinigte für ihn alles, was erforderlich war, Geist und Herz zu erquickend. Wenn er daselbst verweilte, brachte er den Morgen gewöhnlich auf der Bibliothek des Grafen zu, er fand dort vortreffliche Werke besonders der englischen Literatur, es fehlten auch nie die neuesten Erzeugnisse vom deutschen Buchmarkt, so daß Wieland nun mit der Tagesliteratur stets genau bekannt war und Interesse und Verständniß für die brennenden Fragen der Gegenwart gewann. Außer dieser so reichen geistigen Nahrung fand Wieland in Warthausen auch nicht eine sehr reichbesetzte Tafel und die ausgesuchtesten Weine, und diese leiblichen Genüsse wurden um so angenehmer, da seine Mäßigung sie in die gebührenden Schranken einschloß. Der Nachmittag wurde dem geselligen Verkehr gewidmet, man lustwandelte in den schönen Anlagen, man unterhielt sich, man las gemeinlich interessante Werke, der Abend vereinigte die Gesellschaft zu musikalischer Unterhaltung, la Roche war ein vortrefflicher Klavierspieler. Wieland sagte nicht zu viel, wenn er einmal nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Warthausen an Sonja la Roche schrieb: „Ich würde kein Ende finden, wenn ich Ihnen schildern wollte, wie die köstlichen Tage in Warthausen mich entzückt haben, die ich in dieser einzigen Gesellschaft verlebt habe, worin alles, was die Verehrung, Hochachtung und Zuneigung eines Wiedermannes verdient, sich vereinigt und unter so wenige Personen sich vertheilt findet. Ich will und kann nicht loben, aber ich versichere Ihnen, Warthausen ist der Mittelpunkt der Welt, die ich kenne, und ich würde es dem Aufenthalt in allen bezauberten Schlössern Ariosto's und Tasso's vorziehen. Kann etwas meine Zufriedenheit vermindern, so ist es der unbequeme, aber nur zu gerechte Gedanke, daß ich nicht weiß, womit ich verdiene in solch eine Gesellschaft gezogen zu werden, außer etwa durch meine Fähigkeit, die Verdienste und Tugenden, die ich nicht erreichen kann, anzuerkennen und zu lieben. Sie nennen mich oft einen Sonderling. Ach, meine liebe Freundin, ich weiß nicht, was ich bin, aber ich weiß, daß ich nicht bin, was ich gern sein möchte.“

Wir treffen oft genug in der Welt das Schauspiel, daß ein edler Geist in ein niedriges Joch gespannt ist, welches Dummheit und Gemeinheit der Menschen ihm so schwer machen, wie es überhaupt nur gemacht werden kann. Denn nur edle Naturen vermögen es, den zu lieben, der sie überragt, und eine gemeine Seele wird durch nichts mehr erbittert, als durch das Gefühl der eigenen Ohnmacht. Wieland hatte vollauf Gelegenheit, die Gemeinheiten solcher schmutzigen Charaktere kennen zu lernen, und von ihnen verwundet zu werden. Es war natürlich, wenn alle seine besseren Gefühle ihre Heimath nur in Warthausen suchten und fanden, und wenn das Schloß des Grafen Stadion der Mittelpunkt seiner Gedanken wurde. Dem Dichter, der seither die Welt nur in den engsten Kreisen kennen

gelernt hatte, eröffneten sich hier ganz neue Lebensansichten, „die *) geistliche Unterhaltung erfahrener Männer, seiner Gesellschafter und gebildeter Damen sagte ihm ganz anders zu, als der einförmige Verkehr mit den Zürichern; jene verständige Richtung praktischer Menschen gegen alle Fantasterei und Empfindsamkeit, alles Ausschweifende und allen Aberglauben, die la Roche mit dem Grajen theilte, sagte seiner Natur weit mehr zu, als die Anspannung zu frommen Sympathien. Er sah den Gegensatz von allem, was er bisher gesehen hatte, und konnte ihn nicht tabeln. Man zeigte ihm Religion, aber keine Andächtelei, Moralität ohne Tugendquälerei, heitern Lebensgenuß, der mit der Sittlichkeit bestand, während er in Zürich im frommen Eifer manches hatte begehen sehen und begehen helfen, was vor einer strengen Zensur nicht allzumohl bestehen konnte.“

Es ist ein schönes Zeugniß sowohl für den Charakter Wieland's als auch für die Grundsätze der Bewohner des Schlosses Warthausen, daß Wieland in einen engen Verkehr mit seiner ehemaligen Braut und mit deren Gatten trat, ohne daß jemals in irgend einem Herzen eine Spur von Eifersucht erregt worden wäre. Das eheliche Verhältniß des Herrn von la Roche zu seiner Gattin war zu allen Zeiten ein sehr gutes, und sein Verhältniß zu Wieland gestaltete sich allmählig so freundschaftlich, daß Wieland schließlich dem begünstigten Nebenbuhler näher stand als der ehemaligen Geliebten. Eine so direkte und anhaltende Einwirkung des praktisch verständigen la Roche schuf Wieland's Ideenzirkel und alle seine Ansichten völlig um, so daß er schließlich selber sich scherzend darüber verwunderte, daß er einmal Enthusiast, Hexametrist, Asket, Prophet und Mystiker gewesen sei, und dem Himmel danke, daß er ihn von allem diesem zurückgeführt habe auf den Standpunkt ruhiger, klarer Besonnenheit.

Fast fünf Jahre lang standen die Thore des gastlichen Warthausen und die Herzen seiner lebenswürdigen Bewohner für Wieland offen. Im Herbst des Jahres 1766 begab sich der Graf Stadion auf ein anderes seiner zahlreichen Güter. Wieland aber blieb mit la Roche und mit Sofie stets in regem schriftlichen Verkehr. Der Graf Stadion und besonders la Roche hatten sich zu der Zeit, wo in Wien der verhängnißvolle Prozeß über Wieland's Anstellung als Kanzleidirektor spielte, mit besonderm Eifer, und wie wir bereits gesehen haben, mit Erfolg für ihren Freund verwendet. In der That verdankte Wieland für seine Anstellung den Bemühungen dieser beiden Männer alles. Wir werden später noch einmal eine Gelegenheit finden, kennen zu lernen, mit welchem Eifer la Roche für seinen Freund thätig war.

In Warthausen hatte Wieland erkennen gelernt, wie gefährlich jene blinde Schwärmerei, deren Anhänger er selber früher gewesen, für das Bestehen der menschlichen Gesellschaft werden mußte, in Diberach sollte er nun auch praktisch erfahren, welche Werke der fromme Eifer wüthender Pfaffen und ihrer Helfershelfer zu Tage fördern könne. Zu einer erledigten Predigerstelle in Diberach meldete sich außer anderen Kandidaten auch Brechter, der nachmals Prediger zu Schwaigern bei Heilbronn war, und durch die Herausgabe der bereits erwähnten Briefe über das Mönchswesen von la Roche sich bekannt gemacht hat. Brechter

*) Serbinus IV, 250.

er durch Wieland empfohlen worden, aber die Geiſtlichkeit in Viberach hielt ihn nicht für rechtgläubig und verſuchte, mit Ausnahme von Wieland's Vater, alles, was unter ſolchen Umſtänden geheime Einflüſterungen und Anreizungen zu offenem Widerſtande nur vermögen, um die Wahl Brechter's zu hintertreiben. Einer der Geiſtlichen hatte ſich durch vielfache Korreſpondenz allerlei ſchlimme Nachrichten über Brechter's Glauben zu verſchaffen geſucht und die glücklich gewonnenen Reſultate, gleichviel ob ſie Wahrheit oder Lüge waren, geſtiffentlich verbreitet. Ein ſeltſamer Unfall kam den Beſtrebungen dieſer Leute zu Hülfe und ſachte ihre wüthende Wuth zu lodernder Flamme an, in welcher ſelbſt die letzte Spur von mitleidlicher Nächſtenliebe verrauchte. Brechter war nämlich in ſeinen jüngeren Jahren ſo arm geweſen, daß er einmal gezwungen war, aus Noth um das tägliche Brod ſich als Hanswurst einem Quackſalber anzuschließen, der als Wundarzt umherzog. Ein edler Mann zu Königsborn im Württembergiſchen, Namens Mezinger, hatte den armen Brechter aus ſeiner jammervollen Lage erlöſt, ihn in ſein Haus aufgenommen und nachher zur Univerſität geſchickt, wo er ein vortrefflicher Theologe geworden war, den nicht die Gier nach einer fetten Pfarre, ſondern die Liebe zu Gott und den Menſchen zum Studium getrieben hatte. Als Brechter nun in Viberach ſeine Probepredigt hielt, war zufällig auch gerade jener Markſchreier daſelbſt angekommen und mit ſeinem Wirth zur Kirche gegangen. Während der Predigt erkannte er Brechter, und fing an zu weinen. Der Wirth fragte, warum er weine. Da antwortete der Quackſalber: „Ach, der Herr da am der Kanzel war ehemals mein Hanswurst, und einen ſolchen bekomme ich nie wieder!“

In kürzeſter Friſt durchſlog dieſe ſeltſame Geſchichte die Stadt, und ſie wurde eine Fluth von Waſſer für die kriſtliche Mühle der Rechtgläubigen, welche nicht im geringſten Anſtand nahmen, dem gehaßten Brechter ſein Unglück zu einer ſchweren Sünde anzurechnen. Brechter wurde aber doch gewählt. Kaum verbreitete ſich die Nachricht hiervon, ſo verſammelte der Hauptanführer eine geſchickte Anzahl rechtgläubiger Häuſe um ſich und ſtürmte mit dieſen, allen Geſetzen und allen Weiſungen der Bibel zum Hohn, in das Haus des Bürgermeiſters und verlangte wie ein Aufrührer eine andere Wahl. Natürlich wurde der Mann auf gebührende Weiſe abgewieſen, aber damit war ſein rachedurſtiges Gemüth noch lange nicht beſänftigt, er beſchloß, gegen ſeinen geſezmäßig erwählten Amtsbruder mit Gewalt zu verfahren, und demſelben auf die einfachſte Weiſe den Weg zur Kanzel zu verſperren. Es war ein Glück, daß zu dieſer Zeit dem Fanatiker energiſche Männer gegenüberſtanden. Als der Tag, an welchem Brechter ſeine Antrittspredigt halten ſollte, erſchien, verſammelten ſich drohende Pöbelhaufen auf den Straßen. Brechter trat furchtlos unter ſie, zu ſeiner Rechten ſaß der Bürgermeiſter, zu ſeiner Linken Wieland, dieſe beiden Männer geleiteten die Zielgeprüften bis zur Kanzel. Nach Jahr und Tag war Brechter durch ſeine vortrefflichen Reden und ſein maßvolles, echt kriſtliches Betragen bei ſeiner Gemeinde ſehr beliebt geworden. Wieland aber ſetzte jenem fanatiſchen Pfaffen und dem wüthendſten ſeiner Helfershelfer ein gebührendes Ehrendenkmal, er verewigte ſie als Prieſter Strobilus und Juſtmeiſter Pfriem in ſeinen Abberiten. Wieland lernte bei dieſer Gelegenheit den Geiſt und die Mittel unbuldſamer Pfaffen

kennen und verabscheuen. Er beschäftigte sich zu jener Zeit mit dem Gedanken, Voltaire's Werk *de la tolérance* zu überſetzen. „Bei *) diesen Aufständen erfährt er, wie die Religion zum Deckmantel gehäßiger Leidenschaften gemacht ward, und so half der Volkssfanatismus im Kleinen bei ihm zu seiner Anfeindung positiver Religionsſagungen, wie bei Voltaire und Rousseau im Großern, wie im höchsten Grade die Greuel der englischen Religionskriege der mächtige Anlaß waren, daß sich ein so edler Mann wie Cherbury zuerst mit Abscheu dawider sträubte, eine Religion von Gott geoffenbart zu glauben, die in dessen Namen so viel Schreckliches vollführte.“

Wenn wir nun noch einmal die Einflüsse in Erwägung ziehen, denen Wieland in den letzten Jahren ausgesetzt war, so erkennen wir, daß sie in aller und jeder Beziehung das Gegentheil von dem zeigten, was früher Wieland's Leben bestimmt hatte. In Zürich einseitige Pedanterie, ein enger Gesichtskreis, ein beschauliches Leben, eine gedrückte Lage, trübe Schicksale; in Warthausen und Biberach behaglicher Lebensgenuß in seiner Form und unter großherziger Duldsamkeit, eine klare Uebersicht über die großartigen Erzeugnisse der Literatur vergangener und gegenwärtiger Zeiten, fremder Völker und der Heimath, dazu ein praktisch bewegtes Leben, erfreuliche Aussichten für die Zukunft und die Theilnahme beständiger Freunde — nur eine völlig erstarrte Natur wäre unter solchen Einwirkungen theilnahmlos geblieben. Wieland aber war, wie wir schon oft genug zu beobachten Gelegenheit hatten, gewissermaßen der Spiegel seiner Umgebungen, seine leicht bewegliche Natur fügte sich rasch und ohne Mühe in das, was die Umstände geboten. Er selbst sagte einmal: „Die Verhältnisse, worein wir mit den Menschen verwickelt werden, erlauben uns selten, völlig nach unserm eigenen Herzen zu handeln, und dieses ist wenigstens bei mir die eigentliche Quelle dessen, was in meinem Betragen widersprechend erscheint.“

In der That finden wir die Einflüsse, welche von außen an den Dichter herantraten, in seinen Gesinnungen und in seinen Werken wieder. Es war ein großartiger Umschwung mit ihm vorgegangen, Wieland fühlte das selbst sehr wohl, er sah voraus, welches Hohngeschrei seine Verwandlung bei vielen Leuten erregen würde, aber er scheute sich keinen Augenblick, seine früheren Verirrungen einzugestehen und in seiner neuen Gestalt offen hinzutreten, denn er war sich wohl bewußt, daß sein Herz zu allen Zeiten nur der ehrenhaftesten Gesinnungen fähig gewesen war. Wir besitzen einen Brief Wieland's an seinen Freund Zimmermann, der uns einen klaren Blick in des Dichters Herz thun läßt. Er sagt darin: „Seit der Rückkehr in mein Vaterland fühlte ich das Nichts all der großen Worte, all der glänzenden Fantome, die in einer süßen Einsamkeit so verführerische Reize haben für ein empfindsames Herz wie das meinige, und für eine Einbildungskraft, die um so thätiger war, da sie mich für alles, was den Sinnen abging, entschädigen mußte. Ich fühle nur zu sehr, wie schwierig und fast unmöglich es ist, mit guter Art in diese Unterwelt zurückzukehren, nachdem ich mit Reisen in eine andere debutirt habe, und zu wagen ein Mensch zu sein, nachdem ich, noch dazu in der ersten Jugend, den Seraf und den Inspirirten gemacht habe.

*) Servinus IV, 251.

Über ich werde stets aufrichtig sein, was man auch sagen möge, und sollte man mich auch für einen Thoren halten, so werde ich wahr und ehrlich sein, und nie heucheln, um die Ehre zu haben, meinen Charakter zu behaupten. Da haben Sie denn genug, um Sie auf vielerlei vorzubereiten, was mich von einer Seite bekannt machen wird, über die alle die guten kleinen Seelen, die nicht wissen, wie so etwas zugeht, sehr erstaunen werden. Sie und Ihres Gleichen haben ohne Zweifel dies alles längst errathen und vorausgesehen, und werden darüber so wenig erstaunen wie ich.“

Den Verlauf seiner Umwandlung und die Triebfedern derselben hat uns Wieland selbst in einem Werke gezeigt, welches dieses Inhalts wegen das interessanteste aller seiner Werke und zugleich die erste Schrift ist, durch welche er seinen Ruhm als Dichter nachhaltig begründete. Wir meinen den Agathon, für den selbst Lessing nachdrucksvolle Worte des Lobes hatte. Wieland überarbeitete dieses Werk in den späteren Ausgaben öfter, es blieb ihm stets eins seiner Lieblingswerke, da der Inhalt mit seinen eigenen Erlebnissen so genau zusammen hing. Der Biograf Wieland's, Gruber, gibt a. a. D. II. 347 ff. in treffender Weise den Gesichtspunkt an, auf welchen der Verfasser sich im Agathon stellte. Gruber sagt: „Man weiß, daß der Ion des Euripides ihm die erste Idee zu seinem Agathon gab. Er sah in demselben eine liebliche und zarte Vereinigung jugendlich reiner, beinahe noch knabenhafter Einfalt und Unschuld mit leisem Bewußtsein oder instinkartigem Vorgefühl einer über seinen gegenwärtigen Stand und Beruf erhabenen Natur, und es reizte ihn, nachzudenken, wie dieser unter den Vorhern des heftigen Gottes aufgewachsene, unsträfliche, fromme, jungfräulich unschuldige und doch hochherzige Jüngling, begabt mit dieser Empfindsamkeit, diesem Feuer der Einbildung, dieser schönen Schwärmerei, in dem Leben der Welt sich entwickeln würde. Nothwendig mußte nun das Wellleben dem Leben in einer zu angenehmer Schwärmerei einladenden Einsamkeit entgegen gestellt werden, und dieser Kontrast mußte zu Betrachtungen und Vergleichen führen, die nicht anders enden konnten, als mit der Untersuchung über die menschliche Bestimmung überhaupt. Nur durch den befriedigten Geist konnte das beunruhigte Herz seinen Frieden wieder erlangen. Je mehr sich dies alles in Wieland's Geist entwickelte, desto mehr mußte er die Ähnlichkeit mit sich selbst und seiner eigenen Lage erkennen; er selbst mußte ja auf diesem Punkt anlangen, wenn er einig mit sich werden sollte. Wie groß war daher der Reiz zu dieser Darstellung für ihn!

In dieser konnte er nun aber den Ion selbst als Helden nicht gebrauchen, weil dieser in einer Zeit lebte, worin die geistige Bildung so weit noch nicht gediehen war, um auf solche Probleme zu führen, deren Lösung sein Zweck erheischte. Er trug daher Ion's Individualität auf Agathon über, auf einen Namen, der bekannt genug war, an den sich aber doch so wenig Geschichtliches knüpft, daß der Dichter volle Freiheit behielt, nach eignem Gutdünken damit zu verfahren. Zugleich setzte er sich in den Vortheil, alle die Zeitverhältnisse benutzen zu können, an die wir durch jenen Namen erinnert werden. Hier fand er ein Zeitalter vor, losgerissen von dem frommen ungeprüften Glauben der Vorwelt, anziehend durch seine Bildung, gefährlich durch Luxus und Frivolität, wichtig durch seine mannigfaltigen Versuche, das Räthsel des Seins und Lebens zu lösen, bald mit blendender

Sofistik, bald mit tiefem Ernste des Wahrheitforschers, dort alles nur auf frohen Genuß des Daseins berechnend, hier besorgt zu Weisheit und Tugend zu leiten, ohne daß man doch über ächte Weisheit und wahre Tugend völlig einverstanden gewesen wäre. In diesem Zeitalter, dem worin Wieland lebte in vieler Hinsicht gar nicht unähnlich, fand der Dichter sonach alles, was ihm zu seinem philosophischen Zwecke vonnöthen war.

Sein Ion-Agathon aber war Er selbst, nicht bloß dem Charakter, sondern auch den Hauptsituationen und dem ganzen Streben nach, weshalb er mit voller Wahrheit behaupten konnte, alles, was das Wesentliche dieser Geschichte ausmache, sei historisch, Agathon aber sei eine wirkliche Person, und zwar die, die er von allen am genauesten kenne. Dem Vergleichenden bleibt hierüber kein Zweifel. Agathon's Delfi war Wieland's väterliches Haus, wie jener dort, war dieser hier. Mit Liebe beginnt die Bildung beider, bei Agathon zu Psyche, bei Wieland zu Sofie. Die Liebe macht beide zu Schwärmern, die im Anschauen des wesentlich Schönen und Göttlichen das Irdische aus dem Gesichte verlieren, die Regungen ihrer sinnlichen Natur nicht kennen, mit einer strengen Moral sich dagegen waffnen und von der Tugend fordern, daß sie im beständigen Kriege lebe. Beide leben in einer von dichterischer Einbildungskraft selbstgeschaffenen Welt, die ihnen ihre Geschöpfe in überirdischem Glanze zeigt, der ein falsches Licht auf das, was wirklich ist, ausbreitet. Der eine verliert seine Psyche, der andere seine Sofie, die Tugend beider wird geprüft auf gleiche Weise in neuen Liebesabenteuern, bei denen allmählig das vorige Leben in den Schatten zurücktritt. Um den Einfluß der Zeit und der Umstände zu verstärken, kommt eine der platonischen entgegengesetzte Philosophie hinzu, die dem einen wie dem andern zuruft: Um weise zu sein, hast du nichts nöthig, als die gesunde Vernunft an die Stelle der begeisterten Zauberin Fantasie, und die kalte Ueberlegung an den Platz eines sehr oft betrüglischen Gefühls zu setzen. Frage die Natur, höre ihre Antwort, und folge dem Pfade, den sie dir vorzeichnen wird.

Dem Agathon rief dies Sippias zu, Wieland hörte es vielfach aus dem Munde eines Hartley, Helvezius, Diderot, Voltaire und anderer Philosophen. Bei Agathon und Wieland ist alles dies nicht ohne Wirkung, das ernsthafteste Wesen macht nach und nach einer gewissen Munterkeit Platz, die ihnen vieles, was sie ehemals gemißbilligt hatten, in einem günstigeren Lichte zeigt, ihre Sittenlehre wird unvermerkt freier und gefälliger, und die ätherischen Geister, wenn sie noch Zutritt erhalten sollen, müssen die Gestalt einer schönen Dame annehmen. Die Platoniker neigen auf Aristipp's Seite, jedoch nicht ohne öfter mit Sehnsucht zurück zu blicken auf jene selige Ruhe des kontemplativen Lebens, worin sie eine schuldlöse Jugend hinweg gelebt hatten und der eigenthümlichen und von aller äußerlichen Gewalt unabhängigen Wirksamkeit der Seele froh geworden waren.

Agathon und Wieland werden ins politische Leben verschlungen. Natürlicherweise kann man erwarten, daß der Ueberblick der ganzen Reihe neuer Erfahrungen, die jeder in so kurzer Zeit gemacht, und der Reflexionen über sich selbst, die sich ihnen in der Stille und Einsamkeit aufdrängen mußten, Männer, die von den frühesten Jahren an mehr in sich selbst, in ihrer eigenen Ideenwelt, als außer sich zu leben gewohnt waren, um so stärker beschäftigt haben werden, da sie auf

Keine Rechtfertigung oder Bemäntelung begangener Uebelthaten zu denken hatten. Sie prüfen und finden, daß ſie lange nicht mehr ſo erhaben von der menſchlichen Natur denken, als damals, da ſie, mit den wirklichen Menſchen noch wenig bekannt, ihre erſte Jugend unter Göttern und Halbgöttern zubrachten. Andere als platonische Begriffe über des Lebens Zweck ſcheinen erſt nicht mehr ſo ungeheuer, dann weniger ungereimt, den Ueberredungen des Kopfes aber widerſtreben die Einredungen des Herzens. Nun iſt beiden nichts übrig, als durch unerschütterliche Gründung des Gedankenſystems über das, was die weſentlichſte Angelegenheit des moralischen Menſchen ausmacht, Kopf und Herz auf ewig in Einverſtändniß zu ſetzen, und bei jedem entſteht die Ueberzeugung, daß eine gewiſſe Seligkeit nicht an die Haine von Delphi gebunden ſei, ſondern daß die Quellen davon in ihm ſelbſt liegen. Beide überzeugen ſich, daß die Wahrheit zwiſchen dem System des Hippias und des Plato, aber näher bei dieſem als bei jenem liege.

So ſind denn in der That hier nur die Nebenumstände erfunden, die Seelengeſchichte Agathon's iſt im Weſentlichen des Dichters eigene in einer ſehr getreuen Selbſtſchilderung, und es läßt ſich ganz beſtimmt daraus nachweiſen, wie La Roche und deſſen Gattin auf ſeine Denartweiſe, auf ſein Schickſal und ſeine Schriften eingewirkt haben. Es ſind überhaupt vier hervorragende Punkte in dieſer Seelengeſchichte, in welcher die Liebe vom Anfang bis zum Ende eine wichtige Rolle ſpielt: eine platonisch-myſtiſche Schwärmerei, die nur in Idealen lebt, — der völlige Gegenſatz davon in einem Realismus, welcher alle ſoſtiſtiſche Dialektik aufbietet, um der Sinnlichkeit Huldbigung zu verſchaffen, — unſichtige Betrachtung des ganzen irdiſchen Getriebes, die zu dem System der Klugheit eines Weltmannes leitet, der zwar von einem wenigſtens feinern Eigennuz ſich nie völlig löſſagt, aber doch redlich genug iſt, das Gute anzuerkennen und es wohlmeinend zu fördern, wenn und ſoweit es die Umstände erlauben, deren Verlickhtigung nie aus den Augen geſetzt werden darf, — und endlich Streben nach jener Weiſheit, welche gleich weit entfernt von der Gefahr, ſich ſchwärmeriſch in dem Ueberſinnlichen oder wollüſtig in dem Sinnlichen zu verlieren, die zwei Naturen des Menſchen zu reiner Harmonie ſtimmt, die Ansprüche, welche die zwei Welten, denen er angehört, an ihn haben, ausgleicht, und in der ächten Idealität die Quellen der ächten Glückſeligkeit eröffnet.“

So weit Gruber. Seine Worte bezeichnen vortrefflich den Standpunkt, wie ihn etwa Wieland ſelber angegeben haben würde, es kommt nun darauf an zu unterſuchen, wie weit Wieland ſelbſt in ſeinen Schriften der bezeichneten ächten Idealität treu geblieben ſei, und worin dieſelbe beſtanden habe. Dieſer Punkt iſt von höchſter Wichtigkeit, denn die Entſcheidung über ihn gibt zugleich das Urtheil über Wieland's äſthetiſchen Standpunkt.

Wir haben ſchon darauf hingewieſen, daß Wieland zu der Zeit, wo ſeine Gefinnungen ſchwärmeriſch-orthodox waren, einem Extrem huldbigte. Die Wahrheit aber kann nie auf Seite des Extrems liegen, und das Unnatürliche in Wieland's finſteren, dem ganzen Menſchenleben abſolut abgeneigten, grämlichen Anſchauungen trat ſchon damals allen Beurtheilern klar vor's Auge. Wir erinnern nur an den einen erwähnten Ausſpruch Nikolai's. Später ſah Wieland das Unhaltbare, ja wie er ſelbſt ſagte Frevelhafte dieſer alle Welt verdammbenden

Meinungen ein, er wandte ſich von ihnen ab und warf ſich dem entgegengeſetzten Extrem in die Arme, er wollte nun nicht mehr dieſes Erdenleben an ein zukünftiges, unbekanntes, ungewiſſes verlieren, er ſuchte nun in dem Sinnengenuß, der von der Weiſheit geleitet und geregelt ſei, die Seligkeit, die er ſelbſt nur als „eine gewiſſe“, d. h. eine beſchränkte, bezeichnete. Nun geſtatten freilich die ehrwürdigſten Urkunden göttlicher Offenbarungen dem Menſchen, ſich ſeines Lebens in vernünftiger Weiſe zu freuen und die Güter der Erde zu genießen, Chriſtus der Herr ſelber verſchmäht es nicht, mit den Fröhlichen am Tage der Hochzeit von Kana fröhlich zu ſein und mit den Zöllnern zu Tiſch zu ſitzen, aber wenn heiterer Lebensgenuß auch jedem Menſchen erlaubt iſt, ſo iſt es doch eine andere Frage, ob die excluſive Darſtellung eines wenn auch noch ſo liebenswürdigen ſeinen materiellen Genuſſes eine würdige Aufgabe für einen Dichter ſei? Die Antwort auf dieſe Frage kann natürlich nur eine verneinende ſein, denn die Poeſie iſt göttlichen Urſprunges, und ihre Lehren ſollen mit den Lehren der Religion einerlei Ziel, wenn auch nicht auf einerlei Wege erſtreben. Wieland's Werke ſeit 1760 drehen ſich aber alle mehr oder weniger um die Darſtellung des Sinnengenuſſes, und wenn auch gelegentlich von erhabenen philoſophiſchen Gedanken und von Grundſätzen der Moral geredet wird, ſo iſt der Sieg des Materiellen doch ſtets das Ende der Geſchichte, und oft auch der Anfang. Mit dieſer Erkenntniß ſind wir genöthigt, für Wieland auf einen Platz unter den Dichtern erſter Größe zu verzichten, denn ihm fehlt das, was den Dichter wie den Menſchen allein emporheben kann zu einer höhern Welt: das Ideal. Nicht nach hohen, edlen Zielen ſtreben Wieland's Helden, um der Welt zu nützen, ſondern bald grober, bald ſeiner Egoismus iſt die einzige Triebfeder für alle, und außer dem Sinnengenuß kennen ſie keinen andern Zweck. Deshalb fanden Herz und Verſtand ſo geringen Spielraum in ſeinen Werken, während die Fantasie ſich breit über alle Felber entfaltete, deshalb wählte er ſeine Helden nicht aus der Geſchichte, ſondern aus der Sage, aus dem Märchen, aus dem Roman.

Noch eine zweite Frage müſſen wir ſtellen: Wenn Wieland ſich nun für den Sinnengenuß an Stelle des Entſagens um des Ideals willen entſcheidet, bleibt er dann überall in den Grenzen, welche Weiſheit und Anſtand ihm vorſchreiben? Wieland der Menſch achtete dieſe Grenzen zu jeder Zeit ſeines Lebens ehrenhaft und gewiſſenhaft, Wieland der Dichter überrang ſie, und zwar ohne triftigen Beweggrund, nur aus Lüſternheit. Dieſes Schauſpiel des lieblichen Dichters, der ein ſolider Menſch war, iſt ein ſo eigenthümliches und ungewöhnliches, daß Wieland's Zeitgenoſſen, welche nur ſeine Werke und nicht ihn ſelber kannten, ihn in den meiſten Fällen für einen unmoralischen Menſchen hielten, der er doch ganz entſchieden niemals geweſen iſt. Dieſe Erſcheinung iſt ein neuer Beweis für unſern Ausſpruch, daß Wieland nie in ſeinem Leben energiſch ausgeprägte Grundſätze hatte, ſonſt wäre ein ſolcher Widerſtreit zwiſchen ſeinen Werken und ſeinem Leben unmöglich geweſen.

Betrachten wir nun die Geſchichte des Agathon noch einmal, ſo erkennen wir ohne Mühe das Prinzip, welches jedem unbefangenen Leſer ſich ſogleich nach der Lectüre dieſes intereſſanten Romans zeigt: nämlich den Sieg der Sinnenluſt über das Ideal. Von dieſem Ausgangspunkte betrachtet bietet der Agathon einen

ganz andern Anblick, und nirgend finden wir, gegenüber der subjektiven Anschauung Gruber's, ein schärfer und feiner gezeichnetes völlig objektives Bild des Agathon, als bei Hillebrand*). Zur Vergleichung lassen wir auch diese Kritik in ihren Hauptsätzen nachstehend folgen.

„Der Agathon spielt dem Scheine nach wieder in die Epoche der jugendlichen Idealität hinküßer, aber nur um zu zeigen, wie dieselbe in ihrer abstraktiven Einseitigkeit dem Realismus der Erfahrung gegenüber eigentlich keine Rechte habe. In gewissem Sinne bildet dieser Gegensatz und sein Verlauf die Aufgabe des ganzen Wertes, dessen Resultat der Sieg ist der menschlichen Natur über die Anmaßung des Dogma, möge sich diese nun im Glauben oder im Leben geltend zu machen suchen. Die Ausführung des bezeichneten Thema knüpft sich an die persönliche Bildungsgeschichte Wieland's, und der Roman erscheint hiermit als eine Art Dichtung und Wahrheit. Dem Grunde nach ist er daher eine poetisch-allegorische Autobiografie. Wieland arbeitete an zwanzig Jahre daran herum, bald modifizierend, bald nachtragend, ohne die Grundidee im Wesentlichen zu verändern oder zu verlassen. Agathon ist eine poetische Bildungsgeschichte, gewissermaßen eine Antizipation des Wilhelm Meister, freilich in seiner Art. Wieland selbst nennt ihn eine Seelengeschichte, die uns allerdings viel Anziehendes zu erzählen weiß, wobei nur in Absicht auf die poetische Kunst sofort der Mangel an lebendig-individueller Entwicklung und in Absicht auf die Psychologie die Oberflächlichkeit und Schiefe in der Auffassung der subjektiven Selbstbestimmung und ihres Verhältnisses zu den geschichtlichen Potenzen gar zu bemerklich ist. Was erst entwickelt werden soll, erscheint zu sehr als ein gleich anfangs Fertiges, was nur ausgesprochen, aber nicht gestaltet wird; was als Resultat einer eigenthümlichen Wechselbeziehung zwischen persönlicher Strebung und gegenständlicher Bedingung sich in allmäliger Metamorphose vor unserer Betrachtung heranbilden sollte, tritt als eine schon im Voraus abgemachte Thatsache aus dem innern Verstecke hervor und scheint nur auf eine passende Gelegenheit hierfür gewartet zu haben. Auch das bedrückt die freie ästhetische Haltung, daß der Verfasser den moralisch praktischen Standpunkt, dem er nach eigenem Geständnisse sich unterwarf, zu sehr im Auge behalten hat. „Was Tugend und Weisheit vermögen (quid virtus et quid sapientia possit), das sollte gezeigt werden. Dieser Absicht zu gefallen werden nun die verschiedensten Szenen und Lagen herbeigezogen, wobei sich die pragmatifche Verständigkeit in langen Reflexionen, und die philosophifche Weisheit in umständlichen Vorträgen geltend macht; wie denn überhaupt das Wort über die eigentliche Handlung vorschlägt, so sehr diese auch durch einen Wechsel von allerlei selbst abenteuerlichen Begebenissen emporstreben mag. Mit dieser vagen Duntheit der Ereigniffe und Situationen parallelifirt sich eine ähnliche in Ton und Charakteristik. Was die letztere zunächst angeht, so trägt keine Person ein durchgreifendes Gepräge, selbst Agathon nicht, welcher eher die kamäleonifche Unsicherheit eines weichmüthigen modernen Schwärmerjünglings, als die strebende Gründlichkeit eines nach ächter Charakterbildung ringenden junges Mannes darstellt. Er,

*) Die deutsche Razionaliliteratur seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von Dr. Jos. Hillebrand. Zweite Auflage, I, 119.

wie die übrigen Perſonen, ſind mehr redende Figuren als lebendige Individualitäten, in denen ein beſtimmter Herzſchlag das Blut durch die Adern treibt. Sie tragen griechiſche Namen und Masken, benehmen ſich in der That aber meiſtens als Rationaliſten des achtzehnten Jahrhunderts. Der Ton wechſelt in hundert Niancen, halb griechiſch, halb modern, bald Platonifch, bald Luſianifch, hier in Xenophonifcher Sokratik, dort in ſoſtiſcher Rhetorik dahinschreitend. Das prätendirte Griechenthum verliert ſich in eine Art Muſterkarte von Anſichten, Sitten und Charakteren unter der Beleuchtung der lebensphilofiſchen Aufklärung der franzöſiſchen Enzyklopädie. So kommt es denn, daß auch die Sprache, obwohl im Ganzen durch Bildung und Geſchmack ſich empfehlend, doch in ungleicher Färbung erſcheint und meiſt ohne natürliche Friſche ſich fortbewegt, wobei ſie nicht ſelten durch müßſame Verſchlingungen und breite Dehnungen periodiſcher Satzgefüge ſich hindurchzwinden hat. Wieviel nun aber auch der äſthetiſche Beurtheiler vermiſſen mag, immerhin bietet dieſer Roman vielfache anziehende Beſonderheiten, an denen bald die Erkenntniß, bald die Fantasie und das Gefühl ſich ungezwungen betheiligen können. Vornehmlich knüpft ſich an ihn das große literariſche Verdienſt, daß er zuerſt bei der deutſchen Leſewelt die deutſche Muſe zu freundlicher Aufnahme empfahl, die Philoſophie der freien Bildung mit Erfolg neben die der ſteifen Schule ſtellte und überhaupt dazu beitrug, die Vorliebe für Ausländerei in wirksamer Weiſe zu beſchränken. Von dieſem Geſichtspunkte aus mochte auch wohl Leſſing keinen Anſtand nehmen, in ſeiner Dramaturgie das Buch als eine willkommene Erſcheinung in unſerer Literatur freundlich zu begrüßen.“ —

Die letzten Sätze Hillebrand's führen uns auf das Feld, auf welchem Wieland's eigentliches und großes Verdienſt um die deutſche Literatur liegt. Vermöge ſeiner Beweglichkeit, man möchte ſagen Naſchhaftigkeit, führte Wieland den Blick auf die verſchiedenartigſten Gegenſtände, und eröffnete der Poesie immer mehr neue, früher nicht gekannte Gebiete. Der Deutſche des ſiebzehnten und des Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts ſuchte, wie wir erfuhrten, ſeine Muſter nur bei fremden Völkern, zuerſt bei den Franzoſen, dann bei den Engländern, bei den Griechen, und ſchließlich bei allen zuſammen; was ausländiſch war, ſah Beiſall, deutſche Werke ſtanden niedrig im Preiſe. Wieland bearbeitete die Meiſterwerke ausländiſcher Literatur, und dadurch, daß er ſeinem Volke in deutſcher Sprache das beſte des Auslandes bot, gewöhnte er die Deutſchen mehr bei ſich in eigenen Hauſe umzuſchauen, und auf dieſe Weiſe beſchränkte er die Ausländerei. Was Wieland bot, das gab er im annuthigen Gewande, in leiſchter, gefälliger Sprache, in einer Darſtellung, die niemand kalt laſſen konnte, ſelbſt die Eiferer nicht, welche Wieland für eine Teufelsgeburt erklärten. Dadurch gewann er die höheren Stände zuerſt, und nach und nach das ganze deutſche Volk, er ſtökte ihm Intereſſe für die Literatur des Vaterlandes ein, und bearbeitete in ſolcher Weiſe das Feld, auf welchem ſeine Nachfolger ſo reiche Ernten zeitigten. Von dieſem Geſichtspunkte aus erſcheint Wieland's Verdienſt als ein hervorragendes und unvergängliches, und von ihm aus werden wir alle ſpäteren Leiſtungen ſeiner poſitiſchen Thätigkeit beurtheilen. Neben der Betrachtung ſeines Lebens liegt uns nun ob zu zeigen, wie glänzend Wieland ſeiner Aufgabe genügt. Zuvor können wir hier an paſſender Stelle noch ein Urtheil über Wieland von Wolfgang Menzel

anführen, welches für Wieland's Karakter, trotz der Widersprüche in diesem Urtheile, noch ehrenvoll genug ist, und zugleich eine Probe von Wolfgang Menzel's heiterem Urtheil und seiner Logik gibt. Nach Aufführung der Hauptwerke Wieland's sagt Menzel *): „Genug, um den jetzt vergessenen Wieland wieder in der ganzen Mächtfülle zu charakterisiren, womit er einst seine Zeitgenossen bezauberte. Mit allen Grazien der altgriechischen und neufranzösischen Bildung ausgerüstet, voll Fantasie und ein Muster der Sprache, wie noch keiner vor ihm, huldigte er doch nur einem fremden und falschen Prinzipie und verleugnete wie die kristliche Gottesfurcht, so auch die deutsche Scham und Treue. In ihm nahte der Nation eine der gefährlichsten Verführungen, die der erotischen Verweichlichung. Es war, als hätte seit der Reformation**) die Hölle ihre bösesten Geister nacheinander ausgeschiedt zu unserm Verderben. Anfangs waren es die Zorn- und Rachegeister, die Dämonen des Hasses, Neides, der Kampf- und Mordgier, der Grausamkeit, der Bestialität, Völlerei, die auf dem blutigen Boden Deutschlands tobten; nach dem großen Kriege aber beschlichen uns die feineren Ueberlistler, die Wollustteufel, die lieblosen Dämonen der Eitelkeit und des Egoismus, der geistigen Hofart, des witzigen Gespöttes. Und doch erscheint Wieland noch viel unschuldiger, als später Göthe und die anderen gottlosen Weichlinge, welche die sündige Lust bemäntelten mit hohen schwärmerischen Frazen und unter empfindsamen Thränen die Unschuld berückten. Wieland war wenigstens ehrlich, seine Satyre und Nymphen gaben sich für nichts Besseres aus, als sie waren. Auch wo er am rückichtslosesten frivol ist, erscheint er daher immer harmlos und liebenswürdig.“ —

Die erste Hälfte des Agathon schrieb Wieland in den Jahren 1761 und 1762, die letzte Hälfte 1766, in welchem Jahre der Roman zuerst erschien. In der Zwischenzeit verfaßte Wieland den Don Silvio von Rosalba (1764), in welchem er nach dem Vorbilde des Don Quixote die Schwärmerei lächerlich machen wollte. Doch faßte er seinen Stoff zu leise an und unterbrach seine Erzählung zu oft durch langgesponnene Betrachtungen, welche kaum in irgend einem Werke Wieland's fehlen. In demselben Jahre entstanden die Romischen Erzählungen, die in der ersten Ausgabe von 1765 vier Stücke enthielten: Das Urtheil des Paris, Endymion, Juno und Ganymed, Aurora und Kefalos. In diesen Erzählungen überließ Wieland sich in sorglosester Laune einer ungeschminkten und unverhüllten Sinnenlust, in ihnen ist, wie Gerwinus sagt, „das antike Nackte noch von der feinsten Hand eines derben Niederländers gezeichnet.“

Feiner in der Ausführung ist Musarion, ein erzählendes Gedicht, welches vom warmen poetischen Hauche belebt ist und auch heute noch mit Interesse gelesen wird. Musarion wurde 1765 gedichtet, in den beiden darauf folgenden Jahren entstanden Ibris und Zenide, die erste Hälfte des neuen Amadis und ein Theil der Grazien. Alle diese Werke sind in Versen geschrieben, Wieland gab in ihnen die ersten Muster der im Deutschen bis dahin noch unbelann-

*) Deutsche Dichtung von Wolfgang Menzel, II, 558.

**) Menzel gehört der alleinseligmachenden Kirche an.

ten poetiſchen Erzählung. In allen findet man den leichten Fluß, die Anmuth der Darſtellung, die gewandte Verſebildung, ſo daß gerade dieſe Dichtungen an Gottfried von Straßburg erinnern können. Sie behandeln alle die Freuden der ſinnlichen Liebe, und zwar mehr als in irgend einer andern Zeit von Wieland's Dichtertbätigkeit. Der Grund zu dieſer Erſcheinung mag nicht fern geſucht werden. Wir ſagten einmal, Wieland ſei ſtets ein Spiegel ſeiner Umgebung geweſen, in ſeinen Werken habe er ſeine Lektüre oder ſeine Erlebniffe dargeſtellt. Das trifft auch hier ein. Im Herbfte des Jahres 1765 heirathete Wieland. Ueber ſeine Gattin ſchrieb er an ſeine Freunde: „Ich habe ein Weib genommen, oder eigentlicher zu reden, ein Weibchen, denn es iſt ein kleines, in meinen Augen ganz artiges, liebenswürdiges Geſchöpf, das ich mir ich weiß ſelbſt nicht recht wie, von meinen Eltern und guten Freunden habe beilegen laſſen. Meine junge Frau*) iſt aus einem augsburgiſchen Kaufmannshauſe, welches in der merkantiliſchen Welt unter dem Namen Jakob Hillenbrand's ſel. Erben nicht unbekannt iſt. Sie hat noch neun Geſchwifter und iſt alſo nicht reich, ob ſie gleich mit der Zeit von ihren Eltern ſo viel zu erwarten haben mag als nöthig iſt, wenn ſie Wittwe wüßte. Das, warum es mir zu thun war, iſt ihre Perſon; ſie hat wenig oder nichts von ſchimmernden Eigenſchaften, auf welche ich bei der Wahl einer Ehegattin nicht geſehen habe. Sie iſt ein unſchuldiges, von der Welt unangefecttes, ſanftes, frühliches, gefälliges Geſchöpf, die reine Natur, und hüßlich genug für einen ehrlichen Mann, der gern eine Frau für ſich ſelbſt hat: eine Prätenſion, welche man bei den großen Schönheiten vergebens macht.“ Ein Jahr nach der Hochzeit ſchrieb er an Zimmermann: „Sie wiſſen, mein lieber Freund, daß ich eine Frau habe, aber Sie wiſſen noch nicht, daß ich glücklich genug geweſen bin, vielleicht die einzige in der Welt zu bekommen, welche in allen Stücken dazu taugte, meine Frau zu ſein. Ich habe ſie ſo herzlich lieb, als jemals ein ehrlicher Mann ſein Weib lieb gehabt hat. Sie macht mich in der That glücklich, ob ſie gleich kein idealiſches Mädchen iſt. Ich ſehe ſie zuweilen mit Augen an, wie ungefähr Horaz dem guten Mädchen mag verliehen haben, zu dem er ſagte:

age nunc, meorum finis amorum —

und Sie können nicht glauben, wie angenehm mir dieſe Vorſtellung iſt.“

Wieland's Ehe war ſein ganzes Leben hindurch eine höchſt glückliche, ſeine Flitterwochen dauerten, wie ſeine Worte uns zeigen, eine lange Zeit, und die Freuden dieſer jungen Ehe verrieth der indiſkrete Poet in den Gedichten, deren Titel wir oben aufzählten. Sie ſind ſehr frei geſchrieben, aber daß Wieland die Abſicht gehabt habe, ſie als Mittel zur Sittenverderbniß zu gebrauchen, iſt eine lächerliche Behauptung. In liebenswürdiger Unbefangenheit entdeckte er der Welt ſeine Freuden, und er ſelber war nicht wenig betroffen und beſtürzt, als die Welt höhnlachend über die Kinder ſeiner neuen Muſe herfiel, und die Orthodoxen ihn und ſeine Werke für den Scheiterhaufen deſignirten.

Es iſt nicht ſchwer zu errathen, welchen Sturm Wieland's neueſte Werke er-

*) Sie hieß Dorothea, Wieland nannte ſie auch wohl Doris.

regten, obwohl er selber auf diese Umwandlung doch schon durch seine Dramen vorbereitet hatte. Seine ehemaligen serafischen Freunde sprachen den Bann über den Abtrünnigen aus, seine früheren Gegner, der hartbehandelte U_z, Gleim und andere, waren nicht geneigt, ihn sofort als einen der Ihrigen gelten zu lassen, und da gab es denn für den Dichter des Musarion vielerlei Verdruß. Mit Recht klagte er, alle Welt amüßte sich mit seinen Werken, statt des Dankes gäbe man dem Dichter aber nur Spott und Haß. Des letztern erntete er nicht wenig, man begnügte sich nicht, seine Erzählungen unmoralisch, schlüpfrig, verbrecherisch zu nennen, man sprach sogar von epikurischer Schweinheit, man behauptete mit größter Dreistigkeit, das Leben des Menschen müsse eben so lieblich als die Schriften des Dichters unmoralisch sein, man sprach mit Bedauern von dem Mißbrauch, welchen der Dichter mit seinem seltenen und großen Talente triebe, man warnte vor seinen Schriften als vor einem Gifte, welches je süßer um so gefährlicher sei.

Eine treffende Antwort auf solcherlei Kritik gibt Wieland in einem Briefe an Julie Bondeli vom Jahre 1764. Er schreibt darin: „Ich war ehemals Enthusiast in Ansehung der Religion, der Metaphysik und der Moral, und ich war es ganz aufrichtig; so war damals meine Art zu sein, oder das Resultat von hunderttausend syffischen und moralischen Ursachen. Habe ich nun aber gleich in Einem Sinne aufgehört, Enthusiast zu sein, so bin ich doch nicht weniger ein Freund der Wahrheit und finde die Tugend nicht weniger lebenswürdig, wenn ich gleich nicht mehr an die Präexistenz der Seele glaube und beim Bilde eines rosenfarbenen Serafs mit Flügeln von Gold und Azur nicht mehr verzückt werde. Solche erkünstelte Spekulationen sind nichts als Stelzen, auf denen die menschliche Eitelkeit gern einherschreitet, angenehme Hirngespinnste, woran wollüstige Seelen sich ergöhen. Ich mußte entweder meinen Platonismus reformiren, oder eine Wüste in Tirol aufsuchen, um da zu leben. Die Erfahrung hat mir einen Wahn nach dem andern benommen, und endlich kam ich ins Gleichgewicht. Ich denke über das Christenthum wie Montesquieu auf seinem Sterbebette, über die falsche Weisheit der Sektenmacher und die falschen Tugenden der Schurken wie Lukian, über die spekulative Moral wie Helvetius, über die Metaphysik — nichts davon, sie dient mir bloß zum Scherze. In den Tagen meines Enthusiasmus und Platonismus war ich hitzig, jähzornig, grillenhaft, launisch, mürrisch; seitdem habe ich meine Leidenschaften mäßigen gelernt. Ich hoffe Sie zu überzeugen, daß ich stets, selbst in meinen Fehlern, den Charakter des Niedermannes, der mir angeboren ist, behauptet habe. Für ein Tugendmuster habe ich mich nie ausgegeben. Man wird finden, daß mein Geist zwar zuweilen thöricht, mein Herz aber immer gut war.“

Zu der Zeit, wo die kritischen Posaunen den schlimmsten Lärm machten, schrieb er an Gekner in Zürich: „Ich gestehe Ihnen, daß dieses Geseufze und Gehül über die komischen Erzählungen, welches mir von allen Orten und Enden her zukommt, meinen Geist und die Flügel meiner Muse ganz darnieder schlägt, da ich keinen Menschen sehe, der sich die Mühe nehmen mag, ein paar Stunden dazu anzuwenden, den Leuten die Köpfe über diesen Punkt zurecht zu setzen. Ich muß daraus schließen, daß wirklich niemand ist, oder daß es nur einige wenige sind, welche günstiger von diesen unglücklichen Erzählungen denken, und sobald ich

hiervon überzeugt sein werde, werde ich den Idriis ins Feuer werfen und den Rufen auf ewig gute Nacht sagen.“

Und noch eine Stelle wollen wir uns erlauben anzuführen, welche zum Ueberflus unsere Ansicht von Wieland's Charakter bestätigt: „Lachen Sie immer, weiser Zimmermann, Sie mögen mich so sehr auslachen als Sie wollen, so werde ich dennoch niemals aufhören, den Verlust dieser seligen Schwärmerei zu bedauern, die nicht wieder kommt, wenn sie einmal verloren ist. Es mag eine be rauschendere Lust in den Küssen sein, quae Venus quinta parte sui Nectaris imbut, aber glauben Sie mir, ich schwöre es bei den Grazien, quarum sacra tuli, die Umarmungen der Liebesgöttin selbst haben nichts, das diese stillentzündende Empfindung ersetzen kann, womit in jenen Zeiten der jugendlichen Einfalt und Reinigkeit der Seele der Anblick, der bloße Ton der Stimme, das leiseste Berühren der Hand der Geliebten unser ganzes Wesen erfüllte.“ —

Unbekümmert um eine vielfach unberufene Kritik, schritt Wieland indefs rüftig auf dem Wege, den wir als seine eigentliche Aufgabe bezeichnen, vorwärts. In den Jahren 1762 bis 1766 übersezte er den Dichter, welcher der größte als Poet und der edelste als Mensch, eine vollkommen gesunde Erscheinung, ein Ideal ohne Schatten ist: Shakespeare. Freilich war die damalige Zeit noch nicht reif, den größten aller Dichter zu verstehen, Wieland's Uebersetzung blieb fast unbeachtet, Gerstenberg, der Verfasser des widerlichen Uolino, fällt ein wegwerfendes Urtheil darüber, bis Lessing in der Dramaturgie ihr den gebührenden Platz anwies. Ueberhaupt wollen wir nicht vergessen, daß Lessing für viele Werke Wieland's warmes Lob hatte; er war groß genug, um über den Fehlern nicht auch die Vorzüge und Verdienste des vielgeschmähten Wieland zu vergessen. Auch das Publikum stand auf Wieland's Seite, seine Schriften erlebten viele Auflagen und wurden besonders gern ins Französische übersezt. Zur Verbreitung in Deutschland mochte wohl auch die ungewöhnliche Form beitragen, die Mehrzahl der Wieland'schen Gedichte war in einer Strophe geschrieben, welche viel Ähnlichkeit mit der italienischen Stanze zeigte, deren sich Ariost im Orlando furioso, Torquato Tasso in der Gerasalemme liberata bedienten. Wieland war der erste, welcher diese Strophe in die deutsche Sprache einführte. Später hat sich einer ganz ähnlichen Form Schiller in seinen Uebersetzungen aus der Aeneis bedient, die Form der reinen Stanze der Italiener finden wir in der bezauberten Rose von Ernst Schulze.

Im allgemeinen kümmerte Wieland sich nicht gerade viel um die Kritiker, Wiberach war zu abgelegen, die Erzeugnisse des Büchermarktes waren nur umständlich dort zu erlangen, und seit seiner Verheirathung lebte Wieland in seiner Heimath in behaglichen Verhältnissen, die seinen Blick von der Außenwelt abzogen. In früheren Zeiten war ihm sein Leben als Kanzleidirektor sehr zur Last gewesen, wie er in seinen Briefen öfter erzählt. An Zimmermann schrieb er: „Einsam in einem Hause, dessen weite Gemächer von niemand bewohnt sind als von mir selber, einer dummen Magd, etlichen alten mageren Ratten, und einem Gespenst, das der uralten Observanz gemäß alle Nacht um zwölf Uhr unsichtbar auf einer geheimen Treppe vom Rathhause in die Kanzlei herabsteigt — einsam, ohne Freunde (denn die einzigen, die ich in diesem Lande habe, sind doch eine Stunde

weit von mir entfernt), ohne Ergößungen — wenn die ernſtſtate Weiſheit Ihr Herz nicht ganz verhärtet hat, ſo ſagen Sie mir, ob das nicht ein armſeliges Leben iſt? Wenn ich aber auch zuweilen ſchwermüthig werde, und mit dem Strumpfband in der Hand mich nach einem tauglichen Nagel umzuſehen anſange, ſo beſinne ich mich doch allemal ſo lange, bis wieder nichts daraus wird; ein überzeugender Beweis, daß ich noch etwas in meinem Zuſtande finde, das der Verſuchung, mich aufzuhängen, wenigſtens das Gleichgewicht hält.“

Nach ſeiner Verheirathung wurde ſeine Stimmung immer zufriedener. Er lächelte wohl über die ſonderbare Figur, die er, die Feder hinter dem Ohr, unter einem Haufen hungriger Kanzliſten und Schreiber machte. Ueber ſein behagliches Leben gab er in einem Briefe intereſſante Aufſchlüſſe: „Was meine Kanzlei betrifft, ſo müſſen Sie ſich die Sachen eben nicht ſo gar gräßlich vorſtellen. Ordentlicher Weiſe habe ich die meiſten Nachmittage zu meiner Diſpoſizion, und meine Geſchäfte gehen mir leicht von der Hand; dafür bin ich aber auch, ohne Ruhm zu melden, einer der expediteſten Leute im ganzen Schwabenland. Nur ein kleines Inſekulanum geht mir noch ab, und bis ich erben werde, wozu in den nächſten zwanzig Jahren wenig Hoffnung iſt, ſehe ich auch keine Möglichkeit, eins zu bekommen. In Ermangelung deſſen habe ich ganz nahe an unſerer Stadt, aber doch in einem etwas einſamen Orte, ein artiges Gartenhaus gemiethet, wo ich die angenehmſte Landauſicht von der Welt habe, und, ſo nahe es meinem Hauſe in der Stadt iſt, doch völlig auf dem Lande bin. Hier bringe ich im Sommer meine meiſten müßigen Stunden zu, ſolus cum ſola, oder ganz allein mit den Muſen, Faunen und Graſnymphen, deren ich von Zeit zu Zeit einige im Geſicht habe, welche auch den enthaltſamſten Einſiedler unverſucht laſſen würden. Hier ſehe ich die Knaben baden, keine Nymphen; ich rieche den lieblich erfrifchenden Geruch des Feues, ich ſehe ſchneiden und Flachſ bereiten; auf der einen Seite erinnert mich aus der Ferne der Kirchhof, wo die Gebeine meiner Voreltern liegen, daß ich leben ſoll ſo lange und ſo gut ich kann; auf der andern lockt mir ein durch Gebüſche halb verdeckter Galgen fernher den Wunſch ab, daß ein halb Duzend Schurken, die ich ganz trotzig tête levée herumgehen ſehe, daran hängen möge. Ich ſehe Mühlen, Dörfer, einzelne Hütten, ein langes angenehmes Thal, das mit einem zwiſchen Bäumen hervorragenden Dorfe mit einem ſchönen, ſchneeweißen Kirchturm endet, und über demſelben eine Reihe ferner blauer Berge, aus denen im Abendſtrahl Horn, ein uraltes, ſeit kurzem von den jezigen Beſitzern neu aufgebautes Schloßchen hervorglänzt. Das alles macht eine Ausſicht, über der ich alles, was mir unangenehm ſein kann, vergeſſe, und mit dieſem Proſpekt vor mir ſiße ich an einem kleinen Tiſche und reim.“

Wieland's Verhältniß zu ſeinen Mitbürgern war das friedlichſte geworden, die guten Viberacher hatten ſich an ihren Kanzleidirektor gewöhnt, und waren ſtolz auf den wachſenden literariſchen Ruf deſſelben. Seine häuslichen Verhältniſſe waren ſehr angenehm, und beſonders nachdem ihm eine Tochter geboren war, vergaß er, wie er ſagte, über den Freuden der Vaterschaft in der Wochenſtude ſogar die Muſen. Wieland's Zufriedenheit würde vollſtändig geweſen ſein, wenn es ihm möglich geweſen wäre, ohne ſein Amt zu leben und alle ſeine Zeit der Poefie zu widmen. Doch auch dieſer Wunſch ſollte nicht ganz unerfüllt bleiben.

Durch Briefe hatte Wieland die Bekanntheit eines damals bekannten Schriftſtellers gemacht; derſelbe war Friedrich Juſt Kiedel, Profeſſor an der kurfürſtlich mainziſchen Univerſität Erfurt. Dieſe ehemals berühmte Univerſität — auch Luther war dort ja Student und nachher Dozent — befand ſich damals auf einem ziemlich niedrigen Standpunkte, der Kurfürſt von Mainz, Emmerich Joſef, wünſchte die Hochſchule zu heben und ſann daher darauf, ſie durch die Berufung tüchtiger Profeſſoren berühmt zu machen. Zufällig ſprach hierüber ein Beamter des Kurfürſten einmal mit Wieland und äußerte, eine Stelle als Profeſſor müſſe ihm doch weit angenehmer ſein, als ſein Amt in Viberach. Wieland dachte an ſeinen Freund Kiedel, mit dem er in nahe Beziehungen getreten war, und erwiderte, wenn er irgend wo eine akademiſche Stelle bekleiden möchte, ſo würde es in Erfurt ſein. Dieſes Wort ſagte jener Beamte mit großer Wärme auf, und ließ nicht eher nach, bis Wieland darüber mit la Roche ſprach, welcher bald darauf Gelegenheit hatte, dies dem kurfürſtlichen Miniſter Freiherrn von Großſchlag vorzutragen. Dieſer war ein Verehrer von Wieland's Schriften und hatte den Dichter perſönlich in Warthauſen kennen gelernt, er hoffte von dem Ruhme Wieland's viel für die Univerſität, und betrieb ſofort die Angelegenheit, welche auch durch Kiedel's Thätigkeit bald ſoweit gebiehn war, daß Wieland im Februar 1769 einen förmlichen Ruf als erſter Profeſſor der Philoſophie mit dem Titel eines kurfürſtlich Mainziſchen Regierungsrathes und einem Gehalt von ſechshundert Thalern erhielt. Der Miniſter gab ihm dabei zu verſtehen, daß man ihn nur um ſeines Namens willen haben wolle, und daß man zufrieden ſei, wenn er komme, ſollte er auch nichts anderes thun, als dort ſein, und machen, was ihm ſelbſt gefalle.

Es wurde Wieland ſchwer, ſich von ſeinem alten Vater zu trennen, und die guten Viberacher machten jezt plötzlich ein betrübtes Geſicht, daß ihnen ihr geliebter, ſo hoch verehrter Mitbürger genommen werden ſollte. Doch für den Dichter war die Ausſicht, Herr ſeiner Zeit zu ſein, zu verlockend, ihn zurückzuhalten vermochten weder die warmen Thränen der Seinigen, noch die Krotobilſthränen der Viberacher, er nahm den Ruf an. Der Magiſtrat entließ ſeinen Kanzleidirektor mit vielen Büchlingen, und Wieland bereitete ſich nun zum Umzuge vor. Um ſeines lieben Töchterchens willen, das 23 Wochen alt war, wartete er die ſchöne Jahreszeit ab, und zwei Tage nach Pfingſten trat er die Reiſe an. Ihn begleitete außer ſeiner Frau und ſeiner Tochter ein Sohn von la Roche, und eine alte Haushälterin, welche ſchon länger als zwanzig Jahre in ſeiner Familie geweſen war und nicht zurück bleiben wollte. Die Reiſe ging über Augsburg, Nürnberg, Erlangen, Koburg, Ilmenau, Arnſtadt nach Erfurt, wo die Karawane am 1. Juni 1769 ohne Unfall anlangte, Wieland nun in ganz anderen Verhältniſſen als damals, wo er in Erfurt im Hauſe des Dr. Baumer ein Jahr lang hungern durfte. Neunzehn Jahre waren ſeit jener Zeit verfloſſen, ſie hatten Wieland groß gemacht und doch ging er ſeinem Glanze erſt eigentlich entgegen.

In Erfurt war ihm vorerſt freilich mancher Verdruß bereitet. Hier wie überall anderswo im heiligen römischen Reiche konnte man es ihm nicht verzeihen, daß er der Menſchlichkeit, der Sinnenwelt überhaupt nur irgend welche Rechte einräumen wollte, die doch jeder ſeiner Gegner im praktiſchen Leben durch die That ſelber zugeland. Ein Prediger rief einſt in Erfurt von der Kanzel ſeinen Zuhö-

tern zu: „Geliebte, laßt uns den Kelch des Leidens trinken, indeß andere mit Wein und Roſen und Grazien und Liebesgöttern ihre Lebenszeit verſcherzen!“

Auch von Seiten ſeiner Kollegen erfuhr Wieland manche Anſeindung, von denen viele ältere ihm ſeine Anſtellung als erſter Profeſſor der Philoſophie nicht vergeben konnten. Die vorzügliche Achtung, mit welcher die Regierung ihn behandelte, ließ das Gerücht aufkommen, man beabſichtige Wieland und Kriebel an die Spitze der ganzen Univerſität zu ſtellen. So kam es, daß der Dichter ſich von ſeinen Kollegen faſt ganz zurückzog. Er hatte eine bequeme Wohnung mit einem Garten im Gaſthoſe zum Schwan hinter dem Schottenkloſter gefunden, und lebte hier im Schoße ſeiner Familie.

Obwohl man ihn von Seiten der Regierung der Verpflchtung, Vorträge zu halten, faſt gänzlich entbunden hatte, ſo hielt er ſelber es doch für Pflicht, der Univerſität auch durch Lehre ſich nützlich zu machen. Im erſten Jahre ſeiner Anweſenheit in Erfurt hielt er Vorträge über die Geſchichte der Menſchheit, es war das erſtemal, daß dieſer Gegenſtand auf einem deutſchen Katheder behandelt wurde. Von den Vorleſungen, welche Wieland in den beiden übrigen Jahren ſeines Aufenthalts in Erfurt hielt, wollen wir anführen die Geſchichte der Philoſophie, allgemeine Theorie und Geſchichte der ſchönen Künſte, über die Dichtkunſt, kritiſche Kenntniß der beſten griechiſchen, lateiniſchen, italieniſchen, engliſchen und franzöſiſchen Schriftſteller. Allgemeinen Beifall fand eine Vorleſung über den Don Quixote. Wieland's Kollegia waren ſtark beſucht, ſeine Darſtellung und ſein Vortrag wurden gerühmt, die Zahl der Erfurter Studenten ſtieh während ſeines Aufenthaltes daſelbſt um mehr als hundert.

Von dichterischen Erzeugniſſen ſind zu nennen die Dialogen des Diogenes und die zweite Hälfte des Amadis (1769), die Grazien (1770). Wieland überließ ſich in dieſen Werken wieder der behaglichen Schilderung der Sinnenluſt, im Amadis überſchritt er die Grenzen des Erlaubten ſehr ſtark, ſo daß ſogar ſeine Freunde ihm begreiflich machten, daß in ſolchen Schilderungen nicht allein die Moral, ſondern auch die dichterische Schönheit ſtark verletzt werde. Die Mitglieder des Hainbundes in Göttingen verbrannten feierlichſt die Werke Wieland's an Klopſtock's Geburtstage im Jahre 1773. Solche Erfahrungen kränkten Wieland, auch ſah er ein, daß man den Zweck, der Menſchlichkeit ihr Recht zu geben und finſtere Vorurtheile zu bekämpfen, beſſer erreichen konnte als durch die allzu grelle Ausmalung der Sinnenluſt, er fing an, in ſeinen ſpäteren Werken einzulenken und ſich den Anſtandgeſetzen, welche einmal feſtgeſetzt waren, mehr zu unterwerfen. Doch ſpielt die ſinnliche Liebe in allen Werken Wieland's eine nicht unbedeutende Rolle, und er hielt dadurch ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die excluſivlich überſinnliche Liebe Klopſtock's. Aus den Extremen, welche dieſe beiden Dichter vertraten, bildete ſich jene Liebe, welche ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſere Zeit einen ſo übermäßig breiten Platz in aller Literatur behauptet hat, jene Liebe, welche zwiſchen Sinnenluſt und ſerafiſcher Verzüchttheit in der wahren, menſchlichen Mitte ſteht.

Auch in Bezug auf die Einrichtung des Staatslebens ſuchte Wieland die Rechte des Menſchen zu wahren, er ſprach ſeine Anſichten darüber in dem goldenen Spiegel (1772) aus. Nach des Verfaſſers eigenem Ausſpruch ſollte

dieſes Buch eine Art von ſummarifchem Auszuge des Nüzlichſten ſein, was die Großen und Eblen einer geſitteten Nation aus der Geſchichte der Menſchheit zu lernen haben. An Sofie la Roche ſchrieb er darüber: „Das Publukum, welches noch nicht zurück gekommen iſt von der thörichten Verwunderung, mich nacheinander in verſchiedenen Rollen zu ſehen, wird die Augen weit aufreißen, wenn es ſieht, wie ich den Großen der Erde mit einer nicht ſehr gewöhnlichen Unerſchrockenheit einen Spiegel vorhalte, der ihnen wahrhaftig nicht ſchmeichelt. Seid deſhalb ohne Furcht, meine Freunde, ich fürchte weder Baſtille, noch Löwengrube, noch feurige Ofen. Habe ich auch nicht die Ueberzeugung, daß die Fürſten und Miniſter um dieſes Buches willen mich mehr lieben werden, ſo bin ich doch gewiß, daß ſie ſich wohl hüten werden, mir eine böſe Miene darüber zu machen.“ — Das Weitſchweifige dieſes Buches, die vielen fremden Gegenſtände, welche hineingezogen wurden, die Unentſchiedenheit in Beſtimmung der Hauptgrünſätze ließen den goldenen Spiegel nicht recht zur Wirksamkeit gelangen.

Wieland reiſte zuweilen von Erfurt nach Weimar. Dort lernte er kurz nach ihrem Erſcheinen im Jahre 1772 Leſſing's Emilia Galotti kennen. Sie machte einen außerordentlichen Eindruck auf ihn, und obwohl Wieland von Leſſing's Kritik mehr als einmal ſcharf getroffen wurde, ſo ſchrieb er doch ſofort einen Huldbigungsbrief an Leſſing und erkannte ſeine Größe eben ſo neidlos an, wie er ſich für Gütthe entſchied, als derſelbe kaum als Schriftſteller hervorgetreten war.

Zu Wieland's Bekannten, die er in Erfurt oder von Erfurt aus gewann, gehörten Georg Jaſobi und Gleim, und ſpäter Jaſobi's jüngerer Bruder Friedrich Heinrich, dem wir einige intereſſante Aufzeichnungen verdanken. Im Mai 1771 unternahm Wieland auf einige Wochen eine kleine Reiſe. Das Ziel derſelben war Ehrenbreitenſtein, wo damals la Roche, welcher geheimer Konferenzrath am Trierſchen Hofe geworden war, mit ſeiner Familie lebte. Auf den Wuñſch Wieland's hatten die beiden Jaſobi, welche in Düſſeldorf anweſend waren, ſich ſchon vorher zu la Roche begeben. Friedrich Heinrich erzählt nun, nachdem er die Ankunft von Wieland's Wagen erwähnt: „Der Herr von la Roche lief die Treppe hinunter ihm entgegen, ich ungeduldig ihm nach, wir empfingen unſern Freund unter der Hauſthür. Wieland war bewegt und etwas beküñbt. Während wir ihn bewillkommneten, kam die Frau von la Roche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit Unruhe ſich nach ihr erkundigt und ſchien äüßerſt ungeduldig, ſie zu ſehen. Als er ſie erblickte, warf er mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung ſeinen Hut hinter ſich auf die Erde und ſchwante zu Sofie hin. Sofie ging ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen, er aber, ſtatt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und blickte ſich, um ſein Geſicht darin zu verbergen. Sofie neigte ſich über ihn und ſagte gerührt: „Wieland! O ja, Sie ſind es, Sie ſind noch immer mein lieber Wieland!“ — Wieland richtete ſich in die Höhe, blickte in die weinenden Augen ſeiner Freundin und ließ dann ſein Geſicht auf ihren Arm zurüñkſinken. Keiner von den Umſtehenden konnte ſich der Thränen enthalten.“

Von des Dichters Perſon entwirft Jaſobi folgende Schilderung: „Wieland iſt ſeiner äußern Geſtalt nach ein zarter, hagerer Mann von mittelmäßiger Größe. Beim erſten Anblick ſcheint ſeine Phyſiognomie nicht ſehr bedeutend, denn ſeine Augen

sind klein und etwas trübe, und die Menge von Blatternarben, womit seine Haut überdeckt ist, machen, daß seine Züge nicht genug hervorstechen, um sich gehörig auszeichnen zu können. Nichtsdestoweniger drückt sich in seiner ganzen Geberde das Feuer seines Geistes und der Charakter seiner Empfindungsart auf eine außerordentliche und eigenthümliche Art aus. Wenn er stark gerührt ist, so geräth sein ganzer Körper in Bewegung, seine Muskeln dehnen sich aus, seine Augen werden heller und glänzender. Wieland geht schnell von einem Vorwurfe zum andern über, weil er in einem Nu eine Reihe von Gedanken oder eine Situations durchschaut und durchempfunden hat. Die natürliche Empfindsamkeit seiner Seele, die unzerstörbare Güte seines Herzens, seine warme, uneigennütige, zu Neid und Eifersucht ihn ganz unfähig machende Liebe des Wahren und Schönen, seine ungeheuchelte Bescheidenheit, seine unglaubliche Aufrichtigkeit, und noch viele andere vortreffliche Eigenschaften machen seinen Charakter eben so liebenswürdig und verehrungswerth als sein Genie.“ Noch im spätesten Greisenalter erinnerte Jakob sich mit Rührung jener Tage, wo „Wieland und Sofie la Roche, von den goldenen Träumen ihrer blühendsten Jahre umschwebt, sein Herz erwärmten und seine Fantasie mit sich hinwegrückten in eine schönere Welt.“

Jakob war Kaufmann, er gab Wieland verschiedene Rathschläge, seine Schriften finanziell besser auszunutzen, und als Wieland den Plan wieder aufnahm, selbst eine Buchhandlung anzulegen, bot Jakob ihm bereitwillig die Hand. Doch kam es nicht zur Ausführung dieses Unternehmens. Wieland dachte bei dem Gewinn, den er zu erzielen hoffte, mehr an seine Familie als an sich selbst. Er schrieb bei dieser Gelegenheit an Gekner: „Meine Gemüthsart ist nicht zur Habsucht geneigt, meiner Begierden sind wenig, und diese wenigen sind mäßig. Ich bedarf wenig für mich selbst. Aber in diesem Augenblicke spielen drei kleine allerliebste Mädchen um mich herum, deren kindliche Liebkosungen und sorglose Unschuld eine Thräne der bekümmerten Zärtlichkeit in meine Augen bringt. Ich kann mit aller meiner Arbeit keine Schätze für sie sammeln, aber ich könnte doch etwas für sie thun.“ Auf Jakob's Rath veranstaltete Wieland eine neue Ausgabe des Agathon, welche vielfache Veränderungen und beigelegte Anmerkungen erhielt.

Die Zeit des wenig erfreulichen Aufenthaltes in Erfurt ging für Wieland bald zu Ende. Bei seinen kleinen Ausflügen nach Weimar war er der verwittweten Herzogin-Regentin Amalia vorgestellt worden. Seine Persönlichkeit und seine angenehme Unterhaltung hatten die Herzogin für ihn eingenommen, sie berief ihn im August 1772 zum Erzieher ihrer beiden Söhne, des Erbprinzen Karl August und seines Bruders Konstantin nach Weimar. Auf den Wunsch des Kurfürsten führte Wieland auch in seiner neuen Stellung den Titel eines Kurfürstlich Mainnischen Regierungsrathes. So lange er wirklich Erzieher des Erbprinzen sein würde, war ihm ein jährliches Gehalt von ein tausend Thalern bestimmt, später eine lebenslängliche Pension von sechshundert Thalern mit der Freiheit, daß er sie verzehren könne, wo er wolle. Sein Amt als Erzieher dauerte bis zum 3. September 1775.

Uebrigens fand Wieland in Weimar freundliche Aufnahme. Die verwittwete Herzogin Anna Amalia aus dem Hause Braunschweig war eine vortreffliche Frau, welche die Regenschaft mit vielem Geschick führte und durch ihre Leutfelig-

zeit ſich die Liebe ihrer Untertanen gewann. Sie ließ es ſich angelegen ſein, Künſte und Wiſſenſchaften zu unterſtützen, ſie verſammelte einen Kreis von vor-
trefflichen Männern um ſich und pflanzte ihrem Sohne, dem Erbprinzen Karl
Auguſt, die Liebe zum Schönen und Großen ſchon früh ein. Der Oberhofmeiſter
des Erbprinzen war der Graj Görz, ein gewandter Mann, welcher ſpäter Mini-
ſter Friedrich's des Großen wurde. Wieland trat mit ihm in ein freundschaft-
liches Verhältniß. Seine Pflichten als Erzieher nahm er gewiſſenhaft wahr, er
mußte oft wochenlang Tag und Nacht bei dem Prinzen ſein, der ihn gern um
ſich hatte. Doch fand Wieland ſich oft von dem Hofleben ermüdet, die ſteife Eti-
quette drückte ihn und lähmte ſein schöpferiſches Vermögen, doch nur auf kurze
Zeit. Seit dem Oktober 1771 ſtand das Theater in Weimar unter der Leitung
Senler's, ſeine Geſellſchaft war eine der beſten der damaligen Zeit, es fanden ſich
unter den Mitgliedern Namen erſter Größe, wie Echhof und die Henſel. Als
Muſikdirektor wirkte an der Weimariſchen Hofbühne Schweizer, ein genialer
Mann, der in Italien eine umfaſſende Ausbildung erhalten hatte. Auf Anregung
der Herzogin ſchrieb Wieland das Singſpiel Alzeſte, welches von Schweizer kom-
ponirt und im Mai 1773 zum erſtenmal in Weimar aufgeführt wurde. Obwohl
es auf der Bühne vielen Beifall fand, urtheilte die Kritik doch nicht günſtig dar-
über. Die ſchiefe Auffaſſung des griechiſchen Alterthums veranlaßte die bekannte
dramatiſche Satire Göthe's: Götter, Helden und Wieland. Auch durch
die Alzeſte bewies Wieland, daß er kein dramatiſcher Dichter ſei. Später ver-
ſuchte er ſich noch einmal im Drama, ſeine Koſamunde fand aber ſo wenig Bei-
fall, daß er dramatiſche Stoffe ſeitdem nicht wieder bearbeitete.

Der Plan, mit Jakobi eine Buchhandlung zu begründen, war nicht zur Aus-
führung gekommen, doch verbanden die beiden Freunde ſich zur Herausgabe einer
Zeitchrift, welche gewiſſermaßen ein Compendium der Literatur für die gebildete
Welt ſein ſollte. Mit dem Jahre 1773 erſchien dieſe Zeitchrift, der deutſche
Merkur, unter Wieland's Leitung, derſelbe enthielt Gedichte, proſaiſche Aufſätze
über die verſchiedenſten Gegenſtände, Ueberſichten der Leiſtungen in der Philoſophie,
Geſchichte und Politik, in der ſchönen Literatur, der Naturkunde, Rezenſionen,
Bücheranzeigen und was ſonſt noch von Intereſſe ſein konnte. Die Zeitchrift
wurde mit vielem Beifall aufgenommen, eine Auflage von 2500 Exemplaren,
für die damalige Zeit eine große Zahl, war bald vergriffen, eine zweite Auflage
ebenfalls, und außerdem erfolgte noch ein unrechtmäßiger Nachdruck. Für Wieland
aber wurde die Freude über das Gelingen dieſes Unternehmens vielfach gedämpft
durch die Bemerkung, welche er ſehr bald machte, daß ihm zum genauen Buchhal-
ten faſt alles Talent verſagt ſei, die Geſchäfte wuchſen ihm dermaßen über den
Kopf, daß er die größte Verwirrung vorausſah. Aus dieſer Verlegenheit wurde
er gezogen, als ein gewandter junger Mann bei ihm als Geſchäftsführer eintrat,
Bartuch, der ſpäter Stifter des Weimariſchen Landes-Induſtriekomptoirs wurde.
In dieſem Merkur erſchienen von nun an die meiſten Werke Wieland's, und man-
cher ſpäter bekannte Name, wie Bürger u. a., tauchten hier zum erſten Male auf.
Viel Verdruß erwuchs dem Herausgeber durch die äſthetiſchen Kritiken, welche der
Merkur brachte. Der Hainbund in Göttingen, Wieland's alter Freund Gleim,
Michaelis, Heinſe und andere fühlten ſich beleidigt und machten ihrem Unwillen

theilweiſe auf brutale Weiſe Luſt. Der Hainbund begnügte ſich nicht allein, Wieland's Werke einer höchſt ungünſtigen Kritik zu unterwerfen und, wie wir bereits erzählten, in kindiſcher Weiſe zu verbrennen, ſondern Joh. Heinr. Voß vergaß alle Mäßigkeit ſo weit, daß er in einem Gedichte namentlich von „Wieland's Buhlgeſängen“ ſprach, ihn einen „Lotterbuben“ nannte und ihm „Bettelei im Fürſtenvorſaal“ vorwarf. Voß ſchändete durch ſolche ungerechte und anſtandsloſe Beſchuldigungen nur ſich ſelbſt, denn unter ſeinen Schäfergedichten finden ſich viele, welche im hohen Grade ſchlüpfrig ſind, ohne eine Spur von der Anmuth Wieland's zu zeigen. Wieland ſuchte ſich gegen dieſe Angriffe in ſeinen Unterredungen mit dem Pfarrer von ** zu vertheidigen, an Rache dachte ſein verſöhnliches Gemüth nicht, die jungen Leute, meinte er, würden ihr übereiltes Verfahren gegen ihn ſpäter ebenſo bedauern, wie ihn ſeine ſcharfen Angriffe gegen U3 leid geworden ſein. Der Angriff Göthe's ſchmerzte ihn, doch war er großherzig genug, das zu vergeſſen und Göthe überall und unverholen anzuerkennen, ſelbſt zu einer Zeit, wo derſelbe noch von vielen Seiten angefeindet wurde.

In dieſer Zeit vielſachen Verdruffes fand Wieland Troſt und Beruhigung in dem lebhaften Briefwechſel mit Soſie la Roche, welche ihm ſtets eine treue Freundin blieb. Auch ſein Verhältniß zu Gleim geſtaltete ſich wieder inniger. Ein Beſuch, den Wieland mit ſeiner Frau in Halberſtadt unternahm, vertilgte die letzte Spur von Groll zwiſchen den beiden Männern.

Mittlerweile war der Zeitpunkt herangekommen, daß Wieland ſein Amt als Erzieher des Erbprinzen niederlegte. Karl Auguſt war vom Kaiſer für mildernd erklärt und hatte am 7. September 1775 die Regierung angetreten, am 5. Oktober wurde ſeine Vermählung gefeiert. Bei der jungen Herzogin fand Wieland halbreiche Aufnahme, der Herzog bewies ihm ſeine Anerkennung dadurch, daß er ſeinem Erzieher das biſher bezogene Gehalt von eintaufend Thalern auf Lebenszeit zuſicherte. Karl Auguſt hatte die Bekanntschaft Göthe's gemacht und dieſem eine Stelle im Weimariſchen Dienſte angetragen; es war leicht voranzuſehen, daß Göthe ſeine Freunde nach ſich ziehen würde, und unter dieſen fanden ſich manche, mit denen Wieland in Anlaß literariſcher Fehden nicht im beſten Verhältniſſe lebte. Er fürchtete daher viel Verdruß von der Anweſenheit dieſer ſeiner Gegner in Weimar, und hatte ſich in der Stille ſchon nach einem Zufluchtsorte umgesehen, wenn Weimar ihm unleidlich werden ſollte. Er dachte daran, nach Halberſtadt zu Gleim zu ziehen. Doch kam alles viel beſſer, als er gefürchtet hatte.

Im November 1775 traf Göthe in Weimar ein, ſein liebenswürdiges Benehmen und ſeine Duldsamkeit gewannen ihm alle Herzen. Schon drei Tage nach dem Beginn ihrer Bekanntschaft ſchrieb Wieland an Jacobi: „Dienſtags, den 7. d. M., iſt Göthe in Weimar angelangt. O beſter Bruder, was ſoll ich Dir ſagen? Wie ganz der Menſch beim erſten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tiſche ſaß. Alles, was ich nach mehr als einer Kritik, die in mir dieſe Tage über vorging, jetzt von der Sache ſagen kann, iſt dieſe: ſeit dem heutigen Morgen iſt meine Seele ſo voll von Göthe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne.“ Dieſe Meinung veränderte ſich nicht, einige Monate

nachher schrieb Wieland an Zimmermann: „Ich lebe nun neun Wochen mit Göthe, und lebe, seit unsere Seelenvereinigung so unvermerkt und ohne allen effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Er ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat. Dies sage ich meinem Zimmermann, weil er es mit beinahe eben so innigem Vergnügen lesen wird, als womit ich es schreibe. Möchte ich's der ganzen Welt sagen dürfen! Möchte alle Welt den liebenswürdigsten Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben, wie ich. Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen schönen, gefühlvollen reinen Menschheit sah. Außer mir kniete ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an.“ —

Schon im Dezember desselben Jahres, in welchem Göthe nach Weimar gekommen war, fragte er bei Herder an, ob er die Stelle als Generalsuperintendent in Weimar annehmen wolle. Herder sagte sogleich zu, traf aber erst im Oktober 1776 in Weimar ein. Auch ihn erkannte Wieland neidlos und gern an. Nach seiner Ankunft schrieb er: „Meine Seele ist voll von dem herrlichen Manne. Aber er ist mir zu groß, zu herrlich, ich kann nicht von ihm reden. Und gerade dies, daß sein Geist zu groß ist, ist hier in Weimar eine Art von Unglück für ihn. Außer Göthe, der aber gerade am wenigsten mit ihm leben kann, weil er für den Herzog und seine leidige Ministerschaft leben muß, außer Göthe, wer ist hier ein Mann für Herder? Wer kann nur mit ihm gehen, geschweige an Geist mit ihm ringen, ihn im Athem erhalten? Ich selbst fühle, wie wenig ich ihm sein kann. Fühlen, einsehen, durchschauen, was er ist, und ihn lieben, mehr als ihn noch ein Sterblicher geliebt hat, das kann ich, aber wie unzulänglich ist das für einen so tiefdenkenden, allumfassenden, mächtigen Genius? Bei allem dem ist jetzt mein Haus eine Art von Ressource für ihn und den Engel, sein Weib. Alles was in meiner Familie athmet, ist von Herder und Herberin eingenommen. Die Bewohner von Weimar waren gegen ihn präoccupirt. Trotz dem hat er gleich durch seine erste Predigt großen Eindruck gemacht und alle Herzen gewonnen. Er predigt wie noch niemand gepredigt hat, so wahr, so simpel, so faßlich, und doch alles so tief gedacht, so rein gefühlt, so schwer an Inhalt!“

Daß Wieland's Freundschaft nicht allein in Worten, sondern auch in der That sich äußerte, beweist ein Brief von Herder's Gattin: „Wieland's zarte, gutmüthige Seele schloß sich an Herder an, er ehrte und liebte ihn hoch, und unsere Familien verbanden sich immer herzlicher. Wenn auch in Wieland's und Herder's Freundschaft zuweilen Mißverständnisse und Mißflänge kamen, so lösten sie sich doch immer wieder. Sie ehrten und achteten jeder des andern eigenthümlichen Genius und Werth ohne Neid, obwohl sie über viele Dinge sehr verschieden dachten. Wieland erzeugte uns bei vielen Anlässen, wo wir seine Freundschaft ansprachen, thätige Dienste, unter anderm durch Darlehn, denn die Einrichtung an diesem neuen Ort, ohne eigenes Vermögen, erschwerte uns die ersten Jahre recht peinlich.“

So bildete sich besonders zwischen Göthe und Wieland ein herzliches Verhältniß, Göthe stand bei Wieland's fünfter Tochter Gvatter. Wieland dachte nun nicht mehr daran, von Weimar fortzuziehen. Er kaufte einen Garten vor

der Stadt und wurde dadurch Bürger von Weimar. Ueber sein kleines Grundstück hatte er große Freude. An Gleim schrieb er darüber: „Du mußt Dir nichts Vornehmes noch Kostbares vorstellen, bilde Dir ein, daß es ungefähr so ein Garten gewesen ist, wie das kleine Gut, das Plinius dem Sueton kaufen will, ein Landgut war, d. h. gerade so, wie ihn ein Müßiggänger meiner Art von nöthen hat, Bäume genug, um Schatten zu haben, und groß genug, daß meine Mädchen sich müde darin laufen können. Seitdem die Kirschbäume zu blühen angefangen haben, bin ich nun den ganzen lieben Tag draußen, und habe es schon so weit gebracht, daß mir in meinen vier Mauern in der Stadt nirgend wohl ist, bis ich meinen Stab in der Hand habe um hinauszugehen, und im Freien, im Orknen unter meinen Blumen, im Angesicht meiner eigenen kleinen Pflanzen zu leben und zu wallen.“

Die ländliche Freiheit gefiel dem Dichter so wohl, daß er im Sommer 1777 sich ein großes bequemes Haus vor der Stadt erwarb, in welchem er nun seine Tage zu beschließen hoffte. Im Oktober 1772 war sein Vater in Wiberach gestorben, seit dieser Zeit lebte seine Mutter bei ihm, und der häusliche Kreis war des Dichters liebster Aufenthalt. Die Nächstenliebe rechtgläubiger Krisiten verschonte Wieland ebenso wenig wie Göthe und Herder mit den absurdesten Klatschereien, man machte ihn zum Vorsitzenden wülster Gesellschaften, wie man Herder im Ueberrock und mit Sporen predigen ließ. Daß alle diese Gerüchte Erfindungen waren, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Wir haben nachträglich nun zu betrachten, was Wieland seit seiner Ankunft in Weimar an poetischen Werken geschaffen. Wir erinnern uns, daß in die ersten Jahre seines Aufenthaltes daselbst die vielfachen Streitigkeiten auf literarischem Gebiete fielen. In solchen Zeiten findet der Geist keine Ruhe und keine Stimmung zu positiven Schöpfungen, aber die Gebiete der negativen Poesie, der Satire, eröffnen sich um so bereitwilliger. Im Jahre 1773 faßte Wieland den Plan, die Geschichte der Abberiten zu schreiben. Die Stadt Abbera hatte im griechischen Alterthume denselben beneidenswerthen Ruhm, wie bei uns Schilda und Schöppenstein. Manchen guten Zug zu seinem Bilde entnahm Wieland seinen Erinnerungen an seine Vaterstadt, doch ist es nicht richtig, anzunehmen, daß in den Abberiten nur Wiberach'sche Zustände geschildert seien. Abberiten zu beobachten, dazu findet jeder, der früh genug aus seinen vier Pfählen in die Welt kam, Gelegenheit genug. Die Abberiten leiden freilich auch an dem Fehler, den fast alle Werke Wieland's zeigen, an einer ermüdenden Weitschweifigkeit, sie geben auch an mehreren Stellen Szenen, welche das Anstandsgefühl stark verletzen, doch treten diese beiden Uebelstände nur in geringem Maße hervor, im Allgemeinen sind die Abberiten ein kunstvoll angelegtes und vortrefflich, an einzelnen Stellen sogar ausgezeichnet durchgeführtes Werk in anmuthiger Darstellung und fließender Sprache, dessen Hauptzüge wir nachstehend wiedergeben wollen.

Demokritos war aus Abbera gebürtig. Als er im zwanzigsten Jahre seinen Vater verlor und dadurch Herr eines großen Vermögens wurde, ging er auf Reisen, bereicherte seinen Geist durch die tiefsten Studien, durch weitgehende Erfahrungen und bildete sich im Umgange mit den besten Köpfen seiner Zeit. Nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren kehrte er in seine Vaterstadt zurück,

ein feiner, abgeschliffener, stattlicher Mann, und brachte einen lebendigen Affen und ein ausgestopftes Protobild mit sich. Einige Tage lang sprachen die Abberiten nur von ihrem weitgereisten Mitbürger, glaubten aber bald zu finden, daß sie sich sehr in ihm getäuscht hätten, denn er wollte weder zu Gunsten der Rechtsgelehrten einen Prozeß gegen die unredlichen Verwalter seiner Güter anstrengen, noch Rathsherr von Abdera werden, noch eine Abberitin heimführen. Alle Wunderdinge, welche abberitische Gelehrte aus ihren Büchern aufs genaueste zu kennen behaupteten, erklärte der weitgereiste Philosoph für Märchen, und als die weisen Abberiten merkten, daß Demokrit in allem ihr gerades Gegentheil war, da erklärten sie ihn für einen bedauernswerthen Schwachkopf, und würden ihn selbst nicht mehr besucht haben, wenn er nicht so vortreffliche Weine geführt hätte. Als sie einmal bei einer Gelegenheit ein Examen mit ihm anstellten, waren die Ansichten, welche Demokrit über das Ideal der Schönheit und andere Dinge entwickelte, für die Abberiten so haarsträubend, daß sie eilends ein Gesetz gaben, kein Abberitensohn solle künftig länger als ein Jahr oder weiter als bis an den Isthmus von Korinth reisen dürfen. Um aber nicht in Konflikt mit dem Bürgermeister zu kommen, dessen Sohn sich auf Reisen befand, erklärte man das Gesetz zugleich für einen schlafenden Löwen, der erst geweckt werden müsse, wovon natürlich sich jedermann hütete.

Demokrit zog sich indeß aufs Land zurück, um ungestört seinen Studien leben zu können, die Abberiten aber glaubten nun, er treibe Zauberkünste. Seine Ansicht über die Entstehung der Welt setzte ihn der Gefahr aus, vom Priester Strobilus als Gotteslästerer angeklagt und wie Sokrates behandelt zu werden, aber ein gebratener Pfau, mit Goldstücken gefüllt, macht den Philosophen sofort wieder zum rechtgläubigen Abberiten. Als er sich mit seinen Landsleuten einige Scherze erlaubte und ihre Einfalt benutzte, um sie mit ernsthafter Miene arg zu foppen, zweifelten die Abberiten an seinem Verstande, und in der Hoffnung, ihn für unmißlich zu erklären und sein großes Vermögen gewinnen zu können, beschloßen sie, den gelehrten Arzt Hippokrates kommen zu lassen, damit er den Verstand des Demokrit untersuche. Der berühmte Mediziner kam, erklärte den Demokrit für gesund, aber die Abberiten, sagte er, litten an einer gefährlichen Krankheit, welche sie nur heilen könnten, wenn sie auf gemeiner Stadt Unkosten sechs große Schiffe voll Nieswurz herbeischafften, und nach einem feierlichen Umzuge zu allen Tempeln die Nieswurz vertheilten, auf den Kopf sieben Pfund, für die Rathsherren aber doppelte Porzionen. Nachdem er diesen guten Rath gegeben, entfernte er sich, über die Auslegung seiner Worte entbrannte aber ein großer Streit unter den wohlweisen Rathsmitgliedern, der sehr gefährlich hätte werden können, wenn nicht im kritischen Augenblicke der Herold die Väter der Stadt zum Mittagessen gerufen hätte.

Nun begab es sich, daß die feingebildeten Abberiten ins Theater gingen, um eine Oper zu hören, welche ihr Komosylax Gryllus selber gesetzt hatte. Ein zufällig anwesender Fremder erlaubte sich, einige Bedenken gegen die Musik zu erheben, und darüber wurden die Abberiten so empört, daß sie flugs beschloßen, keinen andern als den Euripides kommen zu lassen, damit er den unverschämten Fremden niederdonnere. Als man den Fremden von diesem Entschlusse benach-

richtigte, erklärte er denſelben für unnöthig, da er ſelber Euripides ſei. Das paßte den Abberiten gar nicht, und ſie erklärten mit großer Genialität, das ſei nicht wahr, ſie brachten auch eine Büſte des Euripides herbei, welche ihr Stadtbildhauer verfertigt hatte, und als dieſe jedem andern ähnlicher ſah als dem Fremden, da erklärte man den Fremden für einen Betrüger, und es würde ihm ſchlimm ergangen ſein, wenn nicht der Neffe des Archon Onolaus, der ihn in Athen geſehen, ihn als den wirklichen Euripides anerkannt hätte, worauf denn ganz Abdera in Entzücken ſchwimmt und faſt mit Gewalt den Dichter nöthigt, ihnen mit ſeiner Truppe, die er bei ſich hatte, ſeine Andromeda aufzuführen.

Ganz vortrefflich iſt in allen dieſen Darſtellungen Wieland's gezeigt, wie mit der Bornirtheit auch die Schlechtigkeit ſtets Hand in Hand geht. Selbſtſucht im höchſten Grade, Ungerechtigkeit, Lüge in der ſtärkſten Porzion, der elendeſte Hochmuth und der blindſte Autoritätenglaube ſind zu allen Zeiten das ſichere Erbtheil der Dummheit geweſen, und nur allzu wahr iſt der Ausſpruch Schiller's, daß mit der Dummheit die Götter ſelbſt vergebens kämpfen.

Der zweite Theil der Abberiten iſt noch gelungener als der erſte, er enthält den Prozeß um des Eſels Schatten. Der Zahnarzt Struthion hatte einen Eſel gemiethet, auf dem er eine Reiſe in Begleitung des Eſeltreibers unternahm. Unterwegs brannte die Sonne ſehr heiß, der Zahnarzt ſtieg ab und ſetzte ſich, um auszurufen, in den Schatten des Eſels. Dagegen proteſtirte aber der Eſeltreiber ſehr energiſch und behauptete, er habe wohl den Eſel, nicht aber den Schatten deſſelben vermietet, und beanspruche für den Schatten noch ein beſonderes Honorar. Da beide ſich nicht einigen konnten, ſo lehrten ſie ſofort nach Abdera zurück und machten vor dem Stadtrichter den Prozeß um des Eſels Schatten anhängig. Der Zahnarzt rief den Schuß des Junſtmeiſters Pfriem an, dem Eſeltreiber gelang es, durch die Reize ſeiner Tochter ſich den mächtigen Arm des Erzprieſters Agathyrjus zu gewinnen, und Abdera ſpaltete ſich nun in zwei Parteien, die mit größter Erbitterung gegen einander intriguirten und ſich der Kürze wegen „Schatten“ und „Eſel“ nannten. Viele Ränke wurden geſponnen, viele Neben wurden gehalten, und als der hochwichtige Tag der letzten entſcheidenden Gerichtſitzung kam, hielt man es für billig, daß auch der Eſel, welcher an dem ganzen Handel Schuld war, der Verhandlung beiwohne. Die „Schatten“ ſchmückten den Eſel alſo mit Blumen und Bändern und führten ihn auf die Straße, kaum aber erſahen die „Eſel“ dieſes Schauſpiel, ſo ſtürzten ſie ſich mit todesverachtender Tapferkeit auf den vierbeinigen Namensvetter, um ihn den „Schatten“ zu entreißen, und bei dieſer Gelegenheit wurde der unglückliche Eſel in tauſend Stücke zerriffen. Dadurch wurde der ganze Prozeß ſofort zum Austrage gebracht, und die Richter, die vorher ſchon Angſtſchweiß vergoſſen hatten, wenn ſie daran dachten, welches Urtheil ſie füllen ſollten, beſchloſſen nun hoch erfreut, beiden Parteien ſollten ihre Koſten aus der Stadtklaſſe vergütet werden; dem Eſel aber ſetzte die Stadt Abdera ein Denkmal, und ihre Dichter verewigten die großartige Begebenheit in Balladen und Dramen.

So war denn, Dank der patriotiſchen Tapferkeit der „Eſel“, die Republik Abdera noch einmal vor dem Verderben bewahrt, doch bald nahte ihnen daſſelbe von anderer Seite um ſo ſicherer. Die Abberiten verehrten die Göttin Latona,

und da dieſer die Fröſche geheiligt waren, ſo genoſſen auch dieſe anmuthigen Amfibien in Abdera eine göttliche Verehrung. Jeder Abberit hatte um ſein Haus einen Froſchgraben, in demſelben haupen die lieblichen Sänger der Latona ungeſtort, und vermehrten ſich nach und nach ins unglaubliche. Vor der Menge der Froſche konnten die Abberiten nicht mehr in Abdera bleiben, ſie wanderten mit Sack und Pack aus, und überließen als fromme Verehrer der Latona ihren geweihten Thieren all ihr irdiſch Hab und Gut. Eine geraume Zeit nachher kehrten ſie in ihre Vaterſtadt zurück, und die friſche Luft hatte ihnen ſo viel geſunden Menſchenverſtand gegeben, daß ſie fortan ein ſtilles Leben führten, wie die Mehrzahl der anderen Menſchen, und dem Geſchichtſchreiber keinen Stoff weiter boten.

Wieland ſchrieb die Abberiten in den Jahren von 1773 bis 1777, im deutſchen Mercur wurden ſie zuerſt mitgetheilt. Sobald die luſtige Geſchichte erſchien, erhob ſich aus unzähligen Städten, Kreiſen, Provinzen, Herrſchaften, Graſſchaften und Furſtenthumern ein großes Geſchrei aller der „Abberiten“, welche ſich getroffen fühlten. Ein Bürgermeiſter beſchuldigte in einem Schreiben den Dichter, er gehe darauf aus, den letzten Neſt von Treue und von Einfalt der Sitten, wie er ſich in einigen kleinen Städten und Marktſteden noch erhalten habe, dem Gelächter und Geſpott der Welt preiszugeben und dadurch beſagter Städte und Marktſteden ſeligſtes Glück zu vernichten.

Von dem Kreie der altgriechiſchen Stoffe, welche Wieland biſher behandelt, wandte er ſich nun den Ritterbliern und Sagen des Mittelalters zu. Von 1776 an ſchuf er aus dieſem Gebiete, das er ebenfalls erſt wieder neu für ſeine Nation eröffnete, eine Reihe von Erzählungen, aus welchen wir nur Gandalin oder Liebe um Liebe nennen. Gerwinus bezeichnet dieſe Erzählung als „das Schonſte, was Wieland überhaupt geſchrieben habe. Dieſe Arbeiten leiteten ihn auf dasjenige ſeiner Werke, durch welches Wieland's Name am meiſten im Gedächtniß geblieben iſt. Sein Oberon dürfte wenigen gebildeten Deutſchen unbekannt ſein, und es wird genügen, nur wenige Bemerkungen zu dieſem herrlichen Werke zu geben, von dem Göthe ſagte: „So lange Poeſie Poeſie bleiben wird, wird Oberon als ein Meiſterſtuck poetiſcher Kunſt geliebt und bewundert werden.“

Im Oberon hat Wieland drei verſchiedene Haupthandlungen aufgeführt, das Abenteuer, welches Hlon auf Befehl des Kaiſers übernahm, die Liebesgeſchichte von Hlon und Rezia, und den Zwiſt Oberon's mit Titania. Jede dieſer beſonderen Erzählungen findet ſich ſchon in früheren Quellen, in dem alten Ritterbuche von Huon de Bordsaux, in Dekameron, in Chaucer's Merchand's Tale und in Shakeſpeare's Sommernachts Traum. Die kunſtvolle Verflechtung dieſer verſchiedenen Erzählungen iſt Wieland's Verdienſt. Er tritt alſo zu dem Stoffe ſeines Oberon etwa in dasſelbe Verhältniß wie Wolfram von Eſchenbach zu dem Stoffe ſeines Parzival. Der Grundgedanke, auf welchem der Oberon ſich aufbaut, iſt derſelbe, welcher die ganze Lebensanſicht auch Wieland's enthalten zu haben ſcheint, er findet ſich ausgedrockt in den beiden Stellen des Gedichtes:

Wir ſelbſt ſind

Des Schickſals Diener nur. In heil'gen Finſterniſſen,
Hoch über uns, geht ſein verborgner Gang,
Und willig oder nicht, zieht ein geheimer Zwang
Uns alle, daß wir ihm im Dunklen folgen müſſen.

Und in der andern Stelle:

Die Hand, die uns durch dieſes Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laßt uns feſt an dieſem Glauben halten,
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgeſtalten.

Wollen wir dieſen Gedanken allgemeiner ausſprechen, ſo könnten wir ſagen: dem Menſchen ſind von Gott Kräfte mannigfacher Art verliehen, welche der Menſch zum Guten wie zum Böſen anzuwenden die Fähigkeit beſitzt. Seine Beſtimmung iſt es, den Weg des Guten zu betreten, und denen, welche die von Gott verliehenen Gaben als die getreuen Haushalter brauchen, wird Gottes Hilfe nicht fehlen; auch im Elend wird Gottes Hand ihnen nahe ſein, und der ſicherſte Stab, auf den ſie ſich ſtützen können, iſt das feſte Vertrauen zu Gott, der die Liebe iſt.

Mit dieſem Gedanken trat Wieland den abergläubischen Schwärmereien eines Lavater, und den betrügeriſchen Vorſpiegelungen der Alchymiſten, Goldmacher und Geiſterbeſchwörer ſeiner Zeit entgegen. In der That beabſichtigte Wieland mit ſeinem Oberon nicht allein zu unterhalten, er verfolgte auch die höheren Zwecke, deren wir ſoeben gedacht.

Der Oberon erſchien 1780, kurz vor Leſſing's Tode, deſſen Beiſall er noch fand.

Bis zum Jahre 1789 beſchäftigte ſich Wieland mit der Ueberſetzung der Epiſteln und Satiren des Horaz, ſowie der ſämmtlichen Werke des Luſian. Hier, ſowie in ſeinen ſpäteren Ueberſetzungen zeigt er ſich als geiſtvollen, ſelbſtbewußten Ueberſeher, der nicht wie eine Maſchine, ſondern nach den Grundſätzen arbeitete, welche wir bei Gelegenheit der Bibelüberſetzung Luther's ausführlich beſprochen haben.

Die hohen und edlen Ideen, welche die franzöſiſche Revolution veranlaßten, begrüßte Wieland mit Enthuſiasmus, mit Intereſſe verfolgte er die Ereigniſſe, bis zu dem Zeitpunkte, wo „die anmaßlichen Weltbefreier die Maſke abwarfen, um auch die Blinden mit Händen greifen zu laſſen, weſſen wir uns zu ihnen zu verſehen haben.“

Man hat Wieland in ſeinem Leben wohl den Vorwurf gemacht, daß er gegen Fürſten ſervil geweſen ſei. Es liegen viele Thatſachen aus ſeinem Leben vor, welche das Gegentheil dieſer Beſchuldigung darthun. Wir wollen nur eine dertelben anführen. Bekanntlich war der franzöſiſche General Laſayette in preußiſche Gefangenſchaft gerathen, und nach Preußens Friedensſchluß mit Frankreich im Jahre 1795 den Deſtreichern übergeben und von Magdeburg nach Olmütz gebracht worden. Da brachten mehrere öffentliche Blätter Nachrichten über die

abſcheuliche Behandlung, welche Laſayette und ſeine Familie erdulden mußte. Namentlich Archenholz in ſeiner Minerva gab viele Einzelheiten und bemühte ſich ſehr, die Sache in die Deffentlichkeit zu bringen. Da wurde Wieland unter dem Siegel des K. K. Landespräſidiums in Niederöſtreich eine Broſchüre zugeſendet mit dem Anſinnen, dieſelbe in ſeinem Merkur abdrucken zu laſſen. Die Broſchüre enthielt unter anderm auch einen officiellen Bericht des Feſtungskommandanten von Dmlitz, der alle Ausführungen von Archenholz widerlegen ſollte. Wieland hatte ſchon von Viberach aus mit Archenholz im Briefwechſel geſtanden und kannte deſſen Ehrenhaftigkeit zu gut, um nicht ſofort einzusehen, was von der zugeſandten officiellen Broſchüre zu halten ſei. Er verweigerte alſo den Abdruck derſelben, weil ſeine Gefinnungen ihm das nicht geſtatteten. Im Jahre 1797 befreite Napoleon den General Laſayette, und die Richtigkeit der Darſtellungen in der Minerva wurde nun erwieſen.

Uebrigens wurde an dem Hofe eines ſo edelgeſinnten und vorurtheilsfreien Fürſten, wie Karl Auguſt war, von niemand, am wenigſten von einem Manne wie Wieland, Servilismus gefordert, und in Ettersburg, dem Sommerſitze der Herzogin Amalia, konnte jeder ſeine Meinung frei ausſprechen. Als die kunſtliebende Herzogin ſpäter zu ihrem Sommeraufenthalte Tieffurt beſtimmte, gab die geiſtreiche Geſellſchaft, welche dort verſammelt war, ein eigenes Tieffurter Journal heraus, zu welchem jeder, der Zutritt hatte, Beiträge liefern konnte. Auch ein Liebhabertheater hatte man in Tieffurt etablirt, zu deſſen Perſonal Göthe, Einſiedel, Knebel, Sedendorf, Muſäus, Korona Schröter gehörten. Wieland lieferte für dieſe Geſellſchaft ſeine Pandora. Der geiſtreiche Kreis bot ihm viel Anregung und erſetzte ihm reichlich den Umgang mit der lärmenden, vergnügungsſüchtigen Welt, die er wenig liebte. Im Jahre 1782 ſchrieb er: „Ich lebe in einer erwünſchten Freiheit von öffentlichen Geſchäften, den Muſen und mir ſelbſt ein unſcheinbares aber glückliches Leben, begünſtigt mit der Gnade meiner guten Fürſten und der Liebe vieler Rechtſchaffenen, umgeben von einer zahlreichen, um mich her theils aufblühenden, theils noch aufſteimenden Familie, die meine Exiſtenz auf die intereſſanteſte Art vervieſfältigt, und durch die ſüßen Sorgen und angenehmen Pflichten des Hausvaters mein ſonſt ſehr einſörmiges Leben vor Stockung bewahrt.“

Die ſüßen Sorgen für ſeine Familie wurden öfter auch ernſthaft, denn von vierzehn Kindern, welche ſeine Gattin ihm ſchenkte, waren elf noch am Leben und Wieland mußte ſehr fleißig ſein, um als guter Vater für ſeine Familie zu ſorgen. Das hat er denn auch zu allen Zeiten mit großer Freude und Gewiſſenhaftigkeit gethan, ſein Familientkreis war ihm der liebſte Aufenthalt, und mit ſeiner Gattin und ſeinen Kindern lebte er in einem ſo innigen und ſchönen Verhältniſſe, wie es ſelten gefunden wird. Von den vielen Stellen, an welchen Wieland in ſeinen Briefen von ſeiner Frau und ſeinen Kindern ſpricht, wollen wir nur einige wenige anführen.

An Sofie la Roche. Was das Glück meines hausväterlichen Lebens ganz und völlig macht, iſt die ſich immer mehr befeſtigende Geſundheit der Mutter aller dieſer holden Geſchöpfe. Die Freude, die ihr Gott an ihren Kindern gibt und, wie ich hoffe, noch ferner geben wird, iſt die Belohnung für den reinen Sinn und

die Herzenstreue, womit sie ganz nur für mich und ihre Kinder lebt, und für das Glück, das sie mir dadurch verschafft.

An Leonhard Meister. Meine Frau ist ein Muster jeder weiblichen und häuslichen Tugend, frei von jedem Fehler ihres Geschlechts, mit einem Kopf ohne Vorurtheile und mit einem moralischen Charakter, der einer Heiligen Ehre machen würde. Die Jahre, die ich mit ihr lebe, sind vorbeigekommen, ohne daß ich nur ein einziges Mal gewünscht hätte nicht verheirathet zu sein, im Gegentheil ist sie und ihre Existenz so mit der meinigen verwebt, daß ich nicht acht Tage von ihr entfernt sein kann, ohne etwas dem Schweizerheimweh ähnliches zu empfinden. In allen meinen Liebesaventuren war viel Illusion, und reine Glückseligkeit kenne ich erst seit dem 24. Oktober 1765, als der Epoche meiner Verheirathung.

An Soffie la Roche. Ich will Ihnen, liebe Freundin, ehe ich schlief, noch melden, daß mir meine Frau am verwichenen Lichtmess-Morgen (1781) wieder einen Sohn gebracht hat, bei dem der Herzog und die Herzogin-Mutter aus eigenem Anerbieten und in eigener Person Patben gewesen und ihm den Namen Wilhelm August geschöpft haben. Ich habe nun eine ganz artige Nachkommenschaft um mich her, vier Mädchen und vier Jungen, alle so gesund und munter, gutartig und hoffnungsvoll, jedes in seiner Art, daß ich meine Lust und Freude daran habe und mich gerade wegen dessen, was die meisten für eine große Last halten würden, für einen der glücklichsten Sterblichen auf Gottes Erdboden halte. Das Alter überschleicht mich ganz unmerklich mitten unter dieser um mich aufsprossenden und aufblühenden jungen Welt. Ich erfahre je länger, je mehr, daß alle wahre menschliche Seligkeit innerhalb den Reizen des ehelichen häuslichen Lebens liegt. Ich werde immer mehr Mensch und in eben der Proporzion immer glücklicher und besser. Arbeiten wird mir Lust, weil ich für meine Kinder arbeite, und auch davon bin ich im innersten überzeugt, daß mein ruhiges Vertrauen auf die Hand, welche das Gewebe unserer Schickungen webt, weder mich noch die Meinigen betrügen wird. —

Das gläubige Vertrauen des Dichters auf Gottes väterliche Hand wurde nicht zu Schanden. Da eine so große Familie große Mittel erforderte, so war Wieland's Fleiß unermüdblich, dieselben herbeizuschaffen. Fleiß mußte er sich allerdings nicht verbrießen lassen, denn für seine Werke hat Wieland in jenen Zeiten nur sehr wenig erhalten. Seine frühesten poetischen Schriften brachten ihm etwa einen Dukaten für den Bogen ein, die Romischen Erzählungen fünf Gulden für den Bogen. Für seine Uebersetzung des Shakspeare erhielt er vier Gulden vierzig Kreuzer für den Bogen, und die Verlagsbuchhandlung konnte so viel Auflagen machen als sie wollte. Der Buchhändler Reich in Leipzig bezahlte ihm für Musarion dreißig, für den Diogenes fünfzig Dukaten. Später trat Wieland in Verbindung mit dem bekannten Buchhändler Georg Joachim Göschen, der auch Klopstock's und Lessing's Werke verlegte. Doch hatte Wieland, wie alle Schriftsteller in jener Zeit, welche einen Schutz des geistigen Eigenthums noch nicht kannte, viele Verdrießlichkeiten und materielle Nachteile von Buchhändlern zu erdulden. Göschen war ihm jedoch stets ein treuer Freund, mit dem er in ein vertrautes Verhältniß trat. Ihm übergab Wieland auch den Kommissionsverlag des Rectur, der seine Haupteinnahmequelle war. Von 1793 an ließ Göschen

eine Gesamtausgabe von Wieland's Werken in dreißig Bänden erscheinen. Der Dichter brachte zehn Jahre damit zu, dieser Ausgabe letzter Hand eine möglichst würdige Gestalt zu geben. In seiner eigenen Ankündigung dieser Ausgabe sagte Wieland: „Niemand kann es stärker fühlen und einsehen als ich selbst, daß meiner angestrengtesten Bemühungen ungeachtet auch die besten Produkte meines Geistes noch immer weit unter meiner eigenen Idee, geschweige denn unter dem Ideal des Schönen und Guten in ihrer Art bleiben, und auch bei dem festesten Vorsatz, ohne Schonung und mit der strengsten Schärfe bei Verbesserung meiner Schriften zu verfahren, noch immer manche Fehler entweder meiner Aufmerksamkeit entgehen, oder mein Unvermögen, ihnen abzuhelpfen, bezeugen werden. Aber dieser Gedanke wird meine Aufmerksamkeit schärfen und meinen Fleiß verdoppeln, und so werde ich, was auch der Erfolg sein mag, die Welt dereinst desto ruhiger verlassen können, wenn ich mir bewußt sein werde, alles was in meinen Kräften stand, gethan zu haben, um ihr meinen geistigen Nachlaß so wohl beschaffen und in so guter Ordnung, als mir möglich war, zu hinterlassen.“

Die sämtlichen Werke erschienen in vier verschiedenen Ausgaben, darunter eine Prachtausgabe. Auf diese letztere abonnierte zu des Dichters großer Freude unter andern das Prämonstratenserstift Steingaden in Oberbaiern, und der Magistrat seiner Vaterstadt Biberach.

Durch diese Gesamtausgabe erwachsen dem Dichter durch den redlichen Götschen erhebliche Vortheile, die ihm um so mehr zu gut kamen, da er in seinen späteren Jahren manche unglückliche Todesfälle in seiner Familie zu beklagen hatte. Er verlor drei seiner Schwieger söhne im kräftigsten Alter, und mehrere seiner eigenen erwachsenen Kinder. Die verwittweten Töchter und verwaisnen Enkel nahmen der Großvater mit der zärtlichsten Liebe wieder in sein Haus auf.

In Wieland's Wohnung fand man niemals kostbaren Prunk, alles war einfach und schlicht zu mäßiger Bequemlichkeit eingerichtet und in allem wurde die höchste Sauberkeit und Ordnung beobachtet. Weber in den Freuden der Tafel noch in Blichern oder Kunstwerken erlaubte sich Wieland irgend einen Luxus, seine Verhältnisse erlaubten ihm dergleichen nicht, und Wieland setzte zu allen Zeiten seine eigenen Wünsche der Sorge für das Wohl seiner Familie nach. Selbst in Ausgaben, die für seine eigene Gesundheit nothwendig waren, sorgte Wieland. Zu der Anschaffung von Portwein, den er trinken sollte, konnte er sich schwer entschließen. Der großmüthige Götschen machte ihm mit zwanzig Flaschen Portwein und vier Flaschen altem Rheinwein aus dem Rathskeller in Bremen ein ebenso unerwartetes wie angenehmes Geschenk.

Auch zu Reisen konnte Wieland sich schwer entschließen. Außer einigen kleineren Ausflügen nach Halberstadt, Mannheim und Dresden unternahm er im Jahre 1796 eine Reise nach der Schweiz, auf welcher seine Gattin und mehrere seiner Kinder ihn begleiteten. Die Herzogin Amalie hatte ihm den Reisewagen sehr gefreut gegeben. Im Mai wurde die Reise, zu welcher Wieland sich lange vorher sehr gefreut hatte, angetreten, sie ging über Nürnberg und Ulm nach Zürich. Auf dieser Reise erfuhr der Dichter viele Beweise von Liebe und Verehrung. Am Ufer des Zürichersees bezog er ein kleines Haus, und durchlebte noch einmal die Zeit seiner schwärmerischen Jugend. Sein Herz und seine Hand waren rein

geweſen, als er damals hier verweilte, und als er als 63jähriger Greis zu dieſer geliebten Stätte zurückkehrte, da war ihm ſein Haar in Ehren ergraut. Ein Sohn ſeines Jugendfreundes Salomon Geßner hatte ſich wenige Jahre zuvor mit Wieland's Tochter verheirathet, im Kreiſe ſeiner Lieben ſlogen dem Dichter die Tage und Wochen dahin, ſeine Geſundheit kräftigte ſich zusehends, ſein Geiſt gewann an Heiterkeit und Kraft. Nachdem er dreizehn Wochen in der Schweiz verlebte, trat er die Heimreiſe an, und gelangte wohlbehalten mit den Seinigen wieder nach Weimar.

Der ländliche Aufenthalt in der Schweiz hatte Wieland ſo ſehr behagt, daß ihm nach ſeiner Rückkehr nach Weimar das Stadtleben ſehr zur Laſt wurde. In Weimar fand er freilich viele Annehmlichkeiten, mit allen großen Männern, die ſich dort verſammelt hatten, auch mit Schiller ſtand er in freundschaftlichem Verkehr, doch ſehnte er und ſeine Familie ſich nach einer ländlichen Zurückgezogenheit, welche ihnen erlaubte, ihre Zeit nach eigenem Belieben zu verwenden. Großen Verdruß hatte Wieland über die Reiſenden, welche nach Weimar kamen, um ſich die großen Männer des Jahrhunderts zu beſchauen, wie man wilde Thiere in der Menagerie anſieht, und welche bei ihren Beſuchen oft ſehr wenig Zartgefühl bewieſen. Beſonders ärgerlich war es Wieland, wenn er in ſeinen beſten Arbeitsſtunden des Morgens in ſeinem Studirzimmer überruſcht wurde. Er arbeitete dann im Schlafrock und in der Nachtmütze, auch hatte er wohl ein Tuch um den Kopf gewunden, und wenn Fremde ihn in dieſem Aufzuge ſahen, ſo erregte das ſeinen Unwillen oft ſo ſehr, daß er ſeine augenblickliche Verſtimmung nicht verbergen konnte. Was er dann in gereizter Laune oft unbedacht ausſprach, das wurde von literariſchen reiſenden Handwerksburschen wieder in die Welt hineingeſchrieben, und auf dieſe Weiſe, zu des Dichters Verdruß, oft die Quelle falſcher Urtheile.

Wieland glaubte für ſeine Ruhe am beſten zu ſorgen, wenn er allen zudringlichen Leuten aus dem Wege ginge. Er ſah ſich deſhalb nach einem paſſenden Landgütchen um. Der Beſitz deſſelben war immer ein Lieblingswunſch ſeines Lebens geweſen, und die Verhältniſſe geſtatteten ihm nun die Ausföhrung deſſelben. Aus dem Weimariſchen Lande wollte er ſich jedoch nicht entfernen, ſeine Pietät gegen die herzogliche Familie geſtattete ihm das nicht. So ſah er ſich denn nach einem Horaziſchen Sabinum mit Berg und Wald, welches ihm *conditio ſino* quon war, mit Aufmerkſamkeit um. Eine Verhandlung mit dem Kammerherrn von Egloffſtein über den Ankauf eines Theiles des Rittergutes Lannrode zerſchlug ſich wieder. Inzwiſchen ſtudirte Wieland mit Familie ein landwirthſchaftliches Buch, welches Göſchen ihm ſchickte. Wieland's neunzehnjähriger Sohn Karl, der Landwirth war, ſollte das zu tauſende Gut bewirthſchaften.

Im März 1797 kaufte Wieland endlich ſein erſchntes Gütchen. Er ſelber erzählt die näheren Umſtände in einem Briefe an ſeinen Verleger Göſchen: „Der Gutskauf, wovon ich Ihnen zeitſher geſchrieben habe, iſt nun zu Stande gekommen. Die Gemeinde von Osmannſtadt überläßt mir die von dem ehemaligen Statthalter der hieſigen Fürſtenthümer, dem weiland berühmten Grafen Heinrich von Bünau, mit Aufwande von mehr als 30000 Thaler erbauten Schloßgebäude und die übrigen auf beigelegter Rote ſpezifizirten Grundſtücke und Freiheiten um die

runde Summe von 22000 Thaler. Meinen calculs zufolge halte ich mich für ziemlich gewiß, die Kaufsumme in sechs, längstens acht Jahren völlig abtragen zu können. Allein die guten Bauern brauchen haar Geld, und zwar vor allen Dingen bis auf künftigen Michaelis 14000 Thaler, um damit den Herrn Grafen von Marschall, dem sie solche schuldig sind, befriedigen zu können. Nun wäre ich zwar vermöge des Kaufkontrakts, so wie er am 15. hui. (15 März 1797) zwischen der Gemeinde und mir geschlossen worden, nicht mehr als 7000 Thaler als den affordirten Preis für Schloß und Garten, in dessen unmittelbaren Besiß ich auf Ostern komme, bis auf nächste Pfingsten zu erlegen schuldig, da aber die Gemeinde die besagte Summe von 14000 Thaler nicht ohne enormes Agio und nicht anders als durch Vermittlung eines hebräischen oder kristlichen Juden aufzubringen im Stande wäre, und mir daran gelegen ist, die Achtung und Zuneigung dieser Leute, unter denen ich künftig leben werde, so viel als möglich zu gewinnen, so habe ich mich bewegen lassen, diese Zahlung auf mich zu nehmen. Ich brauche Ihnen nun nicht erst zu sagen, liebster Götchen, daß ich diesem Engagement ohne Kredit nicht genug thun kann. Der Verkauf meines Hauses in Weimar kann mir höchstens tausend Louisd'or verschaffen.“

Die erwähnte Summe, welche an den Grafen von Marschall zu zahlen war, brachte den Dichter aber doch noch in Verlegenheit. Dazu kam noch der Bau einer Scheune, welcher nothwendig vorgenommen werden mußte, auch die Uebernahme des Inventars erforderte viel mehr, als der mit solchen Geschäften nicht vertraute Wieland angenommen hatte. Doch wurden besonders durch Götchen's thätige Hülfe alle Schwierigkeiten überwunden, und Ende April 1797 bezog Wieland mit seiner Familie sein geliebtes Osmantinum, wie er Osmannstädt zu nennen pfliegte. Auf seinem kleinen Gute fühlte er sich äußerst wohl und behaglich, die frische Landluft, die Ruhe und die freie Verfügung über seine Zeit wirkten sehr wohlthätig besonders auf die Gesundheit Wieland's, so daß er sich selbst im folgenden Winter stets wohl befand und ohne Beschwerde anhaltend arbeiten konnte. Die Sorge für seinen Garten gewährte ihm besonders viel Vergnügen, er machte Anlagen, pflanzte dreihundert Obstbäume, schuf sich selber ein kleines Paradies, wie er sagte.

Um die Ruhe nun aber auch recht genießen zu können, dachte Wieland an Aufgabe aller nicht dringend nothwendigen Arbeiten. Vor allem beschloß er, den Merkur nicht wieder erscheinen zu lassen, da ihm die Redaktion desselben sehr viel Arbeit, viel Verdruß und wenig Gewinn brachte. Auf Zureden seiner Freunde führte er den Merkur wenigstens noch bis zum neuen Jahrhundert fort. Im letzten Jahrzehnt hatte sich der Merkur noch das große Verdienst erworben, auf die Kant'sche Philosophie mit Nachdruck aufmerksam zu machen. Dies geschah durch Briefe, welche Wieland's Schwiegersohn Reinhold, zuerst Professor in Jena, dann in Kiel, veröffentlichte. Durch Herder wurde Wieland nachher ein Gegner Kant's, doch nur auf kurze Zeit, auch erkannte er stets willig die Größe des Königsberger Philosophen an. Wieland's neidloses Gemüth sprach es ja jedesmal offen aus, wenn Verdienst irgend einer Art seinen Beifall und seine Bewunderung errang. Wir haben schon gehört, wie freundschaftlich er sich gegen Herder und dessen Familie gezeigt hatte, er kam auch Schiller, der 1787 nach Weimar kam, mit väterlicher

Zuneigung entgegen. Schiller sagte von ihm: „Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Antheil an meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe, und Ursache habe, zu glauben, daß er mich wieder liebt.“ Für die Jahrgänge 1788 und 1789 des Merkur lieferte Schiller werthvolle Beiträge, und Wieland übernahm zuweilen Arbeiten für Schiller, wenn dessen schwankende Gesundheit ihn behinderte.

In den Xenien, welche Schiller mit Göthe später herausgab, finden sich auch mehrere auf Wieland, welche bei einigem Scherz doch auch Achtung vor seinem Genie zeigten, z. B.

Hättest du Fantasie und Wig und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich dir fehlte nicht viel, Wieland und Bessing zu sein.

Wieland, wie reich ist dein Geist! Das kann man nun erst empfinden,
Sieht man, wie sad und wie leer dein Caput mortuum *) ist.

Büdet euch, wie sich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau zu Weimar,
Schmolzt sie auch oft, wer verzeiht Launen der Grazie nicht?

Wieland zeigt sich nur selten, doch sucht man gern die Gesellschaft,
Wo sich Wieland auch nur selten, der Seltene, zeigt.

Doch auch diese freundlich scherzende Weise traf bei Wieland eine empfindliche Stelle, er grollte, aber nicht lange, und in einem Dialoge im Merkur sprach er ein Urtheil aus, welches seine veröhnliche Stimmung genugsam darthut. Er sagte: „Die vornehme, aristokratische oder vielmehr buumviralische Miene, die sie (die Verfasser der Xenien) sich geben, indem sie mit einer Leichtfertigkeit und einem Uebermuth, wovon schwerlich ein Beispiel in irgend einer Sprache existirt, über alles Fleisch herfallen, läßt sich nur von einem Paar poetischer Titanen präsumiren, die im stolzen Gefühl ihrer höhern Natur und überwiegenden Kraft, bei einer starken Dosis Verachtung gegen uns andere Menschlein, sich in Augenblicken einer wilden bakchischen Geistesstrunkenheit alles erlauben, weil sie nichts respektiren noch scheuen, und überdies, falls etwa das gewöhnlich so geduldige und alles zum besten lehrende deutsche Publikum wider Vermuthen runktisch würde, sich damit trösten, daß es nur auf sie ankomme, uns, wenn sie es einmal gar zu arg getrieben haben, durch irgend eine zierliche goldene Schale voll Nepenthe, die sie uns freundlich darreichen, wieder unter den unwiderstehlichen Zauber ihres Genius zu setzen, eines alles wagenden und vermögenden Dämons, der uns (wie sie zum Theil aus Erfahrung wissen) dahin bringen kann, nicht nur seine naevos für lamina, sondern sogar seine Unarten für Grazien anzusehen, und Ungebühren, die wir keinem andern verzeihen würden, als genialische Ergießungen einer frühlichen Laune zu entschuldigen, ja wohl gar unsere Freude daran zu haben.“

*) Manko, ein Nachahmer Wieland's, zeichnete sich durch Geistesarmuth aus. Seine historischen Werke sind jedoch verdienstvoll. Vergl. Serwinus V, 414.

Mit der Herausgabe der *Kenien* hatten Göthe und Schiller aber die Luſt zu übermüthigem Spott unter den deutſchen Schriftſtellern geweckt, und mancher Undererſene verſuchte nun ſeine Lanze einzulegen gegen Perſönlichkeiten, die er zu begreifen und zu würdigen nicht im Stande war. In ſolchen Zeiten pflegen kleine Kläſſer ſich beſonders gern gegen diejenigen zu wenden, welche ſchon von mächtigerer Hand angegriffen und verwundet worden ſind. Auch der literariſche Pöbel folgt dem Grundſatze, nur in Maſſe und nur von Numero Sicher aus zu agiren. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts war es einmal Mode, Wieland alles Verdienſt abzusprechen und ihn gänzlich zu erniedrigen. Im *Athenäum*, einer Zeitschrift, welche von den beiden Brüdern Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel ſeit 1798 herausgegeben wurde, hieß es: „Wieland wird Supplemente zu den Supplementen ſeiner ſämmtlichen Werke herausgeben unter dem Titel: Werke, die ich ſogar für die Supplemente zu ſchlecht halte, und völlig verwerfe. Dieſe Bände werden aber unbedruckte Blätter enthalten, welches ſich beſonders bei dem geglätteten Velin ſchön ausnehmen wird.“ Ferner war daſelbſt eine *Citatio edictalis* zu leſen: „Nachdem über die Poefie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar auf Anſuchen der Herrn Luzian, Fielbing, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler anderen Autoren *Concursus creditorum* eröffnet, auch in der Maſſe mehreres verdächtige und dem Anſchein nach dem Horazius, Arioſto, Cervantes und Shakeſpeare zuſtehendes Eigenthum ſich vorgefunden, als wird jeder, der ähnliche Anſprüche *titulo legitimo* machen kann, hierdurch vorgeladen, ſich binnen ſächſiſcher Friſt zu melden, hernachmals aber zu ſchweigen.“ — Es wurde dem greiſen Dichter alſo auf dieſe Weiſe ein Verbrechen daraus gemacht, daß er ſeine Nation mit den beſten Werken des Auslandes bekannt gemacht, daß er alle Anmuth derſelben für ſeine Muttersprache gewonnen, daß er durch dieſe Werke den Gebildeten des deutſchen Volkes ein Intereſſe für vaterländiſche Literatur eingehaucht hatte, ohne welches ſeine großen Nachfolger niemals hätten leiſten können, was ſie geleistet haben. Wahrlich, plumper konnten ungeſchickte Fäuſte nicht zuſchlagen, als in jenen verſehlten Worten des *Athenäums*. Und während daſſelbe ihn ſchalt, daß er Arioſt und andere in den deutſchen Leſerkreis eingeführt hatte, lobte es ihn, weil er die Verdienſte des Hans Sachs anerkannt hatte. Und hatte Hans Sachs nicht ganz wie Wieland einen großen Theil ſeiner Stoffe aus Boccaccio und anderen Dichtern fremder Völker genommen?

Es iſt ſonderbar, daß Wieland bis in die neueſte Zeit ſo viele Verächter und ſo wenige, die ſeine Verdienſte anerkannt, gefunden, während doch noch bis auf unſere Tage bezauberte Koſen und vieles andere auf den Pfaden zu treffen ſind, welche Wieland bahnte.

Der Greis ließ ſich indeß durch ſolchen Tadel ohne Grund nicht ſtören, auf ſeiner Bahn rüſtig fortzuſchreiten. Er überſetzte Luſtſpiele des Ariſtoſan und Werke von Euripides und Xenophon. Theils in derſelben Zeit wie dieſe Ueberſetzungen, theils nachher verfaßte Wieland das letzte in der langen Reihe ſeiner poetiſchen Werke, die Briefe Ariſtipp's und ſeiner Zeitgenoſſen. Wir führen die treffenden Worte an, welche Hillebrand a. a. D. I, 134 ſagt: „Der

Kriſtipp ſtellt ſich in bedeutſamer Weiſe an den Schluß von Wieland's poetiſchen Werken. Er enthält gleichſam das Reſumé ſeines ganzen literariſchen Lebens und drückt dieſem das perſönliche Siegel auf. Wieland vertrat dem Weſen nach den gebildeten Senſualismus des ſokratiſchen Kriſtipp gegenüber der Kloppſtock'schen platonifiſirenden Erhabenheit in unſerer Literatur. Gegen jenes Lebensprinzip gravitiren ſeine ſämmtlichen Dichtungen, die pseudoplatoniſchen und pseudotheologiſchen der erſten Epoche ſelbſt nicht ausgenommen. Allein nicht bloß nach dieſer Seite hin bildet der fragliche Roman den enzyklopädiſchen Abſchluß ſeiner poetiſchen Produktivität, ſondern auch in Abſicht auf die didaktiſche Richtung, die in ſeinen Schriften faſt excluſiv herrſcht. In umfaſſender Breite und Vielseitigkeit wird uns hier die ganze Summe der antiken Studien des Verfaſſers dargelegt, durchmiſcht mit allen Ingrebienzen Wieland'scher Lebenserfahrungen und philoſophiſcher Betrachtungen. Die Briefform bot ſich wie von ſelbſt als das bequemſte Mittel, den reichen Schatz der Beſeſenheit auszukramen und mit perſönlichen Beziehungen zu verbinden. Die glänzenden Tage des großen Perikles mit all ihren Wundern der Grazie und Schönheit, der Genialität und Größe, aber auch mit allen ihren Verirrungen und Thorheiten ſollen vor unſeren Blicken aufgehen, die ganze Epoche des damaligen griechiſchen Nationallebens ſoll ſich mit dem vollen Reichthume ihrer ausgebildeten Kulturverhältniſſe allſeitig auseinander legen. Der bunteſte Szenenwechſel, die mannichfaltigſten Kontraste, die verſchiedenſten Gegenstände erſcheinen kaleidoſkopisch vorgeſtellt. Aus den Rosenlauben der Laïs werden wir in den Kerker des Sokrates, aus der Werkſtätte des Künſtlers in die Hörſäle der Akademie, von Athen nach Pyrene, von Syrakus in Sizilien nach Sardes in Kleinaſien geführt, um bald die Sitten republikaniſcher Wohlhabenheit und Freiheit, bald die Launen und Leppigkeiten herrſchender Tyrannen zu ſehen, bald über Systeme der Philoſophie und Lebensweiſheit, bald über Regierungsform und Geſetze die Anſichten und Lehren der Männer und Frauen der Zeit zu vernehmen. In der Mitte all dieſer Beziehungen ſteht Kriſtipp, in dem die leichten Sitten ſeiner Vaterſtadt Pyrene mit den atheniſchen Grazien und der ſokratiſchen Ironie vergeſellſchaftet erſcheinen ſollen. Geſehen wir nun willig, daß in dieſem umfaſſenden Werke mit ſeltener Gewandtheit faſt alles beſprochen wird, woran der gebildete Menſch ſich gern theilhaben mag, daß über den Reichthum des Stoffes der Schein einer beweglichen Fantaste hinſtreift und dem Ganzen eine Art Anſchaulichkeit und Geſtalt ertheilt, ſo iſt doch wieder nicht zu verkennen, daß auch hier dem wahren Geiſte des Griechenthums, ſowie einer ächt hiſtoriſch-psychoſogischen Charakteriſtik wenig Genüge geleistet wird. Ueber alles verbreitet ſich das blaſſe Licht der Modernität des achtzehnten Jahrhunderts, aus welcher Wieland nie herausgetreten iſt.“

Hierzu muß bemerkt werden, daß dieſe „Modernität des achtzehnten Jahrhunderts“ gerade diejenige von Wieland's Eigenthümlichkeiten iſt, durch welche er am meiſten und am ſicherſten gewirkt hat. Dadurch, daß er alle Anſichten und Empfindungen ſeiner Zeit in ſich aufnahm und ſich ſelbſt gleichſam zum lebenden Inbegriff derſelben machte, und dadurch, daß er die Erſcheinungen fremder Poefie ſeinen Zeitgenossen in der ihnen verſtändlichen Sprache und Darſtellung vor Augen rückte, gerade darin liegt Wieland's eigenthümliches und großes Ver-

diens und der Grund der außerordentlichen Wirkung, die er in den Jahren von 1770 bis 1790 auf seine Zeitgenossen ausübte.

Kristipp erschien im Jahre 1800. Mit ihm beschloß Wieland seine poetische Thätigkeit, die durch ein halbes Jahrhundert sich erstreckte. In den noch übrigen dreizehn Jahren seines Lebens beschäftigten den unermüdblich thätigen Greis wissenschaftliche Arbeiten.

In seinem lieben Osmannstädt erfreute Wieland sich inzwischen einer unge störten Gesundheit und Behaglichkeit. Er fühlte sich aufs höchste beglückt, wenn er seine neubegründeten Schöpfungen grünen und wachsen sah. Gern ging er in seiner dreihundert Schritt langen zweifachen Lindenallee auf und ab, oder er beobachtete seine Spalierbäume und Traubengelände, und alle diese kleinen und doch so reichen Freuden theilte er mit dem liebenswürdigsten Familientreise. Lästige Besuche hielt die Abgelegenheit seines Aufenthaltes jetzt von ihm fern, liebe Besuche erfreuten ihn hoch. Ein gern gesehener Gast war Jean Paul. Oft sprachen auch der Herzog und die Herzogin, und die Herzogin Amalie bei ihm vor und zeigten ihm, daß sie ihn nicht vergessen hatten. Auch Heinrich von Kleist war sechs Wochen lang des Dichters Hausgenosse.

Im Jahre 1799 erhielt er jedoch den liebsten aller Besuche. Sofie la Roche, die immer noch so warm geliebte Braut seiner Jugend, kam im Juli in Osmannstädt an. Sie war jetzt achtundsechzig Jahre alt, und brachte ihre Enkelin mit sich, Sofie Brentano, Klemens Brentano's liebenswürdige Schwester. Mit tiefer Bewegung spricht Sofie la Roche in ihrem Tagebuche von diesem Aufenthalte bei Wieland. Wir folgen einige Blätter hindurch ihrer Erzählung.

„Nach beinahe dreißig Jahre langer Trennung sah ich ihn wieder den guten, würdigen Freund meiner Jugend. Ich umarmte ihn, seine unschätzbare Gattin und vier seiner sechs Töchter, und er lernte eine meiner sechs Enkelinnen kennen. Ich war in seinem Hause! O wer wollte diese Gefühle und die Bilder der Erinnerung beschreiben, welche da meine Seele überwältigten! Was war seit 1750, da wir uns zum erstenmal sahen, in uns, in unserm Schicksal und auch bei unseren Freunden vorgegangen, wie weit waren wir von unserm ersten Wollen und Denken in einem großen Kreis herumgeführt, bis wir als gute Freunde und Verwandte uns 1799 wiederfanden. Schöne Stunde, in welcher ich nach so langer Trennung zwischen Wieland und seiner mir so werthen Frau saß, und von jedem eine Hand hielt! — Ich schlief spät ein, denn meine Seele war noch zu sehr bewegt, und ich hörte noch Wieland's ungekünsteltes, aber seelenvolles Klavierspiel, mit welchem er alle Abende seine Ideen und Gefühle unter dem Einfluß seines sympathetischen Freundes Horaz in sanften Einklang bringt. Vor neun- undvierzig Jahren belauschte ich ihn das erstemal bei der Aussicht nach dem weiten einsamen St. Martinskirchhof in Viberach, heute tönte jede Saite aus Sabinums Gegenden zu meinem stillen Zimmer, denn Wieland's Piano steht mitten unter diesen reizenden Bildern, und es entzückte mich, den Wunsch des Horaz bei ihm erfüllt zu sehen: ein Landgut, das ihn nährt, ein gesundes Alter, Stärke der Seele, und jeden Tag die Musik, die er liebt.

„Mein Erwachen war heitere Freude bei dem Gedanken, daß die Tage in Wieland's Hause mich für Jahre voll Kummer schadlos halten würden. Die

Ansicht aus dem Fenster war mir feierlich. Zwei große symmetrische Wohngebäude, welche auf einer Seite durch eine dichte Reihe hoher schlanker Bäume verbunden sind, auf der andern an die Mauer des Vorhofes sich anschließen, der ein schönes Wasserbecken in der Mitte hat, welches unter dem Schutze einer Sirene den Ablauf eines doppelten Springbrunnens erhält; die tiefe Ruhe und auch die einsame Lage dieses Wohnsitzes rührte mich, als ich dachte: Dieses Ganze ist ein Sinnbild von Wieland's Geist, alles groß, und seine Thätigkeit, wie diese Quelle, von dem frühen Morgen seines Lebens bis an den Abend seiner Tage unerschöpflich fortströmend. Mit wie vielem Vergnügen lernte ich das ganze Innere der Gebäude und den weiten Umfang des Gartens kennen, welcher an den Ufern der Elm mit einem Birkenwäldchen schließt, unter dessen Lauben die delsten Schatten Griechenlands ihren Freund unbelauscht und ungestört besuchen können. Ich speiste täglich mit sieben Kindern von Wieland, sah vier seiner Entel, und sein zweiter Sohn wurde mir von ihm als Verwalter seiner Landwirtschaft vorgestellt. Dieses patriarchalische Leben hatte für mich unendlichen Werth. Wie schön wurde mir eine Morgenstunde, in welcher ich neben Wieland aus dem Fenster seiner Bibliothek den Theil des Gartens übersehen konnte, welcher auf dieser Seite des Hauptgebäudes liegt, und da seinen zweiten Sohn erblickte, welcher als junger rüstiger Landmann mit aller Gewandtheit einen mit Rosenbeden umfaßten Grasplatz abmähte. Ein Blick auf die Bücherammlung sagte mir: Nun bist du mitten in Wieland's Besitzungen, stehst in dem Zimmer alles, was die Seele zu reicher Kenntniß wünschen, in dem Garten dies, was die Erde an Ertrag für Nahrung und Vergnügen geben kann. Wie einzig mußte die Betrachtung werden, als ich Wieland von dem Plan des höchst nutzbaren Anpflanzens seiner Felder, Wiesen und Gärten sprechen hörte, die Andenkerung aber mir zuflüsterte: Vor 49 Jahren legte er den Entwurf für den Anbau in dem Gebiete der Wissenschaften eben so lebhaft und deutlich vor mein Auge. Innig wünschte ich, daß er in seinem Osmannstädt ausführen und darstellen möge, was er in der Welt der Genien, der Philosophie, der Grazien und Götter bewirkte; aber Wieland, neben mir stehend, war doch weit entfernt, in meinen Blicken auf seinen Garten die Bitte zu lesen: Boden, den er betritt und liebt, mögest du für ihn tausendfältig tragen, wie die Anlage seiner Geisteskräfte für unser Deutschland trag!

„Der Wechsel von Büchern und ländlichen Auftritten war äußerst angenehm. Wieland und sein Sohn legten bald dieses bald jenes neue Werk auf meinen Tisch, worüber gesprochen wurde; dann kam eine Tochter mit Gläsern voll köstlicher Buttermilch, eine andere den Tag nachher mit einem Teller voll Kirichen, die gute Julie mit einem Korb voll Rosen. Dann sah ich sie auch unter Leitung der besten Mutter mit Sorge für die Wäsche, für die Küche und den Keller, mit Vereitung des Flachses, mit der Milchammer und Leinwandbereitung beschäftigt. Es würde jeden klugen Mann gefreut haben, uns zu begleiten, als Wieland mich in den Wirthschaftshof führte, mir Scheunen und Stallungen zeigte und wir mit ihm seinen Schafen entgegen gingen, ich aber bei jedem Schritte seine Liebe zum Feldbau und seine Einsichten darin bewunderte.

„Bald folgte ein Tag mit Wieland und Götthe auf dem Landhause der ver-

wittweten Frau Herzogin in Tießfurt. Wenige Tage nachher kam Göthe, freundlich die Mittagſuppe mit uns zu theilen. Mir war äufferſt ſchätzbar, ihn und Wieland wie zwei verbündete Genies ohne Prunk mit dem traulichen Du der großen Alten ſprechen zu hören, und der Zufall gab heute wieder meiner Fantaſie den eigenen Anblick, beide auf dem ſchönen heitern Gange vor Wieland's Wohnzimmer zu treffen, als Göthe mit lebhaftem Vergnügen von dem ſoeben gemachten Ankauf eines ländlichen Ruheſitzes ſprach, und gerade vor dem großen charakteriſtiſchen Bilde des alten Grafen von Stadion ſtill ſtand, welcher ſie, wie ich, mit Bewunderung zu betrachten ſchien und ſich gewiß über dieſe beiden großen Deutſchen und ihre Liebe zum Landleben gefreut haben würde. Mir kam die Erinnerung zurüd, daß Wieland, welcher den Grafen auf ſeinem Landhauſe kennen gelernt hatte, ihm ſagte: Alle großen Männer hätten gegen den Abend ihres Lebens einen ſtilen Aufenthalt in dem Schooße der Natur geſucht.

„Neu verherrlicht wurde ein Tag, als die Herzogin Amalie, mit aller ihrer Leutfeligkeit den ganzen Garten an Wieland's Seite durchwandelte. Herder und ſeine Frau vermehrten in meinem Herzen den Werth der großen Lindenallee auf Wieland's Gut, welche ich mit dieſen höchſt ſchätzbaren Menſchen durchging. Den nämlichen Tag lernte ich den von Deutſchland als ein außerordentliches Weſen anerkannten Jean Paul Richter als einen guten, einfachen, aber auch ſehr lebhaften, von Wieland ſehr geliebten Mann kennen.

„Nach dieſer Art reicher Gaſtmahle folgten Tage eines ſüßen, ruhigen Genuffes, während welcher uns Wieland manche Stunde ſeiner Beſchäftigungen aufopferte, mit uns ſprach, ſpazieren ging oder etwas vorlas, ſeine ſanfte liebe Frau dann über ihre Arbeit hin mit aufmerkſamem Vergnügen uns anblickte, wenn ſie mein und meiner Enkelin dankbares Entzücken bemerkte.

„Die Erſcheinung der regierenden Frau Herzogin war ſir uns alle ein Tag der hohen Feier.“

Wieland und Sofie la Roche hatten ſich zum letztenmal geſehen, Sofie ſtarb am 18. Februar 1807 nach kurzem Krankenlager. Ihre Enkelin Sofie Brentano fühlte tiefes Heimweh nach Dömannſtadt, als ſie im Sommer 1799 mit ihrer Großmutter das freundliche Gut verlaſſen hatte; ſie kehrte im Jahre 1800 dahin zurück, doch war ihre Geſundheit ſo ſchwach, daß ſie trotz der forgsamſten Pflege ſchon im September deſſelben Jahres ſtarb. Sie liegt im Garten von Dömannſtadt begraben. Wieland betrauerte ſie tief, er hatte einſt geſagt, daß bei ihrem Anblick alle Schwärmerieien ſeiner Jugend wieder auflebten, und er käme ſich wieder vor wie Agathon, der ſeine Psyche gefunden hätte. An ihrem Grabe ſaß er oft lange, alle ſeine Spaziergänge führten zu dem ſtilen einſamen Plätzchen hin, zu dem Hügel, unter welchen er bald noch mehr Liebe zur Ruhe betten ſollte. Wieland's Gattin, ſeine treue ſanfte Dorothee, die, wie er ſagte, 36 Jahre lang das ganze Glück ſeines Lebens gemacht hatte, entſchlief am 9. November 1801. Kurz vor ihrem Tode hatte das treue Weib noch geſagt, ſie könne nur bis zu der Zeit zurückdenken, wo ſie Wieland geheirathet habe. Wer es ſelbſt erfahren hat, welches ſtille ſüße Glück die liebe Hand einer treuen Gattin dem Herzen des Mannes bereiten kann, der wird fühlen, wie leer es dem greijen Dichter in der Welt geworden war, als er ſeine Dorothee an der Seite Sofie

Brentano's beflattet hatte. In diefer Zeit ſchrieb er an feinen Freund Göfchen: „Mit mir geht es, wie es kann, leidlich wenigftens. Ich arbeite viel, aber es ift, als ob mir die Schwungfedern geflukt feien. Sonft arbeitete ich mit Freude, mit Munterkeit, jetzt mühsam, entgeiftern, ſchwerfällig. Ein Hercules, der mir meine Mafte nur mit fo viel Gefundheit, als ſie noch vor drei Jahren befaß, aus dem Elyſium zurückbringen könnte, würde auf einmal einen ganz andern Menſchen aus mir machen.“— In Gedanken lebte Wieland noch lange mit der Dahingefchiedenen fort, es ſei ihm, ſagte er, als habe er ſeine Gattin immer noch bei ſich, als erzähle er ihr alles, was ihm begegne, und wenn er auch nie eine Antwort von ihr erhalte, ſo erleichtere es ihm doch ſein Herz, daß er ihr alles ſagen könne.

Es trifft ſich oft im Leben, daß, wo aus einem ſchönen Kreiſe der Tod erſt einmal ein Mitglied hinweggeführt, bald andere folgen. Auch Wieland erfuhr dies. Im Jahre 1803 ſtarb Herder nach ſchmerzlichem Krankenlager. „Er war mein beſter und gewiffermaßen mein einziger Freund in Weimar,“ ſagte Wieland.

In der Zeit der Trauer war es vor allen die edle Herzogin Amalie, welche den Dichter zu zerſtreuen und zu erheitern ſuchte. Es war ihm auch eine große Freude, daß ſein Ariſtipp bald nach ſeinem Erſcheinen ſich des ungetheilten Beiſalls des ſonſt gegen Wieland ſo kalten Klopſtock zu erfreuen hatte. Doch alle Anerkennung und alle erwieſene Liebe und Theilnahme konnte nicht verhindern, daß Wieland den Druck des Schmerzes und des Alters ſchwerer als je empfand. Er fühlte das Bedürfniß, ſeine Bürde zu erleichtern, und vor allem die drückende Schuldenlaſt von ſich zu wälzen, welche er durch den Ankauf von Osmannſtadt auf ſich geladen hatte. An Göfchen ſchrieb er im April des Jahres 1802 darüber: „Durch den Kauf meines Gutes, durch den geführten koſtspieligen Bau (einer Scheune), die mannichfaltigen Koſten aller nöthigen Reparaturen und Verbeſſerungen, Anſchaffung alles erforderlichen Geräthes und Bevölkering meiner Ställe mit Pferden, Kühen, Schafen u. ſ. w. habe ich mich unvermerkt in Schwierigkeiten verwickelt und eine Laſt auf mich geladen, unter welcher ich erliegen würde wenn ich nicht mit Ernſt darauf bedacht wäre, ſie je eher je lieber von meinen alten Schultern abzuwälzen. So lange der holde Engel, der mich vor ſechs Monate verlaſſen mußte, noch ſichtbar um mich war, fühlte ich dieſe Laſt zwar auch, aber ſie drückte mich weniger, ich hatte Muth und Hoffnung, mehr Luſt und Freudigkeit zum Arbeiten, und alles, was mein Geiſt unternahm, ging munter und leicht von ſtatten. Seitdem iſt leider alles ganz anders.“

Im Frühjahr 1803 verkaufte Wieland ſein Gut an den Hofrath Kühn aus Homburg für 30,000 Thaler. Der Greis ſchied mit tiefer Bewegung von dem Orte, an welchem er ſo manchen glücklichen Tag verlebt hatte. Um die Verbeſſerung ſeines Gartens beſonders war er ſtets ſo eifrig beſorgt geweſen, daß er ſelbſt oft ſtundenlang Maulwurfshügel geebnet und Steine aufgeleſen hatte. Als er zum letztenmal den Garten durchwandelte, verweilte er lange bei der Stätte, wo die Gräber ſeiner Gattin und der Sofie Brentano, von Roſen umgeben, ſich zeigten. Dieſe Stelle zu verlaſſen, koſtete dem Greiſe einen ſchweren Kampf. Wieland ſagt: „Ich traue es dem wackern Käufer meines Gutes zu, daß ihm

die Stätte, wo auch ich einst neben meiner Gattin begraben zu sein wünsche, stets heilig und unantastbar sein werde.“ Diesem Wunsche entsprach der neue Besitzer in jeder Weise.

Wieland kehrte nun 1803 nach Weimar zurück, wo er vom Hof und von der Stadt ehrenvoll empfangen wurde. Er bezog eine Wohnung, welche vom Schauspielhause nur durch einen Garten getrennt und kaum hundert Schritt von dem Hause Schiller's entfernt war. Aus seinen Fenstern sah Wieland in die Anlagen, welche sich an dem Palaste der Herzogin Mutter hingogen. Durch eine besonders für ihn geöffnete Thür konnte der Dichter jederzeit in diese Anlagen gelangen. Die Herzogin Amalie zog ihn in ihre nächste Umgebung, Wieland begleitete sie zu ihrem Sommeraufenthalt Tiefsurt, und wurde wie ein Glied des herzoglichen Hauses und Hofes angesehen, auch im Schauspielhause erhielt er einen Ehrenplatz in der herzoglichen Loge. Das Schauspielhaus besuchte Wieland gern und oft, und mit hoher Freude sah er die herrlichen Stücke Schiller's, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina und andere über die Bühne gehen. Er selber versuchte sich nicht mehr in poetischen Produktionen. Im Jahre 1804 verfaßte er in der Erinnerung an seine heimgegangene Gattin eine kleine Schrift: Euthanasia oder Gespräche über das Leben nach dem Tode. Mit Schiller stand er in freundlichem Verkehr und sein Schmerz war groß, als im Mai 1805 der große Dichter sein Haupt so früh zur Ruhe legte.

Im nächsten Jahre wurde die Ruhe in dem stillen Weimar auf eine schreckliche Weise gestört. In der Nacht, welche dem unglücklichen Tage von Jena folgte, ergoß sich der Strom der Fliehenden und der Verfolgenden in die Stadt. Noch in den Straßen von Weimar wurde gekämpft, Häuser geriethen in Brand, plündernde Motten drangen ein; wer zu fliehen versuchte, setzte sich auf der Straße den schmachlichsten Mißhandlungen aus. In Wieland's Haus quartierten sich französische Chasseurs ein, durch sie wurde er vor Plünderung gesichert. Am folgenden Morgen sendete ihm Militär unaufgefordert eine Sauegarde zu, und bald darauf trat der Marschall Ney bei ihm ein und kündigte ihm an, daß er unter kaiserlich französischem Schutz stehe. So hatte Wieland für seine Person nicht zu klagen, aber das allgemeine Unglück, die Flucht des herzoglichen Hauses erschütterte ihn tief. Um die schwere Zeit zu vergessen begann er als Greis von 75 Jahren eine Uebersetzung der Briefe des Cicero, und diese Arbeit erhielt seinen Geist aufrecht, sie wurde ihm auch ein wohlthätiges Zerstreungsmittel, als im folgenden Jahre seine edle Gönnerin, die Herzogin Amalie, starb. Durch ihren Tod entbehrte Wieland nun auch den schönen Sommeraufenthalt in Tiefsurt, der Herzog Karl August lud ihn freundlich ein, die schöne Jahreszeit in dem Lustschlosse Belvedere zu verbringen. Dieses Schloß liegt nahe bei Weimar in romantischer Lage, dem sanftabsteigenden Schloßberge gegenüber liegt ein mäßiger mit Tannen bewachsener Berg, hier weilte Wieland besonders gern. Er hatte sich eine Bank dahintragen lassen und saß hier manche Stunde, mit seiner Lektüre beschäftigt. Die auf- und absteigenden Wege der bergigen Gegend machten dem Greise so wenig Beschwerde, daß er zu seiner Unterstützung nicht einmal eines Stodes bedurfte.

In ſeinen letzten Jahren ſtand Wieland in lebhaftem Briefwechſel mit der verwoitweten Fürſtin von Neuwied, welcher er vieles Intereſſante aus ſeinem Leben mittheilte. Nach einer Schilderung von der Feier ſeines Geburtstages zu Belvedere ſagte er: „Ich habe zwar in vollen 75 Jahren kein glänzendes und ſonderliches Glück gemacht, und nicht nur manchen trüben Tag geſehen, ſondern auch das herzbrückende Schickſal erfahren, alle Freunde und Freundinnen meiner Jugend und meiner beſten Jahre zu überleben. Aber dem ungeachtet verdanke ich der Mutter Natur eine ſo glückliche Konſtituzion und Sinnesart, und meinem guten Genieus ſo manche glückliche Ereigniſſe und ein ſo freundschaftliches Gewebe meiner Tage, daß ich mich nicht zu täuſchen glaube, wenn ich gegen einen trüben oder ſtürmiſchen, womit die Parzen mich nicht verſchonen wollten oder konnten, vierzehn heitere und vergnügte Tage eines ſo frohen und reinen Lebensgenusses zähle, als ein Sterblicher, ohne thörichte Forderungen an den Himmel zu machen, von dieſem unvollkommenen Erdenleben nur immer verlangen kann.“

Eine unerwartete Anerkennung ſollte Wieland noch in Folge einer Aeufzerung finden, welche er früher einmal gemacht hatte. Er hatte nämlich den Franzoſen einmal den Rath gegeben, ſie müßten Napoleon zum Diktator erwählen. Während des Kongreſſes zu Erfurt wurde Napoleon auf dieſe Aeufzerung aufmerkſam gemacht, und als er auf einige Tage den Hof zu Weimar beſuchte, wünſchte er Wieland kennen zu lernen. Die Hoffſchauspieler, welche Napoleon von Erfurt hatte kommen laſſen, führten den Lob Bäſar's von Voltaire auf, und Wieland, der den berühmten Talma ſehen wollte, beſuchte die Vorſtellung. Er hatte ſeinen Platz in einer kleinen Seitenloge, in welcher ſonſt der Herzog zu ſitzen pflegte, Napoleon erblickte dort den Greis, der ausdrucksvolle Kopf ſiel ihm auf, er fragte nach und als er hörte, daß er Wieland vor ſich ſehe, wünſchte er denſelben zu ſprechen. Es wurde ein Poſswagen nach Beendigung der Vorſtellung zu Wieland's Hauſe geſchickt, und Abens um halb elf Uhr erſchien der Dichter in ſeinem gewöhnlichen ſehr einfachen Anzuge auf dem Poſballe, wo er ſogleich durch die Herzogin zu Napoleon geführt wurde, der ihn zuborkommend empfing und ſich länger als eine Stunde ganz allein mit ihm unterhielt. Er lud ihn nach Erfurt ein, wo Wieland den Miniſter Talleyrand kennen lernte und Napoleon den Erſten frühſtücken ſah. Wenige Tage ſpäter überſandte ihm der Kaiſer den Orden der Ehrenlegion, und der Kaiſer von Rußland, der Napoleon folgen zu müſſen glaubte, verließ dem Dichter den ruſſiſchen St. Annenorden. Dieſe beiden Orden waren die einzigen, welche Wieland erhielt, mit deutſchen Orden iſt er nicht beehrt worden, auch iſt er kein Mitglied einer Akademie geweſen, doch trat er im April 1809 in den Freimaurerorden. Von der Loge Amalie in Weimar wurde er in ehrenvoller Weiſe als Bruder aufgenommen.

Seine Thätigkeit, ſein vielſeitiges Intereſſe, ſein Wirken für andere dauerte auch im hohen Alter noch fort. Seinen Bemühungen gelang es, für Seume, der in drückenden Verhältniſſen lebte, eine ruſſiſche Penſion auszumachen, welche der Wanderer jedoch nicht mehr genießen konnte, denn als die Nachricht davon in Weimar ankam, war Seume wenige Tage zuvor in Töplitz geſtorben.

Im Jahre 1808 wurde ein Augenübel, an welchem Wieland schon seit einigen Jahren litt, sehr störend, so daß er oft lange sich des Lesens und Schreibens enthalten mußte. Im folgenden Jahre überfiel ihn eine schwere Krankheit, von der er kaum wieder genas, doch erlangte er seine frühere Gesundheit noch einmal vollständig wieder. Nach seiner Genesung suchte man ihm mancherlei Freuden zu bereiten. Eine wurde ihm durch Göthe zu Theil. In Göthe's *Torquato Tasso* befindet sich der Schauplatz bekanntlich im Garten von Belriguardo, den Platz zieren zwei Büsten von Ariost und Virgil. Als dieses Drama nun zum erstenmal in Weimar aufgeführt wurde, hatte Göthe statt der Büsten der ebengenannten Dichter diejenigen von Schiller und Wieland aufstellen lassen. Der letztere befand sich in der herzoglichen Loge und war, als der Vorhang sich hob, sichtlich überrascht und erfreut. Als Antonio nun die Verdienste Ariosto's hervorhob, da war es, als habe Göthe sie mit Bezug auf Wieland geschrieben:

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Für's wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Wie unter Blüthenbäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leichtgetragnen Blüthen,
Umkränzt von Rosen, wunderbar umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Amoretten.
Der Quell des Ueberflusses rauscht daneben
Und läßt uns bunte Wunderfische sehen;
Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Heerden Wief' und Busch erfüllt;
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb verdeckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wohlgestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint
Und doch im schönsten Takt sich mäßig hält.
Wer neben diesen Mann sich wagen darf,
Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz.

Alle Blicke richteten sich bei diesen Worten auf den Dichter, dessen reiche Wirksamkeit solche Hulbigung so wohl verdiente.

So verlebte Wieland die letzten Jahre seines Lebens in heiterer Ruhe, geehrt von jedermann. Die kreischenden Stimmen, welche noch vor nicht langer Zeit sich in Schmähungen gegen ihn ergingen, schwiegen jetzt oder hatten, wie Bos, einen andern Ton angestimmt. Der Hof von Weimar ließ keine Gelegenheit hingehen um den verdienten Greis zu erfreuen; zu seinem Geburtstage, der

ein Feſt in weitem Kreiſe war, wünſchten die Mitglieder der herzoglichen Familie immer perſönlich Glück. Seine innigſten Genüſſe fand der Dichter jedoch in ſeinem Familienkreiſe. Freilich war derſelbe klein geworden, die Söhne und Töchter, für welche Wieland ſtets mit angeſtrengtem Fleiße gearbeitet hatte, waren in die Welt gegangen und waren nützliche Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft geworden; auch blühende Enkel ſah der Greis heranwachen, und von Kindern und Enkeln wurde er aufs zärtlichſte geliebt. Selbſt im höchſten Alter war Wieland nicht müßig, ſeine Ueberſetzung der Briefe Zizero's beſchäftigte ihn, ſo lange ſeine Hand die Feder zu halten vermochte. Bis auf vierzig Briefe überſetzte er ſie alle und ſeine Arbeit war eine vortreffliche, die auch heute noch ihren Werth neben anderen Ueberſetzungen behalten hat.

Im Sommer 1811 bewohnte Wieland nicht das Luſtſchloß Belvedere, weil ihm das Bergſteigen zu beſchwerlich wurde. Er machte öfter Spazierfahrten. Auf einer derſelben, welche er in Begleitung ſeiner jüngſten Tochter Luife unternahm, hatte er das Unglück, mit dem Wagen umgeworfen zu werden und das Schließelbein zu zerbrechen, ſeine Tochter wurde noch gefährlicher verletzt. Die Schmerzen dieſes Bruches und das langwierige Krankenlager ertrug Wieland mit großer Geduld; es ſei ihm niemals ein ſolches Unglück begegnet, ſagte er nach Göthe's Zeugniß, und es möge den Göttern wohl billig geſchehen haben, daß er auch auf dieſe Weiſe die Schuld der Menſchheit abtrage. Die Geneſung ging raſch von Statten, und der Unfall brachte keine Veränderung in ſeiner Stimmung noch in ſeiner Lebensweiſe hervor. Seinen achtzigſten Geburtstag feierte er in gewohnter Heiterkeit.

Beim Beginn des Winters im Jahre 1812 zeigte Wieland's Geſundheit ſich noch recht kräftig, mit Intereſſe wohnte er den Vorſtellungen der Bühne bei. In der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1813 traf ihn jedoch ein ſchlagähnlicher Zufall, der ſich nach zwei Tagen wiederholte. Von nun an wurde die Krankheit ſehr erſt, und die letzten Tage waren nicht ohne Schmerzen. In den lichten Augenblicken beſchäftigte ſich der Greis mit ſeinen Kindern, mit ſeiner Ueberſetzung, und als am 20. Januar das Bewußtſein immer ſchwächer wurde, weilte ſeine Phantaſie bald in der altklaſſiſchen Zeit, bald bei Arioſt, endlich bei Shakeſpeare. Die Worte Hamlet's „Sein oder Nichtſein“ ſprach er bald deutſch bald engliſch aus. Kurz vor Mitternacht, am 20. Januar 1813, ſchlieſ er ſanft ein.

Sein Leichnam wurde im Saale des Hauſes, welches der Legationsrath Vertuch, Wieland's langjähriger Freund, bewohnte, am Abend des 24. Januar auf einem Katafalk ausgeſtellt. Das Haupt zierte über dem ſchwarzen Sammetkappchen ein Lorbeerkranz, die Züge des freundlichen Antliſes waren unverändert.

In der folgenden Nacht wurde der Leichnam ſtill nach Osmannſtadt gebracht und in dem Gartensaal niedergeſetzt und bewacht. Am Nachmittage des 25. Januar verſammelte ſich ein ſehr zahlreiches Trauergeloge von Wieland's Freunden und Verehrern im Schloſſe zu Osmannſtadt. Auch eine Deputazion der Stadt Weimar und die franzöſiſche Geſandſchaft war erſchienen. Am Grabe hielt der Oberkonſiſtorialrath Günther eine bewegte Rede, und unter den Klängen des Liebes: „Wie ſie ſo ſanft ruhn“ wurde der Sarg hinabgeſenkt. An der Seite ſeiner treuen Gattin und ſeiner lieben Sofie, an der Stelle, welche er ſelbſt ausgewählt, ruht der Dichter.

Auf dem Grabe ſteht eine dreieitige Pyramide, welche nach jedem der drei Gräber eine Seite hinwendet. Das Grab Soſie Brentano's bezeichnet eine Psyche im Rosenkranze, für Wieland's Gattin wählte man zwei verſchlungene Hände im Eichenkranze, Wieland's Grab kennzeichnet eine geſtülgelte Leier mit dem Sterne der Unſterblichkeit darüber. Das Ganze trägt die Inſchrift, welche Wieland ſelbſt dichtete:

Liebe und Freundschaft umſchlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieſer gemeinſame Stein.

Bei der Todtenfeier in der Loge Amalie hielt Götthe dem heimgegangenen Freunde die Gedächtniſſrede, in welcher er dem Verbliebenen das ehrenvollſte Denkmal ſetzte. —

Als Wieland noch lebte, haben häufig genug Leute, welche ihn nicht kannten, behauptet, ſein Lebenswandel ſei nicht den Geſetzen der Moral entſprechend geweſen. Heute wird dieſe Beſchuldigung von niemand mehr ausgesprochen, wir wiſſen, daß Wieland im ſchönſten Familienleben ſeine Beſriedigung fand, daß er wie ein treuer Vater nicht allein für ſeine leiblichen Kinder, ſondern auch für manchen andern ſorgte, der ihm ſeine Güte mit Undank lohnte. Veranlaſſung zu jenen Beſchuldigungen boten einzelne Werke Wieland's, in welchen er, wie im neuen Amadis, die Grenzen des Erlaubten, des Geziemenden ſtark überſchritt, ohne eigentlich durch äſthetiſche Gründe dazu genöthigt zu ſein. Der Ton, der in dieſen Werken herrſcht, die üppigen Farben, mit denen die Bilder derſelben gezeichnet ſind, boten eine bequeme Handhabe für jene Leute, welche ſtets bereit ſind, mit Wuth alles zu verfolgen, was einer freieren Regung des Geiſtes ähnlich ſieht, damit ſie ſelber beſto ungeſtörter mit Hülfe der Dummheit und des Aberglaubens regieren können. Ueber die Feindschaft dieſer Schaaren gegen Wieland können wir uns nicht wundern, denn Wieland hat nie in ſeinem Leben dem Aberglauben gehuldigt, er hat vielmehr rüſtig und unverdroffen gegen denſelben angekämpft, er hat das Gewolken der Nacht in manchem Schlupfwinkel aufgeſtöbert und aus mancher Höhle vertrieben. Bei dieſem Kampfe hat er ſich nicht immer eigener Waffen bedient, er hat auch die Forſchungen fremder Völker dem deutſchen Volke nützlich gemacht. Dieſes Verfahren hat wiederholt ſehr harten Tadel eingeerntet, und doch beſteht vielleicht Wieland's größtes Verdienſt darin, daß er die reichen Schätze, welche an fremden Schächten ſich fanden, dem deutſchen Geiſte zur Bereicherung bot, nachdem er dieſelben in eine Form gebracht, welche immer ganz gewiß genug eines eigenen Gepräges trug, um für das Erzeugniß eines ſelbſtſchaffenden Geiſtes gelten zu können. In die Reihe der Dichter erſten Ranges tritt Wieland damit allerdings nicht ein, und er ſelber hat den Vorrang eines Leſſing, eines Götthe, eines Schiller, eines Herder, ſtets willig und ohne Reid anerkannt. Seine Verdienſte um die Bereicherung der deutſchen Literatur und um die Ausbildung der deutſchen Sprache bleiben immerhin groß genug, um ihm einen ehrenvollen Platz unter den größten Geiſtern Deutschlands zu ſichern.

Gotthold Ephraim Lessing.

Das Grundgesetz des Christenthums ist die Liebe. Du sollst Gott über alles lieben, und deinen Nächsten wie dich selbst — dieses Gebot wird als das vornehmste von allen bezeichnet durch die Stimme des Heilandes selber. Als der Lieblingsjünger des Meisters im höchsten Greisenalter nur noch wenige Worte zu sprechen fähig war, da sagte er seiner Gemeinde Tag für Tag: Kindlein, liebet euch unter einander!

Unsere Liebe zu Gott können wir nur dadurch zeigen, daß wir mit allen uns verliehenen Kräften das Ziel zu erreichen trachten, welches Gott uns vorgefetzt hat. Welches ist aber dieses Ziel? Jesus Christus beantwortet uns diese Frage in dem Gleichnisse von den vertrauten Pfunden (Math. 25 14 — 30). Der Herr der Schöpfung, welcher nicht alle Bäume Eine Frucht tragen ließ, fordert auch nicht dieselbe Leistung von allen seinen Geschöpfen. Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert werden, und wenn der Schwache, dem nur ein Gerings anvertraut wurde, über dieses Gerings redlich gewacht hat, so wird sein Verdienst dasselbe Gewicht zeigen, als hätte er mit Vielem Vieles errungen.

Selbst die höchsten Leistungen des Körpers sind verschwindend klein im Verhältniß zu dem, was der Geist ergründet und schafft. Das geistige Gebiet also ist der Ringplatz, auf welchem der Mensch streben soll, Gottes Gebote zu erfüllen, und Gottes Gebot heißt: Du sollst wuchern mit deinen dir anvertrauten Gaben, damit du dereinst kommen und sagen kannst: Herr, du hast mir fünf Zentner gethan; siehe da, ich habe damit andere fünf Zentner gewonnen!

Soll der Mensch nun das ihm anvertraute Pfund vergraben, und seines Herrn Geld, die Gaben seines Geistes, verbergen? Das ist die schœußlichste Gotteslästerung, welche jemals ausgesprochen wurde. Und wie oft ist sie ausgesprochen worden!

Das Geschlecht der Pharisäer ist ein großes. Der Heiland hat die überstüchelten Gräber gekannt und die Wölfe in Schafskleidern gekennzeichnet; ihn, das Licht der Welt, haben sie gelästert und getödtet, und ihnen folgte der Haufe des Böbels, und schrie: Kreuzige! kreuzige!

Die Pharisäer sind heute noch nicht ausgestorben. Noch jetzt verfolgen sie alle, welche der Welt Licht bringen wollen, und noch jetzt ist es das Loos der

geistigen Vorkämpfer der Menschheit, von Fanatikern und Schriftgelehrten geschmäht, vom Pöbel gekreuzigt zu werden.

Aber wenn sie auch den Heiland getödtet haben, sein Wort, das die Wahrheit ist, haben sie nicht können tödten, und wenn sie so manches edle Herz, welches für die Wahrheit schlug, gebrochen haben und noch brechen werden, die Wahrheit werden sie nimmermehr unterdrücken. So wenig sie der Sonne verwehren können zu scheinen, so wenig werden sie die Wahrheit hindern können, die Herzen der Menschen zu erleuchten und sie zum Vater der Wahrheit und der Liebe zu leiten.

Der Glaube ist die Wurzel, aus welcher die Liebe emporwächst. Ein Glaube, welcher andere Früchte zeitigt, als Werke der Liebe, ist Aberglaube, ist eine Ausgeburt der Finsterniß. Lehret die Menschen, einander zu lieben, so führt ihr sie zu dem Vater der Liebe; lehret die Menschen, einander zu hassen, so reißt ihr sie los vom Herzen des ewigen Vaters, denn wer da spricht: ich liebe Gott und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner.

Wohl dem Menschen, der ein so guter Krist ist, wie Lessing es war! Glücklich der Mensch für alle Ewigkeit, der dem Herrn der Welt eine solche Ernte bringen kann, als Lessing sie dem Vater aller Menschen, dem Gott der Liebe brachte. —

Die schöne biblische Erzählung von der Vertreibung des Menschen aus dem Paradiese klingt heute noch immer wieder an in der Sehnsucht eines jeden edlen Menschen nach einer bessern Welt. Das Streben zu Gott, welchem das Menschenherz, nach dem Ausspruche des Augustinus, voller Unruhe folgt, bis es in Gott ruht, ist die edelste Gabe, der stärkste Hoffnungsanker, welchen der ewige Vater dem Menschen zu eigen gab. Wer aber das Wesen dieses Strebens zu Gott durch die Sägungen der Theologie erschöpfend ausgesprochen erachten wollte, der würde stark irren. Nicht allein in den Geboten der Moral kündigt sich die Sehnsucht des guten Menschen zu seinem Schöpfer an, sondern auch in allen Bestrebungen, deren Ziel ist, den Geist über das Gemeine, über das Schlechte zu erheben. In diesem Ziele führen außer der Religion auch die Kunst und die Wissenschaft. Man wende uns nicht ein, daß Kunst und Wissenschaft oft genug zum Dienste der Gemeinheit erniedrigt worden sind, denn eben dasselbe kann man auch von der Religion sagen, unter deren Deckmantel die nichtswürdigsten Schleichigkeiten ausgeübt worden sind; Begriffe wie Ablasshandel und Inquisition gestatten keine Steigerung mehr. Wenn Dante sie schon gekannt hätte, so würde er ihre Träger neben dem Luzifer in den untersten Grund der Hölle verfest haben.

Kunst und Wissenschaft in ihrer reinen, wahren Gestalt sind Schwestern der Religion; sie verfolgen denselben Zweck wie die Religion, sie wollen den Menschen über die Gemeinheit ausschließlich materieller Interessen emporheben zu dem ewig Guten, Edlen, Schönen; denn wahre Sittlichkeit und wahre Schönheit wachsen aus derselben Wurzel empor, in ihrem innersten Wesen sind sie unzertrennlich verbunden.

Das Eine nur scheidet in dieser Beziehung Kunst und Wissenschaft von der Religion, daß die beiden erstgenannten mehr an die Welt der körperlichen Erscheinungen anknüpfen, auf der einen Seite der Sinuenwelt, auf der andern der Geisteswelt die Hand

reichen, und vermöge dieser Stellung vermittelnd, überleitend, versöhnend auftreten. Aus dieser Stellung aber erhellt auch die schwerwiegende Bedeutung, welche Kunst und Wissenschaft auf dem Gebiete des Sittlichen äußern müssen. Wer Kunst und Wissenschaft durch Einführung falscher Grundsätze verunreinigt, der erniedrigt dadurch auch zugleich die Moral und zwingt sie in den Dienst der Gemeinheit.

Für deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft bezeichnet die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Standpunkt der tiefsten, schmachvollsten Erniedrigung, oder vielmehr in jener Zeit gab es gar keine deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft; dieselben Jahre zeigen uns eine entsetzliche Verwilderung der Sitten, viele Fürstenhöfe damaliger Zeit sind nichts als Tummelplätze jeglichen Lasters, und moralische Fäulniß griff selbst im innersten Heiligthume deutscher Familie in erschreckender Weise um sich.

Wer war es, der in jener schmachvollen Zeit Kunst und Wissenschaft aus Schutt und Schlamm emporhob und ihnen wieder reine Altäre aufrichtete? Wer war es, der aus dem Heiligthum deutscher Kunst und Wissenschaft fremde Götzen hinauswarf, und dasselbe von allen Unken und Eulen und ihrem Unflath säuberte? Der sich wie ein Engel mit flammendem Schwerte vor die Thür des wiedergewonnenen und neugeweihten Heiligthums stellte? Dessen gewaltiger Geist noch heute das Banner emporhält, und auf der Wacht steht, um sein Volk vor den Wegen der Finsterniß zu bewahren?

Lessing ist dieser herrliche Mann. —

Die Familie, aus welcher dieser größte Geist Deutschlands stammt, läßt sich bis ins sechszehnte Jahrhundert verfolgen *). Der älteste dieses Namens ist Clemens Lessing, ein Pfarrer im sächsischen Erzgebirge, welcher im Jahre 1580 die Konfessionsformel mit unterschrieb. Seine Nachkommen waren Geistliche, Literaten und Pächter, Bürgermeister. Des Dichters Großvater war Theophilus Lessing, mit welchem die Familie nach der Oberlausitz verpflanzt wurde. Dieser Theophilus, welcher 1647 geboren war, zeichnete sich durch besondere Gaben schon auf dem Gymnasium in Merseburg aus, und später wurde ihm Gelegenheit gegeben, einen Muth und eine Reife des Geistes zu beweisen, welche an den Helbencharakter seines großen Enkels erinnert. Als er nämlich auf die Universität gehen wollte, brannte seine Vaterstadt Schleuditz gänzlich ab, so daß seine verarmten Eltern ihm nur zwei Thaler zum Beginn seiner Studien mitgeben konnten. Doch Theophilus wußte die widrigen Verhältnisse zu seinen Gunsten zu wenden. Durch Empfehlungen, welche der Rektor des Gymnasiums in Merseburg dem strebsamen Schüler mitgegeben, gewann dieser die Gunst eines Bürgermeisters Wagner in Leipzig, der dem Studenten zu Freitischen und Stipendien verhalf. Theophilus beaufsichtigte und unterrichtete dafür Wagner's Söhne, von denen einer schon im vierzehnten Jahre mit Ruhm die Magisterwürde erlangte.

Nach Beendigung seiner philosophischen und juristischen Studien erlangte Theophilus im Alter von dreiundzwanzig Jahren die Magisterwürde durch seine Abhandlung „De religionum tolerantia“, Von der Duldung der Religionen.

*) Lessing's Leben und Werke von Dangel und Suhraver. 2 Bände. Leipzig 1850. Lessing's Leben und Werke von Adolf Stahr. 2 Bände. Berlin 1869.

Theophilus stellte darin den Grundsatz auf, daß alle Religionen eine allgemeine Duldung erfahren müßten. Nach anderweitiger praktischer Thätigkeit kam Theophilus Lessing nach Kamenz, wo er 1681 zuerst Mitglied des Rathes, dann Syndikus, Stadtrichter und endlich vierundzwanzig Jahre lang Bürgermeister war. Er starb im Jahre 1728, über achtzig Jahre alt. In einer zweiten Ehe mit Anne Dorothee Hillmann, Tochter des Bürgermeisters Hillmann in Kamenz, wurde der Vater des Dichters, Johann Gottfried, am 24. November 1693 geboren.

Auch Johann Gottfried Lessing war kein gewöhnlicher Mann. Schon als Knabe zeigte er ein starkes Gedächtniß und bewies frühzeitig geistige Selbstständigkeit; sein liebtes Studium war die Geschichte. In Wittenberg, wo er studirte, eignete er sich außer der Kenntniß der orientalischen und klassischen Sprachen auch bedeutende Fertigkeit in der englischen und französischen Sprache zu. Wenn man bedenkt, wie schwierig in damaliger Zeit auch nur eine Gelegenheit zur Erlernung der englischen Sprache zu gewinnen war, so muß man um so mehr den beharrlichen Fleiß Johann Gottfried's ehren. Seine Disputationen, deren er mehrere unter dem Vorsitz der Wittenberger Professoren abhielt, fanden so großen Beifall, daß er den Entschluß faßte, auf der Universität sich zu habilitiren. Als er jedoch um diese Zeit zu der zweiten Predigerstelle nach seiner Vaterstadt berufen wurde, erkannte er darin eine Fügung Gottes und folgte dem Rufe. Als Prediger setzte er seine gelehrten Beschäftigungen eifrig fort, das Verzeichniß seiner Schriften füllt mehrere Quartseiten, und daß die Anerkennung der Zeitgenossen ihm nicht fehlte, beweist der Umstand, daß er mit den angesehensten Theologen seiner Zeit in Briefwechsel stand. Die Neigung seiner Jugend zur Geschichte begleitete ihn durch sein Leben, der Hauptgegenstand seiner Studien blieb die Reformations- und Kirchengeschichte. Später rückte er in die Stelle des ersten Predigers auf, und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode im Jahre 1770. Sein Standpunkt als Theologe war der des orthodoxen Lutheraners, aber er war nichts weniger als ein Eiferer. An den Streitigkeiten mit den Reformirten nahm er nicht Theil, er warnte vielmehr, daß man nicht auf unwesentlichen Punkten hartnäckig bestehen sollte, und erinnerte daran, daß die Früchte des Geistes Liebe, Freude, Friede, Geduld seien, Gal. 5, 22. Zu erwähnen ist noch, daß schon Johann Gottfried Lessing einen für seine Zeit ungewöhnlich fließenden und reinen Stil schrieb, der mit dem Stile seines großen Sohnes oft Verwandtschaft zeigt. Wir geben eine kurze Probe desselben.

„Die Vertheidigung der Glaubenswahrheiten, die in Gottes Wort gegründet sind und einen unstreitigen Einfluß in das thätige Christenthum haben, ist für ein Hauptwerk eines echten Gottesgelehrten beinahe zu aller Zeit gehalten worden; aber niemals ist diese Pflicht so sehr eingeschränkt gewesen, als jetzt, da nichts so sehr als die Gleichgültigkeit in Religionsachen bei denen, die Christen heißen, überhand genommen, auf die nun gar Verachtung zu folgen scheint. Wer redet und schreibt gern von Religion? Wer liest gern theologische Bücher? Bei den berühmtesten Gelehrten in diesen Tagen sind sie so verhaßt und übel angeschrieben, daß sie es für Strafe halten, sie zu lesen, und wenn sie sie ja endlich lesen, nichts Bescheidtes darin finden. Ein anderes ist es, etwas ohne Ursache verachten, und ein anderes, etwas mit gutem Grunde widerlegen. *Laque et iudica*

sagt ja die gesunde Vernunft. Wie kann ich aber richtig urtheilen, wenn ich ohne Fleiß und Aufmerksamkeit lese?“ —

Besonderes Lob wird dem Charakter Johann Gottfried's gespendet. „Du warst ein so guter Mann, und du warst ein so heftiger Mann!“ sagte sein großer Sohn von ihm. Diese Festigkeit seines Wesens artete bei ihm aber nie in jenen plumpen Eifer aus, welchen so manche Diener Christi herrschsüchtig zur Schau tragen, er war vielmehr der Grundsätze sich treu bewußt, welche sein göttlicher Meister von ihm forderte, und seine Selbstverläugnung war so rein, daß er selbst seinen Widersachern zu vergeben wußte. Einst hatte ihn ein Verwandter, der auch Pastor war, um eine ansehnliche Erbschaft betrogen. Obwohl diese Erbschaft in seinen bedrängten Umständen ihm die einzige Hoffnung auf Erleichterung gewesen war, so zog er es doch vor, lieber mit dem Betrüger einen magern Vergleich zu schließen, als durch Aufdeckung des Betruges Gelegenheit zu geben, daß Uebelwollende den geistlichen Stand schmähten.

Des Pfarrherrn Gattin wird als eine vortreffliche Hausfrau von etwas beschränkten Ansichten geschildert. Sie war eine geborene Justine Salome Feller, Tochter von ihres Gatten Amtsvorgänger. Aus ihrer Ehe mit Johann Gottfried Lessing wurden zwölf Kinder geboren, zehn Söhne und zwei Töchter. Das älteste Kind war eine Tochter, welche nach ihrer Mutter Justine Salome hieß. Das zweite Kind war der Dichter.

Gottbold Efraim Lessing wurde am 22. Januar 1729 geboren und am 24. Januar in der lutherischen Pfarrkirche seiner Vaterstadt getauft. Sein Geburtshaus ist von der Erde verschwunden; im Jahre 1842 wurde die Stadt Ramenz durch einen Brand bis auf wenige Häuser vernichtet. Verschont blieb das Barmherzigkeitsstift, welches zu Ehren Lessing's von Verehrern seines milden Geistes gestiftet worden ist. Der große Mann, der während seines Lebens so manchen Nothleidenden durch Gaben unterstützte, die er sich selbst entzog, wurde auch noch nach seinem Tode der Wohlthäter seiner Vaterstadt, sein Name ließ aus ganz Deutschland die Unterstützungen reichlich fließen, von denen die verarmte Stadt wieder aufgebaut wurde.

Der fromme menschenfreundliche Sinn, den der Prediger Lessing in seinen Schriften zeigte, bewies sich auch in seinem Hause. Gottbold Efraim wurde frühzeitig zum Beten angehalten, das Lesen lernte er in der Bibel und im Katechismus, und durch die Betstunden, die Abends und Morgens allzeit mit der Familie gehalten wurden, prägte er sich viele geistliche Lieder ein. Das Verhältniß der Familienglieder unter einander war das kristlicher Liebe und Duldung, und der Glaube zeigte seine Früchte in großherziger Milthätigkeit gegen Arme. An sein Vaterhaus dachte Lessing Zeit seines Lebens mit großer Anhänglichkeit zurück, von seinen Eltern sprach er stets mit inniger Liebe, von seinem vortrefflichen Vater mit Stolz, für seine Angehörigen brachte er bis zu seinem Lebensende Opfer, welche oft genug seine Mittel überstiegen.

Der Knabe wurde zum Lernen zu seiner Zeit angehalten, und er lernte mit großer Leichtigkeit und mit solchem Eifer, daß er gern auch in Büchern blätterte, welche er noch nicht lesen konnte. Im fünften Jahre wollten seine Eltern ihn malen lassen, und der Maler wollte dem Knaben einen Käfig mit einem Vogel

in die Hand geben. Aber Gotthold sagte schnell: „Mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, oder ich will gar nicht gemalt sein.“

Um diese Zeit waren die Verhältnisse der Predigerfamilie noch besser, der Vater war im Stande, dem Sohne einen Hauslehrer zu halten. Er hieß Mylius; ein jüngerer Bruder von ihm übte einen nicht unwesentlichen Einfluß auf Lessing aus, als er in Leipzig studirte. Diese beiden Brüder Mylius waren Vettern von Lessing, ihre Mutter war des Prediger Lessing's Schwester. Als achtjähriger Knabe wurde Gotthold in die Ramenzer Stadtschule geschickt, welche damals einen tüchtigen, kräftigen Leiter in dem jungen Rektor Heiniz erhalten hatte. Der soeben erwähnte Maler unterrichtete den Knaben im Zeichnen, und Lessing sagte später noch rühmend von ihm, daß er kein ganz schlechter Künstler gewesen sei, und ihm Geschmac an den bildenden Künsten eingefloßt habe. Nicht lange nachher verließ der Rektor Heiniz die Stadt Ramenz, in welcher seine gesunde Energie und seine von Engherzigkeit weit entfernten Ansichten nicht die richtige Würdigung gefunden zu haben scheinen. In dieselbe Zeit fällt auch Lessing's Abgang von Ramenz. Der Vater schickte seinen Sohn zuerst zu einem Verwandten, dem Pastor Lindner in Puzlau bei Bischofswerda, der den Knaben erfolgreich unterwies und ihn später auf der Universität unterstützte. Nur ein halbes Jahr verweilte Lessing bei dem wackern Manne, im Juni 1741 trat er als Zögling in die berühmte Fürstenschule zu St. Afra in Meissen ein. Es wurde ihm hier eine Freistelle zu Theil, welche ihm ein Obristlieutenant Karlowitz verlieh.

Lessing selber hat es öfter ausgesprochen, daß ganz besonders für begabte Köpfe eine strenge Schule ein großer Segen sei; in seinem eigenen Leben erweist sich die Wahrheit dieses Wortes. Die Fürstenschule in Meissen war aus dem frühern Kloster der heiligen Afra entstanden, sie befand sich in den Gebäuden des Klosters und war mit den Gütern desselben ausgestattet. Die klösterliche Zucht hatte man beibehalten. In vier Tabulaten befanden sich zweieundfunzig Zellen, deren jede aus einer Studirstube und einer Schlafkammer bestand. In jeder Zelle befand sich ein Primaner als Obergefell, ein Secundaner als Untergefell, von ihnen beaufsichtigt und theilweise unterrichtet wurden zwei Tercianer oder Quartaner als Untere. Außerdem gab es in den Klassen noch sogenannte Dekurionen oder Bankälteste, und dreizehn der bewährtesten Primaner waren zu Tisch-, Hof- oder Tabulatinpektoren bestellt, welche ihrerseits beaufsichtigt wurden von demjenigen der Lehrer, welcher als Hebdomadarius je eine Woche die besondere Leitung hatte und die Vestunden hielt; in schwierigen Fällen entschied die Lehrerkonferenz, welche jeden Sonnabend zusammentrat. Deffentlicher Gottesdienst, Gebet und Bibelklärung nahmen wöchentlich 25 Stunden in Anspruch, bei Tisch trat aus der Reihe der Schüler ein Vorleser auf, der Mittags aus den historischen Büchern der heiligen Schrift, Abends aus einem lateinischen Historienbuche vortragen mußte. Sämmtliche Schüler trugen als gemeinsame Tracht die sogenannte Schalaune, Scholana.

Die Schüler zu St. Afra waren in zwei Hauptabtheilungen geschieden, und jede Abtheilung wieder in zwei Klassen. Je zwei Klassen hatten gemeinschaftlichen Unterricht, nur bei der Korrektur der lateinischen und griechischen Arbeiten sowie in den mathematischen Vorträgen galt die Abtheilung in vier Klassen.

Jede Klasse hatte drei Dekurien; da dieselben durch alle Klassen in fortlaufenden Nummern gezählt wurden, so ergab sich für alle vier Klassen die Zahl von 12 Dekurien. Die vereinte erste und zweite Klasse hieß die Oberlektion, die dritte und vierte die Unterlektion. In der letzteren wurde in fünf Religionsstunden der kleine Katechismus Luther's und Kirchengeschichte behandelt, in funfzehn lateinischen Stunden las man Buzero's Briefe, Nepos, Eutrop, die Fabeln des Fädrus, Ovid's Tristia und seine Epp. ex Ponto, außerdem trieb man Syntax und Prosodie. Der griechische Unterricht beschränkte sich in vier Stunden auf das Neue Testament und die nöthigsten Regeln der Grammatik. Außerdem waren zwei französische, zwei mathematische, eine arithmetische und zwei geschichtliche und geographische Lehrstunden. Fast dieselbe Vertheilung der Zeit auf die Unterrichtsgegenstände fand in der Oberlektion statt. In den lateinischen Stunden las man hier die Neben des Buzero und seine Bücher De officiis, ferner Livius, Virgil, Horaz, in den vier griechischen Stunden Sokrates, Plutarch und Sokrates. Als neue Unterrichtsgegenstände traten noch Hebräisch, Philosophie und Astronomie hinzu. Auf lateinische Stillübungen wurde ein besonderes Gewicht gelegt, die Schüler der Afra zeigten sich öfter als gewandte lateinische Dichter, und auch Lessing erlangte eine sehr bedeutende Fertigkeit, schöne lateinische Verse zu schreiben*). Die Gelehrsamkeit galt in Meissen über alles, die Religion wurde streng orthodox gelehrt.

Bei seiner Aufnahme war Lessing in die erste Dekurie gekommen. Anfangs rückte er langsam vor, so daß sogar einige seiner Mitschüler ihn überflügelten, seit dem Herbst 1743 zeichnete er sich aber dermaßen aus, daß er allen seinen Mitschülern weit voraneilte, und ausnahmsweise ein Jahr früher von der Schule entlassen wurde, als Vorschrift war. Der Rektor Grabner sagte von ihm: „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Was anderen zu schwer wird, ist ihm kinderleicht, wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“ Besondere Erlebnisse werden von Lessing's Schulzeit nicht berichtet. Einer der Inspektoren bemerkte einmal von ihm: „Ein guter Knabe, aber etwas moquant.“ Von seiner Wahrheitsliebe ist ein Zeugniß aufbewahrt. Als Lessing einer der ersten Schüler war und zu den Inspektoren gehörte, wohnte er als solcher einst der Konferenz der Lehrer bei. Der Rektor fragte, warum in dieser Woche, in welcher der Konrektor Höre die Aufsicht gehabt hatte, die Schüler so spät zum Gebet gekommen seien. Alle anderen schwiegen, Lessing aber entgegnete kaltblütig: „Der Herr Konrektor kommt nicht gleich mit dem Schläge, daher denkt jeder, das Gebet gehe nicht sogleich an!“ Der Herr Konrektor war über diese Kühnheit dermaßen erstaunt, daß er ausrief: „Admirabler Lessing!“ Uebrigens war dieser Konrektor Höre ein sehr rechtschaffener Mann und ein gebiegener Gelehrter.

Den bedeutendsten Einfluß auf Lessing übte der Lehrer der Mathematik am Afraneum, Johann Albert Klimm, aus. Dieser Mann wußte sich als Lehrer und wöchentlichlicher Aufseher keine Autorität zu verschaffen, sein Vertrauen und seine Gutmüthigkeit wurden häufig von der Jugend gemißbraucht, auch fehlte es ihm an einem guten Vortrage. Und doch war er ein nicht unbedeutender Mann,

*) Vergl. Danzel a. a. O. I, S. 24 u. 143.

seine astronomischen Schriften machten ihn auch außerhalb Deutschlands bekannt. Klimm war aber auch in der französischen, englischen und italienischen Sprache sehr wohl bewandert, und ein Verehrer der deutschen Literatur. Die wenigen Schüler, welche aus Liebe zu den Wissenschaften sich ihm näher angeschlossen, hatte er oft bis Mitternacht bei sich auf seiner Stube und war unermüdblich sie zu fördern, wo er konnte. Auch Lessing gehörte zu diesen wenigen. Außer den Kenntnissen, welche er sich von Klimm erwarb, eignete er von diesem sich auch die Ansicht zu, daß nicht die möglichst vollkommene Kenntniß mechanischer Regeln und hergebrachter Formen den wahren Gelehrten ausmache, sondern daß der Geist höher stehe als der Buchstabe, und daß der Geist des Alterthums für unser Leben ungleich wichtiger sei als das Gewand desselben. Klimm gab ihm Gelegenheit, Gleim und Hagedorn zu lesen, und die Lektüre Haller's regte ihn zu einem Gedichte über die Mehrheit der Welten an.

Bei aller strengen äußerlichen Zucht befolgte man auf der Schule in Meißen den so vortrefflichen doch leider so wenig geübten Grundsatz, daß man dem Privatfleiß der Schüler genügenden Spielraum ließ. Lessing machte sich die freie Zeit vortrefflich zu Nutzen, und in der Wahl seiner Privatlektüre zeigt sich schon ganz seine Selbstständigkeit und die spätere Richtung seines gesunden Geistes. Er selbst erzählt später: „Teofrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studirte.“ Wir sehen, wie weit Lessing's Neigung schon hier von der Theologie sich entfernte, für welche seine Eltern ihn bestimmt hatten. Um so höher ist die Selbstverläugnung zu ehren, mit welcher Lessing später auf der Universität die theologischen Studien mit solchem Erfolge betrieb, daß er selbst seinen strengen Vater in Erstaunen setzte, und dreißig Jahre nachher sich den gelehrtesten Theologen seiner Zeit als ebenbürtig erweisen konnte.

In seinem vierzehnten Jahre schrieb Lessing seinem Vater eine Glückwünschrede zum Neujahr, in welcher er Von der Gleichheit eines Jahres mit dem andern sprach. Der Inhalt dieses Schriftstückes war folgender: So wie ein Jahr, mathematisch betrachtet, dem andern vollkommen gleich ist, so auch im Ganzen, physisch und moralisch betrachtet. Die Sage von der goldenen Zeit, so wie die Klage über die Verschlimmerung der Welt ist zu verwerfen, sagenhafte Berichte von der Vorzeit sind nach den Verhältnissen der Gegenwart zu prüfen, denn die heutigen Bewohner der Welt befinden sich in denselben Umständen, wie ihre ersten Väter, sie haben eben die Mängel und Vollkommenheiten, eben die Wege zur Glückseligkeit und zum Verderben, wie jene ersten Besitzer der Erde.

Man bedenke, wie weittragend die Folgerungen sind, welche aus diesen Sätzen sich ergeben müssen, und man wird zugeben, daß die umgestaltenden Gedanken aus Lessing's Mannesalter uns schon hier sich zeigen. Auch ein Brief des jungen Fürstenschülers an seine Schwester ist uns erhalten, er ist das älteste Schriftstück von Lessing, welches wir besitzen, wir wollen ihn hier einschalten.

Geliebte Schwester!

Ich habe zwar an Dich geschrieben, allein Du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken, entweder Du kannst nicht schreiben oder Du willst nicht schreiben. Und fast wollte ich das erste behaupten. Jedoch ich will auch das andere

glauben, Du willst nicht schreiben. Beides ist strafbar. Ich kann zwar nicht einsehen, wie dieses beisammen stehen kann, ein vernünftiger Mensch zu sein, vernünftig reden können, und gleichwohl nicht wissen, wie man einen Brief aufsetzen soll. Schreibe wie Du redest, so schreibst Du schön. Jedoch hätte auch das Gegentheil statt, man könnte vernünftig reden, dennoch aber nicht vernünftig schreiben, so wäre es für Dich eine noch größere Schande, daß Du nicht einmal so viel gelernt. Du bist zwar Deinem Lehrmeister sehr zeitig aus der Schule gelaufen, und schon in Deinem zwölften Jahre hieltest Du es für eine Schande, etwas mehr zu lernen. Allein wer weiß, welches die größte Schande ist, in seinem zwölften Jahre noch etwas zu lernen als in seinem achtzehnten oder neunzehnten noch keinen Brief schreiben können. Schreibe ja, und benimm mir diese falsche Meinung von Dir. Im Vorbeigehen muß ich doch auch an das neue Jahr denken. Fast jeder wünscht zu dieser Zeit Gutes. Was werde ich Dir aber wünschen? Ich muß wohl was besonders haben. Ich wünsche Dir, daß Dir Dein ganzer Rammon geföhlen würde. Vielleicht würde es dir mehr nützen, als wenn jemand zum neuen Jahre Deinen Gelbbeutel mit einigen hundert Stück Dukaten vermehrte.

Lebe wohl! Ich bin

Meißen,

d. 30. Dez. 1743.

Dein

treuer Bruder

G. E. Lessing.

Dieser scherzhafte Brief zeigt schon in allen Sätzen die schlagende Deutlichkeit der Darstellung und den reinen durchsichtigen Stil, der Lessing eigenthümlich war. Der Wunsch am Ende des Briefes ist nicht als scharfer Spott aufzufassen, denn so wie die Schwester für den Bruder später, als er in Berlin war, Feinden nähte und Strümpfe strickte, so hat auch der Bruder bis zu seinem Ende stets an die Schwester gedacht, welche erst 1803 starb.

Das stille Leben der Schulzeit sollte noch zuletzt durch das Getümmel des Krieges unterbrochen werden. Am funfzehnten Dezember des Jahres 1745 sah man von dem Hügel, auf welchem sich die Meißenener Klosterschule erhebt, den Himmel von dem Widerscheine brennender Dörfer geröthet, und vernahm den Geschützdonner der Schlacht von Kesselsdorf, in welcher der Fürst Leopold von Dessau die vereinigten Oesterreicher und Sachsen schlug. Meißen selbst war vom Getümmel durchziehender preussischer Truppen erfüllt, und wie es nach der Schlacht daselbst aussah, davon gibt Lessing selbst in einem Briefe an seinen Vater eine anschauliche Schilderung. Es heißt darin: „Sie bedauern mit Recht das arme Meißen, welches jezo mehr einer Todtengrube, als der vorigen Stadt ähnlich sieht. Alles ist voller Gestank und Unflath, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gern so weit von ihr entfernt, als er nur kann. Es liegen in den meisten Häusern immer noch dreißig bis vierzig Verwundete, zu denen sich niemand sehr nahen darf, weil alle, welche nur etwas gefährlich getroffen sind, das hitzige Fieber haben. Es ist eine weise Vorsicht Gottes, daß diese fatalen Umstände die Stadt gleich im Winter getroffen, weil, wenn es Sommer wäre, gewiß in ihr die völlige Pest schon grassiren würde. Und wer weiß was noch geschieht. Jedoch wir wollen zu Gott das Beste hoffen. Es steht aber wohl in der ganzen Stadt, in Be-

trachtung seiner vorigen Umstände, kein Ort erträglicher aus als unsere Schule. Sonst lebte alles in ihr, jezo scheint sie wie ausgestorben. Sonst war es was rares, wenn man nur einen gefunden Soldaten in ihr sah, jezo sieht man einen Haufen verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müssen. Das Coenacul (Speisesaal) ist zu einer Fleischbank gemacht worden, und wir sind gezwungen in dem kleinern Auditorio zu speisen. Die Schüler, welche verweist, haben wegen der Gefahr, in Krantheiten zu verfallen ebenso wenig Lust zurückzukehren, als der Schulverwalter, die drei eingezogenen Tische wieder herzustellen. Was mich anlangt, so ist es mir um so viel verbrießlicher, hier zu sein, da Sie sogar entschlossen zu sein scheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmal ärger sein wird, hier zu lassen. Ich glaube wohl, die Ursache, welche Sie dazu bewegen, könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag von einer Sache, um die ich schon so oft gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verlieren. Ich versichere mich unterdessen, daß Sie mein Wohl besser einsehen werden als ich. Und bei der Versicherung werde ich, wenn Sie auch bei der abschläglichen Antwort beharren sollten, doch, wie ich schuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren. Der Dhrzwang, mit dem ich seit einiger Zeit bin befallen gewesen, macht mich so wüß im Kopfe, daß ich nicht vermögend bin mehr zu schreiben, ich schließe als mit nochmaliger Versicherung, daß ich lebenslang sein will

Meißen,

d. 1. Februar

1746.

Dero

gehorsamster Sohn

G. E. Lessing.

Wir erwähnten schon, daß der vorzeitige Abgang Lessing's doch schließlich noch ermöglicht wurde. Am 30. Juni 1746 hielt er seine lateinische Abschiedsrede Ueber die Mathematik der alten Völker, und nach einem kurzen Aufenthalte im Vaterhause bezog er die Universität Leipzig, woselbst er am 20. September 1746 immatriculirt wurde. Von den hundert Stipendien, welche in Leipzig für ausgezeichnete Schüler der verschiedenen Fürstenschulen gestiftet worden waren, erhielt er eins. Seine Eltern erwarteten, daß er auf der Universität ein tüchtiger Theologe werden sollte, um dereinst des Vaters Amtsnachfolger in Rameuz werden zu können. Doch wir sahen, daß Lessing schon in Meißen einen ganz andern Weg eingeschlagen hatte. Nicht um ein vergessener Prediger in einem kleinen Orte zu werden, hatte der Herr der Welt diesen Jüngling mit allen Gaben des Geistes mehr als königlich ausgestattet, für die Welt sollte er ein Prediger werden, und das Licht seines Geistes sollte dem ganzen Menschengeschlechte leuchten. Große Geister haben in ihrem Entwicklungsgange oft genug die Schranken übersprungen, welche nothwendig sind, um die Mittelmäßigkeit an ein bescheidenes Ziel zu geleiten. Innerhalb dieser Schranken aber liegt alles, worin ein gemüthliches Herz sein Glück zu finden pflegt, jenseit der Schranken ist die Wildniß: wer es im Gefühl höherer Kraft unternimmt, dieselbe urbar zu machen, der schafft für die nachfolgende Menschheit einen blühenden Garten, aber sein eigenes Lebensglück muß er in den meisten Fällen dem Gelingen seiner Arbeit zum Opfer bringen. Die Wahrheit dieses Satzes zeigt sich auch in Lessing's Leben. Für einen gewöhnlichen Geist, dessen Ziel allein die bürgerliche Existenz ist, wäre ein Leben,

wie Lessing es in Leipzig führte, ein todbringender Irrweg gewesen, für Lessing aber war es der gerade Weg, der ihn auf die Höhe seines weltüberschauenden Standpunktes führte.

Vielleicht war kein Ort damals in Deutschland mehr geeignet, einen Lessing zu bilden, als Leipzig, welches nicht allein ein Hauptsitz der Wissenschaften war, sondern mehr als irgend eine andere Stadt Deutschlands das Gepräge der Weltstadt trug. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren die Tage der Leipziger Messe von Bedeutung für die ganze Welt, es zeigte sich dann ein Zusammenstrom von Fremden aus Europa, Asien und Afrika, der die Zahl der heutigen Besucher weit überschritt, und der Einfluß dieses großartigen Besuches äußerte sich auf Sitten und Gewohnheiten und Anschauungen der Leipziger in starkem Maße. Auch Mittelpunkt des deutschen Buchhandels war die Stadt, alle neuen literarischen Erscheinungen wurden in Leipzig zuerst auf den Markt gebracht, und die Gelehrten Leipzigs gewannen dadurch einen Vortheil vor allen übrigen deutschen Fachgenossen. Die Messen sowie der Buchhandel konnten um so mehr ungehört gedeihen, da Leipzig weitgehende Gerechtsame besaß, so daß es fast einer kleinen Republik gleich. Nicht einmal mit einer Garnison durfte Leipzig belegt werden. Die Folge einer so lebhaften und ungehemmten Handelsthätigkeit war große Wohlhabenheit, erhöhte Ansprüche an das Leben, während die Universität dazu beitrug, den Gesichtskreis zu erweitern und die Anschauungen zu veredeln.

Bei der Universität galt freilich ebenso wie heute die Eintheilung in die vier Fakultäten, doch schied man dadurch mehr die Personen, als den Stoff, es kam vor, daß Doktoren der Medizin Professoren in der philosophischen Fakultät wurden. Man lebte noch mehr an Formen und Traditionen, wodurch das geistige Leben innerhalb der Fakultät selber wieder in gewisse Schranken gesperrt wurde, welche zu überschreiten man selbst einem Leibniz oder Thomasiaus nicht gestattete. Doch zu der Zeit, als Lessing nach Leipzig kam, ging schon ein frischer Luftzug durch das alte schwerfällige wissenschaftliche Reich, und besonders zwei Männer waren es, deren Bestrebungen den Fortschritt herbeiführten, nämlich die beiden Professoren Ernesti und Krist. Der erstere war seit 1742 außerordentlicher Professor in Leipzig und hatte auch als solcher eine ausgebreitete Wirksamkeit, den Studirenden war er der liebste aller Lehrer. Ernesti hatte sich vom Buchstabenwesen geistloser Schulmeisterei völlig losgesagt; er war ein sehr gelehrter Philologe, doch gehörte er nicht zu denen, welche nichts wissen als Griechisch und Latein. Mit kühnem Muth hatte er dem endlosen Streite um Formen und Silben den Satz entgegengestellt, „daß es ehrenvoller und erspriesslicher wäre, den Geist der römischen Autoren zu erfassen, als untadelhaft Latein zu schreiben.“ Ernesti hatte schon 1736 ein Buch herausgegeben, in welchem er kurz alles dasjenige bezeichnete, was zu einer höhern Ausbildung des Geistes förderlich war. Bei diesem geistvollen Vertreter der Philologie hörte Lessing Vorlesungen über römische Alterthümer, deren Früchte wir in den antiquarischen Briefen und den übrigen hierher gehörigen Schriften genugsam wiederfinden.

Noch mehr aber förderte ihn der obengenannte Professor Krist, der die Professur der Poesie inne hatte. Dieser Mann kann als derjenige betrachtet werden, welcher zuerst die Archäologie als eine besondere selbständige Wissenschaft be-

handelte, und auf diese Weise der Vorläufer Winkelmann's wurde. Mit der genauesten Kenntniß der alten Schriftsteller, welche über Kunst sich ausließen, vereinigte er eine ausgebehnte Belesenheit in den Dichtern, und besaß selbst eine große Sammlung von Kupferstichen; er hatte gelegentlich auch selber gezeichnet und in Kupfer gestochen. Große Reisen durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Italien hatten ihm Gelegenheit gegeben, durch Anschauung der bedeutendsten Kunstwerke sein Urtheil zu bilden, und im Umgange mit angesehenen Persönlichkeiten hatte er sich eine feine Weltbildung erworben. Die vorurtheilsfreie Richtung seines Geistes bewies er durch eine Schrift, in welcher er die republikanischen Anschauungen des Machiavelli vertheidigte. Er war ein Verehrer der alten deutschen Literatur und ihrer kraftvollen Sprache, und eben deshalb ein Verächter Gottsched's und seiner Spießgesellen. Zudem war Krift ein Schriftsteller von schlagender Kraft des Ausdrucks und von scharfer Polemik, geneigt zu den kühnsten Untersuchungen, zu welchen seine umfassende Gelehrsamkeit ihm die richtigen Mittel und Wege angab.

Ein jüngerer unter den Universitätslehrern, mit dem Lessing in näherem Verkehr trat, war Abraham Gottlieb Kästner, außerordentlicher Professor der Mathematik, der in seinen jüngeren Jahren sehr anregend auf die Studirenden einwirkte. Er hatte einen merkwürdigen Bildungsgang gehabt. Sein Vater hatte ihn nie eine öffentliche Schule besuchen lassen, sondern ihn angehalten, alles durch eigenes Nachforschen zu ermitteln. Kästner hatte zuerst juristische Studien betrieben, und sich danach der Mathematik und den Naturwissenschaften zugewandt. Lessing fand in ihm die beiden genannten Disziplinen mit Philosophie, mit sprachlicher und poetischer Fertigkeit vereinigt, und in der Erkenntniß, daß dieser Mann sehr wohl geeignet sei, ihn in die Wissenschaften gleichsam einzuführen, besuchte er besonders gern und fleißig die Disputirübungen, in welchen Kästner die besten Köpfe der Jugend um sich zu versammeln pflegte. Dieses interessante Kolleg vermittelte auch vielfach persönliche Bekanntschaften der Studirenden untereinander.

Aus den engen Verhältnissen der Meißener Fürstenschule trat Lessing nun in dieses bewegte großstädtische Leben und in diesen weiten Kreis der verschiedensten wissenschaftlichen Bestrebungen. Welchen Eindruck das alles auf ihn machte, davon gibt er selbst eine höchst anziehende Schilderung in einem Briefe, den er später, nachdem er Leipzig verlassen hatte, von Berlin aus an seine Mutter schrieb. Er sagt darin: „Ich komme jung von Schulen, in der gewissen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Ich komme nach Leipzig an einen Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt hatte. Stets bei den Büchern, nur mit mir selbst beschäftigt, dachte ich ebenso selten an die übrigen Menschen, als vielleicht an Gott. Dieses Geständniß kommt mir etwas sauer an, und mein einziger Trost dabei ist, daß mich nichts Schlimmeres als der Fleiß so närrisch machte. Doch es dauerte nicht lange, so gingen mir die Augen auf; soll ich sagen, zu meinem Glücke, oder zu meinem Unglücke? Die künftige Zeit wird es entscheiden. Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter

meines Gleichen. Gutter Gott! was für eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und Andern gewahr. Eine bäuerische Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgang, verhasste Mienen, aus welchen jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, welche mir bei meiner eigenen Beurtheilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden hatte, und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich hierin zu bessern, es koste was es wolle. Sie wissen selbst wie ich es anfang. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler anfrichtig bekennen, ich kann also auch das Gute von mir sagen. Ich kam in diesen Uebungen so weit, daß mich diejenigen selbst, die mir im Voraus alle Geschicklichkeit darin absprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geschickter geworden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthaften Bücher eine Zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzusehen, die weit angenehmer und vielleicht ebenso nützlich sind. Die Komödien kamen mir zuerst in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben sie sehr große Dienste gethan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung unterscheiden. Ich lernte wahre und falsche Tugenden daraus kennen und die Laster ebenso sehr wegen ihres Lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Habe ich aber alles dieses nur in eine schwache Ausübung gebracht, so hat es gewiß mehr an anderen Umständen als an meinem Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den vornehmsten Nutzen, den die Lustspiele bei mir gehabt haben, vergessen. Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiß über niemand mehr gelacht und gespottet als über mich selbst.“

Als Lessing des großartigen Eindruckes, den Leipzig zuerst auf ihn machte, Herr geworden war, suchte er, wie er sagt, Gesellschaft um leben zu lernen. Einer der ersten, mit dem er bekannt wurde, war sein Vetter Kristlieb Mylius, ein begabter, aber leichtsinniger junger Mann, der durch mancherlei Unglück und auch durch eigene Schuld immer tiefer sank, ohne jedoch den ihm angeborenen Geistesadel jemals ganz zu verlängnen. Mylius starb auf einer später unternommenen Reise nach London. Lessing hat den Lebenslauf dieses sieben Jahre ältern Freundes kurz in der Vorrede geschildert, mit welcher er nach Mylius' Tode dessen hinterlassene Schriften herausgab. Nachdem Lessing von den Schwierigkeiten gesprochen, mit welchen das Genie in Deutschland zu kämpfen habe, erzählt er von Mylius: „Er ward in einem Dorfe geboren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daselbst lehren konnte. Er ward von Eltern geboren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Ursache studiren zu lassen, als daß er einmal nach der Weise seiner Väter von einer geschwind erlernten Brodwissenschaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieser Brodwissenschaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Mann*) in die

*) Es ist hier Gottsched gemeint, der sogar seine abgetragenen Kleider den Studenten angeboten haben soll, damit sie ihn dafür öffentlich bewundern sollten.

Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu seinem Vorfescher zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu Nuzge zu machen, als es dem Vorsage ein Dichter zu werden zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntniß der Natur, mit besserem Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie (Leipzig) und begab sich an einen Ort (Berlin), wo es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beinahe wie denjenigen ging, die von dem, was sie einmahl erworben haben, zehren müssen, ohne etwas mehreres dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen *) für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute sagten, daß man sich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen lassen. Er wollte und sollte reisen, er reiste auch, allein er reiste auf fremder Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er starb. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichste nicht ist. Und doch behauptete ich, daß er mehr darin geleistet hat, als tausend andere in seinen Umständen würden geleistet haben.“ — In der That war Mylius als Gelehrter, als Naturforscher, nicht ohne Bedeutung, und in seiner Stellung als Poet nennt der sonst strenge Kramer, ein Genosse Klopstod's, in den bremischen Beiträgen ihn einen Dichter, der die Stärke und das Feuer des königlichen Psalmisten zu erreichen gewußt habe. Freilich mahnte das Außere des unglücklichen Mylius nicht an eine königliche Erscheinung. In niedergetretenen Schuhen, mit zerrissenen Strümpfen und durchlöchereten Kleidern ging er in Leipzig über die Straßen, und öfter räumten jüngere Studenten ihm aus Mitleid einen Platz auf ihrer Stube ein, damit er nur unter Dach war.

Lessing erkannte den edlen Kern dieses Mannes, und über die anstößige Außenseite sah er hinweg. In den Zeitschriften, welche Mylius herausgab, dem „Freigeist“ und dem „Wahrsager“, erschienen die ersten poetischen Versuche Lessing's, jene reizenden kleinen Lieder, in welchen Freundschaft, schöne Mädchen und Wein aufs anmuthigste gefeiert, jene scharfen Epigramme, in denen so manche Thorheit aufs treffendste verspottet wird.

Mit Mylius, der sich auch dramatisch mehrfach versuchte, theilte Lessing die Vorliebe für das Theater. In damaliger Zeit gab es noch keine stehenden Bühnen, Schauspielertruppen zogen umher und gaben hier und dort einzelne Vorstellungen, in größeren Städten hielten sie sich dann längere Zeit auf. Im Jahre 1744 hatte Friderike Neuber eine Gesellschaft zusammengebracht, welche manches gute Mitglied zählte, und von Frau Neuber sagte Lessing später, sie sei eine Frau von männlichen Einsichten in ihrer Kunst gewesen. Diese Gesellschaft spielte in Leipzig, sie führte auch von Mylius einige Stücke auf, und Lessing war der eifrigste Besucher dieser Vorstellungen, er aß lieber trocknes Brod, als daß er das Theater versäumte; sein Freund Felix Weiße war mit ihm darin einerlei Meinung. Einst waren die Freunde im Theater Zeugen, wie ein sogenanntes Originalschauspiel aus der Gottsched'schen Schule vielen Beifall erntete. Lessing

*) Mylius sollte auf Reisen nach Amerika für andere naturhistorische Sammlungen zusammenbringen.

aber fand das Stück höchst kahl und mager und übte an demselben eine strenge Kritik. Man entgegnete ihm, tabeln sei leichter als bessermachen. Diese Aeußerung war ein scharfer Sporn für den jungen Mann, zu zeigen was er könne. Wir erinnern uns, daß Lessing schon in Weissen mit ganz besonderer Vorliebe Plautus und Terenz las, in Weissen hatte er auch schon den Plan zu einem eigenen Lustspiele entworfen, welches den Titel trug: Der junge Gelehrte. Dieses Stück nahm Lessing nun wieder vor und vollendete es in kurzer Zeit. Es wurde Kästner vorgelegt, und nach dessen günstiger Beurtheilung gelangte es durch Wylins in die Hände der Frau Neuber, welche es im Januar 1748 auführen ließ. Nirgend war wohl „der junge Gelehrte“ besser am Plage, als gerade in Leipzig, wo es Narren von der Art, wie Lessing sie hier schilderte, in Hülle und Fülle und in den verschiedensten Tönen gab. Der Erfolg des Stückes war ein außerordentlicher. Lessing sagte: „Wenn nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlängliche Ursache, das meinige für keines von den schlechtesten zu halten.“

So gestaltete sich denn für Lessing in dieser ersten Zeit in Leipzig das Leben recht schön. In einem heitern Kreise genialer Genossen entwickelten sich seine geistigen Kräfte zu reger Gewandtheit; die ernstesten Studien, die er keineswegs verabsäumte, erweiterten seinen Gesichtskreis immer mehr, das Theater weckte seine poetischen Talente und der Erfolg seines ersten Werkes gab schöne Hoffnungen für die Zukunft. Auch die Liebe fehlte nicht, wenn es wahr ist, was seine Freunde erzählten, daß die junge Lorenz, eine begabte Schauspielerin aus der Gesellschaft der Frau Neuber, mit Lessing ein inniges Verhältniß unterhalten habe. Begründete Nachrichten hierüber fehlen.

Es ist mehrfach die Ansicht ausgesprochen worden, daß Lessing in Leipzig ein wüßtes, lieberliches Leben geführt habe, ja sein eigener „liebster“ Bruder — wie Schiller ihn nennt — hat dergleichen geschrieben. Vielsache Gründe beweisen das Gegentheil dieser Behauptung. Wylins, der seine eigenen Fehler willig eingestand, erklärte, Lessing sei aller wüßten Ausschweifung und Rohheit eben so fern geblieben, als der Trägheit, und wer bei einem so schmalen Einkommen wie Lessing es hatte, sich in kurzer Zeit so mannigfaltige Kenntnisse erwarb, dem ist durch diese Thatfachen selbst alle Gelegenheit zu Ausschweifungen benommen. Mit welcher unglaublichen Bornirtheit aber damals besonders die Stodgelehrten über die Beschäftigung mit der deutschen Muttersprache und der deutschen Poesie urtheilten, davon möge hier ein Beispiel stehen. Lessing bewohnte ein Zimmer gemeinschaftlich mit einem Joh. Friedr. Fischer, der als nachheriger Rektor der Thomasschule in Leipzig einem seiner Schüler, der deutsche Bücher zu lesen und deutsche Gedichte zu machen sich erlaubte, eine donnernde Strafpredigt hielt und ihn ermahnte, seinen Sinn zu ändern: „Laß Er sich retten vom Verderben, denn dahin führt's doch, und das dauert mich um so mehr, als ich bei solchen Vergehungen allemal an ein Exempel denken muß, an ein Exempel aus meiner Jugend, das mir noch heute durch die Seele geht. Ich will's Ihm erzählen. Wie ich von Koburg hierher auf die Universität kam, da zog ich mit einem zusammen, der schon ein Jahr da war, guter Leute Kind, ein Predigerssohn aus der Lausitz. Wir wohnten in der Burgstraße drüben in der alten Baderei. Was hatte Gott

dem Menschen für Gaben gegeben! Was konnte der für Griechisch und Latein! Wir brauchten den Ernesti, der damals berühmt war, scilicet, den brauchten wir beide nicht. Zum Vergnügen fingen wir gleich damit an, den Thukydidem zu lesen. Was hätte aus dem werden können! Aber er hatte auch so einen Hang! Er hatte schon vorher viel deutsch gelesen, nun gewöhnte er sich auch, deutsch zu schreiben und machte deutsche Verse. Nun ging's immer weiter und war kein Haltens mehr. Er war mein bester Freund, er war mein einziger auf der ganzen Universität, aber ich zog von ihm, ich konnt's nicht mit ansehen. Er fing sogar an Komödien zu schreiben. Und nun — nun wurde er nach und nach — ach ich mag's nicht sagen! Frag Er nur die Leute, die's verstehen; der Keel hieß — Lessing!“

Wenn ein junger Mann auf der Universität sich einfallen läßt, außer seinen Studien auch mit dem Leben, und zwar mit dem fröhlichen Leben ungebundener Jugendlust sich abzugeben, so finden sich in vielen Fällen gute Freunde, welche in die Heimath schauerliche Berichte von der Gottlosigkeit des lieben Sohnes senden und darin, natürlich nur aus reiner kristlicher Nächstenliebe, aus der Maus einen Elefant machen. Auch bei Lessing war dies der Fall. Man hatte seinem Vater die entsetzlichsten Dinge nach Kamenz geschrieben, er sei ein Freigeist geworden, beschäftige sich nur mit schöner Literatur und lebe in Sans und Brans mit Mylius und mit Schauspielern. Mylius stand in Kamenz in sehr schlechtem Andenken, er hatte früher einmal ein Spottgedicht auf den Kamenzener Magistrat gemacht und war von demselben gefänglich eingezogen gewesen. Daß Lessing's Vater über solche Nachrichten aufgebracht wurde, darüber wird sich niemand wundern, denn daß sie zu diesen Nachrichten das Gehässige selber erfunden hatten, das sagten die Anbringer dem Prediger nicht. Und was die Schauspieler anbetraf, so standen dieselben in jener Zeit allesammt in einem höchst bedenklichen Rufe. Sogar in Berlin, unter den Augen Friedrich's des Großen, predigten die Geistlichen von den Kanzeln herab gegen die Schauspieler mit wüthendem Eifer und versagten ihnen ein kristliches Begräbniß, da sie in ihnen die Leibschaar Beelzebub's selber erblickten. Es läßt sich nicht annehmen, daß der Prediger Lessing frei von diesem Vorurtheile seiner Zeit gewesen sei, und als ihn die erwähnten Nachrichten erreichten, schrieb er sofort einen sehr ernstlichen Brief an seinen Sohn, in welchem er demselben eine scharfe Predigt hielt über die Vernachlässigung seines Zweckes, über den anstößigen Umgang mit Komödianten und mit dem Freigeist Mylius, und in welchem er seinen Sohn dringend ermahnte, nutzlose, ja schädliche Spielereien im Interesse seines Lebensberufes aufzuopfern.

Lessing erhielt diesen Brief, als die Aufführung des jungen Gelehrten gerade in den nächsten Tagen bevorstand. Wenn gegründete Vorwürfe bei der reifern Jugend nie ihren Zweck verfehlen, sollte die Einsicht auch erst nachher kommen, so erbittert nichts mehr, als ungegründeter Tadel, als dessen Ursprung die Verläumdung sofort zu erkennen ist. Lessing gerieth in Zorn, er eilte zu Weiße, warf den Brief auf den Tisch und rief: „Lesen Sie einmal, was mir da mein Vater schreibt! Nun werde ich den Theaterzettel mit meinem vollen Namen Gotthold Efraim Lessing drucken lassen, und werde an jeden Rathsherrn in Kamenz einen schicken!“

Weiße hatte keine große Mühe, den jungen Dichter von diesem Entschlusse abzubringen, den er doch nie ausgeführt haben würde, dazu hatte er seine Eltern viel zu lieb. Aber von der Aufführung des gelungenen Schauspiels abzusehen, davon war keine Rede, und der Beifall, den es, wie wir schon berichteten, in so reichem Maße sich errang, war hinreichend, den Aerger über den Brief wieder zuzudecken. Doch ein anderer Vorfall sollte dem Fasse den Boden ausschlagen. Ein Bekannter der Lessing'schen Familie reiste von Kamenz zur Neujahrsmesse nach Leipzig. Lessing's Mutter konnte es nicht über das Herz bringen, dem Gotthold den üblichen Weihnachtstuchen vorzuenthalten. Der erwähnte Bekannte nahm den Kuchen mit und erhielt nebenbei den Auftrag, sich ganz speziell nach dem verlorbenen Sohne umzuschauen. Das that er denn auch, und brachte die über alle Erwartung entsetzliche Nachricht zurück, daß Gotthold nicht allein Komödien mache und aufführen lasse, sonderu daß er sogar der Mutter Weihnachtstuchen mit Schauspielern bei einer Flasche Wein verzehrt habe!

So tief gesunken hatte man den Sohn nicht geglaubt! Nur die schnellste Entfernung aus Leipzig konnte ihn noch retten. Der Vater muß ihm sofort schreiben, er solle nach Haus kommen. Aber wird der Freigeist gehorchen? Er, der schon so vieles Schreckliche begangen? Nur das Aeußerste kann noch retten. Es wird dem trefflichen Vater schwer, an der Wahrheit vorbeizuschleichen, aber die Noth treibt: „Setze Dich, nach Empfang dieses, sogleich auf die Post und komm zu uns, Deine Mutter ist todtkrank und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu sprechen.“ Nur diese Worte enthielt der Brief, der schnellst zur Post gegeben wurde.

Kurze Zeit darauf tritt starker Frost ein. Eine Reise von Leipzig nach Kamenz dauerte drei Tage, und mit Schrecken denkt die Mutter daran, daß Gotthold keine warmen Winterkleider besitzt. Sie macht sich bittere Vorwürfe — wäre er doch lieber bei den Schauspielern und Freigeistern geblieben, als auf dem Postwagen erfroren! Doch er wird nicht kommen, in solcher verrufenen Gesellschaft lernt sich Gleichgültigkeit selbst gegen die todtkranke Mutter, er wird nicht kommen! In banger Erwartung werden die Stunden gezählt, vergebens sucht die Mutter das angstvolle Herz mit dem Worte zu beruhigen: Er wird nicht kommen.

Doch er kommt! Halb erfroren tritt er in die Stube. Da kann die besorgte Mutter, welcher der Anblick des Sohnes Thränen in die Augen lockt, den Ausruf nicht zurückhalten: „Warum bist Du auch bei der Kälte gekommen!“ — „Liebste Mutter,“ entgegnet er ganz freundlich, „Sie wollten es ja. Es freut mich, daß Sie nicht krank sind!“ und dabei zittert er an Händen und Füßen. Da schmilzt die Strenge der Mutter, er hat doch noch ein gutes Herz! Man freut sich, den Sohn gesund wieder zu haben, und aus der beabsichtigten Strafpredigt wird ein trauliches Gespräch.

In den nächsten Tagen nahm der Vater Veranlassung, mit seinem Sohne auch über wissenschaftliche Gegenstände zu sprechen, und da fand er, daß Gotthold seine Kenntnisse bedeutend vermehrt und erweitert hatte, und daß er sich mit ihm ebenso gern über theologische Fragen unterhielt, als mit anderen über das Theater. Die bedeutende Bibliothek seines Vaters benutzte er unaufgefordert sehr fleißig. Schon nach wenigen Wochen erkannte der Vater, daß seines Sohnes

sittlicher Charakter völlig unangetastet geblieben war, und als Gotthold sich nun hinsetzte und eine erbauliche Predigt machte, da vergab ihm auch das treue Mutterherz allen Kummer, den die Schauspieler ihr bereitet hatten. Und doch war auch des Sohnes „junger Gelehrter“ im Grunde nichts anderes, als eine Predigt, denn auch diese Komödie verfolgte einen sittlichen Zweck, und erstrebte eine Läuterung der menschlichen Natur. Aber die Zahl der Menschen, welche sich über Auserklichkeiten und über Vorurtheile hinwegzusetzen vermögen, ist verschwindend klein.

Auch die Beschäftigungen mit der Poesie versäumte Lessing in Ramenz nicht gänzlich, und manches hübsche anacreontische Liedchen von Liebe und Wein entstand im Vaterhause. Einst hatte Lessing's Ältere fromme Schwester es unternommen, des Bruders Stübchen in denjenigen Zustand zu versetzen, welchen die weiblich sorgsame Sprache „ordentlich“ nennt, und bei dieser Gelegenheit fand die untadelhafte Jungfrau einige Bogen jener erwähnten Lieder. Sie erregten ihren Unwillen in solchem Grade, daß sie sofort alle die Rosen, Rüsse und Trauben in den Flammen sterben ließ. Aber die kleinen Brüder verriethen dem Gotthold, was die Schwester gethan, und um ihren frommen Eifer zu kühlen, warf er ihr eine Handvoll Schnee in den Busen.

Drei Monate blieb Lessing im väterlichen Hause, und sein gesetztes Wesen gewann ihm das volle Vertrauen der Eltern wieder. Das Verlangen, er solle Theologie studiren, gab man nun auf. Gotthold wollte Mediciner werden, aber dem widersprach die Mutter entschieden, und er beruhigte sie erst wieder durch die Zusage, daß er sich daneben auch auf Schulsachen legen wolle. Doch die Zumuthung, er solle allen Beschäftigungen mit dem Theater ein- für allemal entsagen, wies er entschieden zurück. Seine Schulden wurden bezahlt, im freundlichsten Einkernehmen schied er von den Eltern und begab sich Ostern 1748 wieder nach Leipzig.

Hier widmete er sich mit gleichem Eifer wieder seinen Studien unter Ernesti und Krift, wie der Beschäftigung mit dem Theater. Schon früher hatte er sich durch Uebersetzungen einiger französischer Stücke und durch Mylius' Vermittlung freien Zutritt zum Theater zu verschaffen gewußt, und nun war er früh bei den Proben und Abends bei den Vorstellungen, und studirte die Schauspielkunst mit solchem Erfolge, daß er später schon bedeutenden Schauspielern nach deren eigenem Zeugnisse die feinsten Bemerkungen über Betonung und Geberden machen konnte. Lessing dachte in jener Zeit oft daran, selbst Schauspieler zu werden. Es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß dieser Entschluß ganz besonders durch den gezwungenen Aufenthalt im Vaterhause wieder wankend gemacht wurde, und auf diese Weise trug denn selbst die Nothflucht des trefflichen Predigers noch gute Früchte.

Doch wider Erwarten sollte für Lessing der Aufenthalt in Leipzig abermals unmöglich gemacht werden, und zwar diesmal durch eine Verkettung von widrigen Umständen, welche von außen an Lessing herantraten. Die Gesellschaft der Frau Neuber konnte sich in Leipzig nicht mehr halten, die Theilnahme am Theater war zu gering, um einem zahlreichen Personal die Mittel zum Unterhalt zu gewähren. Im Sommer 1748 löste sich die Gesellschaft auf; die bedeutendsten Mitglieder, unter ihnen die Frau Lorenz mit ihrer schönen Tochter, bega-

ben sich nach Wien, wo man Versuche zur Hebung der Schaubühne gemacht hatte. Auch Lessing's Freund Mylius verließ Leipzig und ging nach Berlin, wo er literarische Verbindungen angeknüpft hatte und mit einigen namhaften Gelehrten in Verkehr getreten war, denn die wissenschaftliche Bedeutung des jungen Mylius erfuhr selten Verkennung.

Für Lessing war Leipzig nun sehr öde geworden, es sollte ihm aber auch unleidlich werden. Er hatte sich für mehrere der Schauspieler, die nach Wien gegangen, verbürgt, und da diese nun es unterließen, das Geld zur Bezahlung ihrer Schulden einzusenden, so gerieth Lessing, den die Gläubiger hart bedrängten, in die unangenehmste Lage. An die Befriedigung der Manichäer konnte er nicht denken, denn woher sollte er, der außer einigen schmalen Stipendien keine Einkünfte besaß, das Geld nehmen? Und seinen Eltern die Bezahlung solcher Bürgschaftsschulden auch nur zuzumuthen, gestattete ihm seine kindliche Liebe nicht. Es blieb ihm gar kein Ausweg, als die Flucht, welche er schließlich denn auch ergriff. Ein Vetter von ihm, der ebenfalls Lessing hieß und Student in Wittenberg war, besuchte ihn gerade in Leipzig; mit ihm verließ Lessing seinen bisherigen Aufenthaltsort und wandte sich zuerst nach Wittenberg. Eine interessante Stelle aus dem bereits erwähnten Briefe an seine Mutter wirft einiges Licht über diese bewegten Tage: „Ich erwählte Berlin gleich anfangs zu meiner Zuflucht. Es mußte sich wunderbarlich schicken, daß mich gleich zu der Zeit Herr Lessing aus Wittenberg besuchte. Ich reiste mit ihm nach kurzer Zeit dahin ab, einige Tage mich daselbst aufzuhalten und umzusehen, und alsdann noch zur Sonnenfinsterniß (25. Juli 1748) in Berlin zu sein. Aber ich ward krank. Ich bin mir niemals selbst zu einer unerträglichern Last gewesen als damals. Doch ich hielt es einigermaßen für eine göttliche Schickung, wenn es nicht was unanständiges ist, daß man auch in solchen kleinen und geringen Sachen sich auf sie berufen will. Nach meiner Genesung beschloß ich mit des Herrn Vaters Einwilligung in Wittenberg den Winter über zu verbleiben, und hoffte gewiß dasjenige wieder zu ersparen, was ich in Leipzig zugesetzt hatte. Doch ich wurde bald gewahr, daß das, was in meiner Krankheit und durch andere Umstände, die ich aber jezo verschweigen will, aufgegangen war, mehr als ein Quartal Stipendia ausmachte. Der alte Vorsatz wachte also bei mir wieder auf nach Berlin zu gehen.“

Wenn Lessing hier in seiner Krankheit göttliche Fügung erkennt, so bezieht sich das wohl darauf, daß Mylius, durch den Lessing in Berlin festen Fuß zu fassen hoffte, nach kurzem Aufenthalte die preussische Hauptstadt wieder verließ. Was die „anderen Umstände, die er verschweigen will“, anbelangt, so wird erzählt, Lessing sei im Sommer desselben Jahres der schönen Schauspielerin Lorenz nach Wien nachgereist. Ob mit dieser Annahme das Richtige getroffen wird, kann nicht entschieden werden. Uns scheint es unwahrscheinlich, daß ein Mann wie Lessing, der nie in seinem Leben eine sentimentale Zuneigung zu dem weiblichen Geschlechte gezeigt hat, um eines hübschen Mädchens willen, das noch dazu als Künstlerin unbedeutend war, eine so weite Reise ins Blaue unternommen habe. Diese Meinung wird noch dadurch verstärkt, daß Lessing in seinen späteren Briefen an seine zukünftige Gattin, die in Wien lebte, nirgend auch nur die geringste Bekanntschaft mit den Wiener Verhältnissen verräth. Diese Reise nach Wien

wird also wohl in das Reich der Fabeln zu verweisen sein, und unter den besondern Umständen wird Lessing die drückenden Bürgschaften verstanden haben.

In Wittenberg wurde Lessing am 13. August 1748 als von Leipzig kommend immatriculirt. Da seine Gläubiger ihn auch hier bedrängten, so nahm er seinen frühern Voratz wieder auf; ohne seinen Eltern Nachricht zu geben, ging er im November nach Berlin. Nylus, der auch dahin zurückgekehrt war, hatte eine Anstellung als Redakteur der spätern Vossischen, damals dem Joh. Andreas Mübiger gehörigen Zeitung gefunden. Bei diesem Freunde fand Lessing vorläufig Aufnahme.

Wir sind an einem bedeutungsvollen Zeitpunkte in Lessing's Leben angelangt; der noch nicht zwanzigjährige junge Mann war im Begriff, allein und nur gestützt auf seine eigene Kraft sich in die Welt zu begeben, und sein Glück auf einer Bahn zu versuchen, auf welcher vor ihm von tausend es kaum einer gefunden hatte, nämlich als Schriftsteller. Welche Waffen besaß Lessing, um den gefährlichen Kampf gegen Vorurtheile der Welt und zugleich gegen die kaum glaubliche Unredlichkeit der damaligen Buchhändler aufzunehmen?

Bei allen seinen Studien und Arbeiten hat Lessing niemals den Zweck vor Augen gehabt, eine bequeme leibliche Existenz zu gewinnen. Auf die „elenden Beschäftigungen de pane lucrando“ hat er stets mit Geringschätzung geblickt. Die Erforschung der Wahrheit war sein Ziel schon in den Jahren, in welchen die meisten Menschen kaum einmal wissen, daß die Bemühungen, nach der Wahrheit zu forschen, niemals ein Ende finden dürfen noch können. Der ganze sittliche Werth eines Menschen muß danach abgewogen werden, was er für die Förderung der Wahrheit gethan hat, oder zu thun unternommen hat, denn der Mensch soll das Ebenbild Gottes sein, und Gott ist die Wahrheit. Jenes große Wort Shakespeare's:

Dulden muß

Der Mensch sein kommen wie sein gehen; reiß sein
Ist alles

bezeichnet dem Menschen das Ziel seines Strebens. Nur dieses Ziel hat Lessing erringen wollen, unbekümmert darum, wenn sich auf seiner heißen Bahn auch keine Schätze für ihn fanden. Wir haben gesehen, wie er in Leipzig das eigentliche Brodstudium bei Seite liegen ließ, um sich denjenigen Männern anzuschließen, denen der Geist höher stand, als der Buchstabe; in spätern Zeiten zeigte er, wie eingehend er diese Studien betrieben hatte. Mit dem Scharfblicke des Genies erkannte der junge Student die große Bedeutung der Schaubühne für das ganze Volksleben, mit gerechter Entrüstung sah er, wie diese edelste Perle der Kunst noch unter Bergen von Schlamm vergraben lag, er faßte den Entschluß, für die Hebung der dramatischen Kunst alle seine Kräfte einzusetzen, und er wurde in der That der Gründer der dramatischen Kunst in Deutschland. Da er aber von der Ansicht ausging, daß der dramatische Dichter sowohl wie der Schauspieler, fern von aller Ziererei und allem Affenspiel, zum alleinigen Muster und Vorbilde die Natur wählen mußte, so suchte er selber den Menschen in allen seinen Verhältnissen kennen zu lernen, und suchte durch gewissenhafte Arbeit sich selber erst auf den Standpunkt zu bringen, auf welchen er den Menschen heben wollte.

Nur wer gegen die große Bedeutung Lessing's und seiner Errungenschaften völlig blind ist, kann behaupten wollen, Lessing's Leben und Treiben in Leipzig sei ein verfehltes gewesen. Aus diesen beiden Jahren von 1746 bis 1748 gewann er sich eine bedeutende Erweiterung seiner positiven Kenntnisse, eine tiefgehende Einsicht in alle Sachen dramatischer Kunst, eine große Gewandtheit in den äußeren Formen des Umganges mit den verschiedensten Menschen, und nebenbei einen nicht unbedeutenden Ruf als dramatischer Dichter. Mit diesen Errungenschaften, welche das Ziel gewöhnlicher Universitätsbildung weit überschritten, trat Lessing nunmehr in selbständiger Stellung seine Laufbahn als deutscher Schriftsteller an, er, der größte von allen deutschen Geistern, in der Hauptstadt des größten deutschen Fürsten. Ein neidisches Geschick wollte nicht, daß diese beiden großen Männer Hand in Hand für ihr Vaterland wirken sollten.

In Berlin wurde Lessing, wie wir erwähnten, von Mylius aufgenommen, beide Freunde bewohnten zwei bescheidene Stübchen in dem Hause Spandauerstraße 68, welches später Moses Mendelssohn kaufte, zu dessen Erinnerung es jetzt mit einer Marmortafel gezeichnet ist. In diesem Hause, welches nur geringe Veränderungen erlitten hat, wird jetzt ein kaufmännisches Geschäft betrieben, die beiden durch eine Thür verbundenen Stübchen der Freunde, zwei Treppen hoch nach der Straße hinaus, sind jedoch im wesentlichen ganz dieselben geblieben. Durch Mylius wurde Lessing nach seiner Ankunft bei Rüdiger eingeführt und erhielt von ihm gegen freien Tisch und sonstige kleine Einnahmen den Auftrag, dessen umfangreiche Bibliothek zu ordnen. Lessing's Eltern waren aber mit seiner Ueberfiedlung nach Berlin durchaus unzufrieden. In der Besorgtheit ihres Herzens hatte besonders die Mutter sich so gelegentlich bei anderen nach ihrem Sohne erkundigt, und hatte, wie das bei solchen Nachfragen fast immer geht, haarsträubende Dinge gehört. Da hatte man gesagt, Lessing wolle nach Wien gehen, um dort Katholik zu werden, in Wittenberg habe er nichts als Komödien gekauft, in Berlin müsse er Hunger und Kummer leiden, alle seine Angaben, er könne dort gut unterkommen, seien Lügen, mit dem Freigeist Mylius begehe er Thaten, die ein guter Christ nimmermehr guthießen könne, und was dergleichen Erfindungen mehr waren. Diese Gerüchte rückten die Eltern dem Sohne als bare Münze wieder vor, und Lessing unternahm es, in mehreren Briefen sich zu rechtfertigen. In dem schon erwähnten Schreiben an seine Mutter sagt er: „Ich kam (nach Berlin), und bin noch da; in was für Umständen, wissen Sie selbst am besten. Ich hätte längst unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein besseres Ansehen hätte machen können. Es ist dieses in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meistens den Augen in Beurtheilung eines Menschen trauet. Nun beinahe vor einem Jahre hatten Sie mir eine neue Kleidung zu versprechen die Gültigkeit gehabt. Sie mögen daraus schließen, ob meine letztere Bitte allzu unbesonnen gewesen ist. Sie schlagen mir es ab, unter dem Vorwande, als ob ich, ich weiß nicht wem zu Gefallen hier in Berlin wäre. Aber ich sehe wohl, daß die nachtheilig gefaßte Meinung von einem Menschen, der, wenn er mir auch sonst nie Gefälligkeiten erzeigt hätte, mir sie doch gewiß jetzt erzeigt, da mir sie just am nöthigsten sind, daß, sage ich, diese nachtheilig gefaßte Meinung die vor-

nehmste Ursache ist, warum Sie mir in meinen Unternehmungen so sehr zuwider sind. Es scheint ja, als wenn Sie ihn für einen Abscheu aller Welt hielten. Geht dieser Haß nicht zu weit? Mein Trost ist, daß ich in Berlin eine Menge rechtschaffener und vornehmer Leute finde, die ebenso viel aus ihm machen als ich. Doch Sie sollen sehen, daß ich nicht an ihn gebunden bin. Sobald ich eine nochmalige Antwort von Ihnen erhalte, worin Sie mir eben das sagen, was ich aus dem letzten Briefe habe schließen müssen, will ich mich ungesäumt von Berlin weggeben. Nach Hause komme ich nicht. Auf Universitäten gehe ich jetzt auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden mit meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden, und ich Ihnen diesen Aufwand nicht zumuthen kann. Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover. Doch können Sie versichert sein, daß ich, ich mag sein, wo ich will, allezeit schreiben und niemals die Wohlthaten vergessen werde, die ich von Ihnen so lange genossen. Ich finde an allen drei Dertern sehr gute Bekannte und Freunde von mir. Wenn ich auf meiner Wanderschaft nichts lerne, so lerne ich mich doch in die Welt schicken. Nutzen genug! Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo sie so einen Flickstein brauchen, wie mich. Darf ich noch was bitten, so ist es dieses, daß Sie gewiß glauben mögen, daß ich meine Eltern allezeit so sehr wie mich geliebt habe.“

Und wenige Wochen später schreibt er an den Vater: „Sie verlangen durchaus, daß ich nach Hause kommen soll. Sie fürchten, ich möchte in der Absicht nach Wien gehen, daselbst ein Komödienschreiber zu werden. Sie wollen für gewiß wissen, ich müßte hier bei Herrn Alldiger zur Frohne arbeiten und dabei Hunger und Kummer ausstehen. Sie schreiben mir sogar ganz unverhohlen, es wären lauter Lügen, was ich Ihnen von unterschiedenen Gelegenheiten, hier unterzukommen, geschrieben hätte. Ich bitte Sie inständigst, setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle, und überlegen, wie solche ungegründete Vorwürfe schmerzen müssen, deren Falschheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß. Doch ich muß mich am meisten wundern, wie Sie den alten Vorwurf von den Komödien wieder haben aufwärmen können. Daß ich zeitlebens keine mehr machen oder lesen wollte, habe ich Ihnen niemals versprochen, und Sie haben sich gegen mich viel zu vernünftig allezeit erzeigt, daß Sie es je im Ernst verlangt hätten. Wie können Sie schreiben, daß ich in Wittenberg nichts als Komödien gekauft hätte? Da doch unter den daselbst befindlichen Büchern nicht mehr als aufs höchste zwei sich befinden können. Der größte Theil derselben besteht aus statistischen Schriften, die Ihnen ganz natürlicher Weise hätten können schließen lassen, daß ich künftig gefonnen wäre ebenso viel in der Welt und in dem Umgange der Menschen zu studiren, als in den Büchern. Meine Korrespondenz mit Komödianten ist ganz anders, als Sie sich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiler geschrieben, welcher der Direktor von allen Theatern im Oestreichischen ist, ein Mann, dessen Bekanntschaft mir keine Schande ist, und mir noch Zeit genug nützen kann. Ich habe nach Danzig und Hannover an gleiche, oder wenigstens sehr geschickte Leute geschrieben, und ich glaube es kann mir kein Vorwurf sein, wenn man mich auch an mehreren Orten als in Ramenz kennt. Werfen Sie mir nicht dagegen ein, es kennten mich nur Komödianten. Wenn mich die kennen, so müssen mich noth-

wendig auch alle kennen, die meine Arbeit von ihnen haben aufführen sehen. Ich könnte Ihnen aber auch Briefe, zum Exempel aus Kopenhagen weisen, die nicht von Komödianten geschrieben sind, zum Zeugnisse, daß mein Briefwechsel nicht bloß die Schauspiele zum Grunde habe. Und ich mache mir ein Vergnügen daraus, ihn alle Tage zu erweitern. Ich werde ehestens nach Paris an den Herrn Crebillon schreiben, sobald als ich mit der Uebersetzung seines *Ratilina* zu Stande bin. Sie sagen, daß Ihnen meine Manuskripte zeugten, daß ich viel angefangen aber wenig fortgesetzt hätte? Ist das so ein groß Wunder? Die Musen suchen den, der fern vom Geräusch der Welt in behaglicher Muße lebt, aber noch gewährte mir ein Gott diese Muße nicht. Und wenn ich gleichwohl alles nennen wollte, was hier und da von mir zerstreuet ist (ich will meine Schauspiele nicht dazu rechnen, weil sich doch die meisten einbilden, das wären Sachen, die ebenso wenig Mühe erforderten, als sie Ehre brächten), so würde es bei alle dem doch noch was austragen. Ich wollte nur, daß ich beständig Komödien geschrieben hätte, ich wollte jetzt in ganz anderen Umständen sein. Die von mir nach Wien und Hannover gekommen sind, habe ich sehr wohl bezahlt erhalten. Doch haben Sie die Gültigkeit sich noch wenige Monate zu gedulden, so sollen Sie sehen, daß ich in Berlin nicht müßig bin, oder nur für andere arbeite. Glauben Sie denn nicht, daß ich alles weiß, von wem Sie solche Nachrichten bekommen haben? Daß ich weiß, an wen, und wie oft Sie meinerwegen nach Berlin an Personen geschrieben haben, die nothwendig durch Ihre Briefe einen sehr übeln Begriff von mir haben bekommen müssen? Doch ich will glauben daß Sie es zu meinem Besten gethan haben, und Ihnen den Schaden und Verdruß nicht schuld geben, der mir daraus entstanden ist. Ich habe das Geld, das Sie mir zu schicken die Gültigkeit gehabt haben (neun Thaler) nebst dem, was ich zum Theil für meine Arbeit erhalten habe, zu einer neuen Kleidung angewandt, und ich befinde mich in dem Zustande, mich wieder bei allen sehen zu lassen und diejenigen, deren Dienste ich suche, selbst anzugehen. Dieses war nöthiger, als daß ich Sie mit meiner unnützen Gegenwart zu Hause beschweren sollte. Es fehlt mir jetzt nichts als meine Wäsche und meine Bücher. Ich habe Ihnen den Catalogum schon davon überschrieben, und erwarte sie mit größtem Verlangen. Sie können leicht erachten, wie schwerlich es sei, sich mit geborgten Büchern zu behelfen. Ich bitte Sie also noch um diese einzige Gefälligkeit.“

Allmählig hörte der Vater auf, die Bestrebungen des Sohnes hart zu tadeln. Freilich fehlte es nicht an mancherlei Vorwürfen, und selbst nicht an Spott. Manches dergleichen läßt sich errathen, wenn wir in Lessing's Briefen Stellen lesen wie folgende: „Wenn man mir mit Recht den Titel eines deutschen Moliere beilegen könnte, so könnte ich gewiß eines ewigen Namens versichert sein.“ — „Den Beweis, warum ein Komödienschreiber kein guter Christ sein könne, kann ich nicht ergünden. Ein Komödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen? Verdienen die Laster so viel Hochachtung?“ — „Die Zeit soll es lehren, ob ich Ehrfurcht gegen meine Eltern, Ueberzeugung in meiner Religion, und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der kristlichen Lehre im Gedächtnisse, und oft ohne

sie zu verstehen im Munde hat, und in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind, oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens noch dazu zu gelangen bestrebet. Die kristliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen soll. Die meisten erben sie zwar von ihnen ebenso wie ihr Vermögen, aber sie zeigen durch ihre Aufführung auch, was für Christen sie sind.“

Es dauerte immerhin noch einige Zeit, bevor es Lessing gelang, seinen Vater einigermaßen zu beruhigen und dessen Vertrauen wieder zu gewinnen. Doch blieb die ruhige Festigkeit des Sohnes sowie der Ernst seiner Bestrebungen nicht ohne Einfluß auf den verständigen Vater, und das Verhältniß beider wurde schließlich wieder ein recht freundschaftliches. Mehrmals erhielt der Sohn Sendungen von Wäsche und kleinen Summen, und dem Vater sandte derselbe gelehrte und politische Zeitungen und andere Drucksachen, welche diesen interessirten.

Seine Existenz in Berlin zu sichern entwickelte Lessing inzwischen eine große Nüchternheit. Eine Zeit von etwa einem Jahre beschäftigte ihn ein Baron von der Holz als Sekretär. Dieser Baron hatte Güter in Polen und hielt sich eines Prozesses wegen längere Zeit in Berlin auf. Daß man Lessing's Kenntnisse zu schätzen wußte, beweist der Umstand, daß ihm ein Hofrath von Dobreslaw es übertragen wollte, eine lateinische Uebersetzung der Bibliothèque orientale des Herbelot zum Drucke zu befördern, und ihm für die Zeit, in welcher ihn dieses zeitraubende Unternehmen beschäftigen würde, freie Wohnung und Holz und 200 Thaler versprach. Lessing schlug dies Anerbieten aus, da er seine eigenen Arbeiten nicht darüber liegen lassen wollte. Er beschäftigte sich gerade mit Uebersetzungen aus dem Französischen, mit der Herausgabe seiner dramatischen Werke, auch von spanischen und englischen Werken spricht er in einem Briefe an seinen Vater. Auf das Spanische verwandte er viel Fleiß, die Lustspiele der Spanier interessirten ihn sehr. Sein Verleger war damals der Buchhändler Bofß, der Schwiegervater des alten Mübiger. Mit Bofß blieb Lessing bis zum Ende seines Lebens in Verbindung. Uebrigens muß seine Lage oft eine sehr drückende gewesen sein, denn er schreibt, daß Verdrießlichkeiten ihn oft bis zur Verzweiflung gebracht hätten, und wie bescheiden seine Ansprüche waren, mit welcher männlichen Entschlossenheit er störende Verhältnisse zu vergessen bestrebt war, erhellt aus folgender Stelle eines seiner Briefe: „Ich habe meine Sachen so eingerichtet, daß ich diesen Winter gemächlich in Berlin leben kann. Gemächlich heißt bei mir, was ein anderer vielleicht zur Noth nennen würde. Allein was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe. Der Tisch bekümmert mich in Berlin am allerwenigsten. Ich kann für 1 Groschen 6 Pfennige eine starke Mahlzeit thun.“

Lessing blieb in Berlin vom November 1748 bis Neujahr 1752. Wir haben nun in der Kürze die schriftstellerischen Arbeiten aus der Zeit dieses ersten Aufenthaltes in Berlin zu betrachten. Wenn die jugendlichen Erzeugnisse dieser Periode jetzt auch kaum noch gekannt sind, so erhoben sie sich doch schon weit über die meisten gleichzeitigen Werke anderer, und fanden bei den Zeitgenossen des Dichters vielen Beifall.

Die Uebersetzungen Lessing's aus fremden Sprachen haben wir bereits erwähnt, es findet sich darunter auch „Das Leben ein Traum“ von Calderon. Zu einer Schrift „Ueber die Pantomimen der Alten“ veranlaßte ihn das Auftreten einer modernen Balletgesellschaft, deren Darstellungen man fälschlich mit den Pantomimen der alten Griechen verglichen hatte. Diese Schrift war zugleich berechnet, Lessing's filologische Kenntnisse zu beweisen, da er auf Antrieb seines Vaters einmal daran dachte, als Dozent der Filologie nach Göttingen zu gehen. Mit Mylius begründete er eine Vierteljahrschrift: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters.“ In der Vorrede zu dem ersten Beitrage gibt Lessing den Plan an, und man muß in der That staunen, mit welcher Kühnheit und mit welchem Scharfblick der zwanzigjährige Jüngling es unternimmt, die Entwicklung der dramatischen Kunst in Deutschland in gesunde Bahnen zu leiten. Er sagt darin unter anderm: „Wir wollen uns bemühen, so viel in unseren Kräften steht, zur Aufnahme des Theaters beizutragen. Der Plan, den wir uns zur Erhaltung dieser Absicht gemacht haben, besteht in Folgendem. Wir wollen theils auf die sehen, welche zu ihrer Arbeit oder zur Verbesserung ihres Geschmacks noch Vorschriften nöthig haben, theils auf die, die nur durch Muster aufgemuntert zu werden brauchen. Der ersteren wegen wollen wir alles auffuchen, was sowohl alte als neue, sowohl einheimische als ausländische Kunstrichter von der Einrichtung der Schauspiele geschrieben haben. Doch wollen wir gleich im voraus melden, daß wir die ersten Anfangsgründe dieser Kunst übergehen werden, sie müßten denn so genau mit wichtigeren Betrachtungen verknüpft sein, daß sie nicht zu trennen wären. Die drei Einheiten sind auch Schülern bekannt. Allein Abhandlungen über die Wahrscheinlichkeit, über das Komische, über das Erhabene, über die Charaktere, über die Sittensprüche, und über andere beträchtliche Theile sowohl der Tragödie als der Komödie werden vielen, wo nicht was ganz Neues, doch was Angenehmes sein. Wo wir von diesem oder jenem keine Abhandlung, in was für einer Sprache es sei, finden, wollen wir unsere eigenen Gedanken mittheilen. Wir wollen uns bestreben, daß sie allezeit von der Vernunft und von den Beispielen alter und neuer Meister unterstützt sein mögen. Was wir alsdann von den Regeln sammeln, wollen wir in der Beurtheilung der neuesten theatralischen Stücke anzuwenden suchen. Diese Beurtheilung soll allezeit ohne Bitterkeit, ohne Vorurtheile angestellt werden. Wir wollen, wider die Gewohnheit der Kunstrichter, mehr das Schöne als das Schlechte auffuchen. Wir wollen mehr loben als tadeln. Wir glauben also, daß niemand unsere Kritik scheuen werde. Doch so sehr wir uns ein Gewissen machen werden, jemand abzuschrecken, so sehr wollen wir uns auch hüten, die theatralische Arbeit als eine Kleinigkeit, als eine Arbeit, der jeder gewachsen sei, darzustellen. Was die Muster, die wir vorlegen wollen, anbelangt, so glauben wir uns in den Stand gesetzt zu haben, daß wir aus dem Griechischen und Lateinischen, aus dem Französischen, Italienischen, Englischen, Spanischen und Holländischen unseren Lesern von uns übersezte Stücke werden liefern können. Eins hätten wir bald bei diesem Plane vergessen. Wer weiß nicht, daß die dramatische Poesie nur durch die Vorstellung in dasjenige Licht gesetzt werde, worin ihre wahre Schönheit am deutlichsten in die Augen fällt? Sie reizt, wenn man sie liest, allein sie reizt ungleich mehr, wenn man sie hört und sieht. Derjenige,

der schon durch die bloße Lesung eines Trauerspiels bis zu süßen Thränen gebracht wird, muß schon selbst ein Mensch von Empfindungen sein. Er muß schon mehr zu denken, und mehr als der gemeine Haufe zu fühlen gewohnt sein. Solche Leute sind selten. Mit dem größten Theile muß man zufrieden sein, wenn durch die Gewalt der Sinne ihr schweres und kaltes Herz in diejenige Bewegung gebracht wird, die der Dichter zur Absicht hatte. Wer sieht also nicht, daß die Vorstellung ein nothwendiges Theil der dramatischen Poesie sei? Die Kunst dieser Vorstellung verdient deshalb unsere Aufmerksamkeit ebensowohl als die Kunst der Verfassung. Sie muß ihre Regeln haben, und diese wollen wir auffuchen.“

Der Plan zu diesem Unternehmen ist so umfassend und mit so tiefem Verständniß angelegt, daß seine Ausführung zu allen Zeiten als die beste Förderung des Dramas betrachtet werden müßte. In der Hamburgischen Dramaturgie kam später nur ein Theil zur Ausführung, und doch war dieses verhältnißmäßig Wenige schon hinreichend, um eine völlige Umgestaltung des Dramas in Deutschland herbeizuführen. Schon in diesen ersten Abhandlungen wollte Lessing die Bühne als sittliche Bildungsanstalt des Volkes benützt wissen, und stellte die Behauptung auf, selbst die höchsten philosophischen und religiösen Wahrheiten seien einer einbringlichen Darstellung durch das Drama fähig. Die Beiträge erschienen nur ein Jahr lang, später machte Lessing in seiner Theatralischen Bibliothek (1754 bis 1758) den Versuch, das allein auszuführen, was ihm mit anderen gemeinsam nicht möglich gewesen war, da diese anderen ihm zu ungleich an Kenntnissen und an Einsicht waren.

Vom Februar 1751 bis zum Ende dieses Jahres, und vom Dezember 1752 bis zum Oktober 1755 schrieb Lessing das literarische Feuilleton der jetzt Vossischen Zeitung. Er begann diese Thätigkeit zugleich mit einem Beiblatte derselben Zeitung, welches den Titel: „Das Neueste aus dem Bereiche des Wises“ führte und eine Art populärer Literaturzeitung sein sollte. In diesen Arbeiten stellte der zweiundzwanzigjährige Jüngling sich schon über alle Parteien seiner Zeit, er huldigte weder dem steifen Regelzwange Gottsched's, noch der Regellosigkeit der Schweizer. „Der Genius,“ sagt er, „schöpft aus sich selbst, ihm gab die Natur den glücklichen Geschmack, welcher den Geschmack der Welt und die Regeln für die Kunst zugleich bestimmt.“ Mit großer Kühnheit wandte Lessing die verderberbringenden Waffen seiner Satire besonders gegen den gefürchteten Gottsched, und bald gestanden selbst dessen eifrigste Anhänger, daß ihr Herr und Meister sich vor dem jungen Lessing fürchte. Die Leipziger hatten sich mit Wuth gegen Klopstock's Messias gewandt, weil Bodmer ihn empfohlen hatte. Ihren Anmaßungen gegenüber trat Lessing auf Seite Klopstock's. „Den Messias,“ sagte er, „wird man immer noch ein ewiges Gedicht nennen, wenn die Poesien seiner Gegner längst in Vergessenheit begraben sein werden.“ Doch mit derselben Entschiedenheit trat Lessing den schalen Nachahmern Klopstock's entgegen, denen er zurief: „Wenn ein kühner Geist voller Vertrauen auf eigene Stärke in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang bringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst! Mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge steht sich ausgeschlossen, und plötzlich ver-

wandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter.“ Ueber die sentimentale Ueberschwenglichkeit, welche Klopstock, und unter seinen Nachahmern damals auch Wieland zur Schau trug, bricht Lessing später einmal den Stab in den Worten: „Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt. So wie es tief-sinnige Geister gab und noch gibt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphilosophiren, weil sie ihr philosophisches System darein verweben wollen, so gibt es nun auch schöne Geister, die uns eben diese Religion wegwickeln, damit ihre geistlichen Schriften auch zugleich amüsiren können.“

Ebenso großartig und selbständig und vorurtheilsfrei wie der poetische, war auch der religiöse Standpunkt Lessing's schon in diesen Erstlingswerken. Gegen die französische Frivolität wendet er sich mit gleicher Schärfe wie gegen die theologische Unduldsamkeit, und es scheint ihm ein Glück, daß noch hier und da ein Theologe auf das Praktische des Christenthums hinweise, „zu einer Zeit, da sich die allermeisten in unfruchtbare Streitigkeiten verlieren, bald einen einfältigen Herrnhuter verdammen, bald einem noch einfältigern Religionspötker durch ihre sogenannten Widerlegungen neuen Stoff zum Spotten geben; bald über unmögliche Vereinigungen sich zanken, ehe sie den Grund dazu durch die Reinigung der Herzen von Bitterkeit, Zanksucht, Verleumdung, Unterdrückung, und durch die Ausbreitung derjenigen Liebe gelegt haben, welche allein das wesentliche Kennzeichen eines Christen ausmachen.“ Den Kern seiner Meinung faßt er zusammen in die Worte: „Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht.“ So klar und so wenig irgend einer Schwankung unterworfen waren die Ansichten dieses herrlichen Mannes, daß man dem eben angeführten Ausspruche des Jünglings hart an die Seite den Gedanken aus Nathan dem Weisen setzen kann, „daß andächtig schwärmen viel leichter sei, als gut handeln.“

Die Darstellung und der Stil dieser Artikel kennzeichnet in seiner Klarheit, in seiner künstlerischen Vollendung, in seiner Anmuth schon ganz den Schriftsteller, der später den schönsten Stil schrieb, der bis auf den heutigen Tag in deutscher Sprache geschrieben worden ist. Und hier mag der leichtsinnigen Nachlässigkeit unserer Zeit gegenüber bemerkt werden, daß Lessing so viel Fleiß auf seinen Stil verwandte, daß er sogar zu seinen Familienbriefen erst ein Konzept entwarf. „Vor das Große setzten die unsterblichen Götter den Schweiß!“ sagt der griechische Dichter.

Von der Beurtheilung der deutschen Zustände und ihrer Träger wandte sich Lessing ohne Furcht und Zagen gegen die Größten, welche damals die Welt beherrschten, gegen Rousseau und Voltaire. Rousseau, damals achtunddreißig Jahre alt und auf der Spitze seines Ruhmes, hatte eine Preisschrift verfaßt „Ueber den schädlichen Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die sittliche Bildung der Menschheit,“ in welcher er behauptete, daß alle und jede Wissenschaft überhaupt ein Unglück für die Menschheit sei und daß sie von der Religion und Moral gleichmäßig als solches betrachtet werden müsse. Mit schlagender Klarheit bewies Lessing das Widersinnige dieser Behauptung, indem er darauf hinzeigte, daß es ganz und gar in dem Willen des Menschen liege, Kunst und Wissenschaft auf

diesen oder auf jenen Weg zu leiten. „Die Klünste,“ sagte er, „sind das, wozu wir sie machen wollen. Es liegt an uns, wenn sie uns schädlich sind.“ In allem, was Lessing uns hier gibt, strömt, abgesehen von dem kritischen Scharfblicke und der Feinheit des Urtheils, eine solche Fülle von positiver Gelehrsamkeit hervor, wenn er z. B. über das Gelehrtenlexikon des Professor Jöcher spricht, daß selbst die meisten Professoren seiner Zeit ihm darin nicht gewachsen sein mochten. Auch aus diesem Umstande mögen wir erkennen, mit welchem Fleiße Lessing arbeitete. Selbst das größte Genie wird nicht, was es werden könnte, wenn ihm die eigene unverdroffene Anstrengung fehlt.

Auch neue dramatische Arbeiten entstanden während dieses ersten Berliner Aufenthaltes. Zu dem Lustspiele „Die alte Jungfer“ hatte Lessing während seines Aufenthaltes in Kamenz im Anfange des Jahres 1748 den Entwurf gemacht, in Berlin wurde das Stück ausgeführt. Dazu kamen noch „Die Juden“ und „Der Freigeist“, beide aus dem Jahre 1749. In dem ersten Stücke zeigt Lessing, wie ungerecht und ungereimt das damals noch starke Vorurtheil gegen die Juden sei, in dem zweiten Stücke züchtigt er die windigen Religionspöster, welche die festesten Stützen menschlichen Glückes, den Glauben an Gott und an Unsterblichkeit, umwerfen wollten. Diese Stücke werden jetzt nicht mehr gegeben, und doch sind sie tausendmal besser, als die meisten der frivolen Plattheiten, welche sich heute auf unseren Bühnen breit machen. Die Zeitgenossen beehrten die erwähnten Stücke mit großem Beifall, selbst dem Auslande wurden sie bekannt. Die Jenaischen gelehrten Zeitungen sagten, dieselben verdienten den besten Werken der Ausländer an die Seite gesetzt zu werden, und die Göttingischen gelehrten Anzeigen erklärten von dem Freigeist, dieses Drama sei so aufgeweckt und reizend, daß es trotz des ernsthaften Inhaltes eines der angenehmsten Stücke sei. Aufgeführt wurden die Lustspiele oft, selbst in Wien, der Freigeist hielt sich länger als zwanzig Jahre auf den deutschen Bühnen. Auch ein Fragment aus einem Trauerspiele „Giangir oder der verschmähte Thron“ stammt aus jener Zeit, und sogar der Anfang eines französischen Lustspieles ist uns erhalten. Es führte den Titel: *Jadis, comédie en un acte*, mit dem Motto aus Horaz *laudator temporis acti*. Lessing meinte wahrscheinlich, er wollte in dem damals von französischen Schriftstellern und Abenteurern überflutheten Berlin mit diesem französischen Lustspiele die Herren des Geschmacks und der Mode mit ihren eigenen Waffen angreifen. Doch er sollte bald genug das Haupt dieser französischen Schwindler von einer nicht angenehmen Seite kennen lernen.

Voltaire, der berühmte Dichter und Philosoph, der Stolz Frankreichs, war damals in einen Prozeß der schmutzigsten Art verwickelt. Die Sache*) war folgende: Friedrich der Große hatte nach dem zweiten schlesischen Kriege in dem Frieden zu Dresden durch einen besondern Artikel für diejenigen seiner Untertanen gesorgt, welche etwa sächsisches Papiergeld, sogenannte Steuerscheine, besaßen. Sachsen mußte, so wurde es bestimmt, diese Scheine zum Nennwerthe einlösen. Da in Sachsen selbst diese Scheine weit unter dem Nennwerthe standen, so war es natürlich ein einträgliches Geschäft, diese Steuerscheine in Sachsen aufzukaufen

*) Vergl. Stahl, a. a. D. I, 93 ff.

und von Preußen aus dorthin zurückzuschicken, und dieser Handel wurde bald so großartig betrieben, daß Friedrich der Große wenige Jahre später die Annahme dieser Scheine ausdrücklich verbot. Voltaire war damals gerade nach Berlin gekommen, und ihm, dem nie eine Handlung zu niedrig war, wenn sie nur Geld einbrachte, erschienen die sächsischen Steuerscheine bald als ein vortreffliches Mittel, sich ohne Mühe und auf sichere Weise einen Gewinn von mehr als dreißig Prozent zu verschaffen. Er schickte einen jüdischen Bankier Abraham Hirsch aus Berlin nach Dresden und hieß ihn dort für große Summen Steuerscheine kaufen. Den Betrag dafür gab Voltaire dem Bankier theils in baarem Gelde, theils in Wecheln auf Paris, wofür Hirsch ihn durch Hinterlegung werthvoller Diamanten sicherstellte. Kaum war Abraham Hirsch aber abgereist, so meldete ein anderer Jude, Efraim, sich bei Voltaire, und erbot sich, ihm die Scheine weit vortheilhafter zu verschaffen. Der habgierige Voltaire ging sofort darauf ein, er ließ sogleich in Paris seine eigenen Wechsel protestiren, ohne Hirsch Nachricht davon zu geben. Dieser gerieth dadurch in vielfache Verlegenheit, kam unverrichteter Sache von Dresden zurück und forderte von Voltaire Schadenersatz. Der große Franzose mißhandelte als „Schadenersatz“ den Juden thätlich, und erwirkte sogar einen Verhaftsbefehl gegen ihn. Darauf reichte er sogleich eine Klage gegen den Juden wegen Uebervortheilung ein und stellte darin das ganze Geschäft mit den Steuerscheinen in Abrede, fälschte, um das beweisen zu können, eine Handschrift, und erbot sich schriftlich, einen Eid abzulegen zu wollen, daß die Handschrift echt sei. Der Handel kam zu den Ohren des Königs, welcher befahl, sofort den Juden auf freien Fuß zu setzen und die ganze Sache mit unparteiischer Strenge zu untersuchen. Jetzt hätte die Sache für den edlen Franzosen sehr schlimm ablaufen können, doch beeilte er sich, dem Abraham Hirsch einen Vergleich anzubieten, und es gelang ihm, durch einige tausend Thaler, die er opferte, den Juden zum Schweigen zu bringen. Im Verlaufe dieses Prozesses führte Voltaire seine Sache meist selber, er arbeitete die Streitschriften französisch aus, und übertrug es seinem Geheimsekretär Richier de Louvain, dieselben ins Deutsche übersetzen zu lassen. Richier war mit Lessing befreundet, und wandte demselben die Uebersetzung zu, so daß Lessing dadurch auch in flüchtige Berührung mit Voltaire kam.

Nach Beilegung des Prozesses hatte Voltaire Berlin verlassen und in Potsdam sein *Siecle de Louis XIV.* vollendet. Richier de Louvain hatte seinem Freunde Lessing den ersten Theil dieses Werkes vor der Ausgabe desselben auf einige Tage zur Ansicht übergeben, Lessing hatte es weiter verborgt, und Voltaire erfuhr die Sache, er gerieth in große Wuth, beschuldigte seinen Sekretär des Diebstahls und jagte ihn mit Schimpf und Schande aus seinen Diensten. Dann schrieb er einen Brief an Lessing und verlangte das Buch, welches, wie er sagte, Richier ihm gestohlen hätte, zurück. Lessing war empört darüber, daß Voltaire seinen völlig ehrenhaften Freund Richier einen Dieb nannte, und schrieb dem Philosophen einen lateinischen Brief, in welchem er demselben in starken Ausdrücken sein unwillkürliches Benehmen vorwarf. Voltaire beantwortete diesen Brief nicht, aber es scheint gewiß, daß er Lessing bei dem Könige verlästerte; Friedrich der Große sagte auf diese Weise ein starkes Vorurtheil gegen den größten deutschen Denker, das ihn später zu einem beklagenswerthen Verfahren gegen denselben ver-

anlaßte. Nichter fand eine Anstellung bei dem Prinzen Heinrich, die ihn mehr als doppelt für den Verlust seiner Stelle bei Voltaire entschädigte.

Zwölf Jahre später war es Lessing, der in der Dramaturgie durch seine unerbittliche und unwidersprechliche Kritik den angemagten Lorbeerkranz des Voltaire zerpfückte und den hochmüthigen Ock dem Gelächter der Welt preisgab.

In der Zeit jenes Handels, den Nichter mit Voltaire hatte, verließ Lessing, dem noch nichts davon kund war, Berlin, und begab sich im Dezember 1751 nach Wittenberg, um auf dieser Universität auch formell seine Universitätsstudien durch die Magisterpromozion zu beendigen. Denn bis zu diesem Zeitpunkte hatte er immer noch den Titel eines Kandidaten der Medicin geführt.

In Wittenberg fand Lessing damals seinen zweiten Bruder Theophilus als Beflissenen der Theologie, und einen ehemaligen Meißener Stubengenossen Schwarz, einen Theologen, der eine Stellung an der Wittenberger Universitätsbibliothek bekleidete. Mit seinem Bruder theilte Lessing die Wohnung, durch Schwarz erhielt er ungehinderten Zutritt zu der Bibliothek, die er so eifrig benutzte, daß er später sagen konnte, es sei in derselben kein einziges Buch, welches er nicht in Händen gehabt habe. Mit welchem Eifer Lessing seine Studien hier wieder aufnahm, geht aus der Thatsache hervor, daß er das Gelehrtenlexikon des Professors Jöcher einer gründlichen Kritik unterwerfen konnte. Er beabsichtigte, diese Kritik zu einem Buche auszudehnen, führte den Entschluß jedoch nicht aus, sondern überließ das gesammelte Material dem Professor Jöcher, der ihn darum bat, zu einem Supplementbände. Lessing stand hier also schon mit den ersten Gelehrten seiner Zeit auf völlig gleichem Fuße.

Auch mit der Reformationsgeschichte beschäftigte Lessing sich eingehend. Die Früchte dieser Studien war eine Reihe kleinerer Abhandlungen, welche er Rettungen betitelte. Die etwas späteren Rettungen des Horaz gehören auch hierher. Er nahm darin die Partei solcher Männer, welche ungerecht angegriffen worden waren. Sie in Schutz zu nehmen, war ein echter Zug in Lessing's Charakter, und er that es mit solcher Wärme, mit solcher Feinheit der Darstellung, daß wir noch heute mit Interesse diese Berichte über Männer lesen, welche wir kaum dem Namen nach kennen. Durch Marzial angeregt, verfaßte Lessing einen Theil seiner Epigramme, welche sich dem besten gleichstellen, was in dieser Gattung überhaupt geschrieben worden ist.

Mit besonderer Vorliebe wandte Lessing sich dem Horaz zu. An diese Studien knüpfte sich ein Vorfall, durch welchen Lessing veranlaßt wurde, die ganze unwiderstehliche Gewalt seiner Kritik zu zeigen, so daß man schon damals in ihm den ersten Kritiker seiner Zeit sah.

In Laublingen bei Halle wohnte der Pastor Lange, der nicht ein solcher Eiferer war, daß er alles außer seinen theologischen Schriften verdammt. Vielmehr las er mit großem Eifer den Horaz, und unternahm sogar eine wohlgemeinte, aber jammervoll gerathene Uebersetzung des römischen Dichters. Doch der ehrwürdige Herr war nicht wenig stolz auf sein Kind, der Beifall seiner Freunde ermutigte ihn, Friedrich dem Großen seine elende Uebersetzung zu widmen, und der König nahm sie huldreich an. Da schwoll dem Pastor der Kamm. Lessing hatte ihm in seiner Uebersetzung einige grobe Schnitzer öffentlich gerügt, und der belei-

digte Pastor Lange erklärte darauf in einem öffentlichen Blatte, Lessing habe dabei nur die Absicht gehabt, von dem Verfasser eine Summe Geldes zu erpressen, gegen deren Aushändigung er seine kritische Peitsche niederzulegen versprochen habe. Eine solche Beschuldigung konnte Lessing unmöglich hingehen lassen, denn sie traf einen Punkt, an welchem Lessing stets höchst empfindlich war, sie traf die Ehre seines Charakters. Als Antwort ließ er das „Vademecum für den Pastor Lange“ erscheinen, eine Schrift, von welcher der gelehrte Professor Michaelis in Göttingen schrieb, sie werde bleiben, wenn Lange's Uebersetzung längst vergessen sein werde. Lessing's Arbeit ist in Form eines Briefes abgefaßt, in dem ersten längsten Theile stellt er die Zümmlichkeit der Uebersetzung ins hellste Licht, in dem letzten Theile weist er mit stolzer Verachtung die Beschuldigung des Pastors zurück und deckt die erbärmliche Gestinnung desselben auf: „Ich hätte,“ sagt er, „Sie von Anfang verachten sollen, und es würde auch gewiß geschehen sein, wenn mir nicht Ihr Stolz und das Vorurtheil, welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache noch Kritik, weder Alterthümer noch Geschichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels besitzen, kurz, daß sie keine von den Eigenschaften haben, die zu einem Uebersetzer des Horaz erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun? Ja, mein Herr, alles dieses würde eine sehr kleine Schande für Sie sein, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine sehr niederträchtige Art zu denken haben, und daß Sie, mit einem Worte, ein Verklüumber sind. Unser Streit, mein Herr Pastor, war grammatikalisch, das ist, über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner sein können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfenene Unwissenheit in denselben für eine Beschimpfung halten könne; für eine Beschimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, sondern auch noch mit boshaften Klagen rächen müsse. Am allerwenigsten hätte ich mir dies von einem Prediger vermuthet, welcher bessere Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit, bei allen Streitigkeiten den moralischen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu lassen, haben sollte. Ich hatte Ihnen Schulschnitzer vorgeworfen, Sie gaben mir diese Vorwürfe zurück, und damit, glaubte ich, würde es genug sein. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen, Sie wollten mich verhasst und zu einem Abscheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beschuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweisen, sondern auch nicht einmal wahrscheinlich machen können.“ Und am Schluß: „Mein Wissen und Nichtwissen kann ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen.“

Der Erfolg des Vademecum war gewaltig, der Pastor Lange erwiderte nicht ein Wort, er war seit diesem Tage aus der Reihe der Poeten, in welche sein eigener Dünkel und die Schmeichelei gefälliger Freunde ihn gehoben, ausgestrichen. Lessing's Name aber stand bereits in einer solchen Achtung, daß höchstens die Gottschebianer mit pöbelhaften, anonymen Pamphleten gegen ihn aufzutreten wagten. Lessing ignorirte diese Nachwerke natürlich ebenso sehr, wie jeder Gebildete es that.

Lessing's Aufenthalt in Wittenberg war indeß nicht von langer Dauer. Am 29. April 1752 hatte er durch seine Promozion den Titel eines Magisters der freien Künste erlangt; damit war sein Zweck erreicht. Nachdem er ein ganzes Jahr ohne Unterbrechung anstrengend gearbeitet, lehrte er zum Beginn des Jahres 1753 nach Berlin zurück.

Der zweite Aufenthalt Lessing's in Berlin dauerte vom Ende des Jahres 1752 bis zum Herbst 1755. Lessing wohnte während dieser Zeit in dem Hause auf dem Nikolaitirchplatz Nr. 10*). Dieses Haus ist jetzt durch einen Neubau umgestaltet, das alte Haus wurde jedoch von einem Verehrer Lessing's, einem Dr. Friedländer, gezeichnet, und die Zeichnung durch Kupferstich vervielfältigt. Diese Wohnung war sehr beschränkt, sie bestand außer der Kammer nur aus einer sehr kleinen Stube. Doch war die Zeit, welche Lessing in diesen bescheidenen Räumlichkeiten zubrachte, für ihn eine glückliche. Seine Stellung als Gelehrter war bereits eine sehr geachtete, seine äußeren Verhältnisse gestalteten sich so günstig, daß er seine jüngeren Brüder unterstützen konnte, und durch diese beiden Umstände wurde auch die letzte Spur von Unzufriedenheit seiner Eltern mit ihm wieder ausgetilgt. Auf einer Reise nach Dresden hatte der Prediger Lessing das Lob seines Sohnes vielfach vernommen, er hatte bemerkt, daß dessen Schriften nicht allein auf den Tischen vornehmer Damen, sondern auch in den Sammlungen der Gelehrten sich befänden; am meisten Eindruck aber machten auf ihn die ehrenvollen Kritiken, welche in den Göttinger gelehrten Anzeigen der berühmte und feingebildete Professor Michaelis, der selber Theologe war, veröffentlichte. Lessing versäumte nicht, seine neu erscheinenden Schriften seinem Vater stets sofort zuzusenden.

In Berlin fanden sich anregende Bekanntschaften mit Gelehrten, mit strebsamen jungen Männern und mit geistvollen Frauen. In der Wahl seines Umganges war Lessing stets sehr behutsam, doch bestimmten ihn niemals äußere Rücksichten, welcher Art sie auch sein mochten. Man könnte annehmen, daß die Grundsätze, welche ihn bei der Aufnahme seiner Freunde leiteten, dieselben waren, welche er in einem seiner Briefe in die schönen Worte faßt: „Die Natur weiß nichts von dem verhassten Unterschiede, den die Menschen unter sich festgesetzt haben. Sie theilt die Eigenschaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es scheint sogar, als ob die natürlichen Empfindungen bei gemeinen Leuten stärker als bei anderen wären. Glütige Natur, wie beneidenswertig schadlos hältst du sie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abspießest! Ein fühlbar Herz, wie unschätzbar ist es! Es macht unser Glück, auch alsdann, wenn es unser Unglück zu machen scheint!“ Dieses reine Herz, dessen stärkste Empfindung Liebe für das Wahre und das Schöne war, dies allein war es, was Lessing in seinen Freunden suchte, und er liebte es, selbst wenn er es bei solchen fand, welche geistig und wissenschaftlich tief unter ihm standen. Zu

*) In Betreff der Wohnungen Lessing's in Berlin sind weder die Angaben von Stahr noch die von Danzel ganz genau. Man vergleiche den vortrefflichen Aufsatz von F. Adler in den Sonntagsbeilagen der Vossischen Zeitung, Jahrgang 1868, Nrs. 43. 44. 45.

seinen Bekannten gehörte der geschickte Kupferstecher Wilhelm Meil, der sich aus drückenden Verhältnissen emporgearbeitet hatte; ferner der Schauspieler Brückner, der von Lessing viele seine Winke für die Ausübung seiner Kunst erhielt; der Musikler Kirnberger, der gelehrte jüdische Arzt Dr. Gumpertz, der feinsinnige Franzose Premontval, der bekannte Odenmacher Kamler, der zuweilen Lessing's Verse auszufeuern sich das Vergnügen machte, und Sulzer, der Akademiker, der gegen Lessing eine ziemlich zweideutige Rolle spielte, und durch seine naiven Beurtheilungen sich später ein Lächeln des Mitleids verdiente.

Am vertrautesten verkehrte Lessing mit dem gleichaltrigen Moses Mendelssohn und dem wenige Jahre jüngern Friedrich Nikolai. Moses Mendelssohn war der Sohn eines armen jüdischen Lehrers in Dessau. Als junger Mensch von sechzehn Jahren war er nach Berlin gekommen, wo er in großer Dürftigkeit unter unglaublichen Entbehrungen und Hindernissen aller Art sich philosophischen und mathematischen Studien hingab und sich Kenntniß der lateinischen Sprache sowie der deutschen Literatur erwarb. In dem Hause eines reichen jüdischen Seidenfabrikanten wurde er später Hauslehrer und darnach in dessen Handlung Faktor. Moses war ein vorzüglicher Schachspieler, und wurde als solcher durch den erwähnten Dr. Gumpertz mit Lessing bekannt gemacht, der bald Mendelssohn's ungewöhnliche Begabung entdeckte, mit ihm innige Freundschaft schloß und ihn in seinen Studien auf das wirksamste unterstützte. Als Lessing die philosophischen Briefe seines Freundes Moses ohne Namen drucken ließ, wurden sie vielfach für Lessing's Werk gehalten. Moses Mendelssohn wurde später bekannt durch sein Werk über die Unsterblichkeit. Friedrich Nikolai aus Berlin war Buchhändler, er hatte sich durch Lektüre und eigenes Studium vielfache Kenntnisse erworben und mehrere Schriften erscheinen lassen, welche Lessing mit Interesse gelesen hatte. Von einigen anderen Bekannten spricht Nikolai einmal: „Der Herr Raumann (der mit Lessing auf demselben Zimmer wohnte) ist Raumann, der Bauzener, durch sein Heldengedicht Nimrod doom'd to eternal fame*). Er war von Jugend auf Lessing's guter Bekannter und Freund gewesen. Er war ein nicht ganz unfähiger, aber seltsamer Kopf, und ein allzeit fertiger Schreiber ohne alles Talent, aber von einem sehr redlichen und guten Charakter. Er hielt sich in Berlin damals einige Jahre auf und schrieb verschiedene Wochenblätter, unter andern eins in mehreren Bänden, der Vernunftler betitelt, nebst andern Schriften. Er lebte sehr kümmerlich, war aber immer zufrieden. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen sehr angenehmer Stunden mit Raumann und Professor Ries, dem Astronomen, einem sehr lebhaften und witzigen Manne, auf einer sehr kleinen Stube, die Lessing in einem sehr kleinen Hause auf dem Nikolaitirchhofe in Berlin damals bewohnte. Ich gehe nie vor diesem kleinen Hause vorbei, ohne mich der ehemaligen glücklichen Stunden zu erinnern. Raumann ließ damals in Erfurt eine Schrift drucken, betitelt: „Ueber Verstand und Glück“, welche er Lessing dedizierte. Als er Lessing seine Schrift brachte, rief ihm dieser zu, sobald er den Titel

*) Von diesem Heldengedicht in 24 Gesängen, durch welches Raumann zu ewigem Ruhme „verdammt“ wurde, machte Lessing eine sehr komische Anzeige.

sah: „Mensch, wie kannst Du von zwei Sachen schreiben, die Du nie gehabt hast!“ — Dieser kleine Naumann wurde nachher Kaufmann in Hamburg.

Unter Lessing, Mendelssohn und Nikolai fand ein sehr reger Verkehr statt, der dadurch begünstigt wurde, daß die drei Freunde nicht weit von einander entfernt wohnten. Jeden Morgen von 7 bis 9 Uhr pflegte Moses bei Lessing zu verweilen und wissenschaftliche Gegenstände mit ihm zu besprechen. Daher konnte Moses später an Lessing nach Leipzig schreiben: „Die Morgenstunden sind Ihnen gewidmet, weil diese nicht aufhören, mich an Sie zu erinnern.“

Im Sommer gestaltete sich der Verkehr der Freunde anders. Schon damals war es in Berlin sehr üblich geworden, außerhalb der eng bebauten inneren Stadttheile einen Garten zu mietzen, am liebsten mit einem Gartenhause, um darin die Morgenstunden und die Zeit, welche nach Beendigung der Geschäfte vom Tage noch übrig war, allein oder mit Freunden zu genießen. Nikolai bewohnte einen Garten in der heutigen Blumenstraße, in welchem Moses ihn häufig besuchte. Lessing jedoch, der nie in seinem Leben ein Naturschwärmer war, nahm an diesem ländlichen Verkehr nicht so regen Antheil, wie seine Freunde es wünschten.

Ein etwas weiterer Umgang mit gebildeten Männern bot sich für Lessing in der sogenannten Montagsgesellschaft dar, welche um 1748 durch Ramler, Sulzer und andere gegründet worden war. Lessing war in dieselbe gemeinschaftlich mit dem Buchhändler Voß im Jahre 1752 aufgenommen worden. Dieser Gesellschaft, welche noch jetzt besteht, gehörten damals die meisten hervorragenden Künstler und Gelehrten Berlins an.

Von der gehobenen, fast übermüthigen Stimmung des Freundeskreises gibt auch der Plan Zeugniß, den Lessing zu einem komischen Heldengedichte auf Gottsched und die Reimer seiner Schule entwarf und in Gemeinschaft mit Nikolai weiter ausführte; letzterer nahm es auf sich, das Ganze in Knittelversen zu bearbeiten; die Idee dazu war etwa folgende: Gottsched ist sehr ergrimmt, daß durch Klopstock so viele Seraus in die Welt gekommen sind, durch welche er und seine Poesie aus Deutschland vertrieben werden soll. Er beschließt, dieses unwillkommene Geschlecht auszurotten. Gottsched, der ehemals Grenadier in der Potsdamer Riesengarde gewesen war, reitet, als fahrender Ritter gerüstet, in Begleitung seines treuesten Schildknappen, des ehemaligen Artillerieleutnants von Schönäich, auf die Zerstückungsfahrt aus, und besteht viele lächerliche Abenteuer. Zum Gregoriusfeste kommt er nach Langensalza, den Zug weißgekleideter Kinder sieht er für Engel an und macht einen Angriff auf sie, in Folge dessen er mit seinem Knappen ergriffen und ins Gefängniß gesteckt wird. Das Gericht verurtheilt beide als Hexenmeister zum Feuertode. Glücklicherweise kommt Klopstock nach Langensalza, um seine Fanny wiederzusehen, er hört von der Geschichte und eilt, die beiden grimmigen Ritter zu befreien, indem er den Richtern vorstellt, diese Leute könnten den Seraus gar nicht schaden, außerdem aber seien beide aus einer solchen Sündfluth von wässerrichten Theilen zusammengesetzt, daß sie zu verbrennen ganz unmöglich sei, den größten Scheiterhaufen würden sie auslöschten. Aus Achtung gegen Klopstock schenken die Richter den Gefangenen das Leben, damit sie aber künstig keinen Schaden thun können, wird Gottsched seiner Frau, der Schildknappe seinem Vater zur Zucht übergeben, diese müssen dafür sorgen, daß

beide in Zukunft weder reiten noch reimen. Dieses komische Epos sollte auch mit Bildern versehen werden, zu welchem ein Bekannter Lessing's, ein Herr von Breitenbach, Zeichnungen entworfen hatte. Auf einer derselben fanden die fahrenden Ritter auf einem Dorfe eine wandernde Schauspieltruppe. Gottsched fragt: „Spielt Ihr denn nicht auch meinen Kato?“ — „Allerbings,“ sagen die Komödianten, „das ist neben Karl dem XII. und Hanswurst dem XIII. unser Hauptstück. Aber wir können es jetzt nicht spielen, denn unsere lustige Person, welche die Rolle der Porzia zu machen hätte, ist gestorben, und unser neuer Hanswurst hat die Rolle noch nicht gelernt.“ Gottsched erbietet sich, die Porzia selber zu machen, und in ihrer Rolle wurde er nun auf der Zeichnung dargestellt. Porzia spricht die Worte:

Wie wenig kennst du doch den Grund von meiner Pein!
 Je mehr ich nach dir seh, je stärker muß sie sein.
 Und darf ich meinen Sinn ganz kurz und deutlich fassen,
 So nimm die Antwort hin: ich kann dich gar nicht hassen.

Vor der Porzia saß im Einheitserloche Hanswurst mit dem spitzen Hute auf dem Kopfe als Einheitsler, so daß die Rede an ihn gerichtet schien. „Es war nun herrlich anzusehen,“ erzählt Nikolai, „wie der verunglückte Potsdamer Grenadier, dessen breite, dicke Gestalt in römischen Weiberkleidern steckte, dem Hanswurst mit den Worten seines eigenen tiefgefühlten Trauerspieles diese Liebeserklärung machte.“ —

Es war ein Leben ungebundener Freiheit, welches Lessing jetzt führte, doch auch ein Leben voll steten Kampfes um die Existenz. Viele seiner Arbeiten sind nur als Brodarbeiten zu betrachten. Dahin gehören außer den Zeitungsartikeln die Uebersetzungen von Werken aus der englischen, spanischen und französischen Literatur. Alle diese Uebersetzungen waren höchst gelungen, und die Auswahl, welche Lessing traf, kennzeichnete stets einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck. Sein Fleiß war sehr groß, die Anzahl der übersetzten Werke bedeutend, sowie seine ganze literarische Thätigkeit in dieser Zeit sehr ausgedehnt.

Mit Nikolai und Mendelssohn gemeinschaftlich vertiefte er sich in das Studium der englischen Literatur. Als die Berliner Akademie der Wissenschaften eine Preisaufgabe über eine bestimmte Beantwortung des Satzes von Pope: *all is right* stellte, verfaßte Lessing mit Mendelssohn die Schrift *Pope ein Metaphysiker*, in welcher der Berliner Akademie bewiesen wurde, daß ihre Preisaufgabe, so wie sie dieselbe gestellt, eine völlig ungereimte war. Durch diese Schrift wurde Lessing selbst schon den zukunftsigen Mitgliedern der Akademie lästig, sie fürchteten ihn, einer von ihnen, Beaufobre, nannte ihn einen *scrivain mordant*, dem man einige Lehren geben müsse. Es fand sich nur leider niemand, der ihm diese Lehren beibringen konnte. Nicht allein die Berliner Akademiker, sondern auch viele Gelehrte im übrigen Deutschland betrachteten Lessing als das Haupt einer besonderen Berliner Schule. Für ungeliebte Augen war dieser Irrthum leicht, denn die Berliner hatten damals schon ebenso viel Hang zur Kritik als jetzt, und da die meisten kritischen Artikel jener Tage ohne Namen erschienen, so wurden sehr viele Sachen dem Lessing zugeschoben, welche dieser nicht einmal kannte. Lessing ist

auch nie das Haupt einer besondern Schule gewesen, seine Meinung war in diesem Punkte dieselbe, welche er über den Gebrauch des Reimes aussprach: „Ich bringe auch hier auf eine republikanische Freiheit, welche ich überall einführen würde, wenn ich könnte.“

Es wäre überdies kaum möglich gewesen, eine derartige Schule zu gründen, denn wer von allen Gelehrten, welche damals in Berlin lebten, hätte für die Dauer den Bestrebungen dieses Königs der Geister zu folgen vermocht? Lessing überragte sie alle so gewaltig, daß selbst ein philosophischer Kopf wie Moses ihm nur zur Zerstreuung dienen konnte. Während Moses aus Lessing's Umgang den höchsten Aufschwung seines Geistes schöpfte, ging Lessing seinen einsamen Weg weiter, um neue Bahnen durch die Wildniß zu brechen, wo seine Freunde nicht einmal die Möglichkeit eines Weges ahnten.

Einer dieser kühnen bahnbrechenden Züge galt dem Drama.

In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts stand alles, was das Schauspiel anging, in Deutschland auf einem kläglichen Standpunkte. Aus Seiltänzerbanden bildeten sich Schauspielertruppen, auf ihren Buden wechselten Marionetten mit lebenden Personen ab*). Die Spieler machten ihre Haupt- und Staatsaktionen mit derselben Fertigkeit, wie ihre Harlequiniaden, und selbst an eine Ausfeilung dieser mittelmäßigen Stücke war nicht zu denken, denn kein Unternehmer gestattete, daß Stücke seines Repertoires gedruckt wurden, sonst hätten ja auch andere Truppen sich dieselben zu Nutze machen können. Die Theilnahme des Volkes an diesen Bühnen war sehr gering geworden, und es waren meist nur die untersten Klassen, welchen es noch ein Vergnügen gewähren konnte, die Albernheiten und Zweideutigkeiten der Schauspieler anzuhören. Es läßt sich erklären, daß die Geistlichkeit gegen solche Art von Stücken und gegen solche Schauspieler mit aller erdenklichen Schärfe auftrat, deren Haß sich allerdings schließlich so weit verrannte, daß er völlig blind wurde. Aus diesem wüsten Taumel führte Gottsched mit schulmeisterlicher Ruthe das Drama zu gemachter französischer Regelmäßigkeit hin, und es gebührt dem Leipziger Professor wenigstens das Verdienst, der dramatischen Kunst wieder zu einiger Würde verholfen und ihr die Theilnahme der Gebildeten wieder zugewandt zu haben. Aber der Weg, den Gottsched einschlug, war fast noch gefährlicher, als das planlose Umhertreiben, denn Gottsched schnürte die Kunst in Bande, welche ihr schließlich allen Lebensathem ausgepreßt haben würden, die Garderobe wäre die Hauptsache geworden und statt der lebenden Träger derselben hätte man sich mit Stücken begnügt, wie man schon nahe daran war. Ob unter diesen Verhältnissen sich eine dramatische Kunst in Deutschland gestalten sollte, hing von der Frage ab, ob es gelingen würde, die französischen Regeln und Muster zu verbannen, und zur Nachahmung der Natur und zur Beobachtung der Regeln, welche aus ihr sich ergaben, zurück zu führen. Daß Lessing's Streben von vornherein darauf zielte, die Bande des französischen Unwesens zu brechen, haben wir schon aus der Vorrede zu den besprochenen „Beiträgen“ erfahren. Aus der Literatur aller Völker wollte er die Muster nehmen, die Stimmen aller Kritiker wollte er hören, doch wo ihm nicht das Rechte gesagt

*) Servinus a. a. O. IV, 325 ff.

schien, da wollte er seine eigene Meinung aussprechen. Er fand, daß in der dramatischen Poesie der Engländer das Beste enthalten sei, was als Wegweiser den Deutschen geboten werden konnte, denn in ihr fand sich gesunde Natur und eine glückliche Auswahl großer Stoffe, welche den Geist aus der Alltäglichkeit emporzuheben geeignet waren. An englischen Stücken geschult, unternahm Lessing es, seinem Volke ein Muster einer höhern Gattung zu geben und dadurch auf die Bahn des Heils in der Kunst hinzuweisen. Im Januar des Jahres 1755 verließ Lessing plötzlich Berlin und begab sich, um ganz ungestört zu sein, nach Potsdam, wo er in einem Zeitraume von acht Wochen sein Trauerspiel *Miß Sara Sampson* vollendete.

Vor dem Erscheinen dieses Stückes war es unerlässliches Gesetz gewesen, daß nur Helden und Fürsten, und diese nur in ferne Zeiten gerückt, den Gegenstand eines Dramas bilden durften. Die Form war stets der klappernde Alexandriner, ein willkommener Mantel für die Armuth sowohl des Dichters als des Schauspielers. In der *Miß Sara Sampson* trat Lessing aus der herkömmlichen steifen Unnatur mitten in das frische natürliche Leben hinein; sein Stoff war dem bürgerlichen Leben der Gegenwart entnommen, die Sprache seiner Personen war die Prosa; nicht eine geschraubte Sprache voll gemachter Empfindungen, sondern der warme Ton des vollen Herzens. Nun war die Bahn gebrochen, diesem einen Stücke folgte eine Fluth von ähnlichen Dramen nach, es war das Feld in Angriff genommen, auf welchem Göthe und Schiller nachher so Großes schaffen sollten. *Miß Sara Sampson* wurde am 10. Juli 1755 in Frankfurt a. d. Oder zum erstenmal von der Adermann'schen Truppe aufgeführt. Die Wirkung war eine gewaltige; vier Stunden saßen die Zuschauer, nach dem Zeugnisse Kamler's, wie die Statuen und zerflossen in Thränen. Lessing hatte sich selbst nach Frankfurt begeben, und er fand die gerechte Genugthuung, daß selbst seine bittersten Gegner den ungeheuern Erfolg seines Stückes anerkannten. Aber nicht allein für den dramatischen Dichter hatte Lessing einen bedeutend erweiterten Wirkungskreis errungen, er hatte auch dadurch, daß er das Bürgerthum neben den Helden und Königen auf die Bühne brachte, dargethan, daß die Interessen des erstern ebensovohl zur poetischen Darstellung geeignet seien, als diejenigen der letzteren, und dadurch that er schon einen bedeutenden Schritt zu dem Sake von der Gleichberechtigung der Stände, welche heute von jedem urtheilsfähigen Kopfe längst anerkannt ist.

In Berlin konnte zu jener Zeit die *Miß Sara Sampson* nicht aufgeführt werden, die Vorliebe Friedrich's des Großen für das französische Theater machte jedes Aufblühen der deutschen Schauspielkunst unmöglich. Von 1754 bis 1759 spielte in einer Bretterbude auf dem Gendarmenmarke die Truppe von Franz Schuch, deren Poffen nur durch ihren geistvollen Dirigenten Aehnlichkeit mit dem Leben gewannen und sich von dem Schmutz ihres Handwerks freihielten. Lessing besuchte diese Volkstomödien lieber als die pomphaften französischen Dramen. Die Stadt Leipzig überragte in der Pflege des Schauspiels die preussische Hauptstadt um vieles. In Leipzig hatte seit 1751 der Schauspieler Koch ein eigenes Theater gegründet, zu ihm war der vortreffliche Brückner übergegangen, mit welchem Lessing in Berlin verkehrt hatte. Der Aufenthalt in der preussischen Hauptstadt, in welcher alle deutsche Kunst von dem schmarozenden Franzosenthum überwuchert

wurde, war Lessing nicht mehr so angenehm, wie in der ersten Zeit. Schon hatte er nicht übel Lust gehabt, einen Ruf als Professor nach Moskau anzunehmen. Der Erfolg seiner Miß Sara weckte aufs neue seine Vorliebe für das Theater und im Oktober des Jahres 1755 verließ er Berlin und ging nach Leipzig. Seinen Freunden hatte er vorher kein Wort gesagt, wie das seine Gewohnheit war, denn nichts war Lessing so unliebsam, wie das Abschiednehmen. Seine kleine Bibliothek, welche meist spanische, italienische und holländische Komödien enthielt, bewahrte ihm Moses Mendelssohn. An die Stelle des persönlichen Verkehrs mit diesem Freunde sowie mit Nikolai und Kamler trat ein lebhafter Briefwechsel. Lessing verkehrte in Leipzig wieder am meisten mit den Schauspielern und widmete seine beste Zeit der Bühne. Er ließ seine Miß Sara Sampson aufführen, entwarf Pläne zu neuen Komödien, und nur ein für ihn sehr verlockendes Anerbieten konnte ihn dem bisherigen, ihm zusagenden Wirkungskreise abwendig machen.

Ein reicher junger Mann in Leipzig, Namens Winkler, der Besitzer des Hauses zur Feuertugel, wollte eine mehrjährige Reise durch Europa unternehmen, und suchte einen Begleiter, der im Stande sein würde, ihm diese Reise so interessant und nützlich als möglich zu machen. Lessing wurde ihm vorgeschlagen, und beide Theile wurden einig. Die Bedingungen waren für Lessing sehr günstig, er selbst spricht von dem Verhältnisse in einem Briefe an Moses: „Ich muß allerdings zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein. Ich werde nicht als ein Hofmeister, nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knaben, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so nützlich und angenehm zu machen, als ich sie mir selbst nur werde machen wollen. Er ist geneigt, mir alle Einrichtungen zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir als ich mit ihm gereist sein.“ Um sich in jeder Beziehung auf seine Reise gründlich vorzubereiten, machte Lessing einen Ausflug nach Dresden, wo er die reichen Kunstsammlungen besichtigte. Hier traf er mit seinen Eltern zusammen, welche in Geschäften in Dresden anwesend waren. Ihre Freude über das Wiedersehen des stattlichen Sohnes war groß. Gottbold mußte mit nach Kamenz reisen. Von seiner Heimath kehrte er wieder nach Dresden zurück. Auch Winkelmann war damals in der sächsischen Hauptstadt anwesend, Lessing lernte ihn jedoch nicht kennen.

Am 10. Mai 1756 wurde von Leipzig aus die große Reise angetreten. Sie ging über Magdeburg, Braunschweig, Hannover, Hamburg, Bremen, Emden, Leuwarden nach Amsterdam, woselbst die Reisenden am 29. Juli anlangten. Alle Kunstsammlungen in den berühmten Städten wurden sorgfältig besichtigt, Winkler kaufte eine nicht unbedeutende Anzahl von werthvollen Kupferstichen. In Hamburg lernte Lessing den berühmtesten Schauspieler seiner Zeit, Konrad Eckhoff, kennen, welcher sehr von ihm eingenommen war. Von Amsterdam wollte man die Niederlande bereisen, weil dieselben damals als das bestkultivirte Land Europas berühmt waren, und im Oktober nach England hinübergehen. Da brach der siebenjährige Krieg aus, die Nachricht vom Einfall Friedrich's des Großen in Sachsen bewog den ängstlich besorgten Winkler, in dessen Hause der preussische Kom-

mandant der Stadt Quartier genommen hatte, schon in der Mitte des September nach Leipzig zurückzukehren. Lessing blieb vorläufig in Leipzig, da der Entschluß zur Reise von Winkler noch nicht völlig aufgegeben schien. Doch ein Zerwürfniß zwischen beiden Männern blieb nicht aus. Winkler war ein Stockfische, Lessing stand auf Seite der Preußen, er verkehrte mit preußischen Offizieren, und ließ es nicht an Redereien fehlen, durch welche die Leipziger Vierflüster so erbittert wurden, daß sie Winkler bewogen, in einem Briefe Lessing sein Haus zu verschließen. Da aber vor Beginn der Reise ein Kontrakt gemacht wurde, durch den Lessing auf drei Jahre gebunden war, so beanspruchte er, als Winkler den Kontrakt eigenmächtig zerriß, eine Entschädigung, und begann, als Winkler dieselbe verweigerte, einen Prozeß. Erst im Jahre 1764 wurde derselbe durch das Urtheil beendet, daß Winkler an Lessing 600 Thlr. auszahlen sollte. Die Hälfte dieser Summe ging für Lessing aber durch Kostenberechnungen verloren.

Die Lage, in welcher er sich befand, war für Lessing keineswegs angenehm. Die Kriegereignisse wirkten sehr störend auf alle Unternehmungen des Buchhandels, und doch waren literarische Arbeiten Lessing's einzige Erwerbsquelle. Er übersetzte mehrere englische Bücher, und im Drange der Noth sogar ein erbauliches, welches seine Kraft an ihm selber aber am wenigsten übte, Weiße mußte die Uebersetzung vollenden. Doch vermochte die schwere Zeit nicht, Lessing's kraftvollen Geist auch nur auf Augenblicke niederzubeugen, seine Briefe athmen einen durchaus unbekümmerten Ton. Erheiterung fand er in einem schönen Freundeskreise, in welchem die erste Person der auch als Dichter bekannte Major Erwald Kristian von Kleist war. Schon in Potsdam hatten die beiden Männer sich kennen gelernt. Jetzt war Kleist nach Leipzig geschickt und mit dem unliebsamen Amte als Chef des Verpflegungswesens betraut worden. In Leipzig wurde er krank, Lessing besuchte ihn oft und heiterte ihn durch seinen Umgang auf. An Gleim schrieb Kleist, er verdanke dem Umgange mit Lessing seine Genesung. Die Freundschaft beider Männer wurde bald sehr vertraut, Kleist nannte seinen Freund meist den biebern Lessing, und dieses Beiwort in dem Munde eines so ernstern und ehrenfesten Mannes mag wohl stark genug sein, die Vorwürfe mancher Gegner Lessing's zu entkräften, welche dem Herzen des großen Mannes gar zu gern die Flecken anhängen möchten, die auf dem leuchtenden Spiegel seines Geistes keinen Platz finden. Als Lessing nach Berlin zurückgegangen war, schrieb Kleist: „Ich habe mich in dem Jahre, das ich in Leipzig zugebracht, so an Lessing gewöhnt und habe ihn so lieb, daß mir zu Muth ist, als wenn er todt wäre, oder vielmehr, als wenn ich halb todt wäre.“ Kleist gab sich viel Mühe, für Lessing eine passende Stelle zu finden, sogar im Verwaltungsfache suchte er ihn als Kriegsrath unterzubringen. Als Kleist endlich ins Feld rückte, schrieb er an Gleim, derselbe sollte von 1200 Thalern, welche Kleist ihm übergeben hatte, 200 Thaler zur Hälfte an Lessing und zur Hälfte an Kamler geben, sie könnten ihm, wenn sie einmal recht reich geworden, das Geld zurückerstatten. Auch Moses Mendelssohn erwies sich in dieser bedrängten Zeit als treuer Freund Lessing's, er half mit Rath und That.

Am 4. Mai 1758 verließ Lessing Leipzig und ging wieder nach Berlin. Nicht der kleinste Grund seines Fortganges von Leipzig war der Widerwille gegen die kleinliche Beschränktheit in den politischen Ansichten der Sachsen. Fast nie-

mand von ihnen erkannte, daß König Friedrich und sein heldenmüthiges Volk für die Existenz des deutschen Volkes und für die Freiheit des Geistes den Verzweiflungskampf kämpften. Als geborener Sachse, der von Friedrich dem Großen nie die geringste Beachtung erfuhr, stand Lessing vermöge seines Scharfblickes dennoch auf Seiten der Preußen. Er sagte: „Die heroischen Gesinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu sterben, sind einem Preußen eben so natürlich, wie einem Spartaner.“ Im preußischen Heere diente ja auch der Freund Lessing's, der Major von Kleist, der zu derselben Zeit, als Lessing nach Berlin kam, mit seinem Bataillon zum Heere abgegangen war. Lessing war seinerwegen in großen Sorgen, und leider sollte er Grund genug dazu haben. In der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf starb der Major von Kleist den Heldentod für sein Vaterland. Tief erschüttert schrieb Lessing am 6. September 1759 an Gleim: „Ach liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professors Nikolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da steht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie, manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Er hatte schon drei vier Wunden, warum ging er nicht? Es haben sich Generale mit wenigeren und kleineren Wunden unschimpflich bei Seite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zuviel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man, aber er ist versäumt worden. Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rafen soll. Die Glenden, die ihn versäumt haben!“ —

Gegen tiefen Seelenschmerz gibt es kein besseres Mittel als die Arbeit. Schwache Naturen haben oft nicht die Kraft, dieses Mittel anzuwenden; sie zerfließen in Thränen und unterliegen ihrem Schmerz. Starke Naturen wenden unberührt, aus innerm Drange sich der Arbeit zu, sie hilft ihnen den Schmerz besiegen, und der Preis des Sieges ist jene erhabene Ruhe des Gemüthes, welche die Stoiker als das Ziel alles menschlichen Strebens ansahen. Lessing besiegte seinen Schmerz wie ein starker Mann; wir gewahren an ihm keine Veränderung, als eine Erhöhung seiner ohnehin rastlosen Thätigkeit. Die Erzeugnisse seines Geistes bewiesen aber nach langen Jahren noch, daß er seinen Kleist nicht vergessen hatte.

Derjenige von den früheren Freunden, an welchen Lessing sich bei diesem dritten Aufenthalte in Berlin am engsten angeschlossen, war Ramler. Letzterer wohnte im Hause eines Kammerei-Kontrolleurs Dennstädt in der Heiligengeiststraße, in einem Hause, welches durch den Neubau der Börse jetzt beseitigt worden ist. Um dem Freunde nahe zu sein, mietete Lessing seine Wohnung ebenfalls in der Heiligengeiststraße; auch das Haus, in welchem er wohnte, ist jetzt verschwunden, es lag an der Stelle desjenigen Gebäudes, welches jetzt die Nummer 52 trägt. Von hier aus konnte er zu Ramler's Wohnung hinübersehen. Wenn ein rothes Band aus dem Fenster gehängt wurde, so war das, der Verabredung gemäß, für die

Freunde das Zeichen zur Ausflucht in die Baumannshöhle. So nannten sie scherzweise, nach dem Küper Baumann, eine Weinhandlung in der Brüberstraße 27, in welcher noch jetzt der einfache Holzstuhl gezeigt wird, auf welchem Lessing oft gegessen haben soll. Die Straße war damals noch stiller als jetzt, die Freunde Nikolai, Moses u. a. wohnten alle in der Nähe. Manchen genussreichen Abend verlebten die Freunde bei Dennstädt, dessen Gattin selbst der nüchterne Nikolai eine geistreiche Frau nennt.

Außer dieser Wohnung in der Heiligengeiststraße hatte Lessing jetzt auch einen Garten gemiethet. In einem Briefe an Lessing schreibt Gleim, er habe gehört, daß Lessing im entlegensten Gartenhause eine neue Sara dichtete und Essen und Trinken darüber vergüße; er schickte „dem fleißigen Manne einen Anker des besten Rheinweines, damit er nicht verschmachtete.“ Lessing bedankte sich dafür und schrieb dabei: „Auf meiner Sommerstube sollte es Ihnen gewiß nicht missfallen. Nur glauben Sie um Gotteswillen nicht, daß ich da arbeite. Ich bin nie fauler, als wenn ich in dieser meiner Einsiedelei bin. Wenn es hoch kommt, mache ich Projekte zu Tragödien und Komödien.“ Welche Bewandtniß es mit dieser angeblichen Faulheit hatte, werden wir bald sehen.

Gemeinsam mit Ramler unternahm Lessing eine neue Ausgabe des damals völlig vergessenen Logau, und zwar nicht eine vollständige Ausgabe seiner 3553 Epigramme, sondern eine Auswahl von etwas mehr als eintausend, welche Ramler vorher erst durch seine kritische Scheere gehen ließ. Lessing gab ein Wörterbuch dazu, in welchem er die einzelnen Wörter gründlich erklärte. „Ähnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller,“ sagte er in der Vorrede, „werden ohne Zweifel der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unserer Sprache sein.“ Lessing gab hier den ersten Gedanken zu jener Arbeit, welche von den Gebrüdern Grimm später begonnen wurde.

Von dramatischen Arbeiten ist das kleine Trauerspiel *Filotas* zu nennen, ein Stück, voll von den mannhaftesten Gesinnungen in einer kernigen, schönen Sprache. Auch der *Doktor Faust* entstand hier, er war vollendet und Lessing dachte daran, ihn spielen zu lassen, doch unterblieb es damals, und später ging das Manuscript verloren. Ein kleines Bruchstück, welches sich erhalten hat, berechtigt zu keinem Schlusse auf das Ganze, und es ist völlig verlorene Mühe, erforschen zu wollen, welche Idee dem Lessing'schen *Faust* wohl zu Grunde gelegen haben mag.

Doch wenn Lessing seinen Freunden auch sagte, er hege den Vorsatz, wenigstens noch dreimal so viele Schauspiele zu machen, als Lope de Vega, so ruhte der Schwerpunkt seiner Thätigkeit diesmal doch nicht im Drama; auf dem Felde der Kritik machte Lessing seinen überlegenen Geist auf eine Weise geltend, welche seine Stimme zur endgültigen in Deutschland machte. Das Organ, durch welches er wirkte, waren die berühmten Literaturbriefe. Nikolai, welcher sich ganz zurückgezogen nur den Wissenschaften gewidmet hatte, wurde durch den Tod seines ältern Bruders veranlaßt, die väterliche Buchhandlung selbst zu übernehmen. Seit dem Beginn des Jahres 1759 ließ er seine kritische Zeitschrift „Briefe die neueste Literatur betreffend“ erscheinen, zu welcher Lessing anfangs fast alles beitrug. Vortrefflich bezeichnet Hillebrand das Wesen und das Ziel dieser Arbeiten, wenn er I, 185

sagt: „Kampf gegen alles Veraltete, Mittelmäßige und zumal gegen alles Geistlose war die Hauptaufgabe jener kritischen Briefe. „In der gelehrten Republik taugen die geistlosen Köpfe auch nicht einmal zu bloßen Tagelöhnern“ — diese wenigen Worte, obwohl sie erst später vorkommen, enthalten gewissermaßen nachträglich das Manifest des ganzen Unternehmens. Die Theilnehmer stellten sich gleich anfangs sowie über alle bisherigen Parteien, so auch über jegliche persönliche Rücksicht. Die Sache des Fortschrittes sollte ihnen schlechthin Maß und Gesetz sein. Freunde und Feinde wurden auf gleichem Fuße mit gleicher Freimüthigkeit behandelt, die ausgezeichneten und vielversprechenden Talente signalisirt, Kant's aufgehender Stern wie Hamann's divinatorischer Humor und Winkelmann's kunstkritische Genialität angedeutet, Shakespeare empfohlen, Gottsched und sein rhetorisch nüchternes Franzosenthum mit scharfer Betonung verneint, die Tradition der Schule zurückgewiesen, die Selbständigkeit der ästhetischen Prinzipien verkündet. Der Ton war und blieb indeß entschieden verständig-razionalistisch, weshalb wohl Lessing, bei dem trotz seiner bestimmten Besonnenheit und Verstandeskraft die Idee doch stets die wesenhafte Tiefe bildete, nur so lange aushielt, als jener Ton seinem Zwecke förderlich schien und sich nicht in Permanenz erklärte, um mit Berlinischer Ausschließlichkeit zu herrschen. Daß nun aber bei solchem Auftreten zuerst Ueberraschung, bald aber wegen der Zeitgemäßheit durchbringende Wirkung erfolgen mußte, begreift sich leicht. Man stand erst verblüfft und ließ sich dann überzeugen. So wurden die Literaturbriefe eine eigentliche literarische Macht. Von ihnen datirt die freie selbständige ästhetische Kritik, und Herder durfte über sie in seinen Fragmenten wohl sagen, die Quelle des guten Geschmacks sei geöffnet, man solle nur kommen und trinken.“

In der That ließ diese reine Quelle niemand Mangel leiden, der ihren Reichthum gern und willig annahm. Keine Erscheinung von Bedeutung entging dem scharfen Auge Lessing's, er wies überzeugend die Grundsteine aller poetischen Gestaltungen nach, und deckte freimüthig jeden Schaden der deutschen Literatur auf. Die ersten Briefe richtet er gegen die schlechten Uebersetzer, welche nur im Dienste eines spekulirenden Buchhändlers an die Stelle fremdländischer Vokabeln deutsche Wörter setzen, welche oft genug ungefähr das Gegentheil von dem Sinne des Originals geben. „Was geht es den Uebersetzer an, womit der Buchhändler ihn Geld verdienen läßt, und selbst Geld zu verdienen denkt?“ — „Unsere Uebersetzer verstehen selten die Sprache, sie wollen sie erst verstehen lernen, sie übersetzen, sich zu üben und sind klug genug, sich ihre Uebungen bezahlen zu lassen.“ Treffender kann das Getreibe der schlechten Uebersetzer nicht bezeichnet werden, und mit Recht sagt Lessing, daß der Schaden, welchen jene schlechten Uebersetzer stiften, unbeschreiblich ist, denn da jene Uebersetzungen nichts als Goldspekulationen sind, so werden stets die pikantesten Erzeugnisse der fremden Literatur ausgewählt; diese prickelnde Kost behagt den stumpfen Gaumen, sie stumpft dieselben aber immer noch mehr ab, und macht sie schließlich völlig unfähig, die Reize einer edlen, einfachen Schönheit überhaupt noch zu empfinden.

Nach den schlechten Uebersetzern züchtigt Lessing die aufgeblasenen Kleingeister, welche alltägliche Prosa in hinfende Verse bringen und uns dieselben für Poesie verkaufen möchten. Von einem derselben heißt es: „Er malt Rücken und der

Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Müdenfüße male.“ Mit scharfem Worte verurtheilt Lessing die elende Verläumdung dieser Kleingeister, wenn sie in gemeiner Speculazion auf die Geküfte unreifer Leser sich der Ausmalung schmutziger Bilder zuwenden. „Ingrebizenzen für ein Vomitiv!“ nennt Lessing diese Bilder.

Auf gleicher Stufe mit den schlechten Uebersetzern und den geistlosen poetischen Tagelöhnern stehen die unberufenen Kritiker, unter denen damals Gottsched sich am unsinnigsten geberdete, der sich zum Pascha besonders des Theaters aufgeworfen hatte. Von ihm sagt Lessing: „Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder sind wahre Verschlimmerungen.“ Und nachdem er in wenigen treffenden Zügen den elenden Zustand der frühern deutschen Bühne geschildert, deren Schauspiele voll Unstun, Bombast, Schmutz und Bübelwitz waren, und deren Lustspiele ihren besten Witz in den Prüngeln gaben, fährt er fort: „Dieses Verderbniß einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und größte Geist zu sein. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsah, er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er damit zu Werke? Er verstand ein wenig Französisch und fing an zu übersetzen; er ermunterte alles, was reimen und Oni monsieur verstehen konnte, gleichfalls zu übersetzen; er verfertigte, wie ein schweizerischer Kunstrichter sagt, mit Kleister und Scheere seinen Rato, er ließ viele andere Stücke ohne Kleister und Scheere machen; er legte seinen Fluch auf das Extemporiren; er ließ den Harlequin feierlich vom Theater vertreiben, welches selbst die größte Harlequinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französisirenden, ohne zu untersuchen, ob dieses französisirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht.“ Und nun weist er nach, daß die Anforderungen, welche deutscher Geist und deutsches Herz an die dramatische Poesie stellen, ungefähr in allem das Gegentheil dessen begehren, was der Franzose verlangt. Nicht die französische Poesie kann jemals dem Deutschen zum Muster dienen, sondern allein die englische, und unter allen englischen Dichtern niemand mehr als Shakespeare, der ein weit größerer tragischer Dichter ist, als Corneille. „Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählt, und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt.“

Wenn Lessing auf der einen Seite die falschen Richtungen bekämpft, in welche Unberufene die deutsche Poesie zu drängen suchten, so prüfte er auf der andern Seite die Leistungen derer, welche vielversprechende Talente zeigten, und suchte sie auf die rechten Wege zu leiten, auf welchen sie dem Vaterlande und sich selber Ehre erringen konnten. Das ist gerade das Große und Edle der Lessing'schen Kritik, daß er mit reifem Urtheil und völlig unparteiisch, sine ira et studio, und nur um der Kunst willen, über die Dichter und ihre Werke sprach, während die Unzahl von handwerksmäßigen Rezensenten — Göthe belegt sie mit einem sehr starken Ausdrücke — im Grunde nichts weiter als urtheilslose Kästerer sind.

Einer eingehenden Beurtheilung in den Literaturbriefen hatte sich Wieland

zu erfreuen, und Lessing's Urtheil hat auf diesen Dichter einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt. Ihn und Klopstock hob Lessing aus der Masse der damaligen Dichter hervor und bezeichnete beide als vielversprechende Talente, zu einer Zeit, wo ihr Ruhm noch keineswegs den vieler anderen Zeitgenossen überragte.

Wieland befand sich zu jener Zeit in der Schweiz bei Bodmer, die Periode der unbulbsamen Schwärmerei lag hinter ihm, der Uebergang zu toleranter Denkungsart hatte sich schon scharf bemerklich gemacht. Mit wenigen Worten tabelte Lessing die Art und Weise, wie sich Wieland früher gegen seine literarischen Gegner benommen hatte, besonders gegen Uz: „Herr Wieland hielt sich beleidigt und anstatt seinen Gegner gleichfalls von der Seite des Schriftstellers anzugreifen, fiel er mit so frommer Galle, mit einem so pietistischen Stolze auf den moralischen Charakter desselben, brauchte so hämische Waffen, verrieth so viel Haß, einen so verabscheuungswürdigen Verfolgungsgeist, daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entsetzen darüber befallen mußte.“ Solche Worte wirkten stark auf Wieland, wie er selbst bekannte, und sie werden nicht wenig dazu beigetragen haben, ihn aus einem Eiferer zu einem Verfechter der dulbsamen Nächstenliebe zu machen. Hierauf zeichnet Lessing mit wenigen scharfen Strichen die Fehler in den schwärmerischen Dichtungen Wieland's, er tabelt die ungezügeltsten Ausschweifungen seiner Einbildungskraft. „Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt.“ Er weist offen auf das Bestreben der fromm thuenden Schriftsteller hin, welche durch ihre andächtigen Seufzer nur amüßiren wollen. „Herr Wieland ist reich an Blümchen, an poetischem Geschwätz.“

Wieland trug sich damals unter anderen Projekten, die ihm eine feste Stellung verschaffen sollten, auch mit dem Gedanken, eine Erziehungsanstalt zu gründen, und veröffentlichte einen „Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute.“ Wieland hatte sich in diesem Plane eine Aufgabe gestellt, der er nicht gewachsen war, seine Angaben beschränkten sich meist auf Aeußerlichkeiten, und Lessing mußte sehr witzig das hohle Wesen dieses ganzen Planes zu bezeichnen. Nachdem Wieland alles Wesentliche von der Hand gewiesen, bestimmte er genau den Gebrauch des Taschengeldes, der Wäsche u. dergl., und setzte fest, daß jeder Schüler einen silbernen Löffel und zwei zinnerne Teller dem Institut zurücklasse. Lessing bemerkt dazu: „Herr Wieland hat vergessen zu sagen, was denn nun endlich das Institut mit allen den silbernen Löffeln machen soll. Und das hätte er nun freilich wohl sagen müssen, und auch gar leicht sagen können; denn was ist augenscheinlicher, als daß eine „Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens“ auch ein Löffelkabinet haben muß?“

Noch eine Stelle wollen wir aus Lessing's Beurtheilung anführen, sie enthält goldene Worte über die Grundsätze der Erziehung, und bezeichnet den geradesten Weg zur Bildung des Geistes. Er sagt: „Das große Geheimniß, die menschliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen, besteht einzig darin, daß man sie in steter Benützung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu sind Ehrgeiz und Neubegierde, und die Belohnung ist das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man der Jugend die historische Kenntniß gleich anfangs bei, so schläfert man die Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig gestillt, und der Weg, durch eigenes Nach-

denken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verschlossen. Wir sind von Natur weit begieriger, das Wie als das Warum zu wissen. Hat man uns nun unglücklicherweise gewöhnt, diese beiden Arten der Erkenntniß zu trennen; hat man uns nicht angehalten, bei jeder Begebenheit auf die Ursache zu denken, jede Ursache gegen die Wirkung abzumessen, und aus dem richtigen Verhältniß derselben auf die Wahrheit zu schließen: so werden wir sehr spät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewiegt hat. Die Wahrheiten selbst verlieren in unseren Augen alle ihre Reizungen, wo wir nicht etwa bei reiferen Jahren von selbst angetrieben werden, die Ursachen der erkannten Wahrheiten zu erforschen.“ —

Als Wieland sich dem Drama zuwandte und nach dem gleichnamigen Stücke des Nicholas Rowe seine Johanna Gray dichtete, erkannte Lessing rühmend an, daß Wieland nun wieder unter Menschenkindern wandle, nachdem er die ätherischen Sphären verlassen; er gab ihm den Rath, er möge sich durch das Studium des Homer weit genug von den übertriebenen Moralisten entfernen, alsdann würde es ihm gelingen, die Tugend nach dem Leben zu malen, und er würde Vortreffliches leisten. Zugleich aber bewies er an der Johanna Gray, daß Wieland überhaupt kein dramatischer Dichter sei. Von dieser Kritik wurde Wieland empfindlich getroffen, aber folgte ihren Weisungen, er schrieb außer wenigen unbedeutenden Versuchen keine Dramen mehr, und suchte die Menschen so darzustellen, wie die Natur sie gebildet hatte.

Mit gleicher Unparteilichkeit stellte Lessing sich dem Dichter des Messias gegenüber; gern und willig erkannte er die Vorzüge Klopstock's an und vertheidigte sie gegen die sinnlosen Angriffe Gottsched's, aber eben so offen wies er auch auf die Fehler hin, welche die serafische Dichtungsweise verderblich für die deutsche Literatur machen konnten. Klopstock hat in unbegrenztem Selbstgeföhle auf die Wahrheiten der Lessing'schen Kritik nicht geachtet, lediglih zu seinem eigenen Nachtheile.

So wie Lessing auf die Alten und auf Shakspeare als auf die besten Muster hinwies, so deutete er auch noch die andere Quelle an, welche dem, der zu schöpfen versteht, stets reich und lebensfrisch quillt, den Volksgesang. Er spricht mit unendlichem Vergnügen, wie er sagt, von der reizenden Einfalt der lietauischen Dainos, deren er zwei anführt*).

In den Literaturbriefen gab Lessing das erste große Muster einer gewiegten, ernstern, wissenschaftlichen, werthvollen Kritik, welche ein eben so großes Kunstwerk ist, als die beurtheilten Werke selbst, und wenn wir mit dieser großartigen Kritik Lessing's die große Masse jener kritischen Papiere vergleichen, deren Verfasser keine anderen Fähigkeiten mitbrachten, als eine lose Zunge, so leuchtet die Wahrheit der Lessing'schen Worte ein: Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben so rar als die wahren Dichter selbst gewesen. —

Aus dem Jahre 1759 stammen die Abhandlungen über die Fabel, deren

*) Die vollständigste Sammlung von lietauischen Dainos (Sing. Daina) ist diejenige, welche der Professor Kesselmann in Königsberg herausgegeben hat. Sie enthält mehr als dreihundert Lieder in der Ursprache und in geschmackvoller Uebersetzung.

Lessing eine nicht unansehnliche Zahl theils bearbeitet, theils erfunden hatte. „Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Meine der Poesie und Moral,“ sagt er. Lessing's Fabeln zeichnen sich ebenso wohl durch treffende Deutlichkeit und durch poetische Darstellung, als auch durch einen besonders schönen Stil aus. Im Deutschen sind keine anderen Fabeln geschrieben worden, welche den Lessing'schen gleichzustellen wären.

Wenn alle diese Arbeiten, besonders die Literaturbriefe, in damaliger Zeit auch vielfachen Widerspruch und manche bittere Anfeindungen erfuhren, so erkannten doch selbst seine ärgsten Feinde die großartige Bedeutung Lessing's, wenn auch ingrimmig, an. Seiner Kritik gegenüber vermochte niemand Stand zu halten, selbst einem Sokrates, einem Aristoteles wies Lessing Irrthümer nach; er war schon damals, was er jetzt unbestritten ist, der König der Geister. Im gesellschaftlichen Verkehr fühlte man aber von dieser Ueberlegenheit Lessing's nichts; bei seinen Freunden war er der lebenswürdigste Gesellschafter, der durch die Würde seiner Erscheinung und die Anmuth seines Benehmens alles fesselte, so daß sogar später die Kaiserin Maria Theresia ruhig und freundlich die Wahrheiten aufnahm, welche Lessing ihr vor Augen legte. Diejenigen, welche das Glück genossen, mit dem großen Manne zu verkehren, erinnerten sich später noch mit Entzücken der Stunden, die sie in seiner Gesellschaft verlebt. Es ist leider so wenig, was uns aus Lessing's näheren Lebensverhältnissen aufbewahrt worden ist. Außer den genannten Freunden verkehrte er gern bei einem Herrn von Gasc, der Affessor beim französischen Untergerichte war, und bei Frau Therbusch, welche eine geschickte Malerin und Besitzerin des Gasthofes „Zur weißen Taube“ war, der jetzt in der Heiligengeiststraße mit der Nummer 21 bezeichnet ist.

Doch konnten diese Verhältnisse und dieser Verkehr einem Lessing nicht auf die Dauer genügen. Den Wunsch, die Welt in möglichst weitem Kreise kennen zu lernen, hatte er stets gehegt und hegte ihn auch noch, zudem boten die Verhältnisse damals in Berlin nicht viel Abwechslung; die preussische Hauptstadt, welcher die heutige Bedeutsamkeit und Mannigfaltigkeit noch gänzlich abging, stand auf dem einseitigen Standpunkte eines übermäßig hoch geschraubten preussischen Patriotismus. Lessing hätte gern einmal etwas anderes kennen gelernt. Dazu kam, daß ihm der Standpunkt seiner Freunde nicht mehr genllgte, er überseh sie alle längst, und sie, die seinem kühnen Fluge nicht zu folgen vermochten, fühlten sich gedrückt; der Welt gegenüber waren sie bedeutende Geister, neben Lessing verschwanden sie vollständig. Sie fühlten das, und Lessing fühlte das auch, und wenn auch die äußere Freundschaft dadurch nie einen Stoß erlitt, so sank doch allmählig die geistige Befriedigung, welche sie eine Zeit lang einander gewährt hatten. Lessing fühlte, daß es gut sei, nicht erst zu warten, bis eine Entfremdung eingetreten sei, er benutzte eine Gelegenheit, welche sich bot, um Berlin und seine Freunde zu verlassen. In Leipzig hatte er bei dem Regimente seines Freundes Kleist einen Oberst Tauenzien kennen gelernt. Dieser war General und Gouverneur von Breslau geworden und trug Lessing unter sehr günstigen Bedingungen die Stelle eines Sekretärs bei ihm an. Lessing liebte die Bewegtheit des kriegerischen Lebens, seine Leipziger Freunde wollten schon einmal gehört haben, er sei als Offizier in ein Freibataillon getreten, ohne Bedenken nahm er die dar-

gebotene Stelle an. Ohne seinen Freunden ein Wort zu sagen, ohne seine Wohnung zu kündigen ging er im November 1760 nach Breslau.

Aus der Zeit dieses dritten Aufenthaltes in Berlin stammt ein von Tischbein vortrefflich gemaltes Bild Lessing's, welches von der Friedländer'schen Familie der Nationalgalerie in Berlin geschenkt worden ist und daselbst aufbewahrt wird. Dieses Bild zeigt bei der sprühendsten Energie in Haltung wie Ausdruck die frischesten, gerundeten Züge des früh herangereiften, aber doch noch völlig jugendlichen Mannes*).

Gleich nach Lessing's Abreise von Berlin ernannte ihn die dortige Akademie der Wissenschaften zu ihrem auswärtigen Mitgliede. Lessing war sehr gleichgültig gegen diese Ehre.

Seinen Weg nach Breslau nahm Lessing über Frankfurt, wo er das Grab seines geliebten Kleist besuchte. Breslau war kurz vor Lessing's Ankunft von den Oesterreichern unter Laudon belagert gewesen, der General Tauenzien hatte durch seine heldenhafte Vertheidigung die schlesische Hauptstadt seinem Könige erhalten und sich dafür des letztern dankbare Anerkennung erworben. Die Anhänglichkeit dieses Generals an Friedrich den Großen bezeichnete Lessing mit den Worten: „Wenn der König so unglücklich geworden wäre, seine ganze Armee unter einem Baume versammeln zu können, so würde Tauenzien gewiß darunter gestanden haben.“ Fünf Jahre lang war dieser tapfere General der Vorgesetzte Lessing's und beide Männer haben stets im besten Verhältnisse zu einander gestanden.

Lessing's Leben in Breslau zeigte nun freilich mit den Berliner Verhältnissen nicht die geringste Aehnlichkeit. Während er in Berlin völlig Herr seiner Zeit war, sah er sich in Breslau durch die Pflichten eines Amtes zum erstenmal in seinem Leben in einer Weise gebunden, welche ihm nicht immer behaglich war. An Moses schrieb er im März 1761: „Ihnen gestehe ich es am allerungernsten, daß ich bisher nichts weniger als zufrieden gewesen bin. Nicht wahr, nur ein einzigesmal habe ich von hier aus an Sie geschrieben? Wetten Sie kühnlich darauf, daß ich also auch nur ein einzigesmal recht zu mir selbst gekommen bin. — Rein, das hätte ich mir nicht vorgestellt! aus diesem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten, als das anstrengendste Studiren, daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden. Ach bester Freund, Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er gleicht sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein alles, was ich habe, sie, so ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen? Aber vielleicht habe ich heute nur einen so finstern Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt. Morgen schreibe ich Ihnen vielleicht heiterer.“

In der That waren solche Mißstimmungen nur vorübergehend. Im Ganzen waren die Jahre in Breslau die heitersten in Lessing's Leben. Er hatte kei-

*) Adler, a. a. O. Nr. 44, S. 174.

nerlei materielle Sorgen, sein Einkommen war ein ziemlich bedeutendes, seine Stellung war eine sehr ehrenvolle und einflussreiche, die wichtigsten Unternehmen und Besorgungen des Generals wurden durch ihn vermittelt, mit den hervorragendsten Persönlichkeiten des preussischen Heeres kam er nach und nach in Verührung. Wenn er gewollt hätte, so würde er sich auch ein bedeutendes Vermögen haben erwerben können. Lauenzien war auch Generalmünzdirector und leitete als solcher die Finanzoperationen des Königs. Bekanntlich ließ Friedrich der Große, um seinen Geldverlegenheiten abzuhelpfen, von Zeit zu Zeit den Metallwerth der Münzen verringern, und diejenigen Personen, welche von diesen bevorstehenden Verschlechterungen frühzeitig Kenntniß hatten, konnten dabei natürlich große Summen gewinnen. Lessing als Sekretär des Münzdirectors erfuhr die Münzveränderungen stets früher als alle anderen, aber diese Kenntniß zu seinem Vortheil auszubenten widerstrebte stets seinem empfindlichen Ehrgefühl.

Was nun die amtliche Thätigkeit Lessing's in Breslau anlangt, so war seine Lebensweise so eingerichtet, daß die Vormittagsstunden den Amtsgeschäften gewidmet waren, worauf er gewöhnlich bei seinem General zu Tisch speiste. Gegen vier Uhr, nach Aufhebung der Tafel, ging er in einen Buchladen, auch wohl in eine Bücherauktion, meistentheils aber nach Hause, wo er in einer Sprechstunde die zahlreichen persönlichen Anliegen von Bittenden aller Art erledigte. Der Rest der Zeit bis zum Abend war seinen Studien oder wissenschaftlichen Unterhaltungen mit Freunden, die ihn besuchten, gewidmet. Gegen sieben Uhr ging er häufig ins Theater, und von da, oft ehe das Stück zu Ende war, in eine Spielgesellschaft. Lessing spielte in Breslau oft und hoch, ihm war die Aufregung des Farao ein Gegengewicht gegen die unaufhörlich arbeitenden Gedanken seines Geistes, von denen das Spiel ihn vollständiger als jedes andere Zerstreuungsmittel abzog. Er behauptete, die leidenschaftliche Anstrengung der Aufmerksamkeit, mit der man ihn buchstäblich im Schweiß seines Angesichts, selbst wenn er gewann, am Faraoische arbeiten sah, setze seine stockende Maschine in Thätigkeit, bringe die Säfte in Umlauf und befreie ihn von einer körperlichen Beklemmung, an der er öfter leide. Wenn er kaltblütig spielte, sagte er, so würde er gar nicht spielen. Auch in Hamburg wandte Lessing manche Stunde dem Farao zu, von Wolfenbüttel aus besetzte er Nummern im Hamburger Lotto. In Breslau kam er oft erst in der Nacht aus seinem Spielclubb zu Haus. Ein Bäcker, bei welchem er damals wohnte, war sehr verdrießlich über die unregelmäßige Lebensweise seines Miethmannes, und suchte sich dadurch zu rächen, daß er von Pfefferkuchenteig die Gestalt eines Nachtwächters, welcher die Unterschrift Gotthold Efraim Lessing trug, backte und zum Verkauf ausstellte.

Die Wissenschaften wurden in Breslau durchaus nicht vernachlässigt. Er verkehrte viel mit zwei gelehrten Schulmännern, Arletius und Rlose. Den größten Theil seines Einkommens verwandte er auf Anschaffung einer Bibliothek, welche bei seinem Abgange von Breslau die Zahl von sechstausend Bänden umfaßte. Auch das Interesse für das Theater blieb rege. In Breslau befand sich die schon erwähnte Gesellschaft von Franz Schuch, deren Vorstellungen Lessing gern und oft besuchte. Während seine Berliner Freunde seinen Aufenthalt in Breslau als verlorene Zeit betrachteten, sammelte Lessing in reicher Fülle Menschenkenntniß ein

und machte Studien zu jenem herrlichen Lustspiele, welches bis auf den heutigen Tag das einzige nationale Lustspiel der deutschen Bühne geblieben ist. Noch heute nennt man, wie Adolph Stahr erzählt, in Breslau die Stätte des Gartens auf dem Bürgerwerder, wo Lessing in heiteren Frühlingsmorgenstunden den Entwurf zu seiner Minna von Barnhelm schuf. Die längste Zeit seines Aufenthaltes in Breslau wohnte Lessing in dem damaligen Gouvernementsgebäude, welches jetzt in der Junkerstraße Nr. 2 gezeigt wird. Seine Eltern und Geschwister erhielten von Breslau aus sehr ansehnliche Unterstützungen in baarem Gelde.

Als der General Tauenzien 1762 auszog, um Schweidnitz zu belagern, begleitete ihn Lessing ins Feld. Die Belagerung begann im Juli und endete am 9. Oktober mit Uebergabe der Festung. Lessing stand im Lager in dem langen Dorfe Peile zwischen Reichenbach und Nimptsch. Aus dieser Zeit sind uns mehrere Briefe Lessing's erhalten worden, welche bei dem Mangel aller anderen genauen Nachrichten um so interessanter sind. Einen Geschäftsbrief und einen sehr heitern Brief an Nikolai lassen wir folgen.

An den preußischen Ober-Auditeur Wilcke in Breslau.

Ew. Hochedelgeboren habe anbei abermals die Ehre, verschiedene kürzlich eingegangene, das Auswechslungsgeschäft betreffende Brieffschaften zu übermachen. Als:

1. Ein Schreiben des General Laudon, welches die Antwort auf das jüngst an den Feldmarschall Daun gesandte ist. Ew. Hochedelgeboren werden daraus ersehen, daß ich in dem Briefe an den Obersten von Schröder einen kleinen Fehler gemacht. Ich habe ihn indeß schon reparirt, und es soll nicht wieder geschehen.

2. Ein Schreiben des (österreichischen) General Sarbelloni. Das letzte Packet an ihn ist richtig abgegangen.

3. Ein Schreiben des Herzogs von Württemberg, welchem zufolge Dieselben das Erforderliche ergehen zu lassen belieben, und auf die Entlassung des darin erwähnten Kapitän Wernsdorf dringen werden.

4. Das Schreiben des Kap. von Reizenstein, dessen Gesuch um so viel eher abzuschlagen, da ihm eigentlich nicht einmal der erstere Urlaub zugedacht gewesen.

5. Ein Schreiben des Generalmajor von Affeburg. Gleichfalls abzuschlagen, oder vielmehr gar nicht zu beantworten, weil Se. Excellenz ihn schon lezthin durch mich ersuchen lassen, ihn überhaupt mit dergleichen Anträgen für die dortigen gefangenen Offiziere zu verschonen.

Der ich mit aller Hochachtung verharre

Ew. Hochedelgeboren
gehorsamster Diener
Lessing.

P. S. Auf den 11. wird unsere zweite Mine springen und uns hoffentlich Meister vom bedeckten Wege machen. Doch ist zu vermuthen, daß der Feind noch eher kapituliren wird, indem es ihm an Munizion gebricht.

An Nikolai.

Liebster Freund,

Endlich bringt mich die Noth, an Sie zu schreiben, und zwar eine doppelte Noth. Fürs erste: ich kann unmöglich länger Ihre Briefe entbehren. Da Sie mir sie also nicht als Almosen wollen zukommen lassen —

(Sie sollten sich schämen, mit mir auf so genaue Rechnung zu leben. Zug um Zug, ist eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundschaft. Handel und Wandel leidet keine Freundschaft: aber Freundschaft leidet auch keinen Handel und Wandel. Und wozu machen Sie unsern Briefwechsel anders als zu einem eigennützigem Handel, wenn Sie wollen, daß er in dem eigentlichsten Wortverstande nichts als ein Briefwechsel sein soll? Wenn Sie mit keinem andern Wechsel übers Ohr gehauen werden, als mit diesem, so wird Ihr Beutel ein sehr gesegneter Beutel bleiben, und Ihre Freundschaft eine Kapitalistin werden. Denn jeder Ihrer Briefe, den ich nicht beantworte, ist ein Kapital, welches Sie bei mir unterbringen. Und die Interessen dieses Kapitals werden von Zeit zu Zeit zu dem Kapital geschlagen, und tragen neue Interessen, welche wieder zu dem Hauptstuhle geschlagen werden, so daß, je länger ich nicht antworte, desto größer Ihr Kapital wird. Begreifen Sie das nicht? Sie haben Recht, da ist nichts zu begreifen. Lauter eingebildete Reichthümer! Lieber Freund, verschmähen Sie doch die eingebildeten Reichthümer nicht! Lassen Sie uns noch drei Jahre mitnuzen, und die begreiflichsten Reichthümer sollen zu Einbildungen werden. O Jane Patulei claudantur — vor allen Dingen meine Parenthesen) —

so muß ich mir schon gefallen lassen, sie als Antworten zu expressen. Und damit Sie auch gleich wissen, was Sie mir antworten sollen, so vernehmen Sie meine zweite Noth. Auf heiliegendem Zettel stehen Bücher, die ich mir aus dem Baumgartenschcn Katalog —

(Der ehrliche Mann, höre ich, ist an einer poetischen Dysenterie *) gestorben. Daran sterbe ich nicht. Eher noch an einer poetischen Obstrukzion, Konstipation — wie heißt das griechische Wort! Schlagen Sie Hebenstreit's Anhang zu Boyt's medizinischem Lexiko nach, da finden Sie es ganz gewiß. Sehen Sie, wenn ich jetzt auch noch so viel vergesse, ich behalte doch wenigstens die Bücher, wo ich es wiederfinden kann. Und kann ich mir nun die Bücher vollends selber kaufen — das kann ich jetzt — so gewinne ich ja offenbar im Verlieren. Denn in den Büchern steht sicherlich mehr, als ich vergesse. Geben Sie nur Acht, je mehr ich vergesse, desto gelehrter werde ich werden! Und ein dickes Buch bekümmert die Welt nach meinem Tode, vielleicht auch noch vor meinem Tode, gewiß noch von mir zu sehen. Nämlich Bibliothecam Lessingianam seu Catalogum librorum quos dum sapere legere vivere desiisset, collegit vir cum paucis sic stultis comparandus Gotth. Ephr. Lessing etc. Aus diesem Kata-

*) Er hatte eine Siegespredigt in Versen gehalten.

log habe ich vor der Hand nichts gezogen, sondern aus dem Baumgartenschen Katalog) —

gezogen habe, und die ich alle haben muß. Sein Sie also so gut und lassen Sie mir sie erstehen. Oder erstehen Sie mir sie vielmehr selbst. Können Sie nicht abkommen? Warten Sie, ich will Sie losbitten:

Madame Nikolai,

Unbekannterweise — das ist ein Glück für mich, denn wenn Sie mich kennten, würden Sie auf meine Bitte nicht viel geben — nehme ich mir die Freiheit, dieselben hiermit ganz ergebenst zu ersuchen, mir zu Liebe und Ihnen selbst zur großen Ehre, die Selbstüberwindung zu haben und zu erlauben, daß Ihr Mann — Ihr lieber Mann sollte ich sagen, denn ich erinnere mich, daß Sie eben noch nicht lange mit ihm verheirathet sind — daß Ihr lieber Mann also — aber wenn es noch Ihr lieber Mann ist, so wird Ihnen die Selbstüberwindung allzuviel kosten. Es bleibt also bei dem ersten — daß Ihr Mann schlechtweg, so lange die Baumgartensche Auktion dauert — es ist keine Möbelauktion, Madame. Wo Geschmeide oder Silberzeug zu erstehen ist, da werden Sie ihn wohl von selbst hinschicken — sich alle Nachmittage ein paar Stunden von Ihrer grünen Seite entfernen darf. Er soll so gut sein und Bücher für mich erstehen, wenn Sie so gut sein und es ihm erlauben wollen. Die verdammten Bücher! — Werden Sie nicht ungehalten, Madame, für sich soll er kein Blatt erstehen. Wer Frau und Kinder zu versorgen hat, muß freilich sein Geld klüger anwenden. Aber unser eins; ich bin so ein Ding, was man Hagestolz nennt. Das hat keine Frau, und wenn es schon dann und wann Kinder hat, so hat es doch keine zu versorgen. Was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte? Schlecht Geld ist es ohne dies, herzlich schlecht Geld, so schlecht, daß man sich ein Gewissen daraus machen muß, seine alten Schulden damit zu bezahlen. Denn sonst könnte ich es auch dazu anwenden. Aber behüte Gott! Lieber mögen meine alten Schulden bis auf das alte Geld meiner lieben künftigen Frau warten. Denn ich bin ein Hagestolz, der es nicht ewig bleiben will, das Exempel unserer Freunde ist ansteckend. Liebe Madame, haben Sie etwa eine gute Freundin mit altem Gelde, welches Sie recht hübsch untergebracht wissen möchten? Sie wissen vielleicht nicht, welchen großen Antheil ich an Ihrer Verbindung habe. Ihr Mann war außermaßen unentschlüssig, ob er Ihr Mann werden sollte oder nicht. Hätte ich ihm nicht so sehr zugeredet, ich glaube, Sie hätten ihn noch nicht. Wenn Sie nun eine erkenntliche Frau sein wollen — — Ich muß toll im Kopfe sein, daß ich heute alles so ohne Ueberlegung hinschreibe! Wenn Sie eine erkenntliche Frau sind, so tragen Sie mir vielleicht lieber die Augen aus dem Kopfe. Nein, Madame, ich habe ihm nicht zugeredet. Wenigstens habe ich Ihnen nicht zugeredet. Mag in Ihrem Ehestandskalender doch für Wetter stehen, welches will, mir dürfen Sie weder den Sonnenschein noch den Sturm zuschreiben. Aber wieder auf die Auktion zu kommen! Steht Sonnenschein im Kalender, so entlassen Sie Ihren Mann freundlich in die Auktion, steht Sturm, so jagen Sie ihn hinein. Er mag gern gehen oder nicht gern, Ihnen werde ich es in beiden Fällen zu danken haben. Empfangen Sie also meinen Dank. Ich pränumerire meinen Dank sehr gern. Denn

wer kann eine Gefälligkeit abschlagen, für die man schon den Dank empfangen hat? Nein Madame, das ist nicht möglich, und in fester Ueberzeugung dieser Unmöglichkeit verharre ich, Madame,

Dero unbekannterweise
ganz ergebenster Diener.

Lieber Freund, ich will Ihnen eben nicht zumuthen, daß Sie alle Briefe an Ihre Frau bestellen sollen, aber diesen können Sie immer bestellen. Sie gehen also in die Auktion, und erstehen mir die Bücher. Hier werden sehr oft Pferde und Padsättel verauktionirt, ich bin wieder zu Ihren Diensten. Die ich mit einem * notirt habe, müssen Sie mir um Gotteswillen nicht weglassen, ich muß sie absolut haben! Die rechte Hand schreibt: absolut, und die linke schnippt mit den Fingern dazu, es ist also mein Ernst. Das Geld dafür will ich Ihnen auf Ihr erstes Aviso assigniren. Darauf können Sie sicherern Staat machen, als wenn ich Ihnen einen Beitrag zu Ihren Briefen oder zu Ihrer Sammlung verspräche. Leben Sie wohl, lieber Freund. Mein Kompliment an Moses. Ich habe einen langen Brief an ihn angefangen, ich kann ihn aber nicht schließen, denn eben muß ich fort.

Peile, in Eile.

Wissen Sie, wo das liegt? Ich wollte,
daß ich es auch nicht wüßte.

d. 22. Oktober 1762.

Ihr
ergebenster Freund
Lessing.

Nachdem der östreichische General Guasco, welcher die Festung tapfer vertheidigte, von Tauenzien zur Uebergabe gezwungen worden, verweilte Lessing eine kurze Zeit in Schweidnitz und kehrte dann mit seinem General nach Breslau zurück, wo er im nächsten Jahre den zu Hubertsburg geschlossenen Frieden in seiner Eigenschaft als Gouvernementssekretär mit großer Feierlichkeit öffentlich ausrief. Von nun blieb Lessing in Breslau, nachdem er im Sommer 1763 den General Tauenzien nach Potsdam zum Könige begleitet und bei dieser Gelegenheit seine Freunde in Berlin, mit Ausnahme von Ramler und Moses, wiedergesehen hatte. Nach Beendigung des Krieges hatte Lessing mehr freie Zeit, und er hing seinen eigenen Arbeiten nun mit solcher Hingabe nach, daß die übergroße Anstrengung ihm im Sommer 1764 eine lebensgefährliche Krankheit zuzog. Der Arzt, welcher ihn behandelte, war ein Anhänger Gottsched's und wurde nicht milde, seinem Patienten die Verdienste des Leipziger auseinander zu setzen, wodurch derselbe mehr gequält wurde, als durch das Fieber. Als die Krankheit den höchsten Grad erreicht hatte, besuchte ihn ein Freund, der den Kranken ganz ruhig mit bedeutamer Miene daliegend fand. Er fragte, was er in diesem Augenblicke denke. Lessing entgegnete: „Ich bin begierig zu erfahren, was in meiner Seele beim Sterben vorgehen wird.“ Als ihm erwidert wurde, das sei ja nicht möglich, wandte er sich unwillig um und sagte: „Sie intriguiren mich!“ Auch im Angesicht des Todes hörte der große Mann nicht auf, nach der Wahrheit zu forschen, und dieser erhabenen Seelenruhe Lessing's gegenüber kann man nur mit Verachtung an jene Aeußerung des grobknochigen Eiferers Goetze denken, der dem großen Wahrheitsforscher mit der Todesangst in seiner letzten Stunde drohte.

Die Freunde in Berlin hatten Lessing schon völlig aufgegeben, um so größer war ihre Freude über seine Genesung. Kamler hatte ihm dieselbe in einem Briefe ausgesprochen, Lessing erwiderte ihm darauf:

„Liebster Freund,

Tausend Dank für Ihre besorgsame Freundschaft! Krank will ich wohl einmal sein, aber sterben will ich deswegen noch nicht. Ich bin so ziemlich wieder hergestellt, außer daß ich noch mit häufigem Schwindel beschwert bin. Ich hoffe, daß sich auch dieser bald verlieren soll, und alsdann werde ich wie neu geboren sein. Alle Veränderungen unsers Temperaments, glaube ich, sind mit Handlungen unserer animalischen Oekonomie verbunden. Die ernstliche Epoche meines Lebens naht heran; ich beginne ein Mann zu werden, und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraset habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünscht mich gesund, aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Fantasie, der Empfindung, nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher sein?“

Diese Unpäßlichkeit hielt denn auch noch eine geraume Zeit an. „Ein ärgerliches Leben,“ sagte Lessing, „wenn man auf ist, und vegetirt, und für gesund angesehen wird, ohne es zu sein. Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in dem ich selten gewesen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen wie ich will.“ Lessing's Familie hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß er in seiner Stellung, die ihm ein so bedeutendes Einkommen gewährte, so lange als möglich bleiben werde. Aber ein Geist wie Lessing's fand in den gewählten Verhältnissen nur jedesmal so lange Ruhe, wie sie ihm neue Seiten boten. Nur durch die Mannichfaltigkeit der immer neuen Erscheinungen wird die Klarheit, die Reife gewonnen, und Lessing schrieb ganz mit Recht an seinen Vater, daß er einen andern Zweck im Leben habe, als an Beschäftigungen für den Brodterwerb zu denken. Er wolle sich für den Rest seines Lebens nicht zum Sklaven machen, und er sei mehr als jemals entschlossen, von aller Bedienung zu abstrahiren, die nicht nach seinem Sinn wäre. Daß es ihm mit diesen Worten Ernst war, bewies er kurz nachher; es wurde ihm eine Professur in Königsberg angeboten, er schlug sie aus, besonders deswegen, weil er verpflichtet gewesen wäre, alljährlich eine Lobrede auf den regierenden König zu halten.

In den ersten Monaten des Jahres 1765 verließ Lessing Breslau, um sich wieder nach Berlin zu begeben. Seine Freunde hatten gemeint, er habe in Breslau seine Zeit verloren, und hatten ihm selbst ihre Mißbilligung nicht verhehlt. Lessing ließ sie gewähren, er theilte ihnen von seinen Arbeiten nicht eher etwas mit, bis sie vollendet waren. Die Früchte seines Breslauer Aufenthaltes waren zwei Werke, um welche ihn die größten Geister der Welt beneiden könnten, es waren Minna von Barnhelm und der Laokoon.

Es wird nicht viel gegen den Satz einzuwenden sein, wenn wir behaupten, daß die Dichtkunst eines jeden Volkes stets dann am größten war, wenn sie am nationalsten war. Es liegt das in der Natur der Sache. Keine Eigenschaft ist mehr im Stande, den Menschen zu erniedrigen, als der maßlose Egoismus; nichts dagegen erhebt den Menschen mehr über sich selbst, als die Selbstverläugnung.

Die schönste Blüthe der Selbstverläugnung aber ist die wahre, echte Vaterlandsliebe, die ihr eigen Gut und Blut für nichts achtet, wenn es das Wohl der heiligen Mutter, das Wohl des Vaterlandes gilt. Nur ein Volk, welches sittlich hoch steht, kennt eine solche Vaterlandsliebe; ihm erblüht aus dieser Vaterlandsliebe aber auch das schöne Gedeihen des großen Ganzen, so wie des Einzelnen, und auch jener Satz ist tiefe Wahrheit, daß die Kunst da am größten war, wo die Menschen am glücklichsten waren. Die Freude am Vaterlande ist die Begeisterung, welche hohe Entwürfe sucht und findet; die Empfindung des eigenen Glückes sichert diesen Entwürfen eine freudige, liebevolle Ausführung. So muß die Kunst stets da das Höchste leisten, wo sie die Interessen des eigenen Volkes mit warmer Liebe vertritt. Viele Beispiele erhärten diesen Satz. Das zersplitterte griechische Volk wurde zweimal zu großen gemeinsamen Unternehmungen begeistert; die erste war der Kampf gegen Troja, seine Frucht war die höchste Blüthe der epischen Dichtung in den Gedichten Homer's. Zum zweitenmal loberte der Patriotismus auf in der Zeit der Perserkriege, und in eben diese Zeit fällt die Vollendung des Drama in den Händen der drei großen Dichter Aeschylus, Sophokles, Euripides. Virgil und Horaz bei den Römern, Dante und später Torquato Tasso bei den Italienern, Shakespeare bei den Engländern, sie alle nehmen eine ähnliche Stellung ein wie jene Griechen. Nach Göthe's Ausdruck kam der erste wahre Gehalt in das geistige Leben des deutschen Volkes durch die Thaten Friedrich's des Großen. Die Frucht dieses hohen nationalen Aufschwunges war ein herrliches Stück, Lessing's Minna von Barnhelm. Es war das erste wahrhaft nationale deutsche Stück, es ist das einzige geblieben. Warum wohl? Hat das deutsche Volk seit Friedrich dem Großen nichts gethan, was des Lobes werth wäre? Im Zeughaus zu Berlin steht eine Sammlung von Siegeszeichen, so stolz, wie sie die ganze Welt nicht weiter aufzeigen kann. Oder haben die übrigen deutschen Dichter sich nicht zu der Höhe der Anschauung, nicht zu der Höhe des sittlichen Bewußtseins aufzuschwingen vermocht, wie Lessing? Wenigstens soviel steht fest, daß in den Werken keines andern deutschen Dichters eine so großartige Sittlichkeit in der edelsten, freiesten Bedeutung des Wortes herrscht, als in den Werken Lessing's. Wir wollen versuchen, für den Beweis dieser Behauptung einige Gesichtspunkte anzudeuten. Sie werden sich aus der Besprechung der Minna ergeben.

Der ehrenhafte Mann findet seine reinste Befriedigung in dem, was er für andere leistet und wirkt. „Der Fürst ist der erste Diener des Staates,“ sagte Friedrich der Große. Auch Lessing hat sein ganzes Leben hindurch nur im Dienste der Menschheit gewirkt. Er, der König der Geister, hat die schwersten Arbeiten stets für sich gesucht, die schwersten Kämpfe bestanden. An seinen eigenen Vortheil dachte er stets so wenig, daß er mehrmals Universitätsprofessuren ausschlug, und einer pekuniär sehr günstigen Stellung entsagte, nur um ungehindert für die Wahrheit kämpfen zu können, und der Kampf für die Wahrheit ist der Kampf für das Wohl der Menschheit. Das uneigennütziges Schaffen für den Nächsten ist der Grundzug in Lessing's großem, edlem Charakter, es ist der Grundzug auch in Minna von Barnhelm. Oder wollen wir diesen Gedanken in einen schönen Satz des Aristenthums fassen, so können wir sagen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ Alle edlen Figuren der Minna treten für diesen Gedanken ein, die

beiden unedlen Figuren des Dramas, der Wirth und der Franzose, treten den Grundsatz der Nächstenliebe mit Füßen. Der Major von Tellheim hat in seinen glücklichen Tagen, als die Zukunft im Lichte schöner Hoffnungen vor ihm lag, sich mit einem liebenswürdigen Mädchen aus reicher und edler Familie verlobt. Unglückliche Ereignisse reißen ihn aus seiner Stellung, berauben ihn seines Vermögens, heften einen schweren Tadel an seine Ehre, den er um so tiefer empfindet, da er völlig ungerecht ist. Unter diesen Verhältnissen hält er es für geboten, seiner so innig geliebten Braut zu entsagen, nicht seinetwegen, denn ihm erwächst aus der Auflösung dieser Verbindung nur Schmerz und völlige Hoffnungslosigkeit, sondern seiner Braut wegen, welcher niemand soll vorwerfen können, sie habe einen armen, verabschiedeten, an seiner Ehre gekränkten Offizier geheirathet. Er besitzt edle Standhaftigkeit genug, um auf seinem Entschlusse selbst dann zu bestehen, als seine Braut ihm selber entgegentritt und seine Gattin zu werden begehrt, um sein Mißgeschick lindern zu können. Doch sobald dem Major gesagt wird, daß seine Braut arm und verstoßen sei, ist er augenblicklich bereit, alle seine Kräfte anzustrengen, um ihr ein freundliches Loos zu erringen, ja der starke, stolze Mann ist sogar bereit, den Flecken, der auf seiner Ehre haftet, stillschweigend zu dulden, nur damit seine Braut nicht mit ihm zu leiden habe. Kann eine größere, eine edlere Uneigennützigkeit gedacht werden? Und als ihm das Schicksal alles wieder gibt, was ihm geraubt war, als die glänzendsten Aussichten sich für ihn eröffnen, da legt er alles freudig der zu Füßen, welche als eine Enterbte und Verstoßene vor ihm steht.

Minna ist würdig, die Geliebte eines solchen Mannes zu sein. Sie durchstreift die Welt, um den aufzusuchen, welcher durch seinen Edelmuth ihr Herz schon gewonnen hatte, ehe sie ihn nur einmal gesehen; der Unwille ihres Oheims und die drohende Enterbung sind nicht im Stande, sie von ihrem Entschlusse abwendig zu machen. Als sie den Major in den drückendsten Verhältnissen findet, ihn, der sie reich und geehrt verlassen hatte, da fragt sie nicht nach seinen Umständen. „Ich habe ihn wieder!“ das ist ihr einziges Wort, ihre einzige Empfindung; jetzt freut sie sich ihrer Reichthümer, weil sie nicht sowohl sich selber, als dem geliebten Manne dadurch das Leben angenehm machen kann. Uneigennützigte Liebe ist der Grundzug sowohl in ihrem als in Tellheim's Charakter. Und dieser Grundzug äußert sich bei beiden konsequent in allen Verhältnissen. Tellheim verweigert die Annahme einer Summe, welche er einem Freunde baar vorgeschossen, weil dessen Wittve ihm in dieser Summe ihren letzten Nothpfeennig bringen will. Tellheim's herrliches Gemüth kann es sogar nicht dazu bringen, den schuftigen Wirth auf verdiente Weise zu behandeln; selbst dem will er nicht schaden, der ihm so oft geschadet hat. Minna ist stets zur Hülfe bereit, auch da, wo sie auf Erkenntlichkeit nicht entfernt rechnen kann.

Ist es nothwendig, die uneigennützigte Gesinnung nachzuweisen in dem treuen Diener, der selbst in der schlimmsten Lage nicht von seines Herrn Seite weicht? In dem treuen Wachtmeister, der freudig sein ganzes Eigenthum, die Hoffnung seines Alters, für seinen Major hingeben will? Es wird nicht nöthig sein, denn es kann keinen Deutschen geben, der Deutschlands herrlichstes Drama nicht kennt. Wenn man die ganze Großartigkeit dieser Lessing'schen Charaktere erkennen will,

so vergleiche man mit ihnen doch einmal die berühmtesten Gestalten anderer Dichter; wie wenig erheben sich zu dieser sittlichen Höhe etwa Egmont und Klärchen, oder Max und Thetia, oder Faust und Gretchen, oder die beiden Brüder und ihre Schwester in der Braut von Messina. Sie alle sind starre Egoisten, einem Tellheim und einer Minna gegenüber. Nur ein einziger Dichter hat gleich tief angelegte Charaktere aufzuweisen, es ist Shakespeare in seinem Cymbeline; ein Stück, welches Herwinus mit Recht vielleicht das großartigste der Shakespeare'schen Muse nennt.

Wir haben nur den einen Grundzug in der Charakteristik der Minna von Barnhelm berücksichtigt, auf alle Feinheiten in den einzelnen Personen einzugehen ist hier leider kein Raum. Wie schön sind diese Gestalten gruppiert! Tellheim ist das vollendete Bild eines edeln Mannes, Minna der Ausdruck der anmuthigsten, lieblichsten Weiblichkeit. Der großartig freien Auffassung des Soldatenstandes von Seiten des Majors stellt sich die handwerksmäßige Gewöhnung des gleichwohl edlen Wachtmeisters auf der einen Seite, auf der andern die ehrsüchtige Gaunerei des Franzosen, der nichts als der reisende Fleischhacker ist, gegenüber. Mit dem Ernste des Majors kontrastirt aufs feinste der aus handfestem Buchenholz gezimmerte und darum so komische Just. Das geradeste Gegentheil zu der Uneigennützigkeit des Majors ist der gewissenlose Eigennutz des Wirthes. Es ist ein Meistergriff Lessing's, daß er in dem Hauptcharakter seines Stückes die Gegensätze zu den Charakteren verschiedener Nebenfiguren vereinigte. In ähnlichem Gegensätze stehen Minna und Franziska; die oberflächlich gutmüthige Schwachhaftigkeit der letztern gewinnt unser Interesse in weit geringerem Grade als das tiefinnige, poetische Gemüth des Fräuleins, dem Lessing nicht umsonst so schöne Gedanken in den Mund legte, wie etwa jene: „Es ist so traurig, sich allein zu freuen — oder: „Ein einziger Gedanke gen Himmel ist das vollkommenste Gebet“ — oder: „Was kann der Schöpfer lieber sehen, als ein fröhliches Geschöpf“ — oder: „Unglück ist auch gut,“ und so vieles Aehnliche. Tellheim und Minna erregen unser Interesse weitaus am meisten von allen Personen des Dramas, nicht allein durch ihre Gesichte, sondern auch durch ihre Charaktere. Wie oft fehlen in ihren Dramen sowohl Schiller als auch Göthe in diesem Punkte.

Wenn wir uns nun zu den Aeußerlichkeiten wenden, wie wundervoll klar tritt uns die ganze Exposition des Stückes entgegen, wie klar und durchsichtig sind die Motive der handelnden Personen vor Augen gestellt, wie lebenswahr greift die Handlung in einander, wie vortrefflich steigert sich das Interesse, wie schön verfährt und befriedigt der Schluß! Und bei alledem jener großartige historische Hintergrund, Friedrich des Großen weltbewegende Thaten; jene echte Liebe zum deutschen Vaterlande, welche sich in der Gegenüberstellung der Deutschen und des Franzosen äußert. An einzelnen poetischen Schönheiten sind die Dramen Göthe's und Schiller's reicher, aber an Großartigkeit der Anlage, an vollendeter Kunst der Entwicklung, an wahrhaft deutschem Gepräge in den Charakteren und im Ausdruck, und in der Höhe der sittlichen Idee kommt keines der Minna von Barnhelm gleich. An diesem Stücke hat Göthe in seiner Jugend sich gebildet, und noch als Greis sagte er davon, es sei in den dunklen Zeiten, wo es entstand, wie ein glän-

zendes Meteor erschienen, und habe auf die strebsame Jugend jener Zeit eine ungläubliche Wirkung gelübt. Als Minna von Barnhelm aufgeführt wurde, war der Erfolg ein noch nie gesehener. Auf allen Porzellantassen und Kannen prangten fortan die Bildnisse Minna's und Tellheim's, und eine Fluth von Soldatenstücken überschwemmte Jahre lang die deutschen Bühnen. Die Großartigkeit des Lessing'schen Stückes haben wir anzudeuten versucht, die Nachahmungen desselben waren meist plumpe Polsterstücke. Der eigentliche Charakter der Minna von Barnhelm wurde so wenig verstanden, daß man den Major zum Repräsentanten der affektirten Soldatenehre machte und diesem Sinne gemäß die neuen Stücke mit spanischen Begriffen von Kavalierehre füllte. Dazu paßte der gesunde Ton Lessing's natürlich nicht, und man fügte der falschen Ehre noch eine gute Porzion jener sentimentalen Schwächlichkeiten hinzu, welche in der deutschen Poesie von jeher soviel Unheil gestiftet haben.

Wir kehren zur Betrachtung von Lessing's Lebensschicksalen zurück, indem wir die Besprechung des Laokoon noch ein wenig aufschieben.

Im ersten Frühjahr des Jahres 1765 ging Lessing von Breslau ab und kam in Gemeinschaft mit Nikolai, den er auf der Leipziger Messe getroffen hatte, Mitte Mai in Berlin an. Da er in Breslau, wie wir schon erwähnten, einen großen Theil seines Einkommens zur Erwerbung einer Bibliothek, die er bis auf sechstausend Bände brachte, angelegt hatte, so bedurfte er einer Wohnung, welche geräumiger war, als die früheren, und um nicht eine hohe Miete bezahlen zu müssen, wählte er seine Wohnung in einer Stadtgegend, welche damals in Anbau begriffen war, nämlich nach heutiger Bezeichnung am Königsgraben No. 10. Dieses Haus, drei Stockwerke hoch und acht Fenster breit, mit auffallend engen Treppen, ist in der Anlage wie in der äußeren Erscheinung noch völlig so erhalten, wie in Lessing's Tagen*.)“

Kurze Zeit nachdem Lessing diese Wohnung bezogen, ließ er seinen jüngsten Bruder Karl zu sich kommen und ließ denselben bei sich wohnen. Schon die ersten Tage in Berlin bereiteten Lessing manche Verdrießlichkeiten, und andere sollten nachfolgen. Von Breslau hatte er seinen Bedienten nach Berlin vorausgeschickt. Dieser Mensch gab sich daselbst für den Bruder seines Herrn aus, und da er die Unverschämtheit besaß, sich der Garderobe seines Herrn zu bedienen, so fand er Glauben und machte in Berlin nun verschiedene Schwindeleien, welche für Lessing manche zeitraubende Wege und Verluste herbeiführten. Lessing begnügte sich, den ungetreuen Durschen zu entlassen.

Von größerm Belang war eine zweite Begebenheit, durch welche Lessing mit Friedrich dem Großen in Verührung kam. Der königliche Bibliothekar in Berlin, ein Franzose, war im Anfange des Jahres 1765 gestorben. Durch seinen Tod war eine Stelle erledigt, welche für Lessing wie gemacht schien, seinen Wünschen entsprach und der Gegenstand seiner Hoffnungen bereits seit Jahren gewesen war. Mit dieser Stelle war zugleich die Aufsicht über das königliche Münzkabinett und die Antikensammlung verbunden. Der König trug dem Obersten Quintus Nilius auf, ihm einen andern Bibliothekar vorzuschla-

*) F. Adler, a. a. O. No. 45, S. 178.

gen. Der Oberst brachte Lessing in Vorschlag. Leider kam jetzt die Saat zur Frucht, welche der elende Voltaire in seiner Rachgier bei Gelegenheit des angeblichen Bücherdiebstahls ausgestreut hatte. Voltaire hatte dem Könige den Namen Lessing's mit argen Verdächtigungen genannt, und Friedrich der Große, der ein sehr gutes Gedächtniß hatte, erinnerte sich jetzt an die Worte des Franzosen, er hatte eine Abneigung gegen Lessing gefaßt und erklärte, er wolle Lessing nicht. Darauf lenkte Quintus Iulius die Aufmerksamkeit des Königs auf Winkelmann. Dieser hatte ganz kurze Zeit vorher für den König die Pastensammlung eines Baron's von Stosch in Florenz angekauft und geordnet. Der König war mit diesem Vorschlage zufrieden und befahl, die Unterhandlungen einzuleiten. Quintus wandte sich an Nikolai, und dieser gab Winkelmann, welcher sich in Rom befand, Nachricht von der Absicht des Königs. Winkelmann nahm den Ruf um so lieber an, da Quintus Iulius (sein eigentlicher Name war Guichard) sein Universitätsfreund war. Er forderte vom Könige zweitausend Thaler Gehalt, der König ließ ihm die Hälfte bieten. Da trat Winkelmann beleidigt zurück. Seine Entscheidung fiel in den Oktober des Jahres 1765. Von neuem brachte Quintus Iulius nun Lessing in Vorschlag, von neuem erklärte der König mit Festigkeit, er wolle ihn nicht. Es erhob sich ein starker Wortwechsel, der Oberst erklärte, Lessing sei einer der ersten Gelehrten, wenn der König ihn nicht nehmen wolle, so werde er gar keinen tüchtigen Bibliothekar bekommen. Schließlich entgegnete der König, er werde nach Paris schreiben und sich selbst einen Bibliothekar kommen lassen. Es wurde nun in der That ein Franzose berufen, ein einsältiger Benediktinermönch, der sich als ein völlig unbrauchbarer Bibliothekar erwies. Der gute Mann war dabei höchst abergläubisch; als im Jahre 1783 ein Geistlicher profesezte, das Ende der Welt stehe bevor, der Untergang derselben werde mit der protestantischen Mark Brandenburg beginnen, da legte der einsältige Benediktiner sein Amt nieder und flüchtete schleunigst nach Frankreich zurück. Es war traurig, daß Lessing auf diese Weise von Friedrich dem Großen zurückgestoßen wurde, doch würde es höchst ungerecht sein, wenn wir den Grund zu dieser Handlungsweise in den Gesinnungen des Königs, in einem grundsätzlichen Haß gegen alles Deutsche suchen wollten. Nur die Schuld erbärmlicher Verläumber war es, daß der König so unbillig gegen Lessing verfuhr.

Diesen aber schmerzte die Zurücksetzung tief, und wenn sein stolzes Herz seinen Freunden gegenüber auch nur spöttische Ironie zeigte, so brannte die Wunde doch heißer, als er es gestand, und der Entschluß, Berlin für immer zu verlassen, reifte in ihm. Er wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, und diese sollte sich bald genug finden. Schon im April 1767 folgte Lessing dem Rufe nach Hamburg, über den wir später ausführlich berichten werden.

In Berlin mußte Lessing nun die alten Beschäftigungen, welche sich uns so vielfach als ein Kampf um das tägliche Brod darstellen, wieder aufnehmen. Die geistige Arbeit war ihm in Breslau seine Erholung gewesen, in Berlin wurde sie ihm oft zur Last, und er bezeichnete gegen seinen Bruder Karl wohl die Schriftstellerei als die widerwärtigste und abgeschmackteste Beschäftigung. Körperliche Beschwerden mochten wohl dazu beitragen, ihn so unmuthig zu machen. In

Breslau war sein Körper stärker geworden und an viele Bewegung gewöhnt, das Stubensitzen wurde ihm in Berlin oft beschwerlich. Doch überwand seine Energie diese Hindernisse, und seine Feder arbeitete mit gewohnter Meisterschaft. Gleich nach seiner Ankunft in Berlin schrieb er den Schluß zu den Literaturbriefen, welche damals aufhörten. Ein vortrefflicher Gelehrter, Meinhard, hatte eine Charakteristik der besten italienischen Dichter und ihrer Werke geschrieben; ihm wurde das Lob Lessing's in reichem Maße zu Theil, da er in Meinhard einen Geistesverwandten entdeckte. Zwei Jahre später lernte Lessing ihn auch in Berlin persönlich kennen, doch leider nur, um ihn bald darauf sterben zu sehen. Meinhard hatte in seinem Buche behauptet, der Dichtkunst sei mit der Begünstigung von Seiten der Fürsten und Großen nicht gebient, das Genie breche sich selbst einem reizenden Ströme gleich Bahn; mit völliger Freiheit sei ihm am meisten gebient, die Gunst der Großen lege ihm drückende Fesseln an. Lessing nannte diese Bemerkung eben so scharfsinnig als wahr, sie war ihm ganz aus dem Geiste geschrieben, auch er war sehr wenig von der Protektion der Großen, und noch weniger von der Bewerbung darum erbaut. Tellheim sagt: „Die Dienste der Großen sind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die sie kosten.“

Den besten Theil seiner Zeit und seiner Kraft wandte Lessing einem Werke zu, welches er in Breslau zum größten Theile ausgearbeitet hatte. Dieses Werk, welches in der neuern Zeit eine ähnliche Stellung einnehmen sollte, wie die Poetik des Aristoteles im Alterthum, trug den Titel: „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie.“ Diese Abhandlung, welche im Mai 1766 erschien, zog aufs schärfste die Grenzen, in welchen die Künste sich bewegen mußten, sie ist gewissermaßen eine großartige Offenbarung, welche aller Unsicherheit ein Ende machte. Sie erschien in einer Zeit, wo aus England die poetische Malerei, die beschreibende Dichtung nach Deutschland herübergekommen war und sich in bedenklicher Weise breit zu machen begann. Bestochen wurde das Urtheil der Menge noch durch die Bestrebungen Klopstock's und Kleist's und anderer Dichter, welche nach dem Vorgange des Engländers Thomson sich ganz besonders der beschreibenden Poesie hingaben; die Kunsttrichter in der Schweiz erhoben die malende Dichtkunst zum System, und Winkelmann sogar stellte den Satz auf, daß die Malerei eben so weite Grenzen haben könne, als die Dichtkunst, und daß der Maler ebensowohl im Stande sei, dem Dichter zu folgen, als dies der Musiker vermöge. Ein französischer Kritiker, der Graf Caylus, hatte die Brauchbarkeit für den Maler zum Probirstein der Dichter gemacht, und den Rang der letzteren nach der Anzahl der Gemälde bestimmt, zu welchen sie dem Maler den Entwurf bieten.

In Breslau hatte Lessing mit besonderer Vorliebe sich mit dem Studium des Homer und des Sophokles beschäftigt, durch diese beiden großen Dichter war der Laokoon in ihm zur Reife gebrungen, denn die Grundideen zu demselben lassen sich schon früher bei Lessing nachweisen. In der Einleitung zum Laokoon geht Lessing von einem Satze des Simonides aus, welcher gesagt hatte, daß die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei sei. Hierzu bemerkt Lessing: „Dieser Ausspruch war ein Einfall, dessen wahrer Theil so einleuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führt, übersehen

zu müssen glaubt. Gleichwohl übersahen es die Alten nicht. Sondern indem sie den Ausspruch des Simonides auf die Wirkung der beiden Künste einschränkten, vergaßen sie nicht einzuschärfen, daß, ungeachtet der vollkommeneren Aehnlichkeit dieser Wirkungen, sie dennoch sowohl in den Gegenständen, als in der Art ihrer Nachahmung verschieden wären.“ Diese Grenzen der beiden Künste nachzuweisen und dem falschen Geschmack entgegen zu arbeiten, war die Absicht Lessing's im Laokoon.

Er knüpft seine Betrachtungen an einen Ausspruch Winkelmann's über die bekannte Gruppe des Laokoon. Winkelmann macht darauf aufmerksam, daß in dieser Gruppe der Schmerz des Laokoon sich nicht sowohl in dem Gesichte allein, sondern in dem ganzen Körper zeige, „der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgehelt und gleichsam abgewogen.“ Tadelnd gedenkt Winkelmann des Virgil, der seinen Laokoon ein schreckliches Geschrei erheben lasse, welches der bildende Künstler nicht kenne. Winkelmann will also damit sagen, daß dieses Schreien ein Fehler sei, den nur der Dichter, nicht aber der Bildhauer zeige. Lessing wies nach, daß allerdings der Künstler dieses Schreien im Marmor nicht nachahmen wollte, daß aber der Dichter dieses Geschrei absichtlich ausdrückte. „Der Grieche,“ sagt Lessing, „wollte die Malerei auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränkt wissen, die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst mußte in seinem Werke entzücken; er war zu groß, von seinen Betrachtern zu verlangen, daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringt, begnügen sollten; an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dünkte ihn nichts edler, als der Endzweck der Kunst,“ während die neueren Maler gern das Handwerksmäßige ihres Bildes zu ihrem Endzweck machen. Wenn nun die griechischen Künstler nur das Schöne darstellen wollten, so mußten alle Bilder des Häßlichen von ihren Vorwürfen ausgeschlossen sein. „Es gibt Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch die häßlichsten Verzerrungen äußern und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß alle die schönen Linien, die ihn in einem ruhigeren Zustande umschreiben, verloren gehen. Dieser enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar, oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Maßes von Schönheit fähig sind.“ So war also dem Dichter, der nicht körperliche Erscheinungen uns vor Augen stellt, der weiteste Spielraum gelassen, wo das Feld des darstellenden Künstlers von selber begrenzt. „Der Meister arbeitete auf die höchste Schönheit, unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes. Dieser, in aller seiner entstellenden Festigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn also herabsetzen, er mußte Schreien in Seufzen mildern, nicht weil das Schreien eine unedle Seele verräth, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise entstellt. Denn man reiße dem Laokoon nur in Gedanken den Mund auf, und urtheile. Man lasse ihn schreien, und sehe. Es war eine Bildung, welche Mitleid einflößte, weil sie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun ist es eine häßliche, eine abscheuliche Bildung geworden, von der man gern sein Gesicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unlust erregt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegenstandes diese Unlust in das süße Gefühl des Mitleids verwandeln kann. Die bloße, weite Oeffnung

des Mundes — bei Seite gesetzt, wie gewaltsam und ekel auch die übrigen Theile des Gesichts dadurch verzerrt und verschoben werden — ist in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung von der Welt thut.“ Doch noch andere Schranken stellen dem Bildner sich entgegen, die für den Dichter nicht da sind. „Kann der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick, und der Maler insbesondere diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkte brauchen; sind aber ihre Werke gemacht, nicht bloß erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederholtermaßen betrachtet zu werden: so ist es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Gesichtspunkt nicht fruchtbar genug gewählt werden kann. Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affektes ist aber kein Augenblick, der diesen Vortheil weniger hat, als die höchste Staffel desselben. Ueber ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Aeußerste zeigen, heißt der Fantasie die Flügel binden, und sie nöthigen, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwächeren Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenze scheuet. Wenn Laokoon also seufzet, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören; wenn er aber schreit, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichern, folglich uninteressanteren Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, oder sie sieht ihn schon todt.“ Ferner darf jener Augenblick, welcher durch die bildliche Darstellung eine unvergängliche Dauer erhält, nichts ausdrücken, was sich nur als an den flüchtigen Moment gebunden denken läßt. „Alle Erscheinungen, zu deren Wesen wir es nach unseren Begriffen rechnen, daß sie plötzlich ausbrechen und plötzlich verschwinden, daß sie das, was sie sind, nur einen Augenblick sein können; alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich sein, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen, daß mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck schwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande ekelst oder graut. Der heftige Schmerz, welcher das Schreien auspreßt, läßt entweder bald nach, oder zerstört das leidende Subjekt. Wenn also auch der geduldigste, standhafteste Mann schreit, so schreit er doch nicht unablässig. Und nur dieses Scheinbare, Unablässliche in der materiellen Nachahmung der Kunst ist es, was sein Schreien zu weibischem Unvermögen, zu kindischer Unleidlichkeit machen würde. Dieses wenigstens mußte der Künstler des Laokoon vermeiden, hätte schon das Schreien der Schönheit nicht geschadet, wäre es auch seiner Kunst schon erlaubt gewesen, Leiden ohne Schönheit auszudrücken.“

Die angeführten Sätze zeigen uns Schranken, welche dem darstellenden Künstler aus der eigenthümlichen Beschaffenheit seiner Kunst erwachsen; für den Dichter gelten diese Schranken nicht. Seiner Nachahmung steht das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheiten offen, für ihn kann die Schilderung der sichtbaren Hülle eines schönen Geistes, wenn diese Hülle auch noch so vollkommen ist, nur eins von den geringsten Mitteln sein, um uns für seine Personen zu interessieren. Oft vernachlässigt er dieses Mittel gänzlich, wenn die edleren Eigenschaften seines

Selben uns so gewonnen haben, daß wir an die körperliche Gestalt gar nicht denken. Zuweilen wird der Dichter uns nur einzelne Züge seines Helden zeigen, und zwar nur die, welche seinen Zwecken entsprechen. Wenn Virgil's Laokoön clamoros horrendos ad sidera tollit, so ist das ein erhabener Zug für das Gehör, mag er doch für das Gesicht sein, was er will, denn niemand wird hier daran denken, daß ein zum Schreien weit geöffneter Mund unschön aussieht. „Wer hier ein schönes Bild verlangt, auf den hat der Dichter seinen ganzen Eindruck verfehlt. Der Dichter ist nicht genöthigt, sein Gemälde in einen einzigen Augenblick zu konzentriren. Züge, welche für sich betrachtet, beleidigen könnten, thun in der Verbindung, in welche der Dichter sie einreicht, die trefflichste Wirkung. Wir kennen den Laokoön des Virgil bereits als den vorsichtigsten Patrioten, als den wärmsten Vater, wir schließen aus dem Schreien eines solchen Mannes nicht auf einen weichlichen Charakter, sondern auf ein unerträgliches Leiden, welches uns der Dichter durch dieses Schreien allein sinnlich machen konnte. „Wer tadelt ihn also noch? Wer muß nicht vielmehr bekennen: wenn der Künstler wohl that, daß er den Laokoön nicht schreien ließ, so that der Dichter eben so wohl, daß er ihn schreien ließ?“

Doch es scheint, als ob diese Rechtfertigung nur für den erzählenden, nicht zugleich auch für den dramatischen Dichter gelte. Das Drama ist für die lebendige Malerei des Schauspielers bestimmt und dürfte vielleicht eben deswegen sich an die Gesetze der materiellen Malerei strenger halten müssen. Auf der Bühne treffen die Aeußerungen des Schmerzes unsere Sinne, und je näher der Schauspieler der Natur kommt, desto empfindlicher müssen unsere Augen und Ohren beleidigt werden, besonders da der Anblick eines rein körperlichen Schmerzes das Mitleid nicht in dem Grade beanspruchen kann, wie andere Uebel. Wenn man nun noch bedenkt, daß der Schauspieler die Vorstellung des körperlichen Schmerzes schwerlich bis zur Musikon wird treiben können, so scheinen die neueren dramatischen Dichter, welche der Darstellung des körperlichen Schmerzes ausweichen, einen Vorzug vor den Alten zu verdienen, welche sich nicht scheuten, wie Sokles im Filoktet, ein syssches Leiden auf die Bühne zu bringen. „Doch wie manches würde in der Theorie un widersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen. Alle diese Betrachtungen sind nicht ungegründet, und doch bleibt Filoktet eines von den Meisterstücken der Bühne. Wie wunderbar hat der Dichter die Idee des körperlichen Schmerzes zu erweitern und zu verstärken gewußt! Er gab dem Filoktet eine Wunde, und diese Wunde war ein göttliches Strafgericht. Ein mehr als natürlisches Gift tobte unaufhörlich darin, und nur ein stärkerer Anfall von Schmerzen hatte seine gefestete Zeit, nach welchem jedesmal der Unglückliche in einen betäubenden Schlaf verfiel, in welchem sich seine erschöppte Natur erholen mußte, den nämlichen Weg des Leidens wieder antreten zu können. Dieses bis zur höchsten Pein schon an und für sich gesteigerte Leiden war verbunden mit völliger Verraubung der menschlichen Gesellschaft, mit Hunger und mit allen Unbequemlichkeiten des Lebens, welchen man unter einem rauhen Himmel in jener Verraubung ausgesetzt ist. Der Einsame ist seines Körpers nicht mächtig, fremde Hilfe naht ihm nicht, seine Klagen verfliegen in der öden Luft, wir sehen alles Elend, das die menschliche Natur treffen kann, über den Un-

glücklichen zusammenschlagen, und jeder flüchtige Gedanke, mit dem wir uns an seiner Stelle denken, erregt Schauern und Entsetzen. Wir erblicken nichts als die Verzweiflung in ihrer schrecklichsten Gestalt vor uns, und kein Mitleid ist stärker, keines zerschmelzt mehr die ganze Seele, als das, welches sich mit Vorstellungen der Verzweiflung mischt. Von dieser Art ist das Mitleid, welches wir für den Filoktet empfinden, und in dem Augenblicke am stärksten empfinden, wenn wir ihn nun auch noch seines Bogens beraubt sehen, des einzigen, was ihm sein kummerliches Leben erhalten mußte. Ein Mensch, der unter solchen Umständen die lauten Ausbrüche seines Schmerzes vermeiden könnte, müßte uns als nichts anderes erscheinen, als ein gefühlloser Gladiator, der dazu abgerichtet wurde, zu leiden ohne zu zucken. Nicht so des Sophokles Filoktet. Seine Klagen sind die eines Menschen, seine Handlungen die eines Helden. Beide machen den menschlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet ist, sondern bald dieses, bald jenes scheint, so wie ihn jetzt Natur, jetzt Grundsätze und Pflicht verlangen. Er ist das Höchste, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst nachahmen kann.“

Es hat sich gezeigt, daß, so vortrefflich das Gemälde eines Dichters sein mag, der Künstler dennoch verschiedene Züge desselben oft nicht brauchen kann. „Der Satz erleidet also seine Einschränkung, daß eine gute poetische Schilderung auch ein gutes wirkliches Gemälde geben müsse, und daß der Dichter nur in so weit gut geschildert habe, als ihm der Artist in allen Zügen folgen könne. Man ist geneigt, diese Einschränkung zu vermuthen, noch ehe man sie durch Beispiele erhärtet sieht; bloß aus Erwägung der weitem Sphäre der Poesie, aus dem unendlichen Felde unserer Einbildungskraft, aus der Geistigkeit ihrer Bilder, die in größter Menge und Mannichfaltigkeit neben einander stehen können, ohne daß eines das andere deckt oder schändet, wie es wohl die Dinge selbst, oder die natürlichen Zeichen derselben in den engen Schranken des Raumes oder der Zeit thun würden. Wenn die Malerei die Schwester der Dichtkunst sein will, so sei sie wenigstens keine eifersüchtige Schwester, und die jüngere untersage der ältern nicht alle den Puz, der sie selbst nicht kleidet.“

„Wenn man in einzelnen Fällen den Maler und den Dichter mit einander vergleichen will, so muß man vor allen Dingen wohl zusehen, ob sie beide ihre völlige Freiheit gehabt haben, ob sie ohne allen äußern Zwang auf die höchste Wirkung ihrer Kunst haben arbeiten können. Ein solcher äußerlicher Zwang war dem alten Künstler öfters die Religion. Sein Werk, zur Verehrung und Anbetung bestimmt, konnte nicht alle Zeit so vollkommen sein, als wenn er einzig das Vergnügen des Betrachters dabei zur Absicht gehabt hätte. Der Aberglaube überladete die Götter mit Sinnbildern, und die schönsten von ihnen wurden nicht überall als die schönsten verehrt.“ Während der freie Künstler den Patkos in vollendet schöner Gestalt darstellte, mußten diejenigen seiner Bildsäulen, welche für die Anbetung bestimmt waren, durch Hörner verunstaltet werden.

Sehr beengend sind für den Künstler oft auch die Schranken, welche ihm die Pflicht auferlegt, sein Werk für den Beschauenden verständlich zu machen, und in der stummen Sprache der bildenden Kunst ist das oft sehr schwer. „Urania ist den Dichtern die Muse der Sternkunst; aus ihrem Namen, aus ihren Verrichtungen erkennen wir ihr Amt. Der Künstler, um es kenntlich zu machen, muß

sie mit einem Stabe auf eine Himmelkugel weisen lassen; dieser Stab, diese Himmelkugel, diese ihre Stellung sind seine Buchstaben, aus welchen er uns den Namen Urania zusammensetzen läßt. Wenn der Dichter Abstrakta personifizirt, so sind sie durch den Namen, und durch das, was er sie thun läßt, genugsam charakterisirt. Dem Künstler fehlen diese Mittel. Er muß also seinen personifizirten Abstraktis Sinnbilder zugeben, durch welche sie kenntlich werden. Diese Sinnbilder, weil sie etwas anderes sind und etwas anderes bedeuten, machen sie zu allegorischen Figuren. Die Sinnbilder dieser Wesen bei dem Künstler hat die Noth erfunden. Denn er kann sich durch nichts anders verständlich machen, was diese oder jene Figur bedeuten soll. Wozu aber den Künstler die Noth treibt, warum soll sich das der Dichter aufdringen, der von dieser Noth nichts weiß? Wenn der Künstler eine Figur mit Sinnbildern ausziert, so erhebt er eine bloße Figur zu einem höhern Wesen. Bedient sich aber der Dichter dieser malerischen Ausstaffirungen, so macht er aus einem höhern Wesen eine Puppe.“ Wenn die Griechen dem Ares eine Lanze gaben, dem Apoll eine Leier, so waren das weniger Sinnbilder, als vielmehr Werkzeuge, ohne welche diese Wesen die Wirkungen, welche ihnen zugeschrieben wurden, nicht hervorbringen können. Solche poetische Attribute erhöhen den Begriff, welcher in der biblischen Darstellung liegt; rein allegorische Attribute löschen das Leben aus und machen die geisterfüllte Gestalt zur todtten Maske.

Es gibt Gebiete, wohin der Künstler dem Maler gar nicht folgen kann. Wenn Homer erzählt, daß mitten in einer großen Versammlung ein Gott einem Helben allein sichtbar, den übrigen unsichtbar ist; wenn er die gewaltige Größe seiner Götter — der gefallene Ares bedeckt sieben Fusen Landes — wenn er ihre Schnelligkeit schildert, wie soll der Künstler alles das darstellen? Soll man den Werth des Dichters hier auch danach bestimmen, wie weit er für den Maler gearbeitet hat? Und ließe sich andererseits selbst aus dem vollkommensten Gemälde das Bild des Dichters stets wieder vollkommen herstellen? Wenn Homer's Werke verloren wären, und wir besäßen nichts mehr als eine Reihe von Gemälden nach seinen Gedichten, würden wir aus ihnen uns wohl, nicht von dem ganzen Dichter, sondern nur von seinem malerischen Talente den Begriff bilden können, den wir jetzt von ihm haben? „Man mache einen Versuch mit dem ersten dem besten Stüde. Es sei das Gemälde der Pest (N. I, 44 bis 53). Was erblicken wir auf der Fläche des Künstlers? Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende mit Verstorbeneu beschäftigt, den erzkürnten Gott auf einer Wolke, seine Pfeile abdrückend. Der größte Reichthum dieses Gemäldes ist Armuth des Dichters. Denn sollte man den Homer aus diesem Gemälde wieder herstellen, was könnte man ihn sagen lassen? „Hierauf ergrimimte Apollo, und schoß seine Pfeile unter das Heer der Griechen. Viele Griechen starben und ihre Leichname wurden verbrannt.“ Nun lese man den Homer selbst:

*Εἴη δὲ κατ' Οὐλύμποιο καρήνων χωόμενος κῆρ,
τόξ' ὄμοισιν ἔχων ἀμφηρεφία τε φαρέτην.
ἔκλαυξεν δ' ἄρ' ὀϊστοῖ ἐν ὄμων χωόμενος,
αὐτοῦ κινηθέντος· ὁ δ' ἦεν νυκτὶ ἰουκῶς.
ἔκεν' ἔπειτ' ἀπάνευθε νοσῶν, μετὰ δ' ἰὼν ἔλαον
θευῆ δὲ κλαγγὴ γένηετ' ἀργυροῦ βροτο.*

*ὄψης μὲν πρῶτον ἐπίχεται καὶ κόνας ἀργούς,
αὐτὰρ ἔπειτ' αὐτοῖσι βέλος ἔχουσενκὸς ἐφείς
βάλλ'· αἰεὶ δὲ πυραὶ νεκρῶν καλῶντο θαυμαῖα.*

So weit das Leben über das Gemälde ist, so weit ist der Dichter hier über den Maler. Ergriimmt mit Bogen und Köcher steigt Apollo von den Zinnen des Olympos. Ich sehe ihn nicht allein herabsteigen, ich höre ihn. Mit jedem Schritte erklingen die Pfeile um die Schultern des Jörnigen. Er geht einher, gleich der Nacht. Nun sikt er gegen den Schiffen über, und schnellt — fürchterlich erklingt der silberne Bogen — den ersten Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menschen selbst; und überall lodern unaussprechlich Holzstöße mit Leichnamen. — Es ist unmöglich, die musikalische Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören lassen, in eine andere Sprache zu übertragen. Es ist ebenso unmöglich, sie aus dem materiellen Gemälde zu vermuthen, ob sie schon nur der kleinste Vorzug ist, den das poetische Gemälde vor selbigem hat. Der Hauptvorzug ist dieser, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemälde aus ihm zeigt, durch eine ganze Galerie von Gemälden führt.

Aber vielleicht ist die Pest kein vortheilhafter Vorwurf für die Malerei. Hier ist ein anderer, der mehr Reize für das Auge hat. Die rathspiegenden, trinkenden Götter. Ein goldener offener Palast, willkürliche Gruppen der schönsten und verehrungswürdigsten Gestalten, den Pokal in der Hand, von Hebe, der ewigen Jugend, bedient. Welche Architektur, welche Massen von Licht und Schatten, welche Kontraste, welche Mannichfaltigkeit des Ausdrucks? Wo fange ich an, wo höre ich auf, mein Auge zu weiden? Wenn mich der Maler so bezaubert, wie vielmehr wird es der Dichter thun! Ich schlage ihn auf, und ich finde — mich betrogen. Ich finde vier gute plane Zeilen, die zur Unterschrift eines Gemäldes dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemälde liegt, aber die selbst kein Gemälde sind (St. IV, 1 — 4):

*Οἱ δὲ θεοὶ κὰρ Ζηνὶ καθήμενοι ἠγοράωντο
χρυσῶν ἐν θαπέθῳ, μετὰ δὲ σφισὶ πότνια Ἑβη
νέκταρ ἐνφρονόσιν· τοὶ δὲ χρυσοῖς δαπάσσιν
δειδέχατ' ἀλλήλους, Τρώων πόλιν εἰσορόωντες.*

Das würde selbst ein mittelmäßiger Dichter nicht schlechter gesagt haben, und Homer bleibt hier eben so weit unter dem Maler, als der Maler dort unter ihm blieb.“

Wenn nun aber ein Gedicht sehr ergiebig für den Maler, dennoch aber selbst nicht malerisch, hinwiederum ein anderes sehr malerisch, und dennoch nicht ergiebig für den Maler sein kann, so ist es auch nicht möglich, die Brauchbarkeit für den Maler zum Probirstein der Dichter zu machen, und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemälde, die sie dem Artisten darbieten, bestimmen zu wollen.

Durch diese Reihe von Beispielen und durch die Schlüsse, welche Lessing aus ihnen zieht, führt er uns zu den Grundregeln, welche Poesie und Malerei scheiden, und das eigenste Wesen beider zugleich aussprechen. Er gibt uns diese wichtigsten Regeln in folgenden Sätzen.

„Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poesie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulierte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen: so können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände ausdrücken, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren; hingegen können auf einander folgende Zeichen auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

„Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei.

„Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

„Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorübergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und sonach gleichsam das Centrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

„Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. Insofern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

„Die Malerei kann in ihren koexistirenden Kompositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

„Ebenso kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht.

„Hieraus fließt die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände.“

Unser Blick erfagt, wenn ein Gegenstand uns vor die Augen tritt, die einzelnen Theile desselben, ihren Zusammenhang und das Ganze im Nu. Wenn der Dichter aber auch in der schönsten Ordnung uns von einem Theile des Gegenstandes zum andern führt, wenn er uns die Verbindung auch noch so klar zu machen weiß, so gebraucht er doch immer Zeit dazu. Was das Auge mit einemmal übersieht, zählt er uns merklich langsam nach und nach zu, und oft geschieht es, daß wir bei dem letzten Zuge den ersten schon wieder vergessen haben. Aus diesen Zügen sollen wir uns ein Ganzes bilden; dem Auge bleiben die betrachteten Theile beständig gegenwärtig, es kann sie abermals und abermals durchlaufen; für das Ohr hingegen sind die vernommenen Theile verloren, wenn sie nicht etwa in dem Gedächtnisse zurückbleiben. Und bleiben sie schon da zurück,

welche Mühe, welche Anstrengung kostet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung so lebhaft zu erneuern, sie nur mit einer mäßigen Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem Begriffe des Ganzen zu gelangen. Ein Dichter kann mir eine Blume beschreiben, er kann mir alle einzelnen Merkmale derselben getreu angeben, und doch wird seine Beschreibung nicht entfernt das Vergnügen in mir erwecken, als wenn ich dieselbe Blume von der Hand eines Meisters gemalt erblicke.

Homer gibt in seinen Gedichten niemals Beschreibungen. Auch den Schild des Peliden beschreibt er nicht, sondern er stellt dar, wie dieser Schild entsteht, wir sehen ihn werden, wir haben Handlung, nicht Beschreibung vor uns. Helena besaß eine göttliche Schönheit, aber nirgends läßt Homer sich in eine umständliche Schilderung dieser Schönheit ein. Gleichwohl ist sein ganzes Gedicht auf die Schönheit der Helena gebaut. „Wie sehr würde ein neuerer Dichter darüber lurrirt haben!“ Freilich schildert uns Homer die Schönheit seiner Helena, aber wie? Als Helena in die Versammlung der Ältesten des trojanischen Volkes tritt, da schauen die ehrwürdigen Greise sie an, und einer spricht zum andern, den unsterblichen Göttern gleiche dieses Weib, und keine Thorheit sei es fürwahr, um ihren Besitz Jahr für Jahr so manches Leid zu tragen. Gibt uns dieser Ausspruch nicht einen viel höhern Begriff von der Schönheit des göttergleichen Weibes, als wenn etwa der Meister der glänzenden poetischen Schilderung, als wenn Ariost durch fünf Stanzas hin uns die Schönheit seiner bezaubernden Alzina in ihre Atome auflöst? Schon die Alten tabelten einen Dichter, der es unternahm, die Schönheit der Helena nach ihren einzelnen Theilen beschreiben zu wollen.

Der Raum ist das Gebiet des Malers, die Zeit das Gebiet des Dichters. —

Im Alterthum gab Aristoteles die bestimmenden Regeln für die einzelnen Zweige der Kunst an, in neuer Zeit baute Lessing gewissermaßen auf demselben Grunde weiter. Dem deutschen Volke gebührt die Ehre, denjenigen Kritiker zu den Seinen zu zählen, welcher allein würdig ist, neben den scharfsinnigsten und umfassendsten Geist des Alterthums, neben Aristoteles gestellt zu werden.

Die Wirkung des Laokoon war eine gewaltige. Freilich verstanden ihn nur wenige, doch unter diesen wenigen unterwarfen sich ein Herder, ein Göthe, ein Wieland willig den Befehlen dieser Offenbarung und beugten sich mit Zuversicht unter die leitende Hand Lessing's. Als achtzehnjähriger Jüngling las Göthe den Laokoon mit einem begeisterten Entzücken, welches selbst in seinem Alter noch nicht erloschen war. Herder sagte von dem Laokoon, er sei ein Werk, an welchem die drei Fuldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen seien. Schiller urtheilt über Lessing gleich ehrenvoll, er sagt: „Liebt man ihn, so möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutschen Geschmacks schon vorbei sei; denn wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunst gefällt werden, dürfen sich an die feinigsten stellen.“

Die neueste Zeit hat freilich mehr als einmal den großen Lessing, als dessen Schüler sich Göthe willig bekannte, meistern wollen. Aber was ist das Resultat dieser Ueberflughheit gewesen? Mit Recht erinnert Adolf Stahr an die wunderlichen Räthsel auf der Schloßbrücke und im Peristil des Museums in Berlin. Es hielt nicht schwer, sehr zahlreiche Parallelen aus der Literatur unserer Tage

beizufügen. „Ich glaube warnen zu müssen, daß man Lessing je leichtsinzig widerspreche,“ — dieses Wort des scharfsinnigen Servinus möge wohl beherzigt werden.

Als Winkelmann in Rom die erste Nachricht von dem Laokoon erhielt, äußerte er sich sehr geringschätzig über „den jungen Bärenführer (er dachte sich Lessing als Hofmeister eines halleischen Studenten), dem das ehrwürdige Alterthum und die erhabene Kunst ein Geheimniß bleiben müsse.“ Als er aber das Buch selber erhalten und gelesen hatte, schrieb er: „Ich ziehe meine Meinung von Herrn Lessing zurück, die mir zu vergeben ist, da ich von diesem gelehrten Manne vorher nichts gelesen hatte.“ Und an einer andern Stelle sagte er, Lessing schreibe wie man geschrieben zu haben wünschen möchte, und es sei rühmlich, von einem solchen Manne allein der Beurtheilung würdig geachtet zu werden. Später freilich ward es Winkelmann nicht leicht, die Ueberlegenheit des Lessing'schen Verstandes anzuerkennen; in seinen Briefen ließ er sich zu harten, unwürdigen Äußerungen über Lessing hinreißen. Als der große Alterthumsforscher am 8. Juni 1768 unter dem verruchten Messer eines Buben in Triest gefallen war, erhielt Lessing aus den Händen des Herrn von Stosch dessen gesammte Korrespondenz mit Winkelmann. Bei der Herausgabe der Briefe ließ Lessing jene scharfen Stellen unverändert stehen, er wußte, daß sie ihn nicht treffen konnten. Lessing selber hat stets das Verdienst Winkelmann's so neidlos anerkannt, daß er sogar bei der Nachricht von dem Tode desselben sagte, er hätte ihm gern einige Jahre seines Lebens schenken wollen.

Kurze Zeit nach der Herausgabe des Laokoon machte Lessing im Juni 1766 in Gesellschaft eines jungen Edelmannes, Leopold von Brenkenhof, eine Reise nach Pyrmont. Brenkenhof wohnte in Berlin mit Lessing in demselben Hause, später lebte er als Oberst in Potsdam. Auf dem Rückwege von Pyrmont hielt sich Lessing einige Tage in Göttingen auf. Die Universität stand damals in ihrer höchsten Blüthe. Vor allen wirkte hier der große Orientalist und Ereget Johann David Michaelis, mit dem Lessing schon seit längerer Zeit in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand. Lessing sprach darüber, daß die Christen so wenig von dem erfahren, was die Schriftgelehrten in ihren Hörsälen vortrügen oder in ihren meist lateinischen Büchern bekant machten. Auf Michaelis machte diese Bemerkung einen so starken Eindruck, daß er sich fortan mit einer Uebersetzung des alten Testaments mit Anmerkungen für Ungelehrte beschäftigte. Dieses Werk erschien nicht lange nachher in dreizehn Theilen. Mit dem Bibliothekar Dieze, einem vortrefflichen Kenner der romanischen Literatur, knüpfte Lessing ein Freundschaftsverhältniß an. Auch seinen alten Leipziger Freund Kästner suchte Lessing in Göttingen wieder auf. Sehr angenehme Tage verlebte Lessing darauf in Halberstadt bei Gleim, seinem warmen Verehrer, der ihn in einem Gedichte feierte und ihm seine Kasse und seine Bücher zur Verfügung stellte. Nach seiner Rückkehr nach Berlin wurde Lessing durch Krankheit, durch einige kleinere Reisen und durch verdrießliche Geschäfte verhindert, eher als Ende Oktober an Gleim die entliehenen sechs Pistolen zurückzuschicken. Verdrießlich war für Lessing jetzt der Aufenthalt in Berlin überhaupt. Das einzige, worauf er so lange gehofft und worauf man ihn so oft verträstet, sei fehlgeschlagen, schrieb er an seinen Vater. Er meinte

damit die Stelle als Bibliothekar des Königs. In der That konnte Lessing in Berlin jetzt keine Ruhe mehr finden. Er trug in sich das gerechte Selbstbewußtsein, daß von allen französischen Künstlingen des Königs, der abgedankte Voltaire nicht ausgeschlossen, niemand würdig sei, ihm, dem ersten Geiste seiner Zeit, auch nur die Schuhriemen zu lösen. Ein starker und edler Charakter kann es verschmerzen, um einer großen Sache willen leiblich zu leiden; aber die elendesten Schmarozger in behaglicher Sicherheit die Früchte genießen zu sehen, welche jeder gerechte Mund als das verschleuderte Eigenthum des Arbeitenden anerkennen muß, das nagt am Herzen, und dieser Gedanke nagte auch an Lessing's Herzen. Denn so stark und unverwundbar der große Mann seinen Freunden auch stets erschien, so schlug doch ein weiches warmes Herz in seiner Brust. Um diese Zeit, im Herbst des Jahres 1766, erging an ihn ein Ruf aus Hamburg, dem er gern und willig Folge leistete. Um die Bedeutung dieses Rufes für Lessing und für Deutschland würdigen zu können, wird es nothwendig sein, daß wir die Hamburger Zustände aus dieser Zeit etwas genauer kennen zu lernen suchen.

Wir erinnern uns, daß eine stehende Bühne damals in Deutschland überhaupt noch nicht existirte. Der Mann, welcher zuerst den Gedanken sagte, eine solche in Hamburg zu begründen, war Johann Friedrich Loewen *). Er hatte in Göttingen die Rechte studirt, und wäre gern als Dozent an der dortigen Universität geblieben, doch konnte er die zur Promotion nöthigen Mittel nicht erschwingen. Er ging nach Hamburg und war eben im Begriff, sich nach London zu begeben, als ein Legationsrath Zint, der sein Talent erkannte, ihn ins Haus nahm. Loewen wurde nun in kurzer Zeit durch seine poetischen Schriften rühmlich bekannt, die Literaturbriefe erwähnten ihn mit Beifall. Durch den Umgang mit Schauspielern wurde in ihm die Liebe zum Theater erweckt, welcher er sein Leben lang treu blieb.

Das Hamburger Publikum stand damals auf einer sehr niedrigen Stufe. Die uns von Leipzig her bekannte Neuberin gab in ihrer Abschiedsrede den Hamburgern den Rath, sie sollten sich einen Harlequin verschreiben und ihn zum Vorbilde nehmen. Sie lehrte nicht wieder nach Hamburg zurück, statt ihrer erschien 1741 Johann Friedrich Schönmann mit seiner Truppe. Er war ein strebsamer Kopf, er hob Ordnung und Sitte in seiner Gesellschaft, brachte die komische Oper auf die Bühne, verdrängte die gangbaren schlechten Uebersetzungen durch bessere und gab im allgemeinen den Ton an, welcher in Rücksicht auf Spiel, Darstellung und Personal auf deutschen Bühnen bis in die Zeit der französischen Revolution vorherrschte. In seiner Gesellschaft bildeten sich die ersten und größten deutschen Schauspieler, ein Eckhof, ein Adermann, ein Schröder. Schönmann arbeitete unablässig an der Veredlung seines Unternehmens. Seit dem Jahre 1753 kamen unter seinem Vorstze an bestimmten Wochentagen seine Schauspieler zusammen und besprachen und belehrten sich wechselseitig über ihre Kunst. Schönmann hatte eine Tochter, welche eine vorzügliche Schauspielerin, eine der Hauptzierden der Bühne ihres Vaters war. Sie wurde die Gattin Loewen's, der nun in Gemeinschaft mit Eckhof sich der Bühne eifrig annahm. Die Gesellschaft er-

*) Dangel-Gubrauer II, 1, S. 106 ff.

reichte eine höhere Stufe der Vollkommenheit, das Publikum, dem alle Begeisterung allerdinge fremd war, ließ es doch an Theilnahme und Unterstützung nicht fehlen, und dem Unternehmen würde eine gewinnreiche Zukunft nicht gefehlt haben, wäre es nicht in sich selbst zerfallen. Schönemann trat aus Liebhaberei zu Pferde 1757 vom Theater zurück, Echhof verließ in Folge von Zwistigkeiten die Gesellschaft, Loewen ging mit seiner Gattin und seinem Schwiegervater nach Schwerin, wo er die Stelle eines Sekretärs so lange bekleidete, bis das Theater ihn von neuem nach Hamburg rief. Hier hatte Koch aus Leipzig die Schönemann'sche Gesellschaft, zu welcher Echhof zurückkehrte, glücklich erneuert. Von 1758 bis 1763 gelang es ihm, ununterbrochen in Hamburg sich zu halten. Die besten Köpfe Hamburgs unterstützten ihn. Kristof Bode und Moses Wessely, die wir beide später genauer kennen lernen werden, hielten mit anderen Abendzirkel, denen Koch mit einigen seiner Schauspieler beizwohnte; man verhandelte über Sachen der Kunst und der Bühne. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges ging Koch nach Leipzig zurück, an seine Stelle trat Adermann. Von seiner Gesellschaft sagte Loewen später, daß sie sowohl in Ansehung ihrer Schauspieler, als auch der äußerlichen Pracht die vorzüglichste in Hamburg wäre. Sie führte eine glänzende Epoche herbei und wurde die Wiege des heutigen deutschen Theaters. Adermann's Stiefsohn war der große Ludwig Schröder. Adermann hatte Sinn für das Große in seiner Kunst, und dem entsprach sein Unternehmungsgeist. Er baute ein eigenes Schauspielhaus in Hamburg, das am 31. Juli 1765 mit einem Prolog Loewen's eröffnet wurde. Adermann bot alle seine Kräfte auf, um innern Werth und äußern Glanz in seinen Vorstellungen zu vereinigen, das beste, was die damalige deutsche Literatur an Originalien und Uebersetzungen bot, wurde benutzt. Loewen gewann einen bedeutenden Einfluß als Rathgeber, Prologenschreiber und Theaterkritiker, doch waren seine Vorschläge nicht immer zweckmäßig, und als Adermann das schließlich einsah und sich mehr zu Schröder hinneigte, da verwandelte Loewen sich in einen Feind der Bühne, welche er in Zeitschriften und Flugblättern heftig angriff. Der Adermann'schen Gesellschaft wurde dadurch mancher Schaden zugefügt, und als noch ein anderer Umstand dazu kam, mußte sie weichen. Eine ihrer besten Schauspielerinnen nämlich, eine Madame Hensel, wünschte von ihrer Nebenbuhlerin, der als tragische Heldin nachher so berühmt gewordenen Caroline Schulz aus Wien, welche seit mehreren Jahren bei Adermann war, befreit zu werden. Madame Hensel stand in einem vertraulichen Verhältniß zu einem Hamburger Kaufmann Namens Seyler. Angeregt durch Loewen und überredet durch die Hensel stellte Seyler sich an die Spitze eines großartigen Unternehmens. Mit Seyler als Vorsteher vereinigten sich noch elf angesehenere Bürger und Kaufleute in Hamburg zu der Absicht, ein stehendes Theater, wie man sagte ein Nationaltheater zu stiften. Seyler bildete mit zwei anderen den engeren Ausschuß der Gesellschaft, an sie vermietete Adermann sein Schauspielhaus mit Dekorationen und Zubehör für tausend Thaler Gold jährlich auf zehn Jahre, von Fastnacht 1767 bis dahin 1777. Loewen erhielt das Direktorium, er sollte für die Auswahl der Stücke und für die Rollenvertheilung sorgen, auch durch Vorlesungen die Schauspieler bilden, wie er selbst alles vorher angegeben hatte, so daß Loewen als die eigentliche Seele des Unternehmens erscheint. Von ihm ging auch

der Gedanke aus, welcher dem ganzen so rasch und spurlos vorübergehenden Unternehmen die Unsterblichkeit sichern sollte, nämlich die Berufung Lessing's. Das ganze Unternehmen, von Voewen durch eine „Vorläufige Nachricht“ in die Oeffentlichkeit gebracht, erregte in Deutschland großes Aufsehen und große Erwartungen. In Hamburg selber aber verfehlten Mißgunst und Bosheit nicht, schon vor dem Beginn des großen und schönen Unternehmens dasselbe zu erniedrigen und zu verdächtigen. Ein bedeutender Mißgriff war es, daß man in einer Stadt wie Hamburg, dessen Publikum schon die Neuberin so verächtlich verspottete, das Ballet abschaffte, unter dem allerdings ganz richtigen Vorwande, daß dadurch der Würde des Theaters Eintrag geschähe. Karoline Schulz erhielt keine Einladung zu bleiben, sie ging nach Leipzig, wo die studirende Jugend enthusiastisch zu ihren Vorstellungen strömte. Ihre schönen schwarzen Augen übten große Anziehungskraft auch auf den jungen Göthe, welcher damals dort studirte. Auch Schröder verließ Hamburg und ging nach Mainz.

Solches waren die Verhältnisse, in welche Lessing nun eintreten sollte. Man faßte den Entschluß, ihn als Dramaturgen und Konsulenten mit 800 Thaler Gehalt zu berufen. Voewen wandte sich im November 1766 mit einer Anfrage an Nikolai, welchen er bat, Lessing einmal zu prüfen. Lessing bedachte sich nicht lange; „ich stand müßig am Markte,“ sagte er. Um die Verhältnisse selber kennen zu lernen, reiste er im Dezember 1766 nach Hamburg, und lehrte nach einem Aufenthalte von mehreren Wochen zufrieden nach Berlin zurück, um seine Angelegenheiten zu ordnen. An Gleim schrieb er: „Ich bin in Hamburg gewesen, und in neun bis zehn Wochen denke ich wieder hinzugehen, wahrscheinlicher Weise, um auf immer da zu bleiben. Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer theuer werden, immer meine Freunde bleiben; aber alles übrige vom größten bis zum kleinsten — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen? — Fragen Sie mich nicht, auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn sie mir in Hamburg nur nichts nehmen, so geben sie mir eben so viel, als sie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater und den Unternehmern derselben eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht. Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden und aufführen lassen. Solche Umstände waren nothwendig, die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden.“

Außer der Stellung am Theater bot sich Lessing in Hamburg auch noch eine andere Aussicht. Er lernte hier den bereits genannten Bode kennen, der seit zehn Jahren in Hamburg als Literat lebte, und durch seine Verhältnisse zu Koch, Schof und andern Schauspielern auch mit dem Theater in Verbindung getreten war. Als eine reiche Heirath ihm die Mittel dazu gab, wurde er aus einem Schriftsteller ein Buchdrucker. Es ward ausgemacht, daß in seiner Druckerei nicht allein alle Zettel und Flugblätter für das tägliche Bedürfniß des Theaters, sondern auch alle neuen Schauspiele und Theaterkritiken gedruckt werden sollten.

Mit ihm vereinigte Lessing sich, er übernahm einen Antheil an der Druckerei und führte das Geschäft mit Vobe gemeinsam. Um die Kosten zu diesem Geschäfte bestreiten zu können, mußte Lessing seine reiche Bibliothek verkaufen, er behielt nur, was ihm unumgänglich nöthig war. In Berlin veranstaltete er rasch eine Ausgabe seiner Lustspiele, in welcher zum erstenmal Minna von Barnhelm erschien, 1767. Nach vier Jahren erschien die zweite Auflage. Der Ertrag dieser Lustspiele war ein geringer, ebenso brachte der Verkauf der kostbaren Bibliothek nur wenige hundert Thaler. Doch Lessing ließ sich das alles nicht anfechten, er hatte große Hoffnungen auf Hamburg gesetzt. Deshalb schlug er auch einen Ruf als Professor der Archäologie und Inspektor der Kunstsammlungen in Kassel aus. Ihm schien die Freiheit in Hamburg einer jeden Beamtenstellung weit vorzuziehen. In den ersten Tagen des April 1767 verließ Lessing Berlin. Er ist seitdem dorthin nur noch dreimal auf wenige Tage zurückgekehrt. Bei seinem Umzuge entdeckte er noch, daß sein Bedienter, ein Franzose, ihm eine nicht unbedeutende Anzahl von Büchern, welche theils mit Lessing's eigenhändigen Anmerkungen versehen waren, gestohlen und als Makulatur verkauft hatte.

Am 22. April 1767 wurde das neue Theater in Hamburg mit Kroneg's Trauerspiel *Olind und Sofronia* eröffnet. An demselben Tage wurde mit Lessing's Ankündigung die Hamburgische Dramaturgie begonnen. Diesen Titel wählte er für das kritische Wochenblatt, womit er den Gang der neuen Bühne Schritt für Schritt begleiten wollte. Nachdem er darin auf die von Voewen längst bekannt gemachten Absichten der Theaterverwaltung hingewiesen, hielt er es für nöthig, ein sehr ernstes Wort gegen die alten Feinde und Neider des Theaters zu richten. Er sagt: „Freilich gibt es immer und überall Leute, die, weil sie sich selbst am besten kennen, bei jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabsichten erblicken. Man könnte ihnen diese Beruhigung ihrer selbst gern gönnen; aber wenn die vermeinten Nebenabsichten sie wider die Sache selbst aufbringen; wenn ihr hämischer Neid, um jene zu vereiteln, auch diese scheitern zu lassen bemüht ist: so müssen sie wissen, daß sie die verachtungswürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft sind. Glücklich der Ort, wo diese Elenden den Ton nicht angeben; wo die größere Anzahl wohlgesinnter Bürger sie in den Schranken der Ehrerbietung hält, und nicht verstatet, daß das Bessere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen, und patriotische Absichten ein Vorwurf ihres spöttischen Aberwiges werden!“ Gegen Voewen hatten die losen Mäuler lustig geschrien und die allzeit fertigen Febern dreist genug geschrieben, vor Lessing's Wort verstummte jeder Unglimpf plötzlich, so lange Lessing dem Theater in Hamburg angehörte, ließ niemand sich wider dasselbe hören.

Mit Freimüthigkeit wies Lessing in seiner Ankündigung auch dem Publikum seine Stellung zu; seine Worte treffen auch hier wieder die Norm für alle ähnlichen Verhältnisse. „Wir werden,“ sagt er, „die Stimme des Publikums niemals geringschätzig überhören, und eben so wenig sein Urtheil ohne Unterwerfung vernehmen. Nur daß sich nicht jeder kleine Kritiker für das Publikum halte, und derjenige, dessen Erwartungen getäuscht werden, auch ein wenig mit sich selbst zu Rathe gehe, von welcher Art seine Erwartungen gewesen. Nicht jeder Liebhaber ist Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten eines Stückes, das richtige Spiel eines Akteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller anderen schätzen.“

Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat, aber oft ist man desto parteiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann.“

Lessing machte darauf aufmerksam, wie wenig die deutsche Literatur damaliger Zeit noch an guten Stücken bot, er gab zu bedenken, daß auch mittelmäßige Stücke oft Glanzrollen für diesen oder jenen Schauspieler böten, und warnte, die Fehler des Schauspielers und des Dichters zu verwechseln. „Den einen um etwas tadeln, was der andere versehen hat, heißt beide verderben, jenem wird der Muth benommen, und dieser wird sicher gemacht.“ Mit Recht wies Lessing schließlich noch darauf hin, daß die Schauspieler, welche damals auftreten sollten, zu denjenigen zählten, deren Spiel den Geschmack des Publikums bilden könne. Denn einen Verein von besseren Schauspielern hatte Deutschland damals nicht aufzuweisen. Es gehörten zu ihnen Eckhof und Borchers, und die Frauen Loewen, Hensel, Metour. Letztere hatte die wunderliche Grille, zu verlangen, daß sie in der Dramaturgie weder im Guten noch im Bösen genannt werde. Sie beraubte sich selber dadurch des Ruhmes bei der Nachwelt. Eckhof war der größte Schauspieler seiner Zeit, er führte von französischen Grimassen, von widerlicher Uebertreibung in Mienen und Gesten zu der natürlichen Darstellung echter Menschennatur zurück. Seine Stelle ist neben Lessing; dieser erneuerte das deutsche Schauspiel, jener die deutsche Schauspielkunst. Selbst als eine zelotische Geistlichkeit in Hamburg den heftigsten Krieg gegen das Theater eröffnete, blieb Eckhof ein Gegenstand allgemeiner Verehrung. Anfangs kritisirte Lessing auch das Spiel der Schauspieler, doch seine treffenden Bemerkungen stießen auf so viel falsche Empfindsamkeit, daß er schon nach vier Wochen nur noch über die Stücke sprach. Auch Loewen wurde es bald müde, den Schauspielern Vorlesungen zu halten, niemand wollte ihm zuhören. Er trat diesen Theil seiner Thätigkeit an Eckhof ab.

Solche Unregelmäßigkeiten wären nicht denkbar gewesen, wenn von Anfang an die Leitung des Unternehmens eine völlig einheitliche und energische gewesen wäre. Aber in diesem so hochwichtigen Punkte begann es bald zu stocken. Schon am 22. Mai schrieb Lessing an seinen Bruder in Berlin: „Mit unserm Theater (das im Vertrauen!) gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anstehen. Es ist Uneinigkeit unter den Entrepreneurs, und keiner weiß, wer Koch oder Kellerer ist.“ Die Verwaltung scheute weder Mühe noch Kosten, um das Publikum heranzuziehen und zu fesseln, aber Hamburg war damals nicht der Ort, ein solches Unternehmen zu wärbigen. Der Reiz der Neuheit war bald abgeschliffen, und das meist vom Parteigeist geleitete Publikum äußerte eine Kälte, welche natürlich ist bei unreifen Naturen, denen ein höheres Verständniß eben so wohl als ein patriotischer Sinn fehlt. Dazu traten Kabalen neidischer und unverständiger Menschen; die Kaufleute dachten, daß ihr Geld in ihren eigenen Beuteln den besten Platz hätte, und bald fand sich Ebbe in der Theaterkasse. Der Geldmangel zog Uneinigkeit, Unfolgsamkeit und Widersetzlichkeit der Schauspieler nach sich. Um Michaelis war das Kapital der Unternehmer zugesetzt, die Verwaltung nahm zu den äußersten Mitteln ihre Zuflucht, Poffen wurden gegeben, am 20. November machten nach Minna von Barnhelm Seiltänzer ihre Luftsprünge. Die Ge-

ellschaft konnte im Winter in Hamburg nicht bestehen. Schmälicher Weise fand eine elende Gesellschaft französischer Komödianten, welche im Dezember in Hamburg eintraf, starken Zulauf. Die deutsche Bühne schloß am 4. Dezember für den Winter ihre Vorstellungen und ging nach Hannover, wo sie unter Beifall und Zuspruch spielte. Im Februar 1768 traf auch Schröder wieder bei der Truppe ein.

Lessing blieb den Winter über in Hamburg, ihn beschäftigte vollauf die Ausarbeitung seiner Dramaturgie. Den Fall des Unternehmens, auf welches er so große Hoffnung gesetzt, konnte niemand jetzt mehr abwenden, und diese sichere Voraussicht schmerzte Lessing tief. Nichts von alledem, worauf er in Hamburg seine Zukunft bauen wollte, trug ihm erfreuliche Früchte. Im Winter 1767 feierte sein alter Vater sein Amtsjubiläum, Lessing schrieb ihm dazu und wünschte ihm Glück, doch konnte er seine tiefe Verstimmung nicht verhehlen. Sein Brief enthält die Worte: „Wenn es möglich wäre, Ihnen zu beschreiben, in was für Verwirrungen, Sorgen und Arbeiten ich seit Jahr und Tag stecke, wie mißvergnügt ich fast immer gewesen, wie erschöpft ich mich oft an Leibes- und Seelenträften befunden: Ich weiß gewiß, Sie würden mir mein zeitliches Stillschweigen nicht allein verzeihen, sondern es auch für den einzigen Beweis meiner kindlichen Achtung und Liebe halten, den ich Ihnen in dieser Zeit zu geben im Stande gewesen bin. Wenn ich einmal schreibe, ist es mir nicht möglich, anders zu schreiben, als ich eben denke und empfinde. Sie würden den unangenehmsten Brief zu lesen bekommen haben, und ich würde mit meinen Umständen noch unzufriedener geworden sein, wenn ich mir vorgestellt hätte, wie viel Kummer sie meinen Eltern verursachen müßten. Am besten also, ich ließ sie gar nichts davon wissen. — Gewisse Vorschläge lockten mich hierher nach Hamburg, aber auch aus diesen ist wenig geworden, und ich habe mich endlich entschlossen, meine Versorgung und mein Glück von mir selbst abhängen zu lassen. Ich habe nämlich alles, was ich noch im Vermögen gehabt, bis auf den letzten Heller zusammengenommen, und in Gemeinschaft mit einem Freunde, Namens Bode, allhier eine Druckerei angelegt. Der Vorschuß, den dieses Etablissement erfordert, hat mich genöthigt, den größten Theil meiner Bücher zu Gelde zu machen, aber ich hoffe, es soll mich nicht reuen. Wenn das Werk einmal im Gange ist, so hoffe ich für meinen Antheil als ein ehrlicher Mann davon leben zu können.“ Doch statt sich zu bessern, wurden die Verhältnisse immer schlechter. Im Frühjahr 1768 bat sein Vater um eine Hilfe von hundert Thalern. Lessing ist von seinen Eltern sehr oft in Anspruch genommen worden, er hat stets geholfen, wenn es irgend in seinen Kräften stand, oft borgte er selbst das verlangte Geld. Diesmal war ihm die Hilfe unmöglich, er schrieb an seinen Vater: „Gott weiß es, daß ich auf Dero letztes Schreiben nicht eher antworten können! Ich erliege unter Arbeit und Sorgen, und von diesen letzteren ist es gewiß nicht meine geringste, daß ich meine Eltern in so dringender Verlegenheit wissen muß, und nicht im Stande bin, ihnen so geschwind beizustehen, als ich wünschte. Ich hoffe, daß mich mein Vater kennt und daß er nicht glauben wird, daß ich bloße Ausflüchte und Weigerungen mache. Es geht mir durch die Seele, daß ich Ihnen, liebster Vater, unmöglich zu Ostern mit dem verlangten helfen kann. Aber zu Johannis will ich Rath schaffen, es mag her-

kommen, woher es will. Alles, was ich noch gehabt, steckt in der Entreprise, von der ich in meinem vorigen Briefe gemeldet, zu der ich noch dazu fremdes Geld aufnehmen müssen, das mich sehr drückt. Ich bin hier fremder als an einem Orte, wo ich noch gewesen, und kann mich kaum einem oder zwei vertrauen, deren Beistand ich bereits mehr als gebraucht habe, und deren Kräfte doch auch nicht weit reichen. Es wird ja wohl möglich sein, daß Sie auf eine oder die andere Weise noch das Vierteljahr hinhalten; auf Johannis, wiederhole ich noch einmal, will ich die hundert Thaler ganz gewiß, und baar senden.“ —

Im Februar 1768 mußte die französische Gesellschaft der Fastenzeit wegen ihre Vorstellungen schließen. Jetzt hatte ein Ungenannter, der eine Partei hinter sich zu haben schien, die Frechheit und Herzlosigkeit, in einem Flugblatte zu einer Subskription aufzufordern, damit die französischen Possenreißer für Hamburg erhalten blieben, und wäre es auch mit Aufgabe des deutschen Schauspiels. Es war schwerlich Patriotismus, wenn die Hamburger auf diesen nichtswürdigen Vorschlag nicht eingingen. Indessen kam im Mai die deutsche Truppe nach Hamburg zurück, wo eine Anzahl Gläubiger ihrer wartete. Der große Schröder war jetzt auch Mitglied der Gesellschaft, so daß dieselbe so vortrefflich war, wie höchst selten eine andere. Doch alle Anstrengungen waren vergebens, das große und schöne Unternehmen eilte unaufhaltsam dem Untergange zu. Loewen legte im Juli 1768 das Direktorium nieder und ging nach Rostock, wo er zwei Jahre später als Registrator starb. Am 25. November wurde das Theater geschlossen, Lessing war kurz nach Loewen zurückgetreten. So endete nach zwei Sommern diese berühmte Unternehmung. Adermann übernahm das Theater wieder, und ging mit der Gesellschaft vorläufig nach Hannover. Es war vergebens gewesen, daß patriotische, hochgesumte Männer ihrem Volke ein Geschenk zubachten, dessen dasselbe nicht würdig war; es war vergebens gewesen, daß selbst ein Lessing mit seinem gewaltigen Geiste für das Unternehmen in die Schranken trat; die edelsten Bestrebungen nach dem höchsten Ziele wurden vereitelt durch die Macht des Eigennutzes und der Dummheit, gegen welche, wie Schiller sagt, die Götter selbst vergebens kämpfen. Am Schlusse der Dramaturgie sagte Lessing im bitteren Gefühle der Enttäuschung: „Wenn das Publikum fragt: was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnißchen nichts sich selbst antwortet, so frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas schlimmeres als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert, es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern nur von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; alles was uns von jenseit des Rheines kommt, ist schön, reizend, allerliebste, göttlich; lieber verläugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheul für Musik uns einreden lassen, als

im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat.“ —

Wenn Lessing's großer Geist aus den Gefilden der Seligen heute wieder niederstiege, welche Veränderung würde er finden. Nicht allein politisch ist sein Volk zu einer großen Nation vereinigt, sondern, was mehr ist, das Licht wahrer Vaterlandsliebe und wahrer Geistesfreiheit beginnt zu leuchten, ein schönes, reines Band schlingt sich um alle deutschen Stämme. Wenn Deutschland sich aber dieser schwer errungenen herrlichen Güter freut, so soll es nie und nimmermehr des großen Mannes vergessen, der das ganze Glück seines Lebens zum Opfer für die Größe und die Freiheit seines Volkes brachte. Ihm freilich kann keine Wohlthat mehr erwiesen werden, sein Staub ruht in dem vergessenen Grabe zu Braunschweig; der schönste Dank und die schönste Ehre, die wir ihm erweisen können, gewähren wir ihm, wenn wir dem Wege nachfolgen, den er uns führte, dem Wege zur Wahrheit und zur wahren Menschenliebe! —

Von der duldsamen Auffassung unserer Tage war jene Zeit freilich noch weit entfernt. Zu derselben Zeit, als man in Hamburg ein deutsches Nationaltheater zu schaffen versuchte, trat die Geistlichkeit jener Stadt, angeführt von dem später so berühmten Göze, gegen das Theater auf den Kampfplatz, aber nicht aus Ueberzeugung von der Verwerflichkeit des Schauspiels, sondern aus Gründen der Zantfucht und des Mißgunstes. Ein würdiger Geistlicher Hamburgs, Namens Schloffer, der ebenso wie Luther die guten Seiten des Schauspiels sehr wohl erkannte, hatte selber ein Stück verfaßt; es wurde unter Schloffer's Namen in Hamburg aufgeführt. Der Beifall, den sein „Herr Bruder“ errang, veranlaßte den Göze zu so brutalen Ausfällen, daß der Senat in Hamburg sich genöthigt sah, Schloffer gegen Göze durch ein Edikt in Schutz zu nehmen. Sonderbarerweise gab Göze in einer Streitschrift Lessing als deutschem Dichter hohes Lob, er nannte ihn einen geschickten und ebelenkenden Mann, und den größten der deutschen Theaterdichter. Nachher wehte der Wind aus einer andern Richtung.

Der Geschichte dieses Streites fehlte es nicht an einem komischen Nachspiel. Ein fremder Offizier war in Hamburg zugegen als Minna von Barnhelm aufgeführt wurde. Ueberwältigt von der Schönheit des Stückes wandte er sich an seinen Nachbar mit der Frage, ob er nicht den Verfasser kennen lernen könne? — „Das können Sie sehr leicht,“ erwiderte der Angeredete, „der Verfasser ist der Pastor Göze.“ — Am folgenden Tage ging der Offizier zu dem Bezeichneten, der die Komplimente „an den berühmten Schriftsteller“ sehr wohlgefällig einstrich, bis der Offizier auf den eigentlichen Grund seiner Verehrung zu sprechen kam, und den Pastor als Verfasser der Minna pries. Da wurde der fromme Mann sehr aufgebracht, und seine Unartigkeit gegen den Fremden war nun ebenso groß, wie früher seine selbstgefällige Höflichkeit. —

Das bedeutungsvolle Werk Lessing's, in welchem er Schritt für Schritt die neue Bühne in ihren Darstellungen begleiten wollte, die Dramaturgie, mußte natürlich sehr empfindlich unter dem unglücklichen Schicksale des ganzen Unternehmens leiden. Es blieb Bruchstück, nur zwei Bände erschienen, welche freilich

für sich schon hinreichend waren, dem Theater gegenüber dieselbe gewichtige Stellung einzunehmen, wie der Laocöon auf dem Gebiete der Kunst. Die Dramaturgie wurde auf Kosten der Gesellschaft in Lessing's eigener Druckerei gedruckt, aber kaum war der erste Band erschienen, als auch sofort in unglaublich frecher Weise ein Nachdruck erschien. Da es in jenen Zeiten Gesetze zum Schutz des geistigen Eigenthums überhaupt nicht gab, so war dieser Nachdruck, welcher den Gewinn für Lessing's Arbeit zum großen Theil in die Taschen der Straßenräuber leitete, nicht der kleinste Grund, weshalb von der Dramaturgie nur zwei Bände erschienen. Lessing sagte freilich: „Die Welt verliert nichts, daß ich anstatt fünf und sechs Bände Dramaturgie nur zwei an das Licht bringen kann,“ aber dennoch hat die deutsche Literatur einen nicht zu ersetzenden Verlust dadurch erlitten, daß Lessing, wie er sagte, seine Hand von diesem Pfluge abzog; Trost kann nur der Gedanke gewähren, daß selbst das Bruchstück der Dramaturgie gewaltig genug in seiner Nachwirkung war, um bis auf den heutigen Tag das Theater zum Mittelpunkt der Sorgfalt und Thätigkeit unserer größten Dichter und Kritiker, eines Engel, Kamler, Schiller, Götze, Tiet, Zimmernann zu machen.

Nach dem Urtheile Nikolai's hatte übrigens Lessing selbst Veranlassung zum Erscheinen des Nachdrucks gegeben. Es war in Deutschland sehr viel Nachfrage nach der Dramaturgie, aber das Buch wurde sehr unordentlich expedirt. Lessing wollte sich nicht dazu verstehen, einen entsprechenden Vorrath nach Leipzig, dem Mittelpunkte des Buchhandels, zu schicken. Bekanntlich haben ja noch heute fast sämtliche Verlags-handlungen Niederlagen ihrer Bücher in Leipzig, so daß kleine Sortimentsbuchhandlungen jedes bedeutendere Buch aus Leipzig beziehen können. Dadurch werden die Versendungskosten natürlich bedeutend verringert. Lessing wollte aber nur die wirklich bestellten Exemplare, und diese nur von Hamburg aus versenden, so daß fast jedes einzelne Exemplar mit der Post verschickt werden mußte. Und damals kostete allein ein Brief von Hamburg nach Berlin acht Groschen. Es war natürlich, daß Buchhändler und Käufer durch die Kosten der einzelnen Versendungen verdrießlich wurden. Diese Unkenntniß der Geschäfte und dieser Starrsinn, der den wohlgemeinten Rathschlägen der Freunde nicht wich, forderte den Nachdruck geradezu heraus.

Dieselben Gründe waren es, welche die neu eingerichtete Druckerei für Lessing und Bode zur Quelle bitterer Verluste machten. Sie druckten ihre Bücher mit Vorliebe in dem längst ungebräuchlichen und in der That unbequemen Quartformat. Lessing behauptete wohl im Scherz, die deutsche Gründlichkeit habe abgenommen, seit man das Quart gegen die kleineren, gefälligeren Formate vertauschte. Dazu vertheuerten Lessing und Bode unnützhigerweise den Druck durch Umschränkung der Seiten mit rothen Linien, durch kostbare Bignetten und andere Verzierungen. Ein sonderbarer Einfall war es auch, alles Druckpapier aus Italien kommen zu lassen. Die Druckerei brachte nicht nur keinen Gewinn, sondern Lessing verlor mit derselben leider den letzten Rest seines spärlichen Vermögens und machte noch bedeutende Schulden dazu, welche ihn später in Braunschweig sehr empfindlich drückten. Erwähnen wollen wir noch, daß in der Druckerei von Lessing und Bode unter andern auch ein Bardiet von Klopstock gedruckt wurde.

Auch eine Zeitschrift unter dem Titel: Deutsches Museum wollten Lessing

sing und Bode mit dem Beginn des Jahres 1768 herausgeben. Klopstock hatte ihnen dazu bereits seinen Hermann und seine Oden, Gerstenberg seinen Ungolino versprochen, doch kam der Plan nicht zur Ausführung; vielleicht ließen die Unternehmer sich durch die Warnungen ihres gemeinschaftlichen Freundes Nikolai bestimmen.

Ehe wir Lessing's Privatleben in Hamburg betrachten, ist es nothwendig, erst den Inhalt der Dramaturgie kennen zu lernen.

Der ausgesprochene Zweck der Hamburgischen Dramaturgie war die selbständige Begründung der deutschen Kunst. Es hat Flachköpfe gegeben, welche behaupten wollten, Lessing hätte keine Liebe zum deutschen Vaterlande gehabt. Vielleicht deshalb, weil er nicht, wie Klopstock, Oden auf dänische Könige machte. Gesprochen hat Lessing allerdings wenig oder gar nicht von seiner Vaterlandsliebe. Er mochte auch in diesem Punkte wohl der Ansicht sein, daß andächtig Schwärmen leichter sei als gut handeln. Denn gehandelt, gewirkt hat Lessing für unser Vaterland ebenso sehr, wie irgend ein anderer. Friedrich der Große legte den ersten Grund zu Deutschlands nationaler Einigung, Lessing befreite den deutschen Geist von den Fesseln fremdländischer Vormundschaft. Die letzte That ist ebenso unsterblich als die erste. Lessing strebt in allen seinen Werken nach dem eben bezeichneten Ziele hin, in keinem aber mehr als in der Dramaturgie.

Den Beweis über die schmachvolle Herrschaft des Franzosenthums im vorigen Jahrhundert braucht man nicht allein am Hofe in Berlin zu suchen. In ganz Deutschland schrieb man französische Adressen auf die Briefe, und in Hamburg wollte man für französische Possenreißer einen Fond sammeln, damit man das deutsche Theater los würde. Die Ueberschwemmung Deutschlands mit französischen Schauspielern und französischen Stücken trug sehr viel zur Verbreitung des Franzosenthums bei, und es war daher eine echt patriotische That, als Lessing diesem Unwesen ein Ende machte. Die Franzosen selber bezeichneten als ihre größten dramatischen Dichter den Peter Corneille und den Herrn von Voltaire; auch in Deutschland waren diese beiden als unerreichbare Muster angestaunt. Gegen sie als die Hauptgegenstände des franzosenhulbigenden Geschmacks richtete Lessing die schneidenden Waffen seines alles durchbringenden Verstandes und seiner vernichtenden Ironie; eine Feder des erborgten Schmutzes nach der andern zog der große Mann den beiden Franzosen aus, bis sie beide in ihrer fadenscheinigen Armuth dastanden, ein Spott selbst für ihre Landsleute. Es ist hier nicht der Ort dazu, bis ins Einzelne dem kritischen Verfahren Lessing's zu folgen, wir können nur an einzelnen Beispielen die überwältigende Schärfe von Lessing's Geist zeigen, und müssen im übrigen auf die Dramaturgie selber verweisen.

Als die Semiramis von Voltaire aufgeführt wurde, gab Lessing folgende Bemerkungen dazu.

„Nachdem der Herr von Voltaire seine Zaire und Alzire, seinen Brutus und Cäsar geliefert hatte, ward er in der Meinung bekräftigt, daß die tragischen Dichter seiner Nation die alten Griechen in vielen Stücken weit überträfen. Von uns Franzosen, sagt er, hätten die Griechen eine geschicktere Exposition und die große Kunst, die Auftritte untereinander so zu verbinden, daß die Szene niemals leer bleibt, und keine Person weder ohne Ursache kommt, noch abgeht, lernen kön-

nen. Von uns, sagt er, hätten sie lernen können, wie Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen in witzigen Antithesen miteinander sprechen, wie der Dichter mit einer Menge erhabener, glänzender Gedanken blenden und in Erstaunen setzen müsse. Von uns hätten sie lernen können — O freilich, was ist von den Franzosen nicht alles zu lernen! Hier und da möchte zwar ein Ausländer, der die Alten auch ein wenig gelesen hat, demüthig um Erlaubniß bitten, anderer Meinung sein zu dürfen. Er möchte vielleicht einwenden, daß alle diese Vorzüge der Franzosen auf das Wesentliche des Tragenspiels eben keinen großen Einfluß hätten; daß es Schönheiten wären, welche die einfache Größe der Alten verachtet habe. Doch was hilft es, dem Herrn von Voltaire etwas einzuwenden? Er spricht, und man glaubt.“ Da Voltaire stets darüber aus war, etwas neues, noch nicht dagewesenes zu erfinden, so schrieb er seine Semiramis, um ein Gespenst erscheinen lassen zu können. Eine Königin, welche die Stände ihres Reiches versammelt, um ihnen ihre Vermählung zu eröffnen; ein Gespenst, das aus seiner Gruft steigt, um Blutschande zu verhindern und sich an seinem Mörder zu rächen; diese Gruft, in die ein Narr hineingeht, um als ein Verbrecher wieder herauszukommen: das alles war in der That für die Franzosen etwas ganz Neues. Es macht so viel Lärm auf der Bühne, es erfordert so viel Pomp und Verwandlung, als man nur immer in einer Oper gewohnt ist. — Die Erscheinung eines Geistes war in einem französischen Trauerspiele eine so kühne Neuheit, und der Dichter, der sie wagte, rechtfertigt sie mit so eignen Gründen, daß es sich der Mühe lohnt, einen Augenblick dabei zu verweilen. „Man schrie und schrieb von allen Seiten,“ sagt der Herr von Voltaire, „daß man an Gespenster nicht mehr glaube, und daß die Erscheinung der Todten in den Augen einer erleuchteten Nation nicht anders als kindisch sein könne. Wie? versteht er dagegen, das ganze Alterthum hätte diese Wunder geglaubt, und es sollte nicht vergönnt sein, sich nach dem Alterthume zu richten? Wie? Unsere Religion hätte dergleichen außerordentliche Fügungen der Vorsicht geheiligt, und es sollte lächerlich sein, sie zu erneuern?“

„Diese Ausrufungen, dünkt mich, sind rhetorischer, als gründlich. Vor allen Dingen wünschte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu lassen. In Dingen des Geschmacks und der Kritik sind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, seinen Gegner zum Stillschweigen zu bringen, aber nicht so recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion als Religion muß hier nichts entscheiden sollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andere Zeugnisse des Alterthums gelten. Und sonach hätten wir es auch hier nur mit dem Alterthume zu thun. Das Alterthum hat an Gespenster geglaubt, bei ihm finden wir wiederkommende Todte aufgeführt. Auch bei uns ist der Glaube an Gespenster keineswegs erloschen. Einige wenige glauben nicht daran, viele wollen nicht daran zu glauben scheinen; der große Haufe verhält sich gleichgültig und denkt bald so, bald anders, hört am hellen Tage mit Vergnügen über die Gespenster spotten, und bei dunkler Nacht mit Grausen davon erzählen. Aber in diesem Verstande keine Gespenster glauben, kann und darf den dramatischen Dichter nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen. Der Same, sie zu glauben, liegt in uns allen, und in denen am häufigsten, für die er vornehmlich dichtet. Es kommt nur auf seine Kunst an, diesen Samen zum Keimen

zu bringen, nur auf gewisse Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geschwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er diese in seiner Gewalt, so mögen wir im gemeinen Leben glauben, was wir wollen; im Theater müssen wir glauben, was Er will.

„So ein Dichter ist Shakespeare, und Shakespeare fast einzig und allein. Vor seinem Gespenst im Hamlet richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Der Herr von Voltaire that gar nicht wohl, sich auf dieses Gespenst zu berufen, es macht ihn und seinen Geist des Ninus — lächerlich. Shakespeare's Gespenst kommt wirklich aus jener Welt, so dünkt uns. Denn es kommt zu der feierlichsten Stunde, in der schauernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düsteren, geheimnißvollen Nebenbegriffe, wann und mit welchen wir, von der Amme an, Gespenster zu erwarten und zu denken gewohnt sind. Aber Voltaire's Geist ist auch nicht einmal zum Popanz gut, Kinder damit zu schrecken, es ist der bloße verkleidete Komödiant, der nichts hat, nichts sagt, nichts thut, was es wahrscheinlich machen könnte, er wäre das, wofür er sich ausgibt; alle Umstände vielmehr, unter welchen er erscheint, stören den Betrug und verrathen das Geschöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuschen und schrecken möchte, ohne daß er weiß, wie er es anfangen soll. Man überlege auch nur dieses einzige: am hellen Tage, mitten in der Versammlung der Stände des Reichs, von einem Donner- schlage angekündigt, tritt das Voltairische Gespenst aus seiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, daß Gespenster so dreist sind? Welche alte Frau hätte ihm nicht sagen können, daß die Gespenster das Sonnenlicht scheuen, und große Gesellschaften gar nicht gern besuchen? Doch Voltaire wußte zuverlässig das auch, aber er war zu furchtsam, zu ekel, diese gemeinen Umstände zu nutzen; er wollte uns einen Geist zeigen, aber es sollte ein Geist von einer edlern Art sein, und durch diese edlere Art verdarb er alles. Das Gespenst, das sich Dinge heraus nimmt, die wider alles Herkommen, wider alle gute Sitte unter den Gespenstern sind, dünkt mich kein rechtes Gespenst zu sein, und alles, was die Illusion hier nicht befördert, stört die Illusion.

„Wenn Voltaire einiges Augenmerk auf die Pantomime genommen hätte, so würde er auch von einer andern Seite die Unschädlichkeit empfunden haben, ein Gespenst vor den Augen einer großen Menge erscheinen zu lassen. Alle müssen auf einmal beim Anblick desselben Furcht und Entsetzen äußern, alle müssen es auf verschiedene Art äußern, wenn der Anblick nicht die frostige Symmetrie eines Ballets haben soll. Nun richte man einmal eine Herde dummer Statisten dazu ab, und wenn man sie auf das glücklichste abgerichtet hat, so bedenke man, wie sehr dieser vielsache Ausdruck des nämlichen Affekts die Aufmerksamkeit theilen und von den Hauptpersonen abziehen muß. Wenn diese den rechten Eindruck auf uns machen sollen, so müssen wir sie nicht allein sehen können, sondern es ist auch gut, wenn wir sonst nichts sehen, als sie. Beim Shakespeare ist es der einzige Hamlet, mit dem sich das Gespenst einläßt; in der Szene, wo die Mutter dabei ist, wird es von der Mutter weder gesehen noch gehört. Alle unsere Beobachtung geht also auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauer und Schrecken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, desto bereitwilliger sind wir, die Er-

scheinung, welche diese Zerrüttung in ihm verursacht für eben das zu halten, wofür er sie hält. Das Gespenst wirkt auf uns mehr durch ihn, als durch sich selbst. Der Eindruck, welchen es auf ihn macht, geht in uns über, und die Wirkung ist zu augenscheinlich und zu stark, als daß wir an der außerordentlichen Ursache zweifeln sollten. Wie wenig hat Voltaire auch diesen Kunstgriff verstanden! Es erschrecken über seinen Geist viele, aber nicht viel. Semiramis ruft einmal: Himmel, ich sterbe! und die anderen machen nicht mehr Umstände mit ihm, als man ungefähr mit einem weit entfernt geglaubten Freunde machen würde, der auf einmal ins Zimmer tritt.

„Ich bemerkte noch einen Unterschied, der sich zwischen den Gespenstern des englischen und französischen Dichters findet. Voltaire's Gespenst ist nichts als eine poetische Maschine, die nur des Knotens wegen da ist, es interessiert uns für sich selbst nicht im geringsten. Shakespeare's Gespenst hingegen ist eine wirklich handelnde Person, an dessen Schicksal wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid. Dieser Unterschied entsprang ohne Zweifel aus der verschiedenen Denkart beider Dichter von den Gespenstern überhaupt. Voltaire betrachtet die Erscheinung eines Verstorbenen als ein Wunder, Shakespeare als eine ganz natürliche Begebenheit. Wer von beiden philosophischer denkt, dürfte keine Frage sein, aber Shakespeare dachte poetischer. Der Geist des Ninus kam bei Voltaire als ein Wesen, das noch jenseit des Grabes angenehmer und unangenehmer Empfindungen fähig ist und mit welchem wir also Mitleid haben können, in keine Betrachtung. Er wollte bloß damit lehren, daß die höchste Macht, um verborgene Verbrechen ans Licht zu bringen und zu bestrafen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Gesetzen mache. Ich will nicht sagen, daß es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf sagen, daß diese Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig ist, daß es sehr lehrreiche vollkommene Stücke geben kann, die auf keine solche einzelne Maxime abzwecken, daß man Unrecht thut, den letzten Sittenspruch, den man zum Schlusse verschiedener Trauerspiele der Alten findet, so anzusehen, als ob das Ganze nur um seinetwillen da wäre. Wenn daher die Semiramis des Herrn von Voltaire weiter kein Verdienst hätte, als dieses, worauf er sich so viel zu gut thut, daß man nämlich daraus die höchste Gerechtigkeit verehren lerne, die außerordentliche Lasterthaten zu strafen, außerordentliche Wege wähle: so würde Semiramis in meinen Augen nur ein sehr mittelmäßiges Stück sein, besonders da diese Moral selbst nicht eben die erbaulichste ist. Denn es ist unstreitig dem weisesten Wesen weit anständiger, wenn es dieser außerordentlichen Wege nicht bedarf, und wir uns die Bestrafung des Guten und Bösen in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeschlochten denken.“

Man sieht, Lessing's Kritik trifft hier den tiefsten Grund der Voltaire'schen Poesie. Die Natur verbessern zu müssen, das schien dem eiteln Franzosen eine ausgemachte Sache zu sein; daß er selber sie verbessern könne, war ihm eine selbstverständliche Annahme, und so „verbesserte“ er sie denn auf die unnatürlichste Weise durch die — wie Lessing sagt — poetischen Maschinen, die bei Voltaire eine so große Rolle spielen. Man entferne aus der Henriade diese poetischen

Maschinen und die ganze Exposition dieses viel beschriebenen Epos geht aus dem Reim.

Nachdem Lessing bei der Beurtheilung der Semiramis Voltaire's poetisches Unvermögen dargethan, zeigt er uns bei einer andern Gelegenheit die Oberflächlichkeit des Franzosen. Voltaire's Zaire war von Aaron Hill ins Englische übersetzt worden. Der Uebersetzer war selbst ein nicht schlechter dramatischer Dichter. „Voltaire fand sich sehr dadurch geschmeichelt, und was er in dem ihm eigenen Tone der stolzen Bescheidenheit in der Aufschrift seines Stückes an den Engländer Fadener davon sagt, verdient gelesen zu werden. Nur muß man nicht alles für vollkommen so wahr annehmen, als er es ausgibt. Wehe dem, der Voltaire's Schriften überhaupt nicht mit dem skeptischen Geiste liest, in welchem er einen Theil derselben geschrieben hat! Er sagt z. B. zu seinem englischen Freunde: „Eure Dichter hatten eine Gewohnheit, der sich selbst Addison unterworfen; denn Gewohnheit ist so mächtig als Vernunft und Gesetz. Diese gar nicht vernünftige Gewohnheit bestand darin, daß jeder Akt mit Versen beschloffen werden mußte, die in einem ganz andern Geschmacke waren, als das Uebrige des Stückes, und nothwendig mußten diese Verse eine Vergleichung enthalten. Der Uebersetzer der Zaire ist der erste, der es gewagt hat, die Rechte der Natur gegen einen von ihr so entfernten Geschmack zu behaupten. Er hat diesen Gebrauch abgeschafft, er hat es empfunden, daß die Leidenschaft ihre wahre Sprache führen und der Poet sich überall verbergen müsse, um uns nur den Helden erkennen zu lassen.“

„Es sind nicht mehr als nur drei Unwahrheiten in dieser Stelle, und das ist für den Herrn von Voltaire eben nicht viel. Wahr ist es, daß die Engländer von Shakspeare an, und vielleicht auch noch von länger her, die Gewohnheit gehabt, ihre Aufzüge, die in ungereimten Versen geschrieben waren, mit ein paar gereimten Zeilen zu enden. Aber daß diese gereimten Zeilen nichts als Vergleichen enthalten, daß sie nothwendig Vergleichen enthalten müssen, das ist grundfalsch, und ich begreife gar nicht, wie der Herr von Voltaire einem Engländer, von dem er doch glauben konnte, daß er die tragischen Dichter seines Volkes auch gelesen habe, so etwas unter die Nase sagen können. Zweitens ist es nicht an dem, daß Hill in seiner Uebersetzung der Zaire von dieser Gewohnheit abgegangen. Es ist zwar beinahe nicht glaublich, daß der Herr von Voltaire die Uebersetzung seines Stückes nicht genauer sollte angesehen haben, als ich oder ein anderer. Gleichwohl muß es so sein. Denn so gewiß sie in reimfreien Versen ist, so gewiß schließt auch jeder Akt mit zwei oder vier gereimten Zeilen. Vergleichen enthalten sie freilich nicht, aber wie gesagt, unter allen dergleichen gereimten Zeilen, mit welchen Shakspeare, und Johnson, und Dryden, und Lee, und Otway, und Kave, und wie sie alle heißen, ihre Aufzüge schließen, sind sicherlich hundert gegen fünf, die gleichfalls keine enthalten. Was hatte Hill denn also besonders? Hätte er aber auch wirklich das Besondere gehabt, das ihm Voltaire leiht: so wäre doch drittens das nicht wahr, daß sein Beispiel von dem Einflusse gewesen, von dem es Voltaire sein läßt. Noch bis diese Stunde erscheinen in England ebenso viel, wo nicht noch mehr Trauerspiele, deren Akte sich mit gereimten Zeilen enden, als die es nicht thun. Hill selbst hat in keinem einzigen Stücke, deren er doch verschiedene nach der Uebersetzung der Zaire gemacht, sich der alten Mode gänzlich entäußert.“

Zu der unmaßigen Oberflächlichkeit Voltaire's gehört es auch, wenn er den Essex des Korneille auf eine Weise kritisirte, daß er durch jede seiner Ausstellungen nur sich selber lächerlich machte. Es ist ein eigenthümliches Schauspiel, wenn man sieht, wie der Deutsche Lessing den Franzosen Korneille gegen den Franzosen Voltaire vertheidigt. Die Kritik des letzteren war unter andern auch außerordentlich schwach in allen historischen Erinnerungen. „Es gehört mit unter die Schwachheiten des Herrn von Voltaire,“ sagt Lessing, „daß er ein sehr profunder Historikus sein will. Er schwang sich also auch bei dem Essex auf dieses sein Streitroß und tummelte es gewaltig herum. Schade nur, daß alle die Thaten, die er verrichtet, des Staubes nicht werth sind, den er erregt.“ Die Unkenntniß in der Geschichte war nämlich bei dem göttlichen Franzosen so groß, daß er unter andern nicht einmal wußte, daß Robert Dudley und der Graf Leicester dieselbe Person ist. Voltaire hatte auch voller Hohn dem Korneille verschiedene angebliche Unrichtigkeiten in der Geschichte vorgeworfen. Lessing erwidert darauf, daß man vom tragischen Dichter nur geschichtliche Tugenden seiner Charaktere fordern könne. „Sein Werk mit der Geschichtstafel in der Hand untersuchen; ihn vor den Richterstuhl der Geschichte führen, um ihn da jedes Datum, jede beiläufige Erwähnung, auch wohl solcher Personen, über welche die Geschichte selbst in Zweifel ist, mit Zeugnissen belegen zu lassen: heißt ihn und seinen Beruf verkennen, heißt von dem, dem man diese Verkennung nicht zutrauen kann, mit einem Worte schikaniren. Zwar bei dem Herrn von Voltaire könnte es leicht weder Verkennung noch Schikane sein. Denn Voltaire ist selbst ein tragischer Dichter und unstreitig ein weit größerer als der jüngere Korneille. Es wäre denn, daß man ein Meister in einer Kunst sein und doch falsche Begriffe von der Kunst haben könnte. Und was die Schikane anbelangt, die ist, wie die ganze Welt weiß, sein Werk nun gar nicht. Was ihr in seinen Schriften hier und da ähnlich steht, ist nichts als Laune; aus bloßer Laune spielt er dann und wann in der Poetik den Historikus, in der Historie den Philosophen und in der Philosophie den witzigen Kopf.“ —

Der göttliche Voltaire war aber nicht allein ein unberufener Poet, ein oberflächlicher Beurtheiler, ein Ignorant in vielen Dingen, ein starker Vertreter der Schikane, er war auch ein Plagiator, der sein Vorbild erst beraubte und nachher noch verspottete. Der italienische Dichter Maffei hatte ein Trauerspiel, *Merope*, geschrieben. Voltaire verfertigte ein gleichnamiges Stück, „vermuthlich zu Cirey bei seiner Urania, der Marquise du Chatelet. Im Januar 1738 lag die Handschrift davon zu Paris bei dem Vater Brumoy, der als Jesuit und als Verfasser des *Théâtre des Grecs* am geschicktesten war, die besten Vorurtheile dafür einzusüßen und die Erwartung der Hauptstadt diesen Vorurtheilen gemäß zu stimmen. Brumoy zeigte sie den Freunden des Verfassers, und unter andern mußte er sie auch dem alten Vater Lournemine schicken, der, sehr geschmeichelt, von seinem lieben Sohne Voltaire über ein Trauerspiel, über eine Sache, wovon er eben nicht viel verstand, um Rath gefragt zu werden, ein Briefchen voller Lobeserhebungen an jenen dafür zurückschrieb, welches nachher allen unberufenen Kunststreichern zur Lehre und zur Warnung jederzeit dem Stücke selbst vorgedruckt worden. Es wird darin für eines von den vollkommensten Mustern erklärt, und wir können uns nunmehr ganz zufrieden geben, daß das Stück des Euripides gleichen Inhalts ver-

loren gegangen; oder vielmehr, dieses ist nun nicht länger verloren, Voltaire hat es uns wieder hergestellt.

„Voltaire's *Merope* ist durch die *Merope* des Maffei veranlaßt worden. Aber veranlaßt sagt wohl zu wenig, denn jene ist ganz aus dieser entstanden, Fabel und Plan und Sitten gehören dem Maffei; Voltaire würde ohne ihn gar keine oder doch sicherlich eine ganz andere *Merope* geschrieben haben. — Die *Merope* des Maffei war bereits zweimal ins Französische übersezt, als der Herr von Voltaire sich nochmals darüber machen wollte, um sie auch wirklich auf die französische Bühne zu bringen. Doch er fand bald, daß dieses durch eine eigentliche Uebersetzung nicht geschehen könnte, wovon er die Ursachen in dem Schreiben an den Maffei, welches er nachher seiner eignen *Merope* vorsezt, umständlich angibt. Der Ton, sagt er, sei in der italienischen *Merope* viel zu naiv und blückerlich, und der Geschmack des französischen Parterres viel zu fein, viel zu verzärtelt, als daß ihm die bloße simple Natur gefallen könne. Es wolle die Natur nicht anders als unter gewissen Zügen der Kunst sehen, und diese Züge müßten zu Paris weit anders als in einer italienischen Stadt sein. Das ganze Schreiben ist mit der äußersten Politesse abgefaßt, Maffei hat nirgend gefehlt, alle seine Nachlässigkeiten und Mängel werden auf die Nachlässigkeit seines Nationalgeschmacks geschrieben, es sind wohl noch gar Schönheiten, aber leider nur Schönheiten für Italien. Gewiß, man kann nicht höflicher kritisiren. Aber die verzweifelte Höflichkeit! Auch einem Franzosen wird sie gar bald zur Last, wenn seine Eitelkeit im geringsten dabei leidet. Die Höflichkeit macht, daß wir liebenswürdig scheinen, aber nicht groß, und der Franzose will eben so groß als liebenswürdig scheinen. Was folgt also auf die galante Zueignungsschrift des Herrn von Voltaire? Ein Schreiben eines gewissen de la Lindelle, welcher dem Maffei ebenso viel Grobheiten sagt, als ihm Voltaire Verbindliches gesagt hatte. Der Stil dieses de la Lindelle ist ziemlich der Voltairische Stil; es ist schade, daß eine so gute Feder nicht mehr geschrieben hat, und übrigens so unbekannt geblieben ist. Doch Lindelle sei Voltaire oder sei wirklich Lindelle, wer einen französischen Janustopf sehen will, der vorn auf die einschmeichelndste Weise lächelt und hinten die hämißlichsten Grimassen schneidet, der lese beide Briefe in einem Zuge. Ich möchte keinen geschrieben haben, am wenigsten aber beide.“

Nun folgt der eingehende und schlagende Beweis, daß Voltaire in allen Haupttheilen den Maffei nur ausgeschrieben hat; ebenso der Beweis, daß Aristoteles, auf den die Franzosen sich so gern beriefen, von ihnen gar nicht einmal verstanden worden sei, daß sie vielmehr dem griechischen Kunsttrichter das unterschoben, was ihnen selber in ihren Kram paßte. Die Alten verstanden die Regeln zu beobachten, die Franzosen wußten sich mit ihnen abzufinden.

Außer dem Voltaire gab es noch einen andern „göttlichen“ Franzosen, den den göttlichen Voltaire sogar noch in Schatten stellte: das war der ältere Korneille. Lessing zog auch ihn vor seinen kritischen Richterstuhl, und bewies, daß der große Korneille ebenso armselig sei, als der göttliche Voltaire. Die Kritik Lessing's über die *Robogune*, das Meisterwerk des Peter Korneille, bildet den Glanzpunkt der Hamburgischen Dramaturgie. Wir wollen auch diese Kritik in der Kürze betrachten. Die Regeln, welche Lessing in ihr aufstellt, gelten für alle

Zeiten, und für die deutsche Literatur der Gegenwart ganz besonders. Der historische Inhalt des Stückes von Corneille ist folgender: Der König Demetrius Nikanor von Syrien hat eine Gemahlin, Kleopatra, und mit ihr zwei Söhne. Kleopatra ermordet den Demetrius aus Eifersucht gegen die Rodogune, eine zweite Gemahlin des Königs. Kleopatra erschießt auch eigenhändig mit einem Pfeile ihren ältesten Sohn, von dem sie beforgt, daß er den Tod des Vaters rächen würde; sie will endlich den zweiten Sohn vergiften, aber von diesem wird sie gezwungen, den schon zubereiteten Giftbecher selbst zu trinken. Lessing bemerkt nun zu dem Stücke folgendes:

„Dieser dreifache Mord würde nur eine Handlung ausmachen, die ihren Anfang, ihr Mittel und ihr Ende in der nämlichen Leidenschaft der nämlichen Person hätte. Was fehlt ihr also noch zum Stoffe einer Tragödie? Für das Genie fehlt ihr nichts, für den Stümper alles. Da ist keine Liebe, da ist keine Verwicklung, keine Erkennung, kein unerwarteter wunderbarer Zwischenfall, alles geht seinen natürlichen Gang. Dieser natürliche Gang reizt das Genie, und den Stümper schreckt er ab. Das Genie können nur Begebenheiten beschäftigen, die in einander begründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen. Diese auf jene zurückzuführen, jene gegen diese abzuwägen, überall das Ungefähre auszuschließen, alles was geschieht so geschehen zu lassen, daß es nicht anders geschehen können: das, das ist seine Sache, wenn es in dem Felde der Geschichte arbeitet, um die unnützen Schätze des Gedächtnisses in Nahrung des Geistes zu verwandeln. Der Witz hingegen, der nicht auf das in einander Begründete, sondern nur auf das Ähnliche und Unähnliche geht, wenn er sich an Werte wagt, die dem Genie allein aufgespart bleiben sollten, hält sich bei Begebenheiten auf, die weiter nichts mit einander gemein haben, als daß sie zugleich geschehen. Diese mit einander zu verbinden, ihre Fäden so durch einander zu flechten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andere gestürzt werden: das kann er, der Witz, und nur das. Aus der beständigen Durchkreuzung solcher Fäden von ganz verschiedenen Farben entsteht dann eine Kontextur, die in der Kunst eben das ist, was die Weberei Changeant nennt: ein Stoff, von dem man nicht sagen kann, ob er blau oder roth, grün oder gelb ist; der beides ist, der von dieser Seite so, von der andern anders erscheint; ein Spielwerk der Mode, ein Gaukelzug für Kinder.

„Nun urtheile man, ob der große Corneille seinen Stoff mehr als ein Genie oder als ein witziger Kopf bearbeitet habe. Es bedarf zu dieser Beurtheilung weiter nichts, als die Anwendung eines Satzes, den niemand in Zweifel zieht: das Genie liebt Einfalt, der Witz Verwicklung.

„Kleopatra bringt in der Geschichte*) ihren Gemahl aus Eifersucht um. Aus Eifersucht? dachte Corneille: das wäre ja eine ganz gemeine Frau; nein, meine Kleopatra muß eine Heldin sein, die noch wohl ihren Mann gern verloren hätte, aber durchaus nicht den Thron; daß ihr Mann Rodogune liebt, muß sie nicht so sehr schmerzen, als daß Rodogune Königin sein soll, wie sie, das ist weit erhabener.

*) Beim Appianus Alexandrinus.

„Ganz recht, weit erhabener und weit — unnatürlicher. Denn einmal ist der Stolz überhaupt ein weit unnatürlicheres, ein gekünstelteres Laster, als die Eifersucht. Zweitens ist der Stolz eines Weibes noch unnatürlicher, als der Stolz eines Mannes. Die Natur rüstete das weibliche Geschlecht zur Liebe, nicht zu Gewaltthätigkeiten aus; es soll Zärtlichkeit, nicht Furcht erwecken, nur seine Reize sollen es mächtig machen, nur durch Liebkosungen soll es herrschen, und soll nicht mehr beherrschen wollen, als es genießen kann. Eine Frau, der das Herrschen nur des Herrschens wegen gefällt, bei der alle Neigungen dem Ehrgeize untergeordnet sind, die keine andere Glückseligkeit kennt, als zu gebieten, zu tyrannisiren und ihren Fuß ganzen Völkern auf den Nacken zu setzen, so eine Frau kann wohl einmal, auch mehr als einmal wirklich gewesen sein, aber sie ist demungeachtet eine Ausnahme, und wer eine Ausnahme schildert, schildert unstreitig das minder Natürliche. Die Kleopatra des Korneille, die so eine Frau ist, die, ihren Ehrgeiz, ihren beleidigten Stolz zu befriedigen, sich alle Verbrechen erlaubt, die mit nichts als mit machiavellischen Maximen um sich wirft, ist ein Ungeheuer ihres Geschlechts, und Medea ist gegen sie tugendhaft und liebenswürdig. Denn alle die Grausamkeiten, welche Medea begeht, begeht sie aus Eifersucht. Einer zärtlichen, eifersüchtigen Frau will ich noch alles vergeben, sie ist das, was sie sein soll, nur zu heftig. Aber gegen eine Frau, die aus kaltem Stolze, aus überlegtem Ehrgeize Frevelthaten verübt, empört sich das ganze Herz, und alle Kunst des Dichters kann sie uns nicht interessant machen. Wir staunen sie an, wie wir ein Monstrum anstaunen, und wenn wir unsere Neugierde gestättigt haben, so danken wir dem Himmel, daß sich die Natur nur alle tausend Jahre einmal so verirrt, und ärgern uns über den Dichter, der uns dergleichen Mißgeschöpfe für Menschen verkaufen will, deren Kenntniß uns ersprießlich sein könnte. Man gehe die ganze Geschichte durch; unter fünfzig Frauen, die ihre Männer vom Throne gestürzt und ermordet haben, ist kaum eine, von der man nicht beweisen könnte, daß nur beleidigte Liebe sie zu diesem Schritte bewogen. Aus bloßem Regierungsnemde, aus bloßem Stolze das Szepter selbst zu führen, welches ein liebevoller Ehemann führte, hat sich schwerlich eine so weit vergangen. Viele, nachdem sie als beleidigte Gattinnen die Regierung an sich gerissen, haben diese Regierung mit allem männlichen Stolze verwaltet, das ist wahr. Sie hatten bei ihren kalten, mürrischen, treulosen Gatten alles, was die Untertwürfigkeit kränkendes hat, zu sehr erfahren, als daß ihnen nachher ihre mit der äußersten Gefahr erlangte Unabhängigkeit nicht um so viel schätzbarer hätte sein sollen. Aber sicherlich hat keine das bei sich gedacht und empfunden, was Korneille seine Kleopatra selbst von sich sagen läßt, die unsinnigsten Bravaden des Lasters. Der größte Bösewicht weiß sich vor sich selbst zu entschuldigen, sucht sich selbst zu überreden, daß das Laster, welches er begeht, kein so großes Laster sei, oder daß ihn die unvermeidliche Nothwendigkeit es zu begehen zwingt. Es ist wider alle Natur, daß er sich des Lasters als Laster rühmt, und der Dichter ist äußerst zu tabeln, der aus Begierde, etwas Glänzendes und Starres zu sagen, uns das menschliche Herz so verkennt, als ob seine Grundneigungen auf das Böse, als das Böse, gehen könnten. Dergleichen mißgeschilberte Charaktere, dergleichen schauernde Tiraden sind indes bei keinem Dichter häufiger, als bei Korneille, und es könnte leicht sein, daß sich

zum Theil sein Beiname des Großen mit darauf gründe. Es ist wahr, alles athmet bei ihm Heroismus, aber auch das, was keines fähig sein sollte und wirklich auch keines fähig ist: das Laster. Den Ungeheuern, den Gigantischen hätte man ihn nennen sollen, aber nicht den Großen, denn nichts ist groß, was nicht wahr ist.

„In der Geschichte rächt sich Kleopatra bloß an ihrem Gemahl, an Rodogune konnte oder wollte sie sich nicht rächen. Bei dem Dichter ist jene Rache längst vorbei, die Ermordung des Demetrius wird bloß erzählt, und alle Handlung des Stücker geht auf Rodogune. Korneille will seine Kleopatra nicht auf halbem Wege stehen lassen; sie muß sich noch gar nicht gerächt zu haben glauben, wenn sie sich nicht auch an Rodogune rächt. Einer Eifersüchtigen ist es allerdings natürlich, daß sie gegen ihre Nebenbuhlerin noch unverföhnlicher ist, als gegen ihren treulosen Gemahl. Aber die Kleopatra des Korneille, wie gesagt, ist wenig oder gar nicht eifersüchtig; sie ist bloß ehrgeizig, und die Rache einer Ehrgeizigen sollte nie der Rache einer Eifersüchtigen ähnlich sein. Beide Leidenschaften sind zu sehr verschieden, als daß ihre Wirkungen die nämlichen sein könnten. Der Ehrgeiz ist nie ohne eine Art von Edelmuth, und die Rache streitet mit dem Edelmuth zu sehr, als daß die Rache des Ehrgeizigen ohne Maß und Ziel sein sollte. So lange er seinen Zweck verfolgt, kennt sie keine Grenzen, aber kaum hat er diesen erreicht, kaum ist seine Leidenschaft befriedigt, als auch seine Rache kälter und überlegender zu werden anfängt. Er proportionirt sie nicht sowohl nach dem erlittenen Nachtheile, als vielmehr nach dem noch zu besorgenden. Wer ihm nicht weiter schaden kann, von dem vergißt er es auch wohl, daß er ihm geschadet hat. Wen er nicht zu fürchten hat, den verachtet er, und wen er verachtet, der ist weit unter seiner Rache. Die Eifersucht hingegen ist eine Art von Neid, und Neid ist ein kleines, kriechendes Laster, das keine andere Befriedigung kennt, als das gänzliche Verderben seines Gegenstandes. Sie tobt in einem Feuer fort, nichts kann sie versöhnen; da die Beleidigung, die sie erweckt hat, nie aufhört, die nämliche Beleidigung zu sein, und immer wächst, je länger sie dauert: so kann auch ihr Durst nach Rache nie erlöschen, die sie spät oder früh immer mit gleichem Grimme vollziehen wird. Gerade so ist die Rache der Kleopatra beim Korneille, und die Mißthelligkeit, in der diese Rache also mit ihrem Charakter steht, kann nicht anders als äußerst beleidigend sein. Ihre stolzen Gestimmungen, ihr unbändiger Trieb nach Ehre und Unabhängigkeit, lassen sie uns als eine große erhabene Seele betrachten, die alle unsere Bewunderung verdient. Aber ihr tödtlicher Groll, ihre hämische Rachsucht gegen eine Person, von der ihr weiter nichts zu befürchten steht, die sie in ihrer Gewalt hat, der sie bei dem geringsten Funken von Edelmuth vergeben müßte; ihr Leichtsinns, mit dem sie nicht allein selbst Verbrechen begeht, mit dem sie auch anderen die unsinnigsten so plump und geradehin zumuthet, machen sie uns wiederum so klein, daß wir sie nicht genug verachten zu können glauben. Endlich muß diese Verachtung nothwendig jene Bewunderung aufzehren, und es bleibt in der ganzen Kleopatra nichts übrig, als ein häßliches, abscheuliches Weib, das immer sprubelt und rast und die erste Stelle im Tollhause verdient.

„Aber nicht genug, daß Kleopatra sich an Rodogune rächt, der Dichter will, daß sie es auf eine ganz ausnehmende Art und Weise thun soll. Wie fängt er

dieses an? Wenn Kleopatra selbst Kobogune aus dem Wege schafft, so ist das Ding viel zu natürlich, denn was ist natürlicher, als seine Feindin hinzurichten? Ginge es nicht an, daß zugleich eine Liebhaberin in ihr hingerichtet würde? Und daß sie von ihrem Liebhaber hingerichtet würde? Warum nicht? Laßt uns erdichten, daß Kobogune mit dem Demetrius noch nicht völlig vermählt gewesen; laßt uns erdichten, daß nach seinem Tode sich die beiden Söhne in die Braut des Vaters verliebt haben; laßt uns erdichten, daß die beiden Söhne Zwillinge sind, daß dem ältesten der Thron gehört, daß die Mutter es aber beständig verborgen gehalten, welcher von ihnen der älteste sei; laßt uns erdichten, daß sich endlich die Mutter entschlossen, dieses Geheimniß zu entdecken oder vielmehr nicht zu entdecken, sondern an dessen Statt denjenigen für den ältesten zu erklären und ihn dadurch auf den Thron zu setzen, welcher eine gewisse Bedingung eingehen wolle; laßt uns erdichten, daß diese Bedingung der Tod der Kobogune sei. Nun hätten wir ja, was wir haben wollten: beide Prinzen sind in Kobogune sterblich verliebt; wer von beiden seine Geliebte umbringen will, der soll regieren.

„Schön; aber könnten wir den Handel nicht noch mehr verwickeln? Könnten wir die guten Prinzen nicht noch in größere Verlegenheiten setzen? Wir wollen versuchen. Laßt uns also weiter erdichten, daß Kobogune den Anschlag der Kleopatra erfährt; laßt uns weiter erdichten, daß sie zwar einen von den Prinzen vorzüglich liebt, aber es ihm nicht bekannt hat, auch sonst keinem Menschen es bekannt hat, noch bekennen will; daß sie fest entschlossen ist, unter den Prinzen weder den geliebtesten, noch den, welchem der Thron heimfallen dürfte, zu ihrem Gemahl zu wählen; daß sie allein den wählen wolle, welcher sich ihr am würdigsten erzeigen werde: Kobogune muß gerächt sein wollen, muß an der Mutter der Prinzen gerächt sein wollen; Kobogune muß ihnen erklären: wer mich von euch haben will, der ermorde seine Mutter!

„Bravo! das nenne ich doch noch eine Intrigue! Diese Prinzen sind gut angekommen! Die sollen zu thun haben, wenn sie sich herauswickeln wollen! Die Mutter sagt zu ihnen: wer von euch regieren will, der ermorde seine Geliebte! Und die Geliebte sagt: wer mich haben will, ermorde seine Mutter! Es versteht sich, daß es sehr tugendhafte Prinzen sein müssen, die einander von Grund der Seele lieben, die viel Respekt vor dem Teufel von Mama und ebenso viel Zärtlichkeit für eine liebäugelnde Furie von Gebieterin haben. Denn wenn sie nicht beide sehr tugendhaft sind, so ist die Verwicklung so arg nicht, als es scheint, oder sie ist zu arg, daß es gar nicht möglich ist, sie wieder aufzuwickeln. Der eine geht hin und schlägt die Prinzessin todt, um den Thron zu haben: damit ist es aus. Oder der andere geht hin und schlägt die Mutter todt, um die Prinzessin zu haben: damit ist es wieder aus. Oder sie gehen beide hin und schlagen die Geliebte todt, und wollen beide den Thron haben: so kann es gar nicht aus werden. Oder sie schlagen beide die Mutter todt, und wollen beide das Mädchen haben: und so kann es wiederum nicht aus werden. Aber wenn sie beide sehr tugendhaft sind, so will keiner weder die eine noch die andere todt schlagen, so stehen sie beide und sperren das Maul auf, und wissen nicht, was sie thun sollen, und das ist eben die Schönheit davon. Freilich wird das Stück dadurch ein sehr sonderbares Ansehen bekommen, daß die Weiber darin ärger als rasende Männer, und

die Männer weibischer als die armseligsten Weiber handeln: aber was schadet das? Vielmehr ist dieses ein Vorzug des Stücker mehr, denn das Gegentheil ist so gewöhnlich, so abgedroschen! —

„Doch im Ernste: ich weiß nicht, ob es viel Mühe kostet, dergleichen Erbdichtungen zu machen; ich habe es nie versucht, ich möchte es auch schwerlich jemals versuchen. Aber das weiß ich, daß es einem sehr sauer wird, dergleichen Erbdichtungen zu verdauen. Denn wozu alle diese Erbdichtungen? Machen sie in der Geschichte, die Korneille damit überladet, das geringste wahrscheinlicher? Sie sind nicht einmal für sich selbst wahrscheinlich. Korneille prahlte damit, als mit sehr wunderbaren Anstrengungen der Einbildungskraft, und er hätte doch wohl wissen sollen, daß nicht das bloße Erdichten, sondern das zweckmäßige Erdichten einen schöpferischen Geist beweise.

„Der Poet findet in der Geschichte eine Frau, die Mann und Söhne ermordet; eine solche That kann Schrecken und Mitleid erwecken, und er nimmt sich vor, sie in einer Tragödie zu behandeln. Aber die Geschichte sagt ihm weiter nichts als das bloße Faktum, und dieses ist ebenso gräßlich als außerordentlich. Es gibt höchstens drei Szenen, und da es von allen näheren Umständen entblößt ist, drei unwahrscheinliche Szenen. Was thut also der Poet?

„So wie er diesen Namen mehr oder weniger verdient, wird ihm entweder die Unwahrscheinlichkeit oder die magere Kürze der größere Mangel seines Stücker scheinen.

„Ist er in dem erstern Falle, so wird er vor allen Dingen bedacht sein, eine Reihe von Ursachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahrscheinlichen Verbrechen nicht wohl anders als geschehen müssen. Unzufrieden, ihre Möglichkeit nur auf die historische Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er suchen die Charaktere seiner Personen so anzulegen; wird er suchen die Vorfälle, welche diese Charaktere in Handlung setzen, so nothwendig einen aus dem andern entspringen zu lassen; wird er suchen, die Leidenschaften nach eines jeden Charakter so abzumessen; wird er suchen, diese Leidenschaften durch so allmälige Stufen durchzuführen: daß wir überall nichts als den natürlichsten Verlauf wahrnehmen; daß wir bei jedem Schritte, den er seine Personen thun läßt, bekennen müssen, wir würden ihn in dem nämlichen Grade der Leidenschaft, bei der nämlichen Lage der Sachen, selbst gethan haben; daß uns nichts dabei befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, vor dem unsere Vorstellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich voll des innigsten Mitleids gegen die, welche ein so verhängnißvoller Strom dahineißt und voll Schrecken über das Bewußtsein befinden, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahineißten, Dinge zu begehen, die wir bei kaltem Blute weit von uns entfernt glauben. — Und schlägt der Dichter diesen Weg ein, sagt ihm sein Genie, daß er darauf nicht schimpflich ermatten werde, so ist mit eins auch jene magere Kürze seiner Fabel verschwunden; es bekümmert ihn nun nicht mehr, wie er mit so wenigen Vorfällen fünf Akte füllen wolle; ihm ist nur bange, daß fünf Akte alle den Stoff nicht fassen werden, der sich unter seiner Bearbeitung aus sich selbst immer mehr und mehr vergrößert, wenn er einmal der verborgenen Organifazion desselben auf die Spur gekommen und sie zu entwickeln versteht.

„Singen dem Dichter, der diesen Namen weniger verdient, der weiter nichts

als ein wichtiger Kopf, als ein guter Verfemacher ist, dem, sage ich, wird die Unwahrscheinlichkeit seines Vorwurfs so wenig anstößig sein, daß er vielmehr eben hierin das Wunderbare desselben zu finden vermeint, welches er auf keine Weise vermindern dürfe, wenn er sich nicht selbst des sichersten Mittels berauben wolle, Schrecken und Mitleid zu erregen. Denn er weiß so wenig, worin eigentlich dieser Schrecken und dieses Mitleid besteht, daß er, um jenes hervorzubringen, nicht sonderbare, unerwartete, unglaubliche, ungeheure Dinge genug häufen zu können glaubt, und um dieses zu erwecken, nur immer seine Zuflucht zu den außerordentlichsten, gräßlichsten Unglücksfällen und Frevelthaten nehmen zu müssen vermeint. Raum hat er also in der Geschichte eine Kleopatra, eine Mörderin ihres Gemahls und ihrer Söhne aufgejagt, so sieht er, um eine Tragödie daraus zu machen, weiter nichts dabei zu thun, als die Lücken zwischen beiden Verbrechen auszufüllen, und sie mit Dingen auszufüllen, die wenigstens ebenso befremdend sind, als diese Verbrechen selbst. Alles dieses, seine Erfindungen und die historischen Materialien, knetet er dann in einen feinen langen, feinen schwer zu fassenden Roman zusammen; und wenn er es so gut zusammen geknetet hat, als sich nur immer Häckel und Mehl zusammen kneten lassen: so bringt er seinen Teig auf das Drahtgerippe von Akten und Szenen, läßt erzählen und erzählen, läßt rasen und reimen, und in vier, sechs Wochen, nachdem ihm das Reimen leichter oder saurer ankommt, ist das Wunder fertig; es heißt ein Trauerspiel, wird gedruckt und aufgeführt, gelesen und angesehen, bewundert oder ausgepiffen, beibehalten oder vergessen, so wie es das liebe Glück will. Denn et habent sua fata libelli.

„Darf ich es wagen, die Anwendung hiervon auf den großen Korneille zu machen? Oder brauche ich sie noch lange zu machen? — Nach dem geheimnißvollen Schicksale, welches die Schriften so gut als die Menschen haben, ist seine Rodogune nun länger als hundert Jahre als das größte Meisterstück des größten tragischen Dichters von ganz Frankreich, und gelegentlich mit von ganz Europa bewundert worden. Kann eine hundertjährige Bewunderung wohl ohne Grund sein? Wo haben die Menschen so lange ihre Augen, ihre Empfindung gehabt? War es von 1644 bis 1767 allein dem hamburgischen Dramaturgisten aufbehalten, Flecken in der Sonne zu sehen und ein Gestirn auf ein Meteor herabzusetzen?

„O nein! Schon im vorigen Jahrhundert saß einmal ein ehrlicher Hurone in der Bastille zu Paris, dem ward die Zeit lang, ob er schon in Paris war, und vor langer Weile studirte er die französischen Poeten; diesem Huronen wollte die Rodogune gar nicht gefallen. Hernach lebte, zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts, irgendwo in Italien ein Pedant, der hatte den Kopf von den Trauerspielen der Griechen und seiner Landsleute des sechszehnten Säculi voll und der fand an der Rodogune ebenfalls vieles auszusetzen. Endlich kam vor einigen Jahren sogar ein Franzose, sonst ein gewaltiger Verehrer des Korneille'schen Namens (denn weil er reich war und ein sehr gutes Herz hatte, so nahm er sich einer armen verlassenen Enkelin dieses großen Dichters an, ließ sie unter seinen Augen erziehen, lehrte sie hübsche Verse machen, sammelte Almosen für sie, schrieb zu ihrer Aussteuer einen großen einträglichen Commentar über die Werke ihres Großvaters &c.), aber gleichwohl erklärte er die Rodogune für ein sehr ungereimtes Gedicht,

und wollte sich des Todes verwundern, wie ein so großer Mann, als der große *Korneille*, solch widersinniges Zeug habe schreiben können*). — Bei einem von diesen ist der Dramaturgист umstreitig in die Schule gegangen, und aller Wahrscheinlichkeit nach bei dem letztern, denn es ist doch gemeiniglich ein Franzose, der den Ausländern über die Fehler eines Franzosen die Augen öffnet. Diesem ganz gewiß betet er nach; oder ist es nicht diesem, wenigstens dem Wältschen, wo nicht gar dem Huronen. Von einem muß er es doch haben. Denn daß ein Deutscher selbst dächte, von selbst die Kühnheit hätte, an der Vortrefflichkeit eines Franzosen zu zweifeln, wer kann sich das einbilden? —

Was Lessing über den göttlichen *Voltaire* und *Korneille* den Großen sagte, war so wahr und so vernichtend, daß diese beiden Höhen in Deutschland dadurch von ihren Postamenten gestürzt wurden und dem französischen Geschmacke fortan keine neuen Jünger mehr zugeführt werden konnten. Wenn in Deutschland überhaupt eine nationale Kunst sich entwickeln sollte, so war das erste Erforderniß, daß die deutsche Literatur von dem französischen Geschmacke gereinigt wurde. Wenn man die damaligen Zeitverhältnisse ansieht, wenn man bedenkt, wie sehr das französische Wesen von allen deutschen Höfen damaliger Zeit durch Wort und That verbreitet und gestülzt, die deutsche Sitte und die deutsche Literatur verachtet und unterdrückt wurde, so erscheint ein erfolgreicher Kampf eines einzelnen Menschen gegen dieses gefährliche Unkraut, das seine Wurzeln bis in das Lebensmark wuchernd hineingestreckt hatte, fast eine Unmöglichkeit, und es gehörte ein so gewaltiger Geist wie Lessing dazu, um den Niesenkampf glücklich und siegreich zu Ende zu führen, und dadurch das Feld zu reinigen, auf welchem fortan die deutsche Kunst Wurzel fassen und Blätter gewinnen konnte.

Doch nicht allein das Schädliche ausrotten, nicht allein die Irrwege versperren wollte Lessing; mit sicherem Geschmack wies er auf die Führer hin, an deren Hand eine junge Kunst sicher zu den Höhen der Vollkommenheit sich emporringen kann. Im *Laokoon* hatte Lessing bereits die alles beherrschende Stellung *Homer's* und seine noch immer nicht übertroffene Kunst gezeichnet, in der Dramaturgie stellte er den Deutschen noch einen andern Dichter als Muster hin, den einzigen, der von allen Dichtern damaliger Zeit neben den Alten genannt zu werden verdiente: den Engländer *Shakespeare*. Ihn verglich er mit der *Kamera obscura*, welche uns das Bild der Natur in den getreuesten Zügen wiedergibt; zu seinem Studium forderte er nachdrücklich auf, doch warnte er, den großen Briten zu plündern. Auf die geringste seiner Schönheiten sei ein Stempel gedrückt, welcher sie der ganzen Welt kenntlich mache, und diese Schönheit sei eine so vollendete, daß jeder verlieren müsse, der das Herz habe, sich neben sie zu stellen. *Shakespeare's* historische Schauspiele vergleicht er mit einem großartigen Freskogemälde, dem die Tragödie französischen Geschmacks wie ein Miniaturbildchen für einen Ring gegenüber steht. Wenn Lessing dem „übermenschlichen“ *Genius*

*) Unter dem Huronen ist *Voltaire* zu verstehen, in seiner Erzählung *l'Ingenu* läßt er einen Wilden über das französische Theater urtheilen. Der Kommentator des *Korneille* ist wiederum *Voltaire*. Wen Lessing unter dem Italiener versteht, weiß ich nicht zu sagen. Vielleicht ist es, ebenso wie der Hurone, nochmals *Voltaire*.

Shakespeare's, wie Coleridge ihn nennt, die Werke der deutschen dramatischen Kunst gegenüber hielt, so schrumpften sie allerdings auf ein sehr winziges Maß zusammen, aber um nicht viel größer waren die Erzeugnisse französischer Aunahme. Die Deutschen hatten noch kein Theater, aber die Franzosen hatten auch noch keins, wenn sie ihre flachen, kalten Stücke gleich für vollendete Muster anzupreisen allzeit fertig waren. Und so weit waren die Franzosen noch von der Erkenntniß des Wesens der wahren Tragödie entfernt, daß ein Voltaire den Hamlet des Shakespeare für „das Produkt der Fantasie eines trunkenen Wilden“ erklären konnte! Wahrlich, die deutsche Kunst kann es nie genug anerkennen, daß Lessing sie von solchen Mustern befreit hat.

Auch darauf machte Lessing aufmerksam, daß der Schauspieler seine Kunst bei Shakespeare ebenso sehr bereichern könne, als der Dichter. „Wenn Shakespeare,“ sagt er, „nicht ein ebenso großer Schauspieler in der Ausübung gewesen ist, als er ein dramatischer Dichter war, so hat er doch wenigstens ebenso gut gewußt, was zu der Kunst des einen, als was zu der Kunst des andern gehört. In vielerleicht hatte er über die Kunst des erstern um so viel tiefer nachgedacht, weil er so viel weniger Genie dazu hatte. Wenigstens ist jedes Wort, das er dem Hamlet, wenn er die Komödianten abridhet, in den Mund legt, eine goldene Regel für alle Schauspieler, denen an einem vernünftigen Beifalle gelegen ist. Ich bitte euch, läßt er ihn unter andern zu den Komödianten sagen, spricht die Rede so, wie ich sie euch vorsagte, die Zunge muß nur eben darüber hinlaufen. Aber wenn ihr sie mir so herauskasselt, wie es manche von unseren Schauspielern thun, seht, so wäre mir es ebenso lieb gewesen, wenn der Stadtschreier meine Verse gesagt hätte. Auch durchsägt mir mit eurer Hand nicht so sehr die Luft, sondern macht alles hübsch artig; denn mitten in dem Strome, mitten in dem Sturme, mitten, so zu sagen, in dem Wirbelwinde der Leidenschaften müßt ihr noch einen Grad von Mäßigung beobachten, der ihnen das Glatte und Geschmeidige gibt.“

In diesem Sinne führt Lessing seine Bemerkungen über die Schauspielkunst weiter, und gibt an verschiedenen Stellen äußerst feine, von der glücklichsten und schärfsten Beobachtung zeugende Regeln. Nicht allein für die einzelnen Momente der Darstellung weiß Lessing treffende Winke zu geben, sondern in derselben großartigen Weise, nach welcher er für alles, worüber er spricht, stets auf die Grundbedingungen zurückgeht, übt er an seinen Schauspielern auch eine erziehende Thätigkeit und bezeichnet ihnen den Standpunkt, den sie einnehmen müssen, wenn eine kritische Thätigkeit überhaupt für sie von Nutzen sein soll. „Ich weiß,“ sagt er, „einem Künstler nur eine einzige Schmeichelei zu machen, und diese besteht darin, daß ich annehme, er sei von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunst gehe bei ihm über alles, er höre gern frei und laut über sich urtheilen, und wolle sich lieber auch dann und wann falsch als feltner beurtheilt wissen. Wer diese Schmeichelei nicht versteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre und er ist es nicht werth, daß wir ihn studiren. Der wahre Virtuose glaubt es nicht einmal, daß wir seine Vollkommenheit einsehen und empfinden, wenn wir auch noch so viel Geschrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für seine Schwäche haben. Er spottet bei sich über jede uneingeschränkte

Bewunderung, und nur das Lob desjenigen sigelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Recht hat, ihn zu tabeln.“

Was Lessing hier von dem Schauspieler im besondern sagt, gilt im allgemeinen von jedem, der nach irgend einem Ziele strebt; wenn auch ihm das Erreichen des Zieles nicht über alles gilt, wenn falsche, eitle Empfindlichkeit ihn gegen jeden wohlgemeinten Tadel aufbringt, so wird er auf seinem Wege nicht weit kommen. Fast jede kleine Bemerkung Lessing's gewinnt einen weitgehenden Gesichtskreis, und ihre Tragweite reicht bis in die Mitte aller entsprechenden Verhältnisse. Keine schöneren Regeln können für jeden mündlichen Vortrag gegeben werden, als jene feinsinnigen Vorschriften im achten Stück der Dramaturgie. Es heißt an dieser Stelle: „Man weiß, was in der Musik das Mouvemement heißt; nicht der Takt, sondern der Grad der Langsamkeit oder Schnelligkeit, mit welchem der Takt gespielt wird. Dieses Mouvemement ist durch das ganze Stück gleichförmig; in dem nämlichen Maße der Geschwindigkeit, in welchem die ersten Takte gespielt worden, müssen sie alle bis zu dem letzten gespielt werden. Die Einförmigkeit ist in der Musik nothwendig, weil Ein Stück nur einerlei ausdrücken kann, und ohne dieselbe gar keine Verbindung verschiedener Instrumente und Stimmen möglich sein würde. Mit der Deklamazion hingegen ist es ganz anders. Wenn wir eine Periode von mehreren Gliedern als ein besonderes musikalisches Stück annehmen, und die Glieder als die Takte desselben betrachten, so müssen diese Glieder, auch alsdann, wenn sie vollkommen gleicher Länge wären und aus der nämlichen Anzahl von Silben des nämlichen Zeitmaßes bestünden, dennoch nie mit einerlei Geschwindigkeit gesprochen werden. Denn da sie weder in Absicht auf die Deutlichkeit und den Nachdruck noch in Rücksicht auf den in der ganzen Periode herrschenden Affect von einerlei Werth und Belang sein können, so ist es der Natur gemäß, daß die Stimme die geringfügigern schnell heraus stößt, flüchtig und nachlässig darüber hinschlüpft, auf den beträchtlichern aber verweilt, sie dehnt und schleift, und jedes Wort, und in jedem Worte jeden Buchstaben uns zählt. Die Grade dieser Verschiedenheit sind unendlich, und ob sie sich schon durch keine Zeittheilchen bestimmen und gegen einander abmessen lassen, so werden sie doch auch von dem ungelehrtesten Ohre unterschieden; so wie von der ungelehrtesten Zunge beobachtet, wenn die Rede aus einem durchdrungenen Herzen, und nicht bloß aus einem fertigen Gedächtnisse fließt. Die Wirkung ist unglaublich, die dieses beständig wechselnde Mouvemement der Stimme hat, und werden vollends alle Abänderungen des Tones, nicht bloß in Ansehung der Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, sondern auch des Rauhen und Sanften, des Schneidenden und Runden, sogar des Holprichten und Geschmeidigen an den rechten Stellen damit verbunden, so entsteht jene natürliche Musik, gegen die sich unfehlbar unser Herz öffnet, weil es empfindet, daß sie aus dem Herzen entspringt, und die Kunst nur insofern daran Antheil hat, als auch die Kunst zur Natur werden kann.“

Von dem weitgezogenen Kreise der Betrachtungen in der Dramaturgie ist auch die Musik nicht ausgeschlossen. Es ist gesagt worden, Lessing habe die Musik nicht geliebt. Diese Ansicht ist durchaus falsch. Lessing wies der Musik einen hohen Standpunkt an, er wollte sie, ebenso wie das Theater, als Kunst, und nicht als Spielzeug für große und kleine Kinder aufgefaßt wissen. Wer an der Rich-

tigkeit dieser Behauptung zweifelt, der möge das sechsundzwanzigste und das siebenundzwanzigste Stück der Dramaturgie durchlesen, und sich dann die Frage vorlegen, ob diese beiden Stücke von einem Nichtkenner, von einem Verächter der Musik geschrieben sein können. Lessing hatte ja auch die Absicht, in einem zweiten Theile des Laocoon das Verhältniß der Musik zur Poesie zu besprechen. Der große Mann sprach nie von einer Sache, die er nicht ganz genau kannte, und wir werden ganz gewiß annehmen müssen, daß sein Interesse für die Musik ein nicht geringes war. Das freilich, was man heute Musik zu nennen beliebt, jene unbestimmbaren Ragouts von Akkorden und Tonleitern mit aufgehobenem Pedal, die würde Lessing entschieden verabscheut haben. Ein einziger Satz aus Lessing's Darstellung, wie z. B. dieser: „Eine Sinfonie, die in ihren verschiedenen Sätzen verschiedene, sich widersprechende Leidenschaften ausdrückt, ist ein musikalisches Ungeheuer,“ wäre hinreichend, um die Mehrzahl unserer potpourristischen Komponisten aus dem Tempel der Kunst hinauszufegen.

Freilich ist zur Entschuldigung unserer Tonsetzer zu sagen, daß der größte Theil des Publikums keine andere Musik verlangt, als die kläglichen Abfallsbroden, gewissermaßen das ausgelesene Gewürz, welches der heutige Musikalienmarkt bietet, und wir treffen damit auf einen Punkt, den schon Lessing mit bitteren Worten aufdeckte: die Unempfindlichkeit des großen Publikums gegen alle echte und große Kunst. Es war bei der Aufführung der Zelmire des Franzosen Du Belloy, als Lessing die immer noch treffenden Worte sprach: „Wenn es dieses Stück nicht verdiente, daß die Franzosen ein solches Lärmen damit machten, so gereicht doch dieses Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Es zeigt sie als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist; auf das die großen Thaten seiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben; das, von dem Werthe eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um die sich nur geschäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit sind wir Deutsche in diesem Stücke noch hinter den Franzosen! Es gerade herauszusagen: wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren! Barbarischer, als unsere barbarischen Voreltern, denen ein Liederfänger ein sehr schätzbarer Mann war, und die bei aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künste und Wissenschaften die Frage, ob ein Barde, oder einer, der mit Värensellen und Bernstein handelt, der nützlichere Bürger wäre? sicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten! — Ich mag mich in Deutschland umsehen, wo ich will, die Stadt soll noch gebaut werden, von der sich erwarten ließe, daß sie nur den tausendsten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutschen Dichter haben würde, die Palais gegen den Du Belloy gehabt hat. Man erkenne es immerhin für französische Eitelkeit: wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu so einer Eitelkeit fähig sein würden! Man spreche von einem Werte des Genies, von welchem man will; man rede von der Aufmunterung der Künstler; man äußere den Wunsch, daß eine reiche blühende Stadt der anständigsten Erholung für Männer, die in ihren Geschäften des Tages Last und Hitze getragen, und der nützlichsten Zeitverkürzung für andere, die gar keine Geschäfte haben wollen (das wird doch wenigstens das Theater sein?), durch ihre bloße Theilnahme aufhelfen möge: — und sehe und höre um sich. „Dem Him-

mel sei Dank, ruft nicht nur der Wucherer Albinus, daß unsere Bürger wichtigere Dinge zu thun haben!“ — Wichtigere? Einträglichere, das gebe ich zu! Einträglich ist freilich unter uns nichts, was im geringsten mit der Kunst in Verbindung steht.“ —

Es ist nur wenig, was wir aus der Hamburgischen Dramaturgie ausgehoben haben, doch dies wenige wird genügen, einen Begriff von dem Reichthum und der Großartigkeit des Wertes zu geben. Möge die deutsche Kunst sich nur ernsthaft bemühen, aus den Weisungen dieses inhaltsschweren Werkes den rechten Nutzen zu gewinnen! —

Am Schluß der Dramaturgie hatte Lessing im vollen Bewußtsein von der Wichtigkeit der ganzen französischen dramatischen Poesie die kede Aeußerung hingeworfen: „Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette?“ — Und daran hatte er die spöttische Bemerkung geknüpft: „Eine Tonne für unsere kritischen Walfische! Ich freue mich im voraus, wie trefflich sie damit spielen werden. Sie ist einzig und allein für sie ausgeworfen; besonders für den kleinen Walfisch in dem Salzwasser zu Halle!“

Mit diesem kleinen Walfisch meinte Lessing den Geheimen Rath und Professor Christian Adolf Klotz in Halle, dem es in Folge seiner Kühnigkeit, die in der Wahl der Mittel wenig bedenklich war, unterstützt und getrieben von brennendem Ehrgeize und ausgerüstet mit nicht unbedeutenden Talenten, gelungen war, schon im Alter von siebenundzwanzig Jahren die eben bezeichnete Stellung in Halle mit einem sehr bedeutenden Einkommen zu erringen. Seine wirklichen Leistungen waren äußerst gering, außer einer Ausgabe des griechischen Dichters Tyrtaios hatte er kein größeres Werk geschrieben. Als Universitätslehrer leistete der eitle Mann so wenig, daß er nur selten ein Kollegium zusammenbrachte; seine Vorträge waren ungründlich und liederlich, da er jede Anstrengung und jedes ernste Studium für dieselben scheute. Klotz verstand es jedoch, den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Seine Vielgeschäftigkeit als Zeitungsschreiber war groß, er sprach in einem leichten, eleganten Tone über alles, was er verstand und was er nicht verstand, und zahlreiche Nachbeter, die eben so unwissend und anmaßend wie er selber waren, sahen in ihm ihren Herrn und Meister, dessen Spur zu folgen keine große Mühe erforderte, und stets ein gewisses Ansehen und nicht unerheblichen Gewinn brachte, denn Klotz war unermüdblich, seine Anhänger durch Stellen, die er ihnen verschaffte, und durch Belohnungen, die er ihnen zuwandte, an sich zu fesseln und ihnen sein Lob zu einem lohnenden Tagewerk zu machen. Klotz gewann einen immer größern Anhang, und dadurch stieg seine Kühnheit bis zu einem Grade, die von maßloser Frechheit schließlich nicht weit mehr entfernt war. Er betrachtete sich als literarischen Diktator in Deutschland, jede neue Erscheinung zog er vor seinen Richterstuhl, und er scheute sich nicht, endlich auch über die gewiegtesten Gelehrten seiner Zeit und über die bedeutendsten Dichter ein bestimmendes Urtheil abzugeben. Ihm ernsthaften Widerstand entgegen zu setzen wagte niemand, obwohl sehr viele sein Treiben verabscheuten. Aber dem gewandten Manne war nicht leicht beizukommen, und seiner Schildeknappen waren zu viele. Leute wie dieser Klotz war, hat es öfter gegeben, sie können unberechen-

baren Schaden stiften, denn sie urtheilen in den Tag hinein, unbekümmert um Recht oder Unrecht, jeder Sieg, den sie ersehten, ist eine Niederlage der Wahrheit, und manches junge, aufstrebende, wirkliche Talent, das nicht mit in das Tageshorn stößt, geht unter den Keulenschlägen der Rabalenmacher, wie Lessing sie nennt, zu Grunde. Gelingt es solchen Leuten, sich längere Zeit am Ruder zu erhalten, so sind sie im Stande, bei einem großen Leserkreise allen Geschmack für das Gute und Edle auf lange Zeit zu verderben. Zu dieser Art von Leuten gehörte der Geheime Rath Klotz, und weil er über nicht weniger als vier Zeitschriften gebot, die damals sehr viel gelesen wurden, so war er ein höchst gefährlicher Mann. Doch sein eigener Uebermuth führte seinen jähen Fall herbei. Klotz vermaß sich schließlich, sogar Lessing anzugreifen, der Fuchs den Löwen, und was nun folgte, war nichts weiter als der natürliche Verlauf der Dinge. Klotz hatte in einem Buche über geschnittene Steine mehrmals Lessing's Laokoon, den er einige Zeit vorher bis in den Himmel erhoben, auf das unverschämteste angegriffen und dem Verfasser unverzeihliche Fehler vorgeworfen. Lessing hatte im Mai 1768 eine Reise nach Leipzig unternommen; bei seiner Rückkehr von derselben meldete ein Ungenannter in dem Hamburgischen Reichspostreuter triumphirend, daß der berühmte Kritiker Lessing von dem Geheimrath Klotz eine gründliche Zurechtweisung erfahren habe. Lessing antwortete mit einem Briefe, den er in die Hamburgischen Zeitungen einrücken ließ, und dem noch sechsundsfunzig Briefe nachfolgten. Später wurden sie als Buch unter dem Titel: „Briefe antiquarischen Inhalts“ gedruckt. In den ersten Briefen wies Lessing die Anschuldigungen seines Gegners zurück, in den folgenden ging er dem Geheimrath selbst zu Leibe, und die Niederlage desselben wurde furchtbar. Den antiquarischen Briefen folgte noch die Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet,“ ebenfalls gegen Klotz. Von diesen beiden Schriften sagte Herder: „Sie waren zwei Bären, welche den Hauptschreier zerrissen und die Anhänger in die Winkel jagten.“ Klotz wurde von seiner furchtbaren Niederlage innerlich völlig gebrochen, er vermochte nicht, auf Lessing's scharfe und gerechte Angriffe irgend etwas zu erwidern. Noch eine dritte Schrift: „Ueber die Ahnenbilder der alten Römer“ hatte Lessing gegen ihn begonnen, doch bevor er sie vollendet hatte, starb Klotz. Da ließ Lessing die Schrift, in welcher er den Geheimrath eines gemeinen literarischen Diebstahls überwies, in seinem Pulde ruhen.

Als Klotz „niedergelegt“ war, dankten verschiedene Gelehrte dem Verfasser der antiquarischen Briefe, daß er dem unverschämten Prahler, dem boshaften Kästner den Mund gestopft.

Man hat es Lessing verdacht, daß er mit einem so elenden Menschen, wie der Geheimrath Klotz, sich eingelassen habe. Ebenso gut könnte man dem Hohenzoller Friedrich dem Ersten einen Vorwurf daraus machen, daß er die Quigow, die Igenpliz und andere Straßenräuber unschädlich machte. Die Gegner waren allerdings für beide große Männer durchaus unwürdig, aber thaten sie darum etwa weniger Schaden? Sollten beide sie darum gewähren lassen? Und wären andere Männer im Stande gewesen, den Augiasstall zu reinigen? Kurzsichtiger Vätern in der That keine Vorwürfe sein, als derartige.

Auf den Inhalt der gelehrten antiquarischen Briefe einzugehen, ist nicht hier

der Ort. Wer Interesse und Verständniß für dergleichen Schriften besitzt, wird sie selber lesen. In der Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ wies Lessing nach, daß die Künstler des klassischen Alterthums den Tod niemals als ein Gerippe, sondern stets als einen ernsten Jüngling mit ausgelöschter Fackel, als den Zwillingbruder des Schlafes darstellten. Auch die Schriften der christlichen Religion reden von einem Engel des Todes, und Lessing forderte die Künstler auf, statt des Gerippes, mit welchem das kristliche Mittelalter so gern den Tod personifizirt, wieder zu der schönern Darstellung des Alterthums zurückzukehren. Die Kunst ist seiner Weisung gefolgt, seit dem Erscheinen jener Abhandlung stellt man den Tod nicht mehr unter der schrecklichen Gestalt des Knochenmannes dar. Lessing's Schrift schließt mit den bedeutungsvollen Worten:

„Nur die mißverständene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt.“

Religion und Kunst wachsen aus Einer Wurzel auf: aus dem Streben zu Gott. Sie sind zwei Zwillingsschwwestern, welche beide denjenigen zu Gott führen, der Gott sucht. —

Drei Jahre lang, von Ostern 1767 bis Ostern 1770, dauerte Lessing's Aufenthalt in Hamburg. Seine Wohnung hatte er bei einem Kommissionsrath Schmid auf dem Brode. Er verkehrte in einem reichen und gemischten Kreise geistreicher Männer und Frauen, sein Umgang waren Gelehrte und Künstler, Schauspieler und Geistliche, Kaufleute und Offiziere, Christen und Juden, nur den Hamburgischen Adel und die Rechtsgelehrten konnte er nicht leiden. Zu seinen Bekannten gehörte der Jude Moses Wessely, ein durch vielseitige Bildung ausgezeichnete Kaufmann, dabei von großer Bescheidenheit. Er leistete Lessing öfter wesentliche Dienste; in den letzten Jahren seines Lebens wurde er von harten Schlägen getroffen, er erblindete und starb ziemlich früh.

Vode, Lessing's Geschäftsfreund, zeichnete sich als Uebersetzer aus, meisterhaft ist seine Uebertragung von Horit's empfindsamer Reise. Klopstock, Gerstenberg u. a. verkehrten gern mit dem strebsamen Manne. Vode ging später nach Weimar und wurde dort Herder's Freund.

Der berühmteste Gelehrte Hamburgs im achtzehnten Jahrhundert war Hermann Samuel Reimarus, der Schwiegersohn des um die klassische Literatur so hochverdienten Fabricius. Mit dem Sohne des Reimarus, Johann Albert Heinrich, und mit seiner Tochter Elise trat Lessing in lebhaften Verkehr, der bis zu seinem Tode andauerte. Von Hermann Samuel Reimarus, dem Verfasser der Fragmente, welche Lessing in Wolfenbüttel herausgab, reden wir später noch.

In dem Hause des Kaufmanns Schwalb, der eine vortreffliche Gemäldegallerie besaß, spielte Lessing gern P'hombre. Auch mit dem Senior Göze, der später so brutal gegen Lessing austrat, verkehrte letzterer in Hamburg. Seine Freunde konnten nicht begreifen, was ihn zu dem Eiferer hinzog, und behaupteten spottend, der Magnet läge in Göze's vortrefflichem Weinkeller. Aber Lessing liebte es, seinen Verkehr möglichst vielseitig zu machen, wie er denn auch gern in den untersten Volksschichten das Leben beobachtete. Göze war schon damals der-

selbe unduldsame Streitsucher, als den ihn die Welt kennt. Seine heftigste Feindschaft richtete er gegen seinen Amtsbruder Alberti, einen edlen Mann voll wirklicher, evangelischer Liebe und Duldsamkeit, der ebenso wie Göze Prediger an der Katharinenkirche war. Es war nämlich bisher an den Bußtagen in allen Kirchen Hamburgs ein Gebet abgelesen worden, welches die Worte enthielt: „Schütte deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, welche deinen Namen nicht anrufen.“ Alberti und mehrere andere Prediger hielten diese Worte nicht für kristlich und ließen sie fort, und darauf begann Göze den Streit gegen sie, besonders gegen Alberti, mit der größten Erbitterung; er fügte seinem Amtsgenossen die schmähslichsten Kränkungen zu, welche Alberti's ohnehin schwache Gesundheit völlig untergruben. Er starb zwei Jahre darauf, ohne daß der Streit in dieser Zeit geruht hätte. Von seinem Sterbebette aus ließ er dem Göze sagen, daß er ihn nie gehaßt habe, Göze aber predigte noch an Alberti's Begräbnistage gegen seinen todtten Amtsbruder.

Lessing's liebster Aufenthalt in Hamburg war das Haus des Seidenfabrikanten König. Dieser stammte aus dem Bergischen; in Wien besaß er Fabriken, er lebte jedoch als wohlhabender Mann meist in Hamburg. Er würde es weit haben bringen können, wenn ihm nicht außer der Versorgung seiner eigenen Familie auch die von elf Brüdern obgelegen hätte. Als König im September 1768 eine Geschäftsreise nach Halberstadt machte, gab Lessing ihm eine warme Empfehlung an Gleim mit, und nannte ihn seinen speziellen Freund, ein Titel, mit dem der große Mann sehr sparsam war. König's Gattin war eine geborene Eva Hahn aus Mannheim, eine in jeder Hinsicht vortreffliche, geistig hochbegabte Frau. Zu ihr faßte Lessing eine tiefgehende Neigung, welche um so mächtigere Wurzeln trieb, als sein großes und warmes Herz bis zu diesem Zeitpunkte noch keine Frauenliebe gekannt hatte. In allen Lagen des Lebens, in welchen wir Lessing bisher kennen gelernt, stand er da als der unantastbare, von Kopf bis zu Fuß in den glänzenden Harnisch gehüllte Kämpfer, den keine Waffe zu erreichen vermochte, vor dessen fleggewohntem Schwerte jeder Feind in den Staub sank. Jetzt sehen wir den großen Mann, wie er seine Waffen abgelegt hat, von einem tiefen Leid erfaßt, dem er vergebens zu entfliehen trachtet, bis das Geschick sein Leid in ein volles, schönes Glück verwandelte, das leider nur eben so rasch geknickt wurde, als es langsam aufgeblüht war.

Es ist unzweifelhaft, daß Lessing zu Eva König schon zu Lebzeiten ihres Mannes eine nicht geringe Zuneigung hegte. Mit seinem Gefühl macht Adolfs Stahr auf die Stelle aus dem funfzehnten Stück der Dramaturgie aufmerksam, an welcher sich Lessing ausspricht über „jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten, geheimsten Künste, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird“ — jenes Gemälde, welches Shakespeare's Meisterhand in Romeo und Julie entworfen. Wer so wahr, so treffend über das Wesen der Liebe urtheilen konnte, der mußte selber ihre Macht empfinden haben. Aber Lessing schloß die Liebe zu der Gattin seines Freundes tief in seine Brust, niemals hat das leiseste Wort von seiner Seite sein Geheimniß

auch nur ahnen lassen. In der richtigen Erkenntniß, daß er hier nur durch seine Entfernung den Frieden erhalten könne, faßte er den Entschluß, einen schon früher gehegten Plan auszuführen und nach Italien, nach Rom zu gehen. Winkelmann's schöne Seele, welche in Seehausen fast erdrückt war unter der verzweifelten Last des erbarmungslosen Schulstaubes, war in Rom im Anschauen der herrlichen Kunstschätze, unter dem reinen Himmel des Südens wieder jung geworden, auch Lessing hoffte in dem Heimathlande der Kunst, nach dem es ihn schon in der Jugend gezogen, Ersatz zu finden für das Opfer, welches er dem Glücke seines Freundes daheim zu bringen Willens war. Im Herbst des Jahres 1768 war der Entschluß, nach Rom zu gehen, zur Reife gediehen, Lessing theilte ihn offen seinen Freunden mit. Die Aussicht, den größten Geist des deutschen Volkes an das Ausland zu verlieren, erregte nicht geringe Bestürzung. Lessing ließ seine Bücher und alles, was er sonst entbehren konnte, verkaufen; er wollte zu Schiffe über Livorno gehen; später änderte er seinen Plan und beschloß, über Kassel und Nürnberg zu reisen. Im März 1769 schrieb Lessing an Mitolai: „Länger als noch den künftigen Monat will und kann ich mich hier nicht verweilen.“ Im April desselben Jahres gelangte an Lessing ein Ruf aus Wien, man wollte ihn dort mit dreitausend Gulden Gehalt als Dramaturg und Theaterdichter anstellen; er schlug das Anerbieten aus, es war fest beschlossen, Deutschland zu verlassen. Da kam kurze Zeit nachher die Nachricht, daß König auf einer Geschäftsreise in Venedig gestorben sei. Lessing sprach von nun ab nicht mehr von seiner italienischen Reise, er wandte nun alle Sorgfalt an, um der Wittwe und den Waisen seines dahingegangenen Freundes sich nützlich zu erweisen. Beim Abschied hatte König, wie als ob er sein Geschick geahnt hätte, zu Lessing gesagt: „Ich empfehle Ihnen meine Familie!“ Lessing erfüllte diesen Wunsch des Verstorbenen auf das gewissenhafteste. König's jüngster Sohn Friedrich war Lessing's Pathe, die übrigen Kinder hingen an ihm, dem Kinderfreunde, mit großer Liebe, Eva König selber wußte, daß niemand ihr und den Ihrigen treuer zur Seite stehen würde, als Lessing, gegen den ihr eigenes Herz voller Zärtlichkeit schlug. So war die Erfüllung von Lessing's Hoffnungen in eine greifbare Nähe gerückt, und als nun an Lessing ein neuer Vorschlag erging, der ihn im Vaterlande festzuhalten bestimmt war, da gab er eine andere Antwort, als auf den Antrag aus Wien. Der Ruf kam von Braunschweig, und der eigentliche Urheber desselben war Johann Arnold Ebert. Derselbe war ein geborner Hamburger, sechs Jahre älter als Lessing, dessen Bekanntschaft er bei einem Besuche in seiner Vaterstadt 1767 gemacht hatte. Ebert war ein feiner Kopf, er besaß eine umfassende Kenntniß der englischen Literatur und ist auch als Schriftsteller nicht ohne Bedeutung. Ebert war Professor am Collegium Carolinum in Braunschweig. Diese Anstalt war durch den Abt Jerusalem auf Verordnung des Herzogs Carl, der von 1735 bis 1780 regierte, gegründet worden, es wirkte an ihr eine Reihe vortrefflicher Männer, mit denen Lessing später gern verkehrte. Ebert war der Lehrer des Erbprinzen und stand bei diesem in hoher Gunst. Ihn wußte er für Lessing zu interessiren, und wußte ihm zugleich begreiflich zu machen, welche Schande es für Deutschland sei, Lessing zu verlieren, und welche Ehre es für Braunschweig sei, Lessing zu gewinnen. Schon zu Anfang des Jahres 1769 hatte Ebert auf den Erbprinzen ein-

zuwirken gesucht, und dieser war nicht abgeneigt, dem Vorschlage Ebert's zu folgen.

Der Erbprinz war der nachmalige Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, er war der Führer des preussischen Heeres im Feldzuge in der Champagne und in der unglücklichen Schlacht bei Jena, in welcher er bekanntlich tödtlich verwundet wurde *). Er war ein Mann, welcher nicht unerhebliche geistige Anlagen mit einem brennenden Ehrgeize verband, doch fehlte ihm die rechte Thatkraft; edle Regungen spornten seine Seele oft genug an, aber selten brachte nachhaltige Ausdauer sie zur Reife. Sinnliche Genüsse hatten so viel Anziehungskraft für ihn, daß er ihnen zu Liebe öfter bewies, daß er nicht immer ein „Slave seines Wortes“ war. In seinem Benehmen war er der vollendete Hofmann, der die Menschen als „kluger Vogelsteller“, wie Göthe sagt, für sich zu gewinnen wußte. Er war Musiker, Dichter, Schönegeist und Feldherr zugleich, doch vor allem andern war er Egoist, und besonders eifersüchtig auf seine Verühmtheit.

Dieser Fürst hatte im Sommer 1769 in Berlin die Bekanntschaft Mendelssohn's gemacht und sich sehr huldreich gegen ihn erwiesen. Das erwarb ihm Lessing's Zuneigung, und als der Erbprinz im Oktober 1769 durch Ebert ihm die Stelle als Bibliothekar in Wolfenbüttel anbieten ließ und mit seinen Schmeicheleien lockende Aussichten für die Zukunft eröffnete, ging Lessing auf das Anerbieten ein. Indeß mag für ihn wohl der Hauptgrund die nahe Aussicht, mit Eva König seinen eigenen Herd begründen zu können, gewesen sein. Außerdem aber befreite ihn die Anstellung aus einer sehr mißlichen Lage. Er war, wie er seinem Vater schrieb, bis über die Ohren in Schulden gerathen, und diese drückten ihn hart. Erst nach Jahren konnte er sich ganz von ihnen befreien.

Im November ging Lessing über Zelle zu einem vorläufigen Besuche nach Braunschweig, und sein Erscheinen am braunschweigischen Hofe entschied ganz für ihn, obwohl er mit aller seiner nie verleugneten Freimüthigkeit auftrat. Ende Dezember kehrte er nach Hamburg zurück, um seine Geschäfte zu ordnen, und dann nach Wolfenbüttel überzusiedeln. Doch ließen sich dieselben nicht so bald erledigen, auch wurde ihm der Abschied von Hamburg schwer. In den letzten Wochen seines Aufenthaltes machte er die Bekanntschaft Herder's, welcher aus Frankreich zurückkehrte und sich nach Göttingen zum dortigen Fürstbischöf begab. Herder war ein großer Verehrer Lessing's, in vieler Beziehung sein Schüler. In einem seiner Briefe schrieb er: „Niemals würde Lessing der Mann sein, der er ist, wenn er in die enge Luft eines Städtchens oder gar in eine Studirstube eingeschlossen, in einer Falte seines Geistes bloß Würmer hecken und Ungeziefer, kriechendes Ungeziefer von Gedanken ausbrüten sollte. Welcher Stand schlägt eher Falten und Runzeln, als der geistliche? Und wehe! Die Predigerfalte ist ärger, als die akademische selbst. Ich beneide Herrn Lessing in mehr als einer Absicht. Er ist ein Weltbürger, der sich aus Kunst in Kunst und aus Lage in Lage, und immer noch mit ganzer, junger, unveralteter Seele wirft; solch ein Mann kann

*) Dieser Herzog ist nicht zu verwechseln mit seinem Oheim, dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, welcher als Feldmarschall Friedrich's des Großen aus dem siebenjährigen Kriege bekannt ist.

Deutschland erleuchten.“ Herder hat den Eindruck dieser Begegnung mit Lessing bis in sein spätestes Leben bewahrt; Lessing's Unterhaltung regte ihn mächtig an. Auch Lessing freute sich, Herder kennen gelernt zu haben, und sagte, daß er sehr wohl mit ihm zufrieden sei.

Bis zum 17. April blieb Lessing noch in Hamburg. Im März stürte ein ungewöhnlich hoher Schnee allen Postenlauf, und darauf fesselte ein Fieber Lessing vierzehn Tage lang ans Bett. In Braunschweig erwartete man ihn mit großer Ungeduld. Am 21. April 1770 traf er endlich daselbst ein. Am 4. Mai fuhr er nach Wolfenbüttel und nahm die Bibliothek in Augenschein, am 7. Mai wurde er durch den Geheimrath von Braun in sein Amt eingeführt und vereidigt. Sein großer Geist, der bisher noch nie Fesseln getragen, fühlte sich gedrückt. Am Tage seiner Einführung schrieb er an Ebert, von dem er sich ebenso wenig wie von den übrigen Freunden verabschiedet hatte: „Ich bin Ihnen unter den Händen weggekommen. Aber es verlohnt auch wohl der Mühe, daß man Abschied nimmt, wenn man stirbt — oder von Braunschweig nach Wolfenbüttel reist! Denken Sie ja nicht, weil ich dieses beides zusammensetze, daß ich mich gestorben zu sein glaube. Man kann nicht ruhiger und zufriedener leben, als ich diese drei Tage gelebt habe. Euch Schwärmer, die Ihr alle Tage hofirt, alle Tage zu Gast seid, muß freilich ein solches Leben todt dünken. Ruft immer mit jenem französischen Bedienten: „Es lebe das Leben!“ Ich rufe: Es lebe der Tod! — sollte es auch nur sein, um mit keinem Franzosen etwas gemein zu haben.“ —

Lessing's Gehalt betrug jährlich nur sechshundert Thaler neben freier Wohnung in dem alten herzoglichen Schlosse und freier Feuerung. Später bezog er die Wohnung, welche auch jetzt noch die Amtswohnung des Bibliothekars ist. Wolfenbüttel war damals noch über als jetzt, und für Lessing, der aus dem lebensfrischen Hamburg kam, war der Aufenthalt daselbst von einer Verbannung nicht weit unterschieden. Die vortreffliche Bibliothek übertraf jedoch alle seine Erwartungen. Der Gründer derselben war der gelehrte Herzog August von Braunschweig, der selber mit eigener Hand einen ausführlichen Katalog für die ganze Bibliothek schrieb. Seit 1644 war die Bibliothek in Wolfenbüttel. Lessing hatte mit den eigentlichen Bibliothekarsgeschäften nicht viel zu thun; zwei Sekretäre und ein Bibliotheksdiener besorgten das Nöthige. Deshalb konnte Lessing wohl sagen, die Stelle sei so, als ob sie für ihn gemacht sei. In den ersten Tagen seines Aufenthaltes machte er einen sehr wichtigen Fund auf dem Gebiete der Theologie. Er fand ein verloren geglaubtes Werk eines angesehenen Theologen aus dem elften Jahrhundert, des Berengar von Tours. Der Gegenstand, welchen er behandelt, ist von so allgemeinem und hohem Interesse, daß es wohl der Mühe verlohnt, einige Worte darüber zu sprechen.

Berengar, welchen einer seiner Feinde „den scharfsinnigsten der Menschen“ nannte, war in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts Vorsteher der Domschule zu Tours. Seine mächtige, tiefeingreifende Thätigkeit wußte unter den Geistlichen den Eifer für die Wissenschaften so anzuregen, daß nicht nur aus ganz Frankreich, sondern auch aus Deutschland sich die Jugend um ihn versammelte. Berengar war freundlich und wohlwollend und unterstützte arme Schüler auch mit leiblicher Nahrung. Sein Gegner war Lanfrank, der Vorsteher der Klosterschule

zu Bel in der Normandie; er vertheidigte das Ansehen der kirchlichen Ueberlieferung, während Berengar für die freie Forschung der Vernunft eintrat. Als ihn Lanfrank der Verachtung der Autoritäten beschuldigte, erwiderte Berengar: „Allerdings sei es etwas unvergleichlich Höheres, bei der Erforschung der Wahrheit die Vernunft als die Autorität zu gebrauchen.“ Lanfrank machte ihm den Vorwurf, daß er die Dialektik zu seinen Beweisen anwandte. Berengar entgegnete: „Christus selbst sei ein Dialektiker, er, der die Weisheit und die Kraft Gottes keineswegs verschmäht, sondern zur Widerlegung seiner Widersacher gebraucht habe (Matth. 12, 27. und 22, 46).“ Berengar wurde natürlich der Keterei beschuldigt und beim Papst verklagt, in mehreren Kirchensynodungen wurde über seine Lehre verhandelt, und unter dem Papste Nikolaus II. wurde Berengar schließlich gezwungen, 1059 in Rom seine Lehre öffentlich für falsch zu erklären. Diese Erklärung widerrief er nachher und vertheidigte seine Lehre in einer neuen Schrift, auf welche Lanfrankus eine niederdonnernde Entgegnung erscheinen ließ. Die katholischen Schriftsteller, besonders die französischen Benediktiner, behaupteten nun stets, Berengar sei durch das Schriftstück des Lanfrankus belehrt worden und habe seinen früheren Irrlehren gänzlich entsagt. Aber das Buch, welches Lessing fand, war die Entgegnung des Berengar auf die letzte Schrift des Lanfrank, und in dieser Schrift sagt Berengar kein Wort des Widerrufs, vielmehr vertheidigt er umständlich und mit vieler Gelehrsamkeit seine Ansichten. Man kann sich leicht denken, welches Aufsehen dieses Buch, welches Lessing zum Theil drucken ließ, hervorrief. Alle rührenden, triumphirenden Auslassungen der Katholiken über den „belehrten“ Berengar waren damit über den Haufen geworfen.

In seiner Einleitung gibt Lessing ein Selbstbekenntniß, welches ein glänzendes Zeugniß für seinen herrlichen Charakter ist. Er sagt: „Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man die Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber uns vorenthält, und mit einem Mittelbdinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist.“

An einer andern Stelle sagt Lessing, er würde stets an der Belehrung des Berengar gezeifelt haben, auch wenn durch das von ihm aufgefundenene Werk dieser Zweifel nicht zur Gewißheit erhoben worden wäre. Dann fährt er fort: „Ja, ein großer Theil meiner Beruhigung würde von diesem Zweifel abhängen. Ein Mann, wie Berengar, hätte die Wahrheit gesucht; hätte die gesuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem sein Verstand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekant, und mit Gränzen

andere gelehrt; wäre bei der bekannten und gelehrten Wahrheit, trotz aller Gefahren, trotz seiner eigenen Furchtsamkeit vor diesen Gefahren dreißig, vierzig Jahre beharrt und auf einmal in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen dem Menschen keine werthet sein müssen, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit sich zu nehmen Hoffnung hat — eben da, auf einmal, hätte seine ganze Seele so umgekehrt werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu sein aufhörte? — Wer mich dieses bereben könnte, der hätte mich zugleich berebet, allen Untersuchungen der Wahrheit von nun an zu entsagen, denn wozu diese fruchtlosen Untersuchungen, wenn sich über die Vorurtheile unserer ersten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? — Nein, nein, einen so grausamen Spott treibt der Schöpfer nicht mit uns. Wer daher in Bestreitung von Vorurtheilen aller Art niemals schüchtern, niemals laß zu werden wünscht, der besiege ja dieses Vorurtheil zuerst, daß die Eindrücke unserer Kindheit nicht zu verwischen wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und von Unwahrheit in unserer Kindheit beigebracht werden, sind gerade die allerflachsten, die sich am allerleichtesten durch selbsterworbene Begriffe auf ewig überstreichen lassen: und diejenigen, bei denen sie in einem spätern Alter wieder zum Vorschein kommen, legen dadurch wider sich selbst das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen sie jene begraben wollen, noch flacher, noch seichter, noch weniger ihr Eigenthum gewesen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von solchen Menschen können also auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längst abgelegte Irrthümer auf dem Todtbette wahr sein, mit welchen man jeden Kleinmüthigern Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von diesen, aber keinem Berengarius. Ein Berengarius stirbt sicherlich, wie er lehrte, und so sterben sie alle, die eben so aufrichtig, eben so ernstlich lehren, wie er.“ — Auch Lessing ist so gestorben, mit derselben großartigen Ruhe und demselben Seelenfrieden, den der große Mann stets in seinem Leben zeigte.

Wenn wir das Leben Lessing's in Wolfenbüttel nun weiter verfolgen, so haben wir leider von einer Fluth von Leiden zu erzählen, welche die Gesundheit des großen Mannes untergrub und ihn einem frühen Tode entgegenführte. Wenn uns das Herz blutet bei diesem Schauspiele, so wird unser Herz doch auch wieder erhoben durch den Gedanken, daß alles Leid und aller unwürdige Verdruß nicht vermochten, Lessing's großen Geist zu beugen oder zu brechen. Wohl gab es Augenblicke, in denen Lessing nicht mehr der unverzagte Held schien, als welchen wir ihn bisher kennen gelernt, doch waren es immer nur Augenblicke, welche ihn nicht verhinderten, an die höchsten Fragen der Menschheit heranzutreten und sie mit fester, sicherer, sieggewohnter Hand zu lösen, und gleichsam zur Bestätigung seiner Aufstellungen daneben noch die herrlichsten Werke der Dichtung zu liefern. Während der Zeit in Wolfenbüttel hat Lessing das Höchste und Beste geschaffen, was er seinem Volke schenkte.

Die Ursachen dieser Leiden lagen in den Verhältnissen und den Personen. Wir haben schon angedeutet, daß es für Lessing in Wolfenbüttel zu einsam war. Er deutet selber darauf hin, wenn er seine Wohnung — die ehemalige Residenz — sein verwünshtes Schloß nennt. Es fehlte ihm hier jenes Gegengewicht gegen sein gewaltig arbeitendes Innere, dessen er zu seinem Wohlbefinden bedurfte. Da-

her die Erscheinung, daß der bisher so kerngesunde Mann in Wolfenbüttel stets kränkelte, und daß in solchen Umständen das beste Heilmittel für ihn eine Reise nach Hamburg zu seinen Freunden war. Der schwerste Grund von allen lag jedoch in der Beschränkung der Freiheit, welche Lessing in Wolfenbüttel erfuhr. Seine Verhältnisse legten ihm allerdings, vom Standpunkte des alltäglichen Lebens betrachtet, nur einen sehr geringen Zwang auf und ließen ihm mehr Freiheit, als irgend ein Beamter im Staate sie genießt und genießen kann; aber große Männer können nicht mit dem gewöhnlichen Maße gemessen werden, am allerwenigsten ein Lessing, der, wie er in der Wissenschaft keine Autorität gelten ließ, so auch im Leben keinerlei Zwang ertrug. Er konnte es nicht vermeiden, bei gewissen Gelegenheiten am Hofe in Braunschweig zu erscheinen und sein Kompliment zu machen, und er ging dazu, wie er sagte, als wenn er dazu geprügelt würde. Dazu kam noch, daß Lessing eine tiefliegende Verstimmung und eine daraus entspringende Bitterkeit von der Ankunft in Wolfenbüttel ab stets mit sich trug. Der große Mann war sich seines Werthes und seiner Leistungen wohl bewußt, wenn seine Bescheidenheit auch nie zuließ, daß er diesem Bewußtsein Worte lieh. Doch in seinem Innern empfand er es schmerzlich genug, wie gering der Dank war, den sein Volk ihm für seine wahrhaft königlichen Geschenke gewährte. Nicht einmal die persönliche Freiheit konnte er sich erringen, die Dramaturgie hatte ihm tausend Thaler Schulden eingetragen, und aller Weihrauch, den man ihm streute, vermochte nicht die Thatfache zu überdecken, daß Lessing in Folge schweren pekuniären Druckes nicht im Stande war, seinen dringendsten Wunsch zu erfüllen, der auf Gründung seines eigenen Herdes ging. Seine finanziellen Bedrücknisse waren so bitter, daß er genöthigt war, sich sein Gehalt auf anderthalb Jahre vorausbezahlen zu lassen, damit er die dringendsten Schulden bezahlen und dem Verklagtwerden entgehen konnte. Und zu der mißlichen Lage kamen immer noch neue Verwickelungen. Im Jahre 1770 starb Lessing's alter Vater, von ihm tief betrauert, er war stolz auf solchen Vater. Die Schulden des Verbliebenen übernahm er ohne Bedenken sofort, obwohl er selber kaum zu leben hatte, und auch in Zukunft unterstützte er oft genug über seine Kräfte seine Geschwister, besonders seine ältere Schwester, welcher die stolze Bescheidenheit ihres großen Bruders nicht zu Theil geworden war. Bei Lessing's Anstellung hatte ihm der Erbprinz eine baldige Erhöhung des Gehaltes in Aussicht gestellt, doch der Mann, der nie ein Sklave seines Wortes war, wußte sich auch dem größten Geiste seines Volkes gegenüber aller lästigen Verpflichtungen zu erwehren. Nur die zu allen Zeiten treu gehegte Hoffnung, daß Wolfenbüttel ihm die Möglichkeit zu seiner Verbindung mit Eva König gewähren würde, vermochte Lessing, in der drückenden Lage auszuhalten.

Doch vorläufig war jede Aussicht zu dieser ersehnten Vereinigung noch in weite Ferne gerückt. Um ihre verwickelten Vermögensverhältnisse zu regeln, unternahm Frau König im Sommer 1770 eine Reise nach Wien. In Braunschweig sah Lessing sie wieder. Sie nahm ihren Weg von da über Hmenau, Aueberg und Salzburg. Auf ihrer Reise schrieb sie oft an Lessing. Dieser Briefwechsel ist für uns fast die einzige Quelle zur Kenntniß des Verhältnisses, welches für Lessing so bedeutungsvoll war, es ist interessant, aus den Briefen einiges kennen zu lernen.

Wenn man als das Wesen der Liebesbriefe überschwängliche Stillübungen und künstlich bis zu nebelhafter Höhe gesteigerte Empfindsamkeit ansieht, so sind diese Briefe keine Liebesbriefe. Und doch sind sie voll von jenen in wenige Worte gepreßten Gefühlsäußerungen, welche nur ein wahrhaft liebendes Herz zu geben vermag. Unter dem 30. August 1770 schrieb Eva König von Augsburg an ihren Freund:

„Mein lieber Herr Lessing!

„Eben habe ich Ihren Brief erhalten, und muß Sie auch sogleich um Entschuldigung bitten über die Vorwürfe, die ich Ihnen gemacht, und das Vornehmen, welches ich schon gefaßt hatte, keine Zeile in meinem Leben wieder an Sie zu schreiben. Wenigstens werden Sie meine Aufrichtigkeit bewundern, wenn ich Ihnen sogar sage, daß ich einen Brief, den ich in Nürnberg an Sie geschrieben hatte, zerrissen habe. Bin ich nicht ein wahres Frauenzimmer? Nun, im Ernste, letzteres ist zwar wahr, allein ich zerriß den Brief nicht, weil ich empfindlich gewesen, sondern weil ich den Abend einen starken Ansaß von Hypochondrie hatte, und der Brief so lang gerathen war, daß ich befürchtete, er möchte Ihnen Langeweile machen. Es wäre vielleicht eben so gut, wenn ich außer den hypochondrischen Stunden auch so dächte. Doch nein, warum sollte ich mich Ihrer Briefe berauben, die ich mit so vielem Vergnügen lese, da ohnedem wenig Dinge mehr in der Welt sind, die mir welches geben können. Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie mir so bald geschrieben, und bin zur böse, daß der Brief schon drei Tage hier gewesen, ehe ich ihn bekommen habe. Er war an einen Mann geschickt, der glaubte, man könnte anderswo nicht, als in der Traube logiren. Wie er mich da nicht traf, so suchte er mich auch nicht weiter; zum Glück hörte er heute von ungefähr, daß ich hier wäre, sonst hätte ich ihn gar nicht bekommen.

„Von Ilmenau werden Sie meinen Brief erhalten haben? wo ich endlich des Nachts um zwölf Uhr weglam, mit einem besoffenen Postillon und einem Halbblinden, der mir leuchtete, der aber nach einer Viertelstunde kein Licht mehr hatte, und just im Thüringerwalde, wo man auf zwei Meilen keine Hütte antrifft, und wo solche Wege sind, die man am Tage mit Lebensgefahr passirt. Nun glauben Sie, daß mir der Muth gefallen sei! Wahrhaftig nicht! ich stieg aus und suchte Lannenzapfen, die steckten wir an und so halfen wir uns fort. — Einer großen Gefahr bin ich noch entgangen: hinter Bamberg fuhren wir einen hohen, steinigten und sehr steilen Berg hinauf; wie der Postillon die Pferde antrieb, um oben über zu lenken, so merkte ich, daß die Chaise wich. Ich rief dem Postillon stille zu halten; wie wir nachsahen, so war der Nagel heraus, und die Chaise lag noch eben einen Strohhalme breit auf der Vorderaxe. Ich kann es keinem andern, als Ihrem Gebete zuschreiben, daß ich allen den Gefahren so glücklich entkommen bin. Wenn Sie reisen, so sollen Sie auch meine besten Wünsche begleiten. — In Nürnberg bin ich so aufgenommen worden, daß ich die Nürnberger fast süße Leute nennen möchte. Es waren mir zwei Herren und eine Dame bis Erlangen entgegengekommen, die sich vergebens zwei Nächte da aufgehalten, und mit der größten Besorgniß drei Stunden ehe da ich eintraf wieder zurückgekehrt waren mit dem Vorsatz, einer davon sollte mir den andern Tag so weit entgegenreiten, bis er mich träfe. Alles dieses erzählte mir der Postmeister mit so vieler Lebhaftigkeit, daß

ich meinen Vorsatz änderte, die Nacht in Erlangen zu bleiben, um die Leute den andern Morgen nicht wieder zwei Meilen machen zu lassen. Es war ein edler Nürnberg'ger Einfall, den Abend zurückzugehen und den andern Morgen wieder denselben Weg machen zu wollen. Sie können denken, was das für gute Leute sein müssen; demungeachtet bin ich froh, daß ich von ihnen, und hier bin, wo ich ebenfalls von allen überaus freundschaftlich begegnet werde. Ich stehe nicht dafür, daß ich nicht sehr aufgeblasen und stolz zurückkomme, wenn ich überall so aufgenommen werde, wie bisher. Ich denke, Sie beten nun, daß ich gedemüthigt werden möge, denn nun fehlt es mir nicht an guten Wegen, und den Nagel an der Chaise habe ich mit einer Feder machen lassen.

„Seit Sonntag Abends bin ich hier, den Freitag gehe ich nach München, wo ich mich vielleicht einige Wochen aufhalte. Ich weiß noch nicht, wie ich meine weitere Tour einrichte, ob ich zu Wasser oder zu Lande nach Wien gehe. Ich hätte Lust zu Wasser, die meisten rathen es mir aber ab. Wollen Sie mir Ihren Rath mittheilen, so thun Sie es unter Adresse von Gebrüder Roder in München.

„Leben Sie recht wohl, und zweifeln Sie nicht, daß ich mit aller Hochachtung und Freundschaft stets sein werde

Dero

ergebene Dienerin
E. E. König.“

Auf diesen Brief antwortete Lessing am 8. September:

„Meine liebste Madame!

„Ich verzeihe Ihnen den angewandelten Zorn, in Ihrem Leben keine Zeile mehr an mich zu schreiben, von Herzen gern. Aber wenn ich ihn durch nichts anders verdienen kann, als dadurch, was Sie besorgten, so ist mir nicht sehr bange davor.

„Was ich Ihnen aber nicht verzeihe, liebste Madame, ist, daß Sie nicht vergnügt sind. Sie können es und müssen es wieder werden. Alles in der Welt hat seine Zeit, alles ist zu überstehen und zu übersehen, wenn man nur gesund ist. Und daß Sie gesund sind, daran läßt mich Ihr Brief wenigstens nicht zweifeln.

„Ich selbst bin jetzt nichts weniger als vergnügt. Mein alter Vater ist gestorben. Er konnte freilich nach dem Laufe der Natur nicht lange mehr leben, und ich mußte seinen Tod alle Tage erwarten. Aber gleichwohl geht er mir so nahe, als ob er mir noch so früh entrisen worden. Ich bin seit sechs Tagen, daß ich diese Nachricht erhalten, zu allem ungeschickt. Dabei sitze ich hier allein, von allen Menschen verlassen, und habe mich in eine Arbeit verwickelt, die nichts weniger als angenehm ist. Wahrlich, ich spiele eine traurige Rolle in meinen eigenen Augen.

„Und dennoch, bin ich versichert, wird sich und muß sich alles um mich herum wieder aufheitern, ich will nur immer vor mich, und so wenig als möglich hinter mich zurücksehen. Thun Sie ein Gleiches, meine liebste Freundin, und lassen Sie so viel Entschlossenheit und Muth, als Sie sonst in Ihrer ganzen Ausführung bezeigen, nicht verloren sein.

„Aus Hamburg habe ich neuerlich keine Nachricht. Sie werden indeß hoffentlich von Ihrer Familie gute Nachricht haben, und desfalls ruhig sein können. Das Heimweh wird Ihnen am ehesten vergehen, wenn Sie sich nur recht oft sagen, daß Sie diese beschwerliche Reise ja nur zum Besten Ihrer Familie thun.

„Wegen Ihrer weitem Reise rathe ich Ihnen freilich auch lieber zu Lande als zu Wasser zu gehen. Die Reise auf einem Flusse ist bei schlechtem Wetter eine klägliche Reise, und so gut als ich mir die Wege dort habe beschreiben lassen werden Sie es in der Chaise auch gerade eben so kommode haben.

„Nun leben Sie recht wohl, meine liebste Madame, und schreiben Sie mir bald wieder. Wenn Sie noch keinen Brief von mir haben, so denken Sie nur immer, daß einer unterwegs ist. Sie werden sich meistens nicht irren, und sollte es ja kein Brief sein, so sind es doch meine Gedanken und Wünsche, die gewiß den Weg Ihnen nach nicht leer lassen. Ich bin

Ihr
ganz ergebenster
Lessing.“

Frau König langte glücklich in Wien an. Sie besaß daselbst eine Seidenfabrik und eine Spiegelfabrik; die letztere konnte sie gut verkaufen, die erstere jedoch nicht, sie war genöthigt, dieselbe auf eigene Rechnung noch ferner in Betrieb zu erhalten und einen günstigen Zeitpunkt zum Verkauf abzuwarten. Diese Seidenfabrik bildete in den nächsten Jahren den Gegenstand vielfacher Sorge. Im Anfang des Jahres 1771 reiste sie nach Hamburg zurück, und verweilte einige Tage in Braunschweig bei Lessing. Im August desselben Jahres besuchte Lessing sie in Hamburg, und hier wurde die förmliche Verlobung im engsten Familientreise gefeiert. Nur wenige Personen erfuhren die Thatsache, welche Lessing selbst vor seinen Geschwistern noch verschwie. Von dieser Zeit an zeigen die Briefe den vertraulichsten Ton, und wer den männlich zurückhaltenden, fast stolzen Ausdruck in Lessing's Schriften und in seinen übrigen Briefen kennt, den muß der Ausdruck der innigsten Zärtlichkeit in seinen Briefen an seine Eva gewiß tief bewegen. Ende Oktober verließ Lessing, nachdem er vorher von Hamburg aus eine Reise nach Berlin unternommen, seine Verlobte, um nach Braunschweig zurückzukehren. Unmittelbar nach seiner Abreise schrieb Frau König ihm den nachstehenden Brief.

„Beste, liebster Freund!

„Ich bin Ihretwegen in der größten Unruhe. Warum haben Sie doch unseren Bitten nicht Gehör gegeben, und sind wenigstens nur bis Mittwoch hier geblieben? So hätten Sie vermuthlich den abscheulichen Sturm, in dem Sie vorige Nacht die Elbe passiren mußten, nicht auszuhalten gehabt. Ich mache mir tausend Vorwürfe, daß ich mit Ursache bin, daß Sie diese Route genommen. Keine Vorstellung kann mir eine ruhige Viertelstunde Schlaf verschaffen. Ich hoffe aber, alle meine Sorgen sollen vergebens sein, und Sie werden morgen Abend glücklich und vergnügt in dem lieben Braunschweig eintreffen. Dann so könnte ich den Donnerstag schon einen Brief von Ihnen haben, wenn Sie mir gleich geschrieben hätten. Dies haben Sie doch wohl gewiß gethan? O ja, Sie haben es gethan. Sie wissen ja, daß meine ganze Ruhe davon abhängt. Nicht wahr,

Sie sind überzeugt, ob Sie gleich zuweilen daran zu zweifeln scheinen, daß ich Sie über alles liebe, über alles hochschätze, und kein Glück für mich mehr in der Welt ist, wenn ich es nicht mit Ihnen theilen soll. Wüßten doch alle die Hindernisse, die uns trennen, gehoben werden können, wie wollte ich der Vorsehung mit freudigem Herzen danken!

„Ich hoffte, der Salzburger Brief sollte hierzu den Weg bahnen. Allein statt daß man darauf denken sollte, mir das Wiener Werk abzuhausen, rätth man mir, es noch eine Weile anzusehen, indem, wenn es bei dem Mandat bliebe, daß keine Fremden mehr in den k. k. Landen handeln dürften, der Abzug bei meiner Fabrik natürlicherweise sehr zunehmen müßte. Der Mann hat Recht. Wenn ich ihm nur folgen könnte, ohne zu riskiren, und das wenige, was mir übrig ist, noch zuzusehen! Am Ende verfehle ich mit aller meiner Sorge und Mühe doch meinen Endzweck. Bin ich nicht in einer fatalen Lage? Und noch dazu von allen Freunden entfernt, die mir mit Einsicht rathen könnten.

„Die zwei ersten Seiten dieses Briefes hatte ich gestern geschrieben. Eben da ich zu Bette gehen wollte, fiel mir ein, daß morgen früh die Post abgeht. Ich schließe diesen Brief also in der Nacht um zwölf Uhr, wo ich Sie mir ermüdet von der Reise, im tiefsten Schlaf gebente, und Ihnen von ganzem Herzen die angenehmste Ruhe wünsche, mir aber die baldige Versicherung, daß Sie sich von den Fatiguen der Reise erholet, recht gesund und vergnügt befinden. Sie können dem noch wohl was hinzusetzen, was mir eben nicht zuwider sein wird. Aber, aber! es müssen lauter Worte sein, die aus Ihrem Herzen kommen, so wie es diejenigen sind, mit welchen ich Ihnen sage, daß ich bin, bester, liebster Freund,

Dero

aufrichtigste Freundin

E. C. König.“

Lessing hatte die Erwartung seiner Braut erfüllt, mit umgehender Post erhielt sie folgenden Brief:

„Meine Liebe!

„Ich bin glücklich und gesund, ob schon erst am Dienstag früh, in Braunschweig angekommen. Raß bin ich zwar nicht geworden, aber von dem kalten stürmischen Winde habe ich die erste Nacht mehr ausgestanden, als ich mich je in dem härtesten Winter ausgestanden zu haben erinnern kann. Bald hätte ich es bereut, daß ich gereist war, aber nun ist alles überstanden, und ich bin versichert, daß es Ihnen und unseren Freunden nunmehr selbst angenehm ist, daß ich nicht erst noch reisen muß. Ich bleibe bis morgen noch hier in Braunschweig, und alsdann willkommen in mein liebes einsames Wolfenbüttel, wo immer mein dritter Gedanke, Sie wissen schon wer, sein wird. Wüßte ich jetzt diesen Augenblick, da ich Ihnen mein Befinden melde, nur auch wissen, wie Sie sich befinden! Wohl, recht wohl: das wünsche ich und hoffe ich. Lassen Sie mich ja von Ihnen alles, wichtiges und unwichtiges, wissen. Doch nichts ist mir unwichtig, was Sie angeht. Vor allen Dingen lassen Sie mich nie hören, daß Sie krank oder traurig sind. Nicht daß Sie mir es verschweigen sollen, wenn Sie es wirklich sind, denn das würde für mich eine Kränkung mehr sein, sondern daß Sie es in der

That nie sein wollen. Ich sage wollen, weil wirklich bei beiden Punkten mehr auf unser Wollen ankommt, als man sich öfter einbildet. Wie schön wäre es, wenn ich meine Gesundheit und meinen Leichtsin mit Ihnen theilen könnte! — Ich sage Ihnen von unseren eigentlichen Angelegenheiten nichts, und werde Ihnen auch in meinen folgenden Briefen nur wenig davon sagen. Sie glauben nicht, wieviel ich auf ein einziges Wort von Ihnen baue, und wie überzeugt ich bin, daß so ein einziges Wort bei Ihnen auf immer gilt. Bleiben Sie dieses nur auch von mir überzeugt, und ich bin gewiß, es wird sich endlich alles nach unseren Wünschen bequemen.

„Nächster Tage, meine Liebe, ein Mehreres! Empfangen Sie noch meinen Dank für alle das Gute, womit Sie mich in Hamburg überschüttet, ob ich schon weiß, daß Sie mir diesen Dank gern schenken. Meinen besten Empfehl an alle unsere Freunde, denen ich aber nicht eher als aus Wolfenbüttel schreiben kann. Ich bin mit Empfindung der aufrichtigsten Zärtlichkeit

ganz der Ihrige

Lessing.“

Noch fünf Jahre vergingen, ehe das ersehnte Ziel der Bereidigung für immer erreicht war. Für beide Verlobte gab es in dieser Zeit oft genug sehr bittere Stunden. Die Entwirrung der verwickelten Geschäfte wurde für Eva König immer schwieriger, und mehr als einmal war sie nahe daran, ihr ganzes Vermögen zu verlieren. Ihr größter Kummer war in solchen Zeiten, daß sie genöthigt war, auch ihrem Freunde durch ihre traurigen Nachrichten eine schwere Last aufzubürden, und sie schrieb an ihn, sie könne es leidenschaftlich bereuen, daß sie schwach genug gewesen wäre, durch das Geständniß ihrer Gegenliebe das Schicksal eines so großen Mannes an das ihrige, so unglückliche, zu fesseln. In einer Stunde, in welcher ihre Lage ganz besonders drückend war, schrieb sie an ihren Freund, sie wolle gern in dem elendesten Winkel der Welt Wasser und Brod essen, wenn sie nur einmal aus dem Labyrinth heraus wäre. „Halten Sie sich an Ihrem Worte,“ erwiderte Lessing, „daß Sie an alle dem Unglück nicht schuld sind. Erhalten Sie sich nur heiter, um sich gesund zu erhalten. Verlieren Sie, was Sie verlieren müssen, erhalten Sie für Ihre Kinder soviel, als Sie erhalten können, und überlassen Sie ruhig alles Uebrige der Vorsicht. Wenn Sie lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brod leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung, so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brod, auch noch an etwas mehr, soll es uns und gewiß nicht fehlen.“

Doch Eva König's Gemüth war zu tief beklümmert, und ihre Denkungsweise war zu edel, um auf Lessing's Vorschlag der baldigen Verheirathung sogleich einzugehen. „Mein Vorfaß,“ antwortete sie, „bleibt unumstößlich: bin ich unglücklich, so bleibe ich es allein, und Ihr Schicksal wird nicht mit dem meinigen verflochten.“ Wie rührend ist es, wenn sie denselben Brief mit den Worten schließt: „Nach solchen traurigen Tagen, wie ich nun habe, müssen wieder heitere kommen, und die können nicht wieder kommen, wenn ich nicht wenigstens das Glück habe, mit Ihnen an einem Ort zu leben.“ —

Im Anfange des Jahres 1772 mußte Frau König wieder nach Wien reisen. Diesmal begleitete sie ihr Schwager. In Braunschweig erwartete sie Les-

sing, und es folgten nun einige frohe Tage, deren Erinnerung Frau König helfen mußte, die Beschwerden einer Reise zu überstehen, die wir jetzt kaum noch glaublich finden können. Nur eine kleine Probe aus der Beschreibung derselben möge aus einem Briefe hier Platz finden.

„Rattelsdorf, 28. Februar 1772.

„Mein lieber Freund.

„Von einem Dorfe, das sich Rattelsdorf nennt, haben Sie wohl in Ihrem Leben nichts gehört? Auf dem sitzen wir nun beinahe vierundzwanzig Stunden, und wer weiß, ob wir nicht noch viermal vierundzwanzig Stunden hier aushalten müssen. Es kommt auf den Main an, ob der fallen will; so wie er jetzt ist, ist er nicht zu passiren, wenn man auch was wagen wollte. — So viele Hindernisse, wie wir auf dieser Reise angetroffen, mit solchen Beschwerden und Gefahren verknüpft, habe ich in meinem Leben nicht ausgehalten. Es lassen sich wenig Unfälle mehr denken, die uns nicht schon alle begegnet sind. In 36 Stunden haben wir zwei neue Ären und zwei Stangen zerbrochen; die Pferde sind mit uns durchgegangen und haben über solche Gräben und Hügel gesetzt, daß wir nichts anders, als den schrecklichsten Tod vor Augen sahen, bis endlich, als sie eben wieder über einen tiefen Graben setzen wollten, die Stränge des einen Zugpferdes rissen. Zu unserm größten Glück! denn dadurch verloren sie die Macht, über den Graben zu setzen, und kehrten auf die andere Seite um, wo uns Bauern zu Hülfe eilten, die sie auch glücklich erhaschten. Gestern sind uns zwei Pferde vor dem Wagen gefallen; bei dem ersten hielten wir uns vier Stunden auf und versuchten alles, um es zu retten, allein es war umsonst, wir mußten es für den Scharfrichter des nächsten Dorfes liegen lassen. Für Yorik wäre dies eine vortreffliche Szene gewesen. Der Postillon war ein Original. So gut als dumm, beides im höchsten Grade. O Gott! o Gott! war alles, was er vier Stunden lang sagte, wobei er beständig fortarbeitete, um dgs Pferd wieder auf die Beine zu bringen; es war aber so kraftlos, daß, wenn er es auch etwas in die Höhe hatte, es gleich wieder auf die Seite fiel, wobei er hundertmal in Gefahr kam, das Leben zu verlieren. Ich rief in einem weg: Kerl, seid nicht rasend, das Thier ist hin, was wollt Ihr Euch denn auch noch unglücklich machen? Ei was! gab er mir immer zur Antwort, da es mit meinem Pferde so ist, so mag es mit mir werden, wie es nur immer will. Ich sagte, er sollte fortfahren. — Nein, und wenn Sie mich auch prügeln, so gehe ich nicht von meinem Pferde, so lange ich noch Hoffnung habe; und dies hielt er auch ehrlich. Selbst wie es schon verendet war, mußten wir ihm noch verstatten, daß er es mit den anderen Pferden auf einen Acker schleppte, aus dem nächsten Dorfe Stroh und Heu holte; das Stroh, um es damit zu decken, das Heu, damit es, wenn es wieder auflebte, etwas zu fressen fände. Der Kerl dauerte mich, denn er war völlig abgemattet; und nun wollte vollends das Unglück, daß, als wir kaum eine Viertelstunde gefahren waren, ihm im Wasser das zweite Pferd auch noch fiel. Dies hat er denn doch noch gerettet, weil zum Glück Leute in der Nähe waren, die ihm zu Hülfe kamen. Für uns aber ward es schlimm; wir waren zwar ausgestiegen, allein unser Wagen stand im Wasser, und diese Pferde konnten ihn nicht herausziehen. Wir mußten also drei Viertelstunden weit nach einem Dorfe gehen, durch einen solchen schrecklichen Weg,

daß ich bis auf diese Stunde noch nicht begreife, wie ich durchgekommen bin. Bei jedem Schritt, den ich that, mußte ich die Peine mit Macht aus der Erde ziehen, und es regnete, daß ich keinen trocknen Faden mehr am Leibe behielt. Nun sagte ich zu meinem Schwager, wie wir wieder im Wagen saßen, für heute werden wir doch wohl genug Fatalitäten überstanden haben? Will's Gott, war seine Antwort, aber das Will's Gott traf nicht ein, denn wir mußten noch durch drei Gewässer, die alle drei in den Wagen kamen. Das letzte war so hoch, daß alles, was im hintern Chaisefasten lag, naß wurde. Dieses zu trocknen, war heute meine Beschäftigung.

„So sind mir die paar angenehmen Tage, die ich mit Ihnen zugebracht, wieder vergällt worden. Doch nein, das Vergnügen, Sie gesund gesehen zu haben, überwiegt alle das Unglück, und noch mehr. Ich bin seitdem weit heiterer und munterer, selbst bei alle den Beschwerden bin ich nicht einen Augenblick niedergeschlagen gewesen. Dieses schreibe ich Ihnen allein zu, denn bei meiner Abreise von Hamburg war mir nicht so zu Muth, wie mir jetzt ist.

„Ich will nur nicht hoffen, daß auch der Endzweck der Reise so übel ausfällt, wie bisher die Reise gewesen ist, sonst sähe es schlecht aus. Alsdann würde ich Ihnen bei der Rückkehr wohl schwerlich von Rattelsdorf aus schreiben können, ich sei vergnügt. Es gehört schon so viel dazu, wenn einem auch nichts im Wege steht, hier vergnügt zu sein, zumal wenn man so sehr nach Augsburg verlangt, wie ich, dort hoffe ich doch gewiß einen Brief von Ihnen zu finden. Nicht wahr, Sie haben mir dahin geschrieben? Wenn Sie es nicht gethan hätten? Das wollte ich um vieles nicht, denn so erhielt ich noch in drei Wochen keinen. So lange dauert es gewiß, bis wir nach Salzburg kommen. Mein Schwager sagt mir eben, ich sollte Ihnen sein Kompliment machen und zugleich sagen, daß wir bei unseren Unglücksfällen mehr an Sie gedacht hätten, als wir vielleicht gethan haben würden, wenn es uns besser ergangen wäre. Seinerseits mag es wahr sein. Denn so wie ein Unglück kam, sagte er: Herr Lessing hat Recht: es ist ein hundsöttisch Leben.

„Beim Datum schreiben fällt mir ein, daß heute Ihr Geburtstag ist. Feiern Sie ihn vergnügt!“

Drei lange Jahre vergingen, ehe Frau König Wien wieder verlassen konnte. In dieser ganzen Zeit sah sie ihre Kinder nicht. Sie selbst hatte das Unglück, in Wien einen schweren Fall zu thun, von dessen Folgen sie sich nur langsam wieder erholtte, zumal da ihre Gesundheit überhaupt nicht sehr stark war.

Lessing hatte indeß in Wolfenbüttel mit nicht geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Sein Amt als Bibliothekar saßte er nicht als Sineture auf, sondern er dachte an eine gänzliche Umordnung der ganzen Bibliothek. Diese riesige Arbeit würde er auch ausgeführt haben, wenn seine Jahre in Wolfenbüttel weniger trübe gewesen wären. Nachdem er die Arbeit über den Berengar beendet, wollte er auch das ganze Werk desselben herausgeben, doch unterblieb diese Arbeit. Vollständig zum Druck befördert ist dasselbe erst durch A. F. und F. Th. Vischer, Berlin 1834. Lessing's Arbeit über den Berengar war übrigens so vortrefflich, daß sein alter Lehrer Ernesti in Leipzig erklärte, er fände die größten theologischen

Kenntnisse darin und er würde Lessing, wenn derselbe nach Leipzig käme, zum Doktor der Theologie machen.

Auch eine neue Ausgabe seiner vermischten Schriften besorgte Lessing auf den mehrfach und dringend geäußerten Wunsch des Verlegers Voß in Berlin. Dieser Ausgabe, von welcher Michaelis 1771 der erste Band erschien, gab Lessing eine höchst scharfsinnige Abhandlung über das Epigramm bei; in seiner bescheidenen Weise nannte er das inhaltvolle Werk „Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten.“ Als das Wesen des Epigrammes nennt er Erwartung und Aufschluß. Die Aufschrift auf einem Denkmal wollte Lessing nicht als Epigramm gelten lassen. Herder widersprach ihm darin später, und gab zum Beweise seiner Behauptung selber jenes schöne Epigramm, welches er unter Lessing's Bild setzen wollte. Es lautet:

„Der edle deutsche Mann,
Der Wahrheit also lieb gewann,
Daß sie ihm, jeglicher Gestalt,
Neu oder alt,
Verachtet oder häßlich gar,
Gleichgültig nimmer war —
Wer? Lessing ist der Mann.“

Noch mehrere andere, kleinere Arbeiten beschäftigten Lessing in der ersten Zeit seines Wolfenbüttler Aufenthaltes. Bald folgte jedoch wieder eines der großartigsten Werke. Im Herbst 1771 hatte er, wie wir erzählten, eine Reise nach Hamburg und Berlin unternommen, und hatte sich mit Eva König verlobt. Nach seiner Rückkehr nach Wolfenbüttel begann er die Ausarbeitung seiner Emilia Galotti, und im Februar des Jahres 1772 war das Stück vollendet. Wie es scheint, hat dieses Stück einen unseligen Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse in Lessing's letzten Lebensjahren ausgeübt *). Der Herzog Karl von Braunschweig hatte in seinem ganzen Leben eine flotte Wirtschafft geführt; bei seinem Tode fand sich eine Schuldenlast von zwölf Millionen Thaler. Im Jahre 1772 war seine Wirtschafft eine Venezianerin, die Marquise Branconi, eine berühmte Schönheit, welche wie eine Königin gehalten wurde. Als die Emilia Galotti nun zum erstenmal am 13. März 1772 zum Geburtstag der verwittweten Herzogin durch die Döbbelin'sche Truppe aufgeführt wurde, da bezog man allgemein die Fabel des Stückes auf die Verhältnisse des braunschweiger Hofes. Lessing war sehr unangenehm überrascht, als er das gewahr wurde, und vergebens that er alles, was er konnte, um dem Eindrucke vorzubeugen. Um nun wenigstens zu zeigen, daß eine Anspielung auf die bekannten Verhältnisse des Hofes nicht in seiner Absicht gelegen habe, besuchte er niemals eine Vorstellung seiner Emilia, obwohl dieselbe öfter gegeben wurde. Weder der Herzog noch der Erbprinz ließen gegen Lessing irgend eine Aeußerung des Mißfallens laut werden, wenn man aber die auffallende Kälte in Betrachtung zieht, welche beide Fürsten in der Folge so

*) Vergl. Danzel-Gußrauer, a. a. O. II. 2, 37 u. 38.

beharrlich gegen Lessing bewiesen, so gewinnt die Vermuthung Wahrscheinlichkeit, daß sie jenes Trauerspiel als eine schwere auf den Hof gemünzte Satire ansahen und den Verfasser ihren geheimen Grimm fühlen zu lassen noch lange nachher beflissen waren.

Man hatte Lessing bei seiner Anstellung eine baldige Verbesserung seines Gehaltes versprochen, aber niemand bot ihm eine Zulage an, und er selbst konnte sich lange nicht überwinden, selber darum nachzusehen. So wurde sein empfindliches Gemüth immer mehr gereizt. Im Januar 1773 schrieb er an Frau König: „Ich kann es mir leider nicht länger verbergen, daß ich hypochondrischer bin, als ich jemals zu werden geglaubt habe. Das einzige, was mich noch tröstet, ist dieses, daß ich aus der Erfahrung kenne, daß meine Hypochondrie noch nicht sehr eingewurzelt sein kann. Denn sobald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter Menschen komme, so geht es wieder eine Weile. Und dann sage ich mir: Warum auch länger auf diesem verwünschten Schlosse bleiben? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort.“

Wenn nun einmal eine gute Stunde in ansprechender Gesellschaft kam, so konnte Lessing auch wieder recht fröhlich sein, und dann war er ein Gesellschafter, der aller Herzen sich im Sturme eroberte. Von Wolfenbüttel nach Braunschweig ging er zuweilen zu Fuß. Man macht den Weg auf der alten Heerstraße in drei Stunden. Auf der Mitte des Weges liegt ein Gasthaus, welches frülher von Braunschweigern sehr viel besucht wurde; es heißt das Weghaus. Hier feierte Zachariä, der bekannte Dichter aus Braunschweig, am 6. Januar 1773 seine Hochzeit, auf welcher Lessing zugegen war. Er berichtete darüber an Frau König: „Es hielt schwer, ehe ich lustig werden konnte, aber endlich riß mich das Beispiel fort, und ich ward es, weil es alle waren. Sie kennen Zachariä, aber doch würden Sie sich schwerlich einbilden können, was das für eine angenehme und in allem Betracht herrliche Hochzeit war. Es fehlte an nichts, und zwanzig Dinge waren da, an die kein Mensch gedacht hätte. Wir haben bis an den andern Tag geschwärmt, und niemand ist zu Bett gegangen, als Braut und Bräutigam.“ —

Dem Hofe gegenüber verhielt Lessing sich stets sehr zurückhaltend. Ohne ganz besondere Aufforderung pflegte er daselbst nicht zu erscheinen. Diese Zurückhaltung fand bei Hofe jedoch nicht eben Beifall, und schließlich entschloß Lessing sich selbst einmal, sich in Erinnerung zu bringen. Zum Neujahrstage 1773 ging er zur Gratulation nach Braunschweig. „Ich habe,“ schrieb er an Frau König, „mit anderen gethan, was zwar nichts hilft, wenn man es thut, aber doch wohl schaden kann, wenn man es beständig unterläßt: ich habe Bücklinge gemacht und das Maul bewegt. Der einzige Wunsch, bei dem ich diese Zeit über an etwas dachte, war — Ach, Sie wissen ihn ja wohl, meine Liebe! Sollte denn kein glückliches Jahr mehr für Sie und für mich kommen?“

Scheinbar stand dieses glückliche Jahr in naher Aussicht, und die Gratulation in Braunschweig schien gute Früchte getragen zu haben. Im Februar wurde Lessing zum Erbprinzen berufen, der ihm einen sehr günstigen Antrag stellte. Helmstädt war damals noch Universität, einer der Professoren war der Abt Lichtenstein, dessen Gelehrsamkeit ebenso gründlich wie sein Wisz allzeit schlagfertig war. Der Herzog brauchte ihn besonders in Sachen, welche die Geschichte und

die Rechte des herzoglichen Hauses betrafen. Dieser Mann war gestorben, und da der Erbprinz meinte, Lessing könne sich, wenn er wollte, die erforderlichen Kenntnisse bald aneignen, so trug er ihm diese Stelle mit Beibehaltung des Bibliothekariats an, und sagte ihm, dann müsse er aber auch in Braunschweig bleiben und seinen Plan, noch in der Welt viel herumzuschwärmen, aufgeben. Lessing zeigte sich geneigt, auf die Vorschläge des Erbprinzen einzugehen, und vielleicht wäre die Sache sogleich abgeschlossen worden, wenn der Erbprinz nicht eine Reise nach Potsdam hätte unternehmen müssen. Nach seiner Rückkehr, die vierzehn Tage später erfolgte, hatte der Erbprinz alles in Ordnung bringen zu wollen verheißen.

Aber nach seiner Rückkehr verging ein Tag nach dem andern, und von der bewußten Angelegenheit wurde kein Wort mehr erwähnt. Auf seine wiederholten Anfragen erhielt Lessing ausweichende Antworten, und von der Verleihung der Stelle ist nachher nie wieder die Rede gewesen. Der Grund zu diesem anfallenden und höchst unwürdigen Benehmen des Erbprinzen ist nie bekannt geworden.

Natürlich war Lessing sehr aufgebracht über die elende Handlungsweise, die man sich ihm gegenüber erlaubt hatte. Der Aufenthalt in Wolfenbüttel wurde ihm immer mehr verleidet, und er würde längst alle Bande, die ihn dort fesselten, zerrissen haben, wenn nicht die Aussicht, in Wolfenbüttel seinen eigenen Herd gründen zu können, ihn immer wieder bestimmt hätte, auszuhalten. Eine angenehme Zerstreuung in dieser schweren Zeit war für Lessing die Gesellschaft eines jungen Franzosen Namens Cacault, welcher nach Wolfenbüttel gekommen war, um unter Lessing's Leitung die Dramaturgie ins Französische zu übersetzen. Jeden Abend besuchte er Lessing in seinem verwünschten Schlosse, und seine Unterhaltung machte einen sehr tiefen Eindruck auf den Franzosen. Lessing litt um diese Zeit viel an den Augen, auch zeigte eine oft wiederkehrende Engbrüstigkeit bereits den Keim zu der Krankheit, an welcher Lessing so früh starb, der Brustwassersucht.

Im Jahre 1774 drängten die Hamburger Gläubiger so ungestüm, daß Lessing sich genöthigt sah, den Herzog zu bitten, er möge ihm seine Besoldung für drei Quartale vorausbezahlen lassen. Dadurch wurde er selber nun aber in eine sehr gedrückte Lage versetzt, und nur in seinen literarischen Arbeiten konnte er die Mittel zur Existenz finden. Er gab die Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel heraus; sie enthalten verschiedene Artikel gelehrten Inhalts, welche sämmtlich mit Lessing'scher Meisterschaft abgefaßt und geschrieben sind, für unsern Zweck indeß wenig Interesse haben. Die Beschäftigung mit solchen Sachen war wohl im Stande, den Geist zeitweise zu lähmen. In bitterer Stimmung schrieb Lessing an seinen Bruder in Berlin: „Es ist nie mein Wille gewesen, an einem Orte wie Wolfenbüttel, von allem Umgange, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen thue ich das nun schon vier Jahre, und da ich es nur allzusehr empfinde, wie viel trockner und stumpfer an Geist und Sinnen ich diese vier Jahre, trotz aller meiner sonst erweiterten historischen Kenntniß, geworden bin, so möchte ich es um alles in der Welt nicht noch vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht ein Jahr mehr thun, wenn ich noch sonst in der Welt etwas thun will. Hier ist es aus, hier kann ich nichts mehr thun. Du

wirst diese Messe auch nichts von mir lesen, denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan und bin sehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philosophie (oder Poltronnerie) zu Stande gebracht — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in diesem edlen Werke weiter, welches wohl werth ist, daß man alle Tage barum ist und trinkt.“

Lessing fühlte das Bedürfnis, einmal wieder in der Welt umherzuschweifen, um seinem Geiste neue Spannkraft zu gewinnen und den Bücherstaub von seinen Nerven abzuschütteln. Im Februar des Jahres 1775 unternahm er eine größere Reise. Ehe wir ihn auf derselben begleiten, müssen wir das Meisterwerk des Jahres 1772, die Emilia Galotti, genauer betrachten. An dieser Stelle wird der schicksalichste Zeitpunkt dazu sein.

Schon im Jahre 1758 hatte Lessing den Plan zur Emilia Galotti entworfen. In Hamburg nahm er die Arbeit wieder auf, doch beabsichtigte er damals nur drei Aufzüge zu liefern, und konnte daher, als er im November 1771 wieder Hand anlegte, von den Vorarbeiten nicht viel benutzen. In der ersten Woche des neuen Jahres gingen bereits die drei ersten Aufzüge nach Berlin an Vofß zum Druck, und am 1. März wurde der Schluß abgesandt.

Emilia Galotti ist von den berufensten Kritikern (Göthe, Gervinus) als eines der großartigsten Meisterwerke der ganzen dramatischen Poesie überhaupt, nicht allein der deutschen, bezeichnet worden. Kernhafte, gesunde Naturen sind zu allen Zeiten unwiderstehlich zu den großen, edeln, von Meisterhand in flectenlosen Marmor gehauenen, so warmen und lebensvollen Gestalten einer Emilia, eines Oboardo hingezogen worden, entnernte Schwächlinge, schleichende Ränkespinner haben stets in dem Prinzen und in Marinelli ihr trennestes Ebenbild, mit erschreckender Wahrheit gezeichnet, betroffen erkannt; an liebedürftigen Fürstenhöfen ist die Aufführung von Emilia Galotti verboten worden. Eine in Deutschland weit verbreitete Klasse von Leuten hat dieses Stück mehr als jedes andere herabzusetzen versucht, nämlich die Romantiker und ihr weiterschleppender sentimentaler Auhang. Die zerflossene Gefühlsschwärmerei scheint ein Erbübel der deutschen Poesie zu sein, selbst in ein so herrliches Stück wie Schiller's Wallenstein hat sie sich störend hineingedrängt. In Emilia Galotti weht kein Hauch von ihr, in dieser reinen Luft sind keine Nebel denkbar. Deshalb ist das Stück aber auch allen unnebelten, sentimentalen Köpfen, den Schlegel (dessen anderweitige Verdienste wir durchaus nicht verkennen), und unzähligen anderen ein Stein des Anstoßes gewesen, weil sie aus diesem Stücke das Urtheil lasen, das sie selber verdammte. Auch nüchterne Prosaiter hat es gegeben, welche, um Emilia Galotti zu beurtheilen, den Livius in die Hand genommen und mit selbstbewundernder Genugthuung die große Entdeckung gemacht haben, daß Lessing's Trauerspiel in seiner Fabel nicht mit Livius l. III. c. 44 übereinstimmt. Glücklicherweise ist dieses kindische Gebaren jetzt ein überwundener Standpunkt. Lessing hat ausdrücklich erklärt, daß er nicht eine römische, sondern eine bürgerliche Virginia zu seinem Vorwurf gewählt; „er hat geglaubt“ — so lauten seine eigenen Worte — „daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werthet ist, als ihr Leben, für sich tragisch genug, und fähig sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staats-

verfassung darauf folgte.“ Diese Worte sind klar genug für denjenigen, der sie verstehen will. Aber freilich gibt es Kritiker genug, welche, wie Pope sagt, dem Dichter Ungereimtheiten unterschieben, damit sie selber Gelegenheit haben, der Welt das große Licht ihres eigenen Verstandes in Gestalt eines trüben Delämpchens vorzuführen. Solche Leute sind nicht einmal dazu geschaffen, die Größe eines Lessing einzusehen, geschweige denn diesen größten Geist Deutschlands zu kritisiren.

Anderer Kritiker haben einen Fehler in Emilia Galotti finden wollen, der, wenn er begründet wäre, den Werth des Stücker auf ein sehr geringes Maß herabsetzen würde; sie haben nämlich die zwingende Nothwendigkeit der Katastrophe bestritten, und um diese Ansicht begründen zu können, hat ein Börne sich die empörendsten Spöttereien aufzutischen nicht entblödet. Allerdings würden die in Lessing's Emilia gegebenen Umstände nicht einen jeden zu der That des Oboardo treiben, einen Börne sicherlich nicht; daß aber ein Mann, dem die Ehre mehr gilt als das Leben, in der That des Oboardo nichts als eine unerbittliche Konsequenz der Sachlage erkennen muß und erkennen wird, das steht fest. Man denke doch auch nur einmal über das nach, was Lessing bei Gelegenheit der Koadjunge des Kornelle über die Grundsätze des echten Poeten sagt *), und halte diese so nachdrücklich betonten Regeln mit der eben angeführten Beschuldigung zusammen. Sollte ein Mann wie Lessing, dessen ganzes Wesen gewissermaßen die personifizierte Logik ist, sollte der bei seinem eigenen Werke, bei einem Werke, mit dem sein großer Geist sich erweislich vierzehn Jahre lang beschäftigt, in denselben Fehler verfallen, den er bei anderen so scharfsinnig herausfindet und so nachdrücklich rügt? Ehe man dergleichen so leichtfertig behauptet, sollte man doch wenigstens denselben Fleiß auf die Erkenntniß seines Kunstwerkes verwenden, den Lessing auf das kleinste selbst verwandte, was er anfaßte. Wir wollen in den nachstehenden Zeilen versuchen, die Grundsätze kennen zu lernen, welche Lessing seinen Personen zugetheilt, und durch welche er in Verbindung mit den Umständen die Katastrophe seiner Emilia begründete.

Pettore Gonzaga, Fürst von Guastalla, stellt den schneidendsten Gegensatz jener Regel dar, daß der Fürst der erste Diener des Staates sei. Er ist vollendeter Egoist; seine fürstliche Macht ist nur eine Dienerin seiner Leidenschaften, selbst seine Regierungsgeschäfte kommen nur insofern für ihn in Betracht, als sie seiner Zerstreuung dienen können oder nicht. Seine Entscheidung über die Bittschriften seiner Unterthanen diktiert ihm nicht die Gerechtigkeit, sondern die Laune; was er in diesem Augenblick gewährt, nimmt er im nächsten zurück, beides ohne triftigen Grund. Werden seine Zerstreuungen durch die Regierungsgeschäfte beeinträchtigt, so ist ihm selbst die Entscheidung über Leben und Tod eine Angelegenheit ohne alles Gewicht. „Gnädiger Herr, ein Todesurtheil wäre zu unterschreiben.“ — „Recht gern. Nur her! geschwind.“ — Was gilt ein Menschenleben, wenn der Fürst sich ein durchlauchtigster Plaisir machen will? Der Graf Appiani steht im Wege, durch einen Mordmörder wird er bei Seite geschafft, der Anstifter des Mordes ist der eigene Minister des Fürsten, der seinem Herrn gegenüber mit

*) Wir haben die Stelle der Dramaturgie angeführt, man vergleiche Seite 239.

unerhörter Frechheit seiner That sich rühmt und es kaum der Mühe werth hält, durch eine handgreifliche Lüge sie zu verhüllen. Was thut der Prinz? Er läßt Gerechtigkeit walten und überliefert den Anklager des Mordes den Gerichten? O nein, dann hätte er sich ja selber auch hängen lassen müssen. Ein pathetischer Ausruf bringt alles wieder ins Reine, und der Prinz tritt mit unbefangenen Herzen und mit vergnügtem Gesichte die Erbschaft des Mordes an. Der Prinz ist aber nicht etwa ein roher Gewalthaber, der sich wie ein privilegirter Raubritter geberdet; er ist viel gefährlicher, seine Pläne lieben es, im Dunkeln zu schleichen, in den Klünsten der Verführung ist er ein Meister, denn er ist geistreich und von seiner Politur, ein Beschützer der Künste, ein Kenner der Kunst. In den Händen dieses gewissenlosen Wollüstlings ruht die unumschränkte Gewalt, und ihm zur Seite steht ein allzeit gefügiges Werkzeug jeder Laune, ein stets fertiger Helfershelfer für jede Nichtswürdigkeit. Marinelli ist gleichsam der Komparativ der schlechten Eigenschaften des Prinzen, doch fehlen ihm die besseren desselben; dafür besitzt er eine starke Gabe Freigiebigkeit, und was bei solchen Menschen nie fehlt, eine hämische Rachsucht; er benutzt die Begierden und die Gewalt seines Herrn, um seine eigenen niedrigen Zwecke zu verfolgen. Diese beiden, der Prinz und Marinelli, stellen eine fürchterliche Macht dar, von der schleichenden Arglist, von der glatteften Schmeichelei bis zu der brutalsten Gewalt ist ihnen jede Tonart gleich geläufig; wir sehen vor unseren Augen hier die Verbindung des Löwen mit dem schleichenden Luchse in der Fabel*). Wer diesem Paar in die Krallen fällt, um den ist es geschehen.

Der Angriff, den diese beiden unternehmen, gilt der Emilia Galotti, einem jungen Mädchen, von welchem ein großer Künstler sagt, sie sei, seitdem er sie erblickt, sein einziges Studium der weiblichen Schönheit gewesen, und sie ist ebenso unschuldig, als sie schön ist. Der Prinz hat sie im Hause seines Kanzlers gesehen, er hat sich lange mit ihr unterhalten, hat unverhohlen seine Lust an ihrer Munterkeit, ihrer Schönheit geäußert; seinem scharfen Auge ist es dabei nicht entgangen, daß er Eindruck auf Emilia gemacht und noch mehr die Gunst der Mutter sich errungen, Emilia ist seit der Zeit seine einzige Leidenschaft, ihr Besitz ist sein einziges Streben. Ganz wie es in solcher Lage wahr und natürlich ist, gibt er sich träumerisch dem gewaltigen Eindrucke dieser Leidenschaft hin, die jede andere Regung in seiner Seele auslöscht; doch als die Gestalt der Verhältnisse ihm nun plötzlich alle Hoffnung, Emilia zu besitzen, abzuschneiden droht, da steigt die Flamme der Begierde riesengroß empor, in blinder Hast wird jedes Mittel angewandt, welches zum Ziele führen zu können scheint. Als der Graf Appiani sich nicht fortschicken lassen will, wird er ermordet, Emilia wird halb mit Gewalt auf das abgelegene Lustschloß des Prinzen gebracht. Nun ist das Lamm in der Gewalt des Räubers, und daß er es nicht wieder preiszugeben fest entschlossen ist, das zeigt er durch alle seine Anstalten. Er gibt aber selber auch zugleich den Weg an, auf welchem er sein Ziel verfolgen wird; im Hause seines Kanzlers Grimaldi, in der äppigsten Gesellschaft, in der Fülle der verlockendsten Genüsse, fern von Vater und Mutter, soll Emilia schutzlos den raffiniertesten

*) Lessing's Fabeln, II. Buch, 26.

Künsten der Verführung ausgesetzt sein, und sie selbst kennt ihre leicht erregbare Natur, „ich habe Blut,“ sagt sie, „so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich keine das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen befänstigen konnten.“ — Kann für diese Emilia noch irgend ein Zweifel über ihr enbliches Geschick bestehen? Wer das behaupten wollte, der müßte jede Konsequenz der Charaktere und der Verhältnisse überhaupt leugnen.

Aber diese Emilia ist zugleich eine völlig sittenreine, fleckenlose Gestalt; was den Prinzen zu ihr so mächtig hinriß, war außer ihrer Schönheit auch ihre unentweihete Unschuld. Und zwar ist Emilia nicht deshalb so sittenrein, weil sie, wie der Fall ja oft genug vorkommt, von der Schuld kaum mehr als eine Ahnung hat, sondern sie ist ihrer Reinheit sich selber sehr wohl bewußt, sie weiß auch, was der Begriff Laster zu bedeuten hat, und sie ist entschlossen, die Reinheit ihrer Seele als ihr höchstes Gut zu vertheidigen; als die entschlossenste ihres Geschlechtes bezeichnet ihre Mutter sie. Wird diese Emilia nicht ganz gewiß den Tod der Schande vorziehen? Sie muß ihn vorziehen, sie würde sonst nicht die Emilia sein, deren keuscher Mund nicht einmal das mit Schande beladene Wort aussprechen kann. Sie will, als sie sich von allen Seiten ohne irgend einen Ausweg umstellt sieht, sich selbst den Tod geben, doch die Hand ihres Vaters hindert sie.

Emilia ist das echte Kind dieses Vaters, der ebenso eifersüchtig über seine und seines Hauses Ehre wacht, wie Emilia; in dem Manne erscheint das als Rauheit, was in der Jungfrau Entschlossenheit ist. Selbst ein Appiani, den der Prinz als das Muster eines edlen, tapfern, würdigen jungen Mannes bezeichnet, nennt den Oboardo das Muster aller männlichen Tugend: „Zu was für Gesinnungen erhebt sich meine Seele in seiner Gegenwart! Nie ist mein Entschluß, immer gut, immer edel zu sein, lebendiger, als wenn ich ihn sehe, als wenn ich ihn mir denke.“ Oboardo selber bezeichnet seine Ehre, die Ehre seiner Tochter als den Punkt, an welchem er am tödtlichsten zu treffen wäre. Als er seine Tochter bedroht sieht durch den Prinzen, der ihn und den er haßt, da ist der leicht aufgebrachte Mann entschlossen, den Prinzen und den Marinelli zu durchstoßen, und nur die freundliche Nachgiebigkeit des erstern gegen den Vater seiner Geliebten besänftigt seinen aufwallenden Zorn. Dieser Oboardo, der, um die Ehre seiner Tochter zu retten, seinen eigenen Fürsten niederstoßen will, sollte der nicht auch fähig sein, lieber seine eigene Tochter zu tödten, als ihre und seine Ehre vernichten zu lassen? Besonders — das bedenke man doch auch — wenn er auf die fürchterlichste Weise gereizt ist, erst durch den schrecklichen Tod des Grafen Appiani, dann durch die Drifina, welche ihm das Bild zeigt, das aus seiner einzigen Tochter, seiner so zärtlich geliebten Emilia dereinst einmal werden kann, und schließlich noch durch diese Tochter selber, die ihm erst ihre erhabene, heroische Gesinnung mit so viel Entschlossenheit zeigt, und dann sogar an das Ehrgefühl des Vaters, des Kriegers sich verzweiflungsvoll wendet: „Ehedem gab es einen Vater, der seine Tochter

von der Schande zu retten ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte, ihr zum zweiten Mal das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehemals! Solcher Väter gibt es keine mehr!“ — Die Antwort: „Doch, meine Tochter, doch!“ und die blutige That folgte aus diesen Verhältnissen, bei diesen Personen so natürlich aus dem Vorhergegangenen, wie die Blüthe aus der Knospe, wie die Frucht aus der Blüthe, und wer die zwingende Nothwendigkeit dieser Katastrophe läugnet, der bestreitet damit nichts geringeres als die Berechtigung derjenigen Begriffe von Ehre, welche die Katastrophe herbeiführen. Vertreter dieser nichtswürdigen Denkungsweise hat es ja zu allen Zeiten gegeben, aber noch ist glücklicherweise die Zeit nicht gekommen, und sie wird auch nie kommen, in welcher das ganze deutsche Volk so denkt, wie jene Ehrlosen.

Die kurze Untersuchung, welche wir eben anstellten, hat uns schon auf halbem Wege zu dem tiefsten Grunde geführt, auf welchen unser Stück in einer so überaus großartigen Weise sich aufbaut. Servinus sagt über diesen Punkt sehr treffend: „Was das Stück vielleicht zum tragischsten aller deutschen Trauerspiele macht, ist der Gebrauch des Schicksals nach den kristlichsten Begriffen, nach denen sich hier die Menschen mit offenbaren Thaten ihre Geschichte selbst knüpfen, bis an der verborgensten Stelle das unsichtbarste Fädchen, zu plump geschlungen, reißt, und das Gewebe unter den Händen jener dämonischen Orsina sich auflöst, die auf eine treffliche und viel feinere Weise jene Wahrsager der antiken Tragödie darstellt, als die Margarete in Shakespeare's Richard.“ Die Orsina ist eine jener Verlassenen; um sein Spiel mit ihr treiben zu können, entflammt der Prinz in ihr eine Leidenschaft, nährt diese Leidenschaft durch die heiligsten Schwüre, und als ein frischerer Genuß winkt, da verläßt er sie, unbestimmt, ob ihr Herz brechen, ihr Verstand zu Grunde gehen mag oder nicht. Die Orsina ist das uns lebendig vor Augen gestellte Bild von der Verruchtheit des Prinzen, und der Gedanke, durch die Hand der Orsina die schreckliche und doch zugleich richtende Katastrophe herbeizuführen, ist des größten Dichters würdig. Die Orsina hat den Prinzen um eine Zusammenkunft in Dosalo ersucht; der Prinz legt ihren Brief ungelesen bei Seite, sie treffen sich beide aber doch auf Dosalo, „aus Zufall,“ sagt Marinelli, doch die Orsina entgegnet: „Das Wort Zufall ist Gotteslästerung, nichts unter der Sonne ist Zufall.“ In diesen Worten gibt Lessing seine Absicht selber handgreiflich zu erkennen, und es ist kein ungeschickter Zufall, daß die Orsina dem Odoardo Galotti kurz darauf den verhängnißvollen Dolch in die Hand drückt; denn der Stoß dieses Dolches trifft nicht allein das schuldlose Herz der Emilia, sondern viel tiefer und schärfer trifft er das Vubenz Herz des Prinzen. — Es hat Leute gegeben, welche dieser großartigen und bedeutungsvollen Gestalt der Orsina gegenüber von nutzlos angeponnenen und nicht zu Ende geführten Fäden sprechen konnten, und diese Ignoranten haben es unternommen, einen Dichter wie Lessing zu kritisiren! Zu dem ein so großer Mann wie Herder nicht genug bewundernd aufschauen konnte!

Lessing's Emilia Galotti zeigt uns einen festgefügtten, nach den Gesetzen der reinsten Harmonie aufgeführten Bau. Nirgend zeigt sich auch nur der leiseste Riß, der den festen Zusammenhang der einzelnen Theile unter einander gefährden könnte, nirgend stört eine Unregelmäßigkeit das wundervolle Ebenmaß der ein-

zelnen Glieder; das Ganze steht vor uns wie einer jener dorischen Tempel, voller Ernst und Würde, voll erhabener Ruhe bei allem Wechsel der Einzelheiten; keine überflüssigen Zierrathen sind nöthig, um die Armuth der Konstruktion zu verhüllen oder einen Flecken, einen klaffenden Riß zu überdecken; jedes einzelne Glied trägt seine Schönheit an seiner eigenen Gestalt, fremden Putz braucht es nicht zu borgen, und seine edle Gestaltung zeigt sich in der großartigen Außenseite nicht mehr und nicht weniger, als in der bescheidensten Säule, welche nur eine zufällige Zierde an einem kaum bemerkten Orte zu sein scheint. Das Ganze ist ein wunderbarer, erhebender Anblick, ein immer neuer Genuß für den, welcher sich mit Liebe zu dem Werke des großen Dichters neigt, aber ein Buch, verschlossen mit ehernen Riegeln für den Thoren, der seine eigene armselige Tadelssucht an dem Werke offenbart, dem gegenüber er nichts ist.

Während der tiefsinnige dramatische Bau der Emilia stets ein Gegenstand der verschiedenartigsten Kritik gewesen ist, hat über die Zeichnung der Charaktere immer nur Eine Stimme geherrscht: man hat in ihnen die sonst unerreichten Meisterwerke der deutschen dramatischen Poesie anerkannt. Wir haben im allgemeinen schon darüber gesprochen; genau in die Einzelheiten einzugehen, dazu fehlt hier der Raum; nur einige Bemerkungen mögen noch folgen, sie betreffen meistens streitige Punkte. Bei Gelegenheit der Stücke des Corneille hatte Lessing schon einmal gesagt, daß man niemals ganz schlechte Charaktere schülbern solle, da solche Ungeheuer unter den Menschen überhaupt nicht existirten. In Uebereinstimmung mit dieser Regel sehen wir denn sowohl bei dem Prinzen als auch bei Marinelli, wie mehr als einmal eine tief zurückgebrängte edlere Natur sich äußert. Der Prinz gewöhnt gleich anfangs eine Bittschrift, welche viel fordert, er ist gütig gegen den Maler Conti, er läßt sich nicht immer ganz bereitwillig von Marinelli fortziehen, und wenn er auch lange auf alle Schlechtigkeiten seines Ministers keine strafende Antwort hat, so bricht sein sittliches Gefühl am Ende doch erschütternd hervor, und er verweist den Minister im Ernst von seiner Seite. Auch Marinelli ist bei aller Rücksichtigkeit nicht gänzlich verstockt; sein Gefühl bricht freilich nur an einer einzigen Stelle rückhaltlos hervor, da aber um so wirksamer. Es ist der Augenblick, wo er mit dem Prinzen an die sterbende Emilia herantritt. „Weh mir!“ — Dieser einzige Ausruf entringt sich seiner Brust, aber er kommt aus tieffster Seele. Diesen blutigen Ausgang hätte ein Marinelli am wenigsten erwartet, und als er soviel Schönheit und Unschuld nun vernichtet, durch seine Veranstellungen vernichtet sieht, da schlägt ihn das Gewissen, das niemals in einem Menschen auf ewig schlummert.

Die Charaktere der Frauen haben nicht so allgemeine Bewunderung gefunden, als die der Männer, sie waren nicht sentimental genug. Gleichwohl stellen die Frauen sich den Männern ebenbürtig zur Seite. Wenn der Emilia auch nicht so viel Platz eingeräumt ist als dem Prinzen, so ist sie doch die Hauptperson des ganzen Stückes, sie fesselt unser Interesse mehr als jeder andere, und wo sie auftritt, da ist ihr Erscheinen sehr wirkungsvoll durch die Fülle seiner, mannichfaltiger Züge. Sehr wahr ist auch die Mutter geschildert, die zuerst so viel Gefallen an den Huldigungen findet, welche ihrer Tochter gebracht werden, und

nachher, als sie die Gefahr in erschreckender Nähe vor sich sieht, von ihren Gefühlen gänzlich fortgerissen wird. Oboardo weiß sie zuletzt auf eine schonende Weise zu entfernen, er weiß, daß ihre weiche mütterliche Zärtlichkeit nicht im Stande sein würde, ihm auf allen Wegen zu folgen. Die Desina mit ihrer Leidenschaft, mit ihren Nachgedanken, welche weibliche Schwäche und immer noch nicht erloschene Liebe hindern zur That zu werden, mit ihrem unübertrefflich gezeichneten Scharfsinn, fast möchte man sagen Spürsinn in allen Händeln des Prinzen, mit ihrem tiefen Seelenschmerze und ihrem durch den Schmerz wieder lebendig gewordenen Gefühle für die Schande, die ihr für eine kurze Zeit der Lust nun zu Theil geworden, diese ganze Gestalt ist so wahr entworfen und so richtig durchgeführt, daß man sie fast eine Schilderung nach der Natur zu nennen versucht wäre. Sogar die Nebenrollen sind bedeutend, Angelo ist von großer dramatischer Wirklichkeit. Ueberhaupt muß Emilia Galotti gesehen und nicht gelesen werden, wenn man die ganze Schönheit des herrlichen Stückes erkennen will. Als das Stück zum erstenmal am 13. März 1772 in Braunschweig aufgeführt wurde, schrieb Ebert, welcher der Vorstellung von Döbbelin beiwohnte, am andern Tage an seinen Freund: „O Shakespeare-Lessing! Die Geister Ihrer Personen spuken noch immer mit mich her und schweben mir auf jedem Blatte, das ich lesen will, vor Augen. Alle meine Nerven zittern von der gestrigen Erschütterung, und ich habe eine Art von Fieber.“ — In seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst legt Eduard Devrient ein schönes Zeugniß für unser Drama ab; er sagt daselbst: „Dies Stück vollendete die Wohlthaten, welche Lessing der deutschen Schauspielkunst erwiesen. Er gab darin Charaktere, welche an innerm Reichthum und Vollendung von keinem spätern Dichter übertroffen worden sind, und dennoch den Darstellern so viel zwischen den Zeilen zu lesen, zu errathen und zu ergänzen übrig lassen. An sämmtlichen Rollen von Emilia Galotti kommt die Schauspielkunst niemals zu Ende, sie findet unerschöpfliche Anregungen und Aufgaben darin.“

Zu allen Zeiten bewundert ist in der Emilia auch die schöne Sprache. Sie ist knapp, kein überflüssiges Wort findet sich in dem ganzen Stücke; oft sind Gedanken mit wenigen Worten gegeben, an welche andere Dichter ganze Seiten gewendet haben würden. Der berühmte Philologe Fr. A. Wolf, der seine Kenner griechischer Literatur, sagte einmal von Emilia Galotti, „daß eine solche gebiegene, gedankenvolle und klangreiche Sprache ihn an den attischen Zauber erinnere.“

Noch vor Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts wurde Emilia Galotti in fast alle europäischen Sprachen übersetzt. In der deutschen dramatischen Poesie ist dieses Stück immer noch das höchste Muster des Trauerspiels geblieben, so wie Miina von Darnhelm dasjenige des Lustspiels. Beide Stücke sind weder von Göthe noch von Schiller übertroffen worden.

Von unserer Betrachtung der Emilia Galotti lehren wir zur Erzählung der Ereignisse in Lessing's Leben zurück. Wir hatten ihn verlassen, als er im Begriff stand, sich auf einige Zeit aus den unliebsamen Wolfenbüttler Verhältnissen loszureißen und eine größere Reise zu unternehmen. Am 9. Februar 1775 ging er von Braunschweig über Leipzig nach Berlin, wo er vierzehn Tage bei seinem

Bruder Karl, der Assistent bei der königlichen Münze war, verweilte. Man wollte Lessing nun doch gern für Preußen gewinnen und ließ ihm durch seinen Bruder eine Stelle als Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium oder eine ansehnliche Bedienung bei der Berliner Regie anbieten. Als Lessing von diesen Vorschlägen nach seiner Abreise Kenntniß erhielt, antwortete er seinem Bruder: „Du hast ganz recht, daß das Professoriren meine Sache nicht ist. Der andere Vorschlag würde für mich wohl acceptabler sein, damit ich mein Brod nicht als ein Gelehrter, sondern als ein anderer dummer Teufel verdienen könnte.“ — Der östreichische Gesandte am preussischen Hofe, der Herr von Swieten, forderte Lessing wiederholt auf, sich nach Wien zu begeben, man schien ernstlich die Absicht zu haben, ihn dort festzuhalten. Nach Wien zog es Lessing ja auch noch aus einem andern Grunde; nach dreijähriger mühevoller Arbeit war es der Frau König in Wien gelungen, ihre Geschäfte so weit zu ordnen, daß sie für sich und für ihre Kinder nun mit Ruhe der Zukunft entgegensehen konnte. Sie wiederzusehen, war eine freudige Aussicht für Lessing, er machte sich also nach Wien auf. Von Dresden aus suchte Lessing um weitem Urlaub beim Herzoge von Braunschweig nach, und ging am 26. März über Prag, wo er sich nur einen Tag aufhielt, nach Wien. Die Reise ging mit der allerschwindesten Gelegenheit, und doch für Lessing noch zu langsam. „Wenn ich doch nun fliegen könnte!“ schrieb er an die Geliebte. Noch früher als Frau König ihn erwartete, kam er in Wien an; er stieg im goldenen Ochsen ab und schickte sofort ein Billet zu seiner Freundin. Noch nach Jahren sprach Frau König mit Entzücken von der freudigen Ueberraschung, welche diese wenigen Zeilen ihr bereiteten.

Die Aufnahme, welche Lessing in Wien fand, war glänzend. Mehr als sein Ruf, mehr als seine Empfehlungsschreiben wirkte der Eindruck seiner eigenen Persönlichkeit. Der Staatsrath von Gebler schrieb im Juli an Nikolai in Berlin: „Ich nehme es für ein gutes Zeichen an, daß wir diesen wahrhaft großen und liebenswürdigen Gelehrten — wie selten sind sie! — bald wieder auf der Rückreise hier sehen werden. Das weiß ich, daß, wenn unsere Akademie der Wissenschaften zu Stande kommt und ich etwas dazu beitragen kann, ihr eine so große Zierde zu verschaffen, ich es gewiß nicht unterlassen werde. Nie ist noch ein deutscher Gelehrter hier mit einer solchen Distinktion aufgenommen worden, als unser vortrefflicher gemeinschaftlicher Freund, und das von unseren Souverains anzufangen bis auf das allgemeine Publikum herab. Als Emilia Galotti in seiner Gegenwart vorgestellt wurde, erschallte der Ruf: Vivat Lessing!“ Schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes ließ ihn die Kaiserin Maria Theresia zu sich einladen. Sie fragte ihn unter andern auch, wie er mit Wien, mit den öffentlichen Anstalten daselbst, mit dem Theater, und den Verdiensten der Wiener Gelehrten um die deutsche Literatur zufrieden sei? Lessing erwiderte ausweichend, daß er bei einem so kurzen Aufenthalte sich nicht anmaßen könne, darüber zu urtheilen. Die Kaiserin fühlte aber doch wohl Lessing's Meinung heraus, sie gab zur Antwort: „Ich glaube Ihn zu verstehen. Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmade nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsichten und Kräfte erlauben. Aber oft denke ich, ich sei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in solchen Dingen nicht viel ausrichten.“ — Bei

seiner Abreise gab ihm die Kaiserin ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an den Grafen Firmian in Mailand.

Denn die Hoffnung Lessing's, mit Frau König gemeinsam die Rückreise nach Hamburg machen zu können, war, zum großen Schmerz beider, vereitelt worden. Lessing war etwa zehn Tage in Wien, als daselbst der jüngste Sohn des Herzogs von Braunschweig, der Prinz Maximilian Julius Leopold, eintraf. Dieser junge Mann zeichnete sich durch sein Interesse für Wissenschaft und Kunst ebenso sehr wie durch sein edles Herz aus. Er trat später in preussische Dienste und erhielt von Friedrich dem Großen ein Regiment in Frankfurt a. d. Oder. Bei einem starken Eisgange kamen daselbst mehrere Menschenleben in Gefahr; als niemand sich der Gefahr, sie zu retten, aussetzen wollte, bestieg der edle Prinz den Rahn und wagte sich in die Fluthen, in denen er seinen Tod fand. Göthe feierte ihn durch ein schönes Gedicht. Dieser Prinz wollte eine Reise nach Italien machen und bat Lessing sehr, ihn zu begleiten, er wolle bei seinem Vater, dem Herzog, alles verantworten. Da die Reise nur nach Venedig gehen sollte, so trug Lessing kein Bedenken, die Bitte des Prinzen zu erfüllen. Vom 31. März bis zum 25. April 1775 hatte er in Wien verweilt. Der Abschied war für ihn und für Frau König sehr schmerzlich. Letztere, welche noch einige Wochen in Wien verweilte, ehe sie über Heidelberg ihre Heimreise antrat, schrieb an Lessing: „Wien liegt mir auf dem Rücken, seitdem ich meinen besten Freund darin vermisste. Ich kann wohl mit Wahrheit sagen, die wenigen Tage, die ich mit Ihnen hier zugebracht, sind darin die einzigen vergnügten gewesen. Gott mag es Ihrem Prinzen Leopold verzeihen, daß er mich um Ihre Gesellschaft gebracht, ich verzeihe es ihm nimmermehr.“

Der erste Eintritt in Italien, in das Land, wohin seine Sehnsucht ihn seit so manchem Jahre gezogen, erneuerte in ihm wieder den Gedanken, in Italien zu leben und zu sterben, so sehr gefiel ihm alles, was er in dieser Gegend hörte und sah. Doch wurde ihm der Genuß und der Nutzen der Reise durch zwei Umstände erheblich vermindert, durch die Sehnsucht und die Sorgen um seine Verlobte, und durch die beständige Abhängigkeit von dem Prinzen. Die wenigen Nachrichten über diese italienische Reise sind in den spärlichen Briefen an Frau König erhalten, von denen wir einen mittheilen:

Mailand, 8. Mai 1775.

„Meine Liebe!

„Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen weder aus Salzburg noch aus Brescia habe schreiben können. Nur an diesen beiden Orten haben wir uns einen einzigen Tag aufgehalten, welcher mit Besuchen hingegangen. Gestern sind wir hier in Mailand angelangt und ich befinde mich noch recht wohl, außer daß meine Augen von der Sonne und dem Staube, die wir so häufig unterwegs gehabt, sehr gelitten haben. Den zwölften gehen wir nach Venedig ab, wo wir den 20. einzutreffen gedenken. Daß unsere Reise von da wieder zurückgeht, ist vorerst so gut als ausgemacht. Und so viel von mir.

„Wenn ich doch nun so bald als möglich versichert sein könnte, daß Sie sich, meine Liebe, recht wohl, recht sehr wohl befinden. Es geht fast keine Stunde hin, wo ich nicht einmal Gelegenheit finde, es zu bedauern, daß ich nicht lieber mit Ihnen

reise. Denn Nutzen werde ich nur sehr wenig von meiner Reise haben, da ich überall mit dem Prinzen gebeten werde, und so alle meine Zeit mit Besuchen und am Tische vergeht. Heute haben wir bei dem Erzherzog gespeist. Nur der Vortheil, den ich vielleicht von dieser Reise künftig in Wolfenbüttel haben dürfte, kann mir eine solche Lebensart erträglich machen.

„Ob, wann und wie Sie abgereist sind, meine Liebe, hoffe ich nächstens durch ein paar Zeilen von Ihnen zu erfahren. Ich werde nicht eher ruhig werden, als bis ich Sie an Ort und Stelle weiß. Alles übrige, hoffe ich, soll sich zu unserm beiden Vergnügen wohl geben, es sei nun da oder dort. Behalten Sie mir nur Ihre Liebe, als woran ich nicht sowohl zweifle, als warum ich vielmehr nicht aufhören muß, Sie zu bitten, weil diese Ihre Liebe mein einziges Glück in der Welt machen kann.

„Hiermit umarme ich Sie tausendmal. Ich erwarte mit Sehnsucht Ihre Briefe, die Sie nur nach Wien unter dem Kouvert des Staatsraths Gebler schicken dürfen. Auch hoffe ich eine weitläufigere Beschreibung Ihrer Reise von Ihnen zu erhalten, als ich Ihnen von der meinigen geben kann. Wenn meine Augen mir wieder besser werden, so ist alles gut. Ich küsse Sie nochmals tausend und tausendmal in Gedanken, und bin zeitlebens

ganz der Ihre
L.“

Dieselbe Sehnsucht, welche dieser Brief ausdrückt, begleitete Lessing auf der ganzen Reise; sie wurde bis zum krankhaften dadurch gesteigert, daß der Staatsrath Gebler die Briefe der Frau König an Lessing mit der unverantwortlichsten Nachlässigkeit in Wien liegen ließ, von wo Lessing sie nachher allesammt abholte. Ebenso wenig wurden die seinigen an Frau König bestellt, wenigstens nicht zur rechten Zeit, und dadurch erwuchs beiden die qualvollste und doch so unnütze Sorge, durch welche für Lessing die schönsten Genüsse der Reise gänzlich verleidet wurden.

In Venedig, mitten unter so vielen unliebsamen Zerstreungen, wurde Lessing unpflichtig, erst ein Ueberlaß verschaffte ihm Erleichterung. Einer seiner ersten Gänge war nach dem Kirchhofe, auf welchem der Seidenhändler König ruhte, auf seinem Grabe weichte er dem Andenken des Freundes eine aufrichtige Thräne. Frau König hatte wohl einmal geküßert, ihr Gatte möge vielleicht vergiftet sein. Lessing erkundigte sich genau, und erfuhr von dem Manne, in dessen Armen König gestorben, daß es mit seinem Tode sehr natürlich zugegangen.

Die Reisenden wohnten der Feierlichkeit der Vermählung des Dogen von Venedig mit dem adriatischen Meere bei, welche diesmal um so glänzender war, als außer dem Kaiser Josef noch viele andere Fürsten zugegen waren.

In Venedig wurde nun aber nicht die Rückkehr, sondern die Fortsetzung der Reise beschlossen, und Lessing mußte natürlich folgen. „Das hat man davon,“ schrieb er, „wenn man sich mit Prinzen abgibt! Man kann niemals auf etwas Gewisses mit ihnen rechnen, und wenn sie einmal einen in ihren Klauen haben, so muß man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht.“

Ueber Bologna und Florenz ging man nach Livorno. Die Hitze war groß, und Lessing wurde von ihr gewaltig mitgenommen. Von Livorno schiffte man

am 17. Juli nach Korsika hinüber, und begab sich von da über Genua nach Turin. Von hier ab hat Lessing in einer Art von Tagebuch wenigstens mit kurzen Bemerkungen den Gang der Reise und der Gegenstände bezeichnet, welche seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahmen. In Turin lernte Lessing unter mehreren anderen bedeutenden Gelehrten auch Carlo Denina kennen, der später nach Berlin berufen wurde. Denina bewunderte Lessing's ausgebreitete Kenntnisse selbst in der italienischen Literatur. Derselbe Gelehrte hatte den Plan zu einem Romane: „Das neue Griechenland,“ entworfen und theilte ihn Lessing mit. Eine kurze mißbilligende Bemerkung unseres großen deutschen Dichters genügte, um den Italiener zur völligen Aufgabe seines Werkes zu bewegen.

Ueber Alessandria, Pavia, Parma, Bologna wandten die Reisenden sich nach Rom, wo sie am 26. September eintrafen. Hier wurden unter der Führung eines sächsischen Hofrathes Reiffenstein die bedeutendsten alten und modernen Kunstwerke besichtigt. Eines Tages wurde Lessing stundenlang in Rom vergeblich gesucht; endlich fand man ihn einsam vor der Gruppe des Laokoon in Betrachtungen versenkt. In der Umgegend von Rom wurden auf Frascati und Albani einige Tage verwendet.

Auch dem Papste Pius VI. wurde Lessing vorgestellt; der libergle Kirchengfürst, der auch protestantische Künstler unterstützte, soll sich mit Lessing freundlich unterhalten haben. Von dem Neffen des Papstes, dem Cardinal Duca di Nemi Braschi, erhielt Lessing als Geschenk ein kostbares, mit antiken Rameen besetztes Medaillon.

Am 17. Oktober traf man in Neapel ein, wo Lessing mit vielem Vergnügen die Sammlungen des englischen Gesandten, Hamilton, bewunderte. Neapel war das Ziel der Reise, von da aus kehrte man zurück. Lessing ging mit dem Prinzen Leopold nach München, von da begab sich der letztere sogleich nach Frankfurt zu seinem Regimente, während Lessing sich nach Wien wandte. Nur wenige Tage verweilte er daselbst, er besuchte nur seine nächsten Bekannten, und, weil er es nicht vermeiden konnte, auch den Fürsten Kauniz. Ueber Prag traf Lessing am 10. Januar 1776 in Dresden ein, von wo aus er einen Absteher nach Kamenz machte, um seine alte Mutter zu besuchen. In Dresden sprach er den Kurfürsten Friedrich August III., der besonders freundlich gegen ihn war und ihm sagte, daß es ihn nicht gereuen solle, wenn er einmal in sein engeres Vaterland zurückkehren würde. Nun ging Lessing nach Berlin, wo er sich drei Wochen aufhielt. Es war das letztemal, daß die preussische Hauptstadt den großen Mann in ihren Mauern sah. Je näher er der Heimath kam, desto düsterner wurde seine Stimmung. „Wenn üble Laune“ — so schrieb er an Frau König — „Unentschlossenheit und Eitel gegen alles, was um uns ist, Krankheiten sind, so bin ich die ganze Zeit über recht gefährlich krank gewesen. — Man läßt mich so wenig zu Hause, und wenn ich zu Hause bin, so bin ich so wenig allein — Gott! wann wird dieses Leben einmal aufhören! Wann werde ich einmal in Ruhe und Einsamkeit Ihnen und mir selbst leben können!“

Am 23. Februar 1776 traf Lessing in Braunschweig wieder ein, und nichts lag ihm nun mehr am Herzen, als seine Verhältnisse zum Hofe auf eine befriedigende Art zu regeln, um in diesem Jahre endlich seine Verlobte heimzuführen

zu können. Denn Frau König hatte stets gerathen, Lessing solle in Wolfenbüttel bleiben; sie wußte gar wohl, daß der freiheitstolze Mann, der nie in seinem Leben es über sich hatte gewinnen können, sich anders als vor dem wahren Verdienste zu beugen, an keinem Hofe, weder in Wien noch in Dresden, auf die Dauer so sehr nach seinen eigenen Neigungen leben konnte, wie in Wolfenbüttel, wo er sein eigener Herr war.

Lessing blieb einige Wochen in Braunschweig. Der alte Herzog und die übrige herzogliche Familie empfingen ihn sehr freundlich und freuten sich, ihn wieder zu sehen: der Erbprinz nahm seinen Besuch nicht an. Nachher entschuldigte derselbe sich damit, er sei nicht zu Hause gewesen. Lessing's ohnehin gereizte Stimmung wurde gegen den Erbprinzen noch bitterer, er schrieb an Frau König, er wolle noch acht oder vierzehn Tage ruhig warten, sei dann noch nichts geschehen, so wolle er dem Herzoge gerade heraus schreiben, daß ihn das gänzliche Derangement seiner Affairen nöthige, eine Verbesserung zu suchen, und da er diese in Braunschweig nicht abzusehen wisse, so sei er genöthigt, um seinen Abschied zu bitten. Diesen verzweifelten Schritt wußte die Klugheit der Frau König glücklicherweise abzulenken. Sie schrieb an Lessing: „Die Art, wie Sie Ihre Sache dem Herzog vorzutragen denken, scheint mir gar zu gefährlich. Mich dünkt, ich würde sie nicht wählen, wäre ich auch in den verworrensten Umständen, und das sind Sie doch nicht, Ihre Schulden müßten sich sonst höher belaufen, als mir bekannt ist. Sonst wüßte ich nicht, wie Sie um lumpichte tausend Thaler Ihre Ehre so in die Schanze schlagen wollten, Ihre Affairen gegen den Herzog für völlig derangirt anzugeben. Das hieße sich, nach meiner Meinung, wegwerfen. Aber nicht, wenn Sie dem Herzog schrieben: Sie reichten mit Ihrer Besoldung nicht und hätten bis jetzt immer das Ihrige zugesetzt, fänden sich daher genöthigt, um Erhöhung Ihrer Besoldung zu bitten. Ich bin gewiß, daß Sie keine abschlägige Antwort erhalten, so wie ich fast gewiß bin, daß, wenn Sie es an die sich vorgesezte Weise anfangen, die Sache sehr übel ausfallen könnte.“

Diese eben so klugen als edel gedachten Worte thaten bei Lessing gute Wirkung. Er wandte sich an den Erbprinzen, hielt demselben freimüthig sein ungerechtes Betragen vor, und erklärte ihm, daß er sich genöthigt sehen würde, von dem regierenden Herzoge seinen Abschied zu fordern. Dieser Entschluß kam dem Erbprinzen sehr unerwartet, er ließ sich jetzt für Zugeständnisse bereit finden. Durch den Kammerherrn von Kungsch ließ er ihm, wenn er bleiben wolle, 200 Thaler Zulage, einen Vorschuß von tausend Thalern auf die Zulage, und eine passende Familienwohnung anbieten. Anfangs Juli wurden Lessing's Angelegenheiten in der bezeichneten Weise durch den Erbprinzen endgültig geordnet; als Wohnung wurde ihm das neben dem Schlosse in Wolfenbüttel gelegene Haus überwiesen, welches seit der Zeit bis heute die Wohnung des Bibliothekars geblieben ist, sein Gehalt wurde auf 800 Thaler erhöht, und den Titel „Hofrath“ erhielt er noch als Zugabe, über welche er sich verächtlich genug äußerte. Mit dem angewiesenen Hause war Lessing nicht sehr zufrieden, er schrieb der Frau König, wenn es ihr zu klein und zu altväterisch wäre, so würden sie in die Stadt ziehen, wo sehr gute und schöne Häuser billig zu haben wären. Doch Frau König schrieb zurück: „Die Wohnung mag sein, wie sie will, in noch so großer

Unordnung, sie soll bald in Ordnung sein, wenn ich zugegen bin. Und was Ihr angewiesenes Haus betrifft, wenn es auf mich ankommt, so vertausche ich es mit keinem Palaste in der Stadt, wenn es auch noch so altväterisch und klein wäre. Ich würde ja bei einer solchen Entfernung die Erlaubniß verlieren, Sie in der Bibliothek besuchen zu dürfen. Dafür wollte ich lieber ungemächlich wohnen.“

Es schien, als ob nun, da für die gewünschte Ehe alle Hindernisse aus dem Wege geräumt waren, die Verhältnisse sich auch recht günstig anlassen wollten; für Lessing eröffnete sich eine Aussicht, welche zu großen Hoffnungen berechtigte. In der Pfalz regierte damals der Kurfürst Karl Theodor, und wenn bisher durch die redlichen Bemühungen der hochwürdigsten Väter vom Orden der Jesuiten auch jeder geistige Aufschwung des Volkes erstickt war, so gelang es doch in den siebenziger Jahren den Anstrengungen einiger wahrer Vaterlandsfreunde, auch in der Pfalz das müße Jesuitenbunkel in etwas aufzuhellen. Man berief 1774 Klopstock nach Mannheim, der nach einem kurzen Aufenthalte in dieser Stadt Abschied für immer nahm. Man wollte in Mannheim, nachdem man 1775 daselbst die deutsche Gesellschaft gegründet, nun auch ein Nationaltheater errichten, und Lessing sollte dazu berufen werden. Man wollte die Sache nun aber sehr fein einleiten. Der bekannte Buchhändler Schwan kam im September 1776 im Auftrage des pfälzischen Ministers Freiherrn von Hompesch nach Wolfenbüttel, überbrachte Lessing das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der Mannheimer Akademie der Wissenschaften und trug ihm ein Jahrgehalt von einhundert Louisd'or an, wenn er sich verpflichten wolle, jährlich einmal nach Mannheim zu kommen und jährlich eine Abhandlung für die dortige Akademie zu schreiben. Lessing zeigte sich bereit, auf diese Vorschläge einzugehen und versprach auf Schwans Bitten, im Januar des kommenden Jahres nach Mannheim zu kommen. Kaum hatte Schwan diese Nachrichten nach Schweszingen, dem Lustschlosse des Kurfürsten, überbracht, als der Minister von Hompesch sofort an Lessing schrieb, wie angenehm dem Kurfürsten Lessing's Entschluß sei, und wie sehr derselbe wünsche, des großen Mannes persönliche Bekanntschaft zu machen. Zugleich bat er Lessing, für das Mannheimer Nationaltheater, das noch in demselben Winter eröffnet werden solle, Schauspieler zu engagiren und dieselben sofort nach Mannheim zu schicken. Lessing engagirte nun die Seiler'sche Truppe für Mannheim, und derselber begab sich in der Mitte des Januars 1777 dahin. Der Minister von Hompesch erwähnte jedoch der ganzen Korrespondenz über die Akademie mit keinem Worte, sondern sprach nur von dem Theater und that, als ob Lessing nur dafür engagirt sei. Karl Lessing sagt: „Der Minister wollte einen Schreiber für das Mannheimer Theater haben, und für sich ein Mittel mehr, die Gunst seines Fürsten zu behaupten, und wenn seines Fürsten Lob nur der Vollkommenheit zu Theil würde, so sollte ihn wenigstens das Publikum über Ersparnisse loben.“

Lessing erkannte in Mannheim sehr bald die eigenmächtigen Absichten des Ministers, und er erkannte auch, daß eine mächtige Gegenpartei ihm, in Falle er des Freiherrn von Hompesch Vorschläge annähme, entgegen arbeiten würde. Die Mittel dieser Partei und ihre Grundsätze hatte aber schon Klopstock mit Abscheu kennen gelernt. Er sprach sich offen gegen den Minister aus, daß er mit dem Thea-

ter sich nicht weiter einlassen könne. Darauf antwortete der edle Herr von Hompesch, er sähe wohl, daß Lessing in Wolfenbüttel eine sehr günstige Lage haben müsse und sich deshalb wohl nach dem Sprichworte: Chi sta bene, non si move (wer gut gestellt ist, verändert sich nicht) richten wolle; er bedaure, daß Lessing die Verbindung mit der Pfalz und die Ehrenpension von 500 Thaler Gold zurückweise. Doch hoffe er, daß Lessing seine Hand nicht ganz von der Mannheimer Bühne abziehen, sondern von Zeit zu Zeit sie besuchen würde, er solle dafür schadloos gehalten werden. Der Minister hoffe, daß Lessing in diesen Bemühungen von Seiten des Ministers die aufrichtige Gesinnung eines Freundes nicht mißkennen werde.

Inzwischen war der von Lessing nach seiner Vollmacht engagirte Seiler in Mannheim angekommen, aber man nahm durchaus keinen Anstand, ihn einfach nicht anzunehmen und statt seiner eine andere Gesellschaft zu engagiren.

Darauf schrieb Lessing an den Minister von Hompesch folgenden Brief: .

„Ich darf Ew. Excellenz meine Antwort auf Dero Letztes vom 7. April nicht länger schuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Auskunft über die Seiler'sche Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte.

„Wahrlich bedürfte ich auch eines solchen Lichtes recht sehr, um weder gegen Ew. Excellenz ungerecht zu werden, noch mir den Vorwurf zuzuziehen, daß ich mich muthwillig durch Vorspiegelung und Intrigue als ein Kind behandeln lasse.

„Denn nur einem Kinde, dem man ein gethanes Versprechen nicht gern halten möchte, dreht man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl, allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinander zu setzen.

„Wenn mich denn Ew. Excellenz aber nur für kein solches Kind halten, so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels jemand beschwerlich zu fallen. Nur eins muß ich mir dabei vorbehalten.

„Ich bin nicht ohne Vorwissen des Herzogs von Braunschweig, in dessen Diensten ich stehe, nach Mannheim gereist. Ich habe ihm sagen müssen, was für Versprechungen mir von dort aus gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfe. Wenn er nun erfährt, daß aus diesen Versprechungen nichts geworden, was soll ich ihm sagen? Ihm Schritt für Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? ihm Schwan's, Ew. Excellenz und aller anderen gewechselten Briefe vorlegen, und ihn urtheilen lassen, was er will?

„Doch so neugierig wird der Herzog schwerlich sein, und ich besorge ganz ein anderes. Da zur Zeit so manches vom deutschen Theater geschrieben wird, da Kalendern und Journalen der Errichtung des Mannheimer Theaters, ohne mich dabei zu vergessen, bereits gedacht worden, so kann es nicht fehlen, daß man der Fortsetzung desselben nicht ferner gedenken und mich dabei ins Spiel bringen dürfte.

„Hier muß ich Ew. Excellenz meine Schwäche gestehen: ich vergebe tausend v. r. sprochene Worte, ehe ich ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Silbe, die sich

jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in Wahrheit verhält, sage ich dem Publikum alles rein heraus.

„Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu scherzen: daß ich demungeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksal überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde. Ich dränge mich zu nichts, und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum besten begegnen wollen oder können — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein.“

Der Minister hatte die Dreifigkeit, hierauf noch zweimal Vorschläge machen zu lassen, welche Lessing mit Unwillen von sich wies. Dem Seiler und seiner Truppe gab man aus Furcht vor Lessing's Feder eine Entschädigung von tausend Thalern. Auch Lessing ging nicht leer aus, man ersetzte ihm die Reisekosten, und mit einem Billet des Ministers übersandte man ihm ein lebernes Etui mit dreißig Medaillen von echtem Kupfer, ohne jeden Zusatz. —

Rehren wir zu Lessing's Familienangelegenheiten zurück.

Nachdem das Haus, welches seine Familienwohnung werden sollte, frei geworden war, rüstete Lessing alles Erforderliche aus. Am 6. Oktober 1776 traf er in Hamburg ein, und am 8. Oktober wurde Eva König seine Gattin. Die Hochzeit wurde auf dem Dorf, dem Landsitze einer befreundeten Familie, in aller Stille, nur im Beisein der Familie des Hauses und des Schwagers Wilhelm König, gefeiert. Alle Gäste hatte sich Lessing im voraus verboten, er hatte sich auch nicht einmal einen neuen Rock machen lassen. Seiner alten Mutter gab er nachträglich in einem Briefe an seine Schwester Nachricht von seiner Vermählung. „Ihr Segen, den Du mir überschrieben, hoffe ich, soll beglücken. Denn meine Frau ist in allen Stücken so, wie ich sie mir längst gewünscht habe, eben so herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsere Mutter gegen unsern Vater genannt haben.“

Nach der Vermählung führte Lessing seine Eva sogleich nach Wolfenbüttel, zwei Kinder erster Ehe, eine Tochter Amalie und Lessing's Pathe Fritz, begleiteten sie; der älteste Sohn Theodor war in der Pfalz bei einem Onkel.

Das Jahr, welches nun folgte, 1777, war das glücklichste in Lessing's spätem Leben. An der Seite seiner vortrefflichen Gattin fand er die Heiterkeit des Geistes, die seine Freunde vorher nie bei ihm bemerkt hatten. Von seinem häuslichen Leben hat uns der bekannte Geschichtschreiber Spittler ein schönes Zeugniß hinterlassen; derselbe arbeitete als junger Magister einige Wochen in der Bibliothek zu Wolfenbüttel und schrieb später an Meusel in Erfurt: „In Wolfenbüttel war ich fast drei Wochen und es waren drei der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus und einen ebenso völlig ungehinderten Gebrauch der dasigen Bibliothek gestattete. Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welchem großem Manne man umgeht, und wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend

anzutreffen, als bei Lessing, so wäre es bei Lessing's Gattin. Die unstudirte Güte des Herzens; immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen.“

Lessing's häusliche Einrichtung zeigte Eleganz ohne Verschwendung. Der größte Schmuck darin war Sauberkeit und Ordnung. Dies galt namentlich von seinem Arbeitszimmer. Mit dem Schläge sechs stand er Morgens auf, und nachdem er Kaffee getrunken, blieb er den ganzen Morgen bis Mittag im behaglichen Schlafrod in seinem Arbeitszimmer, denn die Frühstunden des Tages waren seine liebsten Arbeitsstunden. Von dieser Regel wich er nur ab, wenn sein Amt ihn auf die Bibliothek führte. Gegen halb ein Uhr war Essenszeit, zu der er sich pünktlich einstellte. Bei seiner großen Gastfreiheit kam es häufig, daß er unmittelbar vor Tisch ausgehungerte Bibliothekbesucher als Gäste mitbrachte. Seine Frau war an derartigen unermutheten Zuwachs schon gewöhnt und kam so leicht nicht in Verlegenheit. Lederbissen gab es an Lessing's Tafel nicht, er war durchaus kein Freund von langen Tafeleien, und sein Geschmac war so wenig verwöhnt, daß er sich einst noch nach Jahren dankbar erinnerte, wie gut ihm bei einem Freunde einmal Einsen mit Speck geschmeckt hatten. Bei Tisch ließ er nie einen Tadel über das Essen laut werden, wie er denn überhaupt gegen die Seinigen nie verbrießlich war. Ein Glas Wein bot er seinen Gästen gern, er selber hat nie im Genuß desselben das Maß überschritten. An dem heiteren Tischgespräche nahm auch in Gegenwart von gelehrten Männern seine Familie Theil, denn die Unterhaltung drehte sich um interessante Sachen, den Gelehrten ließ Lessing gern auf der Stubirube. Er war gesprächig und redete rasch und interessant; oft jagte ein Wig den andern. Doch wenn er auch in literarischen Streitigkeiten heftig werden konnte, so blieb er im persönlichen Umgange stets der liebenswürdigste und nachsichtigste Gesellschaftler. Geraucht hat Lessing nur in der Schule, weil es, wie er sagte, dort verboten war, später nie mehr. Nach Tisch eine Mittagsruhe zu halten, war ihm kein Bedürfnis. Den Nachmittag wandte er stets zu seiner Zerstreung und Erholung an. Den Spaziergang um den Wolfenbüttler Wall, meist in Gesellschaft des Kammerherrn von Döring, versäumte er nur selten.

Im Kreise der Kinder wurde der große Mann selber wieder Kind. An ihren Spielen nahm er unermüdblich Theil, und war gegen seine Stieffinder freundlich und sorgsam, wie nur ein Vater gegen seine eigenen Kinder sein kann. Als Fritz einst in einem Kinderschauspiele eine weibliche Rolle darstellte, sollte er ein Kleid seiner Schwester Amalie anziehen; es war ihm zu groß, da ließ Lessing sich herbei, es ihm passend anzunähen. Er strafte nur selten, aber jedesmal bestrafte er die Lüge und die Feigheit. Auch gegen die Dienfiboten war er stets nachsichtig, Bedienung bedurfte er wenig.

Gegen Ende des Jahres 1777 besuchte Mendelssohn seinen Freund in Wolfenbüttel und erfreute sich an der Heiterkeit und dem ungetrübbten Glücke desselben. Leider war das traurige Ende dieser schönen Zeit schon so nahe. Am Weich-

nachtsabend desselben Jahres gebar Eva Lessing ihrem Gatten einen Sohn. Die Entbindung war schwer und unglücklich, das Kind starb schon einen Tag nachher, und die Mutter schwebte in höchster Gefahr. Zehn Tage lag sie bewußlos da, und Lessing, der nicht von ihrem Lager wich, mußte wiederholt mit Gewalt von demselben entfernt werden, um der Sterbenden, die ihn allein immer noch erkannte, den letzten Kampf nicht zu erschweren. Was der starke Mann in diesen Tagen gelitten hat, das zeigt uns ein kurzer Brief, den er am 3. Januar 1778 an Eschenburg in Braunschweig schrieb:

„Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gültigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben. Ich weiß was ich sage. War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? Freilich zertrümmerte die kleine Kuschkelkopf auch die Mutter mit fort! Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.“

Noch einmal leuchtete ein Strahl von Hoffnung; es schien, als ob Eva Lessing noch nicht scheiden sollte von dem, dessen einziges Glück sie war. Doch es war nur eine vergebliche Hoffnung gewesen. Sie starb am 10. Januar 1778. Lessing schrieb in tiefster Erschütterung an Eschenburg:

„Meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht. Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres und unserer übrigen Freunde in Braunschweig Beileibes versichert halten darf.“

Am Morgen des zwölften Januar wurde Eva Lessing zu Grabe getragen. An seinen Bruder Karl schrieb Lessing an diesem Tage: „Wenn Du sie gekannt hättest! Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden.“ Und an Eschenburg: „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt ich es thun! Aber das geht nicht, und ich muß nur anfangen, meinen Weg wieder allein so fortzubuseln.“

Es waren einsame, bittere Tage, welche für Lessing nun folgten. Seit dem Tode seiner Frau bemerkten seine Freunde eine auffallende Veränderung an ihm; sein Körper schien einen heftigen Stoß erlitten zu haben. Eine unwillkürliche Schlassucht besiel Lessing oft in den heitersten Kreisen so plötzlich, daß er nur mit Anstrengung sich wieder aufraffen konnte. Verdrießlichkeiten und Sorgen aller Art bestürmten ihn dazu fast mehr als je. Um das ganze Vermögen seiner Frau für seine Stiefkinder sicher zu stellen, brachte er Opfer, welche seine Mittel oft

überstiegen. In seinen Briefen an Elise Reimarus in Hamburg gibt sich seine trübe Lage zuweilen so erkennen. Am 9. August 1778 schrieb er ihr:

„Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdriesslichkeiten bestrahlt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen, wie andere Menschen! Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! — Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so bewandten Umständen auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, bloß um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustande auszubauern, der mir längst zur Last geworden? Ach, wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Bissen hier aushalte! — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, knirsche eins mit den Zähnen, und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will.“ —

Alle bitteren Leiden, welche den großen Mann trafen, hatten aber keine Gewalt über seinen herrlichen Geist, der mitten unter Kummer und Sorgen immer und zu jeder Stunde noch der erleuchtete, gewaltige Kämpfer blieb, der schon so manchen Feind niedergeworfen; dem unter dem schweren Druck der elendesten Alltäglichkeit die schönen Gaben der Dichtkunst so wenig verjagt blieben, daß er kurze Zeit vor seinem Tode noch eins der größten Meisterwerke der dramatischen Poesie überhaupt in wenigen Monaten schaffen konnte.

Der Feind, den Lessing in seinem Briefe an Elise Reimarus nennt, ist der Hauptpastor Göze in Hamburg, den wir bereits kennen gelernt haben. Gegen diesen Eiferer vertheidigte Lessing das Christenthum in einer Reihe von Schriften, welche für alle Zeit von hoher Bedeutung sind. Wir wollen diesen Kampf in seiner ganzen Entwicklung betrachten.

Bei Gelegenheit der Besprechung von Lessing's Umgang in Hamburg nannten wir auch den Professor Hermann Samuel Reimarus, der im Jahre 1768 starb. Er war berühmt als Gelehrter und als Philosoph, und auch als Schriftsteller hat er Ruf erlangt. Sein letztes Werk führte den Titel: *Apolo-gie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes*. An diesem Werke hatte Reimarus mehr als zwanzig Jahre gearbeitet; er selber hat es nicht herausgegeben, nach seinem Tode kam das Manuscript in den Besitz der Kinder des Verstorbenen, und von seiner Tochter Elise Reimarus erhielt Lessing eine vollständige Abschrift des Werkes. Er hatte die Absicht, dieses Werk als Ganzes herauszugeben, doch der Sohn des Verfassers, der Doktor Reimarus in Hamburg, fürchtete, daß auch ihn die Verfolgungswuth der Geistlichkeit treffen könne, und deshalb unterblieb die Herausgabe. Lessing nahm das Manuscript mit nach Wolfenbüttel, und gab Bruchstücke davon unter der Bezeichnung *Frag-mente eines Ungeannten* heraus. Es waren im Ganzen sieben, von denen das erste Fragment 1774 in Lessing's Bibliothekarischen Beiträgen erschien.

Ueber den Standpunkt, welchen der Verfasser der Fragmente in Bezug auf die Religion einnahm, sagt Adolph Stahr a. a. O. II, 173 und 174: „Reimarus war in seiner ganzen sittlichen und wissenschaftlichen Haltung grundverschieden sowohl von der französisirenden Frivolität des Mauvillon-Unterschen Kreises, wie von der gemeinen Marttschreierei und Abgeschmacktheit der Bibelklärerei eines Bahrdt und Konsorten. Er war nicht ein Naturalist im Sinne Voltaire's, sondern ein aufrichtiger Deist, ein warmer Verehrer der vernünftigen Religion. Ein gelehrter und genauer Kenner der Schrift, ein tüchtiger Orientalist und Archäologe, ein klarer, logisch geschulter Kopf, mißbrauchte er in seinem Werke, der Arbeit seines halben Lebens, die Bibel nicht zu geschmacklosen Travestirungen wie Bahrdt, und profanirte sie nicht durch moderne Sentimentalitäten und freimaurerische Umtriebe wie jener, sondern suchte sie aus sich selber zu erklären und durch genaue Vergleichung der widersprechenden Angaben ihren eigentlichen aber verhüllten Intentionen auf den Grund zu kommen. Freilich war seine Kritik der rücksichtslosesten Art: eine solche, wie sie nur möglich ist für den, welcher mit der Offenbarungs- und Inspirationsvorstellung, d. h. mit der sogenannten positiven Religion völlig gebrochen hat. Auf diesem Standpunkte befand sich Reimarus. Seine Forschungen hatten ihn zu dem Resultate geführt, daß die Vernunftreligion unabhängig sei von der Offenbarungsurkunde der Bibel, daß es keine andere Offenbarung gebe als die der Vernunft, daß eine über die Vernunft hinausgehende Offenbarung ebenso unmöglich als unnöthig sei. Diese Sätze nachzuweisen, und dann im Einzelnen durch eine strenge Kritik der Offenbarungsurkunden selbst die Unabhängigkeit der Religion von diesen Schriften ins Licht zu setzen, das war die Aufgabe, die sich dieser Heros des konsequenten Rationalismus in seinem Werke gestellt hatte.“ So weit Adolph Stahr.

Ueber den Zweck seiner Untersuchungen hat Reimarus sich selbst in einem Vorbericht ausgesprochen; er sagt in demselben: „Bloß meine eigene Gemüthsberuhigung war vom ersten Anfange der Bewegungsgrund, warum ich meine Gedanken niederschrieb, und ich bin nachher nimmer auf den Voratz gerathen, die Welt durch meine bekanntgemachten Einsichten irre zu machen, oder zu Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift mag im Verborgenen zum Gebrauch verständiger Fremde liegen bleiben; mit meinem Willen soll sie nicht durch den Druck gemein gemacht werden, bevor sich die Zeiten mehr aufklären. Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn, obwohl ohne meine Schuld, mit Wahrheiten ärgern und in einen wüthenden Religionseifer setzen sollte. Lieber mag der Weise sich des Friedens halber unter den herrschenden Meinungen und Gebräuchen schmiegen, bulden und schweigen, als daß er sich und andere durch gar zu frühzeitige Aeußerung unglücklich machen sollte. Denn ich muß es zum voraus sagen, die darin enthaltenen Sätze sind nicht katechismusmäßig, sondern bleiben in den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes, und Ausübung der Menschenliebe und Tugend. Da ich aber mir selbst und meinen entstandenen Zweifeln zureichend Genüge thun wollte: so habe ich nicht umhin können, den Glauben, welcher mir so manche Anstöße gemacht hatte, von Grund aus zu untersuchen, ob er mit den Regeln der Wahrheit bestehen könne oder nicht.“

Es war also die Absicht des Verfassers, daß sein Werk nicht gleich, sondern

erst in aufgeklärteren Zeiten herausgegeben werden sollte. Lessing gab gleichwohl die Fragmente schon wenige Jahre nach dem Tode des Reimarus heraus. Welche Gründe leiteten ihn hierbei? Lessing gibt uns dieselben mit seinen eigenen Worten, er redet den Hauptpastor Göze folgendermaßen an: „Ich wünschte nichts in der Welt, was mich würde bewegen können, mich lieber mit den Handschriften des Ungenannten, als mit fünfzig anderen abzugeben, die mir weder so viel Verdruß, noch so viel Mühe machen würden, wenn es nicht das Verlangen wäre, sie so bald als möglich, sie noch bei meinen Lebzeiten widerlegt zu sehen. Bei Gott! die Versicherung dieses Verlangens ist keine leere Ausflucht. Aber freilich eigennützig ist dieses Verlangen, höchst eigennützig. Ich möchte nämlich gar zu gern selbst noch etwas von dieser Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig, und daß sie mich an mehreren Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten so mancherlei Dinge, welche mein bißchen Scharfsinn und Gelehrsamkeit gehörig auseinanderzusetzen nicht zu reicht. Ich sehe hier und da auf tausend Meilen keine Antwort, und der Herr Hauptpastor wird sich freilich nicht vorstellen können, wie sehr eine solche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhigt.

„Bin ich mir denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich selbst, meine Beruhigung zu suchen, wo ich sie zu finden glaube? Und wo konnte ich sie besser zu finden glauben, als bei dem Publikum? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum seine einzelne zeitliche Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern schuldig ist. Aber auch seine ewige? Was vor Gott und Menschen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreien zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern?

„Der Ungenannte war ein so behutsamer Mann, daß er keinen Menschen mit Wahrheiten ärgern wollte; und ich, ich glaube ganz und gar an kein solches Aergerniß, fest überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man bloß zur Untersuchung vorlegt, sondern allein Wahrheiten, die man sofort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wüthenden Religionseifer zu versetzen fähig sind. Der Ungenannte war ein so kluger Mann, daß er durch allzu frühzeitige Aeußerungen weder sich noch andere unglücklich machen wollte; und ich, ich schlage als ein Radsender meine eigene Sicherheit zuerst in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Aeußerungen, wenn sie nur Grund haben, dem menschlichen Geschlechte nicht früh genug kommen können. Mein Ungenannter glaubte, daß sich die Zeiten erst mehr aufklären müßten, ehe sich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen lasse; und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu untersuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich ist.“

Wer dieses Vorwort des Reimarus und diese Erklärung Lessing's vorurtheilsfrei betrachtet, der wird nicht umhin können, anzuerkennen, daß beide Männer, weit entfernt von jeder Frivolität und jeder Spötkerei, von dem redlichsten und ernstesten Streben beseelt waren. Beide Männer stellen sich auf denselben Standpunkt, den ein Fuß, ein Luther einnahm; beide wollten die gottgeschenkte Wahrheit säubern von Zusätzen, welche menschliche Arglist und menschliche Ver-

schränktheit, ja auch menschliche Verträglichkeit den ewigen Wahrheiten untergeschoben hatten. Möge hier noch ein Zeugniß eines edlen Theologen Platz finden, der selber ein reiblicher Freund der Wahrheit war, und selber als ein eifriger Kämpfer für die wahre Religion Christi sich stets erwies: Herder sagt über die Herausgabe der Fragmente: „Ich, der ich Lessing persönlich gekannt, ihn zu einer Zeit gekannt habe, da obgedachte Stücke wahrscheinlich in seine Hände gefallen waren und, wie ich aus manchen Aeußerungen schließe, seinen Geist damals lebhaft beschäftigten; ich, der über Sachen dieser Art ihn auch sprechen hörte und seinen Charakter über das, was männliche Wahrheitsliebe ist, genug zu kennen glaube: ich bin für mich überzeugt (für andere mag ich's nicht sein, noch werden), daß er auch die Ausgabe dieser Stücke allein und eigentlich zum Besten der Wahrheit, zu einer freien, männlichen Untersuchung, Prüfung und Befestigung derselben von allen Seiten, veranstaltet habe. Er hat dies selbst so oft, so stark, so deutlich gesagt; die ganze Art, wie er die Fragmente herausgab, und als Laie seine Gedanken allenfalls zur Widerlegung hin und wieder sagte, überhaupt Lessing's Charakter, wie er jedem eingedrückt sein muß, der ihn gekannt hat (und andere sollten doch darüber behutsam sprechen und urtheilen): alles dies ist mir Bürge für seine reine philosophische Ueberzeugung, daß er auch hiermit etwas Gutes veranlaßte und bewirkte: nämlich — ich wiederhole es — freiere Untersuchung der Wahrheit, und einer so wichtigen Wahrheit, als diese Geschichte für jeden, der sie glaubt und an sie glaubt, sein muß. Darf diese Wahrheit, diese Geschichte nun, unter allen Wahrheiten und Geschichten allein, nicht untersucht, nicht gegen jeden Zweifel und Zweifler untersucht werden, so ist das Lessing's Schuld nicht — aber zu unsern Zeiten wird kein Theolog und kein Freund der Religion sein, der so etwas zu behaupten wagte.“

Wir haben diese Zeugnisse ausdrücklich angeführt, um die Behauptungen einer gewissen Partei zu entkräften, daß Lessing ein Verächter des Christenthums gewesen sei und die Fragmente aus feindseliger Gesinnung gegen das Christenthum herausgegeben habe. Mit Recht beruft Lessing sich auf den Hieronymus, welcher die Bücher des Origenes *περὶ ἀποκάλυψιν* aus dem Griechischen übersetzte, obwohl sie seinem eigenen Urtheile nach eine der kristlichen Religion höchst verderbliche Schrift waren; als man ihm nun hierüber Vorwürfe machte, als habe er ein sehr strafbares Uergerniß auf seiner Seele, antwortete Hieronymus: „O impudentiam singularom! Accusant medicum, quod venena prodiderit!“ — mit Lessing's Worten: „Weil ich das Gift, das im Finstern schleicht, dem Gesundheitsrath angeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben?“ — Alle diejenigen, welche jede Untersuchung über die Wahrheit der kristlichen Glaubenssätze für Sünde erklären, bedenken gar nicht, daß sie damit der kristlichen Religion den allergrößten Schimpf anthun. Diese Wahrheiten sollten von Gott stammen, den Menschen ausdrücklich zu ihrem Heile von Gott gegeben sein, und dabei sollten sie dennoch so schwach auf den Füßen sein, daß menschliche Bosheit sie gänzlich umwerfen könnte? Wer das behaupten kann, der ist nicht werth, ein Anhänger und Belenner Christi zu heißen! Und wer diese abgeschmackte und sündhafte Behauptung bekämpft, der ist ein Vertheidiger des Christenthums, so wie Lessing es war.

Das erste Fragment erschien 1774, im Jahre 1777 folgten fünf andere und das letzte wurde 1778 herausgegeben. Dieses letzte trug die Ueberschrift „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger,“ und es wurde in ihm die Behauptung aufgestellt: das spätere Christenthum, das Christenthum der Apostel und Evangelisten sei ein anderes, als die Lehre Christi selbst. Gegen dieses Fragment richteten ganz besonders sich die Angriffe der in ihrer Existenz bedrohten Theologie. Der Vorkämpfer dieser gut besoldeten Geistlichen war der schon genannte Melchior Göze. Wir haben bereits erzählt, daß Lessing während seines Aufenthaltes in Hamburg nicht ungern mit Göze verkehrte, und daß Göze jede Gelegenheit benutzte, um dem berühmten Dichter Weihrauch zu streuen. Als Lessing den Berengar herausgegeben hatte, erklärte Göze öffentlich, daß „der berühmte Mann aufs neue bewiesen habe, daß ihm bei seiner ausgebreiteten Wissenschaft und großem Genie alles, was er vornehme, wohl gerathe.“ Göze machte um diese Zeit eine Reise nach seinem Geburtsorte Halberstadt, und verfehlte nicht, auch bei Lessing in Wolfenbüttel vorzusprechen. Doch verfehlte er ihn, er war in Braunschweig. Beim Erscheinen der ersten Fragmente verhielt Göze sich völlig ruhig: es war eine rein private Angelegenheit, welche die Wuth des Eiferers, der schon gegen Göthe's Werther seine Galle ausgespieen, auch gegen Lessing anfaßte. Göze wollte aus der Bibliothek in Wolfenbüttel ein theologisches Werk haben, und wandte sich dieserhalb an Lessing, welcher den Brief, den er am Sterbebette seiner Gattin erhielt, zu beantworten vergaß. Sofort erklärte der fromme Pastor, der seinen Nächsten liebte wie sich selbst, eine solche Behandlungsweise könne ihren Grund nur in Lessing's Hochmuth haben, und sofort warf er sich mit blinder Wuth auf die Fragmente.

Lessing hatte, als er die Fragmente herausgab, sie mit Anmerkungen begleitet, in denen er einige allzu schroffe Behauptungen des Verfassers selber widerlegte; Lessing hatte selber aufgefordert, man möge seine Meinung über die Fragmente sagen. Aber er hatte erwartet, daß jeder Kritiker denselben Zweck ins Auge faßte, welchen sein Ungenannter verfolgte: die ernste, gewissenhafte Erforschung der Wahrheit. Leute, welche nichts weiter wollten, als über den Ungenannten maßlose Schmähungen ergießen, wurden von Lessing sehr energisch zurückgewiesen. Dieses widerfuhr zuerst dem Direktor Schumann in Hannover, gegen den die beiden Schriften „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft“ und „Das Testament Johannis“ gerichtet waren, und gleich darauf dem alten Superintendenten Neß in Wolfenbüttel, den Lessing in seiner „Duplit“ seinen Nachbarnennet. In dieser letztern Schrift bezeichnet Lessing den eigentlichen Grund, von welchem aus der menschliche Geist allein sich weiter entwickeln und sein anvertrautes Pfund sich nutzbar machen kann, mit den berühmten Worten: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz ein Mensch ist, oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. — Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obgleich mit dem Zusätze, mich immer und ewig zu

irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiel ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“ —

Der erste Angriff Göze's gegen Lessing erfolgte in der sogenannten „Hamburger Schwarzen Zeitung“ unter dem böshaftern Titel: „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Lessing mittelbare und unmittelbare Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und die heilige Schrift, den einigen Lehrgrund derselben. 1778.“ In diesem Artikel beschuldigte Göze seinen Gegner geradezu der groben und frechen Lästerei gegen die kristliche Religion, und sagte, er würde vor seiner Todesstunde zittern, wenn er an der Bekanntmachung der Fragmente den geringsten Antheil hätte.

Lessing antwortete mit seiner „Parabel“, in welcher er unter einem Gleichnisse den Hauptpastor auf das Unrecht aufmerksam machte, welches derselbe ihm gethan. Sie ist eins der schönsten Gleichnisse unserer Literatur, und möge hier einen Platz finden.

„Die Parabel.

„Ein weiser thätiger König eines großen großen Reiches hatte in seiner Hauptstadt einen Palast von ganz unermesslichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

„Unermesslich war der Umfang, weil er in selbem alle um sich versammelt hatte, die er als Gehülfsen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

„Sonderbar war die Architektur: denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln, aber sie gefiel doch und entsprach doch.

„Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfachheit und Größe erregen, wenn sie Reichthum und Schmutz mehr zu verachten, als zu entbehren scheinen.

„Sie entsprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palast stand nach vielen vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten, von außen ein wenig unverständlich, von innen überall Licht und Zusammenhang.

„Was Kenner von Architektur sein wollte, ward besonders durch die Außenseiten beleidigt, welche mit hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenstern unterbrochen waren, dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherlei Form und Größe hatten.

„Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den wenigsten in den Sinn.

„Man begriff nicht, wozu so viele und vielerlei Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl schicklicher wäre und eben die Dienste thun würde. Denn daß durch die mehreren kleinen Eingänge ein jeder, der in den Palast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbaren Wege gerade dahin gelangen sollte, wo man seiner bedürfte, wollte den wenigsten zu Sinne.

„Und so entstand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeinlich diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Palastes viel zu sehen die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

„Auch war da etwas, wovon man bei dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig sehr leicht und kurz machen müsse, was ihn aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nämlich verschiedene alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Palastes herschreiben sollten, und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war.

„Ein jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eigenem Gefallen. Ein jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen neuen zusammen, für welchen neuen nicht selten dieser und jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch andere darauf zu schwören bald berebete, bald zwang.

„Nur wenige sagten: was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein anderer, sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die göttigste Weisheit den ganzen Palast erfüllt, und daß sich aus ihm nichts als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet.

„Sie kamen oft schlecht an, diese wenigen! Denn wenn sie lachenden Muthes manchmal einen von den besondern Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Nordbrenner des Palastes selbst ausgeschrien.

„Aber siekehrten sich daran nicht, und wurden gerade dadurch die geschicktesten, denjenigen zugesellt zu werden, die innerhalb des Palastes arbeiteten, und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

„Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beigelegt, als eingeschlummert war, einsmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Palaste!

„Und was geschah? Da fuhr jeder von seinem Lager auf, und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaste, sondern in seinem eigenen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte, nach seinem Grundrisse. Laßt uns den nur retten! dachte jeder. Der Palast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier steht!

„Und so lief ein jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Palaste zu Hilfe zu eilen, einer dem andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Palast vermuthlich brenne. „Sieh, Nachbar, hier brennt er! Hier ist dem Feuer am besten beizukommen! — Oder hier vielmehr, Nachbar, hier! — Wo denkt ihr beide hin? Er brennt hier! — Was hätt' es für Noth, wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier! — Lösch' ihn hier, wer da will. Ich lösch' ihn hier nicht. — Und ich hier nicht! — Und ich hier nicht!“ —

„Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Palast, wenn er gebrannt hätte. Aber die erschrockenen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.“ —

Unter dem Palast versteht Lessing das Christenthum, so wie Kristus es lehrte, der da spricht: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen! der die barmherzige thätige Liebe höher stellte als den todtten Glauben, der da sprach: Nichtet

nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Viele Eingänge von verschiedener Form führen in das Heiligthum des herrlichen Palaſtes; von wenigen vorgeschriebenen Thoren mit privilegirten Thürstehern ist keine Rede. Die alten Grundrisse sind die Schriften der Apostel, die neuen Grundrisse sind die Sekten. Wer sich erlaubt, eine andere Meinung zu haben, als irgend einer der Sektirer, der heißt sofort ein Keger, ein Feind des Christenthums. Denn den Sektirern steht ihre persönliche Meinung weit höher, als die Lehre Christi. Deshalb sind diejenigen auch die besten Christen, welche nicht auf den Buchstaben schwören, sondern daran denken, daß der Geist lebendig macht.

Der Parabel fügte Lessing die Bitte hinzu, Götze möge das Unrecht, welches er dem Herausgeber der Fragmente gethan, anerkennen und seine Beschuldigungen widerrufen. Aber um Recht oder Unrecht war es dem Hauptpastor nicht zu thun, sondern nur um Befriedigung seiner persönlichen Rache, und noch war Lessing's erste Antwort nicht einmal gedruckt, als Götze mit neuen Angriffen hervortrat, in welchen jedes Maß der Besonnenheit sowohl wie des Anstandes überschritten wurde. Nun erließ Lessing sein „Abfugungsschreiben“, in welchem auch er seinem Gegner offen den Krieg erklärte. „Ich will,“ sagt er darin, „schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrien werden, der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meint, als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwäzen möchte.

„Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Lutherischen Geistes? Sie, der Sie auch nicht einmal Luther's Schulsystem zu übersehen im Stande sind? Sie, der Sie mit stillschweigendem Beifall von ungewaschenen, auch wohl treulosen Händen die Seite des Luther'schen Gebäudes, die ein wenig gesunken war, weit über den Wasserpaß hinausgeschrauben lassen? Sie, der Sie den ehrlichen Mann, der freilich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bei der Schraube zuruft: schraubt dort nicht weiter, damit das Gebäude nicht hier stürze! der Sie diesen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

„Und warum? Weil dieser ehrliche Mann zugleich den schriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeisters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilligt? unterstützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht doch! nur nicht unterschlagen zu dürfen geglaubt.

„O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Pastor, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. Erst soll uns hören, erst soll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will.

„O daß Er es könnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte: Luther, du! Großer, verkannter Mann! Und von niemand mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgültig daher schlendern! Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst: wer erlöst uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens!“

Gegen Götze's Verläumdungen ließ Lessing nun die Axiomata folgen, Sätze, „deren Worte man nur gehöbig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit

nicht zu zweifeln.“ Die Zahl dieser Sätze beträgt zehn. Sie lauten folgendermaßen:

1. Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört. 2. Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehreren gleich unfehlbar sei. 3. Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel nicht die Religion. 4. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. 5. Auch war eine Religion, ehe eine Bibel war. 6. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. 7. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der kristlichen Religion auf ihnen beruhen. 8. War ein Zeitraum, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr ausgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist: so muß es auch möglich sein, daß alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrt Religion doch bestände. 9. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. 10. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat. —

„Diese Sätze, die noch heute vielen ein Aergerniß sind, waren damals den meisten geradezu unverständlich.“ Unter der Anführung des Eiferers Göze brach ein großer Theil der Theologen gegen Lessing los, und bediente sich, da ein Sieg auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie für sie einem Lessing gegenüber eine diamantene Ruß war, eines Mittels, welches in gleichen Fällen schon so oft, und leider auch mit traurigem Erfolg angewendet worden ist: nämlich der Anschulldigung bei der weltlichen Obrigkeit und der Aufsehung des Bübels. Doch beide Mittel, welche einen Savonarola, einen Fuß, einen Hieronimus für die Bekennung der Wahrheit dem Tode überlieferten, hatten ihre meiste Kraft schon verloren. Zwar hob das Braunschweigische Ministerium durch einen Erlaß vom 6. Juni 1778 die Zensurfreiheit Lessing's auf, und gab ihm sogar am 13. Juli desselben Jahres auf, das Manuskript der Fragmente auszuliefern, und fügte das Verbot hinzu, weder in Braunschweig noch auswärts irgend etwas „gegen die Religion“, wie man sich ausdrückte, drucken zu lassen; doch Lessing lehrte sich nicht an jenes Verbot, zu welchem das Ministerium nicht berechtigt war, er ließ keine ferneren Streitschriften gegen Göze in Berlin und in Hamburg drucken. Nun verfügte das Ministerium in Braunschweig die Beschlagnahme der betreffenden Schriften, und in Sachsen folgte man diesem Beispiele, aber gerade dadurch trug man zur Verbreitung derselben sehr viel bei, denn jeder wollte nun wissen, was diese fürchterlichen Schriften enthielten. Göze hielt es für völlig übereinstimmend mit seinen Begriffen von der kristlichen Religion, wenn er sich schließlich noch zu einer gemeinen Denunziation verstand; er wendete sich direkt an den Herzog von Braun-

*) Lessing's Nathan der Weise. Ein Vortrag von David Friedrich Strauß. Berlin 1864, Seite 10.

schweig und stellte demselben vor, daß es gefährlich sein würde, Lessing länger als Bibliothekar zu behalten, da ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion ans Licht zu ziehen, auch eben so gut Papiere an den Tag bringen könne, welche die Gerechtfame des herzoglichen Hauses streitig zu machen und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären. Der alte Herzog Karl starb im Jahre 1780; der Erbprinz, welcher ihm nun als Herzog Karl Wilhelm Ferdinand folgte, war in seinem ganzen Leben ein Anhänger der Orthodorie, und der Fragmentenstreit war ihm stets ein Aergerniß gewesen. Doch zur Ehre seines Charakters muß es gesagt werden, daß er nie gegen Lessing persönlich irgend etwas unternommen; vielmehr ließ er seinen Bibliothekar nach Braunschweig kommen und versicherte ihn ausdrücklich seines fürstlichen Schutzes.

Nach den Axiomata setzte Lessing seinen Kampf gegen Göze in einer Reihe von Beiträgen fort, welche er „Anti-Göze“ betitelte. Sie tragen denselben Charakter wie die früheren Schriften, dieselbe niederschmetternde Logik, dieselbe heilige Muth für die Vertheidigung der Wahrheit, dieselbe bis heute noch nicht übertroffene Meisterschaft in der Darstellung und in der Sprache. Göze beklagte sich einmal darüber, daß Lessing's blendender Stil ihm eine große Ueberlegenheit verschaffe. Lessing erwiderte darauf: „Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein gibt echten Glanz, und muß auch bei Spöttereien und Possen, wenigstens als Folie, unterliegen.“

Auch über den scharfen Ton beklagte sich Göze, und man hat diesen Tadel oftmals wiederholt, man hat Lessing Vorwürfe gemacht, daß er den ehrwürdigen Herrn Hauptpastor nicht sanfter angefaßt habe. Auch auf diesen Angriff gibt Lessing eine erledigende Antwort, wenn er seinen Gegner anredet: „Sie haben mich feindseliger Angriffe auf die kristliche Religion beschuldigt, Sie haben mich förmlicher Gotteslästerungen beschuldigt. Sagen Sie selbst: wissen Sie infamere Beschuldigungen als diese? Wissen Sie Beschuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach sich ziehen? Mit diesem Dolche kommen Sie auf mich angerannt, und ich soll mich nicht anders, als den Hut in der Hand gegen Sie vertheidigen können, soll ganz ruhig und bedächtig stehen bleiben, damit ja nicht Ihr schwarzer Rock bestaubt werde? soll jeden Athemzug so mäßigen, daß ja Ihre Herrücke nicht den Puder verliere? Das wäre doch sonderbar. Hieronymus sagt, daß die Beschuldigung der Kezerei (wie viel mehr der Irreligion?) der Art sei, in qua tolerantem esse, impietatis sit, non virtus. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieser Gottlosigkeit schuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen setzen sollen, die keine ist? Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unseres weibischen Zeitalters! Firniß seid ihr, und nichts weiter. Aber eben so oft Firniß des Lasters, als Firniß der Tugend. Was frage ich danach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben, oder nicht? Er kann

ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll.“ —

Der fromme Hauptpastor, der nur um die kristliche Religion zu schützen in seinen Parnisch gefahren war, spielte leider nur eine klägliche Rolle in dem ganzen Kampfe. Der gute arme Mann wurde im Juli 1779 von dem kaiserlichen Residenten in Hamburg wegen Beleidigung der Katholiken bei dem Rath zu Hamburg verklagt; der Widerruf wurde ihm in Gnaden erlassen, aber den Spott hatte er von allen Seiten zu tragen. Der Streit mit Lessing nahm ein ganz unerwartetes Ende. Göze hatte erklärt, er sei bereit, sich auf den Hauptpunkt der Axiomata, „ob die kristliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel verloren ginge,“ einzulassen, wenn Lessing vorher erklären wolle, welche Religion er unter der kristlichen Religion verstehe? Mit dieser Herausforderung brach Göze sich selber den Hals. Ganz kurz und blüdig antwortete Lessing: „Ich verstehe unter der kristlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren, welche in den Symbolen der ersten vier Jahrhunderte der kristlichen Kirche enthalten sind.“ In zwanzig Sätzen entwickelte Lessing nun den Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse. Diese Sätze hatte er aus sorgfältiger Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesammelt, die Quellen standen ihm in der Wolfenbüttler Bibliothek aufs reichste zu Gebote, und mit vollem Recht konnte Lessing erklären, er sei bereit, sich mit dem gelehrtesten Patristiker darüber in die schärfste Prüfung einzulassen.

Göze besaß eine große Dreistigkeit, aber seinem Gegner auf dieses Gebiet zu folgen, das schien ihm denn doch allzu gefährlich. Göze, der noch niemals bisher irgend einem seiner Gegner das letzte Wort gelassen, verstummte völlig. Seine Niederlage war eine vollständige, und wenn der Hamburger Hauptpastor einem Lessing gegenüber auch ein unvölbiger Gegner war, so war der Sieg, welchen Lessing gegen ihn erkämpfte, doch ein hoher, bedeutungsvoller Sieg, dessen eigentlicher Kern in dem Ausspruche Kristi liegt: Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig! Göze vertrat den todtten Buchstabenglauben, an den sich zu allen Zeiten diejenigen geklammert haben, welche die Religion zu selbstsüchtigen Zwecken mißbrauchen wollten; Lessing aber drang darauf, daß jeder Krist nicht an die todtten Formen sich halten, sondern daß der echte kristliche Geist durch werththätige Liebe in ihm lebendig werden solle. Es ist deshalb eine ernste, wohlbe gründete Behauptung, wenn gesagt wird, daß Lessing in seinen Kämpfen gegen Göze das Kristenthum gegen die Theologen vertheidigt habe.

Wenn die Bedeutung des Kampfes gegen Göze schon an und für sich allein eine höchst großartige war, so stieg sie noch durch die köstliche Frucht, welche die Kämpfe zeitigten. Zu der Zeit, wo der Streit am härtesten war, im Sommer 1778, als das Braunschweigische Konsistorium das Schwert in die Hand nahm, um es nach einigen Lusthieben nachher wieder friedlich einzusteden, zu jener Zeit hatte Lessing wohl Grund, den Verlust seiner Stelle in Wolfenbüttel zu befürchten. Unter diesen Umständen schrieb er am 11. August 1778 an seinen Bruder Karl in Berlin: „Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, so viel man braucht, und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe

vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subskription drucken lassen, und Du kannst nachstehende Ankündigung nur je eher je lieber ein paar hundertmal auf einem Oktavblatt abdrucken lassen, und austreuen, so viel und so weit Du es für nöthig hältst. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines anzukündigenden Stückes allzutrüb bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das Decamerone des Boccaccio auf: Giornata 1, novella 3 Melchisedech Giudeo. Ich glaube eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgeren Pöffen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten.“

In der Ankündigung wird gesagt: „Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit feiern soll, die ich mit derjenigen frommen Verschlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der sie allein glücklich zu betreiben ist, so führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatralischen Versuche in die Hände, von dem ich sehe, daß er schon längst die letzte Feile verdient hätte. Nun wird man glauben, daß ihm diese zu geben, ich wohl keine unschicklichere Augenblicke hätte abwarten können, als Augenblicke des Verdrusses, in welchen man immer gern vergessen möchte, wie die Welt wirklich ist. Aber mit nichts: Die Welt, wie ich mir sie denke, ist eine ebenso natürliche Welt, und es mag an der Vorsehung wohl nicht allein liegen, daß sie nicht eben so wirklich ist.“

„Dieser Versuch ist von einer etwas ungewöhnlichen Art, und heißt: Nathan der Weise, in fünf Aufzügen. Ich kann von dem nähern Inhalte nichts sagen; genug, daß er einer dramatischen Bearbeitung höchst würdig ist, und ich alles thun werde, mit dieser Bearbeitung selbst zufrieden zu sein.“

„Ist nun das deutsche Publikum darauf begierig, so muß ich ihm den Weg der Subskription vorschlagen. —“

Den Weg der Subskription wählte Lessing, weil es ihm an Geld fehlte, und weil er auf diese Weise mehr zu erhalten hoffte, als ein Buchhändler ihm augenblicklich würde gegeben haben. Seinem Bruder schrieb er im Oktober: „Da ich meine Stiefkinder noch bei mir habe und eine so weilkäufige und kostbare Wirtschaft führen muß, so bin ich selbst oft in größeren Verlegenheiten, als sie gewiß nicht sein können. Dazu habe ich jetzt keinen Menschen mehr hier, dem ich mich vertrauen, oder auf dessen Beistand ich mich allenfalls verlassen könnte. Meine Ankündigung des Nathan habe ich nirgend hingeschickt, als nach Hamburg. Sonst überall, wenn Du willst, kannst Du Dein Netz für mich aufstellen. Ich besorge schon, daß auch auf diesem Wege, auf welchem so viele etwas gemacht haben, ich nichts machen werde, wenn meine Freunde für mich nicht thätiger sind, als ich selbst. Aber wenn sie es auch sind: so ist vielleicht das Pferd verhungert, ehe der Hafer reif geworden.“

In diesen kummervollen Verhältnissen war es ein Jude, durch welchen Lessing die erwünschte Hülfe zu Theil wurde. Moses Wessely in Hamburg, der uns schon bekannt ist, gab Lessing ein Darlehn von dreihundert Thalern, welches durch den Ertrag der Subskription später gedeckt wurde. Im April 1779 war der

Nathan vollendet und konnte an die Subskribenten versendet werden. Eine zweite Auflage erlebte Lessing nicht mehr, auch wurde bei seinen Lebzeiten das Stück nicht aufgeführt.

Diejenigen, welche aus Parteilichkeiten oder durch die Einseitigkeit ihres Standpunktes bestimmt, oft genug behauptet haben, Lessing sei eigentlich nicht Dichter, haben diese oberflächliche Behauptung bei Nathan dem Weisen mit leichter Mühe erweisen zu können geglaubt; und doch haben sie dadurch nur über sich selbst den Stab gebrochen. Gerade an Nathan läßt sich mehr als an jedem andern Werke erkennen, daß Lessing's dramatische Begabung ihn hinter keinem andern deutschen Dichter zurücksetzen ließ. Die Richtigkeit dieser Annahme wird sich in hellem Lichte zeigen, sobald wir auf das herrliche Drama näher eingehen.

Die Stelle im *Defameron* des Boccaccio, welche Lessing selbst als seine Quelle angibt, lautet wie folgt:

Il Saladino, il valore del quale fu tanto, che non solamente di piccolo uomo il fe' di Babilonia Soldano, ma ancora molte vittorie sopra li re saracini. e cristiani gli fece avere, avendo in diverse guerre ed in grandissime sue magnificenze speso tutto il suo tesoro e per alcuno accidente sopravvenutogli bisognandogli una bona quantita di danari, nè veggendo, donde cosi prestamente, come gli bisognavano, avergli potesse, gli venne a memoria un ricco Giudeo, il cui nome era Melchisedech, il quale prestava ad usura in Alessandria, e pensossi, costui avere da poterlo servire, quando volesse; ma si era avaro che di sua volontà non l'avrebbe mai fatto, e forza non gli voleva fare; perchè, strignendolo il bisogno, rivoltosi tutto a daver trovar modo, come il Giudeo il servisse, s'avvisò di fargli una forza da alcuna ragion colorata. E fattolsi chiamare e familiarmente ricevutolo, seco il fece sedere ed appresso gli disse: „Valente uomo, io ho da più persone inteso, che tu se' savissimo e nelle cose di Dio senti molto avanti; e perciò io saprei volentieri da te, quale delle tre leggi tu reputi la verace, o la Guidaica, o la Saracina, o la Cristiana.“ Il Giudeo, il quale veramente era savio uomo, s'avvisa troppo bene, che'l Saladino guardava di pigliarlo nelle parole, per davergli muovere alcuna quistione, e penso non potere alcuna di queste tre più l'una che l'altra lodare, che il Saladino non avesse la sua intenzione; perchè come colui, il quale pareva d'aver bisogno di risposta, per la quale preso non potesse essere, aguzzato lo 'ngegno gli venne prestamente avanti quello, che dir davesse, e disse:

„Signor mio, la quistione, la quale voi mi fate, è bella, ed a volere dire ciò, che io ne sento, mi vi convien dire una novelletta, qual voi udirete. Se io non erro, io mi ricordo aver molte volte udito dire, che un grande uomo e ricco fu già, il quale intra l'altre gioje più care, che nel suo tesoro avesse, era uno anello bellissimo e prezioso, al quale per lo suo valore e per la sua bellezza volendo fare onore ed in perpetuo lasciarlo ne' suoi discendenti, ordinò, che colui de' suoi figliuoli, appo il quale, siccome lasciatogli da lui, fosse questo anello travato, che colui s'intendesse essere il suo erede e dovesse da tutti gli altri essere come

maggiore onorato e riverito. Colui, al quale da costui fu lasciato, tenne simigliante ordine ne' suoi discendenti e così fece, come fatto avea il suo predecessore. Ed in brieve andò questo anello di mano in mano a molti successori ed ultimamente pervenne alle mani ad uno il quale avea tre figliuoli belli e virtuosi e molto al padre loro obbedienti, per la qual cosa tutti e tre parimente gli amava. Ed i giovani, li quali la consuetudine dello anello sapevano, siccome vaghi ciascuno d' essere il più onorato tra' suoi, ciascuno per se, come meglio sapeva, pregava il padre, il quale era già vecchio, che quando a morte venisse, a lui quello anello lasciasse. Il valentuomo, che parimente tutti gli amava nè sapeva esso medesimo eleggere, a qual più tosto lasciar lo volesse, pensò, avendolo a ciascun promesso, di volergli tutti e tre soddisfare, e segretamente ad un buono maestro ne fece fare due altri, li quali si furono simiglianti al primiero, che esso medesimo, che fatto gli avea fare, appena conosceva, qual si fosse il vero. E venendo a morte, segretamente diede il suo a ciascun de' figliuoli, li quali dopo la morte del padre, volendo ciascuno la eredità e l'onore occupare e l'uno negandolo all' altro, in testimonianza di dover ciò ragionevolmente fare, ciascuno produsse fuori il suo anello. E trovatisi gli anelli sì simili l'uno all' altro, che qual fosse il vero non si sapeva conoscere, si rimase la quistione, qual fosse il vero erede del padre, in pendente ed ancor pende. E così vi dico, Signor mio, delle tre leggi alli tre popoli date da Dio padre, delle quali la quistion proponete. Ciascuno la sua eredità, la sua vera legge ed i suoi comandamenti si crede avere a fare; ma chi se l'abbia, come degli anelli, ancora ne pende la quistione."

Il Saladino conobbe, costui ottimamente essere saputo uscire del laccio, il quale davanti a' piedi teso gli aveva, e perciò dispose d'aprirgli il suo bisogno e vedere, se servire il volesse, e così fece, aprendogli ciò, che in animo avesse avuto di fare, se così discretamente, come fatto avea, non gli avesse risposto. Il Giudeo liberamente d'ogni quantità, che il Saladino il richiese, il servì. Ed il Saladino poi interamente il soddisfece, ed oltr' a ciò gli donò grandissimi doni, e sempre per suo amico l'ebbe, ed in grande ed onarevole stato appresso di se il mantenne.

(Saladin, dessen persönliche Thätigkeit so groß war, daß sie ihn, einen geringen Mann, nicht allein zum Sultan von Babilon erhob, sondern ihm auch viele Siege über sarazenische und kristliche Fürsten einbrachte, hatte durch mannichfache Kriege und durch seinen großartigen Aufwand seinen ganzen Schatz erschöpft, und als nun irgend ein unerwartetes Ereigniß von ihm eine bedeutende Summe Geldes forderte, sah er nicht, woher er so rasch, als es nothwendig war, dieselbe entnehmen sollte. Da erinnerte er sich eines reichen Juden, Namens Melchisedek, welcher in Alexandria auf Zinsen lieb. Von diesem wußte er, daß er im Stande sei, ihm zu dienen, wenn er wollte; aber derselbe war so geizig, daß er es freiwillig nie gethan haben würde, und Gewalt wollte jener nicht anwenden; weil ihn nun die Noth drängte, erfann er ein Mittel, wie' er auf verdeckte Weise den Juden zwingen könnte, ihm hilfreich zu sein. Er ließ ihn rufen, hieß ihn neben

sich niederstürzen und sagte zu ihm: „Trefflicher Mann, ich habe von vielen Leuten gehört, daß Du von großer Weisheit und in göttlichen Dingen sehr erfahren sein sollst; deshalb möchte ich gern von Dir wissen, welches von den drei Bekenntnissen Du für das wahre hältst, ob das jüdische, das sarazenische, oder das kristliche.“ Der Jude, welcher in Wahrheit ein weiser Mann war, erkannte nur allzuwohl, daß Saladin diese Frage nur an ihn richtete, um ihn in seinen eigenen Worten zu fangen; er sah ein, daß er keinem dieser drei Bekenntnisse den Vorrang vor den anderen geben könne, ohne daß Saladin seine Absicht erreiche; es war ihm auch klar, daß er eine Antwort geben müsse, welche ihn einem Druck nicht aussetzen könne; er strengte seinen Scharfsinn also an, und nachdem er schnell gefunden, was er sagen müsse, sprach er:

„Mein Herr und Gebieter, die Frage, welche Ihr mir vorlegt, ist schön; und in dem Bestreben, Euch meine Meinung darüber zu sagen, fällt mir ein Geschichtchen ein, welches ich Euch zu hören gebe. Wenn ich nicht irre, so habe ich sehr oft von einem mächtigen und reichen Manne erzählen hören, welcher unter andern kostbaren Juwelen, die er in seinem Schatze verwahrte, einen Ring von hoher Schönheit und unerseßlichem Werthe besaß. Diesen wollte er seinem Werthe und seiner Schönheit entsprechend ehren und bei allen seinen Nachkommen erhalten, und deshalb befahl er, daß derjenige von seinen Söhnen, in dessen Hand dieser Ring als ein Geschenk des Vaters gefunden würde, dadurch als sein Erbe bezeichnet sein und von den anderen vorzugsweise geehrt und geachtet werden solle. Der, auf welchen er von diesem erbte, sollte in gleicher Weise so thun bei seinen Nachkommen, wie der vorige Besitzer gethan habe. So ging denn nun dieser Ring von Hand zu Hand, und kam von vielen Erben zuletzt in die Hände eines Mannes, welcher drei Söhne hatte, die in gleicher Weise schön und trefflich und dem Vater zugethan waren; deshalb liebte er den einen so zärtlich wie den andern. Die Jünglinge wußten, welche Verwandtniß es mit dem Ringe hatte, und ein jeder war begierig, die erste Stelle unter ihnen einzunehmen, jeder bat insgeheim bei einer passenden Gelegenheit den Vater, welcher schon alt war, daß er ihm nach seinem Hinscheiden den Ring lassen möge. Der gute Mann, welcher alle gleichmäßig liebte und mit sich selbst nicht ins Reine kommen konnte, wem er den Ring wohl lieber geben möchte, versprach ihn jedem besonders, und um alle drei zufrieden zu stellen, ließ er heimlich von einem geschickten Meister noch zwei Ringe machen. Sie wurden dem ersten so ähnlich, daß kaum er selbst, der sie doch hatte machen lassen, erkannte, welcher der echte war. Als seine Stunde nun heran kam, gab er heimlich jedem der Söhne seinen Ring. Nach dem Tode des Vaters wollten nun ein jeder die Erbschaft antreten und die erste Stelle einnehmen, keiner wollte dem andern weichen, und zum Beweise, daß er seinem guten Rechte gemäß handle, zeigte jeder seinen Ring vor. Man fand, daß der eine Ring dem andern täuschend ähnlich sei, der echte konnte nicht herausgefunden werden, und auf diese Weise blieb die Frage, wer der rechte Erbe des Vaters sei, unentschieden, und sie ist es noch. Dasselbe, mein Gebieter, antworte ich euch auf Eure Frage über die drei Bekenntnisse, welche den drei Völkern von Gott dem Vater gegeben wurden. Ein jeder ist überzeugt, daß es in seiner Erbschaft, in seinem Bekenntnisse, in seinen Ge-

setzen das richtige glaubt und befolgt; aber wer es in der That besitzt, das bleibt, gerade wie bei den Ringen, eine immer noch nicht entschiedene Frage.“

Saladin erkannte, wie vortrefflich der Jude sich der Schlinge zu entziehen verstanden, welche er ihm in den Weg gelegt hatte; er beschloß nun, jenem sein Anliegen zu eröffnen und zu sehen, ob er ihm helfen wollte. Er that es auch und theilte ihm offen mit, was er gegen ihn vorgehabt hätte, wenn er ihm nicht mit so viel Geistesgegenwart, als es geschehen war, geantwortet hätte. Der Jude versah den Saladin reichlich mit allem, was er bedurfte, und Saladin erstattete ihm nicht allein alles wieder, sondern gab ihm noch reiche Geschenke dazu, nahm ihn zu seinem Freunde an und behielt ihn mit großen Ehrenbezeugungen an seinem Hofe.)

Als des Dichters Freunde diese Stelle im Dekameron nachlasen, meinten sie, Lessing wolle ein satirisches Stück schreiben; von der tiefen Bedeutung, welche der Dichter in die einfache Geschichte von dem Juden Melchisedek legte, hatten sie noch keine Ahnung. Shakspeare hat es verstanden, aus manchen armseligen Geschichten, in welchen wir kaum die rohesten Züge einer Handlung ungeschickt zusammengeworfen sehen, wundervolle Bilder voller Leben und tiefer Bedeutung hervorzuzaubern, aus Marionetten lebende Menschen zu schaffen. Solch eine Umwandlung gelingt niemals allein dem kalten, rechnenden Verstande, sondern sie ist ganz besonders das Werk des echten, großen Dichtergenies. Denn wenn es schon sehr schwierig ist, mit sicherem Blicke die bewegenden Triebfedern in einem Charakter zu erkennen, so ist es doch noch eine unendlich höhere Aufgabe, die Grundzüge vieler Charaktere der Natur gemäß, und gleichsam als ebenbürtiger Nebenbuhler der schaffenden Natur so zusammenzusetzen, daß die entstandenen Gestalten gleichsam als ein Werk der Natur, nicht der Menschenhand, dastehen. Doch damit ist der Aufgabe noch keineswegs genügt. Die Kräfte, welche diese Gestalten in Bewegung setzen, müssen gegen einander genau so abgewogen sein, daß aus ihrem Zusammenwirken eine bestimmte Thatfache sich schließlich ebenso naturgemäß ergibt, wie aus der Blüthe sich die Frucht entwickelt, entwickeln muß. Diesen Vorgang zeigen uns Shakspeare's Werke so oft, aber außer ihm finden wir eine gleich geniale Schöpfung nur in einem einzigen Werke wieder, und zwar in Nathan dem Weisen von Lessing. Auch Calderon besitzt eine große Meisterschaft, aus kleinen Erzählungen eine reiche dramatische Handlung zu entwickeln, doch zeigen die Fabeln seiner Dramen zu sehr das Bild der Intrigue, der Zufall vertritt die Stelle der genauen Charakteristik. Und hat Göthe im Egmont, Schiller im Wallenstein den gegebenen Stoff wohl so entwickelt, das Resultat der dramatischen Anlage mit solcher naturgemäßen, zwingenden Nothwendigkeit gewonnen, wie Shakspeare im Titello, wie Lessing im Nathan?

Bergegenwärtigen wir uns die dramatische Fabel, welche unter Lessing's Hand aus dem Geschichtchen des Boccaccio entstand *)!

Der Sultan Saladin hatte einen Bruder, Assad, der an ritterlicher Tapferkeit und an Großmuth der Seele dem Saladin nicht nachstand. Assad war eines

*) Man vergleiche: Lessing's Nathan der Weise. Ein Vortrag von David Friedrich Strauß. Berlin 1864, S. 26 ff.

Tages ausgeritten und war nicht wieder heimgekehrt, die Seinigen betrauereten ihn als verunglückt, doch Assab war mit einer Kristin entflohen und war mit ihr, einer Staufin, als ihr Gemahl nach Deutschland gegangen, wo sie ihm einen Sohn gebar. Assab war selber Krist geworden und hatte den Namen Wolf von Filneß angenommen. Vom nordischen Klima vertrieben, lehrte er wenige Jahre später mit seiner Gemahlin in das Morgenland zurück, den Knaben ließen sie bei seinem Mutterbruder, Konrad von Staufen, einem Tempelherrn, zur Erziehung. Im Morgenlande starb die Frau kurz nach der Geburt eines Töchterchens, welches der Vater, der das Kind auf seinen gefährvollen Zügen nicht bei sich behalten konnte, durch einen Reitknecht einem Juden in Jerusalem zur Pflege übergeben ließ, dem er mehrmals das Leben gerettet hatte. Als kurz nachher der Vater bei Askalon fiel, blieb das Kind bei dem Juden, Nathan.

Diesen Juden fand der Reitknecht, als er ihm das Kind, in den Mantel gehüllt, übergab, weinend und fast verzweifelnd in der tiefsten Trauer. Wenige Tage zuvor waren in Gath alle Juden mit Weib und Kind von den Kristern ermordet worden. Auch Nathan's Familie war ein Opfer der wilden Wuth geworden, sein Weib und seine sieben Söhne waren in dem Hause seines Bruders, wohin sie sich geflüchtet, verbrannt worden. Drei Tage und Nächte hatte Nathan gerungen, hatte mit Gott gekämpft, hatte sich und die Welt verwünscht, der Kristheit unveröhnlichen Haß zugeschworen, bis die Stimme der Vernunft seine Verzweiflung milderte. „Auch das war Gottes Rathschluß,“ sprach sie ihm zu,

„Komm! übe, was du längst begriffen hast,
Was sicherlich zu üben schwerer nicht
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh auf!“

In diesem Augenblicke wurde dem Nathan das Kristkind gebracht, er nahm es, trug es auf sein Lager, und küßte es: „Gott! sieben hast du mir genommen, nun gibst du mir eins wieder!“ — Hier tritt Nathan aus den engen Schranken eines persönlichen Bekenntnisses völlig heraus; die reine, edle Menschlichkeit ist es, die ihn mit den erhabensten Gesetzen des Kristenthums in Einklang handeln läßt. „Nathan war Jude, aber er war innerhalb des Judenthums über das Judenthum hinausgewachsen, hatte die Höhe des Standpunktes erreicht, auf welchem als das Wesentliche der Religion nur das Humane, Vernünftige, Sittliche erscheint, das Dogmatische, die Wunder und Geheimnisse, als Hüllen erkannt werden, die der Werke zwar nicht vor der Zeit abreißt, aber, wenn die darunter keimende Vernunftreife herangereift ist, mit schonender Hand entfernt. Nach diesen Grundsätzen erzog er auch die Tochter, und glaubte keine Pflicht zu verlegen, wenn er das Kristkind vom Judenthum aus auf eine Stufe brächte, die ebenso auch das Ziel einer vernünftigen kristlichen Erziehung hätte sein müssen *).“ Wanda von Filneß hieß als Nathan's Tochter von nun an Recha.

Ihr Bruder wurde indeß von seinem Oheim in Deutschland erzogen und mit des Oheims Namen Kurt von Staufen genannt. Einige unbestimmte Nach-

*) Strauß a. a. O. S. 29.

richteten über seine Herkunft und seines Vaters Verwandtschaft erreichten seine Kindheit, doch Genaueres erfuhr er nicht. Als er erwachsen war, trat er in den Tempelerorden und ging in das gelobte Land, um gegen die Sarazenen zu kämpfen. Hier warteten die Tempeler mit Ungeduld auf den Ablauf des Waffenstillstandes, der die Kämpfe hemmte, und kaum hatte die letzte Stunde desselben geschlagen, da brachen sie los und suchten die Burg Lebnin zu erstürmen. Doch sie wurden zurückgeworfen, zwanzig von ihnen, darunter Kurt von Staufen, wurden gefangen und von Saladin zum Tode verurtheilt. Auch Kurt kniete schon auf seinem Mantel, um, wie seine Genossen, den Todesstreich zu empfangen, da winkte Saladin plötzlich, Thränen standen in seinen Augen, er ließ den Ritter entfeffeln. Eine Aehnlichkeit zwischen dem Jüngling und einem längst verschollenen Bruder, so sagte man, bewog den Sultan zu dieser auffallenden That, die ihre Begründung wiederum einem Zuge warmen menschlichen Gefühles verdankte. Kurt sah sich nun als Gefangenen des Sultans an und trieb sich thatenlos und darum mißmuthig in Jerusalem und der Umgebung dieser Stadt umher.

Nathan war um diese Zeit auf einer Geschäftsreise nach Babilon abwesend; da brach in seinem Hause Feuer aus, und Necha wäre verbrannt, hätte der Tempelherr sie nicht gerettet. Von Dank wollte er nichts wissen, und die wiederholten Einladungen der Daja, der Gesellschafterin Necha's, wurden ihm so lästig, daß er sich eine kurze Zeit von Jerusalem entfernte.

Daja war Kristin, sie war ihrem Manne in das gelobte Land gefolgt, und als derselbe im Zuge Kaiser Friedrich's den Tod gefunden, war sie in Nathan's Haus gekommen und hatte Necha verpflegt. Nathan's vorurtheilsfreien Geist besaß Daja nicht, sie klammerte sich ängstlich an die Aeußerlichkeiten ihrer Religion, und hatte mit oft wiederholten Erzählungen auch Necha's rege Fantasie auf eine Weise erhitzt, welche dieselbe der Schwärmerei nahe brachte. Necha meinte, der Tempelherr, der sie rettete, sei ein Engel, sei ihr Engel gewesen, den weißen Mantel desselben sah sie für die weißen Fittige desselben an. In dieser liebenswürdigen Schwärmerei fand sie Nathan, ihr Pflegevater, mit dessen Rückkehr von der Reise das Stück beginnt; wäre er stets zu Haus gewesen, so hätte Necha's Einbildungskraft sich nicht so weit verirrt. Er machte seine Tochter nun darauf aufmerksam, daß sie in der Zeit, wo sie selbstüchtig ihren eigenen Gedanken, die ihr schmeichelten, nachhing, versäumt hatte, sich genauer nach ihrem Lebensretter zu erkundigen, um ihm im Fall der Noth beizustehen. „Vielleicht,“ sagt Nathan, „ist er krank, denn er ist des Klimas ungewohnt, seine Jugend erträgt die harte Arbeit, die Entbehrung nicht, und nun liegt er vielleicht ohne Freunde, ohne Mittel da, er wird ein Raub der Schmerzen und des Lobes, er, der keinen Augenblick zögerte, sich für ein Mädchen, das er nie gekannt, in die Flammen zu stürzen; der sich zurückzog von der, die er gerettet, um ihr den Dank zu sparen, der hat nun auf seinem Schmerzenslager, sterbend, vielleicht nicht das geringste Labfal, als das Bewußtsein seiner guten That; die er gerettet, konnte ihm helfen, doch sie fand es süßer, von einem Engel zu schwärmen, und der Mensch mußte darum vielleicht im Elend untergehen!“ Und als bei diesen Worten Necha im bittern Gefühle ihrer Schuld zusammenbricht, da ruft Nathan ihr zu:

„ — Begreiffst du nun,
 Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
 Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
 Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
 Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
 Um nur gut handeln nicht zu dürfen?“

Als der Tempelherr sich nun wieder unter den Palmen zeigte, machte Nathan sich bereit, zu ihm zu gehen. Ihm kam ein Klosterbruder, ein Abgesandter des Patriarchen von Jerusalem, zuvor. Dieser Patriarch, eine geschichtliche Persönlichkeit Namens Heraklius, der mit der Königin Sibylle von Jerusalem im anstößigsten Verhältnisse lebte und in der Stunde des Kampfes sich feige vertrug, dieser Ehrenmann, dieser dicke, rothe, lächelnde Prälat, der sonst ganz wie ein Heiliger im Himmel lebte, hatte den Kriegsplan des Sultans ausgekundschaftet und wollte den Tempelherrn dazu brauchen, dem König Philipp diesen Plan mitzutheilen, oder noch lieber den Sultan meuchlerisch zu ermorden — alles natürlich nur zur größern „Ehre Gottes“, welche hier ein eusemistischer Ausdruck für das Wohlfühlen des Patriarchen ist. Der Auftrag, den der Patriarch gleichwohl mit seinen schönsten Worten zu vergolden gesucht, schien selbst dem Klosterbruder so schmutzig, daß er froh war, als der Tempelherr seinen Auftrag gebührend abfertigte.

Kurz darauf erschien Nathan bei dem Jünglinge, der ihn anfangs ebenfalls mit schroffer Kälte zurückstieß. Doch zwei Naturen wie diese konnten sich nicht lange fremd bleiben. Auf die verächtliche Bemerkung des Tempelherrn, was es denn wäre, das Leben einer Sübin zu retten, erinnerte Nathan ihn daran, daß der Mensch den Menschen dulden müsse. Der Tempelherr machte den Juden aufmerksam, daß zuerst die Juden es gewesen seien, die sich das auserwählte Volk nannten. Er fährt in seiner Rede fort:

„Wie? wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
 Doch wegen seines Stolzes zu verachten
 Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,
 Den es auf Krift und Muselmänn vererbte,
 Nur sein Gott sei der rechte Gott! — Ihr stuzt,
 Daß ich, ein Krift, ein Tempelherr, so rede?
 Wann hat, und wo, die fromme Kaserei,
 Den bessern Gott zu haben, diesen bessern
 Der ganzen Welt als besten aufzubringen,
 In ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr
 Gezeigt, als hier, als jetzt? Wem hier, wem jetzt
 Die Schuppen nicht vom Auge fallen —“

Hier findet Nathan ganz seine eigene Gesinnung wieder, hier begegnet ihm ein Geistesverwandter, dem es genügt, ein Mensch zu heißen, und der Augenblick dieser Erkenntniß besiegelt den Freundschaftsbund dieser beiden edlen Naturen. Eine Botschaft vom Sultan trennt ihre Unterredung, durch welche Nathan nur noch erfährt, daß der Ritter Kurt von Stausen heißt; sie scheiden, und der Tempelverpflichtet seinen Besuch in Nathan's Hause. Auch diesem fällt die große

Ähnlichkeit des Jünglings mit seinem gefallenem Freunde, mit Recha's Vater, auf, er beschließt, genauere Nachforschungen anzustellen.

Daja erfährt inzwischen, daß die Vorurtheile des Tempelherrn besiegt sind, daß er kommen will. Jetzt scheint ihr ein günstiger Augenblick zu sein, das Christenkind, Recha, ihrem Vaterlande wiederzugeben und ihren Blutsverwandten zuzuführen; sie bedenkt dabei nicht, daß Recha's eigentliches Vaterland Palästina, und ihr eigentlicher Vater Nathan ist. Daja's Entdeckung, die Absicht, welche sie dem jungen Mädchen kund thut, erwecken in dieser nur Verwunderung, dann Trauer, und mit Nachdruck weist sie darauf hin, daß sie mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen aufs innigste verwachsen und in ihnen allein zu Hause, in der Heimath sei. Daja's Beschränktheit laun sich zu dem Standpunkte der Schülerin eines Nathan nicht erheben, ihre unklaren Begriffe, ihre unnebelten Ahnungen, ihre bunten Blumen mit ihrem sauer süßen Dufte, der betäubt und schwindelnd macht, behagen ihrer Eigenliebe mehr als das helle, klare Licht verständiger Anschauungen. Sie entgegnet der Recha:

„Sperre dich, so viel du willst!
Des Himmels Wege sind des Himmels Wege.
Und wenn es nun dein Ketter selber wäre,
Durch den sein Gott, für den er kämpft, dich in
Das Land, dich zu dem Volke führen wollte,
Für welche du geboren wurdest?“

Wie schön klingen in Recha's Munde die einfachen und darum so bedeutungsvollen Worte, mit denen sie der Daja Antwort gibt. „Sein Gott?“ fragt sie, „für den er kämpft? Was ist das für ein Gott, der einem Menschen zu eigen gehört? Der für sich kämpfen lassen muß? Und was that dir denn mein Vater, daß du mir mein Glück immer nur so weit als möglich von ihm vorspiegelst, und daß du den Samen der Vernunft, den er in meine Seele so rein streute, mit dem Unkraut deines Landes überwuchern willst? Wie wenig fehlte, daß dein Engel mich zur Närrin machte? Die Thaten deiner Glaubenshelden, von denen du mir erzählt, habe ich stets bewundert, und ihren Leiden Thränen gezollt, doch ihr Glaube schien mir nie das Heldenmäßigste an ihnen:

„Doch so viel tröstender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt.“ —

Der reine Same der Vernunft trägt in Recha's Seele in dem nun folgenden Aufzuge die schönsten Früchte. Der Tempelherr kommt, wie er versprochen, in Nathan's Haus; Recha will zu seinen Füßen ihm für ihre Rettung danken, und als der Templer abwehrend zurücktritt, da zeigt ihm Recha in seiner, ironischer Rede seinen eigenen, starren Stolz. Recha's Schönheit, ihr reicher Geist machen tiefen Eindruck auf den Tempelherrn, in seinem Herzen entzündet sich eine Leidenschaft, die mächtig in ihm auflodert; um seine Gefühle nicht zu verrathen, entfernt er sich rasch. Bei Recha ist der Eindruck ein gänzlich verschobener; sein voller Anblick, sein Gespräch, sagt sie, hat den Sturm ihres Herzens in eine plötzliche Stille verwandelt:

„Er wird

Mir ewig werth, mir ewig werth'er als
 Mein Leben bleiben, wenn auch schon mein Puls
 Nicht mehr bei seinem bloßen Namen wechselt,
 Nicht mehr mein Herz, so oft ich an ihn denke,
 Geschwinde, stärker schlägt.“

Es ist eine feine Zeichnung des weiblichen Charakters, daß der Anblick des Templers das Wunderbare von seiner Erscheinung abstreift und dem Herzen den ruhigen Schlag wiedergibt. Das alltägliche Leben kann uns eine Fülle ähnlicher Beispiele zeigen. Ein so verständiger Geist, und eine so tief empfindende Seele, wie wir sie bei Recha finden, verbunden mit der lieblichsten, reinsten Unschuld, gibt sich auch der Liebe nicht im Sturme der Gefühle hin, denn diesen Sturm verhindern am Entsetzen andere, mächtige Gewalten. Von Liebe zu dem Tempelherrn zeigt Recha uns in dem ganzen Drama nicht die leiseste Spur. Daja wirft ihr Kälte vor. — „Ich bin nicht kalt,“ entgegnet Recha, „aber ich sehe wahrlich nicht weniger gern, was ich mit Ruhe sehe.“ Bei Recha's Charakter würde der Ausbruch einer plötzlichen Leidenschaft ein Widerspruch gewesen sein; der Dichter hat auch eine solche Leidenschaft durchaus nicht zeigen wollen, seine Absicht liegt in den klarsten Worten vor. Sein Drama predigt die Gleichberechtigung aller Menschen und die Pflicht der gegenseitigen Duldung; eine sinnliche Leidenschaft würde in der schönen Harmonie seiner Dichtung ebenso störend sein, wie etwa von einem andern Gesichtspunkte aus in Schiller's Wallenstein die Episode von Max und Thekla. Es ist schwer zu begreifen, wie man den Tempeler und Recha hat als Liebende bezeichnen, und in dem Umstande, daß sie sich schließlich als Geschwister erkennen, hat einen Fehler in der dramatischen Anlage des Stückes finden können.

Inzwischen sind wir auch in den Palast des Sultans eingeführt. Die ersten Szenen in demselben haben einen doppelten Zweck: sie sollen uns vorbereiten auf das Verlangen des Sultans, von Nathan Geld zu erhalten, und deshalb ist uns die Finanznoth Salabin's geschildert. Seine Mittel sind so erschöpft, daß Prinzessin Sittah, seine Schwester, schon seit Monaten die Kosten für den Hofhalt heimlich aus ihrer eigenen Tasche bestritten hat. Damit Salabin aber in unseren Augen nicht als ein tollster Verschwender erscheint, so erhalten wir durch die verlorene Schachpartie einen Einblick in die großmüthige Handlungsweise des Herrschers. Diese ersten Szenen sollen aber auch den Ausgang der Szene, in der Nathan von den drei Dingen erzählt, motiviren, und deswegen lernen wir die großartig vorurtheilsfreie Denkart des Sultans kennen. Er hätte gern den Waffenstillstand mit dem kristlichen Heere verlängert; er hätte gern, um den Kampf zu Ende zu bringen, in eine Verbindung seiner Familie mit der königlichen Familie von England gewilligt. Religiöse Unduldsamkeit hintertrieb diese Verbindung und damit die Herstellung des Friedens, und Salabin und Sittah sprechen mit bitterem Vorwurf von jener kristlichen Partei, denen es nur darum zu thun ist, nicht daß Kristi Tugend, sondern nur sein Name überall verbreitet werde, sonst würden die Kristin ja nicht verlangen, daß Salabin's Geschwister eher Kristin heißen, ehe sie als Kristin ihr Ehegemahl lieben sollten.

„Als wär' von Kriften nur, als Kriften,
Die Siebe zu gewärtigen, womit
Der Schöpfer Mann und Männin ausgestattet.“

Ein Herrscher, der solche Gefinnungen hegt, wird sich nicht hinreißen lassen, Gewalt anzuwenden, um jemand seines Eigenthums zu berauben. In seiner Weise läßt der Dichter die Großmuth des Sultans auch noch einem andern Zwecke dienen. Wir haben Nathan als einen edlen, hochgebildeten Mann kennen gelernt, der seinen grausamsten Feinden Böses mit Gutem zu vergelten keinen Augenblick zögerte. Wenn einem solchen Manne eine Gewaltthat auch nur im Ernst drohte, so würde das unser sittliches Gefühl empören. Dem hat der Dichter vorgebeugt: so wie wir seinen Saladin nunmehr kennen, sind wir überzeugt, daß dieser Sultan einem Nathan gegenüber nie eine Gewaltthat begehen könnte. Fast möchte man sogar die Absicht des Saladin dem Dichter zur Last legen, fast möchte man sagen, der Sultan, welcher einen Bettler zu seinem Desterbar wähle, da nur ein Bettler gelernt habe, mit guter Weise Almosen zu spenden und nicht die Gabe sitzig nach der Ursache abzuwägen, dieser Sultan sei viel zu edelbentend und zu großmüthig, um auch nur daran zu denken, dem Freunde seines Schachmeisters irgend eine Falle zu stellen, in der Absicht, mit List das Geld einem Manne abzugewingen, der nur darum keinem leih, damit er selbst stets zu geben habe.

Nach diesen wirkfamen und fein angelegten Vorbereitungen zeigt sich uns nun der Auftritt, als Nathan dem Saladin die Geschichte mit den drei Ringen erzählt. Schon ein flüchtiger Blick läßt uns die geistige Tiefe von Lessing's Darstellung gegenüber dem Italiener erkennen. Bei Boccaccio gilt der Ring nur als Zeichen, welches an und für sich keine andere Bedeutung als den Geldwerth hat, jeder andere Ring, jedes andere Kleinod hätte in der Hand des Vaters dieselben Dienste gethan. Bei Lessing aber hat der Ring noch eine besondere Kraft, welche ihm allein nur inne wohnt, und diese Kraft, den Träger vor Gott und Menschen angenehm zu machen, ist es eigentlich, welche auch die materiellen Emolumente nach sich zieht. Diese Kraft bezeichnet ganz genau das Wesen des wahrhaft guten und edlen Menschen, sie deutet auf das Ziel hin, welches alle höher stehenden Religionen verfolgen, und das auf diese Weise das Ziel der gesammten Menschheit wird. Dieses Ziel liegt in keinem formulirten Bekenntnisse eingewängt, und kein Bekenntniß allein ist im Stande, bis zu diesem Ziele zu führen; aber dieses Ziel, die Liebe bei Gott und bei den Menschen, wird jedem zu Theil, der seine Kräfte in uneigenmüthiger Weise dem Wohl der Menschheit widmet. Und gerade aus diesem Grunde wiegt nachher die Frage des Richters so schwer: „Wen lieben zwei von euch am meisten?“ Und ebenso nachdrucksvoll ist seine Hinweisung:

„Wohlan!

Es eifre jeder seiner unbefleckten
Von Vorurtheilen freien Siebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,

Mit herzlichster Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülfe! —

Also werththätige Liebe erreicht das große und schöne Ziel, nicht aber todtter Glaube. Diese Moral, welche Lessing hier lehrt, stimmt vollkommen überein mit den Grundvorschriften der Lehre Christi. Bei Boccaccio bewundern wir die Schlaueheit des listigen Juden, bei Lessing erkennen wir die Weisheit des edelsten Menschen. Saladin fühlt seine Geistesverwandtschaft mit Nathan, er entläßt ihn daher nur mit der Bitte um seine Freundschaft, und nicht ohne eigene Beschämung.

Nathan hat bei Saladin einmal den Tempelherrn genannt, der Sultan erinnert sich des Jünglings und wünscht ihn wieder zu sehen. Der Tempelherr kämpft indessen schwer mit seiner Leidenschaft zu Recha, er macht sich anfangs den Vorwurf, daß ein Tempelherr seines Gelübdes wegen überhaupt kein Mädchen lieben dürfe, „doch,“ sagt er, „ich habe in dem gelobten Lande schon mehr Vorurtheile abgelegt. Ich will mit Männern lieber fallen als mit Kindern stehen!“ Als Nathan erscheint, wirbt er bei ihm um Recha's Hand; Nathan kann diese Werbung natürlich nicht gutheißen; da er ja Grund hat, die nächste Verwandtschaft zwischen dem Tempelherrn und der Recha fast als sicher anzunehmen. Der Tempelherr aber braust in gekränktem Stolge auf, und als nach Nathan's Fortgang nun gar noch Daja kommt und ihm entdeckt, daß Nathan gar nicht Recha's Vater und das Mädchen eine Christin sei, da ist der Tempelherr, wie Strauß schön sagt, ganz in der Verfassung, wo auch ein edleres Gemüth dem Verführer bloßsteht, wenn ein solcher zu ihm tritt. Der Tempelherr will zu seinem Ziele gelangen, und wenn auch der Patriarch helfen müßte. Er trägt dem Prälaten den Fall mit Nathan und Recha als eine Hypothese, als einen angenommenen Fall vor, und der Dialog zwischen dem Tempelherrn und dem Patriarchen gibt nun das Resultat, welches das gerade Gegentheil von der Lehre der Geschichte von den drei Ringen ist. Dort hieß es: Der todtte Glaube ist nichts, werththätige Liebe ist alles! Hier heißt es durch den Mund des Prälaten: Werththätige Liebe ist nichts, der orthodoxe Glaube allein ist alles:

Tempelherr.

Wenn aber nun das Kind,
Erbarmte seiner sich der Jude nicht,
Vielleicht im Elend umgekommen wäre?

Patriarch.

Thut nichts! der Jude wird verbrannt.

Solche Herzlosigkeit mußte den Jüngling zur Besinnung bringen. Ob er Namen zu nennen und ohne die näheren Verhältnisse zu verrathen, entfernt er sich. Der Patriarch will dem Geheimniß auf die Spur kommen und beauftragt den Klosterbruder, nachzuforschen. Der Tempelherr kommt nun zu Saladin, der in ihm das Ebenbild seines Affad erkennt und ihn bittet, bei ihm zu bleiben; der Jüngling sagt mit Freuden zu. Mit Bewunderung vernimmt Saladin, daß der Tempelherr und Nathan entzweit sind, daß Nathan des Tempelherrn Werbung abgewiesen, daß Nathan in seiner Tochter nicht sein eigen Kind, sondern ein Christenkind erzogen. Um seine Freunde zu versöhnen, schickt er den Jüngling fort,

er soll den Nathan suchen. Bei diesem ist indeß der Klosterbruder gewesen. Der letztere war derselbe Reittnecht, der dem Nathan einst das Kind gebracht. Er hatte dem Assab, oder wie er damals hieß, dem Wolf von Filnea, treu gedient, und hatte nach seines Herrn Tode sich als Eremit in der Nähe von Jericho niedergelassen; als arabische Räuber seine Wohnung verwüsteten, entkam er nach Jerusalem und blieb beim Patriarchen als dienender Bruder. Als der Tempelherr nun dem Patriarchen sein Problem vortrug, erinnerte der Klosterbruder sich wieder des Falles, und um Nathan zu warnen, begab er sich zu ihm und theilte ihm die Absichten des Patriarchen mit. Nun tritt die ganze Auffassung des Klosterbruders wieder dem Urtheil des Patriarchen als völliger Gegensatz entgegen, denn der Klosterbruder ist ein einfacher, aufrichtiger, treumeinender Christ, der Patriarch aber ist ein reißender Wolf unter dem Namen eines Christen. „Ich weiß,“ sagt der Klosterbruder, „wieviel Gutes Ihr dem Kinde erwiesen, wie Eure eigene Tochter habt Ihr sie gehalten:

„Das hättet Ihr mit aller Lieb'

Und Treue nun gethan, und mühtet so
Belohnet werden? Das will mir nicht ein.
Ei freilich, Unger hättet Ihr gethan,
Wenn Ihr die Christin durch die zweite Hand
Als Christin auferziehen lassen; aber
So hättet Ihr das Kindchen Eures Freund's
Auch nicht geliebt. Und Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In solchen Jahren mehr, als Christenthum.
Zum Christenthume hat's noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen sonst gesund und fromm
Vor Euren Augen aufgewachsen ist,
So blieb's vor Gottes Augen, was es war.“

Diese einfachen, schönen, menschlichen Worte bewegen Nathan's Herz, er theilt dem Klosterbruder mit, wie er durch die Grausamkeit der Christen seine ganze Familie verlor, wie er mit Gott und mit sich selbst gerungen, und wie er ihm schließlich für das eine Christenkind gedankt, das er ihm zum Ersatz für seine sieben von den Christen gemordeten Söhne geschickt.

Da bricht das warme menschliche Gefühl des Klosterbruders unauffhaltsam hervor:

„Nathan! Nathan!

Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein besserer Christ war nie!“

Und darauf erwidert Nathan die herrlichen Worte:

„Wohl uns! denn was

Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
Zum Juden.“

Zwei Menschen hatten sich gefunden und in diesem Augenblicke sich gegenseitig als solche erkannt. Auf dieser Höhe gibt es keine Schranken mehr, sie mögen heißen wie sie wollen.

Aus der Hand des Klosterbruders erhält Nathan ein kleines Brevier, das der Keitknecht seinem todtten Herrn aus dem Busen gezogen. Von Assad's eigener Hand standen alle Angehörigen von seiner Seite und von Seite der Mutter des Tempelherrn darin. Nathan hält damit nun den Beweis in Händen, daß der Tempelherr, dessen wahrer Name Leu von Silneß heißt, Recha's, d. h. Blanda von Silneß's Bruder ist. Im Palaste des Sultans kommen alle zusammen, Saladin erkennt die Kinder seines Bruders, seines Assad, und nun finden sich Jude, Christen und Muhamedaner als Glieder Einer Familie wieder, verwandt durch die engsten Bande des Blutes, noch enger verwandt durch die Uebereinstimmung des Geistes und des Herzens.

Lessing's ganzes Drama ist die praktische Darstellung der Lehre, welche aus der Geschichte von den drei Ringen hervorgeht. Die werththätige Liebe findet überall gebuete Wege, auf denen sie von einem Ziele zum andern gleichmäßig und sicher fortschreitet, hingegen der todtte Glaube steht nichts als Wüstenei vor sich, und in seinem Gefolge erscheinen unmenschliche Grausamkeit, Unduldsamkeit, Mord, Verruchtheit jeder Art.

Und wie fein ist der dramatische Faden von der Hand des Dichters gesponnen! Wie ungezwungen und natürlich fließt die Handlung aus dem Gedanken, folgt der Gedanke der That! Nirgend ist eine Lücke, ein Sprung, nirgend ein Stillstand in der Handlung, mit einer Festigkeit und Regelmäßigkeit, und doch auch wieder mit einer Leichtigkeit rollt das Stück vor unseren Augen ab, wie nur die größte Meisterhand sie gewähren können. Gibt es auch irgend ein dramatisches Stück von Göthe oder von Schiller, das denselben wundervollen Bau zeigte, wie Lessing's Nathan? Wir würden vergeblich danach suchen, vergeblich uns bemühen, jene feinen inneren Beziehungen, jene bedeutungsvollen Gegensätze an der genau passenden Stelle zu finden, wie nur ein Lessing sie anzubringen verstand.

Neuere Kritiker haben in dem Schlusse des Stückes einen Fehler entdecken wollen. Ihnen ist es nicht genug, daß diejenigen unter den handelnden Personen, welche aus den drei verschiedenen Religionen die drei Repräsentanten der reinen, edlen Menschlichkeit sind, sich in einfacher, großartig schöner Weise als Glieder Einer Familie wiedererkennen; diese Kritiker haben ganz und gar die tiefere Bedeutung nicht sehen wollen, welche in der Vereinigung zu Einer blutsverwandten Familie unverkennbar liegt; die Forderung dieser Beurtheiler liegt in den Worten Bischof's: „Der Patriarch mußte zum Aeußersten schreiten, der Templer in einem spannenden Momente furchtbarer Gefahr als Ketter Nathan aufzutreten, und dadurch seine Erhebung aus dem Dunkel des Vorurtheils vollenden. Dann mochte dieses Drama immerhin glücklich schließen, nur nicht mit einer Erkennung, in welcher Liebende zu Geschwistern werden müssen.“

Es ist schwer, in diesen Worten nicht eine absichtliche Verkennung zu sehen. Was die „Liebenden“ anbetrifft, so haben wir über diese völlig irrige Annahme schon gesprochen, und die Forderung in Betreff des Tempelherrn heiße an die Stelle eines freien, naturgemäßen Schlusses, der alle Kunstlei verachtet, eine beengende, willkürliche Intrigue à la Corneille setzen. Aus dem Dunkel welcher Vorurtheile soll der Tempelherr sich erheben? Sollen wir etwa die momentanen

Verirrungen seines feurigen jugendlichen Gemüthes als Vorurtheile ansehen? Gelegenheiten zur Intrigue sind im Nathan in Fülle und Fülle, und annehmen zu wollen, Lessing habe in seinem eigenen Werke diese Gelegenheiten übersehen, oder er habe sie nicht nutzbar zu machen gewußt, wäre eines ebenso widersinnig und anmaßend wie das andere. Im Nathan stellt Lessing den Grundgedanken auf, daß die Liebe zu Gott, welche sich durch werththätige Liebe gegen den Nächsten äußert, für das Menschengeschlecht von weit höherer Bedeutung ist, als jeder positive Glaube; dieser Grundgedanke spricht die Bestrebungen eines jeden edlen Menschen aus, mag er eine Religion bekennen, welche er will; jeder trennende Glaubensunterschied hört völlig auf, der Mensch steht als Mensch überall gleichberechtigt, der Einzelne überall als ein Mitglied der Einen großen Menschenfamilie da. Läßt sich nun eine naturgemäße, eine poetisch schönere Auflösung unseres Dramas denken, als wenn die Vertreter der drei vorherrschenden Religionen nicht allein sich als Mitglieder der großen ideellen Familie, sondern auch als Glieder einer wirklichen, durch die Bande des Blutes verbundenen Familie wiederfinden? — Von dem französischen Intriguenspiel hat Lessing uns befreit; hüten wir uns, es wieder bei uns einzubürgern, es ist eine üppig wuchernde Giftpflanze, unter deren breiten Blättern schließlich alles wahrhaft Große und Schöne erstickt wird.

Einmüthig ist das Urtheil über die Charaktere im Nathan. Alle Personen, welche darin auftreten, sind lebende Personen, welche von den Urbildern der Natur sich nur so weit unterscheiden, als die ideellen Gestalten des Dramas sich von der wirklichen Natur überhaupt unterscheiden müssen. Allen gemeinsam ist die feine Zeichnung, die sinnige Ausführung in lebensvolle Einzelheiten, die Konsequenz in der Durchführung; von großer dramatischer Einsicht zeugt die Gruppierung der Charaktere. Nathan nimmt mit Recht die erste Stelle ein, mit Recht sammelt sich das Interesse vorzugsweise auf seine Person; in ihm erscheint die Einsicht am gereiftesten, das Reich der Vernunft am sichersten gegründet, denn er ist durch die verschiedenartigsten Schicksale erzogen worden, und hat durch seine Geschäfte und seine großen Reisen sich reiche Erfahrung gesammelt. Für das ästhetische Ziel des Dramas ist er deshalb noch eine besonders bedeutungsvolle Figur, weil er das Judenthum repräsentirt, aus welchem die kristliche und die muhamedanische Religion sich entwickelten. Außerdem erscheint gerade in ihm der Sieg der Menschlichkeit über einengende Satzungen um so vollständiger und um so bedeutungsvoller, weil doch das Judenthum die ausschließendste aller Religionen ist. Dabei zeigt Nathan aber doch stets das eigenthümliche jüdische Gepräge in seiner äußern Erscheinung, welches ihn so individuell und hervortretend zu machen nicht wenig beiträgt. Dem weisen Nathan steht der Tempelherr gegenüber, der gereiften Erfahrung der brausende Jugendmuth, der selbst vom edelsten Gefühle geleitet doch mehr als einmal über die gerade Straße hinausstürmt, aber stets zu dem Rechten willig zurückkehrt. Er zeigt in seiner ganzen Erscheinung nicht geringe Aehnlichkeit mit dem ihm blutsverwandten Saladin, der die Mitte hält zwischen Nathan und dem Tempelherrn, weniger übereilt als der letztere, weniger bedächtigt als der erstere, ein Bild freier, schöner Männlichkeit. Die beiden Feinde religiöser Duldung, der blinde Fanatismus und die pfäffische Selbstsucht, erscheinen in Daja und dem Patriarchen, und jedem dieser beiden Charaktere ist das Gegentheil wieder

unmittelbar zur Seite gesetzt: neben der fanatischen Daja erscheint das liebe, sanfte Bild der Recha, in holber Gestalt die körperlich dargestellte Nächstenliebe, und zugleich die innigste Tochter, das dankbarste Kind, auf ihren Knien fleht sie die Prinzessin an, sie zu schützen, damit ihr nicht der Vater geraubt werde, in dem sie ihren geistigen Vater verehrt, möge sonst ihr wirklicher Vater sein, wer da wolle. Neben dem Patriarchen, dem gleißenden Fürsten der Finsterniß, gewahren wir in dem Klosterbruder die wahre kristliche Demuth, welche gehorcht, ohne zu fragen, und welche in frommer Einfalt fühlt, welche Vubenwerke unter scheinheiligem Mantel verborgen sind. Am wenigsten bedeutsam sind die Gestalten der Sittah und des Deroisch, sie erscheinen mehr als Personen, welche das dramatische Personal zu vervollständigen geschaffen sind, und auf der Bühne nicht fehlen dürfen, ohne empfindsame Lücken bemerkbar werden zu lassen.

Das Drama, welches eine so großartige Idee durch so bedeutungsvolle Gestalten darstellt, zeigt uns als Hintergrund die vielbewegte, weltgestaltende Zeit der Kreuzzüge, als Schauplatz das gelobte Land mit seinen reichen schönen Erinnerungen, die fantasiereichen Bilder des islamitischen Kriegerthums und des Templerordens, der durch seine freisinnigen Anschauungen, seine geheimnißvollen Bestrebungen und sein furchtbares Ende das Interesse in hohem Grade erweckt. Und zu allem kommt der Umstand, daß die Idee, welche Nathan der Weise vertritt, niemals veralten, niemals dem menschlichen Geiste gleichgültig werden kann. So viele und so große Vorzüge erheben das Drama zu einem Meisterwerke ersten Ranges, und wenn Lessing auch kein anderes Drama gebichtet hätte als dieses Eine, so würde er schon dadurch sich den besten dramatischen Dichtern aller Zeiten würdig zur Seite stellen. Nathan der Weise würde noch mehr Freunde zählen, als er deren ohnehin besitzt, wenn die Verse besser wären. Mich haben diese holperigen Verse stets an die vielen Steine des Anstoßes erinnert, welche Lessing's Leben zu jener Zeit so sehr verbitterten, als er seinem Volke den Nathan schenkte. Und doch ist Lessing's Vorgang im Nathan bedeutungsvoll genug gewesen, um den klappernden Alexandriner völlig zu verdrängen und den süßfüßigen Jambus zum herrschenden Metrum in der deutschen dramatischen Poesie zu machen.

Lessing hielt sein Volk noch nicht für reif, um an den Ideen seines Nathan warmes Gefallen finden zu können, kaum in hundert Jahren, meinte er, würde man den Nathan aufführen. „Aber Heil und Glück dem Orte,“ sagte er, „wo es zuerst aufgeführt wird!“ Dieser Segen Lessing's wurde der Stadt zu Theil, welche ihn von sich gestoßen hatte, in Berlin wurde Nathan der Weise am 14. April 1783 von der Döbbelin'schen Gesellschaft zum erstenmal auf die Bühne gebracht, und zweimal wiederholt — ohne großen Erfolg; die Zeit war noch nicht reif, und die Blüthezeit für Nathan den Weisen ist auch jetzt noch nicht gekommen.

Wir schließen unsere Besprechung über dieses köstliche Juwel deutscher Dichtung mit den Worten zweier Theologen, die wahrlich nicht zu den schlechtesten zählen:

Herder (Werke zur schönen Literatur und Kunst 17, 245): „Um ein Märchen von drei Ringen schlingt sich das dramatische Märchen, ein reicher Kranz von Lehren der schönsten Art, der Menschen-, Religion- und

Völkerbildung. Im Kampf aller Parteien und Religionen, in ausgewählten, durch das Schicksal zusammengeführten Situationen wird dieser Kranz von den verschiedensten Händen geflochten; alle rufen uns zuletzt das höchste Wort des reinsten Schicksals zu: „Ihr Völker, duldet euch! Ihr Menschen verschiedener Sitten, Meinungen und Charaktere, helft, vertragt euch, seid Menschen!“ Ein einiger Denkpruch für unser Geschlecht in allen Klassen, Religionen und Völkercharakteren. Die Menschenvernunft und Menschengüte, die in diesem Drama die Wage halten, bleiben die höchsten Schutzgöttinnen der Menschheit.“ —

David Friedrich Strauß (a. a. D. S. 78): „Vergleichen aus einer bessern Welt stammende Schöpfungen, einer Welt, in welcher die Gegensätze ewig schon gelöst, die Kämpfe ewig schon gewonnen sind, worin wir uns oft so aussichtslos noch abarbeiten, sind uns aber nicht zu thatlosem Genuß, zu bloßer ästhetischer Anschauung gegeben: vielmehr als Unterpfänder und Mahnungen zugleich, daß dem ernstlichen und redlichen Kampfe der endliche Sieg nicht fehlen werde; daß die Menschheit, wenn auch langsam und unter Rückschlägen, aus der Dämmerung dem Lichte, aus der Knechtschaft der Freiheit entgegenstreite; daß aber auch nur der als Mensch mitzähle, der im weitern oder engern Kreise als Nathan oder als Klosterbruder, als Sittah oder Necha, nach Kräften geholfen hat, den Anbruch dieses Tages, das Kommen dieses Gottesreiches zu beschleunigen.“ —

Nathan der Weise war das letzte dichterische Erzeugniß Lessing's. Nur zwei kleine Schriften hat er später noch verfaßt. In den Gesprächen für Freimaurer versteht er unter den Freimaurern in übertragener Bedeutung die strebenden Menschen aller Zeiten, welche das Reich des Guten, den Anbruch des Tages nicht mit Gewalt, sondern durch besonnenes, stetiges Fortschreiten politischer Selbständigkeit und Erkenntniß herbeiführen wollen. Der Kern dieser Gespräche und der eigenen Anschauung Lessing's liegt in den Worten: „Der Freimaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne und läßt die Lichter brennen, so lange sie wollen und können. Die Lichter auslöschen und, wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stämpfe wieder anzünden, oder wohl gar andere Lichter wieder aufstecken muß: das ist der Freimaurer Sache nicht.“ —

Die zweite dieser Schriften ist Die Erziehung des Menschengeschlechtes, ein Jahr vor Lessing's Tode geschrieben. Sie bildet gewissermaßen eine Bervollständigung zu Nathan dem Weisen, sie gibt den idealen Gesichtspunkt an, von welchem aus man zu dem Erkenntnißsage gelangt, der in jenem Drama seine Vertretung, seine praktische Darstellung findet. In dem kleinen Vorberichte ist dieser Gesichtspunkt angedeutet; es heißt darin: „Der Verfasser hat sich auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr, als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt.

„Aber er ruft keinen eifertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzückt, auch jedes andere Auge entzücken müsse.

„Und so, dünkte ich, könnte man ihn ja wohl stehen und staunen lassen, wo er steht und staunt.

„Wenn er aus der unermesslichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem

Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen!

„Ich meine diesen. — Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Ortes einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln, oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen verbiente in der besten Welt nichts, und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele, nur bei unsern Irrthümern nicht?“ —

Im Verlauf der Abhandlung sucht Lessing nun nachzuweisen, „daß die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts gibt, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde.“ Aber so wie bei der Erziehung des Kindes stufenweise vom leicht Faßlichen zum Schwierigern fortgeschritten werden muß, so konnte auch dem menschlichen Geschlechte die Erkenntniß nur allmählig durch die Hand Gottes mitgetheilt werden, und zwar auf die Weise, daß Gott selbst die menschliche Vernunft auf die Wege hinleitete, welche gerade für den jedesmaligen Stand der Erkenntniß die Wege zum Heil waren. Auch die Spekulationen der menschlichen Vernunft stehen sonach unter der Leitung Gottes, und ganz besonders die Spekulationen über religiöse Dinge. Das Resultat von Lessing's Untersuchung fällt in die schwerwiegenden Sätze, welche er in den Paragraphen 78 — 80 ausspricht. Es heißt darin:

„Es ist nicht wahr, daß Spekulationen über diese Dinge jemals Unheil gestiftet und der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig geworden. Nicht den Spekulationen ist dieser Vorwurf zu machen, sondern dem Unsinne, der Tyrannie, diesen Spekulationen zu steuern; Menschen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen.“

„Vielmehr sind dergleichen Spekulationen, mögen sie im Einzelnen doch anfallen wie sie wollen, unstreitig die glücklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes überhaupt, so lange das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben.“

„Denn bei dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens auch den Verstand nur allein an dem üben wollen, was unsere körperlichen Bedürfnisse betrifft, würde ihn mehr stumpfen als wecken heißen. Er will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt sein, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht.“

Also die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben, das ist das erhabene Ziel, welches Lessing dem Menschengeschlechte vor Augen stellt, und welches sein Blick erreichbar sieht. Wie weit ist der Weg noch bis dahin! Selbst noch für die Ebleren unter den Menschen! Fast könnte man an der Erreichung dieses hohen, herrlichen Zieles verzweifeln, und um der Welt willen, um unserer selbst willen können wir nicht fest genug an dem ernstesten Worte Lessing's halten:

„Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn

selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurückzugehen! Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist!“ —

Fast hundert Jahre sind verflossen, seit Lessing diese Sätze niederschrieb. Wie wenige verstehen dieselben heute, und wie wenige haben den Muth, auch wenn sie dieselben verstehen, sich zu diesen Sätzen zu bekennen! Als Lessing noch lebte, stand er mit diesen Sätzen fast ganz allein; sein Standpunkt war einer hohen Warte vergleichbar, welche niemand außer dem Weisen zu ersteigen vermochte, kaum daß der Blick der Menschen hinaufreichte zu diesem Weisen, kaum daß der Blick der Begabtesten in diesem Weisen den erhabenen Führer erkannte. Der Menge blieb sein Wesen und sein Wollen unfaßbar, und darum wandte sich ihr Haß ihm zu. Der Geist des Weisen blieb in dieser Einsamkeit unverdunkelt, von seinem ewigen Lichte trübte sich nicht der kleinste Strahl; das Herz des Menschen aber schnürte sich zusammen, denn es hatte alles verloren, was dem Herzen Leben gibt. Sogar die wenigen Freunde, die in früheren Zeiten sich an den Flammen von Lessing's Geist genährt hatten, selbst diese verstanden ihn nicht mehr recht. Dazu wurde Lessing's Gesundheit mit jedem Monate schwächer, seine Augen waren zu Zeiten fast blind, und die Brustwassersucht, welcher sein Leben schließlich zum Opfer fiel, verursachte ihm unaufhörliche und heftige Qualen. Seine Briefe gewähren uns Einblicke in die traurige Lage seiner letzten Lebensjahre. An seinen Bruder schrieb er im Februar des Jahres 1780:

„Dieser Winter ist sehr traurig für mich. Ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine eigentlich tödtlich ist, die mich alle aber an dem Gebrauch meiner Seelenkräfte gleich sehr verhindern. Die letztere, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug, denn es war ein schlimmer Hals, der schon zur völligen Bräune gediehen war, und man sagt, ich hätte von Glück zu sagen, daß ich so davon gekommen. Nun ja, so sei es denn Glück, auch nur vegetiren zu können!“

Wie tief ergreifend klingen die Worte, welche Lessing, dem das schönste eheliche Glück kaum länger als ein Jahr währte, nun hinzusetzt: „Du wirst es indeß bei so bewandten Umständen nicht übel nehmen, wenn ich sogar darüber vergessen habe, Dir zur Vermehrung Deiner Familie Glück zu wünschen. Wenn sie mit dem Wohlbefinden der Mutter verbunden ist, so kann ich es gar wohl begreifen, wie wie viel Vergnügen sie gewähren, und wie noch ungleich mehr sie versprechen muß. Gott gebe, daß Du es bis auf den letzten Tropfen ausschmecken mögest!“ —

Der letzte Brief, den Lessing, zwei Monate vor seinem Tode, an Moses Mendelssohn schrieb, schließt mit den Worten:

„Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Liebe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen, denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, diese Szene ist aus!“ —

Es war ein profetisches Wort, welches Lessing hier aussprach; die letzte Stunde war dem großen Manne näher, als er selber vermuthete.

Im Februar des Jahres 1781 unternahm Lessing zu seiner Zerstreuung und Erholung eine Reise nach Braunschweig. Die Freunde fanden ihn sehr verändert, sein Gang war schleppend, seine Stimme gedämpft, das durchbringende Feuer seiner Augen fing an zu erlöschen; er, der sonst die Seele der Unterhaltung war und dessen Witz unaufhörlich sprudelte, war gegen alles gleichgültig, an der gesellschaftlichen Unterredung nahm er kaum Theil. Bedeutend stiller als sonst war er übrigens schon seit dem Tode seiner Frau geworden. Doch sein männlicher Wille siegte bis zum Augenblicke des Todes über die Schwachheit des Körpers. Auch bei diesem letzten Aufenthalte in Braunschweig besuchte er seine Freunde, nahm an Gesellschaften Theil. Am 12. Februar speiste er an der Tafel des regierenden Herzogs, am Tage darauf Abends bei der verwitweten Herzogin.

Als er aus dieser Gesellschaft heimkehrte, fühlte er sich sehr krank, seine Brust war wie zusammengeschnürt, eine kurze Zeit hatte er selbst die Sprache verloren. Doch wollte er zu keinem Arzte schicken; dem Bedienten befahl er, ihn allein zu lassen und das Zimmer zu verschließen. In der folgenden Nacht hatte er schwer zu leiden, und doch traf ihn einer seiner Bekannten am nächsten Morgen fest entschlossen nach Wolfenbüttel zu fahren, das er schwerlich lebend erreicht hätte. Nur mit Mühe konnte man ihn überreden, in Braunschweig zu bleiben. Die Mittel, welche der herbeigerufene Arzt angewendete, verschafften ihm einige Erleichterung.

Wenn Lessing sich in Braunschweig aufhielt, wohnte er stets im Hause des Weinhändlers Angott auf dem Aegydienmarke, wo er einige Zimmer gemiethet hatte, da er den Aufenthalt im Wirthshause nicht liebte. In dem Angott'schen Hause war auch sein Schmerzenslager während seiner letzten Krankheit. Auf die Nachricht davon war seine Stieftochter Amalie von Wolfenbüttel herübergekommen, um den Vater zu versorgen; seine Stiefkinder waren ihm alle mit zärtlicher Liebe zugethan.

Während seiner Krankheit war Lessing sehr ruhig, gelassen, und zuweilen munter, er war oft und lange außer Bett, nahm viele Besuche an und ließ sich vorlesen. Die Erkundigungen nach seinem Befinden, auch von Seiten des Hofes, besonders von Herzog Ferdinand, dem Sieger von Minden, waren unablässig. Zuweilen schien er sich seinen Tod sehr nahe, zu anderer Zeit wieder sehr entfernt zu denken; einmal erklärte er mit großer Ruhe, er sei auf Leben und Sterben gefaßt.

Unterdessen kamen die Anfälle von Engbrüstigkeit immer wieder, und umsonst erschöpften seine Aerzte alle Mittel ihrer Kunst.

Der funfzehnte Februar, ein Donnerstag, ließ noch einmal einen schwachen Strahl der Hoffnung aufleuchten; an diesem Tage fühlte der Kranke sich bedeutend erleichtert; mit den Freunden, die ihn besuchten, scherzte er heiter. Aber dieses Lebensfeuer war das letzte Aufglücken eines verlöschenden Lichtes. Am Abend dieses verhängnißvollen Tages saß Amalie vor der Schwelle des Krankenzimmers, um vor dem Auge des geliebten Vaters ihre Thränen zu verbergen. Da kamen Freunde zum Besuch, der Kranke stand von seinem Lager auf, um sich zu ihnen zu begeben.

Als er in das Zimmer trat, waren die Züge seines edlen Antlitzes schon von der Hand des Todes gezeichnet und mit kaltem Schweiß überdeckt, doch leuchtete eine himmlische Verklärung aus ihnen, sein Auge strahlte unaussprechlich seelenvoll. Stumm drückte er seiner Tochter die Hand und verneigte sich freundlich gegen die Anwesenden. Doch die Füße versagten ihm den Dienst, man führte ihn zum Lager zurück, und wenige Augenblicke später endete ein Schlagfluß das große Leben. Es war Abends um die neunte Stunde, als der hohe Geist heimging zum Vater des Lichtes und der Wahrheit, von dem er gesandt war. Als einen freundlichen Jüngling, der mit sanfter Hand die Fackel verlöscht, so hat Lessing den Tod geschildert, und unter diesem Bilde erschien ihm auch sein eigener Tod, ohne alle Furcht, frei von allen Schrecken, die dem Sterbette eines so edlen, reinen Mannes nicht nahen durften. Die irdische Fackel löscht der Tod ihm aus, sagte Herder, und entzündete ihm die ewige, herrlich und ewig glänzende. —

Sobald der Herzog die Meldung von Lessing's plötzlich erfolgtem Tode erhielt, erließ er einen Befehl an die Hofkasse, die nöthigen Vorschüsse zur Beerdigung zu leisten. Am 20. Februar wurde der große Todte zur Ruhe bestattet. Der Sarg wurde, von Wachskerzen umgeben, feierlich aufgestellt. Nachdem das Leichengefolge sich versammelt hatte, setzte der Zug vom Sterbehause aus sich unter dem Geläute der Glocken in Bewegung. Den Leichenwagen zogen vier Pferde, von vier Dienern geführt, der Sarg war mit schwarzem Tuch behangen. In dem Trauergefolge befanden sich unter anderen Freunden Lessing's auch der Kammerherr von Kunzsch, der Graf Marschall, der Kanzleidirektor von Heim, der Dichter Leisewitz. Lessing's Grabstätte ist auf dem Magnikirchhofe, der zwischen dem Steinhore und dem Augustihore liegt. An seinem Grabe wurde eine Pappel und eine Akazie gepflanzt, später ließ Johann Joachim Rampe einen einfachen Stein auf das Grab setzen, der des Dichters Namen trug*).

Als Lessing's Tod bekannt wurde, veranstalteten die ersten Bühnen Deutschlands Trauerfeierlichkeiten. Die erste Todtenfeier fand am 24. Februar in Berlin durch Döbbelin statt. Es schien, als ob Berlin jetzt den Werth des Mannes erkannt habe, der in seinen Mauern wiederholt vergeblich eine Heimath suchte, denn man drängte sich massenweise zu dieser Vorstellung, viele Hunderte konnten keinen Platz finden; dieselbe rege Theilnahme zeigte sich, als drei Tage später die Vorstellung wiederholt wurde.

Auch der Markgraf Friedrich Heinrich von Schwedt, der vortreffliche Beschützer von Kunst und Wissenschaft, veranstaltete aus eigenem Antriebe auf seinem Hoftheater eine würdige Feier. Auf den Vorhang der Bühne hatte dieser Fürst die Büsten Lessing's und Shakespeare's malen lassen, beide mit der Unterschrift: „Alt 52 Jahr.“ —

*) Bei Lessing's Tode veräuerte eine gewisse Partei, bei welcher schandbare Mittel schlechte Zwecke heiligen, nicht die abgeschmacktesten Lügen zu verbreiten, der Teufel habe Lessing geholt, und dergleichen Zeug mehr. Diese Auslassungen sind heute vergessen, und wir wollen nicht durch eine ausführliche Darstellung derselben das Andenken des hohen Todten entweihen. Beiläufig bemerkt sind auch alle übligen kirchlichen Feierlichkeiten (das Kirchengebet wurde vom Prediger der Magnikirche von der Kanzel herabgesprochen) beobachtet worden.

Lessing's Gestalt war über Mittelgröße, kraftvoll und wohlgebildet, seine Haltung gerade und natürlich; weder seine Stellung noch sein Gang zeigte etwas Gezwungenes. Von großer Schönheit war sein Kopf, den er frei und emporgerichtet auf dem gedrunghenen Halse trug; das geistvolle Antlitz war von frischer Farbe, das üppige Haupthaar lichtbraun, das tief dunkelblaue Auge offen und klar, sein Blick wohlwollend und milde, aber, wenn er in Eifer gerieth, durchbringend und von gewaltiger Wirkung.

Lessing kleidete sich elegant und stets sehr sauber, doch nie auffallend. Mit der Farbe der Kleidung wechselte er wohl, doch war ihm am liebsten ein einfaches Grau. Seine äußere Erscheinung machte einen sehr angenehmen Eindruck. Sein persönliches Wesen war anspruchlos, unbeschreiblich freundlich und zuvorkommend, der Ton seiner Stimme klangreich und zum Herzen dringend. Von Lessing's Bildnissen gilt als das beste dasjenige, welches Gleim in Halberstadt in seinem Freundschaftstempel aufbewahrte, und jetzt Eigenthum des dortigen Domgymnasiums ist. Der Maler ist unbekannt, aber es ist zuverlässig die Arbeit eines tüchtigen Meisters. Göthe, der auf einem Besuche in Halberstadt sich dieses Meisterwerk auf kurze Zeit mit nach Weimar erbat, konnte sich nur schwer wieder von diesem, lange in seinem Arbeitszimmer heilig behüteten Schätze trennen.

So mild und wohlwollend wie seine äußere Erscheinung war auch Lessing's Charakter, in dem unbegrenzte Mildbütigkeit ein Grundzug war. Sein Geld pflegte er lose in der Tasche zu tragen, und wenn ein Armer ihn ansprach, so gab er, was ihm in die Finger kam, und wenn es auch wohl ein Goldstück war. Als ihm einst vorgestellt wurde, er habe einen Bittenden reichlicher unterstützt als derselbe verdiene, antwortete er: „Wenn auch wir nur bekämen, was wir verdienen, wie viel würden wir dann wohl haben!“ — In Wolfenbüttel erhielt er einmal länger Zeit einen Dieb, der sich für einen Philosophen ausgab und keinen Unterhalt finden konnte. Fünf Monate lang hatte dieser Mann mit seinem großen Hunde in Lessing's Hause Wohnung, Tisch und sogar Taschengeld.

Die Vertheidigung des Unglücklichen trieb Lessing fast bis zur Eosifera. eine nur etwas scharfe Beurtheilung desselben schalt er lieblosen Stolz. Sein ärgster Beleidiger, wenn er in Noth war, hatte nicht das geringste Wort des Tadelis von ihm zu fürchten. In Braunschweig lebte ein Jude Namens Alexander Davojer, der mit Kunstfachen einen Handel trieb, und dem alten Herzog Karl als Unterhändler diente. Als der Erbprinz zur Regierung kam, ließ er den Davojer im Gefängniß stecken. Lessing bemühte sich rücksichtslos um dessen Freilassung, und behielt ihn, als er seine Freiheit wiedererlangt hatte, eine Zeitlang in Wolfenbüttel bei sich, damit er sich wieder erholen könne.

Lessing's edles Herz und sein großer Charakter waren verhältnißmäßig weniger seiner Zeitgenossen bekannt. Durch die Hekungen einer gewissen Partei verstand der größte Theil des Publikums unter Lessing's Namen denjenigen eines Religionsfeindes, während die schlimmsten Feinde Kristi doch im entgegengesetzten Lager zu suchen waren. Vielleicht aus diesem Grunde fanden die Bestrebungen einiger Freunde und Verehrer, dem großen Manne ein würdiges Denkmal zu setzen, wenig Unterstützung. Erst der neuern Zeit und den Bemühungen eines vortrefflichen Mannes, des Doktor Karl Schiller in Braunschweig, gelang die Ausführung des

bezeichneten Unternehmens. Durch Schiller's Anregung wurde in Braunschweig ein Kunstverein gegründet, der im April 1837 zuerst einen Aufruf an die deutschen Fürsten, die deutschen Bühnen und das deutsche Volk erließ. Die deutschen Fürsten trugen sehr wenig bei, die deutschen Bühnen etwas mehr, das deutsche Volk aber vergaß seinen größten Denker nicht, es lieferte die Mittel für das herrliche Denkmal, welches jetzt in Braunschweig auf dem Lessingplatze unweit der Aegydienkirche steht. Auf einem Fußgestell von geschliffenem Granit steht die Kolossalstatue des großen Mannes; sie ist entworfen von Ernst Rietschel in Dresden, gegossen von Georg Howaldt in Braunschweig. Lessing steht in edler Haltung da; die Linke, welche ein eben vollendetes Werk hält, stützt sich auf eine antike Säule; die Rechte ist auf das Herz gelegt, „von *) dem der heiße Drang der Forscbbegierde dieses muthigen Freundes der Wahrheit ausging; der rechte Fuß ist im Fortschreiten begriffen. In stiller Majestät hat er das erhabene Antlitz nach der rechten Seite gerichtet, mit festem, kühnem Blick den Gegner suchend oder erwartend, wie zum geistigen Zweikampf.“ Das Fußgestell ist durch zwei herrliche Basreliefs geschmückt: Die Poesie und die Kritik; Rietschel hat sie gezeichnet. Auf der Vorderseite des Fußgestells stehen die Worte: Dem grossen Denker und Dichter das deutsche Vaterland.

Mit Recht hat der Künstler bei dem Entwurf dieses herrlichen Denkmals gleiches Gewicht auf den Dichter wie auf den Denker gelegt. Denn Lessing ist als der eine so groß als der andere. Als unerreichter Vorkämpfer auf kritischem Gebiet hat man ihn immer und allgemein anerkannt. Macaulay nennt ihn den ersten Kritiker von Europa. Sein Verdienst als Dichter hat man ihm oft zu schmälern gesucht, und niemand hat dieses Verdienst geringer geschätzt, als die Romantiker, welche in unklaren schwärmerischen, pathetischen Gefühlsäußerungen das Wesen eines Dichters sahen. Diese Leute legten ihren Beweisen stets das bescheidene Wort des großen Mannes aus der Dramaturgie zu Grunde, jene Stelle, in welcher er sich selbst den Namen eines Dichters absprach. Er sagt daselbst: „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt, ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken.“ — Schon Göthe hat gesagt: „Lessing wollte sich den Namen eines Genies absprechen, doch seine dauernden Wirkungen zeugen gegen ihn;“ und ist denn der nicht auch ein Dichter, der mit festem Bewußtsein seine Dichtungen schafft, und stets weiß, warum er sie so und nicht anders schafft? Nicht vielleicht ein größerer Dichter, als der, welcher sich nur von dem rausche dichterischer Begeisterung hinreißen läßt? Wenn wir Lessing's Urtheil über sich selbst gelten lassen wollten, dann würden wir ihn sehr ungerecht beurtheilen, denn der bescheidene Mann stellte sich sogar als Kritiker unter einen Garde, als Stylist unter einen Kampe.

*) Danzel-Guhrauer, II, 2, 371.

Gerade diese Bescheidenheit, welche Lessing in dem Maße allein von allen großen deutschen Dichtern zeigt, ist wieder ein Beweis seiner Größe.

So steht der herrliche Mann da als der größte Kritiker, der muthigste und gewissenhafteste Vorkämpfer der Wahrheit, als ein genialer, den größten fast ebenbürtiger Dichter, und, was ihn besonders so hoch emporhebt, und ihn als Einzigen erscheinen läßt, als ein so großer edler, uneigennütziger Charakter wie die Welt nur sehr wenige aufzuweisen hat.

Seil dem, der diesen Mann zu seinem Führer erwählt!

Johann Gottfried Herder.

Wenn es wahr ist, daß Kunst und Religion zwei Schwestern, daß sie Eines Wesens und Kinder Eines Vaters sind, so sind wir berechtigt anzunehmen, daß für die eine wie für die andere gleiche Bedingungen der Existenz und der Entwicklung gelten, und daß die eine denselben Ziele zustrebt, welches der andern vor Augen steht. Religion und Kunst sind das Höchste, was der menschliche Geist kennt, über diese beiden Begriffe hinaus ist kein anderer Begriff mehr denkbar; nichts in der Welt ist ihnen ebenbürtig, nichts mit ihnen vergleichbar; was sie bezeichnen, das ist die Blüthe des menschlichen Geistes, die Spitze der menschlichen Entwicklung, der Endzweck des ganzen menschlichen Lebens.

Alles, was aus der Hand Gottes hervorgeht, selbst das letzte und kleinste seiner Geschöpfe, stellt ein in sich vollkommenes Ganze dar; die Bedingungen seiner Existenz sind ihm beigegeben, es braucht nichts zu borgen, nichts vom Zufall zu erwarten, die Hand, die es erschuf, verlieh ihm auch die Kräfte, welche nach wenigen Schritten seine Entwicklung fördern, bis zu jenem Punkte, zu jener Schranke hin, welche allem, was irdisch ist, gesetzt wurde.

Nur ein Erforderniß muß stets da vorhanden sein, wo irgend etwas sich entwickeln soll: Freiheit! — In den Schoß der Erde hast du das Samentorn gestreut, der Keim regt sich, eine selbstbewußte, festbestimmte Kraft treibt ihn empor, die Pflanze entwickelt sich ohne dein Zutun, sie setzt Blätter und Blüthen an, sie bringt Früchte zu ihrer Zeit, und brauchst ihr nicht zu rathen, du brauchst ihr nicht zu helfen, ewige Gesetze walten und schaffen in ihr; gönne ihr nur ihre Freiheit, enthalte dich nur jeglichen Einrisses in ihr Wachsthum, sie wird schon ohne dich ihre Vollendung finden; wolltest du ihrer Blätter sie berauben, wolltest du ihre Wurzeln stuzen, ihre Blüthen mit Gewalt öffnen, so würde die Folge davon Verkümmern oder Tod sein. — In dem Ei schlummert der Keim, welchen die Wärme zum lebenden Geschöpfe gestaltet; willst du diese Entwicklung sehen, so mußt du ihr völlig freien Lauf lassen. Kannst du auch die Schale öffnen, und dem Wesen, das sich bildet, eine Gestalt nach einem Willen geben? Oder kannst du dem kleinen Vogel sein Federkleid mit einem andern vertauschen, seine Glieder zu einem Zweck tauglich machen, den die Natur nicht für sie bestimmte? Nur verkümmeln kannst du die Pflanze, den Vogel, bis zu einem gewissen Grade, jede deiner tiefgreifenden Veränderungen vernichtet die Existenz des angegriffenen Gegenstandes. Auch das ist eins der ewigen Gesetze Gottes, daß ohne Freiheit keine wahre Entwicklung möglich, daß die Freiheit der Lebensathem alles dessen ist, was Leben athmet.

Sollten die höchsten und edelsten Götter, die besten Kräfte des Menschen von diesem großen Gesetze Gottes ausgeschlossen sein? Während jedes Pflänzchen, jeder Wurm ohne fremde Hülfe gedeihen kann, sollte der Geist des Menschen erst hilflos des Zufalls warten müssen? Das letzte der Wesen trägt seiner Entwicklung Bedingungen in sich, und die beiden hehren Göttingen Kunst und Religion sollten niedrige Wesen sein, welchen die Freiheit Gift wäre? Belehrt Gott uns vor solcher Verlästerung seiner Weisheit und seiner Liebe!

Die Religion ist die Frucht der menschlichen Vernunft; die Kunst ist die Frucht des schöpferisch thätigen Verstandes. Religion und Kunst, beide bezeichnen besondere Erscheinungen, besondere Seiten in der Entwicklung des menschlichen Geistes; beide haben ihre höchste Entwicklung nur da erlangt, wo die höchste Freiheit war. Nicht in die Reiche asiatischer Despoten, in welchen auch Kunst und Religion in die Bande eiserner Vorschriften eingeschnürt waren — was ist aus Kunst und Religion geworden. Belebt ein höherer Gedanke die starren Massen der indischen Bauwerke? Gestattet das ewig einförmige Einerlei asiatischer Kulte irgend eine Entwicklung des menschlichen Geistes? Und läßt sich eine Fortbildung in diesen Kulturen selber wahrnehmen? Dagegen lehrt die vollkommenste der bekannten Religionen, die kristliche, völlige Gleichberechtigung aller Menschen und sichert dadurch die unbeschränkte Freiheit des Einzelnen. Der Katholizismus hatte im Mittelalter die kristliche Religion in die erstickenen Formen des Eigennuzes gepreßt; als die Reformation diese Bande sprengte, erhob sich ein ganz neues Leben in unserm Volke. Ist es Zufall, daß alle großen Dichter, seit der Reformation, der evangelischen Religion zugethan waren? Und bekundet dieser Umstand nicht die Wahrheit des Sages, daß Kunst und Religion in gegenseitiger Wechselwirkung nur im Schatten der Freiheit gedeihen und einander fördern?

Auch nach demselben Ziele trachten Kunst und Religion; die letztere nach Wahrheit, die erstere nach Schönheit, und beides ist im tiefsten Grunde derselbe Begriff; nichts ist schön, was nicht wahr ist, und alle Wahrheit ist schön. Das Ringen, das ernste Mühen um Wahrheit und um Schönheit hebt den Menschen empor von dieser irdischen Welt und läßt schon hier auf Erden ihn die Sonne des Himmels ahnen. Je weniger der Mensch sich unter die verführerische Herrschaft der Sinne und ihrer Leidenschaften beugen läßt, desto mehr wird er Mensch, desto mehr wird er dem Ebenbilde Gottes ähnlich, nach dem der Mensch erschaffen wurde, und dem doch so wenige Menschen nahegekommen. Und doch würde mancher Mensch sich wohl mehr Mühe geben und mit mehr Ernst und mehr Fleiß an seiner eigenen Ausbildung arbeiten, wenn ihm klar vor Augen stände, wie viel für das ganze Glück der Menschheit und jedes Einzelnen davon abhängt, ob fessellose Sinne und Willkür herrschen, oder ob ein ernstes Streben nach dem Trachten, was himmlisch ist. Denn im Gefolge der Sinnenherrschaft ziehen die Leidenschaften einher, an deren Schoße Ungerechtigkeit, Selbstsucht, Gewalt üppig emporzuschießen; wo sie sich breit machen, da ist kein Raum für Wahrheit und Schönheit, da sind Religion und Kunst leere, unverständliche Begriffe; da ist auch kein Raum für jenes wahrinnige Glück, für jenes einzig wirkliche Glück, welches, der Seeose gleich, nur im ruhigen Gewässer seine vollen Blätter ausbreitet und seine wunderbar schönen, duftenden Blüten öffnet. Das wild bewegte Meer kennt diese Schönheit eben:

wenig, wie die leidenschaftlich bewegte Brust das tief befriedigte Glück kennt. Doch welcher Frieden wohnt in jenem reinen Herzen, dem Wahrheit und Schönheit die leitenden Sterne auf seiner Bahn sind! Alle edlen Blüten der Menschenseele gedeihen auf diesem Boden und schmücken mit ihrer Pracht den Geist, der nun nicht mehr vergeblich nach dem Ebenbilde Gottes fragt.

Bermögen die Menschen aber leicht zu erkennen, daß auf dieser Seite, auf der Seite der sinnlichen Mäßigung, ihr Glück allein liegt? Sie sind so weit von dieser Einsicht entfernt, daß die große Mehrheit der Menschen eine dahin einschlagende Forderung mit Entrüstung oder mit Spott vernehmen würde; für den größten Theil der Menschheit würde diese Forderung völlig unverständlich sein, sie könnten sich nicht zu der Vorstellung erheben, daß uneingeschränkte Sinnenlust den Weg zum Glücke versperren sollte. Nur wer fähig ist, die Begriffe Wahrheit und Schönheit in ihrem ganzen Wesen zu erfassen, nur für den ist keine Wahl mehr, nur der wirft ohne Bedenken weg, was unter gleißender Hülle Nichtigkeit verbirgt. Zu dieser Erkenntniß führt aber keine Gewalt, kein starres „du sollst“, sondern nur ein ernstes, fortgesetztes Streben; nur das eigene Ringen gewinnt die köstliche Frucht, welche jeden Lebensweg süß macht und jedem Wege ein Ziel öffnet und verleiht.

Religion und Kunst, Wahrheit und Schönheit sind die Sterne des Menschenlebens, sie vereint bilden die Sonne, auf deren Strahlen der menschliche Geist den Weg zum Himmel findet. Und so wie von der wirklichen Sonne alle Wohlfahrt, alles Gedeihen der Sinnenwelt bedingt ist, so von dieser himmlischen Sonne, von Religion und Kunst, alle Vervollkommnung des Geistes. Die größten Wohlthäter der Menschheit sind diejenigen gewesen, welche Wege zur Erkenntniß der Wahrheit und Schönheit gebahnt haben. Diese Wohlthäter fanden ihren Ursprung aber nicht auf den Thronen, nicht in den höchsten Kreisen der menschlichen Gesellschaft, viele von ihnen, fast alle, stiegen aus tiefem Dunkel, aus Elend und Armuth empor, und sie hatten ihren Weg des Lichtes über Dornen zu wandeln. Doch ihr großer Beruf machte sie stark, zu jeder Stunde auszuhalten, sie erreichten ihr Ziel und machten dadurch den trostvollen Satz wahr, daß einer Seele, welche mit allen Kräften, mit unermüdetem Willen nach dem Himmel strebt, Schwingen wachsen, welche über jedes materielle Hinderniß fortheben.

Die folgenden Blätter wollen die irdische Wallfahrt eines dieser Wohlthäter schildern, und zum Verständniß seines Strebens führen. Wahrheit und Schönheit, das war der Wahrspruch auch dieses Mannes, oder wie seine eigenen Worte lauten: Licht, Liebe, Leben! —

Johann Gottfried Herder wurde Dienstag, den 25. August 1744, Nachts zwischen elf und zwölf Uhr in der kleinen Stadt Mohrungen in Ostpreußen geboren. Sein Großvater väterlicher Seite war aus Schlesien gebürtig und nach Mohrungen übergesiedelt, wo er ein kleines Eigenthum erwarb und vom Ackerbau lebte. Des Dichters Vater, Gottfried Herder, in Mohrungen geboren, war von Profession ein Weber; da dieses Gewerbe ihm jedoch nur einen sehr kümmerlichen Verdienst abwarf, so legte er dasselbe nieder und wurde in Mohrungen Glöckner an der dortigen Kirche, Vorsänger beim Gottesdienste und Mädchenschullehrer. In zweiter Ehe war er verheirathet mit Anna Elisabeth Pelz, der Tochter eines Hufschmiedes in Mohrungen. Aus dieser Ehe gingen fünf Kinder hervor, drei

Väter und zwei Söhne, von denen der Dichter der Älteste war. Bei seiner Geburt schrieb sein frommer Vater in sein Andachtsbuch, Arndt's wahres Christenthum, folgendes: „Gott, wolle denselben in seinem Taufbunde erhalten und durch Deinen heiligen Geist führen und leiten, auf daß wir ihn nebst uns allen demnächst vor dem Throne des Lammes finden, einzugehen zur Hochzeit der ewigen Freuden. Gott hilf!“ Das Städtchen Mohrungen liegt in demjenigen Theile der Provinz Ostpreußen, welche das Oberland genannt wird. In ihm finden sich viele Punkte von nicht geringer landschaftlicher Schönheit; herrliche Laubwälder und tiefblaue Seen, anmuthige Abwechslung von Feld, Wald und Wiese, mäßige Bodenhebungen und muntere Bäche verleihen dem Oberlande einen poetischen Anstrich, welcher noch bedeutend erhöht wird durch die wahrhaft großartigen Erinnerungen an den deutschen Orden, dessen nachhaltigte Wirksamkeit noch in vielen theils zerfallenen, theils erhaltenen Burgen und Schlössern uns vor Augen steht. Auch Mohrungen enthält die Ueberreste eines solchen Schlosses, welches noch zu Herder's Zeiten bewohnt wurde. Dieses feste Schloß wurde 1280 erbaut, die Stadt, welche sich ringum anbaute, wurde im Jahre 1328 unter dem verdienstvollen Hochmeister Werner von Orseln, der an der goldenen Pforte in der Marienburg ein so schreckliches Ende fand, durch eine Ringmauer mit acht Thürmen und einem Graben befestigt. Das Wappen der Stadt ist ein Neger im blauen mit Sternen besäeten Felde. Im Norden der Stadt liegt ein sumpfiger Mühlteich, im Süden der See Mohrung, der fließreich ist und flache, aber anmuthige Ufer hat. Durch einen großen Brand im Jahre 1697 wurde die ganze Stadt zerstört, nur Kirche und Schloß blieben stehen. Im vorigen Jahrhundert wohnten der Rektor und der Kantor in dem, was vom Schlosse noch übrig war, auch wurde daselbst Schule gehalten. In diesen Umgebungen verlebte Herder seine erste Jugendzeit.

Sein Vater war ein einfacher Mann, der sein Amt mit Ernst und unermüdllichem Fleiß versah; er hielt auf pünktliche Ordnung, doch war er gutmüthig dabei, seinen Schülerinnen schenkte er wohl Obst aus seinem Garten, der vor dem Thore lag, auch trug er eine seiner Schüllerinnen, die in seiner Nähe wohnte, auf seinem Arm zur Schule. Sein Vorgesetzter, der Prediger Willamovius, hielt viel auf ihn. Herder selbst erzählt von ihm: „Mein Vater war ein ernster Mann, der wenig Worte machte. Alle häuslichen Geschäfte und die Lektionen waren an Zeit und Ordnung streng gebunden, wenn das Geschäft jezt gethan werden mußte, durfte keines der Kinder sich entschuldigen, es mußte gethan werden. Nur bei einer so strengen Ordnung konnten meine Eltern mit ihrer geringen Einnahme auskommen. Wenn mein Vater mit mir zufrieden war, so verklärte sich sein Gesicht, er legte seine Hand sanft auf meinen Kopf und nannte mich Gottesfriede. Das war meine größte, süßeste Belohnung. Streng und gerecht in hohem Grade, aber ebenso gutmüthig war er, sein ernstes, schweigendes Gesicht mit dem kalten Schritte vergeße ich nie!“ — Er starb im Jahre 1763.

Seine Gattin, die ihn um mehrere Jahre überlebte, wird als eine kleine, hagere, sehr stille Frau geschildert, die meist in sich gelehrt und nachdenkend einherging. Herder hing mit großer Liebe an dieser seiner Mutter; oft erzählte er, wie sanft und liebevoll sie stets gegen Gatten und Kinder, und wie unermüdet fleißig sie gewesen sei. Sie soll begabt und von Interesse für vieles, besonders für Religion

gewesen sein; sie liebte sehr die Stille, besuchte besonders fleißig die Kirche und las gern in der Bibel. Es war ein großes Leiden für sie, als sie in ihrem Alter für einige Jahre das Gehör verlor und dadurch behindert wurde, die Predigt zu hören. Ganz unerwartet erhielt sie das Gehör wieder; als sie einmal in der Küche am Herde stand um das Mittagessen zu besorgen, schien es ihr, als öffne sich in ihrem Ohre etwas, und von der Stunde an konnte sie wieder hören.

An ihren Sohn dachte sie stets mit großer Zärtlichkeit; in einem Briefe vom Jahre 1770 schrieb sie ihm: „Der große Gott wolle seinen Engeln Befehl thun, daß sie Dich auf den Händen tragen, und ich habe das starke Zutrauen zu ihm, er wird mein Flehen nicht lassen umsonst sein, er hat mir ja versprochen, mich und die Meinigen nicht zu verlassen noch zu versäumen. Um mich gräme Dich nicht! Der alte Gott ist und bleibt mein Schutz. Wenn mir der Herr nur die Gnade schenkt, daß ich in sein Haus gehen kann, so habe ich alles. Die Freude in Gott ist und bleibt meine größte Zufriedenheit. Ob ich wohl wenig arbeiten kann, so danke ich Gott, daß ich mich doch zur Noth selbst bedienen kann.“ Am Tage vor ihrem Tode empfahl die treue Mutter in innigem Gebete den Liebling ihres Herzens der Leitung Gottes.

Von Herder's Geschwistern starb sein Bruder als Knabe von drei Jahren, zwei seiner Schwestern verheiratheten sich in Mohrungen, eine sehr unglücklich, ihr Bruder ließ sie zuletzt nach Weimar kommen, wo sie in seinem Hause starb. Die dritte Schwester starb als kleines Kind.

Am Abend eines jeden Tages machte die Familie Herder den Beschluß durch den Gesang eines geistlichen Liedes. Dieser Abendandachten erinnerte sich Herder später gern und mit wehmüthiger Rührung. Ueber die Gesundheit seiner Kinder wachte der alte Herder sorgfältig; zu gewissen Zeiten des Jahres mußten sie bestimmte Pulver nehmen und Thee trinken. Die Natur seines Sohnes war gesund und kraftvoll, als einen dicken, rothwangigen Knaben schildert ihn ein Bekannter; doch war er immer ernst und ganz allein, an den lauten Spielen der übrigen Kinder nahm er selbst damals nicht Theil, als er die Schule noch nicht besuchte.

Den Schulunterricht genoß er bei dem Rektor der Stadtschule in Mohrungen, Grimm. Derselbe war ein strenger Lehrer, der mit fester Hand seine Schüler in Zucht hielt. Er war damals schon alt, öfter kränklich, breitschulterig, sein blaßes Gesicht wurde durch die schwarze Perücke, die er trug, noch finsterner gemacht. An Kenntnissen war er sehr reich, in der Schule unermüdblich, von Morgens sieben bis Nachmittags fünf Uhr unterrichtete er seine Schüler, von denen er die strengste Unterwerfung forderte; während des Unterrichtes mußten sie stehen, und mußten ihre Müde abnehmen, sobald sie das Schulhaus erblickten. Von seiner Strenge erzählt der Prediger Trescho in Mohrungen folgende Anekdote: „Einem leichtsinnigen Schulknaben begegnete einst ein Bauer auf der Straße, der Pälberfelle trug. Dieser frag den Knaben, wo ein Rothgerber wohne, bei dem er seine Felle könne ausarbeiten lassen. Der Knabe wies ihn an die Schule und sagte: Klopft da an, so werdet Ihr den Rothgerber finden. Da der Bauer an die Thür klopft, kommt Grimm heraus und fragt verbrießlich, was er verlange? Er zeigt ihm seine Felle und sagt, da er einen Rothgerber suche, hätte ihn ein Knabe auf der Gasse hierher

gewiesen; Grimm fühlte den Stich und jagte den Bauer fort.“ Im Lateinischen und Griechischen legte Grimm bei seinen Schülern einen tüchtigen Grund, er selber sprach vortrefflich lateinisch, auch im Hebräischen unterrichtete er. Die Zahl seiner Schüler belief sich etwa auf dreißig, unter ihnen war Kristian Emmerich, Herder's treuer Freund, der erste. Herder gedachte seines Lehrers stets mit vieler Achtung; von ihm sagte er einmal: „So streng er war und so grimmig er auch oft ansah, so verdanke ich ihm doch den Grund meiner Kenntnisse. Auf Erlernung der grammatischen Regeln hielt er streng und unerbittlich. Jede Lektion, welche es auch war, ließ er so lange und so oft wiederholen, bis wir ihren ganzen Sinn mit Verstand und Gedächtniß gefaßt hatten. Beim Hersagen der Lektionen mußten wir stehen; diese Weise lehrt den Schüler Ehrerbietung gegen den Lehrer und Aufmerksamkeit auf die Lektion. Er forderte Ehrerbietung und erhielt sie auch von uns Schülern im hohen Grade, wir zogen schon unsere Hüte ab, sobald wir ihn nur von fern erblickten. Dagegen bezeugte er auch den Fleißigen, ungeachtet seiner strengen Forderungen, gern seine Zufriedenheit, und zeichnete einige wenige, worunter auch ich war, dadurch aus, daß er uns auf seine Spaziergänge mitnahm, wo wir ihm Ehrenpreis und Schlüsselblümchen zu seinem Thee, den er täglich trank, suchen mußten. Immer sind mir daher Ehrenpreis und Schlüsselblümchen so werth geblieben, sie erinnern mich an jene Spaziergänge, an die Ehre und Belohnung meines unvergeßlichen Rektors. Zuweilen gab er einem oder dem andern Schüler, dem er seine Zufriedenheit ganz besonders zeigen wollte, auf seinem Studirzimmer eine Tasse solchen Thees mit einem kleinen Stückchen Zucker; dies war eine ehrenvolle Auszeichnung. Mit mir war er meist zufrieden, schenkte mir seine Aufmerksamkeit und war mir gut.“ Einige Mitschüler bestätigten noch in später Zeit, daß Herder von Grimm mit Auszeichnung behandelt wurde, und daß der Rektor ihn öfter der Klasse zum Muster aufstellte. Ein Zeichen seines Wohlwollens und zugleich der Lernbegierde seines Schülers war es, daß Herder an dem Privatunterrichte, den Grimm Mittwoch und Sonnabend Nachmittags gab, unentgeltlich Theil nehmen durfte. Außer der Schulzeit lebte der Rektor sehr einsam. Er war unverheirathet und ein Weiberfeind. An einem Jahrmarkte schickte er einst einen Knaben aus, irdene Teller von den Töpfern zu kaufen. Der Knabe wollte seiner Meinung nach die Sache recht gut machen, und suchte die buntesten Teller aus, die er finden konnte, auf ihnen standen wunderschöne Frauen und Mädchen mit breiten Keifröcken und hohen Kopfaufsätzen. Als Grimm aber die Teller sah, wurde er so böse, daß er den Knaben züchtigte. Bis in sein sechsundsiebenzigstes Jahr blieb Grimm in seinem ärmlichen Schulamte, und noch nach seinem Tode blieb sein Andenken in Segen, denn er wirkte, wenn er auch manche Wunderlichkeiten besaß, doch mit Aufbietung seiner Kräfte und völlig uneigennützig, segensvoll für eine gute Sache. Von Herder soll er mit großer Bestimmtheit vorausgesagt haben, daß er einst ein großer Mann werden würde.

Um diesen Ausspruch wahr zu machen, ließ es Herder wenigstens an Fleiß nicht fehlen. Seine Lernbegierde war unersättlich, oft nahm er das Buch mit zum Mittagessen, worüber er denn gewöhnlich von seinem Vater einen Verweis erhielt. Wenn er durch die Straßen ging, und in irgend einem Hause ein Buch liegen sah, so pflegte er hineinzugehen und zu bitten, man möge ihm dasselbe leihen. Auf der Landstraße

zeigte er einst seiner Schwester Italien und rief dabei aus: „O mein Italien, dich muß ich einmal sehen!“

Musik und Gesang waren ihm schon in früher Jugend ein hoher Genuß. In der Schule war ein kleines, armseliges Instrument, welches von einer Klasse zur andern getragen wurde und zum Gebrauch für alle Schüler war. Auf diesem lernte Herder das Klavierspiel, und bei der Menge der Schüler, bei der für den Einzelnen beschränkten Zeit konnte er es zu keiner bedeutenden technischen Fertigkeit bringen. Es war das Verdienst des Rectors Grimm, daß er in der Harmonielehre sich gründliche Kenntnisse erwarb. Besonders liebte Herder den Kirchengesang, auf welchen Grimm viel Fleiß verwandte.

Auch die Liebe zur schönen Natur, welche später bei Herder fast zur Naturchwärmerei werden konnte, zeigte sich schon in dem Knaben. Mit seinem Buche ging er gern in seines Vaters Garten, wo ein hoher Kirschbaum, von dem er beinahe einmal herabgefallen wäre, ihm einen lustigen Sitz bot. Am Mohrungssee war mancher schöne Spaziergang, in einem anmuthigen Wäldchen, dem Paradieswäldchen, lag Herder oft im Schatten. Der weite Wasserspiegel, die Reste der alten Befestigungen, die Erinnerungen an die graue, ereignisreiche Vorzeit weckten in dem Knaben eine süßtraurige Schwärmerei, welcher er um so mehr nachhing, da sein Wesen überhaupt zu nachdenklichem Grübeln, zu melancolischen, ahnungsvollen Träumereien neigte. Seine Freude an diesen Zeiten und seine Sehnsucht danach sprach Herder später in dem nachstehenden schönen Gedichte aus.

Träume der Jugend.

Fliegt, ihr meiner Jugend Träume,
Flattert, leichtbeschwingte Reime,
In mein frohes Jugendland,
Wo ich unter dichten Bäumen
In der Muse sel'gen Träumen
Wahrheit suchte, Bilder fand.

Gleich den bunten Schmetterlingen
Schlüpfen mir auf leichten Schwingen
Manche, manche längst vorbei;
Andre sind mir treu geblieben,
Und so bleib ich euch, ihr Lieben,
Auch mit Herz und Seele treu.

Ah! in deinen Schooß versunken
Sind die Welten, die ich trunken
In dir sahe, Silbersee.
Schlummert sanft! Denn auch in jenen
Luftgefärbten hellen Szenen
Winket mir der Wahrheit Häh'.

Fliehet, ihr meiner Jugend Träume,
 Flattert, leichtbeschwingte Reime,
 In die Hand der Jugendzeit.
 Träume sind wir, denen Schatten
 Sich mit Licht und Wahrheit gatten,
 Und die auch der Traum erfreut.

Den Homer las Herder, sobald er ihn verstehen konnte, gern und mit Verständniß. Im Jahre 1771 schrieb er in einem Briefe an seine Braut, von dem mit Wald umgebenen Blüdeburg aus: „Die schöne Herbstzeit habe ich genossen, aber es ist so traurig, daß ich alles gelben und fäulen und fallen und wintern sehe: ein Geschlecht von Blättern, das so wenig aufersteht, als wir Menschen, wenn wir abfallen! Auf mich hat kein Bild und kein Lied und Gleichniß von Jugend auf mehr Eindruck gemacht, als dies, und ich erinnere mich, als ich zum erstenmal ganz jung im Homer das Gleichniß von einem Frühling von Blättern las, daß so auch ein Geschlecht Menschen von der Erde verschwindet, mir, was einem Schulknaben selten zu kommen pflegt, die Thränen ausbrachen.“

Schöne Tage verlebte Herder in dem Hause des ehrwürdigen Predigers Willamovius. Dieser vortreffliche Geistliche stand in seiner Gemeinde in hoher, wohlverdienter Achtung; er wollte nicht über seine Kiristen herrschen, sondern er diente ihnen in echter Frömmigkeit und Selbstlosigkeit, er ging einem jeden in jeder kristlichen Tugend mit seinem eigenen Beispiele voran. Sein Bild hängt noch heute in der Kirche zu Mohrungen. So oft er aus der Kirche kam, wenn er die Beichte gehört hatte, so versammelten sich die Armen um ihn, denen er, selber ein armer Mann, mit milder Hand das eben erhaltene Beichtgeld austheilte. Wenn seine Gattin ihn dann wohl freundlich erinnerte, er möchte doch daran denken, daß sie und ihre Kinder doch auch, wenn er einmal scheiden sollte, zu leben haben müßten, so pflegte er zu erwidern: „Liebe Mutter, sei ruhig, der gute Gott wird auch dann für Dich und unsere Kinder sorgen.“ Nach seinem Tode fiel seiner Wittwe in der That eine ansehnliche Erbschaft zu. Die Familien Willamovius und Herder waren befreundet, sie waren beide gleich arm, und gleich einfach und redlich. Herder erhielt von Willamovius den Religionsunterricht und wurde von ihm konfirmirt, auch Unterricht in den Wissenschaften gab ihm der vortreffliche Mann. Die beiden Söhne desselben waren Herder's Freunde; einer derselben ist der bekannte Dichter, welcher 1777 als Inspektor der deutschen Schule in Petersburg starb. Herder verfaßte auf seinen Tod eine Ode, in welcher er ihn Bruder nennt. Das Andenken des Vaters erhielt Herder in einem Aufsätze, den er in Königsberg verfaßte, betitelt der Redner Gottes*); die Hauptzüge zu diesem Ideal eines Predigers und Seelsorgers nahm er von Willamovius. Im Hause dieses ehrwürdigen Geistlichen fand Herder außer der reichen Nahrung für Verstand und Herz auch die freundliche Liebe, welche so wohlthätig für den ohnehin verschlossenen und etwas schüchternen Knaben war.

Herder's Anlagen entwickelten sich in dieser Zeit ungestört, und seine spätere Bedeutung kündigte sich in kleinen Zügen immerhin schon an. Als Herder's Vater

*) Herder's Werke, Schöne Literatur III, 187.

einmal verreist war, übertrug der Rektor Grimm dem damals vierzehnjährigen Knaben die Mädchenschule, und die Gewandtheit, mit welcher der Knabe diese Stelle versah, die Bestimmtheit und Deutlichkeit seiner Fragen erregte Aufsehen; er vertrat seinen Vater in der Folge noch öfter.

Als der edle Willamovius starb, betrauerte Herder, der damals (1760) sechzehn Jahre alt war, ihn tief. Vielleicht sagte ihm eine Ahnung, daß die frohe Jugendzeit vorüber war und die dunkelste Periode in seinem ganzen Leben nun beginnen sollte.

Im Jahre 1760 kam der Diakon Friedrich Trescho nach Mohrungen; er war der Sohn eines Justizrathes aus Liebstadt, einem benachbarten Städtchen; im Hause des Pöbigers Willamovius hatte er seinen Schulunterricht empfangen, hatte nachher in Königsberg Theologie studirt und übernahm nun in Mohrungen die Stelle des Hilfspredigers, welche er bis zu seinem Tode im Jahre 1804 verwaltete. Er hatte viel gelernt und war ein feiner Mann, dessen Umgang von den benachbarten Edelleuten gesucht wurde; ihnen gegenüber bewahrte, wie gesagt wird, Trescho nicht immer seine männliche Würde. Er war dem Pietismus zugethan, und verfaßte zahlreiche theologische Schriften, welche diesen Standpunkt behaupteten. Seine Stelle war schlecht dotirt, doch Trescho, der nicht verheirathet war und außer seinen Einnahmen von seinen Schriften auch noch eigenes Vermögen besaß, gebot über nicht unbedeutende Mittel, die er zu milden Zwecken verwendete, er ließ spinnen, und gab den Armen Gelegenheit noch zu anderen Arbeiten. Trotz dieser bezeichneten edlen Züge scheint Trescho's Charakter nicht gerade ein reiner gewesen zu sein. Ein starker geistlicher Hochmuth und ein unverkennbarer Hang zum Herrschen ließ ihn arge Ungerechtigkeiten begehen, von denen niemand schwerer betroffen wurde, als Herder.

Trescho selber erzählt*), daß er bei seiner Ankunft in Mohrungen den sechzehnjährigen Herder, der einer der besten Schüler der lateinischen Schule gewesen sei, beim Katechisiren als einen besonders begabten und strebsamen Jüngling kennen gelernt habe. Und doch gab Trescho dem Vater Herder den dringenden Rath, er solle seinen Sohn ein Handwerk lernen lassen. Um den fähigen Jüngling zu einem Handwerke würdig vorzubereiten, nahm Trescho, der von schwacher Brust, kränklich und Hypochonder war und mit seiner Schwester allein in seinem Hause wohnte, ihn zu sich und gebrauchte ihn anfangs zu keinen anderen Diensten als denen eines Aufwärters. Ein durchaus glaubwürdiger Mann, der ehemalige Justizamtmann Blömke in Mohrungen, erzählt als Augenzeuge: „In dürftiger Gestalt und durch sein Augenübel**) gepeinigt, zu allen häuslichen Geschäften, selbst Fleisch und ähnliche Dinge vom Markte einzuholen gebraucht, wurde der unglückliche Jüngling vielen, die ihn kannten, ein Gegenstand des Mitleids. Er selbst, im Hause des edlen Willamovius an sanfte, liebevolle Behandlung gewöhnt, wurde durch das Gefühl seiner Dienstbarkeit immer schlichter und ängstlicher. Sein Vater, der von dem frommen, wohlthätigen Trescho so viel für seinen Sohn erwartet

*) Herder's Lebensbild, herausgegeben von seinem Sohne Gottfried von Herder I, 1, 36. Erinnerungen aus dem Leben Herder's, von Karoline von Herder, I, 25.

**) Herder litt seit seinem fünften Jahre an einer Thränen fistel.

hatte, jedoch sich gegen ihn zu beschweren scheute, weil er es wegen seiner Verhältnisse bedenklich fand, mit seinem Vorgesetzten zu brechen, fühlte sich durch die Verhältnisse seines Sohnes tief gebeugt, und die ohnehin zur Schwermuth geneigte Mutter, die in der Mittheilung ihres Kummers Trost fand, äußerte sich darüber oft, selbst mit Thränen.“ Derselbe Justizamtmann versicherte einem mit ihm bekannten Prediger, Trescho habe sich manche harte Aeußerungen und ein unsanftes Betragen gegen seinen Burschen Herder zu Schulden kommen lassen; Trescho habe ihm selbst erzählt, mit welchen Ausdrücken, sogar Schimpfwörtern, die Blöße nicht wiederholen mag, er dem Herder unter andern das Lichtbrennen untersagt und ihn auf eine unglimpfliche Weise zum Schlafengehen verwiesen habe.

Hiermit stimmt die Tradizion, wie sie noch jetzt in Herder's Heimath lebt, völlig überein. Dem Verfasser selber ist an Ort und Stelle wiederholt erzählt worden, daß Herder die niedrigsten Arbeiten, Stiefel und Kleider zu reinigen und dergleichen mehr habe verrichten müssen. Mir wurde auch erzählt, Trescho, der so viel Geld für öffentliche Arme ausgab, habe dem Herder die Lampe fortgenommen, damit er nicht unnütz Del verbrenne. Aber Herder, von unbezwinglicher Lernbegierde getrieben, habe sich eine Lampe aus einer Rohrkrübe geschuitten, und habe zur Anschaffung des nöthigen Oeles sein kärgliches Frühstücksgeld verwannt. Bei solcher jämmerlichen Beleuchtung habe er die Nächte hindurch studirt.

Trescho erzählt eine ähnliche Geschichte, aber in ganz anderer Färbung. Sie steht in den „Fragmenten zur Jugendgeschichte des Herrn Präsidenten von Herder“, welche Trescho später auf die Bitte von Herder's Wittve niederschrieb, und lautet wie folgt: „An einem Abend, da er mit brennendem Licht in seine Schlafkammer ging, empfand ich eine geheime Unruhe, ob er auch vergessen möchte, das Licht, wenn er sich zu Bett gelegt hätte, auszulöschen. Nach einer halben Stunde schlich ich mich in seine Kammer, und welch Schrecken! ich fand ihn bis aufs Hemd entkleidet auf dem Deckbett in tiefem Schlaf, um ihn herum eine Menge alter und neuer Bücher, zum Theil aufgeschlagen, auf dem Fußboden liegen, und in der Mitte derselben das brennende Licht. Wie froh war ich, jedem möglichen Schaden zuvorkommen zu können. Ich durchsah die Bücher; es waren, soweit ich mich erinnere, griechische und lateinische Klassiker und eine Menge deutscher Gedichte. Ich löschte das Licht aus und ging zu Bett. Vermuthlich hatte er die Bücher schon am Tage dahin zusammengetragen und der Ueberfall von Schlaf hinderte ihn diesmal an ihrem Gebrauche. Natürlich mußte mir hierbei die Ueberraschung, was eigentlich für ein Geist in meinem lieben Herder athmete, über alles angenehm und doch zugleich kummervoll sein. Die kleine Warnung, die ich ihm am Morgen wegen seiner Unvorsichtigkeit gab, war bald geendet. Aber die Empfindung meiner Theilnahme an der Wahl der Bücher, die ich da fand, und die Frage, ob er fähig sei, sie zu benutzen? dauerte länger. Er antwortete bloß sehr einsilbig daß er sich Mühe gebe, sie zu verstehen*). Und nun entdeckte ich, daß ich statt eines Mährung'schen lateinischen Schülers einen Mann vor mir sehe, der durchaus in eine ganz andere Entwicklungsschule seines großen Geistes versetzt werden mußte, wenn nicht eine

*) Trescho erzählt selbst von den Klassikern, welche der Rektor Grimm in lateinischer Sprache erklärt hätte!

Art von Geistesmord an ihm verübt werden sollte, wodurch ein Leben in seinen ersten Athemzügen erstickt wäre, welches zu großen Zwecken geschaffen war. Zugleich bekannte ich ihm meinen Kummer, daß ich dazu vor der Hand keinen Rath wußte. Die Armuth seiner Eltern und meine eigene kärgliche Brodstelle*) ließen mich auf keine Aussicht, ihm zu helfen, denken, denn in jedem Betracht mußte er in Königsberg näher zur Akademie bereitet werden.“

Obwohl der fromme Trescho nun also entdeckt hatte, welsch ein Geist in seinem lieben Herder athmete, so hielt er es doch nicht für angemessen, in den Verhältnissen des Jünglings irgend eine Aenderung eintreten zu lassen. Der wirklich feingebildete gelehrte Trescho hätte seinem Burschen Herder recht gründlichen Unterricht ertheilen können, aber er selber sagt, daß es nicht geschehen sei. Herder blieb nach wie vor der dienstbare Geist in dem Pfarrhause, in welchem eine Magd nicht gehalten wurde. Trescho sprach mit seinem Burschen nie, als wenn er ihm einen Auftrag zu geben hatte; seit er aber die Talente des Jünglings entdeckt, machte er sich denselben noch dadurch dienstbar, daß er von ihm endlose Manuscripte abschreiben ließ, die er in Königsberg bei dem Buchhändler Kanter drucken ließ. Für alle diese Arbeit erhielt Herder von dem mildthätigen Trescho nichts weiter als Obdach und Schlafstätte, die Kost hatte er bei seinen Eltern, wie Trescho das selbst bestätigt. Es ist ein Beweis für Herder's Kraft und für seine ganz außerordentliche Begabung, daß er in dieser verzweiflungsvollen Lage, trotz Trescho, noch Fortschritte in den Wissenschaften gemacht hat. Sein Herz aber weinte blutige Thränen. Es ist aus jener Zeit eine Ode erhalten, welche dichterischen Werth nicht besitzt, dagegen ein lebendes Zeugniß von dem Seelenzustande des Jünglings ist. Wir theilen sie mit.

An sich, den Pindar-Nachahmer.

Ich sah! und beh! — hätt ich ihn nie gesehen,
der mich mir selbst entriß,
entriß zum Sklaven mich! Verwünscht mein Flehen,
das meine Brust zersprengt und stieß

hinauf gigantisch! — Warum bleibt ihr Götter
nicht stets mitleidig hart!
Semelens Pochen siegt. Du Zeus im Wetter,
schon glüht sie, ach zu menschlich zart.

Sie glüht, ich blinze! — Denn im Waffenfeuer
fuhr Pindar vor mir her
und Siegespfeile raufchten aus der Beier
im Tritt der Harmonien schwer:

die trafen, blind'ten mich! — Unlöslich brannte
sein hohes Götterbild
sich in mein Kapitol und jeder Altar nannte
den Gott, der meinen Tempel füllt

*) Trescho besaß ein nicht unbedeutendes Privatvermögen und verdiente viel durch seine Schriften.

mit fremden Kohlen, denn mein Sonnenfeuer
 ist todt! — O küß ich dich,
 daß tief in Wüstenein, wo keine Leier
 bezaubert, ich noch fühlte mich! —

Es macht Herder's Gesinnung Ehre, daß er keinen Groll gegen Trescho hegte, und später selbst zu einem nähern Verhältnisse zuerst wieder die Hand bot. In Trescho's Nachlaß fand man einen Brief von Herder aus Weimar, unter dem 2. Dezember 1787, worin es heißt: „Die ersten Bilder meiner Jugend sind mir natürlich meistens traurige Bilder, und manche Eindrücke der Sklaverei möchte ich, wenn ich mich ihrer erinnere, mit theuren Blutstropfen abkaufen. Da wir indessen Gottes und nicht unser selbst sind, unterdrückte ich gern diese Gedanken. Nur kann ich es nicht bergen, daß mir der abgerissene Faden der Verhältnisse mit Ihnen immer wehe thut. Wie wäre es, wenn wir ihn wieder knüpfen? Zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre ändern schon syssisch so viel in unserm Wesen, daß unser Körper kaum ein Stäubchen mehr an sich trägt, was er damals trug, und ebenso geht es mit der Beschaffenheit unserer Seele. Raum, Zeit, Situation und Gesichtskreis ändern so viel, die Gesetze der Wahrheit indeß, die Pflichten der Menschenliebe und Dankbarkeit bleiben, wie Gott, ewig. Reichen Sie mir also, hochgeschätzter, theurer Mann, Ihre Hand, wie ich Ihnen die meinige reiche.“ —

Auch von Herder's Dichtertalent sollte Trescho eine Probe erhalten. Er hatte einst an seinen Verleger ein Manuscript zu senden und befahl Herder, dasselbe einzupacken und fortzuschicken. Kurze Zeit darauf erhielt Trescho von dem Buchhändler Kanter in Königsberg einen Brief, worin dieser ihm mittheilte, er habe in dem zuletzt gesandten Pakete ein Gedicht: Gesang an den Zyrus, gefunden. Er habe dasselbe sofort drucken lassen, es habe viel Beifall gefunden: Trescho möchte ihm doch den Verfasser nennen. Als Herder gefragt wurde, gestand er, daß er der Verfasser sei und daß er das Gedicht heimlich dem Pakete beigelegt habe. Aber alle Beweise von Herder's großen Talenten und von seiner Liebe zu den Wissenschaften, auch nicht das Gedicht an Zyrus und der Beifall, den kundige Leute in Königsberg dem Produkte des armen geknechteten Jünglings zollten, waren im Stande, Trescho's Urtheil über Herder unzustimmen. Selbst jetzt noch rieth er zur Erlernung eines Handwerks und wirkte, wie Herder's Mutter ihren Freunden versicherte, der Neigung des Jünglings zum Studiren entgegen. Ein völlig fremder Mann, der nicht einmal ein Deutscher war, sollte die Veranlassung werden, daß Herder aus den Händen des frommen Trescho erlöst und auf eine Laufbahn gebracht wurde, welche ihn seinem großen Ziele zuführte. Sobald Trescho nachher sah, wie rüstig sein ehemaliger Bursche fortschritt und hörte, daß mancher demselben eine bedeutende Zukunft vorher sagte, stimmte er sofort den Ton der vertrautesten Freundschaft gegen ihn an. Auf eine Stelle in einem Briefe, den Trescho 1765 ihm nach Königsberg schrieb, bezieht sich ein kleines Gedicht Herder's aus derselben Zeit, in welchem es heißt:

Du willst Vereinigung jenseit des Grabes? Du?
 Und für gehabte Müß Respekt und Dank dazu?
 Ja Dank! Du warst der Stock, der starr das Bäumchen bog,
 Der Dornenstrauch, der sie, die Rose, aufzog,
 Das Marterkreuz, an dem der Engel aufwärts flog.

In den ersten Monaten des Jahres 1762 stand ein russisches Regiment, welches auf Befehl des Kaisers Peter des Dritten aus dem siebenjährigen Kriege zurückgekehrt war, in Mörungen im Winterquartier. Der Regimentschirurg, Namens Schwarzerloh, ein Schwede, wurde auf Herder zuerst durch dessen Augenübel aufmerksam. Die Geduld und Ergebung, womit der Jüngling es ertrug, und seine seltenen Kenntnisse erwarben ihm die Zuneigung des menschenfreundlichen Mannes. Er benutzte ihn eine Zeitlang zur Zubereitung seiner Arzneien, und machte ihm im Frühjahr, als das Regiment aufbrach, den Vorschlag, er möge mit ihm nach Königsberg gehen, dort wolle er ihm sein Auge zu heilen versuchen und ihm Gelegenheit verschaffen, die Chirurgie zu studiren. Mit tausend Freuden sagte Herder zu, alle Qual hatte nun ein Ende. Noch in seinen letzten Lebensjahren erinnerte sich Herder mit tiefer Rührung des edlen Schwarzerloh, den er seinen ihm zugesandten rettenden Engel nannte.

Im Sommer 1762 verließ Herder Mörungen. Seine Vaterstadt und seine Eltern sah er nie wieder.

Zwei Gedichte des damals achtzehnjährigen Jünglings mögen hier noch Platz finden, nicht des poetischen Werthes wegen, sondern als bedeutungsvolle Beiträge zur Geschichte seines geistigen Lebens.

Andenken an meinen ersten Todten *).

Das Liebste, was ich auf dieser Welt verloren.

Früh ich einst den Bruder sah
 Todeskampf umfängen.
 Augenbrechend lag er da,
 Seine Rosenwangen
 Schon Ebenbild des Todes.
 Im kalten Schweiß, mit kalter Hand,
 Da schon alle Welt ihm schwand,
 Da suchst', da nannst' er mich,
 Hob noch angstlächelnd sich:
 „Du auch, Bruder! Du auch mich verlassen?“
 Ach, starrte mich an,
 Sanft mir in die Arme.
 Bruderarmen kam der Tod
 Ihn wegzuholen.

*) Herder's einziger Bruder starb als Knabe von drei Jahren.

Wo, o süßer Knabe, wo
 Bist Du hingeschieden?
 Blütest, Rosentnospe, mir —
 Nun verwelkt hinieden;
 Hinieden nur erschienen
 Wie Sonnenbild, wie Morgenstrahl
 In des Wandrers dunkeln Thal.
 Deines Geistes Morgenroth,
 Dein schönes Herz! — der Tod
 Hat den Rosentkaben mir zerfüret!
 Bist kalt wie das Grab,
 Todebleicher Erdlos —
 Ach, des Lebens sanfter Strom
 Ist farr erloschen.
 Kalter Knabe! Bruder! Nicht ewig
 Mir verloren!
 Holdes Wahnbild! Ach wozu,
 Wozu schmerzgeboren
 Hier auf die Schattenerde?
 Auf meinen Knien flossen Dir
 Frühe zarte Thränen hier.
 Die Thränen, wem verweint?
 Du Traumbild! Schattenfreund,
 Schattenrose, mir nur vorgespiegelt,
 Mußt Erde bald sein,
 Handvoll stumme Erde!
 Gott, o Gott! wie trägtst du uns
 Mit Wonne im Leben!
 Lebenswonn' und alle Lust,
 Nichts ist selbst das Leben!
 Schatten auf den Bogen her
 Kommen wir und schweben
 — Wohin? — ach holder Knabe!
 Sie sangen Dir in Todespein,
 Sangen Labungston Dir ein:
 „Zu Krift, dem Bruder mein,
 Zum Himmel schlaf ich ein!“
 Da riß sich sein letzter Blick gen Himmel.
 Wo wandelst Du nun?
 Selige Erscheinung,
 Kommst Du, wenn mein Blick einß bricht,
 Mich heimzuholen?

• An meinen Genius.

Am 25. August *).

Du Einer! mir aus meines Herrn Erbarmen
 In diese Wüste mitgeschenkt,
 Freund! Engelsbruder! der mir Armen
 Das Herz als Mentor lenkt:

Der mir, dem Staubgebornen (ach, verglimmte!)
 Zwo Keifersfunken eingestreut,
 Und den sein Loos der Nacht bestimmte,
 Der Unschuldruh geweiht:

Dem du mit Feuer segnetest zum Siege
 Der Noth die jüngste Thräne ein,
 Und zeichnest an seiner Wiege
 Zu frühem Leichenstein,

Rach kurz durchträumtem Morgen öde Pfade,
 Wo ich in Klüftestaub hinsant
 Und siehete vor fernem Donner Gnade,
 Vor frommer Tiger Raub und seufzte ihnen Dank.

Von Schweiß und Thränen halb durchnagte Ketten
 Rührt' ich mit Beben, (o du,
 Dem ich hier knie!) du, mich zu retten
 Aus meiner Sklavenruh,

Gefühl- gedankenlos mich weiß beglänzet
 Den Muses schenkest: Muses, ihn,
 - Ihn singt mein neuer Mund! — bekränzet
 Mit Gold, mit Hoffnungsgrün,

Jauchzt ihm mein Gut der Freiheit! — Opferschalen
 Voll meiner Jugendblüthe, dir
 Dir duften sie, den seine Strahlen
 Mir decken, dem in mir

Mein Altar brennt, den oft die Lampe grüßet,
 Mein Traumbild sieht, mein Morgenlied
 Jetzt jauchzt, und wenn es Thorheit küßt,
 Hindrückt und Thränen glüht. —

Eine wechselvolle Jugend lag nun hinter ihm, eine ganz neue Bahn that sich für Herder auf, deren Eindrücke ihm zuerst fast überwältigend waren. „Königsberg erschien mir wie eine halbe Welt,“ erzählte er später einmal; „aus meinem armen stillen Nohrungen in diese große, gewerbreiche, geräusch- und geschäftsvolle Stadt mit einmal veretzt! Wie staunte ich alles an! Wie groß war mir alles!“

*) Herder's Geburtstag.

Königsberg ist sehr wohl geeignet, auf einen unerfahrenen Jüngling aus einem abgeschlossenen Orte einen bedeutenden Eindruck zu machen, besonders wenn dieser Jüngling mit den geschichtlichen Erinnerungen nicht unbekannt ist und Gefühl genug besitzt, dieselben zu würdigen. An der Stelle, wo jetzt Königsberg liegt, erhob sich auf dem Ufer des Pregels einst eine Burg der alten Preußen, Zwangste genannt. Der deutsche Orden eroberte sie mit Hilfe des Königs Ottokar von Böhmen, und nannte die an Stelle der zerstörten Heidenburg aufgebaute Ordensfeste dem Bundesgenossen zu Ehren Königsberg. Nachdem der Ordensstaat, welcher unter Winrich von Kniprode (1351 bis 1382) so herrlich blühte, in Folge innerer Zwistigkeiten den polnischen Jagellonen hatte unterliegen müssen, wurde Königsberg die Residenz des deutschen Ordens, und später die Hauptstadt der preussischen Herzöge. Unter ihnen entstand 1543 die Universität, nach ihrem Gründer die Albertina genannt. Auch als Handelsstadt wurde Königsberg durch seine günstige Lage an dem tiefen Pregel und in der Nähe des frischen Haffs und der Ostsee bald sehr bedeutend. Auf einer beherrschenden Anhöhe mitten in der Stadt liegt das gewaltige alte Schloß, in welchem alle Landesherren, welchen Namen sie auch führten, residirten und in dessen Kirche Friedrich der Erste sich die glorreiche Königskrone aufs Haupt setzte, welche jetzt die deutsche Kaiserkrone errungen hat. Die vielen stummen Zeugen an alle jene Begebenheiten, die Kirchen und öffentlichen Gebäude, das stuhende Leben der großen Handelsstadt, die ungezählten Schiffe auf dem Pregel, der so tief ist, daß er Linienchiffe tragen kann, alles das war von gewaltiger Wirkung.

Auch die Universität mußte für Herder ein bedeutungsvolles Bild geben. Die alte Albertina befand sich in einem sehr alterthümlichen Gebäude neben dem Dom, welches ehemals der Sitz des Bischofs von Samland war; die große Entfernung, welche Königsberg von den übrigen deutschen Universitäten trennte, machte, daß alterthümliche Einrichtungen länger bewahrt wurden als an anderen Orten. Noch jetzt trägt jeder Königsberger Student an seiner Mütze eine silberne Nadel mit dem Bildnisse des Herzogs Albrecht, und alle Studenten nennen sich unter einander „Du“. In ihre Gemeinschaft trat Herder, wie wir bald sehen werden, kurz nach seiner Ankunft in Königsberg ein.

Zuerst sollte Herder nun durch Schwarzerloh in die Geheimnisse der Chirurgie eingeweiht werden. Der Chirurg nahm seinen Schülking mit zu einer Sekzion; aber als die scharfen Skalpelle das Innere der Leiche ausbedeckten, da faßte den jungen Herder ein solches Grausen, daß er in Ohnmacht sank. Die Chirurgie war ihm nun auf ewige Zeiten verleidet, und von der Stunde an faßte Herder den Entschluß, alles aufzubieten, um seine Verhältnisse so zu gestalten, daß er sich wieder gänzlich den Wissenschaften widmen könne. Der Entschluß war bald gefaßt, aber der Ausführung desselben schienen sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen zu stellen. Doch auch hier war die Hilfe dessen nahe, der in Herder's Brust das Streben nach höherer Erkenntniß gelegt hatte.

Einst ging Herder über die Straße und dachte kummervoll darüber nach, was wohl aus ihm werden sollte. Da begegnete ihm sein Schulfreund Christian Emmerich, der mit ihm zusammen den Unterricht des Rector Grimm genossen hatte. Emmerich war damals Kantor bei der Tragheim'schen Kirche; ihm klagte

Herder seine Noth, und theilte ihm seinen Wunsch mit, Theologie zu studiren. Emmerich stand seinem Schulkameraden treu zur Seite; er gab ihm den Rath, sich sofort vom Dekan examiniren und sodann immatriculiren zu lassen. Die Zweifel Herder's, ob seine Kenntnisse auch hinreichend sein würden, wußte er zu heben, das Examen wurde am 7. August 1762 angesetzt und glücklich bestanden, und am 9. August wurde Johannes Godofredus Herder, Mohrunga-Borussus unter dem Prorektorate*) des Kristian Bohl unter die Zahl der Studirenden aufgenommen. Jetzt erfuhr auch Schwarzerloh, welches die neue Bestimmung seines Schüglings sei. Der Chirurg stellte dem Jüngling wohlmeinend vor, daß er in Rußland als Chirurg eine weit bessere Stellung einnehmen werde, als wenn er in Deutschland das kürgerliche Amt eines Geistlichen erhielt. Aber Herder blieb fest bei seinem Entschluß. Für seinen Wohlthäter übersezte er noch eine medizinische Abhandlung ins Lateinische, wodurch Schwarzerloh in Petersburg eine feste Anstellung als Arzt erhielt, und dann schieden beide als Freunde von einander. Herder bezog die bescheidene Wohnung, welche der treue Emmerich ihm verschaffte, und mit einer Baarschaft von drei preussischen Thalern und mit nie gefühlter Zufriedenheit begann er seine theologischen Studien.

Nun theilte er auch seinen Eltern die getroffene Veränderung mit und schrieb dabei, daß sie um seinen Unterhalt nicht besorgt sein möchten, er vertraue sich durch seinen Fleiß allein fortzuhelfen. Sein alter Vater schrieb sich das Datum, an welchem sein Sohn Student geworden, in sein Andachtsbuch, in welchem nur die allerwichtigsten Ereignisse Platz fanden. Der fromme Trefsch wurde sehr aufgebracht, als er hörte, daß sein ehemaliger Stiefelpuzer sich unterstehe, dasselbe werden zu wollen, was er, der Herr Pastor, war, und er dachte niedrig genug, um selbst noch nach Herder's Tode den Charakter des großen Mannes in einem Briefe an dessen Wittwe verdächtigen zu wollen.

Emmerich verschaffte seinem Freunde einige Privatstunden, und der Graf von Dohna-Schlobien verlieh ihm auf drei Jahre das Dohna'sche Familienstipendium für Mohrungen'sche Stadtkinder. Herder's Lage blieb aber doch während seiner ganzen Universitätszeit eine dürftige, wie das ja unter den obwaltenden Umständen auch nicht anders sein konnte.

Herder's Studien waren fast ausschließlich theologische und philosophische; an Vorlesungen hörte er Dogmatik, Kirchengeschichte u. s. w., einige philologische Vorlesungen, und besonders eifrig die Vorlesungen des großen Kant, welche dieser ihn alle unentgeltlich hören ließ. Bei ihm hörte er Logik, Metaphysik, Moral, Mathematik und physische Geografie. Kant hegte warmes Interesse für den jungen Mann, der ihm nur allzu schwärmerisch war; einst sagte er über ihn: „Wenn das brausende Genie wird abgehohren haben, wird er mit seinen großen Talenten ein nützlicher Mann werden.“ Ein Genosse Herder's, der die Vorlesungen bei Kant um dieselbe Zeit hörte und mit Herder zusammen an einem Tisch saß, erzählte von ihm: Er war damals schlüchtern und still, sein Gang war gebückt und schnell, seine Augen mehrentheils krank. Seinem Außern sah man es an, daß er arm

*) Rektor honoris causa der Universität Königsberg ist stets ein Mitglied des preussischen Königshauses.

war, sein Geist aber war damals schon reich, und wenn er sich über den Vortrag des Lehrers mittheilte, so war das so gründlich und entschieden, daß er seinen Kommilitonen Achtung und Liebe abnöthigte.“ Herder hegte damals eine besonders große Verehrung für Kant, er arbeitete die Hefte zu dessen Vorlesungen mit Sorgfalt aus, unterhielt sich mit seinen Freunden gern über das, was er bei Kant hörte, und als der große Philosoph sich einst in einer Vorlesung mit poetischer Begeisterung in kühnen, lichtvollen Sätzen über Zeit und Ewigkeit ausließ, wurde Herder so mächtig davon ergriffen, daß er zu Hause die Ideen seines Lehrers in Verse brachte, welche nachher Kant's Beifall fanden.

Auch die schöne Literatur ließ Herder damals nicht unbeachtet; besonders waren es die Literaturbriefe, welche ihn sehr anzogen; auch die Rammler'schen Prinzipien ließ er auf sich wirken, und beschäftigte sich mit der Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften. Seine Gedichte, welche früher nur die dunkelsten Gegenstände in der dunkelsten, härtesten Sprache behandelt hatten, wurden nun fließend, gewandt, oft scherzhaft, er dachte nun auch an das schöne Geschlecht, und eine Phyllis war ihm ein sehr beachtenswerther Gegenstand. Herder muß sich in dieser Zeit jedenfalls schon mit der lietauischen Sprache und Poesie beschäftigt haben, wozu in Königsberg die beste Gelegenheit war, weil daselbst stets ein Dozent der lietauischen Sprache ist. Einige von den Gedichten, welche Herder's Sohn in „Herder's Lebensbild“ mittheilt, zeigen die eigenthümliche Form der lietauischen Dainos, welche sich in keiner andern Literatur in dieser Weise findet, und auch der Inhalt der betreffenden Gedichte zeigt eine unverkennbare Nachahmung jener schönen Volkslieder. Die lietauische Daina tritt uns nämlich oft in einer Zwillingform entgegen, welche zu anmuthigen Spielereien die schönste Gelegenheit bietet. Ein kleines Beispiel möge unsere Ansicht bewahrheiten. Zuerst folgt hier ein lietauisches Doppellied*), und dann ein Gedicht von Herder.

Daina.

a.

Komm her, o Mädchen,
Im schönen Frühling,
Wenn Wunder blühen
In Mutter's Garten.
Rings um die Beete
Stehn grüne Rauten,
Und in der Mitte
Rings Lilienblüthen.

Dann will ich pflücken
Ein buntes Sträußchen
Und will es senden
Dem lieben Knaben.

*) Es ist entnommen aus der sehr vortrefflichen Sammlung: Lietauische Volkslieder von Nesselmann, Berlin 1853, No. 97.

Nicht selber bring ich's
 Geh's keiner andern,
 Vom Nordwind laß' ich's
 Hinüber wehen.

b.

Komm her, o Knabe,
 Im schönen Frühling,
 Wenn Wunder blühen
 In Vaters Garten.
 Rings um den Garten
 Stehn grüne Stämmchen
 Und in der Mitte
 Rings Apfelbäume.

Ich will mir pflücken
 Zwei schöne Äpfel
 Und will sie senden
 Dem lieben Mädchen.
 Nicht selber bring ich's,
 Geh's keinem andern,
 Der Südwind soll sie
 Hinüber wehen.

Die Wahl des Lebens.

Von Herder.

a.

Wohl wähle, was du wählst:
 Ein Amt macht dich verdient,
 In Häusern wohnt die Ruhe,
 Vom Meer her reizt Gewinn,
 Die Landluft ist voll Unschuld,
 Viel Reisen machen klug,
 Die Armuth wärzt die Speisen,
 Den Reichthum nuzt wohl,
 Die Einsamkeit giebt Freiheit,
 Die Ehe eignen Heerd;
 Die Kinder füllen Wünsche
 Und sorglos sein macht leer,
 Die Jugend ist stets munter,
 Das Alter klug und fromm.
 Wißt du denn noch so wählen:
 Todt oder nicht geboren?
 Nein, es ist gut zu leben!
 Drum so genieß dein Leben
 Und pflanz' es sicher fort.

b.

Welch Leben soll ich wählen?
 In Aemtern gibt's Verdruß,
 In Häusern schwarze Sorgen,
 Und auf dem Meer Gefahr.
 Der Landbau, ach! ermüdet,
 Die Reisen matten ab,
 Beschwertlich ist die Armuth,
 Der Reichthum doch noch mehr;
 Die Ehe bringet Plagen,
 Allein sein ist nicht gut,
 Die Kinder machen Sorgen,
 Und keine haben, schmerzt:
 Die Jugendzeit ist närrisch,
 Das Alter wieder schwach.
 Ach hätt' ich wählen können,
 Entweder nicht geboren
 Und oder gleich gestorben?
 Nur Syllis zu vergnügen
 Strebt sich mein Ehrgeiz an:
 Nur Syllis zu bestegen
 Ist, was mein Herz sich wünschen kann,
 Mit ihr das Loos der Erde theilen,
 An ihrer Hand zum schönern Himmel eilen.

Die kurzen reimlosen Verse mit drei Hebungen, und das Bestreben, die Form im Ganzen genau zu bewahren und nur einzelne Worte einander entgegen zu setzen, sind ein spezifisches Kennzeichen der lietauischen Volkspoesie. Wir finden ganz dasselbe auch in Herder's Gedichten. Der Inhalt derselben ist so weit verschieden von seinen früheren poetischen Versuchen, daß wir uns wohl die Verwunderung des guten Tresscho erklären können, der seinen ehemaligen Vorfahren 1764 besuchte und ihn kaum wiederkannte. „Welch ein ganz anderer Mann!“ ruft der fromme Geistliche aus, „nur noch wenig Spuren von Scheu und Blödigkeit im Sprechen, die wie Narbe einer alter Wunde bald völlig ausgeheilt war. Sonst aber bekam ich alle möglichen Zeugnisse von seinem Fleiße und guten Sitten. Umgang mit seinen Menschen hatte milde und wohlthätig auf ihn gewirkt. Freilich mag es da schon unendliche Mühe und noch mehr in allen folgenden Jahren gekostet haben, sich aus jedem Trübsinn herauszuarbeiten, so daß er endlich für die ganze Welt gemacht dastand. Sogar die höfische, äußerst feine und unbefangene mit Freimuth und nicht furchtsamem Blick und Sprache begleitete Lebensmanier stand ihm zu Befehl, wenn sie von ihm verlangt wurde. Er, dem ehemals ein Mann in Mantel und Kragen furchtbar schien, konnte jetzt den freien Blick auf Ordensstern und Diadem richten.“

Es ist zu bewundern, mit welcher Unbefangeneheit Tresscho hier über jene Geistes-
 einschüchterung spricht, welche doch lediglich sein Werk war. Darin hat er allerdings
 Recht, daß es Herder viel Mühe kostete, sich ganz aus dem Trübsinn herauszu-
 arbeiten. Erst der wohlthätigen Einwirkung edler, aufrichtiger Freunde gelang es

später, Herder wieder zum Menschen unter Menschen zu machen. Doch die Spuren dieses Trübfinnes trug er sein ganzes Leben hindurch. Ungerechte, heuchlerische Knechtung ist für ein junges Gemüth ein scharfes Gift; es frisst sich in das weiche Herz so tief ein, daß es selbst in den spätesten Jahren noch unter den Nachwirkungen dieses Giftes zusammensinkt.

Während seiner Universitätszeit trat Herder in ein freundschaftliches Verhältniß zu einer Reihe von älteren und jüngeren Männern, unter denen zuerst der Lotteriedirektor und Buchhändler Kanter zu nennen ist, derselbe, welcher Herder's Gedicht „An Zyrus“ schon früher bewundert hatte. In Kanter's Buchladen fand Herder stets die bedeutendsten Erscheinungen der Tagesliteratur, und er wurde nicht müde, sie zu studiren. In Kanter's Hause verkehrten namhafte Gelehrte, mit denen der Hausherr den strebsamen jungen Mann bekannt machte; durch sie erhielt Herder wieder manche Gelegenheit, Privatunterricht zu ertheilen. Im Verlage von Kanter erschien damals die Königsberger Zeitung, für welche Herder eine Reihe von Aufsätzen verschiedenartigen Inhalts schrieb. Als Kanter's Schwester, ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, starb, hielt Herder an ihrem Sarge eine längere Gedächtnißrede, welche mit einem Gedichte schloß. Diese Rede wurde gedruckt und erregte Aufsehen. Sie ist sehr schwülstig.

Ein anderer Freund Herder's war Kurella, der später als Kriegsrath in Königsberg lebte. Derselbe erzählt über die Zeit, wo er mit Herder verkehrte, in einem Briefe vom Jahre 1805, zwei Jahre nach Herder's Tode, folgendes: „Der verewigte Herder war mein innigst geliebter Umgangsfreund. Wir waren fast täglich beisammen, und es war uns dieser Umgang ein ordentliches Bedürfniß. Ein Mann von dem Geiste des Verewigten, genährt und gereift in dem Umgange der alten Klassiker und der besten deutschen Schriftsteller — ein Mann von dem hellsten Kopfe, von einem glücklichen Temperamente und von einem gefühlvoll schönen Herzen — voll glühender Einbildungskraft, die nicht in Schwärmerei ausartete — voll der edelsten Gesinnungen und recht geschaffen zur Freundschaft — der mußte einen Jüngling fesseln, der mit seiner Denkart völlig harmonirend und ganz von seinem Temperamente, *con corde* und *con amore* an ihm hing. Unsere verlebten Stunden waren die seligsten. Der Gegenstand unserer Unterhaltung waren die schöne Literatur und die kritischen Journale, die damals umliefen, und die ich von einem Freunde unseres Hauses, dem verstorbenen Buchhändler Kanter, geliehen erhielt und ihm allemal mittheilte. Wir waren dann bei einer Tasse Thee froher, als mancher leere Kopf bei einer Flasche Tokaier. Herder's Superiorität benutzte ich mit Heißhunger, sein Umgang trug sehr viel zu meiner Ausbildung bei, denn er war schon damals eine lebendige Bibliothek. Im Herbst und im Winter kamen wir gewöhnlich um fünf Uhr Nachmittags zusammen, wir waren immer nur allein, weil ich nur meinen Herder hören wollte, dessen süßer Ton ganz hinriß und dessen großer Geist alles umfaßte. Dieser Umgang währte beinahe zwei Jahre, wo wir getrennt wurden. Ich habe Herder immer sich gleich, immer heiter und froh sich mittheilend gefunden, stets strenge sittlich. Wenn zuweilen meine muntere Laune muthwillig ward, so lächelte er zwar auch, wußte aber sogleich durch die zarteste Wendung sie in ihre Schranken zurück zu fñhren. Unter seinen Bekannten war ein gewisser Schlegel, ein höchst hypochondrischer, aber braver

und gelehrter Schulmann. Dieser hatte eine weinerliche, monotone Stimme; ich sprach mit Herder von der Nothwendigkeit einer schönen Deklamazion, vorzüglich bei einem Kanzelredner. Dieser beklagte es, daß dies Talent seinem Freunde Schlegel fehle. Wir gingen dann zu Schlegel und machten ihn auf die Wichtigkeit einer richtigen und schönen Deklamazion aufmerksam, und wir waren so glücklich, ihn ganz zu diesem neuen Studio zu überreden, wobei ich dem Schlegel anrieth, fleißig das Theater zu besuchen und auf die besten Schauspieler recht aufmerksam zu sein. Nach einiger Zeit besuchte ich mit Herder abermals Schlegel und fand ihn zu meinem großen Schrecken mit dem Schauspieler Labes zusammen. Dieser Mann, mit dem er Deklamazionsübungen hielt, war von einem äußerst heftischen Ansehen und mit einer noch erbärmlicheren Stimme ausgerüstet, spielte auch größtentheils nur die Figuranten beim Theater. Mein Gott, rief ich, lieber Herder, Schlegel ist der verlorene Sohn, retten Sie ihn und befreien Sie ihn von diesem Menschen! Das geschah denn mit der größten Schonung und Liebe, da ihn der Geist der Religion und Humanität überall umwehte, und ich bin überzeugt, daß er bei Schlegel sehr viel Gutes bewirkt habe. — Wir wurden ein paar Jahre nach dem Tode meines Vaters, der öffentlicher Lehrer der Rechte auf der hiesigen Universität war, bekannt; mit dem Tode meines braven Vaters sank meine ganze Stütze ins Grab. Einst unterhielt ich Herder von diesem Verluste und erzählte ihm, daß ich nach des Vaters Tode in trauriger Erwartung der Dinge, die da kommen würden, am Fenster gestanden hätte, und das Schneegestöber, welches schauerlich in der Nacht mein Fenster umwehte, hätte in mir ein heiliges Schaudern und Schrecken erregt. Er hörte dieses aufmerksam an, weinte mit mir Verwaistem, tröstete mich herzlich und eilte davon. Er kam bald wieder, wir unterhielten uns sehr angenehm wie gewöhnlich, und er ging früher wie sonst zu Hause. Nachdem ich noch in meinem eigenen Zimmer auf und nieder gegangen war, nahm ich eins der Bücher, die ich auf den Tisch zum Lesen gelegt hatte, und fand darin einen Zettel von Herder's Hand: „Fragment zweener dunkler Abendgespräche an Herrn Aurella beim Tode seines Vaters,“ die er auch hernach drucken ließ. — Herder war eigentlich mein Mentor.“

Ein anderer Kriegs Rath, Namens Vock, bestätigt ebenfalls den großen Fleiß, mit dem Herder allen seinen Studien oblag. Derselbe fügt die Bemerkung hinzu: „Herder war gewohnt, sich gehaltreiche Auszüge aus dem, was er las, zu machen, und das unterließ er am wenigsten bei den Literaturbriefen, die ihn durch Inhalt und lebendigen Vortrag sonderlich anzogen. Schon damals ging er mit dem Vorsatze um, fragmentarische Zusätze zu diesem Werke zu machen, und noch vor seiner Abreise nach Riga gab er mir einige Bemerkungen zu lesen, die ich hernach in den gedruckten Fragmenten, wiewohl weiter ausgeführt, wieder erkannte.“

Ein Universitätsfreund Herder's, Namens Fischer, verehrte Herder mit großer Begeisterung, schrieb ihm enthusiastische Briefe und prosegerte ihm darin seine Unsterblichkeit; mit rührender Bescheidenheit erzählt dieser Freund auch davon, wie mächtig Herder ihn angeregt, so daß seine Ideen „brausen als der Wind, der nun meine Fenster rasel“ — doch setzt er gleich hinzu: „Ich werde es nie wagen, zu Ihnen hinauf zu klettern.“

Diese Beispiele bestätigen, daß Herder schon auf der Universität seinen Alters-

genossen inponirt haben muß durch den Reichthum seines Geistes und durch den Ernst seiner Bestrebungen. Doch sollte er auch einen Freund finden, der wiederum auf ihn einen sehr nachhaltigen Einfluß ausübte. Dieser Mann war Johann Georg Hamann, jener begabte, schwärmerische, zerrissene, und doch vielbedeutende Schriftsteller, den man den Magus aus Norden genannt hat. In der Kirche sahen sie sich zuerst, der Buchhändler Kanter vermittelte ihre nähere Bekanntschaft. Hamann, der vierzehn Jahre älter war als Herder und damals ohne bestimmte Beschäftigung bei seinem Vater lebte, nahm sich des Jünglings sehr eifrig an, las Bücher mit ihm, unterrichtete ihn im Englischen, und führte ihn in die wunderbare Welt Shakespear's ein; Hamlet war das erste Stück, welches sie zusammen lasen. Auch mit Ossian wurde Herder durch Hamann bekannt; seine vorherrschende Neigung für die einfache, tiefgefühlte Natur- und Volkspoesie fand dadurch reiche Nahrung, und trug später, wie wir sehen werden, so herrliche Früchte. Hamann liebte den strebsamen Jüngling sehr, beide blieben bis zu Hamann's Tode (1788) in stetem Briefwechsel; als später Herder einmal Schattenrisse von seiner Gattin und einigen seiner Kinder an Hamann schickte, hing Hamann dieselben über seinem Bette auf.

Um den bedeutenden Einfluß, den Hamann auf Herder's ganzes Wesen übte, in seinem ganzen Gewichte darzustellen, mögen einige Züge aus der meisterhaften Charakteristik hier Platz finden, welche Gervinus*) von ihm gibt. Dieser scharfsinnige Kritiker sagt: „Hamann hatte Eitel an allem, was im alten Stile steif und gelenklos war; er hatte sich an den Trefsch und Gottsched gesättigt, er schien die übrigen alternden Poeten keiner Aufmerksamkeit zu würdigen, die nichts von Sinnlichkeit, nichts von Schönheit, Natur, Wahrheit, die nur die konventionellen Züge der alten Witzpoesie an sich trugen; unter jeder Schminke des guten Tones und Wises dachte er sich eine sieche, gelbe, ekle Haut, die sein ganzes Gefühl empörte. Einzelne Mißgriffe seines Geschmacks fehlen nicht, im ganzen aber schätzte er von allen unseren Poeten nur Klopstock, und von ihm nur die Oden; aus der übrigen Welt verleidet ihm Homer jedes Epos, den Milton nicht ausgenommen, und Shakespear alles neuere Drama. Gegen den italienischen Witz, gegen den Geschmack der Franzosen, die ihm die Kunst verrathen zu haben schienen, und über die er ganz wie Winkelmann dachte, erklärte er sich gelegentlich bei der Lektüre der Heloise, in der ihm jene Schwärmerei der Sinne mißfiel, jene Spitzfindigkeiten der Leidenschaften, jenes sonderbare Amalgam des Wises, worin die römische Größe zerschmolzen ist wie korinthisches Erz. Im strengsten Sinne des Originalgenies ist er ein Jünger und Prediger der Natur gegen alle Regeln und Muster. Als sich die Literaturbriefe gegen das Schuldrama erklärten, neckte er sie mit dem Paradoxon, das Theater müsse sich gerade nach Kindern richten, vor ihnen würden die Einheiten und alle die Possen, die man Grundgesetze nenne, zerscheitern; ohne Verleugnung der Regeln sei kein Genie, kein Schuldrama noch Urbild desselben möglich; Kinder müßten wir werden, um den Zweck der Poesie an Schülern zu erreichen. Der Natur gegenüber waren ihm die Alten selbst, die er sonst schätzte, wie Scholien zum Text; das Urkundliche der Natur zu treffen, sind ihm

*) N. a. D. IV, 409.

Römer und Griechen nur durchlöcherete Brunnen; er mag daher auch von Lessing's und Diderot's Theorien nichts hören; in seiner *asethetica in nuce* stellte er seine Naturtheorie dagegen. Poesie ist ihm die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, älter als Prosa. Sinne und Leidenschaften verstehen nichts zu reden als Bilder. Wir haben an der Natur nichts als *disiecta membra poetae* zu unserm Gebrauche übrig; sie zu sammeln ist des Gelehrten, sie auszulegen des Philosophen, sie nachzuahmen, oder kühner, sie in Geschick zu bringen, des Poeten Theil. Man kann ein Mensch sein, ohne ein Schriftsteller zu sein; wer aber guten Freunden zumuthet, daß sie den Schriftsteller ohne den Menschen denken sollen, ist mehr zu dichterischen als filosofischen Abstraktionen aufgelegt. Niemand soll sich in die Metaphysik der schönen Künste wagen, ohne in den Orgien und Geheimnissen der Leidenschaften vollendet zu sein. Eben wie Nerd, wie Winkelmann der ängstlichen Moral der Deutschen ihren Mangel an Kunstsinne zuschrieben, so spottet auch Hamann an anderen Orten der moralischen Heiligkeit der schwachmüthigen schönen Geister, die kein Mädchen anzugreifen wagten. Die Sinne sind Zeres, und Bakhos die Leidenschaften; alte Pflügeältern der schönen Natur. Die Natur wirkt durch die Sinne und Leidenschaften; wer ihre Werkzeuge verstimmt, wie mag der empfinden? Sind auch gelähmte Sennadern zu Bewegung aufgelegt? Eine mordtlignerische Philosophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und ihr fordert, daß man sie nachahmen soll? Fragt euch, wodurch ihr sie weggeräumt! Baco beschuldigt euch, daß ihr sie doch nur durch neuere Abstraktionen schindet, und er sagt wahr. Eine Muse, wie das Feuer eines Goldschmieds, wie die Seife der Wäscher, soll den unnatürlichen Gebrauch der Sinne von dem natürlichen der Abstraktionen läutern. Wenn die Leidenschaften Glieder der Unehren sind, hören sie darum auf, Waffen der Mannheit zu sein? Leidenschaft allein gibt Abstraktionen Hände und Füße und Flügel, Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zug. Wo sind schnellere Schlüsse? Wo wird der rollende Donner der Berechtbarkeit erzeugt, und sein Gefelle, der einsilbige Blitz? Natur und die heilige Schrift sind die Materialien des schönen, schaffenden, nachahmenden Geistes. Woburch sollen wir aber die ausgestorbene Sprache der Natur erwecken? Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern, durch Wiederherstellung ihrer Magie! — Hier hören wir Herder's Ton; wir hören eine Vorschrift, die bei Herder nicht verloren war, der die Poesie des Orients neu belebte, dorthier die Morgensterne einer andern Epoche unserer Literatur heraufzaubern wollte, und dorthier seinen Geschmack an Naturpoesie bildete. Wie er den Geist des Orients und seiner Poesie schilderte, that er Hamann am meisten Genüge. Auf allen Wegen und Stegen sehen wir Herder von Hamann angeregt, aufgemuntert, unterstüzt. Er war sein Lieblingschüler und Freund; er hatte ihn gleich anfangs durch seine jungfräuliche Seele und die Reizbarkeit des Gefühls angezogen, und unter all den vielen Freunden, die Hamann versuchte, hielt niemand so aus wie Herder, der ihm Liebe durch Liebe, und durch seine kühnen Flügel Achtung abnützte, der seinen scharfen und bitteren Ton ertrug, der ihm Süßigkeiten streute unter die Neckereien, die er, von Hamann oder von seiner eigenen Natur gelehrt, erwiderte, der sich übrigens auch nicht scheute, ihn geradezu aufzufordern, ihn öffentlich mit seinen nachtheilbringenden Kritiken zu verschonen. Jene

Empfindlichkeit, jenes starke Selbstgefühl, jener Hang, andere zu hudein, jene Begeisterung neben universeller Gelehrsamkeit, jenes Bestreben, Fleiß mit Enthusiasmus zu paaren, jene Ahnungs- und Witterungsgabe und jener feinere Geschmack, der aus den gebildeteren Organen des Auges und des Ohres sich herschrieb, jene ausgebreitete Lektüre im Orient und im Alterthum, jene glühende Einbildung, jener „rothwälsche Stil“, dem Hamann auch bei Herder anfangs mit Bewunderung und mit wenig Wohlgefallen zusah, jene strebende und reformatorische Kühnheit — das alles liegt bei beiden gleichmäßig, nur nicht in gleichen Graden vor. Ganz denselben Gang schlug Herder bei seinen auführerischen Schriften ein, wie Hamann. Wie dieser halb freundlich halb feindlich gegen die Literaturbriefe, gegen Moses und Nikolai stand, so Herder gegen Lessing. In den Fragmenten, mit denen Herder zuerst auftrat, meinte Hamann alte verblichene Ideen wieder aufleben zu sehen, nur mahnet er ihn, *caute et sobris* zu verfahren, warnt ihn vor Klippen, an denen er selbst gescheitert, will es mit ihm gegen seine Feinde, und mit seinen Freunden gegen ihn halten. Bei der ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes fand Hamann, die Polonii würden vielleicht sagen, daß Herder ihn ausschamanisirt habe; und gewiß behaupteten sie, daß in Herder's Metakritik die auffallendsten Gedanken aus einem gleich betitelten Aufsätze Hamann's stammten. Hamann selbst aber fand so viel wahr, daß einige seiner Samenbrüner durch Herder's Fleiß und Feder in Blumen und Blüthen verwandelt seien; nur wünschte er lieber Früchte, und zwar reife.“

Die Wahrheit dieser höchst vortreflichen Charakteristik einzusehen, werden wir noch vielfach Gelegenheit haben. In der That steht Herder zu Hamann im Verhältniß des Schülers, und wenn er später auch weit über seinen Lehrer hinauswuchs, so hat ihm doch für die meisten seiner epochemachenden Werke Hamann den Grund bereitet. Da wir an dieser Stelle vorerst die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Männern feststellen wollen, so genügt es, den Einfluß Hamann's auf Herder angedeutet zu haben.

Vielleicht durch Hamann's Vermittlung wurde Herder Ostern 1763 Lehrer am Collegium Fridericianum in Königsberg. Diese Anstalt war eine gelehrte Schule, welche für die Universitätsstudien vorbereitete. Nach der Sitte der damaligen Zeit war mit dieser Schule eine ausgebehnte Pensionsanstalt verbunden; je zwei Kostgänger wohnten zusammen auf einem Zimmer unter Aufsicht eines Studirenden, der Inspizient genannt wurde und als solcher keine Verpflichtung weiter hatte, als das Morgengebet und Abendgebet mit seinen Untergebenen zu halten und darauf zu sehen, daß sie sich außer den Schulstunden zweckmäßig beschäftigten. Für diese Leistungen erhielt der Inspizient Wohnung, Licht und Heizung. Weil sich aber damals viele reiche Russen, Kurländer, Liefländer und Polen unter den Alumen befanden, wovon manche Privatunterricht nahmen, oder auch sich auf die Schulstunden mit Hilfe ihrer Inspizienten vorbereiteten und das Gelernte wiederholten, so hatten diejenigen, welche sich mit ihren Untergebenen auf solche Weise beschäftigten, öfter nicht unbedeutende Nebeneinnahmen. Auch hatten sie dadurch noch den Vortheil, daß sie den Vorstehern der Anstalt, welche Inspektoren hießen, bekannt und von ihnen allmählig als wirkliche Lehrer verwendet wurden. In den höheren Klassen wurde dieser Schulunterricht etwas

besser, im Ganzen aber doch selbst für damalige Zeiten sehr mäßig bezahlt und durchgängig von bescheidenen Studenten der Gottesgelahrtheit ertheilt.

Mit dem Friedrichskolleg war eine Elementarschule verbunden; an dieser unterrichtete Herder zuerst, von Michaelis 1762 an ertheilte er in der ersten Klasse dieser Elementarschule den Unterricht im Rechnen. Die damaligen Inspektoren, Schiffert und Domsien, lernten jedoch bald die ausgezeichneten Gaben des jungen Mannes schätzen, und, wie wir bereits sagten, von Ostern 1763 an wurde Herder Lehrer am Friedrichskolleg selber, und zwar ertheilte er in der dritten Klasse den Unterricht im Griechischen, Hebräischen, Französischen und in der Mathematik, und in der ersten Klasse in der Geschichte und in der Philosophie. Daß ein Mann wie Herder dieses wichtige Amt mit Treue und Pünktlichkeit verwaltete, ist eigentlich selbstverständlich, doch sind darüber auch noch besondere Zeugnisse aufbewahrt. Der Direktor der Anstalt war ein Theologe, mit dem Herder in seinen Ansichten nicht ganz übereinstimmte. Im Friedrichskolleg wurden jeden Sonntag in den Nachmittagsstunden öffentliche Katechisationen gehalten; sie fanden, wenn Herder sie leitete, meist sehr zahlreiche Zuhörer, und auffallend war vielen schon damals die Herzlichkeit und Wärme, womit Herder seinen Gegenstand behandelte, und die Bestimmtheit seiner Fragen.

Doch verließ Herder in manchen Punkten gegen den steifen, unfreien Geist der Anstalt, besonders erregte es den Unwillen des Inspektors Domsien, daß Herder nie mit einer Perrücke erschien, sondern sehr eifrig den Satz vertheidigte, daß für einen unbemittelten Studirenden das natürliche Haar die billigste Tracht sei.

Im Herbst 1764 erhielt Herder durch Hamann's Vermittlung einen Ruf als Lehrer der Domschule in Riga, den er gern annahm. Kurze Zeit vor seiner Abreise nach seinem neuen Bestimmungsorte erlebte er noch die furchtbare Feuersbrunst, welche vom elften bis zum sechzehnten November die Stadt Königsberg heimsuchte und einen bedeutenden Theil derselben in Schutt verwandelte. Zum Andenken daran verfaßte Herder ein längeres Gedicht, welches in schwalligem Tone eine recht rauhe Sprache zeigt und Hamann's Beifall nicht fand. Es beginnt mit den Worten:

Ich sah! — (Der Seher beb't, es anzujagen;
Noch ist sein Auge Nacht! — Ist Volk um mich,
Das hör' und heul' den Trümmern Klagen,
Weich' und bücke sich!)

Denn ein Gesicht zur Zeit der Sabbathskille
Sah ich — u. s. w.

Ehe man in Königsberg dem jungen Herder die Erlaubniß zur Reise ins Ausland ertheilte, ließ man ihn schwören, daß er zurückkehren wolle, wenn man ihn als Soldat requirire. An diesen Eid dachte Herder später noch mit großem Unwillen, und mit bitteren Gefühlen im Herzen sagte er seinem Vaterlande im November 1764 Lebewohl. Vier Semester hindurch hatte Herder seinen Studien in Königsberg obgelegen, und er dankte es der gründlichen Vorbereitung des wackern Rektor Grimm in Mohrunen, daß er in der kurzen Zeit von zwei Jahren seine Kenntnisse so bedeutend vermehren konnte. Eine andere Universität hat Herder

später nicht besucht. Seine Kenntnisse hatten sich weit ausgebreitet, auch mit der italienischen und spanischen Sprache und Literatur hatte er sich beschäftigt; doch war in seinem ganzen Wesen immerhin noch ein gutes Theil Schwärmerei und Unklarheit; zu Lessing'scher Klarheit und Gründlichkeit ist Herder überhaupt nie hindurchgedrungen. Auch in seiner äußern Gestalt und in seiner Weltkenntniß zeigte Herder, trotz der überschwänglichen Worte Tresscho's, noch immer den unerfahrenen Jüngling. Die lebhafteste Stadt Riga sollte ihm in diesem Punkte sehr wichtig und förderlich werden.

Die Domschule in Riga ist sehr alt, sie stammt aus der Reformationszeit; sie bildete die Grundlage des heutigen Stadtgymnasiums *). Rektor der Domschule war damals Johann Gottlieb Lindner, geb. den 11. September 1729 zu Schmolzin bei Stolpe in Pommern; 1764 wurde er Professor der Dichtkunst in Königsberg und starb daselbst als Kirchen- und Schulrath im Jahre 1775. Dieser gelehrte Mann war mit Hamann befreundet, und brachte auf dessen Empfehlung den Kandidaten Herder in Vorschlag für die erledigte Stelle eines Hilfslehrers. Der Magistrat stimmte dem Rektor Lindner bei und erließ folgende

Vocation

an den Candidatum Herder in Königsberg zum Collaborator bei
der Cathedral-Schule.

Es ist bei hiesiger Cathedral-Schule die Stelle des Collaboratoris, da der bisherige seine Dimission auf sein Ansuchen von uns erhalten hat, erledigt worden. Die Aufnahme dieser Schule, welche uns am Herzen liegt, fordert also unsere Obrigkeitliche Amtspflicht zur würdigen Wiederbesetzung dieses Postens auf. Ew. WohlEbl. gute Gaben, Geschicklichkeiten und gründliche Schul-Wissenschaften sind uns von zuverlässiger Hand versichert worden, und wir haben auf dieses Gezeugniß demselben die vacante Stelle des Collaboratoris bey hiesiger Domschule Obrigkeitlich conferirt.

Diesem zufolge berufen und bestellen wir Ew. WohlEbl. hiermit und in Krafft dieses zum Collaboratore bey unserer Stadt-Schule, und zweifeln nicht, Er werde diesen Ruf und Anfang seiner Beförderung willig annehmen, sich sobald es thunlich anhero auf die Reise machen, und fernerhin unter dem göttlichen Beystande durch Seine gute Dienste der Stadt und unsere Wünsche erfüllen. Wir haben übrigens die Anstalten machen lassen, daß Ew. WohlEbl. von denen dasigen Kaufleuten Bruhnois Kontel u. Comp. zu Reisekosten Einhundert und fünf und zwanzig Gulden Preuß. **) empfangen können und wünschen demselben beständige Gesundheit, Kräfte und alles WohlErgehen, und werden allstets beharren

Ew. WohlEbl.

d. 16. Oktober 1764.

freundwillige
(Unterschriften).

In einem Schreiben vom 7. November erklärte Herder sich zur Annahme der Stelle und zu der Verpflichtung, sie mindestens drei Jahre lang zu versehen, bereit. Am 22. November begleitete Hamann ihn bis zum Thore, „wohin der Fuhr-

*) Herder in Riga, von Jegör von Sivers. Riga 1868, Seite 75.

**) 25 Thaler Pr. R.

mann ihn um 9 Uhr bestellt“, in den letzten Tagen des November kam er in Riga an, und wurde nach wohlbestandenem Examen am 7. Dezember 1764 durch den Scholarchen Schwarz in sein Amt eingeführt. Sein Gehalt betrug zweihundert Thaler, nachträglich erhielt er noch eine Wohnungseutschädigung von fünfzig Thalern.

Herder's Empfang von Seiten des Rector Lindner war ein sehr freundlicher, Hamann hatte seinem jungen Freunde die Wege gebahnt. In einem der Briefe, welche letzterer an Lindner schrieb, sagte er: „Der dringende Inhalt des gegenwärtigen betrifft meinen Freund Herder, und der Anfang ist der zärtlichste Dank für Ihre schon zuvorkommende Sorgfalt und Treue in dieser Angelegenheit. Bei einem ziemlichen Umfange historischer, philosophischer und ästhetischer Einsichten, und einer großen Lust, den fruchtbarsten Boden anzubauen, bei einer mehr als mittelmäßigen Erfahrung der Schularbeiten, und einer sehr glücklichen Leichtigkeit, sich zu bequemen und seine Gegenstände zu behandeln, besitzt er die jungfräuliche Seele eines Virgil's und die Reizbarkeit des Gefühls, welche mir den Umgang der Liesländer immer so angenehm gemacht und dem Winkelmann ein so erbauliches Sendschreiben in die Feder gestößt hat. Ich kann Sie also nach meinem besten Gewissen versichern, daß Sie an diesem liebenswürdigen Jüngling mit etwas triefenden Augen ein Andenken hinterlassen werden, das Ihre Verdienste um dieselbe krönen wird. Beschleunigen Sie ja die Ausfertigung seines Rufes, auch alles übrige zu seiner dortigen vortheilhaften Einrichtung, *et servos animae dimidium meae.*“

Lindner entsprach dieser Aufforderung vollkommen, er besorgte für Herder eine bequeme Wohnung, in welcher derselbe für 110 Thaler alles hatte, was, wie Herder an Hamann schreibt, zur Lebensnothdurft gehört und Luther in die vierte Bitte faßt, ausgenommen ein Weib. Die Ansprüche, welche man von Seiten der Schule an Herder machte, waren mäßig, ihm blieb Zeit genug, Bekanntschaften zu machen und sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen. Anfangs schlieferte ihn das Leben in Riga ein wenig ein, da er noch sehr allein stand, und nicht recht zum Arbeiten kommen konnte. Herder athmete in Riga nach schwerem Druck auf, das Gefühl der Freiheit hob und stärkte ihn, die Behaglichkeit kam erst später. Hamann machte ihm darüber die sehr richtige Bemerkung: „Daß es Ihnen dort gefällt, aber nicht gar zu sehr, ist mir beides lieb; es ist immer besser mit Stöhnen als mit Prahlen anzufangen.“

Die Königsberger Freunde vermißten ihren Herder in gar mancher Stunde. Der schon genannte Fischer schrieb ihm im Februar 1765: „Meinem Glücke fehlt Deine Gesellschaft, Deine lehrreichen Gespräche, Dein freundschaftlicher Umgang. Denn die Vorstellung, daß wir dieses entbehren müssen, daß wir unsern Mentor verloren, die unterbricht immer unser bestes Vergnügen. O Bester, ist keine Hoffnung, Dich je wieder zu umarmen und den so schätzbaren Umgang zu erneuern? Wie gern ginge ich Dir nach, wenn meine Verfassung das zuließe. Doch ich glaube, daß mir ein gewisser Geist der Ahnung sagt, daß ich Dich noch sehen werde, daß ich vielleicht immer an Deiner Seite leben werde. Welche Wollust wüßte dann für mich sein!“ — Mit Hamann blieb Herder in eifrigem Verkehr, der Briefwechsel mit den übrigen Freunden schlummerte bald ein, denn es dauerte nicht lange, bis Herder in Riga festen Fuß faßte.

Im Februar des Jahres 1765 richtete er an den Magistrat ein Gesuch, man möge ihm die Erlaubniß zum Predigen ertheilen. Der Magistrat verwies ihn an die Geistlichen, um sich zuerst von ihnen examiniren zu lassen. Diese waren dem jungen Manne nicht besonders günstig gesinnt, aber in dem Examen nöthigte er ihnen Achtung vor seinen Kenntnissen ab, und erhielt die Erlaubniß, um welche er nachsuchte, ohne Schwierigkeit. Am Dienstag nach dem Sonntage Laetare hielt er in dem Dom seine erste Predigt, „Ueber die Unschuld Jesu.“ Seine Rednergabe öffentlich zu zeigen, dazu bot sich ihm in demselben Jahre noch eine andere Gelegenheit. Wie schon erwähnt, verließ der Rektor Lindner am Ende des Jahres 1764 die Stadt Riga; seine Stelle nahm ein anderer Königsberger, der bereits genannte Schlegel ein. Am 27. Juni 1765 wurde derselbe in sein Amt eingesetzt, und am Tage dieser Feier fand auch Herder's öffentliche Einführung in die Domschule statt. Es war der Tag vor der Jahresfeier der Thronbesteigung der Kaiserin Katharina, welche im Sommer vorher die Stadt Riga besucht hatte. Die Erinnerung an sie war noch sehr lebhaft, die Feier zum Andenken ihrer Thronbesteigung wurde mit lautem Jubel begangen, und dadurch wurde auch die Bedeutung des vorhergehenden Tages erhöht. Herder's Festrede behandelte das Thema: In wiefern auch in der Schule die Grazie herrschen müsse. Wenn in dieser Rede jugendliche Schwärmerei auch den Redner verleitet, Anforderungen zu stellen, welche wenigstens in unsern Zeiten und Verhältnissen praktisch durchzuführen unmöglich sein möchte, so enthält sie doch einerseits so beherzenswerthe Mahnungen an alle, welche mit der Schule zu thun haben, und veranschaulicht so lebendig Herder's schöne Begeisterung für alles Große und Edle und zugleich für alles Anmuthvolle, für alle reizende Form, daß wir es nicht für unpassend erachten, aus dieser Rede, auf welche an vielen Orten aufmerksam gemacht worden ist, einige Sätze der allgemeinen Prüfung vorzulegen. Nachdem der Redner im Eingange den Vätern der Stadt seinen Dank ausgesprochen und dann darauf hingewiesen hat, daß nicht ganz ausschließlich nur das Nützliche, sondern auch das Angenehme in der Schule seinen gebührenden Platz finden müsse, wenigstens in der Schule, wo nicht mündlich mäßige Gelehrsamkeit herrscht, sondern wo man die gründlichen Wissenschaften mit Nützbarkeit und Grazie vereint sehen will, kommt er auf sein Thema und sagt im Verfolg des selben folgendes:

„Was die unnuachahmlichen Griechen die himmlische Afrodite nannten, was Plato, der Lehrer der Schönheit, als die Anmuth der Wissenschaften und den Reiz der Jugend schildert, vor deren Wilde er gleichsam niederkniet, die schöne Natur, welche die Poeten und Künstler nachahmten, die wahren Weisen und Tugendhaften an sich haben: diese himmlische Göttin der Schönheit will ich unter einem menschlichen Bilde eines Lehrers und eines Schülers zeichnen, in die Schule sie einführen, in den Ort, wo Jünglinge im Alter der Grazie ihre Bildung erwarten. Ich will zeigen, wie sie ihre Reize über den Unterricht und die Methode, über den Charakter und die Sitten des Lehrers ausgießen muß, damit er erhabenen Ernst und die väterliche Annehmlichkeit gewinnt, die seinen Schülern das Herz nimmt und es möglich macht, daß er ihnen Liebe zu den Wissenschaften, zur Tugend, und Grundsätze zu leben einflößt.“

„Es ist leider nicht der erste Begriff, den man mit einem Schullehrer verbindet, daß ihn bei seiner Geburt die Grazie des Himmels angeblickt habe, daß er in seiner Jugend ihr seine Wissenschaften aufgeopfert habe, daß sie ihn in die Schule begleitete, und sich gleichsam einen Ort voll Staub zur Werkstatt wählen sollte. Freilich sieht man selten an einem Schullehrer, daß im Umgange sowohl als in seinem Amte, auf seinen Lippen und in seinem Betragen die Annehmlichkeit wohnen sollte. Wie — schließt man — muß es sein, wenn er mit seinem Schulzepter zugleich alle Aezopagusmienen des korinthischen Dionysus annimmt? Man macht den Schluß schnell, etwas hart und vielleicht nicht immer mit Wahrheit; indessen kommt doch ein Bild heraus, so grotesk, als Hagedorn seinen Herrn Post, Horaz den Orbil und alle Alte und Neue einen Pedanten schildern. Sein Kreis von Wissenschaften, sagt man, erstreckt sich vom Donat, unserm ersten Märtyrerbuche, an dem wir uns zu Doktores gelernt und er sich zum Tagelöhner arbeitet, von diesem theuern Buche an bis zu verschiedenen leeren Untersuchungen über das ontologische Ding; seine Methode, fährt man fort, ist auch nach dem barmherzigsten Lexikon Pedanterie, seine sogenannten guten Sitten ein knechtischer Schulzwang, sein bester Wohlstand sei trockne Steifheit und ein Gängelwagen, der höflich grob macht.

„Das ist das Bild des Lehrers; so ist er ein Schrecken der Knaben, und seine Schule, statt eine Wohnung der Huldgöttinnen zu sein, eine Höhle voll Staub: und solchen Begriff pflanzt man gemeinlich den Kindern ein. Die Schulen sind die ersten Gefängnisse, mit denen man ihnen droht, wo man ihnen das Sizen, das Lernen, und weiß Gott! welche ritterliche Uebungen mehr beibringen werde. Einen Schulknaben denkt man sich als einen, der bloß für die Schule lernt, Wissenschaften, die ihm nachher wie ein gelehrter Dunst zerfahren müssen, wenn sie nicht seinen Witz ersticken sollen. Die Animen haben unsern Kopf zum erstenmal gefornt, der Schullehrer zum zweitenmal, wenn wir in die Welt träten, geschähe die dritte und nothwendigste Bildung.

„Ich will nicht die Schullehrer vertheidigen, weil ich selbst einer bin, ich will nur ein paar Ursachen anführen, warum sie so selten mit dem Reiz der Grazie gesalbt sind. Wer drängt sich gemeinlich zu so staubigen, unbekanntten Stellen, als wer mit einem niedrigen Loos, einer unfreundlichen Minerva, einem widrigen Schicksal, und unglücklichen Talenten zu kämpfen hat. Jenes seine Genie lehrt in die große Welt und singt wie die Vögel, nur die melodieose Schwalbe nistet sich an die Häuser und lernt bauen. — Zum zweiten unterdrückt auch der offenbare Handwerkston, auf den man die Lehrer ansieht, mit der Zeit den feinen Reiz, der in der Schule lockt und auf einem freiern Schauplatz glänzt. Wenn der feinste Geist vierzig Jahre im sibirischen Exil lebt, wird er auch ein Ostiack; wenn man ihn offenbar auf den Fuß eines Lohndieners nimmt, verliert er allen Muth, mit der Annehmlichkeit des Virtuosen zu arbeiten; wenn er keine andere Beförderung und Lohn als den Schulstaub fleht, so muß er, um sein Schicksal erträglich zu machen, sich in eine Schulkaste legen, er wird ein Handwerksmonarch in seiner Klasse und ein pöbelhafter Dekonom in seinem Hause — seine eigene enge Sphäre gibt ihm dies System ein, das den elenden Grundsatz zum Mittelpunkt hat: die Welt

gehe, wie sie will, ich thue das Meine so hin. Immer elende Schulen, die so bestellt sind!

„Und sie sollen Pflanzstätten des gemeinen Wesens sein, in ihnen sollen zarte Keiser gezogen werden von so steifen Händen, von hier soll unsere Republik nach uns kommen aus ungebildeten Händen, die wie Epimetheus die Schöpfung verderben; die Kinder sollen den Lehrer lieben, den ihre Väter nicht achten, sie sollen hier Grundsätze zu leben lernen, wo sie sich an allen Grundsätzen verfehlen. Elender Staat! — Nein! wenigstens aus Patriotismus zeichne ich ein anderes Bild des Lehrers der Grazie, sollte es auch nur ein Idealbild aus Platon's Republik sein, das nie in allen seinen Theilen erscheint — selbst ein solcher Traum ist schön, und für Lehrer und Schüler und das Publikum, das mit beiden umgeht, voll Maximen.

„Einsicht und Treue sind die beiden Edelgesteine, die das Amtsschild eines Lehrers schmücken, wie das Brustschild Aarons, indem er die Namen seiner Kinder, wie Aaron, auf dem Herzen trägt. Was bedeuten aber diese Wörter? Ist Einsicht soviel als ein Atlas von Gelehrsamkeit, der ihn drücken muß? Nein, eine unendliche Menge Kenntnisse würde ihm in Ansehung der Bildung mehr entgegen als nutzbar sein. Zerstreut in alle vier Winde in der Welt würde er sich aus dem Kreise der Jünglinge verlieren, in seine eigenen gelehrtten Plane vertieft, würde er sie mit dahinreißen und verwirren, oder ihre Bildung vergessen. Spannt einen Adler an den Gängelwagen eines Kindes: er wird sich entweder losreißen, oder, wenn ihn seine Begeisterung hebt, den Wagen mit sich unter die Sterne führen und das Kind herausstürzen. Nicht eigentliche Gelehrsamkeit, aber Talente, Talente muß ein Schullehrer haben, um leicht und doch gründlich, ganz und spielend seinen Lieblingen die Wissenschaften einzuzaubern. Und dies ist die Grazie, ohne die er immer ein unvollendeter Lehrer bleibt. Er sei so gründlich, wie er will, hat er dabei nicht den Anstand, den Vortrag, die Annehmlichkeit, so ist er kein Lehrer der Jugend. Betrachten Sie den Lehrer in seinem Verhältniß: er tritt in den blühendsten Kreis der Jünglinge, ihre Zeit ist das Alter, wo sich die Fähigkeiten entwickeln, um den Reiz der Wissenschaften zum erstenmal zu empfinden: die Jugend ist gleichsam der Morgen der Jahre, wo man alles Reizende doppelt empfindet und bloß Reize empfinden will. Setzen Sie nun unter sie Männer von Zwang, die Jugend wird ihre Gesellschaft wie ein Joch fühlen, sich ihr entziehen, Lasten fühlen und seufzen, denn sie sieht keine Reize, weder bei dem Lehrer, noch bei den Wissenschaften. Der Jüngling wollte durch Lustgefilbe des Paradieses wandeln, und der Lehrer, mit Frost bedeckt, führt ihn über Schnee und Eis; wie gern will er seine Hände loswinden, um sich einen andern Führer zu suchen, aber vergebens! — Nun wohl! denn, so entschließt er sich zu lernen, um aufzufagen, und nachher den Becher der Vergessenheit darüber zu gießen. Man sage was man will! So lange ich keinen unmittelbaren Reiz an der Sache sehe, wähle ich sie nicht; ich treibe sie, um sie getrieben zu haben, und sie wird schwer. Der Reiz ist das Leitband, das die Jugend fesselt! Was haben wir für eine bessere Aufmunterung? Was haben wir für andere! Die Schulinstrumente? Die diese können Bosheiten bestrafen, aber nicht Tugenden wecken. Strafen durch Ehrbegierde? Dies Mittel ist nur für feine Gemüther, nur im Anfange und

nur selten zu gebrauchen, wenn's nicht seinen Werth verlieren soll. Die Vorstellung vom künftigen Nutzen? O, zum Unglück, daß aber der Nuzer nur künftig ist, daß der Jüngling aus seinem Alter gehen muß, um ihn zu fühlen, etwas, das er so ungern thun will. Das Ungewitter ist noch weit entfernt, der Schade ist einzuholen, die Ernte ist noch zu weit entfernt, ich kann schlummern. — Aber dies ist eine Pflicht, die du Gott und deinen Eltern schuldig bist! Schuldig? o das ist hart! Er bekommt einen Widerwillen an seinem Alter, wo er gehorchen muß, und windet sich zu seinem Schaben entweder ganz vom Gehorsam los, oder er theilt sich und wird ein Heuchler. Elendes Schicksal! und man kann's ihm abhelfen, wenn man auf die Wissenschaften und Tugend einen Reiz ausbreitet.

„Sieh, o Jüngling, ich will dir deine Jugendjahre nicht verbrießlich, sondern angenehm machen. Auf Blumen wollen wir wandeln, gib mir die Hand, als deinem Führer zur Glückseligkeit. Du murrest über dein Alter; auch ich war Jüngling, ich murrte wie du, aber glaube mir, jetzt wünsche ich mich zurück. Du hast das Wohl deiner Eltern in deiner Hand, du bist die Hoffnung und das Schrecken derselben. Du kannst wählen, entweder die Tugend und du wirst ihre Stütze sein, die werden dich mit den letzten Todesthränen noch segnen, oder das Laster, und deine Mutter wird wünschen einen Stein geboren zu haben, deines Vaters graues Haar wird mit Seufzen herunterfahren. Wähle! Du hast das Glück und Unglück deines Lehrers in der Hand; jede Stunde, die du ihm abreißest, ist von seinem Leben; er hoffte, und muß verzweifeln; er liebt dich, und muß weinen. O wenn der Knabe von edlem Blut, von weichem Herzen und nicht pöbelhafter Erziehung ist, so wird dies an ihm wirklich wirken.

„Aberdings gehört ein Zutrauen dazu, daß ich die Sache weiß, daß ich die Wahrheit rede, daß ich sein Bestes will, und dies Zutrauen kann sich der Lehrer durch nichts geben, als durch die Reize, die der Wahrheit und liebenswürdigen Tugend eigen sind. Den gelehrtesten Lehrer wird ein Schüler schätzen, aber bloß wegen seiner Gelehrsamkeit wird er ihm nichts zutrauen; den scharfen Lehrer wird ein Schüler fürchten, aber er wird ihn fliehen; nur den liebenswürdigen wird er schätzen und achten und sich ihm überlassen. Er muß auf seiner Stirn gleichsam die einfältige und erhabene Wahrheit eines Vaters lesen können, der nichts spricht, was er nicht denkt; er muß das liebenswürdige und mitempfindende Herz eines Freundes sehen — und alsdann hat der Lehrer alles gewonnen: alles, was er vorträgt, ist schön; sie folgen ihm auch auf beschwerlichem Wege, sie hangen an seinen Lippen. O meine Einbildungskraft verliert sich an so einen reizenden Ort, wo solche Grazie zwischen Lehrern und Schülern herrscht! Es ist nicht mehr Schule, es ist ein angenehmer Pflanzgarten, der Lehrer wandelt mit heiterer Stirn zwischen Freunden, die ihre ganze Seele ihm geben. Er wird mit ihnen Jüngling und trägt ihnen die Wissenschaften vor, wie er sie als Jüngling hören wollte. Er wird ihr Mitschüler, arbeitet vor und nuntert mit seinem Feuer auf, wie eine Kohle die andere anglimmt; von seinen Lippen voll Beredsamkeit entwenden sie die Worte, und aus seinen Mienen die Grazie, lernen seine Weisheit. Die Schule wird, was sie bei den Römern war, ludus, ein Zeitvertreib, was sie bei den Griechen war, ein Gymnasium, ein Uebungsplatz, wohin die Knaben, neu-

geboren wie der Morgen und nunter wie die Grazien hineilten, und sich gleichsam munter wie eine Blume machten. Die goldene Zeit der Einfachheit lebt wieder auf, da Alkibiades, der Jüngling, der das Meisterstück der Natur in Tugenden und in Fehlern war, da diese Grazie an den Lippen des Sokrates hing, sich um seinen Hals schlang, ihm sein ganzes Herz entfaltete, gegen ihn als seinen Vater brannte und sich von ihm auch in der größten Hitze zurückhalten ließ.“ —

Wunderbare Fügung des Schicksals! In dem gebrühten, gemißhandelten, armen Knaben, dem in seinem öden Geburtsorte nur die klägliche Alltäglichkeit immer wieder von neuem vor Augen steht, in diesem Knaben lebt ein heimliches, verborgenes Ideal der ewigen, göttergleichen Schönheit; kein Druck kann seine Gestalt ihrer schönen Verhältnisse berauben, kein Niederbeugen in den Staub kann seine herrlichen Farben verdunkeln und verwischen, und sobald nur der Druck hinweggenommen ist und der goldene, belebende Strahl der Freiheitssonne durch die trüben dichten Wolken bricht, blüht sofort das Ideal wie eine Blume auf, entfaltet Blätter und Blüten, entzückt unser Auge und weist unser Herz nach oben, zu dem Vater, welcher der ewige Quell alles Lichtes, aller Schönheit ist!

Für manchen redet Herder unverständliche, thörichte Laute; wer aber die Wahrheit derselben fühlt und versteht, wer diese Wahrheit im Leben wirklich zu machen weiß — und sie kann verwirklicht werden, — der wird auch Erfolge erringen, von welchen mancher andere nicht träumt. Auch die Schönheit, d. h. die wahre, edle Schönheit ist eine sittliche Macht, sie lebt nur in moralisch reinen Gemüthern, sie belebt und verfeinert das sittliche Gefühl. Ihre Wirkung im Leben ist eine tiefgreifende und nachhaltige, sie ist mit einem Zauberspruche zu vergleichen, der den Damm des Gemeinen löst, mit einem Flügel, der hinauf trägt, fort von der schweren Masse zu den erhabenen Höhen der Gottheit, mit dem Sonnenstrahle, der das dunkle Auge öffnet und ihm eine neue herrlichere Welt erschließt. Von Rafael erzählt Vasari, daß in der Nähe dieses göttlichen Meisters die Künstler ihren Neid und ihre Eifersucht vergaßen, daß ein jeder schlechte und gemeine Gedanke vergessen ward, daß nicht allein die Menschen, sondern auch die Thiere ihm ihre Ehrerbietung erwiesen. Das ist die geheime alles überwindende Macht der Schönheit. Wer ein Priester der Schönheit ist, der ist auch ein Priester der Wahrheit, der Sitte; Herder war beides, und schon an dieser Stelle, als Jüngling von kaum einundzwanzig Jahren, spricht er den großen Gedanken von der Macht der Schönheit mit Nachdruck aus.

Auch in das Leben mußte er seine Grundsätze zu übertragen; über seinen Unterricht war in Königsberg wie in Riga nur Eine Stimme, seine vortreffliche Methode, sein humaner Umgang mit den Schülern zog die letzteren unwiderstehlich zu ihm hin; für feinere Gemüther waren seine Stunden ein Fest, und Schüler von ihm erinnerten sich noch im Greisenalter mit inniger Freude seines Unterrichtes. Ebenso viel Beifall fanden seine Predigten, welche besonders von jungen Leuten sehr gern und fleißig besucht wurden.

Riga war die Stadt, welche dazu geeignet war, den Werth eines Herder zu erkennen, und, was mehr sagt, diesen Werth noch zu steigern. „In Riga *) fand

*) Erinnerungen aus dem Leben Herder's I, 97 u. 111.

Herder noch schöne Reste vom Geist der alten Hansestädte, einen zwar vielfach durchkreuzten und oft gehemmten, aber doch noch regen Gemeingeist, belebt und wirkend zum Wohl des Ganzen. Hier wurden seine Grundsätze über bürgerliche und Staatsverhältnisse geweckt und genährt. Unauslöschlich blieb ihm der Eindruck dieses Gemeingeistes, von dem er sehr gern sprach, und den er in jeder Stadt, jedem Dorf, jedem Institut, jeder Schule hätte aufwecken mögen. Seine Lebensansicht erweiterte sich, er gewann mit der vermehrten Kenntniß des Menschen und des Lebens im Großen auch höhere Ideen von bürgerlicher Freiheit, bürgerlichem Wohl und edler, weiser Wirksamkeit dafür.“ — „Ofter Umgang, mit Würde, vereint mit angenehmen Sitten und mit Gastfreundslichkeit, war, was den Einwohnern Riga's zu eigen war. Es galt damals ein männlich freier Geist, mit Offenheit und Gutmüthigkeit verbunden, die Bande des Blutes wurden mit einer angeborenen Achtung anerkannt, und ehrend bewahrte die Familie mit Liebe zum Alten die einfachen Sitten ihrer Vorfahren, so wie diese mit ihren bürgerlichen Vorrechten in ehrenvollem Einverständnis standen. Die Nachahmung alter Tugend war ihre Jugendliebe, und im hohen Alter schätzte man noch die Namen, welche aus der Geschichte der Vaterstadt auf sie herabgekommen.“

Eine Anzahl von lieben Freunden sammelte sich um Herder, von denen einzelne ihm bis zu seinem Tode treu blieben; unter ihnen sind zu nennen der nachmalige Bürgermeister Karl Wilpert, die Brüder Berens, die Familie Schwarz, Grave, Zuckerbecker, der Buchhändler Hartknoch, der Herr von Schreibvogel. Mit diesen Freunden las er die neuesten Bücher, trieb mit ihnen gemeinschaftlich Musik, welche besonders bei Hartknoch sehr gepflegt wurde; die Abendgesellschaften bei dem Kaufmann Busch wurden fleißig besucht. Im Sommer des Jahres 1765 verweilte Herder gern auf den zahlreichen Landsitzen, welche in der Umgegend von Riga lagen. Sein Lieblingsaufenthalt war Grafenheide, welches dem Herrn von Schreibvogel gehörte. Die Freuden, welche er hier empfand, sprach er in dem nachstehenden Gedichte aus:

Ein Lied auf Grafenheide.

Nimm mich, nimm mich, Göttin, sanfte Freude,
 ganz in deinen Schoos.
 Hier im Sitz der Lust, in Grafenheide,
 wohnst du kummerlos.
 Hauchst in jedem Zuge
 sanfte Ruhe ein,
 drum im stillen Taubenfluge
 will ich mit entzückter Seele dir ein Liedlein weihn*).

*) Interessant ist die Form dieses Liedes, sie zeigt genau die beiden Stollen and den Abgesang, welche schon Herder durch große Anfangsbuchstaben bezeichnete. Man vergleiche im I. Bd. unseres Werkes unter Walter von der Vogelweide S. 117 ff.

Alles lacht um mich; wohin ich sehe
 prangt mit mildem Geiz
 Neu Vergnügen, und wo ich nur gehe
 lacht ein neuer Reiz.
 Seht die Aehren wallen
 hin zum runden Hain,
 wo Naturkonzerte schallen,
 und die Wipfel und die Zefir rauschen Lust darein.
 Rings umkränzt von See und Wald und Auen
 irrt umher mein Blick
 Immer fremde. Niemals satt zu schauen
 find ich immer neues Glück.
 O Natur, du glänzest
 unerforschlich reich,
 und ein Ort, den du bekränzest,
 lacht der Kunst und des Gepräges, und ist Eden gleich.
 Zwar hier tanzt auf Rosen keine Fnyne
 lauten Scherz mir vor,
 keine Silberflöte lockt ins Grüne
 in ein Rhymenchor.
 Doch die stille Freude
 fliehet ins heitre Herz
 und im muntern Hirtenkleide
 lacht sie nur auf heitern Stirnen, weit vom wilden Scherz.
 Prangt, ihr Dichter, mit erträumten Gründen
 wo die Wollust thront;
 Euer Tempe, sagt's, wo ist's zu finden
 als im Dichtermund?
 Zwar ist Grafenheide
 keine Götterflur,
 doch auf dieser Unschuldswaide
 lacht in Augen und auf Stirnen nichts, als du, Natur.
 Wenn im Abendroth der Himmel schwimmt,
 wähl' ich dich, o See!
 Wenn der Silberthau auf Wiesen glimmeth,
 wähl ich dich, Alee!
 Wenn die Sonne steigt
 suche ich den Wald,
 und wenn sich der Abend neiget
 o, so bist du, Freundschaftshülte, mir ein Aufenthalt.
 Hier als Jüngling Rosentränze winden,
 ist ein Königreich.
 Hier sein Leben neu verjüngt empfinden —
 jagt, was ist dem gleich?
 Hier wo sich Vergnügen
 nicht mit Silber zahlt,
 und wo sich mit sanften Zügen
 auf dem Antlitz der Bewohner treue Freundschaft malt.

Mehr als dreißig Jahre später erinnerte Karl Wilpert den Dichter an dieses Lieb; Herder schrieb ihm zurück: „Diese Zeiten, da wir beide Jünglinge waren, sind mir äußerst erfreulich; sie sind für mich ein gar schöner Traum und werden es bleiben. Das Andenken meiner Jugendfreunde ist mir wie der Genuß eines schönen Gartens; keiner ist mir alt geworden, alle leben noch in meiner Erinnerung, wie sie damals lebten, ich lasse ihnen gern diese glücklichen, stehenden Jahre.“ —

Noch mancher Anlaß zur Freude widerfuhr dem jungen Hilfslehrer in dem gastlichen Riga. Am 11. Oktober des Jahres 1765 wurde das neu erbaute Gerichtshaus bezogen. Am frühen Morgen ver kündeten Kanonenschüsse von den Wällen (Riga war damals noch Festung, jetzt sind die Festungswerke abgetragen) den Beginn der Feier, während zugleich die Glocken zum Gottesdienst in den Dom riefen, wo der Oberpastor eine Predigt hielt, in welcher er mit warmer patriotischer Gemüthsung darauf hinwies, daß die Stadt selber aus Abgaben, welche die Bürger freiwillig sich auferlegten, die Mittel beschafft habe, dieses schöne und würdige Gerichtshaus aufzubauen, welches nun heute bezogen werden solle. Die Einweihung des neuen Gebäudes erfolgte durch den Bürgermeister in Gegenwart des gesammten Magistrates und aller Gilden und Körperschaften; Nachmittags fand ein Schulakt statt, bei welchem Herder die Festrede hielt; er sprach über das Thema: „Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten*)? — Am Abend war in dem Börsefaal des Rathhauses ein großes Konzert, die Einladungsarten zu demselben trugen die originelle Aufschrift:

O Tag, den Enkel uns beneiden,
Dein Anfang sei Gebet, dein Schluß ein Ton der Freuden,
Und beidemale jauchz' ein jeder Patriot:
Hier wohnet Vaterland, Recht, Freiheit, Handel, Gott! —

Diese schönen Zeiten in Riga hat Herder nie vergessen, in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität gedenkt er ihrer an mancher Stelle. Doch damit dem Reibe der Götter der gebührende Zoll entrichtet würde, waren für Herder auch einige Verdrießlichkeiten bereitet. Der neue Rektor Schlegel war ein Pedant, der den Lehrern, welche unter seiner Leitung thätig waren, und besonders dem brausenden, begeisterten Herder oft genug das Leben verbitterte. In seinen Briefen an Hamann führt Herder oft bittere Klage, welche der ältere Freund theilnehmend mitempfindet. In dem Briefwechsel dieser beiden Männer läßt sich verfolgen, wie ihr Verhältnis immer wärmer wird. Hamann hatte in den Jahren 1765 und 1766 eine Stelle als Hauslehrer in Mitau angenommen, Herder besuchte ihn im Mai des letztern Jahres, und schrieb ihm nach seiner Rückkehr von Riga aus unter anderm folgendes über seine Reise:

„Prüfise 2 fuhr ich ab, und war drei Meilen durch stumm und gedankenvoll. Wenn mein Schutzgeist über das Schlucken etwas Jurisdiction hat, so muß mein Hamann sehr oft zu sich selbst gesagt haben: „curieuse! schlucke ich doch niemals so!“ — Ich machte dabei die wahre praktische Anwendung, daß, wenn man auch

*) Diese Rede wurde in Riga damals gedruckt; die früheste Fassung ist jetzt nicht mehr bekannt. Herder nahm sie später in seine Schriften auf (Werke zur Phil. XIII. 263 ff.), doch scheint die spätere Fassung sehr verändert zu sein.

nicht verliebt ist, man doch durch den Zusammenstoß und die Veränderung der Gegenstände sich so sehr zerstreuen kann, daß man oft nur wenige Augenblicke den Angelegenheiten des Herzens schenkt, um deretwillen Freunde doch zu einander wallfahrten. Habe ich doch kaum eine halbe Stunde mit meinem Hamann gemeinschaftlich einander unser Herz geöffnet, und das ist der Freundschaft sel'ge Stunde

D'rin man sein Herz bedenkt,
Sonst verschwind't alle Zeit
Die man zubringt auf Erden;
Wir wollen glücklich werden
Und sein in Ewigkeit.

Mein Freund findet auch da nicht seine Ruhe? Er schmachtet wieder nach Veränderung? Er findet auch nicht mehr in den Armen seines Freundes die alte Aufmunterung? Elendes menschliches Leben, das man nicht genießt, wenn man es zu früh, und wenn man's zu ekkeltisch durchläuft.

Ich nahm mir dabei vor, gleich Abends an meinen Hamann einen langen vollen Brief zu schreiben, von dem es heißen sollte: „Die Briefe sind stark, aber die Gegenwart des Leibes ist schwach, und die Rede zu muthig.“ Und was wäre dieses für ein fürtrefflicher freundschaftlicher Brief geworden, aber eben die besten Entschlüsse haben, wie die besten Väter, keine Kinder. Unter allen diesen Entschlüssen kam ich dem Schlafe nahe und wäre näher gekommen, wenn nicht der schnelle Fuhrmann und der höckerichte Weg den Schlummer von meinen Augenlidern weggeschleucht hätte. Ich fing also an zu singen: das Rütteln der Ribitka schlug Takt, machte Triller,hebungen und Kontrapunkte, Schleifungen und Sprünge; demungeachtet sang ich ein Duzend Gassenlieder kläglich ab, und kam nach Regen und Wind an die Düna, ließ mich schnell übersetzen, denn obwohl an eben dem Tage zwei Mädchen ertrunken waren, so war doch dies bei einem Julius Cäsar und einem Orecourt nicht zu vermuthen. Man hatte die Thore mir zu Gefallen eine Stunde über Gewohnheit offen gelassen, und ich kam wie ein Feldteufel zu meiner lieben Wirthin.“ —

Noch ein Brief Hamann's an Herder und des letztern Antwort darauf mögen hier Platz finden, da sie ein helles Licht auf Herder's persönliche Stellung und auf seine ganze Denkungsweise werfen. Die Briefe sind beide im Dezember des Jahres 1766 geschrieben.

Hamann an Herder.

„Liebster Herder!

Ich habe ebenso öfters Ihre freundschaftliche Zuschrift in Gedanken beantwortet, als Sie in Gedanken an mich geschrieben. Da ein gewisser Impuls zu meiner Thätigkeit gehört, so erhalte ich in diesem Augenblicke Kraft dazu. Ich nehme an Ihren Klagen Antheil, und Paz ist Zeuge davon, daß ich Ihren Brief mit aller Sympathie, die Freundschaft und Schicksal geben können, gelesen habe. Jetzt findet sich unvermuthet ein Vorfal, wo ich mich Ihrer erinnere, habe, wie Farao's Mund-

schent seines Mitgefangenen Josefs. Ich werde unverdienter Weise in eines der besten Häuser in Kurland zu der Stelle eines Hofmeisters aufgefordert. Wenn es möglich ist, so entschließen Sie sich aus Liebe für mich und sich selbst dazu, Herr von Spöge von Blankensfeld, bei dessen Bruder Lindner als Hofmeister gestanden, ist der Mann, der alles mögliche thun will, meinen Einfall Ihnen angenehm zu machen. Da Ihre Gesundheit und Gemüthsruhe bei Ihrem gegenwärtigen Posten leiden, und ich eine Aenderung, als das einzige Hülfsmittel für Sie, für nöthig halte, so melden Sie mir, ob es Ihnen möglich sein wird, dort loszukommen. Das Landleben, die Ruhe desselben und andere Vortheile, deren Sie bei Ihrer gegenwärtigen Verfassung entbehren müssen, werden allen Ihren gegenwärtigen Bedürfnissen abhelfen. Kurz, ich würde diesen Antrag gar nicht wagen, wenn ich nicht hoffen könnte, damit bei Ihnen so gut zu bestehen, als in Ansehung des Hauses, wo man mir eine Stelle einräumen und aufdringen wollen. Es kommt bloß auf die Entschließung an, ob Sie eine vortheilhafte Veränderung Ihrer gegenwärtigen Umstände unternehmen können und wollen. Sobald ich — und dies in aller möglichen Eilfertigkeit — Ihre Antwort und männliche Erklärung darauf erhalte, so überlassen Sie mir das übrige, und wenn Sie in Ansehung des Gehaltes u. s. w. Bedingungen vorzuschreiben haben, so melden Sie mir Ihre völlige Meinung darüber, wie ein Freund ins Gesicht des andern Freundes. Hierauf erwarte ich nun Ja oder Nein, wie Hans zu Grete und Grete zu Hans. Daß es Ihnen in Kurland leichter werden möchte mit Ihrer Absicht, die Landessprache zu erlernen und ein festeres Etablissement zu erhalten, will ich nicht erwähnen. Ich umarme Sie und bitte um eine prompte Abfertigung. Meine ganze Anfrage gründet sich auf die Freundschaft, mit der ich der Ihrige bin.

Hamann.“

Herder an Hamann.

„Mein liebster Hamann!

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für den Antheil, den Sie an meinem Mißvergnügen nehmen, und fühle es bei diesem Vorfall recht sehr, was es heißt, einen wahren Freund haben. Ich hätte also in eben dem Feuer, in welchem ich Ihren Brief las, Ihnen sogleich geantwortet, wenn ich nicht Freitag und Sonnabend Nacht hätte schlaflos zubringen müssen, einer Predigt wegen, die ich Sonntag früh halten mußte, als ein Werk der Nothwendigkeit. Entschieden war die Sache sogleich im Lesen, und jeder Augenblick Bedenkzeit hat diesen Entschluß bestärkt, daher ich ihn jetzt mit Freiheit schreibe, sowie ich ihn mit Festigkeit fasse.

Wer nicht vorwärts geht, der geht zurück, mein lieber Hamann. Diese Warnung verbietet mir eine Veränderung, die Sie mir mit so vielem freundschaftlichen Eifer empfehlen. Ich nehme mir alsdann unthwilligerweise das einzige Gut, das ich habe: Freiheit und Unabhängigkeit, und das ich jederzeit so hoch geschätzt, daß ich, ungeachtet aller dringenden Bedürfnisse auf der Akademie, vor jedem Privatengagement gezittert. Ich weiß, was man mir hierauf antworten kann; allein eine Empfindung, die so tief eingewurzelt ist, sollte sie auch Vorurtheil sein, läßt sich nicht durch eine Induktion heben, die doch selbst bloß wahrscheinlich

und trüglieh bleibt. Hier bin ich doch wenigstens fest und sicher, wenn nicht unter dem Schatten des reichen Fruchtbaumes, so doch des friedlichen Ahorns. Hier hängt mein Beifall von vielen ab, dort von einem einzigen, und meine Zufriedenheit ist soviel unsicherer.

Meine vornehmsten Beschwerden werden nicht vermindert: hier viele Arbeiten, die mich bloß drücken, weil sie nicht für mich sind, dort bin ich den Arbeiten noch fremder; hier Neider und verläumberische Bösewichter, und elende Tröpfe, die alle jauchzen, wenn sie mich so weit gebracht sähen; hier das Unglück unter einem Kerl wie Schlegel zu stehen, dort ein unbekanntes Loos. Noch will ich ein Jahr warten, und dann breche alles! Drei Jahre habe ich Riga und mir versprochen, die will ich halten.

Die lettische Sprache — ich hätte sie hier längst anfangen können, wenn ich zu irgend einer Sache in der Welt Lust hätte, und Dorfpastor zu werden, noch am wenigsten. Ich fühle es, die äußere Ruhe auf dem Lande würde bloß Qual sein, und schleichendes Fieber. Noch will ich mich lieber winden, und seufzen und mich mit mir selbst quälen, und leiden und ausbauern: es muß ein Stoß kommen, der mich hebt und fortschleudert. Uebrigens schätze ich alle Ihre Mühe und Freundschaft: um mich bemühen Sie sich nicht weiter, mein liebster alter Freund, ich Hans Gottfried Herder sage Nein!

Sie sehen aus diesem ganzen Briefe, daß ich in einem Zustande bin, den kein Ort verändern kann — wer ist sich je entflohen? Ich habe gestern eine halbe Nacht in einer kläglichen Gemüthsverfassung zugebracht, die ich meinem Feinde nicht wünsche: bis zum Stampfen und Weinen; nur das letzte kann ich nicht. Lassen Sie diese Worte unter uns bleiben; mein Kopf möchte mir springen, alles ist mir zuwider. Müßte ich nicht meine Privatkonnexionen unterhalten, weil ich auch in dieser trübseligen Zeit (die ich aber zu verbergen suche) mehr Freunde gefunden, als vermuthet, so würde ich alles quittiren, und leben, wie ein einsamer Vogel auf der Domschule.

Ein paar Wochen denke ich zu mediciniren, etwas, was mir im Ernst hochnöthig ist, und alsdann mich, wie Achill auf den Schiffen von Phia in der Stille zu erholen: wenn mein Auge sich nicht bessert, vielleicht meine Seele! — Ich umarme Sie, mein guter, lieber Hamann, und bin ewig Ihr

Herder.“

Die tief erregte Mißstimmung, welche dieser Brief bekundet, lag wohl vorzugsweise in den beengenden Schulverhältnissen. Nichts drückt einen jungen, feurigen, strebsamen Lehrer, der seines Werthes sich bewußt ist, mehr, als das Bleigewicht eines pedantischen Vorgesetzten, der nur auf dem einen breitgetretenen Wege das Ziel erreichbar glaubt. Aber nichts ist auch natürlicher, als daß ein junger Mann von der eben geschilberten Verfassung in seinen kühnen Neuerungen zu weit geht und Schranken überspringt, welche vor dem Irrwege aufgerichtet sind. Beides mag wohl zusammengetroffen sein, das erstere mehr als das letztere, um für Herder die sonst so schönen und belebenden Tage in Riga zu verbunkeln. Auch seine Gesundheit hatte in Folge von übermäßigen geistigen Anstrengungen, in denen Maß zu halten Herder nie in seinem Leben verstand, bedenklich gelitten. Eine schwere Lungenentzündung brachte ihn im Februar des Jahres 1767 in Lebens-

gefähr, nur langsam vermochte er sich zu erholen. Im März schrieb er an einen Fremd: „Meine Maschine ist wieder gut, aber meine Brust taugt noch den Teufel nichts.“

Da er als Konvalenszent seine Amtsgeschäfte noch nicht wieder versehen konnte und daher der unfreiwilligen Ruße sehr viel hatte, so benutzte er die Gelegenheit, um sich von einem Uebel zu befreien, das ihm schon lange ärgerlich und schmerzhaft gewesen war; die Thränenfistel, welche sein ausdrucksvolles Gesicht entstellte, sollte operirt werden. Die Vorkur dauerte acht Wochen; ausgehen, Wein, lesen, schreiben und studiren waren verboten, doch zur eigentlichen Operazion kam es nicht.

Nach der trübten Zeit folgten aber auch wieder helle Tage. Am 24. April 1767 erging an Herder ein Ruf, das Inspektorat der deutschen Schule in Petersburg zu übernehmen. Diese für den jungen Hilfslehrer immerhin sehr ehrenvolle Volazion gewinnt noch an Bedeutung, wenn man in Anschlag bringt, daß dieser Posten nur an Männer von Ruf vergeben zu werden pflegte. Das Schreiben des Kirchenkonvents der St. Petersgemeinde lautete wie folgt:

„Hochedelgeborner, hochgelehrter Herr!

Der Ruf, welcher von Ihrer besondern Geschicklichkeit, von Ihren ausnehmenden Kenntnissen und Einsichten in Einrichtung guter Schulen und von Ihren Verdiensten, die Sie in diesem Stücke schon in Riga bewiesen haben, zu uns gekommen ist, hat bei uns ein vollkommenes Zutrauen zu Ihnen erweckt. Wir haben die Hoffnung zu Ihnen, daß Sie vermöge Ihrer bekannten Gelehrsamkeit und Treue unsere vor einigen Jahren errichtete Unterweisungs- und Erziehungs-Anstalten nicht allein in ihrem gegenwärtigen Zustande erhalten, sondern vieles zur Verbesserung derselben beitragen werden. Unsere Schule, die den Sprachen, Künsten und Wissenschaften, und zwar für Personen beiderlei Geschlechts gewidmet ist, mit welcher auch eine Erziehungsanstalt verknüpft ist, erfordert einen Mann, der mit aller Treue, Sorgfalt und Geschicklichkeit sich derselben annimmt. Die Vorsicht hat uns in Ihnen, hochedelgeborner Herr, einen solchen Mann zugewiesen.

Wir berufen demnach Dieselben im Namen der hochgelobten Dreieinigkeit als Inspektor unserer Unterweisungs- und Erziehungsanstalt in Hoffnung, daß Sie diesem so wichtigen Amte, womit die Wohlfahrt so vieler Ihrer Sorgfalt anvertrauten jungen Personen beiderlei Geschlechts verbunden ist, als ein tüchtiger, getreuer und geschickter Inspektor wohl vorstehen werden. Sie werden von Ihrem Verfahren und Ihren Einrichtungen niemand als einem hochlöblichen Kirchenkonvente Rechenschaft zu geben haben, und unter niemandes Direktion stehen. Wir haben das gewisse Vertrauen, daß Ew. Hochedelgeborenen unserer Erwartung vollkommen ein Genüge leisten werden.“

An Gehalt wurden siebenhundert Rubel, freie Wohnung mit Holz und Licht, sowie eine Entschädigung der Reisefosten versprochen.

Herder, dem die Verhältnisse in dem deutschen Riga bereits zu enge zu werden anfangen, bezeigte wenig Lust, die Stelle anzunehmen. Doch trug ihm dieser Ruf eine Verbesserung seiner Stellung in Riga ein. Er theilte nämlich dem Magistrate die erhaltene Volazion mit und gab zu verstehen, daß er lieber in Riga bleiben

möchte, vorausgesetzt, daß er baselbst gleiche Vortheile genösse wie in Petersburg; eine Stelle als Prediger würde ihm besonders erwünscht sein.

Der Stadtmagistrat verfehlte nicht, sich über alle diese Verhältnisse gründlichen Bericht abstatton zu lassen. Der Antrag des Referenten ging dahin, man möge trachten, den wegen seiner vorzüglichen Gaben und Eigenschaften, gründlichen Wissenschaft und großen Gelehrsamkeit so nützlichen Mann, „dessen nähere Bekanntschaft und Freundschaft sogar selbst der so berühmte als gelehrte Canonicus in Halberstadt Herr Steim in einer an denselben unlängst abgelassenen sehr schmeichelhaften Zuschrift zu suchen Gelegenheit genommen,“ der Stadt Riga zu erhalten. Dieser Vorschlag fand den Beifall des Rathes, und es wurde beschlossen:

„Daß Dominus Herder seiner bekannten Geschicklichkeit und gründlichen Gelehrsamkeit halber, und weil er die erhaltene Vocation nach St. Petersburg auszuschlagen sich willig erklärt, in seinem Gesuche zu fügen und derselbe als Pastor Adiunctus bei den vorstädtischen beiden Kirchen, mit Verbehaltung seines Officii bei der lateinischen Schule und derer damit verknüpften emolumentorum, zu erwählen sei, derselbe auch künftigt als Pastor Adiunctus, außer der gewöhnlichen Einnahme an Reichengeldern, dreißig Thaler wegen Hausmiete und zehn Thaler als Weihnachtsgelbendung, also zusammen jährlich vierzig Thaler so, wie es bis daher die vorigen Herren Pastores Adiuncti genossen, von Jesus-Kirchen-Geldern zu erheben haben solle.“ Zugleich wurde festgesetzt, daß er in Zukunft nicht mehr verpflichtet sein solle, bei der Schule seine behinderten Kollegen zu vertreten.

In dem Examen, welches das geistliche Ministerium mit Herder abermals anstellte, wurde gefunden, daß er nicht nur eine richtige, sondern auch gute und gründliche Kenntnisse der Theologie gezeigt hätte; am 10. Juli 1767 wurde Herder ordinirt und am 15. Juli in sein Amt eingeführt. Bei der Schule hatte Herder nun im Sommer täglich drei, im Winter täglich zwei Stunden zu geben, zu predigen hatte er alle vierzehn Tage und außerdem an allen Bußtagen, Festtagen und Mariantagen. Herder verfehlte nicht, seinem ehemaligen Dienstherrn, dem Diaconus Tresho, seinen Ruf nach Petersburg und seine Beförderung zum Prediger in einem ausführlichen Schreiben mitzutheilen. Seine Gesamteinnahme gibt Herder bei dieser Gelegenheit auf 500 bis 600 Thaler an. Den Ruf nach Petersburg auszuschlagen, daran that Herder übrigens sehr recht, denn er war noch zu unerfahren, um die Aufsicht über dreißig Lehrer, welche an jener Schule arbeiteten, zu führen, und dabei fast den ganzen Haushalt der Schule und des Pensionats in die Hand zu nehmen.

Zu erwähnen ist noch, daß Herder kurz vor seiner Anstellung als Prediger in den Freimaurerorden aufgenommen und in ehrender Auszeichnung von der Loge zu ihrem Sekretär ernannt wurde, obwohl er den dazu eigentlich erforderlichen Grad nicht einmal besaß. Obwohl Herder sich später in Weimar nicht öffentlich als Freimaurer bekennen konnte, so bewahrte er doch stets ein lebhaftes Interesse für dieselben, und noch in seinem letzten Lebensjahre beschäftigte er sich mit Vorarbeiten zu einer Geschichte des Ordens.

Herder's äußere Lebensstellung war für einen jungen Mann von dreißig Jahren damals nun eine sehr angesehene und ungewöhnlich einträgliche. Wäre es ihm nur um Ehre und Gewinn zu thun gewesen, so wäre er auf dem

besten Wege zur Befriedigung seiner Wünsche gewesen, denn man stellte ihm die höchsten Ehrenstellen in Riga in sichere, und nicht allzu weite Aussicht. Aber Herder's edler Geist fand kein Genüge an dem, was das Streben fast aller Menschen ist; die gesicherte Existenz, die wohlgeordneten Verhältnisse waren ihm nur der feste Grund, der ihm dazu diente, sich höher hinaufzuschwingen. Aber ein höherer Flug war in Riga unmöglich; eine Bibliothek fehlte ganz, wissenschaftlicher Umgang mußte fast gänzlich entbehrt werden, und vergebens rang der strebsame junge Mann nach Zufriedenheit mit seiner Lage. Riga hatte ihm bereits alles geleistet, was es geben konnte, es hatte ihn in das Leben eingeführt, es hatte ihm einen neuen Geist und frischen Muth, Zuversicht auf seine eigene Kraft und die feste Hoffnung auf spätere höhere Leistungen eingeflüßet; aber die Erfüllung dieser Hoffnungen mußte an einem andern Orte gesucht werden, und andere Verhältnisse mußten seinem Geiste einen stärkern Aufschwung geben, das fühlte Herder sehr tief, und es drückte ihn nieder. Im Sommer 1768 schrieb er an einen Freund in Königsberg die bezeichnenden Worte: „Meine gegenwärtige melanfolische Denkart macht mir alles schwer, und mich zu allem auch schwer. Der Ort, wo ich lebe, mein Stand, meine Arbeiten, die Leute, mit denen ich umgehen soll, alles ist mir verdrießlich und ich kann nichts so wenig erklären, als daß ich mich an Riga durch meinen ehrlichen Pastorstand auf gewisse Art angekettet. Ich schnappe nach nichts, als nach Veränderung, und verzehre bei dieser Unzufriedenheit wahrhaftig mich selbst. Der erste Ruf von hieraus, es sei, wohin und wozu es auch wolle, gefällt mir schon im Voraus, und nichts soll mich hindern, jede Gelegenheit zu ergreifen, um mehr Länder und Menschen kennen zu lernen. Dies allein wäre im Stande, mich aufzumuntern, sonst nichts; denn wenn ich mich gleich jetzt ins hiesige Oberpastorat oder Generalsuperintendentenschaft versetzte, und in den Stand der heiligen Ehe obendrein, so sind jetzt einmal die Menschen meines Orts nicht nach meinem Sinn geschnitten, und ich sehe einer großen, weiten Leere entgegen, die meinen Geist nothwendig ermatten muß, weil dieser gewiß Aufmunterung über alles braucht. Und in den Jahren, in denen ich bin, muß auf die ganze Lebenszeit alles entschieden werden! Wollte Gott, ich hätte weniger Einbildungskraft, um mir selbst damit zur Last zu werden.“

„Doch wohinaus mit meinen Klagen? — Den Augenblick, da ich Ihren Brief bekam, war ich nicht mehr in Riga, ich war bei Ihnen, ich umarmte Sie. So las ich ihn, so denke ich an Sie. Mit einem Freunde, wie Sie, zu leben, und die Welt zu genießen, und Aufmunterung zu finden, und vor heiliger Pastoralwürde nicht allen Wiz verbannen zu dürfen, und andere Beschäftigung zu haben, als Predigten zu machen oder Arbeiten zu doziren, die ich selbst nicht mag: so was wäre mein Wunsch und meine Sehnsucht. Der Charakter des Gelehrten hat für mich keine Reize, und der besten menschlichen Situationen, des Umgangs, der Freundschaft — muß ich entwöhnt werden, und sie in meinen besten Jahren nicht genießen. — Doch ich klage ja schon wieder, und das wollte ich nicht. — Ich schreibe diesen Brief sehr unheiter; die erste heitere Stunde soll Ihnen sein. Schreiben Sie mir doch bald, denn Ihre Briefe gehören wirklich unter die Aufmunterungen meines Lebens.“ —

Eine Verbesserung dieser Verhältnisse trat nicht ein, Herder aber wurde immer

ungebuldiger und 'seine Sehnsucht nach der Welt immer stärker. Im Januar des Jahres 1769 schrieb er in einem Briefe an Nikolai in Berlin: „In einem Aufenthalt, wo man ohne allen gelehrten Umgang kaum als Pflanze fortlebt: wie anders als angenehm, wenn wenigstens so viele Meilen hinüber der Laut eines gelehrten Freundes kömmt und uns weckt? O lassen Sie mich, geschätzter, theurer Freund, lassen Sie mich in meinen Schreiben immer auch etwas seufzen! Was soll man, wenn man sich selbst Aufmunterung und Gespräch und alles sein muß, was soll man, wenn man aufs Pult geheftet und in Amtsarbeiten eingespannt, die Biegung — und beinahe wider Willen — annimmt, die dort einem ehrlichen Schriftsteller, hier einem treusüßeligen Karrenzieher gebührt? Was soll man, wenn man in den Jahren der Bildung — und bewahre mich der Himmel, daß diese sobald bei mir vorbei sein sollten, als dies bei manchen geworden — sich selbst aller der bildenden Hülfsmittel beraubt sieht, ohne Weltton der Literatur, guten Ton im Umgange, freundschaftliches Konsozium in Studien, Bibliotheken, Kunstsäle, was soll man ohne alles dies bei den todten Büchern? Niemals, niemals würde Lessing der Mann sein, der er ist, wenn er in die enge Luft eines Städtchens, oder gar in eine Studierstube eingeschlossen, in einer Falte seines Geistes bloß Würmer hecken und Ungeziefer, kriechendes Ungeziefer von Gedanken ausbrüten sollte. Und mein Gott, welcher Stand schlägt eher Falten und Runzeln, als der geistliche? Selbst Spalding, selbst Ihr Resewiz, nennen Sie wen Sie wollen, die Falte ist geschlagen, die bedächtliche Amtsmiene ist auf dem Gesicht des ganzen Schriftstellers da. Und wehe! die Predigerfalte ist ärger als die akademische selbst.“ —

Für Nikolai wäre es sehr erwünscht gewesen, wenn er einen Mann wie Herder hätte nach Berlin ziehen können, Herder hatte ihm schon manchen wichtigen Beitrag zu seinen Literaturbriefen geliefert, und als er nun aus den Briefen desselben ersah, wie gern jener zu einer passenden Veränderung die Hand geboten hätte, versäumte er nicht, seine guten Dienste anzupreisen, wenn Herder etwa eine Stelle als Prediger oder als Schulmann in Berlin anzunehmen Lust hätte. Herder legte in seiner Antwort seine ganze Lage dem bereitwilligen Freunde offen dar, indem er ihm schrieb: „Meine hiesige Situaizon ist nicht durch Titel brillant, aber unabhängig, ruhig und mit wenigstens persönlicher Achtung gegen mich begleitet. Die erste vakante andere Stelle kann mir nicht entstehen, und Sie wissen, wie Riga ist, wo noch wenigstens so ein Schatten des Hanseatischen übergeblieben, das Stadtministerium einen sehr ansehnlichen Theil der Stadt ausmacht. Anbei wartet man von Seiten des Gouvernements recht auf den Tod eines achtzig, fast neunzigjährigen Greises, der Mitglied des hiesigen Oberkonsistoriums, Prediger bei der sogenannten Kronskirche und Rektor der Ritterschule ist, um mir die Stelle, nach deren Erwartung ich zu keinem einzigen einen Fußtritt weder gethan, noch thun werde, zu konfektiren. Und so sehen also Ew. Hochedl., daß ich mich von hier weder aus Desperazion meiner gegenwärtigen noch künftigen Umstände (jetzt nehme ich an 600 Thaler ein, das aber an einem Ort, wo man viel gibt, um nichts dafür zu genießen, sehr wenig ist) wegwünsche. Es ist lebiglich Bedürfnis des Geistes, aber ein um so drückenderes Bedürfnis, je weniger mir mein Stand erlaubt, jedes schlechtere Vergnügen dafür zu wählen. Und da ich eben geistig unzufrieden bin, so weniger werde ich mich in jeder einzelnen Schwierigkeit fassen.

Wenn ein Posten honorabel ist (dies muß ich auch meiner gegenwärtigen Situation zu Gefallen thun), wenn er mich nährt, wenn er Arbeiten enthält, denen ich gewachsen bin, wenn er mir Zeit läßt, auch meines Geistes etwas zu pflegen — gut, vortrefflich. Das übrige hängt von der Bestimmung des Ortes ab. Sind in Berlin Stellen, wo der Prediger dem andern Posten ein Gewicht gibt, wo beide sich nicht stoßen — wohl! Ist dies, so eins von beiden. Ich kenne Berlin nicht, um in solchem Falle wählen zu können. Und übrigens ist mir der Beruf Gottes immer gleich, in welchem Stande ich ihm dienen möge; an die äußere Bestimmung noch weniger zu denken, die sich völlig nach einem Ort selbst richtet.“ —

Nur noch wenige Monate ließ Herder sich in Riga halten; da sich eine passende Stelle an einem andern Orte für ihn nicht gleich finden wollte, so beschloß er, seinem Sterne zu folgen, und zu erproben, wie die Welt ihm, und er der Welt gefallen würde. Im Mai des Jahres 1769 richtete er an den Magistrat das Gesuch, ihn seiner Verpflichtungen zu entlassen, und der Rath gab ihm seine Entlassung durch einen Beschluß vom 8. Mai, welcher ebenso ehrenvoll für Herder's Amtsführung wie für den liberalen und vorurtheilsfreien Geist des Magistrates in Riga war. Die Worte lauten:

„Es ward Herr Supplicand in seinem Gesuche geflügelt, derselbe seiner bisher mit Ruhm und bestem Beifall bekleideten Aemter erlassen, ihm zu seinen vorhabenden Reisen und künftigen Unternehmungen alles Glück und des Höchsten Beistand angewünscht, wonach derselbe in Absicht seiner vorzüglichen Geschicklichkeit, sich auch in seiner Abwesenheit der ferneren Wohlgelegenheit Eines Wohl Edlen Rath's versichert halten können.“

Am 28. Mai hielt Herder in der Vertrudentkirche seine Abschiedsrede, aus welcher einige bedeutungsvolle Stellen hier Platz finden mögen. Der Text war (Zaf. I, 21): „Nehmet das Wort an mit Sanftmuth, das in euch gepflanzt ist, welches kann eure Seelen selig machen.“ Nachdem der Redner zuerst auf die verschiedenen Bilder aufmerksam gemacht, unter welchen der geistliche Stand dem Weltmann, dem Witzling, dem Spießbürger, dem Ehrgeizigen u. s. w. erscheint, und nachdem er hierauf die verschiedenen Absichten, welche zur Wahl des geistlichen Standes treiben, berührt, besonders die unlauteren Absichten gekennzeichnet hat, fährt er fort:

„Keiner von diesen Beweggründen war der meinige, sondern ein Wort zu pflanzen, welches menschliche Seelen glücklich machen könne. Das ist doch einmal gewiß, daß es eine Reihe von Wahrheiten gibt und geben muß, die für uns Menschen den Grund unserer Glückseligkeit enthalten. Nur auf einem einzigen Wege ist Ruhe und Glück möglich, alles andere ist Irrweg, Unglück, Unruhe, Verwirrung. Da nun das menschliche Herz so vieler Ausschweifungen von diesem einzigen und richtigen Pfade fähig ist; da es nach unserer Erziehung und Bildung menschlicher Seelen eine ungemaine Seltenheit und fast eine Unmöglichkeit ist, eine menschliche Seele für ihr ganzes Leben so zu bilden und einzurichten, daß sie keinen einzigen Trieb, keine einzige Leidenschaft über die Grenzen des Wahren und Guten erhöhe, und bei keinem einzigen Auftritte ihres Lebens von der Bahn der Glückseligkeit abweiche; da wir, ohne auf unsere Welt schmälern zu wollen, wirklich in einem verderbten Zeitalter leben, in dem, es mag so viel artiges und bürgerliches und

wiziges und brauchbares aus der Menschlichkeit gemacht werden, doch immer die wahre Menschlichkeit für ihre besten, größten und edelsten Anlagen des Geistes und Herzens ungemein versäumt wird; da wir also, menschlich und moralisch zu reden, wirklich in einem Zeitalter der Entartung leben, wie es so viele unedle, niedrige und lasterhafte Seelen zeigen, die doch den größten Theil der Menschheit ausmachen — aus allen diesen Ursachen, die ich so oft meinen Zuhörern ans Herz zu legen gesucht habe, ist noch immer ja ein Stand nöthig, welcher der edeln Sache der Menschheit wieder emporhelfe, welcher die vortreffliche menschliche Seele aus dem tiefen Schlamm, in den sie gerathen kann und so oft geräth, errette, ihr ihre beste schöne, glänzende gute Gestalt und ihr ursprüngliches Glück wiedergebe. Und dies ist das Amt, mit dem Worte, das menschliche Seelen glücklich machen kann; in dem großen Gesichtspunkte für den Nutzen der Menschheit habe ich's betrachtet, und mich würdig zu machen gesucht, diesen großen Zweck von meiner Seite zu erreichen.

Man verstatte mir also, einige Rechenschaft von dem Wege zu geben, auf dem ich dies gesucht habe. Es redet in meinem Vortrage nicht Stolz und Eigenliebe, es redet ein Redlicher, der, indem er auf eine Zeitlang sein Amt vor einer Gemeinde niederlegt, das Buch — nicht seiner Verdienste aufschlägt, sondern das Buch der Schulden vorbringt, die er hätte abtragen sollen. Das Wort des Predigamts soll Seelen selig machen, und was kann also wohl eine frühere Pflicht als die sein, menschliche Seelen zu kennen, sie von ihren guten und bösen Seiten, von ihren Höhen und Tiefen, von ihren Schlupfwinkeln und offenen Seiten aus zu kennen, sie so vorzustellen, sie durch diese Vorstellung zu bessern? Das ist also das große Studium eines Predigers, in welchem er sein Leben durch nicht zu weit kommen kann, und auf welchem all sein Werk beruht, menschliche Seelen glücklich zu machen. In der Welt rührt uns eigentlich nichts als was wirklich menschlich ist, was aus den Empfindungen unseres Herzens hervorgeschöpft, mit dem innern Baue unseres Wesens gleichsam verwandt ist. Bloß bei Betrachtungen von der Art öffnet sich unsere Seele, sie erkennt sich in dem und jenem innern Auge, und wie die Betrachtung wiederkömmt, so erkennt sie sie wieder. Sie macht die ihr vorgelegte Bestimmung zu ihrer eigenen, das Wort wird in sie gepflanzt, es wächst gleichsam mit den Bestandtheilen ihres Wesens zusammen, sie fängt an sich darnach zu bilden. Das ist der einzige und eigentliche Weg wahrer menschlicher Bildung zur Glückseligkeit.

Meine meisten und liebsten Predigten sind also menschlich gewesen. Von dem zu reden, was unsere wahre Bestimmung hier in diesem und in einem andern Zustande sei, die eigentliche herrliche Natur des Menschen, zu der ihn sein Gott geschaffen, mit allen ihren Vorzügen, ins Licht zu setzen; ins Licht zu setzen, wie weit sich der Mensch durch jedes Laster erniedrige, wieviel er durch jede Nachlässigkeit seiner Natur zu seinem eignen Unglück beitrage; ins Licht zu setzen, wie sehr wir unser Glück bauen, wenn wir den Anlagen unserer Natur treu bleiben, unsere Vernunft und Gewissen herrschend in uns machen, in jeder Thätigkeit der Seele vollkommen werden, und bloß dadurch Anspruch auf Glückseligkeit haben, wenn wir vor Gott und unserm Gewissen in allem Umfange und unserer Bestimmung und Pflicht, mit aller Redlichkeit des Herzens und aller Wirksamkeit das sind,

was wir sein sollen. Menschliche Materien von der Art, das sind meine liebsten Materien gewesen, und keiner meiner Zuhörer, der mich öfters besucht, oder mir die Güte bewiesen, mich beständig zu besuchen, wird in dem Katechismus menschlicher Bestimmung und Glückseligkeit hoffentlich keine beträchtliche Lücken gefunden haben. Insonderheit habe ich mir zu mehr als Einem Male noch eine Materie angelegen sein lassen, ohne deren Wahrheit unsere ganze menschliche Bestimmung in Anlagen, Zwecken und Pflichten brüchig und unvollkommen bleibt, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Ich habe sie zu beweisen und in ihrer Wichtigkeit und Folgen ans Herz der Menschen zu legen gesucht. Menschlichkeit also in ihrem ganzen Umfange, mit allen ihren edlen Besinnungen für Gott, sich selbst und andere, mit allen ihren brüderlichen und theilnehmenden Empfindungen, mit allen ihren angenehmen Pflichten, mit allen ihren hohen Anlagen und Fähigkeiten zur Glückseligkeit — Menschlichkeit in diesem großen Umfange, das war jederzeit das große Thema meiner Predigten, meines Unterrichtes, meiner Ermahnungen.

Und hiernach eben, wenn ich in meiner Rechenschaft fortfahren darf, richtete sich auch einzig und allein mein Vortrag: er war menschlich. Wenn ich mich nicht in dunkle und subtile Fragen, nicht in unbegreifliche Geheimnisse, nicht in geweihte Ortbeklein verloren; wenn ich immer die Seiten wähle, welche der menschlichen Seele zunächst vorliegen, die das Herz zuerst und am stärksten und tiefsten zu treffen pflegen, wenn ich gern auch eine menschliche Sprache zu reden mich befliß — so hatte dies alles keine anderen Gründe und Absichten, als ein würdiger Lehrer der Menschheit zu werden. Ich weiß, daß diesen Gesichtspunkt nicht alle von meinen Zuhörern, insonderheit die, die mich, wie die Taube Noah's, so einmahl besuchten, um ein Delblatt, um ein Wort abzubrechen und es ihren Zwecken anzubequemem, getroffen haben. Ich weiß, daß manche die Güte gehabt, mich für einen Weltweisen in schwarzen Kleidern zu halten, der wohl nicht als Theolog predige, sondern dessen Lehren in ein ander Feld, auf das Katheder und in das Cabinet gelehrter Leute, nicht aber auf Kanzeln gehörten. Allein diese Zuhörer haben zu vortheilhaft von mir geurtheilt. Das, was ich auf Kanzeln und vor dem Altare vorgetragen, ist nie etwas weniger, als Gelehrsamkeit, es sind immer wichtige menschliche Lehren und Angelegenheiten gewesen. Ich habe sie nie gelehrt, sondern immer menschlich, mit der ganzen Sprache meines Herzens und meiner Theilnahme vorgetragen; ich habe immer aus einer gefühlvollen Drust, und wie einer, der für die gute Sache der Menschheit eifert, geredet. Daher kam es, daß ich mich so oft, um meinem Vortrage die gehörige Nuzbarkeit und Anwendung zu geben, in das einzelne von menschlichen Pflichten, in den Beruf dieses und jenes Standes, in die Fehler dieses und jenes Lebensalters, in die Sache dieser und jener Bestimmung einließ. Daher kam es, daß ich so gern von der Erziehung der Kinder redete, und über sie eiferte. Daher, daß ich mich so gern auch in die häuslichen Pflichten eingelassen; denn wir mügen uns hinter noch so viele Allgemeinsätze der Religion und der Moral verstecken, so sind wir doch immer zu sehr Menschen, als daß nicht von der Erfüllung und Vernachlässigung dieser Pflichten alles abhängen sollte. Daher, daß ich mich so gern in einzelne Personen und Temperamente versetzte, denn einmal handelt doch jeder Mensch nach seiner persönlichen eigenen Denkart, er muß sich also selbst sehen, stark und lebendig geschildert

sehen, Beweggründe aus seinem Herzen und nach der Wendung seiner Seele hören, oder man predigt tauben Ohren. Daher endlich, daß ich keine liebere Anweisung habe geben können, als die Menschen zum wahren Genuße ihres Lebens in aller Unschuld des Herzens, in aller Lauterkeit des Gewissens, aber auch mit allen Anlagen und Zwecken und Fähigkeiten zu genießen, zu leiten, denn das ist doch einmal der Zweck Gottes über unser Leben. Wenn ich also eine Philosophie gepredigt habe, so war es immer eine Philosophie der Menschheit; ich redete ein Wort, um menschliche Seelen glücklich zu machen. —

Nie ist mir ein rauschendes Lob so angenehm gewesen, als die stille, redliche Thräne einer geklärten Seele, der fromme, einsältige Seufzer: o wäre ich so! und die stille, heitere Entschließung zur Besserung. Nie habe ich also auch große Leidenschaften zu erwecken gesucht; mit einer kleinen Anstrengung meiner Stimme, zumal in dieser Kirche, mit heftigen Ausrufungen, wohl gar mit erpreßten Thränen wäre dies endlich wohl möglich gewesen. Aber ich weiß, daß die wahre Besserung nie in einer wilderregten Seele, nie im Taumel von Empfindungen bewirkt wird; ich weiß, daß die Andacht, sobald sie übertäubend und so ansteckend wird, wie das Gähnen oder wie der elektrische Funke, so bald vorübergeht, als sie kam, und man die Kirchenluft verändert. Und daher waren das meine liebsten Vorträge, meine Zuhörer in ein sanftes Nachdenken, in einen heiligen Gang von Gedanken, Ueberlegungen, Entschlüssen zu bringen, ihnen die Lehre, die ich vortrug, so wichtig, so menschlich, so interessant zu machen, als es möglich war, und ihnen erst Gründe zur Besserung, erst einen Geschmack an der Wahrheit, die ich sie lieben lehrte, zu geben, ehe ich auf ihren Entschluß und auf die Annahme derselben drang. Daher auch, daß ich so gern in menschlichen Worten, in verständlichen Ausdrücken unseres Umgangs, und nur dann in der Sprache der Bibel redete, wenn ich diese erklärt hatte, wenn sie deutlich war, wenn sie ans Herz drang. Das ist noch keine biblische Predigt, die bloß eine Kette von biblischen Worten und Ausdrücken ohne Verstand und Zusammenhang ist, sondern das ist eine biblische Predigt, die nach den Lehren der Schrift in unserer Sprache des Lebens so deutlich, so nachdrücklich, so eigenthümlich für uns ist, als der Vortrag der Bibel zu den Zeiten war, in welchen sie geschrieben worden. Bloß hiervon hängt der wahre Geschmack an der Religion ab. So lange wir bloß auswendig gelernte Worte wissen, die wir um so weniger verstehen, je früher wir sie gelernt, je mehr sie gäng und gebe sind, je weniger wir uns jemals haben Mühe geben wollen, darüber nachzudenken, so lange wird man immer die Verlegenheit sehen, daß die Christen lernen und lernen, und doch nicht zu der Erkenntniß der Wahrheit kommen; man wird immer sehen, daß eine Person von den besten Einsichten, von den gesellschaftlichsten Talenten, von geläufigem Vortrage über alle Materien bei keiner einzigen stugig wird, als wenn sie sich etwas aus der Religion erklären soll, und über nichts so sehr in Verwirrung geräth, als wenn sie einen genauen Gedanken über das sagen muß, was doch wirklich ihre vornehmste Wissenschaft sein soll. Woher entsteht diese Verlegenheit, diese verworrene Miene, diese blöde, wortlose Armuth? Aus einer Armuth an bestimmten Gedanken, daraus, daß man in der Religion Worte lernt, ohne Sachen zu denken, daß wir über die menschliche Angelegenheit der Religion nicht so nachdrücklich denken lernen, als über jede andere Angelegenheit

unseres Lebens. Wie glücklich wäre ich, wenn ich meinen Zweck erreicht hätte, in den Sachen, über die ich geredet, so menschlich belehrt zu haben, daß jeder meiner Zuhörer es zu sich selbst immer sagen könnte: da lernte ich eine Lehre verstehen, die mir dunkel war; da glauben, von dem ich vorher die falschesten Begriffe hatte; da ward in mich, in meiner menschlichen Sprache nach meiner Denkart ein Wort gepflanzt, daß ich noch jetzt habe, und das meine Seele glücklich macht. —

So lege ich denn jetzt mit diesem Worte das Amt nieder, das ich seit zwei Jahren als Prediger dieser Kirche auf den Ruf meiner Obrigkeit geführt habe, und von dem ich jetzt auf meine Bitte zu Vergünstigung meiner Reise von meiner Obrigkeit erlassen bin. Da ich sehe, daß man sich in Absicht auf meinen Entschluß zur Reise, zum Theil aus gutem Herzen, so häufig irrt, so wird man mir erlauben, daß ich die wahre Idee der Sache so gebe, wie sie bei mir ist. Ich gehe auf eine Reise, ohne daß ich's im Sinne hätte, aus Unzufriedenheit mit meinem Orte und mit meiner Stelle, wo ich mehr Liebe und Achtung genoß, als ich verdiente, mich gleichsam wegzustehlen. Ich gehe, ohne daß ich etwa ein auswärtiges Engagement vorhätte, zu dem ich mich hinstehlen wollte. Ich hätte oft Gelegenheit gehabt, ein solches anzunehmen, da es mir in geistlichen und gelehrten Ehrenstellen auswärts angetragen worden; allein ich habe es ausgeschlagen, und ich weiß nicht, warum, wenn das der Zweck meiner Reise wäre, ich nicht mit einem offenen Bekenntnisse lieber weggehen könnte. Meine einzige Absicht ist die, die Welt meines Gottes von mehr Seiten kennen zu lernen, und von mehr Seiten meinem Stande brauchbar zu werden, als ich bisher Gelegenheit gehabt, es zu werden. Dazu fühle ich in mir Anlagen, und diese sind ein innerer Ruf Gottes an uns, der zu unserer Bestimmung gehört, und dem wir folgen müssen. In diesem Punkte stehe ich allein vor Gott und meinem Gewissen; da will ich mich über die Redlichkeit meiner Absichten richten lassen, und nicht von den Vermuthungen der Menschen.“

— Es mag wenige Predigten geben, welche so offenerherzig den Standpunkt und die Gesinnungen des Predigers angeben, als diese Abschiedsrede von Herder, welche ein werthvoller Beitrag zur Charakteristik desselben ist. In jedem Satze begegnet uns die Eigenthümlichkeit Herder's, überall auf den wahren Grund einer Sache zu dringen, den falschen, gleißenden Schein mit Entrüstung von sich zu weisen, und mit begeistertem Ernst für das Ewige, das Wahre, das Gute zu werben. Er scheut sich nicht, auf diesem Wege sein kühnes und freies Wort in die Wage zu werfen gegen berghohe Irthümer, wenn sie auch durch den Staub ihres Alters geheiligt und von einer gewissen Partei zur Bedingung ihrer Gunst gemacht waren. Wir werden noch öfters Gelegenheit haben zu bemerken, mit welcher Kühnheit, die alle und jede Rücksicht bei Seite schob, Herder eine gute Sache zu vertheidigen pflegte.

Was die lange vorbereitete und sorgsam erwogene Reise anbetrifft, so hatte Herder den Plan entworfen, zu Schiff nach Frankreich zu gehen, in Nantes einige Monate zu verweilen, bis er der Sprache des Landes völlig mächtig sei, und sodann sich nach Paris zu begeben. Die Mittel zu dieser Reise schloß ihm sein Freund, der Buchhändler Hartknoch vor, der Herder's Schriften, über welche wir bald im Zusammenhange und eingehend sprechen werden, verlegt hatte. Viele angesehene

Männer in Riga und von der liefländischen Ritterschaft beeilten sich, dem jungen Manne Empfehlungsbriefe zukommen zu lassen.

Am 3. Juni 1769 ging Herder an Bord des Schiffes, welches ihn und seinen Freund Gustav Behrens nach Frankreich bringen sollte. Hartknoch mit seiner Frau und noch einige andere Freunde begleiteten die beiden Reisenden bis an Bord des Schiffes; als sie am Abend in ihrer Schaluppe wieder zurückfuhren, ging die See ungewöhnlich hoch, auch am folgenden Tage fanden die Schiffer es gerathen, noch auf der Rheide zu verweilen. Herder schrieb einen kurzen Brief an Hartknoch, in welchem er sagte: „Wir liegen noch vor Anker und genießen in Gesellschaft meines Reisegefährten alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, die man hat und sich macht, um sich zur eigentlichen Seefahrt zu bereiten. Das Vini somnique klingt nicht vergebens, versteht sich, und wenn Horaz dies zum Vorbildcharakter eines Philosophen macht, so sind wir in unserer Kajüte und unseren Schlafmützen die größten Philosophen von der Welt.“ — Am demselben Tage, dem 5. Juni, ging das Schiff unter Segel. Wie schwer der Abschied von Riga das Herz Herder's machte, das spricht er selbst in der Ode „Als ich von Liefland aus zu Schiffe ging“ mit bewegten Worten aus. Es heißt darin:

— Seh ich dich wieder,
 Du scheidend Himmelszelt?
 Seh ich dich wieder? Ach, da wall' ich Fremdling
 Auf offenem, weitem Meere nun,
 Geh', wie ich zu ihm kam. So höre, Himmel,
 Des Fremdlings Scheidewort!
 Hör' es, das dort wie Opferwolke dämmert*),
 Mein zweites, holdes Vaterland,
 Du, dem den Fremdling Ungefähr und Leichtfinn
 Warf in den Mutterchoos.
 Dein Mutterchoos umfing den Fremdling sanfter
 Als sein verjochtes Vaterland,
 Ihn sanfter, als die eignen Halbgebornen.
 Du liebtest mütterlich,
 Gabst mütterlich dem Fremdling Wunsch und Hoffnung,
 Arbeit und Muse, Freud' und Brod,
 Und Reidesporn, ihn anzuglühn, und gabst ihm
 Der Freunde warmes Herz,
 Der Freunde Herz, aus deren Bundesarmen
 Ich mich dort bitter weinend rang.
 Für alles! alles! segnet dich der Fremdling —
 Mehr sagen kann er nicht.“

Während der Zeit, wo Herder in Riga lebte, wohnte er in einem Eckhause an dem freien Plage, an welchem auch die Domschule liegt, in welcher Herder lehrte, die Domkirche, in welcher er predigte, die Stadtbibliothek, deren Bibliothekar

*) Die Ode wurde in dem Augenblicke niedergeschrieben, als das Schiff in See ging, und die Rüste nur noch als ein dämmrender, wolkenähnlicher Streifen erschien.

er war, und die damals Fröblich'sche Buchdruckerei, in welcher ein nicht unbedeutender Theil von Herder's Werken gedruckt wurde. Auf diesem Plage, welcher jetzt Herderplatz heißt, haben deutschgesinnte, wackere Männer, die bedeutendsten, geistigen Repräsentanten der Stadt Riga, ihrem ehemaligen Mitbürger ein würdiges Denkmal errichtet, welches am 25. August 1864 unter Betheiligung des Magistrates, der evangelischen Geistlichkeit, der Schulen und vieler Bürger in großartig feierlicher Weise enthüllt wurde. Das schöne Denkmal, von einer Höhe überragt, führt als Aufschrift den Dentspruch Herder's: Licht, Liebe, Leben, und bei der Enthüllung schrieben die Stifter in die Stiftungsurkunde die bedeutungsvollen Worte:

„Mit diesem Herderdenkmal haben wir unsern freudigen Dank für unser politisches und geistiges Mitbürgerthum des Haupt- und Vorrorts unserer baltischen Lande, wie unsere dankbare Freude an dem — durch den großen, unserm Riga vor einem Jahrhundert als geistigen Bürger angehörenden deutschen Humanisten und Klassiker Herder repräsentirten — ideellen Zusammenhang mit dem großen deutschen Mutterlande in „Licht, Liebe, Leben“ — der Gegenwart und Nachwelt bezeugen wollen!“

Wüßte eine so ehrenwerthe deutsche Gesinnung auch ferner in der alten Hansestadt blühen! Das große deutsche Vaterland, jetzt Herrin und Fürstin in Europa, wird sicherlich zu keiner Zeit seiner Kinder uneingedenk sein, wenn sie auch in der Fremde leben! —

Es ist uns nun noch übrig, einen Blick auf die schriftstellerische Thätigkeit Herder's in Riga zu werfen. In Königsberg hatte Hamann einen starken Einfluß auf seinen jungen Freund geübt, wie wir seiner Zeit erfahren haben. In Riga, wo Herder mehr vereinzelt stand, war er genöthigt, in den bedeutendsten Schriften alter und neuer Zeit seine geistige Nahrung zu suchen. Die beiden Sterne erster Größe, welche damals am literarischen Himmel Deutschlands strahlten und alles übrige in Schatten setzten, waren Klopstock und Lessing; ihre Schriften studirte Herder, denn er fühlte sich beiden verwandt, und besonders war es Lessing, der ihn mächtig anzog. An Klopstock bildete er sein Ohr. Klopstock's Oden waren ihm fast eine poetische Offenbarung, und noch in viel späterer Zeit forderete er, daß Klopstock's Oden für deutsche Schulen das sein sollten, was für griechische Schulen die Gedichte des Homer gewesen wären. Da Herder aber selber fühlte, daß er mehr Kritiker als Dichter sei, so wandte er sich mit besonderm Eifer allem zu, was Lessing schrieb; Herder's Briefe der damaligen Zeit enthalten viele Zeugnisse dafür, wie hoch ihm Lessing stand. An Nikolai schrieb er: „Hat Lessing auch an der Allgemeinen Bibliothek Antheil gehabt? Ist er auch an dem Stilde Pope ein Metaphysiker, Mitarbeiter? Hat er sonst noch etwas geschrieben, außer seinen Schriften“), seiner Dramaturgie, seinem Laocoon und seinen jezigen Briefen**), auf die ich so begierig bin, als ein Märtyrer auf seinen Tod; hat er sonst noch übersetzt außer Diderot und Huart? Geben Sie doch, ich bitte Sie sehr, hierüber Nachrichten, denn jedes Wort von diesem vortrefflichen Manne ist mir Merkwürdigkeit.“ An einer andern Stelle: „Ich beneide Herrn Lessing in mehr als einer Absicht. Er

*) Die gesammelten Schriften.

**) Die antiquarischen Briefe.

ist ein Weltbürger, der sich aus Kunst in Kunst und aus Lage in Lage, und immer noch mit ganzer, junger, unveralteter Seele wirft; solch ein Mann kann Deutschland erleuchten!“ An Scheffner: „Die Berliner haben durch die Debitazion im letzten Theile des Bademeum gegen die Hallenser sehr fein zu agiren angefangen, allein es ist jetzt keiner als Lessing, der die Sache ausfechten könnte.“ Und an Lessing selber schrieb Herder bei Gelegenheit des Laodoon: „Nehmen Sie die offenste Versicherung meiner Hochachtung an, die auch aus meiner ganzen Schrift*) erhellen muß, und künftig noch mehr erhellen wird. Jedes Wort sei verbannt, was einen Lessing beleidigen wollte, allein jedes Wort werde auch um so schärfer geprüft, was ein Lessing sagt, denn wie viel hat der nicht Nachsager!“ —

Servinus (IV, 415) faßt die Beziehungen und Einflüsse der beiden genannten Männer auf Herder anschaulich zusammen, wenn er sagt: „Rein Schriftsteller hatte auf Herder's Gemüth einen so tiefen Eindruck machen können, als Klopstock; bei ihm holte er den Anstoß zu jener Fertigkeit, sich in fremde Natur, Dichtung und Zeit zu versetzen, an ihm sagte ihm die Erhabenheit und der prophetische Dichterschwung und die Reinheit des Charakters zu. Allein da er früh empfunden haben mochte, daß er zum Dichter nicht geboren sei, so ward Lessing auf seine Schriftstellerei einflußreicher, und er trat zuerst als Kritiker auf. Herder schrieb es selbst an Hamann, daß der einzige, der ihn interessire, wohin er sich auch schlage, Lessing sei. Und dies ist in solchem Umfange wahr, daß Lessing fast nichts geschrieben hat, worauf nicht Herder irgendwie, spät oder früh, billigend oder polemisch Rücksicht genommen habe.“

Die Literaturbriefe, welche Herder schon in Königsberg mit besonderm Eifer las, gaben seinen Studien zuerst eine bestimmte Richtung; er neigte in denselben ganz den schönen Wissenschaften und der Kunst zu. Einige Neben, welche von ihm in Riga zuerst gedruckt wurden, haben wir bereits besprochen, andere Aufsätze erschienen in den „gelehrten Beiträgen zu den Rigischen Anzeigen“, unter ihnen z. B. folgende, denen wir die Titel einiger erst in Herder's Lebensbild mitgetheilten Aufsätze aus damaliger Zeit begeben.

Wie fern ist die Schönheit des Körpers ein Votum von der Schönheit der Seele?

Betrachtungen über das verschiedene Urtheil von der menschlichen Schönheit. Parallele zwischen den griechischen und französischen Tragödiendichtern.

Ueber das deutsche Theater.

Haben wir eine deutsche Bühne?

Vom brittischen Geschmack in Schauspielen.

Ueber die Ode.

Geschichte des Liedes.

Versuch einer Geschichte der Dichtkunst.

Ueber die Veränderung des Geschmacks bei den Nationen bloß durch die Zeitfolge.

Vom gothischen Geschmack.

*) Herder's Fragmenten.

Alle diese Arbeiten, von denen die meisten Bruchstücke sind, gehören dem einen Jahre 1766 an; außerdem theilt Herder's Sohn den sehr interessanten Inhalt eines Notizblattes aus demselben Jahre mit, worauf Herder sich die Gegenstände verzeichnet hatte, mit denen er sich zunächst beschäftigen wollte. Aus den Titeln der Aufsätze, welche wir eben anführten, ergibt sich, daß einige Pläne zur theilweisen Ausführung gelangten.

Notat vom 21. August 1766. Pläne:

Wie weit sich der Geschmack der Völker verändert.

Ueber den Ursprung der Dichtkunst.

Ueber die Ausbreitung der kristlichen Religion, sie natürlich zu erklären.

Ueber den Glauben der kristlichen Religion zu dem der Apostel, der Päpster, der Reformation.

Ueber die Bedeutung des Wortes religio.

Ueber das Trauerspiel „Freigeist“.

Plan einer Voccasischen Geschichte zwischen Janna und Eginhard nach Bayle.

Den Talmud zu lesen.

Die Karlsruher Beiträge aus den schönen Wissenschaften zu lesen.

Die jüdischen Briefe mehr zu brauchen.

Pinns's Abhandlung von der Anthropomorphia, darin die geschwänzten Affenmenschen in Borneo, welche Papageien zum Verkauf brachten.

Recueil pour l'esprit zu lesen.

Die neueste Ausgabe des Büsching von Spanien, Polen, insonderheit Rußland.

Schubert de iurisdic. Pontif. rom.

Wenn man bedenkt, daß alle diese Arbeiten nur für die Stunden bestimmt waren, die nicht durch Herder's Amtsgeschäfte ausgefüllt wurden, so wird man ihm das Zeugniß eines ungewöhnlichen Fleißes nicht versagen können. Und doch waren das alles nur Nebenarbeiten, die beste Zeit wandte Herder dem Werke zu, mit dem er sich schon in Königsberg unter Hamann's Mitwirkung beschäftigt hatte, und mit welchem er im Sommer 1766 unter dem Titel Fragmente über die neuere deutsche Literatur zuerst vor das große Publikum trat, und seinen Ruf als Schriftsteller begründete. Diese Fragmente bestehen aus drei Sammlungen, von denen die dritte 1767 erschien. Herder ließ sie ohne seinen Namen drucken, doch das große Aufsehen, welches sie erregten, spannte auch die Neugier der Lesenden hoch, und der Name des Verfassers, sein Wohnort und seine Stellung blieben nicht lange ein Geheimniß. Voller Wuth warfen sich Klotz und die übrigen Wegelagerer seiner Bande sofort mit ihren Angriffen über den jungen Schriftsteller her, und ihrer Gewohnheit gemäß scheuten sie sich nicht im geringsten, sofort eine beträchtliche Anzahl der gemeinsten Erfindungen über Herder's Charakter, Amtsführung u. s. w. in die Welt zu schreiben. Herder sah sich genöthigt, gegen die Lasterungen dieser Leute eine Erklärung in der Bossischen Zeitung in Berlin zu veröffentlichen, in welcher er sich namentlich an die Häufelführer der Pasquillanten, an Klotz und Kiedel, wandte. Er sagt darin unter anderem: „Ich frage diese Herren aus Rechten der Menschheit, wer ihnen das Recht gegeben, so vieles von mir zu wissen, was ich selbst nicht weiß, und dem Publikum ins Ohr zu räumen,

was mir selbst nie geträumt? Warum, daß sie meinen armen unschuldigen Namen so verstimmlern, so umtaufen, als wenn sie Widertäufer wären? Warum, daß sie mich so dreist in ein Vaterland, in eine Schule verweisen, wo jenes nie mein Vaterland, und dieses noch weniger meine Schule gewesen? Warum, daß sie mir halbgehörte Aemter zuerkennen, und Arbeiten aufbürden, die ich nicht für die meinigen erkenne? Warum, daß sie mich verhaßt machen wollen, wo sie mich nicht klein machen können? Mich mit allen Professoren aller deutschen Akademien verhexen, und mir aufbürden, als ob ich diesen ganzen so achtungswürdigen, so verdienten Stand verachte? Und mir aufbürden, als ob diesem ganzen Stande allen Menschenverstand abspreche?“ u. s. w. Glücklicherweise war die Zeit nahe, wo der Klossischen Bande das Handwerk gelegt werden sollte, in demselben Jahre, wo Herder diese Erklärung veröffentlichte, stellte Lessing die schamlosen Gefellen an den Pranger und vernichtete ihr erlogenes Ansehen für immer.

Einer der ersten, welcher sich den Verfasser der Fragmente zum Freunde zu machen suchte, war Nikolai, der schon wenige Monate nach dem Erscheinen des Werkes einen schmeichelhaften Brief an Herder schrieb, und ihn feierlichst aufforderte, zu den Literaturbriefen beizutragen. Herder entsprach dieser Aufforderung, und blieb mit Nikolai lange Zeit in Briefwechsel. Seine ersten Rezensionen für die Literaturbriefe waren polemischer Natur und gegen Kloss gerichtet.

Im Jahre 1768 erschien von Herder eine kleine Schrift: Ueber Thomas Abbt's Schriften. Der Torso von einem Denkmal an seinem Grabe errichtet. Thomas Abbt, welcher zuerst Professor der Philosophie in Rinteln war, hatte im Jahre 1764 durch den Grafen Wilhelm von Rippe-Schaumburg einen Ruf nach Bückeburg als Regierungsrath erhalten. Der Graf hatte den geistreichen Mann sehr liebgewonnen und betrauerte dessen frühen Tod schmerzlich. Abbt starb in seinem 28. Lebensjahre am 3. November 1766. Durch Herder's Torso wurde der Graf aufmerksam auf denselben, und veranlaßte seinen Polizeidirektor Westphal, in einem Briefe vom 19. August 1768 dem Verfasser den Beifall seines Herrn, des Grafen, zu bezeugen. Auf diese Weise wurde der Faden geknüpft, an welchem Herder später nach Bückeburg an den Hof des Grafen geführt wurde.

Unter Herder's Papieren aus Riga hat sich auch schon ein Entwurf „Ueber die älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ gefunden; das vollständige Werk erschien später während Herder's Aufenthalt in Bückeburg.

Neben mannigfaltigen kleineren Arbeiten verschiedenen Inhalts, welche hier nicht alle aufgeführt werden können, schrieb Herder in Riga sein zweites größeres kritisches Werk, welches in drei Sammlungen unter dem Titel Kritische Wälder gegen Ende des Jahres 1768 und zu Anfang des Jahres 1769, ebenfalls anonym, erschien. Die vierte Sammlung dieses Werkes wurde von Herder noch während seiner Anwesenheit in Riga ausgearbeitet, ist jedoch erst im Jahre 1846 durch seinen Sohn mitgetheilt worden. Das erste kritische Wäldchen beschäftigte sich mit Lessing's Laokoon, den Herder nicht ganz glücklich an einigen Stellen zu berichtigten suchte. Das zweite und dritte Wäldchen enthält Besprechungen über Schriften von Kloss, das vierte ist gegen die Theorie der schönen Künste des Professor Krieger in Erfurt gerichtet. Auch die kritischen Wälder erregten Aufsehen in der literarischen Welt, und aus der Schreibweise in diesem Werke erkannte Kloss auch

sogleich den Verfasser. Es half nichts, daß Herder öffentlich gegen die Autorschaft protestirte.

Da wir später im Zusammenhange über die Schriften Herder's sprechen werden, so genügt es, hier die äußeren Schicksale derselben angegeben zu haben. Es ist nun an der Zeit, die Pläne und Hoffnungen kennen zu lernen, auf welche Herder seine Zukunft bauen wollte. Er selber gibt uns darüber genauen Aufschluß in einem Reisetagebuche, welches er theils in See, theils in Mantes anarbeitete. Wir lassen die betreffenden Stellen aus diesem Tagebuche hier folgen. Sie gewähren uns einen tiefen Einblick in das Herz und Gemüth des Jünglings, dem damals im Alter von vierundzwanzig Jahren noch die hochherzigsten Pläne die Brust schwellten; sie waren ein schöner Traum für ihn, denn er hatte, als er sie entwarf, den jähnen Widerstand der stumpfen Masse ebenso wenig in Anschlag gebracht, als die Gemeinheit und den Neid jener zahlreichen Klasse von Menschen, welche grundsätzlich allem sich entgegensetzen, was über das gemeine und über das alltägliche hinaus will. Doch auch das große gewollt zu haben, ist ja groß, und Herder's edler, vorurtheilsfreier, menschlicher Charakter malt sich unverkennbar in den Blättern seines Tagebuches.

„Liesland, du Provinz der Barbarei und des Luxus, der Unwissenheit und eines angemessnen Geschmacks, der Freiheit und der Sklaverei, wie viel wäre in dir zu thun? Zu thun, um die Barbarei zu zerstören, die Unwissenheit auszurotten, die Kultur und Freiheit auszubreiten, ein zweiter Zwingli, Calvin und Luther dieser Provinz zu werden? Kann ich's werden? Habe ich dazu Anlage, Gelegenheit, Talente? Was muß ich thun, um es zu werden? Was muß ich zerstören?

Ich frage noch! Unnütze Kritiken und todtte Untersuchungen aufgeben, mich über Streitigkeiten und Blücherverdienste erheben, mich zum Nutzen und zur Bildung der lebenden Welt einweisen, das Zutrauen der Regierung, des Gouvernements und des Hofes gewinnen, Frankreich, England, Italien und Deutschland in diesem Betracht durchreisen, französische Sprache und Wohlstand, englischen Geist der Realität und Freiheit, italienischen Geschmack seiner Erfindungen, deutsche Gründlichkeit und Kenntnisse, und endlich, wo es nöthig ist, holländische Gelehrsamkeit einsammeln; große Begriffe von mir, und große Absichten in mir erwecken, mich meinem Zeitalter bequemen und den Geist der Gesetzgebung, des Kommerzes und der Polizei gewinnen, alles im Gesichtspunkt von Politik, Staat und Finanzen einzusehen wagen, keine Blößen mehr geben, und die vorigen so kurz und gut als möglich zu verbessern suchen, Nächte und Tage darauf denken, dieser Genius Lieslands zu werden, es todt und lebendig kennen zu lernen, alles praktisch zu denken und zu unternehmen, mich zu gewöhnen, Welt, Adel und Menschen zu überreden, auf meine Seite zu bringen wissen — Jüngling! Das alles schläft in dir? Aber unangeführt und verwahrlost! Die Kleinheit deiner Erziehung, die Sklaverei deines Geburtslandes, der Bagatellenkram deines Jahrhunderts, die Unfähigkeit deiner Laufbahn hat dich eingeschränkt, dich so herabgesetzt, daß du dich nicht mehr erkannst. In kritischen, unnützen, groben, elenden Wäldern verlierst du das Feuer deiner Jugend, die beste Hige deines Genies, die größte Stärke deiner Leidenschaft, zu unternehmen. Du wirfst eine so träge, kraftlose Seele, wie alle Fibern und Nerven

deines Körpers. Cleuder, was ist's, das dich beschäftigt? Und was dich beschäftigen sollte? Und nach Gelegenheit, Anlaß und Pflicht beschäftigen könnte?

O daß eine Eumenide mir in meinen Wäldern erschiene, mich zu erschrecken, mich aus denselben auf ewig zu jagen, und mich in die große, nutzbare Welt zu bannen!

Diesland ist eine Provinz, den Fremden gegeben. Viele Fremde haben es, aber bisher nur auf ihre kaufmännische Art, zum reichwerden, genossen; mir, auch einem Fremden, ist es zu einem höhern Zwecke gegeben, es zu bilden. Dazu sei mein geistliches Amt, die Kolonie einer verbesserten evangelischen Religion zu machen, nicht schriftlich, nicht durch Fieberkriege, sondern lebendig, durch Bildung. Dazu habe ich Raum, Zeit und Gelegenheit; ich bin ohne drückende Aufsicht, ich habe alle groß, gut und edel denkende, gegen ein paar Pedanten, auf meiner Seite, ich habe freie Hand. Laßt uns also anfangen, den Menschen und die menschliche Tugend recht kennen und predigen zu lernen, ehe man sich in tiefere Sachen mischt. Die menschliche Seele, an sich und in ihrer Erscheinung auf dieser Erde, ihre sinnlichen Werkzeuge und Gewichte und Hoffnungen und Vergnügen und Charaktere und Pflichten und alles, was Menschen hier glücklich machen kann, sei meine erste Aussicht. Alles übrige werde bloß bei Seite gesetzt, so lange ich hierzu Materialien sammle, und alle Triebfedern, die im menschlichen Herzen liegen, vom schreckhaften und wunderbaren bis zum stillnachdenkenden und sanftbetäubenden, kennen, erwecken, verwalten und brauchen lernen. Hierzu will ich in der Geschichte aller Zeiten Data sammeln, jede soll mir das Bild ihrer eigenen Sitten, Gebräuche, Tugenden, Laster und Glückseligkeiten liefern, und so will ich alles bis auf unsere Zeit zurückführen und diese recht nutzen lernen. Das menschliche Geschlecht hat in allen seinen Zeitaltern, nur in jedem in anderer Art, Glückseligkeit zur Summe; wir in dem unsrigen schweifen aus, wenn wir, wie Rousseau, Zeiten preisen, die nicht mehr sind und nicht gewesen sind, wenn wir aus diesen zu unserm Mißvergnügen Romanbilder schaffen und uns wegwerfen, um uns nicht selbst zu genießen. Suche also auch selbst aus den Zeiten der Bibel nur Religion und Tugend und Vorbilder und Glückseligkeiten, die für uns sind: werde ein Prediger der Tugend deines Zeitalters! O wie viel habe ich damit zu thun, daß ich's werde! Wieviel bin ich aber, wenn ich's bin.

Welch ein großes Thema zu zeigen, daß man, um zu sein was man sein soll, weder Jude, noch Araber, noch Grieche, noch Wilder, noch Märtyrer, noch Wallfahrer sein müsse, sondern eben der aufgeklärte, unterrichtete, feine, vernünftige, gebildete, tugendhafte, genießende Mensch, den Gott auf der Stufe unserer Kultur fordert. Hier werde alles das Gute gezeigt, was wir in unserm Zeitalter, Künsten, Höflichkeit, Leben u. s. w. vor anderen Zeitaltern, Gegenden und Ländern voraus haben; alsdann das Große und Gute aus anderen dazu genommen, sollte es auch nur zur Racheiferung sein, so weit es möglich wäre es zu verbinden — o was schläft in alle dem für Auserweckung der Menschheit! Das ist eine Tugend und Glückseligkeit und Erregung, gesammelt aus dem Vorstellen der Bilder aller Zeiten und Sitten und Völker. Und gleichsam daraus die Geschichte eines Agathon in jeder Nation gedichtet — Welch ein großes Studium für Einbildungskraft und Verstand und Herz und Affekten! Einer aus Judäa, und ein Hiob aus Arabien, und ein Beschauer Aegyptens, und ein römischer Held, und ein Pfaffenfreund und ein

Kreuzzieher und ein Virtuose unsers Jahrhunderts gegen einander und in allem Geiſt ihres Zeitalters, Geſtalt ihrer Seele, Bildungsart ihres Charakters, Produkt ihrer Tugend und Glückſeligkeit. Das ſind Fragmente über die Moral und Religion aller Völker, Sitten und Zeiten, für unſere Zeit — wie weit laſſe ich damit hinter mir die Poſtillenprediger und die Moralisten. Ein ſolches großes Geſchäft in ſeiner Vollendung, welaſ ein Wert würde es für die Welt!

Aber was ſorge ich für die Welt, da ich für mich, und meine Welt und mein Leben zu ſorgen und alſo aus meinem Leben zu ſchöpfen habe. Was alſo zu thun? Dies in allen Szenen zu betrachten und zu ſtudiren! Die erſten Spiele der Einbildungskraft der Jugend, und die erſten ſtarken Eindrücke auf die weiſche empfindbare Seele zu behorchen, aus jenen vieles in der Geſchichte unſers Geſchmacks und unſerer Denkart erklären, aus dieſer alles rührende und erregende brauchen zu lernen. Das erſte Verderben eines guten Jünglings auf ſeine Lebenszeit — was gibt's auch aus meinem Leben für rührende Züge, die noch jezt alle meine Thränen locken und ſoviel homogene ähnliche Verwirrungen und Schwächungen auf mein ganzes Leben wirken! Alsdann das Wunderbare und immer Gute, was jeder Schritt unſers Lebens mit ſich bringt, weiter ein Bild von allen Geſichten und Nationen und merkwürdigen Charakteren und Erfahrungen, deren ich aus meinem Leben mich erinnere, was für Geiſt und Leben muß dies in meine Denkart, Vortrag, Predigt, Umgang bringen. So lernte ich ganz mein Leben brauchen, nutzen, anwenden, kein Schritt, Geſchichte, Erfahrung, wäre vergebens, ich hätte alles in meiner Gewalt, nichts wäre verlohren, nichts unfruchtbar, alles würde Hebel, mich weiter fortzubringen. Dazu reiſe ich jezt, dazu will ich mein Tagebuch ſchreiben, dazu will ich Bemerkungen ſammeln, dazu meinen Geiſt in eine Bemerkungslage ſetzen, dazu mich in der lebendigen Anwendung deſſen, was ich ſehe und weiß, was ich geſehen und gewefen bin, üben. Wieviel habe ich zu dieſem Zwecke an mir aufzuwecken und zu ändern! Mein Geiſt iſt nicht in der Lage, zu bemerken, ſondern eher zu betrachten, zu grübeln. Er hat nicht die Wuth, Kenntniſſe zu ſammeln, wo er kann, ſondern er ſchließt ſich ſchlaff und müde in den erſten Kreis ein, der ihn feſthält. Dazu beſitze ich nicht die Nationalſprachen, wohin ich reiſe. Ich bin alſo in Frankreich ein Kind; denn ich müßte franzöſiſch können, um mich geltend zu machen, um alles zu ſehen, zu erfragen, kennen zu lernen, um von meinem Orte und von meinem Leben zu erzählen und alſo dies auf gewiſſe Weiſe zu wiederholen und gangbar zu machen. Ich bin alſo ohne dies alles in Frankreich ein Kind, und wenn ich zurückkomme, eben daſſelbe; franzöſiſche Sprache iſt das Medium, um zu zeigen, daß man in Frankreich gelebt und es genoſſen hat. So auch mit anderen Sprachen. Wieviel habe ich zu lernen, um mich ſelbſt zu zwingen, um nachher einer ſein zu können, der Frankreich, England, Italien, Deutſchland genoſſen hat, und als ſolcher erſcheinen darf. Und kann ich als ſolcher erſcheinen, was habe ich in Kieſland als Prediger für Vorzüge und Geltungsrechte! Mit allen umgehen, von allem urtheilen zu können, für eine Sammlung von Kenntniſſen der gebildeten Welt gehalten zu werden! Was kann man mit dieſem Scheine nicht thun, nicht ausrichten! Wieviel liegt aber vor mir, dieſen Schein des Anſehens zu erreichen, und der erſte Menſchenkennner nach meinem Stande in meiner Provinz zu werden!

Bin ich's geworden, ſo will ich dieſen Pfad nicht verlaſſen, und mir ſelbſt

gleichsam ein Journal halten, der Menschenkenntniſſe, die ich täglich aus meinem Leben, und derer, die ich aus Schriften ſammle. Ein ſolcher Plan wird mich beſtändig auf einer Art von Reiſe unter Menſchen erhalten, und der Falte zuvor- kommen, in die mich meine einſtändige Lage in einem abgelegenen ſyriſchen Winkel der Erde ſchlagen könnte. Dazu will ich eine beſtändige Lektüre der Menſchheits- ſchriften, in denen Deutſchland jetzt ſeine Periode anfängt, und Frankreich, das ganz Konvention und Blendwerk iſt, die ſeinige verlernt hat, unterhalten. Dazu die Spalbing, Reſewitz und Mendelsſohn leſen, dazu von einer andern Seite die Moſer, Wieland, Gerſtenberg brauchen, dazu zu unſern Leibniz die Shaftesbury und Locke, zu unſern Spalbing die Sterne, Forſter und Richardson, zu unſern Moſer die Browne und Montesquieu, zu unſern Homileten jedes Datum einer Reiſebefchreibung oder merkwürdigen Hiſtorie dazu thun. Jahrbuch der Schriften für die Menſchheit! Ein großer Plan, ein wichtiges Werk! Es nimmt aus Theologie und Homiletik, aus Auslegung und Moral, aus Kirchengeschichte und Aſketik nur das, was für die Menſchheit unmittelbar iſt, ſie aufklären hilft, ſie zu einer neuen Höhe erhebt, ſie zu einer gewiſſen neuen Seite lenkt, ſie in einem neuen Lichte zeigt; oder was nur für ſie zu leſen iſt. Dazu dient alſdenn Hiſtorie und Roman, Politik, Philoſophie, Poefie und Theater als Beihülfe; bei den letzten allen wird dies nicht Hauptgeſichtspunkt, aber eine ſehr nußbare und bildende Ausſicht. Ein ſolches Journal wäre für alle zu leſen. Wir haben's noch nicht, ob wir gleich Materialien dazu haben. Es würde in Deutſchland eine Zeit der Bildung ſchaffen, indem es auf die Hauptauſſicht einer zu bildenden Menſchheit merken lehrte. Es würde das Glück haben, was kein Journal ſo leicht hat, Streitigkeiten und Widerſprüche zu vermeiden, indem es ſich von allem ſondert, und nur bilden will. Es würde ſeinen Autor berühmt, und was noch mehr iſt, beliebt machen, denn das menſchliche Herz öffnet ſich nur dem, der ſich demſelben nähert, und das iſt ein Schriftſteller der Menſchheit. O auf dieſer Bahn fortzugehen, welch ein Ziel! Welch ein Kranz! Wenn ich ein Philoſoph ſein dürfte und könnte, ein Buch über die menſchliche Seele, voll Bemerkungen und Erfahrungen, das ſollte mein Buch ſein; ich wollte es als Menſch und für Menſchen ſchreiben, es ſollte lehren und bilden, aus jedem Sinn eine ſchöne Kunſt entwickelt werden, und aus jeder Kraft der Seele eine Wiſſenſchaft entſtehen, und aus allen eine Geſchichte der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft überhaupt, und eine Geſchichte der menſchlichen Seele überhaupt, in Zeiten und Völkern. Welch ein Buch! — Und ſo lange ich dies nicht kann, ſo ſollen meine Predigten und Reden und Abhandlungen und was ich künftig gebe, menſchlich ſein, und wenn ich's kann, ein Buch zur menſchlichen und kriſtlichen Bildung liefern, was empfunden werde, was für meine Zeit und mein Volk und alle Lebensalter und Charaktere des Menſchen ſei — das wird bleiben! —

Ein Buch zur menſchlichen und kriſtlichen Bildung! Es finge von der Kenntniß ſein ſelbſt, des weiſen Baues an Leibe und Geiſt an. Alſdenn kommt ein zweiter Theil für die Geſellſchaft. Hier ein Katechiſmus für die Pflichten der Kinder, der Jünglinge, der Geſellſchafter, der Bürger, der Ehegatten, der Eltern. Hier iſt ein Feld, ſich Liebe, Zutrauen und Kenntniſſe zu erwerben, ein Feld zu bilden und Nutzen zu ſchaffen; wenn die Religion z. B. bei Trauungen und

Laufen und Gebächtnisreden und Krankenbesuchen den Großen edel und vernünftig, den Geschmacksvollen mit Geschmack und Schönheit, dem zarten Geschlecht zart und liebenswürdig, dem fühlbaren Menschen fühlbar und stark, dem Unglücklichen und Sterbenden tröstlich und hoffnungsvoll gemacht wird. Und hier ist ein Feld besonders für mich. Sich vor einer Gewohnheits- und Kanzelsprache in Acht nehmen, immer auf die Zuhörer sehen, für die man redet, sich immer in die Situation einpassen, in der man die Religion sehen will, immer für den Geist und das Herz reden: das muß Gewalt über die Seelen geben, oder nichts gibt's! Hier ist die vornehmste Stelle, wo sich ein Prediger würdig zeigt, hier ruhen die Stäbe seiner Macht.

Alles muß sich heut zu Tage der Politik anschmiegen; auch für mich ist's nöthig, mit meinen Plänen. Was meine Schule gegen den Luxus und zur Verbesserung der Sitten sein könne! Was sie sein müsse, um uns in Sprachen und Bildung dem Geschmacke und der Feinheit unsers Jahrhunderts zu nähern und nicht hinten zu bleiben! Wie viel Auszeichnendes eine liefländische Vaterlandsschule haben könne, was man auswärtig nicht hat. Wie sehr die Wünsche unserer Kaiserin darauf gehen, und daß zur Kultur einer Nation mehr als Gesetze und Kolonien, insonderheit Schulen und Einrichtungen nöthig sind. O ihr Locke und Rousseau, und Clarke und Franke und Feder und Ehler und Blüsching, euch eifere ich nach! Ich will euch lesen, durchdenken, nationalisiren, und wenn Redlichkeit, Eifer und Feuer hilft, so werde ich euch nutzen, und ein Werk stiften, das Ewigkeiten dauere und Jahrhunderte und eine Provinz bilde.“

Herder stellt nun das Ideal einer Schule auf; er meint damit die sogenannte Ritterschaftsschule in Riga, deren Leitung ihm zugebach't war, wenn er von seinen Reisen nach Riga zurückkehrte; in Blükeburg erhielt er später wirklich den Ruf, den er aber ausschlug. Was Herder hier von seiner Musterschule verlangt, dürfte schwerlich den Beifall erfahrener Schulmänner finden. Wenn er z. B. seine ganze Schule nur in drei Klassen abtheilt, in welchen der Schüler von den ersten Anfangsgründen bis zur Akademie gebildet werden soll; wenn er die Mathematik nicht „abstrakt“, sondern nur in Verbindung mit Physik treiben will; wenn er Grammatik hauptsächlich an der deutschen Sprache lehren will; wenn er die lateinische Sprache nur auf einen ganz geringen Raum beschränken, und jede Sprache, auch die alten, zuerst nur durch Konversation lehren will, so werden in diesen und vielen anderen Punkten nicht Fröchte einer gereiften pädagogischen Erfahrung geboten. Bemerkenswerth dagegen ist, daß Herder schon in diesem Plane mit Nachdruck darauf bringt, man solle mehr Zeit und Fleiß auf die Realien verwenden und dem Schüler besonders solche Kenntnisse beizubringen bedacht sein, welche ihm später praktischen Nutzen zu gewähren geeignet seien. — Doch Herder bleibt nicht dabei stehen, Musterschulen begründen und leiten zu wollen; seine Pläne gehen noch viel weiter:

„Kurland, das Land der Lizenzen und der Armuth, der Freiheit und der Verwirrung, jetzt eine moralische und literarische Wüste — könnte es nicht der Sitz und die Niederlage der Freiheit und der Wissenschaft werden, wenn auch nur gewisse Pläne einschlagen? Wenn das, was bei dem Adel Recht und Macht ist, gut angewandt, was bei ihm nur gelehrter Luxus ist, aufs Große gerichtet würde?

Bibliothek ist hier das erste, es kann mehr werden, und so sei es mir Vorbild und Muster der Nachahmung und Zuborkommung. Auf welche Weise wäre dem ländlichen Adel beizukommen zu großen guten Anstalten? Dem kurländischen durch Freimüthigkeit, dem liesländischen durch Ehre, geistliches Ansehen, gelehrten Ruhm, Nutzbarkeit. Also zur Verbesserung des Lyzeum, also zur Anschaffung eines systischen Cabinets von Naturfachen und Instrumenten, also zur Errichtung neuer Stellen zum Zeichnen, und der französischen und italienischen Sprache u. s. w. Der gute Umgang zwischen den Predigern in Kurland sei mir auch Vorbild! —

Was für ein Blick überhaupt auf diese Gegenden von West-Norden, wenn einmal der Geist der Kultur sie besuchen wird! Die Ukraine wird ein neues Griechenland werden; der schöne Himmel dieses Volkes, ihr lustiges Wesen, ihre musikalische Natur, ihr fruchtbares Land u. s. w. werden einmal aufwachen, aus so vielen kleinen wilden Völkern, wie es die Griechen vormals auch waren, wird eine gesittete Nation werden, ihre Grenzen werden sich bis zum schwarzen Meere hin erstrecken, und von da hinaus durch die Welt. Ungarn, diese Nationen und ein Strich von Polen und Rußland werden Theilnehmerinnen dieser neuen Kultur werden: von Nordwest wird dieser Geist über Europa gehen, das im Schlafe liegt, und dasselbe dem Geiste nach dienstbar machen. Das alles liegt vor, das alles muß einmal geschehen, aber wie? wann? durch wen? Was für Samentörner liegen in dem Geiste der dortigen Völker, um ihnen Mythologie, Poesie, lebendige Kultur zu geben? Kann die katholische Religion ihn aufwecken? Nein! Sie wird's nicht nach ihrem Zustande in Ungarn, Polen und den anderen Ländern, nach dem Toleranzgeist, der sich auch selbst in dieser und der griechischen Religion mehr ausbreitet; nach dem anscheinenden Mangel von Eroberungen, welche diese Religion nicht mehr machen kann. Vielmehr werden alle unsere Religionen mit ihrer Toleranz, mit ihrer Verfeinerung, mit ihrer Anrückung an einander zum gemeinschaftlichen Deismus einschlafen, wie die römische, die alle fremde Götter in sich aufnahm; die brausende Stärke wird einschlafen, und von einem Winkel der Erde ein anderes Volk erwachen. Was wird dieses sein? Auf welche Art wird's gehen? Was werden die Bestandtheile dieser neuen Denkart sein? Wird seine Kultur bloß offensiv, oder defensiv im stillen gehen? Was ist's, das eigentlich in Europa nicht ausgerottet werden kann vermöge der Buchdruckerei, so viele Erfindungen und der Denkart der Nationen? Kann man über alles dies nicht rathen nach der Lage der gegenwärtigen Welt und der Analogie verflorener Jahrhunderte? Und kann man nicht hierin zum voraus einwirken? Nicht Rußland auf eine Kultur des Volkes hinzeigen, die sich so sehr belohne? Da wird man mehr als Bato, da wird man im Weißsagen größer als Newton; da muß man aber mit dem Geiste eines Montesquieu sehen, mit der feurigen Feder Rousseau's schreiben, und Voltaire's Glück haben, das Ohr der Großen zu finden. In unserm Jahrhundert ist's Zeit, Hume und Locke, Montesquieu und Mably sind da, eine Kaiserin von Rußland da, die man bei der Schwäche ihres Gesetzbuches fassen kann, wie Voltaire den König von Preußen, und wer weiß, wozu der gegenwärtige Krieg in den Gegenden bereitet. Hier will ich etwas versuchen. Schläger's Annalen, Beilagen, Merkwürdigkeiten, Miller's Sammlungen, jenes seine Ge-

schichte der Moldau soll mir Gebetbuch sein, das ich studire, Montesquieu, nach dem ich denke und wenigstens spreche, das Gesetzbuch der Kaiserin wenigstens Einfassung meines Bildes über die wahre Kultur eines Volkes und insonderheit Rußlands.

Worin die wahre Kultur bestehe? Nicht bloß im Gesezgeben, sondern im Sitten bilden.“ (Es folgt nun eine genaue Darstellung der Schäden in dem Leben verschiedener nordischer Nationen, nebst Vorschlägen zu ihrer Heilung, und schließlich Vorschläge ähnlicher Art für Riga.) „Ich will mich so stark als möglich vom Geist der Schriftstellerei abwenden und zum Geist zu handeln gewöhnen. Wie groß, wenn ich aus Riga eine glückliche Stadt mache!“ —

Welch eine Fluth von endlosen Plänen! Man sollte kaum glauben, daß ein Mann, der so schwärmt, schon fünf Jahre lang ein öffentliches Amt bekleidet haben könnte, so wenig wissen diese Pläne dem wirklichen Leben gerecht zu werden. Was die lange vorbereiteten Ergebnisse vielfacher, zusammenwirkender Ursachen sind, das fassen diese Pläne als das Resultat des Willens und der Gedanken Eines Menschen auf, und was die Gunst der verschiedensten Verhältnisse einer Reihe begabter Geister bescheerte, das soll der Einzelne nach seinem Willen sich nehmen, obwohl ihm keine Kraft gegeben ist, und gegeben werden kann, um sich zum Meister dieser Verhältnisse zu machen. Es ist etwas titanisches in diesen Plänen, welche den unförmlichen Koloß Rußland auf die Spitze der Bildung heben, und durch ihn neues Leben in Europa erwecken wollen; und doch ist auch wieder ein oftmals kindlicher Geist in ihnen, der mit kleinen schwachen Händchen Massen bewegen will, welche den vereinten Anstrengungen vieler Kräfte trogen.

Betrachtet man nun aber diese glänzenden, überkühnen Pläne, welche eine feurige Fantasie, ein glühendes, edles Herz und ein weitschauender Geist entworfen, so sollte man meinen, der Träger derselben müßte eine ganze Welt von Kraft und Energie sein eigen nennen, er müßte mit den sichersten Hoffnungen und mit den bestimmtesten Schriften seinen Weg nach dem fest ins Auge gefaßten Ziele verfolgen. Und doch finden wir von allem das Gegentheil. Herder's Schulkameraden wunderten sich oft schon über seine Schwermuth, welche seinen Mund verschloß und aus dem Kreise froher Gespielen ihn zu einsamen Gegenden trieb, wo seine Träumereien Thränen aus seinen Augen preßten. Und so gewahren wir auch, daß derselbe Mann, welcher die gewaltigsten Reiche durch die Macht seines Geistes umgestalten wollte, welcher in seinen Hoffnungen alle Religionen zu einer einzigen, geistigen, weltbeherrschenden zusammengefaßt sah, daß derselbe Mann sich den schwärzesten Träumereien, den finstersten Ansichten über alles Bestehende hingab, daß er mit der Gegenwart brach, von der Zukunft nichts hoffte, und mit verzagter Weichlichkeit um die Vergangenheit klagte, welche er selber oft genug als die ganze Quelle seines Unglücks bezeichnet hatte. Aus demselben Jahre, in welchem Herder sein Tagebuch schrieb, haben wir ein Gedicht von ihm, welches uns einen tiefen Blick in sein Gemüth und dessen auf und ab wogende Gefühle thun läßt. Hier folgt es.

Ein Nachtgemälde.

In einer Sommerlaube. 1769.

Also werden sie verbämmern,
Meines Lebens Sonnenblicke,
Schön und traurig in die Nacht.
Und du, Thräne meiner Jugend,
Brichst mir meine Sonnenblicke
Früher schon in Todesnacht.

Luftgefilde grauer Schatten,
Blumen, die der Tod entfärbet,
Deren Haupt der kalte Thau
Niederbeugt mit stummer Thräne,
Und die Thräne träufelt nieder
Und der Boden trinkt sie stumm.

Also sind auch mir verbliühet,
Mir verschwunden Bäum' und Lauben,
Meiner Jugend Brüder; sind,
Alle sind nicht mehr, die Brüder,
Die Gespielen meiner Jugend!
Und ist denn ihr Bruder noch?

Schöner Silbersee, in dem ich
Mit gesenktem Seherblicke
Neue Welten hangen sah,
Deine Welten sind versunken,
Schöner Silbersee, du hüllest
Trübe deinen blauen Schooß.

Gleich den bunten Schmetterlingen,
Die im Morgenbust der Blumen
Gaukelten, sind sie mir weg —
Weggegaukelt, Freuden, Freunde,
Sind in alle Welt zerstreuet
Oder modern schon zu Staub.

Und in einer Pilgerhütte
Unter dieses Baumes Schatten
Wohn ich. Ach, des Baumes Frucht;
Geuget Müß und schmeket bitter,
Aber seine Blüthen trösten,
Denn sie heißen Hoffnungen.

Und so komm denn, mich zu trösten,
Mich zu laben, süße Blüthe,
Und auch du komm, bittre Frucht.
Jenseit jener Berge sollen
Süßre Gartenfrüchte blühen
Und sie reifen schon für mich.

Johann Gottfried Herder.

Und auch von dem kalten Thau
Soll sich alles frischer färben,
Sollen schöner auferstehen
Blumen; holde Morgenrosen
Mit der Freudenthrän' im Busen,
Ihre Wangen Morgenroth.

Und ja auch um meine Hütte
Duftet eine Nachtviole
Labend süßen Schattenduft;
Dufte fort, bescheidne Blume,
Mich verschleiert zu erquick'n
Mit dem Kuß der Dämmerung.

Nie will ich der Sonne Spiegel
Rauben, deinen Duft zu kosten,
Nie dich in ein Strahlenmeer
Tauchen, deinen Wuchs zu höhnen,
Deine Demuth zu beschämen
Deine Nichtigkeit zu schmäh'n.

Denn was soll der Sonnenspiegel,
Duft der Dämmerung zu kosten?
Was soll mir ein Strahlenmeer,
Schattenfreude zu beschämen,
Morgenträume zu verzagen
Und den Jüngling zu ergraun.

Trug ist alles! Licht und Schatten,
Morgenpracht und Abenddämm'ring,
Nachtviole und Nachtigall —
Trug um Trug! Und Trugeswonne
Bei dem Tausche weggutauschen
Um sich armgetäuscht zu sehn?

Weise Blöde! Armer Scharfsinn!
Der den falschen Zauberspiegel
Nicht zerbricht, nur dunkel trübt!
Sohn von Liliput, du Kleinling,
Zeigst in meinen Jugendfreuden
Mir, statt Reiz ein Broddignag.

Menschenfeind, nicht Freund! du zeigst mir,
Ruhm sei Schatten, meine Liebe
Wuhle um ein Rosenglück.
Ruhm ist Schatten, Jugendliebe
Ist nur eine Rosenliebe,
Aber auch die Rose blüht.

Rein, o Welt, du holde Wüste,
 Wo nichts ist und alles scheint,
 Und doch wahr und lieblich scheint.
 Und ihr, süße Tauscherinnen,
 Sinne, gebt mir immer Wolken,
 Wenn sie Engelspeise sind.

Die Verneinung alles Bestehenden, das völlige Verzichten auf jede Zufriedenheit, auf jedes persönliche Glück, das willenlose sich ergeben in ein finsternes, unentrinnbares Schicksal sticht scharf ab gegen die hohen Flügel des Tagebuches, und bezeichnet jene Doppelnatur, welche für Herder sein Leben hindurch die Quelle so vielfachen Unmuthes war. Aus Herder's Abschiedsrede führten wir eine Stelle an, in welcher er mit Nachdruck sagte, daß ohne die Wahrheit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele unsere ganze menschliche Bestimmung in Anlagen, Zwecken und Pflichten unvollkommen bleibe. Eine andere Anschauung findet sich in dem nachstehenden Keinen Gedichte vom Dezember 1768.

Alte ägyptische Philosophie.

O schwarze Nacht! wer hat ihn, deinen Schleier,
 Je aufgedeckt?
 Du warst einst All; da kam ein Funke Feuer
 Und hat den Weltschein aufgeweckt,
 Der jetzt noch ist. In ew'gem Wechselkreise
 Mit Tag und Nacht
 Rollt er hinweg! Mir, bis ich meine Reise,
 Die kurze Reise bald vollbracht.
 Dann geb' ich euch, die ihr ihn gabet, wieder,
 Nacht oder Licht!
 Dem Weltgeist meinen Geist, und sinke nieder,
 Sei ich dann, oder sei ich nicht.

Herder ging eine große Bahn nach einem herrlichen und edeln Ziele; er ist von dieser Bahn niemals abgewichen und ist den Grundsätzen seines Lebens niemals untreu geworden. Aber es gab Augenblicke, wo die Erinnerung an seine traurige Jugend, an die „frommen Tiger“, und die Kleinlichkeit seines spätern Lebens ihn niederdrückten und ihm die Spannkraft und den Muth benahmen, welche in helleren Zeiten ihm nicht fehlten. Herder's Natur war zu reizbar, um die schmerzlichen, tiefeingegrabenen Eindrücke erduldeten Leiden völlig ausmerzen zu können, und aus dieser Reizbarkeit entstanden oft neue Verdrießlichkeiten. —

Wir wollen Herder nun auf seiner Seefahrt begleiten. Als er von Niga abfuhr, war sein Plan, in Kopenhagen ans Land zu gehen und von da aus, nachdem er Klopstock besucht, sich nach Deutschland zu begeben. Sein Reisegefährte Gustav Behrens hatte Geschäfte in Frankreich, das Ziel seiner Reise war Nantes und Bordeaux.

Auf Herder wirkte die Seereise und die frische, feuchte Luft höchst wohlthätig. Er hielt sich meist auf dem Verdeck auf, von der Seekrankheit empfand er nur

geringe Spuren, seine Gesundheit war vortrefflich. Mächtig angeregt wurde seine Fantasie durch das großartige Schauspiel des ewig schönen Meeres in seiner immer wechselnden Gestalt; in den spätesten Jahren seines Lebens gedachte er noch mit Freude an diese Seefahrt, und in vielen seiner Schriften begegnen uns entzückte Schilderungen der Schönheit der See. Wer könnte auch je das blaue Meer mit seinen Wellen und seiner Farbenpracht, mit seiner Unendlichkeit und seiner herzbewegenden Sprache vergessen! „Auf einmal aus Geschäften, Tumult und Kangespöffen der bürgerlichen Welt — so erzählt Herder —, aus dem Lehnsstuhl des Gelehrten und vom weichen Sofa der Gesellschaften weggeworfen, ohne Zerstreungen, Bücherfälle, gelehrte und ungelehrte Zeitungen über einem Bretze auf offenem, allweitem Meere, in einem kleinen Staat von Menschen, die strengere Gesetze haben, als die Republik des Lyturgos, mitten im Schauspiel einer ganz andern, lebenden und webenden Natur, zwischen Abgrund und Himmel schwebend, täglich mit denselben endlosen Elementen umgeben, und dann und wann nur auf eine neue ferne Küste, auf eine neue Wolke, auf eine ideale Weltgegend merkend — nun die Lieder und Thaten der alten Stalben*) in der Hand, ganz die Seele damit erfüllt, an den Orten, da sie geschahen — hier die Klippen des Dlaus vorbei, von denen so viele Wundergeschichten lauten — dort dem Gilande gegenüber, das jene Zauberrose mit ihren vier mächtigen, sternebestimmten Stieren abpflügte, das Meer schlug wie Platzregen in die Lüfte empor, und wo sich, ihren schweren Pflug ziehend, die Stiere wandten, glänzten acht Sterne vor ihrem Haupte. Ueber dem Sandlande hin, wo vormal's Stalben und Wikinge mit Schwert und Lied auf ihren Seerossen das Meer durchwandelten; jetzt von fern die Küsten vorbei, da Fingal's Thaten geschahen und Ossian's Lieder Wehmuth sangen, unter eben dem Wehen der Luft, in der Welt, in der Stille — für mich sinnlichen Menschen haben solche sinnliche Situationen so viel Wirkung!“

Die Reise ging bei stillem Wetter langsam von Statten, nach vierzehn Tagen war man der Insel Moen gegenüber. Statt in Kopenhagen ans Land zu gehen, entschloß sich Herder, seinen Freund nach Frankreich zu begleiten. Vom Sunde aus schrieb er an seinen Freund Hartknoch und bat denselben, ihm nach Nantes einen Wechsel über Zweihundert Thaler zu schicken. Von Kopenhagen aus, wo Briefe abgegeben wurden, schifften die Reisenden weiter. „Ich erinnere mich noch,“ heißt es im Tagebuche, „der himmlischen Nächte, die ich vor Kopenhagen hatte, der schönen Tage, da wir die Jagdschläffer des Königs und seine Flotte vorbeizogen, der schönen Abende, da wir seine Gesundheit im letzten guten Rheinwein tranken. — Ich habe A gesagt, ich muß auch B sagen: ich gehe nach Frankreich, eine Nacht vor Helsingör hat's entschieden. Ich überließ mich meiner Trägheit, meiner Schläfrigkeit, um zwei Tage zu verderben, da mir nichts leichter gewesen wäre, als von Helsingör nach Kopenhagen zu gehen; wir sind fortgefegelt, ich fand mich in der See, ich gehe nach Frankreich. — Am funfzehnten Juli stiegen wir in Painbeuf ans Land, und unser Wahrzeichen war ein altes Weib. Ich verstand weder Pilot noch Wirthin mit alle meinem Französisch. Der erste Anblick von Nantes war Betäubung; ich sah überall, was ich nachher nie mehr sah,

*) Ossian.

eine Verzerrung ins Groteske ungefähr: das ist der Schnitt meines Auges, und nicht auch meiner Denkart.“

Kurz nach seiner Ankunft in Nantes, wo Herder an einen Herrn Babut empfohlen war, schrieb er einen französischen Brief an seinen Freund Wegrow in Riga, aus welchem eine kurze Stelle, auch als Probe des Stils, hier wörtlich Platz finden mag: „Mr. Babut, le correspondant de M. Berens, nous a accueilli très-poliment, et Mme. Babut, une femme très-aimable et très-estimable m'a distingué avec tant de grace, que je me suis dévoué souvent à tout l'enfer d'être une bête allemande, qui ne sait que rugir la langue française d'une manière horrible. Je ne sais ni parler ni entendre, et ce qui est encore pis, une mauvaise honte me lie la langue, en sorte que je ne l'apprendrai, peut-être jamais. Je voudrais avoir abandonné tout mes fragments et toutes mes lucubrations critiques au diable, plutôt que d'avoir négligé une langue dont l'ignorance est une barbarie achevée dans notre siècle; en cas que je ne trouve plus ici d'occasion pour l'apprendre par l'usage, je m'en vais d'ici, ou à Angers pour me donner tout à elle, ou j'abandonne entièrement ce pays de culture et d'élégance pour essayer de l'Angleterre et de l'Italie par Marseille, mais sur tout cela je ne sais encore rien, que le mot de Socrate: Je n'en sais rien.“ —

Durch seinen Wirth und dessen Frau wurde Herder mit einigen Familien in Nantes bekannt, deren Umgang ihm sehr behagte; auch die Landbewohner lernte er auf Ausflügen kennen. Durch einen jungen Schweden, der ein großer Verehrer deutscher Literatur war und Herder's kritische Werke gelesen hatte, wurde es in Nantes bekannt, daß Herder sich in seinem Vaterlande bereits als Schriftsteller Ruhm erworben habe; dieser Umstand trug dazu bei, Herder in Nantes in Achtung zu setzen und die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes zu erhöhen. Mit dem jungen Schweden, Namens Koch, verkehrte Herder gern. In einem Briefe an Hartknoch schreibt er: „Das Schätzbarste ist mir die Bekanntschaft mit meinem Verräther, einem Menschen von allen Anlagen, das Schöne zu kosten, wo es sich findet, von einem sehr sichern Geschmack in der Kunst und einer großen Begierde zur Wissenschaft. Er holt mich täglich des Morgens früh fünf Uhr vor seinen Kaufmannsarbeiten zu einer Promenade ab, die schon ihrem Gehölze nach die schönste ist, die ich gesehen, und sieht mich trotz seiner schwedischen Kälte für einen Genius an, der ihm hier in Nantes begegnet sei, um ihn zu erleuchten. Wenn Sie also noch etwas von meinem Enthusiasmus wissen, junge Geister zu finden, die bildbar sind, so können Sie glauben, daß ein solcher Fund einer so seltenen Seele an einem so außerordentlichen Fall noch mehr bindet, und ich liebe meinen guten Koch recht sehr.“

Mit den Wissenschaften beschäftigte Herder in Nantes sich mäßig, er machte Studien über die hebräische Archäologie, dachte an eine neue Bearbeitung seiner kritischen Wälder und dichtete einige Oden, welche keinen besonders großen dichterischen Werth besitzen. Der Aufenthalt in Nantes, der zuerst nur einige Wochen dauern sollte, verzögerte sich ziemlich lange; erst am vierten November 1769 reiste Herder nach Paris ab. Hier machte er sich mit Arnauld, Diderot, d'Alembert und anderen französischen Gelehrten bekannt. In Paris und Versailles sah er

alles Sehenswürdige, lernte Sammlungen der Kunst, Bibliotheken und Institute kennen, und erfreute sich an schönen Bauwerken. In einem Briefe sagte er: „Alles was gout und Pracht ist, in Künsten und Anstalten, ist in Paris im Mittelpunk. So wie aber der Geschmac nur der leichteste Begriff der Schönheit und Pracht nichts als Schein, und oft eine Erzeugung des Mangels derselben ist, so kann Frankreich nie völlig sättigen, und ich bin seiner auch herzlich müde. Indessen wollte ich und vieles nicht, es nicht gesehen zu haben und die Erfahrungen und Begriffe verloren zu geben, die ich über seine Sprache, Sitten, Geschmac, Geschichte, Künste, Wissenschaften, in Zustand und Ursprung derselben gesammelt habe. Ich habe gesucht, Bücher und Menschen, Deklamationen und Schauspiel, Tänze und Malereien, Musik und Publikum zu studiren. Die Samentörner sind aber verschart, bis auf einen Frühling der Zukunft. Ich passire hier für Professor in Riga, denn das weiß kein Franzose im ganzen Königreich, ob in Pief-land Akademie, Universität oder Bauerschule ist, ja oft nicht, wo es liege.“

In Paris erhielt Herder einen Brief von Lavater, welcher drei biblische Fragen enthielt, und in welchem über dieselben um eine genaue und aufrichtige Antwort gebeten wurde. Herder sagte von diesen Fragen: „Sie sind der Weg zu tausend neuen Schwärmereien. Armseliger Zustand unserer Religion! Orthodoxie ohne Menschenverstand, Reformationen voll Uebereilung, und jetzt gar noch ein neuerer Fanatismus — das fehlt noch.“ —

Während Herder in Paris war, machte er Studien über das französische Theater, und schrieb eine Reihe von meist abgebrochenen Bemerkungen darüber nieder; sie sind sehr bezeichnend für Herder's Ansichten der damaligen Zeit; einige derselben wollen wir mittheilen.

„Tragödie ist nicht für Frankreich, alles ist fremde Natur, fremder Auftritt, fremde Leidenschaft, fremde Welt. Tragödie ist am wenigsten für französische Sprache; welche Inversionen, künstliche Komplimente, Jargon abstrakter Begriffe, Philosophie über Leidenschaft und keine Leidenschaft mehr. Selbst Voltaire's Stücke nehme ich nicht aus. —

„Welche Schule der Sitten ist in der Welt besser als Theater! Hier, wo Laster und Tugenden, Narren und Bösewichter, Tugendhafte und Helben in Person, im Bilde, im Leben, in Aktion, in Geschichte erscheinen; für Auge, Ohr, Seele Illusion!

„Gehe ins Theater, erwarte einen Tartuffe, einen Misanthropen, ein Zaire! Dann gehe in die Kirche und erwarte eine frostige Predigt! Dann gehe in die Messe, und erwarte nichts zu hören und zu sehen, als was du immer gesehen! Dann gehe ins Grab der Heiligen und falle nieder und erinnere dich ihrer Fragentugenden. Wo hast du mehr?“ —

In den letzten Tagen des November erhielt Herder in Paris einen Brief von Resewitz, dem Prediger der deutschen Petrigemeinde in Kopenhagen, worin dieser ihm im Namen des Fürstbischofs von Lübeck und Herzogs von Holstein zu Gutin, den Antrag stellte, dessen Sohn, den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm, als Instruktor und Reiseprediger drei Jahre lang auf Reisen zu begleiten. Dieser Antrag stimmte mit den eigenen Reiseplänen Herder's sehr wohl überein, und seine finanzielle Lage war bei seiner ziemlich vornehmen Lebensart trotz Hartnoch's reichlichen Unterstützungen so mißlich, daß Herder sich gern bereit finden ließ, in

Unterhandlungen sich einzulassen. Die Forderungen, welche Herder stellte, wurden sämmtlich bewilligt. An Gehalt erhielt er jährlich vierhundert Thaler nebst freier Station, und einhundert Thaler Reisegeld. Wenn Herder nach Ablauf der drei Jahre in Diensten des Fürstbischofs bleiben wollte, so hatte er die Wahl zwischen einem geistlichen Amte und einer Professur in Kiel. Noch wurde besonders festgesetzt, daß es Herder jederzeit freistehen solle, falls er einen angemessenen Ruf nach Riga erhielte, dahin zurückzukehren, und für diesen Fall verpflichtete sich der Fürstbischof, für Herder Empfehlungsschreiben an den Petersburger Hof zu geben. Denn Riga stand in Herder's Augen immer noch als das Ziel seiner Wünsche da. An Hartknoch schrieb er, als er ihm aus Paris seinen Ruf nach Göttingen meldete: „Es ist für mich immer ein tödtender Gedanke, meine Freunde, meine Pläne auf Riga als Schatten ansehen zu müssen, die wie jenes Bild der Kreusa stiehen, und nicht mehr für mich sein sollen als ein Traum; denn wie ein Traum ist alles, was man aus einem Orte weiß, wo man einen Theil seiner besten Jahre zugebracht hat, und da heraus ist.“ —

Im Dezember des Jahres 1769 verließ Herder die französische Hauptstadt, um sich an seinen neuen Bestimmungsort zu begeben. Die Weihnachtstage brachte er in Brüssel zu; auch in Antwerpen nahm er einen kurzen Aufenthalt, um die Erzeugnisse niederländischer Kunst kennen zu lernen, und ging von da zu Schiff nach Amsterdam ab. Diese Fahrt hätte für ihn verhängnißvoll werden können. Ein heftiger Sturm warf das Schiff auf eine Sandbank an der holländischen Küste, nicht weit vom Haag. Das Fahrzeug war nicht wieder flott zu machen, es saß die ganze Nacht auf der Sandbank fest und war in beständiger Gefahr, von dem Ungeßtilm der Wogen zerkümmert zu werden. Die Nothschiffe, welche die Schiffer thaten, riefen am Morgen einige Fischerboote herbei; nachdem die ganze Besatzung des Fahrzeuges glücklich gerettet war, rissen die Wellen es auseinander. Von diesen Augenblicken schrieb Herder später: „Das Gefühl der Nacht ist noch in mir, da ich auf scheiterndem Schiffe, das kein Sturm und keine Fluth mehr bewegte, mit Meer bespült und mit Mitternachtswind umschauert, Singal las und morgen hoffte!“ — Am 20. Januar 1770 war er im Haag; in Leiden und in Amsterdam besuchte er einige holländische Gelehrte, und ging von da durch Friesland über Hamburg nach Kiel, wo sich der junge Prinz von Holstein mit seinem Oberhofmeister, einem Herrn von Kappelmann, damals aufhielt.

In Hamburg verweilte Herder einige Wochen und machte dort verschiedene Bekanntschaften. Vor allen zog es ihn zu dem großen Manne hin, der ihm ein Führer für seine Lebenszeit war, zu Lessing. Er wurde freundlich von ihm empfangen, beide unterhielten sich öfter, und diese Unterredungen blieben für Herder stets unvergeßlich. Alles, was in Herder's Seele dunkel wogte und gährte, das sprach Lessing's heller Verstand und sein klares, durchsichtiges Wort ihm aus. Wie hoch er den herrlichen Mann verehrte, das hat Herder in seinen Schriften an mehr als einer Stelle, und in der Geschichte seines Geistes auf jeder Seite bewiesen. Lessing war ihm der ehrfurchtgebietende Genius, der ihm mit reiner Hand das leuchtende Ziel seines Lebens wies.

Mit Bode, dem Geschäftsfreunde Lessing's, und mit Claudius, dem Wandsbeder Boten, schloß Herder Freundschaft und hielt sie bis an seinen Tod. Auch

mit dem vortrefflichen Alberti, dem dulbsamen Prebiger, der von dem frommen, grobknochigen Senior Goeze zu Tode gedrückt wurde, machte Herder sich bekannt; in der Familie desselben brachte er einige genußreiche Tage zu. Mit ihnen war das Ende der freien, fröhlichen Reisezeit, des unbehinderten Studiums der Menschheit in unmittelbarer Anschauung herbeigekommen. Die Zeit, welche nun folgte, sollte die Hoffnungen nicht erfüllen, welche Herder auf sie setzte.

An dieser Stelle wollen wir noch einen Blick auf zwei Gedichte werfen, welche um diese Zeit entstanden. Sie geben uns Aufschluß über Herder's Denkweise und werden uns dadurch Fingerzeige für die Erklärung der Gestaltung, welche Herder's Lebensverhältnisse in der nächsten Zukunft annahmen. Beide Gedichte finden sich, doch in sehr veränderter Fassung, auch in Herder's Werken; wir geben hier die älteste Form. Von dem ersten Gedichte folgen einzelne Strophen, das zweite ist unverkürzt.

An den Genius von Deutschland.

O Liebe du! du Lieb' und Stolz fürs Vaterland,
 Erfandst, was kein Betrug erfand,
 Unsterblichkeit! — Zu Luft verwehn
 Die Helben? Und in Moder gehn
 Die Thatenthäter? Nein! ihr Schatten
 Schwebt Mondhin weg dort! Schauen nun,
 Was sie vollbracht einst hatten,
 Jetzt Heldensöhne thun!

Der feile Knecht allein nur hat dich nicht erkannt,
 Du Abeldöttin, Vaterland!
 Die, was nur Menschheit Würde schmückt,
 Die allem höchste Blum' entspißt
 Zur Kron'! Und kann, kann Welt sie geben,
 Selbstfrohe Würde süßer Müß'
 Und Ruhm und Wonneleben,
 So, Göttin, gabst du sie!

Du, mehr als Weiberlieb' und Mann- und Vaterherz
 Und Brudertreu und Freundesherz,
 Bist Kind- und Weib- und Muttersehll
 Und Freundesstimme! bist ein All |
 Der süßen Tdn' und Tugendnamen,
 Bist großer Mutter, Menschlichkeit
 Der erstgeborne Samen,
 Bist Erdeseligkeit.

Der freien Deutschen Blick, so kühn und blau und hell,
 Wie lang soll er dem Tanzmarcel
 Der Blick des Slaven-Slaven sein?
 Die konnten einst die Welt befreien,

Die lassen, Knaben, sich entmannen
 Von Knaben-Wüthriegen, die noch —
 Die Mägl'ichen Tyrannen! —
 Selbst tragen Vormundjoch!

Der freien Deutschen Geist, wie lange soll er sein
 Ein Miethlingsgeist! Soll wiederkäun',
 Was andrer Fuß zertrat! Der Ruf,
 Der einst in Leibniz Weltall schuf,
 Wie schände muß er Klust verkaufen
 In Schulen, und statt Sonnenwelt
 Sich Seifenweltall brausen,
 Das mit dem Hauche fällt.

Der freien Deutschen Lied, wie lange soll es sein
 Ein Pangeschrei, wie handgemein
 Aus hundert Flöten, Widerhall
 Aus hundert Klüften! Lauber Schall
 Vom Schilfe Jordans und des Tiber
 Und Rhem' und Sein! und nie, o Rhein
 Und Rön'gin Elbe! — Lieber
 Sollt ihr die Götter sein

Der Lieder, die nicht Höfen lispeln! Sollen nicht
 Um Höfe lispeln, denn das Licht
 Der Darben ging am Himmel auf,
 Wie Sonne, ging den großen Lauf
 Mit Held und Geist, und ließ im Dunkeln
 Der Blinger mehr! —

An das Dekumenische Christenthum.

Woher du Wolkenpalast? An die Säume
 Der Erd' hinausgebreitet, hin
 Vom Libanon zum Hella, zu den Affen
 Und Patagonen hin!

Woher du Himmelsfürmer, der den Zeiten
 Verwüßung drohet? Wo denn ruhn
 Die stolzen Säulen, die dich stützen! hobest,
 Erhobst du dich nicht selbst?

Auf Trümmern nur versunkner Heiligthümer,
 Im Sturz der Zeiten hobst du dich,
 So wie in Lagesneig' ein Roderwölken
 Im fernen grauen Ost!

Da stand das Roderwölken, unbeahndet,
 Und wülkte nur der Sonne Rand,
 Bis es in Mitternacht (die Wächter schliefen)
 Berberg der Sterne Glanz

Johann Gottfried Herder.

Und überfüllt' den Himmel, und goß nieder
Die Schummerwelt in mehr als Nacht,
In Graus und Trümmer! Und die Zauberwolke
Hüllt ein das alte Rom,

Das Helden-Rom, die Königin der Welten
Auf sieben Thronen, hüllt es ein
Zur Zauberwettel, gab ihr vollen Becher
Als Priesterin der Welt

Auf sieben neuen Thronen. Und die Erde
Floß über von des Bechers Wuth,
Und taumelt', und die schönen Götter sanken,
Der Berg der Nusen wich,

Meerüber flog die Weisheit in die Zelte
Gastfreier wilder Araber!
Die Bücher brannten und der Bücher Flamme
Wölbt' sie nur prächtiger

Die Woll'. In schwarzen runden Wellen
Rollt sie von Erd' zu Erden hin,
Und in ihr klirren Ketten, heil'ge Waffen,
Der Zwietracht Paukenschall,

Die Banne blitzen, heben, Hölegabeln,
Von Königshädeln Kronen ab;
Sie jagen fort, wie Strudel, Nord- und Südwelt
Zum heil'gen Ofen hin,

Zum Ofen, in das Grab des Todes! Siehe,
Da pranget, was nur Wolke war,
Als Palaß des gekrönten Schuhs, der Thronen
Wie Sünden niedertrat.

Noch steht der Wolkenpalaß, aber öde,
Und sinket! Immer niedersinkt
Der dicke Nebel; seht, die rothe Sonne
Kommt langsam schon empor!

Die Nebel sinken, und mehr als Wollenschlöffer
Stehn glänzend uns vor Augen da.
So nahe war't ihr, Hütten bess'rer Menschheit,
Wir sahen euch nur nicht,

In Nacht begraben. Kommt, der Hütten Brüder,
Auf freiem Gipfel oben, kommt
Der Morgenkönigin, dem Licht zu opfern!
D hört nicht auf den Klang

Der Scheidenden! Nicht was in jener Wolle
 Begjammert! Elend fingt's, und klagt
 Vernunft und Menschenherz, gebietet Zittern
 Und Gottverhöhnereangst,

Drommetet Zauberkraft, und heilt mit Zauber
 Die Wunden, die nur Zauber schlug!
 Es ist der Kirke Ton, er wandelt Menschen
 Zu heil'gen Danksen um!

Kommt! Hier in neuer Welt voll Morgenröthe
 Laßt uns umarmen! Brüder, hier
 Der Göttlichen, so lange lange Sklavin,
 Dem Gottesbilde hier,

Der Menschheit opfern! Wahrheit suchen! Würde
 Der Freiheit anerkennen! hier
 Anbeten Gott, und Menschen sein, und streben,
 Daß Mensch einft alles sei!

Und jenen Rauch verdampfen sehen! Gemieken
 Die schöne Morgenröthe schon,
 Die Reugeburt der Welt, bis einft die Sonne
 Allgegenwärtig strahlt! —

Ein Mann, der so großartig freisinnige Gedanken in solcher Sprache schreiben konnte, paßte nicht an einen Hof, und nicht in die Gesellschaft von Leuten, welche den Werth des Menschen danach beurtheilten, ob die ersten Windeln, in die man ihn gewickelt, mit oder ohne v. gezeichnet waren.

In Kiel wurde Herder freundlich bewillkommt, und in Eutin, wo der Hof sich aufhielt, mit Auszeichnung empfangen, und anfangs ging alles vortrefflich. Noch am 29. April konnte Herder an seinen Freund Hartknoch schreiben: „Ich genieße bisher die ganze Gnade und die außerordentlichste Unterscheidung des Hofes — bei den Größten versteht sich's, und die kleine Heerde, zumal an kleinen Höfen, folgt, und blüht sich noch dreimal tiefer. So etwas als meine Predigten hat man noch nicht gehört, und freilich bis auf meine Manschetten auch nicht gesehen; daß das wieder Meider gebe, ist die natürlichste Folge des Weltbaues, der aus Attraktion und Resistenz zusammengesetzt ist. Von Niga entsagt habe ich mich so wenig, daß vielmehr meine heitersten Spiritus vitales daherum flattern.“

Herder's Predigten fanden den Beifall der Herzogin so sehr, daß sie sich von zwei derselben eine Abschrift ausbat. Der damalige Superintendent Wolf aber klagte Herder eben dieser Predigten wegen als einen Sozinianer bei Hofe an. Man fand es jedoch für gut, diese Anklage nicht zu beachten.

Der Prinz Peter Friedrich Wilhelm, welchen Herder unterrichten und auf Reisen begleiten sollte, wurde später wegen Geistesstörung für unfähig zur Regierung erklärt und lebte bis zu seinem Tode als Privatmann in Pöln. Schon damals scheint ein verfürtes Wesen sich bei dem Prinzen gezeigt zu haben, der übri-

gens von Natur ein gutes Herz hatte. Die Personen, welchen er bis dahin zur Erziehung anvertraut gewesen war, besaßen wenig Eigenschaften, welche dem unglücklichen Prinzen hätten ersprießlich sein können; der bereits erwähnte Oberhofmeister von Kappelmann war ein aufgeblasener und rücksichtsloser Mann, der den Prinzen hart zu behandeln sich nicht scheute, und der eigentliche Lehrer, ein gewisser Porriarius, war ein Pedant, der in seinem schriftlich abgefaßten Berichte über den Unterricht und die Kenntnisse des Prinzen dem sechzehnjährigen Jünglinge das Zeugniß gab: „Bin bemüht gewesen, durch Uebersetzen (ins Französische) und Diktiren die rechte Schreib-Art und die nothwendigste Regeln derselben beizubringen, worinnen nun mehro Der Durchl. Prinz sichtbare Progressen zu machen angefangen hat.“ In der Religion hatte er mit ihm „Hornemann's Glaubens-Lehren und Lebens-Pflichten in Versen vielmals durchgegangen“, und am Schluß des Berichtes fügte er den frommen Wunsch hinzu: „Gott wolle Ihn vor der schädlichen Contagion der Irreligion gnädigt praeserviren.“

Herder sah bald, wie wenig zweckmäßig die Behandlung des Prinzen gewesen war, er ahnte auch schon, daß seine Verbindung mit diesem Prinzen und mit diesem Oberhofmeister nicht lange würde dauern können, und er war klug genug, seine Ansichten durch die Hofdame Fräulein du Hamel an die Herzogin gelangen zu lassen, und den Herzog anzugehen, es möge ihm vergönnt sein, unterwegs um seinen Abschied zu bitten, wenn er sehe, daß es nicht ferner gehe.

Der Aufenthalt in Gütin war für Herder ein angenehmer; die herrliche Gegend, die malerischen Seen in den prachtvollen Buchenwäldern, die noch jetzt den Wanderer entzücken, machten tiefen Eindruck auf Herder. Nach dem schönen grünen Holstein, wie er es nannte, wünschte er sich oft zurück, und in seinen letzten Lebensjahren, die ihm durch so viele Mißstimmungen verbittert wurden, glaubte er in krankhafter Sehnsucht, daß in jenen schönen Gegenden, an der blauen See bei Kiel, ihm seine Jugend zurückkehren werde. In Kiel gewann Herder die Freundschaft des spätern Erblandmarschall Grafen von Hahn, der ein gelehrter Astronom war. An ihn richtete Herder die Ode Orion.

Am 15. Juli 1770 hielt Herder in Gütin die Abschiedspredigt, und trat dann mit dem Prinzen und dem Oberhofmeister die Reise an. Man wollte an einigen befreundeten Höfen sich kurze Zeit aufhalten und den Winter in Straßburg zubringen. In Darmstadt verweilte man vierzehn Tage. Hier wurde Herder mit dem Kriegsrath Merck und durch ihn mit dem Geheimen Rath Hesse bekannt, in dessen Schwägerin, Fräulein Karoline Flachland, er seine nachherige Gattin kennen lernte. In Hesse's Familie verweilte Herder jeden Nachmittag, gefellige Unterhaltung und Lustfahrten in die nahen Wälder belebten den kleinen, heiteren Freundeskreis, in welchem Herder sich stets in jener herzgewinnenden Liebenswürdigkeit zeigte, welche ihm zu Gebote stand, so oft er sich in ihr zeigen wollte. Er las seinen Gesellschafterinnen Oden von Klopstock und von Kleist vor, und das war in jenen Zeiten so ungefähr ein verstecktes Liebesbekenntniß, die Liebhaften aller gefühlvollen Seelen singen damals mit Klopstock an. Was nun folgte, läßt sich nicht schöner erzählen als mit den Worten von Herder's Gattin, welche sie im spätern Alter, nach dem Tode ihres geliebten Mannes in ihren Erinnerungen niederschrieb:

„Am 19. August predigte Herder in der Schloßkirche. Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ich sie nie gehört! Zu diesem großen einzigen, nie empfundenen Eindruck habe ich keine Worte, ein Himmlischer in Menschengestalt stand er vor mir. Den Nachmittag sah ich ihn, stammelte ihm meinen Dank — von dieser Zeit an waren unsere Seelen nur Eins, und sind Eins: unser Zusammenfinden war Gottes Werk. Inniger können sich die Seelen nicht zusammen verstehen, zusammen gehören! Er hörte von anderen, wie ich meine Geschwister liebte, und auch hierin war unsere Liebe nur Ein Gefühl, Harmonie, Dank zu Gott. Ach gewiß niemand hat seine heilige Seele so gekannt wie ich!

„Von diesem Tage an sahen wir uns täglich. Ich fühlte ein nie empfundenenes Glück, aber auch eine unbeschreibliche Wehmuth und Schwermuth, ich glaubte, ich würde ihn nie wiedersehen. Den 25. August feierten wir seinen Geburtstag in dem kleinen Kreise der Freunde im Schloß; da gab er mir seinen ersten Brief — ach ich empfing mit diesem Briefe das heiligste, was diese Erde für mich hatte! Ich konnte nur Gott und ihm danken.“ — Dieser Brief lautete folgendermaßen:

An Mademoiselle Flachsland.

Darmstadt, den 25. August 1770.

Jetzt in der Morgenröthe meines Geburtstags, mit wem könnte ich mich in dieser Einsamkeit würdiger unterhalten, als mit der vortrefflichen, gefühlvollen Freundin, die mir der Himmel eben in diesen Tagen auf eine so wunderbare Art gegeben. Ich sage, gegeben; denn warum sollten wir uns einander, meine liebste Freundin, unser Herz verhehlen und über eine Art von Empfindungen erröthen wollen, die uns auf eine so sonderbare Weise gleichsam überrascht, und die so sehr auf das heiligste Gefühl der Unschuld und Tugend gewebt sind. Mir wenigstens glauben Sie es, meine Allerliebste! wenn ich mir die Unschuld, die süßeste, reinste, seligste Zärtlichkeit, die ganze gefühlvolle schöne Natur einer menschlichen Seele vorstellen will, so wird kein anderes, als Ihr Bild daraus — Ihr Bild mit jedem kleinsten Zuge. Ihr unschuldiges, einfaches, freies Gesicht, Ihr blaues, stilles, fühlendes Auge, Ihr leichter Körper, in jeder Stellung ganz Natur, ganz Munterkeit, ganz sanfte Zärtlichkeit und Anmuth: die unschuldige Natur, die mit jedem Worte von Ihren Lippen spricht und nicht argwohnt, daß Böses in der Welt sei: die muntre, rege Freundschaft, die Sie zu empfinden fähig sind: die Freude, die Sie anwandeln kann, wenn Sie von einer guten That hören: die sanfte Thräne, die sich in Ihr blaues himmlisches Auge schießt, wenn Sie Empfindungen lesen oder hören — und o meine süße Unschuldige! das alles ist noch nichts, wenn ich Sie in Ihrer wirklichen freundschaftlichen Willfährigkeit, in Ihrer ungezwungenen, rastlosen Thätigkeit und Gefälligkeit sehe: wenn ich höre, wie edel und schweffertlich Sie sich Ihrer Familie angenommen, und insonderheit, wie Sie, vortreffliche Seele, auch wissen zu ertragen und mit Unschuld zu überwinden. Wenn ich mir bewußt wäre, daß ein einziger dieser Züge ein Gemälde der Schmeichelei, der Galanterie oder gar der Leidenschaft sein könnte: Mademoiselle, mich selbst aufs häßlichste verabscheuen würde ich; denn was wäre abscheulicher, als nach Darmstadt zu kommen, ein armes, naives, unschuldiges Mädchen mit Schmeicheleien und Galanterien täuschen zu wollen, und nach einer so schönen Heldenthat in die Welt

fortzugehen — könnten Sie mich so niedrig denken? Nein, das können Sie nicht, und wenn Sie mir nichts zugestehen, edles, rechtschaffenes Kind, so gestehen Sie mir, wie Sie sagten, Redlichkeit zu. Ich ging wahrhaftig nicht darauf aus, um Ihre Gunst und Freundschaft zu buhlen. Die beiden ersten Male, da ich Sie sah, gingen vorbei, ohne daß ich was Unterschiedenes gegen Sie fühlte; das folgende Mal, da uns der Herr Anger zusammenführte, waren Sie mir nur immer noch von Seite Ihres fühlbaren Geschmacks und Ihres muntern, gutherzigen Wesens merkwürdig. Sie sehen mich also als keinen Thoren, der sich bei dem ersten Augenblick erhitzt und verblendet, um mit einmal wieder kalt zu werden. Selbst das erstemal, da wir im Walde der Fasanerie waren und ich schon anfang, Sie recht lieb zu gewinnen, war es noch immer mehr muntere Schäkerei und Freuden der Gesellschaft, als etwas Geheimeres und Heiligeres der Freundschaft. Aber, mein kleines göttliches Mädchen, da wir uns nach der Predigt zusammenfanden, da wir, meine liebe unschuldige Psyche, im Walde sangen und sprachen und uns die ersten Akzente einer Empfindung, die sich ganz ohne unser Bewußtsein meldete, einander stammelten: da ich nicht ruhen konnte, Sie auf den folgenden Tag zu besuchen, und an der Spitze Ihrer Finger einige sanfte Töne hingen, die Sie vom Klavier hervorlockten; da wir nachher im Brunnenwalde zusammen lasen und fühlten, und uns mit der Hoffnung verließen, uns morgen wiederzufinden, da — und nachher immer von Zug und Zug lernte ich Sie immer mehr kennen, und, o Gott, am meisten den Tag kennen, da ich meinen Abschied nahe glaubte, und in der Kühle des Abends zum letztenmal, und wie gerührt mit Ihnen zur Allee wandelte: O Gott, die Bezeugung Ihrer Theilnehmung und Freundschaft, daß Sie etwas mit mir und für mich fühlten, Ihre Thräne, die abgebrochenen Zweifel und Fragen und Freundschaftsbezeugungen — allerliebstes, redliches Kind, ist's zu viel, daß ich glaube damals Ihr Herz sprechen gehört zu haben? Nein! es hat noch gestern gesprochen, selbst bei Ihren bitteren Vorwürfen und Zweifeln hat's gesprochen — und ach! warum kann ich Ihnen diese Vorwürfe und Zweifel nicht widerlegen, wie ich's wollte, und gleich wollte! Edle, rechtschaffene Seele, glauben Sie es mir, der ich jetzt vor Ihnen stehe und meine ganze Seele sprechen lasse: Ist Ihnen an meiner äußersten Hochachtung und Freundschaft etwas gelegen, fühlen Sie nur etwas von der Sympathie und Ahnung, daß wir einander zum Glück bestimmt sein könnten, die ich sobald gefühlt habe, da ich Ihr Herz sah — so glauben Sie einer Empfindung, die sich nicht ausdrücken läßt, daß der Eindruck, den Sie auf mich gemacht haben, der einzige und ganz der erste in seiner Art ist, so viele ich auch von Ihrem Geschlechte kennen gelernt, geliebt und geschätzt habe. Glauben Sie es mir, daß mein Herz sich nicht besser ergießen kann, als wenn ich mir zwischen uns die Szenen einer ewigen Freundschaft und Zärtlichkeit denke. Gott! und wie oft denke ich die! Ihr Bild steht mir da Tag und Nacht vor Augen, ich sehe Sie in allen Aeußerungen Ihrer schönen Seele, und in allen Situationen, wo Sie mein Herz gerührt. Dies Bild, dieser geliebte Schatten wird mich auch in meiner Entfernung nicht verlassen, wenn nur der meinige ebenso um Sie schwebte. Sie werden mir wenigstens Freundschaftsbriefe und Erkundigungen nach Ihnen erlauben, und o gebe der Himmel und die gütige Vorsehung, daß die Wünsche, die es mir nicht erlaubt ist hier zu sagen, und die Pläne, über die sich wenigstens

meine Einbildungskraft freut, von der Zukunft und dem Schicksal befördert würden! Wenigstens, mein süßes, unschuldigtes Kind, hat unser Umgang und unsere Freundschaft sich keinen Vorwurf zu machen und soll ihn nie zu machen haben. Wir wollen, so lange wir zusammen sind, uns zur Unschuld und Empfindsamkeit und Tugend ermuntern, und das soll uns auch in der Entfernung unser Andenken sein. Wir wollen die Natur und die Güte des Herzens gemeinschaftlich lieben lernen, und immer unser Herz verschönern, als wenn wir zusammen läsen und sprächen und Gutes thäten. Wir wollen nicht an unsern Abschied gedenken, seien Sie wieder die erste, muntere, heitere, unschuldige freudige Flachsländin. Der Himmel hat uns so sonderbar zusammengeführt, und in dessen Hand ist ja auch das Schicksal der Zukunft. Auch wenn wir uns in der Welt nie wiedersehen, so können wir uns noch unseres Umgangs freuen, und ich danke Gott jetzt mit Thränen, daß er mir eine so schöne Seele wie die Ihrige gezeigt hat. Leben Sie wohl. Ich bin Ihr ewiger

Herder.

Wir würden es nicht beantworten können, wenn wir die Antwort auf diesen Brief nicht auch mittheilen wollten. Hier folgt sie:

Karoline Flachsländin an Herder.

Darmstadt, den 26. August, Nachts 11 Uhr.

Nein! ich will nicht länger mein Herz dem besten redlichsten Freunde verhehlen. Ebenso stark, und, wenn es möglich ist, noch stärker liebe ich Sie, wie Sie mich lieben, wie freue ich mich, daß Sie mein ehrliches gutes Herz kennen, o wie ganz in einer Minute haben sich unsere Seelen gekannt. Was ich an dem glücklichen Sonntage empfunden und von Tage zu Tage mehr empfunden, kann ich nicht sagen, es ist mir alles neu, dies, dies ist allein die wahre himmlische Freundschaft. Vergessen Sie mein wunderliches Mißtrauen, guter, lebenswürdiger Freund! Es muß Ihr Herz beleidigt haben, aber denken Sie auch, wieviel ein armes Kind sich zutrauen darf, das seine Schwäche so gut kennt. Loben Sie mich nicht, mein Lieber; ich bin froh, ich bin glücklich, daß unsere Herzen sich kennen. Könnten Sie doch diesen Augenblick bei mir sein, und das gerührte Herz, das nur für Sie gemacht ist, sehen. Ganz, ganz haben Sie meine Erwartung übertroffen; darf ich jemals an eine ewige himmlische Freundschaft und Zärtlichkeit unter uns denken, ist das nicht zu viel für ein armes Kind? O ich darf diese göttliche Szene nicht denken! Werden Sie dann mein Schutzengel sein? Allerliebster, Sie haben es mir an dem vermeinten fürchterlichen Abschiedsabend versprochen. Dann kann ich nichts Liebres, nichts Unedles thun, Ihr Geist ist bei mir. Schreiben Sie mir oft, süßer, feuriger Freund, so oft Sie an Herrn Merck schreiben, daß ich nur Ihre Abwesenheit ertragen kann. Ich werde niemand Ihre Briefe zeigen. — Eben fällt mir Klopstock und seine Meta ein, glauben Sie, daß ich wie eine Meta Sie liebe? Freilich fehlt mir zu einer Klopstockin noch viel, aber hierin nichts mehr. O göttliche sympathetische Freundschaft, wie glücklich machst du! — Machen Sie sich recht glücklich und ruhig, Bester, Lebenswürdiger, die Güte Ihres redlichen Herzens, die Sie jedermann gleich mittheilen, wird Ihnen viel Freunde geben. — Wenn nur der morgende Tag bald vorübergeht! O schreck-

licher Tag, der mir meinen Freund wieder nimmt, und vielleicht auf ewig! Gott! du mußt mich stark machen. Und sehen wir uns hier nicht mehr, so sehen wir einander gewiß im Himmel, und dann — dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,

die du, Natur, einander bestimmtest.

Ich muß aufhören, ich zerfließe in Thränen. Ewig

Ihre treueste
Flachsland.

Guten Morgen, bester Herder. Sie kommen doch heute, ja Sie kommen und lesen im Klopstock; wenn nur der heutige Tag ganz unser wäre! O wie kostbar sind mir jede Augenblicke! Wir gehen in den Wald, wenn uns jemand stören will.

Die ganze Nacht war das feurige Bild meines süßen Freundes bei mir, immer war es bei mir und ewig wird es bei mir bleiben, wie tief und mit welchen Zügen ist es in mein Herz gegraben! Kommen Sie, empfindsame Seele, noch heute, heute. — Ach leben Sie ewig wohl! —

So hatte Herder unvermuthet in Darmstadt diejenige gefunden, welche einige Jahre später die treueste Gefährtin seines Lebens werden sollte. Sie verehrte ihren Gatten aufs höchste, es ist nicht zuviel, wenn sie sagt: „Er stand wie der Himmlischen einer vor mir.“ Nach seinem Tode war sie mit großer Ausdauer darauf bedacht, Materialien zu Herder's Lebensgeschichte, welche Johannes von Müller schreiben wollte, zu beschaffen. Von ihrer Herkunft erzählt sie selbst in ihrer schlichten, liebenswürdigen Weise folgendes: „Ich bin die nachgelassene jüngste Tochter des gewesenen herzoglich württembergischen Amtschaffners Johann Friedrich Flachsland, zu Reichenweier im Elsaß, Maria Karolina, daselbst geboren den 28. Januar 1750. Mein Vater starb im Jahre 1755, in seinen blühendsten Jahren, dem neununddreißigsten, an einem hitzigen Fieber. Meine Eltern lebten in der glücklichsten Ehe, beide geliebt und geehrt von dem ganzen Ort und der ganzen Gegend wegen Ihrer Tugend, ihrer Wohlthätigkeit und freundlichen Umganges mit Menschen. Meine Mutter war vierzehn Tage Wöchnerin, als mein Vater starb; sie war mir bis zu ihrem Tode, und über das Grab hin das Liebste, was ich auf der Welt hatte. Acht unerzogene Kinder blieben mit ihr in Armuth zurück, aber Gott hat uns wunderbar durchgeholfen durch Verwandte und edle Menschen, und hat mir in meiner Armuth Herder zum Mann geschenkt.“ Die vortreffliche Frau überlebte ihren großen Gatten um sechs Jahre, sie starb im Jahre 1809. —

Am 27. August 1770 reiste Herder mit dem Prinzen von Darmstadt ab. Ueber seine Erlebnisse geben seine Briefe an seine Braut und an Merck einige Nachrichten, welche wir hier in der Kürze zusammenstellen.

„Bei unserer Ankunft in Mannheim waren wir in einer elenden Komödienbude, wo elende deutsche Schauspieler eine elende Uebersetzung des elenden französischen Trauerspiels „Lankred“ sehr elend vorstellten. Das ganze Stück hat mir immer wie eine galante französische Brandmarke der gesunden Vernunft, der Liebe, der Geschichte und des Theatergeistes erschienen; hier aber habe ich auch bei Situationen, wo ich noch hätte sympathisiren wollen, nicht gefühlt, daß ich anderes als

Abscheu fühlen könnte. Soviel schönes und merkwürdiges sonst in Mannheim ist, so ist für mich alles zu kalt gewesen; den interessantesten Ort aber nehme ich aus, das Modellhaus der Antiken. Hierzu war meine Seele am besten gestimmt, und ich kann Ihnen zum Voraus melden, daß ich so viele neue Erläuterungen zu meiner Plastik dunkel geträumt habe, als nämlich die Plastik des Herzens auf Seiten des Ausdrucks hinweisen kann.“ —

„Ich bin nun zwei ganze Tage an die Gesellschaft des Prinzen in seinem Wagen angekettet gewesen. Gestern Nachmittag kam endlich die Sache zu einem Aeußersten, zu einer finstern, todten und so unruhigen Stille, von der mich nur spät die Einsamkeit und die Nacht in meinem Zimmer befreien konnte.“ —

„In Karlsruhe ward ich zu Hofe gerufen, und da mit einer Unterscheidung, mit Komplimenten und Anstaunungen empfangen, die ich mir in der Gemüthsverfassung, in der ich dahin ging, gewiß nicht träumte. Der Markgraf *), mit dem ich die erste Viertelstunde sprach ohne ihn zu kennen, suchte mich Mittag und Abend auf eine sehr gute Art recht auf mit seiner Unterhaltung, und da er der erste Fürst ist, den ich ganz ohne Fürstenmiene kenne, so fallen unsere langen Gespräche meistens auf Dinge, die zur Einrichtung und Freiheit des menschlichen Geschlechts gehören, und über die ich mich so frei ausdrückte, als ob ich mit keinem Fürsten spräche. Die Markgräfin hat mir bei der ersten Vorstellung frappante Complimente gemacht, auch mich nachher den ersten Tag sehr unterscheidend begegnet, das Gespräch an mich gerichtet u. s. w., weil ich aber durchaus mit ihrer Gelehrsamkeit keine Sympathie fühle, und also natürlicher Weise, statt ihr lautprasselnden Weibrauch zu streuen, immer wie ganz aus einer andern Welt rede, so hat das Widersprüche und bei einer Dame, wie sie, eine gewisse Kälte geben müssen, die mir recht lieb ist, und die ihr wenigsten zeigen kann, daß die ganze Welt nicht schmeicheln wolle, wie so viele französische und deutsche Narren um sie. Ueberhaupt, da ich vor keiner Creatur in der Welt mehr Abscheu habe, als vor einem gelehrten Frauenzimmer, und wäre sie der erhabenste Geist, so werden wir uns wohl nie recht begegnen.“ —

„Ich bin in Karlsruhe von Tage zu Tage mehr mit Gnade, insonderheit des Markgrafen, distinguirt und ich habe den Hof mit dem allgemeinen Bedauern verlassen, daß man mich nicht hat predigen hören können. Das ist der Ton des Hofes; der meinige aber ist in Karlsruhe eine solche Zerstreung und Blüthe des Kopfes gewesen, daß im besondern Umgange kein Mensch aus mir hat klug werden können. Die ganze Welt war mir mit allen ihren Höflichkeiten zur Last; nur die Einsamkeit, der Wald und die Abenddämmerung sind die Sammelpätze meiner zerstreuten Gedanken geworden.“

Am 4. September kamen die Reisenden in Straßburg an, und hier war es, wo Herder's Entschluß, den Prinzen zu verlassen, zur völligen Reife gedieh, da die Verhältnisse anfangen, ihm völlig unerträglich zu werden. Auch über diese Angelegenheit gibt sein Briefwechsel den einzigen genauern Aufschluß; wir müssen uns daher mit den betreffenden Stellen bekannt machen.

„Straßburg, d. 9. September. Die letzten Tage habe ich wirklich nicht mehr

*) Karl Friedrich.

gelebt, sondern in einem verbrießlichen Schlummer, Tag und Nacht unruhig und wie im Kerker, ohne Lust, jemand zu sprechen und zu sehen, nur geathmet. Meine hiesige Situazion, die mir durchaus nicht gefällt, die allen Absichten des Tutiner Hofes und meiner Bestimmung entgegenläuft und mich jeden Tag mit empfindlichen Busenstichen kränkt, ist die Ursache, und die Sache läuft so, daß ich, ohne ganz aufzuhören Herder zu sein, alles umwerfen muß. Der Entschluß ist genommen, die Nothwendigkeit ist da, und es stößt sich jetzt bloß daran, wie der genommene Entschluß mit aller Schicklichkeit für mich, für den Prinzen, seine Eltern und das Publikum auszuführen sei, und das muß sich bald zeigen.“

„12. September. Ich bin hier wie ich war. Dem Prinzen habe ich's gesagt, und er nimmt dabei eine Rolle, die ich nie vermutet hätte. Das erstemal in seinem Leben, daß er Charakter zeigt, sich interessirt, und mir seit drei Tagen den Kopf fast von Sinnen ängstigt. Es ist zwischen ihm und dem Geh. Rath *) Gespräch geworden, wie dieser mich tausend Dinge beschuldigt, darüber er unzufrieden hätte sein müssen, die er aber aus Achtung für mich verschwiegen — dafür danke ihm der Teufel. Indessen ist mit diesem Minister- und Freundschaftsgespräch alles erschwert. Der Prinz ist auf seiner Seite, jeder gemeine Kopf wird's auch sein, jeder dabei Interessirte auch; und da die feinsten Kränkungen, Unzufriedenheiten und Mißheiligkeiten, die da mürbe machen können, Gift sind, Gift, das da tödtet und wer kann's sehen? — so werde ich in der Folge für stolz, brusque, unruhig, unzufriedenend angesehen werden, in Tutin gar für undankbar — so bin ich auf der Tortur.“ —

„Straßburg ist der elendeste, wülteste, unangenehmste Ort, den ich, behutsam und bedächtig gesprochen, in meinem Leben gefunden. Ich will an Menschen nicht denken; hier ist einmal kein Wald, kein Ort, wo man mit seinem Buche und Genius einmal im Schatten liege.“

„20. September. Eben jetzt komme ich vom Prinzen, und habe ihm mit weinenden Augen meine Trennung angekündet. Er war ebenso geküßt wie ich, und ich habe ihn blaß wie eine Leiche verlassen. Er sucht wenigstens noch Wochen und Monate Aufschub, fühlt aber mit mir alle Beweggründe und Veranlassungen, so wie ich sie selbst fühle. Ich sehe Tagen und Wochen der Verwirrung entgegen.“

„Oktober. Ich erzähle Ihnen, daß ich auf mein unterthänigst-unterthänigstes Ansuchen vom Tutin'schen Hofe meinen gnädigsten Abschied erhalten, vom Herzog mit vieler Hochachtung und Höflichkeit, von der Herzogin mit Empfindlichkeit, und von beiden mit Befremdung. Der Prinz, der sich das nicht erwartete, war den ersten Augenblick ganz weg; weil er aber eben zur Beichte gehen mußte, nahm er's dahin mit, beklagt's, und tröstet sich mit der Hoffnung einer guten Wiederbesetzung. Und so ist wieder ein Traum zu Ende! Unser Leben ist wie eine Nachtwache.“

So war das unnatürliche Verhältniß denn nach kurzem Bestehen wieder gelöst. Herder hatte unter der Quälerei von Seiten des fast unzurechnungsfähigen Prinzen und dem Hochmuth des Oberhofmeisters schwer zu leiden, sein zartes,

*) Der Oberhofmeister.

empfindliches Gemüth wurde tief verwundet; die Schuld war jedenfalls nicht auf Herder's Seite; dies geht klar aus dem nachstehenden Briefe des Prinzen hervor.

„Brüssel, den 5. Juni 1771.

Mein lieber Herr Pastor!

Sie werden verwundert sein, daß ich Ihnen schreibe. Die Ursache davon ist, daß nach einer langen Reihe von Gedanken Gott mir die Gnade gethan, erkennen zu lassen, daß ich unrecht gegen Sie gehandelt habe, und dieses ist mir leid. Da ich es unter die Pflichten eines Christen rechne sein Unrecht zu erkennen und abzubitten, so habe ich den Entschluß gefaßt, Ihnen zu schreiben. Sinegenen verzeihen Sie, wenn ich doch nicht weniger glaube, daß Sie nicht völlig recht in der Sache gehabt haben; ich habe darin gefehlt, daß, da ich die Beweggründe Ihrer Handlungen nicht völlig einsehen konnte und noch nicht kann, ich Sie zwar in guter Absicht, aber vergeblich gequält habe. Bedenken Sie denn nicht mehr an diese unangenehmen Augenblicke, und seien Sie versichert, daß ich alle Zeit wahres Glück Ihnen wünsche und mit aufrichtiger Freundschaft verbleibe u. s. w.

Was macht Ihre Plastik? Da bin ich auch damalen Schuld daran gewesen, daß Sie sie nicht geendet haben. Verzeihen Sie mir auch diese Quälerei. Leben Sie wohl, mein Freund, und seien Sie so gütig, noch zuweilen an mich zu denken.“

Daß der Prinz wegen Geistesstörung die Regierung nicht antreten konnte, haben wir bereits gesagt.

Es war, außer der Unhaltbarkeit der Verhältnisse selber, noch ein anderer Grund, welcher Herder bewog, seine Entlassung vor der festgesetzten Zeit zu nehmen. Wir erinnern uns, daß Herder bereits in Riga eine kleine Gedächtnißschrift über Abbt, den frühverstorbenen Freund des Grafen von Schaumburg-Lippe, hatte drucken lassen. Der Graf hatte sie mit vielem Interesse gelesen, und wünschte, Herder möchte die Stelle Abbt's einnehmen. Der Polizeidirektor Westfeld in Blüdeburg wurde beauftragt, die Verhandlungen anzuknüpfen. Aber als der erste Brief desselben in Riga eintraf, war Herder bereits zur See, und von den vielen Briefen, welche Westfeld an ihn schrieb, erreichte ihn erst einer, als Herder in Eutin und eben im Begriff war, abzureisen. Ein zweiter Brief traf ihn in Darmstadt, als Herder sich gerade verlobt hatte, die Aussicht, in Blüdeburg bald den eigenen Herd gründen zu können, wurde bestimmend, am 24. August 1770 erklärte Herder sich gegen Westfeld bereit zu Unterhandlungen, welche so rasch gediehen, daß der regierende Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe bereits am 1. September Herder's Solazion als Konsistorialrath und Oberprediger in Blüdeburg ausfertigen ließ. Am 16. Oktober nahm Herder die angetragene Stelle definitiv an. Die Einkünfte derselben betragen außer freier Wohnung und Feuerung siebenhundert Thaler, außerdem wurde Herder zugesichert, daß man, falls er Mühe und Ruhe zum Studiren verlange, seine Amtsgeschäfte vermindern, auf seinen Wunsch ihn auch ganz in den weltlichen Stand versetzen wolle. Kurze Zeit nachdem Herder bei dem Grafen zugesagt, erhielt er auch einen Ruf als Professor der Theologie nach Gießen, den er ausschlug.

Nach Blüdeburg ging Herder indeß erst im April des folgenden Jahres. Da

er sich einmal in Straßburg befand, so wollte er die Gelegenheit benutzen, durch den berühmten Arzt Lobstein seine Thränenfistel operiren zu lassen. Die ganze Kur war ihm als eine Sache von wenig Wochen vorgestellt worden, doch sie verzögerte sich durch den ganzen Winter hin, und führte schließlich doch leider nicht zu dem erwünschten Ziele. Herder's Aufenthalt in Straßburg wurde dadurch sehr peinvoll. Sein einziger Trost war sein lebhafter Briefwechsel mit seiner Braut, obwohl auch in diesem Verhältnisse Mißstimmungen nicht ausblieben. Karoline Flachsland fühlte sich sehr empfindlich getroffen, als Herder ihre ungünstige Kritik über Minna von Barnhelm nicht gelten lassen wollte, und da Karoline's Schwager, der Geheimrath Hesse, ungünstig über Herder's Charakter gesprochen hatte, so war ein Bruch des Verhältnisses nahe; doch Herder's offene, vertrauensvolle Briefe stellten noch zur rechten Zeit den Frieden wieder her, der von da an auch nicht wieder gestört wurde. Der Briefwechsel der beiden Verlobten zeigt durchweg einen stark sentimentalen Ton, es wurden Stücke aus Klopstock und aus Ossian besprochen und bewundert und Klagen über das dunkle Geschick geführt. Da wir den Ton dieser Briefe bereits in dem einen mitgetheilten kennen gelernt haben, so können wir die übrigen flüchtig mit Stillschweigen übergehen, sie können uns keine nähere Auskunft mehr geben.

Von desto größerm Gewicht ist die Bekanntschaft mit dem jugendlichen Göthe, welcher sich damals seiner Studien wegen in Straßburg aufhielt. Den gemeinsamen Verkehr dieser beiden Männer hat Göthe selber in „Dichtung und Wahrheit“ beschrieben, und seine Darstellung gibt einen so genauen Aufschluß über Herder's damalige Verhältnisse nach vielen Seiten hin und vertieft sich mit so feiner Kenntniß in Herder's Charakter, daß wir die meisterhafte Schilderung Göthe's vollständig mitzutheilen für geboten erachten. Göthe erzählt wie folgt:

„Das bedeutendste Ereigniß, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder. Er hatte den Prinzen von Holstein-Eutin, der sich in traurigen Gemüthszuständen befand, auf Reisen begleitet und war mit ihm nach Straßburg gekommen. Unsere Sozietät, sobald sie seine Gegenwart vernahm, trug ein großes Verlangen, sich ihm zu nähern, und mir begegnete dies Glück zuerst ganz unvermuthet und zufällig. Ich war nämlich in den Gasthof zum Geist gegangen, ich weiß nicht welchen bedeutenden Fremden aufzusuchen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzusteigen im Begriff war, und den ich für einen Geistlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr aber noch ein langer, schwarzer seidner Mantel, dessen Ende er zusammen genommen und in die Tasche gesteckt hatte. Dieses einigermaßen auffallende, aber doch im Ganzen galante und gefällige Wesen, wovon ich schon hatte sprechen hören, ließ mich keineswegs zweifeln, daß er der berühmte Ankömmling sei, und meine Anrede mußte ihn sogleich überzeugen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung sein konnte; allein meine Offenheit schien ihm zu gefallen, indem er sie mit großer Freundlichkeit erwiderte, und als wir die Treppe hinaufstiegen, sich sogleich zu einer lebhaftesten Mittheilung bereit finden ließ. Es ist mir entfallen, wen wir damals besuchten; genug, beim Scheiden bat ich mir die Erlaubniß aus, ihn bei

sich zu sehen, die er mir denn auch freundlich genug ertheilte. Ich versäumte nicht, mich dieser Vergünstigung wiederholt zu bedienen, und ward immer mehr von ihm angezogen. Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbraunen ein paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte. Durch mannigfaltige Fragen suchte er sich mit mir und meinem Zustande bekannt zu machen, und seine Anziehungskraft wirkte immer stärker auf mich. Ich war überhaupt sehr zutraulicher Natur, und vor ihm besonders hatte ich gar kein Geheimniß. Es währte jedoch nicht lange, als der abstoßende Puls seines Wesens eintrat und mich in nicht geringes Mißbehagen versetzte. Ich erzählte ihm mancherlei von meinen Jugendbeschäftigungen und Liebhabereien, unter andern von einer Siegel Sammlung, die ich hauptsächlich durch des korrespondenzreichen Hausfreundes Theilnahme zusammengebracht. Ich hatte sie nach dem Staatskalender eingerichtet, und war bei dieser Gelegenheit mit sämmtlichen Potentaten, größeren und geringeren Mächten und Gewalten bis auf den Adel herunter wohl bekannt geworden, und meinem Gedächtnisse waren diese heraldischen Zeichen gar oft, und vorzüglich bei der Krönungsfeierlichkeit zu Statten gekommen. Ich sprach von diesen Dingen mit einiger Behaglichkeit; allein er war anderer Meinung, verwarf nicht nur dieses ganze Interesse, sondern wußte es mir auch lächerlich zu machen, ja beinahe zu verleiden.

Von diesem seinen Widersprechungsgeiste sollte ich noch gar manches ausstehen. Denn er entschloß sich, theils weil er sich vom Prinzen abzusondern gedachte, theils eines Augenübels wegen, in Straßburg zu verweilen. Dieses Uebel ist eins der beschwerlichsten und unangenehmsten, und um desto lästiger, als es nur durch eine schmerzliche, höchst verdrüßliche und unsichere Operazion geheilt werden kann. Das Thränensäckchen nämlich ist nach unten zu verschlossen, so daß die darin enthaltene Feuchtigkeit nicht nach der Nase hin und um so weniger abfließen kann, als auch dem benachbarten Knochen die Oeffnung fehlt, wodurch diese Sekretion naturgemäß erfolgen sollte. Der Boden des Säckchens muß daher aufgeschnitten und der Knochen durchbohrt werden, da dann ein Pferdehaar durch den Thränenpunkt, ferner durch das eröffnete Säckchen und durch den damit in Verbindung gesetzten neuen Kanal gezogen und täglich hin und wieder bewegt wird, um die Kommunikation zwischen beiden Theilen herzustellen, welches alles nicht gethan noch erreicht werden kann, wenn nicht erst in jener Gegend äußerlich ein Einschnitt gemacht worden.

Herder war nun vom Prinzen getrennt, in ein eignes Quartier gezogen, der Entschluß war gefaßt, sich durch Lobstein operiren zu lassen. Hier kamen mir jene Uebungen gut zu Statten, durch die ich meine Empfindlichkeit abzustumpfen versucht hatte; ich konnte der Operazion beiwohnen und einem so werthen Manne auf mancherlei Weise dienstlich und behülflich sein. Hier fand ich nun alle Ursache, seine große Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern, denn weder bei den vielfachen chirurgischen Verwundungen, noch bei dem oftmals wiederholten schmerzlichen Verbande bewies er sich im mindesten verdrüßlich, und er schien derjenige von uns

zu sein, der am wenigsten litt; aber in der Zwischenzeit hatten wir freilich den Wechsel seiner Laune vielfach zu ertragen. Ich sage wir, denn es war außer mir ein behaglicher Kusse, Namens Pegelow, meistens um ihn. Dieser war ein früherer Bekannter von Herder in Riga gewesen, und suchte sich, obgleich kein Illngling mehr, noch in Chirurgie unter Lobstein's Anleitung zu vervollkommen. Herder konnte allerliebste einnehmend und geistreich sein, aber ebenso leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieses Anziehen und Abstoßen haben zwar alle Menschen ihrer Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langsameren, andere in schnelleren Pulsen, wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herder betrifft, so schrieb sich das Uebergewicht seines widersprechenden, bittern, bissigen Humors gewiß von seinem Uebel und den daraus entspringenden Leiden her. Dieser Fall kommt im Leben öfters vor, und man beobachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände, und beurtheilt daher manche Charaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Weise betragen sollen.

Die ganze Zeit dieser Kur besuchte ich Herder Morgens und Abends; ich blieb auch wohl ganze Tage bei ihm und gewöhnte mich in kurzem um so mehr an sein Schelten und Tadeln, als ich seine schönen und großen Eigenschaften, seine ausgedehnten Kenntnisse, seine tiefen Einsichten täglich mehr schätzen lernte. Er hatte fünf Jahre mehr als ich, welches in jüngeren Tagen schon einen großen Unterschied macht; und da ich ihn für das anerkannte, was er war, da ich dasjenige zu schätzen suchte, was er schon geleistet hatte, so mußte er eine große Superiorität über mich gewinnen. Aber behaglich war der Zustand nicht, denn ältere Personen, mit denen ich bisher umgegangen, hatten mich mit Schonung zu bilden gesucht, vielleicht auch durch Nachlässigkeit verzogen, von Herder aber konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte sich anstellen wie man wollte. Indem nun also auf der einen Seite meine große Neigung und Verehrung für ihn, und auf der andern das Mißbehagen, das er in mir weckte, beständig mit einander im Streit lagen, so entstand ein Zwiespalt in mir, der erste in seiner Art, den ich in meinem Leben empfunden hatte. Da seine Gespräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten, oder sich sonst auf eine Weise mittheilen, so mußte er mich zu neuen Ansichten täglich, ja stündlich befördern. In Leipzig hatte ich mir eher ein enges und abgezirkeltes Wesen angewöhnt, und meine allgemeinen Kenntnisse der deutschen Literatur konnten durch meinen Frankfurter Zustand nicht erweitert werden; ja mich hatten jene mythisch religiösen chemischen Beschäftigungen in dunkle Regionen geführt, und was seit einigen Jahren in der literarischen Welt vorgegangen, war mir fremd geblieben. Nun wurde ich auf einmal durch Herder mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien. Er selbst hatte sich schon genugsam berühmt gemacht und durch seine Fragmente, die kritischen Wälder und anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt, welche seit längerer Zeit die Augen des Vaterlandes auf sich zogen. Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Bewegung müsse gewesen sein, läßt sich weder fassen noch darstellen. Groß aber war gewiß das ein-

gehüllte Streben, wie man leicht eingestehen wird, wenn man bedenkt, wie viele Jahre nachher, und was er alles gewirkt und geleistet hat.

Wir hatten nicht lange auf diese Weise zusammengelebt, als er mir vertraute, daß er sich um den Preis, welcher auf die beste Schrift über den Ursprung der Sprachen von Berlin ausgesetzt war, mit zu bewerben gedanke. Seine Arbeit war schon ihrer Vollendung nahe, und wie er eine sehr reinliche Hand schrieb, so konnte er mir bald ein lesbares Manuskript heftweise mittheilen. Ich hatte über solche Gegenstände niemals nachgedacht; ich war noch zu sehr in der Mitte der Dinge befangen, als daß ich hätte an Anfang und Ende denken sollen. Auch schien mir die Frage einigermaßen müßig, denn wenn Gott den Menschen als Menschen erschaffen hatte, so war ihm ja so gut die Sprache als der aufrechte Gang anerschaffen; so gut er gleich merken mußte, daß er gehen und greifen könne, so gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle singen, und diese Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verschiedene Weise zu mobilisiren vermöge. War der Mensch göttlichen Ursprungs, so war es ja auch die Sprache selbst, und war der Mensch in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Wesen, so war die Sprache gleichfalls natürlich. Diese beiden Dinge konnte ich wie Seele und Leib, niemals auseinander bringen. Silberschlag, bei einem kruden Realismus doch etwas fantastisch gefinnt, hatte sich für den göttlichen Ursprung entschieden, das heißt, daß Gott den Schulmeister bei den ersten Menschen gespielt habe. Herder's Abhandlung ging darauf hinaus, zu zeigen, wie der Mensch, als Mensch, wohl aus eigenen Kräften zu einer Sprache gelangen könne und müsse. Ich las die Abhandlung mit großem Vergnügen und zu meiner besondern Kräftigung; allein ich stand nicht hoch genug, weder im Wissen, noch im Denken, um ein Urtheil darüber zu begründen. Ich bezeugte dem Verfasser daher meinen Beifall, indem ich nur wenige Bemerkungen, die aus meiner Sinnesweise hervlossen, hinzufügte. Eins aber wurde wie das andere aufgenommen; man wurde gescholten und getadelt, man mochte nun bedingt oder unbedingt zustimmen *). Der dicke Chirurgus hatte weniger Geduld als ich, er lehnte die Mittheilung dieser Preischrift humoristisch ab, und versicherte, daß er gar nicht eingerichtet sei, über so abstrakte Materien zu denken. Er drang vielmehr aufs P'hombre, welches wir gewöhnlich Abends zusammen spielten.

Bei einer so verdrießlichen und schmerzhaften Kur verlor unser Herder nicht an seiner Lebhaftigkeit, sie ward aber immer weniger wohlthätig. Er konnte nicht ein Billet schreiben, um irgend etwas zu verlangen, das nicht mit irgend einer Verhöhnung gewürzt gewesen wäre. So schrieb er mir zum Beispiel einmal:

„Wenn des Brutus Briefe dir sind in Cicero's Briefen,
Dir, den die Tröster der Schulen von wohlgehobelten Brettern,
Prachtgeräthete, trösten, doch mehr von außen als innen,
Der von Göttern du stammst, von Gothen oder vom Rothe,
Götze, sende sie mir.“

Es war freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen diesen Späß erlaubte, denn der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der

*) Herder's Abhandlung erhielt später den Preis.

bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben noch schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen.

Der erste Vorwurf hingegen war gegründeter. Ich hatte verschiedene schöne Ausgaben der Autoren aus meines Vaters Sammlung mit nach Straßburg genommen und sie auf einem reinlichen Bücherbrett aufgestellt, mit dem besten Willen, sie zu benutzen. Wie sollte aber die Zeit zureichen, die ich in hundertei Thätigkeiten zersplitterte? Herder, der auf Bücher höchst aufmerksam war, weil er deren jeden Augenblick bedurfte, gewahrte beim ersten Besuche meine schöne Sammlung, aber auch bald, daß ich mich derselben gar nicht bediente, deswegen er, als der größte Feind alles Scheins und aller Ostentazion, bei Gelegenheit mich damit aufzuziehen pflegte.

Noch ein anderes Spottgedicht fällt mir ein, das er mir Abends nachsendete, als ich ihm von der Dresdner Gallerie viel erzählt hatte. Freilich war ich in den höhern Sinn der italienischen Schule nicht eingedrungen, aber Dominico Feti, ein trefflicher Künstler, wiewohl Humorist, und also nicht vom ersten Range, hatte mich sehr angesprochen. Geistliche Gegenstände mußten gemalt werden. Er hielt sich an die neutestamentlichen Parabeln und stellte sie gern dar, mit viel Eigenheit, Geschmack und guter Laune. Er führte sie dadurch ganz aus gemeine Leben heran, und die so geistreichen als naiven Einzelheiten seiner Kompositionen, durch einen freien Pinsel empfohlen, hatten sich mir lebendig eingedrückt. Ueber diesen meinen kindlichen Kunstenthusiasmus spottete Herder folgendergestalt:

Aus Sympathie

Behagt mir besonders ein Meister,

Dominico Feti heißt er.

Der parodirt die biblische Parabel

So hübsch zu einer Narrenfabel,

Aus Sympathie — du närrische Parabel!

Dergleichen mehr oder weniger heitere oder abstruse, muntere oder bittere Späße könnte ich noch manche anführen. Sie verdrossen mich nicht, waren mir aber unbequem. Da ich jedoch alles, was zu meiner Bildung beitrug, höchlich zu schätzen wußte, und ich ja mehrmals frühere Meinungen und Neigungen aufgegeben hatte, so fand ich mich gar bald daren, und suchte nur, soviel mir auf meinem damaligen Standpunkte möglich war, gerechten Tadel von ungerechten Invektiven zu unterscheiden. Und so war denn auch kein Tag, der nicht auf der fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre.

Ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne bekannt, als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte. Die hebräische Dichtkunst, welche er nach seinem Vorgänger Lomoth geistreich behandelte, die Volkspoesie, deren Ueberlieferungen im Elsaß aufzufuchen er uns antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie, gaben das Zeugniß, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen, gebildeten Männer. Ich verschlang das alles, und je heftiger ich im Empfangen, desto

freigebiger war er im Leben, und wir brachten die interessantesten Stunden zusammen zu. Meine übrigen angefangenen Naturstudien suchte ich fortzusetzen, und da man immer Zeit genug hat, wenn man sie gut anwenden will, so gelang mir mitunter das Doppelte und Dreifache. Was die Fülle dieser wenigen Wochen betrifft, welche wir zusammenlebten, kann ich wohl sagen, daß alles, was Herder nachher allmählig ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward, und daß ich dadurch in die glückliche Lage gerieth, alles, was ich bisher gedacht, gelernt, mir zugeeignet hatte, zu kompletiren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern. Wäre Herder methodischer gewesen, so hätte ich auch für eine dauerhafte Richtung meiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden, aber er war mehr geneigt zu prillen und anzuregen, als zu führen und zu leiten. So machte er mich zuerst mit Hamann's Schriften bekannt, auf die er einen sehr großen Werth setzte. Anstatt aber mich über dieselben zu belehren und mir den Hang und Gang dieses außerordentlichen Geistes begreiflich zu machen, so diente es ihm gewöhnlich nur zur Belustigung, wenn ich mich, um zu dem Verständniß solcher sibyllischen Blätter zu gelangen, freilich wunderbar genug geberdete. Indessen fühlte ich wohl, daß mir in Hamann's Schriften etwas zusagte, dem ich mich überließ, ohne zu wissen, woher es komme und wohin es führe.

Wie sehr ich in der neuern Literatur zurück sein mußte, läßt sich aus der Lebensart schließen, die ich in Frankfurt geführt, aus den Studien, denen ich mich gewidmet hatte, und mein Aufenthalt in Straßburg konnte mich darin nicht fördern. Nun kam Herder und brachte neben seinen großen Kenntnissen noch manche Hilfsmittel und überdies auch neuere Schriften mit. Unter diesen kündigte er uns den Landprieister von Wakefield als ein fürtreffliches Werk an, von dem er uns die deutsche Uebersetzung durch selbsteigene Vorlesung bekannt machen wollte.

Seine Art zu lesen war ganz eigen: wer ihn predigen gehört hat, wird sich davon einen Begriff machen können. Er trug alles, und so auch diesen Roman, ernst und schlicht vor; völlig entfernt von aller dramatisch-mimischen Darstellung, vermied er sogar jene Mannichfaltigkeit, die bei einem epischen Vortrage nicht allein erlaubt ist, sondern wohl gefordert wird: eine geringe Abwechslung des Tons, wenn verschiedene Personen sprechen, wodurch das, was eine jede sagt, herausgehoben und der Handelnde von dem Erzählenden abgefordert wird. Ohne monoton zu sein, ließ Herder alles hintereinander in Einem Tone folgen, eben als wenn nichts gegenwärtig, sondern alles nur historisch wäre, als wenn die Schatten dieser poetischen Wesen nicht lebhaft vor ihm wirkten, sondern nur sanft vorübergleiteten. Doch hatte diese Art des Vortrags aus seinem Munde einen unendlichen Reiz; denn weil er alles aufs tiefste empfand, und die Mannichfaltigkeit eines solchen Werkes hochzuschätzen wußte, so trat das ganze Verdienst einer Produktion rein und um so deutlicher hervor, als man nicht durch scharf ausgesprochene Einzelheiten geföhrt, und aus der Empfindung gerissen wurde, welche das Ganze gewöhren sollte.

Wenn Herder bei seiner Vorlesung eines Fehlers beschuldigt werden konnte, so war es die Ungebuld. Er wartete nicht ab, bis der Zuhörer einen gewissen Theil des Verlaufs vernommen und gefaßt hätte, um richtig dabei empfinden und

gehörig denken zu können; voreilig wollte er sogleich Wirkungen sehen, und doch war er auch mit diesen unzufrieden, wenn sie hervortraten. Er tabelte das Uebermaß von Gefühl, das bei mir von Schritt zu Schritt mehr überfloß. Ich empfand als Mensch, als junger Mensch, mir war alles lebendig, wahr, gegenwärtig. Er, der bloß Gehalt und Form beachtete, sah wohl, daß ich vom Stoff überwältigt ward, und das wollte er nicht gelten lassen. Pegelow's Reflexionen zunächst, die nicht von den feinsten waren, wurden noch übler aufgenommen; besonders aber erzürnte er sich über unsern Mangel an Scharffinn, daß wir die Kontraste, deren der Verfasser sich oft bedient, nicht voraussehen, uns davon rühren und hinreißen ließen, ohne den öfters wiederkehrenden Kunstgriff zu merken. Daß wir aber gleich zu Anfang, wo Burchel, indem er bei einer Erzählung aus der dritten Person in die erste übergeht, sich zu verrathen im Begriff ist, daß wir nicht gleich eingesehen oder gemuthmaßt hatten, daß er Lord, von dem er spricht, selbst sei, verzieh er uns nicht, und als wir zuletzt bei Entdeckung und Verwandlung des armen und kümmerlichen Wanderers in einen reichen mächtigen Herrn uns kindlich freuten, rief er erst jene Stelle zurück, die wir nach der Absicht des Autors überhört hatten, und hielt über unsern Stumpfsinn eine gewaltige Strafpredigt. Man sieht hieraus, daß er das Werk nur als Kunstprodukt ansah, und von uns das Gleiche verlangte, die wir noch in jenen Zuständen wandelten, wo es wohl erlaubt ist, Kunstwerke wie Naturerzeugnisse auf sich wirken zu lassen.

Ich ließ mich durch Herder's Invektiven keineswegs irre machen; wie denn junge Leute das Glück oder Unglück haben, daß, wenn einmal etwas auf sie gewirkt hat, diese Wirkung in ihnen selbst verarbeitet werden muß, woraus denn manches Gute, sowie manches Unheil entsteht. Gedachtes Werk hatte bei mir einen großen Eindruck zurückgelassen, von dem ich mir selbst nicht Rechenschaft geben konnte; eigentlich fühlte ich mich aber in Uebereinstimmung mit jener ironischen Gesinnung, die sich über die Gegenstände, über Glück und Unglück, Gutes und Böses, Tod und Leben erhebt, und so zum Besitz einer wahrhaft poetischen Welt gelangt. Freilich konnte dieses nur später bei mir zum poetischen Bewußtsein kommen, genug, es machte mir für den Augenblick viel zu schaffen; keineswegs aber hätte ich erwartet, alsobald aus dieser fingirten Welt in eine ähnliche wirkliche veretzt zu werden *).

Nachdem Herder's Kur länger als billig gedauert, Lobstein in seiner Kur zu schwanken und sich zu wiederholen anfang, so daß die Sache kein Ende nehmen wollte, auch Pegelow mir schon heimlich anvertraut hatte, daß wohl schwerlich ein guter Ausgang zu hoffen sei, so trübte sich das ganze Verhältniß; Herder ward ungeduldig und mißmuthig, es wollte ihm nicht gelingen, seine Thätigkeit wie bisher fortzusetzen, und er mußte sich um so mehr einschränken, als man die Schuld des mißrathenen chirurgischen Unternehmens auf Herder's allzu große geistige Anstrengung und seinen ununterbrochenen lebhaften, ja lustigen Umgang mit uns zu schieben begann. Genug, nach so viel Dual und Leiden wollte die künstliche Thränenrinne sich nicht bilden und die beabsichtigte Kommunikation nicht zu Stande

*) Das Pfarrhaus zu Esenheim, in welchem Ötthe so vieles fand, was ihn an den Landprediger von Wakefield erinnerte.

kommen. Man sah sich genöthigt, damit das Uebel nicht ärger würde, die Wunde zugehen zu lassen. Wenn man nun bei der Operation Herder's Standhaftigkeit unter solchen Schmerzen bewundern mußte, so hatte seine melancholische, ja grim-mige Resignazion in den Gedanken, zeitlebens einen solchen Matel tragen zu müssen, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er sich die Verehrung derer, die ihn schauten und liebten, für immer zu eigen machte. Dieses Uebel, das ein so bedeutendes Angesicht entstellte, mußte ihm um so ärgerlicher sein, als er ein vorzüg-liches Frauenzimmer in Darmstadt kennen gelernt und ihre Neigung erworben hatte. Hauptsächlich in diesem Sinne mochte er sich der Kur unterworfen haben, um bei der Rückreise freier, fröhlicher, wohlgebildeter vor seine Halbverlobte zu treten und sich gewisser und unverbrüchlicher mit ihr zu verbinden. Er eilte jedoch, sobald als möglich von Strassburg wegzukommen, und weil sein bisheriger Aufent-halt so kostbar als unangenehm gewesen, erborgte ich eine Summe Geldes für ihn, die er auf einen bestimmten Termin zu erstatten versprach. Die Zeit verstrich, ohne daß das Geld ankam. Mein Gläubiger mahnte mich zwar nicht, aber ich war doch mehrere Wochen in Verlegenheit. Endlich kam Brief und Geld, und auch hier verleugnete er sich nicht, denn anstatt eines Dankes, einer Entschuldigung, enthielt sein Schreiben lauter spöttische Dinge in Anittelversen, die einen andern irre oder gar abwenbig gemacht hätten; mich aber rührte das nicht weiter, da ich von seinem Wesen einen so großen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verschlang, was ihm hätte schaden können.

Das Juristische trieb ich mit soviel Fleiß, als nöthig war, um die Promo-zion mit einigen Ehren zu absolviren; das Medicinische reizte mich, weil es mir die Natur nach allen Seiten, wo nicht aufschloß, doch gewahr werden ließ, und ich war daran durch Gewohnheit und Umgang gebunden; der Gesellschaft mußte ich auch einige Zeit und Aufmerksamkeit widmen, denn in manchen Familien war mir mehreres zu Liebe und Ehren geschehen. Aber alles dies wäre zu tragen und fortzuführen gewesen, hätte nicht das, was Herder mir auferlegt, unendlich auf mich gelastet. Er hatte den Vorhang zerrissen, der mir die Armuth der deutschen Literatur verdeckte; er hatte mir so manches Vorurtheil mit Grausamkeit zerstört; an dem vaterländischen Himmel blieben nur wenige bedeutende Sterne, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Schuppen behandelte; ja was ich von mir selbst hoffen und wähen konnte, hatte er mir dermaßen verkümmert, daß ich an meinen eigenen Fähigkeiten zu verzweifeln anfang. Zu gleicher Zeit jedoch riß er mich fort auf den herrlichen breiten Weg, den er selbst zu durchwandern geneigt war, machte mich aufmerksam auf seine Lieblingschriftsteller, unter denen Swift und Hamann obenan standen, und schüttelte mich kräftiger auf, als er mich gebeugt hatte.

Ehe ich nun von jenem für mich so bedeutenden und folgereichen Verhält-nisse zu Herder den Blick hinwegwende, finde ich noch einiges nachzubringen. Es war nichts natürlicher, als daß ich nach und nach in Mittheilung dessen, was bis-her zu meiner Bildung beigetragen, besonders aber solcher Dinge, die mich noch in dem Augenblicke ernstlich beschäftigten, gegen Herder immer larger und larger ward. Er hatte mir den Spas an so manchem, was ich früher geliebt, verdorben, und mich besonders wegen der Freude, die ich an Dvid's Metamorphosen gehabt, auf

strengste getabelt. Ich mochte meinen Liebling in Schutz nehmen, wie ich wollte, ich mochte sagen, daß für eine jugendliche Fantasie nichts erfreulicher sein könne, als in jenen heiteren und herrlichen Gegenden mit Göttern und Halbgöttern zu verweilen und ein Zeuge ihres Thuns und ihrer Leidenschaften zu sein; ich mochte jenes Gutachten eines ernsthaften Mannes umständlich beibringen, und solches durch meine eigene Erfahrung bekräftigen: das alles sollte nicht gelten, es sollte sich keine unmittelbare Wahrheit in diesen Gedichten finden; hier sei weder Griechenland noch Italien, weder eine Urwelt noch eine gebildete, alles vielmehr sei Nachahmung des schon Dagewesenen und eine manierirte Darstellung, wie sie sich nur von einem Ueberkultivirten erwarten lasse. Und wenn ich dann zuletzt behaupten wollte, was ein vorzügliches Individuum hervorbringe, sei doch auch Natur, und unter allen Völkern, früheren und späteren, sei doch immer nur der Dichter Dichter gewesen, so wurde mir dies nun gar nicht gut gehalten, und ich mußte manches deswegen ausstehen, ja mein Ovid war mir beinahe dadurch verleidet; denn es ist keine Neigung, keine Gewohnheit so stark, daß sie gegen die Mißreden vorzüglicher Menschen, in die man Vertrauen setzt, auf die Länge sich erhalten könne. Immer bleibt etwas hängen, und wenn man nicht unbedingt lieben darf, steht es mit der Liebe schon mißlich aus.

Am sorgfältigsten verbarg ich ihm das Interesse an gewissen Gegenständen, die sich bei mir eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten. Es war Oß von Berlichingen und Faust. Die Lebensbeschreibung des erstern hatte mich im Innersten ergriffen. Die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder, anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Antheil. Die bedeutende Puppenspielfabel des andern klang und summtete gar vielwönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, wie so manche andere, mit mir herum und ergöhte mich damit in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben. Am meisten aber verbarg ich Herder meine mystisch-kabbalistische Chemie und was sich darauf bezog, ob ich mich gleich noch sehr gern heimlich beschäftigte, sie konsequenter auszubilden, als man sie mir überliefert hatte. Von poetischen Arbeiten glaube ich ihm die Mitschuldigen vorgelegt zu haben, doch erinnere ich mich nicht, daß mir irgend eine Zurechtweisung oder Aufmunterung von seiner Seite hierüber zu Theil geworden wäre. Aber bei diesem allen blieb er, der er war, was von ihm ausging, wirkte; ja seine Handschrift sogar übte auf mich eine magische Gewalt aus. Ich erinnere mich nicht, daß ich eines seiner Blätter, ja nur ein Kuvert von seiner Hand zerrissen oder verschleudert hätte; dennoch ist mir bei den so mannichfaltigen Ort- und Zeitwechselfen kein Dokument jener wunderbaren, ahnungsvollen und glücklichen Tage übrig geblieben.

Daß übrigens Herder's Anziehungskraft sich so gut auf andere, als auf mich wirksam erwies, würde ich kaum erwähnen, hätte ich nicht zu bemerken, daß sie sich besonders auf Jung, genannt Stilling, erstreckt habe. Das treuliche redliche Streben dieses Mannes mußte jeden, der nur irgend Gemüth hatte, höchlich interessiren, und seine Empfänglichkeit jeden, der etwas mitzutheilen im Stande war,

zur Offenheit reizen. Auch betrug sich Herder gegen ihn nachsichtiger als gegen uns andere, denn seine Gegenwirkung schien stets mit der Wirkung, die auf ihn geschah, im Verhältniß zu stehen. Jung's Umschränktheit war von so viel gutem Willen, sein Vordringen von so viel Sanftheit und Ernst begleitet, daß ein Verständiger nicht hart gegen ihn sein, und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen, noch zum Besten haben konnte. Auch war Jung durch Herder dergestalt exaltirt, daß er sich in allem seinen Thun gestärkt und gefördert fühlte, ja seine Neigung gegen mich schien in eben diesem Maaße abzunehmen; doch blieben wir immer gute Gesellen, wir trugen einander vor wie nach und erzeugten uns wechselseitig die freundlichsten Dienste.“ —

An Göthe's Ausführungen mögen sich hier gleich die wenigen Worte schließen, welche Jung-Stilling in seiner „Wanderschaft“ über Herder sagt: „Diesen Winter kam Herr Herder nach Straßburg. Stilling wurde durch Göthe und Troof mit ihm bekannt. Niemalen hat er in seinem Leben mehr einen Menschen bewundert, als diesen Mann. Herder hat nur Einen Gedanken, und dieser ist die ganze Welt. Dieser machte Stilling einen Umriß von allem in einem, ich kann's nicht anders nennen; und wenn jemals ein Geist einen Stoß bekommen hat zu einer ewigen Bewegung, so bekam ihn Stilling von Herder, und das darum, weil er mit diesem herrlichen Genie in Ansehung des Naturells mehr harmonirte, als mit Göthe.“ —

Die Bemerkungen, welche Göthe aufgezeichnet hat, sind außerordentlich fein und treffend, und Herder's Gestalt tritt aus der klaren Erzählung so lebendig hervor, daß Göthe's Schilderung in der That als ein sehr wichtiges Stück in der Geschichte von Herder's Leben bezeichnet werden muß. Auf die wenig harmonische, oft gänzlich gestörte Stimmung Herder's deutet Göthe mit Nachdruck hin, und in der That war gerade damals Herder's Gemüth von sehr dunklen Wolken umdüstert. Das Mißlingen der Operation war ihm ein herber und nachhaltiger Schmerz, besonders da er, um sich operiren lassen zu können, bedeutende Opfer bringen mußte. Für die französische Reise hatte Pariknoch die Vorschlässe geleistet; sie überstiegen fast die Kräfte des braven Mannes, und obwohl er auch später half, wo er konnte, so sah Herder sich doch genöthigt, die Kosten für den Aufenthalt in Straßburg sich aus Bilsberg vorschießen zu lassen, und da er nicht verstand, mit wenigem hauszuhalten und überdies, wenn auch nicht luxuriös, doch gut zu leben gewohnt war, so stiegen die Vorschlässe des Grafen Wilhelm bis zu einer nicht unbedeutenden Höhe; später mußten sie natürlich wieder abgetragen werden, aber mit dieser Aussicht eine Stelle anzutreten war nicht angenehm, und Herder besaß nie in seinem Leben die Kraft, durch männlichen Entschluß und festen Willen die trübten Erinnerungen und Stimmungen seines leicht erregten Gemüthes zu bemeistern. Ein sprechendes Zeugniß seiner Seelenzustände ist ein Gedicht aus dem Jahre 1770, welches hier Platz finden mag.

Mein Schicksal.

1770.

Meines Lebens verworrene
 Schattensabel! o früh, frühe begann sie schon
 Dunkel. Es bebte den Kommenden
 Lebenskügling ein Schauer hier auf die Wüste der
 Erde, daß er in Wüste sich
 Unterm Klange der Nacht inne ward, daß ihm Schau'r
 Mächtig ewig ins Inn're klang.
 Daß ihm Leben und Tod, Schlummer und Auferstehn,
 Freud' und Wonne des Lebens ihm
 hoher Göttergeban! und der zersiehenden
 Seele Fülle, wie Wandeltraum
 Hindurch schwebet; daß ihm seine Erlebten
 Stets im Wetter vorübergehn!
 Stets aus dunklem Gewölk Blitze! die wehenden
 Vätersimmen ihm Mitternachts
 Kommen, reden und hinwandeln in Mitternachts-
 Dunkel, und er wandelt allein! —
 Schicksalschweftern, warum? Die ihr sein Tagelooß
 Warft, warft ihr's unhold stets
 Irhinüber, wohin aller erstrebenden
 Ahnung Kräfte nicht ahneten? —
 Ach! Da weben sie nun meiner erzogenen
 Hoffnung Blätter! Da weben sie
 Einsam! Waisen! wie Wurf nächtl'ich erstarreter
 Frühlingsblätter! Da flatterst du,
 Schattensabel, zerflüßt! Szene zerrissen! Wurf
 Dort und hinnen verlorn'er Zeit!
 Schicksalschweftern! o wie? Sammeln sie, sammeln sich
 Dem ermatteten Lebensblick
 Einst die Szenen? Ersieht er in den wehenden
 Blättern je der Vorsehung Buch?
 Je einst Ernte der Saat? Jener verklogenen,
 Erdbegrabenen, gemoderten
 Keime Frühling? Und rauscht Aehrengefüß hinab,
 Rauscht durch fruchtebelastete
 Zweige? Siehet, erstaunt, sich die verworrene
 Schattensabel zum Prachttriumf
 Sammeln? Siehet, erstaunt, Krümmen und Mißgestalt
 Sich zur Schöne des Ganzen ziehen? —
 Schicksalschweftern, o sprecht! Wie, oder liegen mir
 In der nächtl'ichen Zukunft Schooß
 Dort noch immer das Heer wartender Schau'r? Harrt
 Meinem Gange noch bis ans Ziel
 Ungewitter? — Ich hör', höre sie fernher schon
 Flügel schwingen: „Wir werden sein,

Wie wir waren! O Sohn schauernder Mitternacht,
 „Wie wir waren!“ — Ihr brauset mir
 Keinen Wandrergesang, Stürme! Du, feuriger
 Juchst du Wettergebäckerin,
 Haupthinüber mir schon! Raufchet des Ungeflüms
 Fittig, Sterneberaubt, mich schon
 Neue Wüsten hinan! Drohendes Waldgebirg'
 Unbetretner, verwebeter
 Dorngefilde durch an! — Ach des Ermüdenden
 Lebenswege! — „Wir werden sein
 Wie wir waren!“ — Wohlan, Wanderer, sie waren nie
 Feige Krümmen des Schlangengangs!
 Wanderer, höre Triumf! Siehe: sie werden sein,
 Wie sie waren! Des Frommen Gang,
 Der den kriechenden Gleis unter dem Fuß vertrat,
 Nicht für Götter und Tempel log!
 Nicht für Purpur und Gold heuchelt', und ungeflüm
 Nur der Wahrheit, und ungeflüm,
 Wiedermenschheit, nur dir! würdige Tugend, dir
 Sich im Leben ermattet hat! —
 Mitter Wanderer, wohlan! wie die verworrene
 Schattenfabel auch enden mag! —

Wenn wir bedenken, daß Herder damals im Alter von sechsundzwanzig Jahren bereits einen Ruf als Konsistorialrath erhalten hatte, daß ihm ferner, wie er selbst so oft sagt, in seiner Verlobten ein beneidenswerthes Glück zu Theil geworden war, so werden wir nicht umhin können zu gestehen, daß in dem eben angeführten Gedichte eine ungerechte, falsche Empfindsamkeit herrscht, und wir werden Grund genug haben, in der Folge für das persönliche Glück eines Mannes mit einem so leicht erregten und so leicht verletzten Herzen besorgt zu sein.

Bevor wir von Herder's Eintritt in seinen neuen Bestimmungsort erzählen, wird es gut sein, sich diesen und die dortigen Verhältnisse etwas genauer anzuschauen.

Blücherburg ist noch heute ein sehr wenig belebtes Städtchen; sein ganzes Aussehen hat sich, einige Neubauten abgerechnet, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wenig verändert; Handel und Gewerbe beschaffen nur das Nöthige, Fabriken hat die fürstliche Staatsregierung bis heute von dem Lande grundsätzlich fern gehalten. Die Umgebung der Stadt, welche zu Herder's Zeiten noch nicht zweitausend Einwohner hatte, ist sehr anmuthig; herrliche Buchenwälder und üppige Fruchtfelder verleihen einen idyllischen Reiz, verschiedene Berghöhen, die letzten Ausläufer des Wesergebirges, bewirken anmuthige Abwechslung. Das ganze Ländchen, acht Quadratmeilen groß, ist sehr wohl angebaut und war es schon im vorigen Jahrhundert. Die Bewohner sind überall wohlhabend. Den Fürstentitel führen seine Beherrscher seit 1807, in welchem Jahre sie patriotisch genug waren, dem Rheinbunde beizutreten. Früher hießen sie Grafen.

Von 1748 bis 1777 regierte in dem Fürstenthume ein Mann, dessen Name die Grenzen Deutschlands weit überschritten hat, der Graf Wilhelm.

Er war 1724 in London geboren; als zweiter Sohn hatte er keine Aussicht auf die Regierung. Nichts hinderte ihn deshalb, nur seiner Neigung zu leben. Die Natur hatte ihm einen stattlichen Körper, vortreffliche Anlagen und einen edlen, großen Charakter gegeben, der sich seine Ziele nach dem Verhältnisse der großartigen Umgebungen steckte, in denen er seine ersten Eindrücke empfing. Die Neigungen des Grafen wandten schon in der Jugend sich dem Soldatenstande zu, von den Wissenschaften betrieb er mit Vorliebe nur die Mathematik und die römische Geschichte; im Laufe seines bewegten Lebens lernte er die englische, französische, italienische und portugiesische Sprache gelaufig sprechen, deutsch verstand er am wenigsten. Zu seiner Ausbildung hielt er sich einige Zeit in Genf auf, und unternahm dann große Reisen, die ihn nach Wien, Ungarn, Italien und der Türkei führten. Aus Italien brachte er die Liebe zur Malerei und zur Musik mit.

Als der Graf Wilhelm achtzehn Jahre alt war, starb sein älterer Bruder, der Vater rief ihn nun an seinen Hof. Hier fand der Jüngling vieles, was seinem geraden Sinne zuwider war. Sein Vater liebte die Pracht und die Weiber, das kleine Land, welches etwa hunderttausend Thaler als Jahresertrag lieferte, gerieth mit jedem Jahre tiefer in Schulden. Der Sohn, der den Vater in jeder Beziehung überseh, verachtete dessen Maitressenwirtschaft eben so sehr wie die Frömmerei seiner Stiefmutter, und als er 1748 durch den Tod seines Vaters zur Regierung gelangte, beseitigte er Weiber, Zeremoniel und prunkenden Aufwand mit solcher Orkindslichkeit, daß er sogar verschiedene Gebäude niederreißen und in Ruinen liegen ließ. Für die Regierung ließ der Graf seine Beamten sorgen, welche völlig freies Spiel hatten, er selber wandte sich gänzlich seiner Lieblingsneigung, der kriegerischen Beschäftigung, zu. Aus der Bevölkerung seines Landes, welche mit Weibern und Kindern etwa 24 000 Seelen betrug, hob der Graf 1500 Soldaten aus, mit denen unablässig kriegerische Uebungen vorgenommen wurden; auch Stützwerke wurden angelegt, und in dem Steinhuder Meer baute der Graf auf einer kleinen Insel eine Festung, den Wilhelmsstein.

Im siebenjährigen Kriege trat Graf Wilhelm mit seinen Truppen in das englisch-hannoversche Heer ein, und zeichnete sich in demselben als Befehlshaber der Artillerie ganz besonders aus; die Schlacht bei Lobtenhausen, in welcher Herzog Ferdinand von Braunschweig die Franzosen schlug, wurde durch den umsichtigen und energischen Geschützangriff des Grafen Wilhelm aufs glücklichste eingeleitet. Doch war sein Verhältniß zu seinen Vorgesetzten nicht immer das beste. Als der Krieg zwischen Spanien und Portugal ausbrach, wurde dem Grafen Wilhelm der Oberbefehl über alle portugiesischen Truppen angeboten, und der Graf übernahm diesen Posten. Seine Armee mußte er selber sich erst schaffen, und er vollführte seine Aufgabe mit großem Geschick und zeigte sich als tapfern und einsichtigen Feldherrn. Von seinen Tropaen ist noch jetzt eine stattliche Sammlung im Schloß zu Bückeburg zu sehen.

Nach seiner Rückkehr aus Portugal vermählte sich der Graf; seine Gemahlin, die Gräfin Maria, geborne Gräfin zur Lippe, war von schüchternem, sanftem Charakter. Sie hatte anfangs wenig Verkehr mit dem Grafen, der um die Zeit seiner Vermählung, im Herbst des Jahres 1765, in Rinteln den Professor Thomas Abbt kennen lernte, der ihm so ausnehmend gefiel, daß er ihn, wie wir schon

erzählten, zum Regierungsrath machte. Abbt gewann durch seine kluge Behandlung großen Einfluß auf den Grafen, der ihn tief betrauerte, als Abbt am 3. November 1766 starb. Sein Nachfolger sollte Herder werden, doch war Herder's Charakter nicht schmiegsam genug, um Abbt's Stelle ausfüllen zu können. Ueber die Zeit, welche der Ankunft Herder's unmittelbar voranging, erzählt der uns schon bekannte Polizeipräsident Westfahl aus Bückeburg folgende interessante Einzelheiten.

„Sobald man in Bückeburg gewiß wußte, daß Herder kommen würde, sah ihn alles mit der größten Erwartung entgegen. Am redlichsten freute sich wohl der Graf auf einen Mann von so großem Geiste, dem er sich würde mittheilen, und von dem er so manche neue Ideen und interessante Aufschlüsse würde erhalten können. Die gute, sanfte, fromme und doch aufgeklärte Gräfin lebte der süßen Hoffnung, daß ihr Gemahl durch den Besitz dieses feines so würdigen Freundes zu dem Genuße der Glückseligkeit gelangen würde, die ihm in seiner Abgeschiedenheit von geistigen und herzlichen Menschen gänzlich fehlte; und dabei rechnete sie für sich auf die Vereblung und Erhöhung ihrer Religionsbegriffe. Die herrschaftlichen Beamten und Offiziere, woraus die höheren Stände des kleinen Landes damals allein bestanden, hätten viel lieber gesehen, Herder wäre gar nicht gekommen. Zwar waren unter ersteren einige redliche, gute Geschäftsmänner, kein einziger aber war durch Wissenschaften merklich gebildet, und kein einziger liebte und schätzte die Wissenschaften. Gelehrte wurden für Leute angesehen, deren man bei der Verwaltung eines Staates gar flüchtig entbehren könnte, und deren man zum Besten des Staates durchaus entbehren sollte, denn sie seien es, welche die Sachen aus dem bisherigen guten ordentlichen Gange bringen, die immer Neuerungen einführen und Projekte realisiren wollen, aus denen doch am Ende nie etwas anderes herauskomme, als Zerrüttung, Geldverlust und Unzufriedenheit. Die Geistlichkeit des Landes, achtzehn Köpfe, unter denen sich nur ein oder höchstens zwei vorurtheilsfreie Männer befanden, zitterte bei der Ankunft des neuen Chefs. Der erklärteste Freigeist, das war das wenigste, wofür sie ihn hielten; der Untergang der Religion in der Grafschaft, meinten alle, sei unvermeidlich, wenn nicht Gott von oben herab dareinsehe und das Unglück wende. Das Volk konnte Gelehrte, Neuerer, Projektensmacher nicht von einander unterscheiden, und fürchtete und haßte sie also, hatte auch wohl Ursache dazu, denn Neuerungen und Projekte waren, wenn auch nicht immer von Gelehrten, doch mit einem Schein von Gelehrsamkeit gekommen. So war die Stimmung des Landes gegen den kommenden Herder.“

Die Beschränktheit und die Mißgunst gestalteten auf diese Weise die Verhältnisse für Herder auf eine sehr wenig erfreuliche Weise, und unglückliche Zufälle mancherlei Art traten hinzu. Wenige Wochen vor Herder's Ankunft gelangte nach Bückeburg ein sächsischer Edelmann, von Zanthier, ein begabter und wissenschaftlich nicht ungebildeter Mann, der in vieler Herren Diensten als Offizier gestanden hatte, und durch des Grafen Vermittlung in die portugiesische Armee einzutreten wünschte; der Graf behielt ihn vorerst einige Zeit bei sich in Bückeburg. Der Edelmann kam unvermuthet an, alle Welt hielt ihn für Herder. Aus einer Stichwunde, welche der Edelmann in einer starken Narbe unter dem Auge trug, erkannte man die Reste der operirten Thränensistel, und die halb militärische Kleidung des Herrn von Zanthier paßte ja sehr gut zu dem Begriffe, welchen die Fantastie

der guten Blüdeburger sich von Herder's Persönlichkeit gemacht hatte. Erst einige Tage nachher wurde der Irrthum allgemein erkannt, für Herder aber verbesserte er die allgemeine Stimmung nicht.

Am 28. April 1771 kam Herder endlich in Blüdeburg an. Der Polizeidirektor Westfeld hatte ihn von Kinteln abgeholt. Es war Abends sieben Uhr, als der Wagen in Blüdeburg einfuhr. Der Graf war ungeduldig, er wollte Herder sofort sehen, dieser wollte erst barbirt und frisirt sein, und von beiden Arten der Kunstjünger befand sich in Blüdeburg nur je ein Exemplar, beide aber hatten nach des Tages Staub und Stoppeln zur Stärkung ihrer Seelen eine Bierreise angetreten, und ehe es gelang, die Meister vom Puderbeutel und vom Messer zu entdecken und herbeizuschaffen, verging eine geraume Zeit. Erst um neun Uhr konnte Herder im Schlosse erscheinen. Wir erinnern uns, daß der Graf Wilhelm in seinem Lande alles auf militärischen Fuß gesetzt hatte, die größte Pünktlichkeit war das erste, was er von seiner Umgebung verlangte. Zwei Stunden warten zu müssen, verdroß ihn sehr, der Empfang, welcher Herder zu Theil wurde, war kalt und gemessen, und um so kälter, da der Graf sich in seinen ersten Erwartungen sehr getäuscht sah. Die große Verschiedenheit beider Männer trat schon bei dem ersten Zusammentreffen auf das schärfste in ihrer äußern Erscheinung zu Tage. Der Graf war ein hochgewachsener Krieger, sein wettergebräuntes Antlitz zeigte den ganzen würdevollen Ernst des vielerfahrenen Mannes, seine Haltung und sein Blick that den unumschränkten Herrscher kund. Herder dagegen, zwanzig Jahre jünger als der Graf, war kaum von mittler Größe, schmal und zart gebaut, von blasser Gesichtsfarbe, das stark gepuderte Haar und der schwarze Anzug gaben ihm ein etwas krankhaftes Aussehen, doch aus dem blizenden Auge sprach ein lebhaftes Ehrgefühl und ein feuriger Geist, dem starre Schranken leicht zu eng wurden.

Von großen und kleinen Herren hatte Herder bisher manche Schmeichelei zu hören bekommen, auch auf den Grafen hatte er einen bedeutenden Eindruck zu machen gehofft; um so empfindlicher war der kalte Empfang, er war gewissermaßen eine Andeutung für alles das, was Herder in Blüdeburg in der ersten Zeit erfahren sollte. Den ersten unglünstigen Eindruck beim Grafen zu verwischen, gab Herder sich alle Mühe. Er sah den Grafen oft, und suchte Gelegenheit, den Reichthum seines Geistes und die Fülle seiner Kenntnisse vor ihm zu entfalten. Doch die geistige Ueberlegenheit des neuen Gesellschafters, der für unterwürfige Schmeicheleien nicht geschaffen war, begann dem Grafen unbequem zu werden, und überdies hegte derselbe für Herder's geistliches Amt wenig Interesse; eine Annäherung der Männer fand nicht statt.

Ein besonderer Umstand machte den Miß noch weiter. Sein erstes Quartier hatte Herder in Blüdeburg in dem Hause Westfeld's genommen. Dieser ehemalige Günstling, der nicht lange nachher des Grafen Dienste ganz verließ, stand damals schon in einem gespannten Verhältnisse zu seinem Herrn. Doch war Westfeld der einzige Mann in Blüdeburg, der, wie Herder's Gattin selber sagt, wissenschaftliche Bildung und Welterfahrung mit feinen Manieren vereinte; auf seinen Umgang war Herder anfangs ganz allein angewiesen, und Westfeld war in der Lage, die unglünstigen Urtheile, welche er über den Grafen fällte, mit Zeugnissen zu belegen, die für Herder Beweiskraft haben mußten, und ihm immer mehr die Luft benahmen,

sich dem Grafen näher anzuschließen. Die Gräfin lebte in so großer Zurückgezogenheit, daß Herder sie kaum sah.

Zu den Einwohnern der Stadt wollte sich ebenso wenig ein herzliches Verhältniß bilden. Als Geistlicher war er Hauptpastor an der einzigen Kirche, und der Sitte damaliger Zeit gemäß hätte er eine besondere Gemeinde und Beichtkinder haben müssen. Aber da die Stelle des Hofpredigers länger als ein Jahr unbesetzt gewesen war, so hatten die meisten Mitglieder dieser Gemeinde sich einen andern Geistlichen gewählt, dem sie als ihrem Beichtvater auch treu blieben. Kaum zwanzig Personen schlossen sich an Herder an. Das Gymnasium in der Stadt und die Schulen auf dem Lande waren in einem kläglichen Zustande; Herder wollte sie von Grund aus neugestalten, seine dahingehenden Vorschläge fanden beim Grafen auch die vollständigste Billigung, aber da man kaum so viel Geld beschaffen konnte, um die Festung, die stets auf Kriegsfuß stand, und die Kriegsknechte zu unterhalten, woher sollten da die Mittel kommen, welche Anstalten zur Veredelung des Herzens und zur Bildung des Geistes unterstützen sollten? Als Konfistorialrath konnte Herder vorläufig nichts weiter thun, als aus den Verhandlungen den Gang der Geschäfte kennen zu lernen, und bald genug sah er, daß dieser Gang nicht immer auf gerader Linie blieb.

Wo blieben unter diesen Umständen Herder's sanguinische Hoffnungen! Und wie mußten diese dumpfigen Verhältnisse eine so feinfühlende Natur zu Boden drücken! Eine tiefe Muthlosigkeit bemächtigte sich der Seele Herder's, die um so nachhaltiger und um so schmerzlicher war, da ihm der heißeste seiner Wünsche, in Büdeburg doch wenigstens seinen eigenen Herd zu gründen, auch noch lange versagt blieb. Herder hatte vom Grafen bedeutende Vorschüsse zur Bestreitung der Kosten des Straßburger Aufenthaltes erhalten, diese mußten erst abverdient werden, und da Herder's Braut kein Vermögen besaß, so mußte Herder auch erst die Mittel beschaffen, einen Haushalt einzurichten. Darüber vergingen Jahre, Herder's Verhältnisse waren oft so drückend, daß er einmal sogar fünfzig Thaler zur Unterstützung seiner Mutter leihen mußte.

Aus so vielen Enttäuschungen und Verdrießlichkeiten sog Herder's empfindliches Gemüth soviel Mißmuth auf, daß er gleichgültig fast gegen alles wurde; es machte ihm keine Freude, als er im Juni 1771 von der Berliner Akademie den Preis für seine Abhandlung über den Ursprung der Sprache erhielt, denn in Büdeburg war ja niemand, der eine solche Ehre würdigen konnte. Es verdroß Herder sogar, daß der Graf sich geschmeichelt fühlte, den Verfasser der Preisschrift in seinen Diensten zu wissen.

Eine Verbesserung erfuhren Herder's Verhältnisse und seine Stimmung, als am 1. Januar 1772 die Gräfin Maria ihren ersten Brief an ihn schrieb. In ihr fand er eine theilnehmende Freundin, und sie für ihre Einsamkeit in Herder einen Freund, und für ihre schwärmerische, oft selbstquälerische Fantasie eine feste Stütze.

Die Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe war eine geborene Gräfin zur Lippe, sie war mit einem Zwillingbruder, Ferdinand Johann Benjamin, am 16. Juni 1744 geboren; derselbe Tag war der Todestag ihrer Mutter. An ihrem Zwillingbruder hing sie bis zu dessen frühem Tode mit der zärtlichsten Liebe.

Ihre Kindheit und ihre erste Jugend brachte sie bei ihrem Vater zu, den sie auf Jagden und auf weiten Spaziergängen oft begleitete. Mit dem sechszehnten Jahre kam sie zu ihrer einzigen Schwester nach Schlesien, wo sie, wie Herder sagt, den Pietisten in die Hände fiel, die ihr weiches Gemüth krankhaft einschüchterten. Ihr Zwillingesbruder befand sich einmal bei dem Grafen Wilhelm zum Besuch, und zeigte diesem zufällig das Bildniß seiner Schwester und einen Brief, den sie ihm gerade geschrieben hatte. Beides entzückte den Grafen so sehr, daß er um ihre Hand warb; bei der Vermählung sahen die beiden Ehegatten sich zum erstenmal. Als Vermählte blieben sie sich, wie wir schon erzählten, lange fremd, erst nach Abbt's Tode fand eine Annäherung statt. Wenige Wochen nach Herder's Ankunft gebar die Gräfin eine Tochter; der Graf hatte einen Sohn erwartet, er ging auf sein Zimmer und blieb fast einen ganzen Tag allein, ließ auch niemand zu sich.

Die Gesundheit der Gräfin Maria wurde nach der Geburt des Kindes, das nur drei Jahre alt wurde, nie ganz hergestellt. Durch den Tod ihres Zwillingesbruders, der mit seiner Gemahlin und seinen Kindern in Büdaburg lebte und im Frühjahr 1772 starb, wurden ihre schwachen Kräfte noch mehr verzehrt, sie hätte, sagte sie, ihren treuesten Freund und ihren zweiten Vater in ihm verloren. Doch trug die edle Frau den schmerzlichen Verlust mit wahrhaft großer Seele. Ihr war das Glück eines festen, lebendigen Glaubens zu Theil geworden; die Früchte desselben waren die eigene Seelenruhe und die liebevolle Sorge für Nothleidende, welche sie für den besten Gottesdienst hielt. Dabei war ihr Blick so klar und ihr Gefühl durch Herder's Lehren so geläutert, daß sie ohne alle krankhafte Schwärmerei ihre Wohlthaten mit Besonnenheit nach den Umständen abwägen konnte; auch dem Selbstverschuldeten, meinte sie, müsse man in der Stunde der Noth nicht die rettende Hand entziehen, damit er nicht ganz versinke.

Um die Mittel zu ihren vielfältigen Wohlthaten zu gewinnen, lebte die Gräfin stets sehr einfach, Modebedürfnisse kannte sie nicht. Es ist ein schönes Zeugniß auch für den Charakter des Grafen Wilhelm, daß seine Zuneigung zu dieser edlen Frau stetig wuchs, so daß sie schließlich fast seine einzige Gesellschaft war. Ihr Tod, der am 16. Juni 1776 erfolgte, erschütterte den Grafen tief; im folgenden Jahre starb auch er.

Zu der Zeit, wo Herder die Gräfin kennen lernte, war ihre Gesundheit schon schwach, ihre Wange zeigte seit jener Zeit keine Röthe mehr; die Blässe auf ihren Wangen, sagte Herder, war wie ein himmlischer Schleier, daß sie schon zu einer höhern Welt eingeweiht war. Ihre Güte gewann Herder's Herz sehr rasch, die Gräfin hatte sich anfangs auch von ihm sehr entfernt gehalten, um so mehr rührte ihn der Brief, den sie aus freiem Antriebe an ihn schrieb. Er antwortete ihr mit überwallendem Herzen und vertraute ihr alle Sorgen und allen Kummer seiner Stellung. Die Gräfin theilte diesen Brief ihrem Gemahl mit, am Abend darauf wurde Herder zum Hofkonzert eingeladen, und bei dieser Gelegenheit hielt ihm der Graf eine lange „philosophisch-moralische Predigt“, und zeigte sich von diesem Augenblicke an weit vertraulicher und zuvorkommender gegen Herder, so daß dieser erfreut an seine Braut schrieb: „Ich fange seit vierzehn Tagen in Büdaburg zu leben an, und alles scheint sich mir zu verändern durch die Veränderung Einer Seele. Nehmen Sie an meiner Freude Theil! Die hiesige regierende Gräfin —

wollen Sie sich ein Bild der Carita, der Sanftmuth, Liebe und Engelsdemuth in Einer Person denken, so denken Sie sich sie.“

Von dieser Zeit an korrespondirte Herder regelmäßig mit der Gräfin; ihre Briefe an ihn, 106 an der Zahl, sind erhalten, die Briefe, welche Herder ihr schrieb, hat sie selbst kurz vor ihrem Tode verbrannt, um sie nicht Ueberufenen in die Hände fallen zu lassen. Einige Stellen aus den Herzengergießungen dieser schönen, edlen Seele werden hier nicht am unrechten Orte sein.

Maria, Gräfin von Schaumburg-Lippe, an Herder.

„Da es mir noch nicht genug ist, ob man mich hie und da für gut gelten läßt, da ich es wirklich sein will, vor Gott, vor meinem Gewissen, da ich aus Ueberzeugung zu handeln wünsche, so können Sie leicht denken, in welcher Unruhe ich oft war, wenn ich nach angenommenen, wohl gewiß aus der besten Meinung festgesetzten Sätzen gefragt wurde, und mich dann auch selbst fragte, ob ich die Zeit und Stunden der Angst und Freude bestimmen*) konnte, und da ich mit keiner ganz freien heitern Antwort antworten konnte, mir also nichts als für mich traurige Schlüsse und furchtsame Hoffnungen zurückblieben. Sie werden aber auch daraus abnehmen können, wie nöthig, wichtig, tröstlich mir Ihre Lehren sind, und meine Freude beurtheilen, die ich über Ihr Hiersein habe, welche nun doppelt ist, da Sie mir die angenehme Hoffnung geben, daß Sie mit einiger Zufriedenheit bei uns sind. Ich kann es nicht leugnen, den Zwang, wovon sie reden, habe ich nur gar zu gut und zu lange erfahren, und das um so mehr, da diejenigen, mit denen ich sonst umging, dergleichen nach ihrem Geständniß wirklich erfahren hatten, edle, verehrendwürdige Seelen waren, und schon einig davon mit diesen bezeugten Bestimmungen zur Ewigkeit übergegangen sind. Ich habe mich betrübt, bestraft, daß es bei mir nicht so war, ich habe auch wiederholt alle Kräfte angewandt, um so zu sein, und ward doch nicht so, und da ich so nachzudenken, daß es mir geholfen hätte, nicht gewohnt war, so dünkte mir alles unrecht, ich lebte in lauter Angstlichkeit, und alles mein Denken half mir nur zur Unterhaltung meiner Unruhe.

Noch segne ich die Stunde, da die göttliche Vorsehung mich einem Gemahl zugeführt, bei welchem ich bisher die vergnügtesten Tage verlebt, dessen Unterredungen und Beispiel mich auf Gedanken geführt, welche Ruhe in meine Seele zurückgerufen. Ich bin auf den Gedanken gekommen, ob es wohl möglich sei, daß ein Mensch, der nicht einmal seine Seele begreife, wohl die Gottheit, die ihm solche gegeben, und deren Absichten, Wege, Ordnungen, begreifen könne, und ob ich, wie mein Herr

*) Johannes von Müller, der Herausgeber dieser Briefe, bemerkt hierzu die Worte: „Bekanntlich soll man nach der Forderung gewisser methodisch-frommer Leute Tage und Stunden der Angst des höchsten Bußkampfes, des Durchbruches, der Wiedergeburt angeben können, und kann man's nicht, so zweifeln sie an der Richtigkeit der Belehrung — Menschenfahrungen, gegen welche, wie gewöhnlich, die Forderungen des Evangeliums eine leichte Last sind. So haben ehemals die Halle'schen Pietisten den Grafen Zinzendorf, weil er das auch nicht konnte, nie für einen wahrhaft Wiedergeborenen erkennen wollen. Was bei einigen eine richtige Erfahrung sein mag, kann doch nie eine allgemeine Regel sein. Das Beispiel der Gräfin Maria ist eins von den tausenden, wieviel unnöthigen Kummer und Sorgen, die gewiß die wahre Gottseligkeit mehr hindern als fördern, man gutwilligen Seelen mit diesen gesetzlichen Forderungen zu einer überpannten mändischen Selbstqualerei macht.“

mir oft genug gesagt, nicht auch genug sehe, um Dankbarkeit, Zutrauen, Hoffnung gegen Gott zu haben, und ob ich, ohne etwas Eigenes zu erzwingen, nicht genug an den Lehren meines Erlösers zu lernen habe? Diese Betrachtungen haben mir unsere Religion angenehm, hell, beruhigend gemacht, und lassen mich meine Ewigkeit oft mit Vergnügen herannahen sehen. Wie es aber geht, die Stunden sind nicht gleich, und auch bei mir noch gar nicht; es kommen von vorerwähnten gehörten Erfahrungen noch immer mich beunruhigende Erinnerungen in meine Seele zurück, besonders wenn ich die letzten Tage meiner geliebten entrissenen Verwandten und Freunde bedenke. Ich erfreue mich ihres Endes, ich wünsche ihrem Glauben nachzufolgen, aber in wie weit ich es thun kann und soll, da fehle ich oft, und möchte dann muthlos werden. Was könnte mir nun wohl erwünschter sein, als ein solcher Lehrer wie Sie sind, der bei so großen Einsichten selbst aus eigener Erfahrung lehrt und zurecht weist.

Wüßten Sie doch halb mit der Zufriedenheit bei uns sein, als wir Freude über Ihre Gegenwart haben! Doch ich weiß, ein edler Geist, wie Sie sind, bleibt sich in allen Umständen seines Lebens gleich, und wendet auch das zum Besten, wenn es schon den Anschein haben will, daß manche ihn nicht so kennen und schätzen, als er verdient und erwarten kann. Gott, der Ihnen so vorzügliche Gnaden zugetheilt, hat Sie gewiß nicht vergebens hierher geführt, sondern Sie uns zum Segen geschenkt, und sehen Sie es vielleicht noch nicht, so müßte Sie das nicht mehr niederschlagen, vielmehr die Gewißheit, daß eine, zwei, einige Seelen sind, die Gott für Ihr Hiersein danken, Ihnen die zuvorsichtlichste Hoffnung und Heiterkeit auf die künftigen Tage geben. —

Vergönnen Sie meiner niebergeschlagenen Seele die Frage: wie es doch komme, daß man sich so oft ungleich ist? daß man just in den Stunden, wo man seinen Glauben, sein Vertrauen, seinen guten Willen beweisen sollte; solcher am ehesten vergibt; ob man denn nicht stärker werden kann? Oder ob jeder Mensch nur gewisse Kräfte habe, die er nicht übertreffen kann? Ich muß Sie zu meiner Beruhigung um gültige Antwort bitten, und Ihnen aufrichtig gestehen, daß mein Herz unter der Zahl, oder vielleicht das einzige ist, das sich so ungleich fühlt. Ich bin nun so gewiß, als Himmel und Erde ist, daß Gott die Liebe gegen seine Geschöpfe ist; ich weiß, so unerforschlich Gottes Wege für uns sind, so voller Güte und Weisheit sind sie auch, und wenn die Stunden der Prüfung ferne sind, da bin ich stark, ich kann Gottes Gnade rühmen und preisen, wohl andere zum Vertrauen ermuntern; allein wenn diese Stunden nahe kommen, wo mir eben das begegnet, was mir das Betrübteste schien, wie sehr klein bin ich dann! Wie schwer wird es mir dann, meinem Erlöser nachzufolgen und zu sagen: Nicht mein, sondern dein Wille, o Vater, geschehe! Wie kämpft dann Ergebung und Unnuth in meiner Seele, welches doch nicht sein sollte. Und wenn dann endlich meine Seele wieder ruhiger wird, wie betrübt ist es mir, daß ich noch immer so weit zurück, noch immer mehr eine Bewunderin als eine Nachfolgerin Christi bin! Daß meine Ergebung noch so oft unter tausend Thränen geschieht, da ich doch von Kindheit auf soviel Proben göttlicher Treue und Gnade an mir und den meinigen erlebt habe.

Haben Sie, würdigster Lehrer, je auch Stunden der Betrübniß empfunden, so werden Sie meine Fragen und Geständnisse gültig ansehen, sich solche nicht

befremden lassen und wohl wissen, daß einem dann oft alles wie im Finstern dünkt, und nichts angenehmeres ist, als einen Freund zu finden, dem man sich vertrauen darf, und der uns wieder zurecht weist. Sie sind mir der Freund, da Sie mein Lehrer sind, und Welch ein Lehrer, sagen mir genug Ihre vortrefflichen Predigten. Noch vor kurzem bin ich aufs neue davon überzeugt worden, da ich so glücklich war, wieder einmal Ihre Zuhörerin in Predigt und Kinderlehre zu sein.“ —

Als der Gräfin Zwillingsohrer gestorben war, hielt Herder zu seinem Gedächtniß eine Predigt: „Ueber die hellen und dunkeln Ausichten an einem menschlichen Grabe“ (Werke zur Theol. u. Rel. IX, 145 ff.). Wenige Tage später schrieb ihm die Gräfin:

„Da ich nun wieder einige Zeit für mich übrig habe, so lasse ich es mein erstes angenehmes Geschäft sein, Ew. Hohehrwürden für die am Sonntag gehaltene Predigt zu danken, welche sowohl meine betrübtte Schwägerin als mein verwaistes Zwillingshertz recht aufgerichtet hat. Der Gott aller Gnaden und alles Trostes segne Sie dafür, und nicht dafür allein, sondern für alles Gute, für alle Lehre, für allen Trost, so ich zeither von Ihnen gehört. Gewiß, würdigster Lehrer, Ihrem Unterricht habe ich es durch göttliche Gnade zu danken, daß ich in den bekanten bangen Stunden nicht nutzlos geworden, daß mir, Gottlob! auch nicht Ein Gedanke des Unmuths eingefallen, sondern in der Empfindung des bittersten Schmerzes viel Tröstungen hatte, gen Himmel schauen, trauen, glauben, und sagen konnte: Gut ist's, wie dein Vater will. Wie sehr hat mich Gottes Erbarmen in dieser Zeit die Macht unserer Religion erfahren lassen, ich hätte sonst gewiß diesen empfindlichsten Verlust nicht ertragen können. Meinem liebsten Bruder, mit dem Gott selbst mich so vorzüglich nahe verbunden hatte, den ich mit Recht meinen zweiten Vater nannte, der mein vertrautester Freund war, dessen Hertz mich auch einer vorzüglichsten Freundschaft würdigte, dessen Leben und Umgang mir so nothwendig zu meiner Glückseligkeit schien — diesen Bruder zu verlieren, war mir sonst, nur ein Gedanke daran, der mich in Gram versetzte, der mir unerträglich dünkte. Und nun da ihn Gott wirklich hinweg nimmt, und mit ihm mir so manche Freuden, so manche Hoffnungen meines Lebens verschwinden, bin ich unter dem ganzen Gefühl meines unerseßlichen Verlustes in einer Ruhe und Zufriedenheit, die mir süßer als alle Freuden der Welt dünkt. Gottes Gnade hat mich auf diese Trennung recht zubereitet, alle vergangenen kleinen Momente der Prüfung, Ihr Brief, würdigster Lehrer, Ihre Predigten in der Karwoche und dem Fest gehörten auch dazu, mein Hertz in die Fassung zu setzen, diesen Schlag auszuhalten, und ich kann mit Wahrheit versichern, daß ich unter allem Betrübten immer an Ihre Reden gedacht und solche mich recht aufgerichtet erhielten. Ihre Sonntagspredigt ist mir nun, so zu reden, das Siegel zur völligen Beruhigung, um auch in Zukunft keinen Gedanken des Grams so weit gehen zu lassen, daß ich darüber den gütigen Gott vergessen sollte, in welchem wir leben, weben und sind. Ich will vielmehr den Höchsten preisen, der meinen Liebling allen Gefahren, aller Angst, allen Leiden, allem Schmerz entrissen, und ihm danken, daß er ihn mir so lange gelassen, daß seine Trennung mir ein neuer Antrieb zur Besserung meiner Seele wird. Ich will mich der Unsterblichkeit unserer Seelen erfreuen und auf unsere ewige Vereinigung getroßt hoffen. Auch die jarten Waisen und liebe Wittwe, so

oft sie mein Herz zerreißen wollen, will ich der Hand dieses besten Vaters übergeben, sie von mir reißen sehen, und ruhig sein. Das Glück, das Gute, das ich habe, es ist ja doch unendlich groß, und mehr als ich verdiene, will ich mit desto größerm Danke schätzen, und keine andern Freuden suchen, als die mir Gott selbst anweist, in so viel ich kann treuer Erziehung meiner Tochter, in verdoppelter Liebe und Gehorsam gegen meinen Gemahl, und in aufrichtiger Anwendung des Unterrichts und der Lehren, die ich künftighin von Ihnen hören werde. Haben Sie einst mein klagendes Gemüth mit Güte angehört, so werden Sie heute auch für meine ruhige Seele mit mir Gott preisen.“ —

Der Verlust des geliebten Bruders beugte die Gräfin doch tiefer, als sie selbst in der ersten Betäubung des Schmerzes empfunden hatte. Herder suchte ihr zartes Gemüth in jeder Art aufzurichten, er dichtete für sie eine Kantate: Die Auferweckung des Lazarus, welche komponirt und in einem Abendkonzerte bei Hof aufgeführt wurde. Als er der Gräfin das Manuskript übersandte, drückte sie ihre Freude in nachstehendem Briefe aus:

„Ihr Geschenk, das ich am Dienstag erhalten, ist mir von zu großem Werth, um laut danken zu wollen. Wie unendlich es mich freut, daß Ihnen Ihr Herz vorausgesagt, Sie würden mich mit dem biblischen Gemälde der Auferweckung Lazari beglücken, läßt sich nicht beschreiben. Könnten Sie die stillen, willigen Thränen sehen, die in Lesen und Wiederholen stießen, Sie würden mehr als ich überzeugen kann, versichern, wie wahr Ihr Herz gesprochen, und welch ein gutes Werk Sie gethan haben, mir diese Ihre himmlischen Gedanken und Empfindungen zu schenken. Wäre es möglich, daß ich Sie mehr verehren könnte, Sie wären mir noch einmal so werth geworden. O mein seliger Freund verdient es aber auch gewiß, ohne daß hierbei von irgend einer Seite an Schmeichelei gedacht werden durfte; nein, so klein denke ich gewiß nicht von Ihnen, sondern verabscheue dergleichen, wie Sie auch thun. Sonderbar ist es, daß ich bei dem Verlust meines unvergeßlichen Bruders eben in dieser Geschichte Lazari den stärksten Trost gesucht, mich oft damit beschäftigt, auch einst Willens war, Sie zu bitten, mir über dieselbe etwas zu sagen. Die Furcht, Sie so oft zu bemühen, hielt immer diese Bitte zurück, und nun kommen Sie, wie schon mehrmals, meinem Wunsche so ausnehmend zuvor. Gott segne Sie dafür, und lasse, so es Ihnen gut ist, Sie nie dergleichen tiefe Schmerzen erfahren, die solcher Linderung bedürfen. Doch mich dünkt, Sie sind selbst schon mit solchen Tröstungen ermuntert, Sie kennen gar zu gut, wie ein zerrissenes blutendes Herz um ein Einiges klagt, und um desto mehr geht Erinnerung und Trost auch wieder zum Herzen. Auferstehen, Wiedersehen, Ewigkeit! — man hat keinen Begriff davon, aber ohne diese Hoffnung möchte ich keine Stunde in der Welt sein, keinen Freund und nichts, was mir lieb ist, haben. Belebt diese Zuversicht die Seck, wie doppelt selig ist jede Verbindung, und wie gut selbst das Bittere der Trennung!

Andringend war mir, was Sie vorigen Sonntag uns verknüdigten; in der That ist es doch Liebe Gottes, daß er mit uns wie mit Kindern umgeht, daß es noch nicht erschienen, was wir sein werden, daß Kristi Wunder uns Zeugen sein sollen, an ihn als den Gesalbten Gottes zu glauben. Ohne Glaube, Liebe, Hoffnung wären wir die elendesten unter allen Kreaturen.

Wie glücklich sind wir hier, und unsere Jugend, daß wir haben, was wir

haben, daß uns das Wort Christi so reichlich und lauter in seinem ersten Sinn verkündigt wird. Ich will nicht darüber klagen, daß diese Wohlthat vielleicht nicht genug erkannt, nicht treu genug angewendet wird, aber das will ich dreist behaupten: Gott thut nichts umsonst, es kann unmöglich unwirksam bleiben, und ist auf die Ewigkeit. Welche Aussicht! — Wer litt größern Widerspruch, wer wurde mehr verkannt als Christus, wem mehr zur Last gelegt, als ihm, und sein Werk steht noch bis auf den heutigen Tag! Ich weiß, diese Ihre eigene Aufmunterung wird und kann Sie auch fernertzin über alles erheben.“ —

April 1773.

„Ew. Hochwürden bin ich unendlich verbunden für die mitgetheilten neuen Gesänge des Messias, die mir eine sehr willkommene Osterlektüre gewesen, zumal in dieser mir voriges Jahr so merklich gewordenen Zeit. „Aus aller Welten Labyrinth die Wege des Ewigen alle zu Einem großen Ziele, der Seligkeit aller hinüberkommen“ — ist, darf ich's sagen, mein bestes Glaubensbekenntniß, ein Gedanke, der mich ergötzt, den ich mitnehme, wenn Klopstock von Zorn, Fluch, Donner oder Rache spricht, wogegen — ist's Temperament oder Wahrheit? ich weiß es nicht! — mein Inneres sich so sehr empört, als zu anderen vortrefflichen Stellen dieser Gesänge meine ganze Seele Amen sagt.

In wenig Tagen ist dies merkwürdige Jahr vorbei, ohne daß ich dem Freunde, dem Mitgebornen gefolgt bin, wie unser Einleben und der erste Schmerz der Trennung mich immer so angenehm hoffen ließ. Ich lebe noch, und gar nicht unglücklicher, wenn auch schon noch manche stille Thräne fließt. Ihm ist vollkommen wohl in Gottes Hand. Mir gebührt nichts als Dank, Dank für alles, am meisten dafür, wo es nicht nach meinem Eigensinn ergangen; und nicht Dank in Worten, sondern in Leben und Wandel, dazu Gott selbst Gnade verleihen muß.“ —

Als Herder sich im Mai 1773 verheirathete, schenkte die Gräfin Maria ihm die Möbel für sein Haus. Gegen die junge Frau zeigte sie viel Güte, ein inniges Freundschaftsverhältniß auch unter ihnen entwickelte sich bald. Der ernste, schweigsame Graf war nicht dazu angethan, seiner weichen Gattin eine Stütze in schweren Stunden zu sein; wenn er in seinen letzten Jahren seiner Gemahlin auch alles Erdennliche zu Liebe that, so konnte sie ihm doch nicht ihr Herz ausschütten. In Herder's Hause fand sie zu jeder Zeit Trost und Theilnahme, und sie bedurfte deren jetzt um so mehr, da ihre eigene Gesundheit immer schwächer wurde, und sie zugleich um das Leben ihres einzigen Kindes, ihrer Emilie, ernste Besorgniß hegte. Nach einer Stunde, in welcher sie bei Herder's Gattin einmal ihr Herz ausgeschüttet hatte, schrieb sie derselben:

„Darf ich hoffen, meine innigst Geliebte, daß Sie Ihren Herder heute Abend zum Konzert begleiten? Ich will nicht mehr so vergeßlich handeln, Ihr schönes Herz mit meiner Klage zu betrüben. Verzeihen Sie nur den letzten Ausguß des tiefsten Schmerzes, und vergessen solchen! Sie sollen nicht mit mir leiden, Freude und Heiterkeit sei und bleibe ewig Ihr Theil. Ihren Brief, meine Holdeste, werde ich aus eben der Ursache nicht beantworten. Ich hätte viel darauf zu sagen, aber nein, ich will nicht; Sie sollen nicht mehr wehmüthig um meinethwillen werden, und es reuet mich unendlich, daß es geschehen ist, aber wer ist im Augenblicke des Schmerzes immer Meister seiner selbst? Verzeihen Sie also!“ —

Im Juni desselben Jahres (1774) starb die Tochter der Gräfin. Da schrieb sie an ihre Freundin: „Ich habe kein Kind mehr, und nichts, nichts mehr! Doch ich klage nicht; jeder ruhige Blick, den ich im Wachsbild meines schlafenden Engels erblicke, predigt mir Hoffnung, Seligkeit, Zukunftsfreude, Leben nur durch Tod in jedem Betracht, predigt mir aber auch laut die zwei Worte: Keine Götzen!“ —

Zwei Monate später wurde Herder's ältester Sohn Gottfried geboren, zu welchem die Gräfin Pathin war. Mit diesem Kinde beschäftigte sie sich gern und viel. Das letzte Jahr ihres Lebens nahte schon, immer enger schloß sie und auch der Graf sich an Herder's Familie. Im Jahre 1775 schrieb die Gräfin an Herder:

„Pope's Versuch über den Menschen ist mir ein unschätzbares Buch. O der, dessen Hand es in diesem Exemplar so oft unterstrichen, der in dieser Ueberzeugung überwunden — bester Theil von mir! nun schon vollendet! ich werde Dich noch auch überwinden, auch vollendet und mit Dir wieder vereinigt werden, und Dir dann erzählen, wie Freundeshand mir Deine besten Ueberzeugungen bekannt machte, Deine beruhigte, stille Seele mit diesem Geschenk auch mir schenkte: Du himmlisch schon, ich noch irdisch — sind wir doch Ein Herz und Eine Seele! Ich entweiche Dein Andenken nicht mehr mit klagenden Thränen, ich segne die Hand, die mir in Dir den Götzen nahm, den besten, reinsten Theil unserer Liebe mir ließ. Du kommst mir hier nicht wieder, aber ich komme zu Dir! Ja, mein Bruder, mein Jonathan, ich komme, bald komme ich! —

Ich weiß nicht, ist's Irrthum oder Wahrheit! mein Glaubensbekenntniß wird täglich kleiner und kürzer und allgemeiner, Streben nach Licht aber immer notwendiger, Grab und Tod immer heller — und so kann es doch nicht Irrthum sein! Ich glaube dies nächst Gott meinem täglichen glücklichen Umgang und Ihnen zu danken zu haben, und ich segne Sie dafür, wie ich Sie vielleicht noch nie gesegnet habe; und Ihrer vortrefflichen Karoline und Gottfriedchen — alles, was treues Herz geben kann!“ —

Im Herbst 1775.

„Alles, alles weicht der tiefen Wehmuth, die mir von allen Seiten das Herz bricht! — Ach, liebe Aue Elystums, sei mir nicht allzu fern! Die Schranken hier sind doch allzu lang und enge, aber doch zuletzt, zuletzt wird es jeder Gerechte, jeder seiner besten Ueberlegung und Ueberzeugung Treuer gut haben, und wir dürfen im voraus in Hüllen und Hütten vom Siege singen. Nur ein reines Herz gib mir, o Gott, so wird es in keinem am nöthigen Troste und Stärke fehlen. Nur ein reines Herz kann selig sein und Gott schauen. Nur reines Herz! so wird aller Nebel verschwinden und Glanz der Morgenröthe nach langer, langer Nacht auch mich erfreuen! — Ich fühle die Wahrheit des Wortes: jetzt können wir nicht alles tragen — so wollen wir's denn noch liegen lassen, und im Gott der Liebe Kraft und Stärke holen, daß wir das Gesetz Christi: Einer trage des andern Last, erfüllen können!“ —

Man fühlt es allen diesen Worten an, daß die edle Frau in tiefer geistiger Einsamkeit lebte, und daß Herder ihr mit seiner Familie der Stab war, an dem sie in ihrer Bekümmerniß sich immer wieder aufrichtete, und von den Menschen-sagungen, welche ihren Blick undüffert und ihre weiche Seele beengt hielten,

immer höher schauen lernte zu dem Gott der ewigen Liebe, der keins seiner Kinder von seinem Herzen verstößt, denn er hat den Heiden ebensowohl erschaffen als den Christen und den Juden, und in seinem ewigen Hause sind viele Wohnungen bereitet. Doch überall, wo ein edler Geist sich einem schwächern dienstbar macht, da werden Früchte für beide Theile gezeitigt. Auch auf Herder war der Einfluß der Gräfin Maria ein bedeutender und nachhaltiger; ihr milder, freundlicher Zuspruch wurde für Herder eine immer lebendige Quelle des Trostes, und die Ergebenheit und Sanftmuth, mit der die edle Frau ihre gedrückte Lage trug, war für Herder eine tiefgreifende Annahnung, diesem Beispiel nachzufolgen, und er hat die Dulderin nie in seinem Leben vergessen. Was sie ihm war in den dunklen Tagen, in der stagnirenden Luft von Bückerburg, das hat er selbst in seiner Abschiedspredigt mit warmen Worten anerkannt. Sie sind nothwendig zum Abschluß des Lebensbildes dieser edlen Frau, mögen sie hier einen Platz finden:

„Gott weiß, wie es mich von Anfang meines Amtes her geschmerzt, daß ich hier so ganz unnütz zu sein schien, daß ich in einer Wüste zu sein schien, wo kaum das Echo meiner Stimme zu mir drang, und ich auf einem Instrument zu spielen schien, dem nichts als die Saiten fehlten. Gott ist Zeuge meiner Thorheit, wie oft ich mich von hier wegwünschte, weil ich hier so gar, gar nichts sah, wozu ich gut wäre. Und da erweckte Gott das Herz unserer theuren, verblichenen Landesmutter, die recht als ein Engel zu mir trat und mir den Muth gab, den ich in mir vergeblich suchte. Ich sage hier, daß ich nicht nach der gewöhnlichen Abschiedsformel, weil sie Landesmutter und Mitglied unserer Kirche war, kriechend lobrednerisch und partiisch rede, denn sie ist ein Engel, und ich würde mich schämen, ein einziges Wort von ihr zu reden, daß sie nicht dort oben hören könnte; aber warum sollte ich's nicht zum Preis und Dank der Güte Gottes sagen, der den Engel diesem Lande und dieser Gemeinde gegeben hatte, und ihn zu einer Zeit gegeben hatte, da ich hier sein mußte, der mich hierher führte, um durch sie getröstet, gestärkt, aufgemuntert, erläutert, erleuchtet und tausendfach belehrt zu werden; daß es Zeiten gegeben, da sie mir meine ganze Gemeinde war; daß ich durch sie so viel Wohlthaten auch für meine Seele und für mein Herz empfing, durch ihren Zuspruch, Lehre, Burechtweisung, Aufmunterung, Trost, am meisten, was wir ja alle wissen, durch ihren stillen, edlen, einfachen, unschuldigen Wandel, durch ihre wahrhaft christliche Tugend, die sich selbst nicht kannte, durch ihre aufgeklärte, von Unwissenheit, Aberglauben und Schwärmerci so entfernte Religion des Herzens und der That, durch ihre stille und ausdauernde Unterwerfung unter Gottes Willen, daß sie mir durch dies alles die größte Wohlthat meines Aufenthaltes hier selbst geworden ist. Die Gottheit hat es gefügt, daß ich hier mein Amt beschließen sollte, da sie ihr Leben beendigte; drei Tage vor ihrem Ende bekam ich meinen Ruf, und jetzt, wenige Tage nach ihrer Beerdigung*), halte ich hier die Leichenrede auf mich selbst, auf meinen elenden Leichnam von Amt in dieser Stadt und in diesem Lande. Belohne Gott selbst den Engel, den verkärten, seligen Geist,

*) Die Gräfin Maria wurde einige Monate nach ihrem Hinscheiden in dem Mausoleum beigelegt, welches der Graf für sie hatte bauen lassen.

für alle Liebe, Güte, Aufmerksamkeit, die sie mir und den Meinigen erwiesen, und mich lasse er nie ihren edlen Geist und ihr edles Beispiel vergessen!“

Mit dem, was wir bisher gegeben, haben wir die Geschichte von Herder's Aufenthalt in Büdeburg in ihren Hauptzügen umschlossen; es ist übrig noch einige Einzelheiten nachzutragen, welche wir dem Briefwechsel mit seiner Braut entnehmen.

September 1771.

„Lassen Sie mich Ihnen ein paar schöne Naturszenen erzählen, die ich in diesen Tagen erlebt. Ich war, um meine Sorgen zu mildern, nach Lemgo geritten, um ein Haus zu besuchen, wo eine gute Mutter sechs oder sieben Kleinen ihr blaues Auge mit schwarzen Augenwimpern und ihr gutes Herz mitgetheilt hatte. Wir ritten voll Gedanken wieder zurück. Es war Abend, die Sonne ging unter, und der Mond ging auf, der schönste Mond, den ich je gesehen. Empfindungen voll Schmerz und bitterer Wehmuth geben im Mondenschein den schönsten Gegenden voll Höhen und Thal und Wald und Wiesen eine romantische Anmuth, wie wir uns nur gemeinlich im Elysium träumen. Allemal wenn wir auf einer steilen Höhe hinauf, oder einen finstern Wald, wo wir oft abstiegen, und die Pferde leiten mußten, durch waren, und sich dann mit einemmal eine Mondgegend, ein weites Strahlenthal eröffnete, das in Dämmerung floß, war ich allemal in einer neuen Welt. Und so sprachlos und traumverfentt kamen wir endlich auf halbem Wege ins Nachtquartier, aßen und schliefen. Morgens vor Sonnenaufgang in der frühesten Dämmerung zu Pferde, sahen wir die Morgenröthe mit jedem werdenden neuen Strahle, mit jeder neuen Veränderung des Himmels und der ganzen Welt. Die Welt war ein stiller, feierlicher, sanfter Tempel Gottes, wo ich versunken war, und nichts denken konnte, als daß auch in solchem ewigen Ton der Morgenröthe der Tempel meiner Seele wäre. Und die Sonne ging auf! Je höher sie trat, desto mehr ward alles lauter, erleuchteter, einfürmiger; die Schönheit der Natur nahm ab, und ward Glanz, bloße Pracht — (ist's nicht beinahe so mit allem Glück? Es ist am schönsten im Anbruch, in der Morgenröthe; aber ich glaube, wenn man will, kann man das ganze Leben sich dazu machen) — und nach einigen kleinen Abenteuern kamen wir gestärkt und munter zu Hause an.

Das war Nacht und Morgen. Nun hören Sie auch eine gestrige Abend-
szene aus der Büdeburger Gegend. Ich befand mich nicht ganz wohl durch den Gebrauch eines kalten Bades. Nachmittags lockte mich ein schöner Herbsttag, ich werfe mich in Ueberrock und Stiefel und wandre. Stellen Sie sich auf der einen Seite eine Kette kleiner Gebirge voll Wald vor (der Harrel*), die ich fast alle durchstreift, und die nun in den seidnen Nebel des Herbstes und der Abendsonne flossen; davor Wiesen und Gärten, auf der anderen Seite das ritterliche gräfliche Schloß, das sich im stillen, hellen Wasser spiegelt, die Abendsonne vor mir. Ich hatte die englischen Lieder mit, konnte aber nicht lesen, und warf mich unweit einiger Kuppeln romantischer schwarzer Bäume auf einen wilden Hügel, an einen

*) Der Harrel, ein stundenlanger prachtvoller Buchenhochwald, erstreckt sich von Büdeburg bis zu dem kleinen idyllischen Schwefelbade Eilsen, wo man noch eine Eiche zeigt, unter welcher Herder auf seinen oft wiederholten Spaziergängen auszuruhen pflegte.

Wasserfall, der mit doppeltem Guf, schneller und langsamer, dunkler und heller fiel. Um ihn viel wildes Weibengeblich, um mich alle wilden Blumen, die in Shale-spere's Feen- und Liebesliedern vorkommen — Berge, Sonne, Abend um mich!“ —

Im Februar des Jahres 1772 machte Herder eine Reise nach Göttingen, von der er schrieb: „Wenn ich je eine nützlich und vergnügt zurückgelegt habe, ist es diese.“ In Göttingen lernte er den Hofrath Heyne und dessen Gattin kennen, und schloß mit beiden einen Freundschaftsbund. Mit Heyne's Gattin schwärmte er über Klopstock und wechselte mit ihr, wie man das in jener Zeit gern that, sein Exemplar der Oden. Die Hofrätthin Heyne war eine vortreffliche Mutter, Herder fand sie immer unter ihren Kindern, und wunderte sich, daß die Kinder nie ein anderes Begehrt hatten, als bei ihren Eltern zu sein. Der Hofrath Heyne selber hatte ebenso wie Herder ein sehr kümmerliches Leben geführt, und hatte die Unterdrückungen gemeiner Seelen ebenfalls im reichlichen Maße erfahren. Gleiche Schicksale und gleiche Ansichten vermittelten unter beiden Männern ein inniges Verhältniß. Von Heyne's Bemühungen, Herder als Professor nach Göttingen zu ziehen, werden wir später noch zu erzählen haben.

„Ich habe die erste Konfirmazion (Ostern 1772) der Kinder gehabt — es ist die erste Grundlage zu meiner Gemeinde, und unbeschreiblich, wie mich die Kinder liebten und mir angingen. Das gibt doch süße Viertelstunden.“ —

„Ich bin jetzt auf dem Lande, in der schönsten, kühnsten, deutschesten, romantischsten Gegend von der Welt. So viel von der deutschen Tapferkeit und dem Klopstock'schen Ideal von Sitte und Größe abgehen möchte, so sehr wird doch die Seele durch die ganze kühne, sonderbare Haltung dieses Deutschlands in einen Ton gestimmt, daß es eine schöne, rauhe, deutsche Natur gebe; nicht Traubengebirge und Zedernhaine, aber kühnen Forst, Eichen und Buchen und Würfe des Erdballs! Nur, wie sehr sind immer die Menschen der deutschen, schönen Natur unähnlich! — Abends kommt dann der freundliche Mond, der durch die Hermannswälder mich aufsucht.“ —

Ende August 1772.

„Ich habe meinen Geburtstag still gefeiert, aber mit geheimem Staunen, Schauern und stillem Frohlocken der Seele. Gott wird alles vortrefflich entwickeln, der alles so sonderbar einleitet.

Arbeiten kann ich noch nicht, ich bereite bloß vor. Und alle, alle Naturfreunden sind einzeln doch so einsam! Eben weil sie die simpelsten Freuden sind, so wollen sie auch jene uralte Anordnung nicht übertreten wissen, sie wollen mitgetheilt sein.

Ich bin jetzt unter einer Wolke, wie ich vielleicht zeitlebens nicht gewesen; ich will sie auch so still ausbauern, als ich's vielleicht noch nie gethan, aber immer und eher hätte thun sollen.“

Um vieles zufriedener, wenn auch nicht mit seinem Amte, wurde Herder, als seine Verhältnisse endlich so weit geordnet waren, daß er sich verheirathen konnte. Der 2. Mai 1773 war der Hochzeittag, die Trauung fand in Darmstadt im Kreise der Verwandten der Braut statt. Der Mai war besonders schön, und das Freudenfest des jungen Paares wurde durch den Sonnenschein noch erhöht. Während des Brautstandes hatte sich Karoline Flachseland oft mit dem Gedanken gequält, sie sei nicht im Stande, ihren Herder glücklich zu machen, da sie arm

und ohne besondere Vorzüge sei; sie bedachte nicht, daß der Mann keinen köstlicheren Schatz besitzen kann, als das Herz eines lieben, treuen Weibes, gegen welches alle Schätze der Welt und selbst die glänzendsten persönlichen Vorzüge nur armer Tand sind, der wohl auf flüchtige Augenblicke blenden, aber nie und nimmer dauernd beglücken kann. Fünfzehn Jahre später schrieb Herder an seine Frau: „Ich sage Dir vor Gott, Du bist mein größtes Glück und Gut auf Erden, dessen ich tausendfach nicht werth bin. Du übertriffst mich in allem Guten, in aller Tugend, und was ich ächtes Gutes habe, habe ich durch Dich und an Deiner Seite erlangt, das ist wahr und Amen!“

Mit Gottvertrauen und mit einigen Schulden fingen, wie Herder's Gattin sagt, die Neuvermählten ihre junge Ehe an. In Bückeburg fanden sie eine mütterliche Freundin an einer Frau von Bescheffer, welche der jungen Frau Herder oft genug hülfreiche Hand zu leisten und guten Rath zu geben Gelegenheit fand. Der Graf und die Gräfin waren bei der Ankunft des jungen Ehepaars auf dem Landstz zum Baum bei Bückeburg. Herder wurde sehr zuvorkommend empfangen und mit seiner Gattin zur Mittagstafel geladen. Die Bückeburger zeigten ihre allgemeine Zufriedenheit, daß ihr Konsistorialrath nun auch ein Weib genommen hatte.

Am 28. August 1774 wurde Herder's ältester Sohn Gottfried geboren. „Ich habe den Vater nie glücklicher gesehen, als, an diesem Tage!“ erzählt Karoline Herder. Zwei Jahre später erblickte in Bückeburg Herder's zweiter Sohn August das Licht der Welt. Herder liebte alle seine Kinder sehr und sorgte aus allen Kräften für sie, es war ihm eine Freude, sie später auch zu unterrichten. Die eigene Familie erleichterte ihm nun wohl manches in dem kleinlichen Bückeburg, aber sein Amt blieb für ihn doch stets, wie er sagte, der elende Leichnam, von dem er sich gern losgemacht hätte, und deshalb sah er sich auf allen Seiten nach einer günstigeren Stellung um. Einen Ruf nach Eutin als Hofprediger schlug er sofort aus, annehmlicher schien ihm aber eine Professur in Göttingen zu sein, welche im Anfange des Jahres 1774 der Geh. Rath von Bremer ihm antrug. Herder zeigte sich bereit, aber seine freisinnigen Schriften, welche überall die Heuchelei und Schleicherei beim rechten Namen nannten, mußten ihm am englischen Hofe einen Feind erweckt haben, denn man bestand in der kleinlichsten Weise darauf, Herder solle in einem Kolloquium erst seine Kenntnisse darthun und darauf die Doktorwürde erwerben, ehe ihm die Professur verliehen werden könnte. Im Gefühl seines Werthes wies Herder diese Forderungen stolz zurück. Vergebens bemühten sich einsichtige Männer, unter ihnen der Leibarzt Zimmermann in Hannover, den Widerstand der Beschränkten und der Uebelwollenden zu brechen, das britische Ministerium — Hannover wurde damals ja noch von den englischen Königen regiert — bestand auf seinen armseligen Forderungen, so daß Herder die Unterhandlungen, welche sich bis in den Februar 1776 hineingezogen hatten, schließlich abbrach.

Mittlerweile war ihm im Bückeburgischen eine Beförderung zu Theil geworden. Der höchste Geistliche der Grafschaft Schaumburg-Lippe war der Superintendent, welchem die Examina der Kandidaten, die Ordination der Geistlichen, die Einführung der Prediger u. s. w. zustelen. Durch den Tod des Superintendenten war dieses Amt erledigt worden, und am 8. April 1775 wurde es an Herder übertragen.

Er war der jüngste unter sämmtlichen Geistlichen des Landes, und seine untergebenen Amtsgenossen konnten sich nicht zu jener Höhe der Anschauung erheben, welche das Amt von der Person zu trennen weiß. Die freundlichsten Absichten Herder's wurden mißdeutet. In einigen Gemeinden des Landes waren Streitigkeiten über Punkte entstanden, welche wichtig genug waren, um die Vermittlung des Konsistoriums zu fordern. Da es noch nicht gelungen war, diese Zerwürfnisse zu beseitigen, so erließ Herder an seine Amtsbrüder ein Zirkular, in welchem er dadurch eine Vermittlung versuchte, daß er die Prediger aufmerksam machte, auch in einer gerechten Sache nachzugeben könne oft von großem Einfluß auf die anvertraute Herde und von Nutzen für den Hirten derselben sein. Aber diese Zumuthung stieß auf so empfindliche Entgegnungen, daß Herder in einem zweiten Schreiben ausdrücklich den Vorwurf zurückweisen mußte, er setze unverständliche Bestimmungen voraus.

Ähnliche Ereignisse waren nicht selten; ein Vorfall hätte leicht einen Bruch zwischen Herder und dem Grafen herbeiführen können. Die Begebenheit ist interessant genug, um einige Worte darüber zu sagen.

Ein Kandidat der Theologie hatte sich bei der theologischen Fakultät der Universität Rinteln zum Examen gemeldet, und war von der Kommission einstimmig abgewiesen und für unfähig zum geistlichen Amte erklärt worden. Der Kandidat ging nach Hannover, und das Glück warf ihm dort das große Loos in der Lotterie zu. Der Gewinner suchte nun mit Hilfe seines Geldes eine Pfarre zu erlangen. Einer seiner Bekannten, ein bereits angestellter Pfarrer, wies ihn an einen mittellosen Edelmann, der eine Patronatpfarre zu vergeben hatte, und die vakante Stelle für die Summe von 200 Thaler dem Kandidaten übertrug. Das Konsistorium in Hannover wollte ihn darauf examiniren, erließ ihm sogar noch das Lateinische, und war trotzdem genöthigt, ihn abzuweisen. Aber der Kandidat erklärte, da er sich seine Stelle gekauft habe, so müsse man sie ihm auch geben. In Folge dieses Begehres begann man, dem Kandidaten den Prozeß der Amterschleichung zu machen, er wußte sich aber dadurch aus der Schlinge zu ziehen, daß er seinen Freund, den Unterhändler, selbst angab und alle seine Verhandlungen mit dem Edelmann mittheilte. Diese beiden mußten nun blitzen, der ehrenwerthe Kandidat aber begab sich nach Düldeburg, und verschaffte sich gegen Zahlung von 4000 Thaler an die Rentkammer abermals eine Pfarrstelle. Herder war gerade abwesend, er befand sich in Geschäften in Darmstadt. Als er zurückkehrte, wurde er angegangen, den Kandidaten zu orbiniten. Den gesetzlichen Bestimmungen gemäß wurde also der Kandidat auf den 21. September 1775 zum Examen vorgeladen. Er schickte aber zu der bestimmten Stunde einen Verweigerungsbrief, und eine zweite Vorladung ignorirte er ganz. Ein Mitglied des Konsistoriums erklärte jetzt aber, von dem Landesherrn einen mündlichen Befehl erhalten zu haben, der Kandidat solle ohne Examen ordinirt werden. Herder verweigerte diesem Befehl den Gehorsam, erkundigte sich genau nach allen Verhältnissen des Kandidaten und stattete dem Grafen darüber Bericht ab. Der Landesherr wollte nun zur Untersuchung der Sache eine Kommission von weltlichen Beamten einsetzen; dagegen protestirte Herder aber sehr energisch; als Superintendent stehe er, der oberste Geistliche des Landes, nur unter dem Landesherrn, und er würde sich nimmermehr wie ein Angeklagter zur

Untersuchung einer Kommission stellen, welche durchaus nicht befugt wäre, über die Amtshandlungen des Superintendenten ein Urtheil abzugeben. Der Graf nahm darauf seinen Befehl wieder zurück, und erklärte, er würde einen andern Weg einschlagen. Aber jetzt war Herder's Geduld und auch seine Mäßigung zu Ende, er sandte an den Grafen eine Schrift, in welcher er im Feureifer für Recht und Rechtlichkeit die ganze Schändlichkeit dieses Handels auseinander setzte, und die Forderung stellte, der Kandidat solle nunmehr, ehe man ihn zum Examen zulasse, einen Eid ablegen, daß seine Hände frei von dem Verbrechen der Simonie seien, und gab seine Gründe für diese Forderung ausführlich an. Dieser Bericht, welcher ängstliche Rücksicht weit von sich wirft, schließt mit den starken Worten:

„Weiter habe ich mit dieser stinkenden Sache nichts zu thun. Fließe aller Unflath, welchen fremde Länder ausschäumen, wohin und um welche Procente er wolle: nur werde ich nicht Kanak, wodurch er fließe! Nur werde von mir nicht gefordert, daß ich den beschriebenen Unflath vor Gottes Altar und Gemeinde ununtersucht und ungerinigt als Kirchengott darstelle und preise!

Das wäre nun der elende Buchstabenleichen meines Berichtes, denn das Uebrige leuchtet durch sich selbst und die angeführten Stellen der Bibel und Kirchenordnung, auf die ich gewiesen bin, sind rufend. Unglücklicher aber, der ich dem Buchstaben so wenig Geist und Kraft habe geben können, daß er nicht Schatten, sondern Wahrheit, Realität, heilige unverfügbare Pflicht, wenn es eine Religion Gottes gibt, ans Herz rede! Daß ich, alle äußeren Namen und Beziehungen beiseit gesetzt, wenn ich, als der geringste dazu erwählte Krist ordinire, ich nicht im Namen der weltlichen Obrigkeit als solcher (die bestellt, beruft, wählt, auch nur im Namen aller Kristnen, aber nicht ordinirt), sondern nach aller apostolischen Gewohnheit im Namen Gottes, Jesu, der Apostel und der gesammten, alsdann durch mich und meine Assistenten vorgestellten kristlichen Gemeinde zum Prediger ordne: mithin vor Gott und der gesammten kristlichen Gemeinde ein Schenkmal, ein Glender wäre, wenn ich in ihrem Namen vor den Altar trete, Worte her sage, wo mich ein jeder der Plage zeihen kann, und mein Gewissen es mir ewig zeihen müßte, einer Gemeinde, Menschenseelen einen Lehrer zuspreche, den ich nicht kenne, an dem sich alles ärgert, und der ein halb Jahrhundert vielleicht hin Menschen verderbe! Ein halb Jahrhundert würde eine Kirche durch mich wüßte von Gottes Wort, und von hundert Verlorenen, Geärgerten, Verführten traußte ewiges Blut auf meine Seele. Wenn ein Glender im Amte ist, wozu alle Aufsicht? Welche Wege der Umschmelzung in der Hand eines Menschen? Kann der Superintendent, und wenn er täglich visitirte, ihm Gewissenhaftigkeit, Treue, Verstand geben? Und wird sie je ein unwissender trotziger Mensch haben, der sein heilig kößlich Amt als schändlichen Gewinn des Lotterietopfes anzusehen das Recht hat? Der Seelenkäufer wird auch Seelenveräufer werden, und niemand wird ihm beikommen können, wollen und mögen. Wieviel gehört dazu, daß ein unwissender, ärgernder, unwürdiger Prediger seines Amtes entsetzt werde, wenn er einmal darin ist! Die Pest schleicht im Dunkeln und im hellen Mittag daher. Der rauchende Höllebrand steht auf Kanzel und Altar, du siehst wohl, daß er raucht und tödtet, aber wie wilt du ihn fassen? Bürgerliche Geseze und die liebe Ehrbarkeit schützen ihn; du kannst nichts, als für ihn und seine arme Dahingegebene beten, Strafe Gottes, die ver-

kannteste, innigste, übers Grab hin tödtende Strafe Gottes fühlen und einen Richter erwarten, der jedes Scheusal und jedes Aergerniß und jedes Blut der Seele, auf Erden vergossen, auf seine Ursache zurückzubringen weiß.

Beschütze mich Gott, daß ich mit so etwas meine Seele beflecke — auf das Gebet will ich leben und sterben. Ich habe an meiner armen Lebenspflicht genug zu tragen, als daß ich die Bürde hundert anderer auf mich läde, ohne Ueberlegung, als bloße Maschine eines irdischen Befehls. Wehe der Welt, der Aergerniß halber! Es muß ja Aergerniß kommen, doch wehe demselben, durch den sie kommt! Wer der Geringsten einen ärgert, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinem Halse, und er in der Tiefe des Meeres läge! Besser, er wäre nie geboren! — Das einzige Mittel, der Kirche Gottes gute oder bessere Zeiten zu geben, das in Menschenkräften steht, ist, daß man die Lehrer prüfe, ehe sie es sind und werden, und nur nach Pflicht und Gewissen die besten ordne. Ich freute mich, dazu ein Werkzeug werden zu können; ich kann es nicht — so will ich denn in Gottes Mauten es wenigstens nicht werden für Unwissenheit, Aergerniß und Bosheit — worüber mir Gott helfe und sein heiliges Wort! Amen.“

Herder's Vorstellungen hatten die Wirkung, daß der Kandidat seinen Laufpaß bekam. Die Gräfin Maria wußte auch die Spannung zwischen ihrem Gemahl und Herder zu beseitigen, denn der Graf war ein durchaus edler Charakter, der bei seiner starken Abneigung gegen alles religiöse Ceremoniel wohl einmal sich übereilen, nicht aber wirklich eine Ungerechtigkeith begehen konnte. „Probité et Droiture!“ diese Worte gab er selbst als seinen Wahlspruch an.

Mit dem Oktober 1775 ging der berühmte unangenehme Handel zu Ende, im Dezember desselben Jahres erhielt Herder durch Göthe, der inzwischen in weimarische Dienste getreten war, eine Anfrage, ob er die Stelle eines Generalsuperintendenten zu Weimar annehmen wolle.

Herder stimmte sogleich freudig zu. Aber auch hier gab es sofort wieder Hindernisse, welche überwunden werden mußten. Zwei andere Geistliche hatten sich bereits feste Hoffnung auf jene Stelle gemacht, und als diese scheiterte, erhoben sich in Weimar Gerüchte, der neue Generalsuperintendent sei kein Geistlicher, er glaube nicht an Kristum, er könne auch nicht predigen, und man verlangte, er solle erst nach Weimar kommen und durch eine Predigt seine Befähigung darthun. Herder war dazu bereit, doch einigte man sich im Juni 1776 dahin, Herder solle sein Amt auch ohne Predigt erhalten, und dasselbe zu Michaelis desselben Jahres antreten.

Graf Wilhelm freute sich uneigenmächtig über Herder's Beförderung, und entließ ihn achtungsvoll; beide Männer waren beim Abschied von einander sehr bewegt. Im folgenden Jahre brauchte Herder die Kur in Pyrmont; als er sich beim Grafen zum Besuch anmeldete, schickte ihm dieser seinen Wagen. Sie hatten beide noch eine herzliche Unterredung, in welcher sie viel von der seligen Gräfin Maria sprachen. Dann nahmen sie Abschied auf immer, der Graf starb am 10. September des Jahres 1777. Ein entfernter Verwandter erbt sein Land.

Als Herder mit seiner Familie Blüdeburg verließ, da fand es sich, daß der Abschied ihm doch schwerer wurde, als er gedacht hatte. So mancher in dem Ländchen war ihm lieb und werth geworden, und die schöne Gegend, die herrlichen

Wälber verließ er höchst ungern und sehnte sich später noch oft zu ihnen zurück. „Mit bewegtem Herzen“ — so erzählt Karoline Herder — „stiegen wir in den Wagen, der Vater den Gottfried auf dem Arm, ich den fünf Wochen alten Säugling August auf dem Schooß, und segneten den Ort, wo Herder so manche Prüfungstage überstand, viel fand und gewann, einen großen seltenen Mann, eine Freundin von himmlischer Tugend, und wo wir beide vereint unser erstes häusliches Glück, unser Paradies, genossen hatten.“ —

Es bleibt uns übrig, noch einen kurzen Blick auf Herder's literarische Thätigkeit zur Zeit seines Aufenthaltes in Bücheburg zu richten. Eine ausführliche Besprechung aller Werke Herder's erfolgt am Schluß seiner Biografie.

In den ersten beiden Jahren seines Aufenthaltes in der Hauptstadt des Grafen Wilhelm befand Herder sich in einer so gedrückten Stimmung, daß er keine neue Werke zu schaffen vermochte. Er sammelte Materialien zu den später erschienenen Schriften und lieferte einzelne Beiträge für die Allgemeine deutsche Bibliothek, für den Wandsbeker Boten, für die Lemgoer Bibliothek und für die Frankfurter gelehrten Zeitungen, zu denen ihn Götthe herangezogen hatte. Nach seiner Verheirathung vollendete er rasch nach einander verschiedene Werke. Gewissermaßen als Ausbeute der Reisen zu betrachten sind die Fliegenden Blätter von deutscher Art und Kunst, Hamburg 1773. Oftern 1774 erschienen die Provinzialblätter an Prediger, und der erste Theil des Werkes Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, dessen zweiter Theil Oftern 1776 ans Licht trat. Den ersten Theil vollendete er, nach der Angabe seiner Gattin, in sehr gehobener Stimmung in sechs Wochen. Im Jahre 1774 wurde die Geschichte der Philosophie der Menschheit vollendet, und die Stimmen der Völker in Liedern der Vollendung nahe gebracht. Aus dem Jahre 1775 sind die Erläuterungen zum neuen Testament und die Briefe zweier Jünger Jesu. In demselben Jahre erhielt Herder auch wieder von der Berliner Akademie den Preis für die Schrift: Ueber die Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet.

So hatten denn auch die einsamen Jahre in Bücheburg bedeutungsvolle Früchte getragen, und außerdem waren wichtige Vorbereitungen zu Werken getroffen worden, welche in Weimar später vollendet wurden.

Die Reise nach dem neuen Bestimmungsorte gab Herder Gelegenheit, die persönliche Bekanntschaft eines Mannes zu machen, mit dem er schon von Riga aus in Briefwechsel getreten war, Gleim in Halberstadt lud seinen Freund und dessen Familie freundlich ein, und da für Herder's Gattin und das jüngste Kind eine Erholung auf der langen Reise in einer Miethshütte sehr erwünscht war, so sagte Herder gern zu. Der Aufenthalt in Halberstadt, wo Gleim als Kanonikus mit seiner Nichte in behaglichen Verhältnissen lebte, war für beide Theile erfrischend und erfreulich; dann wurde die Reise weiter fortgesetzt. Der Fuhrmann war des Weges nicht ganz kundig, er verirrete sich mehrmals, aber man gelangte doch am 2. Oktober 1776 Abends gegen neun Uhr wohlbehalten in Weimar an. Herder's Schwager, Sigmund Flachsland, befand sich schon daselbst, er hatte von Herder's vorausgegangenen Sachen das Nöthigste bereits ausgespackt lassen, so daß

die Familie sogleich im eigenen Hause übernachten konnte. Der Nachtwächter sang zum Willkommen das schöne Lied: „Eins ist Noth!“

Am folgenden Tage machte Herder seine ersten Besuche bei dem Herzoge, der Herzogin, die ihm besonders gut gefiel, und der verwittweten Herzogin Amalia. Die Minister empfingen den neuen Generalsuperintendenten höflich und mit Achtung, die Geistlichkeit zeigte sich unterwürfig, was auf Herder einen sehr wenig angenehmen Eindruck machte. Auch Wieland wurde gleich am ersten Tage besucht, und zeigte sich sogleich in seiner ganzen Liebenswürdigkeit. Götthe kam am zweiten Abend vom Lande und der Lerchenjagd zurück, er empfing den Freund mit großer Herzlichkeit*).

Die Einwohner von Weimar waren sehr gespannt; man hatte ihnen wundersame Dinge von Herder erzählt, und bestimmt behauptet, er könne nicht predigen. Als Herder am 20. Oktober seine Antrittspredigt hielt, war alles voll Erwartung. Herder predigte, wie immer, einfach und schlicht, er verschmähte allen rhetorischen Prunk auf der Kanzel grundsätzlich, doch die Fülle und Klarheit seiner Gedanken, der Ernst und die innige Ueberzeugung seiner Worte that auch hier eine durchgreifende Wirkung; die wenigen Stunden genügten, um ihm die Achtung aller zu verschaffen. Am 13. Januar 1777 konnte Herder an Hartknoch erfreuliche Nachrichten melden; er schrieb: „Ich bin hier allgemein geliebt und geehrt bei Hofe, Volk und Großen, der Beifall geht bis ins Ueberspannte, Ungemessene. Was Du von den Vorstellungen der Geistlichkeit schreibst, ist nur halb wahr. Vorstellungen sind nie gewesen, aber dummes Geträtsch unter dem Pöbel, und das bloß durch mein Hinstellen „da bin ich“ vernichtet und in Dreck getreten ist. Nun blühen sie sich alle zur Erde. Glaube solchem Geschwätz nicht, lieber Hartknoch, oder wenigstens schreibe mir's nicht. Sie schwätzen jetzt genug von mir, von meinem Predigen in Stiefel und Sporn, in gallonirten Kleidern u. s. w.**). Wer Teufel wird da nur eine Feder ansehen, es zu schreiben und zu widerlegen. Ich lebe im Strudel meiner Geschäfte einsamer und zurückgezogener, als ich in Bückeburg nur gelebt habe, stehe in Dr. Luther's Priesterrock und Chorhemde, wie die anderen stehen.“

Schon ehe Herder sein Amt antrat, hatte er eine unangenehme Sache zurückzuweisen. Als er nämlich am 15. Oktober 1776 im Oberkonsistorium den Dienst eid geleistet, las ihm der Präsident ein Reskript vor, nach welchem es den Mitgliedern der Hofgemeinde, die meist aus vornehmen Leuten bestand und deren eigentlicher Prediger Herder war, gestattet sein sollte, ihren Beichtvater zu wählen wo sie wollten. Herder sah darin eine Verletzung der ihm schuldigen Achtung und auch eine Rechtswidrigkeit, er gab diese Meinung sofort vor dem versammelten Kollegium kund, und erklärte mit Bestimmtheit, daß er, wenn dieses Reskript nicht zurückgenommen würde, sein Amt nicht antreten werde. Dem Herzoge theilte er seine Ansicht schriftlich mit; das Reskript wurde denn auch einige Tage nachher widerrufen. Dieser kleine Vorfall war bedeutungsvoll, er zeigte abermals, daß für Herder die amtliche Stellung in Weimar ebenso viel Schwierigkeiten mit sich führen würde, als in Bückeburg. Herder verstand es nicht, seine Zwecke anders

*) Von und an Herder, Briefe. Von Dünker und F. G. von Herder. Leipzig 1861. Zweiter Band, Seite 79.

***) Man erzählte sich sogar, Herder reite nach jeder Predigt dreimal um die Kirche und dann unter Peitschengelmaß zum Thore hinaus.

als auf dem geraden Wege zu erreichen, er gab seine Meinung stets ohne alle Zurückhaltung und meist in starken oft heftigen Ausdrücken, und sein ganzer Zorn entbrannte, wenn er sah, daß man seinem Amte zu nahe trat; die Klugheit der Schlangen war ihm unbekannt, er wollte nichts davon wissen, daß man um der guten Sache willen zuweilen auch wohl einen Umweg, wenn er nur sicher zum Ziele führe, sich nicht verbrießen lassen solle. Dazu kam die persönliche Gereiztheit, von der Herder selber viel zu leiden hatte; eine gewisse Empfindsamkeit und Reizbarkeit verließ ihn selbst in den heitersten Stunden nicht. Dieses Uebel lag, wie schon Göthe bemerkte, als ein krankhafter Stoff in Herder's Natur, er konnte nicht dagegen ankämpfen, es führte schließlich ja auch seinen frühen Tod herbei. Während seines Lebens nahmen die Personen, mit welchen Herder in die nächste Berührung kam, aber nur in den seltensten Fällen die Rücksicht, welche man seiner reizbaren Natur wohl schuldig gewesen wäre, man beurtheilte ihn lieblos und ungerecht, und bemühte sich, die schroffsten Seiten gegen ihn hervorzukehren. Es ist leider nur allzuwahr, wenn Karoline Herder sagt, daß nur sehr wenige ihren Gatten recht gekannt hätten.

In Anbetracht dieser Umstände war auch fast kein Ort ungünstiger für Herder, als gerade Weimar; es kam Lessing's Ausspruch zur Geltung, daß große Männer, einander zu nahe gepflanzt, sich gegenseitig die Aeste zerbrechen. Für Herder wäre es in sehr vielen Beziehungen besser gewesen, wenn er dem Rufe nach Göttingen, der zweimal an ihn erging, Folge geleistet hätte. Nur ein kleiner Kreis treuer Freunde scharte sich in Weimar um ihn; nur wenige Menschen sind scharfsichtig und selbstlos genug, um des edlen Kernes willen eine bittere Schale vergessen zu können. Von denen, welchen Herder in Weimar nahe stand, spricht Herder's Gattin in den oft erwähnten Erinnerungen. Sie sagt darin:

„Wieland's zarte gutmüthige Seele schloß sich an Herder an, er ehrte und liebte ihn hoch, und unsere Familien verbanden sich immer herzlicher. Wenn auch in Wieland's und Herder's Freundschaft zuweilen Mißverständnisse und Mißflänge kamen, so lösten sie sich doch immer wieder. Sie achteten und ehrten jeder des andern eigenthümlichen Genius und Werth ohne Reid, obwohl sie über viele Dinge sehr verschieden dachten, und eigentlich doch nie innig sympathisirten. Wieland erzeigte bei vielen Anlässen, wo wir seine Freundschaft ansprachen, thätige Dienste, unter andern durch Darlehen, denn die Einrichtung an diesem neuen Ort, ohne eigenes Vermögen, erschwerte uns die ersten Jahre recht peinlich.“

Wieland sagte, nachdem er Herder kennen gelernt hatte, es schon voraus, daß Weimar für ihn kein passender Ort sein würde. „Meine Seele,“ sagt er, „ist voll von dem herrlichen Manne, aber er ist mir zu groß, zu herrlich, ich kann nicht von ihm reden. Und gerade dies, daß sein Geist zu groß ist, ist hier in Weimar eine Art von Unglück für ihn. Außer Göthe, der aber gerade am wenigsten mit ihm leben kann, weil er für den Herzog und seine leidige Ministerschaft leben muß, außer Göthe, wer ist hier ein Mann für Herder? Wer kann nur mit ihm gehen, geschweige an Geist mit ihm ringen, ihn im Athem erhalten? Ich selbst fühle, wie wenig ich ihm sein kann. Fühlen, einsehen, durchschauen, was er ist, und ihn lieben, mehr als ihn noch ein Sterblicher geliebt hat, das kann ich, aber wie unzulänglich ist das für einen so tiefdenkenden, allumfassenden, mächt-

tigen Genius? Bei alledem ist jetzt mein Haus eine Art Ressource für ihn und den Engel sein Weib. Alles was in meiner Familie athmet, ist von Herder und Herderin eingenommen. Die Bewohner von Weimar waren gegen ihn präoccupirt. Trotzdem hat er gleich durch seine erste Predigt großen Eindruck gemacht, und alle Herzen gewonnen: Er predigte wie noch niemand gepredigt hat, so wahr, so simpel, so sachlich, und doch alles so tief gedacht, so rein gefühlt, so schwer an Inhalt.“ — Das freundliche Verhältniß zwischen beiden großen Männern blieb in der That bestehen, bis der Tod es löste. Von Herder erhielt Wieland später viele Aufsätze für seinen Merkur.

Unter den Amtsgenossen schlossen der damalige Stiftsprediger Weber und der nachherige Konsistorialrath Günther sich an Herder an, während der größere Theil der Geistlichkeit ihm widerstrebte, und zwar aus mancherlei Gründen. Herder's Stelle war fünf Jahre lang unbesetzt gewesen, die Geschäfte der so wichtigen Generalsuperintendentur hatten andere Geistliche an sich gezogen, und Herder hatte die mißliche Aufgabe, Rechte und Einkünfte, in deren Besitz andere sich freuten, nun für sich zu reklamiren. Bei diesen Reklamationen war er gewöhnlich nur auf sich selbst angewiesen, denn im Konsistorium saßen außer Herder noch sechs Räthe, welche dem alten formenreichen Schlandrian anhängen und einer gewissen starren Orthodoxie huldigten; sie alle hielten den neuen Kollegen für einen Freigeist, und glaubten sich deshalb verpflichtet, seinen Meinungen Mißtrauen und seinen Vorschlägen Widerstand entgegen zu setzen; bei jeder wichtigen Sache einigten sich diese sechs Stimmen schon voraus, und Herder's Kampf gegen diese unbewegliche Falanz war so erfolglos, daß er in einer bittern Stunde einmal folgendes Epigramm niederschrieb:

An das Kreuzifix im Konsistorium.

O du Heiliger, bleib dir immer dein trauriges Schicksal,
Zwischen Schächer gehängt sterbend am Kreuze zu sein?
Und zu deinen Füßen erscheint das Wort des Propheten
Von der Doh'n und Farr'n feisten geselligen Schaar.
Heiliger! blick auf mich, und sprich auch mir in die Seele:
Vater, vergib! Denn die wissen ja nie was sie thun.

Dieser sinnlose, unzurechnungsfähige Widerstand war für Herder's Seele ein bitteres Gift, denn abwartende Geduld kannte er, der seine großen Pläne gern unverzüglich ins Leben gerufen hätte, bei seinem Feuereifer nur sehr wenig. Die besseren und einsichtigen Naturen in der Stadt wurden durch seine geistvollen Reden verhältnißmäßig in kurzer Zeit auf alte Schäden und auf den Weg, sie zu beseitigen und gesunde Einrichtungen, klare Gedanken dafür an die Stelle zu setzen, aufmerksam gemacht; doch selbst wenn Herder alle Sympathie des Hofes und des Publikums besaß, so war das noch nicht der allergeringste Grund für die Herren Konfratres, das tief ausgetretene Geleis, in dem sich's so leicht und so behaglich trachte, zu verlassen. Für Herder's reizbare Natur lag dann aber wieder die Gefahr nahe, durch seine scharfen, tief eindringenden Worte den Widerstand noch mehr aufzustacheln. So wurden die Geisteskräfte eines der größten Männer,

die Deutschland gehabt, durch solche Abberiten in schmählicher Verschwendung wirkungslos gemacht, und das persönliche Glück eines edlen Herzens und einer ganzen Familie aufgeopfert, weil verrottete Einrichtungen und tiefeingerosfete Vorurtheile im Wege standen. Im schwarzen, trägen Moor verschwindet ja selbst der Strahl der Sonne, und es dauert lange, ehe ihr belebender Schein sich auf lebendigen grünnenden Palmen widerspiegelt, denn die dunkle Tiefe setzt dem eindringenden Lichte nicht allein einen zähen, geschlossenen Widerstand entgegen, sondern sie feindet mit tödtlichem Haß auch alles an, was sich über sie erheben will.

Herder's Amtsgeschäfte waren zweifacher Natur. Als Oberhofsprediger hatte er alle geistlichen Geschäfte in seiner Gemeinde, deren Mitglieder als „der ersten Klasse“ zugehörig rubrizirt waren, zu besorgen, er hatte zu predigen, zu taufen, zu konfirmiren, zu trauen, Leichenreden zu halten. Als Generalsuperintendent fielen ihm die Einführungen der Geistlichen, die Prüfungen der Kandidaten, die Revisionen einer beträchtlichen Anzahl von Kirchenrechnungen und die Aufsicht über die Anlage der den geistlichen Instituten zugehörigen Mittel zu, auch hatte er die Aufsicht über sämmtliche Schulen der Städte und des Landes. Zu diesen Geschäften fehlten ihm vielfach die Vorkenntnisse, doch erwarb er sich bei seinem rastlosen Eifer und seinem schnellen Blick in kurzer Zeit hinreichende Kenntniß der ländlichen Verhältnisse, der Rentabilität der Grundstücke und ähnlicher Dinge. Besonders die Landgeistlichen, von denen mancher schüchterne gute Pastor durch Verwaltungsbeamte ungebührlich beschnitten wurde, erkannten sehr bald die Früchte von Herder's Thätigkeit. Denn die strenge Gerechtigkeit war, selbst nach dem Zeugnisse seiner Feinde, das erste, was er zu erreichen suchte.

Da Herder bis zu seinem Lebensende in Weimar blieb, und sein Leben bis dahin in einem meist sehr einförmigen Geleise verlief, so wird es von Interesse sein, jetzt die Art und Weise, wie Herder von seinem Amte dachte, und wie er dasselbe führte, kennen zu lernen. Denn seine Amtsgeschäfte waren für Herder stets das Wichtigste, ihnen räumte er die besten Stunden ein und widmete ihnen vorzugsweise seine Kräfte. Manches Jahr seines Lebens hat der große Mann damit zugebracht, mit peinlicher Sorgfalt Kirchenrechnungen nachzusehen, Zirkulare zu schreiben und Gutachten abzugeben, zu welchen Geschäften noch nicht der zehnte Theil eines Geistes wie des Herder'schen erforderlich war.

In Zuständen, durch welche seit langer Zeit kein frischer Lebenshauch zog, pflegt stets eine gewisse Gesetzmäßigkeit zu herrschen, niemand weiß genau, was er zu thun hat, und wie er es zu thun hat, und die Folge davon ist einerseits eine unausbleibliche Nachlässigkeit und Verschleppung der Geschäfte, andererseits eine stets bereite Gelegenheit für die Vorgesetzten, die Untergebenen zu schikaniren. Herder erfuhr beides in reichlichem Maaße, es hatte für seine vorgelegten Behörden in Weimar zu viel Unbequemes, dem kühnen, energischen Fluge seines feurigen Geistes sich nachzuarbeiten. Die beiden Gesangbücher, welche in Weimar beim Gottesdienste gebraucht wurden, mußten neu aufgelegt werden. Herder machte den Vorschlag, statt dieser beiden ein neues zeitgemäßes einzuführen, dessen Lieder nicht allein von frommer Einfalt, sondern auch von kunstverständigem Sinn ausgewählt werden möchten. Aber sein Vorschlag drang nicht durch, erst im Jahre 1795 kam das neue Gesangbuch zu Stande; es war nach demselben Plane einge-

richtet, den Herder schon zwanzig Jahre früher aufstellte. Doch auch jetzt nahm die Jena'sche Diözese das neue Gesangbuch nicht an, der Superintendent derselben wußte die Einführung desselben zu hintertreiben, bis Herder todt war. Da man ihn durch die Verweigerung seiner Arbeit nun nicht mehr kränken konnte, so führte man das Gesangbuch ein.

Kurze Zeit, nachdem Herder sein Amt übernommen, wünschte der Herzog seine Ansichten über eine Umgestaltung der alten, geistlosen Formen des Gottesdienstes zu vernehmen; besonders wenig zweckentsprechend war die Liturgie, welche lang war, und, wie an vielen Orten auch heute noch, aus einer Reihe feststehender Fragen und Antworten bestand, deren Abbeten schließlich völlig mechanisch wurde. Herder machte weitgehende Vorschläge, von denen im Laufe der Zeit nur wenige Einzelheiten zur Ausführung kamen; auch hier widerstrebten ihm solche Geister, deren Lebenszweck nicht Förderung der guten Sache, sondern des eigenen Vortheils war. Herder wünschte dem Gottesdienste mehr selbstbewußte Innerlichkeit und Innigkeit zu geben. Viel hoffte er von der wieder eingeführten Kirchenmusik. Händel's Messias, dessen Text Herder ins Deutsche übertragen hatte, brachte großartige Wirkung hervor; Herder selbst dichtete mehrere Kantaten, welche nur zum Theil komponirt und aufgeführt wurden. Für ihn selber war eine schöne Kirchenmusik ein hoher Genuß. Wenn man bedenkt, daß bei der überwiegenden großen Anzahl der Menschen die Andacht weit mehr im Gefühl als im Bewußtsein liegt, und wenn man die Wirkung ansieht, welche gute edle Musik auf jedes Gemüth zu machen fähig ist, so wird man in Herder's Wunsch, die Kirchenmusik in passender Weise auch in den evangelischen Gottesdienst wieder eingeführt zu sehen, einstimmen müssen. Herder's Bemühungen scheiterten an dem Unverstande der bestimmenden Personen. Dreimal während seines Aufenthaltes in Weimar war daselbst die Kantorstelle erledigt worden; es meldeten sich jedesmal künstlerisch gebildete Männer neben unbefähigten, aber wenn Herder, der als Generalsuperintendent sein *voluntarium informativum* zu geben hatte, aus der Reihe der erstgenannten einen Kantor vorschlug, so wurde sein Kandidat stets verworfen. Die Wählenden thaten das grundsätzlich, damit, wie sie sagten, die Freiheit ihrer Wahl nicht beschränkt würde! — Den Singchor des Gymnasiums, welchen Herder zu kirchlichen Zwecken verwenden wollte, nahm Götze ihm fort, um ihn bei den Opern mitwirken zu lassen.

Genehmigt und eingeführt wurden Herder's Vorschläge in Betreff der beiden Bußtage, welche alljährlich in Weimar gehalten wurden. Der Generalsuperintendent schrieb dazu die Texte der Predigten vor, bestimmte die Lieder, welche gesungen werden sollten, und gab eine kurze religiöse Einführung, Bußtagszettel genannt, welche vor der Predigt verlesen wurde. Unter den dreiundfunfzig Zetteln, welche Herder schrieb, finden sich viele von tiefem Inhalt und schöner Form, in denen Herder's großer und guter Geist aus jeder Zeile spricht. Drei derselben mögen hier stehen.

Zum Bußtage am 5. Dezember 1783.

Jedes abschließende Jahr erinnert uns an die Kürze und Hinsälligkeit des menschlichen Lebens. Wie dieses, so werden sie alle dahin sein; Stunden, Tage

und Jahre, sie gehen mit leisem Schritt vorüber und sind dem Zurückdenkenden ein verworrener Traum.

Die ganze äußere Gestalt unserer Thaten und Leiden hat dasselbe Schicksal. Wie ein Tag den andern, so vertreibt, so zerstört ein Zustand, ein Menschenleben das andere. Nichtigkeit ist die Summe aller zeitlichen Unternehmungen und Zwecke; „auch ich bin hier gewesen!“ ist die Grabinschrift jedes einzelnen Menschen, sowie die Grabinschrift aller vergangenen Könige und Veränderungen der Welt.

Da also nichts Irdisches unser letzter Zweck sein kann, so muß derselbe jenseit der Sichtbarkeit in dem Reiche Gottes liegen, wo alles Wahrheit und Dauer, wo nichts Trug und Unbestand ist. Und dieses Reich Gottes ist inwendig in uns. Es besteht in dem guten Gewissen unserer Thaten, in dem Glauben an Gott, den ewigen Regierer der Welt, und in der freudigen Hinsicht auf das unsichtbare, feste und unvergängliche Gut, das behalten wird im Himmel. Wenn alle Schattengestalten dieser Zeitlichkeit dem Auge des Sterbenden schwinden, nehmen wir unser Gewissen mit uns, unsere unsterbliche Seele tritt mit dem Bewußtsein und der Summe aller ihrer Thaten in die Welt von Wahrheit, wo alles Verborgene ans Licht kommt, und in dieser ist Gott der Richter. Wohl dem, der freudig vor ihm erscheint!

Text der Predigt: 2 Kor. 5, 10. (Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfangen, nachdem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei gut oder böse.)

Zum Bußtage am 3. April 1801.

Die schönsten Worte werden oft am schändlichsten gemißbraucht. So beklagt es schon Luther selbst, daß der Grundsatz des Glaubens an Christum auf seinen Tod und auf sein Verdienst mißverstanden und falsch angewendet werde. Darum kann keiner, sagt er, wenn er nicht wohl zuvor gelbt und versucht ist, vom Glauben recht lehren, und die Gerechtigkeit der Werke tadeln und verwerfen. Niemand weiß, wie groß es ist, Gott allein trauen, als wer es anfängt und mit Werken versucht. Es ist kein höher Ding auf Erden zu wissen, als Glauben und Liebe, also daß ich auch nichts anderes zu predigen weiß.

Es ist unmöglich, Werke vom Glauben scheiden, ja so unmöglich als Brennen und Leuchten vom Feuer mag geschieden werden. Glauben feiert nicht. Lasset euren Glauben hervorbrechen vor den Leuten, daß er diensthaftig, schäftig, kräftig und thätig sei, viel gute Werke thue, nicht faul und unfruchtbar bleibe. Ihr habt ein gut Erbe und guten Acker, sehet aber zu, daß ihr nicht lasset Disteln und Unkraut darauf wachsen.

Der Glaube muß sich so beweisen, daß, wenn es zum Trefsen kommt da er muß den Kopf herhalten, oder der Tod herkommt, daß du könnenst einen Trost haben, und bestehen. Denn da wird's gewißlich nicht lügen noch trügen, sondern euer da sein, der dir wird zusprechen, deinen Glauben auf die Probe legen und versuchen, ob er rechtschaffen sei. Da wird denn der lebige hohle Glaube nicht gelten, denn es wird sich finden, daß er nichts gethan, noch die Liebe beweiset, sondern ist neidisch, häßig, stolz, geizig gewesen, und hat nur den Namen geführt. Das wird alles hervor müssen, und sich nichts verbergen lassen.

Der Glaube fragt nicht, ob gute Werke zu thun sein, sondern ehe man fragt, hat er sie gethan, und ist immer im Thun. Der Glaube ist nicht ein müßiger, fauler Gedanke, sondern eine lebendige, thätige Kunst; nicht ein stillliegend und feiernd Ding, sondern ein lebendig unruhig Ding, geht entweder hinter sich oder vor sich, lebt und schwebt. Und wenn das nicht geschieht, so ist es kein Glaube, sondern ein todtter Wahn im Herzen von Gott.

Der Glaube ist Regel, Maß und Meister der Liebe, Oberherr über alle Gaben, die wir haben. Der Glaube ist der Baum; die Werke das Land, die Früchte. Den Glauben muß ich hinein und hinauf zu Gott bringen, die Werke heraus und hernieder zu dem Nächsten. Der Glaube nimmt von Gott, die Liebe gibt dem Nächsten. Der Glaube bringt und gibt dir Kristum zu eigen mit allen seinen Gütern; die Liebe gibt dich deinem Nächsten mit allen deinen Gütern. Der Glaube empfängt gute Werke Kristi; die Liebe thut gute Werke dem Nächsten. Der Glaube führt den Menschen von den Leuten hinein zu Gott, die Liebe führt ihn heraus zu den Leuten. Also treibt der Glaube die Liebe, und die Liebe mehrt den Glauben. Durch ihn, der uns zu Erben macht aller göttlichen Güter, sind wir Gottes Kinder, aber Götter sind wir durch die Liebe.

Text der Predigt: Hebr. 10, 16 bis 24.

Zum Bußtage am 18. April 1803.

Das Bekenntniß Jesu vor seinem Richter: „Ich bin dazu geboren und in die Welt kommen, daß ich die Wahrheit zeuge; wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme,“ das Paulus ein gut Bekenntniß nennt, drückt das Siegel wie auf das Leben und den Charakter Kristi überhaupt, so besonders auf sein Betragen beim Ausgange seines Lebens. Dort gab es ihm Freudigkeit zu leben und zu handeln, hier erhob es ihn über Schmerz und Schmach zu jener heitern Gemüthsruhe, die vor sich ein Paradies, eine ausgestreute Saat des Guten hinter sich sah.

Das Gefühl, daß man seinem Beruf, wozu man geboren und in die Welt gekommen ist, rechtschaffen nachlebt, und dabei das Zutrauen auf eine heilige, in den Herzen aller Rechtschaffenen widerwärtende Wahrheit: sie geben eine Gesinnung, sehr verschieden von der, die sich wendet und hinausgeht mit der Frage: „Was ist Wahrheit?“ Wem nämlich Wahrheit und Liebe gleichgültig sind, wer beide von einander zu unterscheiden entweder nicht Lust oder nicht Kraft genug hat, mithin einer innigen Ueberzeugung und Wahrhaftigkeit nicht fähig, oder, wie Kristus spricht, nicht aus der Wahrheit ist; wo anders als in unseligen Gegenden des Irrthums und des Zweifels, der Ungewißheit und Scheinwahrheit, der Lüge und Hablüge, endlich wohl gar des schändlichen Betrugs, mit dem man Gott, sich selbst und andere zu hintergehen gedenkt, kann er zurückbleiben? Welche Beruhigung und Sicherheit im Leben und im Tode kann eine Gemüthsart haben, die wie ein unruhig Meer, von stürmenden Winden bewegt, jedem, der sich ihr anvertraut, treulos einerschwanzt und spricht: Was ist Wahrheit?

Dagegen wer aus der Wahrheit ist, hat einen Felsengrund in sich, und kennt in anderen die Stimme der Wahrheit. Von sicheren Grundsätzen geführt, treu der Ueberzeugung, nach welcher er handelt, ist ihm die kleinste Unredlichkeit seines Charakters um so mehr zuwider, als er auf den leichesten Vorwurf hierüber

merkt, und desto mehr sich am Sonnenlichte der ganzen Hebllichkeit freut. Einverstanden mit allen reinen Seelen, ja mit Gott und der ganzen Natur (denn sie sind Wahrheit), fühlt er schon lebend den hohen Einklang, der nach aufgelösten Zweifeln und Irrungen dort unser Himmel sein wird.

— In seinem Streben, Mißbräuche abzuschaffen und gute Einrichtungen an deren Stelle zu setzen, griff Herder kein Ding schärfer an, als die Dispensationen für die Kirchenbußen, welche im Weimarischen damals noch gebräuchlich waren. Das Gutachten, welches Herder über diese Sache gab, ist ein schönes Zeugniß für seinen Charakter, der selbst dem Fürsten gegenüber das Recht der Wahrheit zu vertreten und zu verfechten niemals Bedenken trug. Zugleich gibt dieses Gutachten Aufschluß über den damaligen Stand der kirchlichen Dinge in Weimar, und liefert den Beweis, daß ein Mann wie Herder in solchen Verhältnissen sein Amt nie mit Freudigkeit versehen konnte. Das Gutachten ist aus den siebziger Jahren und lautet wie folgt:

Kirchenbuße und Kirchenzensur im reinen biblischen und apostolischen Sinne genommen, da öffentliche Aergernisse von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen sind, und wiederkehrende reuige Sünder in solche wiederum aufgenommen werden, kann meines Bedünkens wohl weder abgeschafft, noch in etwas anderes, als sie sein soll, verwandelt werden, so lange die Bibel da ist, und wir im dritten Artikel eine Gemeinde der Heiligen, in der Vergebung der Sünden stattfindet, glauben oder glauben scheinen. Kann kein Institut, keine Gesellschaft und keine Gemeinheit zu Einem Zwecke ohne Gesetze aus ihrem Wesen genommen und in Ausübung gebracht, d. h. ohne Disziplin bestehen, wie viel weniger eine Gemeinde, bei der probitas morum das Kennzeichen des Glaubens sein soll. Kirchenzucht ist vom Begriff der Kirche unabtrennbar, in diesem liegen die Gesetze zu jener; sie kann also auch keinem fremden Gericht überlassen, weder in Staupenschlag noch Geldbuße verwandelt werden, denn sie ist Wort Gottes, praktische Ordnung des Heils in Ansehung öffentlich gefallener Sünder, Wohlthat zur Wiederaufnahme derselben in eine Gemeinde, die rein und selig sein soll.

Solche Kirchenzensur ist nun zwar in der Kirchenordnung unseres Landes anerkannt und in Formulare der Wiederausöhnung gefaßt worden, die ich nicht milder und väterlicher und wesentlich treffender zu machen wüßte, sie ist aber schon längst in ihrem Wesen und Inbegriff aufgehoben, vernichtet und so verunstaltet worden, daß ich mich wundere, wie wir glauben, daß wir noch Kirchenzensur im reinen, unparteiisch zweckmäßigen und allgemeinen Sinne der Apostel haben. Eine elende Trümmer haben wir von ihr, die selbst mehr Aergerniß ist, als das Aergerniß, das sie gut machen soll; im übrigen sind statt ihrer Standale eingeführt, die weder Gottes Wort, noch der kleinste Begriff von Kirche oder Kirchengemeinschaft duldet. Ich erbitte mir (vor wessen Auge auch dies leidige Verbum kommen müge) Freiheit aus zu sagen, was da ist und wie ich's sehe; denn über Kirchenbuße votiren, daß alles bleibe wie es ist, d. h. um den Drei ewig herumgehen, und so er heiß ist, ihn ja nicht berühren, macht nicht satt und bringt nicht weiter.

Man wirft der Ausöhnung mit der Kirche so viel schreckliche Eindrücke, schändliche Folgen u. dgl. vor, die gar nicht, weder in ihrem Begriff, noch in

ihrer Handlung liegen. Was diese Eindrücke und Folgen gemacht hat, ist gerade das, was man statt der abgeschafften Kirchenbuße zu setzen beliebte, unbefugte, sündliche, schädliche und schändliche Dispensazionen. Ich nenne sie hart, ich weiß aber, daß für jeden der Sachkundigen ich sie noch viel zu linde genannt habe. Soll jedes gegebene Aergerniß der Kirche Christi unfähig und unwerth sein, was soll man dann von Aergernissen sagen, die alle Mittel aufheben und wenigstens der Kirche sie rauben, sich von ihnen frei zu erhalten? Die die Grundfeste dessen, was kirchliche Gemeinde sein soll, so ipso damit vernichten und aufheben? Wenn dies nicht Aergerniß aller Aergernisse ist, so weiß ich nicht, für welches man Kirchenbuße zu thun habe. Und dies ist offenbar alle Dispensazion der Kirchenbuße a. für Geld, b. einzelner Stände, c. einzelner Sattungen von Aergernissen und Sünden. Wo diese sind und ungeschämt im Schwange gehen, da ist weder Kirchenzucht noch Kirchenbuße mehr im Sinne der Apostel: denn beide Wörter sind allgemeine Begriffe, die ja nicht statthaben können, wenn sie nicht unparteiisch und allgemein in jedem einzelnen Falle existiren und gelübt werden.

a. Dispensazionen für Geld. Mit dem ersten Exempel, da man, statt sich mit der Kirche zu versöhnen, sich mit fürstlicher Kammer absand, war die Kirchenbuße und Kirchenzucht im Nothe. Denn wer that jetzt Kirchenbuße, d. h. wer versöhnte sich mit der Kirche? Der Thaler, der gegeben ward? Oder die fürstliche Kammer, die ihn nahm? Oder das fürstliche Konfistorium, das in des Fürsten Namen (denn in Gottes Namen konnte wahrlich nicht dispensirt werden) dispensirte? Also ward in des Fürsten Seele, in sein Gewissen dispensirt, und soll er sich mit der Kirche im Namen aller derer auslöshen, die er dispensirt? Gewiß, wenn das nicht Hohnsprechung dessen ist, was Kirche und Versöhnung mit ihr sein soll, was wäre es denn? Wenn der Apostel jenen Blutschänder aus der Gemeinde stieß, und dieser ihm mit einem Dispensazionsquanto entgegen getreten wäre, würde er ihm gelinder geantwortet haben, als dort Petrus dem Simon antwortete *)? Was war denn Tegel anders, als ein Dispensator im Namen des Bischofs aller Bischöfe? Und was sagte Luther zu dieser heiligen privilegierten Handlung? Und wir orthodoxe Lutheraner sitzen in einer geistlichen Bollbude, wo Session für Session dispensirt wird! Warum? Unter dem Namen des Fürsten ist die Taxe gnädigst verordnet. —

b. Mit den Dispensazionen einzelner Stände ist's eben also. In der Kriegsgemeinde ist kein Stand; Soldat, Hofdiener, Fürst und Minister sind Christen. Wer thut nun Kirchenbuße, wenn der Soldat Spießgruthen läuft? Oder wie geschieht die Wiederveröhnung? Durch den, der da haut oder die Ruthe schneidet?

c. Mit den Dispensazionen einzelner Sünden sans rime et sans raison hört endlich alle mein Sinn über diese Sache gar auf. Da steht eine arme Weibsperson, die vielleicht der Augenblick berückt hat, die durch ihren kurzen Fehltritt Glück, Ehre, Gut, vielleicht auf zeitlebens eingebüßt hat: sie kniet weinend nieder, und wird ein Schauspiel des Diebes, des kalten Frevlers und Bösewichts, der bei ihr steht, und keine Kirchenbuße thun darf und thun soll, weil ein juristisches

*) Apostelgesch. 8, 20: Petrus aber sprach zu ihm: Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde, daß du meinst, Gottes Gabe werde durch Geld erlangt.

Drakel etwa den Diebstahl für keine Sünde erkannte, und Diebe und Räuber also, trotz Bibel und Kirchenordnung, sich nicht mit der Kirche versöhnen dürfen. — Meinem Bedünken nach bleibt bei solchem Zustande der Kirchenzucht und Kirchenbuße nichts übrig, als daß künftig alle ehrlichen Leute Kirchenbuße darüber thun müssen, daß sie keine Diebe und Schelme geworden.

Kann man bei solchem äußerst verdorbenen Zustande nun sagen, daß man Kirchenzucht, Kirchenzensur im Sinne Kristi, der Apostel, Luther's, unserer Kirchenordnung habe? Ist nicht, wenn unter hundert Sündern jetzt zwei etwa, und eben die mittheilenswürdigsten oder frechsten, schamlosesten, und zwar arme Weibspersonen allein Kirchenbuße thun müssen, diese Handlung in solcher Einschränkung selbst Aergerniß und Gräuelt? Als Pfarrer soll ich die arme Kiende mit großem Pomp fragen: „Glaubst Du wahrhaftig, daß ich als ein ordentlicher Pfarrer dieses Ortes von Gottes wegen Macht und Gewalt habe, Dir diese öffentliche Sünde zu vergeben?“ Und sie kann mich fragen: „Glaubst Du aber auch, daß Du als ein ordentlicher Pfarrer dieses Ortes von Gottes wegen nicht Macht und Gewalt hast, meiner Nachbarin, die die Ehe gebrochen, meinem Nachbar, dem Hofdiener, dem Solbaten, dem Diebe, dem Verächter der Sacramente, Sünde zu vergeben oder zu behalten? Er braucht das nicht, denn er hat Dispensazion, und ich brauchte es auch nicht, Dir das zu glauben, wenn ich nur zwei Thaler pro dispensatione hätte.“ — Wahrlich so bin ich als ordentlicher Pfarrer dieses Ortes mit meiner Macht und Gewalt von Gottes wegen in sehr mißlichen Umständen, muß Müden seigen und Kamele verschlucken und soll glauben und wähen, ich habe apostolische Kirchenzensur exercirt!! —

Mich dünkt also, es könne von keiner Milderrung und Sittlichmachung der Kirchenzucht geredet werden, wenn nicht vor allen Dingen folgende Unstittlichkeiten abgestellt werden, die eine geistliche Wohlthat zur weltlichen Strafe, eine Wieder-versöhnung zu einer dispensablen Schande und zu einem mit Geld wegzukaufenden Staupenschlage gemacht haben, nämlich alle Dispensazionen 1. um Geld, denn Geld schafft keine Vergebung; 2. einzelner Stände, in der Kirche sind alle nur Kriften; 3. einzelner Sünden, denn kein Fürst kann Sünden ausnehmen und privilegiren.

Sodann ist natürlich die glimpflichste, stilleste, zweckmäßigste Art die beste. Ohne Beschimpfung und Armsünderbänkchen (denn der Sinn des Volkes ist einmal durch die Dispensazion als von einer schimpflichen Sache verrückt worden und kann durch keine Berechtiamkeit zurückgebracht werden), in der Stille, mit Berennung und Liebe, in Gegenwart etwa des Pfarrers, des Beichtwaters, oder wie man wolle, wenn nur das Wesentliche der Sache auf eine reine, unauslöfliche und bei allen gleichförmige Weise da ist, und keine Dispensazionen ausgestellt werden. —

In diesem Gutachten ist ganz der feurige, streitbare Ton, wie in der Schrift über den Kandidaten in Bückeburg; Herder greift alles an, was sich den Zwecken, die er einmal für unablässig erkannt hat, entgegenstellt, und selbst den Fürsten und seine persönlichen Interessen schiebt er unbedenklich bei Seite, wenn die Sache der Wahrheit es erfordert, und nicht einmal so viel hält Herder dem Landesfürsten zu gut, daß er von ihm in weniger bezeichnenden Ausdrücken, in sanfterer, vorsichtigerer Weise redete, als von anderen Personen; wo die Wahrheit und

das Recht in Gefahr ist, da geht Herder unverzagt in die Höhle des Löwen und setzt furchtlos seine Existenz aufs Spiel, um die heiligsten Interessen der Menschheit zu retten. Wie groß und herrlich ist dieser Charakter! Und wie sehr hat man ihn verkannt, wenn man seinen glühenden Eifer für die gute Sache als Streitlust und Unverträglichkeit bezeichnete!

In seinem Bestreben, die Geistlichen möglichst alle zu brauchbaren Arbeitern im Weinberge des Herrn zu machen, ging Herder darauf aus, die Geistlichen so auszurüsten, daß sie geeignet wären, ihren Gemeinden auch in der That von wesentlichem Nutzen in den verschiedensten Verhältnissen zu sein. Zu diesem Behuf wollte er gern ein Predigerseminar gründen, welches jedoch nicht eine geistliche Dressur- und Poliranstalt zu Nutz und Frommen gewisser Sekten sein sollte, sondern er wollte in dieser Anstalt junge Theologen besonders für ihren praktischen Beruf ausbilden, und dadurch den schroffen, durch nichts vermittelten Uebergang von den Universitätsstudien zu der Wirksamkeit im Amte vermitteln, damit, wie er sich ausdrückte, „die Gemeinden verständige Hirten, nicht Schafe; Lehrer, nicht Marktschreier; Männer, nicht Knaben zu Predigern erhielten.“

In einem Gutachten vom Dezember 1797 zeichnet Herder folgende Grundzüge für sein Predigerseminar.

Wenn der Kandidat der Theologie seine akademische Ausbildung erhalten und sein Examen bestanden hat, so tritt er in das Seminar ein, welches eine praktische Akademie für Stüdlinge ist, welche sich zum Predigtamte bereiten. Die Mitglieder des Seminars zerfallen in den bildenden und den zu bildenden Theil. Zum erstern Theile gehören tüchtige und würdige Geistliche, die nach bekannter oder erwiesener Geschicklichkeit zu diesem Amte erwählt werden. Sie befinden sich nicht alle an Einem Orte, sondern sie sind unter der Aufsicht des Generalsuperintendenten im ganzen Lande zerstreut; diesem steht das Oberkonsistorium in der Aufsicht zur Seite. Jedem der bildenden Mitglieder des Seminars werden nach Umständen ein oder mehrere Kandidaten überwiesen, um sie in die praktischen Obliegenheiten des Seminars einzuführen. „Wie sehr diese Organisation von Seiten der Aufseher durch das Zutrauen, das man ihnen erwies, von Seiten der Kandidaten durch die fortgehende Notiz, die man von ihnen nähme, Gutes bewirken würde, ergibt sich von selbst. Manche jetzt schlafende Kraft würde dadurch geweckt werden.“

Zu den Arbeiten des Instituts gehören zuerst die Predigten, welche zu bestimmten Zeiten von jedem Kandidaten gehalten und von mehreren Aufsehern angehört und beurtheilt werden. Eine Abschrift der Predigt und des Urtheils werden bei den Akten des Seminars aufbewahrt. „So werden diese Predigten fortgehende Prüfungen, und vom Fleiß und der Geschicklichkeit des Kandidaten Dokumente.“ Jeder Kandidat stattet außerdem am Ende eines jeden Jahres einen Bericht über seine literarische und theologische Thätigkeit ab. Auch wird jährlich einem jeden Kandidaten ein Thema zu einer ausführlichen Arbeit gegeben, welche eingehend zensurirt wird. Der Aufenthalt der Kandidaten wechselt, es wird eine Einrichtung getroffen, daß jeder Kandidat eine Zeit in Weimar lebt, und während dieser Zeit zweierlei Vorlesungen hört: a. Ueber Pastoraltheologie und was dahin einschlägt, vom Predigtvortrage an bis auf Fälle der

praktischen Amtsführung. b. Ein Delonomikum für den künftigen Landprediger. „Der Einfluß, den in solchen Dingen ein Geistlicher auf seine Gemeinde haben kann, ist ein sehr beträchtlicher.“ — Auch über die Kosten des Instituts und deren Beschaffung stellt Herder Pläne auf.

Ein solches Predigerseminar, wie Herder es hier vorzeichnet, ist unseres Wissens noch nirgend eingerichtet worden. Und doch liegt der beträchtliche Nutzen desselben so sehr auf der Hand, daß man meint, überall müsse man die Mittel flüssig machen, um ein solches Institut herzurichten, und jeder Unbefangene wird der Ansicht Herder's zustimmen, wenn er ein solches oder ein ähnliches Seminar nicht allein für wünschenswerth, sondern geradezu für nothwendig erklärt, und von demselben sehr erspriechliche Folgen nicht allein für die jungen Kandidaten, sondern für die ganze Geistlichkeit des Landes, überhaupt für das gesammte geistliche Leben erwartet.

Herder's Fürsorge erstreckte sich auch auf die Aeußerlichkeiten der Amtsführung. Er führte verbesserte Kirchenbücher ein und wachte darüber, daß alle Taufen, Trauungen u. dgl. gewissenhaft eingetragen wurden. Schon im ersten Jahre seiner Amtsführung führte er eine kürzere, genauere Handhabung des Kirchenrechnungswesens durch, besonders setzte er fest, daß alle Kirchenrechnungen dem Oberkonsistorium zur Revision vorgelegt wurden; dadurch wurde vielen Willkürlichkeiten und auch Unredlichkeiten vorgebeugt. Dem Oberkonsistorium erwuchs dadurch eine neue Arbeit, und den Dank für die neue Gelegenheit, dem Lande nützlich zu werden, welche Herder dieser Behörde verschaffte, trug dieselbe dadurch ab, daß sie an Herder, der als Hofprediger ja auch Kirchenrechnungen zur Durchsicht einsendete, oft genug Monita über einen oder zwei Groschen gelangen und hogenlange Berichte über diese Kleinigkeiten sich erstatten ließ. Als Herder im Jahre 1789 Vizepräsident des Oberkonsistoriums wurde, kürzte er die geistlichen Prozesse so viel als möglich ab. Ehescheidungsprozesse hatten früher oft fünf Jahre lang gedauert; Herder beendete sie zuweilen in dem ersten Termine. Bei diesen, sowie bei allen übrigen Geschäften war strenge Gerechtigkeit Herder's erster Grundsatz; Versuche zu Bestechungen konnten seinen hellen Zorn wach rufen. Er duldet auch nicht, daß in seinem Hause irgend ein Geschenk bei Gelegenheit von Amtshandlungen angenommen wurde.

Außer seinen geistlichen Aemtern versah Herder die Oberaufsicht über sämtliche Schulen des weimariischen Landes. Hier war er ganz besonders an seiner Stelle, da er, wie das so äußerst selten der Fall war und noch ist, Schulaufscher und praktisch gebildeter Schulmann zu gleicher Zeit war. In der Regel tritt der Fall ein, daß die Schulämter nur die dienstbaren Geister und Sündenböcke für die geistlichen Aemter abgeben müssen. Was Herder von der gegenseitigen Stellung dieser beiden Aemter hielt, das spricht er selber in den vorurtheilsfreien, hochherzigen Worten aus: „Ich sollte vom geistlichen Stande sehr viel halten, da ich selbst ein Geistlicher bin, und doch muß ich's bekennen, daß ich einen guten Schullehrer an unentbehrlicher Nutzbarkeit für den Staat einer Reihe mittelmäßiger Geistlichen vorziehe, die auf die gewöhnliche Weise ihr Geseß und Evangelium predigen.“ Herder's erste Sorge für den Lehrerstand war die Beschaffung hinreichender Besoldung.

Denn auch schon damals befolgte man in Weimar den Grundsatz, daß, während selbst, der geringste Tagelöhner seines Lohnes werth sei, der Lehrer, auf dessen Arbeit der Grund des ganzen Staates ruht, allein das traurige Vorrecht genieße, für seine mühevollen Leistungen mit den Seinigen darben zu dürfen. „Einige Lehrer des hiesigen fürstlichen Gymnasii“ — sagt Herder — „stehen so schlecht, daß es ihnen, wenn sie gleich wie am Joche bis tief in die Nacht arbeiten, dennoch schwer oder beinahe unmöglich fällt, mit den Ihrigen zu subsistiren. Was darf man von also bezahlten Männern fordern? Und was fordert man doch von ihnen? Und hat der Staat wohl ein dringenderes Bedürfniß als die Erziehung der Jugend?“ Aber um die Stellen darrender Lehrer zu verbessern waren damals in Weimar ebenso wenig die Mittel vorhanden, als jetzt noch in andern Ländern. Herder, dem die Noth der Armen sehr am Herzen lag, veranlaßte, daß einige überflüssige Pfarrstellen, z. B. die Stelle des Garnisonpredigers in Weimar, eingezogen und durch die Einkünfte derselben bedürftigen Lehrern geholfen wurde. Auf dem Lande gab es damals, wie im Jahre 1860 noch im Hannoverischen, Lehrerstellen, welche eine jährliche Einnahme von baaren fünf- und zwanzig Thalern aufzuweisen hatten.

Daß unter solchen Verhältnissen ein Sinken des Lehrerstandes unausbleiblich war, ist leicht einzusehen. Herder bemühte sich, den gesunkenen Stand wieder moralisch zu heben. Mit sicherm Takte wählte er dazu das trefflichste Mittel: er suchte den Lehrern wieder Selbstvertrauen zu geben, und zwar dadurch, daß er einen jeden, so weit als irgend möglich war, selbständig arbeiten ließ. Nicht Lehrpläne, sagte er, sondern die Lehrer machen eine Schule aus, und wo er fand, daß ein junger Lehrer eine leidlich gute Methode hatte, da machte er ihn in seinen Grundsätzen nicht irre. Herder wußte aus seinen Erfahrungen als Lehrer sehr wohl, daß nichts den jugendlichen Geist mehr einschläfert und abstumpft, als das todt Einerlei einer ewig sich wiederholenden, schablonenmäßig abgefaßten Methode. Jeder Arbeiter hat seine Gewohnheiten und Kunstgriffe, und man läßt ihn dabei, warum soll gerade für den Lehrer nur ein einziger Weg nach Rom führen?

So heilsam und nothwendig für die Thätigkeit des einzelnen Lehrers ein möglichst weiter Spielraum ist, ebenso nothwendig ist eine strenge, scharfe, genaue Ordnung für das Ganze im Großen. In dieser Beziehung fand Herder in Weimar fast noch alles zu thun. Das Gymnasium hatte damals nur Einen vorzüglichen Lehrer in der Person des Direktors Heinze. Dieser Mann besaß umfassende Kenntnisse und einen vortrefflichen Charakter, doch wurde ihm von den unteren Klassen aus zu wenig in die Hand gearbeitet; theils fehlte es ihm bei seinem herannahenden Alter und seinem nicht sehr kräftigen Körper an der nöthigen Energie, die stockende Maschine der Schule in frischen Gang zu setzen, theils machte die verhältnißmäßig große Anzahl von alten Lehrern eine angestrenzte Thätigkeit unmöglich. Ein genau gegliederter Lehrplan war nicht vorhanden; Herder ließ es sich angelegen sein, denselben zu beschaffen, und ihn so einzurichten, daß er mit den vorhandenen Lehrern auch ausführbar war. Er ließ sich dabei keine Mühe verbrießen; als nach dem Tode des Direktor Heinze dessen Stelle eine Zeitlang offen war, übernahm Herder die Geschäfte derselben, und erteilte selber Unterricht.

Das Gymnasium besaß nicht einmal die nöthwendigsten Lehrmittel. Herder veranlaßte den Herzog, vorläufig wenigstens fünfzig Thaler für die Anschaffung von Landarten, physikalischen Instrumenten u. s. w. anzuweisen. Um für diese laufenden Bedürfnisse stets sorgen zu können, gründete Herder eine Schulkasse, aus welcher auch armen fleißigen Schülern Bücher geliefert wurden. Zu dieser Schulkasse gab Herder selbst einen jährlichen Beitrag von fünfzehn Thaler, die ihm als Besoldung für die Rechnungsführung eines Freitisches zustanden. Bei seinem Tode fand sich in der Schulkasse ein Bestand von 281 Thaler. Eine Schulbibliothek für das Gymnasium zu beschaffen, gelang Herder nicht, da ihm die Eifersucht des spätern Direktors Lenz hier sehr im Wege stand. Ebenso wenig wurde der Vorschlag genehmigt, den Herder im Jahre 1797 zur Errichtung einer neuen Lehrerstelle machte, um die Schüler besonders in den Realien gründlicher auszubilden zu können. Das Ziel, welches Herder für das Gymnasium erstrebte, war, „daß die unteren Klassen Realschule sein und für das praktische Leben, für den Bürgerstand vorbereiten, die oberen Klassen ein wissenschaftliches Gymnasium für Studirende darstellen sollten.“ Denselben Plan hatte schon Matthias Gesner, der von 1715 bis 1728 Konrektor am weimarischen Gymnasium war, vorgeschlagen; ein Beweis, wie früh man das Bedürfniß der Realschulen gefühlt hat.

Um den Eifer der Schüler anzuspornen, hatte Herzog Wilhelm Ernst im Jahre 1701 einen Freitisch gestiftet, der ausschließlich den Fähigsten und Fleißigsten verliehen werden sollte. Man hatte sich der Gewohnheit hingegeben, den Freitisch nur den Bedürftigen zu geben. So lobenswerth die Grundsätze für ein solches Verfahren sind, so wenig praktisch ist die Ausführung desselben für Schulzwecke, denn man macht dadurch einen begehrten Ehrensold zu einem geringschätzig angesehenen Almosen; wenn arme Schüler Fleiß und Fähigkeiten besitzen, so wird man ihnen ein solches Benefizium ja ohnehin schon zuwenden, besitzen sie aber beides nicht, so ist es um so mehr Pflicht der Lehrer, sie auf einen andern Lebensweg zu leiten. Herder bewies aufs neue seine pädagogische Einsicht, als er mit großem Nachdruck darauf antrug und es auch durchsetzte, daß dieser Freitisch in ein Geldstipendium verwandelt und ausschließlich als eine Belohnung des Verdienstes verliehen wurde. Zwölf Schüler der Oberklasse erhielten danach jährlich 40 Thaler.

Nicht allein auf das Gymnasium erstreckte sich Herder's Fürsorge, sie war allen Schulen des Landes in gleicher Weise bereit. In den folgenden Jahren von 1780 an erfuhr das Waisenhaus in Weimar eine völlige Umgestaltung. Sehr viel that Herder für die Elementarschulen, die noch auf sehr niedriger Stufe standen. Er selbst verfaßte für diese Schulen ein Buchstaben- und Lesebuch, und ein Lesebuch für die Oberklasse, in dem er besonders Artikel über naturwissenschaftliche Gegenstände wiedergab. Im Jahre 1798 gab Herder für die Schulen einen neuen Katechismus heraus. „Kompendienweisheit“ — sagt Herder — „und ein trockner Stammbaum von Lehren und Pflichten ist ein todt's Ding, so kurz man auch damit hinkommt. Katechese ist schon dem Namen nach lebendige Uebung. In ihm muß Leben und Bewegung sein, daß der Lehrer selbst aus ihm katechisiren lerne, und der Schüler ihn zusammenhängend in Frage und Antwort als ein lebendiges Werk mit Liebe treibe. Der ganze Katechismus muß praktisch sein, nicht bloß durch eine trockene Moral hinten, zu der man ermüdet oder gar nicht kommt.“ —

Die Landschulen ertheilten bisher nur Unterricht in der Religion, Herder verordnete, daß auch im Rechnen und Schreiben unterrichtet werden, und daß die Lehrer jährlich einen Bericht über ihre Thätigkeit einsenden sollten. Eine Industrieschule einzurichten war ein Lieblingsgedanke Herder's, der aber erst nach seinem Tode durch den Konsistorialrath Günther im Jahre 1804 zur Ausführung kam.

Ein Lehrerseminar besaß das Herzogthum Sachsen-Weimar noch nicht zu der Zeit, als Herder daselbst seine Thätigkeit begann. Die Lehrerstellen in den Elementarschulen waren damals noch Versorgungsposten für Soldaten und Bediente, oder Nebenbeschäftigungen für Schneider und Nachtwächter. Herder reichte schon im Jahre 1780 einen Plan zur Errichtung eines Seminars ein, im Mai 1786 erneuerte er seinen Antrag, und in der That bewilligte man ihm für das Institut eine Summe von jährlich 266 Thaler. Mit dieser Bettelgabe ging der große Mann muthig ans Werk, im Jahre 1787 wurde das Seminar eröffnet. In der unteren Klasse desselben erhielten die jungen Leute, die mit vierzehn Jahren eintreten konnten, freien Unterricht, mußten sich sonst aber selbst erhalten. Die Schüler der Oberklasse mußten, nicht im Seminar, sondern in anderen Schulen, mit unterrichten, und erhielten eine jährliche Unterstützung von fünfzehn Thaler. Die Lehrstunden in dem Seminar übernahmen Lehrer des Gymnasiums und der übrigen Schulen gegen eine jährliche Entschädigung von fünfzig Thaler. Der Unterricht der Seminaristen erstreckte sich außer der Religion auf besonders anhaltende Uebung im ausdrucksvollen Lesen, auf Gewandtheit im Schönschreiben und im Rechtschreiben, auf Fertigkeit im Brieffschreiben und in den gewöhnlichsten Geschäftsaufsätzen, und „auf alle gemeinnützigen Kenntnisse, die auch dem, der den gemeinen Mann erzieht, nicht unbekannt sein müssen, z. B. die Anfangsgründe der Geografie und Naturgeschichte, die ersten Begriffe der Naturlehre, die bürgerliche Geschichte u. s. w. Durch diese Kenntnisse wird der Schullehrer in den Stand gesetzt, mancherlei Vorurtheile und Aberglauben unter dem gemeinen Mann zu vertilgen, oder vielmehr denselben zuvorzukommen, und der Jugend Begriffe von der Natur und den bürgerlichen Verhältnissen zu geben, die ihre Seele wirklich erheben und ihren Verstand bilden.“ — „Der Katechete hat insonderheit auf die Methode eines guten Unterrichts in der Religion und in der biblischen Geschichte zu sehen, daß beide dem Landvolk rein und klar, faßlich und anwendbar beigebracht werden; der gewöhnliche Schwall unverständlicher Ausdrücke und erzwungener Tropen, die weder den Verstand noch das Herz bessern, aber wohl das Gedächtniß martern und mit dazu beigetragen haben, daß die Religion in diesem schlechten Gewande beinahe selbst dem gemeinen Mann verächtlich worden ist, muß zuerst bei Bildung künftiger Schullehrer, die hernach wieder andere bilden, vermieden werden. Auch werden in diese Stunden gemeinnützige Kenntnisse einiger biblischen Alterthümer gehören, durch welche der künftige Schullehrer über hundert Stellen der Schrift Licht erhält, die ihm und seinen Lehrlingen sonst unverständlich bleiben oder mißdeutet werden.“ —

Aus diesen wenigen Strichen ist deutlich zu ersehen, daß Herder in seinem Seminar Männer erziehen wollte, welche nicht in gemeinsame Ställe eingepfercht wurden, sondern im freien Verkehr mit der Welt sich vorbereiten sollten, andere zu erziehen, nachdem sie selber zuvor Menschenkenntniß und den erforderlichen

Schatz an praktischen Kenntnissen gewonnen hatten. Wie weit war Herder vor hundert Jahren vor so vielen Leuten der jetzigen Zeit voraus!

Die Leitung des Seminars übernahm Herder selbst unentgeltlich; ihm war sein Amt mehr als die nährende Ruh. Am Ende seines Lebens hatte er die Geringthung, den Schulunterricht auf einer ganz andern Stufe zu erblicken, als zu der Zeit, wo er nach Weimar kam. Wieviel Arbeit und Mühe an diese Erfolge gewendet war, wieviel bittere Stunden der reizbare Mann um der guten Sache willen hatte tragen müssen, das kann nur der wärdigen, der selbst einmal einen ähnlichen Kampf mit der Dummheit und der Gemeinheit geführt hat. Jeder, der mit unbefangenen Blick und mit gerechtem Herzen urtheilt, wird für Herder das Zeugniß unterschreiben müssen, daß der große Mann sein Amt in jeder Beziehung, im Größten wie im Kleinsten, mit seltener Treue geführt und Erfolge errungen hat, die wahrlich nicht zu den gewöhnlichen zählen. Was hätte dieser Mann nicht alles leisten können, wenn er freie Bahn vor sich, und vorurtheilsfreie Anerkennung neben sich gehabt hätte! —

Auch durch seine Amtsführung zeigt Herder sich uns als ein Mann, der sich weit über die große Schaar erhebt; doch war ihm nicht jener Gleichmuth gegeben, an dem die giftigen Pfeile der Widersacher machtlos abspringen, indem sie nur die Energie des Angegriffenen vermehren und seinen Blick schärfen; jeder Stich, der auf Herder geführt wurde, traf sein weiches Herz; nicht deshalb, weil ihn etwa maßloser Ehrgeiz oder persönliche Herrschsucht erfüllt hätte, sondern lediglich aus dem Grunde, weil Herder's ganzes Sein und Streben mit der guten Sache so sehr verwachsen war, daß man eins von dem andern nicht trennen konnte. Es war natürlich, daß Herder's ohnehin so reizbares Gemüth durch so vielen Aerger nicht veröhnlicher gestimmt wurde; besonders in seinem spätern Leben war Herder's Handlungsweise oft heftig und verbittert, so daß der, welcher ihn nicht genauer kannte, unedle Beweggründe bei ihm zu erblicken glauben konnte. Doch thut man Herder mit solchen Beschuldigungen, welche unter andern auch von Hillebrand und Servinus ausgesprochen worden sind, Unrecht. Wenn man Herder's Charakter bezeichnen will, so muß man nicht vereinzelte bittere Aeußerungen seiner letzten qualvollen Lebensjahre maßgebend machen wollen; nur fremd Stehende sahen in Herder's Handlungsweise Herrschsucht, Unverträglichkeit, Anmaßung; der kleine Kreis seiner wahren Freunde hat in ihm auch stets den liebendwärdigen, wohlwollenden Charakter verehrt. Wieland sagte bei Herder's Tode, sein bester, ja fast sein einziger Freund sei gestorben, und es war eine Reihe sehr bedeutender Männer, welche an den Verlust ihres Freundes Herder mit tiefer Traur dachten. Es ist hier eine passende Stelle, über die Freunde Herder's einige Worte zu sprechen.

Das Verhältniß zu Wieland ist nie getrübt worden, die beiden Familien leisteten sich oft genug Freundesdienste, wenn die Männer auch nie eigentlich Freunde waren. Mehr äußerlich war auch der Bund mit Gleim in Halberstadt, obwohl der Verkehr mit ihm oft sehr lebhaft war. Gleim erkannte Herder's Größe willig und bescheiden an, sprach seine Bewunderung stets in ziemlich überschwänglichen Worten aus, und ließ es sich eine Freude sein, seinen guten Willen auch so oft als möglich durch die That zu beweisen. Herder's Familie fand in

Halberstadt oft Erholung und Stärke, und in seinen zahlreichen Briefen vertheidigte Gleim seinen Herder gegen die ganze Welt. Die erste Bekanntschaft beider Männer wurde durch Herder herbeigeführt*). Gegen Ende des Jahres 1766 hatte Herder in seinen Fragmenten zur deutschen Literatur den ihm persönlich unbekanntem Gleim warm gepriesen und seine Kriegslieder über die Schlachtgefänge des Thyrtäus gestellt. Schon im Februar des folgenden Jahres bezeugte Gleim seine Freude darüber in einem Schreiben an Herder, auf welches der letztere den Wunsch persönlicher Bekanntschaft aussprach. Doch erfolgte diese erst im Juni 1774 in Pyrmont. In der Zwischenzeit war der Briefwechsel von Herder's Seite ziemlich lässig geführt worden, da Gleim's neueste Poesien ihm nicht sehr behagten und er die Keimsucht des guten alten Gleim nicht billigte. Erst in Pyrmont gestaltete sich das Verhältniß inniger. „Herder's Umgang,“ sagte Gleim damals, „ist der angenehmste, freieste Fremdes Umgang, die höchste Humanität. Kein Stolz auf Wissenschaft, keine Gravität; gesprächig, munter, natürlich.“ Als Herder die Stelle in Weimar annahm, verweilte er, wie schon erzählt, auf seiner Reise von Bückeburg nach seinem neuen Bestimmungsorte in Halberstadt, und hier wurde nun ein Freundschaftsbund fürs ganze Leben geschlossen. Herder war zuweilen wochenlang mit seiner Familie bei Gleim, und Gleim, der früher, wenn er nach Weimar kam, bei Wieland zu wohnen pflegte, nahm sein Quartier nun stets bei Herder. Gleim wurde in der Folge Pathe bei mehreren Söhnen Herder's, dessen Kinder sämmtlich mit großer Liebe an dem guten Vater Gleim hingen, der nicht müde wurde, ihnen oft Geschenke zuzumachen zu lassen; Gleim's Fabeln bildeten eine Zeitlang das Lieblingsbuch der Kinder. Im Jahre 1795 wurde Herder von Gleim mit einem sehr ansehnlichen Geldgeschenke bedacht, das ein Beitrag zur Ausbildung von Herder's Kindern sein sollte. Im Juli 1799 sahen die Freunde sich in Halberstadt zum letztenmal, sie verlebten noch einige frohe, heitere Tage, von denen Karoline Herder schrieb: „Es ist ein frischer Athem in uns gekommen, das Leben froh und leicht zu nehmen und der Zeit und den Umständen uns immer mehr zu fügen.“ Um diese Zeit hatte Gleim seinen Herder ermahnt, er möge alle die widerwärtigen Amtsgeschäfte von sich weisen, und nur den Mufen leben. In seinen letzten Lebensjahren wurde Gleim fast ganz blind, seine Stimmung war meist sehr trübe, Herder und Klopstock waren die einzigen, mit denen er so innig wie zuvor verkehrte, bis ein sehr sanfter Tod am 18. Februar 1803 ihn in das Reich des ewigen Lichtes führte. Herder empfand das Hinscheiden seines treuesten Freundes sehr schmerzlich. Eine kleine Probe des höchst charakteristischen Briefwechsels zwischen beiden Männern möge hier Platz finden. In den späteren Jahren beantwortete meist Karoline Herder die Briefe Gleim's, dessen letzter Brief vom 7. Februar 1803 ebenfalls an Herder's Gattin gerichtet ist.

*) Vergleiche Von und an Herder von Heinrich Dünker und Gottfried von Herder. I, S. 3 bis 307.

Gleim an Herder.

Halberstadt, 30. März 1784.

Was machen Sie, mein theurer Herder, mein Bruder! und Sie, meine theure Frau Oevatterin, mit Ihren lieben Kleinen? Ach, die Silhouetten*), meine Theure! Da sitzt die liebende Mutter, den Kleinsten auf dem Schooß, der zweite das Gewehr am Fuß, der dritte den Schmetterling haltend, der vierte läßt den Drachen oder die Luftkugel fliegen. Wir haben Sie vor Augen am Spiegel, unten in der Wohnstube; wer da kommt zu uns, der fragt nach dieser Mutter und nach diesen Kindern. Jedesmal, Ihr Lieben, müßt' ich aufspucken und hinsliegen zu Euch! Ach, welch eine Seligkeit, eine Zuflucht, welch eine Zufriedenheit mit Gott und Menschen, wenn Ihr bei uns wohntet, oder wir bei Euch! „Welch' eine schöne, schöne Zeit, als Herder bei uns war!“ sagte ich zu Benzler**), welcher gestern Abend gekommen ist und morgen wieder abreist; den ganzen Abend sprachen wir von unsern Herdern; nicht viel, der arme Benzler ist zu taub, ich werde gleich zu heiser! Klagen aber, bittere Klagen, daß wir lange nichts von Ihnen gehört hätten! Und gleich, mein Theurer, that ich das Gelübde zu schreiben, und schreibe nun den ersten Tag, weiß nicht anzufangen und nicht aufzuhören. Ach wie viel, Ihr Lieben, hab' ich eingefammelt; auszusprechen, müßt' ich lange bei Euch sein.

Ich muß nach Aschersleben; da, dacht' ich, wollt' ich auf einen Tag (au länger kann ich nicht) hinüber zu Euch. Die Nichte hat mir's ausgeredet, es wäre Freud' und Leid zu groß für einen alten Mann. Indes, wer weiß was noch geschieht, wenn's Frühling wird in diesem Jahr. Wir haben Schnee Fuß hoch. Der Hoftrapp ist in diesem eisernen Winter eine Herrlichkeit Gottes gewesen; Wallfahrten die Menge. Meines Herder's wurde vielfältig gedacht beim Erzählen, wenn die Pilgrimme zurückgekommen waren***). Ach, der schöne Frühling, Herder! Ach, der traurige Herbst, in dem ich meinen besten Bruder†) leiden sah, wie funfzig Märtyrer gelitten haben, an einem fatalen Fußschaden, wie der meinige war, an welchem er nach einer Kur von sieben Wochen jammervoll gestorben ist. Wären Sie, mein Herder, hier gewesen, so hätt' ich von lauter Elend gesprochen mit Ihnen; Sie hätten mich getröstet. Ach wie oft hab' ich geseufzt nach meinem Herder!

Kommen Sie, mein Theurer, Sie, mein Bruder, doch in diesem Jahre noch einmal zu Ihrem Gleim, auf daß wir noch ein wenig für einander leben. Ich lasse das Gartenhaus zurecht machen, da sollen Sie wohnen mit Frau und Kind: wir haben alle Raum, und allenfalls bleibt Bettecheren Gottfried bei mir im großen Hause. Wir gehen dann alle Morgen hinaus zu unserm Papa und

*) Gleim hatte kurz zuvor die Bilder der Herder'schen Familie, von denen er hier spricht, zugesandt erhalten.

**) Benzler, ein Freund Gleim's, war Bibliothekar in Wernigerode.

***) Herder hatte im Mai desselben Jahres mit seinem ältesten Knaben eine Reise nach Hamburg gemacht; Gleim hatte sie bis zur Hoftrappe begleitet, und dort eine Beschädigung am Fuße erlitten, die erst nach langer Zeit wieder heilte.

†) Kaspar Gleim, Oberamtmann zu Bergen bei Rauen; Gleim fand von allen seinen Geschwistern diesem Bruder am nächsten.

Mama — das soll ein Götterleben sein, und alles Elend uns vergessen machen.

Schreibt mir, Herzensbruder, von Euern Arbeiten, Euern Nachtwachen! Ich las die Tage her die herrliche Abhandlung von Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst*), und wünschte, daß alle meines Herder's Geisteskinder, wie die leiblichen auf der Silhouettentafel, beisammen wären. Was sollen doch die guten Kinder dort im Findelhaufe? Man geht nur selten hin, und sieht sie unter so viel gebrechlichen Kindern.

Sie, meine liebe Schwester, bitt' ich, mir zu schreiben, wenn Herder nicht kann, und mir zu helfen, daß wir uns einander sehen in diesem Jahre. Grüße den dortigen Freunden! —

Herder's Gattin und Herder an Gleim.

Weimar, den zweiten Pfingstag (22. Mai) 1792.

Es war ein schöner, lieber Tausch, als wir Ihre Gedichte erhielten, und Sie dagegen die zerstreuten Blätter. Wie freuten wir uns! Und ach, wie freuen und erquiden wir uns an jedem Wort Ihrer Herzensliebe, ewig geliebtester Freund, Vater und Bruder! In den Gedichten war nun die beste Antwort auf unsere sorglichen Zweifel über ihr Stillschweigen. Wir wollen auch nie wieder sorgen; ich glaube jetzt, daß eher Himmel und Erde vergehen könnte, als daß Ihr Herz für uns verstummen könnte. O leben Sie noch lange, einzig liebster Freund; Sie sind meines Mannes eigentlichstes Publikum, Sie nehmen so ganz aus Seele in Seele den Sinn seiner Gedanken auf, und da müssen Sie wissen und fühlen, wie ihn das freut, aufmuntert und belohnt. Ach, daß Sie doch nur eine Tagereise näher wohnten! Wie oft kämen wir zu Ihnen, uns zu stärken an Ihrer Liebe und Herzensgüte, die ohne Gleichen ist. Haben Sie auch tausend Dank für das gute Wort an Gottfried; ich hoffe, daß er im Tempel der Bescheidenheit dienen soll sein Leben lang. Er wird Ihre Briefe aufbewahren wie Heiligthümer — mögen Sie ihm ein begleitender Genius sein!

Wenn es möglich werden könnte, so müssen wir Sie noch dieses Jahr sehen. Jetzt müssen wir nach Aachen eilen; es geht noch gar nicht gut mit der Gesundheit meines Mannes; er hat alle Tage viele Schmerzen im Bein, und der gute Muth sinkt zuweilen bei einem so lange anhaltenden Leiden. —

Von Herder.

Ihr Büchelchen hat mich sehr erfreut; es ist so wohl und edel gemeint, menschlich, bieder, patriotisch und feurig. Mich interessirt die Stimme der Muse sehr, wenn sie über die acta et facta der Welt, von denen Wohl und Wehe abhängt, laut zu reden oder zu singen wagt, und sich in das Pauken- und Trommelgetöse, in die Thorheit und Weisheit öffentlicher Verhandlungen mischt. Ach aber wie furchtsam, wie zurückhaltend muß sie noch immer sein!

Für die Denkmale der Freundschaft, die Sie mir hier und da errichtet haben,

*) Dieser Aufsatz Herder's erschien im Deutschen Museum, im Novemberhefte des Jahres 1777.

danke ich — erröthend und herzlich. Ich will wett machen so bald ich's kann, daß ein Zeichen unserer Freundschaft bleibe. Kwante ich noch einmal mit Ihnen in Ihrer Laube sitzen, gesund, heiter und fröhlich!

Ich gehe jetzt in Gedanken mit Briefen, die Fortschritte der Humanität betreffend, oder humanistischen Briefen um, in die ich das Beste, daß ich in Herz und Seele trage, zu legen gedenke. Verleihe der Himmel mir Gesundheit, Muße, Geschick und Freude! Die Ideen werden mit dem stärksten Theil geschlossen, der ist aber so wichtig und reich, daß ich fast nicht weiß, wo aus, wo ein? Proponit mihi homo, Deus desponit. Was in der Welt hätte ich minder erwartet als diese meine Krankheit!

Ihre Gefühle an der krankenden Menschheit, zumal Fürstenheit haben mich tief durchdrungen, das Jahrhundert eilt mit beschleunigendem Fall zu Ende! An den sollen sich also auch meine humanistischen oder humanen Briefe schließen, so Gott hilft! Lebe wohl, alter Freund, Vater und Bruder! An den Tod muß nicht ferner gedacht werden, auch muß man sich über nichts ärgern, daß man nicht krank wird; so sagt das stärkste Gebot. Wir müssen 1800 feiern im reichen und stillen Jubel. —

Als Gleim im Alter von beinahe vierundachtzig Jahren starb, war Herder erst achtundfünfzig, und doch folgte er in demselben Jahre schon dem vorangegangenen Freunde nach. Gleim bot zu allen Zeiten der Familie Herder genug der Aufmunterung und der thätigen Theilnahme, daß sein Name bei Herder's Namen stets genannt werden wird.

Ueber Hartknoch in Riga haben wir bereits öfter gesprochen. Er blieb Herder's Freund und Verleger seiner Schriften bis zu seinem Lebensende. Herder verdankte ihm viel; Hartknoch zahlte ihm für manche seiner Werke den damals sehr hohen Preis von zwei Louisd'or für den Druckbogen, und war stets, so weit das in seinen Kräften stand, zu Vorschüssen bereit. Er wurde für Herder, der bis an sein Lebensende nicht aus Geldverlegenheiten kam, oft ein rettender Freund. Hartknoch starb Ostern 1789; mit seinem Sohne, der des Vaters Geschäft übernahm, setzte Herder die freundschaftliche Verbindung fort.

Zu nennen ist noch Heyne, der ausgezeichnete Philologe in Göttingen, der auch Lessing's Freund war. Heyne war Bibliothekar in Göttingen, und erwies Herder durch bereitwillige Uebersendung der aus den reichen Schätzen der Göttinger Bibliothek begehrten Bücher wesentliche Dienste. Herder nach Göttingen zu ziehen gab er sich wiederholt große Mühe, wiewohl vergeblich. Nach Herder's Tode stellte er auf die Bitte der Wittwe ein Verzeichniß der Beurtheilungen seiner Schriften auf, und übernahm es, bei Herausgabe der sämmtlichen Werke Herder's, einzelne Schriften durchzusehen und mit Vorreden zu begleiten, in denen er seiner Verehrung und Liebe zu dem verewigten Freunde warmen Ausdruck gab. Heyne starb am 14. Juli 1812.

In bleibendem Verkehr stand Herder mit dem Professor der orientalischen Sprachen Eichhorn in Jena; mit dem bekannten Geschichtschreiber Johannes von Müller, mit dem vortrefflichen Mathematiker und Reisenden August von Ciesiedel. Die Ansichten des Letzgenannten über Gott und Religion waren sehr weit verschieden von Herder's Ansichten, doch störte dieser Umstand die innige

Freundschaft beider Männer nicht im mindesten, und auch hierin mögen wir einen Beweis dafür erblicken, daß man vielfach Unrecht that, wenn man Herder unverträglich finden wollte; er ehrte jedes ernste und aufrichtige Streben, wenn es von den Zielen, die er verfolgte, auch sehr weit abging, aber sein Unwille traf auch jeden, der seine Windbeutelei oder seine Selbstsucht für wissenschaftlichen Eifer ausgeben wollte. August von Einfiel war in Herder's Familie ein gern gesehener Gast, er brachte manchen Abend in dem traulichen Familientreife zu.

Den beiden Söhnen des kurfürstlich mainzischen Geheimraths Heinrich von Dalberg, den Brüdern Karl Theodor von Dalberg und Friedrich von Dalberg verdankte Herder manches Gute. Der erstgenannte der beiden Brüder wurde später Kurfürst von Mainz und ist bekannt als großmüthiger, wenn auch oft schwankender Gönner Schiller's. Mit Friedrich von Dalberg unternahm Herder seine Reise nach Italien, von der wir später ausführlich sprechen werden.

Zu der Zeit, als Herder nach Weimar kam, war Karl von Knebel Erziehler des Prinzen Konstantin im nahen Tiefurt. Zwischen Knebel und Herder bildete sich bald ein naheß Verhältniß, welches in späteren Jahren, besonders von Knebel's Seite, in die wärmste Freundschaft überging, obwohl hier zwei Naturen zusammentrafen, welche beide reizbar und leicht verstimmt waren. Knebel war eine durchaus edle Natur von reicher Begabung, aber er besaß nicht die Kraft, sich einer geordneten Thätigkeit dauernd hinzugeben; die Folge davon war, daß er immer mehr ein unruhiger, menschenfeindlicher Sonderling wurde, der nur wenigen Personen, zu denen außer Herder auch Göthe und Schiller's Gattin gehörten, sein Herz ausschüttete. Zu Herder hatte er unbedingtes Vertrauen; die Ausstellungen, welche Herder ihm in seinen Versen machte, nahm er so bereitwillig auf, daß er selbst in der Nacht unverzüglich daran ging, die Korrekturen zu verwerthen. Im Jahre 1797 verheirathete Knebel gegen den Rath aller seiner Freunde sich mit der Sängerin Luise Rudorf, und wurde in Folge davon von allen, selbst von seiner Schwester verlassen. Herder und seine Gattin allein blieben ihm treu; die Ehe des leicht entflammten Knebel, der sich mit seiner Gattin nach dem Bergstädtchen Ilmenau zurückgezogen hatte, war nicht zu allen Zeiten glücklich; Herder und seine Gattin besuchten den Freund im Mai des Jahres 1800 in Ilmenau, und bewirkten bei dieser Gelegenheit in seinen häuslichen Verhältnissen einen glücklichen Umschwung. Herder's Sohn August hing mit warmer Liebe an dem gemüthvollen Manne, der sich selbst dem Jüngern gegenüber voll und innig hingab.

Aus dem umfangreichen Briefwechsel zwischen Herder und Knebel möge hier ein kurzer, für beide Männer sehr bezeichnender Brief Platz finden.

Knebel an Herder.

Weimar, 29. März 1797.

Ich danke Ihnen noch, Lieber, Ihnen und Ihrer lieben Frau und dem guten Gottfried, für Ihren gestrigen freundschaftlichen Besuch. Er war mir sehr ermunternd und stärkend. Die Hoffnung, die seit einigen Wochen ganz in meiner Brust erstickt war, fängt an, bei mir aufzuleben. Ich kann mein Glück nirgend finden als darin, Mensch zu sein. Dieses Bedürfniß wächst bei mir mit jedem Tage, und ich sehe mich hier des Vermögens, solches zu erfüllen, fast gänz-

lich beraubt. Ich kenne das geringe Maß meiner Fähigkeiten nur zu gut. Ich weiß, daß sie selbst nicht dahin reichen, mir eine hinlängliche Existenz durch sie zu geben. Was ich gemacht habe, habe ich mehr um anderer willen gemacht, als um meiner selbst willen. Wenn mir Ihr Beifall, Ihre Zufriedenheit entgeht, so kann mein Gemüth hierin nicht auf sich selbst ruhen — es braucht einen festeren Grund, mit sich zufrieden zu sein. Ich weiß wohl, daß, was der Welt nützen heißt, oft ein sehr illusorisches Ding ist, aber das Gemüth ist doch einmal so gebaut, daß es ohne diesen Begriff keine vollkommene Zufriedenheit in der Folge findet. Verzeihen Sie, Lieber, daß ich Sie hier so lange mit meinen Empfindungen unterhalte.

Ich überschide Ihnen hier, weil Sie es mir erlaubt haben, einen Theil meines Proßerz, und zwar den vierten. Sie allein können machen, daß ich künftig noch mit einigem Vergnügen an ihn denken mag. Schenken Sie ihm Ihre Ansicht und lassen Sie einen Hauch von dem Geiste darüber wehen, der mit gleicher Liebe und Wärme und Gedeihlichkeit alle Keime der Kenntnisse und Literatur besetzt. Ich werde Ihnen jetzt und immer den herzlichsten Dank dafür wissen! —

Als Herder starb, widmete Knebel dem Andenken des Dahingeshiedenen eine tieführende Elegie, und blieb der hinterlassenen Wittwe ein treuer Berather bis an ihren Tod.

Zu Göthe war das Verhältniß Herder's anfangs ein sehr herzliches und blieb es bis gegen das Ende des Jahrhunderts. Von da ab lockerte es sich, Göthe wandte sich immer mehr zu Schiller hin, dessen Freund Herder niemals war, sowie auch Schiller sich gegen Herder stets abstoßend verhielt, und zwar aus demselben Grunde, weshalb er Lessing's Werke, weder poetische noch kritische, nicht lesen mochte: Schiller fühlte sich in dem hellen Lichte Lessing'scher und Herder'scher Kritik nicht behaglich.

Es waren in jeder Beziehung vortreffliche und ausgezeichnete Männer, mit denen Herder den Bund der Freundschaft geschlossen hatte, und daß gerade die Männer treu zu ihm hielten, so verschieden sie auch waren, bis der Tod die Bande zerriß, ist ein Beweis, daß Herder nicht der unverträgliche, herrische Charakter war, als der er, oft aus niedrigen Parteirücksichten, dargestellt ist. Die Erfahrung hat freilich tausendfach gelehrt, daß unter allen Menschen gerade diejenigen am wenigsten Liebe finden, welche zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen die Wahrheit offen und unummwunden aussprachen. —

Unsere Darstellung kehrt nun zu den persönlichen Erlebnissen Herder's während seines Aufenthaltes in Weimar zurück. Seine schriftstellerische Thätigkeit werden wir, wie schon gesagt, später im Zusammenhange besprechen. Hier mögen nur noch die bedeutendsten Schriften kurz angegeben werden, welche Herder in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Weimar an Hartnoch zum Druck beförderte. Im Jahre 1778 erschien der erste, 1779 der zweite Theil der Stimmen der Völker in Liedern, im erstgenannten Jahre auch die Lieder der Liebe, zwei Sammlungen, welche besonders in den letzten Jahren in Bückeburg ihre Vollendung gefunden hatten. Das erste süße Glück der eigenen Häuslichkeit hatte Herder's Gemüth gehoben und poetisch gestimmt; in den frühen Morgenstunden, wenn der Gesang der Vögel aus den nahen Wäldern herüberdrönte, eilte Herder

an die Arbeit; seine große, gute und schöne Seele stimmte mit ein in den Hochgesang zu Ehren des Ewigen; denn alle wahre Kunst dient der Ehre Gottes. — Das Jahr 1782 brachte den ersten Theil Vom Geist der hebräischen Poesie, 1783 den zweiten Theil; 1784 trat der erste Theil der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit ans Licht, jenes großartige Werkes, welches allein eine würdige Arbeit für ein ganzes Menschenleben wäre. Rechnen wir dazu bis 1784 noch mehrere andere weniger bedeutende Werke, und drei Preisschriften, von denen zwei von der Münchener, eine von der Berliner Akademie gekrönt wurde, so müssen wir die gewaltige Arbeitskraft und den hohen Geist Herder's bewundern, dem es möglich war, bei niederdrückenden, zahlreichen kleintlichen Amtsgeschäften und bei einem sehr reizbaren, leicht angegriffenen Körper solches alles zu leisten.

Denn mit Krankheit hatte Herder gerade in den ersten Jahren in Weimar viel zu thun. Im Frühling des Jahres 1777 litt er heftig an der Gelbsucht; nach seiner Herstellung ging er nach Pyrmont, aber die gewohnte Müßigkeit kehrte erst nach Jahren zurück. Das Jahr 1781 brachte Herder ein tödtliches Fieber, bei welchem er stark am Kopfe litt, daß ihm alle Haare ausfielen. Im folgenden Jahre litt er lange an den Augen, so daß er das Zimmer hüten mußte. An Gleim schrieb er in dieser Zeit: „Mir fließt der Bach meines Lebens oft trübe und traurig.“

Zu seiner Erholung machte Herder im Frühjahr 1783 mit seinem ältesten Sohne Gottfried und einem Herrn von Schardt und dessen Frau eine Reise über Halberstadt, wo er bei Gleim die liebevollste Aufnahme fand, nach Wandsbeck zu Klaudius, den er, wie wir erzählten, nach seiner Rückkehr von Frankreich kennen gelernt hatte. In Braunschweig verweilte Herder vom 18. bis zum 21. Mai, machte die Bekanntschaft von Ebert, Eschenburg, Leisewitz, Jerusalem, und wurde bei Hofe vorgestellt. „Der zuvorkommenden Höflichkeit ist hier beinahe zu viel,“ schrieb er, „man wird beschämt und erliegt darunter.“ In Hamburg traf Herder mit Klopstock zusammen, beide Männer verstanden sich und verkehrten die wenigen Tage herzlich mit einander. Klaudius war ganz der alte Freund und ein besonders eifriger Verehrer Herder's.

Als die Stelle des Abtes zu Klosterbergen, jener Erziehungsanstalt, die wir aus Wieland's Leben genauer kennen*), im Jahre 1784 durch den Tod des bisherigen Inhabers erledigt wurde, hätte Herder sie gern übernommen. Als Gleim zu derselben ihm Hoffnung machte, antwortete ihm Herder in einem Briefe vom 26. April: „Sie wissen aus meinem letzten Zusammensein mit Ihnen, daß ich an meinem Ort nicht zu sterben wünsche, und das aus der einzigen Ursache, weil hier der Kreis meiner Wirksamkeit noch so sehr in altächtliche Form und Gestalt eingeschränkt sein und in Fesseln des Herkommens, der alten Gewohnheit und hundert anderen Dingen sich umherschleppen muß, daß Jahre hingehen und hingegangen sind, ohne daß man sich über etwas, das man ausgerichtet und für die Nachwelt in Gang gebracht hätte, rühmen könnte. Es sind jetzt fünf und mehr Jahre, seitdem ich einen Entwurf zum Schulfeminarium gemacht und eine Reform

*) Seite 81 bis 83.

sowohl des Gymnasiums als der übrigen Schulen betrieben habe; mit Liebe und Billigung — aber noch immer nicht mit Ausrichtung, weil es sich fort und fort an etwas neuem süßt, so lange alle solche Sachen nur kollegialisch behandelt werden, und auch der platteste Mensch sein Steinchen oder sein Felsstück in der Tasche hat, um es in den Weg zu schieben. Die Jahre rollen hin und das menschliche Gefäß füllt sich zuletzt mit Ueberdruß, auch der liebsten, erwünschtesten Sachen, auf die man den Zweck des Lebens setzte, wenn man sie lange unwürdig behandelt und gehindert sieht; ja es füllt sich mit um so bitterem Ueberdruß, je länger man diesen verschmerzt und auch nicht seinem Freunde in der Kammer sagt, denn leider, in dem was mich innig drückt, hat mir das Schicksal die erleichternde Stimme der Mittheilung versagt. Genug, mein Schluß ist von Jahr zu Jahr befestigt worden, den Weg allgemach aus einem Lande zu suchen, in dem nichts wird und nichts wächst, und wo man die besten Zeiten seines Lebens unter einem leeren und doch unnützen Kampfe mit Hindernissen verlebt.“

Die Aussicht auf diese Stelle ging nicht in Erfüllung; auch einen Ruf, den Herder um diese Zeit wieder nach Göttingen erhielt, lehnte er ab. So blieb er denn doch immer in Weimar, wo man ihn, sei es auch nur seines großen Namens wegen, nicht gern verlieren wollte. Auch Götthe ließ es sich um diese Zeit angelegen sein, durch Freundlichkeiten mancherlei Art den Freund in Weimar zu halten.

Im Juli 1785 verweilte Herder, dessen Gesundheit wieder sehr angegriffen war, mit seiner Familie in Karlsbad, doch war die Wirkung nicht die gewünschte; auch der folgende Sommer brachte viele Beschwerden, besonders störend war ein Leberleiden. In den ersten Monaten des Jahres 1788 verlor Herder den jüngsten seiner Söhne durch den Tod; dieser Verlust beugte den Vater, dem seine Familie das Liebste auf der Welt war, tief. Doch sollte ihm gerade jetzt auch freundlicher Trost nicht fehlen. Im März desselben Jahres erhielt er von unbekannter Hand durch die Post ein Geschenk von 2000 Gulden, welche manche drückende Verpflichtung von ihm nahmen. Wenige Tage nachher kündigte ihm ein Schreiben des Herzogs eine Gehaltszulage von dreihundert Thaler an, und im Mai erhielt er von dem schon genannten Dombherrn Friedrich von Dalberg eine Einladung, mit ihm auf Dalberg's Kosten eine Reise nach Italien zu machen. Damit winkte die Erfüllung eines Lieblingswunsches, den Herder schon als Knabe in seiner Seele getragen hatte, und wenn es ihm auch lieber gewesen wäre, diese Reise in völliger Freiheit und mit eigenen Mitteln unternehmen zu können, so zögerte er doch nicht, das freundschaftliche Anerbieten anzunehmen. Der Herzog Karl August bewilligte gern den Urlaub, und am 6. August 1788 reiste Herder von Weimar ab. In Augsburg traf er am 26. August mit dem Herrn von Dalberg zusammen, in dessen Begleitung sich eine Frau von Sedendorf befand, welche die Reise nach Italien mitmachte. Die kindischen Launen dieser Frau störten leider für Herder den Genuß der Reise fast gänzlich, so daß er in Rom sich genöthigt sah, von seiner bisherigen Reisegesellschaft sich zu trennen und sich dem Gefolge der Herzogin Wittve Amalie von Sachsen-Weimar anzuschließen; bei dieser vortrefflichen Frau fand er Entschädigung für manche frühere bittere Stunde.

Herder's Briefe an seine Gattin geben erwünschte Auskunft über die Eindrücke dieser ganzen Reise. Wir lassen die wichtigsten derselben nachstehend folgen. Aus diesen Briefen geht auch klar hervor, in welchem schönen Verhältniß Herder mit seiner Gattin und seiner Familie lebte.

Bamberg, im August 1788.

Das erste Wort auf dieser meiner ersten Raft ist an Dich, liebes Weib, die ich in einer Stunde verlassen habe, wie ich sie nicht erwartet hätte. Ich fühle mich seitdem als einen Losgerissenen, Verbannten von seinem Weib und seinen Kindern, dem nach seiner vierundvierzigjährigen Wanderschaft und Bemühung noch diese sonderbare Wanderung und Entbindung nöthig sein mußte. Doch wir wollen auf diesem Wege nicht fortdenken, sondern mit Vorsicht und Bescheidenheit hoffend fortgehen, wohin uns das Schicksal ruft und winkt.

Donnerstag früh zwischen vier und fünf Uhr ging es zum Thüringer Walde hinaus in eine andere reizere Luft. Am Fuß des höchsten Berges, den ich zu passiren hatte, verzehrte ich Dein Huhn, ließ den Werner*) auch eins verzehren, trank einige Gläser Steinwein dazu, und rauchte oben auf dem Berge die erste Pfeife Tabak, die mir auf dieser Höhe sehr wohl schmeckte. Alles lag im Nebel, aus dem sich die Bäume und Höhen sonderbar schön hervorhoben, oder in ihrer dämmerichten Gestalt in mancherlei Grün zeigten. Die klaren rauschenden Silberbäche, die gesunden, leichten, fröhlichen Menschen, alles zeigt, daß die hohen Berge der Schöpfungsort und das Paradies der ersten Menschen waren und aller Menschen sind, die noch in dieser Einfach und Armuth zu leben das Herz haben. Es soll diese Empfindung mein erster Gruß an die Natur, oder meine erste Reiseidylle werden.

So kamen wir mit unseren zwei Pferden hinunter nach Schmalkalden durch lauter Dörfer der Thätigkeit und des hübschen Anstandes. In Meiningen kam ich zwischen vier und fünf Uhr an, weil ich aber da durchaus keine Nacht zubringen wollte, so nahm ich zwischen fünf und sechs Uhr Reißaus, und kam um zwölf Uhr glücklich in Hilburghausen an. Von da früh um fünf Uhr; um elf Uhr in Koburg, und wie froh war ich, da ich um 12 Uhr die Residenzen der Herren Vetterin Gothaischer Linie, und um drei Uhr ihr ganzes Gebiet durch war! So fuhr ich, das schönste Wiesenthal zur Seite bis Abends zwischen acht und neun Uhr nach Bamberg. Es ist die schönste Gegend von der Welt, und man erröthet, wenn man an die Länder über dem Thüringerwalde zurückdenkt. Der Tag war wunderbar schön, die Leute alle höflich, frisch, freundlich, nicht übertrieben im Fleiß; bei allen war's merklich, daß sie von eigener Muße zu leben mehr Begriff haben, als unsere Thüringer Bauern. Göthe und Knebel können Dir von dem herrlichen Thal erzählen, das längs der Itz von Koburg hinunterläuft und an welchem sich Geistliche und Ritter mit ihren fetten weißen und blauen Dachsen wohl gelagert haben. —

Hier brach ich den Brief ab und wanderte mit dem Lohnbedienten die Merkwürdigkeiten Bambergs zu sehen; Werner mit, der alles redlich angestaunt hat.

*) Werner war der Bediente, der Herder auf der ganzen Reise begleitete.

In der Universitätsbibliothek habe ich nicht das mindeste Merkwürdige gefunden, dafür aber ein geistliches Gericht in corpore gesehen, das uns im großen Kreuzgang entgegen kam; der Präsident voran, die geistlichen Rätthe folgend, ein herrlicher Anblick. Meine Einbildungskraft hat eigentlich noch nichts getroffen, als einige Gemälde von einem alten deutschen Meister, und den Dom, als Institut betrachtet. Der Chor ist auf einen Felsen gebaut, die Residenz des Fürsten und die Höfe der Domherren wie Festungswerke umher, und in den Winkeln versteckt sitzen die Vikarien, die das Dienstgeplärz verwalten, in verfallenen Häusern, wie unser einer. Der Kaiser Heinrich mit seiner geliebten Kunigunde liegen in Marmor vor dem hohen Chor. Er hat ein feines fränkisches Gesicht, und sie ist auch nicht zu verachten gewesen; um den Schatz, wo seine Krone gezeigt wird, habe ich mich nicht gekümmert.

Ich bin durchs Mittagessen und nachher gleich durch Besuche und hundert andere Dinge, zu denen ich geschleppt bin, so milde geworden, daß jetzt, da ich nach Hause komme und die Post fort soll, ich kaum ein Wort mehr schreiben kann. Nimm also diesen Brief für das an, was er ist, ohne Anfang und ohne Ende nur als ein Zeichen meines Lebens und Daseins.

Lebe wohl, liebes Weib! Lebt wohl, Ihr lieben Kinder! Macht, daß ich bald von Euch höre, daß ich in Nürnberg was von Euch finde und lese; mich verlangt sehr danach. Lebt wohl, Ihr alle meine Lieben, Lieben, Lieben! O daß ich zu Euch fliegen könnte, oder Ihr zu mir! Lebe wohl, liebes treues Herz, küsse Deine Kinder in meinem Namen, und grüße alles!

Bamberg, Sonntag Abend, 10. August.

Als ich gestern Mittag kaum gegessen und meine Pfeife geraucht hatte, kam der Leibmedikus des Fürsten, Hofrath Markus, mit einem Stadtrath zu mir, weil sie von dem berühmten Mann gehört hatten, und Markus bezeugte insonderheit die Aufmerksamkeit des Fürsten, ihn auch zu sprechen, wenn er bis morgen bliebe. Da war nun nichts zu thun als ja zu sagen, und er war seitdem unabtrennlich von meiner Seite. Wir sahen nochmals den Dom, die Dombibliothek, ein Cabinet beim Domherrn Hornack; ein anderes kleines von alten Holzgemälden, das mich sehr gefreut hat, beim Regens eines Seminarii; die Zimmer und Gemälde der Residenz, die herrliche Aussicht vom Michaelsberge der Benediktiner und ihre Kirche, endlich des Dr. Markus eigene Gemälde. So kam ich müde und matt beim schönsten Sonnenuntergang nach Hause. Und siehe, da war der Herr Regens im langen Mantel und Ornat noch selbst da, mir für die unbeschreibliche Ehr zu danken, die ich in seiner Abwesenheit seinen Gemälden erzeigt hätte. Ich sagte, ich hätte Lust gehabt, einige mitzunehmen. Er fragte, welche? Und damit ward die Sache mit den größten Ehrenbezeugungen, die kein Maß und Ziel hatten, verredet. Du hast keinen Begriff von der katholischen Hochachtung, die zumal Professoren, Regenten, junge Geistliche vor allen, und sodann alles bezeugt, was aufgeklärt sein will. Man muß sich ordentlich wie ein Gott hinstellen, oder da ich dieses nicht kann, entsetzliche Gegenbücklinge machen; und sehr selten weiß jemand nur den Namen des Buches. Einer redet von menschlichen Ideen, der andere von Blättern, der dritte von Schriften über die heilige Schrift. Ein einziger junger

Geistlicher oder Professor dankte mir für die Briefe über das Studium der Theologie mit Empfindung, so daß ich sah, daß er sie wirklich gelesen hatte. Der eine reichte mir Theses ein, die eben morgen für einen Doktorrang verteidigt werden sollten, und wo in einem Artikel, nachdem Jerusalem, Michaelis, Döberlein u. s. w. genannt und von der kristkatholischen Lehre abge sondert waren, auch vorkam, daß in diesem Punkte der Verfasser nicht Herder's Meinung sei. Nachdem ich's des Abends mit Lachen gelesen hatte, so sagte ich es heute auch so im Scherz einem jungen Geistlichen, der aber seinen Mitbruder gleich schamroth entschuldigte, daß er es wohl aus einem gelehrten Journal werde genommen haben. Kurz, es ist einzig, das Gewirr in den katholischen Köpfen zu sehen, die alle aufgeklärt werden, alle aber doch bei der kristkatholischen Lehre bleiben sollen, und bei dem entsetzlichen Unrath unserer Zeit kaum mit den Journalen und der Allgemeinen Literaturzeitung, die sogar auch der Fürst bisweilen liest, fortgehen können.

Heute früh war ich streng eingeladen, den berühmtesten Prediger im Dom zu hören, und ich muß sagen, daß die Protestanten selten eine so ausgefuchte, ausgearbeitete, wohlfließende, elegante Predigt zu hören bekommen. Es herrschte Stille und Aufmerksamkeit; mir indessen ward sie, so fein und hübsch sie war, unausstehlich, und ich mußte vor dem Ende hinausgehen, weil ich überdem im Zugwinde stand. Das war von acht bis neun; von neun bis zehn war ich in die Hofkapelle eingeladen, wo der alte Fürst-Präzeptor seine Seminaristen predigen läßt. Das war nun ein ander Exerzizium, dem ich aber aushalten mußte, so wie auch die Messe, bei der es äußerst devot herging und eine schöne Musik war. Die Geistlichen reden ihre Zuhörer Sie an und der Seminarist in der Hofkapelle nennt die Versammlung Hochansehnliche. Kurz, an Façon und Art fehlt's nirgend in der katholischen Kirche. Ihr Chorhemd hat vorn eine Spitzenkrause, und der Hofkaplan, geistliche Rath und Zeremoniarus des Hofgottesdienstes, wie er sich nannte, ist der rundeste, feinste Pfaffe, den ich gesehen habe, weiß und roth, wie Milch und Blut. Er trat nach geendigter Messe in dem vorgeschriebenen Ton an mich, bot mir seine Dienste an, und da ich den Grafen Noterhan sprechen wollte, führte er mich zu ihm, wo ich denn auch dem Herrn Obermarschall ff. vorgestellt und mir signifizirt wurde, daß der Fürst mich gegen 12 Uhr zu sprechen wünschte, jetzt seien nach seiner täglichen Gewohnheit hinter der Messe die Referendarien bei ihm. Die sogenannten Kavaliere zerstreuten sich nach Hause; ich ging ein entsetzlich großes und schönes Krankenhaus zu sehen, das der Fürst baut, und so war die Zeit der Privataudienz da. Ich ward in sein Zimmer geführt, da der Referendar heraustrat, und sprach mit ihm eine halbe oder dreiviertel Stunden von tausenderlei Dingen; zuerst von seinen Seminaristen, vom Domprediger, dem Seminarium für Kleriker, Landschulen, von seinen Mädchenschulen, seiner Einrichtung der Universitäten, Bibliotheken, dem Dessauischen Philanthropin, von der Aufklärung, dem Dogma, der Freigeisterei, dem Wöllner'schen Edikt, der Literaturzeitung, Kant, den Konduitenlisten der jungen Geistlichen, den Mänteln der philosophischen Studenten, u. s. w. Es ist ein eigener Schlag von Menschen, mit unsern protestantischen Fürsten gar nicht zu vergleichen, und doch entsetzlich Fürst; dabei aber Geistlicher, Bischof, Domherr, Präzeptor, Katholik, skrupulöser Landesvater und Landespfleger u. s. w., von welchem allem in der Mischung wir keinen

Begriff haben. — Nun war ich des Katholizismus so milde, daß ich nach Hause mußte, und so habe ich den Nachmittag bei mir zugebracht, zum erstenmal in der tödtlichen Empfindung, daß man nicht nur mit Menschen, sondern mit Menschen auf Einer Basis stehen und leben müsse, oder man geht unter. — Süßliche fromme Weiber gibt's. Gestern sah ich eine, die den Augenblick eine Madonna sein könnte.

Gute Nacht, liebes Weib, Du meine einzige wahre Mutter Gottes auf Erden. Lebe wohl mit Deinen und meinen Lieben und sei mir hold und gewogen. Denk an mich, wie ich an Dich denke. —

Augsb. 23. August.

Heute Morgen, da ich aufwachte, war mein erstes, auf die Post zu schicken, ob Briefe von Dir da wären. Eine gewisse Unruhe hatte mich nach Augsb. getrieben, von der ich keinen Grund wußte; und sieh, ich fand Briefe. Zuerst einen Brief von Dir, eine Antwort auf meinen ersten Bamberger, der so erquickend lieb und heiter für mich war, daß ich den ganzen Tag mehr geschwebt habe als gegangen bin, unter diesem viel schönern Himmel, und in einer Stadt, die die heiterste Stadt ist, die ich in Deutschland gesehen habe. Wie eine Taube kamst Du mit Deinen zwei kleinen Täubchen zu mir geflogen, und hast mich ordentlich umschwebt. Wunderbar ist's, daß Du mich fragst, ob ich in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch in Nürnberg an Dich gedacht habe? So sonderbar innig und gleichsam unwillkürlich an Dich gedacht, daß ich glaube, Du müßtest es empfinden. Es ist mir ein neuer Beweis, daß Seelen auch in der Entfernung untrennbar zusammenhängen, und dieser Glaube und sein neuer Beweis soll mich auch in unserer Untrennbarkeit stärken. Du bist mein und sollst mein sein; ich will Dich mit Geistesarmen zu mir ziehen und an mich halten.

Heute ist der 24. August Sonntag, der Tag unserer Verlobung im Geist, da ich Dir den ersten Brief brachte. Ich habe Dich tausend, tausendmal lieber, als da ich ihn Dir zitternd gab; o glaube es doch, glaube es mit Herz und Seele, Du vielgeprüfte, gute, lieb- und aufopferungsreiche Heldenseele! Du hast mich zu allem gemacht, hast seitdem für alles gesorgt, und Dich für mich auf tausendfache Art hingegeben. Und was habe ich Dir gethan? Und wie kann ich's Dir vergelten? Sorge für Dich und die Deinen, schone Deiner Gesundheit, und wir werden, ich bin's gewiß wie meines Daseins, ein neues bräutliches Leben führen, ja glücklicher, als das alte war, denn wir sind weiser und am Ende doch auch besser geworden. Ich fühle es ganz, daß unsere kurze Trennung ein wahres Geschenk ist, das uns die ewige Güte zuwandte. Reiß allen Zweifel aus Deinem Herzen, und sei mit Deiner guten starken Seele bei mir, mit Deiner lieben süßen Gestalt bei mir und zu meiner Seite. Amen.

Ich kann nicht sagen, wie gut mir alles geht, wie gut mich alles aufnimmt und wie mir alles glückt über Erwartung. Die mich kannten, haben sich von mir alle einen andern Begriff gemacht; die mich nicht kannten, beweisen mir lauter unerwartete Güte und Freundschaft. — Das Verfallende von Nürnberg ist hier weniger bemerkbar, weil die Stadt eine bessere Verfassung und eine glücklichere Lage hat. Ich bin in ihr unter lauter glücklichen Auspizien erwacht, und sehe sie, da sie der Schlüssel zu Italien ist, auch als den Schlüssel meiner Reise dorthin.

Mögen die Götter und Genien meine bescheidene, demüthige Hoffnung erfüllen. Doch sie thun mehr, als wir gedenken, und ich traue es Deinem und meinem Gott zu, daß er auch gegen uns die unendliche Liebe und Güte sein wird.

Lebe wohl, Geliebte, mit Deinen und meinen Kindern. Du hast sie jetzt alle wieder um Dich. Sei ihnen Vater und Mutter, wie Du es ja allein immer wardest.

Noch muß ich Dir sagen, daß mich in Anspach Uz's Bekanntschaft sehr erfreut hat; er ist der Penbant zu Gleim, nur eingeschränkter, und nicht so auswerfend, weil er nicht so beglittert ist, wie jener; aber auch ein Dichter nach der alten Art, dabei sehr aufgeweckt, und bei seinem Alter wie ein Jüngling lustig. So ein inkorrektter Schriftsteller als ich bin, hat er doch mit weinendem Auge von mir Abschied genommen. —

In Augsburg traf Herder mit Dalberg und der Frau von Sedendorf zusammen, und setzte in Gemeinschaft mit ihnen nun die Reise fort.

Innsbruck, 29. August.

Den letzten Brief schrieb ich Dir, Liebe, vor meiner Abreise aus Augsburg; mir wird sonderbar enge ums Herz, da ich immer weiter von Dir rücke und in wenigen Tagen nun Deutschland hinter mir sehen werde. Doch meine Wünsche sollen und werden auch über die Alpen fliegen, und Du wirst bei mir sein, mich ermuntern und stärken, wie und wo ich auch lebe.

Unsere Reise hat sich nun freilich ganz verändert. Sonst war ich frei, jetzt bin ich's minder, indessen wie sich's in einem Sacl alles zusammen rüttelt und schüttelt, so auch hier. Unser erster Reisetag war regnicht und unangenehm, das Wetter klärte sich aber am folgenden Tage auf, und heute ist ein entzückender Morgen gewesen. O, was Tyrol für ein schönes Land ist! Prächtige Berge, gutherzige, naive Leute. Hier in Innsbruck schon ein halb italienischer Himmel, wirklich schon blauer, als wir ihn dort zu sehen die Ehre haben. Der Inn ist ein prächtiger Strom und macht die schönsten Gegenden, Amphitheater von Felswänden, lachende Wiesen, Felder voll wälschen Kornes u. s. w. Aber die Regierung, Verfassung und Einrichtung? O weh, weh! — Unter den alten Tyroler Grafen muß das Land einzig und glücklich gewesen sein. Die Zeiten aber kommen nicht wieder.

Verona, 4. September.

Seit gestern Abend sind wir glücklich hier, auch ist die Arena oder das Amphitheater in Augenschein genommen, sammt den Sehenswürdigkeiten, die daran grenzen. Bald soll's in die Academie, das Museum u. s. w. gehen.

Verona ist sehr groß. In Absicht der Gebäude gib't's, glaube ich, in ganz Deutschland nichts dergleichen. Die Gegend umher ist wohl angebaut und schön, aber einförmig. Prächtige Trauben schlingen sich überall zwischen den Maulbeerbäumen in Kränzen herauf, und Werner hat schon manchen vollen Raub begangen, der hier überall auf den Straßen erlaubt ist. In den Wirthshäusern sieh't's desto elender aus, ob mir gleich alles sehr klar ist, und ich manches sogar billige, worüber andere sich quälen. Der Italiener lebt sich selbst; wir arme Nordländer leben allein für andere. Doch von dem allen bei mehrerer Muße, und noch

mehr mündlich. — O liebste, gute Seele, wie hab ich Dich lieb! Wie verlangt mich nach Dir, meinem einzigen Gut auf Erden! Gibt mir der Himmel das Glück, wie ich's wünsche und hoffe, nichts soll uns irre machen und scheiden; jede Unannehmlichkeit des Lebens will ich um Deinet- und unserer Kinder willen gern und mit frohem Muth ertragen; das habe ich dem Himmel auf der Grenze Italiens mit bedrängtem vollem Herzen geschworen, und schwöre es ihm jeden Morgen, jeden Abend, ja jede Stunde, da ich an Dich gedenke. Wenn ich mich auf mein breites italienisches Lager hinstreckte, bist Du mein erster und letzter Gedanke; ich drücke Dich an mein Herz, bitte Dir tausendmal alles ab, womit ich Dich je beleidigt habe, und wenn ich mir sage, daß ich Dich wiedersehen werde, vergeße ich alles andere, Du mein Schatz, meine einzige treue Habe. Gott nehme Dich und die Deinigen unter seinen Schutz, wende alles Unglück von Euch ab, erhalte Euch mir und mich Euch gesund und fröhlich. Ich werde gewiß ganz anders wiederkommen, als ich ausgereist bin, und zwar nicht ins Schlimmere verändert. Lebe wohl, meine liebe, treue, reine Gute. Küsse die Kinder nach der Reihe in meinem Namen und sage ihnen allen was Gutes.

Verona, 5. September.

Als ich gestern den Brief an Dich mit sonderbarer Nührung geschrieben und weggeschickt hatte, gingen wir das Theater, die Akademie und die Antiquitäten zu besuchen, die Massei gesammelt hat. Die beiden ersten Gegenstände gingen mir leicht vorüber; unter den alten Steinen, die einem großen Theil nach Grabsteine und Sarkofage sind, übernahm mich das Andenken unserer gemeinschaftlichen Freude und Arbeit so sehr, daß ich in ein Nachdenken kam, das mich fast zu Thränen erweichte. Da standen die Gegenstände der griechischen Epigramme ruhig da, die Hände, die sich einander auch auf dem Grabstein mit Treue gaben, und die Kinder zwischen ihnen. Hier eine häusliche Gesellschaft um den Tisch, dort ruhende Personen, vier, fünfmal auch unser Freund Schlaf mit der gefenkten Fadel. Du kannst denken, unter welchen Gedanken ich unter den Arkaden umherging. Nach Mittag sahen wir sie noch einmal in Gesellschaft wieder; des Morgens sah ich sie mit Dalberg allein. Wir gingen und sahen noch den Bogen Vitruv's, die kostbare Brücke über die Etsch, und kehrten zum Mittagmahle. Gegen Abend fuhren wir durch Höflichkeit eines Bankiers, an den Dalberg empfohlen war, zur Komödie in die Arena oder das Amphitheater, wo wir einen Akt durch blieben, und das lustig kleine Schauspiel bei hellem Tage sahen; sodann in ein Naturalienkabinet von merkwürdigen Petrefakten; dann im Corso umher und auf den Braaplatz, wo die ganze Welt von Verona, von der ersten Dame bis zur gemeinen Fille, vom Stutzer bis zum Pfaffen umherfährt, geht, konversirt. Wir gingen das größte Kaffeehaus durch und sahen die Gesellschaften, unter denen auch Damen waren, nahmen eine Tasse Schokolade und kehrten nach Hause. So ward der erste Tag begangen und beschlossen, den wir in einer italienischen Stadt zugebracht haben. Du kannst denken, nach dem langen Wagengebränge sehr vergnügt. —

Der Himmel ist hier sehr schön, und alles lebt und webt. Die Häuser sind gegen die Hitze wohl eingerichtet, nicht aber so gegen die Kälte. Der Himmel gebe uns heute einen so guten Tag, als wir gestern gehabt haben, und ich werde den Brief froh endigen. Lebe wohl. —

Der Tag ist zu Ende, und ich will vor dem schönen Monde unter diesem schönen veronesischen Himmel noch beschließen, womit wir heute Verona beschlossen haben. Denn morgen früh geht die Reise fort.

Unter den Gemälden der Kirchen hat mir insonderheit ein Rafael wohlgefallen, der erste, den ich in Italien sah. Es ist eine Verkündigung. Der Engel ist himmlisch leicht, ein hinanschwebender Flugling, voll Reue und Unschuld; die Maria bescheiden in sich gesenkt, gar nicht exaltirt, sondern innig menschlich, nicht eben schön, aber sehr sitzhaft und bescheiden. Die Veroneser sind nicht für mein Herz sprechend, so voll Kunst der Farben und des Lichts sie sein mögen. — Wir sahen den bischöflichen Palast und den Bischof selbst: eine schöne, große, edle Figur, mit einer venezianischen Nase und scharfen Augen, siebenzig Jahr alt, und noch sehr munter. Mich hat, wie er lebt und wie er schläft, sehr behagt: Zwei Figuren, die sich herzlich umarmen, in seinem Schlafzimmer, und nebenan eine sehr sanfte Magdalene. Er nahm uns sehr würdig und artig auf. Gegen Abend fuhren wir in die Giustizischen Gärten, wo ich zuerst die Ehre hatte, unter Pinien umherzuwandeln, und diesen edlen, melancolischen Baum in die blaue Luft steigen zu sehen. Der Garten geht hoch an einen Felsen hinauf, so daß gleichsam ein Garten über dem andern steht, bis sich oben die weiteste, schönste Aussicht öffnet. Ganz Verona sieht man sich zu Füßen liegen, zur Linken die schöne Ebene, die bis Venedig hingehet, zur Rechten bis in die Ferne die blauen Gebirge, die unter einem Himmel, wie Ihr ihn nie saht, daliegen. Vor sich hin steht man die Thürme von Mantua, die Berge von Parma — und in dieser Aussicht ging die schöne Sonne unter, und der holde Mond stand da. Ich war meistens wie im Traum, und fühlte mich, da ich die schöne Sonne durch die Reihe von Zypressen untersinken sah, wunderbar still und traurig. Wir fuhren nach dem Corso, wo ich nochmals mein großes, großes, majestätisches Amphitheater begrüßte, und von ihm Abschied nahm.

Morgen geht's nach Mantua, vielleicht zu Wasser nach Ferrara, dann nach Ravenna, Rimini, Ancona, Loreto, wohin ich zu Dir, meine liebe Mutter Gottes, und zu unserer armen heiligen Hütte, die freilich nicht voll Silber ist, wie diese Santa Casa, mit herzlichem, innigen Gebeten für Dich und die Deinigen wallfahrten werde. Du denkst auch an mich und betest für mich, meine Theure.

Ancona, den 11. September.

Laß Dir erzählen, wie wir auf den Stiefel hinuntergerutscht sind, und wa wir seitdem gesehen und nicht gesehen haben. In Mantua logirten wir in einem: so trefflichen, geschmackvollen Wirthshause, als ich auf allen meinen Reisen nicht gefunden habe; wir fürchteten die Bezahlung; es ging aber mit ihr ziemlich gnädig ab. Ich rauchte des Morgens meine Pfeife auf dem Balkon vor dem herrlichsten Sonnenaufgang. Wir fuhren früh ab, hatten ein kleines Abenteuer am Wagen, das erste auf unserer Reise, so daß wir durch Carpi schnell eilen mußten, und auf schönen Alleenwegen in Modena spät ankamen, wo wir den folgenden Tag blieben. In der schönsten Mondnacht reisten wir weiter, kamen bei Tagesanbruch durch Bologna, das wir auf unserer Hinreise nicht sehen wollten. Wir kehrten Montags in Faenza ein, aßen und warteten die Hitze des Tages ab, die seit Trident schon sehr stark geworden war; da wir denn wieder die Nacht durchfuhren, die noch schöner war als die vorige. In Rimini wollten wir Halt machen; da

wir hier aber mit Tagesanbruch ankamen, waren wir alle in so festem Schlaf, daß der Kammerdiener Dalberg's, der die Posten auszahlt, davon keine Notiz nimmt; wir fahren weiter, glauben nach Rimini zu kommen, sehen das Adriatische Meer, das in der Morgenröthe und Sonnenaufgang den herrlichsten, unnenubar schönen Anblick gab, und waren schon vorüber. Wir mußten also bis Pesaro fahren, wo wir aber alle sehr ermattet waren und ganz entseßlich schliefen. Seit Pesaro bis Ancona haben wir das Meer gar nicht verlassen, und oft ging der Weg stundenlang dicht am Ufer fort. Du kannst auf der Karte mit den Kindern nachreisen, den herrlichen Anblick kann ich Euch aber nicht mittheilen. Es war nicht ganz ruhig, aber auch nicht völlig im Sturm; die Schiffe flogen darauf, einige so nahe vor uns vorbei, daß wir die Segel und Menschen erkennen konnten, und Werner rief einmal über das andere: „D wenn jetzt doch die Kinder hier wären!“ und nannte, was ein jedes sagen würde. So kamen wir über Forli, Sinigaglia u. s. w. bis Ancona, welche Stadt mit ihrem Hafen sonderbar malerisch und schön liegt. Ueber dem Meer schwebte ein Gewitter, das uns zur Seite dann und wann seine Strahlen schoß und seine hohle Meeresstimme hören ließ. Als wir in Ancona waren, ward es stärker, gab uns den Abend prächtige Stimmen zu hören, und heute Morgen sechs Uhr that es einen Schlag aufs Meer, daß mein ganzes Zimmer wie in Flammen zu stehen schien. Jetzt ist's zehn Uhr, und es regnet noch, und ist noch nicht vorüber. Diese Szene, dieser Anblick, die kühle erfrischende Meeresluft nach einer Reihe so heißer Tage, die Ruhe, die wir in Pesaro, noch mehr aber hier in Ancona genossen, hat uns allen neues Leben gegeben. Wir sind die Seeszenen meiner Jugend wieder vor die Seele getreten, und ich habe gestern Abend den ersten Blick wieder in Homer's Odyssee gethan. Heute Morgen greife ich wieder nach ihr, und denke was ich aufschlage — die Worte über die Sirenen. Schlage sie wunderhalben auf; sie sollen mir gesagt sein, und ich mache die Stricke zurecht, mich an den Mast zu binden. Diese Nacht habe ich auf meinem Bett unter dem prächtigsten Ungewitter recht majestätisch geschlafen, und noch niemand als Werner, die Kaffeekannen und den alten Homer gesehen. Man kommt in Italien zu nichts; man mag nicht lesen, denken noch weniger; das Schreiben aber an Dich wird mir äußerst süß; es ist ein Zauber darin, wenn ich denke, daß ich hunderte von Meilen hinüber so herzlich und vertraulich mit Dir sprechen kann, als ob Du vor mir säßest. Du sitztest auch wirklich vor mir; ich sehe Dich Nachts und Tages in allen Deinen Lieblichkeiten, und Deiner herzlichen, einzigen, unnenbaren Liebe und Zärtlichkeit, die Du für mich hast und hattest, und mir tausendfach erwiesest. Dies sehe ich ohne alle Erhigung der Einbildungskraft, vor der Du Dich auch, wie dem grimmigsten Feinde, hüten mußt, bloß in der Bilde einer genossenen Seligkeit, und einer Seligkeit, die wir, wenn uns der gute Himmel wieder zusammenführt, tausendmal süßer und inniger genießen werden. Du meine Penelope, ich Dein alter gewanderter Ulysses, und unsere Kinder, groß und kleine, um uns. Grüße sie alle von mir mit einem Kuß. Hier lege ich ein Sträußchen vom adriatischen Meere bei; mit solchen Gebüßchen, klein und groß, ist das Ufer bewachsen. Heute Nachmittag wollen wir das Merkwürdige in Ancona sehen, zu Wagen nämlich, denn die Stadt ist äußerst schmutzig und es regnet un-aufhörlich. Morgen geht's wahrscheinlich nach Voretto: da will ich Dein und

unserer Santa casa in herzlichem Gebet gedenken, wie ich vor dem grünen und grauen Meer zum Dämon meines Lebens herzlich gerufen habe, da ich zu Pesaro allein nach dem Hafen ging, nachher die Segel der Wallfahrt auf den Wellen einen Tag lang hinschweben sah. O göttiger Genius, erhalte uns unser Leben, unser Herz, unsere Gesundheit, unsere Kinder, und bring uns wieder zusammen, und gib uns bei gutem, reblichem Muth ein frohes Schicksal; ewig, ewig will ich Dir danken, und nichts erpochen, was Du mir versagst. —

Terni, 17. September.

Tausend Jahre scheinen mir, mein liebstes Leben, seit ich nicht an Dich geschrieben habe, und zehntausend, seit ich keinen Brief von Dir erhalten habe. Aber sieh auf die Karte, wie weit wir vorgeückt sind, so daß wir morgen bequem in Rom sein könnten, wenn wir nicht erst den berühmten Wasserfall bei Terni sehen wollten, der einige Miglien von hier ist, und wohin wir morgen unsere Reise steuern, und dann übermorgen nach Rom unsere Straße fortsetzen wollen, so daß wir Ende dieser Woche, etwa Sonnabend, wenn uns der Himmel hilft, daselbst glücklich anzukommen gedenken. Bisher sind die Wirthshäuser so schlecht gewesen, daß ich nirgend gleichsam ein kleines Wintelchen fand, wo ich Dir hätte schreiben können, so sehr es jeden Tag mein Herz beehrte. Nimm also mit diesem Briefe den Zoll der Liebe und des Andenkens von 8 Tagen an, und lies unsern Fanciulli die weiteren Abenteuer unserer Reise vor, indem Ihr eine Karte zur Hand nehmt.

Ich fange an, wo ich aufhörte, bei Ancona. Am ersten Tage passirte nichts so gar Merkwürdiges. Ich ging Nachmittags einen berühmten Missionär zu hören, den der Papsst aus Rom nach Ancona geschickt hatte, die Pöker zu bekehren. Er predigte auf einem großen Platz vor viel tausend Männern und Weibern. Der abgefeimteste Pfaffe, in der schönsten italiensisch-römischen Mundart, so infam, daß ich Dir den Greuel nicht sagen mag, weil er mit den religiösesten Geberden lauter Geschichtchen und Gespräche der Donno aus dem Beichtstuhl erzählte. Hinter jeder derselben lachte das ganze andächtige Auditorium laut auf, und blieb immer andächtig. Wir haben keinen Begriff von solchen istruzione, wie sie es nennen, in unserer Gegend. Wie seine Stunde aus war, trat er ab; es wurde wieder gesungen, und ein Dominikaner trat auf das Gerüst zu einer ernsthaften Predigt. So verbringt man die Zeit, wenn keine Oper oder Komödie da ist, und das Damen wie Herren, und das Volk. Man hat keinen Begriff von dem in den Tag hinein leben unter freiem Himmel. Den Tag darauf wanderte ich allein durch die Stadt, weil Dalberg zeichnete und die Seefeldorff nicht wohl war. Gegen Mittag kam ich auf die schönste Höhe der Welt, die über den Hafen von Ancona aufs adriatische Meer hinausblickt. Hier hat einst ein Tempel der Diana an einem würdigen Platz gestanden, jetzt ist der Dom da. Ich konnte mich von der schönen Höhe des blaugrünen Meeres nicht trennen, ging endlich aber doch hinunter und suchte die Börse, wo vom Balkon eine ruhige, unendlich schöne Aussicht aufs Meer ist.

Am Sonnabend ging's aus Ancona nach Poretto, wo wir Mittags ankamen, sehr unrein, garstig und schlecht logirten, und gleich den Nachmittag die Santa casa der Maria, die im Altar ist, mit allen goldenen Kindern, allen unennbaren

Zuwelen, Diamanten, Schmuck, Perlen, Gold, silbernen Statuen u. f. sahen. Es ist nicht zu beschreiben, und verdient auch keine Beschreibung, ich will Euch davon erzählen. Sonntags Mittag fuhren wir ab. Wir kamen über Neanati, wo erst die Santa casa gestanden, bis Macerata, logirten schlecht und theuer; es regnete die Nacht durch, und wir fuhren Morgens mit Tagesanbruch unter Regen in die Gebirge. Es heiterte sich aber bald auf, und wir kamen Abends unter der schönsten Mondbeleuchtung durch Thäler und Gegenden, von denen wir keinen Begriff haben, in Fuligno an. Morgens sahen wir einen Kasael, eine Maria mit dem Kind auf den Wolken, das Kind steigt aus ihrem Schoß und tritt mit dem einen Füßchen auf die Wolken. Unten ein vortrefflicher Johannes der Täufer, ein Mensch, der eine Welt in sich hat und auf das Kind zeigt, und zwei kniende Heilige. Es ist ein herrliches Stück, nur sehr beschädigt. Die Nonnen lassen es verderben. Wir sahen noch einiges andere und hätten von Fuligno in der schönsten Ebene von ganz Italien nach Perugia fahren können, die Seckendorf wollte aber nicht. Wir reisten also Nachmittag fort nach Spoleto, gleichfalls in einem vortrefflichen, entzückenden Thale zwischen den Apenninen. Von der Schönheit der Apenninen ist nicht genug zu sagen. Es gibt, glaube ich, keine schönere Gegend des Gebirges, ob die Tyroler Berge gleich viel höher, kühner, wilder, größer sind. Ein schöner Fund, den wir antrafen, war ein ganz erhaltener Dianentempel, nicht weit von Rene, eine Stazion von Spoleto. Da es der erste Tempel ist, den ich sah, lief ich voll Freude hinab, umfaßte die eine schöne Säule, ganz mit Lorbeerblättern geziert, und sah entzückt auf die schönen Flüsse und Gegenden im Thal mit ihren Nymfen hinab. Das innere Tempelchen hat ein Papst zur Kirche weihen lassen, damit es verschont bleibe; ich stieg wie toll auf den Altar zur Nische, wo die heilige Göttin gestanden hatte; sie war aber nicht da. Hier hast Du zwei Zweiglein aus den Mauern des Tempels, die ich für Dich gepflückt habe. Dalberg hat ihn in der Eile gezeichnet und will mir ihn zum Andenken der schönen Stunde geben, die wir da genossen. Die Gegend wird ewig in meiner Erinnerung bleiben. —

Am 18. September 1788 kam Herder in Rom an. Wenn auf der Reise die Launen und die Eitelkeit der Frau von Seckendorf schon vielfach störend gewesen waren, so wurde ihr Benehmen in Rom völlig unerträglich. Um nicht alles zu verlieren, was die ewige Stadt ihm aus ihrer uner schöpfl ichen Fülle bieten konnte, trennte Herder sich von seiner bisherigen Reisegesellschaft und schloß sich dem Gefolge der Herzogin Amalie an, doch so, daß er seine eigene Wohnung hatte und nur einen Theil des Tages, gewöhnlich zur Tafel, bei der Herzogin verweilte. Aber auch da wurde ihm mancher Genuß durch das anhaltend schlechte Weitzereitelt, so daß Herder's Erinnerung an Rom eine mehrfach getrübt war. In den Deutschen in Rom wurde er sogleich aufgesucht, mit Angelita Kaufmann verkehrte er gern und viel. Die römischen Großen erzeigten ihm viel Ehre, besonders die Kardinäle Borgia, Vernis, auch der spanische Gesandte. In den ersten Tagen des Januar 1789 ging Herder in Gesellschaft der Herzogin Amalie nach Neapel, wo sein Geist auflebte. Ueber sein Leben in Rom und über seine Freude am schönen Neapel mögen einige Stellen seiner Briefe Aufschluß geben.

Rom, 28. Oktober 1788.

Ehe ich Bekanntschaften mache, muß ich erst mit dem todtten Rom wenigstens halb fertig sein, und da fehlt noch viel. Rom ist so groß und reich, eine Welt von dritthalb tausend Jahren ist hier zu suchen und zu finden; alles liegt so weit auseinander, und hat Ideen neben und vor sich, daß ich mir jeden Tag unwissender dünke. Ich habe tausend Sachen im Kopfe und noch keine Zeile schreiben können, was ich gesehen habe. Da vergißt man Papst und Kardindäle.

13. Dezember.

Rom erschläfft die Geister, wie man selbst an den meisten hiesigen Künstlern sieht, vielmehr einen bloßen Gelehrten. Es ist ein Grabmal des Alterthums, in welchem man sich gar zu bald an ruhige Träume und an den lieben Müßiggang gewöhnt. Auf mich hat es nun zwar diese Wirkung nicht, da ich so leicht keinen Tag vorbeistreichen lasse, ohne etwas gesehen, oder mich um etwas bemüht zu haben. Es bleibt indeß auch für mich ein Grabmal, aus dem ich mich allmählig herauswünsche. Man fühlt sich darin wie in einer Tiefe, in der man nicht viel weiter kommt, je mehr man mit Händen und Füßen strebt. Das Alterthum, als Studium betrachtet, ist unendlich an Tiefe und Weite; die Fäden, die sich aus Rom in alle Geschichte schlingen, sind so vielartig, und die Mittel sie zu verfolgen werden hier so erschwert, daß es besser ist, zu guter Zeit sie aus den Händen zu lassen und nur den Anduel in seinem Gemüth zu behalten. Aus dem Vatikan werde ich nicht viel holen; er liegt mir zu weit ab, mir fehlt Zeit. Einen freien Gebrauch der Kataloge habe ich nicht erlangen können, noch weniger eine freie Ansicht der Schränke. Ich muß fordern, so wird mir, obwohl mit Mühe der ungeschickten Sucher, gewährt, was ich fordere, kann aber nichts mitnehmen, und so gehen Stunden und halbe Tage hin, ohne daß man etwas erbeutet. Das Glück müßte mir sehr wohl wollen, wenn ich noch einen Fund thäte. O wie manches ist anders in der Wirklichkeit, als in der Idee und Hoffnung! Desto fleißiger bin ich nun nach meiner Art in der Kunst. — Indessen bin ich gesund, gesunder als jemals. Das Klima bekommt mir wohl, und jedermann sagt, daß ich eine Farbe habe, wie ich sie in Deutschland nie gehabt habe. Das macht, man lebt unter dem schönen Himmel (wenn es nicht regnet — alsdann ist's ein Jammer und Elend) ein bloß himmlisches Leben. Das Denken und die Mühe verlernt man ganz und gar, weil sich immer der Gedanke zuerst aufdringt: wozu die Mühe? Wozu das Denken? Dabei aber, glaube ich, gewinnt, wenn ein solches Leben nicht zu lange anhält, die innere Elastizität des Geistes und des Körpers. Ich bin von guter Laune und eine gewisse sinnliche Gleichgültigkeit ist die einzige Göttin, die mich regiert, weil doch alles ein Traum ist, und für mich in kurzem sein wird.

Im Grunde wird mir hier alles Schauspiel. Die große Welt, die Kardindäle, Monsignori, Principe und Principeassos fangen mich auch an zu ennuyieren. Es ist indeß auch gut, dies Schauspiel gesehen zu haben, an etwas Ernsthafteres ist hier nicht Zeit zu denken. An Liebe vollends hier gar nicht, sie scheint in diesem Lande gar nicht Sentiment, sondern himmlischer Genuß zu sein. Das andere ist ein Train von seelenlosen Konversationen und Observanzen, die zu viel Zeit und Geld kosten, als daß sie der Mühe werth wären.

17. Dezember.

Um wie manches hat mich diese Reise klüger gemacht! Wie viel Seiten meines Wesens hat sie leise und unleise berührt, die ich sonst kaum kannte! Das weiß ich gewiß, sie hat mir die Augen über die Menschen tausendfach geöffnet und mich recht gezwungen, den wahren Werth des Lebens finden und insonderheit Treue und Liebe schätzen zu lernen, weil es ihrer in der Welt so wenig gibt. Italien und in specie Rom ist also freilich für mich eine hohe Schule gewesen, nicht aber sowohl der Kunst, als des Lebens. Ernster wirst Du mich gewiß finden, wenn ich wieder komme, aber fürchte meinen Ernst nicht, er knüpft mich an Dich und die Meinigen mit neuen unauflöblichen Banden. O wenn ich wieder Dein liebes Antlitz schaue, und Du mir Deine treue Hand reichst! — Ich kann mir den Augenblick nicht denken, ohne daß alles mein Schreiben ein Ende hat. Gebe Gott ihn mir! Gebe Gott ihn mir zur glücklichen Stunde! Er mache das 89. Jahr für Dich und mich gut, und für unsere liebe Heerde! Er wird's! —

Neapel, 6. Januar 1789.

Ich bin gestern glücklich in Neapel angekommen. Die Reise war beschwerlich, denn die schönen Orangenwälder dieses unglücklichen Erdstrichs liegen unter ungesehenem und unerhörtem Eise. Ein trauriger Anblick! Und Pferde und Menschen, die des Schnees, des Eises und der Kälte ebenso ungewohnt waren, konnten sich auch nicht drein finden, und fanden es brutta cosa, bei solchem Wetter zu reisen. Wer konnte es aber voraussehen? Und am Ende hoffen wir, daß es nicht von Dauer sein soll. Trotz der Kälte ist die Luft hier, wie ich sie zeitweils noch nicht gefühlt habe, balsamisch und erquickend. Vom drückenden Rom befreit, fühle ich mich wie einen ganz andern Menschen, wiedergeboren an Leib und Seele. Was muß das für ein Aufenthalt sein in der schönen Jahreszeit! Ich glaube, man vergißt hier die ganze Welt und wünscht mit den Seinigen hier nur zu sehen und zu athmen! Wir wohnen am Meer mit der schönsten Aussicht, die ich Dir mündlich beschreiben will. O wenn Du mit den lieben Kindern hier wärest! Hier wünsche ich Dich, nicht in Rom; hier ist Gesundheit, Ruhe und Leben, die schönste Welt. Ich glaube es den Neapolitanern, daß wenn Gott sich eine gute Stunde machen will, er sich ans himmlische Fenster legt und auf Neapel herabsieht. Auch sehe ich ober fange an zu fühlen, wie man ein Grieche sein konnte. Schade, daß dieser Aufenthalt doch endlich nicht lange für mich sein kann, und daß ich ihn nicht ganz genießen können, wie ich ihn wünschte. Doch man muß nehmen, was da ist. O wenn ich Euch in Neapel hätte! O wenn wir hier unser bißchen Leben ausleben könnten, wie wir wollten! Es ist unsäglich und unaussprechlich.

12. Januar.

Das Wetter ist bisher nicht von der Beschaffenheit gewesen, daß wir viel haben sehen können. Die Luft ist indessen auch in Kälte, im Scirocco und im Sturm des Meeres hier so schön, daß man alles vergißt und nur athmen, sehen, essen und trinten möchte. Auf meiner ganzen Reise habe ich mich nicht befunden wie hier: es bekommt mir alles recht wohl. Ich bin gerade in dieser Seelust, wie ich war, als ich die Meere durchstrich, und hoffe, bloß durch Neapel gesund

und gestärkt zurückzukehren. Hier ist's nicht möglich, daß jemand ein Wölchlein auf die Stirn kommen, oder lange darauf weilen sollte; man gibt's der Luft und den Winden. Und wenn der König mich hier irgendwo zum Erzbischof machte und der Papst mir erlaubte, Dich und die Meinigen zu behalten, so kämst Du mit den sechs Kindern nach, oder vielmehr ich holte Dich ab, und wir wollten hier leben. Und das ist jetzt in der stravagantesten Jahreszeit, da alle Elemente für die Italiener ungewöhnlich im Rumor sind; was muß es sonst sein! Laßt uns das bischen Luft genießen, so lange wir hier sind, und mit traurig vergnügtem Herzen nachher scheiden. Rom ist eine Mördergrube gegen diesen Ort, und ich sehe jetzt gar wohl, warum es mir da nie recht wohl ward. Ich wollte, daß alle Gegenstände des Studiums hier wären.

Hier habe ich den Erzbischof von Tarent *) kennen lernen, den geschmeidtesten, lebhaftesten, gelehrtesten, sinnreichsten, liebenswürdigsten Geistlichen, den ich je gesehen habe. Ich habe mit ihm schon fünfmal Konversationen gehabt, und habe einen Ort, wo ich fast täglich ihn sehen kann, welches mir denn sehr wohlthut. Heute Mittag habe ich ihm Visite gemacht, und bin nach zwei Stunden mit allen seinen Schriften, die er mir schenkte, von ihm gegangen. Ich werde Dir viel von ihm erzählen; hier sind andere Menschen als in Rom, auch andere Schriften, auch in diesen bin ich schon recht glücklich. Auch Italienisch wollte ich nirgend als hier lernen, hier lernt sich's von selbst. Gott sei herzlich gelobt, daß ich hier doch wenigstens in der Luft einen Genuß meiner Reise habe! Wenn Ihr alle hier wäret, gingen wir auf den Sommer auf die Insel Ischia, und lebten da von der Welt abgeschlossen, und als ob uns alle Welt gehörte.

Nun Gott sei mit Dir, Liebe, Liebe, und mit Deinen Zweigen. Ich denke oft an Dich, wenn ich das Meer anschau, und wünsche, daß es mir immer so wohl sein könnte, und die Physiognomie mir auch hinter der Peter- und Paulskirche**) bliebe. Sie wird mir indeß gewiß eine lange Zeit bleiben, und ich danke Gott für die Reise nach Neapel. Himmel und Hölle, Elysium und der Tartaros ist hier erfunden. Homer und Virgil haben das Einzige, Ewige ihrer Gedichte aus Einer Gegend genommen, die vor meinen Augen ist, rechter Hand vor meinem Fenster. Auch für meine Philosophie der Geschichte habe ich hier in acht Tagen mehr erwischt, als in Rom in 3 $\frac{1}{2}$ Monaten.

19. Januar.

Ich bin gesund im schönen Neapel, Liebe, das wird Dir genug sagen. Wir kommen eben aus Pompeji und haben die herkulanischen Gemälde durchsehen, an einem sehr schönen, reizenden Tage; Luft, Himmel, Berge, Meer und Erde sind ein Zauberanblick, in den man wie versunken ist, so daß man darüber kein Wort hat. O eine Gegend! Man fährt mitten im Winter durch Gärten Abonis, und wird von dem holden Traum trunken. Lange indeß könnte ich's hier nicht aushalten in dem Zustande, worin ich bin; meine einsame Seele wiegt sich zuletzt in den Wellen des Meeres zum Abgrunde oder in die Ferne traurig, traurig.

*) Giuseppe Cappece-Latro, ein vortrefflicher Mann, der nach Herder's Tode dessen Andenken in einer schönen lateinischen Elegie feierte.

**) Hinter dieser Kirche in Weimar lag Herder's Wohnung.

Ehegestern fuhr ich allein um den Pausilipp herum wie hinein in die Abendröthe, und kam so sanfttraurig wieder, daß ich drei Stunden hernach wie stumm war. Grüße Götze und Knebel und sage dem letztern, daß ich ihn oft herwünsche, mit ihm am Ufer des Meeres spazieren zu gehen, den Vulkan mit ihm zu besteigen, am Grabe des Sannazar, auf Capo di Monte oder sonst mit ihm in Magna Gräzia zu filosofiren. O wie ist die Natur hier groß und schön! Ich glaube, meine Seele ist von hier nach den Nordländern hinübergeflogen; hier, wenn ich meine Heimath hätte, wiegte sie sich wie ein Vogel auf den Zweigen. Jetzt aber fliegt sie höchstens wie eine Seemöve, sich ein paar Fische zu holen. Ich könnte hier wiedergeboren werden, wenn ich nicht schon so alt wäre, und jemand um mich hätte, mit dem ich von Herz und Seele lebte. Indessen bin ich gesund, und sehe die See und den Mond darüber, und die Lichter auf ihr, die da fischen, und höre in der Nacht die hohen Wellen brausen. Lebe wohl, Engel, und denke, an Deinen einsamen Ulysses am Ufer des Meeres freundlich. Alle guten Geister seien mit Dir! Meine Sehnsucht sendet sie Dir über Meer und Berge zu, und zieht Dich oft her in meinen Gedanken. —

In Neapel schien alles sich zu vereinigen, um für Herder fröhliche Tage zu schaffen. Auch die Gelehrten und Großen Neapels erwiesen Herder ausgezeichnete Ehre. Arcivescovo di Turingia, Erzbischof von Thüringen, nannten sie ihn. Es ist ein tiefklührender Gedanke, daß Gott in die Seele des armen Schulmeisterssohnes aus dem fernen, öden Nordlande das Gefühl für die ewige Schönheit und die Sehnsucht danach in solcher Stärke legte, daß der gereifte, ernste Mann meinte, in jenen paradiesischen Gegenden sei die eigentliche Heimath für ihn. Als Herder nach Rom zurückgekehrt war, schrieb er das nachstehende

Angedenken an Neapel.

Ja verschwunden sind sie, sind verschwunden,
Jene kurzen, jene schönen Stunden,
Die auch ich am Pausilipp erlebt.
Holder Traum von Grotten, Felsen, Hügel,
Inseln und der Sonne schönen Spiegeln,
Seen, Meer — Du bist mir fortgeschwebt!

Fortgeschwebt die zaubernde Sirene,
Die mich ohne süßer Flöten Töne
Schwesterlich in ihre Arme nahm;
Und mein Herz schlug voller und geschwinde,
Und mein Blut floß reiner und gelinder,
Da ihr Athem mir entgegen kam.

Sehnend sah ich ihres Busens Wellen
Sanfter sich und reger zu mir schwellen,
Schwamm dann mit der Fläche sanft dahin;
Sah den schönen Kranz von Fels und Hügel,
Sah die Sterne, sah den Mond sich spiegeln
In der süßen Freudegeberin.

Sah die Inseln in den Wellen schweben,
 Träumt' auf ihnen ein beglücktes Leben,
 Unbekannt und aller Welt entflohn;
 Sammelt nur um mich den Kreis der Meinen —
 Ach ihr Wellen, oft sah't ihr mich weinen
 Um sie, für sie, zu der Göttin Thron!

Wenn die Abendröth' im stillen Meere,
 Sanft verschwebte, und mit seinem Heere
 Glänzender der Mond zum Himmel stieg,
 Ach! da flossen mit so neuem Sehnen
 Unschuldvolle, jugendliche Thränen,
 Nur ein Seufzer sprach und alles schwieg.

Rimmer, nimmer sollt ihr mir entschwinden,
 Immer wird mein Herz euch wiederfinden,
 Süße Träume, rein und zart und schön.
 Nie wird euch mein Auge wiedersehen,
 Doch ein Hauch wird kispelnd zu euch wehen:
 Ich, auch ich war in Arkadien!

21. Februar 1789.

Seit gestern sind wir wieder in Rom, und statt des hellen, ewig beweglichen Meeres stehen stille, dunkle Zypressen mir vor den Augen, an denen sich kein Wipfelchen regt. Alles ist stumm und todt um uns her, weil die Villa Aquaviva oder Malta, wo wir auf dem Monte Pincio wohnen, meistens schon unter Gärten liegt. Rom mit seinen Dächern und Kuppeln ist unter uns, und auch da war's äußerst todt auf den Straßen, gegen Neapel gerechnet, als wir gestern gegen Abend unsern Einzug hielten. Diese Nacht habe ich fast von nichts geträumt, als daß ich in einem Grabe schliefe, nicht aber todt, sondern lebendig, es war keine böse Ahnung im ganzen Traum.

27. Februar.

Rom ist kein Ort für mich, so viel Schätze der Kunst (vielleicht auch der Literatur, wenn solche zugänglich wären) darin gesammelt sein mügen. What's Hecuba to him or he to Hecuba? sage ich mit dem guten Hamlet, und will mich gern wieder in meine kleine Rußschale einsperren, wenn ich nur schon zu ihr gelangt wäre. Ich sehne mich aus Italien, und wollte, daß ich schon an der deutschen Grenze wäre, ob ich gleich an meine kirchliche und politische Situazion in Weimar nicht eben mit Vergnügen denke. Auf der andern Seite wünschst die Herzogin, daß ich mit ihr nach Neapel auf den Sommer zurücklehre. Der Erzbischof von Tarent hat mir dort äußerst angelegen, nur ein halbes Wort, uno demi-parole, darüber zu geben, und der General Salis hat mir gar den Antrag gethan, mit ihm nach Sizilien zu gehen, wohin er im Frühjahr zu gehen gedenkt. Das alles wäre nun wohl recht gut, aber theils fürchte ich für meine Gesundheit, theils habe ich's etwas satt, als Appendix unter den Menschen, wenn auch unter guten Menschen zu leben, und sehne mich nach meiner Heimath.

Florenz, 22. Mai.

Den 15. Mai Mittags um 1 Uhr ging ich aus Rom mit meinem Betturino ab. Es war Donnerstag; Sonntag Abends war ich in Siena, Dienstag Nach-

mittag in Pisa, wo ich zwei halbe Tage blieb und kennen lernte, was ich kennen lernen wollte. Seit heute Mittag bin ich in Florenz, wo mein erster Gedanke nach Deinen Briefen war. Ich bin gesund und habe sehr schöne Tage zu meiner Reise gehabt.

Gottlob, in Florenz fängt mir das Herz wieder an aufzugehen; hier sind, wie jener Schiffer sagte, doch wenigstens Fußtritte von Menschen, von großen Menschen aller Zeiten, die alle auf diesem Punkt gelebt und gewirkt haben. Denke Dir, wie ich heut Nachmittags unvermuthet in der Kirche St. Croce auf dem Orte stand, wo Michel Angelo Buonarotti, Galilei, Machiavell, drei der größten Geister, die Florenz und durch sie die Welt gehabt hat, begraben liegen, unter schönen Monumenten. Und neben ihnen andere brave Männer, Filicaja, Lami, Leonardo Bruno, Cocchi, Micheli, auch Staatsmänner u. a. Und zwischen ihren Grabmalen Altäre mit Werken der denkendsten Maler, die die florentinische Schule fast ausschließlich hat, in simpler Bedeutung geziert. Und als ich nachher in die Kirche Annunziata kam, und meinen lieben Andrea del Sarto im Vorhofe unter den Meisterstücken seiner Kunst und seiner Bildsäule begraben, fand, und beim Eintritt in die Kirche seinen männlich schönen Christus, den schönsten nach Pinardo da Vinci, unter einer Last von Gold, Silber, Edelgesteinen, Sclübben und Marmor verehrt sah, und so weiter hinauf bis in die letzte Grabkapelle des Johann de Bologna rückte, darauf beim Herausgehen eines seiner vielen Werke, den Großherzog Ferdinand in Erz begründete und in die Gärten Boboli eilte, um über dem Arno die Sonne untergehen zu sehen. So war mir gestern, da ich Giotto's und Cimabue's Bild im hiesigen Dom, und in Pisa, da ich Algarotti's Grab neben Giotto's alten heiligen Anfängen der Kunst im campo santo fand; so war mir heute Morgen, da ich in der Gallerie die unendliche Reihe der großen Männer aller Zeiten, und in zwei Sälen die von ihnen selbst gemalten Bildnisse aller großen Maler aller Nationen sah, und auch meine liebe Angelika wie einen Engel im weißen Gewand unter ihnen erblickte. Hier sind Fußtritte von Menschen, nicht Heilige und Götzenbilder allein. —

Ueber Mantua reiste Herder nach Mailand. Den Plan, noch die Schweiz zu sehen, führte er nicht aus, vielmehr kehrte er über München und Nürnberg in seine Heimath zurück; am 9. Juli 1789 langte er wohlbehalten wieder in Weimar an.

Hier hatte er seine Entscheidung in einer Sache zu geben, welche von hoher Wichtigkeit war und ihn selbst betraf. Noch während seiner Anwesenheit in Rom war ihm unter dem 15. März 1789 von Heyne in Göttingen ein erneuter Antrag zur Uebernahme einer Professur daselbst zugegangen. Die Bedingungen zu stellen hatte man Herder völlig selbst überlassen. Herder antwortete, daß er nach seiner Rückkehr von seiner Reise sich mit seinen Freunden das Anerbieten überlegen wolle. Der Ruf nach Göttingen wurde in Weimar sehr bald bekannt, und es wurde nun alles aufgeboten, um Herder, der große Lust hatte nach Göttingen zu gehen, in Weimar zu halten. Die regierende Herzogin, bei welcher Herder in hoher Achtung stand, sprach ihm selbst den Wunsch aus, er möge bleiben, der Herzog ernannte ihn zum Vicepräsidenten des Oberkonsistoriums. Durch diese Gunstbezeugungen und durch die Beweise der Zuneigung von Seiten mancher Freunde,

J. B. Götthe's, wurde Herder's Entschluß schließlich bestimmt: er schlug den Ruf nach Göttingen aus und blieb in Weimar.

Aber sobald die Amtsgeschäfte wieder begannen, nahm auch Herder's Mißmuth über die Kleinlichkeit und die Selbstsucht seiner Umgebung wieder seinen Anfang. Durch die Ernennung zum Vicepräsidenten wurde Herder von allen Predigten, Trauungen u. dgl. befreit, auch die Kirchenrechnungen brauchte er nicht mehr nachzusehen. Aber die Leitung des Oberkonsistoriums war nun keineswegs unbehindert in seine Hand gelegt; der wirkliche Präsident, ein grämlicher, halbblinder Greis, erschien noch bei jeder Sitzung, und beharrte eigensinnig auf Durchführung seiner verrosteten Ansichten. Dabei wurde von Neidern so manche Kränkung für Herder so gestiftet, daß dieser es in der nächsten Zeit oft bitter bereute, dem Rufe nach Göttingen nicht gefolgt zu sein. Durch die Anfeindungen litt Herder's Gesundheit sofort wieder in bedenklichem Grade; im Anfange des Jahres 1790 besiel ihn eine lebensgefährliche Krankheit, welche ihn zu einer Badereise nach Karlsbad im Jahre 1791 nöthigte; doch wurden seine Leiden dadurch eher aufgeregt, als gemildert. Es waren trübe Tage, und das Drückende seiner Lage riß den gequälten Mann wohl einmal zu schmerzlicher Klage über sein verfehltes Leben hin. Götthe bewies sich um diese Zeit als theilnehmender Freund; an Gleim schrieb Herder's Gattin im November 1791: „Götthe macht optische Versuche, besucht uns oft und ist heiter und wohl.“ Auch mit Wieland und dessen Familie wurde ein reger Verkehr unterhalten.

Herder's Zeit war in diesen Jahren bis zu seinem Tode etwa in folgender Weise besetzt. Sonnabend Nachmittags kamen zum Durchlesen gewöhnlich zehn, auch noch mehr Aktenkisten zur nächsten Sitzung des Konsistoriums. Diese Akten mußte Herder gründlich prüfen, da er auch schon als Vicepräsident den Vortrag der Geschäfte hatte. Auf einen besondern Bogen schrieb er für jede Sache seine Meinung, über welche das gesammte Oberkonsistorium dann nachher sein Votum gab. Der Sonntag wurde zur Erlebigung der Geschäfte aus den Aktenkisten meist in Anspruch genommen, und in der Regel war auch noch der Montag Vormittag mit Konsistorialarbeiten besetzt. Der Montag Nachmittag war zur Erholung bestimmt, es wurde gelesen, Briefe geschrieben. Jeden Dienstag um neun Uhr Morgens war Sitzung des Oberkonsistoriums, welche vor 1 Uhr Mittags selten beendet war. Zu literarischen Arbeiten war Herder für den Rest dieses Tages gewöhnlich nicht aufgelegt. Mittwoch Vormittag kamen die Briefe und Berichte von den Landgeistlichen, oder letztere selbst; auch für die Landschullehrer war Herder dann zu sprechen. Von Mittwoch Nachmittag ab bis Sonnabend Morgen konnte Herder nun, wenn nicht besondere Fälle vorkamen, seinen literarischen Arbeiten nachgehen. Nach der Arbeit war ihm Besuch seiner Freunde, Musik und Poesie, im Sommer ein Spaziergang, seine liebste Erholung. Auch auf seinen kleinen Wanderungen von wenigen Stunden pflegte er irgend ein Buch in seiner Tasche zu tragen.

Hefziger Rheumatismus nöthigte ihn, im Jahre 1792 die Bäder in Aachen zu gebrauchen. Ueber diese Kur schrieb er im November desselben Jahres an Gleim: „Sie wissen meine traurige Krankheit, die eine schmerzenvolle Reise nach Aachen nöthig machte. Der lange Aufenthalt daselbst, vom Anfang Juni bis

Ende August, war eben so beschwerlich, zum Theil qualvoll und kostbar. Endlich hat die Zeit doch gestegt; ich gehe wieder gerade, bin fast ohne Schmerzen, brauche die Elektrizität mit Hoffnung; nur muß ich mich äußerst schonen und wahren. Ueberdem stecke ich wieder in Geschäften, daß ich wie ein Gefangener lebe und mein Dasein kaum inne werde.“ Auf allen Vabereisen war Karoline Herder ihres Gatten treue Begleiterin und Pflegerin.

Als die französische Revolution ausbrach, erkannte Herder sowohl wie Klopstock und noch mancher andere vortreffliche Mann in diesem Ereignisse die Morgenröthe eines neuen Tages; er gab sich auch keine Mühe, seine Ansichten zu verbergen. Seine Neider suchten ihn nun wüthlicher Grundsätze wegen zu verdächtigen, und gingen in ihrem Hass so weit, daß sie sogar Herder's Familie nicht verschonten. Sie behaupteten, Herder's ältester Sohn Gottfried, ein stiller, friedlicher und strebsamer Student der Medizin in Jena, habe an einem Freiheitskonvivialm dortiger Studenten Theil genommen; es wies sich bald aus, daß Gottfried Herder gerade in der Zeit, wo dieses Konvivialm stattfand, bei seinen Eltern in Weimar gewesen war. Herder verachtete es, sich gegen solche gemeine Anschuldigungen zu vertheidigen, aber der Gram nagte desto tiefer an seinem so leicht getroffenen Herzen, und beschleunigte immer mehr das Herannahen jenes Tages, der den großen Mann in seiner besten Geisteskraft der Welt so früh entriß.

Je mehr das Jahrhundert sich dem Ende zuneigte, desto häufiger wurden die Krantheitsanfalle. Außer den Aachener Bädern gebrauchte Herder auch den Egerbrunnen. Oft litt er an solcher Schlaflosigkeit, daß er nur durch Zusammenraffen aller seiner Kräfte seine Amtsgeschäfte bewältigen konnte. In seinen letzten Lebensjahren war ihm Jean Paul ein treuer Freund, der mit ungemessener Bewunderung an Herder's hohem Geiste emporblickte und ihn für den ersten aller Menschen, aller Geister erklärte. An die wenigen treuen Freunde, wie Gleim, Jean Paul, klammerte Herder sich in seiner Einsamkeit ganz besonders fest an. Und das hat man ihm zum Vorwurf gemacht, daß er, der wie Lessing von tausend Jammerseelen, die ihn nicht zu fassen und zu begreifen vermochten, geschmäht wurde, daß er gern dahinging, wo er Liebe fand! Es muß wohl wahr sein, daß niemand ein Wohlthäter der Menschheit sein kann, ohne täglich und stündlich gekreuzigt zu werden.

Seit dem Jahre 1801 litt Herder bedenklich an den Augen. Eine erneuert Kur in Aachen ersprach nicht den Erwartungen, anhaltende Ruhe und Schonung war dringend notwendig, um sich zu erholen, ging Herder mit seiner Gattin von Aachen über Nürnberg nach Stachodrieb, einem Gute in Baiern, welches sein Sohn Adalbert, der Landwirth war, in demselben Jahre gekauft hatte. Während dieses Aufenthaltes entspann sich eine folgenreiche Begebenheit, welche nicht allein allen Neidern Herder's eine willkommene Handhabe zur Schmähung, sondern auch vielen Verehrern des großen Mannes ein Stein des Anstoßes gewesen ist. Den genauesten Aufschluß über alles, was hierher gehört, gibt ein Brief von Herder's Gattin an Gleim, vom 2. November 1801, aus dem wir die betreffenden Stellen hier eintücken.

„Unser Adalbert schrieb uns im Mai, daß er in Baiern ein Gut vortheilhaft kaufen könnte, wenn wir ihm das nöthige Geld dazu verschaffen könnten, wofür

er das Gut als Unterpfand gäbe. Gleich beim Ersten, wobei wir nachsuchten, erhielten wir das Verlangte; Herzen und Hände waren dazu willig. Alles machte sich dazu so leicht, als ob es vorbereitet gewesen wäre. Nur sein bisheriger Herr, der Regierungspräsident von B., war äußerst gegen den Kauf. Da aber jeder Mensch sein eigen Glück sich selbst baut, so ließ sich Adalbert nicht abhalten. B. kam Ende Juli selbst auf seine Güter, bot sich beim Kauf als Adalbert's rechtlicher Beistand an. Adalbert glaubte ihn besänftigt und versöhnt, und nahm ihn mit. In Baiern hat der Adel das Recht des Einstandes ein Jahr lang, wenn Fremde Güter kaufen, B. unterschrieb sich als erster Einstand, wenn sich ein Einstand melden sollte. Wir glaubten, er wolle dadurch sich vor den Riß stellen; aber wie anders. Er konnte es nicht vergessen, daß Adalbert seinem Rath nicht gefolgt, und das Gut gekauft hatte, weil er glaubte, er könnte ihm nicht mehr seine eigenen so gut verwalten. Freilich hatte er seit dem 2. April eine unerschwingliche Last auf Adalbert's Schultern gelegt, er übergab ihm noch neben Kolnberg die Administration der zwei neuen großen Güter, die er damals gekauft, ohne andere Beihülfe. Er hatte also in Einer Person drei Güter zu verwalten, ohne einen Unterverwalter, Rechnungsführer und Haushälterin! Adalbert's Lust und Liebe zur Arbeit übernahm's, er half sich mit seinen zwei Zöglingen, die er mit anstellte. Ich übergehe viele unangenehme Szenen, die Adalbert mit einem abligen Einstand in die B—schen Güter und den Bauern, die von diesem aufgehetzt waren, mit Lebensgefahr auszuhalten hatte. Kurz, B. war bei seiner Anwesenheit von Tag zu Tag unzufriedener mit Adalbert; er verbot ihm sogar, nach Stachewried zu gehen außer den Sonntagen. Er machte ihm allerhand Vorwürfe, die Adalbert alle beantwortete und vernichtete. Diese standhafte Beantwortung erbitterte das Ungeheuer noch mehr. Adalbert hatte sich erboten, die Oberverwaltung unentgeltlich zu führen, wenn B. nur die nöthige Unterverwaltung und Haushälterin auf das Gut setzen wollte. Dazu hatte aber dieser keine Ohren, er setzte einen schlechten, unwissenden Verwandten von sich als Nebenverwaltung, muthete aber dem Adalbert zu, jetzt von dieser Zeit an für alles responsabel zu sein, oder er würde ihn schon vor der Regierung zu Straubingen zu finden wissen. Nach diesem ehrenrührigen, drohenden Briefe konnte Adalbert nicht länger mehr in Diensten bleiben, er bat um seine Entlassung. Auch der Vater bat darum, mit Vorstellung aller Orkünde. B. schrieb an meinen Mann einen Brief, den die Rabbulistikerei, die Frechheit und der Hohn selbst nur schreiben kann. Er entließ den Adalbert, aber nur unter der Bedingung, daß er jetzt Gebrauch von seinem unterschriebenen Einstandsrechte machte. Mehrere Tage vorher, ehe dieser Brief kam, warnte jemand Adalbert, es würde sich ein Einstand melden. In dieser ersten Verlegenheit schrieb mein Mann an den Herrn Grafen (Görz*) nach Regensburg, sich beim Kurfürsten zu verwenden, ihm mit seinen Eöhnen das Indigenat mit abligen Freiheiten zu ertheilen. Man kann nicht angelegentlicher seine eigene Sache betreiben, als dieser Freund in der Gefahr diese Sache betrieb. Es kam eine Rückantwort von München, der Kurfürst ertheile zwar seit einem Vertrage von 1796 keine abligen Freiheiten mehr, er wolle aber mit Vergnügen den Vater und seine Familie in den Adelstand selbst erheben mit

*) Graf Görz war ein langjähriger Freund Herder's.

dem Indigenat. Jetzt war die Zeit unserer Abreise vor der Thür. Wir konnten uns nicht gleich zur Annahme des Adels entschließen; der Vater schrieb an Görz, er wolle aus Weimar das weitere schreiben. Die Drohung von B. hielten wir bloß für Drohung. Aber wie erstaunten wir, als wir bei unserer Durchreise in Vaireuth das Nähere von seinem Charakter hörten, und wozu diese juristische Hyäne fähig sei! Mit Sorgen reisten wir bis hierher — und siehe, der erste Brief, den mein Mann erbrach, war von Görz mit einem kurfürstlichen Restript an diesen, worin unsere Sorge gehoben war. Acht Tage darauf kam auch die Nachricht, daß das Diplom taxfrei ausgefertigt werde.

So also kann der gute, brave Adalbert seine Arbeit sorgenfrei unternehmen und ausführen. Er richtet nun das Gut nach besseren Grundsätzen der Landwirthschaft ein, macht alles leere und brachliegende Feld urbar, wozu denn die glückbringende Vorsehung ihr Gedeihen allein geben kann.

O welche bittere Erfahrung war uns dies alles in dem Stachetrieb, wo sich mein Mann erholen und gesund machen wollte! Der bloß juristische Geist und seine Form zerreißt das menschliche Herz und macht es zur Furie. Wehe dem Satan, der diese schreckliche Form eingeführt hat! Aber Heil dem Engel, der die Menschen wieder davon befreien wird, er wird ein Erlöser, ein Heiland heißen!

Das Wörtlein von wird von uns Eltern nicht gebraucht werden, wir bleiben die Unwandelbaren; bleiben Sie es uns auch, treuer, einziger Freund! Mein Mann befand sich in Stachetrieb wohl, seine Augen waren besser, der Husten so gut als ganz weg. Jetzt, da er wieder in die Arbeit und Altenlesen eingespannt ist, fängt es wieder beim Alten an. Gott helfe uns diesen Winter bestehen!“ —

Da die näheren Umstände von Herder's Leben im allgemeinen so wenig bekannt sind, so wird die ausführliche Darstellung der Gattin Herder's über die Erhebung in den Adelsstand gewiß manchen Irrthum berichtigen, und vor allen Dingen die Anschuldigung zerstören, Herder habe aus Hochmuth nach dem Adel gestrebt. Sein Besuch beim Grafen Görz war unter den obwaltenden Umständen nichts als eine Handlung der Nothwehr, welche die Vaterpflicht unabweislich gebot. Es war eine große Freude für Herder, daß auf diese Weise sein Sohn gegen gemeine Nachsicht geschützt wurde. Für jede Freundlichkeit, die seiner Familie erwiesen wurde, war Herder ganz besonders dankbar, denn er war ein sehr liebevoller Vater. Ueber sein Verhältniß zu den Seinigen spricht seine Gattin einige schöne Worte in den Erinnerungen, welche hier Platz finden mögen. Sie sagt daselbst:

„Er liebte mich und die Kinder wie sein Leben, ja mehr als sich selbst, und brachte uns die größten Opfer. Die Erziehung seiner Kinder war ihm das größte Anliegen, aber er konnte sich ihr selbst nicht ganz widmen; sein Amt, seine eigenen Geistesarbeiten, ja ich möchte noch sagen, seine zu zärtliche Liebe machte es ihm unmöglich. Aber er wachte sorgfältig über ihre Erziehung. Für die Kinder und mich etwas zu erwerben, war ihm bei der Arbeit ein süßer Gedanke. In der glücklichsten Eintracht lebten Eltern und Kinder; was er ihnen nur zu lieb thun konnte, das that er.

Den Hauslehrer instruirte er schriftlich, wie er wünsche, daß die Kinder moralisch behandelt und der Unterricht gehalten werden sollte. Nicht immer waren

solche bei unsern Kindern. Er sah das Mangelhafte und Nachtheilige des Privatunterrichtes, und zog diesem den öffentlichen vor. Sobald es anging, schickte er die Knaben in die oberen Klassen des Gymnasiums. Unsere Kinder waren nie durch die Hauslehrer von uns getrennt; soviel es anging, waren sie mit und bei uns. Da es dem Vater in seiner Jugend an Hülfsmitteln und Büchern so sehr gefehlt hatte, so that er alles, sie gegen diesen Mangel zu verwahren, und munterte sie durch öftere Geschenke an Büchern zum Fleiß auf. Dies geschah besonders an Weihnachten und an den Geburtstagen der Eltern und Kinder; dieses waren unsere Hausfeste, an welche die Kinder jetzt noch mit Lust und Freude, und überhaupt an ihre Jugend wie an ihr goldnes Zeitalter zurückdenken.

In das Detail, was die Kinder brauchen und kosten, ließ er sich nie gern ein „Du wirst es aufs beste einrichten,“ sagte er immer zu mir, „verschone mich mit diesen Dingen, Du weißt es, Geldsachen sind nicht für mich, und machen mich nur unruhig.“ Nie habe ich ihm das Detail gesagt, auch nie sagen wollen, um ihm die Freude an den Kindern rein zu lassen, und ich bin jetzt noch froh, daß ich so gehandelt habe.“ —

Die Summe der Erziehungskosten der fünf Söhne — die einzige Tochter, Luise, war noch unerzogen — gibt Herder's Gattin im Jahre 1804 auf etwa 12 000 Thaler an, eine Summe, welche darthut, daß Herder und seine Gattin für ihre Kinder gewiß alles thaten, was irgend in ihren Kräften stand. Auch die Geschwister zeigten unter einander große Liebe. Zu Gunsten der Schwester verzichteten drei Brüder auf ihr Erbtheil. Herder's ältester Sohn Gottfried starb am 11. Mai 1806 an einem bödsartigen Nervenfieber, das er in seinem Beruf als Arzt sich zugezogen. Am 15. September 1809 starb Herder's Wittwe. —

In demselben Jahre, in welchem Herder in den Adelsstand erhoben wurde, starb der alte Präbident des Oberkonsistoriums, und Herder wurde sein Nachfolger. Das Amt als wirklicher Präbident des Oberkonsistoriums, als welcher Herder der höchste Geistliche im Weimarischen war, bekleidete er nur zwei Jahre.

Im Winter 1802 und Frühling 1803 vollendete er den Eid. Als er im Mai 1803 am Pfingstmontage die Konfirmazion der Kinder gehalten hatte, erkältete er sich beim Nachhausegehen; eine ziemlich schwere Krankheit war die Folge. Er genas wieder, aber seine Gesundheit war gebrochen; der sonst so heitere, thätige Mann war oft äußerst schwermüthig, und die Sorge um sein Leben lastete schwer auf den Seinigen. Vergebens bat ihn seine Gattin, er möge einmal auf ein Jahr Urlaub nehmen und an einem fremden Orte seine Gesundheit wieder zu kräftigen suchen; er wollte sein Amt nicht abgeben. Zu seiner Erholung reiste er im Juli 1803 über Schneeberg nach Eger. In Schneeberg, wo sein Sohn August Bergamtsaffessor war, blieb er vierzehn Tage. Die reine Bergluft, welche er täglich genoß, erheiterte und stärkte ihn sehr. Seiner Wohnung gegenüber lag ein bewaldeter Berg, an seinem Fuße behaute Felder. Am Eingange des Waldes war eine Stelle, wo Vater und Sohn oft saßen und zusammen sprachen. Mehrmals sagte Herder hier zu seinem August: „Ich lebe nicht lange mehr.“ — Sein Sohn baute an der Stelle, wo der Vater am Eingange des Waldes so oft saß, unter Buchen und Tannen einen kleinen Altar und um denselben Ruheplätze, und nannte den Ort Herder's Ruhe.

In Eger fand Herder nicht viel Stärkung, sehr wohlthätig aber wirkte auf ihn eine Reise nach Dresden. Die schöne Umgebung, die reichen Kunstschätze, die herrliche Kirchenmusik in der katholischen Kirche erinnerten ihn an Italien, die äußerst zuvorkommende Aufnahme von Seiten des Kurfürsten von Sachsen und die vielen aufrichtigen Ehrenbezeugungen, die ihm von allen Seiten erwiesen wurden, richteten seinen gesunkenen Geist wieder auf. Seiner Fürsprache gelang es, seinem Sohne August eine Anstellung im Oberbergamte zu verschaffen. Die Bibliothek, aus welcher der Bibliothekar Dasdorf ihm alles, was er wünschte, mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit überließ, erfreute ihn sehr. Zur Feier des 25. August, seines Geburtstages, überraschte ihn Dasdorf mit einem schwungvollen Gedichte unter dem Motto aus Horaz:

Quid virtus et quid sapientia possit, Utile proposuit nobis exemplar.

Der Aufenthalt in Dresden war Herder's letzte Freude. Am 18. September kam er scheinbar sehr gekräftigt nach Weimar zurück, und trat sein Amt wieder an. Viele Pläne erfüllten ihn, er wollte eine gründliche Umgestaltung der Schulen vornehmen, er wollte auch noch manche literarische Arbeiten vollenden. Von allem kam nichts zur Ausführung.

Am letzten September hielt er mit ungewöhnlicher Gemüthsstimmung ein Kandidatenexamen ab. Am 17. Oktober befiel ihn ein Unwohlsein, von dem er sich bald wieder soweit erholte, daß er vom Bette aufstehen und sich zu seinen Arbeiten setzen konnte. Das letzte, was seine Hand niederschrieb, waren aus Hersteinberg's Gedicht eines Stalben die Worte:

„In neue Gegenden entrückt
Schaut mein begeistert Aug' umher — erblickt
Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt,
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht — und schweigt.“

Nun begann der Kampf zwischen Herder's kraftvoller Natur und der Krankheit, welcher er zum Opfer fiel; er dauerte zwei schmerzsvolle Monate hindurch, in welchen alle alten Uebel, die ihn in seinem Leben plagten, wieder lebendig wurden. Geistige Nahrung, darunter Dffian und die prophetischen Bücher der Bibel, bildeten seine Stärkung und Erquickung, leibliche Speise nahm er fast gar nicht mehr zu sich. Die Nächte wurden immer schlafloser und unruhvoller, ein heftiger Schmerz in der Brust quälte ihn sehr. Von Tage zu Tage sanken die Kräfte, vergebens raffte der edle Geist sich immer wieder auf. Sonntag den 18. Dezember 1803 schlief Herder sanft und ruhig ein. Am 21. Dezember Abends um neun Uhr wurde seine Leiche unter dem Geläute aller Glocken und unter einem Gefolge von mehr als fünftausend Personen in der Weimariſchen Stadtkirche beigeſetzt. Eine einfache Platte deckt sein Grab, auf ihr stehen gleichsam als ob der große edle Geist dessen, der darunter schlummert, sie der Welt immer wieder zuzurufen wollte, die Worte:

Licht, Liebe, Leben!

Wenn wir von Herder's Leben auch nichts weiter erzählen könnten als das, was wir bisher angeführt haben, so würden wir doch urtheilen müssen, daß an unseren Blicken die Gestalt eines außergewöhnlichen Mannes vorübergezogen sei; eines Mannes, dessen edles Herz in hoher Begeisterung für alles Große, Gute und Schöne glühte; dessen Muth überall unerschrocken den Kampf für Recht und Wahrheit aufnahm und ihn beharrlich durchführte; dessen hohe Begabung, dessen eiserne Beharrlichkeit sich die Wege bahnte, welche ihn aus einer niedern Lebensstellung zu dem höchsten in seiner Laufbahn erreichbaren Ziele emporführten; dessen Treue keiner Arbeit, keiner Mühe seines Amtes aus dem Wege ging; dessen heller Blick auch in seiner praktischen Thätigkeit die Aussicht zum Bessern fand, und anderen zum Wegweiser für die Zukunft wurde. Hätte Herder auch keine anderen Errungenschaften aufzuweisen, als diese, so würde doch die Geschichte seinen Namen erhalten und die Tugde seines Lebens aufgezeichnet haben.

Und doch haben wir bisher nur den kleinsten Theil von Herder's Größe kennen gelernt; seine eigentliche Bedeutung liegt nicht in seiner praktisch-theologischen Thätigkeit, wie bedeutungsvoll dieselbe auch sein mag. Als Theologe gehört Herder zu den größten Männern des achtzehnten Jahrhunderts, als Dichter und Weltweiser nimmt er seine Stelle unter den ersten Geistern der Welt ein. Seine Bedeutung ist bisher nur von wenigen in ihrem ganzen Umfange erkannt worden; neben Herder standen die glänzenden Gestalten eines Göthe und eines Schiller; die Schönheit der Werke, welche diese beiden ihrem Volke in so reicher Fülle boten, riß die Seelen in gewaltigem Zuge zu sich heran, und es blieb nur ein kleines Publikum übrig, welches, nicht geblendet von dem Glanze der Göthe'schen und Schiller'schen Dichtung und nicht verwöhnt durch den leichtern, lockenden Genuß ihrer poetischen Gebilde, Ruhe und Trieb genug empfand, um dem Geiste Herder's in ernster Wanderung nachzuklimmen bis auf jene Höhen, von denen herab die weite Aussicht auf das Treiben der Menschheit und auf die Ziele, welchen der Wille des ewigen Vaters sie entgegenführt, sich dem staunenden Geiste eröffnet und ihm Flügel leiht, um noch höher sich emporzuschwingen, jenem Lichte entgegen, durch welches die Liebe des allgütigen Schöpfers in der Seele des staubgeborenen Menschen ein neues, ungeahntes, entzückendes Leben spritzen läßt, ein Leben, welches dem fragenden Herzen auch hinieden schon der sicherste Beweis einer ewigen Fortdauer über Tod und Grab hinaus werden muß. Dieses Licht allein ist geeignet, zugleich den Geist des Menschen zu erhellen und sein Herz zu erwärmen, und derjenige ist einer der größten Wohlthäter der Menschheit, der diesem Lichte einen Zugang in die dunklen Herzen eröffnet; kein aufrichtiger Diener der Wahrheit und der Schönheit wird sich zu Werken erniedrigen können, in denen Finsterniß und Schmutz ihre Triumpfe feiern. Wer aber die Wahrheit unter der Fülle der Lüge begräbt, und die Schönheit in den Staub zieht, der gehört zu den schändlichsten Feinden des Menschengeschlechtes, möge er nun ein Priester oder ein Gauner sein.

Es ist eine quälende Erfahrung, daß gerade im Priestergewande so mancher Heuchler und Lügner umherging, der von dem Blute der verrathenen Brüder lehrte. Priester waren es, welche die Fackel der Zwietracht, des religiösen Fanatismus in verworfener Selbstsucht emporhoben und Brände entzündeten, in welchen

das Glück und das Leben von Millionen zu Grunde ging; Priester waren es, welche die heiligsten Gefühle des menschlichen Herzens mißbrauchten, um mit gieriger Hand Schätze und Schätze zusammen zu scharren; Priester waren es, welche mit blutbefleckten Händen den stillen Frieden der Familien zer störten, den Sohn vom Herzen des Vaters, das Weib aus den Armen des Gatten rissen und die süßesten Gefühle des Menschenherzens, den milden Athem des Allliebenden, unter dem giftigen Hauche des erbarmungslosen Religionshasses erstickten; Priester waren es, welche unter der Larve der Heuchelei unser deutsches Vaterland mit Mord und Brand, mit Blut und Jammer anfüllten, alle seine Blüthen knickten und zertraten, alle seine Größe und seinen Ruhm mit Bergen von rauchenden Trümmern bedeckten.

Das Menschenherz mißte an aller dauerhaftesten Grundlage für sein wahres Glück, an aller Gewißheit einer höhern Bestimmung verzweifeln, wenn jenen Scheusalen im Priestergewande nicht andere Gestalten gegenüberständen, unter deren segnenden Händen wieder aufblüht, was jene Teufel vernichtet und vergiftet haben. Sie waren keine Christen, weder in ihren Handlungen noch in ihrer Lehre. Mit Recht sagt Herder, daß der wahre Priester auch der wahre Vater sei, und die echte Priesterschaft wird stets als Vaterthum erscheinen. Wer nur zu suchen versteht, der findet auch heute noch unter Protestanten und unter Katholiken jene ehrwürdigen Gestalten, welche ein Schmutz für den Priesterrod sind, den sie tragen, wahre, echte Gottespriester, die ein Vater aller sind, die ihrer Pflege anbefohlen wurden, und zu denen auch alle wie zu einem Vater aufschauen. Die höchsten Muster ehrwürdiger Priesterschaft werden freilich immer jene Erzväter bleiben, denen die Sage alle Blüthe beigelegt hat, welche die fromme Einfalt zum Schmutz und zur Ehre liebgewordener Persönlichkeiten nur ersinnen kann.

„Ein Vater*), der wie Abraham im Kreise seiner Kinder und seines Hauses nach ihm Gott lehret, befiehlt, daß sie des Herrn Wege halten, und thun was recht und gut ist! — siehe da der würdigste erste Priester seines Hauses, seines Geschlechtes, eines Gottesgeschlechtes! Eines Gotteshauses! Erziehung und Unterweisung der Seinen, nichts Geringeres als ein kleines Nachbild der großen Gotteserziehung des ganzen Geschlechtes, jene in einer kleinen Hütte am Staube, die allweit und hoch wie der Himmel über der Erde. Priester Gottes, erster König, Vater und Haushalter des Heiligthums, was hast du für ein großes Vorbild!

„Die erste Anlage der Natur**).

„Solche einzelne Wohner waren Priester und Könige in ihren Häusern und Hofmarken. Sie richteten über das Leben ihrer Familie und Knechte, ohne einander Rechenschaft zu geben. Jeder Hof war gleichsam ein unabhängiger Staat, der sich von seinen Nachbarn mit Krieg oder Frieden schied. Jeder Hausvater handhabte seinen eigenen Hausfrieden, und wie sie sich mehrerer Sicherheit halber

*) Herder's Provinzialblätter für Prediger. I. Geschrieben im Jahre 1774 in Bückeburg.

***) Herder zitiert hier eine Stelle aus dem 13. Abschnitt der Osabrückischen Geschichte von Justus Möser.

verbunden, ward diese Befugniß nicht aufgehoben. Keine Obrigkeit, und vielleicht nicht einmal eine gemeine Gottheit, erstreckte sich in eines Mannes Wehre. Das gemeine Recht kam, wie billig, dem Hausrechte nur zu Hülfe.“

Dieser Paragraph enthält vielleicht mehr Erläuterung der Genesis und des Ursprungs der Priesterwürde, als große Commentare.

Wenn nun, auf welche Weise es auch sei, Vereinigung vieler solcher Haus- und Priesterstellen zu einem Gemein ward; wenn, wie der Richter-, Adel- und Königsstand und alle Stände (die meisten erst wie später!) aus diesem Ursprung erwachsen, es auch gewiß früher der Priesterstand war; wenn da alle Bildung des Menschengeschlechtes in seiner Kindheit Unterweisung von Gott und in Gottes Namen war, und sich durch seine Werkzeuge auch am liebsten die Geschlechtsafel hinab fortpflanzte vom Vater auf Sohn hinab auch durch alle, die Allvater Gottes Stelle auf alle menschlichen Söhne unter dem Bilde jedes Vaters im Kreise seiner Söhne vorstellten; ohne Betrugerei und willkürliche Verabredung, durch mehr als einen-Sozialkontrakt des guten Beliebens sprickten hier Keime des abgesonderten auswählten Priesterstandes hervor, und war derselbe, oder wir müssen den Ursprung aller Geschichte zum Teufelsroman und den Anbeginn des menschlichen Geschlechtes zur Höllenschöpfung machen, im eigentlichen Verstande Werk, Stiftung, Eigenthum Gottes. Er, der die Menschen alles lehrte, was sie wissen, sonderte sich auch die aus, durch die er sie alles lehrte, Kanak und Quelle alles Unterrichts und gemeinschaftlichen Bildung von Gott.

Immer wird's also eine brüchige Geschichte der Politik oder Politik der Geschichte bleiben, Priester auch in ihrem ersten Ursprunge nicht anders als Rationalbedürfte, als Generalgewaltige und Handhaber der Gerechtigkeit, deren Heiligkeit oder Heiligung nicht anders als aus Menschengutwillen und Eigenmacht hergerührt hätte, zu betrachten: ihnen sodann von da aus, aus einem Quell des Eigennutzes allein, Heiligkeit auf ein Gehäge ihres Betrügeinkommens auszubreiten u. s. w. So wahr dies immer in späteren, verborbneren Zuständen, entfernten und vielleicht unter dem Zwange der Natur darhenden Erdstrichen sein kann und wirklich ist: wahrlich, vom Anbeginn der Creatur ist's nicht also gewesen, und darüber haben wir Urkunden, Stiftungen, Geschichte der Welt! Der Gegentheil hat nichts als Lügen, Vermuthungen, Spöttereien, und eine Philosophie, die, wie sehr und einzig sie auch aus sich selbst schließt, vor jedem Geschöpf Gottes zu Schanden wird.

Sind von jeher die Priester aus dem Hefen- und Betrugsunflath ihres Jahrhunderts entstanden — wer in der Welt müßt es denn eher und mehr sein, als Gesetzgeber, Könige, Fürsten! Sie, wie die Urgeschichte aller Völker zeigt, zuerst allein aus und durch Priester entstanden! Alle ursprünglichen Gesetze, Stiftungen, Einrichtungen, Verbündnisse mit dem Namen Gottes und keines Königs besiegelt! Mummerei und Betrugerei ist das also viel weniger, als alle Könige auf ihren Thronen Betrüger sind, und ist die Obrigkeit, im absolutesten Verstande, von Gott, so in keinem weniger absoluten, durch Philosophie und Spitzfindigkeit etwa untergeschobenen Verstande ist Priesteramt von Gott. Alle Wissenschaften und Bildung, die, wie bewiesen werden kann, von Gott kamen, und allein von ihm kommen mußten, waren ihr Zepter: das ganze Medium der Gottespflege und Erziehung des Menschengeschlechtes, der weite Königsraum, worin sie herrschten

und herrschen konnten. Ihr Können im eigentlichsten Verstande war von Gott! Dies Können also (denn kein Mittel der Bildung, das Gott aus Menschengeschlecht gibt, sollte ohne Gebrauch sein) war Pflicht; nicht Befugniß etwa, sondern Befehl, Muß im eigentlichen Verstande.

Ist's jetzt Zeitpunkt, da es die Mode will, den Priesterstand zu verkleinern, so sei's! so wolle sie's! Aber in welchen guten Absichten es auch immer sei, meine Brüder! lasset uns selbst nicht die sein, die der Wahrheit, der Geschichte, der Offenbarung zuwider auf die Art verkleinern, — nicht uns selbst, unsere Personen, an denen läge nichts, und von denen ist im mindesten nicht die Rede — sondern Stiftung, Amt, Werk Gottes, damit es — glorreiche Verwandlung! — Durchlauchtigstes Menschenwerk werde, was denn unserm Fleisch und Blut, unserm Rangzettel und Prüflinderegister außerordentlich gut zu statten käme, im mindesten aber nicht unserm Amt und dem Geiste seiner Führung.

Priestertum eine unmittelbare Anordnung Gottes zum Heil und zu einer Bildung des Menschengeschlechts, die kein anderer Stand ersetzen konnte: als solcher begann er vom Ursprunge des Geschlechts, trug lange unter einer unmittelbaren Leitung Gottes bei, empfing Segen unter jedem Weltzustande mit innerer Kraft, wie das Samenkorn des Winters auch unter Eis und Schnee fortzubauern und wiederaufzuwachen. Winter nun um uns oder Sommer! die Kraft dauert auch jetzt fort, regt sich nur unsichtbar und verborgen auch jetzt; und die Kraft, die der Hülle, die sie einschließt, war und ist ursprünglich Gottes. Auch mit dem unreinsten Roth bedeckt, auch von der garstigsten Hand in den Roth geworfen, im Wesen des Samenkorns ist und bleibt göttliche Macht, erste Bildung der Welt und des Menschengeschlechtes.

„Wir wissen es, wie wir zu unseren Aemtern kommen!“ Allerdings! Und leider wissen es viele, daß sie nur zu natürlich dazu gekommen sind — was schadet das aber dem Wesen des Amtes, dem Ursprung und edlen Zweck seiner Stiftung, den jeder Edlere als nicht von Menschen, sondern von Gott empfangen zum Ziel haben muß, oder er läuft ins Ungewisseste der Dämmerung. Hat auch zu unseren so erleuchteten Zeiten die gesetzgebende Macht noch so große Lücken, daß oft zu natürlicher Schlupfwinkel „wie wir zu unseren Aemtern kommen“ möglich sind: habe sie's! Ihre Schulb und nicht, als Stand, als Amt betrachtet, die unsere: Sind, seitdem glorreiche Degentkämpfe und Feldschmarrenangefächter Engel Gottes auch in der Kirche ausfinden, oft, „wie wir zu unseren Aemtern kommen,“ leider: keine Wege betretener, als von der Informator- und Vorschneiderstelle Sr. Excellenz; unten an der Tafel, oder, wie's der verschriene Vorwurf ist, noch ärger: schämen mügen sich die, die so kamen, und die so hineinließen: auch werden auf solchem Festen anders als ausgetretene Pflanzen wachsen. Aber Amt Gottes, was hat es dessen Schulb? Und was gelte das im mindesten dem Begriff deiner Wichtigkeit: Vorzüge und Rechte, sofern sie im innern Ursprunge, Berufe und Bestimmung liegen — im mindesten was? Allerdings sind wir (und das muß jeder Edlere als ersten Anhauch seines Lebens fühlen!) in unserm Stande so unmittelbar von Gott, als jede Obrigkeit unmittelbar ist von Gott verordnet!

Verbirg also, edler Baum, deine Wurzeln in der Erde, daß sie nicht bloß liegen und Klüglinge über dich straucheln; aber ewig laß dir diese Wurzeln nicht

nehmen, stehe darauf fest, aus ihnen quillt dir einziger Saft des Lebens! Kammer- und Kommissionräthe dienen auch, indem sie Menschen dienen, ihrem Gott: Dein Stand aber soll unmittelbar Gott dienen; und ob dich gleich niemand als Menschen im Namen Gottes verordnen können, ob du gleich Gott nicht anders als an Menschen und unter Menschen dienen kannst: sollst du aber doch Gott dienen und nicht Menschen, sollst Gott mehr dienen, als Menschen: das ist dein Gebot! Und das ist so rein, so klar, so unterscheidend! Mit all deinem Menschenberuf wirst du nirgend hin kommen, der Baum schwebt in der Luft. Und wird dann auch von jedem leisen Lüftchen bewegt! Lies Luther's Schriften, der hat gewußt und gefühlt, wo weltlicher und göttlicher Ruf, Ansehen, Vorzug, Bestimmung anfangt oder aufhöre. Ich fahre fort.

War's also, daß sich ursprüngliche Stiftung des Wortes Gottes so natürlich an die stumpelsten Stände der Menschheit, Haus, Ehestand, Kinderzucht, und überhaupt Erziehung des Menschengeschlechtes in seinem Fortwuchse anschloß: wo ist noch anders seine liebste Stütze und Stätte? Wahre, reine Erzväter Gottes, sucht sie nicht oder weniger in jenen Hauptstädten, in Vorkälen der Höfe, in rothen Schuhen oder gar rothen Hüten und seidenen Kleidern! Wo es im Kreise nicht Vater und Mutter, Hausvater und Hausmutter zum eigentlichen ersten Lebenszwecke mehr gibt, da gibt's auch nicht und kann nicht mehr zum eigentlichen ersten Lebenszwecke Männer Gottes geben, wie wir sie hier betrachten. Viel anderes Nützliches, das sie sein können — Philosophen, moralische Lehrer, geistliche Redner und obrigkeitliche Rätthe, artige, angenehme Gesellschafter — viel anderes, nur des Namens, den wir hier suchen, einfältiger Diener Gottes! sicherlich werden sie sich dessen, wenn's hart hergeht, auch selbst schämen und entsagen. Der Beruf liegt unter ihrer Würde, wenigstens (ohne alle Deutung gesprochen) unter ihrem Kreise, ihnen fehlt dazu Element und Aether!

Aber, wenn ich mich dir nähere, einfältiger Hirt deiner einfältigen Heerde! Vater aller, die dein sind, die du alle kennst und liebst, in ihrem oft harten, dornigen Lebenswege anmutterst, tröstest, und durch Pflicht und Vertrauen zum Himmel führst: guter redlicher Mann des Himmels! Unterpand der gemeinsamen Gottesfurcht, Friedens, Redlichkeit und Glückseligkeit deiner Gemeinde! Du aller Väter und (Freie Bruder! Aller Armen und Elenden Kenner und Nothhelfer! Aller Unmündigen und Kinder Erzieher und Vater! Edler einfältiger Mann! Gabe des Himmels! Bote der Gottheit! Glücklichster und verdienstester der Menschen auf Erden — du liegst verborgen! Wirst als „Wort Gottes auf dem Lande“ verspottet, bist kein — bist allerdings! und vielleicht einzig noch der wahre König zu Salem! König der Gerechtigkeit und des Friedens! Priester Gottes des Allerhöchsten! — Lehre und thue Gottesdienst und glaube! Dein Keim fällt in die Erde, aber die Krone deines Baumes wird groß sein! — In jedem Stande ist Patriarch vielleicht der würdigste, erhabenste Anblick der Menschheit: ein Noah, Abraham, Melchisedek — und leider auch öfters Job des geistlichen Standes in seinem höchsten Begriffe — wie tief fühlt sich ein Edler liegend, wenn er nur hier und da Trümmer des heiligen Gottesrestes sieht!

Wenn der Priesterstand ursprünglich bestimmt war, im Namen Gottes Menschen zu bilden, und je reiner göttlicher, allweiter, edler die Bildung war,

desto priesterlicher; auf welcher Höhe des Heiligthums stehen wir jetzt! Welche tausend Mittel und Wege um uns, wenn wir sie nur brauchen können und mögen, um wo nicht die glorreichsten, so die edelstverborgenen Wohlthäter der Menschen zu werden. Welche Menschen nützliche Wissenschaft, die nicht auch an die Theologie grenzte, von ihr Einfalt, Licht und Leben erlangen könnte, wenn ihr nur wollten? Ist nicht alle Gottseligkeit allnützlich und hat die Verheißung zweier Welten — wenn wir nur wollten! Dichtkunst, sie ist ursprünglich Theologie gewesen, und die edelste, höchste Dichtkunst wird, wie die Tonkunst, ihrem Wesen nach immer Theologie bleiben. Sänger und Profeten, die erhabensten Dichter des alten Testaments schöpften Flammen aus heiligem Feuer. Die ältesten, ehrwürdigsten Dichter des Heidenthums, Geseßgeber, Väter und Vilder der Menschen, Orpheus und Epimenides und alle Fabelnamen der Urzeit, sangen die Götter und beseligten die Welt. Was die Milton und Klopstock, Fenelon und Racine in ihren reinsten Augenblicken empfunden, war Religion, war nur Nachhall göttlicher Stimme in Rede und Schrift. Die erhabenste und zerschmelzendste Beredsamkeit Bossuet's und Fenelon's, die stärkste Gedankenhelle Pascal's, die treue Herzenssprache Luther's und die einfältige ruhige Würde Spalding's, und die engelzarte Vorempfindung des Engels in uns bei meinem Freunde Lavater, und wiederum die dunkle Gebirgshöhe Young's im Trompetenklang der Witternacht — Religion! Religion! Ferner Nachhall und Nachklang der Offenbarung! Und, o Quelle, was liegen in Dir noch für Ströme!

Eine Philosophie der Menschheit, mit ihr eine wahre Geschichte derselben — niemand als ein Priester Gottes wird und soll dieselbe einst schreiben. Jede andere Philosophie und Geschichte versinkt in den Morastquell, aus dem sie aufgezährt war, und hat weder Anfang noch Ende. Alle, auch geringe Vorarbeiten dazu im wahren Geschmack der Treue, verunzieren die einen Theologen? Ein Versuch über Gottes Ordnung im Menschengeschlecht, über die Absichten Gottes in der Natur, über seine Gottheit in den Kunsttrieben der Thiere — verunzieren die einen Theologen? Und wie, wenn sich das einst alles allein durch Vorbild und Aufschluß der Haushaltung Gottes in seiner Offenbarung fördert und belebt? Ein Priester Gottes wird einst eine Weltgeschichte schreiben können; der pragmatische Reflexionsgeist unserer Voltaire, Hume u. a. mit seinem Gelieferten wird sein Staub, den der Wind zerstreut.

Die edelste Naturgeschichte wird Theologie, alles, was Menschheit umfaßt und bildet, Theologie, und kaum, daß ich davon nach meinem Gesichtspunkt etwas auszunehmen wagte. „Daß der und der etwa nicht der erbaulichste Prediger dabei sein dürfte!“ enge kleine Besorgniß! Kenne ich ihn? War sein Weg zur Bildung der meinige? Ist der Obem meiner Brust Maßgabe des Ziels und der Schranken jedweden Läufers, der vielleicht durch Zufall, vielleicht zur Erholung da laufen mußte, oder ist in meiner Schlummermütze das Maß aller menschlichen Köpfe?

Ueberhaupt, meine Brüder, wenn ich sehe, wieviel durch Priesteramt von jeher, insonderheit in den ersten Jahrtausenden zur allgemeinen Bildung der Welt beigetragen worden, ja daß gewissermaßen alle Geseßgebung, Weltweisheit und Menschenordnung ursprünglich aus ihm ausgegangen: wie wünschte ich oft, daß unser Stand wo möglich noch immer das Edelste alles thäte! Es unbelohnt, verachtet und buldend thäte! Es aber mit einer Einfalt, Würde und Erhabenheit

thäte, die in solchem Maß und Höhe allein ihm eigen, aus der Religion eigen sein sollte. Salz der Erden! Licht, das seinem Wesen nach in Dunkelheit und Dämmerung scheint, und das mit aller Gottesgabe den Vorzug hat, sich allweitt auszubreiten, immer zu geben und nimmer verloren zu haben!

Aber um unseres Stifters und Berufs willen, daß der Vorzug nicht bloß Erkenntniß und Bildung des Erkenntnisses bleibe! Ist Licht das ganze Leben des Körpers? Und was hat unsere Zeit zumal mehr als Licht nöthig! Lasset uns also an jene Salbung, Einweihung und Gotteschmuck des allegoristrenden Testaments denken! So edel, würdig, königlich und göttlich sei der Priesterstand als Stand, als Karakter! Einfach und Himmelskläuter und Würde und allumfassende Heiligkeit sei unser Priesterschmuck, und Segen Gottes, Eintracht und Ruhe die Salbe des Hauptes Aaron's und seiner Kinder!

Wir haben hier kein abgesondertes Theil; Loos und Erbe sind, wie wir jetzt sind, oft ein Schauspiel und Fegopfer der Welt! Lasset uns, indem wir am wenigsten genießen, das meiste thun! Und indem wir das Schlechteste erbeuten, das Größte hoffen! Unser Altar sei, wie jener den Gott sich ausersah, nicht von gehauenen Marmor oder zubereitetem Demant: von schlechter, armer Erde, aber das Feuer das darauf brenne, sei Feuer Gottes! Lasset uns als Stand unser Ziel so rein und hoch nehmen als wir können, und der Unwürdige sei nur durch Mitleid und Besserung unser Bruder.

Vielleicht würde alsdann und bald einmal die Zeit sein, wo — Aber nein! sie wird und kann nie sein, wenn nicht ein anderer Stand als wir leider jetzt dazu die Hände bietet. Was kommen für Menschen ins Predigtamt? Welche werden dazu schon wieder zubereitet, oder vielmehr er zu ihnen verdammt und bei seiner allgemeinen Verachtung hier gewiß am empfindlichsten verhöhnt? Wählen sie nicht oft Leute ins Predigtamt, wie sie kaum Saubirten wählen würden? Welcher Land- und Kirchengpfleger, der sich nicht um seine Röchin und Tafel-decker interessantere Mühe gebe, als um — mich ärgert's hier hinschreiben zu müssen, um einen Diener Gottes! Priester! Seelsorger einer ganzen Gemeinde! An dem sie, die arme verlassene, genug geplagte Heerde noch einigen Trost des Lebens haben sollte, und dann meistens nichts als einen Schlemmer, Ärgerer, Philosophen oder Bauchpaffen kriegt. So tief bist du Predigerstand verachtet und herabgerathen, und ob es denn über dich zu spotten Wunders oder Kunst wäre? Wer hat denn die Leute ins Amt gebingt? Weichlich und lippig erzogen der eine, der andere Theil aus Armuth, Noth und Jammer, unwissend, demüthig hineingekrochen. Und wie zubereitet? Auf Schulen? Auf Akademien? Wie in der frühesten Erziehung? Welch ein Ideal ihres Standes, wo es sogar Lieblingslofus manches ihrer Herren Professoren wird, diesen Stand zum Ziel ihrer Nachmittagspässe zu machen! Endlich im Stande selbst — wie begegnet, wie geachtet! Zu welchen Niedrigkeiten, der gemeinen Menschenkenntart nach, fast gezwungen! Müßten verachtenswerth bleiben, weil sie verachtet sind, und verachtet werden, weil sie sich verachtenswerth machen, daß fast keiner mehr, der nur andern Ausweg sieht, sich dahin sehnt, und man halb lauter übergebliebene Herbstspällinge nehmen wird, wie man sie findet. Und wie ist alles in einander geschlungen! Wie tief, tief in der Denkart der Zeit liegen hiervon die Wurzeln! — Daß Gott sich auf-

make, und durch Thaten, Anlässe, bessere Welt und krastanwehenden Geist rechtfertige, wie er's allein nur kann! Und so lange laffet uns in unserm Stande vortrefflich fein und auf bessere Zeiten hoffen!“ —

Ueber die Veranlassung zu den Provinzialblättern gibt Herder's Gattin eine interessante Bemerkung; sie sagt: „Die Stimmung, in der er damals in Blüdeburg war, das Reich Gottes rein und lauter zu bauen — in diesem Jugendfeuer, aufgeregt von allen Seiten, da ergriff er die Geißel, diese bittere Feder.“

Was unter den Aufregungen gemeint ist, wird man verstehen, wenn man in Betrachtung zieht, was wir über Herder's Leben in Blüdeburg erzählt haben; wir erinnern beispielsweise nur an die Geschichte des Kandidaten. Aus diesen Umständen erklärt sich auch der bittere Ton dieser Schrift, welche aber zugleich ein schönes Zeugniß für Herder's hohes Ideal und für seine Aufrichtigkeit bleiben wird. Man kann sich leicht denken, daß der große Troß der Handwerkspriester in Wuth darüber gerieth, daß einer der Ihrigen sogar sich unterstand, mit solchen Donnerworten ihre Gebrechen vor den Augen der Welt bloßzulegen. Herder hatte in der Folge vielen Aerger zu tragen. Die Provinzialblätter zeigen im Stil ganz und gar die abspringende, gekünstelte, oft dunkle Art Hamann's; indes führt diese Darstellungsweise gerade in diesem originellen Werke weniger.

Von den eigentlich theologischen Arbeiten Herder's waren die Provinzialblätter die früheste. Es zeigt sich auch in ihnen schon der Grundzug, der Herder's theologische Anschauung so eigenthümlich und so fruchtbar macht: es ist das Streben, alle Theologie in das Leben hineinzustellen, und sowohl sie als auch die Bestrebungen ihrer Diener für das Leben, für die Menschheit nützlich zu machen; er spricht den Satz aus, daß die Theologie um der Menschen willen da sei, und nicht die Menschen um der Theologie willen. Als Herder von Rom zurückkehrte, freute er sich, als er in Florenz wieder Fußtritte von Menschen fand, statt der Bögen, die er in der ewigen Stadt überall sehen mußte. Es ist leicht zu begreifen, wie bedeutungsvoll eine solche Ansicht einerseits für die ideale Theologie selbst, andererseits für die praktische Ausübung ihrer Befehle und für die Stellung ihrer Diener zu den übrigen Menschen sein muß. Diese Ansicht hält das wahrhaft kristliche Patriarchenthum gegenüber dem völlig unchristlichen, egoistischen Sklaventhum, welches die römisch-katholische Kirche gebietet, fest. Die Früchte von Herder's Anschauung können wir an ihm selber gewahr werden, wenn wir seine gewissenhafte, zu jedem Dienst für den Nächsten bereite Amtsführung in Betracht nehmen. Sie gewährt genau dasselbe Bild wie die großartige Thätigkeit der ersten kristlichen Bischöfe und auch der Apostel, zu denen die Päpste und ihre Genossen die verzerrten Karikaturen sind. Wenn wir es mit einem Worte sagen wollen, so ist es die Humanität, die reine, edle Menschlichkeit, deren schönes Bild alle Geistesarbeiten Herder's in leuchtenden Farben wiedergeben. Mit solchen Grundsätzen trifft Herder den eigentlichen Kern des Christenthums, das größte aller Gebote: Du sollst Gott über alles lieben und Deinen Nächsten wie dich selbst.

Auf jedem Blatte der Bibel erkannte Herder die Züge dieser Botschaft, und in diesem Geiste, so wollte er, sollte man auch die Bibel lesen und erklären. Jenes große Wort Lessing's: „Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion,“ fand an Herder einen beredten Verteidiger. Eine Fülle

von schönen Gedanken über diesen Gegenstand hat Herder in seinem Werke: Briefe, das Studium der Theologie betreffend, niedergelegt. Nicht allein für Theologen, sondern für jeden gebildeten Christen, der von kristlich-religiöser Belehrung mehr fordert als eine Abrihtung für äußere Geberden und für das Herplappern gewisser Formeln, wird dieses inhaltreiche Werk von Interesse sein. Wir lassen den ersten Brief hier folgen. Das Werk erschien zum erstenmal im Jahre 1780, ist öfter aufgelegt und selbst von Katholiken gern gelesen worden. —

„Es bleibt dabei, mein Lieber, das beste Studium der Gottesgelehrsamkeit ist Studium der Bibel, und das beste Lesen dieses göttlichen Buches ist menschlich. Ich nehme dies Wort im weitesten Umfange und in der andringendsten Bedeutung.

Menschlich muß man die Bibel lesen, denn sie ist ein Buch durch Menschen für Menschen geschrieben; menschlich ist die Sprache, menschlich die äußeren Hülfsmittel, mit denen sie geschrieben und aufbehalten ist; menschlich endlich ist ja der Sinn, mit dem sie gefaßt werden kann, jedes Hülfsmittel, das sie erläutert, so wie der ganze Zweck und Nutzen, zu dem sie angewandt werden soll. Sie können also sicher glauben, je humaner (im besten Sinne des Wortes) Sie das Wort Gottes lesen, desto näher kommen Sie dem Zweck seines Urhebers, der Menschen zu seinem Bilde schuf, und in allen Werken und Wohlthaten, wo er sich uns als Gott zeigt, für uns menschlich handelt. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen hiermit einen kahlen Gemeinort gesagt haben will; die Folgen dieses Grundsatzes, recht gefaßt und im ganzen Umfange erwogen, sind wichtig.

Zuerst schließt sich nach ihm so mancher Aberglaube aus, als sei die Bibel bis auf jede Kleinigkeit ihrer Schreibmaterie, Pergament oder Papier, Griffel oder Feder, bis auf den, der eins oder das andere führt, bis auf jeden Strich oder Charakter ihrer Schrift und Sprache übermenschlich, überirdisch, mithin ganz ungemein und ohne Vergleichung, weder einem Truge noch Irrthum unterworfen, anzubeten und nicht zu untersuchen, nicht zu studiren noch zu prüfen. Wirklich ein böser Grundsatz, der einen Menschen, der ihn wegen seiner lieben Götlichkeit annimmt, nur gar zu menschlich, d. h. müßig und dumm macht, weil er ihm die Binde vors Gesicht zieht und nun fragt, ob er kein Licht sehe? Ob ein Mensch, der die Bibel abschreibt, jetzt auf einmal ein fehlerfreier Gott werde, können Sie gleich erfahren, wenn Sie mit Ihrem Abschreiber einen Versuch machen wollen. Er wird jetzt schreiben, wie er sonst schrieb, nachdem er nämlich Genauigkeit, Fleiß, Kenntniß der Sprache und Sachen, Zeit, Geduld und eine leserliche Hand hat; die Gottheit wird ihm, weil er etwa jetzt Bibel schreibt, keins von allen diesen Stücken durch ein Wunder ändern. Das ist nicht etwa seit der Buchdruckerei so geworden, sondern immer und vorher vielmehr also gewesen. Kein Pergament bekommt eine festere Natur, weil es die Bibel trägt und keine Dinte wird deshalb unverlöschbar. Ebräische Punkte und Buchstaben legen ihre Natur nicht ab, weil sie jetzt zum Buch der Bücher gehören, und alles, was die Zeit an einer Sprache thut und ändert, bleibt völlig in seinem Gange. Dies sind nicht Muthmaßungen, sondern Fakta, von der Art ist auch alles, was hiervon abhängt. Verbannen Sie jeden letzten Sauerteig der Meinung, als sei dies Buch in seiner äußern Gestalt und in seinen Materialien nicht ein Buch wie andere Bücher, in ihm ohne es z. B. keine verschiedene Lesarten geben, weil es ein göttliches Buch sei.

Es gibt in ihm verschiedene Lesarten (und Eine Lesart kann doch nur die rechte sein), dies ist Thatsache, keine Meinung. Mithin muß man sich um diese bemühen, mithin zwischen ihnen unterscheiden und wählen, mithin gibt's gerade eine Wissenschaft über diese Wahl und Unterscheidung, wie bei jedem andern menschlichen Buche. Die Bibel ist hierin gewissermaßen das menschlichste von allen Büchern, denn sie ist ihrem größten Theil und Grunde nach beinahe das älteste. Es ging durch so viele Hände, Völker und Zeiten, und obgleich, wie wir bald hören werden, die Vorsehung durch natürliche Mittel ganz einzig für die Erhaltung und Aufbewahrung desselben sorgte, wir auch im Ganzen seines Zwecks und Inhalts, so fern er für uns dient, von seiner Unverfälschtheit sicher sein können, so müssen wir doch diese nie a priori beweisen, als sei dies Buch etwa im Himmel geschrieben worden und nicht auf Erden, von Engeln und nicht von Menschen. Durch solche Voraussetzungen thun wir der Bibel nicht Ehre an, sondern Schande und Schaden; ein großer Theil der frechtsten Einwürfe gegen sie ist aus diesem lustigen Kisthause genommen, und manche Gegner streiten noch immer auf solchem Felde, als ob sie für Mahomed's Koran und einen Gabriel, der ihn vom Himmel gebracht habe, stritten. Ich mag nicht von dieser Partei sein; nicht, weil der Feind fürchterlich, sondern weil der ganze Streitplan Feengrund ist. Für einen jungen Theologen wenigstens ist dergleichen unbewiesene, zum Theil offenbar unwahre und fabelhafte Hypothese gewiß schädlich. Sie umhüllt und verstopft ihm Blick und Kopf, sie fesselt seinen Fleiß zu untersuchen, zu sammeln, zu prüfen, gesund zu erklären, und lähmt, wenn er sie hat, die gewiß gute Gabe Gottes, natürlichen Verstand und Scharffinn. Viele haben es gerade herausgesagt: ich mag kein Buch lesen, das kein Buch wie andere Bücher sein soll, und andere sind nach Mühe und Qual zuletzt auf eben die überdrüssige Ruhe gekommen. Luther, der ein heller, vortrefflicher Kopf war, hat sich mit bleiernem Stupiditäten solcher Art gar nicht befaßt, und ich bin gewiß, daß es kein guter Kopf könne und werde. Wenigstens bin ich bei mehr als einem Subjekt Zeuge darüber, wie schwer es hält, einen Menschen zu richtigem Sinn und Blick im Gebrauch der Bibel zu bringen, wenn einmal dergleichen faule Sümpfe von Nonsense in ihm sind. Er glaubt immer, wenn er die Bibel angreife, greife er kein Buch an, und erlaubt sich also nicht zu sehen was er sieht, zu hören was er hört. Himmlische Schatten schweben ihm vor, Gestalten aus dem Reiche der Peris und Keris; oft auch an Wahrheit, Nutzen und Verhältniß Gestalten aus dieser Gegend. Was das schlimmste ist, so lernt er durch diese Verdämmerung in seinen jungen Jahren Hülfsmittel vernachlässigen, deren Mangel ihm nachher immer anklebt, gewissermaßen unerseßlich bleibt, und ihn vielleicht gar, weil keine Blöße sich gern zeigt, will wie sie ist, gegen das bessere Licht recht gebrauchter Hülfsmittel zuletzt wappet. Den Grund vom letzten weiß er vielleicht selbst nicht, und sodann um so schlimmer: man streitet er für die Sache Gottes und der Bibel, weil er eigentlich für seine Dürftigkeit an wahren Einsichten und Hülfsmitteln, d. h. für den Staat seiner Augen streitet.

Verachten Sie also nicht, mein Lieber, die Kenntnisse, die Ihnen zu solchem Gebrauch der Bibel angeboten werden; es bleibt Ihren reiferen Jahren ja nachher aufbehalten, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen. Lassen Sie sich selbst

den Mißbrauch, die öftermals recht schønbe Anwendung der sogenannten biblischen Kritik, der Ihnen vor Augen ist, nicht abschrecken, sondern lernen Sie Sprachen, verwandte Sprachen, machen sich die Grundsätze dieser feinen, gelehrten und philosophischen Wissenschaft bekannt, sammeln, was Sie sammeln können, wenn es auch nur von fern dazu dient. Halten Sie sich früh ein Exemplar der Bibel, in ihren Grundsprachen, wo Sie auf durchschossene Blätter Varianten, Einwürfe, Ruthmaßungen, Bemerkungen, Regeln zu künftigem Gebrauch und Urtheil anmerken. Nur jetzt urtheilen Sie noch nicht. Sie sind noch zu jung; vielleicht ist, auch dieses ganze Stadium, insonderheit über das alte Testament, zu jung, als daß es reife Endurtheile gebe. Zehn oder zwanzig Jahre weiter werden Sie und überhaupt wir alle auf anderer Stelle sein, als wir jetzt sind. Wir werden manches kritische Gerüst weggeworfen haben, weil die Wand des Gebäudes da ist, die erbaut werden sollte, wir werden manches sicher annehmen, was uns jetzt noch mißlich dünkt, und werden uns dabei nicht übler finden. Bis dahin seien Sie der Biene gleich, die ihren Honig von allerlei Blumen sammelt; nur Honig sei's, was sie sammelt, nicht Gift, nicht Unrath. Behalten Sie immer Ihre kindliche Einfalt und Hochachtung gegen die Bibel, wenn Sie sie auch in den Händen ihrer Kritiker zuweilen sehr entweiht sehen; die Kritik hatte daran nur zufälligerweise Schuld. Ein Sprachmeister und Ausleger sind zwei sehr verschiedene Geschöpfe, wie wir's ja bei so viel läufigen Sprachmeistern neuerer Idiome sehen; diese können den Autor verstehen und die Sprache ganz und gar nicht; vor seinem schlichtesten Sinn, geschweige vor den Feinheiten desselben hängt ihnen die Decke. So kann's und wird's wahrscheinlicher Weise mit den Sprachmeistern der Bibel auch sein, eben weil sie das älteste, schlichteste, umfassendste Buch ist; deswegen aber bleibt Sprachmeister an sich (seine Starrheit ausgenommen) eine gute, nützliche, unentbehrliche Sache, ja im Grammatischen und in Kleinigkeiten der Kritik leistet oft seine Starrheit Dienste. Kurz, mein Freund, versäumen Sie nichts vom Zuhör der Theologie und ihrem Gerüste, aber vergessen Sie nicht, daß das Zuhör nicht Sache und das Gerüst nicht Gebäude sei; dies wird Sie sowohl vor dem kritischen Stolz, der wahren kalten Kröte des guten Verstandes, als der unkritischen Schlassheit und Schwärmerei bewahren.“ —

Zur Ergänzung dieser reifen Ansicht über die Benutzung der Bibel mögen hier noch zwei kleinere Stellen aus demselben Werke stehen.

(XXV.) „Ich weiß nicht, warum man bei der Theologie nicht so freien Sinnes und heitern Geistes sein könne als bei einer der anderen Wissenschaften. Theologie ist gewissermaßen die liberalste von allen, eine freie Gottesgabe ans Menschengeschlecht, die diesem auch zu allen liberalen Guten der Vernunft, einer edlen Jugend und Aufklärung geholfen. Theologen waren die Väter der Menschenvernunft, des Menschengeistes und Menschenherzens. Die ersten Weisen, die ersten Gesetzgeber und Dichter gingen aus diesem heiligen Hain aus, und oft nur zu spät haben sich die verschiedensten und klarsten Wissenschaften aus der alten Theologie wie die Frucht aus der Knospe losgewunden. Warum sollten wir uns nicht dieses Ursprunges freuen, und mit alle dem Feuer, mit alle der Liebe, womit Dichter, Profeten, Weise des Alterthums ihre hohen Wahrheiten oft mangelhaft genug der Welt kundthaten, diese jetzt in einem reinern Lichte, in einer edlern

Begeisterung lernen und lehren? Wenn Orpheus und Homer, Pythagoras und Plato, Hesiodus und Pindar die Geburt und Herrlichkeit, die Regierung und Wunder ihrer Götter, die ersten Knospen menschlicher Lehre und Tugend mit Schwung, mit Entzücken preisen: warum schlagen wir, wenn wir vom wahren, ewigen Gott und seinen Wundern, von seinen Veranstellungen mit dem Menschengeschlecht zu desselben ewiger Würde reden, knechtisch die Augen nieder? Oder glauben wir, daß sich mitten im Licht am besten mit verbundenen Augen, mit einer bleiernen Binde um Sinn und Seele sehen, daß sich die Wirkung des edelsten Geistes, nur wenn der unsere am untreuesten, unedelsten ist, am besten spüren lasse? Erwachen Sie, lieber Jüngling, aus diesem niedrigen Traum in einem so ungesunden, drückenden Nebelhale. Offenbarung Gottes ist Morgenroth, Aufgang der Frühlingssonne fürs Menschengeschlecht mit allem Licht, mit aller Wärme und Lebensfülle derselben; was soll zu ihr die gedrückte, grämliche Wiene, als ob die zu Bibel und Theologie, wie der Bettelsack zum Betteln gehöre?“ —

(XXVII.) „Ich lobe Sie, lieber Jüngling, daß Sie sich Ihrer Griechen und Römer so warm annehmen. Wer wird von einem Xenophon und Plato, Homer und Pindar, Plutarch und Zizero, Seneca und Antonin kalt reden? Lassen Sie auch das Göttliche, das sie durchgeht, würdig nutzen und den heiligen Tempel des Unsichtbaren, den sie in der Natur verehrten, nicht durch Lästerung seiner Diener im Vorhofe schänden. In manchen griechischen Gefängen, in manchen Entzückungen des Sokrates bei Plato, und sonst in schönen Stellen des Plutarch, Maximus Tyrius, Zizero u. a. sind Stimmen, die einen Menschen aus dem Traum wecken müssen, wenn er irgend ein Gottesgefühl hat. So sind auch bei einigen Neueren, selbst in sehr verschrieenen Naturalisten und Deisten Gefühle der Gottheit, Entwicklungen einer ewigen Wahrheit, Harmonie und Tugend, die man in sogenannten frommen Büchern vergebens suchen dürfte. Behalten Sie also immer Ihre Heiden lieb, wie Sie sie lieb gehabt haben, und lernen Sie aus ihnen, was zu lernen ist; weder Schrift noch Gnade noch Offenbarung verbeut's Ihnen. Kein Heiliger wird Ihnen, wie dem Hieronymus, im Schlaf erscheinen und Sie dafür, daß Sie den Zizero gelesen, geißeln, oder es wäre kein rechter Heiliger. Die Kirchenväter haben vieles aus den Heiden genommen, und mancher hat gewünscht, daß sie noch mehr aus ihnen genommen, und einige jetzt verloren gegangene Stücke mehr damit aufbewahrt hätten; wir wollen uns dafür an den noch geretteten erholen.“ —

Auf demselben festen, natürlichen Grund und Boden, wie in den angeführten Stellen, steht Herder's Theologie überall. Eine vortreffliche Auleitung, wie die Bibel menschlich zu lesen sei, gibt Herder in der köstlichen kleinen Abhandlung: Von der Gabe der Sprachen am ersten kristlichen Pfingstfest. 1794. Er erklärt sich hier gegen die von manchen Frömmlern unbesonnen ausgesprochene Ansicht, daß den Aposteln plötzlich die Gabe, fremde, vorher unbekannte Sprachen zu verstehen und reden zu können, zu Theil geworden wäre. „Wer waren die, in deren Sprache die Gottbegeisterten sprachen? Allesammt, wie sie selbst sagen, Juden und Judengenossen; allesammt, wie der Geschichtschreiber sagt, Juden zu Jerusalem wohnend. Sprachen diese zu Jerusalem parthisch, medisch, elamitisch, kretensisch, arabisch? Und welches ist die mesopotamische, tappadozische, pontische,

asiatische, frygische, pampylische Sprache? Kein Stammbaum von Sprachen wird hier gegeben, sondern eine Landkarte von Provinzen, in denen Juden wohnten. Mit Zungen reden heißt nichts anders, als im Affekt, begeistert, kräftig und herzlich reden.“ Der fünfte Abschnitt dieser Abhandlung ist für Herder's theologische Anschauung so charakteristisch, und so reich an schönen, immer neuen Gedanken, daß wir ihn hier unverkürzt wiedergeben wollen.

„Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Durch Freiheit des Geistes ist das Christenthum entstanden; Freiheit des Geistes, doch also, daß sie nicht Frechheit werde, ist seine Grundfeste und wird sein ewiger Charakter bleiben.

Was sollten alle Opfer und jüdischen Ceremonien, die einst als Gebräuche einer Republik Gottes zu den besten Absichten eingeführt waren, was sollten sie nach Jahrtausenden, als diese Republik und der ganze Sinn ihrer Einsetzung längst nicht mehr da war? Sollen Ochsen und Kühe ewig bluten? Die Asche von der rothen Kuh immer gesprengt werden? Und der Hohepriester in ein leeres Allerheiligste ewig und immer eingehen? Lange genug hatte dies Schattenwerk gedauert, und statt als Bild die Menschen zu lehren, hatte es ihren Sinn allmählig gefesselt, verhärtet und beschränkt. Dank jedem Propheten und Weisen, der in dies alte Nachwerk hie und da einen neuen geistigen Sinn brachte, die Seelen der Menschen dadurch erweiterte und eine künftige freiere Zeit nicht nur allmählig vorbereitete, sondern andere unvermerkt selbst herbeiführte. Dank über alle dem Manne von Nazareth, der das Buch des Propheten herumwarf, und den ersten Ort, den er aufschlug, auf sich deuten konnte: „Heute ist diese Schrift erfüllt vor euern Ohren. Ueber mir ist der Geist Gottes, er hat mich gesalbt und gesandt die Zeit der Entlassung anzukündigen, das angenehme Jahr des Herrn zu predigen.“ Blutig endete er sein Leben, er ging aber als der wahre Hohepriester einmal für alle in das himmlische Allerheiligste ein und stiftete eine ewige Erlösung. Nie wird der ebräische Opfer- und Sklavendienst mehr wiederkommen auf Erden, die Raupe ist verworfen und die Psyche dieser Hülle davongeflogen. Die menschliche Vernunft hat sich geläutert und gereinigt, sie kann nie mehr zum jüdischen Kühe- und heidnischen Götzendienst zurückkehren. Jegliche neue Zunge, die uns diese Freiheit vorbereitet, verkländigt und verschafft hat, sollen wir segnen.

Die Zeit konnte nicht ewig dauern, da ein Volk der Erde sich für das erwählte heilige Volk ausgab, alle Gnaden Gottes in sich schloß, allen Segen der Völker aus sich ableitete und auf sich zurückführte. Nicht nur mußte der Zaun zerbrochen werden, der dies hart Sinnige Volk von den Völkern der Erde schied (äußerlich war dies längst geschehen), sondern wunderbarer Weise sollten einige dieses Volkes sogar als Werkzeuge gebraucht werden, die Mauern zwischen anderen Völkern selbst allmählig abzutragen, und der Geist ihrer eigenen Schriften mußte dies bewirken. Sie, denen alles dienen sollte, mußten jetzt allen Völkern dienen; sie, die es fest geglaubt hatten, daß Gott mit Ausschluß aller nur ihr Gott sei, mußten selbst zu anderen Völkern die Botschaft tragen: nur Ein Gott sei aller Menschen Vater. Aus ihren heiligen Schriften ward diese geistige Glosse gezogen. Dank einem jeden, der sie zog, der ihre Verbreitung und Feststellung förderte. Der Herr ward König über alle Lande, ganz anders als die Juden dachten.

Denn was in der Welt läge für ein Sinn darin, die Juden zum ersten und einzigen Volke zu machen, und von Jerusalem aus ein allgemeines, ewiges, irdisches Reich zu gründen? Ein allgemeines ewiges irdisches Reich ist an sich schon ein Widerspruch; wäre er möglich, so wäre mit ihm das größte Uebel der Welt, ein ewiges Stillstehen der Dinge, eine unaufs löbliche Knechtschaft erfunden. Vollends von Jerusalem aus altlevitische Fesseln zu tragen, den Däsen Behemoth und den Leviathan zu verzehren, ewig die alten Zungen des Gesetzes Moses zu lernen, wäre ein jämmerliches Paradies. Es gehörte also eine neue geistige Zunge dazu, die den harten Buchstaben auflöste, und das goldene Kalb solcher Erwartungen in seine Elemente verwandelte. Die Juden bekamen davon Asche zu trinken, die daraus gewonnene Arznei war für alle Völker. Aus tausend Ursachen war es kein irdischer König, der dies neue Reich Gottes unter die Völker bringen konnte; ein Prophet mußte es sein wie Moses. Nicht Waffen und Gold konnten es ausbreiten, seine verbreitenden Waffen waren Zungen und Sprachen. Der neue Geist, der vom alten Heiligthum ausging und sich in dessen Sprache kleidete, erschien jetzt zu rechter Zeit, denn Jedermann hatte längst auf ihn gewartet.

So sehr ich's wünschte, daß die Anfänge des Christenthums nicht so gar arm an Schriften und Nachrichten wären, als sie wirklich sind; so sehr ich's wünschte, daß uns die Abwege der Irrlehrer, die Einwürfe der Gegner bis auf die kleinste Spur aufbewahrt wären, so zeigen dennoch auch die von der Kirche selbst ausgefuchten und aufbewahrten ältesten Belege des Christenthums, die wir das neue Testament nennen, genugsam, weß Geistes Kind diese neue Verfassung sei. Ein Kind des Geistes der Freiheit, der uns nicht nur von levitischen, sondern dem Willen und Verstand nach von jedem knechtischen Joch des Aberglaubens und der Unsitlichkeit frei gemacht hat. Besteht in der Freiheit, meine Brüder, sagt Paulus, und laßt euch nie wieder in ein knechtisches Joch fangen. Nicht Buchstabe, Zeremonie, Vorurtheil, Herkommen, Gesetze oder Zwangspflichten, sondern Geist, d. h. Licht und Kraft der Wahrheit soll uns als Religion gelten. Selbst Kristus sollen wir nur im Geist kennen, nicht im Fleisch, und ihm im Geist, d. h. in seiner freien, reinen, edlen Gestimmung nachfolgen.

Leider aber fing bald im Christenthum ein neues Juden- und Heidenthum als Knechtsdienst an. Es drückte hart auf die Völker, rohe Gewalt, Finsterniß und Barbarei hielten es fest. Wodurch sind wir davon befreit worden? Abermals durch den Geist, und zwar zuerst durch den Geist der Sprachen. Nicht in Begeisterung, nicht in mystischen Zungen kam er hernieder; mehrere Schriften, Schriften des Alterthums wurden entdeckt; mehrere Völker, Parther und Scythen, Kreter und Araber lernte man kennen. Man verglich ihren Genius, den Geist verschiedener Zeiten und Himmelsstriche, man lernte und übte Sprachen. Dadurch lehrte man nun allmählig zum reinen, ursprünglichen Sinne auch der heiligen Schriften zurück, man hörte in allen Zungen die großen Thaten Gottes preisen. Die Buchdruckerei ward erfunden, und wie Boten des Geistes flogen jetzt Schriften, Zurechtweisungen, Belehrungen, Erweckungen unter die Völker. Es wäre undankbar, die Wohlthat Gottes nicht zu erkennen, die uns zur geraden, klaren Ansicht der Dinge mehr Hülfsmittel verschafft hat, als irgend eine Zeit, ein Volk, ein Kirchenvater je hatte und haben konnte. In Auslegung der Schriften des alten Testaments

stehen wir daher den Juden weit voran, wir veräumen den Buchstaben nicht, suchen aber zugleich den Geist der Rede. Beim neuen Testament desgleichen.

Der wiedergebrachten Gabe der Sprachen mußte die Reformation bald nachfolgen, und so unvollständig sie blieb, so richtig war ihr Prinzip: Protestantismus gegen alle Knechtschaft der Unwissenheit und des Aberglaubens. Geist ist das Wesen des Luthertums, wie Geist das Wesen des Christenthums ist, freie Ueberzeugung, Prüfung und Selbstbestimmung; ohne diesen Geist der Freiheit ist oder wird alles Leichnam. Die Rechte, die Luther hatte, haben wir alle, laßt uns dieselben so aufrichtig, fest und groß wie er üben. Vom Joch des Papismus und der Kirchenväter hat er uns befreit, unter das Joch hergebrachter Formeln und Worte hat er unsern Verstand weder zwingen können noch wollen. Selbst Kristus wollte und konnte das nicht, er, der Befreier des menschlichen Verstandes, nicht sein Tyrann und Fesselngeber. Die Apostel wollten und konnten es nicht, vielmehr sehen sie ihre Zeit nur für den Anfang eines Baues an, an welchem immerhin zu mehrerer Erkenntniß und Vollkommenheit fortgebaut werden sollte. Sie sahen das Christenthum in der Kindheit, das einst ein vollkommener Mann werden würde und werden mußte.

Denn wo „Erkenntniß“ gesetzt wird, da setzt man zugleich einen Fortgang des Erkenntnisses, wo „Uebung“ gesetzt wird, einen Fortgang der Uebung. Sobald Geist einen Körper belebt, so muß der Körper entweder abnehmen oder wachsen, in statu quo kann er selbst dem Scheine nach nicht bleiben.

Alle Seufzer also, mit denen man sich in die ersten Zeiten des Christenthums zurückwünscht, sind leere Seufzer; an Mitteln der Erkenntniß besitzen wir alles was sie hatten, und besitzen es geläuterter, geprüfter. Die Masse des menschlichen Urtheils hat sich verstärkt; unsere Schuld ist's, wenn unser deutlicheres größeres Erkenntniß nicht zugleich auch größere That wird. Es würde nichts als eine Schwäche des Kopfs, einen Mangel an Unterricht oder einen verborgenen Hang zur Täuschung anzeigen, wenn wir die Dämmerung mehr als das Licht lieben und z. B. jene Wundergaben der Kirche für ewig unentbehrlich achten wollten. Was könnte ich durch ein Wunder lernen, was ich nicht durch Vernunft und Schrift viel klarer lernte? Vielmehr bittet meine Vernunft in der sechsten Bitte: Bewahre mich, Gott, vor Wundern.

Die Gabe der Sprachen möchte man sich wünschen; wenn sie aber das war, was gezeigt ist, so gehörte sie für uns auch selten. Jetzt, wenn wir den Zusammenhang der Haushaltung Gottes im Alten und Neuen Testamente, oder sonst im Verfolg der Zeiten aus einem neuen Gesichtspunkt in einer großen, frühlichen Aussicht erblicken — ein neues Licht geht uns auf, ein großer Entwurf wird in uns lebendig, wir fühlen uns als erlebte Werkzeuge der Vorsehung und rüsten uns zum Werk.

Wie? Zum ganzen Gefühl der Freude darüber, zum tiefsten Dank, zur reichlichsten Aufopferung wären uns da schwebende Feuerflammen, neue Zungen, begeisterte Sprüche nöthig?

Das Werk, das diese Gabe gewirkt hat, dquert fort und vergrößert sich bis ans Ende der Tage; es ist eine Versammlung der Gemüther, das Größte und Schönste, was unter Menschen auf der Erde stattfindet. Vor dem Christenthum hatte keine Religion, keine Philosophie in solchem Umfange ein solches Werk gewagt,

obgleich der Synkretismus der Philosophie, ja gewissermaßen schon der Pythagoräismus darauf ausging. Das Christenthum kam und machte auf einmal eine Versammlung Erlesener, Heiliger, Gläubiger in allen Ländern wirklich. Niemand kann in diesem Gesichtspunkt die Briefe der Apostel ohne Ehrerbietung ansehen, so hoch oder niedrig er übrigens von den Erwählten selbst denke. Das Werk in sich war groß, die Idee erhaben, ein wahres Werk des Geistes.

Und es wird bleiben, dies Werk, durch alle Zeiten hin wird es sich erweitern, fortbilden und läutern. Auch wenn man die Bindeln, welche das Christenthum zur Zeit seiner Kindheit trug, nicht eben mehr als das non plus ultra des Gewandes der Menschheit ansehen wird: die Idee des Christenthums, durch Geist und Wort, durch Licht und Sprache alle Erlesenen in aller Welt zu einer ausgefachten Anzahl (ecclössia) in Geist, Liebe und Wirksamkeit zu vereinigen, wird und muß sich von Zeit zu Zeit heben und stärken. Alle Erfindungen des menschlichen Geistes zielen dahin, unsere mehreren Bedürfnisse, selbst die Noth, werden uns dahin leiten.

Selbst was das Symbol des Pfingstfestes zeigte, hat die Haushaltung Gottes im Lauf der Zeiten entwickelt, nämlich: die vertheilten Sprachen haben sich zu wenigen allgemein bekannten Sprachen vereinigt, und die Apostel selbst machten einen großen Schritt zu dieser Vereinigung, daß sie, obwohl unkultivirt, alle in der kultivirtesten Sprache der Welt schrieben. Daß manche derselben sich sogar angenommenen Begriffen und Wortformen dieser kultivirten griechischen Sprache bequemt haben, wie Johannes und Paulus, beförderte den Zusammenhang der Nationen noch mehr. Also verachteten sie nicht das allgemein ausgebreitete Licht unter den Völkern, und daß es die ältesten Kirchenväter vorzüglich aus der alexandrinischen Schule nicht verachtet haben, zeigen ihre Schriften. Ist Gott allein der Christen Gott? Ist er nicht aller Völker Gott? Christen sind kein Volk, ihre Lehre ist ein Vermächtniß für alle Kreatur, ohne Rücksicht auf Sprachen und Völker. Der Geist zeuget, daß Geist Wahrheit sei, woher sie komme, wo sie sich finde, wie sie sich äußere. Eine Versammlung der Völker im Geist haßt also das Abschließen in geheime Winkel, sie will und befördert eine offene Wahrheit von allen Zungen in allen Seelen.

Wir soll also das Pfingstfest jederzeit ein froher Tag sein; es erinnert mich an den letzten großen Zweck aller menschlichen Gesellschaft. Im Geist, d. h. in Liebe und Wahrheit, sollen wir alle Eins sein und Eins werden, denn es gibt keine besondere Parther- und Elamiter-, keine Kreter- und Araberwahrheit. Hierzu haben wir nur Ein Mittel: Zunge, Sprache; sie vereinigt die Gemüther, da Waffen und Politik sie von einander trennen und reißen. Nur Begeisterung thut dies allein nicht, sondern Auslegung, brüderliche Auredede und Verständigung. Sie unterdrückt den Spott, belehrt die nutzlose Verwunderung und schafft Ueberzeugung, Theilnehmung, gemeinschaftliche Thätigkeit und Freude. Die Zunge verbindet alles; der Geist, der die Gemüther durchbringt, der allvereinigende Geist ist allein der Geist der Wahrheit.“ —

Der Geist der Wahrheit ist es auch, welcher Herder's Schriften so eindrucksvoll, so wirkungsmächtig und so ewig frisch macht. Das Streben nach Wahrheit, welches jenes große Wort Lessing's als das höchste Ziel menschlicher Thätigkeit

bezeichnet, bricht aus jedem Sage hervor, den Herder schrieb. Und zugleich bekundet er in jedem Sage die Wichtigkeit seiner eigenen Ansicht, daß nicht Begeisterung allein es thue, sondern Auslegung, d. h. daß nicht dem planlosen Anstürmen der gefühlseligen Schwärmerei, sei sie auch noch so edel, sich die Pforten zu dem Tempel der Wahrheit öffnen, sondern allein dem planmäßigen, unverdrossenen, besonnenen Forschen, dessen Leuchte die unbeirrte Vernunft ist. Die Abhandlung über die Gabe der Sprachen ist ein treffendes Beispiel zu dieser Art der Forschung, welche Herder ganz besonders auch in seinen Predigten anwendete. Wir erinnern uns des Ausdrucks aus der Abschiedspredigt in Riga, daß seine Predigten vor allem menschlich gewesen seien, berechne, die menschliche Natur erkennen zu lehren und den Weg zu weisen, der zu höherer Entwicklung des Menschen auf dem Wege vernunftgemäßen Strebens Schritt für Schritt gelangen ließe. Ein Zeitgenosse*) sagt von Herder's Predigten: „So viel möglich suchte er ihnen den Anstrich von Gelegenheitsreden zu geben. Oft waren sie wahres moralisches Epos, d. h. erzählende Darstellungen und Durchführungen des Kampfes der unter und in den Menschen wohnenden guten und bösen Dämonen mit allen ihren inneren und äußeren Machinationen, bis zum entscheidenden Schlage; oft rhapsodische, im Geist des alten Prophetenthums versuchte Rück- und Vorblicke in bessere, heiligere Zeiten; oft nur Zurückbringungen an Ort und Stelle und Zeit, wo Jesus handelte und litt, begleitet von einer sanfterwärmenden oder tief durchschauenden Expositio; bisweilen seelenglühende Lieder und Hochgesänge zum Preise der allwaltenden, alles mit Liebe umfassenden, alles mit Weisheit und Gerechtigkeit lenkenden Gottheit; nie entfleischte kalte Kathedersprüche; nie nach den Regeln der Kunst zergliederte philosophische Todtengerippe, nie winterhafte, erstarrende, frucht- und blüthenlose Betrachtungen in Sein und Wirkung unanschaulbarer Gegenstände; nie Abklündigungen von Polizeigesetzen oder ökonomischen Resultaten; immer starke Griffe ans Herz zu Trost und Warnung; immer Licht und Wahrheit; immer Ausströmungen einer für Recht und Pflicht hochentflammten Brust; immer mit der an der ewigen Sonne der Vollkommenheit entzündeten Fackel vorleuchtend auf dem Wege zur Tugend; immer anziehend, neu, lebendig, zum Höchsten emporhebend, und im Unendlichen sich auflösend.“

Dasselbe ruhige Forschen, fern von aller Schwärmerei und allem absichtlichen Einsteuern auf einseitige Zwecke, dasselbe großartige Erfassen des Gegenstandes in seiner wahren Gestalt und seiner ganzen Fülle zeigen die Schulreden Herder's, welche unter dem Namen *Sofron* gesammelt sind. Auch sie geben ein sprechendes Zeugniß für die pädagogische Befähigung des großen Mannes, über welche wir an einer andern Stelle bereits ausführlich gesprochen haben.

Wenn wir Herder's theologische Schriften im allgemeinen betrachten, so gewahren wir, daß er über die Schranken eines engen konfessionellen Bekenntnisses weit hinausgeht und selbst in spezifisch kristlichen Abhandlungen sich auf einen umfassenden Standpunkt stellt. So wie Herder von keiner besondern Clamiter-, Kreutzer- oder Araberweisheit wissen wollte, ebenso wenig erkannte er einen Unterschied der Religion, sondern nur des Bekenntnisses, ganz wie Winkelmann

*) Danz und Gruber, Charakteristik Herder's. Leipzig 1805. S. 80. Anmerkung.

meinte: die wahre Religion sei nur bei wenigen Auserwählten aller Völker und Zeiten zu finden, und wie Lessing sagte: der Name Mensch sei höher als das Attribut, welches eine Konfession beilege. Auf diesem freien Standpunkte wollte Herder auch keinen, der auf seinem eigenen Wege aufrichtig und ernst nach der Wahrheit forschte, beeinträchtigen lassen, am wenigsten aber den großen Mann, der ihm auf allen seinen Wegen Muster und Vorbild gewesen war: Lessing. Nach dem Tode desselben schrieb Herder an Gleim: „Ich kann nicht sagen, wie mich Lessing's Tod verödet hat; es ist, als ob dem Wanderer alle Sterne untergehen und der dunkle, wolkgige Himmel bliebe.“ — Ein größeres Zeugniß ist nie einem Menschen gegeben worden, als in diesen Worten; freilich hat Deutschland auch nie einen größern Geist gehabt, als Lessing. Ihm hat Herder an verschiedenen Stellen Denkmale seiner Verehrung gesetzt, und als man nach Lessing's Tode ihm einen Vorwurf daraus machen wollte, er sei ein Deist und Anhänger des Spinoza gewesen, verteidigte Herder in einer eigenen kleinen Schrift: Gott (1800) Lessing und Spinoza mit dem Hinweis darauf, daß unter allen Nationen in den verschiedensten Ausdrücken und Vorstellungsarten nach Wahrheit geforscht worden ist, und daß Spinoza einer dieser langen ehrenvollen Reihe der Forscher und nicht etwa ein völlig absonderlicher Irrlehrer, Atheist u. s. w. — der Zelotismus ist in der Bildung von Schmähworten stets besonders glücklich gewesen — zu nennen sei. Seine Abhandlung schließt mit den Worten voll strafenden Spottes: „Spinoza's Philosophie war lange vor ihm und wird lange nach ihm bleiben. Oft waren die, die am schärfsten gegen ihn, d. h. gegen seine mißverstandenen oder übelgewählten Ausdrücke stritten, wenn sie sich selbst erklären wollten oder mußten, in seinen oder ihren eigenen, jetzt besser, jetzt schlechter gewählten Ausdrücken seines Glaubens, des innern Glaubens nämlich an eine einzige, lebendig empfundene, allem zum Grunde liegende Idee des Wahren, Guten und Schönen, ohne welche all unser Sprechen und Schreiben Tand bleibt.“

Diese Idee des Wahren, Guten und Schönen zu verbreiten und ihr Anhänger zu verschaffen, hielt Herder für ein so wichtiges Werk, daß er eine herrliche Sammlung von Briefen eigens zu diesem Zweck erscheinen ließ. Die Briefe zur Beförderung der Humanität traten 1793 bis 1797 ans Licht. In Oesterreich wurden sie verboten. „Man muß also für die Bestialität schreiben,“ äußerte Herder sich gegen Gleim. Die Humanitätsbriefe sind, wie Hermann Hettner*) treffend bemerkt, „eins in der unwidersprechlichen Gewisheit, daß der Genius der Humanität die Lebensseele und der Antrieb alles menschlichen Denkens und Handelns, der Grund und das Ziel aller Geschichte sei, in allen wechselnden Gestalten und Geschlechtern, Völkern und Zeitaltern immer aufs Neue sich verjüngend und immer reicher und kräftiger emporkwachsend.“

Bald in Prosa, bald in gebundener Rede führen die Humanitätsbriefe theils Charakterschilderungen edler und bedeutender Männer, wie Friedrich der Große, Franklin's u. a. vor, theils leiten sie in filosofirenden Betrachtungen uns auf das Ziel hin, welchem sie dienen. Eine kurze Probe ihres Inhaltes

*) Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. Braunschweig 1869. III, 3, 1, S. 93.

wird uns ihr Wesen am besten vergegenwärtigen (Humanitätsbriefe, zweiter Theil, 65 bis 68).

„Wir können uns vom Menschengesühl nicht trennen, indem wir die Geschichte schreiben, oder lesen; ihr höchstes Interesse, ihr Werth beruht auf dieser Menschenempfindung, der Regel des Rechts und Unrechts. Wer bloß für Klugheit schreibt, geräth leicht in Dünkel; wer nur für die Neugierde schreibt, schreibt für Kinder.

Was bestimmt aber diese Regel des Rechts? Hier gibt's eine zu warme und eine zu kalte Geschichte.

Die erbigte will zur Ehre Gottes alles bewirken, und erlaubt sich zu diesem vermeinten Zweck Frevel und Unfinn. So unterjochte Timur eine halbe Welt, den muhamedanischen Glauben auszubreiten, und wollte im höchsten Alter noch das ruhige China bekriegen. So zogen die Nationen Europas zum heiligen Grabe, so wirkten die Spanier in Amerika, so marterte und verfolgte die Inquisition. Schreckliche Leidenschaften der Menschen umhüllten sich mit dem Mantel Gottes, und zerführten und quälten.

Die kalte Geschichte rechnet unter der Regel eines angeblichen positiven Rechts nach Staatsplänen, und auch sie wird in Befolgung dieser oft sehr warm. Wohl des Vaterlandes, Ehre der Nation wird in ihr das Feldgeschrei und bei trüglichen Unterhandlungen die Staatslösung. Die Athener, die Römer — was rechneten sie nicht zum Wohl ihres Vaterlandes, zu ihrem Ruhm, mithin zu ihrem Recht? Was erlaubten sich der Papst, die Klerisei, die kristlichen Könige nicht zum angeblichen Wohl ihrer Reiche? Erzählt die Geschichte dies alles gleichgültig, oder gar zutrauend, glaubend: so geräth man mit ihr in ein Labyrinth der verflochtensten, widrigsten Staatsinteressen, persönlicher Anmaßungen und Staatslisten. Ein großer Theil der Begebenheiten unserer zwei letzten Jahrhunderte, die sogenannten Denkwürdigkeiten, Lebensbeschreibungen, politische Testamente sind in diesem Sinn, dem Geist Richelieu's, Mazarin's, und früher noch Karl's V, Philipp's II. Philipp's des Schönen, Ludwig's XI, XIII, XIV, kurz, im Geist der spanisch-französischen Staatspolitik geschrieben. Ein fürchterlicher Geist, der sich zum Wohl des Staats, d. h. zum Ruhm und zur größern Macht der Könige, zur Sicherheit und Größe ihrer Minister alles erlaubt hielt! In welcher Geschichte er durchblickt, schwärzt er das Glänzendste mit dem Schatten der Eitelkeit, der Truglist, der Anmaßung, der Verschwendung. Vergessen ist in ihm die Menschheit, die nach ihm bloß für den Staat, d. h. für Könige und Minister lebt.

Allgemach sind wir auch diesem Nebel entkommen; aber ein anderes Glanzfantom steigt in der Geschichte auf, nämlich die Berechnung der Unternehmungen zu eiger künftigen bessern Republik, zur besten Form des Staates, ja aller Staaten. Dies Fantom täuscht ungemein, indem es offenbar einen edlern Maßstab des Verdienstes in die Geschichte bringt, als den jene willkürlichen Staatspläne enthielten, ja gar mit den Namen Freiheit, Aufklärung, höchste Glückseligkeit der Völker blendet. Wollte Gott, daß es nie täuschte! Die Glückseligkeit eines Volkes läßt sich dem andern und jedem andern nicht aufbringen, aufschwätzen, aufbürden. Die Rosen zum Kranze der Freiheit müssen von eigenen Händen gepflückt werden und aus eigenen Bedürfnissen, aus eigener Lust und Liebe froh erwachsen. Die sogenannt

beste Regierungsform, die unglücklicherweise noch nicht gefunden ist, taugt gewiß nicht für alle Völker auf Einmal in derselben Weise; mit dem Joch ausländischer, übel eingeführter Freiheit würde ein fremdes Volk aufs ärgste belästigt. Eine Geschichte also, die bei allen Ländern auf diesen utopischen Plan nach unbewiesenen Grundsätzen alles berechnet, ist die glänzendste Truggeschichte, ein fremder Firniß, der den Gestalten, unserer und der vorigen Welt ihre wahre Haltung, selbst ihre Umrisse raubt. Viele Schriften unserer Zeit wird man zwanzig Jahre später als wohl oder übel gemeinte Fieberfantasten lesen; reifere Gemüther lesen sie jetzt schon also.

Also bleibt der Geschichte einzig und ewig nichts, als der Geist ihres ältesten Schreibers, Herodot's, der unangestrengte milde Sinn der Menschheit. Unbefangen sieht dieser alle Völker und zeichnet jedes auf seiner Stelle, nach seinen Sitten und Gebräuchen. Unbefangen erzählt er die Begebenheiten, und bemerkt, wie überall nur Mäßigung die Völker glücklich mache und jeder Uebermuth seine Nemesis hinter sich habe. Dies Maß der Nemesis, nach feineren oder größeren Verhältnissen angewandt, ist der einzige und ewige Maßstab aller Menschengeschichte.

Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue keinem andern; die Rache kommt, ja sie ist da, bei jeder Verirrung, bei jedem Frevel. Alle Mißverhältnisse und Unbilligkeiten, jede stolze Anmaßung, jede feindselige Verletzung, jede Treulosigkeit hat ihre Strafe mit oder hinter sich; je später, desto schrecklicher und erustet. Die Schuld der Väter häuft sich mit zerschmetterndem Gewicht auf Kinder und Enkel. Gott hat den Menschen nicht erlaubt, lasterhaft zu sein, als unter dem harten Gesetz der Strafe.

Wiederum belohnt sich auch in der Geschichte das kleinste Gute. Kein vernünftiges Wort, das je ein Weiser sprach, kein gutes Beispiel, kein Strahl, auch in der dunkelsten Nacht, war je verloren. Unbemerkt wirkte es fort und that Gutes. Kein Blut des Unschuldbigen ward fruchtlos vergossen; jeder Senfzer des Unterdrückten stieg gen Himmel und fand zu seiner Zeit einen Helfer. Auch Thränen sind in der Saat der Zeit Samentkörner der glücklichsten Ernte. Das Menschengeschlecht ist Ein Ganzes; wir arbeiten und dulden, säen und ernten für einander.

Wie milde, wie sanft aufmunternd, aber auch wie ernst und zusammenhaltend ist dieser Geist der Menschengeschichte! Er läßt jedes Volk an Stelle und Ort, denn jedes hat seine Regel des Rechts, sein Maß der Glückseligkeit in sich. Er schonet alle und verzärtelt keins. Sündigen die Völker, so büßen sie, und büßen so lange und schwer, bis sie nicht mehr sündigen. Wollen sie nicht Kinder sein, so erzieht die Natur sie als Sklaven.

Keiner politischen Verfassung tritt dieser Geist der Geschichte zersärend in den Weg. Er wirft nicht das Haus dem Ruhigen über dem Kopf zusammen, ehe ein anderes besseres da ist, zeigt aber dem zu Sicherem mit freundlicher Hand Fehler und Mängel des Hauses, und führt mit stillem Fleiß Materialien herbei zur Stützung des alten, oder zum Bau eines bessern.

Razionalvorurtheile tastet er nicht an, denn in ihnen als Hüllen oder harten Schalen muß manche gute Bestimmung wachsen. Er läßt sie wachsen. Wenn die

Frucht reif ist, verborrt die Hülse, die Schale zerspringt. Ihm ist's recht, wenn der Franzmann und der Engländer sich ihre humanité oder ihre humanity englisch oder französisch malen; desto weniger wird der Ausländer um sie zu seinem Verderb buhlen. Aus seinem Herzen muß eine Geliebte hervorgehen, die für ihn gehbt.

Am heiligsten sind dem Geist der Menschengeschichte gutmüthige Thoren und Schwärmer, sie sind ihm unter der besondern göttlichen Obhut. Ohne Begeisterung geschah nichts Großes und Gutes auf der Erde; die man für Schwärmer hielt, haben dem menschlichen Geschlecht die nützlichsten Dienste geleistet. Trotz alles Spottes, trotz aller Verachtung und Verfolgung drangen sie durch, und wenn sie nicht zum Ziel kamen, so kamen sie doch weiter und brachten weiter. Lebendige Winde waren sie über dem abgestandenen Sumpf, oder sie dämmten ihn und machten ihn fruchtbar. Leeren Spott über sie erlaubt sich nie der Geist der Geschichte, höchstens bebauern wird er sie, nicht brandmalen.

Alle überfeinen Eintheilungen der Menschen nach Prinzipien, aus denen sie ausschließend handeln sollen, sind dem Geist der Geschichte ganz fremd. Er weiß, daß in der Menschennatur das Prinzipium der Sinnlichkeit, der Einbildungskraft, des Eigennuzes, der Ehre, des Mitgefühls mit anderen, der Gottseligkeit, des moralischen Sinnes, des Glaubens u. s. w. nicht in abgetrennten Kammern wohnen, sondern daß in einer lebendigen Organifazion, die von mehreren Seiten geregt wird, viele von ihnen, oft alle, lebendig zusammenwirken. Jedem von ihnen läßt er seinen Werth, seinen Rang, seinen Ort, seine Zeit der Entwicklung; überzeugt, daß alle, auch unbewußt, zu Einem Zweck, dem großen Prinzipium der Menschlichkeit wirken. Alle also läßt er zu ihrer Zeit an Ort und Stelle blühen, Sinnlichkeit und die Künste der Fantasie, Verstand und Sympathie, Ehre, moralischen Sinn und heilige Andacht. Er zwingt so wenig den Magen zu denken als den Kopf zu verdauen, und quält niemand mit der Bergliederung, ob auch jeder Bissen Brod, den er in den Mund steckt, ein allgemeines moralisches Grundgesetz aller vernünftigen Wesen im Kauen und Verdauen gebe. Kaut jeder wie er kann; die Geschichte behandelt die Menschen nicht als Wortfinder und Kritiker, sondern als Thäter eines moralischen Naturgesetzes, das in ihnen allen spricht, das zuerst linde warnt, dann härter straft, und jede gute Gesinnung durch sich und ihre Folgen reich belohnt.

66.

Der Geist der Schöpfung.

Auch ich war Pilgrim in der Wüstenzeit,
 Und matt vom Wege sprach ich: Herr der Welt!
 Ein Blick von dir verjüngt die Schöpfung. Sieh!
 Die Sonne brennt auf mich, mein nackter Fuß
 Im Sande glüht, und meine Zunge lechzt.
 Ich wankte. Herr, mein Licht erlöset.

Da sah

Ich vor mir einen schmalen Rasen, rings
Umflochten von Gebüsch. Ein Palmbaum stand
An einer Quelle, und auf Baum und Büschen
Hing unter Blüten manche schöne Frucht.

Ich kostete, ich trank, ich dankte Gott,
Und legte mich zur Ruhe nieder. Sanft
Umhüllete der Schlaf mein Auge, bis
Ein Wundertraum mich schnell erweckte.

Der Geist der Schöpfung stand vor mir und sprach:
Steh auf, o Mensch, du hast genug geruht,
Auf diesem Bett von zehen tausend Pflanzen
Und Kräutern meines Herrn. Du bist gestärkt.
Die Hindin dort will auch verschmachten. Scheu
Erwartet sie, daß du aufstehst. — Auf
Sprang ich und sah die Hindin mir zu Füßen,
Die Mutter war. Sie blickte froh mich an
Und sprang zu ihrer Weibe.

Guter Gott,

Hief ich, der du für alles sorgest, wenn
Dein Wink dort Sonnen lenkt, so denkst du auch
Des Wandrers in der Wüste, daß sein Stab
Nicht breche, daß die Hindin nicht verschmachte.

Die Zeitenfolge.

Komm, Unzufriedner, näher! Tritt herzu,
An dessen Herzen Mißvergülden nagt.
Schuf irgendwen der Allmacht Hand zur Qual?
Er, der nur Huld ist, schuf er je zum Unglück?

Es sprach der Mächtige (die Wahrheit spricht
In allen seinen Werken): Euer Tagwerk
Sei Seligkeit. Mit diesem Segen laß ich,
Geschöpfe, euch aus meiner Hand.

Und sieh,

Da standen sie, die Lebenden, unwissend
Was Leben war. Sie schöpften Athem, wie
Nach einem schweren Traum, sie sahn die Welt!
Und Engel ließen sich auf Wollen nieder
Bewundernd dieser Schöpfung neuen Raum,
Die Wohnung süßer Freuden, sahn im Geist
Glückselige zukünft'ger Zeiten wallen,
Und riefen voll von himmlischem Gefühl:
Du hast hier reiche Saten ausgestreut,
Allgütiger! Wer kann die Ernte fassen
In diesen Segensgründen? Trauen wird
Der Gute Dir Gelingen wird sein Werk.

So sangen sie. Hebt eure Augen auf,
Ihr Menschen, sehet eures Vaters Schöpfung,
Und hofft auf ihn. Auch in der Menschheit kann
Sein Werk nicht fehlen.

Du der Welten Vater!

Ich weiß es, Worte thun es nicht vor dir.
Beredhtsamkeit verstummet. Wie sich Kinder
Der Blumen freu'n, freu'n wir uns deiner Schöpfung.

Wie ihrer zeitlichen Versorger sie
Zutrauend harren, hoffen wir auf dich,
Und üben froh dein Werk. Die schönste Gabe
Des Sterblichen ist ein zufriednes Herz.

Das Gegengift.

Preis sei dem Geber! Jede seiner Gaben
Ist huld- und weisheitvoll. Er theilte sie,
Er wog sie ab zur langen Dauer und
Vollkommenheit der Schöpfung.

Seine Erde

Gab er nicht Engeln; Menschen gab er sie.
Der Menschen bester ist, wer selten krauchelt,
Ihr Edelster, wer bald vom Fall aufsteht.

Tief keimete das Laster in der neu
Geschaffnen Erde; wild schoß es empor,
Gibt seine Blüthe, seine Früchte Tod.
Da schuf er ihm ein mächtig Gegengift,
Für Thorheit ein Verwahrungsmittel: Arbeit.
Sie macht' er uns zum heiligsten Gesetz,
Den Fleiß zur Pflicht. Arbeitsamkeit verriegelt
Die Thür dem Laster, das dem Müßigen
Zur Seite schleicht, und hinter ihm das Unglück.

Willst du dem Feinde fluchen, wünsch' ihm Ruhe,
Auf Ruhe folgt viel Böses, und des Kummers
Gar viel. Arbeitsam wirkt die Seele froh,
Langweil'ger Müßiggang beschäftigt sie
Zur Neue, zum Verderben. Thorheit leitet
Den Müßigen; Muthwill und Vornüß führen
Ins Dunkel hin, wo Gott nicht ist. Arbeitet,
Ihr Weisen in dem Volk, befördert euer
Und vieler Glück.

Wo wohnt Beruhigung?

Wo Segen der liebevollen Gottheit? Wo
Genuß der Tage? Wo das edelste
Vergnügen? Nur in Arbeit! —

Von frühen Jahren habe ich mich auch in die fremdesten Hypothesen zu setzen gesucht, und ich kam fast von allen mit dem Gewinn einer neuen Seite der Wahrheit, oder ihrer Bestärkung zurück; darf ich aber bekennen, daß ich von der Hypothese von einer radikalen bösen Grundkraft im menschlichen Gemüth und Willen durchaus nichts Gutes abgewinnen kann. Ich lasse sie jedem Liebhaber; meinen Verstande bringt sie kein Licht, meinem Herzen keine freundliche Regung.

Gewöhnlich leitet man die Hypothese von zwei einander feindseligen Grundursachen der Dinge von den Persern her; ihre böse Anwendung aber sollte man nicht daher leiten. In der Physik war's offenbar Kindheit der Wissenschaft, wenn man die Nacht für böse, den Tag für gut erklärte; die Gesetze, die beide hervorbringen, sind gut und höchst einfach. In der Moral sind sie es eben so sehr, und die Philosophie der Perser ging gerade darauf hin, dies anzuführen. Die Finsterniß, sagte sie, sei Unform; das Licht, seiner Natur nach, bilde, leuchte und erwärme. Trotz aller Widerstrebenungen sei Ahriman schwach, Ormuzd werde und müsse ihn überwinden. Ihre Religion forderte also in Gedanken, Worten, Handlungen zu diesem Siegeskampfe als zum eigentlichen Geschäft des menschlichen Lebens auf, Licht zu schaffen und zu verbreiten, wirksam zu sein in jedem Guten, zu reinigen, zu erfreuen sei unser Geschäft. Eben deshalb stehen wir zwischen Licht und Dunkel.

Das Christenthum ging mit tieferegreifenden Regungen auf diesem Wege fort. Kein slavisches Volk, das sich ewig unter dem Joch krümmt und an Ketten windet, sollte nach ihm das Menschengeschlecht sein, sondern ein freies, fröhliches Geschlecht, das ohne Furcht eines machthabenden Ferkergeistes das Gute des Guten wegen, aus innerer Lust, aus angeborener Art und höherer Natur thue, dessen Gesetz ein königliches Gesetz der Freiheit, ja dem eigentlich kein Gesetz gegeben sei, weil die Gottesnatur in uns, die reine Menschheit, des Gesetzes nicht bedürfe.

Unverkennbar ist dies der Geist des Christenthums, seine ursprüngliche Gestalt und Art. Nur dunkle barbarische Zeiten haben den großen Lehnherrn des Bösen, dessen angeborenes Erbvolk wir seien, von dem uns Gebräuche, Sitten, Gesetze zwar nicht wirklich, aber gewandsweise befreien könnten, der Stupidität und Brutalität antichristlich wiedergegeben. Wer wollte in diese Milton'sche Hölle greifbarer Nacht und solider Finsterniß zurückkehren? —

Ueber der Erde sehen wir von dieser massiven Urhölle nichts. Wo Böses ist, ist die Ursache des Bösen Unart unseres Geschlechts, nicht seine Natur und Art. Trägheit, Vermessenheit, Stolz, Irrthum, Hartstinn, Leichtsin, Vorurtheile, böse Erziehung, böse Gewohnheit; lauter Uebel, die vermeidlich oder heilbar sind, wenn neues Leben, Munterkeit zum Guten, Vernunft, Bescheidenheit, Billigkeit, Wahrheit, eine bessere Erziehung, bessere Gewohnheiten von Jugend auf, einzeln und allgemein einkehren. Die Menschheit ruft und seufzt, daß dieses geschehe, da offenbar jede Untugend und jede Untauglichkeit sich selbst straft, indem sie keinen wahren Genuß gewährt und eine Menge Uebel auf sich und auf andere häuft. Offenbar sehen wir, daß wir dazu da sind, dies Reich der Nacht zu zer-

führen, indem niemand es für uns thun kann und soll. Nicht nur tragen wir die Last unseres Unglücks, sondern unsere Natur ist zu diesem und zu keinem andern Werk eingerichtet, es ist Zweck unseres Geschlechts, der Endpunkt unserer Bestimmung, uns dieser Unart zu entladen. Das ganze Universum treibt, wenn uns die Früchte des Werks nicht locken, mit Nesseln und Dornen. — Was soll also Verzweiflung als unter einem nie abzuwerfenden Joch? Wozu der Traum einer von der Wurzel aus unwiederbringlichen Menschheit?

Keine Hypothese kann uns werth sein, die unser Geschlecht aus seinem Standort rückt, die es bald an die Stelle der gefallenen Engel stellt, bald unter ihre Vormundschaft und Oberherrschaft erniedrigt. Die gefallenen Engel kennen wir nicht, aber uns kennen wir, und wissen, wann und warum wir gefallen sind, fallen und fallen werden. —

Das Dasein jedes Menschen ist mit seinem ganzen Geschlecht verwebt. Sind unsere Begriffe über unsere Bestimmung nicht rein, was soll diese und jene kleine Verbesserung? Seht ihr nicht, daß dieser Kranke in verpesteter Luft liegt? Rettet ihn aus derselben und er wird von selbst genesen. Beim Rabalälübel greift die Wurzeln an; sie tragen den Baum mit Gipfel und Zweigen.

Das Werk ist groß, es soll aber auch so lange fortgesetzt werden, als die Menschheit dauert; es ist das eigenste und einzige, das belohnendste und fröhlichste Geschäft unseres Geschlechts.

Und wie wird dieses Geschäft betrieben? Bloß durch Erweiterung und Verfeinerung der Verstandeskkräfte? Intelligenz ist des Menschen edler Vorzug, das unentbehrliche Werkzeug seiner Bestimmung. Wissenschaft alles Wissenswürdigen, Verstand alles Brauchbaren, Schönen und Edlen ist erleuchtender Sonnenglanz in der dunkeln Dunstugel der Erde; er darf und muß sich soweit erstrecken als er sich erstrecken kann, vom letzten Nebelstern über die gesammte Natur an die Grenzen der werdenden Schöpfung.

Verstand ist der Gemeinschatz des menschlichen Geschlechts; wir haben alle daraus empfangen, wir alle sollen unsere besten Gedanken und Gesinnungen hineintragen. Wir rechnen mit Kombinationen der Vorzeit, die Nachwelt soll mit unseren Kombinationen rechnen, und allerdings geht dieser Kalkül ins Große, Weite, Unendliche hinaus. Wer unternimmt's zu sagen, wohin das Menschengeschlecht in seinen fortgesetzten, aufeinander gebauten Bemühungen gelangen könne und vielleicht gelangen werde? Jede neuerlangte Potenz ist die Wurzel zu einer zahllosen Reihe neuer Potenzen.

Verstand indessen thut's nicht allein; auch den Dämonen schreiben wir einen dämonischen Verstand zu; der unsere sei menschlich, von thätiger Güte begleitet. Wlida umher. Wie viel wahre und echte Wissenschaft ist ungebraucht in der Welt! Wie viel Verstand liegt unterdrückt und begraben! Wie viel anderer wird gemißbraucht! Scheinwahrheit, starres Vorurtheil, heuchelnde Lüge, träge Lust, vernunftlose Willkür verwirren unser Geschlecht. Ein gestärkter großer und guter Wille also, Uebungen von Jugend auf, Kampfpfeile und Gewöhnung, daß uns das Schwerste zum Leichtesten werde, und vor allem jenes unerläßliche Bestreben nach dem Nothwendigen, was unser Geschlecht fordert, mit Vorbeilassung alles Entbehrlichen und Schlechten, sie allein können den Verstand zum Guten geltend machen, ihm aufhelfen

und das Werk fördern. Wie lange haben wir uns mit dem Unnützen beschäftigt? Zeigen uns nicht Jahrtausende der Menschengeschichte unsern Unverstand, unsere kindische Trivialität und Feigheit?

Einheit unserer Kräfte also, Vereinigung der Kräfte mehrerer zu Beförderung Eines Ganzen im Wohl aller — mich dünkt, dies ist das Problem, das uns am Herzen liegen sollte, weil jedem es sein innerstes Bewußtsein wie sein Bedürfnis still und laut sagt.

„Gesetzgeber, Erzieher, Freunde der Menschheit,“ sagt ein edler Mann *) unserer Nation, „laßt uns unsere Kräfte vereinigen, um dem Menschen zu beweisen, daß in den unendlich verschiedenen Lagen des Lebens er das innere Glück nirgend finde, als in der wirksamen und thätigen Einheit seines Charakters. Strebend nach eigener Vollkommenheit, die Vorschriften einer allgemeinen und wohlthätigen Vernunft frei und standhaft befolgend, wird er Verirrungen, Verbrechen, inneren Vortwürfen entgehen. Als Mensch und Bürger wird er die Glückseligkeit im Zeugniß seines Gewissens finden. So bringt der Mensch die unendliche Verschiedenheit seiner Empfindungen, Gedanken, Bestrebungen zur Einheit eines wahren, reinen, wirksamen, moralischen Charakters.“

Und darf ich dies edle Bild weiter ausprägen, so liegt im Menschengeschlecht eine unendliche Verschiedenheit von Empfindungen, Gedanken, Bestrebungen zur Einheit eines wahren, wirksamen, rein moralischen Charakters, der dem ganzen Geschlecht gehört. Wie jede Klasse von Naturgeschöpfen ein eigenes Reich ausmacht, auf andere Reiche bauend, in andere hineingreifend: so das Menschengeschlecht mit dem besondern und höchsten Abzeichen, daß die Glückseligkeit aller von den Bestrebungen aller abhängt und in ihm bei der größten Verschiedenheit in dieser sehr erhabenen Einheit allein stattfindet. Wir können nicht glücklich oder ganz wirksam und moralisch gut sein, so lange z. B. Ein Sklave durch Schuld der Menschen unglücklich ist, denn die Laster und bösen Gewohnheiten, die ihn unglücklich machen, wirken auch auf uns oder kommen von uns her. Die Aunehmung, der Geiz, die Weichlichkeit, die alle Welttheile betrügt und verwülstet, haben ihren Sitz bei und in uns; es ist dieselbe Herzlosigkeit, die Europa wie Amerika unter dem Joch hält. Dagegen auch jede gute Empfindung und Übung eines Menschen auf alle Welttheile wirkt. Die Tendenz der Menschennatur faßt ein Univerfum in sich, dessen Aufschrift ist: „Keiner für sich allein, jeder für alle, so seid ihr alle auch einander werth, und glücklich.“ Eine unendliche Verschiedenheit, zu einer Einheit strebend, die in allen liegt, die alle fördert. Sie heißt (ich will's immer wiederholen) Verstand, Billigkeit, Güte, Gefühl der Menschheit.

F r e u d e .

Freue dich, edles Herz, das hold der Freude ist!
Schuf nicht der Schöpfer der Welt
Alles zur Freude?
Wer sich freuet, erfüllt der Schöpfung Zweck.

*) Der Fürst Primas von Dalberg.

Süße Gabe des Gebers, gieße dich ganz in mich!
 Noch ist mein Herz von Lüste nicht befecht.
 So hüpfte denn das vergängliche Paradies hindurch,
 Du nicht mit drückenden Lasten beschwertes Herz.

Sei froh des Vergangenen!
 Jeglicher Labung froh, die du dem milden Pilger
 Darreichen konntest; danke dem Herrn der Welt,
 Der dir zu reichen sie gab.

Häuser, die deine Hände gestützt,
 Hütten, die deine Hände befestigten,
 Siehe sie froh! Besuche des Greises Grab,
 Der sich an deinen Troststab lehnete.

Komme der große Tag, an welchem der Schöpfung Herr
 Gericht hält, wann die Scharen um ihn stehn
 Voll heiliger Erwartung. Sanfte Stille
 Verbreitet sich die sieben Himmel hindurch.

Du trittst, ein Jüngling, mit tausendmal tausend hervor
 Anzubeten. Der Spruch des Richters ist:
 Was ihr der Menschheit thatet, thatet ihr
 Mir selbst. Seht ein zu eures Herrn Freude!

68.

„Und warum verhehlen wir eine Norm der Ausbreitung des moralischen Gesetzes der Menschheit, die uns so nahe liegt? Das Christenthum gebietet die reinste Humanität auf dem reinsten Wege. Menschlich und für jedermann faßlich; demüthig, nicht stolz autonomisch; selbst nicht als Gesetz, sondern als Evangelium zur Glückseligkeit aller, gebietet und gibt es verzeihende Duldung, eine das Böse mit Gutem überwindende thätige Liebe. Es gebietet solche nicht als einen Gegenstand der Spekulation, sondern gibt sie als Licht und Leben der Menschheit, durch Vorbild und liebende That, durch fortwirkende Gemeinschaft. Es dient allen Klassen und Ständen der Menschheit, bis in jeder jedes Widrige zu seiner Zeit von selbst verdorrt und abfällt. Der Mißbrauch des Christenthums hat zahlloses Böse in der Welt verursacht; ein Beweis, was sein rechter Gebrauch vermöge. Eben daß, wie es gebiehet ist, es so viel gut zu machen, zu ersetzen, zu entschädigen hat, zeigt nach der Regel, die in ihm liegt, daß es dies thun müsse und thun werde. Das Labyrinth seiner Mißbräuche und Irrwege ist nicht unendlich; auf seine reine Bahn zurückgeführt, kann es nicht anders als zu dem Ziel streben, das sein Stifter schon in dem von ihm gewählten Namen „Menschensohn“, das heißt Mensch, und im Gerichtspruch des letzten Tages ausdrückte. Wenn die schlechte Moral sich an dem Satz begnügt: Jeder für sich, niemand für alle! so ist der Spruch: Niemand für sich allein, jeder für alle! des Christenthums Lösung.“ —

Welch ein herrlicher, edler Mensch mußte Der sein, der das schrieb, und welch

ein seltener Theologe! Wenn die Humanitätsbriefe anderthalbtausend Jahre älter wären, so würde man sie der Bibel einverleibt und sie für heilig und von Gott eingegeben erklärt haben. Es wirft ein wunderliches, ein unheimliches Licht auf die Zustände desjenigen Landes, in dem solche Edelsteine unter den Büchern von oben herab verboten wurden. Der scharfe, weitsehende Blick Herder's bezeichnet schon vor hundert Jahren in diesen Blättern genau den Standpunkt, den das Christenthum in unseren Tagen immer mehr einnimmt. Nicht herrschen wollte Christus, sondern seine letzte Handlung im Kreise seiner Jünger, als er noch frei war, bekräftigte sowohl seine wie seiner Lehre dienende Sanftmuth, und erst wenn das Bewußtsein überall klar geworden sein wird, daß „Mensch“ mehr sagt als „Christ“, erst dann wird die eigentliche Wirksamkeit des Christenthums beginnen können. Dieser Erkenntniß den Weg zu bahnen und ihr einen sichern Grund zu bereiten, ist Herder einer der thätigsten und einer der erfolgreichsten Arbeiter gewesen; aber auch für seine großartigen Gedanken scheint das rechte Verständniß bisher nicht in sehr reichem Maße vorhanden gewesen zu sein. Eine gewisse Partei, deren Lebenselement die Finsterniß ist und war und bleiben wird, hat es verstanden, auch über die lichte Gestalt Herder's eine Umhüllung zu breiten, welche dem weniger scharfsichtigen Auge seine Verdienste in einem völlig falschen Lichte erscheinen ließ. Doch es ist ein ewiges Gesetz der Natur, daß die Wolke, um so schwärzer und dichter sie wird, um so näher ihrem Untergang ist; die Erde saugt die fallenden Nebel ein, und in verschöntem Glanze bricht die Sonne durch die Finsterniß. Auch an Herder wird dieses Gleichniß schon seit mehr als zehn Jahren zur Wahrheit. Immer mehr sieht die Welt in ihm einen der größten Vorkämpfer für die Menschenrechte, die seit mehr als tausend Jahren unter Bergen des Aberglaubens und der selbstthätigen Betrügerei vergraben lagen. Für unser deutsches Vaterland ist eine Sonne aufgegangen, so über alle Erwartung herrlich und glanzvoll, daß noch jetzt fast das Auge, von ihren Strahlen geblendet, niedersinkt; ein noch schöneres Gestirn beginnt in der immer mehr sich entfaltenden Wissenschaftsfreiheit, der vernunftgemäßen Aufklärung sich zu erheben; die Schatten sinken und die Nebel verwehen, und immer näher, immer höher erhebt sich die Menschheit zu dem Ideale, welches Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit mit unvergänglichen, weithinstrahlenden Zügen zeichnete. In diesem Werke überschaut sein heller Blick die ganze Entwicklung unseres Geschlechtes, wie sie in den Blättern der Geschichte aufgezeichnet ist; er betrachtet diese Erde, unsern Wohnplatz, im Verhältniß zu den übrigen Planeten, er forscht danach, welchen Einfluß die irdischen Umgebungen unseres Geschlechtes auf seine Entwicklung im Ganzen und im Einzelnen äußerten; er fragt, welche Tugenden diese Entwicklung förderten, welche Laster sie hemmten oder vernichteten, und geleitet von den Sätzen, welche die Erfahrung aus allen diesen Betrachtungen uns kund gibt, sucht er zu ergründen, welches das Ziel ist, das die Hand des Schöpfers dem Menschengeschlechte vorzeichnete. Das Resultat, welches er gewinnt, stimmt nicht überein mit den Angaben jener seelenmessenlesenden, wachsterzenopfernden, höllengluthbratenden, segefeuerläuternden, himmelauffschließenden, gnadeverlaufenden Bondivants, welche so vortrefflich Kinderland zu verwandeln und unter der Maske heuchlerischer Entfugung allen Lüsten der Sinne mit der Raffinirtheit und der Virtuosität eines römischen

Schwoelgers aus der Kaiserzeit zu fröhnen verstanden. So weit der gewaltige Gott, dessen hochheilige Majestät sich dem niederknienden Moses in der furchtbaren Pracht des flammenden Blizes, in der erschütternden Gewalt des rollenden Donners, in dem lieblichen Säufeln schmeichelnder Abendluft offenbart, sich unterscheidet von dem stummen, starren, leblosen, menschengemachten goldenen Kalbe des Aaron, so weit entfernt sich Herder's Weltanschauung von dem mit Lumpen behangenen Gaukelspiel alleinseigmachender Taschenspieler, die nichts bieten können, als plumpe, greifbar lügenhafte Bilber, die mit erstickendem Rauch auf dunkle Wolken, mit Schwarz in Schwarz gezeichnet sind. Herder's Ideal, welches mit den Zügen des Lichtes auf jenen unerschütterlichen Grund gemalt ist, den die Hand vieltausendjähriger Erfahrung bereitet hat, welches übereinstimmt mit den Forschungen der edelsten und größten unter den Menschent Kindern — hier ist es! Hier möge es Platz finden, wenn anders wenige Züge, aus dem Reichthum des Ganzen herausgehoben, einen Begriff zu geben vermögen von dem Bilde, welches Erde und Himmel in seinen Rahmen einschließt.

„Der Zweck einer Sache*), die nicht bloß ein todttes Mittel ist, muß in ihr selbst liegen. Wären wir dazu geschaffen, um, wie der Magnet sich nach Norden kehrt, einem Punkte der Vollkommenheit, der außer uns ist, und den wir nie erreichen könnten, mit ewig vergeblicher Mühe nachzustreben: so würden wir als blinde Maschinen nicht nur uns, sondern selbst das Wesen bedauern dürfen, das uns zu einem Tantalischen Schicksale verdammt, indem es unser Geschlecht bloß zu seiner, einer schadenfrohen, ungöttlichen Augenweide schuf. Wollten wir auch zu seiner Entschuldigung sagen, daß durch diese leeren Bemühungen, die nie zum Ziele reichen, doch etwas Gutes befördert und unsere Natur in einer ewigen Regsamkeit erhalten würde, so bliebe es immer doch ein unvollkommenes, grausames Wesen, das diese Entschuldigung verdiente, denn in der Regsamkeit, die keinen Zweck erreicht, liegt kein Gutes, und es hätte uns, ohnmächtig oder boshaft, durch Vorkhaltung eines solchen Traumes von Absicht seiner selbst unwürdig getäuscht. Glücklicherweise aber wird dieser Wahn von der Natur der Dinge uns nicht gelehrt. Betrachten wir die Menschheit, wie wir sie kennen nach den Gesezen, die in ihr liegen, so kennen wir nichts Höheres, als Humanität im Menschen, denn selbst wenn wir uns Engel oder Götter denken, denken wir sie uns nur als ideale, höhere Menschen.

Zu diesem offenbaren Zwecke ist unsere Natur organisiert, zu ihm sind unsere feineren Sinne und Triebe, unsere Vernunft und Freiheit, unsere zarte und dauernde Gesundheit, unsere Sprache, Kunst und Religion uns gegeben. In allen Zuständen und Gesellschaften hat der Mensch durchaus nichts anderes im Sinne haben, nichts anderes anbauen können als Humanität, wie er sich dieselbe auch dachte. Ihr zu gut sind die Anordnungen unserer Geschlechter und Lebensalter von der Natur gemacht, daß unsere Kindheit länger dauere und nur mit Hülfe der Erziehung eine Art Humanität lerne. Ihr zu gut sind auf der weiten Erde alle Lebensarten der Menschen eingerichtet, alle Gattungen der Gesellschaft eingeführt worden.

*) Die nachfolgenden Ausführungen sind dem 16. und dem 5. Buche der Ideen entnommen.

Jäger oder Fischer, Hirt oder Ackermann oder Bürger, in jedem Zustande lernte der Mensch Nahrungsmittel unterscheiden, Wohnungen für sich und die Seinigen errichten, er lernte für seine beiden Geschlechter Kleidungen zum Schmutz erhöhen und sein Hauswesen ordnen. Er erfand mancherlei Gesetze und Regierungsformen, die alle zum Zwecke haben wollten, daß jeder unbefehdet vom andern seine Kräfte üben und einen schönern, freiern Genuß des Lebens sich erwerben könnte. Hierzu ward das Eigenthum gesichert, und Arbeit, Kunst, Handel, Umgang zwischen mehreren Menschen erleichtert, es wurden Strafen für die Verbrecher, Belohnungen für die Vortrefflichen erfunden, auch tausend stillliche Gebräuche der verschiedenen Stände im öffentlichen und häuslichen Leben, selbst in der Religion angeordnet. Hierzu endlich wurden Kriege geführt, Verträge geschlossen, allmählig eine Art Kriegs- und Völkerrecht nebst mancherlei Bündnissen der Gaßfreundschaft und des Handels errichtet, damit auch außer den Grenzen seines Vaterlandes der Mensch geschont und geehrt würde. Was also in der Geschichte je Gutes gethan ward, ist für die Humanität gethan worden; was in ihr Thörichtes, Lasterhaftes und Abscheuliches in Schwang kam, ward gegen die Humanität verübt, so daß der Mensch sich durchaus keinen andern Zweck aller seiner Erdanstalten denken kann, als der in ihm selbst, d. h. in der schwachen und starken, niedrigen und edlen Natur liegt, die ihn sein Gott ansah. Wenn wir nun in der ganzen Schöpfung jede Sache nur durch das, was sie ist und wie sie wirkt kennen, so ist uns der Zweck des Menschengeschlechts auf der Erde durch seine Natur und Geschichte wie durch die hellste Demonstration gegeben.

In allen Einrichtungen der Völker, in allen Mannichfaltigkeiten ihrer Befassung so wie in jeder ihrer Erfindungen des Krieges und Friedens, selbst bei allen Gräueln und Fehlern der Nationen bleibt das Hauptgesetz der Natur kenntlich: „Der Mensch sei Mensch! Er bilde sich seinen Zustand nach dem, was er für das beste erkennt.“ Hierzu bemächtigten sich die Völker ihres Landes und richteten sich ein, wie sie konnten. Aus dem Weibe und dem Staate, aus Sklaven, Kleidern und Häusern, aus Ergänzungen und Speisen, aus Wissenschaft und Kunst ist hier und da auf Erden alles gemacht worden, was man zu seinem oder des Ganzen Besten daraus machen zu können glaubte. Ueberall also finden wir die Menschheit im Besitze und Gebrauche des Rechts, sich zu einer Art von Humanität zu bilden, nachdem sie solche erkannte. Irrten sie oder blieben sie auf dem halben Wege einer ererbten Tradition stehen, so litten sie die Folgen ihres Irrthums und büßten ihre eigene Schuld. Die Gottheit hatte ihnen in nichts die Hände gebunden, als durch das, was sie waren, durch Zeit, Ort und die ihnen einwohnenden Kräfte. Sie kam ihnen bei ihren Fehlern auch nirgend durch Wunder zu Hülfe, sondern ließ diese Fehler wirken, damit Menschen solche selbst bessern lernten.

So einfach dieses Naturgesetz ist, so würdig ist es Gottes, so zusammenstimmend und fruchtbar an Folgen für das Geschlecht der Menschen. Sollte dies sein, was es ist und werden, was es werden könnte, so mußte es eine selbstwirksame Natur und einen Preis freier Thätigkeit um sich her erhalten, in welchem es kein ihm unnatürliches Wunder störte. Alle todtte Materie, alle Geschlechter der Lebendigen, die der Instinkt führt, sind seit der Schöpfung geblieben, was sie waren. Den Menschen machte Gott zu einem Gott auf Erden, er legte das Prinzipium eigener Wirksamkeit in ihn und

setzte solches durch innere und äußere Bedürfnisse seiner Natur von Anfang an in Bewegung. Der Mensch konnte nicht leben und sich erhalten, wenn er nicht Vernunft brauchen lernte; sobald er diese brauchte, war ihm freilich die Pforte zu tausend Irrthümern und Fehlversuchen der Weg zum bessern Gebrauche der Vernunft eröffnet. Je schneller er seine Fehler erkennen lernt, mit je rüstigerer Kraft er daraufgeht, sie zu bessern, desto weiter kommt er, desto mehr bildet sich seine Humanität, und er muß sie ausbilden, oder Jahrhunderte durch unter der Last eigener Schulden ächzen.

Wir sehen also auch, daß sich die Natur zu Errichtung dieses Gesetzes einen so weiten Raum erkor, als ihr der Wohnplatz unseres Geschlechtes vergönnte; sie organisirte den Menschen so vielfach, als auf unserer Erde ein Menschengeschlecht sich organisiren konnte. Nahe an den Affen stellte sie den Neger hin, und von der Negervernunft an bis zum Gehirne der feinsten Menschenbildung ließ sie ihr großes Problem der Humanität von allen Völkern aller Zeiten auflösen. Das Nothwendige, zu welchem der Trieb und das Bedürfniß führt, konnte beinahe keine Nation der Erde verfehlen; zur feinern Ausbildung des Zustandes der Menschheit gab es auch feinere Völker, sanfterer Climate. Wie nun alles Wohlgeordnete und Schöne in der Mitte zweier Extreme liegt, so mußte auch die schönere Form der Vernunft und Humanität in diesem gemäßigtern Himmelsstriche ihren Platz finden. Und sie hat ihn nach dem Naturgesetz dieser allgemeinen Konvenienz reichlich gefunden. Denn ob man gleich fast alle asiatischen Nationen von jener Trägheit nicht freisprechen kann, die bei guten Anordnungen zu früh stehen blieb und eine ererbte Form für unabgänglich und heilig schätzte, so muß man sie doch entschuldigen, wenn man den ungeheuern Strich ihres festen Landes und die Zufälle bedenkt, denen sie insonderheit von dem Gebirge her ausgesetzt waren. Im Ganzen bleiben ihre ersten frühen Anstalten zur Bildung der Humanität, eine jede nach Zeit und Ort betrachtet, lobenswerth, und noch weniger sind die Fortschritte zu verkennen, die die Völker an den Küsten des mittelländischen Meeres in ihrer größten Regsamkeit gemacht haben. Sie schüttelten das Joch des Despotismus alter Regierungsformen und Traditionen ab, und bewiesen dadurch das große göttliche Gesetz des Menschenschicksals: „daß, was ein Volk oder ein gesamtes Menschengeschlecht zu seinem eigenen Besten mit Ueberlegung wolle und mit Kraft ausführe, das sei ihm auch von der Natur vergönnt, die weder Despoten noch Traditionen, sondern die beste Form der Humanität ihnen zum Ziele setze“.

Wunderbar schön versöhnt uns der Grundsatz dieses göttlichen Naturgesetzes nicht nur mit der Gestalt unseres Geschlechtes auf der weiten Erde, sondern auch mit den Veränderungen desselben durch alle Zeiten hinunter. Allenthalben ist die Menschheit das, was sie aus sich machen konnte, was sie zu werden Lust und Kraft hatte. War sie mit ihrem Zustande zufrieden oder waren in der großen Saat der Zeiten die Mittel zu ihrer Besserung noch nicht gereift, so blieb sie Jahrhunderte hin, was sie war, und wurde nichts anderes. Gebrauchte sie aber der Waffen, die ihr Gott zum Gebrauche gegeben hatte, ihres Verstandes, ihrer Macht und aller der Gelegenheiten, die ihr ein günstiger Wind zuführte, so stieg sie künstlich höher, so bildete sie sich tapfer aus. That sie es nicht, so zeigt schon diese Trägheit, daß sie ihr Unglück minder fühlte, denn jedes lebhafteste Gefühl des Unrechts, mit

Verstand und Macht begleitet, muß eine rettende Macht werden. Mit nichten z. B. gründete sich der lange Gehorsam unter dem Despotismus auf die Uebermacht des Despoten; die gutwillige, zutrauende Schwachheit der Unterjochten, späterhin ihre duldbende Trägheit, war seine einzige und größte Stütze. Denn Dulden ist freilich leichter als mit Nachdruck bessern, daher brauchten so viele Völker des Rechts nicht, das ihnen Gott durch die göttliche Gabe ihrer Vernunft gegeben.

Kein Zweifel aber, daß überhaupt, was auf der Erde noch nicht geschehen ist, künftig geschehen werde: denn unverjährbar sind die Rechte der Menschheit, und die Kräfte, die Gott in sie legte, unausstüßbar. Wir erstannen darüber, wie weit Griechen und Römer es in ihrem Kreise von Gegenständen in wenigen Jahrhunderten brachten, denn wenn auch der Zweck ihrer Wirkung nicht immer der reinste war, so beweisen sie doch, daß sie ihn zu erreichen vermochten. Ihr Vorbild glänzt in der Geschichte und muntert jeden ihres Gleichen, unter gleichem und größerm Schutze des Schicksals, zu ähnlichen und besseren Bestrebungen auf. Die ganze Geschichte der Völker wird uns in diesem Betracht eine Schule des Wettlaufs zu Erreichung des schönsten Kranzes der Humanität und Menschenwürde. So viele glorreiche alte Nationen erreichten ein schlechteres Ziel, warum sollten wir nicht ein reineres, edleres erreichen? Sie waren Menschen, wie wir sind; ihr Beruf zur besten Gestalt der Humanität ist der unsrige, nach unseren Zeitumständen, nach unserm Gewissen, nach unseren Pflichten. Was jene ohne Wunder thun konnten, können und dürfen wir auch thun: die Gottheit hilft uns nur durch unsern Fleiß, durch unsern Verstand, durch unsere Kräfte. Als sie die Erde und alle vernunftlosen Geschöpfe derselben erschaffen hatte, formte sie den Menschen und sprach zu ihm: „Sei mein Bild, ein Gott auf Erden! Herrsche und walte. Was du aus deiner Natur Edles und Vortreffliches zu schaffen vermagst, bringe hervor; ich darf dir nicht durch Wunder beistehen, da ich dein menschliches Schicksal in deine menschliche Hand legte; aber alle meine heiligen ewigen Gesetze der Natur werden dir helfen.“

— Alle Zweifel und Klagen der Menschen über die Verwirrung und den wenig merklichen Fortgang des Guten in der Geschichte rühren daher, daß der traurige Wanderer auf eine zu kleine Strecke seines Weges sieht. Erweiterte er seinen Blick und vergliche nur die Zeitalter, die wir aus der Geschichte genauer kennen, unparteiisch miteinander; dränge er überdem in die Natur des Menschen, und erwäge, was Vernunft und Wahrheit sei, so würde er am Fortgange derselben so wenig, als an der gewissten Naturwahrheit zweifeln. Jahrtausende durch hielt man unsere Sonne und alle Fixsterne für stillstehend; ein glückliches Fernrohr läßt uns jetzt an ihrem Fortrücken nicht mehr zweifeln. So wird einst eine genauere Zusammenhaltung der Perioden in der Geschichte unseres Geschlechts uns diese hoffnungsvolle Wahrheit nicht nur obenhin zeigen, sondern es werden sich auch, trotz aller scheinbaren Unordnung die Gesetze berechnen lassen, nach welchen, kraft der Natur des Menschen, dieser Fortgang geschieht. Ich zeichne vorläufig nur einige allgemeine Grundsätze aus, die uns im Verfolge unseres Weges zu Leitsternen dienen werden.

Erstens. Die Zeiten ketten sich, kraft ihrer Natur, an einander;

mithin auch das Kind der Zeiten, die Menschenreihe, mit allen ihren Wirkungen und Produktionen.

Durch keinen Trugschluß können wir's läugnen, daß unsere Erde in Jahrtausenden Alter geworden sei, und daß diese Wandrerin um die Sonne seit ihrem Ursprunge sich sehr verändert habe. In ihren Eingeweiden sehen wir, wie sie einst beschaffen gewesen, und dürfen nur um uns blicken, wie wir sie jetzt beschaffen finden. Der Ozean braust nicht mehr, ruhig ist er in sein Bett gesunken, die umherstreichenden Ströme haben ihre Ufer gefunden, und die Vegetazion sowohl als die organischen Geschöpfe haben in ihren Geschlechtern eine fortwirkende Reihe von Jahren zurückgelegt. Wie nun seit der Erschaffung unserer Erde kein Sonnenstrahl auf ihr verloren gegangen ist, so ist auch kein abgefallenes Blatt eines Baumes, kein verflogener Same eines Gewächses, kein Leichnam eines modernden Thieres, noch weniger eine Handlung eines lebendigen Wesens ohne Wirkung geblieben. Die Vegetazion z. B. hat zugenommen und sich, so weit sie konnte, verbreitet; jedes der lebendigen Geschlechter ist in den Schranken, die ihm die Natur durch andere Lebendige setzte, fortgewachsen, und sowohl der Fleiß des Menschen, als selbst der Unsinns seiner Verwüstungen ist ein regames Werkzeug in den Händen der Zeit geworden. Auf dem Schutte seiner zerstörten Städte blühen neue Gefilde; die Elemente streuten den Staub der Vergessenheit darüber, und bald kamen neue Geschlechter, die von und über den alten Trümmern bauten. Die Allmacht selbst kann es nicht ändern, daß Folge nicht Folge sei, sie kann die Erde nicht herstellen zu dem, was sie vor Jahrtausenden war, so daß diese Jahrtausende mit allen ihren Wirkungen nicht dagewesen sein sollten.

Im Fortgange der Zeiten liegt also schon ein Fortgang des Menschengeschlechtes, sofern dies auch in die Reihe der Erde- und Zeitalter gehört. Amerika ist in vielen Strichen jetzt schon nicht mehr, was es bei seiner Entdeckung war; in ein paar Jahrtausenden wird man seine alte Geschichte wie einen Roman lesen. So lesen wir die Eroberung Trojas, und suchen ihre Stelle, geschweige das Grab des Achilles, oder den gottgleichen Helben selbst, vergebens. Es wäre zur Menschengeschichte ein schöner Beitrag, wenn man mit unterscheidender Genauigkeit alle Nachrichten der Alten von ihrer Gestalt und Größe, von ihren Nahrungsmitteln und dem Maße ihrer Speisen, von ihren täglichen Beschäftigungen und Arten des Vergnügens, von ihrer Denkart über Liebe und Ehe, über Leidenschaften und Tugend, über den Gebrauch des Lebens und das Dasein nach diesem Leben ort- und zeitgemäß sammelte. Gewiß würde auch schon in diesen kurzen Zeiträumen ein Fortgang des Geschlechtes bemerkbar, der ebensowohl die Bestandtheile der ewig jungen Natur, als die fortwirkenden Veränderungen unserer alten Mutter Erde zeigte. Diese pflegt der Menschheit nicht allein; sie trägt alle ihre Kinder auf Einem Schooße, in denselben Mutterarmen: wenn Eins sich verändert, müssen sich alle verändern.

Daß dieser Zeitenfortgang auch auf die Denkart des Menschengeschlechtes Einfluß gehabt habe, ist unlängbar. Man erfinde, man singe jetzt eine Iliade, man schreibe wie Aeschylos, Sophokles, Plato — es ist unmöglich. Der einfache Kinderstern, die unbefangene Art, die Welt anzusehen, kurz, die griechische Jugendzeit ist vorüber. Ein gleiches ist's mit Ebräern und Römern; dagegen wissen und erkennen wir eine Reihe Dinge, die weder Ebräer noch Römer kannten. Ein Tag

hat den andern, ein Jahrhundert das andere gelehrt, die Tradition ist reicher geworden, die Muse der Zeiten, die Geschichte selbst, spricht mit hundert Stimmen. Rüge in dem ungeheuern Schneeballe, den uns die Zeiten zugewälzt haben, so viel Unrath, so viel Verwirrung sein als da will, selbst diese Verwirrung ist ein Kind der Jahrhunderte, die nur aus dem unermüdblichen Fortwälzen einer und derselben Sache entstehen konnte. Jede Wiederkehr also in die alten Zeiten, selbst das berühmte platonische Jahr ist Dichtung, es ist dem Begriffe der Welt und Zeit noch unmöglich. Wir schwimmen weiter, nie aber kehrt der Strom zu seiner Quelle zurück, als ob er nie entronnen wäre.

Zweitens. Noch augenscheinlicher macht die Wohnung der Menschen den Fortgang unseres Geschlechts kennbar.

Wo sind die Zeiten, da die Völker wie Troglodyten hier und da in ihren Höhlen, hinter ihren Mauern saßen, und jeder Fremdling ein Feind war? Da half, bloß und allein mit der Zeitenfolge, keine Höhle, keine Mauer; die Menschen mußten sich einander kennen lernen, denn sie sind allesammt nur Ein Geschlecht auf einem nicht großen Planeten. Traurig genug, daß sie sich einander fast allenthalben zuerst als Feinde kennen lernten und einander wie Wölfe anstauten; aber auch dies war Naturordnung. Der Schwache fürchtete sich vor dem Stärkern, der Betrogene vor dem Betrüger, der Vertriebene vor dem, der ihn abermals vertreiben könnte, das unerfahrene Kind endlich vor jedem Fremden. Diese jugendliche Furcht indeß, und alles, wozu sie gemißbraucht wurde, konnte den Gang der Natur nicht ändern; das Band der Vereinigung zwischen mehreren Nationen ward geknüpft, wenn gleich durch die Rohheit der Menschen zuerst auf harte Weise. Die wachsende Vernunft kann den Knoten brechen, sie kann aber das Band nicht lösen, noch weniger alle die Entdeckungen ungeschehen machen, die jetzt einmal geschehen sind. Moses', Homer's und Herodot's, Strabo's und Plinius' Erdgeschichte, was sind sie gegen die unsere? Was ist der Handel der Könizier, Griechen und Römer gegen Europas Handel? Und so ist uns mit dem, was bisher geschehen ist, auch der Faden des Labirinth's in die Hand gegeben, was künftig geschehen werde. Der Mensch, so lange er Mensch ist, wird nicht ablassen seinen Planeten zu durchwandern, bis dieser ihm ganz bekannt sei; weder die Stürme des Meeres, noch Schiffbrüche, noch jene unheuern Eisberge und Gefahren der Nord- und Südwest werden ihn davon abhalten, da sie ihn bisher von den schwersten ersten Versuchen selbst in Zeiten einer sehr mangelhaften Schifffahrt nicht haben abhalten können. Der Funke zu allen diesen Unternehmungen liegt in seiner Brust, in der Menschennatur. Neugierde und die unersättliche Begierde nach Gewinn, nach Ruhm, nach Entdeckungen und größerer Stärke, selbst neue Bedürfnisse und Unzufriedenheiten, die im Laufe der Dinge, wie sie jetzt sind, unwidertreiblich liegen, werden ihn dazu aufmuntern und die Gefahrenbesieger der vorigen Zeit, berühmte glückliche Vorbilder, werden ihn noch mehr beflügeln. Der Wille der Vorsehung wird also durch gute und böse Triebfedern befördert werden, bis der Mensch sein ganzes Geschlecht kenne und darauf wirke. Ihm ist die Erde gegeben, und er wird nicht nachlassen, bis sie, wenigstens dem Verstande und dem Nutzen nach ganz sein sei.

Drittens. Alle bisherige Thätigkeit des menschlichen Geistes ist

kraft ihrer innern Natur auf nichts anderes als auf Mittel hinausgegangen, die Humanität und Kultur unseres Geschlechtes tiefer zu gründen und weiter zu verbreiten.

Welch ein ungeheurer Fortgang ist's von dem ersten Floß, welches das Wasser bedeckte, zu einem europäischen Schiffe! Weder der Erfinder jenes, noch die zahlreichen Erfinder der mancherlei Künste und Wissenschaften, die zur Schifffahrt gehören, dachten daran, was aus der Zusammensetzung ihrer Entdeckungen werden würde, jeder folgte seinem Triebe der Noth und der Neugier, und nur in der Natur des menschlichen Verstandes, des Zusammenhanges aller Dinge lag's, daß kein Versuch, keine Entdeckung vergebens sein konnte. Wie das Wunder einer andern Welt staunten jene Insulaner, die nie ein europäisches Schiff gesehen hatten, dieses Ungeheuer an, und verwunderten sich noch mehr, da sie bemerkten, daß Menschen, wie sie, es nach Gefallen über die wilde Meerestiefe lenkten. Hätte ihr Anstauen zu einer vernünftigen Ueberlegung jedes großen Zweckes und jedes kleinen Mittels in dieser schwimmenden Kunstwelt werden können, wie höher wäre ihre Bewunderung des menschlichen Verstandes gestiegen! Wohin reichen jetzt nicht bloß durch dies eine Werkzeug die Hände der Europäer? Wohin werden sie künftig nicht reichen?

Und wie diese Kunst, so hat das Menschengeschlecht in wenigen Jahren ungeheuer viel Künste erfunden, die über Luft, Wasser, Erde und Himmel seine Macht ausbreiten. Ja, wenn wir bedenken, daß nur wenige Nationen in diesem Konflikt der Geistesthätigkeit waren, indeß der größte Theil der anderen über alten Gewohnheiten schlummerte; wenn wir erwägen, daß fast alle Erfindungen unseres Geschlechtes in sehr junge Zeiten fallen und beinahe keine Spur, keine Trümmer eines alten Gebäudes oder einer alten Einrichtung vorhanden ist, die nicht an unsere junge Geschichte geknüpft sei: welche Aussicht gibt uns diese historisch erwiesene Kegnämigkeit des menschlichen Geistes in das Unendliche künftiger Zeiten! In den wenigen Jahrhunderten, in welchen Griechenland blühte, in den wenigen Jahrhunderten unserer neuen Kultur, wie vieles ist in dem kleinsten Theile der Welt, in Europa, und auch beinahe in dessen kleinstem Theile ausgedacht, erfunden, gethan, geordnet, und für künftige Zeiten aufbewahrt worden! Wie eine fruchtbare Saat sproßten die Wissenschaften und Künste haufenweise hervor, und die Eine nährte, Eine erweckte und begeisterte die andere. Wie wenn eine Saite berührt wird, nicht nur alles, was Ton hat, ihr zutönet, sondern auch bis ins unvernünftige hin alle ihre harmonischen Töne dem angeklungenen Laute nachtönen: so erkand, so schuf der menschliche Geist, wenn Eine harmonische Stelle seines Innern berührt ward. Sobald er auf eine neue Zusammenstimmung traf, konnten in einer Schöpfung, wo alles zusammenhängt, nicht anders als zahlreiche neue Verbindungen ihr folgen.

Aber, wird man sagen, wie sind alle diese Künste und Erfindungen angewandt worden? Hat sich dadurch die praktische Vernunft und Billigkeit, mithin die wahre Kultur und Glückseligkeit des Menschengeschlechtes erhöht? Ich berufe mich auf das, was ich kurz vorher über den Gang der Unordnungen im ganzen Reiche der Schöpfung gesagt habe, daß es nach einem innern Naturgesetz ohne Ordnung keine Dauer erhalten könne, nach welcher doch alle Dinge wesentlich

streben. Das scharfe Messer in der Hand des Kindes verlegt dasselbe; deshalb ist aber doch die Kunst, die dies Messer erfand und schärfte, eine der unentbehrlichsten Künste. Nicht alle, die ein solches Werkzeug brauchen, sind Kinder, und auch das Kind wird durch seinen Schmerz den bessern Gebrauch lernen. Künstliche Uebermacht in der Hand des Despoten, fremder Luxus unter einem Volk, ohne ordnende Gesetze sind dergleichen tödtende Werkzeuge; der Schade selbst aber macht die Menschen klüger, und früh oder spät muß die Kunst, die sowohl den Luxus als den Despotismus schuf, beide selbst zuerst in ihre Schranken zwingen, und sodann in ein wirkliches Gute verwandeln. Jede ungeschickte Pflugschaar reißt sich durch den langen Gebrauch selbst ab; unbehülfsliche neue Räder und Triebwerke gewinnen bloß durch den Umlauf die bequemere künstliche Kreisform. So arbeitet sich auch in den Kräften des Menschen der übertreibende Mißbrauch mit der Zeit zum guten Gebrauche um; durch Extreme und Schwankungen zu beiden Seiten wird nothwendig zuletzt die schöne Mitte eines dauernden Wohlstandes in einer regelmäßigen Bewegung. Nur was im Menschenreiche geschehen soll, muß durch Menschen bewirkt werden; wir leiden so lange unter unserer eignen Schuld, bis wir, ohne Wunder der Gottheit, den bessern Gebrauch unserer Kräfte selbst lernen.

Also haben wir auch nicht zu zweifeln, daß jede gute Thätigkeit des menschlichen Verstandes nothwendig einmal die Humanität befördern müsse und befördern werde. Seitdem der Ackerbau in Gang kam, hörte das Menschen- und Eichelfressen auf; der Mensch fand, daß er von den süßen Gaben der Zeres humaner, besser, anständiger leben könne, als vom Fleische seiner Brüder oder von Eicheln, und ward durch die Gesetze weiserer Menschen gezwungen, also zu leben. Seitdem man Häuser und Städte bauen lernte, wohnte man nicht mehr in Höhlen; unter Gesetzen eines Gemeinwesens schlug man den armen Fremdling nicht mehr todt. So brachte der Handel die Völker näher an einander, und je mehr er in seinem Vortheil allgemein verstanden wird, desto mehr müssen sich nothwendig jene Mordthaten, Unterdrückungen und Betrugsarten vermindern, die immer nur Zeichen des Unverständes im Handel waren. Durch jeden Zuwachs nützlicher Künste ist das Eigenthum der Menschen gesichert, ihre Mühe erleichtert, ihre Wirksamkeit verbreitet, mithin nothwendig der Grund zu einer weitem Kultur und Humanität gelegt worden. Welche Mühe z. B. ward durch die einzige Erfindung der Buchdruckerkunst abgethan! Welch ein größerer Umlauf der menschlichen Gedanken, Künste und Wissenschaften durch sie befördert! Wage es jetzt ein europäischer Rang-Ä, und wolle die Literatur dieses Welttheils ausrotten, es ist ihm schlechterdings nicht möglich. Hätten Fönizier und Karthaginenser, Griechen und Römer diese Kunst gehabt, der Untergang ihrer Literatur wäre ihren Verwüsterern nicht so leicht, ja beinahe unmöglich geworden. Laßt wilde Völker auf Europa stürmen, sie werden unsere Kriegskunst nicht befehen, und kein Attila wird mehr vom schwarzen und kaspischen Meere her bis an die katalaunischen Felder reichen. Laßt Pfaffen, Weichlinge, Schwärmer und Tyrannen aufstehen, so viel da wollen, die Nacht der mittleren Jahrhunderte bringen sie nie mehr wieder. Wie nun kein größerer Nutzen einer menschlichen und göttlichen Kunst denkbar ist, als wenn sie uns Licht und Ordnung nicht nur gibt, sondern es ihrer Natur nach auch verbreitet und

sichert: so laßt uns dem Schöpfer danken, daß er unserm Geschlechte den Verstand, und diesem die Kunst wesentlich gemacht hat. In ihnen besitzen wir das Geheimniß und Mittel einer sichernden Weltordnung.

Auch darüber dürfen wir nicht sorgen, daß manche trefflich ersonnene Theorie, die Moral selbst nicht ausgenommen, in unserm Geschlechte so lange Zeit nur Theorie bleibe. Das Kind lernt viel, was nur der Mann anwenden kann; deswegen aber hat es solches nicht umsonst gelernt. Unbedachtsam vergaß der Jüngling, woran er sich einst mißsam erinnern wird, oder er muß es gar zum zweitenmal lernen. Bei dem immer erneuten Menschengeschlechte ist also keine aufbewahrte, ja sogar keine erfundene Wahrheit ganz vergeblich; spätere Zeitumstände machen nöthig, was man jetzt verkümmert, und in der Unendlichkeit der Dinge muß jeder Fall zum Vorschein kommen, der auf irgend eine Weise das Menschengeschlecht übt. Wie wir uns nun bei der Schöpfung die Macht, die das Chaos schuf, zuerst, und sodann in ihm ordnende Weisheit und harmonische Güte denken: so entwickelt die Naturordnung des Menschengeschlechtes zuerst rohe Kräfte; die Unordnung selbst muß sie der Bahn des Verstandes zuführen, und je mehr dieser sein Werk ausarbeitet, desto mehr sieht er, daß das Gute allein dem Werke Dauer, Vollkommenheit und Schönheit gewähre.

— Dem sinnlichen Betrachter der Geschichte, der in ihr Gott verlor und an der Vorsehung zu zweifeln anfing, geschah dies Unglück nur daher, weil er die Geschichte zu flach ansah oder von der Vorsehung keinen rechten Begriff hatte. Denn wenn er diese für ein Gespenst hält, das ihm auf allen Straßen begegnen und den Lauf menschlicher Handlungen unaufhörlich unterbrechen soll, um nur diesen oder jenen partikularen Endzweck seiner Fantasie und Willkür zu erreichen, so gestehe ich, daß die Geschichte das Grab einer solchen Vorsehung sei, gewiß aber ein Grab zum Besten der Wahrheit. Denn was wäre es für eine Vorsehung, die jeder zum Poltergeiste in der Ordnung der Dinge, zum Bundesgenossen seiner eingeschränkten Absicht, zum Schutzverwandten seiner kleinflüßigen Thorheit gebrauchen könnte, so daß das Ganze zuletzt ohne einen Herrn bliebe? Der Gott, den ich in der Geschichte suche, muß derselbe sein, der er in der Natur ist, denn der Mensch ist nur ein kleiner Theil des Ganzen, und seine Geschichte ist, wie die Geschichte des Wurms, mit dem Gewebe, das er bewohnt, innig verwebt. Auch in ihr müssen also Naturgesetze gelten, die im Wesen der Sache liegen, und deren sich die Gottheit so wenig überheben mag, daß sie ja eben in ihnen, die sie selbst gegründet, sich in ihrer hohen Macht mit einer unwandelbaren, weisen und glütigen Schönheit offenbart. Alles, was auf der Erde geschehen kann, muß auf ihr geschehen, sobald es nach Regeln geschieht, die ihre Vollkommenheit in sich selbst tragen. Laßt uns diese Regeln, die wir bisher entwickelt haben, sofern sie die Menschengeschichte betreffen, wiederholen; sie führen alle das Gepräge einer weisen Güte, einer hohen Schönheit, ja der innern Nothwendigkeit selbst mit sich.

1. Auf unserer Erde belebte sich alles, was sich auf ihr beleben konnte: denn jede Organifazion trägt in ihrem Wesen eine Verbindung mannichfaltiger Kräfte, die sich einander beschränken und in dieser Beschränkung ein Maximum zur Dauer gewinnen konnten, in sich. Gewannen sie dies nicht, so trennten sich die Kräfte und verbanden sich anders.

2. Unter diesen Organifikationen stieg auch der Mensch hervor, die Krone der Erdschöpfung. Zahllose Kräfte verbanden sich in ihm und gewannen ein Maximum, den Verstand, so wie ihre Materie, der menschliche Körper, nach Gesetzen der schönsten Symmetrie und Ordnung den Schwerpunkt. Im Charakter des Menschen war also zugleich der Grund seiner Dauer und Glückseligkeit, das Gepräge seiner Bestimmung und der ganze Lauf seines Erdschicksals gegeben.

3. Vernunft heißt dieser Charakter der Menschheit, denn er vernimmt die Sprache Gottes in der Schöpfung, d. h. er sucht die Regel der Ordnung, nach welcher die Dinge zusammenhängend auf ihr Wesen gegründet sind. Sein innerstes Gesetz ist also Erkenntniß der Existenz und Wahrheit, Zusammenhang der Geschöpfe nach ihren Beziehungen und Eigenschaften. Er ist ein Bild der Gottheit, denn er erforscht die Gesetze der Natur, die Gedanken, nach denen der Schöpfer sie verband und die er ihnen wesentlich machte. Die Vernunft kann also eben so wenig willkürlich handeln, als die Gottheit selbst willkürlich dachte.

4. Vom nächsten Bedürfniß fing der Mensch an, die Kräfte der Natur zu erkennen und zu prüfen. Sein Zweck dabei ging nicht weiter als auf sein Wohlfeyn, d. h. auf einen gleichmäßigen Gebrauch seiner eigenen Kräfte in Ruhe und Übung. Er kam mit anderen Wesen in ein Verhältniß, und auch jetzt ward sein eigenes Daseyn das Maß dieser Verhältnisse. Die Regel der Billigkeit drang sich ihm auf, denn sie ist nichts als die praktische Vernunft, das Maß der Wirkung und Gegenwirkung zum gemeinschaftlichen Bestande gleichartiger Wesen.

5. Auf dies Principium ist die menschliche Natur gebaut, so daß kein Individuum eines andern oder der Nachkommenschaft wegen da zu sein glauben darf. Befolgt der niedrigste in der Reihe der Menschen das Gesetz der Vernunft und Billigkeit, das in ihm liegt, so hat er Konsistenz, d. h. er genießt Wohlfeyn und Dauer, er ist vernünftig, billig, glücklich. Dies ist er nicht vermöge der Willkür anderer Geschöpfe oder des Schöpfers, sondern nach den Gesetzen einer allgemeinen, in sich selbst gegründeten Naturordnung. Weicht er von der Regel des Rechts, so muß sein strafender Fehler selbst ihm Unordnung zeigen und ihn veranlassen, zur Vernunft und zur Billigkeit als den Gesetzen seines Daseyns und Glücks zurückzukehren.

6. Da seine Natur aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, so thut er dies selten auf dem kürzesten Wege; er schwankt zwischen zwei Extremen, bis er sich selbst gleichsam mit seinem Daseyn abfindet und einen Punkt der leidlichen Mitte erreicht, in welchem er sein Wohlbefinden glaubt. Irret er hierbei, so geschieht es nicht ohne sein geheimes Bewußtsein, und er muß die Folgen seiner Schuld tragen. Er trägt sie aber nur bis zu einem gewissen Grade, da sich entweder das Schicksal durch seine eigenen Bemühungen zum besten wendet, oder sein Daseyn weiterhin keinen innern Bestand findet. Einen wohlthätigern Nutzen konnte die höchste Weisheit dem syssischen Schmerz und dem moralischen Uebel nicht geben, denn kein höherer ist denkbar.

7. Hätte auch nur ein einziger Mensch die Erde betreten, so wäre an ihm der Zweck des menschlichen Daseyns erfüllt gewesen, wie man ihn bei so manchen einzelnen Menschen und Nationen für erfüllt achten muß, die durch Ort- und Zeitbestimmungen von der Kette des ganzen Geschlechts getrennt wurden.

Da aber alles, was auf der Erde leben kann, so lang sie selbst in ihrem Beharrungsstande bleibt, fort dauert, so hatte auch das Menschengeschlecht, wie alle Geschlechter der Lebenden, Kräfte der Fortpflanzung in sich, die dem Ganzen gemäß ihre Proportion und Ordnung finden konnten und gefunden haben. Mit ihm vererbte sich das Wesen der Menschheit, die Vernunft und ihr Organ, die Tradition, auf eine Reihe von Geschlechtern hinunter. Allmählig ward die Erde erfüllt, und der Mensch ward alles, was er in solchem und keinem andern Zeitraum auf der Erde werden konnte.

8. Die Fortpflanzung der Geschlechter und Traditionen knüpfte also auch die menschliche Vernunft an einander, nicht, als ob sie in jedem Einzelnen nur ein Bruch des Ganzen wäre, eines Ganzen, das in Einem Subjekte nirgend existirt, folglich auch nicht der Zweck des Schöpfers sein konnte, sondern weil es die Anlage und Kette des ganzen Geschlechts so mit sich führte. Wie sich die Menschen fortpflanzen, pflanzen die Thiere sich auch fort, ohne daß eine allgemeine Thiervernunft aus ihren Geschlechtern werde; aber weil Vernunft allein den Beharrungsstand der Menschheit bildet, mußte sie sich als Karakter des Geschlechts fortpflanzen, denn ohne sie war das Geschlecht nicht mehr.

9. Im Ganzen des Geschlechts hatte sie kein anderes Schicksal, als was sie bei den einzelnen Gliedern desselben hatte, denn das Ganze besteht nur in einzelnen Gliedern. Sie ward von wilden Leidenschaften der Menschen, die in Verbindung mit anderen noch stürmischer wurden, oft gestört, Jahrhunderte lang von ihrem Wege abgelenkt, und blieb wie unter der Asche schlummernd. Gegen alle diese Unordnungen wandte die Vorsehung kein anderes Mittel an, als welches sie jedem Einzelnen gewährt, nämlich daß auf den Fehler das Uebel folge, und jede Trägheit, Thorheit, Bosheit, Unvernunft und Unbilligkeit sich selbst strafe. Nur weil in diesen Zuständen das Geschlecht haufenweise erscheint, so müssen auch Kinder die Schuld ihrer Eltern, Völker die Unvernunft ihrer Führer, Nachkommen die Trägheit ihrer Vorfahren büßen, und wenn sie das Uebel nicht verbessern wollen oder können, können sie Zeitalter hin darunter leiden.

10. Jedem einzelnen Gliede wird also die Wohlfahrt des Ganzen sein eigenes Beste, denn wer unter den Uebeln desselben leidet, hat auch das Recht und die Pflicht auf sich, diese Uebel von sich abzuhalten und sie für seine Brüder zu mindern. Auf Regenten und Staaten hat die Natur nicht gerechnet, sondern auf das Wohlsein der Menschen in ihren Reichen. Jene büßen ihre Frevel und Unvernunft langsamer als sie der Einzelne büßt, weil sie sich immer nur mit dem Ganzen berechnen, in welchem das Uebel jedes Armen lange unterdrückt wird; zuletzt aber büßt es der Staat und sie mit desto gefährlicherem Sturze. In all diesem zeigen sich die Gesetze der Wiedervergeltung nicht anders, als die Gesetze der Bewegung bei dem Stoße des kleinsten syssischen Körpers, und der höchste Regent Europas bleibt den Naturgesetzen des Menschengeschlechts so wohl unterworfen, als der Geringste seines Volkes. Sein Stand verband ihn bloß, ein Haushalter dieser Naturgesetze zu sein, und bei seiner Macht, die er nur durch andere Menschen hat, auch für andere Menschen ein weiser und gültiger Menschengott zu werden.

11. In der allgemeinen Geschichte also, wie im Leben verwahrloster einzel-

ner Menschen erschöpfen sich alle Thorheiten und Laster unseres Geschlechts, bis sie endlich durch Noth gezwungen werden, Vernunft und Billigkeit zu lernen. Was irgend geschehen kann, geschieht, und bringt hervor, was es seiner Natur nach hervorbringen konnte. Dies Naturgesetz hindert keine, auch nicht die ausschweifendste Macht an ihrer Wirkung; es hat aber alle Dinge in die Regel beschränkt, daß eine gegenseitige Wirkung die andere aufhebe und zuletzt nur das Ersprießliche dauernd bleibe. Das Böse, das andere verderbt, muß sich entweder unter die Ordnung schmiegen oder selbst verderben. Der Vernünftige und Tugendhafte also ist im Reiche Gottes überall glücklich, denn so wenig die Vernunft äußern Lohn begehrt, so wenig verlangt ihn auch die innere Tugend. Mißlingt ihr Werk von außen, so hat nicht sie, sondern ihr Zeitalter davon den Schaden; und doch kann es die Unvernunft und Zwietracht der Menschen nicht immer verhindern; es wird gelingen, wenn seine Zeit kommt.

12. Indessen geht die menschliche Vernunft im Ganzen des Geschlechts ihren Gang fort; sie sinnt aus, wenn sie auch noch nicht anwenden kann, sie erfindet, wenn böse Hände auch lange Zeit ihre Erfindung mißbrauchen. Der Mißbrauch wird sich selbst strafen, und die Unordnung eben durch den unermüdeten Eifer einer immer wachsenden Vernunft mit der Zeit Ordnung werden. Indem sie Leidenschaften bekämpft, stärkt und läutert sie sich selbst; indem sie hier gedrückt wird, flieht sie dorthin und erweitert den Kreis ihrer Herrschaft über die Erde. Es ist kein Schwärmerei, zu hoffen, daß, wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden, glücklich nicht nur durch ihre eigene, sondern durch die gemeinschaftliche Vernunft ihres ganzen Brudergeschlechtes.

Ich beuge mich vor diesem hohen Entwurfe der allgemeinen Naturweisheit über das Ganze meines Geschlechts um so williger, da ich sehe, daß er der Plan der ganzen Natur ist. Die Regel, die Weltsysteme erhält und jeden Kristall, jedes Würmchen, jede Schneeflocke bildet, bildet und erhält auch mein Geschlecht; sie machte seine eigene Natur zum Grunde der Dauer und Fortwirkung desselben, so lange Menschen sein werden. Alle Werke Gottes haben ihren Bestand in sich und ihren schönen Zusammenhang mit sich, denn sie beruhen alle in ihrer gewissen Schranken auf dem Gleichgewichte widerstrebender Kräfte durch eine innere Macht, die diese zur Ordnung lenkte. Mit diesem Leitfaden durchwandere ich das Labyrinth der Geschichte und sehe allenthalben harmonische, göttliche Ordnung, denn was irgend geschehen kann, geschieht, was wirken kann, wirkt. Vernunft aber und Billigkeit allein dauern, da Unstun und Thorheit sich und die Erde verwohlfen.

Wenn ich also nach jener Fabel einen Brutus, den Dolch in der Hand, unter dem Sternenhimmel bei Filippi sagen höre: „O Tugend, ich glaubte, daß du etwas siehest; jetzt sehe ich, daß du ein Traum bist!“ — so verkenne ich den rühmigen Weisen in dieser letzten Klage. Besaß er wahre Tugend, so hatte sich diese wie seine Vernunft immer bei ihm belohnt, und mußte ihn auch diesen Augenblick lohnen. War seine Tugend aber bloß Römerpatriotismus, was Wunder, daß der Schwächere dem Starken, der Träge dem Klüftigen weichen mußte? Ach

der Sieg des Antonius sammt allen seinen Folgen gehörte zur Ordnung der Welt und zu Roms Naturschicksale.

Gleichergestalt, wenn unter uns der Tugendhafte so oft klagt, daß sein Werk mißlinge, daß rohe Gewalt und Unterdrückung auf Erden herrsche und das Menschengeschlecht nur der Unvernunft und den Leidenschaften zur Beute gegeben zu sein scheine, so trete der Genius seiner Vernunft zu ihm und frage ihn freundlich: ob seine Tugend auch rechter Art, und mit dem Verstande, der Thätigkeit verbunden sei, die allein den Namen der Tugend verdient. Freilich gelingt nicht jedes Werk allenthalben, darum aber mache, daß es gelinge, und befördere seine Zeit, seinen Ort und jene innere Dauer desselben, in welcher das wahrhaft Gute allein dauert. Rohe Kräfte können nur durch die Vernunft geregelt werden, es gehört aber eine wirkliche Gegenmacht, d. h. Klugheit, Ernst und die ganze Kraft der Güte dazu, sie in Ordnung zu setzen und mit heilsamer Gewalt darin zu erhalten.

Ein schöner Traum ist's vom zukünftigen Leben, da man sich im freundschaftlichen Genuß aller der Weisen und Guten denkt, die je für die Menschheit wirkten, und mit dem süßen Lohn vollendeter Mühe das höhere Land betreten; gewissermaßen aber eröffnet uns schon die Geschichte diese ergötzenden Lauben des Gesprächs und Umganges mit den Verständigen und Rechtschaffenen so vieler Zeiten. Hier steht Plato vor mir, dort höre ich Sokrates' freundliche Fragen und theile sein letztes Schicksal. Wenn Mark Antonin im verborgenen mit seinem Herzen spricht, redet er auch mit dem meinigen, und der arme Epiktet gibt Befehle, mächtiger als ein König. Der gequälte Lullius, der unglückliche Boethius sprechen zu mir, mir vertrauend die Umstände ihres Lebens, den Gram und den Trost ihrer Seele. Wie weit und wie eng ist das menschliche Herz! Wie einerlei und wiederkommend sind alle seine Leiden und Wünsche, seine Schwachheiten und Fehler, sein Genuß und seine Hoffnung! Tausendfach ist das Problem der Humanität rings um mich aufgelöst, und allenthalben ist das Resultat der Menschenbemühungen dasselbe: Auf Verstand und Rechtschaffenheit ruhe das Wesen unseres Geschlechts, sein Zweck und sein Schicksal. Keinen edlern Gebrauch der Menschengeschichte gibt es, als diesen, er führt uns gleichsam in den Rath des Schicksals und lehrt uns in seiner nützlichen Gestalt nach ewigen Naturgesetzen Gottes handeln. Indem er uns die Fehler und Folgen jeder Unvernunft zeigt, so weist er uns in jenem großen Zusammenhange, in welchem Vernunft und Güte zwar lange mit wilden Kräften kämpfen, immer aber doch ihrer Natur nach Ordnung schaffen und auf der Bahn des Sieges bleiben, endlich auch unsern kleinen und ruhigen Kreis an. —

Wir sahen, daß der Zweck unseres Daseins auf Bildung der Humanität gerichtet sei, der alle niedrigen Bedürfnisse der Erde nur dienen und selbst zu ihr führen sollen. Unsere Vernunftfähigkeit soll zur Vernunft, unsere feineren Sinne zur Kunst, unsere Triebe zur ächten Freiheit und Schöne, unsere Bewegungskräfte zur Menschenliebe gebildet werden. Entweder wissen wir nichts von unserer Bestimmung, und die Gottheit täuschte uns mit allen ihren Anlagen von innen und von außen (welche Tästerung auch nicht einmal einen Sinn hat), oder wir können dieses Zweckes so sicher sein, als Gottes und unseres Daseins.

Und wie selten wird dieser ewige, dieser unendliche Zweck hier erreicht! Bei ganzen Völkern liegt die Vernunft unter der Thierheit gefangen, das Wahre wird auf den irresten Wegen gesucht und die Schönheit und Aufrichtigkeit, zu der uns Gott erschuf, durch Vernachlässigung und Nachlässigkeit verderbt. Bei wenigen Menschen ist die gottähnliche Humanität im reinen und weiten Umfange des Wortes eigentliches Studium des Lebens; die meisten fangen nur spät an, daran zu denken, und auch bei den besten ziehen niedrige Triebe den erhabenen Menschen zum Thier hinunter. Wer unter den Sterblichen kann sagen, daß er das reine Bild der Menschheit, das in ihm liegt, erreiche oder erreicht habe?

Entweder irrte sich also der Schöpfer mit dem Ziel, das er uns vorstreckte, und mit der Organifazion, die er zur Erreichung desselben so künstlich zusammen geleitet hat, oder dieser Zweck geht über unser Dasein hinaus, und die Erde ist nur ein Uebungsplatz, eine Vorbereitungsstätte. Auf ihr mußte freilich noch viel Niedriges dem Erhabensten zugesellt werden, und der Mensch im Ganzen ist nur eine kleine Stufe über das Thier erhoben. Ja auch unter den Menschen selbst mußte die größte Verschiedenheit stattfinden, da alles auf der Erde so vielartig ist, und in manchen Gegenden und Zuständen unser Geschlecht so tief unter dem Joch des Klima und der Nothdurft liegt. Der Entwurf der bildenden Vorsehung mußte also alle diese Stufen, die Zonen, diese Abartungen mit einem Blick umfaßt haben, und den Menschen in allen ihnen weiter zu führen wissen, wie er die niedrigen Kräfte allmählig und ihnen unbewußt höher führt. Es ist bestreudend und doch unläugbar, daß unter allen Erdbewohnern das menschliche Geschlecht dem Ziel seiner Bestimmung am meisten fern bleibt. Jedes Thier erreicht, was es in seiner Organifazion erreichen soll, der einzige Mensch erreicht's nicht, eben weil sein Ziel so hoch, so weit, so unendlich ist, und er auf unserer Erde so tief, so spät, mit so viel Hindernissen von außen und innen anfängt. Dem Thier ist die Muttergabe der Natur, sein Instinkt, der sichere Führer; es ist noch als Knecht im Hause des obersten Vaters, und muß gehorchen. Der Mensch ist schon als Kind in demselben, und soll außer einigen nothdürftigen Trieben alles, was zur Vernunft und Humanität gehört, erst lernen. Er lernt es also unvollkommen, weil er mit dem Samen des Verstandes und der Tugend auch Vorurtheile und üble Sitten erbt, und in seinem Gange zur Wahrheit und Seelenfreiheit mit Ketten beschwert ist, die vom Anfange seines Geschlechtes herreichen. Die Fußtapfen, die göttliche Menschen vor und um ihn gezeichnet, sind mit so viel anderen verwirrt und zusammengetreten, in denen Thiere und Räuber wandelten und leider! oft wirksamer waren, als jene wenigen erwählten, großen und guten Menschen. Man würde also (wie es auch viele gethan haben) die Vorsehung anklagen müssen, daß sie den Menschen so nahe ans Thier grenzen lassen, und ihm, da er dennoch nicht Thier sein sollte, den Grad von Licht, Festigkeit und Sicherheit versagt habe, der seiner Vernunft statt des Instinkts hätte dienen können; oder dieser dürftige Anfang ist eben seines unendlichen Fortganges Zeuge. Der Mensch soll sich nämlich diesen Grad des Lichts und der Sicherheit durch Uebung selbst erwerben, damit er unter der Leitung seines Vaters ein edler Freier durch eigene Bemühung werde — und er wird's werden! Auch der Menschenähnliche wird Mensch sein; auch die durch Kälte und Sonnenbrand erstarrte und verdorrte

Knospe der Humanität wird aufblühen zu ihrer wahren Gestalt, zu ihrer eigentlichen und ganzen Schönheit.

Und so können wir auch leicht ahnen, was aus unserer Menschheit allein in jene Welt übergehen kann: es ist eben diese gottähnliche Humanität, die verschlossene Knospe der wahren Gestalt der Menschheit. Alles Nothdürftige dieser Erde ist nur für sie; wir lassen den Kalk unserer Gebeine den Steinen und geben den Elementen das Ihrige wieder. Alle sinnlichen Triebe, in denen wir wie die Thiere der irdischen Haushaltung dienen, haben ihr Werk vollbracht; sie sollten bei dem Menschen die Veranlassung edlerer Bestimmungen und Bemühungen werden, und damit ist ihr Werk vollendet. Das Bedürfniß der Nahrung sollte ihn zur Arbeit, zur Gesellschaft, zum Gehorsam gegen Gesetze und Einrichtungen erwecken und ihn unter ein heilsames, der Erde unentbehrliches Joch fesseln. Der Trieb der Geschlechter sollte Geselligkeit, väterliche, eheliche, kindliche Liebe auch in die harte Brust des Unmenschen pflanzen, und schwere, langwierige Bemühungen für sein Geschlecht ihm angenehm machen, weil er sie ja für die Seinen, für sein Fleisch und Blut übernehme. Solche Absicht hatte die Natur bei allen Bedürfnissen der Erde, jedes derselben sollte eine Mutterhülle sein, in der ein Keim der Humanität sproßte. Glücklich, wenn er gesproßt ist! Er wird unter dem Strahl einer schönern Sonne Blüthe werden. Wahrheit, Schönheit und Liebe waren das Ziel, nach dem der Mensch in jeder seiner Bemühungen, auch ihm selbst unbewußt und oft auf so unrechten Wegen strebte. Das Labyrinth wird sich entwirren, die verführenden Zaubergestalten werden schwinden, und ein jeder wird, fern oder nahe, nicht nur den Mittelpunkt sehen, zu dem sein Weg geht, sondern du wirst ihn auch, mütterliche Vorsehung, unter der Gestalt des Genies und Freundes, des er bedarf, mit verzeihender sanfter Hand selbst zu ihm leiten.

Also auch die Gestalt jener Welt hat uns der gute Schöpfer verborgen, um weder unser schwaches Gehirn zu betäuben, noch zu ihr eine falsche Vorliebe zu reizen. Wenn wir indeß den Gang der Natur bei den Geschlechtern unter uns betrachten, und bemerken, wie die Bildnerin Schritt für Schritt das Unedlere wegwirft und die Nothdurft milbert, wie sie dagegen das Geistige anbaut, das Feine feiner ausführt, das Schöne schöner belebt: so können wir ihrer unsichtbaren Künstlerhand gewiß zutrauen, daß auch die erschlossene Blüthe unserer Knospe der Humanität in jenem Dasein gewiß in einer Gestalt erscheinen werde, die eigentlich die wahre göttliche Menschengestalt ist, und die kein Erdenfuss sich in ihrer Herrlichkeit und Schöne zu dichten vermöchte. Vergeblich ist's also auch, daß wir dichten, und ob ich wohl überzeugt bin, daß, da alle Zustände der Schöpfung aufs genaueste zusammenhängen, auch die organische Kraft unserer Seele in ihren reinsten und geistigen Uebungen selbst den Grund zu ihrer künftigen Erscheinung lege, oder daß sie wenigstens, ihr selbst unwissend, das Gewebe ausspinne, das ihr so lange zur Bekleidung dienen wird, bis der Strahl einer schönern Sonne ihre tiefsten, ihr selbst hier noch verborgenen Kräfte weckt, so wäre es doch Kühnheit, dem Schöpfer Bildungsgesetze zu einer Welt vorzuzeichnen, deren Bestimmungen uns noch so wenig bekannt sind. Genug, daß alle Verwandlungen, die wir in den niedrigen Reichen der Natur bemerken, Perfectionen sind, und daß wir wenigstens Winke dahin haben, wohin wir höherer Ursachen wegen zu

schauen unfähig waren. Die Blume erscheint unserm Auge als ein Samensproßchen, sodann als Keim, der Keim wird Knospe, und nun erst geht das Blumengewächs hervor, das sein Lebensalter in dieser Oekonomie der Erde anfängt. Ähnliche Auswirkungen und Verwandlungen gibt es bei mehreren Geschöpfen, unter denen der Schmetterling ein bekanntes Sinnbild geworden. Wer würde in der Raupe den künftigen Schmetterling ahnen? Wer würde in beiden Ein und dasselbe Geschöpf erkennen, wenn es uns die Erfahrung nicht zeigte? Und beide Existenzen sind nur Lebensalter Eines und desselben Wesens, auf Einer und derselben Erde, wo der organische Kreis gleichartig wieder anfängt. Wie schöne Ausbildungen müssen im Schooß der Natur ruhen, wo ihr organischer Zirkel weiter ist, und die Lebensalter, die sie ausbildet, mehr als Eine Welt umfassen! Hoffe also, o Mensch, und weissage nicht! Der Preis ist dir vorgesteckt, um den kämpfe! Wirf ab, was unmensächlich ist, strebe nach Wahrheit, Güte und gottähnlicher Schönheit, so kannst du deines Ziels nicht verfehlen!

Um Ort und Stunde deines künftigen Daseins gib dir also keine Mühe! Die Sonne, die deinem Tage leuchtet, mißt dir deine Wohnung und dein Erdengeschäft, und verdunkelt dir so lange alle himmlischen Sterne. Sobald sie untergeht, erscheint die Welt in ihrer größern Gestalt; die heilige Nacht, in der du einst eingewickelt lagst und einst eingewickelt liegen wirst, bedeckt deine Erde mit Schatten und schlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Völker der Unsterblichkeit auf. Da sind Wohnungen, Welten und Räume —

In voller Jugend glänzen sie,
Da schon Jahrtausende vergangen;
Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

Hier aber unter unserm Blick
Verfällt, vergeht, verschwindet alles,
Der Erde Pracht, der Erde Glück
Droht eine Zeit des Falles.

Sie selbst wird nicht mehr sein, wenn du noch sein wirst, und in anderen Wohnplätzen und Organisationen Gott und seine Schöpfung genießest. Du hast auf ihr viel Gutes genossen. Du gelangtest auf ihr zu der Organisation, in der du als ein Sohn des Himmels um dich her und über dich schauen lerntest. Suche sie also vergnügt zu verlassen, und segne ihr als der Aue nach, wo du als ein Kind der Unsterblichkeit spieltest, und als der Schule nach, wo du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdest. Du hast weiter kein Anrecht an sie, sie hat kein Anrecht an dich; mit dem Hut der Freiheit gekrönt und mit dem Gut des Himmels geglütet setze fröhlich deinen Wanderstab weiter.

Wie also die Blume dastand und in aufgerichteter Gestalt das Reich der unterirdischen, noch unbelebten Schöpfung schloß, um sich im Gebiete der Sonne des ersten Lebens zu freuen, so steht über allen zur Erde gebückten der Mensch wieder aufrecht da. Mit erhabenem Blick und aufgehobenen Händen steht er da, als ein Sohn des Hauses, den Ruf seines Vaters erwartend.“ —

So weit Herder. Wie großartig, wie umfassend ist das Bild, welches seine Hand vor unseren Augen erstehen ließ! In seinem weiten Rahmen findet alles Raum, was je die Schöpfung hervorbrachte, und jede ihrer Bestrebungen findet ihre verdiente Würdigung und ihren bedeutungsvollen Platz in dem Bau des Ganzen. Da sind keine privilegierten Völkerrämme, welche allein gelten und herrschen und die ganze übrige Welt zum Untergange verdammen wollen; da theilt kein ungerechter Gott Einem Volke alle seine Gaben zu und läßt alle seine übrigen Geschöpfe verschmachten, lediglich seiner Laune wegen; da gebietet kein unsinniges Gesetz, man solle das Beste; was die göltige Hand des Schöpfers dem Menschen zum nie erlöschenden, ewig hellen Sterne gab, unter die Füße treten; da verlangt keine lügenhafte Selbstsucht, der Mensch solle sich wie ein stupides Schaf fesseln um seine Glieder schlingen lassen und seine ganze Stärke nur in widerstandslosem Leiden versuchen — alles das verlangt dieser Entwurf zu einer Bestimmung der Menschenbestimmung nicht, sondern in echt kristlicher Weise schließt er alles, alles was aus der Hand des Schöpfers sich losrang, und ganz besonders alles was Mensch heißt, in seine Berechnung ein. Alles athmet Leben und Lust und Thätigkeit in ihm, alles strebt dem Einen hohen Ziele bewußt oder unbewußt zu, und selbst der Widerstrebende wird nicht verdammt und über Bord geworfen, sondern weise Gesetze fügen auch seine widerstrebende Thätigkeit als Triebrad in das Ganze ein und verwerten auch seine widerwillige Kraft zum Besten des Ganzen. Von dieser Warte aus reicht unser Blick bis an die Thore der Unendlichkeit, und das Menschengeschlecht in seiner Gesamtheit könnten wir nach jenem schönen Bilde dem Strome vergleichen, dessen Jugend gute Geister zwischen Klippen im Gebüsch nährten, durch das schattige Dunkel rauscht er in das Thal nieder und reißt seine Brudervellen mit sich fort; Blumen erstehen, wohin sein Lauf sich wendet, von seinem Hauche belebt sich die wesenlose Schöpfung, er aber bringt weiter, ihn hält nichts, keine schmeichelnde Schönheit kann ihn hemmen. Durch die Ebene bringt sein Lauf, weithin thut die Aussicht sich auf, Städte wachsen unter seinem Fuße, die Länder der Erde beugen sich unter seine Macht, und die Herrlichkeit der Welt ist seinem Dienste willig:

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz! —

Wer will es wagen, diesem gewaltigen Strome in seinem Laufe Schranken zu setzen und ihn einzudämmen in Mauern von buntem Sand und armselig bemalten Felsen? Die Woge wälzt sich mit unwiderstehlicher Kraft dahin, und alles was ihren Lauf hempen will, wird zerschmettert und niedergeworfen, das eine früher das andere später, aber jedes Einzelne sicherlich ohne irgend eine Ausnahme, sobald seine Stunde gekommen ist.

Herder's Ideen könnten eben so gut für heilig gehalten werden, als manches andere viel schlechtere Buch. Und doch dachte der Verfasser von seinem großartigen Werke sehr bescheiden; er sprach von ihm nicht im Tone jener falschen Bescheidenheit, welche im Grunde nichts anderes als Ueberhebung ist, sondern mit echter Demuth

und im Bewußtsein der unendlichen Bildungsfähigkeit des Menschengeschlechtes sah er sein Werk nur als eine Stufe an, welche ihren Zweck erfüllt habe, sobald die Menschheit durch sie auf einen höhern Standpunkt sich gehoben habe. „Die Formen und Formeln“ — sagt Herder in seiner Vorrede zu den Ideen — „werden zerrieben, in denen ich keine Spur sah und für meine Menschenbrüder auszudrücken strebte; aber keine Gedanken werden bleiben und du wirst sie deinem Geschlechte von Stufe zu Stufe mehr enthüllen und in herrlichen Gestalten darlegen. Glücklich, wenn alsdann diese Blätter im Strome der Vergessenheit untergegangen sind und dafür hellere Gedanken in den Seelen der Menschen leben.“ —

Es ist ein schmerzlicher Gedanke, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß derselbe Mann, der diese großartigen, hellen Ideen dem Menschengeschlechte schenkte und ihm damit einen so weiten freien Blick auf seine eigene Geschichte eröffnete, daß derselbe Mann als oberstes Glied einer zunftmäßigen, in nichts als Neujährlichkeiten verräunten Geistlichkeit genöthigt war, seine besten Gedanken bei Ausübung seiner amtlichen Thätigkeit zu verbergen, ja sogar oft genug Ansichten zu vertreten, für deren Verteidigung ihm die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit nicht Kraft geben konnte, weil ihm diese Ueberzeugung nicht zu eigen war. Die Schwermuth seiner letzten Lebensjahre, die schmerzliche Klage über sein verfehltes Leben mag hierin ihren tiefsten Grund haben, und fast möchte man glauben, mit Bezug auf seine eigene Lage habe er jene tragischen Worte in dem kleinen Aufsatze „Tithon und Aurora“ geschrieben, mit welchen er von dem Morde menschlicher Verdienste und Kräfte spricht. Eine Art dieses Mordes möchte er den feinsten Selbstmord nennen: „Er ist um so bedauernswürdiger, weil er nur bei den erlesensten Menschen stattfindet, und ihr köstliches Uhrwerk auf einmal oder nach und nach zertrümmert. Menschen nämlich von äußerst zartem Gefühl haben ein Höchstes, wonach sie streben, eine Idee, an welcher sie mit unaussprechlicher Sehnsucht hängen, ein Ideal, auf welches sie mit unwiderstehlichem Triebe wirken. Wird ihnen diese Idee genommen, wird dies schöne Bild vor ihren Augen zertrümmert, so ist das Herzblatt ihrer Pflanze gebrochen, der Nest steht mit unkräftigen, welken Blättern da. Vielleicht gehen mehr Erstorbene dieser Art in unserer Gesellschaft umher als man es anfangs glauben möchte, eben weil sie am meisten ihren Kummer verbergen, und das Gift ihres langsamsten Todes als ein trauriges Geheimniß ihres Herzens selbst ihrem Freunde verhehlen.“ — Ebenso scheint Herder aber auch für sich selbst in demselben Aufsatze gesprochen zu haben, wenn er in die kraftvollen, stolzen Worte ausbricht: „Handle, so viel an dir ist, klug und weise; ihren großen Gang wird die Zeit gehen und das Ihrige vollenden. Du für deine Person, sei mehr als dein Stand ist, so wirst du in ihm, er altre wie er wolle, für dich selbst und für andere stets jung sein, ja in der dunklen Nacht wirst du als ein helles Gestirn glänzen.“

Ein Geist, der so reiche Schätze sein eigen nannte, wie Herder, konnte wohl auf Stunden von den bleiernn Qualen einer widerwärtigen Amtsthätigkeit niedergebengt, aber niemals ganz zu Boden gedrückt werden, und wenn wir in seiner Lebensbeschreibung von verhältnißmäßig wenigen frohen, selbstzufriedenen Tagen erzählen konnten, so tritt uns aus jeder Schrift Herder's ein festgezeichnetes, oft von stolzer Kraft überfluthendes Bild entgegen, das seinen unverrückbaren Schwerpunkt in sich selber trägt, und jeden

Gegenstand, zu dem es sich wendet, mit hellem Lichte übergießt. Nicht allein einen erleuchteten Theologen, einen weitschauenden Weltweisen verehren wir in Herder, auch sein feines Verständniß für Poesie und seine nicht geringe dichterische Begabung müssen wir bewundern. In einem seiner früheren Werke arbeiteten der sinnende Weltweise und der Poet mit einander; es ist die Älteste Urkunde des Menschengeschlechtes, deren erster Theil bereits 1774 erschien. In diesem Buche, welches später um mehrere Theile vergrößert wurde und welches Herder unvollendet hinterließ, wies der Verfasser zuerst mit Nachdruck darauf hin, daß wir in den ältesten Religionserzählungen aller Völker Sagen, und oft auch, wie er sich ausdrückt, Märchen besitzen, welche die poetische Fantasie der Völker schuf, indem sie überall Vorgänge aus der wirklichen Natur zu dem Grunde ausertor, auf welchen sie ihre luftigen, schönheitumflossenen Gestalten emporsteigen ließ. Eine kurze Probe wird uns die feingefühlte Erklärungsweise Herder's am besten veranschaulichen. Der Gegenstand der Untersuchung war das erste Kapitel aus dem ersten Buche Moses, also die biblische Schöpfungsgeschichte. Sie zu erklären gibt Herder uns folgende Anleitung.

„Komm hinaus, Jüngling, außs freie Feld und merke. Die urälteste herrlichste Offenbarung Gottes erscheint dir jeden Morgen als Thatfache, großes Werk Gottes in der Natur.

Himmel und Erde! Siehe, wie sie noch zusammenvermischt um uns liegen:
Himmel auf der Erde! Erde zum Himmel erhoben
Und die Erde war wüste und leer,
Finsterniß auf der Tiefe. —

Kannst du dir auch in den Worten der Urkunde mehr sinnliche Schilderung des großen Nachtgrabes, des Mitternachtschauers wie in unendlicher schwarzer Wüste denken? Und nun fühle den wehenden, durchwehenden Nachtgeist, auch noch den Schauer der tiefsten Frühe vor Tagesanbruch, wie er Meer, Baum und alles durchnimmt. —

Wehender Geist Gottes auf der Tiefe! Wer ist's, der nicht unmittelbar vor Tagesanbruch, von ihm ergriffen, wie Gott, wie eine kommende Regkraft der Natur athme! —

Und sieh! da Gott! da der erste Lichtstrahl!

Licht!

Und's ist Licht! —

mit dem einsüßigsten Blißworte der Urkunde nicht einzuholen!

Und siehe! diese Entzückung, dieses unnennbare Morgengefühl, wie scheint's alle Wesen zu ergreifen! Zu liegen auf der ganzen Natur! Alles lag in Nacht und Dunkel: der webende Geist kam und bereitete was zu erfahren? — Noch ruhen die Vögel, das Haupt unter die Flügel gesenkt — die Stadtmelt, die vielleicht niemals Morgen gesehen, liegt begraben, selbst die frühe Lerche steigt noch nicht — die Natur ein harrender, dunkler Tempel Gottes — lebender Wind und —

Licht!

's ward Licht!

Still wird er eingeweiht, der Tempel! Vielleicht die Blüthe des Baums, die Blume, die Knospe, fühlen! Lichtstrahl! Ein tönender Goldklang auf die große

Laute der Natur — die Perle erwacht und schwingt sich — wehe dem Fühllosen, der diese Szene gesehen, und Gott nicht gefühlt hat! Es ist das Bild jenes Naturweisen: wie sie „aufblickt die Morgenröthe und die Enden der Erde,“ das große schwarze Nachttuch

— am Saum erfasst

Und abschüttelt die Räuber der Nacht!

Licht!

Und 's ward Licht!

Siehst du jene stille Glorie! Jene sanfte Augenwimper der Morgenröthe, wie sie jeden Augenblick weiter hinaufschimmert, jeden Augenblick die Wolken um sich her anders wandelt — welche Farben! Welch lachender Glanz! Wer, der den Pinsel dahin eintauchte? — Und wie still! Das Auge bleibt ruhen auf der zarten Stelle — sanftes Angesicht der Gottheit! Offenbarung, Erscheinung! Denke dir, was ich vom Licht gesagt und es ist nichts gesagt, und — wer, der hier nicht niederfällt, anbetet — schweigend seufzt: „O wäre ewig meine Seele wie das Licht, wie dieser Gottesanbruch!“

Das Erwachen aus solchen Augenblicken ist immer einsilbig, und ich wette, bei jedem Unverdorbenen natürliches Gebet! Morgenseufzer und Preis Gottes

— Geräusch und Lärm war nicht um ihn,

Da er die Welten dem Unding entwinkte —

Auch alle Naturvölker, die wir Wilde nennen, haben diese Anbetung vor dem Morgenstrahle (und wie wissen wir, nicht selbst die Thiere?) empfunden. Das nun kälter gedacht und in Worte gesagt:

— Siehe, wie das Licht gut ist!

Welch Grauen, welche Nacht vertrieben! Wie sie sich dort immer mehr in schwarzen ungeheuern Wellen forthebt — Gott unterschied zwischen Licht und Dunkel! Und wie also die beiden Massen im großen Unterschiede neben einander stehen! Der große Unterschied ist sichtbar! Licht — Dunkel

Dies heißt Tag! jenes Nacht!

Kann ein reizenderer Wink auf diese Szene der Natur sein? Jeden Morgen ist beides neben einander feierlich sichtbar.

Und siehe, wie da nun überall weit umher nach Zunahme des Taglichts die Natur gleichsam webt, den zarten Flor Luft und Himmels da so sichtbar spinnt! Alles vorher ein Grau oder Schwarz! Himmel auf Erde, Erde zum Himmel — wie sich die Graue nach allen Seiten umher weitet! Der Himmel hebt und höhhet! Die dunklen Wolken träufeln ab! Nebeln! Es ist, als ob da Licht und Wasser kämpfen! —

Und da oben, wie schon die Bläue hervorgeht, sich immer weiter wölbt und webt — Phänomen, woran alle Schilderer der Morgenfröhe ihre größte Kunst sehen — die allmähliche Himmelhebung! Die schwimmende Luftläuterung vom tiefsten Grau zur schönsten lachendsten Glanzesbläue! Der Morgenluft, der um alle Wesen am meisten in der Ferne, dem Bette Aurorens, schwimmt, in den sich das Auge so hin verliert und sich gleichsam eine neue Gegend in der Gegend schafft. — Was sind die Zauberteppiche der Glücklichen gegen jenes allweite Naturgemälde selbst? Und siehe! die ganze simpelste Erklärung der bestrittenen und verzweifelteten Stelle durch eine tägliche, thätige, augenscheinliche Illustration der Natur —

Weite sich zwischen Wassern und Wassern
 Und abheide sich zwischen Wassern und Wassern
 Und Gott machte die Weitung
 Und schied zwischen Wasser drüben
 Und Wasser drunten!
 Die Weite nannte Gott Himmel.

Zu eben der Zeit, da sich droben der Himmel läutert und sondert, siehe, sondert und läutert sich nieden die Erde! Wie sie sich in lichte und dunkle Massen theilt! Wie ein großes Gebirge gleichsam entschleiert sich hebt! Nun unter Thau und Morgenstrahl beblümt — die Rose öffnet allmählig ihren Busen und die Nachviole schließt ihre duftenden Kelche; der frühe Zestir webt mit Blüthen und Samen um die jungen Pflanzenbräute umher, die sich im Morgenthau spiegeln, und der junge Baum webt und schauert und fühlt die Glieder im Morgenathem der erweckten Schöpfung. Hier ihre erste Familie! — Es ist Fortgang im Gemälde, Segen des Allvaters auf Pflanzen, Kräuter und Bäume unter dem Strahl der Morgenröthe — Siehe da ging die Sonne auf! Die herrlichste Erscheinung der Natur! Flamme! Glorienantlig! König! Das Auge kann nur einen Anblick aushalten! Uebertrifft und endet alles! Alles in der Schöpfung wird mit ihr Pracht, Glanz, Geräusch!

Wer räthseln nun, warum das Morgenlicht so lange vor der Morgensonne geschaffen worden? Wer kann jetzt noch eine der Rettungen hören? Nun erwacht alles! alle Wesen, wie

Von diesem regen Feuer
 Geführt! Geführt aus der Ruhe! —

Wie jener Silbersee dort mit lebendigem aufweht: die Fische spielen am Strahl der Sonne! Wie hier ringsum Luft und Wipfel voll Morgenfang —

Der Vögel rege Schaar erfüllt Luft und Wälder
 Mit früher Stimm' und frühem Flug
 — alles voll Regung, Gesang, Freude und Segen!
 Auch die Erde gebiert ihr Lebendes allerlei Art
 Thiere, Gewürm, Wild allerlei Art.

Und siehe! Mensch, da stehst du! das Götterbild! Ebenbild Gottes! Herrscher-
 gedanke der Schöpfung! Von Himmel und Erden rufe den zerstreuten betäubten
 Blick zurück auf dich, in dich selbst!

Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfließ
 In Harmonien ganz.
 Dich hat er mehr als alles sonst beglückt;
 Er gab dir einen Geist,
 Der durch den Bau des alles dringt —

betrachte dein Glück! deine Gestalt! deine Kräfte! deine große Bestimmung: höre
 über dir den Rathschluß Gottes, siehe That — da gehet aus der Mensch an
 seine Arbeit, an sein Ackerwerk bis an den Abend — sinnt, dichtet, waltet, nährt
 sich, das Auge der Gottheit bleibt auf ihm ruhen —

Alles, was Gott gemacht hatte,
 Siehe, es war alles sehr gut!

Vollendet! Auch dies Morgengemälde vollendet! Mit welcher Simplicität, Naturfolge! Zusammenordnung und Vertheilung! Pracht! Höheit! angefangen und vollendet! — Auch der Verfasser, der's schrieb, könnte sein *ἔκλογος* sagen. Aber er war nicht der Verfasser, ihm erschien's, ihm ward's offenbart! Lebt und webt dort jeden Morgen! — Herrlichste, älteste, simpelste Offenbarung Gottes!“ —

Diese wunderliche Darstellung in einem seltsamen Stiele ist angefüllt von feinen Gedanken und tiefsinnigen Bemerkungen. Nicht in der bewußten Absicht, aus irgend einem Grunde eine gewaltsame Erklärung in seinen Gegenstand hineinzupressen, tritt Herder an seinen Stoff heran, sondern er vertieft sich mit liebender Hingebung in das Wesen des Bildes, welches er erklären will, und von dessen eigener, innerer Natur aus gibt er seine Deutung. Herder war der erste, welcher die religiösen Mythen in der besprochenen Weise behandelt, und dadurch ist er der Wegweiser für viele Nachfolger geworden, die auf der glücklich geöffneten Bahn hochwichtige Resultate gewonnen haben.

Nicht überall war Herder als Kritiker so glücklich, wie in der Ältesten Urkunde. Den klaren, scharfsinnigen, unverrückt und ungestört dem Ziele zustrebenden Gang der Untersuchung wie bei Lessing, finden wir bei Herder nicht; er läßt sich oft von seinem Gefühle leiten und bleibt dabei nicht immer auf richtigem Pfade. In seinen jüngeren Jahren vergriff er sich wohl auch an Stoffen, denen er nicht gewachsen war, und seine Auseinandersetzungen tragen dann wohl stets den Charakter des Kühnen, des Neuen, aber sie sind oftmals weder richtig noch überhaupt wahr. Die Fragmente zur neueren deutschen Literatur sind von dieser Art; sie errögen viel Aufsehen, aber keine nachhaltige Wirkung schloßte sie vor dem Vergessenwerden. Die Kritischen Wälder wandten sich gegen Lessing's Laokoon, aber mit Recht konnte Lessing sagen, wenn der Verfasser der Wälder ihm auch einer der aufmerksamsten Leser sei, so habe doch auch der nicht einmal verstanden, wohin er in seinem Laokoon eigentlich hinauswolle. Man hat den Kritischen Wäldern ebenso wie der Plastik Herder's oft einen höhern Werth beigelegt, als sie besitzen.

Großartig war dagegen das seine Gefühl, mit welchem Herder überall die echte Poesie aufzufinden und in sich aufzunehmen verstand. Sowie er in den Ideen sich ganz und gar nur auf den Standpunkt eines unbefangenen Beobachters der Natur und des Menschengeschlechtes stellte, und von da aus die Gesetze der ewig fortschreitenden Entwicklung zu erkennen suchte, so ging Herder auch in der Poesie von dem Grundsatz aus, daß alle echte Poesie dem wirklichen Leben entsprossen, gleichsam nur das Spiegelbild der schönen Natur sein müsse. Solche echte Volkspoesie fand er in der Bibel, und in seinen Abhandlungen Vom Geiß der hebräischen Poesie und in Lieder der Liebe gibt er eine feine Anleitung zum Verständniß der schönen morgenländischen Dichtungen, in welche blinder Eifer so viel wüßtes Dunkel hineingetragen hatte. Die Lieder der Liebe zergliedern das Hohelied Salomonis und zeigen, daß in den einzelnen Sätzen, aus welchen dieses herrliche Büchlein zusammengesetzt ist, die glühende, verlangende Liebe morgenländischer Herzen geschildert wird. Gegen die eifernden Zeloten wenden sie sich mit den scharfstreffenden Worten: „Zu allen Zeiten hat sich die kalte Heuchelei, das gezierete Grab voll Lobtengelbeinen und allen Unflaths, an nichts so sehr als an Liebe

geärgert; an Liebe Gottes und des Menschen, unseres Nächsten. Auch das Hohelied und die zartesten Ausdrücke der Bibel und kristlicher Lieder, sobald sie nur Braut und Verlobung nennen, dünken ihr unerträgliche Buhlersprache. Du Heuchler, sagt Kristus, ärgert dich dein Auge, so reiße es aus. Ist dies heil und unschuldig, so ist dein ganzer Leib Licht; ist's ein Schall, so hilft dir nichts alles farisäische Reinigen von außen.“

In der Abhandlung Ueber Ossian ist es nicht die oft gewaltsam hochgeschraubte Gefühlspoesie, die Naturschwärmerei, welche Herder bewundert und preist, sondern ihn erquickt das volle Leben, das oft mit so gewaltig ergreifender Wahrheit hervorbricht und das ganze Herz von Grund aus erschüttert. Wer einen Eindruck von solchen Stellen aus Ossian gewinnen will, der lese die herrlichen Stellen in Göthe's Werther.

Sehr klar sprach Herder seine Ansicht über die Volkspoesie aus in der vortrefflichen, patriotischen Abhandlung Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst (1777). Es heißt darin: „Und doch bleibt's immer und ewig, daß der Theil der Litteratur, der sich aufs Volk bezieht, volkmäßig sein muß, oder er ist klassische Luftblase; doch bleibt's immer und ewig, daß, wenn wir kein Volk haben, wir kein Publikum, keine Nation, keine Sprache und Dichtkunst haben, die unser sei, die in uns lebe und wirke. Da schreiben wir denn nun ewig für Stubengelehrte und ekle Rezensenten, aus deren Munde und Magen wir's denn zurückerempfangen, machen Romanzen, Oden, Helbengedichte, Kirchen- und Küchenerlieder, wie sie niemand versteht, niemand will, niemand fühlt. Unsere klassische Litteratur ist Paradiesvogel, so bunt, so artig, ganz Flug, ganz Höhe und — ohne Fuß auf die deutsche Erde.“ — Und an einer anderen Stelle: „Ihre (der Völker) Gefänge sind das Archiv des Volkes, der Schatz ihrer Wissenschaft und Religion, ihrer Theogonie und Kosmogonien, der Thaten ihrer Väter und der Begebenheiten ihrer Geschichte, Abdruck ihres Herzens, Bild ihres häuslichen Lebens in Freude und Leid, beim Brautbett und beim Grabe. Die Natur hat ihnen einen Trost gegen viele Uebel gegeben, die sie drücken, und einen Ersatz vieler sogenannten Glückseligkeiten, die wir genießen: d. h. Freiheitsliebe, Müßiggang, Taumel und Gesang. Da malein sich alle, da erscheinen alle, wie sie sind. Die kriegerische Nation singt Thaten, die zärtliche Liebe. Das scharfsinnige Volk macht Räthsel, das Volk von Einbildung Allegorien, Gleichnisse, lebendige Gemälde. Das Volk von warmer Leidenschaft kennt nur Leidenschaft, wie das Volk unter schrecklichen Gegenständen sich auch schreckliche Götter dichtet. — Eine kleine Sammlung solcher Lieder aus dem Munde eines jeden Volkes, über die vornehmsten Gegenstände und Handlungen ihres Lebens, in eigener Sprache, zugleich gehörig verstanden, erklärt, mit Musik begleitet: wie würde es die Artikel beleben, auf die der Menschenkenner bei allen Reisebeschreibungen doch immer am begierigsten ist, von Denkart und Sitten der Nation, von ihrer Wissenschaft und Sprache, von Spiel und Tanz, von Musik und Götterlehre.“

Herder selbst beschenkte uns mit einer solchen Sammlung als er die Stimmen der Völker in Liedern gab. Schon vor seinem Aufenthalte in Bückeburg hatte er zu ihnen Stoff gesammelt, und wir wiesen darauf hin, daß er zur Zeit als er in Königsberg studirte, sich bereits mit lietauischer Poesie beschäftigt haben muß.

Dieselbe Ansicht von dem hohen Werth aller naturgemäßen Poesie vertritt Herder in seinem Aufsatze *Shakespeare* (1773). Derselbe beginnt mit den bezeichnenden Worten: „Wenn bei einem Manne mir jenes ungeheure Bild einfällt: Hoch auf einem Felsengipfel stehend, zu seinen Füßen Sturm, Ungewitter und Draußen des Meeres, aber sein Haupt in den Strahlen des Himmels! — so ist's bei *Shakespeare*.“ —

Wo Herder in den Literaturen fremder Völker charaktervolle Volkspoesien fand, da wußte er mit einer wunderbaren Schmiegsamkeit, mit einem Zartgefühl ohne Gleichen sich in ihren Geist zu vertiefen und ihn im Deutschen wiederzugeben. Beispiele dazu sind uns die herrlichen Uebersetzungen Herder's aus der Griechischen Anthologie, aus Horaz, aus dem Italienischen; das großartigste Beispiel aber ist der wundervolle Romanzenkranz des *Zib*, den Herder in seinem letzten Lebensjahre (1803) vollendete, nachdem er etwa fünf Monate darüber gearbeitet hatte. Erst aus einer französischen Prosabearbeitung lernte Herder diesen Stoff kennen, und doch wußte er in seiner deutschen Bearbeitung das Schönste zu schaffen, was wir in unserer Literatur noch bis heute an Nachbildungen spanischer Poesie besitzen. Herder's *Zib* ist fast ein deutsches Volksbuch geworden.

Herder hätte im *Zib* nicht ein so hochpoetisches Werk schaffen können, wenn er selbst nicht eine so bedeutende dichterische Begabung besessen hätte. Man hat ihn auf diesem Felde oft zu gering geschätzt. Herder's Dramen sind allerdings unter dem Mittelmäßigen, doch bekannte er auch frei gegen Schiller, daß er in dieser Gattung der Poesie sich nicht heimisch fühle. Auf anderen Gebieten war er um so größer. Eine kleine Auswahl aus seinen Dichtungen wird unser Urtheil bestätigen.

Das Flüchtigste.

Table nicht der Nachtigallen
Bald verhallend süßes Lied;
Sieh, wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die entfallen,
Stets zuerst die schönste fliehet.

Sieh, wie dort im Tanz der Horen
Lenz und Morgen schnell entweicht;
Wie die Rose, mit Auroren
Jetzt im Silberthau geboren,
Jetzt Auroren gleich erbleicht.

Höre, wie im Chor der Triebe
Bald der zarte Ton verflingt.
Sanftes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach, daß er uns ewig bliebe!
Aber ach, sein Zauber sinkt.

Und die Frische dieser Wangen,
Deines Herzens rege Gluth,
Und die ahnenden Verlangen
Die am Wink der Hoffnung hangen —
Ach, ein fliehend, fliehend Gut!

Selbst die Blüthe deines Strebens,
Aller Musen schönste Gunft,
Jede höchste Kunst des Lebens,
Freund, du fesselst sie vergebens;
Sie entschlüpft, die Zauberkunst.

Aus dem Meer der Bitterfreuden
Ward ein Tropfe uns geschenkt,
Ward gemischt mit manchem Leiden,
Leerer Ahnung, falschen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt.

Aber auch im Nebelmeere
Ist der Tropfe Seligkeit;
Sinen Augenblick ihn trinken,
Kein ihn trinken und versinken,
Ist Genuß der Ewigkeit.

Der Regenbogen.

Schönes Kind der Sonne,
Bunter Regenbogen,
Ueber schwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung.

Tausend muntre Farben
Bricht der Strahl der Sonne
In verthüllten Thränen
Ueber grauer Dämmerung.

Und des weiten Bogens
Feste Säulen stehen
Auf des Horizontes
Sicherm Felsenboden.

Weh! der Bogen schwindet,
Seine Farben blaffen;
Von den festen Säulen
Glänzet noch ein Wöllchen.

Aber seht, der Himmel
Bläuet sich; die Sonne
Herrschet allgewaltig
Und die Auen duften.

Johann Gottfried Herder.

Schwindet, holde Kinder
 Schöner Jugendträume,
 Schwindet! Nur die Sonne
 Steig hinauf und walte.

Hoffnungen sind Farben,
 Sind gebrochener Strahlen
 Und der Thränen Kinder;
 Wahrheit ist die Sonne.

Das Saitenspiel.

Was singt in euch, ihr Saiten?
 Was tönt in eurem Schall?
 Bist du es, Klagenreiche,
 Geliebte Nachtigal?
 Die, als sie meinem Herzen
 Wehklagete so zart,
 Vielleicht im letzten Seufzer
 Zum Silberlaute ward?

Was spricht in euch, ihr Saiten
 Was singt in eurem Schall?
 Betrügst du mich, o Liebe,
 Mit süßem Widerhall?
 Du Täuscherin der Herzen,
 Geliebter Lippen Tand,
 Bist du vielleicht in Töne,
 Du Flüchtige, verbannt?

Es spricht mit stärkerer Stimme,
 Es dringet mir ans Herz
 Und weckt mit Zaubergriffen
 Den längst entschlafnen Schmerz.
 Du bebst in mir, o Seele,
 Wirfst selbst ein Saitenspiel —
 In welches Geistes Händen?
 Mit zitterndem Gefühl.

Es schwebet aus den Saiten,
 Es kispelt mir ins Ohr;
 Der Geist der Harmonien,
 Der Weltgeist tritt hervor.
 „Ich bin es, der die Wesen
 In ihre Hülle zwang
 Und sie mit Zaubereien
 Der Sympathie durchdrang.

„In rauher Felsenhöhle
Bin ich dir Widerhall,
Im Ton der kleinen Kehle
Gesang der Nachtigal.
Ich bins, der in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt
Und in der Andacht Hören
Es auf zum Himmel führt.

„Ich kimmete die Welten
In Einen Wunderklang;
Zu Seelen kossen Seelen,
Ein ew'ger Ehrgesang,
Vom zarten Ton bewegt
Durchängstet sich dein Herz
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude süßen Schmerz.“

Verhall', o Stimm', ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verschlungen
Sind wir ein ewig All,
In Einen Ton verklungen
Der Gottheit Widerhall.

Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle,
Fliehet die Zeit; was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf,
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Rosen auf ihn streu'n!

Rosen, denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer;
Rosen, denn sie blühen und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Rosen stehn auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Reige
Kein gelebt sein Leben hat.

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht.

Johann Gottfried Herder.

Auch die dunkeln Blumen fühlen
 Uns mit Ruhe, doppelt süß,
 Und die lauten Lüfte spielen
 Freundlich uns ins Paradies.

Die Schwestern des Schicksals.

Kenne nicht das Schicksal grausam,
 Renne seinen Schluß nicht Reid:
 Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
 Seine Güte Götterklarheit,
 Seine Macht Nothwendigkeit.

Blick umher, o Freund, und siehe
 Sorgsam, wie der Weise sieht:
 Was vergehen muß, vergehet,
 Was bestehen kann, bestehet,
 Was geschehen will, geschieht.

Heiter sind des Schicksals Schwestern,
 Keine blassen Furien:
 Durch der Sanftverschlung'nen Hände
 Webt ein Faden sonder Ende
 Sich zum Schmuck der Grazien.

Denn seit aus des Vaters Haupte
 Pallas jugendlich entsprang,
 Wirkt sie den goldnen Schleier,
 Der mit aller Sterne Feier
 Droben glänzt äonenlang.

Und an ihrem Meisterwerke
 Hängt stets der Parze Blick.
 Weisheit, Macht und Güte weben
 In des Wurms und Engels Leben
 Wahrheit, Harmonie und Glück.

Kenne nicht das Schicksal grausam,
 Renne seinen Schluß nicht Reid:
 Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
 Seine Güte Götterklarheit,
 Seine Macht Nothwendigkeit.

Die Liebe im Todtenreiche.

Ueber den Gräften seh' ich so oft verschlungene Hände;
 Amor und Psyche knüpft schweigend ein ewiger Kuß.
 Wohnet Lieb' in der Gruft? Und birgt die Asche der Todten,
 Wenn sie die Urne vereint, Funken vom ewigen Strahl?
 Wanderer, lies: „Nur Eine Fadel erleuchtet den Ortus;
 Mächtige Lieb' allein fand ein Elysium sich.“
 Drückte sterbend die Hand mit deiner Geliebten zusammen,
 Alles trennet der Tod, Liebende ziehet er nach.

Der Strom des Lebens.

Fliehe, des Lebens Strom! Du gehst in Wellen vorüber,
 Wo mit wechselnder Höh' eine die andre begräbt.
 Mühe folget der Mühe, doch kenn' ich süßere Freuden,
 Als besiegte Gefahr, oder vollendete Müh'?
 Leben ist Lebens Lohn, Gefühl sein ewiger Kampfspreis.
 Fliehe, wogiger Strom! Nirgend ein stehender Sumpf!

Der Schiffbruch.

Legende.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
 Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
 Sich ins Fahrzeug. „Wo ist Don Alonso?“
 Riefen sie. (Er war des Schiffes Priester.)

„Reiset wohl ihr Freunde meines Lebens,
 Bruder, Oheim!“ sprach er von dem Borde.
 „Meine Pflicht beginnt, die eure endet.“

Und er eilt hinunter in des Schiffes
 Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
 Höret ihre Sünden, ihre Buße,
 Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
 Labet sie und geht mit ihnen unter. —

Welch ein Geist war größer? Jenes Kato,
 Der im Zorne sich die Wunden aufriß,
 Oder dieses Priesters, der den Pflichten
 Seines Amtes treu im Meer versinket.

Paramythien.

1. Der Schlaf.

In jener Schaar unzählbarer Genien, die Jupiter für seine Menschen erschaffen hatte, um durch sie die kurze Zeit ihres mühseligen Lebens zu beglücken und zu vergnügen, war auch der dunkle Schlaf. „Was soll ich,“ sprach er, da er seine dunkle Gestalt ansah, „unter meinen glänzenden, gefälligen Brüdern? Welches traurige Ansehen habe ich im Chor der Scherze, der Freuden und aller Gaukeleien Amor's? Mag es sein, daß ich den Unglücklichen erwünscht bin, denen ich die Last ihrer Sorgen entnehme und sie mit milder Vergessenheit tränke. Mag es sein, daß ich dem Müden gefällig komme, den ich doch auch nur zu mühseliger neuer Arbeit stärke. Aber denen, die nie ermüden, die von keiner Sorge des Elendes wissen, denen ich immer nur den Kreis ihrer Freuden störe?“ —

„Du irrst,“ sprach der Vater der Genien und Menschen, „in deiner dunklen Gestalt wirst du aller Welt der liebste Genius werden. Denn glaubst du nicht,

daß auch Scherze und Freuden ermüden? Wahrlich, sie ermüden früher als Sorg' und Elend, und verwandeln sich dem satten Glücklichen in die langweiligste Trägheit.“

„Aber auch du,“ fuhr er fort, „solst nicht ohne Vergnügungen sein, ja in ihnen oft das ganze Heer deiner Brüder übertreffen.“ Mit diesen Worten überreichte er ihm das silbergraue Horn anmuthiger Träume. „Aus ihm“, sprach er, „schütte deine Schlummergeister, und die glückliche Welt sowohl als die unglückliche wird dich über alle deine Brüder wünschen und lieben. Die Hoffnungen, Scherze und Freuden, die in ihm liegen, sind von deinen Schwestern, den Grazien, mit zauberischer Hand von unseren seligsten Fluren gesammelt. Der ätherische Thau, der auf ihnen glänzt, wird einen jeden, den du zu beglücken denkst, mit seinem Wunsche erquickt, und da sie die Göttin der Liebe mit unserm unsterblichen Nektar besprengt hat, so wird die Kraft ihrer Wollust viel anmuthiger und feiner den Sterblichen sein, als alles was ihnen die arme Wirklichkeit der Erde gewährt. Aus dem Chor der blühendsten Scherze und Freuden wird man fröhlich in deine Arme eilen; Dichter werden dich besingen und in ihren Gesängen dem Zauber deiner Kunst nachbuhlen; selbst das unschuldige Mädchen wird dich wünschen, und du wirst auf ihren Augen hangen, ein süßer, beseligender Gott.“ —

Die Klage des Schlags verwandelte sich in triumphirenden Dank, und ihm ward die schönste der Grazien, Psithëa, vermählt.

2. Der sterbende Schwan.

„Muß ich allein denn stumm und gefanglos sein?“ sprach seufzend der stille Schwan zu sich selbst, und badete sich im Glanz der schönsten Abendröthe; „beinahe ich allein im ganzen Reich der gefiederten Schaaren. Zwar der schnatternden Gans und der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht; aber dir, o sanfte Filomele, beneide ich sie, wenn ich wie festgebant durch dieselbe langsamer meine Wellen ziehe und mich im Abglanz des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich singen, goldne Abendsonne! dein schönes Licht und meine Seligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlitzes niedertauchen und sterben!“

Still entzückt tauchte der Schwan nieder, und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor, als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn zu sich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgensonne, der schöne Jöbus. „Goldes, liebliches Wesen,“ sprach er, „die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest und die dir nicht eher gewährt werden konnte.“ Kaum hatte er das Wort gesagt, so berührte er den Schwan mit seiner Peier und stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichen an. Entzückt durchdrang der Ton den Vogel Apollo's; aufgelöst und ergossen sang er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh besang er die schöne Sonne, den glänzenden See und sein unschuldiges, seliges Leben. Sanft wie seine Gestalt war das harmonische Lied, lange Wellen zog er daher in süßen, entschlummern den Tönen, bis er sich — in Elshium wiederfand, am Fuß des Apollo, in seiner wahren, himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösen mußte, denn er hatte den Ton des Unsterblichen gehört und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schwebte

er sich an den Fuß Apollo's und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich in süßem Gesange ihm nach zu Tode geklagt. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an: das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet. —

Gebulde dich, stilles, hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, gibt dir der Augenblick deines Todes. —

Wir haben Herder's Leben kennen gelernt, und haben den Kreis seiner geistigen Thätigkeit durchmessen. Ueberall sehen wir sein Leben zerrissen durch widerstrebende Gewalten, deren schneidende Gegensätze den ruhigen Genuß des Lebens unmöglich machten, und unter diesem Kampfe' erlosch Herder's Leben in der Fülle seiner geistigen Kraft. Auch auf dem Gebiete literarischer Thätigkeit bietet Herder uns fast nirgend völlig gereifte, vollendete Früchte; seine größten und bedeutungsvollsten Werke sind unvollendet, Herder hat neue Bahnen mit der schöpferischen Kraft eines hochbegabten Geistes eröffnet, er selbst aber hat sich auch damit begnügt, das große Ziel gewiesen zu haben. Den nachkommenden Geschlechtern ist damit die Aufgabe zugefallen, die herrliche Erbschaft Herder's mit frohem Sinn, mit lichtem Geiste und mit frischer Thatkraft anzutreten, und die Gebäude aufzuführen, zu denen Herder's gottgeweihte Hand die mächtigen Risse zeichnete.

Mit Genugthuung und mit berechtigtem Hochgefühl können wir sagen, daß wir dem großen Führer nicht untreu geworden sind. Die Gegenwart wird immer heller und heller, Deutschland hat sich an die Spitze aller Völker des Erdballs geschwungen, und das deutsche Volk wird sich die Früchte, um welche es in jahrhundertelangen Kämpfen mit seinem besten Herzblute gerungen hat, nicht wieder zertreten lassen. Aber jeder, der auch nur eine Spur von Kraft in sich fühlt, muß treu mitarbeiten an dem großen Werke der Menschlichkeit, das Herder in den drei Worten: Licht, Liebe, Leben! uns bezeichnete. Herder erklärte, er begehre nicht die persönliche Unsterblichkeit, wenn sein Streben nur nicht verloren sei, wenn seine Arbeit Frucht bringe für die Menschheit. So möge auch jeder Einzelne nicht zuerst seinen eigenen Vortheil ins Auge fassen, damit die großen geistigen Führer des letztvergangenen Jahrhunderts nicht umsonst für uns gelebt haben. Sie haben uns die köstlichste Erbschaft hinterlassen, die je einem Volke zu Theil geworden ist; laßt uns würdige Jünger unserer großen Ahnen sein, laßt uns mit besonnener Kraft und mit ungebeugtem Muth vertheidigen, was sie in heißem Kampfe uns gewonnen haben, und laßt uns auf dem Grunde weiter bauen, den sie uns zeigten.

Immanuel Kant.

Unter dem ehrwürdigen Namen der Philosophie ist viel falsche Münze durch die Welt gerollt. Man hat sich ja nie gescheut, selbst das Höchste und Heiligste zum trügerischen Deckmantel der empörendsten Verworfenheit zu mißbrauchen, und so ist es nicht zu verwundern, daß auch die Philosophie in den Dienst solcher Bestrebungen der Gemeinheit erniedrigt worden ist. Blinde Verläugner jeder selbständigen Thätigkeit des gottgegebenen Geistes haben ihre gottschänderischen Behauptungen, Schlingen, in denen sie die Unschuld des Menschenherzens fingen, mit eben der frechen Stirn Philosophie genannt, wie jene armseligen Verläugner alles Wirklichen ihre Zweifel, durch welche sie den Geist des Menschen in die Wüste lockten. Diese beiden Arten von Philosophen führen ihren Namen etwa mit demselben Recht, mit dem die Jesuiten Priester Gottes heißen.

Doch auch die uneigennütigen, von dem edelsten Streben begeisterten Philosophen sind oft genug auf Irrwege gerathen, welche für die Menschheit nicht zum Heil gereichten. Vielen von ihnen fehlte das feste, klare Bewußtsein von denjenigen Mitteln, welche sie allein anwenden durften, um sich und ihre Forschungen auf einen höhern Standpunkt der Erkenntniß zu heben. Diese Mittel des Fortschreitens, diese Gesetze der Erkenntniß ewig gültig hingestellt zu haben, ist das unsterbliche Verdienst unseres großen Landmannes Immanuel Kant. In welcher Weise das zu verstehen sei, wird uns am besten klar werden, wenn wir einen kurzen Blick auf die Geschichte der neuern Philosophie — im Gegensatz zu der klassischen — und auf ihre bedeutendsten Führer werfen.

Was man im frühern Mittelalter weniger mit dem Namen der Philosophie als vielmehr mit dem sehr bezeichnenden Ausdruck der Scholastik belegte, war kaum eine selbständige Wissenschaft zu nennen. Die Scholastik war die Magd der Theologie; die kristlichen Glaubenslehren als über allen Zweifel erhaben hinzustellen war ihr einziges Bestreben; die Erkenntniß an und für sich war der Scholastik eine unbekannte Größe und ein unfaßbarer Begriff. Von einer solchen Philosophie konnte man keine wichtigen Resultate erwarten; sie fristete ihr unberechtigtes Dasein nur so lange, als der menschliche Geist sich mit dem blinden Glauben an Autoritäten für den Verlust der eigenen, bewußten Erkenntniß abspesen ließ. Für

begabte Köpfe konnte sie höchstens eine Kingschule des Geistes sein, wie sie es z. B. für Luther gewesen ist.

Von übersinnlicher Schwärmerei, von einem Berechnen derjenigen Begriffe, für welche jeder Maßstab uns versagt ist, führte der Engländer Francis Bacon, auch Baco von Verulam genannt (geb. 1561), die Philosophie auf einen festen und natürlichen Boden zurück. Den Grund seiner Anschauungen gibt er selbst in den Worten: *Ea demum vera est philosophia, quae mundi ipsius voces fidelissime reddit, et veluti dictante mundo conscripta est, et nihil aliud est, quam eiusdem simulacrum et reflectio, neque addit quidquam de proprio, sed tantum iterat et resonat.* (De augm. scient. II, 13.) Die Führerin der Philosophie des Baco ist also die Erfahrung, die angeschauete Thatsache.

Der Scholastik gegenüber war dies ein riesengroßer Fortschritt. Aber die Thatsachen machen auf den einen Menschen nicht denselben Eindruck wie auf den andern, also werden die Erkenntnißsätze des einen auch von denen des andern abweichen müssen. Zudem aber ist bei der alleinigen Beobachtung des Wirklichen und dem Bearbeiten nur der hieraus gewonnenen Sätze die Gefahr nahe, sich in Einzelnes zu verlieren; der Blick, der stets am Boden haftet, verliert leicht die weite Umschau, durch welche allein ihm der richtige Weg gewiesen werden kann.

Es war also gewissermaßen eine Vervollständigung der Theorie des Baco, wenn Spinoza mit großem Nachdruck auf die Zusammenhörigkeit, auf die untrennbare Verwandtschaft der Begriffe Gott, Natur, Geist, hinwies. Die Natur, sagte er, ist ebenso göttlich als der Geist, und beide sind nur Erscheinungen der Existenz Gottes, Aeußerungen seines Wesens; Gott ist alles in allem, *Év καὶ πᾶν*. Diese großartige Ansicht fand auch bei Lessing und bei Herder viel Anklang. Baco und Spinoza vereint schufen den Grund, auf dem die spätere Philosophie ein dauerndes Gebäude errichten konnte.

Aber nicht geradezu, sondern auf einem Umwege erreichte die Philosophie die Höhe, nach welcher sie strebte. Baco und Spinoza hatten mit dem gerechnet, was sie als wirklich vorhanden annahmen; zu fragen, ob das als wirklich Angenommene auch in der That wirklich sei, das fiel ihnen nicht ein; sie hielten es beide nicht für statthaft zu zweifeln, daß die Erkenntnisse ihrer Beobachtungen anders in ihrer Erscheinung, anders in ihrem Wesen seien. Dadurch war bei ihnen immerhin noch die Möglichkeit vorhanden, daß durch diese unbedingte, ungeprüfte Annahme von Thatsachen, die von früherher als endgültige dastanden, hier oder da ein falscher Borderatz sich mit eingeschlichen und dem Gebäude eine bedenkliche Neigung gegeben hatte. Auf die gründliche Prüfung eines jeden Satzes, der Grundsatz sein sollte, führte der Engländer David Hume. Er wies alle und jede Autorität an und für sich zurück, und stellte den Satz auf, daß an den Beweis einer absoluten Wahrheit nicht zu denken sei. Er bezweifelte alles, ihm galt überhaupt kein Grundsatz. Durch diese Sätze warf er einen Sauerteig in die ganze Philosophie, welcher eine gewaltige Gährung hervorbrachte und alle Geister von Bedeutung zur Prüfung des Vorhandenen, zum Abwägen aller Größen gegen einander aufrief; keinen aber mehr als Kant, welcher selber ausdrücklich sagte, die Schriften Hume's hätten seinen dogmatischen Schlummer unterbrochen. Ohne sich den Folgerungen Hume's anzuschließen, schlug Kant doch die von ihm gebahnten Wege ein, und im Verfolg

derselben warf er nun die großen Fragen auf*): „Ob überhaupt das Wahre erkannt werden, ob eine Uebereinstimmung zwischen Erscheinung und Wahrnehmung möglich sein könne? Ob der menschliche Geist aus sich herausgehen und in ein Anderes so eingehen könne, daß ein völlig objektives Erfassen dieses Anderen ohne Täuschung möglich sei? Und wie überhaupt von einer Bestimmung zur andern nothwendigerweise fortgeschritten werden, wie Unterschiedenes dennoch durch sich in Zusammenhang stehen und mit einander eine Einheit ausmachen könne?“ — Das Werk, in welchem diese Fragen beantwortet wurden, ist Die Kritik der reinen Vernunft, und der Hauptsatz desselben lautet: „Gegenstände der Sinne können wir nie anders erkennen als bloß, wie sie uns erscheinen, nicht nach dem was sie an sich selbst sind; übersinnliche Gegenstände sind für uns keine Gegenstände unserer theoretischen Erkenntniß.“ Als Wahlspruch hatte Kant seinem großen Werke den Ausspruch des Plato vorgelegt: „Wir schweigen von uns selbst; aber von der Sache, um die es sich handelt, verlangen wir, daß sie die Menschen nicht für eine bloße Meinung, sondern für ein nothwendiges Werk ansehen, und sich versichert halten, daß wir nicht für irgend eine Schule oder beliebige Ansicht, sondern für den Nutzen und für die Größe der Menschheit neue Grundlagen suchen. Also mögen sie um ihres eigenen Nutzens willen das Beste aller bedenken und selbst daran theilnehmen; sie sollen hoffnungsvoll in die Zukunft blicken und nicht fürchten, daß unser Erneuerungswerk ein grenzenloses und übermenschliches sei; sie sollen dasselbe begreifen, denn es ist in Wahrheit das Ende und die rechtmäßige Grenze unendlichen Irrthums.“ —

Noch eine Eigenthümlichkeit Kant's darf nicht übergangen werden, es ist seine entschiedene Neigung zu freier Auffassung menschlicher Verhältnisse im Ganzen sowohl wie im Einzelnen. Diese Neigung, welche überhaupt schon in Kant's Charakter lag, wurde noch besonders geweckt und bestärkt durch das Studium der französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, besonders des Rousseau und des Voltaire. Wenn dieselben als Philosophen in ihren Ansichten sehr oft ins Extrem gingen, so wurden sie durch die Verhältnisse ihres Landes dazu getrieben. „Der**) Staat war im schlechtesten Sinne des Wortes zur Maschine geworden. Die Finanzen einerseits, die stehenden Heere andererseits waren die Hebel seiner Bewegung. Der weltliche und geistliche Adel verprägte den Schweiß der Bürger und Bauern, welche bei der schlechtesten Justizverfassung so gut als rechtlos geworden waren. In Betreff der Kirche fand der höchste Druck der Denk- und Gewissensfreiheit statt. In keinem Jahrhundert und in keinem Lande sind so viel Bücher verboten, konfiszirt und verbrannt worden, als damals in Frankreich. Die lächerlichsten Gebräuche und sinnlosesten Vorstellungen, der krasseste Aberglaube sollten als ein Heiliges verehrt werden. Das Verstandlose, Zufällige sollte man anbeten und kein Urtheil darüber haben. Gerade im Begriff dessen, was uns das Theuerste sein muß, im Begriff des Göttlichen, sollte man mit stumpfer, knechtischer Passivität sich verhalten — ein Widerspruch, den

*) Kant's Werke von Rosenkranz und Schubert, Leipzig 1840. XI, 117. Nach dieser Ausgabe werden wir stets zitiren.

**) Werke XI, 29, 30.

der Geist auf die Länge nicht ertragen konnte und daher das, was als positive Religion galt, mit seinem Spott und Hohn zerfleischte.“ — Die Fehler dieser Franzosen mußte Kant ebensowohl zu vermeiden als die Uebertreibungen Hume's; er fantasierte nicht mit Rousseau und spottete nicht mit Voltaire, aber er kam mit ihnen in dem Sage von der Selbstbestimmung des Menschen überein. „Der*) Mensch soll sich keiner fremden und unverständenen Macht unterwerfen, welche man nur darum respektiren soll, weil andere uns ihre Befehle als Nothwendigkeit überliefern und uns einen Glauben daran als an die Wahrheit abtrogen wollen. Der Mensch ist nur in dem wahrhaft frei, worin er denkend sich zu finden vermag. Diese Freiheit ist der Grundton der Kant'schen Philosophie. Von ihr aus gerieth er so gut in skeptische Betrachtungen hinein, als die Engländer und Franzosen. Von ihr aus empörte er sich nicht weniger gegen alle Advokatenfinsterei, welche den Menschen in seinem Recht unmißlich macht. Von ihr aus gab er den Fürsten zu bedenken, daß sie „von Gottes Gnaden“ hießen, weil sie als arme Sterbliche für ihre hohe, das Schicksal von Millionen betreffende Verantwortlichkeit Gottes Gnade am meisten nöthig hätten. Von hier aus verfolgte er, selbst mit Bitterkeit, alle hierarchischen Tendenzen und allen Afterdienst der Religion.“ —

In der Reinheit seines Lebens und in der Großartigkeit seiner Bestrebungen hat man Kant oft neben Sokrates genannt, und mit vielem Rechte. „Man**) kann Plato den Joniern, Spinoza den Eleaten, Hume und die Franzosen den griechischen Sophisten vergleichen. Ihnen allen trat Sokrates mit der Versicherung entgegen, daß er nichts wisse, d. h. er verlangte eine Rechtfertigung des Zweifels sowohl als des Glaubens. Die Möglichkeit des Wissens überhaupt läugnete er nicht, wohl aber wollte er die Wirklichkeit oder Unmöglichkeit desselben begründet sehen. So auch stellte Kant mit seinen Untersuchungen sowohl den Versicherungen des Glaubens als denen des Zweifels sich entgegen. Den Hauptgrund der vielen Irrungen und mißlungenen Versuche der Philosophie suchte er darin, daß man stets ein Erkennen der Wahrheit als möglich vorausgesetzt habe, ohne doch diese Möglichkeit selbst zu prüfen. Daher sein Köhler ironischer Ton, der sich so wenig als Sokrates von der Umfasse des Glaubens oder vom Hohn und Wig des Zweifels imponiren ließ. Sokrates war in der Naturwissenschaft wohl bewandert, allein den Hauptnachdruck legte er auf das Ethische. Kant begann mit naturwissenschaftlichen Studien, behandelte aber doch die Moral immer mit der größten Vorliebe. Diese Aehnlichkeit beider Männer ist zu augenscheinlich, sie bedarf keiner weiteren Erörterung. Sokrates erlebte im peloponnesischen Kriege die furchtbarste Krise der griechischen Geschichte, so auch Kant die französische Revolution. Sokrates war persönlich ein gebiegener Charakter, ein allgemein beliebter Gesellschafter, ein emsiger Lehrer der Jugend, und mußte doch der Anklage des Atheismus erliegen. Auch Kant war ein höchst selbständiger Mensch, bewegte sich in einer reichen Geselligkeit, war ein Muster von Lehrtreue und Lehrweisheit, und mußte doch noch in hohem Alter die Erfahrung machen, daß man seine Philosophie nicht bloß von Seiten der Wissenschaft, sondern auch von der der Regierung für irreligiös und staatsgefährlich ansah. Wir haben hier Aehnlichkeiten zusammengestellt, die

*) XI, 34, 35. **) XI, 119, 120.

in der That merkwürdig sind. Der Unähnlichkeiten, Kant's Schriftstellerei und sein Leben als Hagestolz, Sokrates' Kriegsleben, seine bürgerlichen Aemter, seine Ehe u. s. w., würden freilich auch nicht wenige sein. Daß Kant aber, wäre es darauf angekommen, auch den Giftbecher mit echt sokratischer Feiterkeit würde getrunken haben, bezweifeln wir nicht im geringsten.“ —

Sowie in der Philosophie des Sokrates uns die Blüthe griechischer Aufklärung, die schöne Menschlichkeit des Hellenen im klarsten Ausdruck erscheint, so bezeichnet der Name Kant's die Spitze der modernen Geistesbildung. Er ist der größte Denker der kristlichen Zeitrechnung, und die Bewegung, in welche er die Geister versetzt, ist kaum begonnen, geschweige denn zum Abschluß gediehen. Große, weltbewegende Gedanken beblühen einer langen Zeit, bevor das thätige Leben sie sich anzu eignen und sie auszubenten vermag. Noch sind die Grundzüge der kritischen Philosophie kaum wenige Schritte über die Hörsäle der Universitäten hinausgedrungen. Doch einzelne Strahlen der Morgenröthe, welche den Ausgang der Sonne verkündet, färben mit ihrer verheißenden Pracht bereits den Himmel. —

Immanuel Kant*) wurde als das vierte Kind seiner Eltern am 22. April 1724 in Königsberg in Ostpreußen geboren. Sein Geburtshaus liegt in der Sattlergasse, nicht weit von der grünen Brücke. Seine Vorfahren stammten aus Schottland; sein Vater, der in der Nähe von Memeln geboren war, schrieb sich noch Johann George Kant, eine Schreibweise, welche der Sohn später änderte. Kant's Vater betrieb in Königsberg als Meister das Sattlerhandwerk; er stand bei seinen Mitbürgern im besten Rufe, seine Vermögensumstände waren nicht gerade ärmlich, aber auch durchaus nicht glänzend. Am 13. November 1715 verheiratete er sich mit Anna Regina Neuter. Dieser Ehe entsprossen elf Kinder, von denen sechs sehr jung starben. Der einzige Bruder des großen Philosophen war Johann Heinrich Kant, 1735 geboren; er war zuerst Rektor in Mitau und danach Pfarrer in Alt- und Neu-Nahden, woselbst er im Jahre 1800 starb. Mit seinem Bruder Immanuel hat er in keiner nähern Beziehung gestanden, da er kein Lehrer der spekulativen Philosophie war. Von Immanuel's drei Schwestern überlebte ihn nur die jüngste, Frau Theuer, die treffliche Ehefrau eines einfachen Bürgers.

Kant's Eltern waren beide dem Pietismus zugethan, doch war er ihnen Ernst, überall in ihrem Leben wählten sie seine Anforderungen als strenge Richtschnur für ihre Handlungsweise. Ueber dies Verhältniß seiner Eltern äußerte Kant sich einst gegen einen Freund mit den Worten: „Waren auch die religiösen Vorstellungen der damaligen Zeit und die Begriffe von dem, was man Tugend und Frömmigkeit nannte, nichts weniger als deutlich und genügend, so fand man doch wirklich die Sache. Man sage dem Pietismus nach, was man will, genug die Leute, denen er ein Ernst war, zeichneten sich auf eine ehrwürdige Weise aus. Sie besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann, jene Ruhe, jene Feiterkeit, jenen innern Frieden, der durch keine Leidenschaft beunruhigt wurde. Keine Noth, keine Verfolgung setzte sie in Mißmuth, keine Streitigkeit war vermögend, sie zum

*) Die benutzten Quellen sind: Kant's Leben von Schubert in der Ausgabe seiner Werke von Rosenkranz und Schubert, XII. Kantiana von Reide, Königsberg 1860. Kant's Leben ff. von Runo Fischer. Mannheim. 1860.

Zorn und zur Feindschaft zu reizen. Mit einem Worte, auch der bloße Beobachter wurde unwillkürlich zur Achtung hingerissen. Noch entsinne ich es mich, wie einst zwischen dem Riemen- und Sattlergewerbe Streitigkeiten über ihre gegenseitigen Berechtigungen ausbrachen, unter denen auch mein Vater wesentlich litt; aber dessen ungeachtet wurde selbst bei der häuslichen Unterhaltung dieser Zwist mit solcher Schonung und Liebe in Betreff der Gegner von meinen Eltern behandelt, und mit einem solchen festen Vertrauen auf die Vorsehung, daß der Gedanke daran, obwohl ich damals ein Knabe war, mich dennoch nie verlassen wird.“ —

Mit besonderer Liebe war Immanuel seiner Mutter zugethan. Ihr Bild, obwohl sie viel früher starb, stand ihm doch lebhafter vor Augen, als der Vater; er versicherte oft, seine Mutter sei ihm im Aeußern auf eine ungewöhnliche Weise ähnlich gewesen, selbst bis auf den platten Bau der sonderbar eingebogenen Brust. Ihre zärtliche mütterliche Liebe scheint sie besonders diesem Sohn gewidmet zu haben, über dessen Ausbildung sie um so mehr wachen konnte, da sie eine in damaliger Zeit für ihren Stand ungewöhnliche Fertigkeit in mancherlei Wissen besaß; an ihrem Hochzeitstage schrieb sie in die Hausbibel: „Der Herr unser Gott behalte uns in beständiger Liebe und Einigkeit nach seinem Wohlgefallen, er gebe von dem Thau des Himmels und den Süßigkeiten der Erde, so lange bis er uns zusammenbringen wird zu der Hochzeit des Lammes, um Jesu Christi seines Sohnes willen, Amen!“ — Sie führte ihren Sohn oft in die freie Natur, was um so ersprißlicher war, da die Sattlergasse eine tiefe, etwas dumpfe Lage in der Nähe des Pregel's hat. Auf diesen Spaziergängen machte sie ihn auf die Erscheinungen der Natur aufmerksam und suchte ihm dieselben in herzlicher Zusprache von der Macht Gottes zu erklären. Seiner guten Mutter gedachte Kant selbst in seinem Greisenalter stets mit inniger Rührung.

Den ersten Elementarunterricht erhielt Immanuel in der vorstädtischen Hospital'schule. Die scharfe Beobachtungsgabe des Kindes, seine stets rege Wißbegierde, seine leichte Fassungskraft erweckten in der Mutter den Gedanken, ob die höhere Ausbildung ihres Sohnes nicht eine ihr von Gott auferlegte Pflicht sei. Sie wandte sich an den Direktor des Friedrichskollegs, den vortrefflichen Franz Albert Schulz, und da dieser in dem Knaben besondere Fähigkeiten entdeckte, so rieth er angelegentlich zum Studium der Theologie, wodurch er dem Herzenswunsche der Mutter entgegen kam. Es war unter diesen Umständen selbstverständlich, daß Immanuel Kant als Schüler dem Collogium Fridericianum, welches von Schulz geleitet wurde, anvertraut ward*). Die Anstalt, in welcher durchgehend der Geist des Pietismus herrschte, besaß eine eigene Kirche, in welcher auf die gottesdienstlichen Handlungen ziemlich viel Zeit verwendet wurde. Schulz hielt außerdem noch Vorkunden, welche Immanuel mit seiner Mutter fleißig besuchte. In der Schule dieses reinen und verehrungswürdigen Pietismus gewann Kant die Stärke des moralischen Bewußtseins und die Strenge in Ausübung der Pflichten, welche er besonders gegen sich selbst in Anwendung brachte und in seinen Schriften von jedem Jünger und Anhänger der Philosophie forderte. Schulz wurde auch noch der persönliche Wohlthäter seines jugendlichen Schülers; den Eltern desselben schenkte

*) Man vergleiche in der Biografie Herder's Seite 341 ff.

er das jährliche Brennholz, welches er ihnen auch noch frei ansahren ließ, und dadurch konnten diese auf die Erziehung des ältesten Sohnes mehr verwenden, als ihnen sonst bei ihrem mäßigen Verdienste wohl für diesen Zweck übrig geblieben wäre. Die Dankbarkeit gegen Schulz bewahrte Kant in warmer Erinnerung bis in seine spätesten Lebensjahre.

Acht Jahre lang*), von 1732 bis 1740, war Kant Schüler des Friedrichskollegs; in dieser Zeit erlernte er mit Eifer die klassischen Sprachen, auch das Hebräische; im Lateinschreiben erwarb er sich bedeutende Fertigkeit. Auch in der französischen Sprache, in der Geschichte, der Geografie, der Mathematik und Logik wurde er unterrichtet. Des Unterrichts in den beiden letztgenannten Fächern konnte er später nie als mit Heiterkeit gedenken; er war mit seinem ehemaligen Mitschüler Kunde der Meinung, daß die Lehrer in diesen Gegenständen keinen Funken der Philosophie in ihren Schülern zur Flamme ansachen, wohl aber ihn ausblasen konnten. Von dem Lehrer in der lateinischen Sprache, Heidenreich, rühmte Kant, daß er seine gute Methode mit vielem Fleiß den Schülern ganz besonders nutzbar gemacht habe. Durch diesen Heidenreich gewann Kant in den höheren Klassen eine besondere Vorliebe für die römischen Klassiker, so daß er lange Stellen derselben seinem Gedächtnisse so fest einprägte, daß er sie noch in späten Jahren ohne Anstoß hersagen konnte. Die gemeinschaftliche Begeisterung für die klassischen Studien führte Kant zu einem Bunde der Freundschaft mit David Ruhnken aus Stolpe und Martin Kunde aus Königsberg. Ersterer zierte als einer der größten Philologen seiner Zeit ein halbes Jahrhundert lang die Universität Leyden, Kunde wurde durch die zerknirschende Last vieler Hauslehrerstellen früh gebeugt und starb als Rektor der Stadtschule in dem kleinen Rastenburg. Die drei Freunde kamen wöchentlich mehrmals zusammen, um gemeinschaftlich solche lateinische Schriftsteller zu lesen, welche nicht in der Schule behandelt wurden. Ruhnken war der wohlhabendste, er schaffte die nöthigen Bücher in den besten Ausgaben herbei. Auch über ihre Zukunft entwarfen sie Pläne, die für alle drei sich auf philologisches Gebiet erstreckten, so daß auch die Latinisirung ihrer Namen in Cundous, Cantius und Ruhnkenius beschlossen wurde. Ruhnken, der ins Ausland ging, hat sie durchgeföhrt, die beiden andern wurden durch ihr richtiges Gefühl von dieser entehrenden Barbarei abgehalten. Im Jahre 1771 schrieb Ruhnken, der damals durch einen dreißigjährigen Aufenthalt in Holland seine Muttersprache ohne eigenen Schmerz vergessen hatte, in hochelegantem Latein einen Brief an Kant, in welchem er seiner Freude über das ehemalige vertrauliche Zusammenleben bereiten Ausdruck gab. Er forderte ihn auf, seine philosophischen Schriften in lateinischer Sprache zu schreiben, damit Holländer und Engländer ihn besser lesen könnten. Dies würde ihm nicht schwer werden, da er ja bereits auf der Schule nach dem Urtheile aller auf dem Wege zum ruhmvollsten Ziele gewesen sei. Kant besaß genug Liebe zu seinem Vaterlande, um auf diesen Vorschlag nicht einzugehen. Der Brief schließt mit den Worten: Vale, Vir eximie, et Tibi pro certo persuade, Te a me ita observari, ut Tui, quam ego sum, studiosiorem habeas neminem. Auch mit dem spätern Professor der orientalischen Literatur in Königsberg, Georg

*) Die Angabe bei Schubert S. 18 und 19 ist nicht ganz genau.

Äpfle, und dem nachmaligen Arzte Gottlieb Trummer knüpfte Kant damals Freundschaften an, die bis zum Tode der Genannten währten.

Ein harter Verlust für Kant während seiner Schulzeit war der Verlust seiner so innig geliebten Mutter; sie starb am 18. Dezember 1737 an einer akuten Krankheit, welche sie sich durch aufopfernde Pflege am Lager einer fieberkranken Freundin zugezogen hatte. Noch in spätem Alter gedachte Kant seiner Mutter mit tiefer Milhrung. Die Vermögensumstände seines Vaters verschlechterten sich nach dem Tode der Mutter, aber ein Oheim mütterlicher Seite, ein wohlhabender Schuhmacher Namens Richter, nahm sich des Neffen, der so schöne Hoffnungen erweckte, an und unterstützte ihn während seiner ganzen Studienzeit. In den ersten Schuljahren zog Kant sich durch Bergesslichkeit und Zerstreutheit, in Folge deren er wohl ohne Bücher in die Schule kam, manche Strafe zu; doch zeigte er auch schon in diesen Jahren, daß ihm muthige Besonnenheit in ungewöhnlich hohem Grade zu eigen war.

Als Jüngling von sechszehn Jahren bezog Kant zu Michaelis 1740 die Universität seiner Vaterstadt und ließ sich als Theologe einschreiben, das Andenken an den Herzenswunsch der geliebten Mutter bewog ihn zu dieser Wahl des Berufes mehr, als innerer Trieb. Doch gerade dieser scheinbare Umweg sollte ihn zu seiner eigentlichen Bestimmung führen. In damaliger Zeit war es Sitte, daß alle Studirenden, welcher Fakultät sie auch angehörten, in den ersten Semestern fast nur Vorlesungen der philosophischen Fakultät hörten, um für ihre Berufsfächer gewissermaßen erst die erforderliche geistige Reife zu gewinnen. So wandte denn auch Kant sich der Mathematik und der Philosophie zu, und hier fand er das Land, in welchem für ihn ein Königreich bestimmt war. Der treue Führer zu diesem Lande war der vortreffliche Martin Knutzen. Er war am 14. Dezember 1713 in Königsberg geboren, erhielt schon in seinem einundzwanzigsten Jahre eine außerordentliche Professur der Logik und Metaphysik, unterlag aber seinen angestregten Arbeiten schon am 29. Januar 1751 im Alter von siebenunddreißig Jahren. Ihm schloß Kant sich ganz an, hörte alle Vorlesungen des wackern Mannes und erhielt auch in Einzelgesprächen von ihm vielfache Belehrung und Anweisung zu selbständiger Forschung. In der reichlich ausgestatteten Bibliothek seines Lehrers fand Kant auch Newton's Werke, und was ihm von Nutzen sein konnte, es stellte Knutzen ihm gern zu Gebote. Den ersten bedeutungsvollen Anfang von Kant's großartiger Forschung erlebte Knutzen noch.

Neben dem eben Genannten besuchte Kant vorzugsweise die Vorlesungen des Professors der Physik Gottfried Teske, welcher fast ein halbes Jahrhundert als ehrter segensreich an der Albertina wirkte. Eigentlich philologische Studien hat Kant während seiner Universitätszeit nicht betrieben, vielleicht auch aus dem Grunde, weil es damals mit der Philologie in Königsberg nicht besonders bestellt war. Auch die theologischen Studien, denen Kant sich ja ganz besonders hingeben gewillt war, wurden von Anfang an nicht vernachlässigt. Schulz, der Direktor des Friedrichskollegs, war auch Professor der Theologie an der Universität, die ihm hörte Kant sehr eifrig Vorlesungen, namentlich die dogmatischen. Er gab sich selbst das Zeugniß, daß er denselben ohne Unterbrechung auf das gewissenhafteste beigewohnt, die nachgeschriebenen Hefte fleißig wiederholt und auch im

Examinatorium am sichersten geantwortet habe. Aber je tiefer Kant in das Wesen des Pietismus eindrang, desto mehr gewann er die Ueberzeugung, daß die schwachherzigen, matten, wenn auch gutgemeinten Schwärmereien dieser Richtung nicht dazu angethan seien, einem strebenden Geiste Befriedigung zu gewähren. Wer aber als Theologe damals zu Amt und Würden gelangen wollte, mußte dem herrschenden Pietismus hulbigen. Kant hätte eher alles andere gethan, als seine Ueberzeugung verläugnet, und wenn er aus Familienrücksichten jetzt auch noch nicht ganz alle theologischen Studien aufgab, so begann er doch zugleich auch auf das Schulfach sich den Weg offen zu halten. Zur Erwerbung seines Unterhaltes hatte er schon längere Zeit Unterricht in den alten Sprachen, der Mathematik und den Naturwissenschaften gegen geringe Vergeltung erteilt, später hielt er seinen Studien-genossen Repetitorien über Knutzen's und Teske's Vorlesungen.

Doch von der theologischen Laufbahn drängten immer mehr Beweggründe ab. Der Sitte damaliger Zeit gemäß hatte Kant schon in den ersten Semestern als Student der Theologie in einigen benachbarten Landkirchen — die Ortslage nennt Aweiden — gepredigt; bei dieser Gelegenheit hatte er die Bemerkung gemacht, daß seine eingebogene Brust nicht so stark war, als es für einen Prediger zu wünschlich war. Die Entscheidung wurde herbeigeführt, als Kant, um in Königsberg bleiben zu können, sich um eine Stelle eines Unterlehrers an der damaligen lateinischen Schule im Kneiphofe, dem heutigen Kneiphöfischen Gymnasium, neben dem Dom gelegen, bewarb. Kant's Bewerbung wurde zurückgewiesen, ein anderer ganz unfähiger und unwissender Kandidat erhielt die Stelle. Für Kant und die Wissenschaft war es ein Glück, daß diese Angelegenheit sich nicht anders entschied, denn bei der jammervollen Besoldung und der unerträglichem Ueberbürdung dieser Stelle wäre die Gefahr nahe gewesen, daß Kant unter geistigem Druck und unter Nahrungsorgen hätte verkümmern müssen.

Denn die letzteren, die auf die Dauer auch den kräftigsten Geist zerknien, meldeten sich um diese Zeit bei dem Jünglinge in drohender Gestalt. Am 24. März 1746 starb sein Vater; in die alte Hausbibel schrieb der Sohn bei diesem Vorfalle die Worte: „Den 24. März ist mein liebster Vater durch einen seligen Tod abgefordert worden. Gott, der ihn in diesem Leben nicht hat viel Freude genießen lassen, lasse ihm dafür die ewige Freude zu Theil werden.“ Jede Unterstützung hörte für ihn nun auf, die Privatstunden allein gewährten ihm den Lebensunterhalt nicht, und so sah er sich denn genöthigt, das geliebte Königsberg zu verlassen und eine Stelle als Hauslehrer anzunehmen, wozu auch seine Freunde rietben.

Neun Jahre lang blieb der große Mann in dieser bescheidenen Stellung, welche wenigstens das Gute hatte, daß materielles Elend ihm nicht zu nahen vermochte; für einen Kant wird auch diese lange Zeit nicht verloren gewesen sein. Zuerst trat er bei dem reformirten Pfarrer Andersch in Judschin bei Gumbinnen ein. Ueber seine Befähigung als Erzieher urtheilte Kant später mit großer Bescheidenheit, daß er pädagogische Vorschriften wohl erkannt, aber nie sie im Leben durchzuführen verstanden habe. Doch wußte Kant sich stets die unbedingte Achtung seiner Umgebung und die Liebe seiner Schüler zu erwerben; einige von ihnen

lieferten später Beweise, daß die Lehren des großen Philosophen bei ihnen auf einen fruchtbaren Boden gefallen waren.

Von Judtschen kam er zu der Familie des Rittergutsbesizers von Hülsen auf Arensdorf bei Mohrungen. Hier verweilte er mehrere Jahre. Das freundschaftliche Verhältniß, in welches er zu dieser Familie trat, löste sich nicht, als er das Haus verließ; einer seiner Zöglinge lebte später als Pensionär bis zu seinem Eintritte in den Soldatenstand bei Kant. Die Zöglinge des Philosophen aus dieser Familie gehörten zu den ersten Grundbesitzern in Preußen, welche die Leibeigenschaft ihrer Bauern lösten. Die Familie wurde später in den Grafenstand erhoben.

Die letzte Zeit seines Hauslehrerstandes verlebte Kant in der Familie des Grafen Kayserling zu Kautenburg, der den größten Theil des Jahres sich in Königsberg aufhielt. Durch diese Familie wurde Kant in den Mittelpunkt des höheren geselligen Lebens seiner Vaterstadt hineingezogen, als dessen belebende Seele er bald erschien. Hier war es, wo er sich den Ton des feinen Umgangs aneignete, den er stets in seinem Leben festhielt und auch in seinen Schriften selbst gegen die rohesten Angriffe zu bewahren verstand. Auch die Kunst des gefälligen Erzählens, mit welcher Kant später oft überraschte, mag in diesen Kreisen ihre Vollenbung gewonnen haben: denn die Tischgespräche in dem Kayserling'schen Hause verbreiteten sich in geistvoller Weise über die mannichfachsten Gegenstände. Diese Tischunterhaltungen wurden von der Zeit ab Kant's liebste, später seine einzige Erholung. —

Bevor Kant Hauslehrer wurde, ließ er 1747 die erste seiner Abhandlungen drucken: „Die Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte.“ In der Vorrede dazu gibt er die bedeutungsvollen Worte: „Ich habe mir die Bahn schon vorgezeichnet, die ich halten will. Ich werde meinen Lauf antreten, und nichts soll mich hindern, ihn fortzusetzen.“ Das Ziel dieser Bahn war das philosophische Lehramt, und nach Beendigung des Hauslehrerlebens that Kant den ersten Schritt zur Verwirklichung seines Planes. Durch den schon genannten mütterlichen Verwandten, den Schumacher Richter, unterstützt, konnte Kant sich als Privatdozent in Königsberg niederlassen. Am 17. April 1755 legte er behufs Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultät seine Dissertation *De igne* vor. Dem beurtheilenden Sachkenner, seinem ehemaligen Lehrer Leste, entlockte diese Schrift die Bemerkung, daß er viel aus ihr gelernt habe. Kant erhielt die Doktorwürde am 12. Juni 1755 unter ehrenvoller Auszeichnung. Eine zahlreiche Versammlung von angesehenen Männern war bei der Feierlichkeit zugegen. Am 27. September desselben Jahres erwarb er sich durch öffentliche Vertheidigung einer zweiten lateinischen Abhandlung über die Prinzipien der metaphysischen Erkenntniß die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, und begann die Reihe derselben mit dem Wintersemester des Jahres 1755 über Mathematik und Physik. Es war gebräuchlich, daß in Königsberg die Dozenten sich gedruckter Leitfäden bedienten. Auch Kant egte dieselben zu Grunde, doch nur um eine allgemeine, bequeme Uebersicht des Materials zu haben, an welche er seine eigenen Gedanken anknüpfte, die er auf leinen Zetteln durch Namen und einzelne Sätze andeutete. In den Vorlesungen selbst ließ er seinen Gedanken den freiesten Lauf; Beispiele aus den verschieden-

artigsten Schriftstellern und Wissenschaften, aus der Lebenserfahrung, aus der Völkerkunde, aus der Tagesgeschichte, boten in mannichfachem Wechsel einen uner-schöpflichen Stoff zur Erläuterung seiner Ansichten dar. Auch durch Scherz und Wit belebte er, wo der Gegenstand es gestattete, seinen Vortrag.

Der Erfolg in der Aufnahme seiner Vorlesungen übertraf gleich anfangs alle seine Erwartungen. Schon damals war sein geräumiger Hörsaal von Zuhörern überfüllt, und nicht alle, die sich meldeten, konnten Aufnahme finden. Es geschah bald Aufforderungen an ihn, Vorlesungen zu halten die nicht in seinen Verzeichnissen angekündigt waren. Sogar russischen Offizieren, die während des siebenjährigen Krieges fünf Jahre lang in Königsberg ihre Standquartiere hatten, hielt er Vorlesungen über naturwissenschaftliche Gegenstände. So thätig war er, daß er, seine Vorlesungen bewältigen zu können, auch die Nachmittagsstunden zu Hülfe nehmen mußte. Außerdem führte er die Aufsicht über einige junge Edelleute, die in seinem Hause wohnten, unter ihnen der schon genannte von Hülßen. Auch Privatunterricht erteilte er ausnahmsweise wohl einmal. Während der akademischen Ferien hielt er sich in den ersten Dozentenjahren meist auf dem Schlosse Kapustigal, zwei Meilen von Königsberg gelegen, auf, um dort drei junge Grafen von Truchseß-Waldburg zu unterrichten. Einem Freunde erzählte er oft mit Rührung, er habe die Erziehung, wie er sie in dem gräflichen Hause kennen gelernt, wohl öfter mit der ungleich herrlicheren Erziehung verglichen, die er selbst in seiner Eltern Hause genossen, wo er, wie er dankbar rühmte, nie etwas Unrechtes oder eine Unsitlichkeit hörte oder sah.

Bei diesen vielfachen Beschäftigungen behielt er noch Zeit zu schriftstellerischer Thätigkeit. Im März 1755 vollendete er die Schrift: „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes, nach Newton'schen Grundsätzen abgehandelt.“ In dieser Arbeit gibt Kant im Wesentlichen ganz dasselbe, was der Franzose Laplace in seiner berühmten Kosmogonie später als Entdeckungen, die er zurecht gemacht, veröffentlichte. Kant widmete seine Schrift Friedrich dem Großen. Nach einer Verordnung dieses Königs sollte niemand zu einer außerordentlichen Professur in Vorschlag gebracht werden, der nicht dreimal über eine gedruckte Abhandlung disputirt hätte. Um dieser Vorschrift zu genügen, verteidigte Kant im April des Jahres 1756 seine Schrift: *De monadologia physica*.

Was er selbst zu seinem Fortkommen beitragen konnte, war geschehen, und bei seinen schon damals glänzenden Leistungen und im Hinblick auf den zahlreichen Besuch seiner Vorlesungen durfte er wohl auf eine baldige Anstellung hoffen. Doch mehrfaches Mißgeschick versperrte ihm den Weg und nöthigte ihn, fünfzehn Jahre lang die bescheidene Stellung eines Privatdozenten einzunehmen. Als im Jahre 1751 Kant's Lehrer, der außerordentliche Professor Knutzen, starb, blieb dessen Stelle unbesezt; Kant bewarb sich 1756 um dieselbe, aber der siebenjährige Krieg stand vor der Thür, und die preussische Regierung hatte beschlossen, die außerordentlichen Professuren vorläufig überhaupt nicht wieder zu besetzen. Schon im nächsten Jahre wurde die Provinz Preußen von den Russen besetzt, und der russische General Nikolaus von Korff trat an die Spitze der vereinigten Militär- und Zivilverwaltung. Im Jahre 1758 wurde durch den Tod des Inhabers die

ordentliche Professur der Logik und Metaphysik erledigt. Außer Kant bewarb sich um dieselbe noch ein älterer Privatdozent, ein Dr. Buc. Für Kant verwandte sich der Professor Schulz, sein alter Lehrer und Wohlthäter, aber der russische General gab Kant eine abschlägige Antwort, und Buc erhielt die ordentliche Professur.

Kant konnte die Zurücksetzung indeß wohl verschmerzen, denn auch als Privatdozent war er schon gleichsam der Mittelpunkt der philosophischen Fakultät. Wie groß der Eindruck war, den seine Vorlesungen auf Herder machten, haben wir (Seite 333 ff.) bereits erwähnt; es möge hier noch eine Stelle aus den Humanitätsbriefen Platz finden; Herder schrieb sie nach dreißigjähriger Entfernung von Königsberg, nachdem schon mehr als zehn Jahre lang literarische Mißverständnisse ihn von Kant getrennt hatten. Im 49. Briefe sagte er: „Ich habe das Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren hatte die frühliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude, die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen, Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geist, mit dem er Leibniz, Wolf, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte und die Naturgesetze Newton's, Keppler's, der Fysiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseau's, seinen Emil und seine Heloise, sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie und kam immer zurück auf unbesangene Kenntniß der Natur und auf den moralischen Werth des Menschen. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenwürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vorurtheil, kein Namensheerz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken, Despotismus war seinem Gemüthe fremd. Dieser Mann, den ich mit größter Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant, sein Bild steht angenehm vor mir.“ — Auch das erzählt Herder, daß Kant zu einem Freunde einmal gesagt habe: „Wer mir in meinen letzten Augenblicken noch eine gute Handlung vorzuschlagen hat, dem will ich danken.“ — Herder studirte in Königsberg von 1762 bis 1764.

In diese und die nächstfolgende Zeit fällt auch der lebhaftere Verkehr Kant's mit Hamann, zu welchem die beiderseitige Vorliebe für die englische Literatur den Berührungspunkt gab. Doch Hamann war nicht der Mann, um die besonnene Ruhe, die Klarheit des Geistes, die gründliche Arbeit eines Kant nach Verdienst zu würdigen; Hamann's Selbstüberhebung verleitete ihn in seinen Briefen oft zu Urtheilen, welche weder seinem Charakter noch seiner Urtheilskraft Ehre zu machen geeignet sind.

Indeß breitete sich der Ruf von Kant's Vorlesungen so weit aus, daß nicht allein viele ältere, der Zeit der Studien längst entwachsene Männer ihm zuhörten, sondern daß selbst ältere Ausländer ihren Wohnsitz zeitweise nach Königsberg verlegten, um Kant's Vorträge zu nutzen. Unter anderen kam ein Gutsbesitzer, von Orsetti, aus dem Königreich Polen mehrere Winter hinter einander von seinen

beträchtlichen Ältern herüber, um von Kant Belehrung zu holen, während er im Sommer zu seinen gewohnten Beschäftigungen als Landwirth zurückkehrte. Kant erinnerte sich noch im späten Alter gern des regen wissenschaftlichen Eifers dieses Mannes.

Es waren besonders die Vorlesungen über physische Geografie, die Kant seit 1765 bis in sein höchstes Alter hielt, denen er einen großen Theil seiner städtischen Popularität verdankte; er hielt sie vor einem gemischten, oft glänzenden Publikum. Mit rastloser Wissbegier suchte Kant seine Kenntnisse auf diesem Gebiet zu vermehren und mit unermüdblichem Fleiß zu ordnen. Er las besonders gern die neuesten naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und völkertkundlichen Schriften, die er sich ungebunden aus dem Buchladen holen ließ; um der Quelle möglichst nahe zu sein, wohnte er lange Jahre bei dem Buchhändler Kanter. Reisebeschreibungen ließ er nie ungelesen vorbeigehen. Aus allem, was er in solchen Werken gelesen, gewann er Stoff zu den interessantesten Vorlesungen. Dabei machte er sich nie Auszüge, sondern verließ sich auf sein ungewöhnlich starkes Gedächtniß. Die Völkertunde behandelte er mit besonderer Vorliebe; seine Vorstellungskraft war so rege, daß er seinen Zuhörern die ganze Erde mit ihren Höhen und Tiefen, Flüssen und Wasserbecken, Steinen, Pflanzen und Thieren, das Bild mancher Städte bis in die Verwickelung ihrer Straßen hinein mit solcher Klarheit schilderte, als wenn er überall als Augenzeuge reden könnte. Dieser Durst nach dem Thatsächlichen war in dem Haushalte seines Geistes der Gegensatz zu seinem Idealismus, und sicherte ihm überall den festen Boden, von dem aus er seine kühnen Flügel in das Gebiet des abstrakten Denkens antrat.

Im Jahre 1762 erhielt eine Abhandlung Kant's über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral eine ehrenvolle Erwähnung von der Berliner Akademie, und selbst das Ministerium in Berlin wünschte Kant in eine Professur zu befördern. In demselben Jahre wurde durch den Tod des Inhabers die Professur der Dichtkunst erlebigt, und da Kant in seinen Vorlesungen und in seinen Schriften eine so große Vielseitigkeit bekundete, so glaubte man, es würde ihm mit jeder Professur gebient sein. Aber gerade mit dieser Stelle war die Verpflichtung verbunden, zu allen akademischen Feierlichkeiten, zu Weichnachten, zum königlichen Krönungsfeste, zum Geburtstage des Königs und zu mancher andern Gelegenheit offizielle Gedichte zu machen. Kant lehnte die Uebernahme dieser Professur ab und empfahl sich für eine günstigere Gelegenheit. Die Professur der Dichtkunst erhielt nun jener Rektor Lindner aus Riga, der uns aus dem Leben Herder's in Erinnerung ist.

Erst im Jahre 1766 erhielt Kant seine erste Anstellung als Unterbibliothekar an der Schloßbibliothek, welche jetzt unter dem Namen der königlichen mit der Universitätsbibliothek vereinigt ist. Kant war 42 Jahre alt, als ihm dieses bescheidene Amt durch die nachstehende Kabinettsordre an die Preussische Regierung übertragen wurde:

„Nachdem nunmehr Unser Hof-Rath Goraiski Inhabts Eures allergnädigsten Berichtes vom 3. dieses Monats die bis dahin bekleidete Sub-Bibliothekarien-Stelle bei Unserer dortigen Schloß-Bibliothek nebst der dabei angelegten jährlichen Besoldung von 62 Thalern gänzlich niedergelegt hat; so haben Wir

solche, auf den uns davon geschehenen allerunterthänigsten Vortrag, hiermit und in Kraft dieses, dem geschickten und durch seine gelehrten Schriften berühmten gemachten M. Kant, anderweit allergnädigst anvertrauen wollen. Es soll auch dem zu Folge die benötigte Verflügung aus Unserem General-Directorio getroffen werden, damit die bei dieser Stelle aus Unserer dortigen Land-Renthey vermachte jährliche Besoldung von 62 Thalern nach Euerm Vorschlag vom bevorstehenden Trinitatis an zu rechnen, gedachtem Mag. Kant in den gewöhnlichen Terminen ausgezahlt werden möge: wegen der ihm in solcher Qualität zukommenden Emolumente hingegen, sowie wegen seiner Verpflichtung und Introduction, werdet Ihr überall das Erforderliche veranlassen.

Berlin, den 14. Februar 1766.

Friedrich.“

Kant's Ruf hatte indessen die Grenzen des preussischen Staates längst überschritten, und auch an anderen Universitäten hegte man den Wunsch, den bedeutenden Mann zu gewinnen. Im November 1769 erhielt Kant einen Ruf nach Erlangen, im Januar 1770 einen Ruf nach Jena. Kant hatte sich schon bereit erklärt, dem Rufe nach Erlangen Folge zu leisten, als gerade noch zu rechter Zeit sich für ihn endlich eine geeignete Stelle in Königsberg eröffnete. Am 31. März 1770 wurde dem Magister Immanuel Kant durch königliche Cabinetsordre die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik übertragen. Kant trat dieses Lehramt, mit welchem ein Einkommen von etwa 400 Thaler verbunden war, am 20. August 1770 an. Seine Einführungsschrift war die vielgenannte Dissertation *De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis*, in welcher er die Grundzüge seiner Kritik der reinen Vernunft bereits öffentlich darlegte. So ist das Jahr 1770 ein sehr bedeutungsvolles in Kant's Leben, sowohl in Bezug auf seine äußere Lebensstellung, als auf seine wissenschaftliche Entwicklung. Die Stelle als Professor der Logik und Metaphysik hat Kant bis an seinen Tod bekleidet. Selbst glänzende Anerbietungen konnten ihn nicht bewegen, sein liebes Königsberg zu verlassen. Einen Ruf nach Mitau und einen andern nach Halle, wohin der Minister von Zedlitz ihn so gern haben wollte, weil in Halle damals die größte Anzahl von Studenten im Königreich Preußen war, schlug er wiederholt und ohne Bedenken aus. Die Universität Königsberg, welche jetzt die Zahl von vierhundert Studenten nur in einzelnen Jahren überschreitet, gewann durch Kant einen glänzenden Aufschwung; seine Verdienste wurden besonders auch in Berlin willig und rühmend anerkannt. Die hohe Achtung, welche man für den großen Philosophen hegte, möge statt alles andern nur der folgende Brief des Ministers von Zedlitz kundthun.

„Ich höre jetzt ein Collegium über die physikalische Geografie bei Ihnen, mein Lieber Herr Kant, und das wenigste, was ich thun kann, ist wohl, daß ich Ihnen meinen Dank dafür abstatte. So wunderbar Ihnen dieses bei einer Entfernung von etlichen achtzig Meilen vorkommen wird, so muß ich auch wirklich gestehen, daß ich in dem Fall eines Studenten bin, der entweder sehr weit vom Ratheder sitzt, oder der der Aussprache des Professors noch nicht gewohnt ist, denn das Manuscript des Herrn Filippi, das ich jetzt lese, ist etwas undeutlich und

manchmal auch unrichtig geschrieben. Und er scheint bei manchen Stellen so sehr auf ihren Vortrag Acht gehabt zu haben, daß er bei vielen wirklich wichtigen Gegenständen nur ebenso viel angemerkt hat, daß Sie solche erklärt haben, wie aber — das war eben der Vortheil des nahegelegenen Zuhörers, den ich nicht habe. Indes wächst durch das, was ich entziffere, der heiße Wunsch, auch das übrige zu wissen. Ihnen zuzumuthen, daß Sie Ihr Kollegium drucken ließen, das wäre Ihnen vielleicht unangenehm, aber die Bitte dünkte ich, könnten Sie mir nicht versagen, daß Sie mir zu einer Abschrift eines sorgfältiger nachgeschriebenen Vortrags behülflich wären. Und können Sie mir dies auch gegen die heiligste Versicherung, das Manuskript nie aus meinen Händen zu geben, nicht gewähren, so diene dieses Schreiben wenigstens dazu, Ihnen die Versicherung zu geben, daß ich Sie und Ihre Kenntnisse ganz unaussprechlich hochschätze, und daß ich mit einer solchen Verdiensten entsprechenden Verehrung bin

Berlin, den 21. Februar 1778.

Euer Hochadelgeboren
ganz ergebenster Diener
Zedlitz.“

Das Verhältniß zwischen Kant und Zedlitz blieb stets ein schönes und durchaus ungetrübbtes. Im Jahre 1788 mußte der verdienstvolle Zedlitz bekanntlich dem berüchtigten Wöllner weichen; bald darauf zog er sich gänzlich auf seine Güter in Schlessen zurück.

Nach seinem Antritt der ordentlichen Professur beschränkte Kant die Zahl seiner Lehrstunden; während er früher öfter die enorme Zahl von 28 Stunden die Woche gelesen hatte, stieg er jetzt auf 13 herab — immerhin noch eine Zahl, welche heute nur von den rüstigsten Universitätslehrern erreicht wird. Sommer und Winter las Kant in gleicher Weise Morgens von 7 bis 9 Uhr, und mit solcher Gewissenhaftigkeit und so unermüdeten Fleiße, daß einer seiner Zuhörer sagen konnte, in den neun Jahren, in denen er Kant gehört, habe derselbe auch nicht eine Stunde ausfallen lassen. Selbst die Versäumniß einiger Minuten blieb fast ohne Beispiel. Alle Privatissima gab Kant seit 1772 auf, auch legte er in demselben Jahre die Stelle als Unterbibliothekar der Schloßbibliothek nieder, um mehr Zeit zu seinen literarischen Arbeiten und zur Ausbildung seines philosophischen Systems zu gewinnen. Sein Hörsal war stets nicht nur von Studenten aller vier Fakultäten, sondern auch von reifen Männern überfüllt. Sein Vortrag wurde mit den Jahren immer freier, die ausgearbeiteten Feste verschwanden, zuletzt traten an ihre Stelle nur winzige Zettelchen.

Während man in späteren Zeiten über die Schwierigkeit des Verständnisses und über den dunkeln Spiel in Kant's philosophischen Schriften klagte, blieb sein mündlicher Vortrag zu allen Zeiten gewandt, fesselnd und voll Leben. Ueber seinen Vortrag der Metaphysik sagt einer seiner Zuhörer: „Rechnet man die Schwierigkeiten des Gegenstandes für den anfangenden Denker ab, so war er stets lichtvoll und anziehend. Eine besondere Kunst bewies Kant bei der Aufstellung und Definition metaphysischer Begriffe dadurch, daß er vor seinen Zuhörern gleichsam Versuche anstellte, als wenn er selbst anfangs, über den Gegenstand nachzudenken, allmählig neue bestimmende Begriffe hinzufügte, schon versuchte Erklärungen nach

und nach verbesserte, endlich zum völligen Abschluß des vollkommen erschöpften und von allen Seiten beleuchteten Begriffs überging, und so den streng aufmerksamen Zuhörer nicht allein mit dem Gegenstande bekannt machte, sondern ihn auch zum methodischen Denken anleitete. Wer diesen Gang seines Vortrags ihm nicht abgelernt hatte, seine erste Erklärung gleich für die richtige und völlig erschöpfende annahm, ihm nicht angestrengt weiter folgte, der sammelte bloß halbe Wahrheiten ein. Bei diesen metaphysischen Spekulationen ereignete es sich oftmals, daß Kant, von seiner Geisteskraft hingerrissen, einzelne Begriffe zu weit verfolgte und in dieser Digression den Gegenstand aus dem Auge verlor, wo er denn gewöhnlich mit dem Ausbruche „in Summa, meine Herren,“ plötzlich abbrach und auf das Hauptmoment eiligt wieder zurückkehrte.“

Bei den öffentlichen Vorlesungen konnte das geräumige Auditorium selten die große Anzahl der Zuhörer fassen, es mußte noch ein Nebenzimmer und der Hausflur mit zu Hülfe genommen werden, und die besten Plätze waren oft schon eine Stunde vor Beginn der Vorlesung besetzt. Diese Räume vollständig zu erfüllen, reichte Kant's Stimme nur unvollkommen aus, aber die außerordentliche Achtung, welche jedermann ihm entgegenbrachte, veranlaßte bei seinem Erscheinen sofort eine lautlose Stille, niemand sprach mehr mit dem Nachbar, und selbst das sonst beliebte Federschneiden wurde nicht unternommen. Kant saß bei seinen Vorträgen auf einem etwas erhöhten Pulte, über dessen Brustung er wegsah. Die Augen heftete er nach seiner Gewohnheit während des Vortrages auf den ihm zunächst sitzenden Zuhörer, an den es gleichsam sich mit seinen Erklärungen wendete. Hatte dieser Zunächststehende irgend etwas auffallendes an sich, eine ungewöhnliche Tracht, eine Narbe oder etwas Aehnliches, so wurde Kant zerstreut und von seinem Gegenstande abgelenkt. Einst bemerkte er sich gerade gegenüber einen Zuhörer, an dessen Nos ein Knopf fehlte, und die dadurch entstandene Lücke, nach welcher der Philosoph unwillkürlich immer wieder seine Blicke hingezogen fühlte, störte seine Fassung in bedeutendem Grade.

Zu den Studirenden stand Kant in einem schönen Verhältnisse; nicht allein ein ernster Vorgesetzter war er, sondern auch ein wahrer thätiger Freund und ein kräftiger Beschützer, wo es galt, eine freiere Entwicklung zu fördern. In Bezug auf die akademische Disziplin hegte er sehr liberale Ansichten, er pflegte zu sagen: „Bäume, wenn sie im Freien stehen und im Wachstume begriffen sind, gedeihen besser und tragen einst herrlichere Früchte, als wenn sie durch Kunststelen, Treibhäuser und konfiszirte Formen dazu gebracht werden sollen.“

Das Defanat der philosophischen Fakultät führte Kant sechsmal, das Rektorat der Universität zweimal, das erstemal im Sommer 1786. In diese Zeit fiel der Tod Friedrich's des Großen und die Huldigung seines Nachfolgers im September 1786. Kant vertrat bei diesen Festlichkeiten die Universität mit Würde und Gewandtheit. Die Anrede, welche Kant an der Spitze des akademischen Senats hielt, erwiederte Friedrich Wilhelm II. auf die huldreichste Weise; den König begleitete der Minister von Herzberg, von ihm wurde Kant überall, wo er mit ihm zusammentraf, in ganz besonderer Weise ausgezeichnet. Kant erhielt bei dem Regierungseintritt Friedrich Wilhelm's II. eine persönliche Zulage von 220 Thaler außerhalb des Universitätsfonds; dies galt damals als ein außerordentlicher Beweis

der größten Anerkennung des Staates, und steht für die Universität Königsberg im achtzehnten Jahrhundert ohne zweites Beispiel da.

Im Jahre 1783 kaufte Kant sich ein eigenes Haus, das er bis an sein Lebensende besaßen und bewohnt hat. Es liegt im Mittelpunkt der Stadt, in der Prinzeßinstraße, nahe der Post, eine Marmorplatte zeigt die Inschrift: „Immanuel Kant wohnte und lehrte hier von 1783 bis zum 12. Februar 1804.“ Drei Jahre später richtete er seinen eigenen Haushalt mit großer Einfachheit ein; prunkvoller Hausrath fand seine Billigung nicht. Von dieser Zeit ab bat er sich täglich einen oder zwei Tischgenossen, zuweilen stieg die Zahl der Gäste bis auf fünf; für mehr hatte er keine Einrichtung. Sonntags aß er selbst regelmäßig bei seinem Freunde, dem Kaufmann Motherby.

Wenn man die Hausordnung Kant's und seine ganze Zeiteintheilung genauer betrachtet, so könnte sich bei dem oberflächlichen Beurtheiler leicht die Ansicht bilden, Kant sei gegen sich selbst ein großer Pedant gewesen. Doch was für jeden andern vielleicht Pedantismus gewesen wäre, das war es für Kant durchaus nicht. Seine schwächliche Gesundheit einerseits und das große Werk, das auf seinen Schultern allein ruhte, andererseits, nöthigten ihn seine Kräfte soviel als irgend möglich zu schonen und mit seiner Zeit zu geizen. Wenn Kant in diesen beiden Bestrebungen bis zur äußersten Grenze ging, so war der Grund, der ihn trieb, nicht, wie oft in solchen Fällen, niedriger Eigennuß, sondern der erhabenste Eifer für Erforschung der Wahrheit, und die ganz ungewöhnlichen Beschränkungen, die der große Philosoph sich auferlegte, sind nur mit dem Namen des Heroismus zu bezeichnen.

Von Jugend auf war Kant äußerst sparsam, nicht um Haufen toden Metalles zusammen zu scharren, nicht um die Mittel zu sinnlichen Genüssen zu erkaufen, sondern um frei, und unabhängig von jedermann leben zu können*). Die persönliche Unabhängigkeit erklärte er für die Grundlage alles Lebensglückes, und versicherte, er habe sich stets glücklicher gefühlt im Entbehren, als ihn der Genuß, der ihn einem andern verpflichtet, hätte machen können. In seinen Magisterjahren war sein Rock einmal sehr abgetragen; einige wohlhabende Freunde trugen ihm auf eine feine Weise Geld an, um sich neue Kleider anzuschaffen; aber noch in seinem Alter freute er sich, daß er stark genug gewesen sei, das Anerbieten zurückzuweisen. Mit besonderer Befriedigung pflegte er zu erzählen, daß er nie einem Menschen auch nur einen Pfennig schuldig gewesen wäre. Einnahme und Ausgabe wurden streng gegen einander abgewogen, und deshalb wurde mit behältmäßig geringen Mitteln Großes erreicht.

Nicht weniger streng, wie seinem Geldbeutel, trat Kant seinem Körper gegenüber; auch diesem wurde nichts Ungebührliches zugemuthet, er wurde vielmehr auf das gewissenhafteste gepflegt, aber es wurden von ihm auch alle Leistungen gefordert, die in der Möglichkeit lagen. Vor allem zuerst beobachtete Kant den Grundsatz, seinen Körper nicht zu verweichlichen. Die moralische Willenskraft war ihm die oberste Behörde, welcher der Körper sich fügen mußte, und der härteste

*) Runo Fischer, Kant's Leben und die Grundlagen seiner Lehre. Mannheim, 1861. S. 57 bis 87.

Kampf wurde nicht vermieden, um die unbedingte Autorität dieser Behörde aufrecht zu erhalten. Was er in dieser Hinsicht dachte und vermochte, zeigt die köstliche kleine Schrift: „Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Voratz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein.“ Die herrlichen Regeln, welche er darin gibt, befolgte er selbst am treulichsten. In Folge seiner engen und flachen Brust litt er an einer fortwährenden Herzbeklemmung, einem beständigen Druck, den kein mechanisches Mittel heben konnte. Dieses Leiden verließ ihn eigentlich nie und erzeugte in ihm eine Zeitlang eine Schwermuth, welche sich fast bis zu Lebensüberdruß steigerte. Doch die beginnende Hypochondrie sollte bei dem großen Philosophen keine Brutstatt finden; seinem klaren Geiste wurde bald ersichtlich, welche Gefahr ihm von dieser Seite drohte, und ebensowohl erkannte er das einzige Mittel, welches ihn retten konnte: die Macht des eigenen Willens. Und sobald dieser gewappnete Kämpfer die leuchtende Waffe gegen den finstern Eindringling aufhob, wurde dessen Gebiet kleiner und kleiner, bis er schließlich dem Sieger bedingungslos unterliegen mußte: Kant brachte es so weit, daß er an den beklemmenden Druck gar nicht mehr dachte, und auf diese Weise gewann er Ruhe für die Arbeit seines Kopfes, eine ungestörte Gemüthsstimmung und Heiterkeit für den geselligen Freundeskreis. Auch bei anderen Empfindungen, die noch peinlicher waren, wußte er den störenden Einfluß dadurch zu bezwingen, daß er seine Aufmerksamkeit energisch davon ablenkte, bis ihn die Sache nicht mehr rührte. Auf diese Weise beherrschte er sogar die gichtartigen Schmerzen, die ihn während seiner letzten Jahre öfter am Einschlafen hinderten: durch eine freiwillig gewählte Vorstellung nicht aufregender Art gab er seinen Gedanken gestilft eine andere Richtung, die er so lange verfolgte, bis der Schlaf sich einstellte. Sogar gegen Schnupfen und Husten lehrte er mit gutem Erfolg seine moralische Heilmethode; mit einem recht großen Grade des festen Vorsatzes gelangte er dahin, den Reiz, welcher das Husten verursacht, durchaus nicht zu beachten.

Bis in die kleinsten Dinge bildete er seine Gesundheitsregeln aus. Seine Spaziergänge machte er gewöhnlich allein, um nicht durch die Unterhaltung zum Sprechen genöthigt und dadurch veranlaßt zu werden, mit geöffneten Lippen Athem zu holen. Deshalb wählte er auch stets einsame Dexter zu seinen Spaziergängen. Ein recht abgelegener und wenig bequemer Weg am Pregel, westlich von der Stadt, heißt noch heute zur Erinnerung an Kant's Wanderungen der Philosophengang. Um während des Arbeitens in seinem Zimmer nicht ohne Bewegung zu bleiben, legte er sein Taschentuch auf einen entfernten Stuhl, damit er bisweilen zum Aufstehen und Gehen genöthigt sei. Nach sorgfältig ausgedachten und durch die Erfahrung bestätigten Regeln war die ganze Lebensweise bestimmt; Speisen und Getränke wurden nur nach dem Prinzip, ob sie zuträglich oder schädlich seien, ausgewählt oder verworfen. Kaffee trank Kant lieber als Thee, doch genoß er nur den leßtern, weil er ihm besser bekam; bis 1780 trank er nur rothen Wein, von da ab nur weißen. Mit der Zubereitung der Speisen wußte er genau Bescheid, wenn er auch nie sein eigener Koch war. Als in einer kleinen Gesellschaft einmal eine gelehrte Dame ein unendlich tief sinniges Gespräch mit ihm zu beginnen einen todesmuthigen Anlauf nahm, beschrieb der Philosoph zum großen Ergötzen der Anwesenden seiner schönen Nachbarin sieben verschiedene Arten, Flinsen (ein

ostpreussisches Gebäud) zu bereiten. Die Dauer des Schlafes, die Art des nächtlichen Lagers, sogar die Methode sich zu bedecken, alles war genauen Regeln unterworfen. So war Kant sein eigener Arzt, und da er jeden Anlaß krank zu werden, sorgfältig vermied, so ist er in der That auch nie in seinem Leben ernstlich krank gewesen. Arzeneien nahm er nie, nur in den letzten Tagen seines Lebens ließ er alles geduldig mit sich geschehen.

So wie Kant selber alles that, was in seiner persönlichen Gewalt stand, um jede Unruhe zu vermeiden, so wehrte er auch aus Kräften jede Störung ab, die von außen kam. Nicht weit von seinem Wohnhause in der Prinzessinstrasse lag das Stadtgefängniß, die Schützerei genannt; die Bewohner desselben mußten zu ihrer Besserung geistliche Lieder singen, die bei den offenen Fenstern und den lautschreienden Stimmen für Kant eine unmittelbare Beigabe zu seinen philosophischen Gedanken wurden. Er war sehr ungehalten über diese Störung, die er „einen geistlichen Ausbruch der Langeweile“ nannte, und wandte sich deshalb an seinen Freund Hippel, der erster Bürgermeister, Polizeidirektor und Aufseher der Stadtgefängnisse war, mit folgendem Briefe:

„Ew. Wohlgeboren waren so gütig, der Beschwerde der Anwohner am Schloßgraben wegen der stentorischen Andacht der Heuchler im Gefängniß abhelfen zu wollen. Ich denke nicht, daß sie zu klagen Ursache haben würden, als ob ihr Seelenheil Gefahr liefe, wiewgleich ihre Stimme beim Singen dahin gemässigt würde, daß sie sich selbst bei zugemachten Fenstern hören könnten (ohne auch selbst alsdann aus allen Kräften zu schreien). Das Zeugniß des Schützen*), um welches es ihnen wohl eigentlich zu thun scheint, als ob sie sehr gottesfürchtige Leute wären, können sie dessenungeachtet doch betommen, denn der wird sie schon hören, und im Grunde werden sie nur zu dem Tone herabgestimmt, mit dem sich die frommen Bürger unserer guten Stadt in ihren Häusern erweckt genug fühlen. Ein Wort an den Schützen, wenn Sie denselben zu sich rufen zu lassen und ihm Obiges zur beständigen Regel zu machen belieben wollen, wird diesem Unwesen auf immer abhelfen, und denjenigen einer Unannehmlichkeit überheben, dessen Ruhestand Sie mehrmalen zu befördern gütigst bemüht gewesen, und der jederzeit mit der vollkommensten Hochachtung ist Ew. Wohlgeboren gehorsamster Diener J. Kant.“ —

Auch Tanzmusik in der Nachbarschaft verdarb dem Philosophen zuweilen Zeit und Laune. Die Musik liebte er überhaupt nicht sehr, am wenigsten die sentimentale und die melankolische. Die Königsberger Judenthatsache hatte auf des Philosophen Moses Mendelssohn's Tod eine Trauermusik veranstaltet und Kant dazu eingeladen. Er ging hin, aber er tabelte, daß die Musik nur aus Klageklängen bestanden hätte; „das ist nichts,“ sagte er, „eine Trauermusik muß freilich traurig anfangen, sie muß aber nachher belebend und erfreuend werden, am wenigsten darf sie das Gemüth beängstigen.“

Nicht allein dergleichen Geräusch, sondern überhaupt alles, was seine gewohnte Umgebung veränderte, war dem Philosophen lästig. In der Dämmerungsstunde pflegte er seinen Gedanken nachzuhängen, und blickte zu dieser Zeit vom Dfen

*) So wurde der Gefängnißwärter genannt.

seines Studierzimmers aus nach dem Löbenicht'schen*) Kirchturme, der in mäßiger Entfernung in etwas tieferer Lage sich erhob. Die Spitze dieses Thurmes war gleichsam der Punkt, um welchen die Gedanken des einsamen Denkers sich sammelten. Der Nachbar aber hat in seinem Garten Pappeln stehen, sie wachsen empor und verdecken schließlich die kritische Thurmspitze. Dieser Umstand war für Kant höchst unangenehm, und seine Gemüthsruhe und der ruhige Fluß seiner Gedanken lehrte erst wieder, als der gefällige Nachbar die Spitzen seiner Bäume gepfeift hatte.

Um von dem Kapital seiner Zeit den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, hatte Kant seinen Tag auf das genaueste eingetheilt. Er schlief nie mehr als sieben Stunden, pünktlich um 10 Uhr ging er zu Bett, pünktlich um fünf Uhr stand er auf; unter keinen Umständen durfte sein Diener ihn länger schlafen lassen. Von diesem Diener wurde bezeugt, daß Kant in dreißig Jahren auch nicht ein einziges Mal den Zeitpunkt aufzustehen verfehlt habe. Nach dem Aufstehen rauchte er eine Pfeife Tabak und trank zwei Tassen sehr schwachen Thee, dann arbeitete er bis zum Anfang der Vorlesungen. Punkt sieben Uhr begab er sich aus seinem Studierzimmer in den Hörsaal. Nach Beendigung der Vorlesungen um neun oder um zehn Uhr ging es sofort wieder zur Arbeit. Diese Stunden bis kurz vor ein Uhr waren seinen eigenen, zum Druck bestimmten Arbeiten gewidmet. Gegen ein Uhr kleidete Kant sich an, und dann kam der Mittagstisch, die Zeit seiner angenehmsten Erholung. Die geselligen Tafelreuden waren ihm unter allen Lebensgenüssen die einzigen, die er mit einer gewissen Behaglichkeit und Sorgfalt pflegte. Die Speisen mußten einfach, doch gut zubereitet, der Wein gut und rein sein. Hier trank er nie, er hielt es für unbedingt schädlich. Die Mahlzeit, welche er zu sich nahm, war meist eine starke, denn sie war die einzige in vierundzwanzig Stunden, in der Zwischenzeit trank er nur reines Wasser; Mittagsschlaf erlaubte er sich nicht. Bis er seinen eigenen Haushalt einrichtete, speiste er in einem Gasthause, welches er aber sogleich wechselte, als unbescheidene Gäste sich an ihn drängten, und bei Tisch gelehrte Gespräche mit ihm beginnen wollten. Zu dieser Zeit wollte er sich von allem abspannen, was den Geist anstrengte, und wie sein Ausdruck war, dem Körper die Ehre geben. Bei der Tafel wünschte er keine Eile, er verweilte bei derselben drei, auch wohl fünf Stunden, und sprach rühmend von dem *coenam ducero* der feinen Römer. Bei Tisch war er am gesprächigsten, geschickt für die mannichfachste Unterhaltung, ein ebenso lebenswürdiger Wirth als überall gern gesehener Gast. Niemand hätte in dem heitern und gemüthlichen Tischgenossen, der mit jedermann ein lebhaftes Gespräch zu führen wußte, der für die einfachsten Sachen Interesse hatte und in seiner Ausdrucksweise auch starke Provinzialismen nicht ganz verschmähte, den größten Denker seiner Zeit vermuthet.

Auf die Mahlzeit folgte nach einer kleinen Pause der regelmäßige Spaziergang, den selbst das schlechteste Wetter nicht verhindern konnte; er dauerte etwa eine Stunde. Nach der Rückkehr las er die neu zugesandten literarischen Er-

*) Königsberg's ältere Theile werden der Löbenicht, die Altstadt und der Kneiphof genannt.

scheinungen, besonders eifrig aber die Zeitungen, denn für Politik hatte er ein ganz besonderes Interesse. In den Abendstunden ging er in seinem Zimmer auf und ab und überdachte die Vorlesungen des folgenden Tages oder schriftstellerische Arbeiten; zwischen neun und zehn, im Sommer etwas später ging er zu Bett.

Seine Kleidung war stets einfach, aber gewählt, ohne irgend etwas Auffallendes in Schnitt oder Farbe; die größte Keilichkeit war ihm Bedürfnis. Den Degen trug er so lange als das achtzehnte Jahrhundert ihn für Beamte nöthig fand, dann legte er ihn als ein lästiges Anhängsel sehr gern ab. Nur bei dem Hute wechselte er die Mode nicht; einen kleinen dreieckigen Hut trug er länger als zwanzig Jahre, und gebrauchte zuletzt dessen niedergeschlagene Krempe als Augenschirm beim Lesen.

Von großer Einfachheit war seine häusliche Einrichtung. Das obere Stockwerk seines Hauses bewohnte er selbst, in dem untern befand sich der Hörsaal. In seiner Wohnung gelangte man durch einen schmucklosen Hausflur in ein größeres Zimmer, die sogenannte Puzstube, welche ein Sofa, einige mit Leinwand überzogene Stühle, einen Glaschrank mit Porzellan, einen Schrank mit den Silberfachen und dem vorräthigen Gelde und ein Thermometer enthielt. Dieser Stube gegenüber lag das sehr einfache Speisezimmer. Aus der Puzstube kam man in das kleinere Studirzimmer, in welchem zwei einfache Tische, ein Sofa, einige Stühle, eine Kommode, ein Thermometer und ein Barometer die einzigen Geräthe waren; dicht daneben befand sich das noch kleinere Schlafzimmer, das auch im Winter nicht geheizt wurde, während er das Studirzimmer selbst an kälteren Sommertagen erwärmen ließ. Hierbei müssen wir jedoch bemerken, daß in Ostpreußen das Klima schon bedeutend rauher ist als im mittlern Deutschland. Starke Schnee in den letzten Tagen des Mai gehört nicht zu den Seltenheiten.

In dieser streng geschlossenen Ordnung fühlte Kant sich wohl, und jede Aenderung derselben war ihm unbequem. Einmal war er der Einladung eines ihm befreundeten Edelmanns gefolgt und hatte mit demselben eine Spazierfahrt unternommen, von welcher er Abends zehn Uhr erst zurückkehrte. Diese Abweichung von seiner Gewohnheit war ihm aber so bedenklich, daß er sich vornahm, auf ähnliche Vorschläge nie wieder einzugehen, und diesem Vorsatze blieb er stets getreu.

Vielleicht war es auch die Scheu vor einer Veränderung der gewohnten Lebensweise, was Kant abhielt, sich zu verheirathen. Allerdings war seine Neigung zweimal nahe daran, ihn zu überrumpeln. Als er in seinen mittleren Jahren stand, lernte er eine junge, schöne und sanfte Wittve kennen, welche zum Besuche ihrer Verwandten in Königsberg war. Er hätte sie gern in sein Haus geführt, aber ein so wichtiger Schritt bedurfte in der Seele des redlichen Mannes der genauesten Prüfung und der sorgsamsten Berechnung seiner Mittel. Als er indeß das günstige Ergebnis gewonnen, hatte die schöne Wittve sich im Oberlande bereits wieder verheirathet. Kurze Zeit nachher kam in Begleitung einer Edelfrau ein junges Mädchen aus Westfalen nach Königsberg; sie gewann die Neigung des Philosophen, doch war ihr Aufenthalt in Preußen ein so kurzer, daß Kant nicht Gelegenheit zu seiner Bewerbung fand. Die Unterhaltung mit amuthigen Frauen und Mädchen liebte er sehr, doch suchte er nicht die auf, welche durch ihre Bildung

glänzen wollten, sondern er gab den sinnig häuslichen Naturen den Vorzug. Heirathsanträge wurden ihm öfter gemacht; als er fast siebzig Jahre alt war, ließ ein Prediger in Königsberg eine eigene Abhandlung unter dem Titel: „Nafael und Tobias. Gespräche über den Gott wohlgefälligen Ehestand“ drucken, brachte sie Kant und sprach ihm die Hoffnung aus, daß der Inhalt dieser Schrift nicht verfehlen werde, ihn zu belehren. Kant erstattete dem guten Manne die Druckkosten, und erzählte die Geschichte in der heitersten Laune seinen Tischgenossen.

Für die Freundschaft hatte Kant die lebhafteste und wärmste Empfindung. Der tägliche vertraute Verkehr mit einigen erprobten Freunden war ihm der liebste Genuß des Lebens. Von seinem gelehrten Stande waren seine Freundschaftsbündnisse indessen ganz unabhängig. In der Wissenschaft war er sich selbst genug, er suchte im Kreise seiner Freunde Erfrischung, und deshalb wählte er dieselben stets ohne Rücksicht auf den Stand. Seine liebsten Freunde waren praktische Geschäftsmänner, besonders die Kaufleute Green und Motherby. Seine Bekanntschaft mit Green soll er auf eine eigenthümliche Weise gemacht haben. Zur Zeit des amerikanischen Freiheitskrieges hatte Kant aufs lebhafteste die Partei Americas gegen England ergriffen, Green dagegen, ein geborener Engländer, verteidigte die Sache seines Vaterlandes mit demselben Eifer. Nun traf es sich, daß Kant bei einem Spaziergange in der Laube eines Gartens einige Freunde in der Gesellschaft anderer Männer fand. Er setzte sich zu ihnen, das Gespräch wandte sich auf die politischen Neuigkeiten, und Kant sprach ohne Rückhalt mit Begeisterung für die Sache der Amerikaner und mit hartem Tadel gegen die Engländer. Da springt Green, der von der Gesellschaft war, wüthend auf, erklärt die Aeußerungen Kant's für Beleidigungen, die ihn als Engländer persönlich angehen, und fordert Genugthuung. Kant gibt sie ihm mit Worten, so ruhig, und mit einer der Empfindung Green's so überlegenen Art, die Angelegenheiten und den Streit der Völker zu beurtheilen, daß ihm dieser gewonnen und veröhnt die Hand reicht, und statt mit einander zu kämpfen schließen die beiden Männer ein inniges Freundschaftsbündniß. Green war Kant's liebster Freund von allen, die er je gehabt. Uebrigens muß dieser Kaufmann ein sehr heller Kopf gewesen sein, denn Kant hat versichert, in seiner Kritik der reinen Vernunft habe er keinen einzigen Satz niedergeschrieben, den er nicht zuvor Green mitgetheilt und von ihm habe beurtheilen lassen. Viele Jahre hindurch hat Kant seine Nachmittagsstunden bei Green zugebracht. Einer seiner Schüler, sein Amanuensis*) Sackmann, erzählt in seinen Briefen an einen Freund einen sehr bezeichnenden Zug aus dem Zusammenleben dieser Männer: „Kant ging jeden Nachmittag zu Green, fand diesen in einem Lehnstuhl schlafend, setzte sich neben ihn, hing seinen Gedanken nach und schlief auch ein. Dann kam gewöhnlich Bankdirektor Ruffmann und that ein Gleiches, bis endlich Motherby zu einer bestimmten Zeit ins Zimmer trat und die Gesellschaft weckte, die sich dann bis sieben Uhr mit den interessantesten Gesprächen unterhielt. Diese Gesellschaft ging so pünktlich um sieben Uhr auseinander, daß ich öfter die Bewohner der Straße sagen hörte, es könne noch nicht sieben sein,

*) Jeder ordentliche Professor der Universität Königsberg wählt aus der Zahl der Studenten seinen Amanuensis, seinen Gehülfen, der dafür einen Freitisch erhält.

weil der Professor Kant noch nicht vorbeigegangen wäre.“ — Green war womöglich noch plückerlicher als Kant; Zachmann erzählt: „Kant hatte eines Abends seinem Freunde Green versprochen, ihn am folgenden Morgen um acht Uhr auf einer Spazierfahrt zu begleiten. Green, der bei einer solchen Gelegenheit um drei Viertel schon mit der Uhr in der Hand in der Stube umherging, mit der fünfzigsten Minute den Hut aufsetzte, in der fünfundsünfzigsten den Stock nahm, und mit dem ersten Glodenschlage den Wagen öffnete, fuhr fort und sah unterwegs Kant, der sich etwa zwei Minuten verspätet hatte und ihm entgegen kam, hielt aber nicht an, weil dies gegen die Abrede und gegen seine Regel war.“ — Green starb schon 1784, also zwanzig Jahre vor Kant. Dem letzteren war dieser Verlust der schmerzlichste von allen die er je erfuhr; seit dieser Zeit zog er sich mehr zurück und brachte seine Abende einsam zu.

Auch mit den Buchhändlern Kanter und Nikolovius verkehrte Kant; öfter besuchte er Gesellschaften bei Hippel, bei dem Grafen Kaiserling, dem Oberpräsidenten von Schrötter und bei verschiedenen Generalen der Garnison. Selbst den Kindern seiner Freunde wußte Kant durch seine menschenfreundliche Milde Liebe abzugewinnen; mit den Knaben unterhielt er sich oft halbe Stunden lang über ihre Schulangelegenheiten.

Außerhalb Königsbergs war sein gesellschaftlicher Umgang sehr beschränkt. In den mittleren Jahren seines Lebens besuchte er während der Ferien bisweilen das gastliche Haus des Freiherrn von Schrötter auf Wohnsdorf, in welchem für das behagliche Leben der Gäste sehr zweckmäßig gesorgt war, so daß jeder ungestört seinem Gange nachgehen konnte. Das Haus des Oberförsters Wobser in Moditten, eine Meile von Königsberg belegen, damals ein beliebter Sammelplatz für die ausgezeichneten Köpfe Königsbergs, wurde von ihm gleichfalls viele Jahre hindurch jährlich auf einige Tage oder Wochen besucht. Der Oberförster war ein allgemein geachteter Mann und wurde von Kant sehr geschätzt. In Moditten schrieb der letztere seine Betrachtungen über das Schöne und Erhabene. Die Provinz Ostpreußen hat Kant nie verlassen, seine längste Reise führte ihn zu dem sieben Meilen entfernten Hafenstädtchen Pillau.

So lange die Freunde am Leben waren, trug Kant die zärtlichste Fürsorge für sie. In Krankheitsfällen ließ er sich oft täglich dreimal nach ihrem Befinden erkundigen; hatte der Tod sie aber abgefordert, so machte er es, wie der königliche Weise des Alten Testaments beim Tode des Sohnes seiner geliebten Bathseba, er suchte zu überwinden, was kein Schmerz und keine Thränen wiederbringen konnten, damit die weidliche Klage ihm selber nicht den männlichen Muth raubte, den jede seiner Schriften so rein und fest zeigt.

Ueberhaupt ist Kant in seinen Werken ganz derselbe, wie im Leben. Jede Frage, die sich aufdrängt, wird gründlich und von allen Seiten erörtert, sie ist erschöpft, wenn Kant sie verläßt, ihr wird gerade so viel Zeit gewidmet als ihr zukommt, nicht mehr, aber auch nie weniger. Ein Gedanke nach dem andern baut sich auf, fest und wohlgeordnet fügt sich der Stein zum Steine, auf breitem, unerschütterlichem Grunde baut sich der Tempel auf, dessen Thürme dreist in die blaue Luft mit Kühnheit emporsteigen können, denn sie ruhen auf Mauern, die auf Felsen gegründet sind.

Und mit welcher Gründlichkeit, mit welcher unerschütterlichen Gewissenhaftigkeit verfuhr Kant bei der Abfassung seiner Werke! Im Februar 1772 schrieb er an Markus Herz in Berlin einen ausführlichen Brief über die Werke, welche er herauszugeben beabsichtigte und in denen er sein philosophisches System darzustellen gedachte. In diesem Briefe sagt er: „Ohne mich nun über die ganze Reihe der bis zu dem letzten Zweck fortgesetzten Untersuchung weitläufig hier zu erklären, kann ich sagen, daß es mir, was das Wesentliche meiner Absicht betrifft, gelungen sei, und ich jetzt im Stande bin, eine Kritik der reinen Vernunft, welche die Natur der theoretischen sowohl als praktischen Erkenntniß, sofern sie bloß intellektual ist, enthält, vorzulegen, wovon ich den ersten Theil, der die Quellen der Metaphysik, ihre Methode und Grenzen enthält, zuerst, und darauf die reinen Prinzipien der Sittlichkeit ausarbeiten und, was den erstern betrifft, binnen etwa drei Monaten herausgeben werde.“ —

In diesem Briefe wird also das Werk als ein schon gewonnenes, als ein fertiges bezeichnet, das nur zur Herausgabe hergerichtet zu werden braucht, in drei Monaten soll es erscheinen. In der That aber erschien die Kritik der reinen Vernunft erst Ostern 1781; aus den drei Monaten waren also beinahe zehn Jahre geworden!

Siebenundfunzig Jahre war Kant alt, als er diesen ersten, mächtigen Grundstein seines Werkes legte, und bei seinem wenig kräftigen Körper, bei seiner leicht störbaren Gesundheit war in der That nur die heroische Willenskraft Kant's im Stande, den Ausbau des großen Werkes zu vollenden. Aber als der erste Grund gewonnen war, da stiegen die Mauern verhältnißmäßig rasch empor. Im Jahre 1785 erschien die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, 1786 die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft, 1788 die Kritik der praktischen Vernunft. Mit der Kritik der Urtheilskraft im Jahre 1790 war in ihren Hauptzügen die kritische Arbeit vollendet. Das Lehrgebäude der neuen Philosophie stand in seinen Haupttheilen fest.

„Nachdem*) die Vermögen und Grenzen der menschlichen Vernunft in dem neuen Lichte der kritischen Philosophie entdeckt und zugleich alles entwickelt war, was aus der bloßen Vernunft folgt, so mußte diese neue Vernunftwissenschaft sich nothwendig auseinandersetzen mit allem nicht aus bloßer Vernunft geschöpften Inhalt unseres geistigen Lebens. Es mußte zu einer kritischen Auseinandersetzung kommen zwischen dem Rationalen und dem Positiven. Und je reiner und folgerichtiger Kant mit seiner kritischen Kunst das Rationale herausgerechnet hatte, um so schärfer mußte der Gegensatz gegen das Positive sich ausprägen. Dieser Gegensatz war innerhalb der kantischen Philosophie weit tiefer gefaßt und einer künftigen Versöhnung weit näher gerückt, als es in dem Aufklärungszeitalter vorher der Fall gewesen war. Indessen war der Gegensatz und Streit unvermeidlich. Und hier stand ihm gegenüber in erster Linie der Glaube in der Gestalt der positiven Religion, in zweiter das Recht in der Form des positiven, geschichtlich gegebenen Staates, in der letzten die positiven Wissenschaften, verkörpert in den sogenannten oberen Fakultäten in ihrem Unterschiede von der philosophischen. Es war sein letzter kritischer

*) Runo Fischer a. a. O. S. 42 und 43.

Art, diesen Streit der Fakultäten auseinanderzusetzen und zu schlichten. Voraus gingen diesem entscheidenden Gesamttreffen, gleichsam wie Vorpostengefechte, seine philosophische Religions- und Staatslehre.“ —

Als die dahin einschlagenden Schriften erschienen, war die Zeit im Staate Preußen, in welcher jeder nach seiner Façon selig werden konnte, vorüber. Der große Friedrich ruhte in der Garnisonkirche in Potsdam, und mit ihm war die großherzige Duldsamkeit, der erleuchtete Geist der Staatsregierung zu Grabe getragen worden. An der Spitze Preußens standen neben und auch wohl über Friedrich Wilhelm II. jene schwächlichen Egoisten, deren Anmaßung selbst einem Kant gegenüber keine Bescheidenheit lernen konnte.

Am 17. August 1786 hatte Friedrich der Große seine Augen zugethan, und schon am 3. Juli 1788 wurde der ausgezeichnete Minister Freiherr von Zedlitz von seinem Posten entfernt; an seine Stelle trat der obsture Prediger Wöllner, den ein Machtpruch in einen Staatsminister verwardelte; Hand in Hand mit ihm ging der Generaladjutant von Bischofswerder. Diese beiden Edlen unternahmen es, die aus den Fugen gegangene sittliche Welt im Lande Preußen wieder einzurenken und die Spuren, welche der große Geist Friedrich's des Einzigen hinterlassen, wieder auszutilgen. Das finstere Werk zeigte sich bald genug in seiner unverkennbaren Gestalt. Schon sechs Tage nach der Ernennung Wöllner's erschien ein Erlaß, der mit einem Aufwande von einem ungewöhnlich großen Maße von Weisheit herausgebracht hatte, daß Lehrer des lutherischen und des kalvinischen Glaubensbekenntnisses die Grundwahrheiten der Schrift zu untergraben versuchten und auf unverächtete Weise unter dem falschen Schein der Aufklärung zahllose und allgemein anerkannte Irrthümer verbreiteten. Es solle zwar die innere Ueberzeugung nicht gezwungen werden, doch müsse jeder von nun an nach dem festgestellten, d. h. vorgeschriebenen Kirchenglauben lehren, oder im Fall der Widersetzlichkeit Entsetzung vom Amte und noch härtere Strafe erwarten. Fünf Monate lang wurde dem Volke Friedrich's des Großen Zeit gegeben, dieses erste Geschenk des Obstantinismus anzustarren, dann erfolgte die zweite Dosis der wirksamen Arznei. Am 19. Dezember 1788 folgte ein Edikt, welches alle im Inlande erschienenen Schriften unter das Schwert von besonderen Zensurbehörden und alle vom Auslande eingeführten Schriften unter strenge Aufsicht stellte.

Nun waren die Steine angefahren und der Kalk war gelblich, und die Dunkelmänner konnten nun nach Herzenslust alle Fenster, durch welche das Licht einbrang, vermauern. Im April 1791 wurde in Berlin das Hauptstück gegründet, wie der selige Fischart etwa gesagt haben würde, nämlich eine Kommission zur obersten Prüfung aller Kirchen- und Schulsachen. Sie bestand aus drei notorischen Ignoranten die man zu Oberkonsistorialrätthen machte, das war der Prediger zu Breslau Daniel Hermes, der Prediger zu Berlin George Woltersdorf und Friedrich Hilma. Die Regiergerichte nahmen nun einen herrlichen Aufschwung, und wenn man es glücklich gewesen wäre, die Folter, die Friedrich der Große so frevelhaft ins Feuer geworfen, wieder neu konstruiren und in Thätigkeit setzen zu können, so wären ja wirklich die guten alten Zeiten der heiligen Inquisition in aller ihrer Glorie wieder dagewesen. Die Dienstinstruktion dieser Behörde setzte fest, daß niemand künftig in einem kirchlichen oder einem Schulamte angestellt werden sollte, bevor

er nicht von dieser Behörde geprüft und untadelhaft befunden sei. Ueber die bereits angestellten Prediger und Lehrer wurden genaue Listen geführt, in denen die Rechtgläubigkeit der Einzelnen auf Loth und Quint verzeichnet stand. Die Herren Oberkonsistorialräthe durchreisten die Provinzen, untersuchten die Lehranstalten, und wo sie die vorhandenen Lehrbücher nicht tauglich fanden, da setzten sie sich flugs hin und bestimmten andere, schrieben selbst welche, oder ließen sie von gleichgesinnten Amtsbrüdern auf Bestellung arbeiten. Woltersdorf unternahm in den ersten Tagen seines neuen Amtes einen wüthenden Angriff gegen Kant, indem er geradezu beim Könige darauf antrug, man solle den Begründer der kritischen Philosophie mundtobt machen, man solle ihm ein für allemal das Schreiben verbieten. Das erstemal sollte dieser plumpe Angriff noch mißglücken, zu so gewagten Unternehmungen mußte der Boden erst noch besser zubereitet werden. Durch ein neues Edikt vom 5. März 1792 wurde die frühere Zensurordnung noch bedeutend verschärft, jede Besprechung der Landesgesetze und der Verwaltungsverhältnisse wurde untersagt, und endlich bestimmte ein Erlaß vom 14. April 1794, daß alle Aufklärer, die gegen die früheren Verordnungen gehandelt, künftig ohne weitere Umstände als Anführer von Staatswegen belangt werden sollten. Damit war die Kistkammer vervollständigt, und da man auch Verdächtigungen da, wo es paßte, als Beweismittel ansah, so konnte nun keine Maus mehr entkommen.

Gerade in diese Zeiten fiel die Veröffentlichung von Kant's Schriften religiösen und politischen Inhalts. Von seinen Gegnern zu verlangen, sie sollten die Stellung dieser Schriften als unentbehrlicher Bausteine in Kant's System erkennen, das wäre für jene Obstruktanten doch zu viel Ehre gewesen; sie sahen darin Meinungen, welche zu den ihrigen ungefähr das Gegentheil waren, und das genügte! Denn dazu waren diese Leute nicht im Stande zu erkennen, daß niemand ein wärmerer, treuerer Freund der gesetzmäßigen Ordnung, niemand ein beredterer Anwalt des Friedens und der wahrhaft kristlichen Bruderkiebe, der echten, edlen Menschlichkeit sein konnte, als Kant; der große, wahrhaft gute Mann, der als Greis von mehr als siebzig Jahren und während seines ganzen Lebens nicht müde geworden war, der Wahrheit zu dienen und die Tugend in Wort und Beispiel zu lehren, dieser Mann wurde als Verächter des Christenthums und als Feind des Völkerglücks, als ein Lehrer des Umsturzes angeklagt. Sein Name wurde von jenen Leuten, die sein System nicht nur nicht kannten, sondern überhaupt nicht kennen wollten, als Vogelscheuche für alle Freunde des Vaterlandes gebraucht, um ihre gesunden kirchlichen und politischen Grundsätze gegen solche gefährliche Ansteckung sicher zu stellen. Freilich war es den Dunkelmännern ja überhaupt nicht um Wahrheit zu thun, ihr wichtigstes Geschäft war nur, die Wahrheit zu verdecken und zu vergraben, da ihre eigenen Werke nur in der dicktesten geistigen Finsterniß gedeihen konnten. Womit hätten denn aber auch die Oberkonsistorialräthe ihre Zeit ausfüllen sollen, wenn nicht mit solchen Dingen?

Kant begann die Veröffentlichung der erwähnten Arbeiten mit der Abhandlung vom radikalen Bösen. Er bestimmte dieselbe für die Berliner Monatschrift, welche als freisinniges Organ bekannt war. Diese Zeitung wurde in Jena gedruckt, aber Kant verlangte von dem damaligen Herausgeber ausdrücklich, er solle die Abhandlung der Berliner Zensurbehörde vorlegen, damit jeder Schein, als

wolle er einen ungeschlichen Weg betreten, vermieden werde. Hilmer ertheilte die Erlaubniß zum Druck mit der Bemerkung, „daß sie gedruckt werden könne, da doch nur tiefdenkende Gelehrte die Kant'schen Schriften lesen.“

Nun folgte die zweite Abhandlung „von dem Kampfe des guten Prinzips mit dem bösen um die Herrschaft über den Menschen.“ Als Hilmer sie zur Ansicht erhielt, theilte er sie zur Prüfung seinem Kollegen Hermes mit, und beide verweigerten darauf das Imprimatur; als der Herausgeber sich nach den Gründen erkundigte, wurde ihm jede weitere Erklärung kurz verweigert.

Für Kant gab es jetzt noch einen andern Weg, die Erlaubniß zum Druck zu erhalten. Wenn nämlich die theologische Fakultät einer Universität in dem Inhalte seiner Schrift nichts Bedenkliches fand, so durfte sie veröffentlicht werden. Kant legte also der theologischen Fakultät der Universität Königsberg eine Schrift unter dem Titel: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ vor, welche außer den beiden schon genannten Aufsätzen noch zwei andere enthielt. Die theologische Fakultät, an ihrer Spitze ein sehr würdiger Mann und gewissenhafter Theolog, der Oberhofprediger Professor Dr. Schulz, ertheilte einstimmig die Erlaubniß zum Druck der Kant'schen Schrift, welche zur Ostermesse 1793 bei Nikolovius in Königsberg erschien und so ungetheilten Beifall selbst gelehrter orthodoxer Theologen fand, daß schon im folgenden Jahre eine zweite Auflage nöthig wurde.

In der Vorrede zur ersten Auflage gab Kant mit offenen Worten die Gründe seines Verfahrens an; er sagte darin folgendes:

„Wenn die Moral an der Heiligkeit ihres Gesetzes einen Gegenstand der größten Achtung erkennt, so stellt sie auf der Stufe der Religion an der höchsten, jene Gesetze vollziehenden Ursache einen Gegenstand der Anbetung vor, und erscheint in ihrer Majestät. Aber alles, auch das Erhabenste, verkleinert sich unter den Händen der Menschen, wenn sie die Idee desselben zu ihrem Gebrauche verwenden. Was nur sofern wahrhaftig verehrt werden kann, als die Achtung dafür frei ist, wird genöthigt, sich nach solchen Formen zu bequemen, denen man nur durch Zwangsgesetze Ansehen verschaffen kann, und was sich von selbst der öffentlichen Kritik eines jeden Menschen bloßstellt, das muß sich einer Kritik, die Gewalt hat, d. h. einer Zensur unterwerfen.“

„Indessen da das Gebot: gehorche der Obrigkeit! doch auch moralisch ist und die Beobachtung desselben, wie die von allen Pflichten, zur Religion gezogen werden kann, so geziemt einer Abhandlung, welche dem bestimmten Begriffe der letztern gewidmet ist, selbst ein Beispiel dieses Gehorsams abzugeben, der aber nicht durch die Achtbarkeit bloß auf das Gesetz einer einzigen Anordnung im Staate, und blind in Ansehung jeder andern, sondern nur durch vereinigte Achtung für alle vereinigt bewiesen werden kann. Nun kann der Bücher richtende Theolog entweder als ein solcher angestellt sein, der bloß für das Heil der Seelen, oder auch als ein solcher, der zugleich für das Heil der Wissenschaften Sorge zu tragen hat; der erste richtet bloß als Geistlicher, der zweite zugleich als Gelehrter. Dem letztern als Gliede einer öffentlichen Anstalt, der (unter dem Namen einer Universität) alle Wissenschaften zur Kultur und zur Verwahrung gegen Verächtlichkeit anvertraut sind, liegt es ob, die Anmaßung des erstern auf die Bedingung einzuschränken, daß seine Zensur keine Zerstörung im Felde der Wissenschaften

anrichte, und wenn beide biblische Theologen sind, so wird dem letztern als Universitätsmitgliede von derjenigen Fakultät, welcher diese Theologie abzuhandeln aufgetragen worden, die Oberzensur zukommen, weil, was die erste Angelegenheit (das Heil der Seelen) betrifft, beide einerlei Auftrag haben; was aber die zweite (das Heil der Wissenschaften) anlangt, der Theolog als Universitätsgelehrter noch eine besondere Funktion zu verwalten hat. Geht man von dieser Regel ab, so muß es endlich dahin kommen, wo es schon sonst (zum Beispiel zur Zeit des Galileo) gewesen ist, nämlich daß der biblische Theolog, um den Stolz der Wissenschaften zu demüthigen und sich selbst die Demüthigung mit denselben zu ersparen, wohl gar in die Astronomie oder andere Wissenschaften, z. B. die alte Erdgeschichte, Einbrüche wagen, und wie diejenigen Völker, die in sich selbst entweder nicht Vermögen, oder auch nicht Ernst genug finden, sich gegen besorgliche Angriffe zu vertheidigen, alles um sich her in Wüstenei verwandeln, alle Versuche des menschlichen Verstandes in Beschlag nehmen dürfte.“ —

Aber diese ernststen und schwerwiegenden Worte Kant's, die auf jeden redlichen Charakter ihren Eindruck gar nicht verfehlen konnten, stachelten nur noch mehr die niedrigen Leidenschaften einer Kohorte an, denen nicht Beförderung der Wahrheit, nicht das Wohl des Vaterlandes, nicht die Reinheit der Gesinnungen, sondern nur der nackte eigene persönliche Vortheil und die Befriedigung hochmüthiger Herrschgellüste und verbissener Verlezerersucht am Herzen lag. Die Berliner Zensoren verlangten mit Unterstützung des allmächtigen Ministers Wöllner die Beschränkung der Schreib- und Lehrfreiheit des großen Mannes, dem sie, von allen moralischen Beziehungen abgesehen, wissenschaftlich kaum wie Däumling dem Riesen Goliath gegenüber standen, und diesmal gelang den Dunkelmännern ihr Anschlag. Am 12. Oktober 1794 erhielt Kant folgende Kabinettsordre:

„Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König von Preußen u. s. w. Unsern gnädigen Gruß zuvor. Würdiger und Hochgelehrter, lieber Getreuer! Unsere höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen gesehen: wie Ihr Eure Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums mißbraucht; wie Ihr dies namentlich in Eurem Buch: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft,“ desgleichen in andern kleineren Abhandlungen gethan habt. Wir haben Uns zu Euch eines Besseren versehen, da Ihr selbst einsehen müßt, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen Unsere Euch sehr wohlbekannte landesväterliche Absichten handelt. Wir verlangen des ehesten Eure gewissenhafteste Verantwortung und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nicht dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden, daß Unsere landesväterliche Intenzion je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgesetzter Denitenz, unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt. Sind Euch mit Gnaden gewogen.

Berlin, den 1. Oktober 1794. Auf Seiner Königl. Majestät allergnädigsten Spezialbefehl. Wöllner.“

Diesen Kabinettsbefehl hielt Kant völlig geheim, nicht einmal seine vertrautesten

Freunde erfuhren etwas davon. Es waren schwere Kämpfe, welche der große Mann bei dieser Gelegenheit mit sich selber zu bestehen hatte; auf einen Zettel schrieb er damals die Worte: „Widerruf und Verleugnung seiner innern Ueberzeugung ist niederträchtig; aber Schweigen in einem Fall wie der gegenwärtige ist Unterthanspflicht; und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen.“

In der That war der einzige Weg, der übrig blieb, zu schweigen, denn offene Widersetzlichkeit hätte ebensowohl Kant's persönlichen Verhältnissen als auch der guten Sache geschadet. In diesem Sinne erwiderte Kant das königliche Schreiben; die Vorwürfe, welche ihm gemacht waren, wies er zurück, und zeigte, daß sie unbegründet waren, und übrigens erklärte er, daß er sich fernerhin aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es sei die natürliche oder die geoffenbarte, sowohl in Vorlesungen als in Schriften gänzlich enthalten werde.

Damit waren aber seine Widersacher in Berlin noch nicht zufrieden; diese Dunkelmänner fürchteten sich dergestalt vor dem gewaltigen Geiste des Philosophen, daß es ihnen noch nicht genug schien, dem Meister selber Fesseln angelegt zu haben, sie wollten auch die fröhlich grünende Saat ersticken, welche seine Hand ausgestreut hatte. Alle philosophischen und theologischen Lehrer der Universität Königsberg mußten sich durch Namensunterschrift verpflichten, nicht über Kant's Werk „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ Vorlesungen zu halten.

Kant war ein Greis von siebenzig Jahren, als dieses Attentat gegen ihn verübt wurde, der Ruhm seines Namens war in ganz Europa laut. Für ihn mußte es ein bitteres Gefühl sein, sich unter die Nachsprüche von Geistesunmündigen beugen zu müssen, und besonders schwer fühlte er, der warme Vaterlandsfreund, der die stolze Sonne Friedrich's des Großen mehr als vierzig Jahre lang geschaut, die Schmach, daß Unwürdige, Heuchler und Schmeichler die ersten Stellen des Staates zu ihrem Vortheil ausbeuteten. Alles dieses wirkte sehr ungünstig auf seine Gesundheit und auf die Heiterkeit seines Geistes, sein Körper entwickelte jetzt plötzlich rasch die Schwächen des Alters, die das frohe Bewußtsein und die Befriedigung seiner ehrenvollen Thätigkeit bisher mit Erfolg niederkämpft hatte. Seit 1794 besuchte er keine Gesellschaft außerhalb seines Hauses mehr, seine Erholung fand er nur noch in der Unterhaltung der täglichen Gäste an seinem eigenen Tische. Seit dem Sommer 1795 stellte er alle seine Privatvorlesungen ein und las täglich nur noch eine Stunde öffentlich über Logik und Metaphysik.

Desto eifriger arbeitete er an den literarischen Vervollständigungen seines großen Werkes. Die meisten seiner Abhandlungen über die Rechtslehre und verschiedene andere stammen aus dieser Zeit.

Für die Politik behielt er stets noch das lebhafteste Interesse; besonders theilnahmsvoll begleitete er die Fortschritte der französischen Republik. Die Anerkennung derselben von Seiten einiger der mächtigsten Staaten Europas rief seine Abhandlung „Vom ewigen Frieden“ hervor, die 1795 erschien, und schon wenige Wochen später eine neue Auflage nöthig machte. Mit einer Willenskraft, welche die meisten Menschen selbst in ihren besten Jahren nicht kennen, förderte Kant seine wissenschaftlichen Arbeiten, bis endlich der erschöppte Körper den Dienst ver sagte; im Winter von 1796 auf 1797 war er so schwach, daß er überhaupt

alle seine Vorlesungen schließen zu müssen glaubte. Der Frühling sachte die erlöschenden Kräfte noch einmal wieder an, und noch einmal entschloß Kant sich zu seiner Lehrthätigkeit zurückzukehren. Als er auf den 14. Juni 1797 wiederum den Beginn einer Vorlesung ankündigte, erschienen an diesem Tage sämmtliche Studierende der Universität in festlichem Aufzuge vor dem hochgefeierten Lehrer, um ihre Freude darüber zu bezeugen, daß er noch länger unter ihnen weilen wolle. Es war das letzte Semester, in welchem Kant lehrte, mit dem Herbst des Jahres 1797 schloß er seine gesammte Lehrthätigkeit für immer.

In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit großem Interesse am Studium eines Buches von Hufeland: „Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern,“ welches der Verfasser ihm zusandte.

Als König Friedrich Wilhelm II. im November 1797 starb, wurden von seinem Nachfolger sofort alle Zensurbedrückungen aufgehoben. In der Vorrede zu dem „Streit der Fakultäten“ vom Jahre 1798 erzählte Kant nun seine Erlebnisse unter dem Ministerium Wöllner. Die „Anthropologie“, welche am Ende des Jahres 1798 erschien, war das letzte Werk, welches Kant selbst herausgab. In den letzten Jahren, selbst noch in den letzten Monaten seines Lebens beschäftigte Kant sich mit einem Werke, welches er als sein Hauptwerk bezeichnete; er nannte es „das System der reinen Philosophie in ihrem ganzen Inbegriff.“ Sachkenner, welche nach seinem Tode die Handschrift einsahen, haben versichert, daß in diesem umfangreichen Werke nichts neues enthalten sei; es ist bis jetzt noch nicht gedruckt worden.

Mit dem Jahre 1802 näherte Kant's Leben sich sichtlich dem Ende; die Gedächtniskraft schwand auffallend, es wurde ihm äußerst schwer, eine Reihenfolge von Gedanken zu behalten. Die bekanntesten Namen seiner Umgebungen entfielen ihm oder wurden verwechselt, und doch sah er es ungern, wenn ihm eingeholfen wurde. Es wurde jetzt nothwendig, daß er alle Tagesgeschäfte sich vorher aufzeichnete; er bediente sich dazu kleiner Notizbücher, von denen noch mehrere auf der Königsberger Bibliothek aufbewahrt werden. Die Verwaltung seiner gesammten Privatgeschäfte übernahm seit dieser Zeit einer seiner Freunde und früherer Schüler, Wasianski. Ueber die abnehmenden Kräfte seines Körpers wie seines Geistes täuschte Kant sich übrigens durchaus nicht. Schon im Jahre 1799 pflegte er gegen seine Umgebung zu äußern: „Meine Herren, ich bin alt und schwach, Sie müssen mich betrachten wie ein Kind.“ Und doch setzte er bis zu dem Jahre 1802, also bis in sein achtundsiebzigstes Jahr, die strenge Ordnung seiner Lebensweise von Morgens fünf Uhr bis Abends zehn Uhr durch. Als sein Körper schwächer wurde, ging er nur eine Stunde früher zu Bett, und suchte seine Kräfte dadurch außerordentlich gestärkt. Als er dieses Heilmittel aber verstärkte und schon um acht Uhr sich niederlegte, war der Erfolg nicht der erwartete. Seine Füße versagten ihm den Dienst, er fiel bald im Gehen, bald im Stehen, aber immer ohne sich zu verletzen. Er selber scherzte darüber und sagte, er könne nicht schwer fallen, sein Körper sei zu leicht, er habe das Minimum der Muskularsubstanz erreicht. In der That war sein Leib ungewöhnlich abgemagert. Ueber den Tod sprach er in dieser Zeit oft mit großer Ruhe, er sah ihm

mit der Heiterkeit des treuen Dieners entgegen, der vor seinem göttigen Herrn Rechenschaft über sein redliches Thun ablegen soll.

Vor dem Steindammer Thore liegen hart am Glacis der Festung die sogenannten Hüfen, eine Reihe von öffentlichen und Privatgärten, die den einzigen landschaftlich anmuthigen Punkt in der einförmigen Umgebung Königsbergs bezeichnen. Nach einem dieser Hüfengärten unternahm Kant im Sommer 1802 mit Wasianski einigemal eine Spazierfahrt; anfangs fühlte er seine Kräfte bedeutend dadurch gestärkt, Schlaf und Appetit wurden besser, aber bald waren auch diese Fahrten von einer Viertelsmeile ihm zur Last, er stellte sie ein; seine gewohnten Spaziergänge hatte er schon seit drei Jahren aufgegeben.

Der folgende Winter vermehrte seine Beschwerden, mehr als einmal wünschte Kant den Tod herbei und sagte, er könne der Welt nicht mehr nützen, und wisse nicht, was er nun noch mit sich anfangen solle. Schreckhafte Träume von Raub- und Mordanfällen verschreckten seinen Schlaf; in dieser Zeit nahm er geduldig alle Arzneimittel, die man ihm reichte; früher hatte er sie stets standhaft zurückgewiesen, er wolle nicht an Arzneivergiftung sterben, sagte er.

Auf seinen letzten Geburtstag (22. April 1803) freute er sich mehrere Tage voraus. Zur Feier desselben hatte er, wie gewöhnlich, eine größere Zahl Tischgäste einladen lassen, aber an dem Tage selbst, mit dem er sein achtzigstes Lebensjahr antrat, war er abgestumpft und durch das Geräusch der größern Gesellschaft betäubt. Zwei Tage darauf schrieb er in sein Erinnerungsbüchlein: „Nach der Bibel, unser Leben währet siebzig Jahre, und wenns hoch kommt, achtzig Jahre, und wenn's köstlich war, ist es Mühe und Arbeit gewesen!“

Immer wieder kämpfte sein großer Geist gegen die unerbittliche Hand des herannahenden Todes; um sich von seinen Magenbeschwerden zu befreien, dachte er im letzten Jahre seines Lebens sogar noch an eine Reise ins Ausland. Im September 1803 nahm seine Schwäche so rasch zu, daß man ihn nicht mehr allein lassen konnte. Eine seiner Schwestern lebte noch in Königsberg, Frau Theuer, die Wittwe eines Handwerkers; sie war nur sechs Jahre jünger als Kant, aber noch sehr rüstig. Diese Schwester trat jetzt zur Pflege bei ihrem Bruder ein: nur allmählig konnte Kant sich an sie gewöhnen, wurde aber durch ihre große Aufmerksamkeit in der Pflege, verbunden mit einem bescheidenen, zurückhaltenden Betragen zuletzt noch recht günstig für sie eingenommen. Im Oktober verminderte sich auffallend die Sehkraft seines rechten Auges, mit dem linken war er schon seit zwanzig Jahren blind. Er vermochte jetzt nur noch die Stunden des Vormittags außer dem Bette zuzubringen. Mit dem Januar 1804 wurde er theilnahmslos gegen seine liebsten Gewohnheiten, er sprach fast gar nicht mehr. Nur eine unsägliche innere Unruhe schien ihn zu plagen, als wenn er noch jetzt das Bedürfnis nach Thätigkeit in sich fühlte. Sein Arzt, der Professor Elena, der damals gerade das Rektorat der Universität führte, pflegte ihn zu einer bestimmten Stunde zu besuchen. Als Kant am 3. Februar seine Ankunft hörte, versuchte er mit größter Mühe sich von seinem Lehnstuhle aufzurichten, sprach von einem Posten, beschwerlichem Amt, großer Dankbarkeit und wollte sich nicht niederlassen, da der Arzt noch nicht saß. Wasianski, der zugegen war, verstand den Sinn der abgebrochenen Worte zu deuten: Kant fühle sich zu großer Dankbarkeit

verpflichtet, daß Elsner ihn bei seinem hohen Posten als Rektor und bei den vielen Geschäften seines beschwerlichen Amtes doch täglich besuche. „Ganz recht,“ rief Kant aus, und mit Anstrengung, aber mit unverkennbarer Freude setzte er hinzu: „Das Gefühl für Humanität hat mich noch nicht verlassen.“

Nun ging es rasch zu Ende. Seit dem 3. Februar nahm Kant keine Speisen mehr zu sich, am 9. Februar fiel er in einen bewußtlosen Zustand, aus dem er nur auf Augenblicke erwachte, um mit erlöschender Kraft seinen Pflegern rührende Zeichen des Dankes zu geben. In der letzten Nacht seines Lebens schien das Gefühl von Durst ihn zu quälen: mehrmals bot man ihm einen erquickenden Trunk an, er lehnte ihn ab und sprach dabei: „Es ist gut.“ Es waren seine letzten Worte. Sonntag den 12. Februar 1804, Vormittags um 11 Uhr, schlieft der große Mann sanft ein.

Die Nachricht von seinem Tode machte in der Stadt einen unbeschreiblichen Eindruck, denn auch diejenigen Volksklassen, welche seine wissenschaftliche Bedeutung nicht zu fassen vermochten, verehrten in ihm den edelmüthigen Wohlthäter einer sehr großen Anzahl von Hilfsbedürftigen. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens verwandte Kant fast sein ganzes Dienst Einkommen zu milden Zwecken; seine armen Verwandten lebten fast ganz von seinen regelmäßigen Unterstützungen. Das Vermögen, welches er im Laufe seines langen Lebens in uneigennütziger Treue erworben und welches die Geschäftsklugheit seiner Freunde Green und Motherby bis auf mehr als zwanzigtausend Thaler steigerte, hatte er testamentarisch seinen armen Verwandten und denen, die ihn pflegten, vermacht.

Am 28. Februar wurde die Leiche zu Grabe getragen. Ein liberaus zahlreiches Gefolge aus allen Ständen geleitete sie vom Trauerhause zu dem Dome im Kneiphofe, wo unter Bethheiligung sämmtlicher Angehörigen der Universität und der Spitzen der Behörden die Todtenfeier stattfand. Dann wurde der Sarg in dem sogenannten Professorengrabgewölbe an der Nordseite des Domes beigesetzt.

Fünf Jahre nach Kant's Tode wurde das Professorengrabgewölbe geschlossen, über demselben, an der Außenseite des Domes, wurde ein bedeckter Gang hergerichtet, der den Professoren und Studirenden der Universität zum Spazierengehen dienen sollte. An die Nordseite des Domes stoßen nämlich die verschiedenen Gebäude, in welchen sich ehemals die Hörsäle der Albertina befanden, sie bilden mit dem Dome ein unregelmäßiges Viereck. Jener bedeckte Gang erhielt den Namen der „Stoa Kantiana“, am 22. April 1810 wurde er eingeweiht, die Festrede hielt Herbart, Kant's würdiger Nachfolger.

Die beste bildliche Darstellung Kant's besitzt die Universität Königsberg in einer Büste von Marmor, welche Hagemann, ein ausgezeichnete Schüler des ältern Schadow, gearbeitet hat. Sie war früher in dem großen Hörsale des alten Universitätsgebäudes aufgestellt, und bildet jetzt den bedeutungsvollsten Schmuck der Aula des prächtigen neuen Gebäudes am Königsgarten*).

Mit Recht sagt Hermann Grimm in seiner Vorrede zum Leben Kants, daß die Jetztzeit das Bedürfniß der Heroenverehrung hat. Alles Schöne und

*) Der Verfasser bittet, an dieser Stelle das nachzusehen, was in dem Vorworte über den Artikel Kant gesagt worden ist.

Wahre, alle Förderung der Erkenntniß und Aufklärung, jeder Anstoß auf der Bahn des Fortschrittes zum Bessern geht von einzelnen bevorzugten Geistern aus; diese sind gleichsam die Organe, durch welche die Gottheit zu der Menschheit spricht. Einer von diesen Heroen ist Kant. Wie man in der Entwicklungsgegeschichte der Erde einzelne große Schöpfungsperioden unterscheidet, so heben sich auch in der Geschichte des Geistes, in der Entwicklung des menschlichen Denkens einzelne große Abschnitte ab, und jeder Abschnitt hat seine Repräsentanten, seine Heroen, welche gleichsam als siegreiche Feldherren die Mächte der Finsterniß zurückgeschlagen und das Reich der Wahrheit ausgebreitet und befestigt haben.

Während im ganzen Orient das menschliche Denken auf einer niedrigen Stufe der Unselbständigkeit und Unfreiheit stehen blieb und sich von den Fesseln religiöser Fantasterei nicht frei machen konnte, war es den Griechen vorbehalten, das Denken in das ihm gebührende Recht einzusetzen, und es auf die Stufe der Freiheit und Selbständigkeit zu erheben. Das von den Griechen begonnene Werk der geistigen Arbeit ist vorzugsweise von den germanischen Nationen, welche das Salz der Erde genannt werden, fortgesetzt und weitergeführt worden. Gegen infallibilistisches Passenthum auf der einen Seite, und gegen materialistische Verflachung des geistigen Lebens auf der andern Seite haben die germanischen Völker stets in erster Reihe als Kämpfer dagestanden, und die Fahne des echten Idealismus siegreich vorangetragen; und wenn man von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen darf, so wird der Kampf gegen Paphthum und Franzosenthum, der heftiger als je entbrannt ist, auch siegreich zu Ende geführt werden.

Einen hervorragenden Antheil an der Arbeit der Aufklärung hat Kant genommen; er gehört zu den Vorkämpfern, welche das Gebiet der Wahrheit in bahnbrechender Weise gelichtet und erweitert haben.

Eine systematische Darstellung der Kantischen Philosophie wird niemand an dieser Stelle erwarten, wir müssen uns darauf beschränken, Einzelnes aus seiner Philosophie herauszuheben und die wichtigsten Ideen kennen zu lernen, für welche Kant gelebt und gewirkt hat. Auch diese Einzelheiten werden genügen, um ihn als gewaltigen universalen Geist zu erkennen und zu würdigen.

Kant war nicht ein einseitiger Gelehrter; „er wurde vielmehr der geistige Bildner seines Landes im edelsten Sinne des Wortes; er regte höhere geistige Bedürfnisse an, die nicht ausschließlich dem engeren Kreise des gelehrten Standes anheimfielen, die allgemein bei den Gebildeten des Volkes eingeführt, die geistige Entwicklung und Erhebung des Landes rascher förderten. Ein großer Theil der Staatsmänner, welche in den wichtigsten Perioden der Umgestaltung der preussischen Staatsverwaltung als Leiter gewirkt haben, sind unmittelbar aus seiner Schule hervorgegangen, haben unter seinem geistigen Einflusse ihre Bildung gewonnen“^{*)}.

Mit Recht kann man daher sagen, daß es keinen zweiten deutschen Philosophen gegeben hat, welcher einen so großen Einfluß auf das nationale geistige Leben ausgeübt hat, wie Kant. Für die höchsten Güter der Menschheit hat er mit unermüdblicher Ausdauer und mit standhafter Selbstverläugnung gewirkt. Wenn er, wie es seine Gewohnheit war, pünktlich um fünf Uhr Morgens den Schlaf ab-

^{*)} Kant's Werke XI, 5.

schüttelte, dann erhob er sich nicht um vergänglichem Gewinne nachzugehen, sondern um als echter Jünger der Philosophie im Dienste der höchsten Ideen thätig zu sein, welche ein Menschenherz höher schlagen machen, für welche ein Menschenherz sich erwärmen kann.

Denn die Aufgabe, deren Lösung die Philosophie anstrebt, ist die höchste, welche für das menschliche Denken möglich ist, nämlich die, den göttlichen Gedanken der Welterschöpfung nachzudenken, und die göttliche Harmonie, nach welcher alles im Weltall, das Sinnliche wie das Geistige, entsteht, sich bewegt und in neue Formen hinübergeht, zu durchschauen und in den Einzelheiten nachzuweisen. Den Zusammenhang aller Dinge mit dem großen göttlichen Geiste, die ewigen Gesetze, denen alles unterworfen ist, und die letzte Bestimmung, welcher alles Seiende zustrebt, das ist, was die Philosophie ergründen will. Daß diese Aufgabe hier auf Erden nie vollständig gelöst werden kann, daß eine Lösung nur annähernd und in unvollkommener Weise gelingen kann, das darf uns nicht abhalten, immer wieder aufs neue dieser Aufgabe uns zuzuwenden und uns ernsthaft und fortgesetzt mit ihr zu beschäftigen. Denn was wir hier nur unvollkommen im trüben Dämmerlichte unserer beschränkten Einsicht sehen oder ahnen, das werden wir in jenem Leben im göttlichen reinen Lichte der Wahrheit schauen. Denn nur wenn wir in dem schöpferischen Mittelpunkt des Alls ständen und von da aus den Gedanken völlig durchschauen, aus dem es entsprungen ist, könnten wir rückwärts aus ihm die letzten Endzwecke des Einzelnen voraussagen und die höchsten Gesetze der Weltregierung begreifen. Wir können es nicht von unserm menschlichen Standpunkte, der uns nur dem Geschaffenen unmittelbar, aber nicht dem Schöpfer und seinen Absichten gegenüberstellt*). Es ist daher natürlich, daß die großen Räthsel von jeher ungelöst bleiben mußten.

Trotzdem gewährt es dem menschlichen Geiste immer aufs neue ein göttliches ideales Vergnügen, an der Lösung dieser Räthsel zu arbeiten, denn die großen Fragen der Philosophie lehren immer wieder. Diese Fragen sind: 1. Was kann ich wissen? 2. Was soll ich thun? 3. Was darf ich hoffen? 4. Was ist der Mensch?

Die erste Frage beantwortet die Metaphysik, die zweite die Moral, die dritte die Religion, und die vierte die Anthropologie. Der Philosoph muß also bestimmen können 1. die Quellen des menschlichen Wissens, 2. den Umfang des möglichen und den nützlichen Gebrauch alles Wissens, und endlich 3. die Grenzen der Vernunft**).

Wenn einerseits die höchste und letzte Aufgabe der Philosophie darin besteht, daß sie die Welt des Erkannten zu einem harmonischen System zusammenfaßt, so hat sie andererseits wie aus dem eben Mitgetheilten erhellt, auch noch eine andere, mehr der praktischen Anwendung des Denkens zugewandte Aufgabe. Sie soll den richtigen Weg zeigen, auf welchem der Mensch das Gebiet des Wissens erobern soll, sie soll gleichsam die Leuchte sein, um dem Forscher den richtigen Pfad zu erleuchten und ihn auf demselben zu erhalten. Von wie großer Bedeutung nach dieser Richtung hin die Philosophie für das ganze Gebiet der menschlichen Erkenntniß

*) Loge, Mikrokosmos I, am Schlusse. **) Kant I, 347.

ist, erhellt am besten aus der Thatfache, daß der Anstoß zu der neuern Naturforschung von der Philosophie ausgegangen ist, indem von der letztern diejenige Methode des Forschens begründet und zur Geltung gebracht wurde, durch welche die Naturwissenschaften auf die jetzige wissenschaftliche Höhe gebracht worden sind.

Der Begründer dieser Methode war Francis Bacon (1561 bis 1626, auch Vato von Verulam und Viscount St. Albans genannt, unter Jakob I. Lordsigelbewahrer und Großkanzler), der daher mit Recht an die Spitze der neuern Philosophie gestellt wird. Vor ihm hatte sich die gesammte Wissenschaft in leere und unfruchtbare Wortstreitigkeiten verloren; von eigentlicher Erforschung der Wahrheit, wie sie heute auf allen Gebieten gelbt wird, war keine Rede; die sogenannte Wissenschaft war ein Labyrinth von abstrakten fantastischen Theorien und überlieferten Vorurtheilen; Aberglaube und blinder Religioseifer arbeiteten mehr an der Befestigung des Irrthums als an der Förderung der Wahrheit. Vato führte eine völlige Erneuerung der Wissenschaft herbei dadurch, daß er eine neue Methode aufstellte: die Methode der Induktion. Diese Methode besteht darin, daß genaue Erfahrungen gesammelt und zuverlässige Experimente angestellt werden, und daß von hier aus Schlüsse auf das Allgemeine gemacht werden. Auf diese Weise ist man dahin gelangt, eine große Zahl der wichtigsten Entdeckungen zu machen und die Natur in ihrem gesetzmäßigen Schaffen gleichsam zu belauschen. Der ganze ungeheure Fortschritt der Naturwissenschaften ist begründet auf die Einführung dieser richtigen Methode und datirt von daher. Man kann daher mit Recht sagen, daß die Philosophie, wenn sie gleich im Mittelalter wie ein Irrlicht die Menschen in die Sümpfe und Moräste des Irrthums verlockte, doch auch wieder die wahre Leuchte für die richtige und heilbringende Erforschung der Wahrheit geworden ist.

Diese neue Philosophie, welche von Vato begründet ist, ist von Kant auf die höchste Stufe der Entwicklung geführt worden. Während Vato nur die allgemeinen Grundsätze aufgestellt hat, nach denen die Forschung verfahren muß, hat Kant wie ein großartiger Baumeister den innern Ausbau des ganzen wissenschaftlichen Gebäudes in einer Weise gefördert, die stets unsere Bewunderung und unser Interesse im höchsten Grade erregen wird. Kant's System kann einem mächtigen gothischen Dome verglichen werden, der, wenn er gleich nicht ganz frei ist von scholastischem Schnörkelwerk und manche nicht sehr helle Gänge enthält, doch an Schönheit und Pracht alles überstrahlt. Wenn wir hier auch nur einzelne Blöcke in den wunderbaren Bau thun können, so werden sie doch eine Ahnung von der Großartigkeit des Ganzen geben.

1. Um sich überhaupt von dem Gange der philosophischen Forschung eine Vorstellung zu machen und um insbesondere das wissenschaftliche Verfahren Kant's zu begreifen, muß man sich die beiden Ausdrücke „analytisch“ und „synthetisch“ klar machen.

„Man kann zu einem jeden allgemeinen Begriffe auf zweierlei Wegen kommen, entweder durch die willkürliche Verbindung der Begriffe (synthetisch), oder durch Absonderung von derjenigen Erkenntniß, welche durch Zergliederung ist deutlich gemacht worden (analytisch). Die Mathematik faßt niemals anders Definitionen ab, als auf die erstere Art, sie gelangt zu allen ihren Definitionen synthetisch.

Ein Regel mag sonst bedeuten was er wolle, in der Mathematik entsteht er aus der willkürlichen Vorstellung eines rechtwinkligen Dreiecks, das sich um eine Seite dreht. Der Begriff, den ich erkläre, ist nicht vor der Definition gegeben, sondern er entspringt allererst durch dieselbe. Die Erklärung entspringt hier und in allen anderen Fällen offenbar durch die Synthesis.

„Mit den Definitionen der Weltweisheit ist es ganz anders bewandt. Es ist hier der Begriff von einem Dinge schon gegeben, aber verworren oder noch nicht genugsam bestimmt. Ich muß ihn zergliedern (analysiren), die abgesonderten Merkmale zusammen mit dem gegebenen Begriffe in allerlei Fällen vergleichen, und diesen abstrakten Gedanken ausführlich und bestimmt machen. Jedermann hat z. B. einen Begriff von der Zeit; dieser soll erklärt werden. Ich muß diese Idee in allerlei Beziehungen betrachten, um Merkmale derselben durch Zergliederung zu entdecken, verschiedene abstrahirte Merkmale verknüpfen, ob sie einen zureichenden Begriff geben und unter einander zusammenhalten, ob nicht zum Theil eine die andere in sich schließe. Wollte ich hier synthetisch auf eine Definition der Zeit zu kommen suchen, welsch ein glücklicher Zufall müßte sich ereignen, wenn dieser Begriff gerade derjenige wäre, der die uns gegebene Idee völlig ausdrückte.

„Es ist das Geschäft der Weltweisheit, Begriffe, die als verworren gegeben sind, zu zergliedern, ausführlich und bestimmt zu machen; der Mathematik aber, gegebene Begriffe von Größen, die klar und sicher sind, zu verknüpfen und zu vergleichen, um zu sehen, was hieraus gefolgert werden könne. Die Mathematik kann daher nie demselben unglücklichen Zwiste ausgesetzt sein als die Weltweisheit*).

2. Sehr charakteristisch für Kant's Philosophie ist die kleine Abhandlung aus dem Jahre 1784: „Was ist Aufklärung?“ — Diese Abhandlung kann gewissermaßen als das Programm angesehen werden für das wissenschaftliche Streben und Forschen Kant's. Es charakterisirt die ganze damalige Epoche: auf allen Gebieten nahm die Menschheit einen heroischen kühnen Aufschwung; ein großartiges, zuletzt sich selbst überschätzendes Streben nach Aufklärung und Verbesserung riß alles mit sich fort. Selbst ein solcher kühler Verstandesmensch wie Kant wird in dieser Abhandlung ungewöhnlich erregt, und er gebraucht die Waffen eines bitteren Spottes und scharfen Wizes.

„Aufklärung,“ sagt er, „ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen sich seines Verstandes ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.

„Fauleit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen, nachdem die Natur sie längst von fremder Leitung freigesprochen, dennoch gern zeitlebens unmündig bleiben, und warum es Anderen so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen.

*) Kant I, 67. Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral. 1764.

Es ist so bequem, unmlindig zu sein! Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurtheilt, u. s. w. so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe nicht nöthig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann, Andere werden das verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen. Daß der bei weitem größte Theil der Menschen (darunter das ganze schöne Geschlecht) den Schritt zur Mlindigkeit, außerdem daß er beschwerlich ist, auch für sehr beschwerlich halte, dafür sorgen schon jene Vormlinder, die die Oberaufsicht über sie glttigt auf sich genommen haben. Nachdem sie ihr Hausvieh zuerst dumm gemacht haben und sorgfältig verhtteten, daß diese ruhigen Geschöpfe ja keinen Schritt außer dem Gängelwagen, darin sie sie einsperrten, wagen durften, so zeigen sie ihnen nachher die Gefahr, die ihnen droht, wenn sie es versuchen, allein zu gehen. Nun ist diese Gefahr zwar eben so groß nicht, denn sie würden durch einigemal Fallen wohl endlich gehen lernen, allein ein Beispiel von der Art macht doch schüchtern und schreckt gemeinlich von allen ferneren Versuchen ab. Es ist also für jeden einzelnen Menschen schwer, sich aus der ihm beinahe zur Natur gewordenen Unmlindigkeit herauszuarbeiten. Er hat sie sogar lieb gewonnen und ist vor der Hand wirklich unfähig, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, weil man ihn niemals den Versuch davon machen ließ. Satzungen und Formeln, diese mechanischen Werkzeuge eines vernünftigen Gebrauchs oder vielmehr Mißbrauchs seiner Naturgaben, sind die Fußschellen einer immerwährenden Unmlindigkeit. Daher gibt es nur wenige, denen es gelungen ist, durch eigene Bearbeitung ihres Geistes sich aus der Unmlindigkeit herauszuwickeln und dennoch einen sichern Gang zu thun.

Daß aber ein Publikum sich selbst aufkläre, ist eher möglich, ja es ist, wenn man ihm nur Freiheit läßt, unausbleiblich. Denn da werden sich immer einige Selbstdenkende sogar unter den eingesezten Vormlindern des großen Haufens finden, welche, nachdem sie das Joch der Unmlindigkeit selbst abgeworfen haben, den Geist einer vernünftigen Schätzung des eigenen Werthes, und des Berufes jedes Menschen, selbst zu denken, um sich verbreiten werden. Besonders ist hierbei: daß das Publikum, welches zuvor von ihnen unter dieses Joch gebracht worden, sie hernach selbst zwingt darunter zu bleiben, wenn es von einigen seiner Vormlinder, die selbst aller Aufklärung unfähig sind, dazu aufgewiegt worden; so schädlich ist es, Vorurtheile zu pflanzen, weil sie sich zuletzt an denen selbst rächen, die oder deren Vorgänger ihre Urheber gewesen sind. Daher kann ein Publikum nur langsam zur Aufklärung gelangen. Durch eine Revolution wird vielleicht wohl ein Abfall von persönlichem Despotismus und gewinnsüchtiger oder herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen, sondern neue Vorurtheile werden ebensowohl als die alten zum Leitbände des gedankenlosen großen Haufens dienen.

Zu dieser Aufklärung aber wird nichts erfordert als Freiheit, und zwar die unschädlichste unter allem, was nur Freiheit heißen mag, nämlich die: von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen. Nun höre ich aber von allen Seiten rufen: Rasonnirt nicht! Der Offizier sagt: rasonnirt nicht, sondern exercirt! Der Finanzrath: rasonnirt nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: rasonnirt nicht, sondern glaubt! Nur ein einziger Herr in der Welt

sagt: räsonnirt so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt, aber gehorcht!) Hier ist überall Einschränkung der Freiheit. Welche Einschränkung aber ist der Aufklärung hinderlich? welche nicht, sondern ihr wohl gar förderlich? — Ich antworte: der öffentliche Gebrauch seiner Vernunft muß jederzeit frei sein, und der allein kann Aufklärung unter den Menschen zu Stande bringen; der Privatgebrauch derselben aber darf öfters sehr enge eingeschränkt sein, ohne doch darum den Fortschritt der Aufklärung sonderlich zu hindern. Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauche seiner eigenen Vernunft denjenigen, den jemand als Gelehrter von ihr vor dem ganzen Publikum der Leserwelt macht. Den Privatgebrauch nenne ich denjenigen, den er in einem gewissen ihm anvertrauten bürgerlichen Posten oder Amte von seiner Vernunft machen darf.“

Mit diesem Eifer die Aufklärung zu fördern hängt die Ansicht Kant's von dem Fortschreiten der Menschheit zum Bessern zusammen. Er sagt hierüber in einem Kapitel „wahrsagende Geschichte der Menschheit“ aus dem Streit der Fakultäten (I, 291): „Es ist ein nicht bloß gutgemeinter und in praktischer Absicht empfehlungswürdiger, sondern allen Ungläubigen zum Trost auch für die strengste Theorie haltbarer Satz: daß das menschliche Geschlecht im Fortschreiten zum Bessern immer gewesen sei, und so fernerhin fortgehen werde, welches, wenn man nicht bloß auf das sieht, was in irgend einem Volke geschehen kann, sondern auch auf die Verbreitung über alle Völker der Erde, die nach und nach daran theilnehmen dürften, die Aussicht in eine unabsehbare Zeit eröffnet; wofern nicht etwa auf die erste Epoche einer Naturrevolution, die (nach Kamper und Blumenbach) bloß das Thier- und Pflanzenreich, ehe noch Menschen waren, vergrub, noch eine zweite folgt, welche auch dem Menschengeschlechte ebenso mitspielt, um andere Geschöpfe auf diese Bühne treten zu lassen u. s. w. Denn für die Allgewalt der Natur, oder vielmehr ihrer uns unerreichbaren obersten Ursache ist der Mensch wiederum nur eine Kleinigkeit. Daß ihn aber auch die Herrscher von seiner eigenen Gattung dafür nehmen und als eine solche behandeln, indem sie ihn theils thierisch, als bloßes Werkzeug ihrer Absichten belasten, theils in ihren Streitigkeiten gegeneinander aufstellen, um sie schlachten zu lassen, — das ist keine Kleinigkeit, sondern Umkehrung des Endzwecks der Schöpfung selbst.“ —

3. Erscheinung. Das Ding an sich. Verstand. Vernunft. (Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. VIII, 84.)

„Es ist eine Bemerkung, welche anzustellen eben kein subtiles Nachdenken erfordert wird, sondern von der man annehmen kann, daß sie wohl der gemeinste Verstand, obzwar nach seiner Art durch eine dunkle Unterscheidung der Urtheilskraft, die er Gefühl nennt, machen mag: daß alle Vorstellungen, die uns ohne unsere Willkür kommen (wie die der Sinne), uns die Gegenstände nicht anders zu erkennen geben, als sie uns affiziren, wobei, was sie an sich sein mögen, uns unbekannt bleibt, mithin daß, was diese Art Vorstellungen betrifft, wir dadurch auch bei der angestrengtesten Aufmerksamkeit und Deutlichkeit, die der Verstand nur immer hinzusetzen mag, doch bloß zur Erkenntniß der Erscheinungen, niemals der Dinge an sich selbst gelangen können. Sobald dieser Unterschied (allenfalls bloß durch die bemerkte Verschiedenheit zwischen den Vorstellungen, die uns anderswoher gegeben werden, und dabei wir leidend sind, von denen die wir

leblich aus uns selbst hervorbringen und dabei wir unsere Thätigkeit beweisen) einmal gemacht ist, so folgt von selbst, daß man hinter den Erscheinungen doch noch etwas anderes, was nicht Erscheinung ist, nämlich die Dinge an sich, einräumen und annehmen müsse, ob wir gleich uns von selbst bescheiden, daß, da sie uns niemals bekannt werden können, sondern immer nur, wie sie uns affiziren, wir ihnen nicht näher treten und, was sie an sich sind, niemals wissen können. Dieses muß eine, obzwar rohe, Unterscheidung einer Sinnewelt von der Verstandeswelt abgeben, davon die erstere, nach Verschiedenheit der Sinnlichkeit in mancherlei Weltbeschauern, auch sehr verschieden sein kann, indessen die zweite, die ihr zu Grunde liegt, immer dieselbe bleibt. Sogar sich selbst und zwar nach der Kenntniß, die der Mensch durch innere Empfindung von sich hat, darf er sich nicht anmaßen zu erkennen, wie er an sich selbst sei. Denn da er doch sich selbst nicht gleichsam schafft und seinen Begriff nicht a priori*), sondern empirisch (durch die Erfahrung) bekommt, so ist natürlich, daß er auch von sich durch den innern Sinn und folglich nur durch die Erscheinung seiner Natur und die Art wie sein Bewußtsein affizirt wird, Kunde einzuziehen könne, indessen er doch nothwendiger Weise über diese aus lauter Erscheinungen zusammengesetzte Beschaffenheit seines eigenen Subjekts noch etwas anderes zum Grunde liegendes, nämlich sein Ich, so wie es an sich selbst beschaffen sein mag, annehmen und sich also in Absicht auf die bloße Wahrnehmung und Empfänglichkeit der Empfindungen zur Sinnewelt, in Ansehung dessen aber, was in ihm reine Thätigkeit sein mag (dessen was gar nicht durch Affizirung der Sinne, sondern unmittelbar zum Bewußtsein gelangt), sich zur intellektuellen Welt zählen muß, die er doch nicht weiter kennt.

„Vergleichen Schluß muß der nachdenkende Mensch von allen Dingen, die ihm vorkommen mögen, fällen; vermuthlich ist er auch im gemeinsten Verstande anzutreffen, der, wie bekannt, sehr geneigt ist, hinter den Gegenständen der Sinne noch immer etwas Unsichtbares, für sich selbst Thätiges zu erwarten, es aber wieder dadurch verdirbt, daß er dieses Unsichtbare sich bald wiederum verfinstert, d. h. zum Gegenstande der Anschauung machen will und dadurch also nicht um einen Grad klüger wird.

„Nun findet der Mensch in sich wirklich ein Vermögen, dadurch er sich von allen anderen Dingen, ja von sich selbst, insofern er durch Gegenstände affizirt wird, unterscheidet, und das ist die Vernunft. Diese, als reine Selbstthätigkeit, ist sogar darin noch über den Verstand erhoben, daß, obgleich dieser auch Selbstthätigkeit ist und nicht, wie der Sinn, bloß Vorstellungen enthält, die nur entspringen, wenn man von Dingen affizirt (mithin leidend) ist, er dennoch aus seiner Thätigkeit keine andere Begriffe hervorbringen kann, als die, welche bloß dazu dienen, um die sinnlichen Vorstellungen unter Regeln zu bringen und sie dadurch in einem Bewußtsein zu vereinigen, ohne welchen Gebrauch der Sinnlichkeit er gar nichts denken würde, da hingegen die Vernunft unter dem Namen der Ideen eine so reine Spontaneität zeigt, daß er dadurch weit über alles, was ihm Sinnlichkeit nur liefern kann, hinausgeht, und ihr vornehmste

*) a priori bedeutet das durch sich selbst oder aus Vernunftgründen (ohne Erfahrung) Erkante; a posteriori heißt: aus der Erfahrung erkannt.

Geschäft darin beweist, Sinnenwelt und Verstandeswelt von einander zu unterscheiden, dadurch aber dem Verstande selbst seine Schranken vorzuzeichnen.

Um deswillen muß ein vernünftiges Wesen sich selbst, als Intelligenz (also nicht von Seiten seiner unteren Kräfte), nicht als zur Sinnen-, sondern zur Verstandeswelt gehörig ansehen; mithin hat es zwei Standpunkte, daraus es sich selbst betrachten und Gesetze des Gebrauchs seiner Kräfte, folglich aller seiner Handlungen, erkennen kann, einmal, sofern es zur Sinnenwelt gehört, unter Naturgesetzen (Heteronomie), zweitens, als zur intelligibeln Welt gehörig, unter Gesetzen, die, von der Natur unabhängig, nicht empirisch, sondern bloß in der Vernunft gegründet sind.“

4. Freiheit. (Grundlegung zur Metaphisik der Sitten. VIII, 80. 86. 92.)

„Als ein vernünftiges, mithin zur intelligibeln Welt gehöriges Wesen kann der Mensch die Kausalität seines eigenen Willens niemals anders als unter der Idee der Freiheit denken; denn Unabhängigkeit von den bestimmten Ursachen der Sinnenwelt (vergleichen die Vernunft jederzeit sich selbst beilegen muß) ist Freiheit. Mit der Idee der Freiheit ist nun der Begriff der Autonomie*) unzertrennlich verbunden, mit diesem aber das allgemeine Prinzip der Sittlichkeit, welches in der Idee allen Handlungen vernünftiger Wesen ebenso zum Grunde liegt, als Naturgesetz allen Erscheinungen.

„Es ist nicht genug, daß wir unserm Willen, es sei aus welchem Grunde, Freiheit zuschreiben, wenn wir nicht ebendieselbe auch allen vernünftigen Wesen beizulegen hinreichenden Grund haben. Denn da Sittlichkeit für uns bloß als für vernünftige Wesen zum Gesetze dient, so muß sie auch für alle vernünftige Wesen gelten, und da sie lediglich aus der Eigenschaft der Freiheit abgeleitet werden muß, so muß auch Freiheit als Eigenschaft des Willens aller vernünftigen Wesen bewiesen werden, und es ist nicht genug, sie aus gewissen vermeintlichen Erfahrungen von der menschlichen Natur darzuthun (wiewohl dieses auch schlechterdings unmöglich ist und lediglich a priori dargethan werden kann), sondern man muß sie als zur Thätigkeit vernünftiger und mit einem Willen begabter Wesen überhaupt beweisen. Ich sage nun: ein jedes Wesen, das nicht anders als unter der Idee der Freiheit handeln kann, ist eben darum, in praktischer Rücksicht, wirklich frei, d. h. es gelten für dasselbe alle Gesetze, die mit der Freiheit unzertrennlich verbunden sind, ebenso, als ob sein Wille auch an sich selbst, und in der theoretischen Philosophie gültig, für frei erklärt würde. Nun behaupte ich, daß wir jedem vernünftigen Wesen, das einen Willen hat, nothwendig auch die Idee der Freiheit zeigen müssen, unter der es allein handle. Denn in einem solchen Wesen denken wir uns eine Vernunft, die praktisch ist, d. h. Kausalität in Ansehung ihrer Objekte hat. Nun kann man sich unmöglich eine Vernunft denken, die mit ihrem eigenen Bewußtsein in Ansehung ihrer Urtheile anderwärts her eine Lenkung empfinde, denn alsdann würde das Subjekt nicht seiner Vernunft, sondern einem Antriebe die Bestimmung der Urtheilskraft zuschreiben. Sie muß sich selbst als Urheberin ihrer Prinzipien ansehen, unabhängig von fremden Einflüssen, folglich muß sie

*) Selbstgesetzgebung, die sittliche oder Willensfreiheit des Menschen.

als praktische*) Vernunft, oder als Wille eines vernünftigen Wesens, von ihr selbst als frei angesehen werden, d. h. der Wille desselben kann nur unter der Idee der Freiheit ein eigener Wille sein, und muß also in praktischer Absicht allen vernünftigen Wesen beigelegt werden. —

„Der Rechtsanspruch, selbst der gemeinen Menschenvernunft auf Freiheit des Willens gründet sich auf das Bewußtsein und die zugestandene Voraussetzung der Unabhängigkeit der Vernunft von bloß subjektiv bestimmten Ursachen, die insgesamt das ausmachen, was bloß zur Empfindung, mithin unter die allgemeine Benennung der Sinnlichkeit gehört. Der Mensch, der sich auf solche Weise als Intelligenz betrachtet, setzt sich dadurch in eine andere Ordnung der Dinge und in ein Verhältniß zu bestimmenden Gründen von ganz anderer Art, wenn er sich als Intelligenz mit einem Willen, folglich mit Kausalität begabt denkt, als wenn er sich wie Phänomen in der Sinnenwelt (welches er wirklich auch ist) wahrnimmt, und seine Kausalität, äußerer Bestimmung nach, Naturgesetzen unterwirft. Nun wird er bald inne, daß beides zugleich stattfinden könne, ja sogar müsse. Denn daß ein Ding in der Erscheinung (das zur Sinnenwelt gehörig) gewissen Gesetzen unterworfen ist, von welchen ebendasselbe als Ding oder Wesen an sich selbst unabhängig ist, enthält nicht den mindesten Widerspruch; daß er sich selbst aber auf diese zwiefache Art denken und vorstellen müsse, beruht, was das erste betrifft, auf dem Bewußtsein seiner selbst als durch Sinne affizierten Gegenstandes, was das zweite anlangt, auf dem Bewußtsein seiner selbst als Intelligenz, d. h. als unabhängig im Vernunftgebrauch von sinnlichen Eindrücken (mithin als zur Verstandeswelt gehörig).

„Daher kommt es, daß der Mensch sich eines Willens anmaßt, der nicht auf seine Rechnung kommen läßt, was bloß zu seinen Begierden und Neigungen gehört, und dagegen Handlungen durch sich als möglich, ja gar als notwendig denkt, die nur mit Hintansetzung aller Begierden und sinnlichen Anreizungen geschehen können. Die Kausalität derselben liegt in ihm als Intelligenz und in den Gesetzen der Wirkungen und Handlungen nach Prinzipien einer intelligiblen Welt, von der er wohl nichts weiter weiß, als daß darin lediglich die Vernunft, und zwar reine, von Sinnlichkeit unabhängige Vernunft das Gesetz gebe. —

„Die Vernunft würde alle ihre Grenzen überschreiten, wenn sie es sich zu erklären unterlinge, wie reine Vernunft praktisch sein könne, welches völlig einerlei mit der Aufgabe sein würde, zu erklären, wie Freiheit möglich sei.

„Denn wir können nichts erklären, als was wir auf Gesetze zurückführen können, deren Gegenstand in irgend einer möglichen Erfahrung gegeben werden kann. Freiheit aber ist eine bloße Idee, deren objektive Realität auf keine Weise nach Naturgesetzen, mithin auch nicht in irgend einer möglichen Erfahrung dargethan werden kann; die also darum, weil ihr selbst niemals nach irgend einer Analogie ein Beispiel untergelegt werden mag, niemals begriffen oder auch nur eingesehen werden kann. Sie gilt nur als notwendige Voraussetzung der Vernunft in einem Wesen, das sich eines Willens, d. h. eines vom bloßen Begehrungsvermögen noch verschiedenen Vermögens (nämlich sich zum Handeln als Intelligenz,

*) Praktisch = eine den Willen bestimmende Ursache.

mithin nach Gesetzen der Vernunft, unabhängig von Naturinstinkten, zu bestimmen), bewußt zu sein glaubt. Wo aber Bestimmung nach Naturgesetzen aufhört, da hört auch alle Erklärung auf, und es bleibt nichts übrig als Verteidigung, d. h. Abweisung der Einwürfe derer, die tiefer in das Wesen der Dinge geschaut zu haben vorgeben und darum die Freiheit dreist für unmöglich erklären. Man kann ihnen nur zeigen, daß der vermeintlich von ihnen darin entdeckte Widerspruch nirgend anders liege, als darin daß, da sie, um das Naturgesetz in Ansehung menschlicher Handlungen geltend zu machen, den Menschen nothwendig als Erscheinung betrachten mußten, und nun, da man von ihnen fordert, daß sie ihn als Intelligenz auch als Ding an sich selbst denken sollten, sie ihn immer auch da noch als Erscheinung betrachten, wo denn freilich die Absonderung seiner Kaufalität (d. h. seines Willens) von allen Naturgesetzen der Sinnenwelt in einem und demselben Subjekte im Widerspruche stehen würde, welcher aber wegfällt, wenn sie sich bestimmen, und, wie billig, eingestehen wollten, daß hinter den Erscheinungen doch die Sachen an sich selbst (ob zwar verborgen) zum Grunde liegen müssen, von deren Wirkungsgeetzen man nicht verlangen kann, daß sie mit denen einerlei sein sollten, unter denen ihre Erscheinungen stehen.“

5. Der gute Wille. (Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, VIII, 15 ff.)

„Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille. Verstand, Wiß, Urtheilskraft und wie die Talente des Geistes sonst heißen mögen, oder Muth, Entschlossenheit, Beharrlichkeit im Vorsatze, als Eigenschaften des Temperaments, sind ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswerth, aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll, und dessen eigenthümliche Beschaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut ist. Mit den Glücksgaben ist es ebenso bewandt. Macht, Reichthum, Ehre, selbst Gesundheit, und das ganze Wohlbefinden und Zufriedenheit mit seinem Zustande, unter dem Namen der Glückseligkeit, machen Muth, und hierdurch öfters auch Uebermuth, wo nicht ein guter Wille da ist, der den Einfluß derselben aufs Gemüth und hiermit auch das ganze Prinzip zu handeln berichtige und allgemein-zweckmäßig mache; ohne zu erwähnen, daß ein vernünftiger unparteiischer Zuschauer sogar am Anblicke eines ununterbrochenen Wohlergehens eines Wesens, das kein Zug eines reinen und guten Willens zielt, nimmermehr ein Wohlgefallen haben kann, und so der gute Wille die unerläßliche Bedingung selbst der Würdigkeit glücklich zu sein auszumachen scheint. —

„Der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt und ausrichtet, nicht durch seine Tauglichkeit zu Erreichung irgend eines vorgeetzten Zweckes, sondern allein durch das Wollen, d. h. an sich gut. Wenngleich durch eine besondere Ungunst des Schicksals oder durch kargliche Ausstattung einer stiefmütterlichen Natur es diesem Willen gänzlich an Vermögen fehlte seine Absicht durchzusetzen; wenn bei seiner größten Bestrebung dennoch nichts von ihm ausgerichtet würde, und nur der gute Wille (freilich nicht etwa ein bloßer Wunsch, sondern als die Aufbietung aller Mittel, so weit sie in unserer Gewalt sind) übrig bliebe: so würde er wie ein Juwel doch für sich selbst glänzen als etwas, das seinen vollen

Werth in sich selbst hat. Die Nützlichkeit oder Fruchtlosigkeit kann diesem Werthe weder etwas zusetzen noch abnehmen. Es liegt gleichwohl in dieser Idee von dem absoluten Werthe des bloßen Willens, ohne eigenen Nutzen bei Schätzung desselben in Anschlag zu bringen, etwas so Befremdliches, daß, ungeachtet aller Einstimmung selbst der gemeinen Vernunft mit derselben, dennoch ein Verdacht entspringen muß, daß vielleicht bloß hochfliegende Fantasterei ingeheim zum Grunde liege, und die Natur in ihrer Absicht, warum sie unserm Willen Vernunft zur Regiererin beigelegt habe, falsch verstanden sein möge. Daher wollen wir diese Idee aus diesem Gesichtspunkte auf die Prüfung stellen.

„In den Naturanlagen eines organisirten, d. h. zweckmäßig zum Leben eingerichteten Wesens nehmen wir es als Grundsatz an, daß kein Werkzeug zu irgend einem Zwecke in demselben angetroffen werde, als was auch zu demselben das schicklichste und ihm am meisten angemessen ist. Wäre nun an einem Wesen, das Vernunft und einen Willen hat, seine Erhaltung, sein Wohlergehen, mit Einem Worte seine Glückseligkeit der eigentliche Zweck der Natur, so hätte sie ihre Veranstaltung dazu sehr schlecht getroffen, sich die Vernunft des Geschöpfes zur Ausrichterin dieser ihrer Absicht zu ersehen. Denn alle Handlungen, die es in dieser Absicht auszuüben hat, und die ganze Regel seines Verhaltens würden ihm weit genauer durch Instinkt vorgezeichnet, und jener Zweck weit sicherer dadurch haben erhalten werden können, als es jemals durch Vernunft geschehen kann, und sollte diese ja obenein dem begünstigten Geschöpfe ertheilt worden sein, so würde sie ihm nur dazu haben dienen müssen, um über die glückliche Anlage seiner Natur Betrachtungen anzustellen, sie zu bewundern, sich ihrer zu erfreuen und der wohlthätigen Ursache dafür dankbar zu sein; nicht aber, um sein Begehrensvermögen jener schwachen und trüglichen Leitung zu unterwerfen und in der Naturabsicht zu pfuschen; mit Einem Worte, sie würde verhütet haben, daß Vernunft in praktischen Gebrauch ausschläge und die Vermessenheit hätte, mit ihren schwachen Einsichten ihr selbst den Entwurf der Glückseligkeit und der Mittel dazu zu gelangen, auszudenken; die Natur würde nicht allein die Wahl der Zwecke, sondern auch die Mittel selbst übernommen und beide mit weiser Vorsorge lediglich dem Instinkte anvertraut haben.

„In der That finden wir auch, daß, je mehr eine kultivirte Vernunft sich in der Absicht auf den Genuß des Lebens und der Glückseligkeit abgibt, desto weiter der Mensch von der wahren Zufriedenheit abkomme, woraus bei vielen, und zwar den versuchtesten im Gebrauche derselben, wenn sie nur aufrichtig genug sind, es zu gestehen, ein gewisser Grad von Misologie, d. h. Haß der Vernunft entspringt, weil sie nach dem Ueberflusse alles Vortheils, den sie, ich will nicht sagen von der Erfindung aller Künste des gemeinen Luxus, sondern sogar von den Wissenschaften (die ihnen am Ende auch ein Luxus des Verstandes zu sein scheinen) ziehen, dennoch finden, daß sie sich in der That nur mehr Mühseligkeit auf den Fuß gezogen, als an Glückseligkeit gewonnen haben, und darüber endlich den gemeinen Schlag der Menschen, welcher der Leitung des bloßen Naturinstinkts näher ist, und der seiner Vernunft nicht viel Einfluß auf sein Thun und Lassen verstatet, eher beneiden als gering schätzen. Und so weit muß man gehen, daß das Urtheil derer, welche die ruhmredigen Hochpreisungen der Vortheile, die uns die Vernunft

in Ansehung der Glückseligkeit und Zufriedenheit des Lebens verschaffen sollte, sehr mäßigen und sogar unter Null herabsetzen, keineswegs grämlich oder gegen die Güte der Weltregierung undankbar sei, sondern daß diesen Urtheilen insgeheim die Idee von einer andern und viel würdigern Absicht ihrer Existenz zum Grunde liege, zu welcher, und nicht zu der Glückseligkeit, die Vernunft ganz eigentlich bestimmt sei, und welcher darum, als oberster Bedingung, die Privatabsicht des Menschen größtentheils nachstehen muß.

„Denn da die Vernunft dazu nicht tauglich genug ist, um den Willen in Ansehung der Gegenstände desselben und der Befriedigung aller unserer Bedürfnisse (die sie zum Theil selbst vervielfältigt) sicher zu leiten, als zu welchem Zwecke ein eingepflanzter Naturinstinkt viel gewisser geführt haben würde, gleichwohl aber uns Vernunft als praktisches Vermögen, d. h. als ein solches, das Einfluß auf den Willen haben soll, dennoch zugetheilt ist; so muß die wahre Bestimmung derselben sein, einen, nicht etwa in anderer Absicht als Mittel, sondern an sich selbst guten Willen hervorzubringen, wozu schlechterdings Vernunft nöthig war, wo anders die Natur überall in Austheilung ihrer Anlagen zweckmäßig zu Werke gegangen ist. Dieser Wille darf also zwar nicht das einzige und das ganze, aber er muß doch das höchste Gut und zu allem Uebrigen, selbst allem Verlangen nach Glückseligkeit, die Bedingung sein, in welchem Falle es sich mit der Weisheit der Natur gar wohl vereinigen läßt, wenn man wahrnimmt, daß die Kultur der Vernunft, die zur ersten und unbedingten Absicht erforderlich ist, die Erreichung der zweiten, die jederzeit bedingt ist, nämlich der Glückseligkeit, wenigstens in diesem Leben auf mancherlei Weise einschränke, ja sie selbst unter nichts herabbringen könne, ohne daß die Natur darin unzweckmäßig verfare, weil die Vernunft, die ihre höchste praktische Bestimmung in der Gründung eines guten Willens erkennt, bei Erreichung dieser Absicht nur einer Zufriedenheit nach ihrer eigenen Art, nämlich aus der Erfüllung eines Zwecks, den wiederum nur Vernunft bestimmt, fähig ist, sollte dieses auch mit manchem Abbruch, der den Zwecken der Neigung geschieht, verbunden sein.“

6. Kategorischer Imperativ. Pflicht. (Grundlegung zur Metaphysik der Sitten VIII, 37. Kritik der praktischen Vernunft VIII, 214.)

„Ein vollkommen guter Wille würde unter objektiven Gesetzen (des Guten) stehen, aber nicht dadurch als zu gesetzmäßigen Handlungen genöthigt vorgestellt werden können, weil er von selbst, nach seiner subjektiven Beschaffenheit, nur durch die Vorstellung des Guten bestimmt werden kann. Daher gelten für den göttlichen und überhaupt für einen heiligen Willen keine Imperativen; das Sollen ist hier am unrechten Ort, weil das Wollen schon von selbst mit dem Gesetze nothwendig einstimmig ist. Daher sind Imperativen nur Formeln, das Verhältniß objektiver Gesetze des Wollens überhaupt zu der subjektiven Unvollkommenheit des Willens dieses oder jenes vernünftigen Wesens, z. B. des menschlichen Willens, auszudrücken.

Alle Imperativen werden durch ein Sollen ausgedrückt, und zeigen dadurch als Verhältniß eines objektiven Gesetzes der Vernunft zu einem Willen an, der einer subjektiven Beschaffenheit nach dadurch nicht nothwendig bestimmt wird. Die Imperativen sagen, daß etwas zu thun oder zu unterlassen gut sein würde, allein

sie sagen es einem Willen, der nicht immer darum etwas thut, weil ihm vorgestellt wird, daß es zu thun gut sei.

Alle Imperativen gebieten entweder hypothetisch oder kategorisch. Jene stellen die praktische Nothwendigkeit einer möglichen Handlung als Mittel zu etwas andern, was man will (oder doch möglich ist, daß man es wolle) zu gelangen vor. Der kategorische Imperativ ist der, welcher eine Handlung als für sich selbst, ohne Beziehung auf einen andern Zweck als objektiv-nothwendig vorstellt. Der kategorische Imperativ ist also derjenige, welcher, ohne irgend eine andere durch ein gewisses Verhalten zu erreichende Absicht als Bedingung zu Grunde zu legen, dieses Verhalten unmittelbar gebietet. Er betrifft nicht die Materie der Handlung und das, was aus ihr erfolgen soll, sondern die Form und das Prinzip, woraus sie selbst folgt, und das Wesentlich-Gute derselben besteht in der Gesinnung, der Erfolg mag sein, welcher er wolle. Dieser Imperativ mag der der Sittlichkeit heißen.

Der kategorische Imperativ ist also nur ein einziger und zwar dieser: handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde.

Bemerkung. Maxime ist das subjektive Prinzip zu handeln, und muß vom objektiven Prinzip, nämlich dem praktischen Gesetze, unterschieden werden. Jene enthält die praktische Regel, durch welche die Vernunft den Bedingungen des Subjekts gemäß bestimmt wird, und ist also der Grundsatz, nach welchem das Subjekt handelt; das Gesetz aber ist das objektive Prinzip, gültig für jedes vernünftige Wesen, und der Grundsatz, nach dem es handeln soll, d. h. ein Imperativ.

Das Bewußtsein einer freien Unterwerfung des Willens unter das Gesetz, doch als mit einem unvermeidlichen Zwange verbunden, der allen Neigungen, aber nur durch eigene Vernunft, angethan wird, ist die Achtung vor dem Gesetze. Das Gesetz, das diese Achtung fordert und auch einflößt, ist, wie man sieht, kein anderes als das moralische (denn kein anderes schließt alle Neigungen von der Unmittelbarkeit ihres Einflusses auf den Willen aus). Die Handlung, die nach diesem Gesetze, mit Ausschließung aller Bestimmungsgründe aus Neigung, objektiv praktisch ist, heißt Pflicht.

Pflicht! du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtens, was Einschmeiche- lung bei sich führt, in dir fassst, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nicht drohest, was natürliche Abneigung im Gemüthe erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüthe Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich im geheimen ihm entgegenwirken, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen die unmaß- lässliche Bedingung desjenigen Werths ist, den sich Menschen allein selbst geben können?

Es kann nichts Minderes sein, als was den Menschen über sich selbst (als einen Theil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann, und die zugleich die ganze Sinnenwelt, mit

ihr das empirisch bestimmbare Dasein des Menschen in der Zeit und das Ganze aller Zwecke unter sich hat. Es ist nichts anderes, als die Persönlichkeit, d. h. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanism der ganzen Natur, doch zugleich als ein Vermögen eines Wesens betrachtet, welches eigenthümlichen, nämlich von seiner eigenen Vernunft gegebenen reinen praktischen Gesetzen unterworfen ist; da es denn nicht zu verwundern ist, wenn der Mensch als zu beiden Welten gehörig (zur Sinnenwelt und zur intelligibeln) sein eigenes Wesen, in Beziehung auf seine zweite und höchste Bestimmung, nicht anders als mit Verehrung, und die Gesetze derselben mit der höchsten Achtung betrachten muß. —

7. Der bestirnte Himmel und das Sittengesetz. (Kritik der praktischen Vernunft VIII, 312.)

„Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt; der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt oder im Ueberschwänglichen außer meinem Gesichtskreise suchen und bloß vermuthen, ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. Das erste fängt von dem Plaze an, den ich in der äußern Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdies noch in gränzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort, in bloß zufälliger, sondern allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines thierischen Geschöpfes, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweite erhebt dagegen meinen Werth, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Thierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens soviel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseins durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt.“ —

8. Die Unsterblichkeit der Seele. (Kritik der praktischen Vernunft VIII, 261.)

„Die Bewirkung des höchsten Gutes in der Welt ist das nothwendige Object eines durchs moralische Gesetz bestimmbaren Willens. In diesem aber ist die völlige Angemessenheit der Gesinnungen zum moralischen Gesetze die oberste Bedingung des höchsten Guts. Sie muß also ebensovohl möglich sein, als ihr Object, weil sie in demselben Gebote dieses zu fördern enthalten ist. Die völlige Angemessenheit des Willens aber zum moralischen Gesetze ist Heiligkeit, eine Vollkommenheit, deren kein vernünftiges Wesen der Sinnenwelt, in keinem Zeitpunkte seines Daseins, fähig ist. Da sie indessen gleichwohl als praktisch nothwendig

gefordert wird, so kann sie nur in einem ins Unendliche gehenden Progressus (Fortschritt) zu jener völligen Angemessenheit angetroffen werden, und es ist nach Principien der reinen praktischen Vernunft nothwendig, eine solche praktische Fortschreitung als das reale Object unseres Willens anzunehmen.

„Dieses unendliche Fortschreiten ist aber nur unter Voraussetzung einer ins Unendliche fortdauernden Existenz und Persönlichkeit desselben vernünftigen Wesens (welche man die Unsterblichkeit der Seele nennt) möglich; mithin diese, als unzertrennlich mit dem moralischen Gesetze verbunden, ein Postulat der reinen praktischen Vernunft (worunter ich einen theoretischen, als solchen aber nicht erweislichen Satz verstehe, sofern er einem a priori unbedingt geltenden praktischen Gesetze unzertrennlich anhängt).“

9. Das Dasein Gottes, als ein Postulat der reinen praktischen Vernunft. (Kritik der praktischen Vernunft VIII, 280.)

„Das moralische Gesetz führte in der vorhergehenden Zergliederung zur praktischen Aufgabe, welche ohne allen Beitritt sinnlicher Triebfedern bloß durch reine Vernunft vorgeschrieben wird, nämlich der nothwendigen Vollständigkeit des ersten und vornehmsten Theils des höchsten Guts, der Sittlichkeit, und, da diese nur in einer Ewigkeit völlig aufgelöst werden kann, zum Postulat der Unsterblichkeit. Eben dieses Gesetz muß auch zur Möglichkeit des zweiten Elements des höchsten Guts, nämlich der jener Sittlichkeit angemessenen Glückseligkeit, ebenso uneigennützig wie vorher aus bloßer unparteiischer Vernunft, nämlich auf die Voraussetzung des Daseins einer dieser Wirkung adäquaten Ursache führen, d. h. die Existenz Gottes, als zur Möglichkeit des höchsten Guts (welches Object unseres Willens mit der moralischen Gesetzgebung der reinen Vernunft nothwendig verbunden ist) nothwendig gehörig, postuliren.“

10. Gottesdienst und Religion. (X, 122, 205, 145.)

„Die Menschen sind nicht leicht zu überzeugen, daß die standhafte Beflissenheit zu einem moralisch guten Lebenswandel alles sei, was Gott von Menschen fordert, um ihm wohlgefällige Unterthanen in seinem Reiche zu sein; sie können sich ihre Verpflichtung nicht wohl anders als zu irgend einem Dienste denken, den sie Gott zu leisten haben; daß sie, wenn sie ihre Pflichten gegen Menschen, sich selbst und andere, erfüllen, eben dadurch auch göttliche Gebote ausrichten, mithin in allem ihrem Thun und Lassen, sofern es Beziehung auf Sittlichkeit hat, beständig im Dienste Gottes sind, und daß es auch schlechterdings unmöglich sei, Gott auf andere Weise näher zu dienen, will ihnen nicht in den Kopf. Weil ein jeder große Herr der Welt ein besonderes Bedürfnis hat, von seinen Unterthanen geehrt und durch Unterwürfigkeitsbezeugungen gepriesen zu werden, ohne welches er nicht so viel Folgsamkeit gegen seine Befehle, als er wohl nöthig hat, um sie beherrschen zu können, von ihnen erwarten kann, und weil überdies auch der Mensch, so vernunftvoll er auch sein mag, an Ehrenbezeugungen doch immer ein unmittelbares Wohlgefallen findet, so behandelt man die Pflicht, sofern sie zugleich göttliches Gebot ist, als Betreibung einer Angelegenheit Gottes, nicht des Menschen, und so entspringt der Begriff einer gottesdienstlichen, statt des Begriffs einer rein moralischen Religion.“

„Alles, was außer dem guten Lebenswandel der Mensch noch thun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist bloßer Religionswahn und Afer-

dienst. Wenn aber einmal zur *Maxime* eines vermeintlich Gott für sich selbst wohlgefälligen, ihn auch nöthigenfalls versöhnenden, aber nicht rein moralischen Dienstes übergegangen ist, so ist in der Art, ihm gleichsam mechanisch zu dienen, kein wesentlicher Unterschied, welcher der einen vor der andern einen Vorzug gebe. Diese Arten sind alle, dem Werth oder vielmehr Unwerth nach, einerlei, und es ist bloße Biedererei, sich durch feinere Abweichung vom alleinigen intellektuellen Prinzip der echten Gottesverehrung für auserlesener zu halten als die, welche sich eine vorgeblich größere Herabsetzung zur Sinnlichkeit zu Schulden kommen lassen. Ob der Andächtler seinen statutenmäßigen Gang zur Kirche oder ob er eine Wallfahrt nach den Heiligthümern in Loreto oder Palästina anstellt, ob er seine Gebetsformeln mit den Lippen oder wie der Tibetaner durch ein Gebetsrad an die himmlische Behörde bringt, oder was für ein Surrogat des moralischen Dienstes Gottes es auch immer sein mag, das ist alles einerlei und von gleichem Werth. Der Wahn, durch religiöse Handlungen des Kultus etwas in Anschauung der Rechtfertigung vor Gott auszurichten, ist der religiöse Aberglaube, so wie der Wahn, dieses durch Bestrebung zu einem vermeintlichen Umgang mit Gott bewirken zu wollen, die religiöse Schwärmerei ist. Dieser Aberglaube aber treibt unausbleiblich zum Pfaffenhum, welches allemal da anzutreffen ist, wo nicht Prinzipien der Sittlichkeit, sondern statuarische Gebote, Glaubensregeln und Observanzen das Wesentliche ausmachen. Der Klerus herrscht als der einzig autorisirte Bewahrer und Ausleger des unsichtbaren Gesetzgebers, alle übrigen aber, auch das Oberhaupt des politischen Gemeinwesens nicht ausgenommen, sind Laien; und so beherrscht die Kirche zuletzt den Staat, nicht eben durch Gewalt, sondern durch Einfluß auf die Gemüther; wobei aber unvermerkt die Gewöhnung an Heuchelei die Redlichkeit und Treue der Unterthanen untergräbt, sie zum Scheindienst auch in bürgerlichen Pflichten abwisigt und, wie alle fehlerhaften Prinzipien, gerade das Gegentheil von dem hervorbringt, was beabsichtigt war.

„Es ist eine nothwendige Folge der syssichen und zugleich der moralischen Anlage in uns, welche letztere die Grundlage und zugleich die Auslegerin aller Religion ist, daß diese endlich von allen empirischen Bestimmungsgründen, von allen Statuten, welche auf Geschichte beruhen und die vermittels eines Kirchenglaubens provisorisch zur Beförderung des Guten vereinigen, allmählig losgemacht werde, und so reine Vernunftreligion zuletzt über alles herrsche, damit Gott sei alles in allem. Die Hüllen müssen abgelegt werden. Das Leitband der heiligen Ueberlieferung mit seinen Anhängseln, den Statuten und Observanzen, welches zu seiner Zeit gute Dienste that, wird nach und nach entbehrlich, ja endlich zur Fessel. So lange der Mensch ein Kind war, war er klug als ein Kind und mußte mit Satzungen, die ihm ohne Zuthun auferlegt wurden, auch wohl Gehorsamkeit, ja sogar eine der Kirche dienstbare Philosophie zu verbinden; nun er aber ein Mann wird, legt er ab, was kindisch ist. Der erniedrigende Unterschied zwischen Laien und Klerikern hört auf, und Gleichheit entspringt aus der wahren Freiheit. Das alles ist nicht von einer äußern Revolution zu erwarten, die stürmisch und gewaltfam ihre von Glücksumständen sehr abhängige Wirkung thut. In dem Prinzip der reinen Vernunftreligion als einer an alle Menschen beständig geschehenden göttlichen, obzwar nicht empirischen, Offenbarung muß der Grund

zu jenem Uebertritt zu jener neuen Ordnung der Dinge liegen, welcher, einmal aus reifer Ueberlegung gefaßt, durch allmählig fortgehende Reform zur Ausführung gebracht wird.“ —

Nachdem wir in dem Vorhergehenden die Ansichten Kant's über die großen Fragen der geistigen und sittlichen Welt kennen gelernt, möge hier schließlich noch eine Stelle aus der kleinen Abhandlung „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ folgen, welche Kant, wie wir erzählten, während eines Aufenthaltes in dem gastlichen Forsthaufe zu Modritten im Jahre 1764 schrieb. Die Stelle, die wir auswählten, enthält eine Lobrede auf das weibliche Geschlecht; sie wird um so unparteiischer sein, da Kant ja nie in eine nähere Beziehung zu irgend einem weiblichen Wesen trat. Es heißt daselbst (IV, 426 ff.):

„Derjenige, welcher zuerst das Frauenzimmer unter dem Namen des schönen Geschlechtes begriffen hat, kann vielleicht etwas Schmeichelhaftes haben sagen wollen, aber er hat es besser getroffen, als er wohl selbst geglaubt haben mag. Denn ohne in Erwägung zu ziehen, daß ihre Gestalt überhaupt feiner, ihre Züge zarter und sanfter, ihre Miene im Ausdrücke der Freundlichkeit, des Scherzes und der Keuschheit bedeutender und einnehmender ist als bei dem männlichen Geschlechte, ohne auch dasjenige zu vergessen, das man für die geheime Zauberkräft abrechnen muß, wodurch sie unsere Leidenschaft zum vortheilhaften Urtheile für sie geneigt machen, so liegen vornämlich in den Gemüthscharakteren dieses Geschlechtes eigenthümliche Züge, die es von dem unsern deutlich unterscheiden und die darauf hauptsächlich hinauslaufen, sie durch das Merkmal des Schönen kenntlich zu machen. Andererseits könnten wir auf die Benennung des edlen Geschlechtes Anspruch machen, wenn es nicht auch von einer edlen Gemüthsart erfordert würde, Ehrennamen abzulehnen und sie lieber zu ertheilen als zu empfangen. Hierdurch wird nun nicht verstanden, daß das Frauenzimmer edler Eigenschaften ermangelte, oder das männliche Geschlecht der Schönheit gänzlich entbehren müßte, vielmehr erwartet man, daß ein jedes Geschlecht beide vereinbare, doch so, daß von einem Frauenzimmer alle anderen Vorzüge sich nur dazu vereinigen sollen, um den Charakter des Schönen zu erhöhen, welcher der eigentliche Beziehungspunkt ist, und dagegen unter den männlichen Eigenschaften das Erhabene als das Kennzeichen seiner Art deutlich hervorsteche. Hierauf müssen alle Urtheile von diesen zwei Gattungen, sowohl die rühmlichen als die des Tadel, sich beziehen, alle Erziehung und Unterweisung muß dieses vor Augen haben, und alle Bemühung, die sittliche Vollkommenheit des Einen oder des Andern zu befördern; wo man nicht den reizenden Unterschied unkenntlich machen will, den die Natur zwischen zwei Menschengattungen hat treffen wollen. Denn es ist hier nicht genug sich vorzustellen, daß man Menschen vor sich habe, man muß zugleich nicht aus der Acht lassen, daß diese Menschen nicht von einerlei Art sind.

Das Frauenzimmer hat ein angeborenes stärkeres Gefühl für alles, was schön, zierlich und geschmückt ist. Schon in der Kindheit sind sie gern gepuzt und gefallen sich, wenn sie geziert sind. Sie sind reinlich und sehr zärtlich in Ansehung dessen, was Elend verursacht. Sie lieben den Scherz und können durch Kleinigkeiten, wenn sie nur munter und lachend sind, unterhalten werden. Sie haben sehr früh ein sittsames Wesen an sich, wissen sich einen feinen Anstand zu geben und be-

sitzen sich selbst, und dieses in einem Alter, wenn unsere wohlgezogene männliche Jugend noch unbändig, tölpisch und verlegen ist. Sie haben viel theilnehmende Empfindungen, Gutherzigkeit und Mitleid, ziehen das Schöne dem Nützlichen vor und werden den Ueberfluß des Unterhaltes gern in Sparsamkeit verwandeln, um den Aufwand auf das Schimmernde und den Puß zu unterstützen. Sie sind von sehr zärtlicher Empfindung in Ansehung der mindesten Beleidigung, und überaus fein, den geringsten Mangel der Aufmerksamkeit und Achtung gegen sie zu bemerken. Kurz sie enthalten in der menschlichen Natur den Hauptgrund der Absehung der schönen Eigenschaften mit den edlen und verfeinern selbst das männliche Geschlecht.

„Man wird mir hoffentlich die Erzählung der männlichen Eigenschaften, insofern sie jenen parallel sind, schenken und sich befriedigen, beide nur in der Gegeneinanderhaltung zu betrachten. Das schöne Geschlecht hat ebensowohl Verstand, als das männliche, nur es ist ein schöner Verstand, der unserige soll ein tiefer Verstand sein, welches ein Ausdruck ist, der einerlei mit dem Erhabenen bedeutet.

„Zur Schönheit aller Handlungen gehört vornehmlich, daß sie Leichtigkeit an sich zeigen und ohne peinliche Bemühung scheinen vollzogen zu werden; dagegen Bestrebungen und überwundene Schwierigkeiten Bewunderung erregen und zum Erhabenen gehören. Tiefes Nachsinnen und eine lange fortgesetzte Betrachtung sind edel, aber schwer, und schiden sich nicht wohl für eine Person, bei der die ungezwungenen Reize nichts anderes als eine schöne Natur zeigen sollen. Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigenthümlich sind, und können dieselbe wohl um der Seltenheit willen zum Gegenstande einer kalten Bewunderung machen, aber sie werden zugleich die Reize schwächen, wodurch sie ihre große Gewalt über das andere Geschlecht ausüben. Ein Frauenzimmer, das den Kopf voll Griechisch hat, wie die Frau Dacier, oder über die Mechanik gründliche Streitigkeiten führt, wie die Marquise von Chastellet, mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben, denn dieser würde vielleicht die Miene des Tiefsinns noch kenntlicher ausdrücken, um welchen sie sich bewerben. Der schöne Verstand wählt zu seinen Gegenständen alles, was mit dem feinern Gefühle nahe verwandt ist, und überläßt abstrakte Speculationen oder Kenntnisse, die nützlich aber trocken sind, dem emsigen, gründlichen und tiefen Verstande. Die Schönen werden demnach keine Geometrie lernen, sie werden in der Geschichte sich nicht den Kopf mit Schlachten, und in der Erdbeschreibung nicht mit Festungen anfüllen; denn es schickt sich für sie ebenso wenig, daß sie nach Schießpulver, als für die Mannspersonen, daß sie nach Bisam riechen sollten.

Selbst viele von den Schwachheiten der Schönen sind so zu reden schöne Fehler. Beleidigung oder Unglück bewegen ihre zarte Seele zur Wehmuth. Der Mann muß niemals andere als großmüthige Thränen weinen; die, welche er in Schmerzen oder über Glücksumstände vergießt, machen ihn verächtlich. Die Eitelkeit, die man dem schönen Geschlechte so vielfältig vorrückt, wofern sie ja an demselben ein Fehler ist, so ist sie nur ein schöner Fehler. Denn zu geschweigen, daß die Mannspersonen, die dem Frauenzimmer so gern schmeicheln, übel daran sein würden, denn dieses nicht geneigt wäre, es wohl aufzunehmen, so beleben sie dadurch wirklich ihre

Reize. Diese Neigung ist ein Antrieb, Annehmlichkeiten und den guten Anstand zu zeigen, ihren munteren Wiß spielen zu lassen, ungleichen durch die veränderlichen Empfindungen des Puzes zu schimmern und ihre Schönheit zu erhöhen. Hierin ist nun so gar nichts Beleidigendes für andere, sondern vielmehr, wenn es mit gutem Geschmack gemacht wird, soviel Artiges, daß es sehr ungezogen ist, dagegen mit mißrätlichem Tadel loszuziehen. Ein Frauenzimmer, das hierin gar zu flatterhaft und gauleln ist, heißt eine Närrin, welcher Ausdruck gleichwohl keine so harte Bedeutung hat, als mit veränderter Endsilbe beim Manne.“ —

In diesen Worten des großen Philosophen liegt tiefe Wahrheit, und ganz besonders mögen sie von denen beherzigt werden, welchen die Sorge für unsere höheren Töchterschulen obliegt. Es ist im höchsten Grade unnatürlich, unsere jungen Mädchen mit Kenntnissen aller Art vollzupropfen, deren Erwerbung ihnen so manche in ihrem Alter wohlberechtigte Freude raubt; und dabei ist die erworbene Gelehrsamkeit ihnen in spätern Leben nicht nur von fast gar keinem Nutzen, sondern sie rückt sie völlig aus dem Kreise, in den die Natur sie stellte, sie raubt ihnen ihre eigene schöne, wirkungsreiche Heimath, ohne sie in der neuen Heimath heimisch zu machen, deren sämmtliche Verhältnisse ihnen niemals werden zusagen können. Es ist wahrlich an der Zeit dafür zu sorgen, daß das Gemüth und die Gesundheit unserer jungen Mädchen in bessere Pflege genommen werden. —

Zum Schluß möchten wir noch auf eine besondere Seite der Kantischen Philosophie hinweisen. Wenn Kant durch seine vorurtheilsfreie, gründliche, allumfassende Methode der Forschung seiner Philosophie einen allgemeinen wissenschaftlichen Charakter aufgeprägt hat, so verdient dieselbe doch auch zugleich vorzugsweise eine deutsche Philosophie genannt zu werden. Welche hohe Bedeutung sie in dem Leben des deutschen Volkes hat, erhellt allein schon aus folgender Betrachtung.

Wenn wir die Frage aufstellen, wodurch die deutsche Nation so groß geworden ist, wodurch sie auf allen Gebieten, in den Künsten des Friedens und des Krieges, zu so außerordentlich rühmlichen Leistungen sich emporgeschwungen hat, daß sie jetzt an der Spitze aller Nationen steht, so ist die Antwort: durch ihr Pflichtgefühl. Das Pflichtgefühl ist bei keinem andern Volke so ausgebildet und so tief und festgewurzelt wie bei dem deutschen: der Soldat wie der Gelehrte, der Fürst wie der schlichte Landmann sind von diesem Gefühle beseelt, und die großen Erfolge der Neuzeit verdanken wir hauptsächlich dem Umstande, daß alle in heroischer Weise bestrebt gewesen sind, ihre Pflicht zu thun. Während die Franzosen mit bombastischen, prunkhaften Redensarten stets auf den äußern Ruhm hingewiesen wurden als das höchste, womit sie sich in den Augen der Welt und vor sich selbst schmücken könnten, wurden die Deutschen mit schlichten Worten an ihre Pflicht erinnert; dieser waren sie eingedenk und mit diesem Bewußtsein gewappnet, wurde der eitle, ruhmelüsterne Franzose vor ihnen zu Schanden.

Nun beruht, wie die angeführten Stellen zeigten, das ganze Moralsystem Kant's auf dem Begriffe der Pflicht. Das Pflichtgefühl zu wecken und auszubilden, das ist für ihn die Hauptaufgabe der Erziehung der Menschheit und der einzig wahre Weg, auf dem die Menschheit zum Bessern fortschreiten kann. Kein anderer Philosoph hat den Begriff der Pflicht so hoch gestellt und so verherrlicht, wie Kant; seine Sprache erhebt sich bei der Erörterung dieses Begriffes zu poetischem Schwunge.

Aber selten werden wir auch einen Mann finden, der so wie Immanuel Kant seiner Pflicht bis in die kleinste Beziehung getreu war. Die ganze Geschichte stellt dem großen Philosophen auf diesem Felde nur ein einziges Fürstengeschlecht zur Seite: das der Hohenzollern, und aus ihnen ganz besonders den Zeitgenossen Kant's, Friedrich den Großen. Gegen diese Thatfache sollte eine gewisse politische Partei der heutigen Zeit nicht blind sein. Wer nur sehen will, der wird leicht erkennen, auf welcher Seite der Weg zur Größe und zum Ruhme des deutschen Vaterlandes liegt.

Es hat aber auch wenige Menschen gegeben, welche in ihrem Leben so glücklich, so innerlich befriedigt waren, wie Kant. Auch dieser Umstand muß eine ernste Mahnung für uns sein. Das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht gegen Gott und gegen den Nächsten, das ist der festeste Grund für alle menschliche Glückseligkeit, welche am allerwenigsten aber in dem Moraste subjektiver Rechthaberei, in dem Formelkram starrer Glaubenssätze und in den Neuzerlichkeiten selbstgefälliger Heuchelei gedeihen kann. Eine große Wahrheit leuchtet dem Menschengeschlechte aus den Religionsgeschichten aller Völker und aller Zeiten entgegen, sie ist ausgesprochen in dem großen Worte Lessing's:

Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht!

Quellen und Hülfsmittel.

- G. G. Gerbinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Fünf Bände. Vierte Auflage. Leipzig 1853.
J. Gillebrand, Die deutsche Nationalliteratur, von Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Drei Bände. Hamburg und Gotha 1846.
G. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Drei Theile. Braunschweig 1864.
W. Menzel, Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Drei Bände. Stuttgart 1859.
G. Kurz, Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Dritte Auflage. Leipzig 1870.

Klopstock.

- H. Döring, Klopstock's Leben. Weimar 1826.
Mörkkofer, Klopstock in Zürich. Zürich und Frauenfeld 1851.
Lappenberg, Briefe von und an Klopstock. Braunschweig 1867.
Klopstock's Werke. Zwölf Bände. Leipzig 1798 bis 1817.
G. Dünker, Klopstock's Oden, erläutert. 6 Hefte. Jena 1860 bis 1861.

Wieland.

- J. G. Gruber, Wieland's Leben. Vier Bände. Leipzig 1828.
Wieland's Werke. 53 Bände. Leipzig 1818 bis 1828.
Auswahl denkwürdiger Briefe, herausgegeben von L. Wieland. 2 Bände. Wien 1818.

Lessing.

- Danzel und Guhrauer, Lessing's Leben. Zwei Bände. Leipzig 1850 bis 1854.
Ad. Stahr, Lessing's Leben. 2 Bände. Berlin 1859.
F. Adler, Lessing's Wohnungen in Berlin. Sonntagsbeilagen der Voss'schen Zeitung, Jahrgang 1868, 43 bis 45.
Lessing's Werke, herausgegeben von Karl Sachmann. 13 Bände. Berlin 1839 bis 1840.
Lessing's Werke, 10 Bände. Leipzig 1841.
Lessing's Nathan der Weise. Ein Vortrag von David Friedrich Strauß. Berlin 1864.

Herder.

- Karoline von Herder, Erinnerungen aus dem Leben Herder's. Zwei Bände. Stuttgart 1820.
Herder's Lebensbild, mitgetheilt von seinem Sohne Gottfried von Herder. Drei Bände. Erlangen 1846.
Briefe von und an Herder, herausgegeben von G. Dünker und G. v. Herder. Drei Bände. Leipzig 1862.
Jegor von Sivers, Herder in Riga. Riga 1868.
Herder's Werke, herausgegeben von J. G. Müller. Sechzig Bände. Stuttgart 1817 bis 1830.

Kant.

- Kant's Werke, herausgegeben von Rosenkranz und Schubert, nebst Biographie von Schubert und Geschichte der Kant'schen Philosophie von Rosenkranz. Zwölf Bände. Leipzig 1838 bis 1842.
Luno Fischer, Kant's Leben und die Grundlagen seiner Lehre. Mannheim 1860.
H. Reide, Kantiana. Königsberg 1860.

Die Heroen

der

deutschen Literatur.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!

Schiller.

Die Heroen
der
deutschen Literatur.

In
Lebensgeschichtlicher Form.

Zum Gebrauche
auf
Gymnasien, Real- und höheren Töchterschulen, sowie
für Lehrer und zum Privatstudium:

Von
Ferdinand Sonnenburg,
Rektor der Bürgerschule in Bad Drenthausen.

In drei Bänden.

Dritter Band.

Zweite Ausgabe.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1874.

Die Herausgabe einer Uebersetzung in französischer und englischer Sprache,
sowie in anderen modernen Sprachen wird vorbehalten.

V o r w o r t.

Wo Göthe's und Schiller's Leben in Einem Bande beisammen stehen, da ist es wohl erlaubt, die Zeit ihres Zusammenlebens nur Einmal zu besprechen, wie das hier geschehen ist. Eins wird das andere ergänzen. Mit dem Anhange tritt für Schiller's Leben und für Göthe's Bühnenthätigkeit theilweise dasselbe Verhältniß ein.

Wer sich mit den Quellen zu Schiller's Leben auch nur oberflächlich beschäftigt hat, der wird wissen, wie viele gefälschte oder zweifelhafte Schriften hier die größte Vorsicht gebieten. Ich habe überall auf das sorgfältigste geprüft und nur durchaus zuverlässige Angaben gegeben. Dem vortrefflichen Werke von Emil Palleste verdanke ich viel.

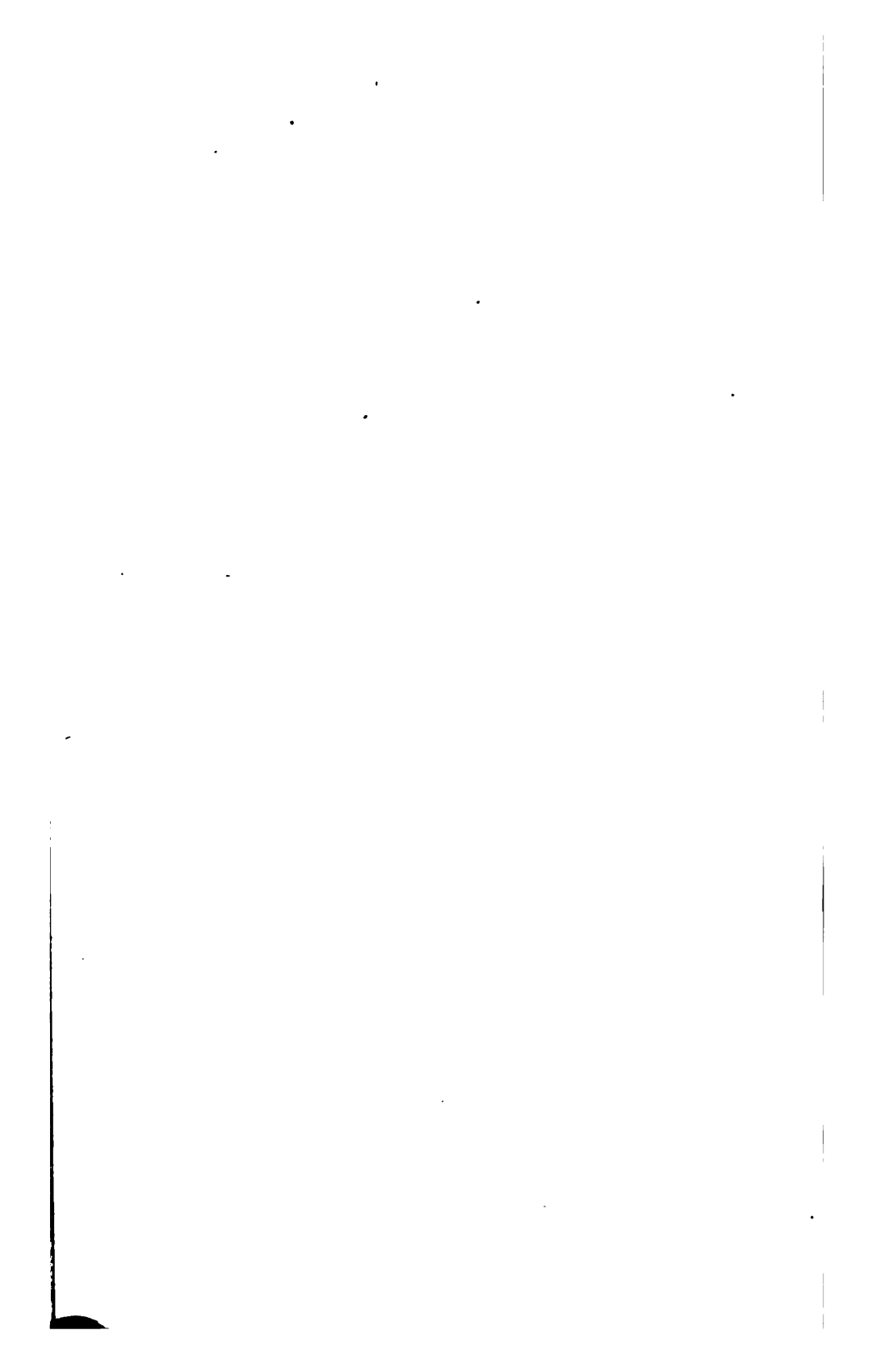
Daß ich das Leben Göthe's von Lewes nicht benutzte, geschah aus Absicht. Es ist in manchen Einzelheiten unrichtig; auch nimmt der Verfasser oft einen Standpunkt ein, der sich nicht rechtfertigen läßt.

Was die Erklärungen der einzelnen Werke anbetrifft, so wird man hier nicht von jedem einzelnen eine genaue Auseinanderlegung verlangen. Besonders für Schiller's spätere Dramen, die in unseren höheren Schulen öfter gelesen und erklärt werden, war eine kurze Erwähnung wohl gestattet.

Den Verwaltungen der Universitätsbibliotheken in Göttingen und in Bonn sage ich nochmals meinen herzlichsten Dank!

Bad Deynhäusen, im Mai 1874.

Ferdinand Sonnenburg.

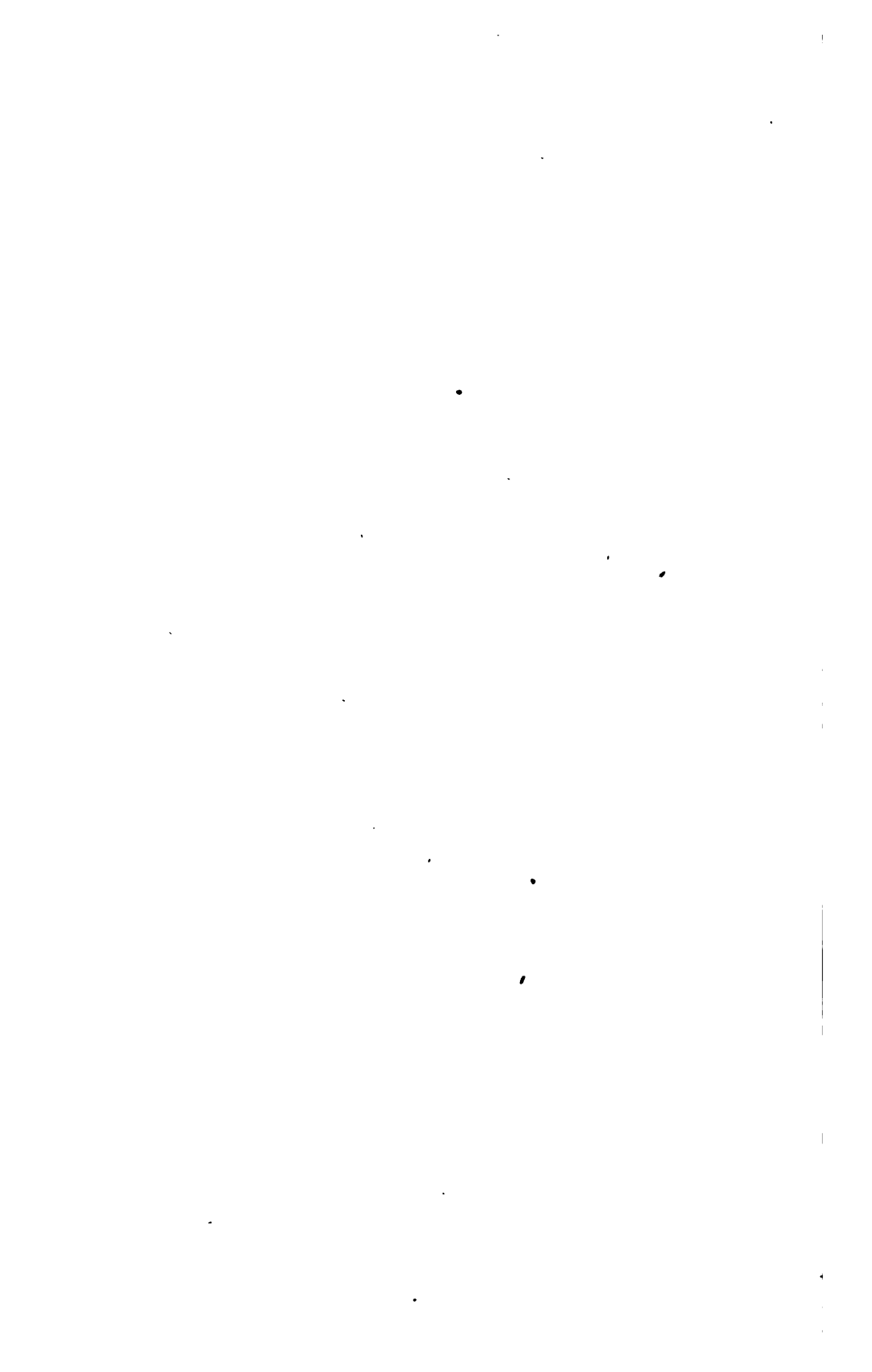


Inhaltsverzeichnis.

Johann Wolfgang Goethe	Seite I
Friedrich Schiller	370

Anhang.

Geschichte der deutschen Schauspielkunst	658
--	-----



Johann Wolfgang Goethe.

In der Zeit des grauen Alterthums, zu welcher an der Hand der Sage alle jene zarten, schönen Gestalten geflüchtet sind, welche im heißen Streit der Gegenwart keinen Raum mehr gewinnen können, in jener Zeit, welche Götter zu den Menschen niedersteigen und Liebesbande mit ihnen knüpfen ließ, erschien der Säng' er den Menschen als ein Geweihter der Gottheit, und das Lied, das begeistert von seinen Lippen floß, erregte in den Herzen der Menschen denselben geheimnißvollen Schauer, wie das Rauschen des heiligen Haines, das Rollen des Donners, und wie das geweihte Wort aus dem Munde des Priesters, der in den meisten Fällen selber ein Säng' er war und das, was er verkündigte, als Gesang gab.

Und diese Zeit, welche den unseligen Wahn, daß Religion und Poesie feindselige Mächte seien, noch nicht kannte, ist mehr als ein schöner Traum, sie ist goldene Wirklichkeit gewesen. Die halb verklungenen Sagen unserer Vorzeit erzählen uns von heiligen Liedern, welche unsere Ahnen in ihren Wäldern ebenso wohl zum Preise der Götter, als zu ihrer eigenen Lust und Freude sangen; diese Lieder waren vom Volke selber geschaffen, Götter und Helden wurden in ihnen gepriesen, denn der edle Mensch war in jenen Zeiten auch ein Verwandter der Götter, und das Lied war darum noch so hoch und heilig, weil man ihm einen so hohen und heiligen Platz anwies.

In keinem Lande aber waren Religion und Kunst inniger miteinander verbunden, als in jenen wunderbaren Gegenden, deren hochgepriesene Schönheit sie zum Sitze der Gottheit und der Kunst eigens zu bestimmen schien. Unter dem niegetrübten Himmel Griechenlands standen die Altäre der Kunst und der Götter in Eintracht beisammen, und wenn an den großen jährlich wiederkehrenden Festen die Jünger der Festgenossen von den Tempeln der Götter zurückkehrten, dann wallten sie zu dem Theater, auf dessen geweihter Bühne ihnen Götter und Helden wieder erschienen, und den Geist, den eben noch die Schauer der Gottesnähe durchwebten, hob nun die Kunst auf heiligen Flügeln zum Wohnsitze der ewigen Götter empor.

Wie frei, wie hoch, wie erhaben mußte damals die Brust des Menschen schlagen! Wie nahe mußte er sich seinem Gott fühlen, dessen herrlichste Gaben ihm noch nicht blinder, stumpfer Fanatismus in den Staub hinabzuzerren sich abmühte!

Wie haben die Zeiten sich verändert! Wie schwach, wie verdreht ist das Bewußtsein von der Heiligkeit der Kunst in der großen Masse der Völker geworden, wie bereitwillig bieten die Menschen denen die Hand, welche das Menschengeschlecht von der Gemeinschaft mit seinem Gotte losreißen und es auf den Standpunkt des Thieres erniedrigen wollen, das kein anderes Verlangen kennt, als zu leben und sich regieren zu lassen. Wer hätte in Griechenland wohl ungestraft den Homer, den Aeschylos, den Sophokles schmähen dürfen, und bei uns bezeichnet eine ganze Partei die „sogenannten“ Klassiker als gottlose, unfittliche Menschen, während gerade unsere deutschen Dichter uns Vorbilder, Wegweiser auf der Bahn zu allem Edlen und Schönen und Guten durch ihr Leben und durch ihre Werke geworden sind.

Doch nach ewigen Gesetzen gestaltet und leitet Gottes Hand alles, was unter der Sonne ist, und selbst die Mächte der Finsterniß müssen behülflich sein, dem Lichte den Zugang zu eröffnen. Daß unsere Zeit immer mehr und mehr die Bahn der Freiheit betritt, und fest und besonnen so manches herrliche Gut zurückfordert, das ihm vorenthalten war, das haben wir vielleicht am meisten dem unerträglichem Druck zu danken, der den Widerstand geradezu herausforderte. Es läßt sich nicht läugnen, daß unserm Volke bisher vielfach falsche Begriffe über das Leben und die Bestrebungen unserer größten Dichter innewohnten, und erst wenn diese falschen Begriffe völlig ausgelöscht und überwunden sind, erst dann können die Errungenschaften der größten deutschen Geister ungehindert und mit der ganzen Fülle ihrer Macht auf unser Volk wirken. Wie oft begegnet man noch heute dem Urtheile: „Göthe und Schiller haben sehr schöne Werke geschaffen, aber sie waren, ebenso wie Lessing und die anderen, Gottesläugner, Freigeister, Verworfenene!“ — Diese Titel und diese Ansichten stammen alleammt aus derselben unlautern Quelle. Es ist nichts weiter als gemeine Verläumdung, unseren großen Dichtern und Philosophen irgend einen moralischen Flecken anhängen zu wollen; sie gehören nicht allein zu den größten und geistvollsten, sondern auch zu den edelsten Lehrern der Menschheit; für die höchsten geistigen und materiellen Güter sind sie als Kämpfer auf den Plan getreten, und wenn Gottes Gnade und Segen ihnen nicht in so reichem Maße zugeslossen wäre, so hätten nimmermehr unter ihren Händen die gewaltigen Werke emporklimmen können, die wir mit Bewunderung anstaunen, an denen die Völker des Erdkreises sich bilden.

Und wenn der Arbeit dieses Buches auch gar kein anderer Erfolg zu Theil würde, als der, vorurtheilsfreie Liebe zu unseren großen, edlen Dichtern erweckt zu haben, so werden seine Blätter nicht ohne alles Verdienst im Strome der Zeit verlaufen. —

Das Wort des Demosthenes, daß die Bildungsstätten großer Geister die Bedingungen zur Größe derselben unseren Augen niemals verläugnen, findet auch bei Göthe eine glänzende Bestätigung. Wenige Orte in Deutschland waren mehr geeignet, einen strebsamen Geist auf mannigfaltige Weise zu bilden, als

seine Geburtsstadt Frankfurt am Main, in welcher tausend Dinge zum eigenen Nachdenken über die verschiedensten Thätigkeiten des Menschengeschlechtes aufforderten. Der Main, tief und schiffbar, war zu jener Zeit von einer Brücke überbaut, welche einen herrlichen Blick auf den schönen Fluß gewährte. Ein großer rauschender Strom, der oft betrachtet wird, erweckt besonders leicht die Neigung zu aufmerksamer und sinniger Betrachtung der Natur, denn der Strom ist selber voller Leben und Abwechslung, und sammelt an und auf sich das Leben in meist eigenthümlicher Gestalt. Dazu bietet ein breiter Fluß zu allen Zeiten des Tages und des Jahres einen so vielfach wechselnden, und in allem Wechsel doch so gleichmäßig schönen Anblick, daß er nur den völlig gleichgültigen Menschen unbewegt lassen kann. Die Umgebung Frankfurts hat nichts Großartiges, doch ist sie nicht ohne Reize, welche bedeutend genug sind, die Schönheit der Natur zu veranschaulichen und Verständniß für dieselbe zu erwecken, ohne zugleich das Gefühl zu überreizen und abzustumpfen.

In dieser reichen Ebene, an den Ufern eines schönen Flusses bot Frankfurt selber eine bedeutende Erscheinung dar. Mit ihren alten, unregelmäßigen Mauern, Wällen und Gräben, mit den unzähligen Thürmen und Porten, die architektonisch von keiner Bedeutung waren und daher die Aufmerksamkeit nicht an einzelne hervorragende Punkte bannten, erschien sie in ihrer äußeren Gestalt mehr oder weniger ein Räthsel für jeden, der mit ihrer Geschichte nicht wenigstens in den äußeren Umrissen bekannt war. Und diese Geschichte knüpfte überall die bedeutendsten Ereignisse des größeren deutschen Vaterlandes dadurch an, daß Frankfurt der Ort war, an welchem die Kaiser gekrönt zu werden pflegten. Kaiser Karl der Große selber, dessen mächtige Gestalt durch das geheimnißvolle Dunkel seiner altersgrauen Umgebung dem nicht eingeweihten Blicke immer noch gewaltiger, riesiger erscheint, hatte innerhalb der Stadtmauern eine Burg gehabt, und der sogenannte Saalhof erinnerte wenigstens noch an die Stelle, wo sie einst gestanden hatte.

Ein Bild im Kleinen von der Bedeutung des Staatsoberhauptes gab der Regent der kleinen städtischen Republik der Schultheiß mit dem Gefolge der Rathsherren, welche ihre Sitzungen in dem stattlichen Römer abhielten, in demselben Gebäude, in welchem der Kaisersaal die Bildnisse der mächtigsten Fürsten des Abendlandes zeigte, deren Verwandte die Rathsherren gewissermaßen waren. Fond in den geweihten Räumen nun gar eine Kaiserkrönung statt, so gewährte dieselbe das prächtigste und großartigste aller Schauspiele, bei welchem eine Fülle von Gegenständen und bedeutamen Bildern sich dem Auge des Zuschauers bot, wie fast nirgend weiter, so daß eine mit angeschauter Kaiserkrönung der Glanzpunkt jedes Menschenlebens war.

Ebenso inhaltreich war das Leben, wie es in den Mauern der Stadt sich zeigte. Der lebhafteste Handel erforderte eine strenge Ordnung, jede Waare hatte ihren bestimmten Ort der Niederlage. Von den Marktschiffen aus vertheilte sich das Angekommene und bot dann in seiner Vereinzlung jedes einen besonderen und interessanten Anblick. Am lebhaftesten wurde das Gewühl der buntesten Gestalten und Bilder zur Zeit der Messen, wenn durch den Aufbau vieler Buden eine neue Stadt in der alten entstand, und die reichhaltige Ausstellung von

Baaren einen Begriff von den Erzeugnissen der verschiedensten Länder und den Bedürfnissen fremder Völker gab. Die wunderlich alterthümlichen Feierlichkeiten bei Eröffnung der Messen in jedem Frühjahr und jedem Herbst trugen dazu bei, eine gespannte Aufmerksamkeit zu erregen und zu erhalten. Jener Ausspruch über Leipzig von Lessing, daß man daselbst die Welt im Kleinen sehen könne, galt ebensosehr von Frankfurt.

In dieser reichen Umgebung war das Geschlecht zu Hause, welchem der größte deutsche Dichter entstammen sollte. In der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts zog ein junger Schneiderbursche in die Mauern der kaiserlichen Wahl- und Krönungsstadt still und unbekannt ein *). Er stammte aus Artern in der Grafschaft Mansfeld, wo sein Vater, Hans Christian Göthe, Hufschmiedemeister war. Der junge Schneider hieß Friedrich Georg Göthe, er war am 7. September 1657 geboren, hatte auf seiner Wanderschaft die angesehensten Städte des Reichs kennen gelernt, und hatte auch drei und ein halbes Jahr in dem Eldorado der Schneider, in Frankreich zugebracht. Er ist derselbe Ahnherr, von welchem unser Dichter berichtet, er sei der Schönsten hold gewesen, Liebe erweckt Gegenliebe; Jungfrau Anna Elisabeth Luz, Tochter des Bürgers und Schneidermeisters Sebastian Luz, verlor ihr Herz an Friedrich Georg Göthe, der sie am 18. April 1687 heimführte, nachdem er von einem wohlweisen Rathe das Bürgerrecht erhalten und von der ehrfamen Schneiderzunft als Meister aufgenommen worden war. Nach dreijähriger Ehe entriß ihm der Tod seine Gattin; fünf Jahre blieb er Wittwer, im Mai 1705 verheirathete er sich wieder mit der Frau Kornelia Schelhorn, der hinterlassenen Wittve von Johannes Schelhorn, der Besitzer des Gasthauses zum Weidenhof in Frankfurt gewesen war. Friedrich Georg Göthe entsagte nun dem Schneiderhandwerke und wurde Gasthalter. Fünfundzwanzig Jahre lang lebte er mit seiner zweiten Gattin in glücklicher Ehe; ihren Kindern konnten sie ihrer glänzigen Vermögensverhältnisse wegen eine sorgfältige Erziehung geben. Friedrich Georg Göthe starb am 13. Februar 1730 in seinem dreiundsiebenzigsten Lebensjahre, und seine Gattin, welche am 28. März 1754 das Zeitliche segnete, erreichte das hohe Alter von sechsundachtzig Jahren.

Ein Sohn dieses Ehepaares war Johann Kaspar Göthe, der am 31. Juli 1710 geboren wurde. Seine Jugend brachte er auf dem Gymnasium in Koburg zu; darauf studirte er in Leipzig die Rechte und promovirte mit Beifall in Gießen. In seinem dreißigsten Jahre machte er eine Reise nach Italien; die Erinnerung daran war ihm für sein ganzes späteres Leben eine erhebende Freude. Was er in dem gelobten Lande der Kunst sah und erfuhr und mit ernstem Fleiße in sich verarbeitete, hob ihn auf einen ungewöhnlichen Stand der Bildung, der ihn von dem hergebrachten Verkehr in seiner Vaterstadt, als er dahin zurückgekehrt war, absonderte. Doch beschloß er seine Kräfte und seine Zeit dem Gemeinwesen zu widmen, und erbot sich, in Frankfurt eines der unteren

*) Göthe's Leben von Heinrich Viehoff. 4 Bände. Stuttgart 1858. I., S. 2, 3. — Von allen Werken über Göthe's Leben ist dieses das ausführlichste und zuverlässigste.

städtischen Aemter ohne Besoldung zu übernehmen, wenn man es ihm ohne Ballotage übertragen wolle. Er glaubte im gerechten Gefühl dessen, was er an Kenntnissen und Erfahrungen erworben hatte und im Bewußtsein seines guten Willens eine solche Auszeichnung zu verdienen; doch der Rath wollte von dem rechtlichen Herkommen nicht abgehen, und wies das Anerbieten zurück. Darüber gerieth Johann Kaspar in Mißmuth und Aerger, und gelobte sich nun nie eine Stelle anzunehmen. Von Karl VII. verschaffte er sich den Charakter eines kaiserlichen Rathes, der ihn mit dem Schultheiß und den ältesten Schöffen in gleichen Rang erhob. Am 20. August 1748 verheirathete er sich mit Katharina Elisabeth Textor, der ältesten Tochter des damaligen Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor, und setzte seine abgeschlossene Lebensart so konsequent fort, daß er gesellschaftliche Verbindungen überhaupt nicht anknüpfte. Da er bei seiner Vermählung schon achtunddreißig Jahre alt war, so bildeten sich in seiner Abgeschlossenheit seine Eigenthümlichkeiten, denen auch seine siebenzehnjährige Gattin sich fügen mußte, immer schroffer aus.

Die Natur hatte ihn mit Eigenschaften ausgestattet, welche ihm mehr die Achtung als die Liebe der Menschen zu erwerben geeignet waren. Der Welt, und besonders Vornehmen gegenüber war er stolz zurückhaltend, im Verkehr gerade und rechtschaffen, fest in seinen Grundsätzen, ausdauernd in Neigung und Abneigung; auf seinem Willen bestand er mit Nachdruck, in seinem Hause war er unumschränkter Herr, sein Blick überwachte streng die einmal festgesetzte Ordnung. Die Natur hatte ihn nicht freigebig mit Geistesgaben bedacht, dafür hatte sie ihm aber einen eisernen Fleiß und einen regen Trieb, sich zu bilden verliehen, so daß er vor seinem klar und fest erkannten Ziele nicht leicht stehen blieb. Sein Hang zum Praktischen bewahrte ihn in Sachen der Religion vor jeder unduldsamen Schwärmerei. An der Literatur nahm er mäßigen Antheil, der Musik und Malerei wandte seine Liebe sich in höherem Grade zu. Seine Gestalt war groß und kräftig, in der Haltung etwas steif. Die ganze, durchaus achtungswerthe Persönlichkeit erscheint uns als eine vortreffliche, feste Grundlage für einen Charakter, in welchem, wie bei seinem großen Sohne das der Fall war, weibliche Gefühlsinnigkeit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft eines entsprechenden Gegengewichtes bedurften.

Auch Göthe's mütterliche Familie läßt sich bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinauf verfolgen. Auf dieser Seite war der Stammherr ein Bürger aus dem Städtchen Weickersheim bei Mergentheim im Jartkreise, Georg Weber, dessen Sohn Wolfgang, Hohenlohe'scher Rath und Kanzleidirektor zu Neuenstein in der Grafschaft Hohenlohe, nach der Unsitte damaliger Gelehrten seinen guten deutschen Namen Weber in den lateinischen Textor verwandelte. Dessen Sohn Johann Wolfgang kam 1690 als Syndikus nach Frankfurt, wo er 1701 starb. Von seinem älteren Sohne Kristof Heinrich entsproß Göthe's Großvater Johann Wolfgang Textor, der am 8. Februar 1771 starb. Er war Schultheiß zu Frankfurt a. M., ein stattlicher Mann, hochstirnig mit abwärts gebogener Nase, seine Perrücke konnte acht Etagen aufweisen; die Kaiserin Maria Theresia verehrte ihm eine gewichtige goldene Kette mit einer Medaille. Der Dichter schildert uns den Großvater als einen würdevollen, etwas einsüßigen,

immer gleichmüthigen Greis, der in seiner burgartigen Wohnung auf der Friedberger Gasse ein sehr gleichförmiges Leben führte. Morgens fuhr er aufs Rathhaus, speiste nach seiner Rückkehr, hielt in seinem Lehnstuhle Mittagsruhe, las die Akten für den kommenden Tag, und stieg gegen Abend in einem talarähnlichen Schlafrocke, eine faltige schwarze Mütze auf dem Haupte, in den schönen und geräumigen Garten hinter seiner Wohnung hinab, wo er mit behaglicher Geschäftigkeit einem reichen Blumenstoc und einer großen Zahl seiner Obstbäume eine sorgsame und nie vernachlässigte Pflege angedeihen ließ. Er wurde niemals heftig, seine ganze Erscheinung gab das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens, ebenso wie der Stil in den Schriften seines großen Enkels.

Eine besondere Eigenthümlichkeit besaß — so wird erzählt — dieser Großvater. Ihm war nämlich die Gabe der Weissagung zu Theil geworden, welche sich besonders in Dingen bewährte, die ihn und sein Geschick betrafen. Als er noch unter die jüngeren Rathsherren gehörte, sagte er seine Wahl zum Schöffen voraus, und als später bei dem Tode des Schultheißen der Gerichtsbote mitten in der Nacht kam, um die Sitzung zur Wahl eines Schultheißen auf den folgenden Morgen anzufagen, ließ Johann Wolfgang Textor dem Boten für seine Laterne statt des niedergebrannten Lichtes ein neues reichen, da der Mann ja alle Mühe nur um seinetwillen habe. In der That fiel die Wahl am folgenden Tage auf den glücklichen Profeten.

Immanuel Kant hat die Bemerkung gemacht, es sei sehr wohl denkbar, Ereignisse und Entschlüsse im Voraus zu bestimmen, wenn man die maßgebenden Bedingungen genau zu erkennen vermöge. In dieser Lage wird auch der weltkluge, erfahrene Textor gewesen sein. Merkwürdig aber ist es, daß Göthe diese Gabe der Weissagung an seinem Großvater nicht allein mit gläubigem Sinne ansah, sondern selbst in seinem Leben auf Träume und Vorbedeutungen so sehr hielt, daß er diesen Glauben auch an vielen Stellen seiner Schriften wiedergab; in den Erzählungen deutscher Ausgewanderter sind sogar die Wöbel von lebhafter Sympathie besetzt.

Die älteste Tochter des Schultheißen Textor war Katharina Elisabeth, Göthe's Mutter. Sie war am 19. Februar 1731 geboren und starb am 13. September 1808. Von der Natur war sie an Körper, Geist und Gemüth reich ausgestattet, und wenn ein regelmäßiger Unterricht, um ihren Geist zu bilden, in damaliger Zeit ihr nicht zu Theil wurde, so ersetzte der lebhafte Verkehr in ihrer weitausgebreiteten, gebildeten Familie, die rege Fassungs-gabe und der Unterricht von Seiten ihres Gatten in den ersten Jahren ihrer Ehe diesen Mangel so glücklich, daß sie ihren großen Sohn mit vollem Verständniß auf seiner Laufbahn folgen und mit den ersten Geistern ihrer Zeit ebenbürtig verkehren konnte. Das Schauspiel besuchte sie ganz besonders gern. Häusliche Geschäfte hatten nie einen großen Reiz für sie, lieber verwandte sie ihre Zeit zu feinen Handarbeiten und zur Lektüre, weshalb sie von ihren Angehörigen scherzweise Schwester Prinzess genannt wurde. Für ihr lebhaftes Wesen und ihre hochfliegende Fantasie war die strengere Erziehung von der Hand ihres mehr als zwanzig Jahre älteren Gatten von wesentlichem Nutzen, denn eine gewisse Fantasterei ist ihren Jugendjahren nicht abzuspochen. Sie war kaum den Kinderschuhen entwachsen, da

verliebte sie sich leidenschaftlich in den Kaiser Karl VII., der ein sehr schöner Mann war. Noch als Greisin erzählte sie einmal mit bewegtem Herzen von dieser ersten Liebe. Sie folgte dem Kaiser in alle Kirchen, sie saß daheim in ihrer Kammer beim Gebet das Haupt so in ihre Hände, wie sie es vom Kaiser gesehen; wenn er sie im Vorbeifahren grüßte, dann weinte sie vor seliger Lust, und als er zum letzten Mal aus Frankfurt, wo er oft residirte, abreiste, da fuhr sein Wagen an ihrem Hause vorüber, er warf ihr Fußhände zu und winkte zu ihrem Fenster hinauf, und der Klang der Posthörner gellte schmerzlich durch ihre Seele. „Von der Zeit an,“ erzählte sie, „hab' ich kein Posthorn blasen hören, ohne des Abschiedes zu gedenken, und bis auf den heutigen Tag, wo ich den Lebensstrom in seiner ganzen Länge durchschiffte habe und eben im Begriff bin zu landen, greift mich sein weitschallender Ton noch schmerzlich an.“

So können wir es erklärlich finden, wenn sie gestand, sie habe ihren Gatten, der doch ein schöner Mann war, ohne bestimmte Neigung geheirathet. In seine Schwroffheiten wußte sie sich vortrefflich zu schiden, und was er Gutes ihr entgegentrug, nahm sie willig an. Im Alter von achtzehn Jahren wurde sie Mutter, und nun erblickte ihr in ihrem Erstgeborenen, ihrem Wolfgang, eine nieversagende Fülle des Glückes; ihrem großen Sohne blieb ihre mütterliche Zärtlichkeit zu allen Zeiten unwandelbar zugethan, sie hatte nur Worte der Entschuldigung und der Liebe für ihn, selbst wenn er sie im Drange der Ereignisse auch einmal zu vernachlässigen schien.

Von ihrer Geburtsstadt Frankfurt konnte die Frau Rätthin sich nicht trennen, obwohl sie nach ihres Gatten Tode sich daselbst ohne nahe Angehörige befand. Ihr geräumiges Haus verkaufte sie im Jahre 1795 und bezog eine schöne Wohnung am Rogmarkte. Von den Verehrern ihres großen Sohnes wurde ihre Wohnung Casa santa genannt und oft besucht; auch der Herzog Karl August und seine Mutter, die Herzogin Amalie, verweilten mehrmals bei ihr. Diese Besuche waren ihr eine große Freude. In einem ihrer Briefe schrieb sie: „Ich habe die Gnade, daß noch keine Menschenseele mißvergünstigt von mir weggegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechtes sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und das behagt allen Erbensöhnen und Töchtern, — bemoralisire niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimmen dem, der die Menschen schuf, und der es am besten versteht die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode finde ich mich wohl, glücklich und vergnügt.“ In ihren alten Tagen füllte sie ihre Zeit mit Spigenklüppeln, mit Musik, Lektüre und dem Schachspiel behaglich aus. Wie fein ihr Verstand für Sachen der Kunst war, bezeugt unter andern die später so berühmte Schauspielerin Henriette Hendel-Schlag, die auf der Frankfurter Bühne ihre Laufbahn begann und mit der Frau Rath öfter verkehrte. Diese Künstlerin versicherte später, daß sie dem scharftreffenden Urtheil der wackeren Frau, und besonders ihren steten Warnungen, sich vor dem Zuvielthun, sowie vor jeder Ziererei im Spiel zu halten, zum großen Theil den frühen Gewinn der echten Naturwahrheit in der Ausübung ihrer Kunst zu danken gehabt habe.

Unter den vielen Aehnlichkeiten, auf welche wir im Vergleich mit dem Dichter treffen, erweist sich eine Eigenthümlichkeit besonders merkwürdig; die Frau Rath hatte eine lebhaftes Scheu vor allen heftigen und gewaltfamen Gemüthsbewegungen, welche so weit ging, daß sie ihren Diensthoten ausdrücklich verbot, ihr irgend etwas Schreckhaftes zu erzählen, wenn es auch in der nächsten Nachbarschaft sich ereignet hätte. „Sogar wenn es in der Straße brennt, wo ich wohne,“ sagte sie, „so will ich's nicht früher wissen, als ich's eben wissen muß.“ Wir werden oft Gelegenheit haben, im Leben des Dichters denselben Zug wieder zu bemerken.

Als sie im hohen Alter einige Wochen hindurch von mancherlei Beschwerden schmerzhaft geplagt wurde, sagte sie einer Freundin, welche gekommen war, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen: „Gottlob, nun bin ich wieder mit mir zufrieden, und kann mich auf einige Wochen hinaus leiden. Zeitlich bin ich völlig unleidlich gewesen und habe mich wider den lieben Gott gewehrt wie ein klein Kind, das nimmer weiß, was an der Zeit ist. Gestern aber kommt' ich es nicht länger mit mir ansehen; da hab' ich mich selbst recht ausgescholten und zu mir gesagt: Ei schäme dich, alte Rätthin! Hast guter Tage genug gehabt in der Welt und den Wolfgang dazu, mußt wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein so übel Gesicht machen! Was soll das mit dir vorstellen, daß du so ungeduldig und garstig bist, wenn der liebe Gott dir ein Kreuz auflegt? Willst du denn immer auf Rosen gehen, und bist über's Ziel, bist über siebenzig Jahre hinaus! — Schauen's, so hab' ich zu mir selbst gesagt, und gleich ist ein Nachlaß gekommen und ist besser worden, weil ich selbst nicht mehr so garstig war.“ — Göthe gab seiner Mutter das Zeugniß, daß sie ihr Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott in alttestamentlicher Gottesfurcht zubrachte, und erzählt, daß sie ihren Tod selbst angekündigt und ihr Leichenbegängniß so pünktlich angeordnet habe, daß sie sogar die Weinforte und die Größe der Breden, die gereicht wurden, genau bestimmte.

Göthe's Natur war in wunderbarer Weise aus den Eigenschaften zusammengeschmolzen, welche bei seinem Vater wie bei seiner Mutter groß, und geeignet waren, geistige Vollkommenheit zu verleihen.

Am 28. August 1749, Mittags zwölf Uhr, wurde Johann Wolfgang Göthe in Frankfurt a. M. geboren. Die Geburt war schwer, und durch die Ungefehrlichkeit der Hebamme kam das Kind ohne Lebenszeichen auf die Welt. Erst nach vielfachen Bemühungen gelang es, das schlummernde Leben zu erwecken; als das Knäbchen die Augen aufschlug, rief seine Großmutter erfreut der Wächnerin zu: „Rätthin, er lebt!“ — Diese schwere Geburt veranlaßte den Großvater, den Schultheißen Lertor, dahin zu wirken, daß man einen Geburtshelfer für die Armen einsetzte. „Schon in der Wiege war mein Wolfgang den Menschen eine Wohlthat,“ sagte später seine zärtliche Mutter.

Nach Jahresfrist wurde ein Schwesterchen, Kornelia, geboren, zu welcher Wolfgang eine große Zärtlichkeit zeigte, welche fort dauerte, so lange Kornelia lebte. Schon früh zeigte der Knabe einen so lebhaften Sinn für Schönheit, daß er im Alter von drei Jahren in einer Gesellschaft, in der sich ein häßliches Kind befand, laut an zu weinen fing und schrie: „Das schwarze Kind soll

hinaus, das kann ich nicht leiden!" Er spielte nicht gern mit Kindern, in Gesellschaft Erwachsener war er aber sehr munter und fand sein Vergnügen an drolligen Streichen. An einem Sonntage, als alles in der Kirche war, kam Wolfgang in die Küche, welche mit neuem Töpfergeschirr gerade reichlich versehen worden war; er faßte die Teller und warf sie durch die Fenster auf die Straße; das Klirren und Klappern ergötzte den Knaben, ein Stück nach dem andern mußte den lustigen Weg wandern. Als die Mutter aus der Kirche kam, sah sie mit Erstaunen ihre Teller herausfliegen; Wolfgang war mit seiner Zerstörung gerade fertig, und als seine Mutter ihn so herzlich mit den Leuten auf der Straße lachen hörte, lachte sie mit. Dieses kleine Beispiel schildert sehr treffend das amuthige Verhältniß zwischen dem begabten Knaben und der jungen, gemüthvollen Mutter, die sich in manchen Fällen geradezu als ihres Wolfgang's Spiellameradin betrachtete. Sie war für ihre Kinder das eigentlich belebende, das jugendliche Element unter den erziehenden Mächten, und ihre Thätigkeit füllte einen um so wichtigern Platz aus, als der Ernst und die Abgeschlossenheit des Vaters auch das Leben der Kinder in engere Schranken schloß, als gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Das Göthe'sche Wohnhaus bestand aus zwei nebeneinanderliegenden Gebäuden, deren trennende Wand man durchbrochen hatte. Eine thurmartige Treppe führte zu unzusammenhängenden Zimmern, die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Ein Garten gehörte nicht zu dem Hause, der Hofplatz war klein und von einer hohen Mauer umgrenzt, die Kinder waren also mehr auf das Haus angewiesen, dessen geräumiger Flur ihnen der willkommenste Spielplatz war. Die Hinterseite des Hauses bot aus den oberen Fenstern die Aussicht auf große Nachbargärten. Im zweiten Stock befand sich ein Zimmer, in welchem man Blumen zu halten pflegte, man nannte es das Gartenzimmer. „Dort,“ erzählt Göthe, „war, wie ich heranwuchs, mein liebster, zwar nicht trauriger, aber doch sehnächtiger Aufenthalt. Ueber jene Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle sah man in eine schöne, fruchtbare Ebene; es ist die, welche sich nach Höchst hinzieht. Dort lernte ich Sommerzeit gewöhnlich meine Reliquien, wartete die Gewitter ab und konnte mich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenster gerade gerichtet waren, nicht satt genug sehen. Da ich aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergötzen sah, die Regellugeln rollen und die Regel fallen hörte, so erregte dies frühzeitig in mir ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden Sehnsucht, das, dem von der Natur in mich gelegten Ernsten und Ahnungsvollen entsprechend, seinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte.“

Wenn das alte, düstere, winkelhafte Haus sehr geeignet war, ahnungsvollen Schauer und ein Forschen und Grübeln nach geheimnißvollem Ursprunge und Gebrauche zu erwecken, so wurde diesen Gefühlen eine vielfache Nahrung zu Theil. Die Straße, in welcher das Haus lag, hieß der Hirschgraben; wenn der Knabe nach der Bedeutung dieses Namens fragte, so erzählte man ihm, da, wo jetzt die Straße sich befinde, sei ehemals ein Graben gewesen, in welchem eine Anzahl Hirsche unterhalten worden, von welchen einem alten Herkommen zufolge

der Senat jährlich einen öffentlich verspeist habe. Die Kinder wünschten, daß müge noch so sein, damit sie sich an den Hirschen hätten ergötzen können.

Niemand aber vermochte alle Wünsche im Herzen des Knaben so aufzuregen und ihnen dann auch die liebste Befriedigung zu Theil werden zu lassen, als die junge, geistvolle Mutter. Aus ihrem Munde hörte er die herrlichsten Erzählungen, deren Helden und Heldinnen sich, dem Geschmack der Erzählerin gemäß, meist in den romantischen Kreisen der Ritter, der Fürsten und der schönen Prinzessinnen bewegten. Jeden Abend zu einer gewissen Stunde setzten die Kinder sich zu den Füßen der Mutter nieder, welche eben so begierig zu erzählen als die Kinder zu hören war. Wolfgang nahm den lebhaftesten Antheil an den Erlebnissen der Personen in den Geschichten, die er hörte. „Da saß ich,“ erzählte seine Mutter später einmal, „und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen; und wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinne ging, da saß ich, wie die Zornader an seiner Stirn schwellte und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch ehe ich meine Wendung genommen hatte: Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heirathet nicht den verdamnten Schneider, wenn er auch den Riesen todtschlägt. Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurecht gerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abende Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: Du hast's errathen! so ist's gekommen! da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die im Hinterhause wohnte, und deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Texte kommen solle; und so war ein geheimes diplomatisches Treiben unter uns, das keiner an den andern verrath; so hatte ich die Gemüthung, zum Genuße und Erstaunen der Zuhörer meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu erkennen, saß mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen, und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifalle.“

Auf einem Vorsaale des Hauses hatte der Vater des Knaben eine Reihe gut gestochener Ansichten von bedeutenden Denkmälern römischer Größe aufgehängt. Die bewundernden Blicke des Knaben verweilten hier auf der Piazza del Popolo, dem Coliseo, dem Petersplatz, der Peterskirche, der Engelsburg, und der ernste Vater, dem die Erinnerung an das sonnige Italien das Herz aufschloß, war diesen Bildern gegenüber nicht schweigsam, oft erzählte er von der Herrlichkeit dessen, was er einst gesehen, und wenn der Knabe dann mit begierter Sehnsucht den Worten des Vaters nachsann, dann thönten ihm die geheimnißvollen Laute der fremden Sprache ins Ohr, wenn der Vater mit einem Italiener sich unterhielt, und von der Mutter hörte er zum Klaviere italienische Weisen singen, deren Text er auswendig wußte, ehe er ihn verstand.

Neben den Beschäftigungen der Einbildungskraft war auch die heitere Welt harmloser kindlicher Spiele vertreten; das geräumige Wohnzimmer der Groß-

mutter bot dazu hinreichenden Platz. Die freundliche sanfte Frau beschäftigte sich gern mit ihren Enkeln, die wie das ja wohl immer der Fall ist, bei der Großmutter manchen Lekerbissen fanden, der dem Auge des Vaters nicht begegnen durfte. Eine neue Welt aber schuf sie den Kindern in dem alten Hause, als sie ihnen am Weihnachtsabend des Jahres 1753 ein Puppentheater schenkte. „Ich weiß noch,“ erzählt Göthe durch den Mund Wilhelm Meisters, „wie sonderbar es mir vorkam, als man uns Kinder nach Empfang der gewöhnlichen Kristgeschenke vor einer Thür niedersitzen hieß, die aus einem anderen Zimmer hereinging. Sie öffnete sich, allein nicht wie sonst zum Hin- und Widerlaufen, der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt. Es baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhange verdeckt war. Erst standen wir von ferne, und wie unsere Neugierde größer ward, was wohl Blindendes und Kassendes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wies man jedem sein Stühlchen an und gebot uns, in Geduld zu warten. So saß nun alles und war still. Eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte uns eine hochroth gemalte Aussicht in den Tempel. Der Hohenpriester erschien mit Jonathan, und ihre wechselnden wunderlichen Stimmen kamen mit höchst ehrwürdig vor.“ — „Den andern Morgen war leider das magische Gerüst wieder verschwunden, der mystische Schleier weggehoben; man ging durch jene Thür wieder frei aus einer Stube in die andere, und so viel Abenteuer hatten keine Spur zurückgelassen. Meine Geschwister*) liefen mit ihren Spielsachen auf und ab, ich allein schlich hin und her; es schien mir unmöglich, daß da nur zwei Thürpfosten sein sollten, wo gestern so viel Zauberei gewesen war. Wer eine verlorene Liebe sucht kann nicht unglücklicher sein, als ich mir damals schien.“

Vielleicht war es das große Verlangen des Knaben nach der Wiederholung des Geschehenen, was die Eltern bewog, ihm kurze Zeit nachher die kleine Bühne zu eigener Uebung zu übergeben. Der Eindruck dieses ersten Schauspiels hinterließ bei dem Knaben eine bedeutungsvolle, langdauernde Wirkung.

Das Puppentheater war das letzte Geschenk der guten Großmutter, welche im März des Jahres 1754 in hohem Alter starb.

Die wunderbaren Märchen der Mutter, die Erzählungen des Vaters von den Herrlichkeiten fremder Länder, das Puppentheater der Großmutter gewährten der Einbildungskraft des Knaben ein mannichsaches Spiel und erweiterten ihre Grenzen in bedenklicher Art. Um jeder nachtheiligen Einwirkung vorzubeugen, hätte ein starkes Gegengewicht praktischer Beschäftigung und Anschauung nicht fehlen dürfen. Aber gerade dies fehlte mehr als alles andere. Durch das abgeschlossene Leben in den Räumen des wohl eingerichteten Vaterhauses ging für den Knaben die Gelegenheit verloren, seine Thätigkeit zu entwickeln und sein Bemühen zu fühlen — ein Umstand, der in allen Dichtungen Göthe's sich, oft zum größten Nachtheile, bemerkbar macht, dem allein die wenig vollendete Gewalt des „Torquato Tasso“ und so manches andern Werkes zur Last zu legen

*) Göthe's Geschwister starben, außer der Schwester Kornelia, alle in sehr jungem Alter.

ist. Was in Göthe's Jugend sowie in seinem ganzen Leben fehlte, das war, um mit Schiller's Worten zu reden, das gewaltige Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt; das Schicksal, welches sein Blut rascher durch seine Adern treibt und sein Herz fester schlagen läßt, welches seinen Blick scharft und seine Thatkraft anspornt, welches ihn wappnet gegen die widrigen, oft schmerzhaften Eindrücke der Außenwelt und, wenn es derbe Stöße und Schläge ertheilt, gleichsam die schlummernden Funken aus dem Feuersteine herauspringen läßt. Welch eine Ueberfluth von weltstürmender Thatkraft in Schiller's Räubern, und welch ein Uebermaß von schwächlicher Verzagttheit in Göthe's Werther, bei all der wunderbaren Gefühlschönheit, durch welche das letztere Werk jeden Leser fortreißt.

Auf eine kurze Zeit wurde Göthe dem einsamen Leben entzogen, doch war dieser kurze Blick in die Welt von keinen wohlthätigen Folgen, da er nicht zweckmäßig vorbereitet und zu rasch abgebrochen wurde. Nach dem Tode der Großmutter, welche in den ihr lieb gewordenen Räumen keine Veränderung wünschte, begann Göthe's Vater einen Neubau. Das alte Haus zeigte im zweiten und im dritten Stockwerk ein Hinansrücken über das Fundament, welches das Gesetz bei Neubauten nicht mehr gestattete. Um den Raum nun nicht zu verlieren, baute er das neue Haus auf die Weise, daß er von unten auf einen Theil des Hauses nach dem andern wegnahm und durch das Neue ersetzte, damit auf diese Weise der ganze Bau nur als eine Ausbesserung angesehen würde. Eine große Anzahl von Stützen mußten, so lange der Unterbau noch nicht fertig war, die oberen Theile des Hauses tragen. Um den ganzen Bau genau überwachen und alle Anordnungen selbst treffen zu können, blieb der Rath Göthe mit seiner ganzen Familie in dem halb niedergehenden Hause wohnen, ohne irgend eine seiner Gewohnheiten zu ändern, sogar der Unterricht, den er nur allein den Kindern ertheilte, ging seinen gewohnten Gang. Sein Eigensinn ließ ihn in dieser oft gefährlichen Lage, in der Luft schwebend, so lange beharren, bis schließlich, nachdem man auch das Dach weggenommen, trotz übergespannten Wachtums der Regen den Weg zu den Betten fand.

Den Kindern behagte das neue Schauspiel mittlerweile sehr wohl, sie durften nun bei so manchen Berrichtungen, die ihnen sonst völlig fremd waren, Zuschauer sein, sie konnten sich auf Balken und Brettern schaukeln, und der Klein Wolfgang hatte in Maurertracht feierlich den Grundstein zu dem neuen Gebäude gelegt. Es erregte den Kindern seltsame Gefühle, als sie vor ihren Augen bekannte Zimmer und Gänge verschwinden, sorgsam gehütete Tapeten herabgerissen, Wände zerfallen sahen, und so lange die Unbequemlichkeiten nicht Uebernahmen, ließen sie sich alles gern gefallen, bis der Vater sie dem doch schließlich Nachbarn und Verwandten anvertrauen mußte.

Natürlich fiel nun der Unterricht von Seiten des Vaters fort, und Wolfgang wurde in eine öffentliche Schule geschickt. Er war von derselben sehr wenig erbaut, aber es hätte keiner großen Profetengabe bedurft, um das voranzu sagen. Der größte Nutzen, den der Besuch einer öffentlichen Schule gewährt, ist der, daß das Kind unter Seinesgleichen gebracht und gezwungen wird, sich mit ihnen abzufinden, d. h. seine Eigenheiten so weit zu beschränken, wie sie den

Mitschülern lästig werden. Wer von seinen Eigenheiten nicht lassen will, der ist folgerecht den Angriffen seiner Gespielen ausgesetzt. Daß diese Angriffe das Maß überschreiten und in boshafte Rohheit ausarten, ist in einer öffentlichen Schule kaum möglich. Da aber jeder Schüler unwiderrstehlich in die größere Gemeinschaft hineingezogen wird, so müssen alle Ecken sich auch abschleifen, und verzärtelte Kinder erklären dann oft das für Rohheit, was in der That nichts weiter als kindliche Gerechtigkeit ist, denn Schulkinder unter sich leben völlig republikanisch, einen Standesunterschied kennen sie nicht, und wer ihn machen will, gegen den wendet sich ihr Haß. Die wenigen Worte, welche Göthe in Dichtung und Wahrheit über seinen Schulbesuch ausspricht, werfen ein bedenkliches Licht auf die Resultate seiner Erziehung; er sagt: „Indem man die bisher zu Hause abgefondert, reinlich, edel, obgleich streng, gehaltenen Kinder unter eine rohe Masse von jungen Geschöpfen hinunterstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet alles zu leiden, weil sie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, sich dagegen zu schützen.“ — Auf diese Ansicht trifft mit schneidender Schärfe das eigene Wort Göthe's aus Tasso, daß jeder die Menschen verkennen muß, der sie absichtlich meidet. Nachdem der Hausbau vollendet war, verließ Wolfgang wieder die Schule, die ihm so wohlthätig gewesen wäre, und lehrte zum Privatunterricht des Vaters zurück.

Doch so eng wie vorher wurden die Schranken nun nicht wieder gezogen; der Knabe, der ja nun auch schon größer war, durfte auch allein die Stadt durchschweifen und seine kindliche Neugier an allem lesen, was Frankfurt Mannichfaltiges bot. Dem Onkel des Schultheißen standen die Thüren selbst zu den wichtigsten Orten offen, und wenn er den Großvater bei Amtshandlungen stattdlich als den Ersten erscheinen sah, so wurde eine gewisse vornehme Abgeschlossenheit dadurch nicht gemindert. Es wurde nichts veräuht, was zu sehen war, die Messen, die Festlichkeiten, alles wirkte ungehemmt auf den Knaben, und die sich selbst überstürzende Fluth von Eindrücken riß in dem jugendlichen Gemüthe oft genug den festen Grund hinweg, auf dem Gestalten sich aufbauen können, welche das ganze Leben hindurch fest bestimmend auf die Natur eines Menschen wirken. Eine gewisse Unsicherheit im Anschauen und Beurtheilen dessen, was ihm entgegen kam, ist stets Göthe zu eigen gewesen; wie peinlich war oft seine Besorgniß, sich bei seinen Dichtungen an einem undankbaren Stoffe zu vergreifen. Man wird begreifen, wie nachhaltig diese Einflüsse früher Jugend auf Göthe einwirkten, wenn man diesem Schwanken die stolze, selbstbewußte Kraft und Sicherheit Lessing's entgegenstellt.

Was nun den Unterricht des Vaters anbetrifft, so muß gesagt werden, daß der Rath Göthe seinem Sohne gegenüber nicht so sehr auf einem gefaßten Plane jerrisch bestand, wie sonst wohl zuweilen; ihm wurden die großen Anlagen des Knaben sehr bald klar, und er bemühte sich, dieselben mehr frei zu entwickeln, als in bestimmte Bahnen zu zwingen. Die Stadtbibliothek in Frankfurt besitzt in Heft von Schönschriften und Exerzizen in deutscher, lateinischer, griechischer und französischer Sprache, die Göthe in seinem lebenten, achten und neunten Jahre anfertigte. Sein Vater hat diese Arbeiten ausgewählt, zusammengeheftet und mit dem Titel *Labores Juveniles* bezeichnet. Es finden sich darin drei

Gespräche in lateinischer und deutscher Sprache abgefaßt; das erste derselben führt den Vater und den Sohn vor, welche über den Hausbau sich unterhalten. Wir geben einen Theil dieses interessanten Gespräches wieder. Der lateinische Text ist fortgelassen.

Pater et Filius. Januar 1757.

F. Ist es erlaubt, mit in den Keller zu gehen?

P. Ja, es ist erlaubt, wenn Du mir sagst, was Du daselbst machen willst.

F. Ich höre, daß Sie die Weine auffüllen wollen, und davon möchte ich einen Begriff haben.

P. Verschlagener! Hierunter steckt etwas anderes verborgen; sage die Wahrheit.

F. Ich kann's nicht bergen, den Grund- und Schlußstein habe ich Lust einmal wieder zu sehen.

P. Folge mir, Dir soll in einem als anderen willfahret werden.

F. Ich will gerne folgen. Siehe, wir sind schon an der Treppe. O, was für eine große Finsterniß, es kann nicht dunkler im Grabe aussehen.

P. Hinweg dormalen mit dieser traurigen Vorstellung. Gehe, mein Sohn, nur behutsam die Treppe hinunter, Du wirst bald Licht finden.

F. Sie haben recht, ich sehe alle umliegenden Sachen, als Kessel, Lörse, Blütten u. dgl. m.

P. Warte ein wenig, es wird sich Dir noch mehr, und dieses weit deutlicher, als bisher geschehen, entdecken.

F. Fürwahr, das wenige Licht, so durch das Kellerloch fällt, erleuchtet alles.

P. Wo glaubst Du nun das Gesuchte zu finden?

F. Den Schlußstein sehe ich wohl über meinem Kopfe, aber den Grundstein kann ich nicht antreffen.

P. Siehe da, in diesem Winkel ist er eingemauert.

F. Nunmehr sehe ich ihn wohl, und erinnere mich, daß ich ihn unter vielen Feierlichkeiten mit eigener Hand eingemauert habe.

P. Kannst Du Dich noch mehrer Umstände, die dabei vorgefallen, erinnern?

F. Warum nicht! Ich sehe mich nämlich in der Tiefe als einen Maurer gekleidet, mit der Kelle in der Hand, mit vielen Maurergesellen, und hatte den Steinmengenmeister zur Seite.

P. Wurde denn dabei sonst nichts geredet?

F. Ja wohl. Es fing der Obergeselle zwar nach Gewohnheit eine Rede an, konnte sie aber nicht ausführen und unterließ nicht, sich die Haare anzurauen, da er von so vielen Zuschauern inzwischen ausgelacht wurde.

P. Was denkest Du nun Gutes bei diesem Stein, nach dem Dich so sehr verlangt?

F. Ich gedenke und wünsche, daß er nicht eher als mit dem Ende der Welt verrückt werden möge.

P. Das wollen wir Gott anheimstellen. Du aber gehe nur weiter.—

Bei der großen Gewandtheit, mit der diese Dialoge dargestellt sind, ist der ganze Inhalt doch so kindlich, daß sie recht wohl einem so jugendlichen Alter angehören können; dem lateinischen Texte indeß wird die nachhelfende Hand des Vaters entschieden nicht gefehlt haben.

Der Unterricht in der Geometrie und der Geografie, den der Knabe empfing, scheint nicht bedeutend gewesen zu sein. Gedächtnisverse, und oft recht abgeschmackte, mußten ein Nothbehelf sein. Der Geschichtsunterricht scheint gänzlich gefehlt zu haben; eine alte Chronik aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges mußte eine nothdürftige Uebersicht der Hauptbegebenheiten in der Weltgeschichte gewähren.

Auch im Tanzen unterwies der ernste Vater seine Kinder; für den Knaben war dies die einzige körperliche Übung.

In der Wahl der Privatlektüre wurde dem Knaben fast unbeschränkte Freiheit gelassen. An Reisebeschreibungen schlossen sich sogar Dvid's Metamorphosen an, und das letztere, für jugendliche Gemüther unter allen Umständen gefährliche und zur Schullektüre höchst unpassende Buch verfehlte nicht seinen Eindruck auf die geschäftige Fantasie des Knaben zu äußern. Von anderer Seite wirkte Fenelon's Telemach und Robinson Crusoe besänftigend ein. Auch Homer fehlte nicht, aber er war nur durch eine profaische Uebersetzung vertreten, welcher Kupfer beigefügt waren, auf denen die Helden des ewigen Gedichtes im französischen Theaterkostüm einherschritten. Es ist bezeichnend genug, wenn Göthe es sogar später noch für ein Glück hielt, daß ihm Homer zuerst in Prosa bekannt geworden sei. Eine Uebersetzung von Torquato Tasso's Befreitem Jerusalem wurde eifrig studirt; besonders war es die herrliche Episode von Tancred und Florinde, welche den Knaben tief ergriff.

Von den deutschen Dichtern der damaligen Zeit prangten in der Bibliothek des Rathes Göthe alle besseren, wie Haller, Gellert, Hagedorn u. a. Wolfgang hatte sie von Kindheit an fleißig durchgelesen und vieles aus ihnen auswendig gelernt. Von Klopstock war der Vater durchaus kein Verehrer, aber ein Hausfreund brachte ihn in die Familie, und Mutter und Kinder wurden begeisterte Anhänger des Sängers von Zion. Aber Klopstock'sche Hexameter zu machen hat Göthe nie versucht.

Ebenso wenig wie der Messias machten die Volksbücher einen nachhaltigen Eindruck auf den Knaben; er las den Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, den Kaiser Octavian, die schöne Magelone u. a. Diese Uebersetzungen einer alten, innigen, zarten Poesie, deren Hauch selbst durch das rohe Gewand nicht erstickt werden kann, betrachtete Göthe, wie er später geringschätzig sagte, als Näskerei.

Der Verkehr mit gleichalterigen Knaben wurde, als Wolfgang größer wurde, auch lebhafter. Sonntags hielten sie ihre Zusammenkünfte, bei welchen sie selbstgemachte Verse mittheilten. Diesen Gespielen trug Göthe gern Märchen eigener Erfindung vor; eines derselben mit der Ueberschrift: Der neue Paris, hat er in Dichtung und Wahrheit wiedererzählt. Die anmuthige Form dieses Märchens, wie es uns die Hand des vollendeten Meisters gab, dem Knaben unverkürzt zum Verdienst rechnen zu wollen, wird wohl niemand unternehmen; ebenso

wenig kann auf dieses Spiel kindlicher Einbildungskraft ein hoher Werth gelegt werden. Es ist nichts anderes als eine anmuthige Spielerei, es fehlt ihm jeder leitende Gedanke, und deshalb gelangt es auch nicht zu einem Abschluß, sondern bricht mit einem Versprechen auf Fortsetzung ab. Uebrigens wäre es auch unnatürlich, von einem Knaben sogleich ein poetisches Meisterstück verlangen zu wollen, und der Versuch, in diesem leicht und anmuthig gewobenen Knabenmärchen, wie Göthe es selber nennt, eine tiefssinnige Allegorie zu finden, kann nur als ein verfehlter bezeichnet werden. Vordeutend aber ist in der kleinen Erzählung schon die lebhaft empfundene Liebe für weibliche Schönheit, und sehr bezeichnend die ganze Stellung, welche der Knabe als Held der Erzählung sich gibt; seine ganze Erscheinung bezeichnet nicht einen lebensfrischen, unbefangenen Jungen, mit dem eine gewisse Derbheit und Unbeholfenheit, ein Zurückweichen vor eng gezogenen Schranken der Sitte stets unzertrennlich und durchaus natürlich verbunden ist, sondern was wir sehen, scheint uns mehr das Bild eines frühreifen Jünglings zu sein, der sich lieber dem Denken und Treiben der Erwachsenen, als seiner Altersgenossen zuwendet.

Was Göthe in diesem Märchen erzählte, das stellte er in ähnlicher Weise auch wohl im Leben dar. Einst hatte der Knabe mit der Schwester den grünen Sessel, auf welchem die Mutter beim Erzählen zu sitzen pflegte und der darum der Märchensessel hieß, an einem Frühlingstage in den Garten vor dem Bodenheimer Thore geschafft und mit Bändern und Blumen geschmückt. Ein häusliches Fest, welches man gerade feierte, führte Verwandte und Freunde in den Garten. Da trat der kleine Wolfgang in Schäfertracht mit einem Kranze auf dem schönen Haupte hervor, aus seiner Hirtentasche hing eine Rolle mit goldenen Buchstaben herab; unter einem blühenden jungen Birnbaume, den man zum Andenken seiner Geburt gepflanzt, nahm er seinen Stand und hielt nun eine Rede an den Sessel, als den Sitz schöner Märchen. Kindlicher war, was nun folgte; die Kinder bliesen Seifenblasen in die Luft, sie schwebten im Sonnenschein um den Sessel her; so oft eine sich auf den Stuhl senkte, jubelten die kleinen Zuschauer: Ein Märchen! Ein Märchen! und wenn die Seifenblase zerprang, so riefen sie: das Märchen platzt!

Wenn Wolfgang auch unter seinen Gespielen zuweilen an irgend einem lustigen, muthwilligen Streiche theilnahm, so war seine Stimmung, wie er selbst sagte, doch meist eine ernste; man machte ihm Vorstellungen, daß sogar seine Haltung eine selbstbewusste sei und ihn sonderbar vor anderen Knaben auszeichne: er entgegnete darauf, daß er sich später noch auf mancherlei Weise auszeichnen werde. Daß er zu etwas Großem bestimmt sei, sagte ein dunkles Gefühl ihr schon früh. Vielleicht mochte dieses Gefühl in ihm durch die ungetheilte Bewunderung erregt sein, die schon als Knabe ihm zu Theil ward, denn von allen die ihn kannten, wird erzählt, er sei ein außergewöhnlich schönes Kind gewesen: besonders wunderbar war der strahlende Glanz seiner großen Augen. Die Plattern, welche ihn ergriffen und ihn arg plagten, ließen glücklicherweise keine Spuren bei ihm zurück. Nicht allein die Pocken, sondern auch alle anderen gewöhnlichen Kinderkrankheiten hatte der Knabe nach und nach zu bestehen: sie waren ihm eine Schule der Geduld und seine gute Natur überwand sie alle.

ziemlich leicht, während die vier Geschwister, welche nach seiner Schwester Kornelia noch geboren wurden, alle in sehr jungem Alter starben.

Als Wolfgang genesen war, verdoppelte sein Vater, um das Versäumte wieder einzuholen, die Lehrstunden; der Knabe wurde dadurch wieder sehr in die Einsamkeit gedrängt; Privatstunden, die ihm in Gemeinschaft mit einigen andern Knaben ertheilt wurden, gab man bald wieder auf, da Wolfgang's ausschließendes, feines, zurückhaltendes Benehmen sehr bald in einen Zusammenstoß mit dem Muthwillen der Genossen gerieth. Nur jüngere, sich anschießende Knaben verweilten dauernd bei Wolfgang.

So wie der lebendige Geist des Knaben schon früh allem, was ihm begegnete, auf den Grund zu kommen, die leitenden und bestimmenden Ursachen zu erforschen strebte, so trat er schon früh mit Selbstbewußtheit den religiösen Begriffen gegenüber. Der Religionsunterricht, den man ihm ertheilte, war eine Art von trockener Moralphredigt, welcher weder seinem Geiste noch seinem Gemüthe zusagen konnte. Aus den Begriffen, welche dieser Unterricht ihm überlieferte, schuf der Knabe sich selber seine religiösen Vorstellungen, welche sich um die Person eines vollkommenen Gottes als um ihren Mittelpunkt sammelten. Diesen Gott betrachtete Wolfgang als einen ewig guten, segenspendenden Vater, dem er in kindlicher Weise seinen Dank darbringen wollte. Wem das Kind seine Liebe zu erkennen geben will, dem schenkt es etwas von dem, was ihm selbst lieb ist; es betrachtet nicht den Werth des Geschenkes, den es ja eigentlich niemals zu bestimmen vermag, es ist eine Kundgebung des guten Willens, welche das Kind durch irgend eine That beweisen will, da bei ihm selber ja nur das durch die Sinne Erfassbare unbezweifeltes Dasein hat. In diesem Sinne haben Völker, als die Menschheit noch in der Kindheit war, ihrem väterlichen Gotte Opfer dargebracht, und in eben diesem Sinne beschloß auch Wolfgang seine Gottesfurcht zu zeigen. Aus einer Naturaliensammlung wurden die schönsten Gegenstände hervorgefucht und auf einem rothlathirten, goldgeblühten Musikpult des Vaters, das die Form einer Pyramide hatte, kunstvoll aufgebaut. Eine Porzellanschale mit Räucherkerzen wurde auf die Spitze gestellt, bei Sonnenaufgang entzündete der junge Priester dieselben durch ein Brennglas, und als der duftende Rauch langsam und feierlich in dem stillen Gemache emporstieg, da war die Andacht des Knaben vollkommen.

Sein kindliches Vertrauen zu dem allgütigen Vater erlitt eine schwere Anfechtung, als die Kunde von dem Erdbeben sich verbreitete, welches am 1. November 1755 die Stadt Vissabon in einen Trümmerhaufen verwandelte und Tausende unschuldiger Opfer eines schrecklichen Todes sterben ließ. Jedermann war von diesem furchtbaren Ereignisse tief erschüttert, es wurden Bußpredigten gehalten, Fasten ausgesprochen, man erschöpfte sich in Gründen, weshalb Gott wohl ein solches Gericht verhängt habe. Auch Wolfgang wurde durch alles dies sehr aufgeregt, und erst dann stellte seine Ruhe sich wieder ein, als ihm der Gedanke kam, daß der unsterblichen Seele durch böses Geschick ja kein Schaden geschehen könne.

Die friedliche Stille der Stadt und des Hauses wurde durch den Beginn des siebenjährigen Krieges zuerst dauernd gestört. Die Stadt theilte sich in zwei

Parteien, und durch diese Theilung wurde Göthe's Familie in zwei Theile gespalten, die mit so großem Eifer ihre Meinung gegen einander verfolgten, daß sie selbst, wenn Mitglieder beider Parteien auf der Straße sich begegneten, so gleich den Kampf eröffneten, der, wenn auch nur mit Worten, doch heiß genug geführt wurde. Der Rath Göthe stand auf preussischer Seite, und auch Wolfgang war ein Bewunderer und Verehrer — nicht des preussischen Volkes und seines Königs, sondern Friedrich's des Großen. Nicht darauf also hatte man den Knaben aufmerksam gemacht, daß das preussische Volk unter Führung der Hohenzollern den Verzweiflungskampf um die höchsten menschlichen Güter, um Glaubensfreiheit, um Selbständigkeit und Existenz des deutschen Vaterlandes aufgenommen hatte, und nicht von dieser hohen Warte aus überschaute Wolfgang die Ereignisse, sondern was seine Theilnahme fesselte, das war die Person Friedrich's des Helden; es war also nicht ein vaterländisches Interesse, welches die Seele des jungen Dichters bewegte, sondern ein allgemein menschliches. Diese Erscheinung ist sehr beachtenswerth, sie ist voraussetzend, denn Göthe hat diesen Standpunkt nie in seinem Leben verändert, er ist nie ein deutscher Patriot gewesen, und was ihm selbst zu erstreben nicht anlockend genug, und zu erreichen nicht möglich schien, das sollten, so rieth er, auch seine Landsleute nicht erstreben; dafür sollten sie, wie er in dem bekannten Distichon sagt, sich mehr für einen allgemein menschlichen Standpunkt ausbilden. Doch niemand kann diesen rein menschlichen Standpunkt erreichen, der nicht zuvor das Wesen eines Volkes voll und kräftig in sich aufgenommen hat, und gerade dieses energische Erfassen irgend einer Erscheinung, dieses sich Versenken bis in die geheimste Tiefe eines Gegenstandes, das ist es, was in Göthe's Natur nicht angetroffen wird. Ein gewisser Heroismus ist ihm nicht abzusprechen, persönlichen Muth besaß er in hohem Grade, aber die zähe Thatkraft eines Lessing, eines Kant besaß er nicht. Daher gewahren wir in seinem ganzen Leben ein fast unaufhörliches Schwanken, ein Neigen von diesem zu jenem, das sich ebensowohl in seinen vielen Herzensmeinungen, als in seiner Unsicherheit bei der Wahl seiner dichterischen Stoffe ausdrückt. Wir haben bereits mehrfach die Gründe berührt, welche in Göthe's Charakter diese eine Seite ausprägten, wir werden deren noch mehr kennen lernen.

Die Festigkeit des Knaben auszubilden, dazu war der Zwist in der eigenen Familie auch nicht günstig. Der Schultheiß Lertor stand auf östreichischer Seite, und wenn Wolfgang, wie er als ältester Enkel gewohnt war, Sonntags bei den Großeltern speiste, so mußte er den Helden, den er selbst so hoch verehrte, verkleinern und verläumdern hören. Dieser Umstand erschütterte in ihm tief sein Vertrauen auf die unbedingte Gerechtigkeit der von ihm bisher mit Ehrfurcht betrachteten Personen und verleidete ihm den sonst so ersehnten Aufenthalt im Hause des Großvaters gänzlich, zumal da auch der Rath Göthe, um heftigen Zerwürfnissen in der Familie aus dem Wege zu gehen, fortan die regelmäßigen Sonntagszusammenkünfte vermied.

In den ersten Jahren des Krieges hatte Frankfurt nicht viel zu leiden; französische Truppen durchzogen zuweilen die Stadt, und man ergöhte sich an dem bunten Anblick. Aber am 2. Januar 1759 rückten große Truppenmassen

heran, sie überwältigten die Stadtwachen, und mit jener Brutalität, welche den Franzosen dem Wehrlosen gegenüber stets zu Gebot stand, besetzte der berühmte Prinz Soubise, allen feierlich geschlossenen Verträgen zum Troß, die Reichsstadt und quartierte seine Truppen bei den Bürgern ein. Diese fühlten sich durch die ungewohnte Last arg bedrückt, und niemand mehr, als der Rath Göthe, der in sein behagliches neues Haus den französischen Königsleutenant Grafen Thorane aufzunehmen genöthigt war. Diese Persönlichkeit hatte die Verhältnisse zwischen den Bürgern und den Soldaten zu regeln und Streitigkeiten zu schlichten, ein Amt, welches besonders in den damaligen Zeiten zahlreichen Verkehr in das Haus führte, und außerdem lästig wurde durch die vielfachen Aktenstücke, welche der Königsleutenant in seiner Wohnung unterzubringen hatte. Uebrigens befreite sich der Graf Thorane jenes feinen, rücksichtsvollen Benehmens, welches die alten Adelsgeschlechter Frankreichs in früheren Zeiten stets zu eigen hatten; ein Freund des Göthe'schen Hauses, welcher lebensgewandt genug war und auch gut französisch sprach, machte den Grafen auf die schwierige Stellung der Hausfrau aufmerksam, und der Graf, der auf ehrenvollen Wandel den höchsten Stolz setzte, betrug sich während seines mehrjährigen Aufenthaltes in dem Göthe'schen Hause durchaus musterhaft. Es wird nicht zu verwundern erscheinen, wenn der Rath Göthe bei alledem auf seiner Abneigung gegen die französischen Eindringlinge beharrte, und wenn er, der gewohnt war, der Außenwelt gegenüber ein stolz zurückhaltendes Betragen zu äußern, und seine Handlungen nur nach seiner eigenen Bequemlichkeit, ohne jede Rücksicht auf die Welt einzurichten, wenn dieser Mann immer verdrießlicher wurde und sich den ungebeteuen Gästen so fern als möglich hielt. Nichts lähmt die Thätigkeit und den Lebensmuth derer, die sich absondern, mehr, als wenn widrige Verhältnisse sie in einen unliebsamen Verkehr mit der gering geschätzten Außenwelt ziehen; auch der Rath Göthe gab seine gewohnte Beschäftigung, deren Haupttheil die Erziehung seiner Kinder war, fast gänzlich auf, und dadurch öffnete er den mächtigen fremdartigen Einflüssen den freiesten Zugang zum Gemüth seiner Kinder, besonders des jugendlichen Wolfgang. Eine Fluth von Zerstreuungen drang auf den Knaben ein, seine so leicht entzündbare Einbildungskraft wurde durch den, wenn auch oft blendenden, so doch fast immer leichtfertigen französischen Geist in Gegenden geführt, welche mit den Zaubergärten der Armida eine bedenkliche Aehnlichkeit zeigten, und in Wolfgang's Geiste Zustände hervorriefen, welche dem entnervenden süßen Nichtsthun des Rinaldo an Wirkung gleichkamen. Diese verderblichen Einflüsse wucherten in Göthe's Geiste lange Zeit, erst als Herder in Strassburg ihm den Demautschild vorhielt, da erkannte der herrliche Jüngling seine Verirrungen, aber mit dieser immerhin schmerzlichen Erkenntniß lehrte auch das Bewußtsein seines hohen Berufes und seiner Kraft wieder zurück.

Der Graf Thorane war ein Liebhaber von Gemälden, er beschäftigte mit Befriedigung die Bilder, welche der Rath Göthe in seinem Hause aufgehängt hatte, und beschloß, die Maler in Frankfurt und besonders den Maler Seetas in Darmstadt zu beschäftigen und durch sie Gemälde für den Familiensitz seines Geschlechtes in der Provence ausführen zu lassen. Wir erinnern uns, daß der Rath Göthe, durch seine Liebhaberei für die Kunst geleitet, mit den Malern

seiner Vaterstadt schon früher einigen Verkehr gepflogen hatte, und Wolfgang hatte nicht versäumt, die Werkstätten der Meister zu besuchen und sich mit ihren Arbeiten bekannt zu machen. Seine so großartige künstlerische Anlage erschloß ihm den Sinn der historischen und allegorischen Bilder leicht, und ließ ihn bald ein überraschendes Verständniß für die Technik der Künstler gewinnen. Mit seinen Aeußerungen war er nicht zurückhaltend, und da sie meist sehr treffend waren, so fragte man den reichbegabten Knaben gern um sein Urtheil und legte Gewicht darauf. Ein solcher Knabe mußte des Grafen Thorane Neigung bald gewinnen, und für Wolfgang hatten die Beschäftigungen des Gastes um so mehr Interesse, da nicht allein seine Neigung zu ihnen führte, sondern auch seine Eitelkeit manches Geschenk erhielt. In dem Mansardenzimmer, welches der Knabe früher bewohnt hatte, schlugen die Maler ihren Wohnsitz auf, und Wolfgang lebte sich mit ihnen, besonders mit Seeck, so ein, daß er gern auch kleine Bedienungungen bei ihnen übernahm. Nicht alle Gemälde des Grafen Thorane waren für ein Knabenauge angemessen, und was Göthe selbst im dritten Buche seiner Lebensgeschichte erzählt, kann uns für gewisse sinnliche Neigungen in seinen späteren Werken zur Erklärung dienen.

Die leichte Fassungsgabe des Knaben, der auf und abwogende Verkehr in dem elterlichen Hause und der Wunsch, mit den Fremden sich möglichst genau verständigen zu können ließen ihn die französische Sprache ziemlich rasch bis zu dem Grade erlernen, daß er an der Unterhaltung wenigstens einigermaßen Antheil nehmen konnte, und nun reizte es ihn, da vielfache Freistunden ihm die Gelegenheit boten, alles kennen zu lernen, was die Fremden mit sich gebracht hatten.

Nichts machte auf Wolfgang einen tiefern und mehr nachhaltigen Eindruck als das französische Theater. Vom Großvater hatte er ein Freibillet erhalten, und wenn der Rath Göthe auch nur mit Widerwillen zugab, daß sein Sohn das Schauspiel der Eindringlinge besuchte, so wußte Wolfgang sich die Erlaubniß mit Hilfe der Mutter nur allzu oft zu verschaffen. Anfangs verstand er wenig von dem Dialoge, doch sein scharfes Ohr faßte die ungewohnten Laute rasch auf, und bald gelangte er so weit, daß er ganze Stellen auswendig wußte. „Ich rezitirte sie wie ein eingelernter Sprachvogel,“ sagte Göthe, und spottend, aber sehr wahr setzt er hinzu: „welches mir um so leichter ward, als ich früher die für ein Kind meist unverständlichen biblischen Stellen auswendig gelernt und sie in dem Ton der protestantischen Prediger zu rezitiren mich gewöhnt hatte.“ Das leichte französische Lustspiel, die behänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen fanden vielen Beifall bei dem Knaben. Bald aber regte sich in ihm der Wunsch, das Leben und Treiben auch hinter den Kulissen kennen zu lernen. Eine Gelegenheit bot sich bald; da Wolfgang nicht immer die Gebuld besaß, die Stücke von Anfang bis zu Ende anzuhören, so erfrischte er sich durch Spielereien auf den Korridors, wo ihm ein Knabe Gesellschaft leistete, welcher zu den Schauspielern gehörte; Göthe nennt ihn *Derones*. Durch diesen Burschen wurde Wolfgang mit den Geheimnissen der Bühne bekannt, beide hielten sich unbehindert in dem Ankleidezimmer, welches des beschränkten Raumes wegen für beide Geschlechter gemeinsam war, auf und waren Zeuge von allem, was darin

vorging. Derones machte seinen Freund mit einer etwas ältern Schwester bekannt, welcher Wolfgang seine Neigung bald mit allem Feuer seines leicht entflammten Gemüthes zuwandte. Die Schöne war gegen den kindlichen Liebhaber freundlich und höflich, und nahm seine zarten Aufmerksamkeiten mit der Würde und der Miene einer Tante entgegen. In der Wohnung dieser Kinder machte Wolfgang die Erfahrung, daß nicht allen Leuten die Ehe ein Heiligthum sei.

Derones war trotz seines jugendlichen Alters ein vollkommenes Abbild eines artigen franzzösischen Windbeutel. Er war Meister im Ausschneiden und wußte das Benehmen der Erwachsenen so vortreflich nachzuahmen, daß er sogar eines Tages seinen Wolfgang, von dem er beleidigt zu sein vorgab, zum Zweikampfe forderte. Die Knaben verfügten sich hinter eine Scheune, zogen die kleinen Degen, welche sie nach damaliger Sitte trugen, und ließen die stumpfen Eifen in theatralischer Weise an einander klirren. Als der Degen des kleinen Franzosen an der seidenen Schleife hängen blieb, welche Wolfgang's Degengriff schmückte, war die Genugthuung vollkommen, und im nächsten Kaffeehause wurde bei einem Glase Mandelmilch eine Versöhnung gefeiert, welche eben so grundlos als der ganze Streit war.

Im Umgange des lebhaft plaudernden Derones lernte Wolfgang sehr rasch die franzzösische Sprache, und dieser Vortheil stimmte den Rath Göthe ein wenig günstiger in seinen Urtheilen über die Beschäftigungen seines Sohnes. Ueber die Franzosen aber änderten sich seine Ansichten nicht, und sein verhaltener Groll brach heftig los, als in den ersten Monaten des Jahres 1759 die Annäherung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig in ihm Hoffnungen erregte, welche sich nicht erfüllten. Dunkle Gerüchte, welche in der Stadt sich verbreiteten, massenweise Truppendurchzüge kündigten den Bewohnern den Tag der Entscheidung an. Der Karfreitag des genannten Jahres sollte sie bringen, bei Bergen wurde belanntlich jene blutige Schlacht geliefert, in welcher der Herzog Ferdinand den Sieg nicht zu erringen vermochte. Der Rath Göthe aber hatte auf diesen Sieg als ein selbstverständliches Ereigniß gerechnet, er war den Landsleuten, die er als Sieger begrüßen wollte, entgegen gegangen, bis ihn die Kugeln, die um seinen Kopf sausten, zur Rückkehr zwangen. Es läßt sich leicht denken, wie groß seine Aufregung, sein Unmuth, sein Grimm war, als die Schlacht sich zu Gunsten der bitter gehaßten Franzosen entschied; er verweigerte jede Stärkung durch Speise und Trank, und es war ein unglücklicher Augenblick, als der franzzösische Königsleutenant ihm auf dem Vorfal begegnete. Der Graf Thorane trat auf seinen Hauswirth zu und sagte in heiterer Stimmung: „Ihr werdet uns und Euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen ist.“ Aber mit Ingrimm gab der deutsche Mann die Antwort: „Ich wollte, sie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen!“ Da brauste der Franzose voller Wuth auf, und im Bewußtsein seiner Machtvollkommenheit und seiner „gerechten Sache“ befahl er, seinen Hauswirth auf die Wache zu führen. Nur mit Mühe gelang es einem Freunde der Familie, den Zorn des Franzosen so weit zu besänftigen, daß derselbe auf der Ausführung seines Befehls nicht weiter bestand.

Nachdem die Gefahr, welche den Franzosen von jener Seite drohte, glücklich abgewendet war, gaben sie in Frankfurt allen heitern Lebensgenüssen sich unbesorgt hin; einer ganz besondern Pflege erfreute sich das französische Theater. Wolfgang, der, wie wir sahen, auf so mancherlei Weise bei den Schauspielern seine Rechnung fand, besuchte die Vorstellungen mit steigender Leidenschaft, und schließlich versuchte er selbst ein Drama zu produziren. „Ich verfehlte nicht,“ erzählt Göthe in Dichtung und Wahrheit, „die französischen Formen nach meinem Vermögen und Unvermögen zu wiederholen. Es wurden damals einige halb mythologische, halb allegorische Stücke gegeben; sie hatten etwas von der Parodie und gefielen sehr. Diese Vorstellungen zogen mich besonders an: die goldenen Flügelchen eines heitern Merkur, der Donnerkeil des verlappten Jupiter, eine galante Danae, oder wie eine von Göttern besuchte Schöne heißen mochte, wenn es nicht gar eine Schäferin oder Jägerin war, zu der sie sich herunterließen. Und da mir dergleichen Elemente aus Ovid's Verwandlungen sehr häufig im Kopfe herumschwammen, so hatte ich bald ein solches Stückchen in meiner Fantasie zusammengestellt, wovon ich nur so viel zu sagen weiß, daß die Szene ländlich war, daß es aber doch darin weder an Königstöchtern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte.“

Das Stück wurde dem Freund Derones vorgelegt, und diesem war die Gelegenheit, den Meister zu spielen, höchlich erwünscht. Er strich und veränderte sehr viel in dem Werke seines Freundes, und begann dann mit der wichtigsten Miene so viel von den drei Einheiten des Aristoteles, von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne u. s. w. zu erzählen, daß sein Schüler sich für verpflichtet hielt, nun auch kritische Studien unternehmen zu müssen. Er las also die Abhandlung des Corneille über die drei Einheiten; wenn ihm daraus nun aber auch wohl deutlich wurde, welche Anforderungen die französischen Kritiker an die Dichter stellten, so sah er sich vergeblich nach den Gründen um, warum alles so und nicht anders sein sollte. Kein Wunder, daß er sie nicht fand, denn die ganze Kritik der Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts ruhte nicht auf dem festen Grunde der Natur und des wirklichen Lebens, sondern alle Regeln, die mit höchwichtigem Aussehen als unfehlbar hingestellt wurden, waren im Grunde doch nichts anderes als eine Abstraktion aus der französischen Bühne, so daß auf diese Weise nicht die Kritik das Drama überwachte und leitete, sondern das Drama die Kritik erst schuf. Diese Erscheinung war sehr natürlich, denn Dichter wie Racine und Corneille waren für das französische Volk sehr glänzende und blendende Erscheinungen, aber bedeutende Kritiker gab es damals unter den Franzosen ebenso wenig, wie zu irgend einer andern Zeit. Ueber die vermeinten kritischen Gesetze glaubte also ein jeder nach seinem Gutdünken aburtheilen zu können, und daher entspringt die Erscheinung, daß einzelne Stücke, welche sehr belobten Stücken ein und desselben Verfassers völlig ebenbürtig waren, schlecht sein sollten, weil sie irgend einer einflußreichen Persönlichkeit nicht behagten. Auch dieses völlig grundlose Schwanken in den Urtheilen der französischen Kritik entging dem geübten Auge Wolfgang's nicht, so daß er, wie er selbst sagt, durch seine kritischen Studien verworrener als jemals wurde. Er entsagte also den kritischen Beschäftigungen, die ohnehin seine Liebe nicht besaßen, gänzlich, und

begnügte sich, das lebendig Vorhandene, das Schauspiel, auf sich einwirken zu lassen, und im übrigen mit dem großen Strome zu schwimmen. Racine wurde, wie er sagte, sein Abgott, und so sehr hatte das französische Wesen in ihn Wurzel geschlagen, daß auch Friedrich der Große zurücktreten und dem französischen Marschall Broglio weichen mußte. So wurde Deutschlands Zerrissenheit auch ein Fluch für die Jugend unseres größten Dichters; nur seine herrliche Natur, seine hohe Begabung, sein entschiedener Beruf zur Kunst verhütete, daß die fremdländischen Schmarogerpflanzen nicht den ganzen edlen Stamm überwucherten; aber die Spuren jener Einwirkung und ihre Folgen hat er sein ganzes Leben lang getragen.

Der Wunsch des Rathes Göthe, den lästigen Gast aus seinem Hause los zu werden, sollte endlich auch in Erfüllung gehen. Etwa im Anfange des Jahres 1761 wurde Graf Thorane unquartiert, und das Göthe'sche Haus blieb fortan von Einquartierung verschont.

Die Ruhe, welche nun wiederkehrte, wirkte auf alle wohlthätig. Der Rath Göthe gewann allmählig seine Heiterkeit wieder, die gewohnten Beschäftigungen wurden von neuem aufgenommen, der Unterricht der Kinder füllte die Zeit wie früher aus. Um gegen jede neue Einquartierung überhaupt geschützt zu sein, hatte man in die von dem Grafen Thorane bislang besetzte Wohnung als Miethsleute eine befreundete Familie, den Kanzleidirektor Moriz mit den Seinigen eingenommen. Der Bruder desselben, ein Legationsrath Moriz, ein feiner und gewandter Mann, verkehrte viel mit der Göthe'schen Familie; es war ihm ein Vergnügen, Wolfgang's mathematische Studien zu fördern. Von besonderer Wichtigkeit schienen dem Rath Göthe das Zeichnen zu sein. Er selbst hatte diese Kunst nie geübt, aber er hielt es für angemessen, seinen Kindern zu zeigen, daß man in jedem Lebensalter durch unermüdblichen Fleiß selbst bedeutende Schwierigkeiten besiegen könne. Er begann deshalb selber zu zeichnen, und ließ nicht nach, bis er eine ziemlich ansehnliche Sammlung eines italienischen Meisters Stück für Stück aufs genaueste wiedergegeben hatte. Wolfgang und seine Schwester Cornelia wurden täglich eine Stunde lang durch einen Zeichenlehrer beschäftigt, für den die Zeichenkunst nichts war, als die Fertigkeit, gewisse Striche gewandt nachzuahmen und aus ihnen sowohl Köpfe als Landschaften zusammen zu setzen. Wolfgang hatte, wie er selbst später aussprach, keine natürliche Anlage zum Zeichnen; bei seiner großen Vorliebe zu den bildenden Künsten hat er auch später noch manche Stunde dem Zeichnen gewidmet, bis er es endlich ganz aufgab. Auch Musikunterricht erhielten die Geschwister, aber hier zeigte Wolfgang noch weniger Begabung als beim Zeichnen, und die Stunden wurden, wie es scheint, bald wieder aufgegeben. In seinen Studentenjahren hat Göthe auch einmal vorübergehend das Violoncell zu spielen versucht. Doch blieb er stets ein Freund der Musik, die besonders in seinen letzten Lebensjahren eine große Anziehungskraft für ihn hatte; nur liebte er einfache, leicht verständliche Weisen mehr als tiefstimmige Tonstücke.

Nur geistesstränge Knaben begnügen sich, sobald sie über die Elementargegenstände hinaus sind, mit dem, was von ihnen gefordert wird; der einmal angelegte Geist strebt weiter, und dieses Streben zeigt sich bei weniger thatkräftigen

Naturen in mancherlei Spielereien, während es den ernstern, nachhaltigen Fleiß antreibt, Gebiete zu betreten, welche er sich erst selbst erschließen muß. Die Vorliebe für Naturwissenschaften, denen Göthe später so viel Zeit widmete, zeigte sich schon früh in der Neigung, Blumen zu zerpfücken und Vögel zu berrupfen, um zu sehen, wie die Blätter in den Kelch und die Federn in den Flügel gefügt waren. Versuche mit einem Magnetstein gewährten viel Vergnügen, auch eine Elektrirmaschine zusammenzusetzen wurde, wiewohl vergeblich, versucht. Auch auf diesem Felde fehlte eine strenge und gründliche Unterweisung und von Wolfgang's Seite der ausdauernde Fleiß. In späteren Jahren bekundete Göthe jedoch durch seine osteologischen und botanischen Entdeckungen und durch seine Farbenlehre, daß ein anhaltendes Studium ihn auch zu einem großen Naturforscher würde haben machen können. Wenig angenehm war es dem Knaben, als sein Vater anfang, die Seidenzucht durch seine Kinder in seinem Hause betreiben zu lassen; die Gefräßigkeit der Raupen, für welche fast nicht genug Blätter beschafft werden konnten, wurde den Kindern lästig, und die Unreinlichkeit sowie der unangenehme Geruch in dem Raupenzimmer gereichte ihnen zu großem Widerwillen.

Es gehört zur Natur des Dilettanten, sich mit möglichst vielen Sachen zu beschäftigen. Auch Göthe's Vater ließ nicht leicht eine Gelegenheit, etwas neues zu lernen, vorübergehen. Als sich ein durchreisender englischer Sprachmeister meldete, wurden seine Dienste sogleich in Anspruch genommen. Binnen vier Wochen wollte der Lehrer einen jeden, der nicht ganz roh in Sprachen sei, so weit bringen, daß er sich bei einigem Fleiße selber weiterhelfen könne. Er löste sein Versprechen zur Zufriedenheit der Göthe'schen Familie; aber bei aller Treue und Begabung des Lehrers und allem Fleiße seiner Schüler konnte doch auch diese neue Beschäftigung nur Stückwerk bleiben. Um aber in der Reihe der Sprachen auch nicht eine von den einigermassen zugänglichen fehlen zu lassen, so nahm Wolfgang bei dem Rektor des Frankfurter Gymnasiums Privatstunden im Hebräischen; er hatte hauptsächlich die Absicht dabei, das sogenannte Juden-deutsch, mit dem er sich seit einiger Zeit beschäftigt hatte, genauer kennen zu lernen. Das Hebräische, welches die heutigen Juden sprechen und schreiben, ist kein reines Hebräisch, sondern ein Mischmasch von Worten sehr verschiedener Sprachen, welches in Frankreich eine entschieden französische, in Polen und Rußland eine polnisch-russische Färbung zeigt, und so in jedem Lande. Oft bedienen sich auch die Juden der hebräischen Schriftzeichen zur Darstellung von Wörtern einer andern Sprache; so sieht man z. B. in den deutschen Ostseeprovinzen vielfach Kaufmannsschilder mit deutschen Firmen in hebräischen Lettern beschrieben. In einigen Gegenden Deutschlands haben die Charaktere dieser Judenschrift sich sehr verändert; die Inschriften auf den Grabsteinen der Juden an der holländischen Grenze würde kein ostpreussischer Jude lesen können. Auch das Juden-hebräisch ist schon im Mittelalter mehr ein Judendeutsch mit besondern Dialekten geworden, welches jedoch in der Schrift stets mit hebräischen Lettern dargestellt zu werden pflegt. Dieses Frankfurter Judendeutsch war es, welches Wolfgang zu erlernen begierig war, und dabei sollte ihm das eigentliche Hebräische Hülfe leisten. Doch blieb auch dieser Unterricht ebenso wie manches andere nur eine

geistige Spielerei, welche nicht gerade nutzlos war, aber zu keinem wesentlichen Ziele führte.

Diese Neigung, einer so unwesentlichen Sache, wie das Judenthum es war, Fleiß zuzuwenden, könnte auffallend erscheinen, wenn die Erklärung nicht in dem Zuge zu dem Geheimnißvollen läge, welchem wir bei Göthe so oft begegnen, und zwar zu allen Zeiten seines Lebens, am meisten im Greisenalter. Wir erinnern an das Knabenmärchen „Der neue Paris,“ an die „Erzählungen deutscher Ausgewandeter,“ und besonders an den zweiten Theil des Faust. Der Zug zu dem Geheimnißvollen lag in Göthe's Natur, und erhielt schon in früher Jugend reiche Nahrung durch die fantastischen Märchen seiner Mutter. In seinen poetischen Werken hat er viel Unheil angerichtet; am freiesten ist Göthe davon in den vollendeten Werken seines reifen Mannesalters.

Es bekundet ebensowohl den angeborenen Kunsttrieb, als den Dilettantismus seiner ganzen Studienweise, wenn Wolfgang, um die spröden Materien der ihm langweiligen Grammatik gefügiger zu machen, auf den Gedanken kam, sieben Geschwister einander, jeder in einer anderen Sprache, ihre Erlebnisse in Briefen mittheilen zu lassen; auch die Geografie in diese Briefe mit einzuschließen, war eine leichte Sache und durch das Ganze wurde nicht allein Wolfgang als Verfasser ergötzt und unterhalten, sondern auch der Vater befriedigt.

„Der Mensch mag sich wenden, wohin er will, er mag unternehmen, was es auch sei, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat.“ Diese Worte Göthe's könnte man seiner Lebensbeschreibung als Wahrspruch vorsetzen, so oft findet sich für sie eine passende Anwendung. Auch an dieser Stelle sollten die fremdartigen Studien ihn zu jenem Gebiete leiten, welches die Natur ihm zu eigen gegeben hatte, zur Kunst. In lebendigen Farben stieg vor seinem Geiste das Bild jenes vielgenannten Landes empor, welches der Schauplatz der jüdischen Geschichte war, und die Gestalten der Erzväter und ihrer Genossen wandelten wie im Leben vor seinen Augen; er fühlte das Verlangen in sich, in dichterischer Form wiederzugeben, was ihn bewegte. Die biblischen Epen waren durch Klopstock's Messias und Bodmer's Dichtungen ja so landläufig geworden, und die Geschichte Josef's hatte Wolfgang bereits seit einiger Zeit mit besonderm Interesse angeschaut. Der rechte Augenblick war nun gekommen, und er säumte nicht, dem Schreiber seines Vaters ofort ein großes profaisch-episches Gedicht, Josef, zu diktiren, welches einen Quartband vollständig ausfüllte. Unter mehreren geistigen Oden, welche der Knabe nach dem Vorgange Elias Schlegel's niederschrieb, fand eine zur Feier der Höllenfahrt Christi geschriebene vielen Beifall. Sie wurde im Anfange des Jahres 1766 in den „Sichtbaren“, einer damals in Frankfurt erscheinenden Zeitschrift, abgedruckt, und später von Göthe selbst mit in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen; diese Ode ist das älteste von Göthe erhaltene Gedicht.

Das Feld der biblischen Studien wurde noch mehr angebauet. Als Senior des geistlichen Ministeriums war nach Frankfurt im Sommer 1761 der Professor der Theologie Jakob Pitt aus Marburg berufen worden, dessen Predigten, die meist lehrhafter Natur waren, in der Gemeinde vielfach Stoff zur

Unterhaltung, für oder wider, lieferten. Wolfgang beschloß, die Predigten in der Kirche nachzuschreiben und zu Hause genau auszuarbeiten. Anfänglich betrieb er dies neue Unternehmen mit solchem Eifer, daß er seinem Vater zu dessen großer Zufriedenheit die fertig niedergeschriebene Predigt noch vor Tisch überreichen konnte, aber nach wenigen Monaten sank die Lust bedeutend, und nur der Einfluß des Vaters vermochte ihn, bis zum Schlusse des Kirchenjahres auszuhalten.

Weil der Rath Göthe seinen Sohn für die juristische Laufbahn bestimmt hatte, so wollte er auch hierfür die Vorstudien beginnen. Wolfgang mußte einen juristischen Katechismus auswendig lernen und sogar das Korpus Juris studiren, — mit welchem Nutzen, kann jeder sich leicht selber sagen. Da es die Mode so mit sich brachte, wurde nun auch der Unterricht im Reiten und Fechten begonnen. Letzteres sollte Wolfgang bei einem Franzosen lernen, der indeß mehr Tanzmeister als Fechtmeister gewesen zu sein scheint. Ein ernster deutscher Fechtmeister hatte nachher viel Mühe, Wolfgang von den lächerlichen Manieren, die der Franzose ihm beigebracht, wieder zu befreien. Noch schlimmer ging es auf der Reitbahn; die übertrieben strenge militärische Zucht behagte dem Knaben durchaus nicht, das dumpfe, modrige Lokal widerte ihn an, der Spott und das Gelächter der Mittelernenden über kleine Versehn verletzten ihn, und der Unterricht brachte wenig Frucht. Später ist Göthe jedoch ein verwagener und ausdauernder Reiter geworden, wochenlang blieb er zuweilen zu Pferde, und ließ es auch an Parforceritten nicht fehlen.

Das Lebensalter, in dem Göthe jetzt stand, brachte es mit sich, daß er in seiner Vaterstadt nicht mehr allein nach den ansehnlichsten Gebäuden schaute und die auffallendsten Gebräuche neugierig ansah, sondern es trieb ihn, die Geschichte zu fragen, warum denn alles so geworden sei, und was bei allen Veränderungen gewonnen oder verloren war. Seines Vaters Vätersammlung enthielt mehrere Jahrbücher der Stadt Frankfurt, in welchen er durch aufmerksames Nachlesen befriedigende Antworten auf die Fragen erhalten konnte, zu welchen so mancher wunderliche Ueberrest aus vergangenen Zeiten ihn aufforderte. Im Jahre 1616 hatte ein Aufruhr in der Stadt getobt, ein Mann Namens Fettmilch hatte eine Anzahl Genossen, die ebenso unzufrieden als ihr Anführer waren, zu Widersehtlichkeiten und Plünderung veranlaßt, und hatte schließlich das Schicksal aller derer getheilt, welche im Mittelalter es sich einfallen ließen, die Rechte des Menschen gegen die Vorrechte gewisser Kasten behaupten zu wollen: man hatte ihn enthauptet und seinen Kopf auf eine eiserne Spitze am Bräuenthurm gesteckt; doch war sein Tod Veranlassung gewesen, daß viele schreiende Mißbräuche abgestellt wurden. Nun konnte sich Wolfgang beim Anblick des verwitterten Schädels, der allen Einflüssen der Zeit und der Witterung getrost hatte, des Gedankens nicht erwehren, daß man jenen unglücklichen Menschen wohl als ein Opfer ansehen dürfe, das einer künftigen bessern Zeit gebracht worden sei.

Einer der interessantesten Theile der Stadt war die Judengasse, in welcher man nach der schmählischen Sitte jener Zeiten ein ohnehin unglückliches, vaterlandloses Volk auf einen engen, dumpfigen Raum deshalb zusammengedrängt hatte, weil seine religiösen Ceremonien nicht mit dem gerade herrschenden Gebrauche

stimmten. Das fremdartige Gewimmel, das Geheimnißvolle in der ganzen Erscheinung war für Wolfgang anziehend genug, und wenn der Schmutz und die Zubringlichkeit der Bewohner der Judengasse ihm auch höchst zuwider war, so bemerkte er doch mit Wohlgefallen die hübschen Judenmädchen, die sich gegen seinen freundlichen Gruß nicht gleichgültig zeigten, und die Ceremonien der Juden kennen zu lernen, suchte er die Vermittlung einflußreicher Persönlichkeiten, durch die er denn auch zu dem erwünschten Ziele gelangte. Aehnlicher Art, wie der Eindruck der düstern Judengasse, welche alle alten Märchen von gemordeten Christenkindern wieder grell vor die Erinnerung zauberte, waren die Stimmungen, in welche die Störungen der bürgerlichen Ruhe versetzten, ein Brand, ein großes Verbrechen, und die grausamen Strafvollziehungen, welche gewöhnlich darauf folgten; besonders schauerlich war dem Knaben die öffentliche Verbrennung eines Buches.

Für den künftigen Dichter war es in hohem Grade fördernd, daß der Rath Göthe seinen Sohn schon früh daran gewöhnte, kleine Geschäfte für ihn zu besorgen. Auch in Frankfurt gaben die Handwerker damaliger Zeit ihren Kunden Stoff zur Unterhaltung durch die Gewohnheit, ihre Erzeugnisse gewöhnlich erst nach dem versprochenen Termine abzuliefern. Der Rath Göthe benutzte seinen Wolfgang nun zum Mahnen, und auf diese Weise gelangte der Knabe öfter in die Werkstätten der Handwerker, wo er mit Interesse den mannigfachen Arbeiten zusah und Zeuge der Lebensart und Denkweise eines Standes wurde, der sonst sehr fern von ihm lag. Das herrliche Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung“ zeigt die unmittelbare Einwirkung dieser Besuche, welche seine Theilnahme auch für das gewerbliche Leben im Großen rege machten. Gern besuchte Wolfgang eine Wachsstockfabrik, welche in Höfen und Gärten ihre Erzeugnisse von dem einfachsten bis zum kunstvollsten darstellte. In der Nähe dieser Fabrik lag in großer Baumgarten, welcher dem Rath Göthe gehörte, und vor einem andern Thore besaß er einen gut unterhaltenen Weinberg, in welchem zwischen den Reihen auch Spargelbeete einen Platz gefunden hatten. Wolfgang besuchte nie alle Knaben, diese Gärten gern, und dadurch wurden ihm auch die Gartengeschäfte geläufig, welche mit der fröhlichen Weinlese jedes Jahr einen poetischen Abschluß erhielten.

Begabte Knaben verkehren gern mit Erwachsenen, und wissen auf leichte Weise Bekanntschaften auch mit denen anzuknüpfen, welche sich abzusondern lieben; diese Verhältnisse sich von beiden Seiten stets nur auf gleiche Neigungen stützen, so pflegen sie für den jüngeren Theil von nachhaltigem Einfluß zu sein. Auch Göthe hatte sich eine Reihe solcher älterer Freunde erworben, und was uns bei der Aufmerksamkeit besonders werth erscheint, ist der Umstand, daß schon er die persönliche Liebenswürdigkeit Göthe's, die er, wenn er wollte, in so hohem Grade zeigen konnte, bedeutsam hervortritt; denn einige seiner Gönner waren einsame Naturen, die von der Welt tief verwundet waren und aller Bekehrung mit ihr entfagt hatten. Leuten dieser Art ist meist ein sehr zartes Gefühl für die Aufrichtigkeit der Gesinnungen derer eigen, welche sich ihnen nähern, und es ist ein schönes Zeugniß für Wolfgang's Charakter, daß einige dieser

Einsamen ihm als ihrem Vertrauten ihr Herz ausschütteten und auf diese Weise Erleichterung fanden.

Zu diesen Persönlichkeiten gehörte ein Herr von Reined, dem seine einzige Tochter durch einen Freund seines Hauses entführt worden war. Die Undankbarkeit des Kindes und des Freundes hatten sein ganzes Leben vergiftet, er zog sich ganz in sein Haus und einen daranstoßenden Garten zurück und lebte in einem weiten, traurigen Zimmer, welches keine Spur einer freundlich ordnenden Hand zeigte. Wolfgang sah diesen Mann, den er eben so brav als unglücklich nennt, niemals lächeln, doch gelang es ihm, ihn zu einigen Spazierfahrten zu bewegen und seine Einsamkeit weniger abschließend zu machen.

Ein Hofrath Huisgen, ein vortrefflicher Jurist, sonderte sich eben so sehr ab, und verhehlte eine große Verachtung gegen die Menschen nicht. Sein Lieblingsbuch war eine satirische Schrift des Agrippa von Nettesheim *De incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium*, über die Unverlässlichkeit und den Unwerth aller Wissenschaften und Künste. Wolfgang's heitere Lebensansicht wurde indeß nur auf kurze Zeit durch diese Einflüsse ins Schwanken gebracht.

Viel erfahren und ganz besonders in Staatsgeschäften wohl bewandert war ein Herr von Menschlager, der eine Erläuterung der goldnen Bulle schrieb und bei dieser Gelegenheit seinem jungen Freunde viel Interessantes mitzutheilen wußte. Er zeigte viel Anmuth im Umgange und wünschte dieselbe auch seinen Söhnen und deren Freunden mitzutheilen. Auf seine Veranlassung führten die jungen Leute von Zeit zu Zeit ein Schauspiel auf, unter andern den Kamt von Schlegel, in welchem Wolfgang den König, und den Britannikus, in welchem er den Nero spielte. So vereinigte sich in diesem Hause für die Jugend das Angenehme mit dem Nützlichen.

Es ist hier eine passende Gelegenheit, auch einer ältern Freundin zu erwähnen, deren Name uns noch öfter begegnen wird, es war Susanna Katharina von Klettenberg, der Göthe später in den Bekenntnissen einer schönen Seele ein Denkmal setzte. Sie gehörte einer der ersten patrizischen Familien Frankfurts an und war mit der Frau Rath verwandt, so daß ein freundschaftlicher Verkehr sich für Wolfgang bald vermittelte. Fräulein von Klettenberg hatte eine frohe und bildungsreiche Jugend verlebt, in ihren reiferen Jahren hatte sie das Unglück, beständig zu kränkeln, und nun hing sie, um mit Servinus zu reden, wie so viele Frauen aus Krankheit pietistischen und herrnhutischen Ansichten nach und suchte nach Universalmitteln für die Leiden ihres Körpers und ihrer Seele. In Göthe suchte sie die pietistischen Gefühle zu erregen und zu nähren, und nach des Dichters eigenem Zeugnisse*) regte sie ihn zu dem bereits erwähnten Gedichte über die Höllenfahrt Christi an. Wir werden von ihr später ausführlicher reden.

So waren es die verschiedensten Einflüsse, unter denen Wolfgang heranzuwuchs; jeder seiner Gönner suchte ihn für seine Ansichten zu gewinnen, und trachtete in ihm sein moralisches Ebenbild herzustellen. Doch wenn der Knabe

*) Vergl. Kurz, a. a. D. I., 110.

auch, nach der Unmittelbarkeit dieser oder jener Einwirkung, sich zu Zeiten mehr auf diese oder jene Seite neigte, so wurde doch immer wieder sein eigenes Wort an ihm wahr, daß der Mensch von allen Abschweifungen stets auf den Weg zurückkehren muß, den die Natur ihm vorgezeichnet hat. Schon in jenen jungen Jahren trug Göthe in sich das feste Bewußtsein, das süßeste Glück, welches seine Wünsche erstrebten, sei für ihn der Kranz des Dichters, und was er auch alles in seinem vielbewegten Leben getrieben hat, sein eigentlicher Beruf war der des Dichters, und nur für diesen Beruf hat sein Herz stets mit Wärme geschlagen.

Ebenso wenig wie die menschenfeindlichen Anweisungen des Hofrathes Huisgen wirkten auf den Knaben die pietistischen Recepte des Fräuleins von Klettenberg, denn wenn von dieser religiösen Richtung sich irgend etwas in Göthe's Seele festgesetzt hätte, so müßten die Spuren davon bei seiner Konfirmazion, die in diese Zeit, Ostern 1763, fällt, zu Tage getreten sein. In herkömmlicher Weise bestand die Vorbereitung auf diese so hochwichtige Handlung der Konfirmazion auch bei Wolfgang nur in massenweisem Auswendiglernen schnell vergessener Sachen, und ebenso war die Prüfung nichts andres als ein Frage- und Antwortspiel nach feststehenden Formeln; die ganze Handlung war so leer und inhaltslos, daß Wolfgang selbst diese Leerheit lebhaft in sich fühlte. Als er mit einem Eltern am folgenden Tage zum Abendmahl ging, konnte er das Gefühl nicht los werden, daß er als ein nicht genugsam Vorbereiteter erscheine, und der Spruch, daß, wer das Sacrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, machte einen tiefen Eindruck auf ihn und quälte ihn noch lange nachher. Eine glückliche Gelegenheit, um den reich begabten Knaben einen tiefen und wirkungsvollen Blick in sein Inneres und in die große, weite, tiefe Welt des Menschengesistes und des Menschenlebens thun zu lassen, war ungenutzt vorüber gegangen.

Doch es ist kein leeres Wort, daß der gute Mensch in seinem dunklen Drange auch ohne selbstbewußte Lehre und wohlüberlegten Voratz sich des rechten Weges wohl bewußt ist; an Göthe sollte dieses Wort seines Tasso schon in der nächsten Zeit zur vollen Wahrheit werden; in einem Irngarten, in welchem nancher andere verkommen wäre, wurde dieser dunkle Drang ihm ein leuchtender Leitstern, und die poetische Begeisterung für alles Edle und Schöne hob ihn höherer über gefährliche Abgründe weg, als die erbaulichste Moralpredigt es je konnte hätte.

Auch in den höheren Ständen wählt die unverdorrene Jugend, in deren Seele der Standesdünkel sich noch nicht eingestossen hat, ihre Gespielen nie nach äußeren Umständen, sondern nur nach Reigung. Göthe verkehrte seit Jahren mit einem Knaben niedrigeren Standes, der stets zu ihm gehalten hatte, und in allen Streitigkeiten Wolfgang's getreuer Knappe gewesen war; er nennt diesen Knaben Pylades. Nach der Konfirmazion wurde der Umgang fortgesetzt, Wolfgang theilte dem Freunde gern seine Gedichte mit, und wurde eines Tages von ihm überredet, einen Liebesbrief in Versen aufzusetzen, dessen Pylades und eine Schaar lustiger Genossen sich bediente, um ihn einem albernen jungen Kanne zuzusteden und demselben weiszumachen, eine angebetete Schöne habe ihn geschrieben. Auf diese Weise wurde Göthe mit den Genossen des Pylades

bekannt. Sie waren junge Leute aus den niederen Ständen, denen eine gute Gabe Mutterwitz und etwas Strebbarkeit die Hebel geworden waren, um sich zur Theilnahme an Geschäften aufzuschwingen, die sonst über ihrem Wirkungskreise standen, sie machten Abschriften, entwarfen kleinere Geschäftsaufsätze und ließen sich in guten und schlimmen Aufträgen als Vermittler brauchen. Solche Leute, aus denen die Zahl der sogenannten Winkeladvokaten sich ergänzt, sind oft sehr gefährliche Personen; der Erwerb ist ihnen meist der einzige Beweggrund ihrer Handlungen, und da die schmutzigsten Geschäfte stets am theuersten bezahlt werden, so gewöhnten sich jene Leute immer mehr, bei ihren Handlungen die Forderungen der Moral außer Augen zu setzen. Genau in diesem Falle befanden sich die Genossen des Pylades, einige von ihnen hatten wie es in der Folge sich herausstellte, Dokumentenfälschung im Großen betrieben. Die Genossen hatten einige Häuser, in denen sie zu verkehren pflegten, und Göthe, der von dem eigentlichen Treiben dieser Leute nicht die geringste Ahnung hatte, folgte ihnen einst in eins dieser Gasthäuser. Es war das erstemal, daß Wolfgang mit ihnen in nähere Berührung kam, und ihre Unterhaltung sagte ihm so wenig zu, daß dieser Besuch gewiß auch der letzte gewesen wäre. Doch unter den Schladen sollte er eine Perle finden, die ihn vergessen machte, wo er sie fand. In jenen Umgebungen ward das Herz des Jünglings zu seiner ersten Liebe entflammt.

Erste Liebe! Heiliges Gefühl, welches nichts Irdisches, nichts Gemeines kennt, welches die junge Seele zu einer Höhe trägt, welche sie nicht einmal in ihren Träumen ahnte, den Du beseelst, der wandelt selbst auf schwindelndem Pfade sicher einher, und ein Engel verhüllt seine Augen gegen alle Versuchung, die ihm naht, er schreitet an ihr vorüber, ohne zu wissen, welche Gefahr ihm drohte.

An jenem Abende trat in das Zimmer, in welchem auch Göthe saß, ein Mädchen, dessen Schönheit auf den Jüngling den tiefsten Eindruck machte. Von den stillen, treuen Augen und dem lieblichen Munde wurden seine Gedanken so sehr gefesselt, daß die Gestalt Gretchens ihn fortan auf allen Wegen und Stegen verfolgte. Ihr zu Liebe ging er in die Kirche, und während des langen Gottesdienstes war sie seine liebe Augenweide. In der Schüchternheit, welche stets eine Begleiterin der ersten Neigung ist, wagte er nicht, sie anzureden, aber ihr flüchtiger Gruß machte ihn selig, und als Pylades mit der Bitte um ein neues Gedicht an ihn herantrat, folgte er mit Freuden in das Haus, wo er Gretchen wiederzufinden hoffen durfte. Sie war ein armes Mädchen, die Wirthin des Gasthauses war ihre Verwandte, und wenn die Wirthsleute selber auch in gutem Rufe standen und nichts Böses vornahmen, so ging unter ihren Augen und in ihrem Hause wohl manches vor, was nicht immer das Rechte war. Gretchen stand diesen Verhältnissen in flectenloser Reinheit gegenüber, sie war freundlich gegen jedermann, auch gegen die Gäste, und ihr ganzes Benehmen zeigte gewinnende Anmuth, doch duldete sie nicht die geringste Vertraulichkeit, selbst nicht von dem Jünglinge, dessen aufflammende Neigung sie doch schon in den ersten Tagen erkannte. Auch sein reines Herz und sein edles Streben blieb ihr nicht verborgen, und in einer Stunde, als der Zufall sie beide ohne Zeugen ließ, machte sie ihm freundliche Vorwürfe über den voreiligen Leichtsin, mit dem sich der Sohn eines angesehenen Hauses in den Dienst nicht ganz tadellos

Gefellen begeben, aus deren Verkehr ihm manche Unannehmlichkeit erwachsen könne. Um ihren Worten größern Nachdruck zu geben, lehnte sie des Jünglings stürmische Liebeserklärung nicht ganz ab; in übergelücklicher Stimmung verließ Wolfgang das Haus, und ließ sich künftig nur noch zu Hochzeitgedichten und ähnlichen Gelegenheitsreimereien bewegen. Die jungen Leute wußten diese poetischen Ergüsse des verliebten Genossen gut zu verwerthen, und von dem Ertrage derselben wurden die Kosten für die geselligen Zusammenkünfte bestritten, an denen auch Gretchen theilnahm.

Der Jüngling sah sein Mädchen nun öfter, und so sehr fühlte er sich von ihr und von allem was sie umgab angezogen, daß er einst seine Lage als Sohn begüterter Eltern ganz vergessen und ihr gegenüber einen poetischen Traum ausmalen konnte, wie er, nur seiner eigenen Kraft vertrauend, sich die Mittel zur Gründung seines eigenen Heerdes zu erwerben gedächte; Gretchen hörte zu und vernahm lächelnd die Beschreibung der zukünftigen Gattin, in der sie ihr eigenes Bild nicht verkennen konnte. Fast täglich kam Göthe nun in das Haus, wo Gretchen wohnte, er fand sie auch einmal in dem Geschäfte einer Putzmacherin, wo sie in den Morgenstunden zu arbeiten pflegte.

Während der Jüngling, der einst der größte Dichter Deutschlands werden sollte, das anmuthige Gretchen auf den Thron seines Herzens gehoben und ihr als Herrscherin in diesem Gebiet die Krone der Kaiserin und Königin auf das liebliche Haupt gedrückt hatte, war es inzwischen in der großen Welt entschieden worden, daß Josef der Zweite zum römischen Kaiser gekrönt werden solle. Die Feierlichkeit fand im Frühjahr 1764 statt, und der Rath Göthe, der seinem Sohne das Verständniß für dieses seltene Schauspiel so ausreichend als möglich erschaffen wollte, beschloß, mit ihm alles durchzugehen, was die beiden letzten Kaiserkrönungen vorbereitet und bedingt hatte. Bei den aufgeschlagenen Dialecten saßen Vater und Sohn nun manchen Tag, und in Wolfgang's Geiste entwickelte sich ein genaues Bild jener monströsen Feierlichkeit, die durch tausendfache, mit kindischer Wichtigkeit abgewogene Förmlichkeiten den Umstand überdecken wollte, daß alles Gepränge nur einem eingebildeten Zwecke diene. Für niemand, der so wie Göthe mit allen den erbärmlichen Kleinlichkeiten und Rechtaberereien genau bekannt wurde, in deren Entwicklung jeder bei der Krönung theilte, den höchsten Werth und die eigentliche Bedeutung des ganzen Heranges zu legen schien, konnte eine solche römische Kaiserkrönung unmöglich patriotische Gefühle anregen, und es ist sehr natürlich, wenn Göthe seine umständliche Beschreibung des ganzen Festes fast nur auf die Aeußerlichkeiten beschränkt, und, nachdem er den Krönungszug dargestellt, spottend mit den Worten schließt: Daß unsere Stadtgrenadiercompagnie das Ende deckte, dünkte uns auch ehrenvoll genug, und wir fühlten uns als Deutsche und als Frankfurter von diesem Ehrentage doppelt und höchlich erbaut.“

Für den Jüngling hatten die Studien zum Verständniß der Krönung nur halb Werth, weil er nun im Stande war, seiner Geliebten zur Befriedigung ihres ungeheuerlichen Interesses und ihrer lieblichen Neugier die vollständigste Auskunft zu geben, und das Fest selber war ihm vorzugsweise darum ein willkommenes, weil er im Gewühl und im Gewoge der Menschenmassen ungekannt und

ungestört an der Seite Gretchens umherzuschweifen konnte. Eines Abends hatte er bis in die Nacht hinein in einer kleinen Gesellschaft bei dem lieben Mädchen gegessen, und sich bemüht, sie so genau als möglich auf jeden Genuß vorzubereiten. Nun fand er, daß er den Hausschlüssel vergessen hatte, und ohne großes Aufsehen konnte er nicht in sein väterliches Haus gelangen, da Mitternacht bereits vorüber war. Man beschloß, die Nacht beisammen zu bleiben, und setzte die Unterhaltung auch noch eine Zeitlang munter fort. Allmählig aber verstummte ein Mund nach dem andern, immer weiter breitete der mohnbetränzte Gott seine Herrschaft aus, zuletzt wachte nur noch Wolfgang und Gretchen, die beide in traulichem Geplauder in der Fensterecke saßen, bis endlich auch Gretchen ihr Haupt an des Jünglings Schulter lehnte und entschlummerte. So saß er allein nun wachend unter den Schläfern, Wirklichkeit und Traum flossen ineinander, als er wieder zu sich kam, war es heller Tag. Gretchen stand vor dem Spiegel, und rückte ihr Häubchen zurecht, und als der Jüngling nun schied, drückte sie ihm herzlich die Hand.

Der 3. April war der Tag der Krönung. Wolfgang als Enkel des ersten Bürgermeisters fand zu den besten Plätzen Zutritt und konnte alles, was der Tag an seltener Augenweide bot, ungehindert betrachten. Vieles Großartige zog an seinen Blicken vorüber, doch war der Glanzpunkt des Tages für ihn der Abend, an dem er an Gretchens Seite die stattliche Beleuchtung beschaute, und im vollen Gefühl seiner Liebe in den glücklichen Gefilden zu wandeln glaubte, in denen das Menschenherz keinen Wunsch mehr kennt. Als er in später Stunde Gretchen bis an die Thür ihrer Wohnung begleitete, küßte sie ihn auf die Stirn. Der Jüngling mochte nicht ahnen, daß dieses holde Zeichen ihrer Gunst zugleich den Abschied auf ewig besiegeln sollte; er sah die Geliebte nicht wieder.

Am folgenden Morgen kam seine Mutter zu ihm, als er noch im Bette lag, und verstört und ängstlich forderte sie ihn auf, sich anzukleiden, und sich auf Unangenehmes gefaßt zu machen; es sei herausgekommen, daß er sehr schlechte Gesellschaft besuche und sich in die gefährlichsten Händel verwickelt habe. Der Vater sei außer sich, und in seinem und in der Obrigkeit Auftrage solle der Rath Schneider die ganze Sache untersuchen.

Dieser Freund der Familie trat auch alsbald in Wolfgang's Zimmer und begann sein Verhör. Anfangs schien er selbst zu glauben, der Jüngling habe an den Documentenfälschungen seiner Genossen theilgenommen. Als Wolfgang erfuhr, daß die Sache so stand, und als er hörte, daß seine Genossen bereits eingezogen seien, glaubte er ihnen den besten Dienst dadurch zu erweisen, daß er alles, was er wußte, frei erzählte. Doch als er nun alle die unschuldigen Freuden in sein Gedächtniß zurückrief, und die Bilder des holdesten Glückes durch ein gerichtliches Verhör entweihen mußte, da fühlte er mit tiefem Schmerz, daß ein hartes Schicksal den seligen Traum seines Herzens in diesem Augenblick zerriß; er brach in Thränen aus und überließ sich einer Leidenschaft, welche zu bändigen er nicht die Kraft besaß. Er sah seine Freunde, er sah Gretchen in den unglücklichsten Handel verwickelt, und in der höchsten Aufregung versicherte er dem Hausfreunde, wenn man jene nicht verschonen und die Thorheiten, welche sie etwa begangen, nicht verzeihen wollte, so würde er selbst sich ein Leid anthun.

Der Hausfreund, der nun den wahren Sachverhalt erkannte, beruhigte den Jüngling so gut er konnte, aber mit wenig Erfolg. Als er das Zimmer verlassen hatte, warf Wolfgang sich auf die Erde und benezte den Fußboden mit seinen Thränen. Es war ihm eine schwerzliche Lust, durch die Vorstellungen einer ungezügelten Fantasie sein Leid noch immer höher zu treiben; vergeblich bemühten seine Mutter und seine Schwester sich, ihn zu beruhigen, die Wunde war zu tief in das weiche Herz des Jünglings gedrungen, sie mußte ausbluten. So war es denn auch vergeblich, daß bereits am folgenden Tage der Vater ihm sagen ließ, ihm sei die Unschuld seines Sohnes nun klar, und ihn auffordern ließ, an den Feierlichkeiten der Krönung mit ihm wieder theilzunehmen. „Nichts,“ so erzählt Göthe in Dichtung und Wahrheit, „konnte mich aus meiner leidenschaftlichen Einsamkeit hervorrufen. Ich ließ am Dankfeste die Glocken läuten, den Kaiser sich in die Kapuzinerkirche begeben, die Kurfürsten und den Kaiser abreisen, ohne deshalb einen Schritt von meinem Zimmer zu thun. Das letzte Kanoniren, so unmäßig es auch sein mochte, regte mich nicht auf, und wie der Pulverdampf sich verzog und der Schall verhallte, so war auch alle diese Herrlichkeit vor meiner Seele weggeschwunden.“

Um so mehr hatte der Schmerz und die leidenschaftliche Befürchtung für das Loos der Geliebten nun Platz sich auszubreiten, und die Aufregung war so groß, daß eine körperliche Krankheit sich einstellte. Nun geschah alles, um den Jüngling zu beruhigen, man versicherte ihm auf das bestimmteste, daß seine nächsten Freunde so gut wie schuldlos befunden und mit einem leichten Verweise entlassen worden seien, Gretchen habe sich aus der Stadt entfernt und sei wieder in ihre Heimath gezogen. Aber in dem letzteren Umstande erblickte Wolfgang keine freiwillige Abreise, sondern nur eine schmachliche Verbannung, und sein Zustand erfuhr dadurch keine Verbesserung. Es war ein glücklicher Gedanke, unter diesen Verhältnissen einen Mann ins Haus zu ziehen, den Wolfgang bereits kannte und liebgewonnen hatte. Dieser Mann hatte eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause verwaltet, sein Zögling war auf die Universität gegangen, es stand nichts im Wege, daß er sein Amt bei Wolfgang von neuem begann. Der Jüngling, der ihm vertraute, schüttete sein ganzes Herz gegen ihn aus, und der Hofmeister hielt als verständiger Erzieher es für das beste, Wolfgang mit allen Einzelheiten der Untersuchung bekannt zu machen. Seine Aussage stimmte vollkommen mit dem überein, was man dem Jünglinge bereits früher mitgetheilt hatte. Von Gretchen erzählte der Freund, man habe nur Gutes und Liebes an ihr finden können, so daß die Richter selber ihr gewogen wurden; mit heiterem Gesicht fuhr der Erzieher dann fort: „Als von Ihnen und Ihrem Umgange mit ihr die Rede war, sagte sie ganz freimüthig: Ich kann es nicht läugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe, aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen, und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert, an muthwilligen Streichen Theil zu nehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können.“

Gegen tiefverwundenes Gefühl gibt es kein wirksameres Heilmittel als den Stolz. Sobald Wolfgang hörte, Gretchen habe ihn für ein Kind erklärt, ja

sogar ihn „als Kind zu den Alten gegeben,“ da versiegten augenblicklich seine Thränen, sein Selbstbewußtsein empörte sich, und zornig begann er nun, die anmuthige Gestalt alles ihres Liebreizes zu entkleiden, ihre Vertraulichkeiten schienen ihm eigennützigte Berechnung, ihre ganze Neigung erheuchelt und eine Frucht der Gefallsucht zu sein. Der Verstand war nun überzeugt und bereit, sie zu verwerfen, aber das Herz, das eigensinnige Herz wollte auf diesem Wege nicht folgen, es verweilte noch immer mit Wonne bei dem geliebten Bilde, und trennte sich eigentlich nie von ihm. Denn zu der lieblichsten Frauengestalt, die Göthe geschaffen, zu dem Gretchen im Faust, begeisterte den Dichter die Erinnerung an die Geliebte seiner Jugend. Der Dichter verewigt durch sein Lied aber nur Erinnerungen, die ein reines Bewußtsein in seinem Geiste lebendig und in seiner Liebe unberührt erhält, und es wäre nicht möglich gewesen, daß Göthe dem Gretchen im Faust eine solche herzbewegende Unschuld und Anmuth hätte leihen können, wenn von seiner Liebe zu dem Gretchen in seiner Vaterstadt nicht die Worte gegolten hätten, mit denen er in Dichtung und Wahrheit die reizende Schülberung dieses Liebesverhältnisses einleitet, indem er sagt: „Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen.“ — Diese neue Welt ging dem Jüngling nicht unter, als Gretchen ihm entrissen wurde, sie lebte in seinem Geiste fort und breitete sich mehr und mehr aus; von ihrem Dasein werden wir bald genug Zeugniß erhalten.

Weil es der Gebrauch so forderte, und weil denn doch irgend etwas begonnen werden mußte, versuchte der Freund mit Wolfgang einen geregelten Unterricht zu beginnen, zumal nun ernstlich an die Vorbereitung für die Universität gedacht werden mußte. Aber der Jüngling war tiefer verwundet, als seine Erzieher dachten, sein Geist lag noch danieder, er hatte nicht die Kraft, seinen Gedanken gewaltfam eine beliebige neue Richtung zu geben und sie darin dauernd festzuhalten; was auch unternommen wurde, nichts wollte schmecken. In solchen Zuständen kann nur das völlig Neue, bisher ganz Fremde einen Reiz, wenn meist auch nur einen flüchtigen, ausüben, aber es ist doch schon eine Wohlthat, wenn nur irgend eine Veranlassung die tastende Hand von der schmerzenden Wunde entfernt. Der ältere Freund hatte in Jena studirt und war durch den Professor Daries *) für das eingehende Studium der Philosophie gewonnen worden. Auf dieses Lieblingsfeld suchte er nun seinen Zögling hinüberzuziehen, doch nur mit geringem Erfolge; von seiner streng systematischen Darstellung schweiften Wolfgang's Gedanken ungeduldig ab, er verlangte nach den Resultaten, die ihm erst als Früchte angestrenigten Denkens gewährt werden sollten, und nun behauptete der Zögling, eine abgesonderte Philosophie sei nicht erforderlich, da sie schon in Religion und Poesie vollkommen enthalten sei. Wie irrig diese Ansicht auch ist, so hat Göthe doch sein Leben hindurch an ihr festgehalten. Der Freund wandte

*) Vergl. Bd. II. S. 9.

sich nun zu einem weniger ernstern Zweige des Wissens, der wohl einen Uebergang zu der eben verlassenen Disziplin bilden konnte, nämlich zu der Geschichte der Philosophie. Sie fand etwas mehr Beifall als der dogmatische Vortrag, doch im Grunde hatte auch diese Beschäftigung keinen andern Zweck, als die Zeit auszufüllen.

Von der schönen Jahreszeit gelockt, unternahm der Jüngling mit seinem Freunde öfters Spaziergänge; an den Lustörtern in der nächsten Umgebung Frankfurts wollte es Wolfgang nicht gefallen, überall glaubte er die Augen der Leute auf sich gerichtet, und fürchtete, einem der früheren Genossen zu begegnen. Einige schön belaubte Haine zogen ihn mächtig an, ganz besonders gern weilte er an einem abgelegenen Platze in der Tiefe eines Waldes, wo die ältesten Eichen und Buchen einen Ort beschatteten, der wie geschaffen schien, mit seiner Schönheit ein Trost für ein verwundetes Herz zu werden. Hier fühlte der Jüngling sich wohl und heimisch, das ewig wechselnde und doch immer schöne Leben und Weben der Natur umwob leise die thränenreichen Gestalten seiner Erinnerung mit einem immer dichtern Schleier, der die sengende Gluth ihres Einflusses milderte, ohne den Anblick dieser Gestalten gänzlich dem Herzen zu entziehen, das sie noch nicht entbehren konnte. Um den Verkehr mit der Natur noch inniger zu machen, begann der Jüngling eifrig zu zeichnen, und wenn seine zahlreichen Blätter auch keine besondere Fortschritte aufzuweisen vermochten, so war diese Beschäftigung ihm doch eine Gelegenheit, völlig ungestört seinen Gedanken nachzuhängen, und die Blätter waren ihm lieb, weil er gewohnt war, bei späterer Betrachtung nicht sowohl das zu sehen, was darauf stand, sondern das, was er zu jeder Zeit und Stunde dabei gedacht hatte.

Jede vernünftige Thätigkeit bringt Segen, mag der Grund, aus welchem sie begonnen wurde, auch noch so seltsam sein. Wolfgang's Vater sah es gern, daß sein Sohn eifrig zeichnete, er nahm die meist unfertigen Skizzen zu sich, umzog die Blätter mit Linien, suchte sie in gleiches Format zu bringen und heftete sie zu einer Sammlung zusammen. So bildete sich zwischen Vater und Sohn ein anhaltender Verkehr, welcher das einigermassen gelockerte Band zwischen beiden wieder fester anzog. Allmählig kehrte auch das Vertrauen wieder zurück, der Vater gab dem Sohne nach und nach vollkommene Freiheit wieder, er fürchtete nicht mehr, ihn in frühere Verhältnisse zurückfallen zu sehen.

Um den Mauern seiner Vaterstadt, in welcher er jüngst so viel Schmerzliches hatte erfahren müssen, zu entfliehen, stellte Göthe mit seinem Begleiter manche Wanderung nach dem Gebirge an, Homburg und Kroneburg wurden besucht, der Feldberg bestiegen, über Wiesbaden und Schwalbach gelangte man an den Rhein, und trat über Mainz den Rückweg an. Eine Anzahl mannigfacher Skizzen war die Frucht der angenehmen kleinen Wanderung.

In dieser Zeit der Verödung gedenkt Göthe in seiner Lebensgeschichte auch dankbar seiner Schwester, mit der er von Jugend auf innig verkehrt hatte und die nun nicht müde wurde, ihn über Gretchens Verlust liebevoll zu trösten. An ihren Bruder hatte Kornelia sich um so enger angeschlossen, als ihr Aeußeres nicht sehr angenehm, und ihr männlicher Geist nur für wenige anziehend war.

Durch Kornelia wurde Wolfgang heimisch in einer muntern Gesellschaft, welche meist aus jungen Leuten bestand, und zuweilen gemeinsame Lustfahrten anstellte, welche jedem hinreichende Gelegenheit boten, seinen Geist und seine geselligen Künste zu zeigen und zum allgemeinen Besten zu verwenden. Göthe verschönte die geselligen Zusammenkünfte öfter durch sein poetisches Talent.

Die meisten Stunden füllte er mit Vorbereitungen zur Universität aus, die er Michaelis 1765 besuchen sollte. Die juristischen Katechismen wurden wiederholt, und außerdem mit vieler Hast und angestrebter Thätigkeit eine Menge der verschiedensten Studien betrieben. Man liebte damals die encyclopädischen Werke in allen Zweigen des Wissens, und Göthe arbeitete sich durch mehrere derselben hindurch; er empfand dabei selbst, daß er sich durch dieses bunte Allerlei mehr verirrte als bildete, und um das Labyrinth noch dunkler zu machen, gerieth er gerade zu jener Zeit über das Wörterbuch des Steptikers Bayle, welches dem reifen Verstande eine höchst energische und wohlthätige Anregung, einem unklar schwärmenden jungen Gemüthe aber Gift ist. Das einzige, worauf größerer Fleiß verwendet wurde, war das Lateinische, aber auch hier fehlte der feste Plan, die Grammatik wurde gänzlich vernachlässigt, die Lektüre allein und flüchtig und in großer Ausdehnung betrieben.

So nahte die Zeit heran, wo Göthe das Vaterhaus verlassen sollte. Nichts machte ihm den Abschied von seiner Heimath schwer, die alten Straßen erinnerten ihn unaufhörlich an das zertretene Glück, die Mauern und Thürme schienen ihm ein Gefängniß zu umschließen. Das Leben innerhalb der Stadt zeigte so manchen wunden Fleck, in der Verwaltung regte so mancher unehrenhafte Beamte seine begehrliehen und bestechlichen Finger, es war nichts, was den Jüngling ansprach, alle Verhältnisse der Gegenwart erschienen ihm düster, und nur die übrige unbekannte Welt stellte sich ihm licht und heiter dar. Der Tag der Abreise wurde sehnlich erwartet, und als er herankam, setzte Göthe sich mit frohen Hoffnungen in den Reisewagen, und ließ die Stadt, die ihn geboren und erzogen, gleichgültig hinter sich. Seine Neigung zog ihn nach Göttingen, aber der ausdrückliche Wille seines Vaters hatte ihm für den Beginn seiner Studien Leipzig vorgeschrieben. Und dahin ging nun seine Reise.

Die Früchte, welche der junge Mann auf der Universität gewinnen soll, reifen an einem Baume, der seine eigentlichen Lebenswurzeln in das Jünglingsalter und in die Knabenzeit erstreckt. Ist in dieser Zeit der junge Baum wohlgepflegt, haben seine Wurzeln in gesundem Boden ein kräftiges Wachsthum und sein Stamm an einer festen Stütze eine unveränderliche Richtung gewonnen, so ist die weitere Sorge um ihn unnütz, und das beste, was ihm nun gewährt werden kann, ist die vollkommenste Freiheit; der gesunde Baum wird seine Zweige stets nur dahin entwickeln, von wo ihm Luft und Licht entgegenströmt.

Die Verhältnisse, unter welchen Göthe die Universität bezog, waren nicht die eben geschilderten; die Einflüsse, welche ihn erzogen hatten, waren vielfach krankhafter Natur. Ihm war freilich für die Universitätszeit ein anderes als das gewöhnliche Ziel gesteckt; sein Vater wollte einen gewiegten Juristen aus ihm machen, er selbst aber fühlte schon ganz sicher in sich, daß die Natur ihn für einen andern Beruf bestimmt hatte, für den höchsten und herrlichsten, der einem

armen Sterblichen zu Theil werden kann, für den Beruf des Künstlers, des Dichters. Nicht sollte er, wie Lessing so tief tragisch sagt, sein Leben in mühevoller Qual um das tägliche Brod erschöpfen, sondern im Dienste der höchsten Ideen der Menschheit, im Dienste des Schönen und des Edlen sollten seine Tage dahinfließen, ein Strom, der durch schattige Wälder voll Gesang, durch blumige Gefilde voll Duft und Sonnenglanz dahinrauscht, in seinem tiefen Schoße spiegelt der Himmel sein ewiges Antlitz, und aus seiner klaren Fluth schöpfen die Völker Freude und Muth und Belehrung.

Aber nicht die Begabung allein macht den Dichter, und hätte die Natur ihm ihre Geschenke auch mit uner schöpflicher Hand zugetheilt. Auch der Dichter muß verarbeiten, was ihm geliehen ward, er muß sich ausbilden als Künstler und als Mensch, denn der größte Künstler ist immer auch der vollendetste Mensch, und wer als Mensch auf einer niedrigen Stufe steht, der wird niemals die höchste Staffel der Kunst gewinnen können. So ergibt sich für uns nun der Standpunkt, von welchem wir eine klare Beurtheilung für das Wesen des Dichtersjünglings erlangen können, aus der Frage, was war Göthe als Künstler und als Mensch?

Unstreitig lassen sich in Göthe's Jugend viele Einflüsse erkennen, welche seiner Künstlernatur zur Förderung gereichten. Die dichterisch gefärbten, ahnungsvollen Mährchen seiner Mutter hatten seiner Einbildungskraft einen hohen Flug gegeben, die Neigung seines Vaters zur bildenden Kunst hatte ihn angewiesen, das Schöne im Leben zu erkennen und zu würdigen, die mannigfachen, bedeutungsvollen Gegenstände seiner Umgebung und die Fülle dessen, was er durch Lehre und Lektüre sich angeeignet, hatten seinen Geist ins Weite ausgedehnt. Aber gerade in dieser Ausdehnung lag wieder eine große Gefahr, denn dadurch, daß keiner der Gegenstände völlig erschöpft und in seinem innersten Wesen betrachtet wurde, gewann Göthe auch nicht das Vermögen, in die Tiefe hinabzusteigen und sich alle Bedingungen einer Wesenheit so klar zu machen, daß ihm über den Werth oder den Unwerth dessen, was vor ihm stand, kein Zweifel blieb; und da sein Urtheil schwankte, so war seine Wahl auch nicht immer die richtige. Die Achilleis, die natürliche Tochter, der zweite Theil des Faust sind genug für den bündigsten Beweis. Wäre er nicht ein so großer Künstler gewesen, er hätte zu Grunde gehen müssen in dem Wirrwarr dessen, was in seiner Jugend auf ihn eindrang.

Unheilvoll hatten auch die so unmittelbaren und so lange anhaltenden französischen Einflüsse auf ihn gewirkt, sie hatten seinen Sinn zu dem Leichtem, Flüchtigen, Außerlichen, zu dem Prunkenden und Gleißenden, zur Selbstgefälligkeit und Selbsttäuschung hingewendet, und wenn aus der Gefahr, in diesem Sumpfe zu versinken, den Jüngling auch seine edle Natur, die treue Sorge seines wackern Vaters und der ernste Geist seines Volkes rettete, so zeigten die französischen Einflüsse sich doch sein ganzes Leben hindurch in einem Mangel an Gründlichkeit und Ausdauer, und in einer gewissen Lüsterheit, die bekannt genug ist. Doch trug dieser Sinn für das Außerliche auch wieder dazu bei, die Erscheinungen scharf zu erfassen und sie künstlerisch im Ganzen zu erkennen. Eine Künstlernatur mit diesen Anlagen und diesen Neigungen mußte allen äußern Ein-

flüssen in hohem Grade ausgefetzt sein, und der größte Segen für sie mußte die feste Hand eines besonnenen Lehrers werden, der sich später in Herder so glücklich fand.

Als Mensch stand Göthe zu der Zeit, von der wir jetzt reden, auf einem ähnlichen Standpunkte. Durch die Verwandtschaft mit dem Schultheisen und durch den Verkehr mit so vielen Personen aus den höchsten wie aus den gewöhnlichsten Ständen hatte er eine für seine Jugend ungewöhnliche Einsicht in die menschlichen Verhältnisse sich angeeignet, und wenn seine Menschenkenntniß dadurch sehr erweitert wurde, so mußte die Festigkeit seines Charakters wieder dadurch leiden, denn auf ein bildsames Gemüth blüht nichts ohne irgend einen Einfluß. Von entschiedenem Nachtheil für seine sittliche Kräftigung war auch die allzu große Nachgiebigkeit seiner Mutter gewesen, zumal da deren Entschuldigungen des Sohnes, dem Vater gegenüber, oft in bedenklicher Weise der Wahrheit nahe traten. Ein tiefer Schnitt in das Lebensmark war die grausame und brutale Weise, mit der sein Verhältniß zu Gretchen zerrissen wurde. Göthe selber sagt, durch Gretchen's Entfernung sei der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausgebrochen worden, und das ist leider nicht zu viel gesagt, denn an diese Geliebte seiner Jugend schloß den Jüngling nicht allein das erste, volle, mächtige, sich ganz hingebende Gefühl eines weichen, edlen Gemüthes, sondern auch die Gluth dichterischer Begeisterung, die in demselben Gegenstande ihr Ideal fand, in dem das Herz seine süßeste Wonne sah. Wir mögen das Schwanken von einer Neigung zur andern in Göthe's spätem Leben wohl mit milderem Auge betrachten, wenn wir bedenken, wie grausam die erste schöne Blüthe seiner Liebe aus seinem Herzen gerissen wurde.

Wenn den Knaben und den Jüngling nun die wohlgemeinte, aber zerfahrene Erziehungsweise des Vaters zerstreute, und die Schwäche der Mutter und so manche andere Verhältnisse seinen Charakter zu weich erhielten, so hätte Eins ihm eine starke Stütze und ein unbeirrter Führer werden können, nämlich der Anblick und der Einfluß eines großen, mächtigen, festgefügtten Staatswesens. Aber wie jammervoll war alles, was auf dieser Seite sich zeigte! Die Erbärmlichkeit des deutschen Lebens in jener Zeit konnte höchstens zur Verachtung, nicht aber zur Erbauung gereichen, und die Gründe für den Umstand, daß die gewaltige Zeit der deutschen Befreiungskriege so gut wie spurlos an Göthe's großem Geiste vorüber ging, finden wir in Göthe's Jugendzeit mit riesengroßen Buchstaben geschrieben.

Als Lessing die Universität bezog, stand er in demselben Alter wie Göthe, als dieser nach Leipzig ging. Welch ein Unterschied zwischen diesen beiden Naturen! Und ganz gewiß dankte Lessing seine stolze, unerschütterliche Festigkeit nicht allein seiner glücklichen Anlage, sondern vielleicht in eben so hohem Grade seiner strengen Erziehung. —

Es war für den Zweck unserer Darstellung nothwendig, daß wir diesen allgemeinen Betrachtungen einige Aufmerksamkeit schenkten. Wir kehren nun zu der Erzählung der äußern Lebensschicksale Göthe's zurück. Was der geniale Jüngling erlebt und wonach er strebt, ist für uns nun nicht das Ziel eines juristischen Amtes, sondern wir sehen ihn auf der Laufbahn des Künstlers, getrieben von dem mächtigen Drange in seinem Innern, dem kein Mensch zu

widerstreben vermag, wenn er nicht geistig und körperlich zu Grunde gehen will. Weil dem Jünglinge aber noch jede klare Aussicht und jedes feste Bewußtsein im Reiche der Kunst fehlte, und die damalige deutsche Literatur auch nicht geeignet war, ihm irgend einen Leitstern zu zeigen, so wurde das ganze Leben des Jünglings auf die wogenden Empfindungen seiner Brust eingeschränkt, sein ganzes Leben war nicht ein Leben der That, nicht ein Leben des geistigen Fortschreitens, der Erkenntniß, sondern ein Gefühlleben, und sowie sein weiches, volles und reiches Herz Befriedigung oder Leere empfand, fühlte er sich in dieser Zeit glücklich oder unglücklich. Den Freund und Lehrer, der ihm die allein richtige Bahn zeigte, sollte er in Leipzig noch nicht finden, denn einen Göthe zu belehren, dazu waren alle, die in Leipzig damals glänzten, viel zu schwach.

Unter den Männern, an welche der Rath Göthe seinem Sohne Empfehlungsschreiben besorgt hatte, suchte der junge Student, der am 19. Oktober 1765 immatrikulirt wurde, zuerst den Hofrath Böhme auf, der als eifriger Jurist in gewaltige Aufregung gerieth, als der Jüngling ihm erklärte, daß er das Studium der Jurisprudenz bei Seite setzen und sich ganz den Alten widmen wollte. Gegen die schönen Wissenschaften hegte Böhme, sowie jeder vorchriftsmäßige Universitätsprofessor, eine gründliche Verachtung, und nicht gerade mit Unrecht, denn für den Jüngling von mäßiger Begabung ist die ausschließliche Pflege der schönen Wissenschaften auf der Universität der Weg zum Abgrunde. Die Vorstellungen Böhme's machten tiefen Eindruck auf Göthe, sein Entschluß erschien ihm gefährlich, und als die Frau Hofrätthin Böhme, eine sanfte, tränkliche Frau, ihm auf liebevolle Weise die Bedenken des Weges, den er einzuschlagen vorhatte, in ihrem ganzen Umfange zeigte, da gab der Poet seinen Widerstand auf, und ließ sich geduldig die Zwangsjacke anlegen, in welche ihn der Hofrath nun einschürte, und mit großer Treue besuchte er die philosophischen und juristischen Vorlesungen, aber auch die literargeschichtlichen Vorträge Gellert's.

Weber das eine noch das andere vermochte ihn dauernd zu fesseln; die mühseligen Operationen der Logik waren nicht geeignet für einen Jüngling, der aufrichtig genug war zu gestehen, es mache ihm nichts Vergnügen, als was ihn anflöge, und alles, wozu Fleiß gehöre, sei seine Sache nicht. Mit vielem Humor erzählt der Dichter, der auf der Höhe seines Ruhmes stand und die gefährliche Klippe, die ihn damals heben machte, tief unter sich liegen sah, in Dichtung und Wahrheit, daß die Fastnachtstrapsen, welche gerade zu der Stunde in der Nähe des Auditoriums heiß aus der Pfanne kamen, ihn den tiefgegründeten Lehren der Logik abtrünnig gemacht hätten. Mit den juristischen Kollegien ging es nicht besser; die einleitenden Studien waren dem Jünglinge durch den Unterricht seines Vaters längst geläufig geworden, er fand es höchst langweilig, alles, was er seinem Gedächtnisse bereits fest eingepreßt hatte, noch einmal aufzuschreiben, und auf diese Weise wurde sein Fleiß auch hier lahm gelegt.

War der Jüngling seinerseits unzufrieden mit der geistigen Nahrung, die man in Leipzig ihm bot, so hatten dagegen die Damen an ihn wiederum manches auszusetzen. Der Rath Göthe hatte seines Sohnes Garderobe durch seinen Bedienten, der ein Schneider war, anfertigen lassen; sämtliche Kleidungsstücke hatten leider aber ein wunderliches, ungeflüßes und veraltetes Aussehen erhalten.

Als nun gar in einem Lustspiele auf der Leipziger Bühne ein poetischer Dorfjunker in einer ähnlichen Kleidung wie Göthe sie trug, erschien, und besonders seines abgeschmackten Aufzuges wegen belacht wurde, taufchte Wolfgang kurz entschlossen seine sämmtliche Garderobe gegen eine neumodische um.

Weniger leicht und bequem war ein anderer Grund des Tadelns zu beseitigen. Göthe zeigte in seiner Sprache manche Eigenheiten seiner Vaterstadt, und wählte in seiner Darstellung besonders gern die kräftigen bilderreichen Ausdrücke, welche dem süddeutschen, sowie dem plattdeutschen Dialekte eigen sind, weil beide nur gesprochen, nicht aber geschrieben werden. Diese ungezwungene Ausdrucksweise fand aber bei den Leipzigern durchaus keine Gnade, denn ihnen schien damals schon der hude pähkische Dialekt die Spitze sprachlicher Vollkommenheit zu sein. Unwillig empfand der Jüngling diese ungerechtfertigte Beschränkung, aber es blieb ihm nichts übrig, als sich in die herrschende Sitte zu fügen, denn in Leipzig übte der Student damals ebensowenig wie heute den Einwohnern gegenüber irgend einen bestimmenden Einfluß aus. Für den Wohlstand der Stadt kam das Geld, welches die Studirenden herbeibrachten, nicht eben in Anschlag, und die gemessene, mitunter steife Sitte der Leipziger duldete durchaus keine Ueberschreitungen des guten Tones in größerm Maßstabe. Für Göthe, der ein kameradschaftliches Leben auch während seiner Jahre in der Vaterstadt nicht in einer Schule kennen gelernt hatte und sich nicht in den Geist einer solchen Körperschaft zu finden wußte, wäre der Aufenthalt in einer andern Universitätsstadt, wo das studentische Leben stärker und freier hervortreten konnte, dienlicher gewesen, obwohl Göthe selbst sich gern in die feineren Formen des Lebens fand, die ihm von Jugend auf geläufig waren. So lange sie lebte, besuchte er Abends öfter die Hofrätin Böhme, welche durch freundliche Bemerkungen seine geselligen Talente ausbildete, ihn die gebräuchlichen Kartenspiele lehrte, und auf seinen Geschmack bedeutenden Einfluß ausübte. Die verwässerte Poesie damaliger Zeit, die Arbeiten eines Gottsched, Sellert, Weiße, hatten bei Göthe immer noch genug oder allzuviel Beifall gefunden. Die Hofrätin Böhme besaß jenes feine Gefühl für das Bedeutende und Edle, welches oft zu denselben Zielen führt, wie der kritische Verstand des Mannes; an dasjenige, was ihr junger Gast mit Beifall erwähnte, zuweilen auch vortrug, legte sie den richtenden Maßstab einer schönen Natur und zeigte ihrem Zöglinge, wie selten sich eine Uebereinstimmung fand, und Göthe konnte nicht umhin, der klugen Frau beizustimmen. „So waren wir,“ erzählt er, „in kurzer Zeit die schönen bunten Wiesen in den Gründen des deutschen Parnasses, wo ich so gern lustwandelte, unbarmherzig niedergemäht, und ich sogar genöthigt, das trocknende Heu selbst mit umzuwenden und dasjenige als todt zu verspotten, was mir kurz vorher eine so lebendige Freude gemacht hatte.“ Nachhaltiger und entscheidender wurden die Folgen dieser Kritik durch die klaren Auseinandersetzungen des Professor Morus, den Göthe gern besuchte. Er hatte diesen liebenswürdigen Mann in der Mittagsgesellschaft bei dem Hofrath Ludwig kennen gelernt, der Mediciner und Botaniker war, und einen Kreis von Lehrern und Studirenden der Naturwissenschaften an seiner Tafel vereinigte. Durch die Gespräche, welche hier geführt wurden, wachte Göthe's Interesse für die Naturstudien, denen er ja schon in seiner Knabenzeit mit Eifer zugethan gewesen war,

wieder auf. In diesen Stunden hörte er mit Achtung und unbedingter Anerkennung von Männern wie Haller, Linné, Buffon sprechen; ihr Ruhm stand fest, und sich an ihm zu weiden gewährte dem Jüngling, dem man alle seine eigenen Ideale geraubt hatte und der doch nach allem Positiven so durstig war, eine größere Befriedigung, als der Hinblick auf die Pedanten der deutschen Literatur, welche die Langeweile und den Spott der reiferen Naturen unvermeidlich hinter sich herzogen.

Der Umstand, daß alles, was er früher hochgeschätzt und geliebt hatte, ihm selber nun so gering erschien, machte ihn zugleich in hohem Grade mißtrauisch gegen die eigenen dichterischen Erzeugnisse, und eines Tages opferte er alles, was er an poetischen Jugendarbeiten, vollendet oder unvollendet, besaß, den Flammen auf.

Es ist ein rührender Anblick, wie der Jüngling, von dem mächtigen Triebe seiner Künstlernatur angeleitet, immer wieder sich nach einem Anker in dem grundlosen Meere, nach einem Führer in der lichtlosen Dunkelheit umsieht. Unbefriedigt arbeitete er sich durch Gottsched's kritische Dichtkunst, durch die Dichtkunst des Horaz, durch Breitinger's kritische Dichtkunst hindurch, er fand nicht was er suchte; und doch war es ihm hoher, heiliger Ernst, die Regeln der Kunst zu ergründen, um sich sodann von einer Stufe zur andern hinauffchwingen zu können, und dieser Ernst wurde nie laß, wenn alles andere auch bald wieder bei Seite gelegt wurde.

Ein freundlicher Zufall führte unter diesem Ringen und Suchen einen Landsmann Göthe's, seinen nachherigen Schwager Johann Georg Schlosser, nach Leipzig, wo er einige Wochen sich aufhielt. Früher hatte er mit Schlosser in Frankfurt keinen genauern Verkehr gehabt, jetzt fanden sie sich herzlich zusammen, und was Göthe am meisten zu dem um mehrere Jahre ältern Schlosser hinzog das war dessen Sicherheit und Festigkeit, und der regelrechte Gang seiner Studien, der sich in seinen wohlgeordneten Kenntnissen aussprach. Schlosser zeigte dem Freunde einen großen Vorrath von Aufsätzen in verschiedenen Sprachen, die den Jüngling sogleich anreizten, dasselbe zu versuchen; er schrieb Gedichte in fremden Sprachen nieder, die er an seinen Freund Schlosser richtete, und wozu er die Stoffe aus den Gesprächen nahm, die sie zusammen geführt. Schlosser wollte Leipzig nicht verlassen, ohne die Männer von Namen kennen gelernt zu haben. Dadurch wurde auch Göthe genauer mit einigen Männern bekannt, die er vorher nur flüchtig gesehen hatte; unter ihnen war auch der sechs Fuß lange Gottsched in seinem grünen, rothgefütterten Schlafrock.

Während der Zeit seines Aufenthaltes wohnte Schlosser in einem kleinen Gasthause, das im Brühl lag und nicht gerade sehr zahlreichen Verkehr hatte. Der Wirth hieß Schönkopf. Hier speiste eine geschlossene Gesellschaft, in der sich einige Viefländer mit ihren Hofmeistern befanden. Göthe fühlte sich unter ihnen so wohl, daß er nach Schlosser's Abreise bei ihnen blieb; in diesem geselligen Kreise fand er theilnehmende Freunde und manche Anregung und Belehrung. Hier ging ihm auch die Liebe wieder auf, und es schien, als solle ihm ein Ersatz für Gretchen zu Theil werden.

Räthchen Schönkopf, die Tochter des Hauses, war ein hübsches Mädchen, klug und aufgeweckt, heitern Sinnes und von einfachem, liebevollen Gemüthe. Göthe, der sie in seiner Lebensbeschreibung Kennchen nennt, sah sie als Gast des Hauses täglich ohne Hindernisse, was um so leichter war, da in dem Schönkopfschen Hause sich diejenigen, welche dort überhaupt verkehrten, öfter versammelten, um sich bei einfachen Genüssen in ungezwungener Heiterkeit des Lebens zu freuen. Zu der Gesellschaft gehörten unter andern mehrere tüchtige Musiker und Sängerinnen von Beruf, und manche Stunde wurde musikalischen Unterhaltungen gewidmet, an denen auch Göthe sich dadurch betheiligte, daß er die Flöte blies oder Lieder sang. Bisweilen wurden Theaterstücke aufgeführt, in denen Göthe und Räthchen sich als Liebhaber und Liebhaberin zusammenfanden. Verschiedene Gemälde und Zeichnungen, einige von Göthe's Hand, sind lange in dem Hause aufbewahrt worden.

Zu Räthchen sagte Göthe eine leidenschaftliche Liebe, die von ihrer Seite volle Erwidrung fand. Im Spätherbst des Jahres 1766 stand das Verhältniß in seiner schönsten Blüthe, und beide erfreuten sich in mancher Stunde ihres Glückes. Doch die einfache Lebensart des stillen Hauses behagte dem unruhigen, mit sich und der Welt unzufriedenen Jünglinge nicht lange, und er war hart-herzig genug, die Geliebte mit dem zu quälen, was ihm selber Verdruß bereitete. „Ich ward,“ erzählt er, „von jener bösen Sucht befallen, die uns verleitet, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen. Die böse Laune über das Mißlingen meiner poetischen Versuche, über die anscheinende Unmöglichkeit hierüber ins Klare zu kommen, und über alles, was mich hie und da sonst kneipen mochte, glaubte ich an ihr auslassen zu dürfen, weil sie mich wirklich von Herzen liebte und, was sie nur immer konnte, mir zu Gefallen that. Durch ungegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien verdarb ich ihr und mir die schönsten Tage; sie ertrug es eine Zeitlang mit unglaublicher Geduld, die ich grausam genug war außs äußerste zu treiben. Allein zu meiner Beschämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß ich ihr Gemüth von mir entfernt habe, und daß ich nun wohl zu den Tollheiten berechtigt sein möchte, die ich mir ohne Noth und Ursache erlaubt hatte. Es gab auch schreckliche Szenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann, und nun fühlte ich erst, daß ich sie wirklich liebte und daß ich sie nicht entbehren könne. Meine Leidenschaft wuchs und nahm alle Formen an, deren sie unter solchen Umständen fähig ist, ja zuletzt trat ich in die bisherige Rolle des Mädchens. Alles Mögliche suchte ich hervor, um ihr gefällig zu sein, ihr sogar durch andere Freude zu verschaffen, denn ich konnte mir die Hoffnung, sie wieder zu gewinnen, nicht versagen. Allein es war zu spät, ich hatte sie wirklich verloren.“

Dieser selbstverschuldete Verlust war dem Jünglinge um so schmerzlicher, da sein Herz dem lebenswürdigen Mädchen stets geneigt gewesen war, und es verging kein Tag, an dem er sich nicht selber schalt und seine Härte bereute; aber der Mißmuth über die Schaalheit des äußern Lebens trieb ihn immer wieder in die böse Laune hinein. Als es ihm zur Gewißheit wurde, daß die Liebe zu ihm in Räthchen's Herzen erloschen war, sagte ihn ein verzweiflungs-

voller Schmerz, und um seine Qual zu übertäuben, stürzte er sich in ein wildes, unordentliches Leben, und in dieser Zeit muß er manchen tiefen Zug aus dem Becher der Lust gethan haben, der seine kräftige Gesundheit bedenklich zerrüttete.

Man kann es als eine Handlung der Reue und als eine selbstauferlegte Buße betrachten, daß Göthe gerade in dieser Zeit seinen Zustand und seine Vergehen dramatisch in dem kleinen Stücke: die Laune des Verliebten schilderte. Es ist die älteste uns erhaltene von den dramatischen Arbeiten Göthe's, und zeigt unverkennbar bereits die Hand des künftigen Meisters. Nicht durch freie Wahl, sondern durch die Umstände veranlaßt, war Göthe auf dieses Thema gerathen, welches seiner durchaus gefühlvollen Natur zufolge ganz für ihn geeignet war. Von einer dramatischen Verwicklung kann in dem Stückchen kaum die Rede sein; diese kann bei solchem Stoffe aber auch gar nicht verlangt werden, so daß die Form, in welcher Göthe seine Erstlingsarbeit gibt, durchaus angemessen erscheint. Zwei Liebespaare machen das ganze Personal aus, eines von ihnen, Eridon und Amine, stellen das Verhältniß Göthe's und Rätchen's dar, und diese beiden Gestalten sind mit großer Wärme und mit anziehender Lebendigkeit geschildert; auf den eifersüchtigen Eridon mag sich die Bemerkung Göthe's, man gewahre in dem Stücke den Drang einer siedenden Leidenschaft, beziehen, während Amine ein so liebliches weibliches Wesen ist, zum Verzeihen auch in Thränen stets bereit, wie Göthe später kaum ein anderes geschaffen hat. Die Sprache, der Vers zeigen eine so erstaunliche Gewandtheit, daß man fast vergißt, den elenden Alexandriner vor Augen zu haben. Manche Stelle erinnert durch den Fluß des Verses und die Schönheit der Sprache geradezu an die herrliche Ifigenie; nicht leicht wird man etwas Lieblicheres finden können, als z. B. die kleine Stelle, an welcher Egle den Eridon anredet:

Gib Acht, sie sucht dich auf, sobald das Fest vorüber,
Und durch das Suchen selbst wirst du ihr immer lieber.
Und endlich sieht sie dich! O welch ein Augenblick!
Drück' sie an deine Brust und fühl' dein ganzes Glück!
Ein Mädchen wird beim Tanz verschönert: rothe Wangen,
Ein Mund, der lächelnd haucht, gesunkne Locken hangen
Um die bewegte Brust, ein sanfter Reiz umzieht
Den Körper tausendfach, wie er im Tanze fliehet,
Die vollen Adern glühn, und bei des Körpers Schweben
Scheint jede Nerve sich lebendiger zu heben.

Nur lose lehnt dieses anmuthige Stückchen sich an die Schäferspiele der Franzosen, Gellert's u. a. an, denn wenn man die Schäfernamen mit deutschen vertauschte, so würde nichts mehr an schäferliche Poesie erinnern.

Wir würden uns das eigene Geständniß Göthe's, daß seine Geschmacks- und Urtheilungewißheit ihn bis zur Verzweiflung getrieben, einer Arbeit wie „die Laune des Verliebten“ gegenüber nicht erklären können, wenn nicht ein anderes, ungefähr gleichzeitiges Stück, die Mitschuldigen, den Beweis für die Wichtigkeit jenes Selbstbekenntnisses ausreichend lieferte. Kaum kann man sich vorstellen, daß ein so widerliches Produkt wie dieses denselben Verfasser habe wie jenes reizende Schäferspiel. Die Mitschuldigen sollen ein Lustspiel

sein, doch wir sollen unser Vergnügen über wahrhaft gemeine Charaktere haben, die vor unsern Augen die schwersten Verbrechen begehen und dabei den Galgen unmittelbar neben sich stehen sehen. Dazu füllen diese gemeinen Charaktere das ganze Stück aus, und sie sind bei aller Gemeinheit noch so platt und schablonenmäßig plump, daß man sich in eine Zuchthausgesellschaft versetzt glaubt. Die Wahl dieses Stoffes und seine Behandlung als Lustspiel ist eine unglaubliche poetische Verirrung, die Sprache darin zeigt keine Spur von der Schönheit jenes erstgenannten Stückes, der Vers ist holprig, und, wo er am besten ist, klappernd. In der Laune des Verliebten behandelte Göthe einen Stoff, den er selbst erlebt und gefühlt hatte, in den Mitschuldigen machte er sich an ein Thema, das außer seiner Erfahrung lag, und bei welchem sein Gefühl ihm nicht als Führer dienen konnte. Daher stammt die große Ungleichheit dieser beiden ersten dramatischen Versuche.

Göthe erzählt, daß die Mitschuldigen aus Frankfurter Erinnerungen entstanden seien. „Wie viele Familien,“ sagt er, „hatte ich nicht schon näher und ferner durch Bankrotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zur Rettung und Hilfe öfters die Hand geboten!“ — Unter solchen Umständen können wir uns nicht wundern, wenn wir unter den Erstlingswerken unseres Dichters ein Stück wie die Mitschuldigen finden; aber welches Unglück, daß solche Erfahrungen sich dem Jünglinge entgegen drängten, die allen Glauben an das Gute, Große und Edle zu erschüttern wie gemacht waren! Wie bedenklich klingt unter diesen Verhältnissen die Aeußerung Göthe's, daß er unzählige tolle Studentenstreiche ausgeübt habe, um die unendliche Langeweile des täglichen Lebens zu erheitern, das heißt, um die schmerzliche Leere des Geistes und des Herzens zu vergessen. Es ist eine tragische Wahrheit, wenn Göthe an einer andern Stelle sagt, er würde vielleicht völlig zu Grunde gegangen sein, wenn sein Beruf zur Kunst ihn nicht gerettet hätte.

Doch die Zeit war noch nicht da, daß Göthe sich auf den Flügeln der Kunst hinauffschwingen sollte zu jenen Höhen der Erkenntniß, zu denen die gemeine Sorge nicht reicht, und auf denen alle Zweifel verstummen. Es schien für diesen hohen Geist bestimmt zu sein, erst alles was ihm heilig war dahinsinken zu sehen, ehe neue Größes Platz und belebenden Einfluß gewinnen konnten. Die Religion, in der Göthe erzogen wurde, war mehr eine Zusammenstellung von Moralvorschriften, sie konnte nicht lebendig werden, da ihr der Glaube fehlte. Denn wenn die Moral nicht vom Glauben gestützt wird, so tritt jeder Vorschrift sofort ein Warum? entgegen und damit ist die beste Kraft dieser Vorschrift schon dahin. Es ist höchst bezeichnend, wenn Göthe in seinem Dreißigster Jahre noch die Ansicht aufstellte, das protestantische Bekenntniß vermöge seine Anhänger darum nicht so zu ergreifen und zusammen zu halten, weil es nicht so viele Sakramente aufstelle wie das katholische; also auch hier ein sich Anschließen an Aeußerlichkeiten, die demjenigen entbehrlich sind, der den wahren protestantischen Geist und Glauben erfaßt hat.

Von den leipziger Professoren wäre Gellert sehr geeignet gewesen, eine religiöse Vertiefung bei seinen Zuhörern und auch bei Göthe zu bewirken, denn von allen, die ihn kannten, genoß der edle Mann eine hohe Verehrung und Liebe. Doch die Kränklichkeit seines Körpers machte einen genauern Verkehr nur für einzelne möglich und sein Geist besaß doch auch nicht Kraft und Schwung genug, um länger als in der Stunde zu wirken, in welcher er seine moralischen Aufzeichnungen, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten in einem etwas hohlen und traurigen Tone vortrug. Auch fehlte es nicht an Tadlern, welche Gellert's Grundsätze entnervend nannten, und mit Spott darauf hinwiesen, daß seine Sorgfalt sich ganz besonders auf die reichen jungen Leute erstreckte. Durch solche Auslassungen wurde der nicht beirrt, welcher feststand, aber Gellert's sittlicher Einfluß auf die Schwankenden wurde dadurch verkümmert; Göthe besuchte seine Vorlesungen zuletzt gar nicht mehr.

Sowie nach und nach die künstlerischen Ideale tiefer und tiefer sanken, die moralischen Autoritäten schwächer wurden, so verblaßte in dieser Zeit auch ein Bild, welches bisher immer noch mit glänzenden Farben und in ehrfurchtgebietender Größe vor Göthe's Augen gestanden hatte: das Bild Friedrich's des Großen. Die gekränkte Eitelkeit der Sachsen und ihr Unmuth über materielle Verluste waren damals noch stärker als ihre Liebe zu den Interessen des großen deutschen Vaterlandes, für welches König Friedrich der Große gestritten hat, wie keiner vor ihm und keiner nach ihm; von allen Seiten griff der kleingeistige Tadel, auch die Verläumdung, den Helden des Jahrhunderts an, und Göthe war nicht stark genug, diesen Einflüssen zum Trotz seine Verehrung für den großen Mann zu bewahren.

Es wäre wunderbar gewesen, wenn in Göthe's Augen nicht auch die guten Leipziger, die ihm anfangs so sehr imponirten und ihm alles lächerlich zu machen wußten, schließlich lächerlich geworden wären. Der Mann, der die Leipziger von ihrem angemessnen Throne herabzustossen verstand, hieß Behrisch und befand sich als Hofmeister bei einem jungen Grafen Lindenau. Göthe nennt ihn einen der wunderbarsten Künze, die es auf der Welt geben könne; er hatte eine besondere Gabe, durch geistreiches Nichtsthun die Zeit zu verschwenden, doch wirkte er durch einen nicht unbedeutenden Schatz von Kenntnissen und durch ein seines Benehmen auch wieder belehrend und zügelnd auf die, welche mit ihm umgingen, so daß es ihm gelang, auch Göthe's Unruhe und Ungeduld einigermaßen zu zähmen. Im Grunde war Behrisch bei aller Seltsamkeit doch nicht ohne pädagogisches Talent, er wußte unter seinen Spielereien manches Gute zu erreichen, freilich meist mit unverhältnißmäßigem Aufwande von Mühe und Zeit. Im z. B. seinen Freund abzuhalten, allzu leichte Poesien zu veröffentlichen, ließ sich von ihm versprechen, nichts drucken lassen zu wollen, und als Entschädigung zeigte er sich bereit, Göthe's poetische Erzeugnisse selbst sauber in einen hübschen Band zu schreiben. „Dies Unternehmen,“ heißt es in Dichtung und Wahrheit, „gab nun Gelegenheit zu dem größtmöglichen Zeitverderb. Denn je er das rechte Papier finden, ehe er mit sich über das Format einig werden konnte, ehe er die Breite des Randes und die innere Form der Schrift bestimmt hatte, ehe die Rabenfedern herbeigeschafft, geschnitten und Tusch eingerieben war,

vergingen ganze Wochen, ohne daß auch das mindeste geschehen wäre. Mit eben solchen Umständen gab er sich denn jedesmal ans Schreiben, und brachte wirklich nach und nach ein allerliebstes Manuskript zu Stande. Die Titel der Gedichte waren Fraktur, die Verse selbst von einer stehenden sächsischen Handschrift, an dem Ende eines jeden Gedichtes eine analoge Bignette, die er entweder irgendwo ausgewählt oder auch wohl selbst erfunden hatte, wobei er die Schraffuren der Holzschnitte und Druckerstöcke, die man bei solcher Gelegenheit braucht, gar zierlich nachzuahmen wußte. Mir diese Dinge, indem er fortrückte, vorzuzeigen, mir das Glück auf eine komisch-pathetische Weise vorzurühmen, daß ich mich in so vortrefflicher Handschrift verewigt sah, und zwar auf eine Art, die keine Druckerpresse zu erreichen im Stande sei, gab abermals Veranlassung, die schönsten Stunden durchzubringen. Die Richtung meines Dichtens, das ich nur um desto eifriger trieb, als die Abschrift schöner und sorgfältiger vorrückte, neigte sich nunmehr gänzlich zum Natürlichen, zum Wahren, und wenn die Gegenstände auch nicht immer bedeutend sein konnten, so suchte ich sie doch immer rein und scharf auszudrücken, um so mehr als mein Freund mir öfters zu bedenken gab, was das heißen wolle, einen Vers mit der Rabensefeder und Tuschke auf holländisch Papier schreiben, was dazu für Zeit, Talent und Anstrengung gehöre, die man an nichts Leeres und Ueberflüssiges verschwenden dürfe.“

Die Rückkehr zum Natürlichen und die gedrängtere Form war ein nicht unbedeutender Fortschritt, besonders wenn wir das Vorhergehende betrachten, von welchem Göthe uns ebenfalls ein Beispiel anführt. Um ein Gedicht zur Hochzeit seines Oheims recht bedeutend zu machen, hatte Göthe in seinen Versen den ganzen Olymp versammelt, und ließ die Götter rathschlagen; Venus und Themis stritten sich um den rechtsgelehrten Onkel, doch ein schelmischer Streich, den Amor der Themis spielte, ließ die Göttin der Liebe den Prozeß gewinnen, und die Götter entschieden für die Heirath. Dieses Gedicht, welches in Frankfurt viel Beifall geerntet hatte, legte Göthe in sauberer Abschrift dem Professor Klobius vor. Dieser wußte durch seine Kritik dem jungen Dichter den ganzen mythologischen Aufwand so sehr zu verleiden, daß in dessen Gedichten fortan keiner von den Göttern, als höchstens Amor und Luna auftreten durften.

Diesen Klobius hatte Freund Behrisch sich ganz besonders zur Zielscheit seines Witzes ausersehen, und es wurde ihm leicht, demselben lächerliche Erite abzugewinnen, da seine Aeußerlichkeit absonderlich war, und er in seinen Gedichten denselben Fehler beging, den er bei Göthe so hart tadelte, denn die Sprossen der Leiter, mit deren Hilfe er auf den Berg der Musen zu kletterte, bestanden aus lauter griechischen und römischen Reminiscenzen, die zu dazu meist stereotyp waren. Als in einer launigen Stunde die Gesellschaft genialen Müßiggänger einmal sich den Kuchen vortrefflich schmecken ließ, den der Kuchenbäcker Händel ihnen lieferte, kam Göthe auf den Einfall, die unbekanntesten Kraftworte des Professors Klobius in ein Gedicht zum Preise des göttlichen Kuchenbäckers zu sammeln. Dem Einfall folgte die Ausführung auf dem Fuße: das Gedicht wurde mit Bleistift an die Wand des Hauses geschrieben, und stand eine zeitlang da, ohne besonders die Aufmerksamkeit zu erregen. Nun trat es sich, daß Klobius ein Stück: „Medon, oder die Rache des Weisen“ auf dem

Leipziger Stadttheater aufführen ließ; obwohl das Publikum seinen Beifall laut zu erkennen gab, schien den Freunden dasselbe Stück doch unendlich lächerlich, und Göthe schrieb noch denselben Abend in lustiger Weinlaune einen Prolog in Knittelversen dazu, darin ließ er den Harlekin mit zwei großen Säcken auftreten, er stellt dieselben vorn auf die Bühne und vertraut dem Publikum, es sei darin moralisch-ästhetischer Sand, den ihnen die Schauspieler sehr häufig in die Augen werfen würden; der eine Sack sei nämlich mit Wohlthaten gefüllt, die nichts kosteten, und der andere mit prächtig ausgedrückten Gesinnungen, die nichts hinter sich hätten. Einer aus der Gesellschaft nahm aus diesem Scherz Veranlassung, das Gedicht an den Kuchenbäcker Händel noch zu erweitern und durch seine Zusätze zu einer Satire auf den Medon zu gestalten; durch Abschrift verbreitete sich das Spottgedicht rasch, es wurde sogar gedruckt, und erregte bei den Leipzigern, die von ihrem Klodius und dessen Medon sehr erbaut waren, einen Sturm des Unwillens. Göthe, den man als den Anstifter nannte, und seine Genossen wurden von der Gesellschaft in die Acht erklärt, und der Graf Lindenau in Dresden gab dem Behrisch als Hofmeister seines Sohnes den Abschied, zu Göthe's höchstem Verdruß, denn Behrisch verließ unmittelbar darauf Leipzig, weil er durch gewichtige Empfehlungen zu dem Erbprinzen von Dessau berufen wurde; später belleidete er an diesem Hofe die Stelle des Pagenhofmeisters, und starb daselbst 1809 in hohem Alter. Göthe sah ihn in späteren Jahren einmal wieder.

Als Behrisch Leipzig verlassen hatte, fühlte Göthe sich sehr vereinsamt; der häufige Besuch des Theaters wurde ihm einigermaßen Ersatz für den verlorenen Freund. Auf der Leipziger Bühne glänzten damals einige Sterne erster Größe, samentlich thaten sich verschiedene Sängerinnen hervor, unter ihnen die nachher als Mara so berühmt gewordene Demoiselle Schmeeling und Korona Schröter. Einen sehr lebhaften Eindruck machte auf Göthe auch eine Schauspielerin, Demoiselle Schulz *), an deren schöne schwarze Augen er sich noch im Alter mit Vergnügen erinnerte.

Musikalische Genüsse scheint Göthe in Leipzig sich oft und mit besondrem Interesse verschafft zu haben, sowie er ja zu allen Zeiten seines Lebens ein Freund der Musik war. Die Ansicht, Göthe habe gegen die Reize der Tonkunst sich ablehnend verhalten, muß als irrig bezeichnet werden; es wird diese Ansicht auch keinem wahrscheinlich werden können, der den wunderbaren Wohlklang wie etwa in dem Gedichte „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll“, und den unaussprechlich feinen Rhythmus in dem „Gesang der Geister über den Wassern“ kennt.

Wenn das Positive in diesen musikalischen Genüssen und der Anblick der ersten Vortrefflichkeit einiger ausgezeichneten Künstler schon einen wirksamen Gegensatz gegen die Kleinlichkeit und Verächtlichkeit der literarischen Erscheinungen bildete, so sollte Göthe eine noch wirksamere Aufmunterung durch die bildende Kunst finden. Und es war ein großes Glück, daß seinem Geiste wieder Gegenstände vorgeführt wurden, an denen er sich aufrichten und erfreuen konnte, denn in Schopenhauer'scher Nihilismus wird auf die Dauer nicht allein jede Thatkraft, jede Freundigkeit am Schaffen vernichten, sondern er wird überhaupt jedem

*) Bergl. II. Bd. S. 220 und 221.

Ideal zu nahe treten, er wird die schöne und blühende Welt menschlicher Thätigkeit zu dem machen, was er selbst ist: zu einer abscheulichen Wüste.

Der Mann, bei welchem Göthe so manche Aufmunterung als Künstler und als Mensch finden, von dem er so manche fruchtbare Anregung, so manchen belehrenden Wink für sein ganzes Leben empfangen sollte, war Deser, der Direktor der Maler- und Architekturakademie in Leipzig, zu dem Göthe auch deshalb sich hingezogen fühlte, weil er in ihm eine verwandte Natur antraf. Denn auch für Deser war ein geistreiches Umherschwärmen erfreulicher, als der eiserne, nur auf sich und seinen Gegenstand gefehrte Fleiß, den ihm eine sehr glückliche Naturanlage mehr als andern entbehrlich machte. Schon seine Wohnung war für Göthe höchst anziehend, sie war, wie der Dichter es nennt, wundersam und ahnungsvoll, und mußte also die beiden Saiten in Göthe's Seele rühren, deren Klang für ihn immer so fesselnd war; Deser wohnte nämlich in der alten Pleißenburg, die sowohl in ihrer ganzen Erscheinung wie besonders in ihren Einzelheiten eigenthümlich genug ist. Ebenso wie vor Jahren in Frankfurt der Knabe mit schaurigem Behagen die langen dunklen Gänge in dem Barfüßerkloster durchstrich, die ihn zu der Wohnung des Doktor Albrecht führten, so heimelte ihn der enge dunkle Gang in der Pleißenburg an, welcher ihn zu den hellen, geschmackvollen Räumen, in denen Deser wohnte, geleitete. Er vermißte in ihnen nicht einen bedeutenden künstlerischen Schmuck, aber überall zeigte sich doch eine edle Einfachheit, denn Deser war ein abgefagter Feind aller Ueberladung und alles geschwürfelten Putzes. Schon im Jahre 1766 hatte Göthe Zutritt zu ihm gewonnen, da er mit einigen Studiengenossen, unter denen der nachherige Staatskanzler Fürst von Hardenberg war, bei Deser Privatstunden im Zeichnen nahm. Daß von diesen Schülern eine großartige technische Fertigkeit weder zu erreichen noch auch zu fordern sei, übersah Deser keineswegs, seine Bemühungen richteten sich daher meist auf die Bildung des Geschmacks und die Bereicherung historischer Kenntniß, und sein liebenswürdiges Wesen, sein achtungswerther Charakter und die weltkluge Art, mit der er, ohne direkt zu rügen, seine Ausstellungen anzubringen wußte, ließen ihn als besonders geeignet zum Lehrer in dem gegebenen Falle erscheinen. Sowie er selber den gespreizten Pomp verachtete, so verlangte er auch von dem Künstler einfache Größe, bei der Arbeit ein inniges, stille Vertiefen in den Gegenstand und Verbannung aller lehrlingsmäßigen Hast.

Zum Studium der Kunstgeschichte munterte Deser auf und legte in den großen Sammlungen der Leipziger Akademie sehr werthvolle Hülfsmittel vor: Auffällig trat es hier zu Tage, daß Göthe mehr Dichter als bildender Künstler sein Reich mehr der Gedanke als die nachahmende Linie war, denn alle Gegenstände, welche er von den Künstlern verschiedener Zeiten behandelt sah, erweckten die Dichterverlust in ihm, er stellte dasselbe in Versen dar, was ihm der Pinsel des Malers vor Augen geführt, oder er legte auch wohl den Gestalten, welche auf den Gemälden erschienen, kleine Lieder in den Mund. So baute sich in des jungen Dichters Seele unvermerkt eine neue Welt aus den Trümmern auf, in welche die alte zerfallen war, und mit Freude und Dankbarkeit empfand er es, daß ein Leichenfeld für ihn allmählig in einen blühenden Garten umgeschaffen wurde. Als er nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war, schrieb er an Deser:

„Was bin ich Ihnen nicht alles schuldig, daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt, daß Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben! Ich bin Ihnen mehr schuldig, als ich Ihnen danken könnte. Lehre thut viel, aber Aufmunterung thut alles. Aufmunterung nach dem Tadel ist Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen. Wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten, ich wäre verzweifelt.“ Und an den Buchhändler Reich in Leipzig schrieb er über Deser: „Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfachheit und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne. Es ist ein Glück, wenn man sich von dieser Wahrheit nicht erst durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht.“ An einer Stelle eines Briefes an Deser's Tochter sagt Göthe: „Ein großer Gelehrter ist selten ein großer Philosoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte, einfältige Buch der Natur; und es ist nichts wahr, als was einfältig ist. Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn und schweige still. Demuth und Bedächtlichkeit sind die nothwendigsten Eigenschaften unserer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich danke es Ihrem lieben Vater, er hat meine Seele zuerst zu diesem Wege bereitet.“ Ein anderer Ausspruch lautet: „Unsere Hand war nur sein Nebenaugenmerk; er drang in unsere Seelen, und man mußte keine haben, um sie nicht zu nutzen.“

Auch auf einen großen Führer wies Deser den Jüngling hin, und es wurde ihm leicht, auch seinem Schüler Begeisterung einzuhauchen, da er selber in jenem Führer den Gegenstand seiner höchsten Verehrung sah. Wir meinen Winkelmann, jenen unermüdeten Kämpfer, den die Gluth seiner Begeisterung aus einem bodenlosen Meere materiellen Glends emporriß, und der, was noch mehr ist, nachher in Wahrheit sich das Zeugniß geben konnte: „Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht, und ließ Kinder mit gründigten Köpfen das ABC lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibs sehnlich wünschte zur Erkenntniß des Schönen zu gelangen und Gleichnisse aus dem Homerus betete.“ Mit Andacht, sagt Göthe, habe er Winkelmann's Werke in die Hand genommen, die für ihn noch ganz besonders anregend durch den Umstand wurden, daß Deser a auch Winkelmann's Lehrer gewesen war.

Auf diese Weise vorbereitet, konnte Göthe nun in seinen Geist die Strahlen der Sonne aufnehmen, welche am literarischen Himmel Deutschlands emporstiegen und die blöden Augen blendete, während sie den ungetrübten Blicken eine ungeahnte Ferne eröffnete. Lessing's Laokoon wurde für den jungen Dichter das helle Licht nach dunkler Nacht; hier fand er, wonach er so lange geschmacht hatte, dieses Werk riß ihn aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens; alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik wurde wie ein abgetragener Rock weggeworfen, und die befreite Seele des Jünglings hielt sich von allem Uebel erlöst. Sein ganzes Leben lang studirte Göthe mit anhaltendem Eifer den Laokoon und erfrischte sich an den ewigen Ehren, an der lebendigen Darstellung und an dem unvergleichlich schönen Stile dieses großartigen Kunstwerkes. Eine wunderliche Grille Göthe's war es, daß er, als Lessing kurz nachher einige Tage in Leipzig verweilte, abschließend den

großen Mann zu sehen vermied. Später hätte er gern seine Bekanntschaft gemacht, und hatte von Weimar aus die Reise nach Wolfenbüttel bereits fest beschlossen, als die Nachricht von dem Tode des großen Kämpfers sie vereitelte.

So mannigfache Lehre wünschte Göthe nun auch einmal durch das Anschauen einer größern Anzahl wirklich bedeutender Werke lebendig werden zu sehen, und deshalb beschloß er, nach Dresden zu reisen und der dortigen Gallerie einige Tage zu widmen. Von seinem Vater hatte er eine starke Abneigung gegen alle Gasthöfe angenommen, und es traf mit seiner Vorliebe für alles Geheimnißvolle günstig zusammen, daß der Stubennachbar Göthe's, ein Theologe, in Dresden einen Verwandten besaß, der Schuster war, und dessen Haus zu einem Aufenthalte für einige Tage wohl geeignet erschien. Durch seine Briefe an den theologischen Vetter hatte Göthe den Schuster kennen gelernt und in ihm einen Mann gefunden, dessen Leben eine Verwirklichung der vortrefflichsten Philosophie war; mit heiterem Sinne betrachtete er sein enges, armes, mühseliges Leben, wußte selbst den Uebeln und Unbequemlichkeiten eine scherzhafte Seite abzugewinnen, und ließ sich durch nichts die Ueberzeugung rauben, daß das Leben an und für sich ein Gut sei. Durch diese gesunde Ansicht der Thatfachen hatte der wadere Geistes- und Standesgenosse des großen Nürnbergers zu wiederholten Malen dem brausenden, unzufriedenen Dichterjünglinge Veruhigung und neuen Lebensmuth geschenkt. Zu ihm lenkte Göthe nun seine Schritte, ein Empfehlungsbrief seines Stubennachbars verschaffte ihm freundliche Aufnahme, und die Zeit seines Aufenthaltes in dem gaslichten Schusterhause, in welchem durch des Gastes Beutel sich das Wasser in Wein verwandelte, verstrich zur Zufriedenheit beider Theile.

Sobald die Stunde erschien, in welcher die Gallerie geöffnet wurde, betrat Göthe mit Ungebild dieses unvergleichliche Heiligthum der Kunst; seine Verwunderung überstieg seine kühnste Erwartung. Und wie hätte es anders sein können! Hier that sich ja den Augen eines großen Geistes eine Welt auf, welche wenn irgend eine, seine Heimath, sein ewiges Vaterland genannt werden mußte. Es sei ihm gewesen, als habe er ein Gotteshaus betreten, erzählte noch spät der greise Dichter, und mit Recht, denn auch an dieser Stelle offenbart der Ewige sich dem Menschenherzen nicht weniger verständlich, als vor Jahrtausenden in dem flammenden Busche auf Sinai. Auf jenem Berge empfing mit gebeugtem Knie Moses die unter Blitz und Donner gegebenen Befehle des Gottes der Allmacht und Gerechtigkeit; in den heitern Sälen, die unser größter Dichter betrat, waltete der Geist des Gottes der edelsten Schönheit, der gottgeweihten Liebe an beiden Stellen wird der Menscheng Geist auf heiligen Flügeln zu dem Herg des ewigen Vaters emporgehoben.

Dem begeisterten Jünglinge, der zu allen vergönnten Stunden die Gallerie besuchte, wurde der Gallerieinspektor Rath Riedel ein freundlicher Führer und Lehrer, und mit solcher Willigkeit nahm der Jüngling die großartigen Eindrücke der Kunst in sich auf, daß ihm, wenn er in sein Quartier zurückkehrte, seine ganze eigenthümliche Umgebung selber wie ein Gemälde erschien, denen vergleichbar, welche von der Hand niederländischer Maler die Säle der Gallerie schmückten. Alle übrigen Kunstschätze Dresdens blieben ungenossen, da Göthe sich

den mächtigen Eindruck der Gallerie nicht beeinträchtigen lassen wollte. Ein trauriges Bild gewährten die Trümmer, welche noch von dem Bombardement aus dem Jahre 1760 her in der Stadt zerstreut lagen. Doch aus Schutt und Verwüstung hob sich die Einheit des deutschen Vaterlandes empor, und aus dem Wust und dem Wirrwarr der Geschmacklosigkeit und der Kleingeisterei blühte die Welt des Großen und des Schönen auf, in welcher Göthe einst als König herrschen sollte.

Nach seiner Rückkehr in die freundliche Lindenstadt zehrte der Jüngling noch lange an der reichen künstlerischen Nahrung, die er in sich aufgenommen. Einige neue Freunde, die er gewonnen, ließen auch von andern Seiten ihm manche Einsicht in das Leben aufgehen. Der Verkehr mit der Familie des Buchhändlers Breitkopf verschaffte ihm Gelegenheit, die Geschichte des Buchhandels zu studiren und alles, was die Buchdruckerei betrifft, genau kennen zu lernen. In dem Oberstock des Breitkopfschen neuerbauten Hauses wohnte der Kupferstecher Stod; durch ihn veranlaßt, beschäftigte Göthe sich auch einige Zeit hindurch mit Radirungen. Zwei Blätter haben aus dieser Zeit sich erhalten, Landschaften, welche von Sachverständigen gelobt worden sind. Eine genaue Beschreibung derselben befindet sich bei Viehoff a. a. D. I, 179 u. 180.

Zu erwähnen ist hier noch, daß Göthe in dieser Zeit auch mit Shakespeare und Wieland bekannt wurde; den ersteren lernte er aus einer ins Deutsche übersetzten Sammlung kennen, welche der Engländer Dodd unter dem Titel beauties of Shakespear, ähnlich den heut zu Tage so beliebten „Geistesstrahlen“ aus dem großen Dichter zusammengestoppelt und auf Schnüre gezogen hatte; wirksamere wurde die profaische Uebersetzung Wieland's *), dessen etwas früher erschienene Musarion von Göthe eifrig gelesen wurde; in einem Briefe an einen Leipziger Freund nennt er später Shakespeare und Wieland seine Lehrer, wohl mehr aus Liebe zu ihnen, als weil beide nachhaltig auf ihn eingewirkt hätten.

Durch alle diese mannigfaltigen Beschäftigungen zog sich die Liebe zu Rätchen, von der wir bereits ausführlich gesprochen, hindurch, und was Göthe selber von dem unregelmäßigen Leben sagt, in welches er sich aus Verzweiflung über den Verlust seiner Liebe gestürzt, gilt von dieser Zeit. Daß er maßlos auf seine Gesundheit einstürzte, blieb nicht ohne Folgen, welche noch vermehrt wurden durch einen Sturz mit dem Pferde und durch fortgesetzten Genuß schweren Bieres; nachdem Göthe eine Zeitlang getränkelt hatte, wachte er im Anfange des Sommers 1768 Nachts mit einem heftigen Blutsturze auf. Glücklicherweise hatte er noch so viel Kraft und Besinnung, seinen Stubenmacher zu wecken, der Arzt wurde schleunigst herbeigerufen. Mehrere Tage schwankte Göthe zwischen Leben und Tod, seine gute Natur rettete ihn, doch blieb eine Geschwulst an der linken Seite des Halses zurück, welche noch viel zu schaffen machte. In der Zeit seiner langsamen Genesung wurde ihm die rege Theilnahme vieler Freunde ein Grund der Freude und der Aufmunterung. Unter diesen Freunden nennt Göthe auch den späteren Bibliothekar Langer, den Nachfolger Lessing's in Wolfenbüttel. Derselbe kam öfter zu Göthe, und suchte den zer-

*) Vergl. im Leben Wieland's II, 120.

fahrenen Geist des Jünglings durch biblische Gespräche aufzurichten. Es ist nicht der kleinste Beweis für den hohen Werth jener heiligen Schriften, daß Menschen in den verschiedensten Verhältnissen und bei den verschiedensten Ansichten gleicherweise ihren Durst in dieser Quelle gestillt haben; auch für Göthe floß aus diesen Unterredungen mancher sanfte Trostgrund, wie er für den Duldenden, Schwachen so sehr geeignet ist.

Nach seiner Wiederherstellung verkehrte er besonders eifrig im Deser'schen Hause, wohin ihn auch die schon erwähnte Tochter Deser's, Friederike Elisabeth zog; sie war ein Jahr älter als Göthe, und starb im Alter von 81 Jahren unvermählt in Leipzig. In ihrer Kindheit war sie durch ihre muntere Laune, und später durch Verstand und Bildung der Liebling ihres Vaters. Auf einem Landgute Deser's zu Dölitz traf Göthe zuweilen mit der Tochter zusammen, ihre aufgeweckten Gespräche beruhigten und belebten ihn oft, wenn der Bedruß über Rätchen ihn aus der Stadt trieb. Er blieb nachher lange mit ihr im Briefwechsel. Nach seiner Krankheit mußte sie ihn so glücklich aufzuheitern, daß er beruhigt an seine Rückkehr ins Vaterhaus denken konnte. Denn dieser Zeitpunkt stand jetzt unmittelbar bevor. Am 26. August sah er sein Rätchen zum letztenmale; wie sehr sein Herz damals blutete, spricht er später in einem Briefe an Friederike Deser aus; er sagt in demselben: „Ich schlich in der Welt herum, wie ein Geist, der nach seinem Ableben manchmal wieder an die Orte gezogen wird, die ihn sonst anzogen, da er sie noch körperlich genießen konnte; jämmerlich schleicht er zu seinen Schätzen, und ich demüthig zu meinem Mädchen. Ich hoffte bedauert zu sein; unsere Eigenliebe muß doch etwas hoffen, entweder Liebe oder Mitleid. Betrogener Geist, bleib in deiner Grube! Du magst noch so demüthig, noch so stehend im weißen Rocke stehen und jammern, wer todt ist, ist todt, wer krank ist, ist so gut wie todt. Geh, Geist, geh, wenn sie nicht sagen sollen: Du bist ein beschwerlicher Geist!“ Von Rätchen Abschied zu nehmen, war ihm nicht möglich. „In der Nachbarschaft war ich,“ schrieb er ihr später, „ich war schon unten an der Thür, ich sah die Laterne brennen und ging bis an die Treppe, aber ich hatte nicht das Herz hinaufzusteigen. Zum letztenmale, wie wäre ich wieder heruntergekommen!“ Ueber die traurige Stimmung der letzten Tage halfen ihm zu guterlezt noch Unruhen hinweg, welche zwischen Studenten und Stadtsoldaten ausbrachen, und durch eine Rede Gellert's beschwichtigt wurden.

Am 28. August 1768, seinem neunzehnten Geburtstag, verließ Göthe in dem bequemen Wagen eines Hauderers und in Gesellschaft einiger Bekannten Leipzig und wandte sich wieder seiner Heimath zu. Ehe wir ihm dahin folgen, müssen wir erst einige Worte über das sogenannte Leipziger Liederbüchlein sagen, welches die ältesten lyrischen Erzeugnisse Göthe's enthält. Es erschien unter dem Titel: „Neue Lieder, in Melodie gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig bei Bernhard Kristof Breitkopf und Sohn 1770.“ Zwanzig Nummern sind darin enthalten, siebenzehn derselben hat Göthe nachher in mehr oder minder veränderter Gestalt in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen. Die drei von ihm verworfenen Gedichte sind im ersten Theile von Heinrich Viehoff's Kommentar zu Göthe's Gedichten wieder abgedruckt. Der Werth dieser zwanzig Lieder ist ein sehr verschiedener, und es scheint die Ansicht richtig zu

sein, daß die meisten dieser Lieder allerdings wohl in Leipzig, einige aber schon vor, und einige andere nach dieser Zeit entstanden sind. Sie sind meist in leichter Sprache und in sorgloser Darstellung hingeworfen, so daß eine Strophe aus dem Schlußgedichte „Zueignung“ sehr richtig erscheint, in welcher es heißt:

Da sind sie nun! Da habt ihr sie,
Die Lieder ohne Kunst und Müß'
Am Rand des Bach's entsprungen!
Verliebt und jung und voll Gefühl
Erleb ich der Jugend altes Spiel
Und hab' sie so gesungen.

Das schönste unter diesen Liedern dürfte wohl das „Hochzeitlied“ sein. Eigenthümlich ist es, daß verschiedene Nummern dieses Büchleins augenscheinlich nicht selbst Erlebtes und Gefühltes schildern; es scheint, als ob einige Stücke vielleicht der Aussicht, von Freund Behrisch mit der Rabenfeder auf holländisch Papier geschrieben zu werden, ihre Entstehung verdanken. Ueber den bitteren, feindseligen Ton einiger Verse können wir uns nicht wundern, wenn wir der Erfahrungen gedenken, welche der Jüngling während des dreijährigen Aufenthaltes in Leipzig gemacht hatte. Es ist ein sehr treffender Ausdruck, wenn Viehoff sagt, das Liederbüchlein habe im Ganzen das Gepräge der Aeltlichkeit. Wir fähren schließlich noch die Ueberschriften der Gedichte an, welche später in die Sammlung der Gedichte aufgenommen wurden; es sind folgende: Wahrer Genuß, Die schöne Nacht, Verschiedene Drohung, Schadenfreude, Glück und Traum, Mädchenwünsche, Brautnacht (ursprünglich: Hochzeitlied), Die Freude, Scheintod, Beweggrund, Wechsel, Unschuld, Der Misanthrop, Lebendiges Andenken, Liebe wider Willen, Glück der Entfernung, Luna. — Ueber die beiden dramatischen Arbeiten, Die Laune des Verliebten, und Die Mitschuldigen haben wir bereits gesprochen, und können nun zum Laufe unserer Erzählung zurückkehren.

Es war eine in jeder Beziehung ungesunde Luft, welche den Jüngling aufnahm. In Frankfurt war das Leben an und für sich schon in steife, todte Formen gebannt; von den Damen sagt Kornelia Göthe in ihrem Tagebuche: „Statt junger Mädchen, deren Geist lebt, findet man nur Holzpuppen, welche kein anderes Wort von sich geben als Ja und Nein; sie sind gezwungen den Kopf hängen zu lassen, und dürfen keinen Mann ansehen, da man ihnen durchaus verwehrt mit irgend jemand anders sich zu unterhalten, als mit demjenigen der einst ihr Ehemann sein wird.“ Diesen todten Kastengeist verschärfte der Rath Göthe noch durch sein abgeschlossenes, eintöniges Leben, und ließ seine Familie alle Schattenseiten desselben bitter empfinden. Auch an dem sonst so ehrenhaften Manne rächte sich seine menschenscheue Absonderung, sein Leben glich den Verrichtungen einer Maschine. Nach des Sohnes Abreise mußte die Tochter sich ganz und gar zu den pädagogischen Leibesbewegungen des Vaters hergeben, die mehr den Charakter einer Dressur als den des lebendigen Unterrichts, mit Liebe gegeben und mit Verlangen aufgenommen, trugen; das Englische, Italienische, Französische mußte Kornelia mit Aufwand von Zeit und Mühe betreiben, und was der Tag an Stunden übrig behielt, das mußte sie an dem Klaviere

verbringen, während ihr Vater in diesen Stunden an seiner Reisebeschreibung, seinem alten Steckenpferde, arbeitete, und seine Laute mehr stimmte als spielte. Sogar der Briefwechsel Kornelia's wurde übermacht, und jede Gelegenheit zu gefelliger Erholung ihr abgeschnitten. Die Seele des jungen Mädchens war ohnehin düster gestimmt, persönliche Anmuth fehlte ihr ebenso sehr wie heitere Lebensanschauung, und alles, was ihre einsame Stellung ihr Bitteres brachte, das hatte sie nun dem Vater zur Last gelegt, zu dem sie fast keine Spur von Liebe mehr hegte, so daß ihre Gesinnung dem heimkehrenden Bruder, wie er sagte, fürchterlich erschien.

Unter solchen Umständen war die Stellung der Mutter eine sehr unerquickliche, sie brachte höchst langweilige Tage zu. Getrieben von dem Verlangen nach irgend einer Anregung des Gemüthes schloß sie sich dem kleinen Kreise einiger Frommen an, zu welchem sie durch die schon genannte Verwandte, Fräulein von Klettenberg, geführt wurde; letztere hatte von einer gesunden Jugend her wenigstens noch eine nicht geringe persönliche Liebenswürdigkeit gerettet, aber die übrigen Frauen dieses Kreises, dem die Frau Rath nun beitrug, waren schon auf jener bedenklichen Stufe angelangt, auf welcher eine gewisse, eintönige Wiedergabe stehender Redensarten den Mangel wahrer Empfindung überdecken muß. Die Eifersucht fehlte auch in dem frommen Kreise nicht; eine Frau Griesbach ragte durch einen bedeutenden Vorrath von Gelehrsamkeit über alle anderen hervor, denn einen so großen Apparat wie jene konnte nicht eine jede auf dem Wege zur Seligkeit mit sich führen. Den Vorrang der Frau Griesbach wußte aber Fräulein von Klettenberg durch ihre höhere Geburt und ihren vornehmeren Rang, der ja auch in frommer Gesellschaft immer noch seinen Werth findet, glücklich wieder auszugleichen, so daß sie immerhin Grund hatte, wie Göthe sagt, mit einiger Selbstgefälligkeit sich in dem Bilde des Grafen Zinzendorf zu spiegeln.

Das ganz besondere Zutrauen dieses frommen Kreises hatte sich ein Arzt, Dr. Gottfried Wilhelm Müller, erworben. Göthe schildert ihn als einen unerklärlichen, schlau blickenden, freundlich sprechenden Mann, der seine Rundschaft sehr erheblich durch einige geheimnißvolle, selbstbereitete Arzneien, von denen niemand sprechen durfte und die nur in den größten Gefahren angewendet werden konnten, erweitert hatte; besonders war von einem wichtigen Salze nur unter den Gläubigen die Rede, obgleich es noch niemand gesehen oder seine Wirkung verspürt hatte. Um den Glauben an die Möglichkeit seines Universalmittels zu stärken, empfahl der Arzt seinen Patienten das Studium gewisser chemisch-alkymistischer Bücher, und deutete seinen willfährigen Jüngern leise an, sie könnten dieses Geheimmittel auch wohl selber finden, ihm aber sei, besonders aus moralischen Gründen, die Mittheilung der Zubereitung verboten. Natürlich folgten die Gläubigen diesem Fingerzeige um so lieber, da sie in den alchymistischen Spielereien zugleich einen wichtig scheinenden Zeitvertreib fanden. Mit Recht mocht Schäfer *) darauf aufmerksam, daß wir in diesem Dr. Müller das Urbild des Arztes im Faust vor uns haben; er heißt dort „ein dunkler Ehrenmann, der über

*) Göthe's Leben von J. W. Schäfer. Bremen 1858, I. 93.

die Natur und ihre heiligen Kreise in Redlichkeit, jedoch auf seine Weise mit grillenhafter Mühe sann.“

In diese Verhältnisse trat Göthe nun ein, als er von Leipzig zurückkehrte. In seinen eigenen Augen erschien er sich wie ein Schiffbrüchiger, denn er hatte nicht allein die Erwartungen seines Vaters völlig außer Acht gelassen, sondern auch alles vernachlässigt, was ihm selber als Ziel vorgeschwebt hatte. Freilich hatte die Erreichung dieses Zieles nicht in seiner Macht allein gestanden, aber gerade der Umstand, daß er so weit hinter seinen Hoffnungen zurückgeblieben war, mußte ihn niederbeugen, denn es fragte sich doch immer, ob die Umstände in hohem Grade widerwärtig gewesen und eine hohe Kraft nur für den Augenblick zurückgehalten, oder aber, ob der Hoffende selber seine eigenen Kräfte nicht überschätzt, und in allzu kühnem Vertrauen sich auf ein wild bewegtes Meer hinausgewagt habe, dessen Wellen ihn und sein Schiffelein begraben oder an den öden Strand werfen mußten.

Was ihm in diesem Zustande Noth that, war die Theilnahme an einem gesunden, geschäftigen, wirkungsvollen, festbegründeten Leben, und die Liebe eines schön und fest vereinigten Familienkreises, in dem der Einzelne sich nur als Theil des Ganzen fühlt, und deshalb aber auch die Kraft und das Vertrauen des Ganzen in sich empfindet. Statt dessen kam der Jüngling in zerrüttete häusliche Verhältnisse, die ein Anschließen an eine der beiden Parteien unumgänglich forderten; er kam in die erstickende Luft einseitiger Bestrebungen, die nur Kranken genügen, und auf die Dauer den Gesunden krank machen mußten.

Gleich die erste Begegnung mit dem Vater, der zu seinem großen Verdruß statt eines rüstigen, wohlgeschulden Sohnes einen an Leib und Seele kranken vor sich sah, verursachte einen leidenschaftlichen Auftritt, und sobald man sich nur erst einmal ein wenig beruhigt hatte, zogen die Frauen, besonders die Schwester, den Jüngling sogleich auf ihre Seite, auf welcher er auch blieb; das Verhältniß zu dem Vater war während dieser Zeit nicht immer ein erfreuliches, und die leidenschaftlichen Auftritte wiederholten sich. Der ausschließliche Verkehr mit den Frauen aber war für den Jüngling nicht in allen Beziehungen heilbringend. Schwester Kornelia, die einsame, liebedurstige Natur, schloß sich an den Bruder, den geliebten Gefährten ihrer Jugend, mit so großer Innigkeit an, daß sie ihm zu Liebe fast ihr kaltes, abstoßendes Wesen zu verläugnen schien. Sie war erfinderisch, ihn zu erheitern, und entwickelte sogar zuweilen einen possenhaften Humor, den man nie an ihr gekannt hatte. Die Geschwister schufen sich eine eigene Sprache, ein Nothweisk, in welchem sie von niemand verstanden wurden. Auch ihre Gespielinnen zog Kornelia herbei, um den Bruder zu erheitern. Wenn wir betrachten, wie diese Mädchennatur aufthaut und sich sichtlich erwärmt, wie sie den schweigsamen Ernst ablegt und den militärischen Gehorsam, den sie gegen den Vater zeigte, in liebevolle, aufmerksame Gefälligkeit verwandelte, und das alles nur deshalb, weil sie nun ein Herz hatte, von dem sie wußte, daß es aufrichtige Liebe zu ihr hegte, so fällt ein dunkler Schatten auf die Erziehungsweise des Vaters, und unmöglich konnten die bittern Klagen der Schwester ohne Einfluß auf den Bruder bleiben.

Die Mutter zog den Sohn gleichfalls in ihre Kreise, und von Fräulein von Klettenberg wurde der Jüngling mit Freuden aufgenommen. „Sie fand an mir,“ erzählt der Dichter, „was sie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch nach einem unbekanntem Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustand befand, und weder an Leib noch Seele ganz gesund war. Sie erfreute sich an dem, was mir die Natur gegeben, so wie an manchem, was ich mir erworben hatte. Und wenn sie mir viele Vorzüge zugestand, so war es keineswegs demüthigend für sie, denn erstlich gedachte sie nicht mit einer Mannsperson zu wetteifern, und zweitens glaubte sie, in Absicht auf religiöse Bildung sehr viel vor mir voraus zu haben. Meine Unruhe, meine Ungebuld, mein Streben, mein Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus, und verhehlte mir ihre Ueberzeugung nicht, sondern versicherte mir unbewunden, das alles komme daher, weil ich keinen verhöhten Gott habe. Nun hatte ich von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz gut zu stehen, ja ich bildete mir nach mancherlei Erfahrungen wohl ein, daß er gegen mich sogar im Nest stehen könne, und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinen unendlich guten Willen, dem er, wie mir schien, besser hätte zu Hülfe kommen sollen. Es läßt sich denken, wie oft ich und meine Freundin hierüber in Streit geriethen, der sich doch immer auf die freundlichste Weise und manchmal, wie meine Unterhaltung mit dem alten Rektor, damit endigte, daß ich ein närrischer Bursche sei, dem man manches nachsehen müsse.“

Durch verschiedene Umstände wurde Göthe immer näher zu dem Kreise der Frommen hingezogen. Die Geschwulst am Halse wollte immer noch nicht weichen, es mußte ärztliche und wundärztliche Hülfe in Anspruch genommen werden. Der Arzt war der schon genannte Dr. Müller, und auch der Wundarzt gehörte zu dessen Partei. Als die Geschwulst glücklich vertrieben war, befiel ihn ein anderes Uebel, welches er sich durch Unvorsichtigkeit beim Liegen einer Kupferplatte, welche er zu radiren begonnen, zuzog, und auch hierbei wurde ärztliche Behandlung nothwendig, denn die Schmerzen im Halse waren groß. Doch auch damit war die Reihe der körperlichen Leiden noch nicht erschöpft. Das anhaltende Stubenleben und der Mangel an Bewegung hatten seine Verdauung in so hohem Grade gestört, daß ihn am Geburtstage seiner Schwester, am 7. Dezember 1768, eine heftige Kolik ergriff, die ihn unter den furchtbarsten Schmerzen an den Rand des Grabes brachte; seine Schwester konnte den Anblick der Leiden nicht mehr ertragen und floh von dem Krankenlager. Zwei Tage lang dauerte der schreckliche Zustand, und keins der Mittel, welche die Aerzte versuchten, wollte fruchten. In dieser höchsten Noth drang Göthe's Mutter mit großem Ungeflüm in den Arzt, nun mit seiner Univerſalmedizin hervorjurücken; nach einigem Zaudern eilte der Dr. Müller endlich noch in später Nacht fort und brachte aus seinem Hause ein Fläschchen kryſtallisirten Salzes mit; es wurde in Wasser aufgelöst und von dem Kranken verschluckt, und sofort zeigte sich Linderung. Man braucht dieses Mittel durchaus nicht als etwas Außerordentliches anzusehen, denn Göthe erzählt, das Salz habe einen stark alkalischen

Geschmack gehabt, und es wird also wohl ein Mittel gewesen sein, welches jeder andere einsichtige Arzt in solchem Falle auch gegeben haben würde.

Es war sehr natürlich, daß der Glaube an die Wunderkraft des Geheimmittels und der Wunsch, es selber herzustellen, durch den Verlauf der Krankheit sehr gefördert wurde. Fräulein von Klettenberg hatte schon früher sich Kolben und Retorten zugelegt, und operirte eifrig auf Eisen, in welchem nach bedeutungsvollen Winken des Meisters die heilsamsten Kräfte verborgen sein sollten. Auch Göthe schaffte sich, sobald er wieder hergestellt war, einen kleinen Apparat an, und begann nun, unterstützt durch seine Experimente, eifrig das Studium geheimnißvoller Bücher, in denen die fromme Freundin zuvor schon zu naschen versucht hatte. Vor allem wandte man beharrlichen Fleiß auf Georg von Welling's „Opus mago-cabbalisticum et theosophicum, darinnen der Ursprung, Natur, Eigenschaften und Gebrauch des Salzes, Schwefels und Merkurii beschrieben,“ mit einem Anhange über alchymistische Operationen. „Ich schaffte das Werk an,“ erzählt Göthe, „das, wie alle Schriften dieser Art, seinen Stammbaum in gerader Linie bis zur neuplatonischen Schule verfolgen konnte. Meine vorzüglichste Bemühung an diesem Buche war, die dunklen Hinweisungen, wo der Verfasser von einer Stelle auf die andere deutet, und dadurch das, was er verbirgt, zu enthüllen verspricht, aufs genaueste zu bemerken und am Rande die Seitenzahlen solcher sich einander aufklären sollender Stellen zu bezeichnen. Aber auch so blieb das Buch noch dunkel und unverständlich genug, außer daß man sich zuletzt in eine gewisse Terminologie hineinstudirte, und, indem man mit derselben nach eigenem Belieben gebarte, etwas wo nicht zu verstehen, doch wenigstens zu sagen glaubte.“

Um sich einen größern Anschein von Wichtigkeit zu geben, verwies Welling mit geheimnißvoller Miene auf seine Vorgänger, den Theophrastus Paracelsus und ähnliche, von denen man kaum zu sagen weiß, ob sie mit ihrer Geheimnißthuerei nur die Leser, oder auch sich selbst betrogen haben. In allen diesen Schriften wurde viel von einem sogenannten Luftsalze gefaselt, welches herbeigezogen werden müsse, indem man alkalische Präparate an der Luft zerfließen lasse; diese Alkalien sollten beim Zerfließen sich mit jenen überirdischen Dingen verbinden und zuletzt ein geheimnißvolles treffliches Mittelsalz hervorbringen. „Nun wurden,“ heißt es in Dichtung und Wahrheit, „sonderbare Ingredienzien des Makrokosmos und Mikrokosmos auf eine geheimnißvolle wunderliche Weise behandelt, und vor allem suchte man Mittelsalze auf eine unerhörte Art hervorzubringen. Was mich aber eine ganze Weile am meisten beschäftigte, war der sogenannte Liquor Silicum, Kieselensaft, welcher entsteht, wenn man reine Quarzkiesel mit einem gehörigen Antheil Alkali schmilzt, woraus ein durchsichtiges Glas entspringt, welches an der Luft zerschmilzt und eine schöne klare Flüssigkeit darstellt. Wer dieses einmal selbst verfertigt und mit Augen gesehen hat, der wird diejenigen nicht tabeln, welche an eine jungfräuliche Erde und an die Möglichkeit glauben, auf und durch dieselbe weiter zu wirken. Diesen Kieselensaft zu bereiten, hatte ich eine besondere Fertigkeit erlangt; die schönen weißen Kiesel, welche sich im Rain finden, gaben dazu ein vollkommenes Material, und an dem übrigen so wie an Fleiß ließ ich es nicht fehlen; nun ermüdete ich doch zuletzt, indem ich

bemerkten mußte, daß das Kieselhafte keineswegs mit dem Salze so innig vereint sei, wie ich philosophischer Weise geglaubt hatte, denn es schied sich gar leicht wieder aus, und die schönste mineralische Flüssigkeit ließ doch immer ein Pulver fallen, das ich für den feinsten Kieselstaub ansprechen mußte, der aber keineswegs etwas Produktives in seiner Natur spüren ließ, woran man hätte hoffen können, diese jungfräuliche Erde in den Mutterstand übergehen zu sehen. — So verwendeten wir, theils einzeln, theils zusammen, viel Zeit an diese Seltsamkeiten, und brachten die Abende eines langen Winters, während dessen ich die Stube hüten mußte, sehr vergnügt zu, indem wir drei, meine Mutter mit eingeschlossen, uns an diesen Geheimnissen mehr ergötzten, als die Offenbarung derselben hätte thun können.“ —

Nur mit schmerzlichem Unwillen kann man in Betracht ziehen, daß die gesellschaftlichen Zustände jener Zeiten dem größten Dichter Deutschland's, den die Natur so überreich ausgestattet hatte, zu seiner Ausbildung keine andern Elemente zu bieten vermochte, als jene elenden, selbstbetrügenden Gaukelen, die jeden Sinn für gesunde Thätigkeit schwächen, die Funktionen des Denkmögens verwirren, und von dem festen, fruchtbaren Boden der Wirklichkeit in nebelhafte Abgründe reißen, in welchen überhaupt keine Entwidlung möglich ist. Göthe ist in seinem dichterischen Vermögen durch diese sinnlosen Absonderlichkeiten schwer geschädigt worden; er hatte ohnehin schon den Zug zum Geheimnißvollen, zum Versteckenspielen, der schließlich immer mehr oder weniger auf eine Entstellung oder wohl gar Verläugnung des Thatsächlichen hinausläuft. Dieser Zug ist entschieden krankhaft, und höchst verderblich gerade für den Dichter, der doch nur dadurch seine höchste Vollkommenheit erreichen kann, daß er so nahe wie irgend möglich an die Natur selber herantritt, und dieselbe gleichsam in ihrer Schöpferrolle vertritt. Die größten Dichter der Welt, ein Homer, ein Sophokles, ein Shakespeare verlassen niemals den Boden der Wirklichkeit, sie versteigen sich nie zu solchen rath- und planlosen Absonderlichkeiten, wie Göthe's Faust sie leider so mannigfach zeigt. Fast sollte man glauben, der leitende Beweggrund bei Göthe's alchymistischen Spielereien sei derselbe gewesen, den er selbst in den Worten ausspricht: „Die Zeit ist unendlich lang, und ein jeder Tag ein Gefäß, in das sich viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will.“

Die Langeweile treibt freilich die erhabensten Geister zu kleinlichen Beschäftigungen; Göthe zeichnete sein Zimmer mit den darin befindlichen Möbeln ab, und wenn ihn das nicht mehr unterhielt, so stellte er allerlei Stadtgeschichten dar, die man sich eben erzählte, und diese Neu-Kuppiner Bilderbogen ließ der Rath Göthe anfliegen und mit Linien einfassen! Das ist der unaussprechlich Fluch der schlaffen Nichtsthuererei, die weder den Schweiß der Arbeit noch die seltsame Freude des mühsam errungenen Zieles kennt, daß sie schließlich nicht mehr im Stande ist, die Arbeit von der Spielerei zu unterscheiden, und mit gährender Sorge an die Vergeudung der edelsten Güter, der Zeit und der Kraft, denkt. Diese Schwächlichkeit hält auch von der Selbsterkenntniß zurück, und beraubt uns dadurch des wirksamsten Hebels, uns höher zu schwingen, denn nur der erkannte Fehler läßt sich verbessern, und nur die selbstbewußte Kraft

wählt die passende Arbeit mit Zuversicht und nimmt das Werk mit Freuden auf. Göthe aber kannte diese Freudigkeit und Zuversicht im Gebrauche der eigenen Kraft so wenig, daß er als Greis noch fast vor der Selbsterkenntniß warnte. Im achten Buche von Dichtung und Wahrheit sagt er: „Es ist eine langweilige und mitunter traurige Sache, zu sehr auf uns selbst, und was uns schadet und nußt Acht zu haben, und es ist keine Frage, daß bei der wunderlichen Sympoikraste (Zusammensetzung) der menschlichen Natur von der einen, und bei der unendlichen Verschiedenheit der Lebensart und Genüsse von der andern Seite es noch ein Wunder ist, daß das menschliche Geschlecht sich nicht schon lange aufgerieben hat. Es scheint die menschliche Natur eine eigene Art von Fähigkeit und Vielseitigkeit zu besitzen, da sie alles, was an sie herankommt oder was sie in sich aufnimmt, überwindet, und wenn sie sich es nicht assimiliren kann, wenigstens gleichgültig macht. Freilich muß sie bei einem großen Erzeß trotz alles Widerstandes den Elementen nachgeben, wie uns so viele endemische Krankheiten und die Wirkungen des Branntweins (!) überzeugen. Könnten wir, ohne ängstlich zu werden, auf uns Acht geben, was in unserm komplizirten bürgerlichen und geselligen Leben auf uns günstig oder ungünstig wirkt, und möchten wir das, was uns als Genuß freilich behaglich ist, um der üblen Folgen willen unterlassen, so würden wir gar manche Unbequemlichkeit, die uns bei sonst gesunden Konstitutionen oft mehr als eine Krankheit selbst quält, leicht zu entfernen wissen. Leider ist es im Diätetischen wie im Moralischen: wir können einen Fehler nicht eher einsehen, als bis wir ihn los sind, wobei denn nichts gewonnen wird, weil der nächste Fehler dem vorhergehenden nicht ähnlich sieht, und also unter derselben Form nicht erkannt werden kann.“

Wer die ganze Tragweite dieser zaghaften Grundsätze und Anschauungen ermessen will, der stelle daneben die klare Selbsterkenntniß, die erhabene Selbstbeherrschung, das unerschütterliche Pflichtgefühl eines Immanuel Kant. Es müßte als ein Wunder angesehen werden, daß Göthe in so bedrückenden Verhältnissen nicht verkümmert ist, wenn die unerschöpfliche Kraft seiner Künstlernatur ihn nicht immer wieder emporgehoben hätte. Sogar in jener ungesundem, in jener Stickluft suchte seine Kunst eine Blüthe zu treiben, aber dieser verkümmerte, geknickte Sproß liefert allein durch seine Erscheinung den Beweis, daß auf jenem Boden ein Göthe nichts Lebensfähiges zeitigen konnte. Wir theilen dieses Produkt, ein kleines Gedicht, nachstehend mit; es erschien zuerst in einer Zeitschrift, und ist nicht in Göthe's Werke übergegangen. Es lautet:

Dies wird die letzte Thrän' nicht sein
Die glühend Herz aufquillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend füllet.

O! laß doch immer hier und dort
Nicht ewig Liebe fühlen,
Und möcht' der Schmerz auch also fort
Durch Nerv' und Adern wühlen.

Könnst' ich doch ausgefüllt einmal
 Von dir, o Er'ger, werden —
 Ach! diese lange tiefe Dual,
 Wie dauert sie auf Erden!

Uebrigens hat die Lehre des Fräuleins von Klettenberg nie feste und tiefe Wurzel in Göthe's Seele geschlagen, und auch die „Bekanntnisse einer schönen Seele“ sind kein Ausfluß selbstempfundener Gedanken und Gefühle, denn in einem Briefe an Schiller vom Jahre 1795 sagt Göthe ausdrücklich von der erwähnten Episode: „Da das Ganze auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechslung des Subjektiven und Objektiven beruht, so gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu.“

Doch bildete Göthe, da er in jener Zeit sich anhaltend mit überfinnlichen Gegenständen beschäftigte, sich eine eigene Ansicht darüber; von bedeutendem Einfluß auf die Gestaltung derselben war die „Kirchen- und Ketzehistorie“ von Gottfried Arnold, einem der ausgezeichnetsten Theologen der Spener'schen Schule. Diese religiöse Schöpfungs- und Erlösungstheorie, welche Göthe am Schluß des achten Buches von Dichtung und Wahrheit mittheilt, ist im Faust deutlich wiederzuerkennen.

Die religiösen und alchymistischen Beschäftigungen füllten Göthe's Zeit nicht so sehr aus, daß sie ihm nicht noch Ruße zu andern Dingen gelassen hätten. Mit seiner Schwester sah er die Briefe durch, welche er von Leipzig aus in die Heimath geschrieben. Der sorgsame und in seiner Zeit so wenig beschränkte Vater hatte sie alle zusammengeheftet und sogar die sprachlichen und Schreibfehler verbessert. Doch vermochte er aus diesen Dokumenten seiner Denkweise noch nicht den möglichen Nutzen zu ziehen, die Zeit lag ihm noch zu nahe; einige Bemerkungen über die Handschrift und über Reminiscenzen aus Gellert's Kolleg sind alles, was er darüber gibt. Ueber diese Briefe und ihren Standpunkt fühlte der Jüngling sich jetzt sehr erhaben, und ebenso wenig genügten ihm seine poetischen Erzeugnisse aus der Leipziger Zeit. Wie schon einmal in Leipzig, wurden abermals viele angefangene Stücke, Gedichte und Briefe dem Feuer übergeben; verschont blieb das Manuscript von Behrisch und die beiden vollendeten dramatischen Arbeiten, die wir bereits besprochen haben. Die Rükschuldigen suchte der Dichter immer mehr zu vervollkommen. „Lessing,“ sagt er, „hatte in den zwei ersten Akten der Minna ein unerreichbares Muster aufgestellt, wie ein Drama zu exponiren sei, und es war mir nichts angelegener, als in seinen Sinn und seine Absichten einzudringen.“ Diese zweite Bearbeitung ist es, in welcher uns das Stück jetzt vorliegt; doch auch die erste, in Leipzig entstandene Bearbeitung hat sich in der Handschrift erhalten *).

Mit den Leipziger Freunden und Freundinnen blieb er in regem Verkehr; an Friederike Defer schrieb er am 6. November 1768 eine poetische Epistel, in welcher er von seinem Befinden und der ärztlichen Behandlung scherzend erzählt. Es heißt darin:

So launisch wie ein Kind, das zähnt,
 Bald schlüchtern, wie ein Kaufmann, den man mahnt,

*) Hettner, III, 1, 117.

Bald still wie ein Hypochondrist,
 Und sittig wie ein Rennonist,
 Und folgsam wie ein gutes Lamm,
 Bald lustig wie ein Bräutigam
 Leb' ich, und bin halb krank und halb gesund,
 Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halse wund;
 Sehr mißvergnügt, daß meine Lunge
 Nicht so viel Athem reicht, als meine Zunge
 Zu manchen Zeiten braucht, wenn sie mit Stolz erzählt,
 Was ich bei euch gehabt und was mir hier jetzt fehlt.
 Da sucht man nun mit Macht mir neues Leben
 Und neuen Muth und neue Kraft zu geben;
 Drum reichet mir mein Doktor Medicinä
 Extrakte aus der Kortez Chinä,
 Die junger Herrn erschlaffte Nerven
 An Augen, Fuß und Hand
 Auf's neue stärken, den Verstand
 Und das Gedächtniß schärfen.
 Besonders ist er drauf bedacht
 Durch Ordnung wieder einzubringen
 Was Unordnung so schlimm gemacht,
 Und heißt mich meinen Willen zwingen.
 „Bei Tag und sonderlich bei Nacht
 „Nur an nichts Reizendes gedacht!“—
 Welch ein Befehl für einen Zeichnergeist,
 Den jeder Reiz bis zum Entzücken reizt!
 Des Bouchers *) Mädchen nimmt er mir
 Aus meiner Stube, hängt dafür
 Mir eine abgelebte Frau
 Mit runzligen Gesicht, mit halb zerbrochnem Zahne
 Vom fleißig kalten Gerhard Dow
 An meine Wand, langweilige Etsane
 Setzt er mir statt des Weins dazu.

Die Leipziger Mädchen vermischte er sehr; den Schönen seiner Vaterstadt fehlte es, so behauptete er, zur Freundschaft an Verstand, und zur Liebe an Gefühl. An sein geliebtes Rätchen schrieb er auch während der frommen Beschäftigungen häufig, zu Zeiten in jedem Monate einen Brief; sie antwortete ihm auch zuweilen. Göthe's Liebe dauerte ungeschwächt fort, doch Rätchen blieb kalt, wie sie geworden war. Als Göthe im Mai 1769 die Anzeige von ihrer Verlobung durch seinen Freund Horn erhielt, schrieb er ihr am 1. Juni: „Aus Ihrem Briefe an Horn habe ich Ihr Glück und Ihre Freude gesehen. Was ich dabei fühle, was ich für eine Freude dabei habe, das können Sie sich vorstellen, wenn Sie sich noch vorstellen können, wie sehr ich Sie liebe. Grüßen Sie Ihren lieben Doktor (Kristian Karl Ranne) und empfehlen Sie mich seiner Freundschaft. Warum ich so lange nicht geschrieben habe, das könnte wohl

*) François Boucher war erster Maler Ludwig's XV; Gerhard Dow lebte in Leyden.

strafbar sein, wenn Sie meine Briefe mit Ungebuld erwartet hätten. Das, wußte ich aber, war nicht so, und drum schrieb ich nicht; es war bisher eine Zeit für Sie, da ein Brief von mir so wenig Ihrer Aufmerksamkeit werth war, als die Erlanger Zeitung; und alles zusammengenommen so bin ich doch nur ein abgestandener Fisch.“ Freund Horn sei ein Thor, daß er seine Konstantine Breitkopf nicht vergessen könne und ihr eine unvergängliche Treue zutraue. „Der gute Mensch bedenkt nicht, daß Mädchenherzen nicht Marmor sein dürfen. Das liebenswürdigste Herz ist das, welches am leichtesten liebt; aber das am leichtesten liebt, vergift auch am leichtesten. Doch er denkt daran nicht, und hat Recht; es ist eine gräßliche Empfindung, seine Liebe sterben zu sehen. Ein unerhörter Liebhaber ist lange nicht so unglücklich, als ein verlassener, der erste hat noch Hoffnung und fürchtet wenigstens keinen Haß, der andere, ja der andere — wer einmal gefühlt hat, was das ist, aus einem Herzen verstoßen zu werden, das sein war, der mag nicht gerne daran denken, geschweige davon reden.“ Vorläufig wolle er ihr nicht wieder schreiben, „denn, meine liebe Freundin, ob Sie mich gleich Ihren lieben Freund und manchmal Ihren besten Freund nennen, so ist es doch um den besten Freund immer ein langweilig Ding. Frische Hechte sind immer die besten; aber wenn man fürchtet, daß sie gar verderben mögen, so salzt man sie, besonders wenn man sie verführen will. Es muß Ihnen doch komisch vorkommen, wenn Sie an all die Liebhaber denken, die Sie mit Freundschaft eingesalzen haben, große und kleine, krumme und grade, ich muß selbst lachen, wenn ich daran denke. Doch Sie müssen die Korrespondenz mit mir nicht ganz abbrechen, für einen Pöckling bin ich doch immer noch artig genug.“ In andern Briefen bricht die Wemuth der verschärzten Liebe ergreifend durch. „Wenn ich jetzt bei Ihnen wäre, wie vergnügt wölte ich leben! D könnte ich die dritthalb Jahre zurückrufen, Rätchen, ich schwöre es Ihnen, liebes Rätchen, ich wölte gescheuter sein!“ Zum letztenmal schrieb er ihr am 23. Januar 1770. Rätchen verheirathete sich im März 1770 an den Dr. Ranne, als dessen Gattin sie im Mai 1810 starb.

Göthe's Aufenthalt im Vaterhause dauerte vom September 1768 bis zum April 1770. Es wird erzählt, daß er in dieser Zeit öfter in Worms gewesen sein soll, wohin ihn eine Geliebte, Charitas Meizner, gezogen habe; er hatte sie in Frankfurt kennen gelernt, wo sie drei Jahre lang sich in einer befreundeten Familie aufhielt. Einige noch erhaltene Briefe sollen die Liebe Göthe's zu Charitas unzweifelhaft darthun. Göthe selbst erwähnt in *Dichtung und Wahrheit* die Genannte mit keinem Worte.

In dem väterlichen Hause war es Göthe jetzt noch weniger behaglich, als früher, da besonders, wie wir schon erwähnten, das Verhältniß zum Vater wenig erfreulich war. Als der Rath Göthe daher seinem Sohne vorzuschlag, nach Straßburg zu gehen und dort seine juristischen Studien zu beendigen, ergriff letzterer gern die Gelegenheit, wieder in die Welt zu gehen, von welcher er Verwirklichung seiner Erwartungen hoffte. Im April 1770 brach er auf, und legte die Reise nach dem schönen Elsaß auf der neu eingerichteten bequemen Diligence in kurzer Zeit zurück.

Für jeden Deutschen, der sein herrliches Vaterland liebt, mußte es früher immer ein schmerzhafter Gedanke sein, daß die Stadt und der Gau, an welchen das Leben unseres größten Dichters mit tausendfachen Erinnerungen geknüpft ist, in den Händen des Erbfeindes war. Heil uns, daß jene Zeiten vergangen sind! Vom Strazburger Münster weht das deutsche Kaiserbanner, und das schöne Elsaß, in dem Göthe eine geistige und dichterische Auferstehung zu Theil wurde, ist wieder deutsch geworden!

Sobald Göthe in der Geburtsstadt des großen Fischart angelangt war, eilte er dem Münster zu, welcher schon von fern ihm lange gewinkt hatte. Unfähig, den gewaltigen Eindruck dieses herrlichen Bauwerkes sofort in sich aufzunehmen und in seiner Brust lebendig werden zu lassen, eilte er die Plattform des Münsters zu besteigen, und von da aus schweiften seine Blicke nun weit über das gesegnete Land, in welchem zu leben ihm ein göttiges Geschick für einige Zeit vergönnt hatte. Zu seinen Füßen breitete sich mit ihren Giebeln und Thürmen, mit ihren Mauern und Straßen die Stadt aus, welche das nievergeffene Lied immer die wunder schöne nannte, die Stadt, in welcher deutsches Leben selbst unter dem Druck des Feindes mochte und blühte, die Stadt, welche mit stolzen Erinnerungen, mit unsterblichen Namen an das deutsche Vaterland geschlossen war. Und rings umher grünte die lachende Gegend im Frühlingskleide, durch die herrlichen Gefilde wälzte der schöne Strom seine Wogen, aus deren tiefem Schooße die Geister deutscher Sage und deutschen Liebes emporrauschten, um dessen Ufer die deutschen Neben den duftigen Kranz wanden. In der Ferne flogen die waldbedeckten Berge auf und begrenzten ein Land, welches jetzt noch wie eine unbeschriebene Tafel vor den Augen des entzückten Dichters lag, bald genug aber auch für ihn Sprache und Leben gewinnen, und seinem Geiste, seinem Herzen einen Frühling schenken sollte, der in späten Jahren noch dem Greise das tiefbewegte Herz rührte. Denn in Göthe's ganzem Leben ist keine andere Zeit, auch nicht der Aufenthalt in Rom, so wichtig und so fördernd, und von einem so nachhaltigen Einflusse gewesen, wie die sechzehn Monate in Strazburg.

In dem Hause No. 80 am Fischmarke, einer schönen langen Straße, bezog Göthe ein kleines anmuthiges Quartier, dann gab er seine Empfehlungsschreiben ab, welche ihn meist zu frommen Leuten aus der Sinnesweise der Frankfurter Abgesonderten führten. Aber das frohe und freie Leben der schönen Stadt sollten bald genug die krankhaften Regungen müssiger Geister aus seinem Inneren scheuchen. Schon im Sommer schrieb er an Fräulein von Klettenberg: „Mein Umgang mit den frommen Leuten hier ist nicht gar stark; ich hatte mich im Anfange sehr stark an sie gewendet, aber es ist, als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meinen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen.“

Durch seine Tischgesellschaft fand Göthe einen Umgang, der ihm mehr behagte. Er speiste in der Krämergasse 13, wo eine Anzahl von Studenten und einigen andern Personen eine geschlossene Gesellschaft unter dem Vorstehere eines Dr. Salzmann bildete. Dieser vortreffliche Mann war Aktuar beim

Pupillenkolleg, und es gab in der ganzen Stadt fast keine Familie, welche ihm nicht zu Dank verpflichtet gewesen wäre. In der Mittagsgesellschaft nahm der etwa funfzigjährige Mann, der 1812 im Alter von mehr als 90 Jahren starb, eine gewichtige Stellung ein; seine heitere Ansicht des Lebens, seine reichen Kenntnisse, sein feiner Geschmack und oft auch sein ansehnliches Vermögen kamen den jungen Freunden zu gut, deren er stets eine Zahl um sich versammelte, um sie zu leiten und im Verkehr mit ihnen sein Herz jung zu erhalten. Wie er jetzt den Mittelpunkt eines Kreises von talentvollen Jünglingen bildete, so gründete er im Jahre 1775 eine neue Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache, zu der mehrere geistig bedeutende Männer gehörten. Die Freundschaft mit Salzmann pflegte Göthe noch Jahre lang nach seiner Abreise von Straßburg.

An diesen Mann schloß Göthe zu seinem eigenen Heil sich eng an, und vertraute ihm auch seinen Plan, in Straßburg seine Studien zu beendigen und zu promoviren. Salzmann setzte ihm auseinander, daß es französische Sitte sei, nicht gerade eine tiefgehende wissenschaftliche Ausbildung von dem Juristen zu fordern, als vielmehr die unmittelbare Bereitschaft zur Praxis von ihm zu verlangen; es sei daher am zweckmäßigsten, mit Hilfe eines umsichtigen und erfahrenen Repetenten sich das nothwendige Quantum des Wissenswürdigen anzueignen. Der Repetent übergab dem jungen Studiosus nun seine Hefte, die in Fragen und Antworten geschrieben waren, und da Göthe ein gutes Gedächtniß besaß, so wurde er auf leichte Weise dahin gebracht, den gestellten Anforderungen zu genügen, wie wir seiner Zeit erfahren werden.

Diese juristischen Beschäftigungen füllten selbstverständlich nur einen kleinen Theil von Göthe's Zeit aus, sein reger Geist suchte andere Nahrung, und seine Neigung zu dem Absonderlichen und Geheimnißvollen ließ ihn unter anderm auch auf die Lektüre einiger Bücher gerathen, welche als juristische Wunderlichkeiten das trodene Studium etwas lustiger machten. Der Titel eines dieser Bücher lautet: „Jacobi Ayreri Processus, in welchem sich Lucifer über Christum, darum, daß dieser ihm die Hölle zerstöret, eingenommen, die Gefangenen daraus erlößet, und hingegen ihn, Lucifern, gefangen und gebunden habe, beschweret. Darin ein ganzer ordentlicher Processus von Anfang der Citation bis auf das Endurtheil, in erster und anderer Instanz, dazu die Form, wie in Compromissen gehandelt wird, einverleibet.“ Auch juristische Anekdoten finden sich in seinen Heften aufgezeichnet, und wir denken dabei wieder an die Kollegia des Hofrath Böhm in Leipzig, in welchen Göthe zum Ergötzen seiner Genossen die Gestalten aus dem Vortrage des Professors in launigen Bildern auf dem Rande seiner Hefte entwarf.

Mit mehr Ernst betrieb Göthe ein Studium, zu welchem äußere Anregung auf eine größere Liebe von seiner Seite traf. Die meisten seiner Tischgenossen waren Mediziner, und da gerade in der medizinischen Fakultät Straßburg damals glänzende Namen aufzuweisen hatte, so wurde Göthe bei seiner Neigung zu den Naturwissenschaften leicht zu medizinischen Studien hingezogen. Er hörte Chemie und Anatomie, und vor dem hellen Lichte der Wissenschaft zerfloßen die alchymistischen Gespenster des Doktor Müller in Frankfurt in unbedeutende Schatten, welche später nur hin und wieder einmal als Poltergeister sich unan-

genehm bemerkbar machten. Zu seiner Lektüre auf dem Gebiete der Naturwissenschaften wählte Göthe mit Vorliebe Schriften über Elektrizität, auch finden sich in seinen Heften bereits einige Anmerkungen über Farbenlehre.

Alle diese mannigfaltigen Beschäftigungen waren aber doch nur Nebenumstände für den Hauptzweck Göthe's, für seine Ausbildung als Künstler. Das größte Verdienst in diesem Punkte fällt Herder zu, aber auch bevor jener große Mann in Straßburg eintraf, wirkte manches Bedeutende vorbereitend auf Göthe's Geist. Als Marie Antoinette im Mai 1770 auf ihrem Wege zum Blutgerüste durch Straßburg kam, war sie die Braut des französischen Kronprinzen. Auf einer Rheininsel, wo sie den Händen der französischen Abgesandten übergeben werden sollte, hatte man ein Gebäude aufgeführt, welches aus einem Hauptsaal und mehreren kleineren Sälen bestand. Zum Schmuck der Bretterwände hatte man wollenne Tapeten verwendet, und in einem der Nebensäle fanden sich jene berühmten Tapeten, welche nach den rafaelschen Kartons gearbeitet waren. Der göttliche Meister von Urbino zeichnete die Kartons im Auftrage des Papstes Leo's X., die Tapeten waren zur Bekleidung der Wände in der Sixtinischen Kapelle bestimmt. In nur zwei Exemplaren wurden diese wunderbaren Gewebe zu Arras in Flandern vollendet. Ein Exemplar wird noch jetzt im Vatikan aufbewahrt; das andere Exemplar, welches Göthe damals in Straßburg sah, befindet sich jetzt im alten Museum in Berlin, doch ist von den zwölf Teppichen einer verloren gegangen. Sie sind in der Rotunde des alten Museums leider so außerordentlich ungünstig aufgehängt, daß eine Betrachtung überhaupt unmöglich ist.

Diese zwölf Teppiche enthalten Darstellungen der bedeutendsten Ereignisse aus der Apostelgeschichte. „In ihnen*) zeigt sich nicht nur eine eigenthümliche Würde und Großartigkeit der Form, eine höchst klare und harmonische Anordnung der Gruppen, sondern zugleich eine solche Tiefe und Kraft des Gedankens, eine so ergreifende dramatische Entwicklung der einzelnen Vorgänge, daß die Darstellung historischer Begebenheiten in ihnen ihren höchsten Triumph zu feiern scheint.“

Auf Göthe machten diese eben so edlen wie großartigen Kunstwerke einen tiefen Eindruck; durch Geldspenden an die Auffeher wußte er sich zu allen Zeiten Zutritt zu verschaffen, und nun wurde er nicht müde im Beschauen, obwohl mehr sein richtiges künstlerisches Gefühl, als sein klares Bewußtsein hier im Spiele war. Empört war er über die freche Taktlosigkeit, mit der man den eigentlichen Empfangssaal für die Braut mit Teppichen behangen hatte, auf welchen die Geschichte des Jason und der Medea dargestellt war. Es war ein furchtbares Vorzeichen für das Geschick dieser eben so unschuldigen, als unglücklichen Königin. Als sie abgereist war, erinnerte Göthe scherzend daran, daß man vor ihrer Ankunft alle Krüppel entfernt hatte, damit deren Anblick sie nicht beleidige. Er machte ein kleines französisches Gedicht, in welchem er die Ankunft Kristi, zu dem alle Kranken strömten, und die Ankunft dieser jungen Königin, welche alle Krüppel verschonte, in Vergleichung brachte. Ein Franzose

*) Augler, Geschichte der Malerei.
Sonnenburg, Literaturgeschichte. III.

kritisirte das kleine Erzeugniß so scharf, daß Göthe es nachher nie wieder unternahm, in den stolprigen, mit der Schere beschuittenen Gärten der pomadisirten Gallier zu lustwandeln.

Desto mehr aber fesselte ihn, je länger er es betrachtete, das wunderbare Meisterwerk Erwin's von Steinbach. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte Göthe nur verächtliche Urtheile von einseitigen Pedanten über die gothische Baukunst gehört, jetzt hatte er Gelegenheit, an einem der edelsten Denkmäler dieses ernstern, hohen und dabei doch so sinnigen und anmuthigen Stiles seinen Geschmac zu berichtigen. Er fühlte sehr lebhaft, was die gothische Baukunst so groß mache, das sei die Verbindung des großartigen, zuweilen ungeheuern Entwurfes mit der feinen, künstlerisch bis in die geringste Kleinigkeit ausgeführten Harmonie der Theile; jedes einzelne Glied ist ein Ganzes für sich, fesselt und befriedigt das Auge des sinnigen Betrachters, und doch dient das Einzelne wieder dem Einen großen Gedanken, der Leben in die überreich verschlungenen Linien haucht und tausend verschiedenartige Töne zu Einem ergreifenden Akkorde stimmt. Je mehr Göthe betrachtete und untersuchte, je mehr er sich mit Messen und Zeichnen beschäftigte, desto höher stieg seine Bewunderung und desto mehr wuchs seine Liebe, und so sehr vertiefte er sich in den Geist des herrlichen Bauwerkes, daß er zum Erstaunen derer, welche die Pläne Erwin's kannten, genau anzugeben mußte, wo die Ausführung hinter dem ursprünglichen Plane zurückgeblieben war. Bei alledem darf nicht vergessen werden, daß in damaliger Zeit Göthe fast der erste war, der die Herrlichkeit der gothischen Baukunst empfand und öffentlich für sie eintrat, und auf dieses Urtheil hatte nicht etwa die Stimme eines bedeutenden Lehrers eingewirkt, sondern die Größe und Schönheit des Gegenstandes hatte das verwandte Gefühl in Göthe's Brust gefunden. Er wollte diese Kunst nun aber nicht mehr gothische, sondern er wollte sie deutsche Kunst genannt wissen, und in einem kleinen Aufsätze, den Herder später in sein Fest: „Von deutscher Art und Kunst“ aufnahm und den Göthe dem Andenken Erwin's von Steinbach widmete, gab er seinen Ansichten und seinen Gefühlen warmen Ausdruck. Mit begeisterten Worten rühmt er hier den Bau, der für die Ewigkeit gegründet ist, und doch leicht wie ein erhabener Gedanke sich in die Luft hebt; „hast du“, sagt er, „hierbei den Muth, den Namen des Künstlers durch deinen unreifen Tadel zu entheiligen, so laß einspannen und reise nach Paris!“ Auch der alten deutschen Malerei gedenkt er mit Worten der Bewunderung; er preist den männlichen Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, und blickt verachtend auf den bunten Land der modernen Weichlinge, die da behaupten wollen, sie selber hätten die Regeln der Kunst erfunden, während doch die Kunst eine Erscheinung voll selbständigen Lebens ist, die tief und unzer trennbar in dem Geiste des Menschen liegt. „In dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich thätig erweist, wenn seine Existenz gesichert ist. So modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen und mit hohen Farben seine Kolos, seine Federn, seinen Körper. Und laßt die Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltsverhältniß zusammensiummen, denn Eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen. Diese charakteristische Kunst ist nun die einzig wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigener, selbständiger Empfin-

dung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, so ist sie ganz und lebendig. Je mehr die Seele sich erhebt zu dem Gefühle der Verhältnisse, die allein schön und von Ewigkeit sind, deren Hauptakorde man beweisen, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seligen Melodien herumwälzt, je mehr diese Schönheit in das Wesen des Geistes eindringt, daß sie mit ihm entstanden zu sein scheint, daß ihm nichts genügt als sie, daß er nichts aus sich wirkt als sie, desto glücklicher ist der Künstler, desto herrlicher ist er, desto tiefgebeugter stehen wir da und beten an den Gesalbten Gottes.“

Wunderbare Worte, welche den geweihten Lippen des jugendlichen Dichters entströmen! In das tiefste Wesen der Kunst und des Künstlers dringen sie ein, sie sprechen Geheimnisse aus, welche dem Eingeweihten ausfließen wie das Licht der Sonne, dem Laien aber ewig verborgen sind, bis eine gottbegnadete Hand ihm den Schleier von den blinden Augen wegzieht! Man wende jene Worte Göthe's auf Rafael, auf sein Leben und seine Kunst, auf Mozart, auf Feidjas an, überall finden sie eine glänzende Bestätigung, überall sprechen sie das eigenste Wesen der Erscheinung aus, und doch ist es bei Göthe nicht klares Bewußtsein, sondern es ist überströmendes, mächtiges Gefühl, welches sich hier Bahn bricht durch so manchen Damm, der davor gelagert war. Und es bedurfte noch größerer Anstrengungen, um alle Dämme hinwegzuräumen, welche mit Schutt und Moder den belebenden Quell verhinderten, frisch emporzusprudeln.

Ein Doppeltes war es, was Göthe noch fehlte; außer der hellen, richtigen Ansicht war es das Selbstvertrauen, welches durch das feste Bewußtsein, auf dem richtigen Wege zu wandeln, verliehen wird. Beides ihm zu geben war kein Mann mehr geeignet, als Herder. Im September des Jahres 1770 kam er nach Straßburg; er begleitete dahin den Prinzen von Holstein-Gutin, von dem er sich jedoch sehr bald in Folge unheilbarer Zerrwürfnisse trennte*). Seit seinem fünften Jahre litt Herder an einer Thränenfistel, die er sich in Straßburg durch den berühmten Wundarzt Lobstein operiren lassen wollte, deshalb verweilte er bis in den April 1771 in Straßburg.

Herder stand um diese Zeit schon als ein bedeutender Mann da, dessen Name einen vorzüglichen Klang hatte. Durch seine Fragmente zur deutschen Literatur und seine kritischen Wälder, die seit einigen Jahren erschienen waren, kannte man ihn auch über die Grenzen des deutschen Landes hinaus, so daß man ihn sogar in Nantes bei seinem mehrmonatlichen Verweilen als einen Mann, der sich um die Literatur seines Volkes verdient gemacht, begrüßte. Von Riga aus, wo er Lehrer und Prediger war, hatte Herder eine Seefahrt über die Ostsee und das deutsche Meer nach Frankreich unternommen, und während der Ruhe dieser schönen Reise, auf welcher die Gesellschaft seines Fremdes Behrens ihn erfreute, waren in ihm die längst empfundenen Ansichten über die einzig wahre Poesie, deren einziges Muster und Vorbild die Natur ist, zum hellen

*) Die näheren Umstände haben wir im zweiten Bande unseres Werkes im Leben Herder's genau kennen gelernt.

Bewußtsein gediehen, und im Vollgefühl seiner Kraft und seines ernsten Willens hatte er später in Nantes in die Blätter seines Reisetagebuches jene weltumgestaltenden Pläne eingezeichnet, welche ein bereitetes Zeugniß von dem Feuer seines Geistes sind.

Als Göthe den fünf Jahre ältern Herder kennen lernte, war ersterer kein Neuling in Straßburg mehr, so daß nicht etwa ein Strom von neuen Eindrücken seinen lebhaften und zum Flattern so gern geneigten Geist verwirrt hätte. Die krankhaften, alchymistischen und pietistischen Erinnerungen von Frankfurt her waren ebenfalls schon stark verblaßt, und das Feld war auf günstige Weise vorbereitet. In Göthe's Tischgesellschaft war es schon bekannt, daß Herder kommen würde, Göthe war begierig, ihn kennen zu lernen, und rebete ihn, als er zufällig mit ihm in einem Gasthause zusammentraf, sogleich an. Die Bekanntschaft, welche auf diese Weise vermittelt wurde, gedieh bald zu einem warmen Verhältniße. Bei der so langwierigen und schmerzhaften Kur leistete Göthe dem Frgunde oft Gesellschaft, zuweilen verweilte er ganze Tage bei ihm, und die Standhaftigkeit, mit welcher Herder die langen Schmerzen der Kur ausbielt, und die männliche Entschlossenheit und Geistesruhe, mit der er sich schließlich in den unglücklichen Ausgang der vergeblichen Operazion zu finden wußte, trugen nicht wenig dazu bei, Göthe's Bewunderung und Achtung zu vermehren, und ihn immer stärker anzuziehen.

Ungetheilt war freilich Göthe's Zuneigung nicht, denn Herder's feuriger und zum Spott so leicht bereiter Sinn erfuhr eine harte Prüfung in den Leiden der Kur, welche er besonders aus dem Grunde unternommen hatte, um später, von einem körperlichen Mangel befreit, vor seine Braut, Karoline Flachsland in Darmstadt, hintreten zu können. Je unsicherer nun der glückliche Ausgang des Unternehmens wurde, desto mehr stammte Herder's verbissener Ingrimm auf, und seine Umgebung erfuhr oft ein Zeugniß dessen, was in seinem Herzen tobte. In solchen Augenblicken warf die ganze Gewalt des Spottes, in dem die Brust sich Luft machte, sich auf Gegenstände, die groß und bedeutsam schienen und im Grunde doch nichtige Spielerei waren. Denn Herder war in seinem ganzen Leben ein ingrimmiger Feind aller gespreizten Heuchelei. Göthe verwannte manche schöne Stunde auf eine Siegelsammlung, die er schon in Frankfurt angelegt hatte; sie war künstlich nach dem Staatskalender geordnet, und umfaßte die Potenten und alle Sorten des Adels bis zu sieben Kronspitzen herab. Göthe sprach mit behaglicher Gemuthung von dieser werthvollen Sammlung, Herder aber war anderer Meinung, er machte dem Freunde das Interesse an diesen kindischen Dingen lächerlich und wußte es ihm zu verleiden.

Im längern Verkehr brachte Göthe nach und nach dasjenige zur Sprache, was ihn besonders angezogen hatte, und vorzugsweise bewegte sich die Unterhaltung auf literarischem Felde. Sein Liebling war, wie wir erzählten, schon seit seiner Knabenzeit Dvid gewesen, an dessen Metamorphosen er besondere Freude hatte. Herder bekämpfte diese Neigung mit scharfen Waffen; sein junger Fremad schwärmte so gern mit Dvidischen Göttern und Halbgöttern in heiteren und herrlichen Gegenden zerflossener Träume umher, Herder aber that ihm die Augen auf und zeigte ihm die Unwahrheit und Unbestimmtheit der Dvidischen Gestalten,

so wie das Gezierte der Darstellung und das Ueberreizte der Tendenz. Vor Herder's Kritik sanken die falschen Götzenbilder, welche in Göthe's Seele spukten, vor ihr zerriss auch der Vorhang, der dem Jünglinge die Armuth der damaligen deutschen Literatur verhüllte; nur wenige bedeutende Sterne ließ Herder am Himmel der Kunst und der Kritik stehen. Aber Göthe hatte zu seinen Mustern mehrfach Männer ausersehen, welche Herder nicht gelten lassen wollte, und auf diese Weise wurde auch das Vertrauen tief erschüttert, welches Göthe in seine eigenen Kräfte gesetzt hatte, so daß er fast an seinen Fähigkeiten zu verzweifeln begann.

Doch dieselbe Hand, die ihn so tief niederbeugte, riß ihn noch kräftiger wieder empor und wies ihn auf die sonnenhelle Bahn, die keine Schranken, keine Dunkelheit und keine Erschöpfung kennt: auf die Bahn der Natur. Von Herder wurde Göthe belehrt, daß die Poesie nicht ein überliefertes Sondergut weniger Männer, die sich gebildet nennen, sei, sondern ein unveräußerliches Erbtheil der ganzen Menschheit; daß die Kunst nicht Menschenerfindung, sondern große herrliche Gottesgabe sei. Durch Herder lernte Göthe die hohe Poesie der Bibel erkennen, an welcher der arme Schulmeistersohn seine verlangende und in der Wüste seiner Jugend verschmachtende Seele erquicht und zum heißen Ringen gekräftigt hatte. Wer sich einen Begriff von der Art, wie Herder die Bibel las, machen will, der muß die Älteste Urkunde ansehen, in welcher Herder den ganzen Wust von bestaubten Spinnweben hinwegsetzt, mit dem man uns die hohe Poesie dieses ehrwürdigen Buches zu überdecken pflegt, und die Edelsteine in ihrem eigenen Glanze, die Blumen uns in ihrem ursprünglichen Schmelze zeigt.

Vom Studium der Bibel führte er ihn zu dem Vater der Poesie, aus dessen Gesang uns das Rauschen der ewigen Thalatta, das Tosen des Kampfes, das milde Liebeswort aus Menschenmunde in gleicher Wahrheit und gleicher Schönheit entgegen tönt: zu Homer. In den kritischen Wäldern hatte Herder nachdrücklich auf Homer hingewiesen und seinem Volke das Verständniß seiner Werke zu eröffnen gesucht, jetzt suchte er das Herz seines jungen Freundes für die Poesie des griechischen Volksepos zu gewinnen. Göthe fing an, mit Herder zusammen den Homer in der Ursprache zu lesen; leider blieb Göthe nur nicht lange bei dieser Beschäftigung, da seine Kenntniß des Griechischen nicht ausreichend war, ihm den Genuß der homerischen Werke unentkummert zu gewähren. Das wahre Verständniß Homer's ging für Göthe erst später auf, als er längere Zeit in Italien zu leben das Glück hatte.

Von der lebensfrischen Poesie Homer's war das Volkslied nicht weit entfernt. Herder pflegte diese sinnige, duftende Blüthe echter Poesie mit großer Sorgsamkeit, und regte alle seine Bekannte an, Volkslieder zu sammeln. Göthe suchte manches schöne Lied auf seinen Streifereien im Elsaß zu erhaschen, noch nach Bückeburg sandte er an Herder zwölf derselben; wahrscheinlich rühren mehrere Stücke in den Stimmen der Völker in Liedern von Göthe her, und daß die Innigkeit und die herzbewegende Kraft dieser Art der Poesie für seine eigenen Dichtungen nicht verloren war, das beweisen die lieblichen Lieder, welche Göthe während seines Aufenthaltes im Elsaß sang, und die man ohne Besinnen

den echten Volksliedern zuzählen würde, wenn etwa der Name des Verfassers unbekannt wäre.

Auch neuere Bücher brachte Herder mit; durch ihn lernte Göthe den Ossian kennen, der ihn so sehr fesselte, daß er einen ansehnlichen Theil desselben übersetzte. Wenn in den Gefängen Ossian's auch ein übertriebenes Pathos herrscht, so haben sie doch das Verdienst, in Deutschland wesentlich zur Befreiung von der steifen, geisttödtenden Manier der Franzosen beigetragen zu haben, und daß einige Stellen Ossian's voll echter, großartiger Poesie und voll hinreißender Gewalt der Gefühle sind, läßt sich durch nichts hinwegläugnen. Dem Ossian blieb Göthe länger treu als dem Homer.

Ein anderes, damals neues Werk der englischen Literatur, welches ebenfalls in der Zeit, wo es erschien, nicht ohne Verdienst war, lernte Göthe in dem Landprediger von Wakefield kennen. Herder las ihm die deutsche Uebersetzung dieses Buches vor, und begleitete seinen Vortrag mit eingehenden kritischen Erörterungen. Fern von aller gezierten Manier trug Herder das Werkchen in schlichtem Tone, doch mit tiefer Empfindung vor; Göthe erzählte, daß diese Art des Vortrags einen unendlichen Reiz für ihn gehabt, und das ganze Werk einen großen Eindruck bei ihm hinterlassen habe.

Alles große und wahre Leben in den genannten Werken schien jedoch gesammelt in den Dichtungen jenes großen Mannes, vor dem selbst die Prose eines Sophokles verbleicht, in den Dramen Shakspeare's. In Leipzig hatte Göthe wenig mehr als den Namen dieses Dichters kennen gelernt, Herder eröffnete ihm sein Verständniß und führte ihn auf den Weg, in dessen Verfolg Göthe später die berühmte Erklärung des Hamlet geben konnte. Wenn der Kreis der Jünglinge in Straßburg sich auch vielfach an Außerlichkeiten, an den Narrenwizen und den Wortspielen hielt, welche in Shakspeare's Jugendstücken, wie etwa in „Der Liebe Nähe ist verloren“ sich so häufig finden, so blieb Göthe wenigstens nicht auf der Oberfläche stehen; seine Begeisterung für Shakspeare entsprang aus dem Gefühle, daß ihm hier die Werke eines hohen, verwandten Geistes, eines unübertrefflichen Lehrers vor Augen traten. In jene Zeit scheint die Abfassung einer kleinen Rede über Shakspeare zu fallen, deren Inhalt mehr als unklare Schwärmerei ist. Einige Sätze derselben mögen hier Platz finden. Es heißt darin: „Noch zur Zeit habe ich wenig über Shakspeare gedacht; gehört, empfunden, wenn's hoch kam, ist das höchste, wohin ich es habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte auf's lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen, und Dank sei meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Ortes so terkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unserer Einbildungskraft, ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzt, da ich sehe, wieviel

Unrecht mir die Herren der Regel in ihrem Loth angethan haben, wieviel freie Seelen noch drinnen sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte, ihre Thürme zusammenzuschlagen. Das griechische Theater, das die Franzosen zum Muster nahmen, war nach innerer und äußerer Beschaffenheit so, daß eher ein Marquis den Alziabades nachahmen könnte, als es Korneille dem Sophokles zu folgen möglich wäre. Französöchen, was willst du mit der griechischen Rüstung, sie ist dir zu groß und zu schwer! Drum sind auch alle französischen Trauerspiele Parodien von sich selbst; wie das so regelmäßig zugeht und daß sie einander ähnlich sind wie Schuhe und auch langweilig mitunter, besonders im vierten Akt, das weiß man leider aus Erfahrung und ich sage nichts davon. Shakespeare's Theater ist ein schöner Karititätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorüberwallt. Seine Pläne sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Pläne, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt, den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat, in dem das Eigenthümliche unseres Ich's, die präntendirte Freiheit unseres Willens mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbener Geschmack aber umnebelt dergestalt unsere Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nöthig hätten, uns aus dieser Finsterniß zu entwickeln. Alle Franzosen und angestechte Deutsche, selbst Wieland, haben sich bei dieser Gelegenheit wenig Ehre gemacht. Voltaire, der von jeher Profession machte, alle Majestät zu lästern, hat sich auch hier als ein echter Therfit bewiesen. Wäre ich Ulysses, er sollte seinen Rücken unter meinem Szepter verzerren! Die meisten von diesen Herren stoßen sich besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe: Natur, Natur! nichts so Natur, als Shakespeare's Menschen!

„Da hab' ich sie alle über'm Hals! Laßt mir Luft, daß ich reden kann! Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug für Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe. Darin liegt es, daß wir unsere Brüder verkennen; und dann belebte er sie mit dem Hauche seines Geistes, er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschaft. Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen, von Natur zu urtheilen? Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen? Ich schäme mich oft vor Shakespeare, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: das hätt' ich anders gemacht, hinterdrein erkenne ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt, und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romangrillen aufgetrieben.

„Und nun zum Schluß, ob ich gleich noch nicht angefangen habe. Das, was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare: das, was wir böß nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als die heiße Zone brennen und Pappland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte, unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen! — Auf, meine Herren, trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des

sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben, und weil sie nicht müde genug sind zu ruhen, und doch zu faul sind, um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrthen- und Lorbeergebüsch verschlendern und vergähnen.“

Manches in diesen Auslassungen gehört selbst noch zu den vermoderten Ansichten, die bekämpft werden sollen, aber es geht doch auch ein kühner, großer, bahnbrechender Zug hindurch. Und diese neuen Gedanken sind nicht zufällig, sie sind nicht angeeignet, sondern sie quellen aus der Tiefe einer belebten Dichterbrust hervor, sie sind bereits Früchte dessen, was der junge Geist in sich aufnahm, der Geist, der sich eben anschickte, die großen Bilder zu gestalten und zu formen, welche er einst der Welt schenken wollte. Nichts geringeres als Götz von Berlichingen und Faust war es, was bereits in Göthe's Dichterbrust wogte und nach einer Form rang, und außer diesen beiden beschäftigte ihn noch eine dritte ebenso großartige Tragödie, welche Bruchstück geblieben ist: Julius Jäsa. Welche andern Stoffe waren das, als am Ende der Leipziger Zeit die beiden kleinen Stückchen! Und wem dankte Göthe diesen gewaltigen Umschwung mehr als Herder! In diesen Umgebungen und Einwirkungen, in diesen Tagen kam Göthe's Jugendkraft und sein Jugendmuth ihm selbst erst recht zum Bewußtsein, aus den rostigen Ketten einer Welt, die zur Hälfte schon im Grabe lag, riß er sich hinauf in den Sonnenschein der Freiheit und des Lebens, des Muthes und der Schöpfungslust.

In jedem dichterischen Geiste steigt die schöne Flamme leuchtend empor, wenn der belebende Hauch der Jugend, der Freude, des verwandten Genies sie ansacht, aber sie schlägt in unermeßlicher Kraft zum Himmel hinauf, wenn sie getragen wird von der begeistertsten Zustimmung, von der jauchzenden Liebe eines Kreises von Freunden. In Strassburg, wo das Geschick seine reichsten Gaben mit immervoller Hand über Göthe ausschüttete, ward ihm auch die Lust des geselligen Lebens in vollem Maße zu Theil, er konnte sein Herz an der Liebewärmen, die ihm von so vielen Seiten entgegenkam.

Zu denen, welche ihm in Strassburg nahe standen, gehörte Weyland, ein stiller fleißiger Student, aus dem Elsaß gebürtig; durch ihn, der in der Umgegend manchen Bekannten und Verwandten hatte, wurde Göthe zu größeren und kleineren Ausflügen veranlaßt, die ihn meist zu einem Orte führten, an welchem ihm Weyland persönlich oder durch Empfehlung eine gute Aufnahme bereitete. In der Stadt übernahm dasselbe Amt der überall wohl empfangene Salzmann. Bei seiner freien Stellung als Junggefell, seinen reichlichen Mitteln und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit hatte er in vielen Familien Zutritt, von welchen empfangen zu werden auch dem jungen Studenten sehr wünschenswerth war. Die Strassburger lebten so viel als möglich in der freien Natur, häufige Spaziergänge und ein öfterer Aufenthalt in den schönen Gärten in der Umgebung der Stadt beförderten die Geselligkeit und verliehen ihr ein heitres Ansehen. In Salzmann's Gesellschaft wurde Göthe mit verschiedenen Familien bekannt, von welchen er in der Folge mehr als eine Einladung zu diesem oder jenem frohen Tage erhielt, und in solchen Gesellschaften war er gewöhnlich eben

so gern empfangen, als er sie besuchte. Aus diesen frühlichen Tagen werden die reizenden Lieder stammen, von denen wir mehrere in Göthe's Gedichten finden, wie jenes schöne „Stirbt der Fuchs so gilt der Balg.“ Unter schattigen Linden sitzt das junge Volk, und so wie überall, wo Jugendlust und Schönheit vereint sind, die Liebe sich bald einstellt, so kommt auch zu dieser Gesellschaft Amor, und er will mit seinen Getreuen jenes bekannte Spiel unternehmen, bei welchem ein brennendes Spähndchen oder ein glimmendes Kerzchen umherwandert; in weissen Hand dasselbe verlöscht, der gibt ein Pfand. Amor bläst seine Fadel aus und läßt sie wandern, sie läuft durch die Reihe, und dem Dichter reicht sie die geliebte Dorilis. Doch als sein Finger sie berührt, da flammt sie, statt zu verlöschen, hell auf, und vergebens sucht der Dichter Amor's Gluth, die ihm über dem Haupte zusammenschlägt, zu dämpfen, es brennt immer fort. — Nur sehr wenige poetische Gedanken unserer ganzen Literatur werden an Schönheit dem Thema dieses Liedchens gleichkommen.

Zu den muntern Gesellen, welche an diesen Gesellschaften gewiß theilnahmen, gehörte auch Lersé, einer jener männlichen, durch und durch ehrenwerthen Charaktere, deren man auf jeder Universität stets einige findet. Seine Lebensweise überstieg nie die Schranken seiner geringen Mittel, und doch wußte er die höchste Sauberkeit in seiner einfachen Garderobe stets zu wahren. Es stimmte sehr wohl zu seinem festen, trenherzigen Wesen, daß er ein Meister in der Fechtkunst war, und um jede Tugend echter Ritterlichkeit zu vereinigen, war er stets bereit, den Frieden unter seinen Genossen aufrecht zu halten, und, wenn einmal ein Ehrenhandel ausgefochten werden mußte, als Sekundant die Genugthuung in's Anschäßliche zu leiten. Göthe hatte Fechtstunden bei ihm, und in dankbarer Erinnerung setzte er dem wadern, ehrenfesten Genossen in dem Franz Lersé des Hög von Verlichingen ein Denkmal, welches ihm die Unsterblichkeit sichert.

In vielen Stücken das Gegentheil, in der ehrenhaften Gesinnung aber dem Lersé gleich war Jung, genannt Stilling. Aus einer höchst kümmerlichen Jugend hatte er sich vom Kohlenbrenner zum Schneider und zuletzt zum Hauslehrer aufgeschwungen, und studirte nun in Strassburg, ohne Sorgen und mit großem Fleiß, obwohl er oft nicht wußte, woher er Brod für den nächsten Tag nehmen sollte; ein unerschütterlicher Glaube an Gottes treue Vaterforgen, der des Kindes nicht vergessen wird, wenn auch die Mutter sein vergäße, ließ diesen vielgeprüften Mann nicht zu Schanden werden. Göthe erwieß sich vielfach freundlich gegen ihn, und Stilling blickte mit hoher Bewunderung zu dem Jüngling auf, dessen rothe Zukunft er schon damals ahnte. In seiner „Wanderschaft“ erzählt er selbst von seinem ersten Zusammentreffen mit Göthe in sehr bezeichnender Weise. Seine Worte lauten daselbst: „Es speisten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tische, und man sah einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs muthig in's Zimmer. Dieser zog Herrn Troost's und Stilling's Augen auf sich; ersterer sagte gegen letztern: Das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte es, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem frechen Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie

wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Göthe nannte. Herr Troost sagte leise zu Stilling: Hier ist's am besten, daß man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahrheit; sie schwiegen also, und es lehrete sich auch niemand sonderlich an sie, außer daß Göthe zuweilen seine Augen herüberwälzte; er saß gegen Stilling über und hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte. Herr Troost war nett und nach der Mode gekleidet, Stilling auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit manchesternen Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Perrücke übrig, die er zwischen seinen Beutelperrücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einstmalen aufgesetzt und kam damit an den Tisch. Niemand störte sich daran, als nur ein Herr aus Wien. Dieser sah ihn an, und da er schon vernommen hatte, daß Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn: Ob wohl Adam im Paradies eine runde Perrücke mochte getragen haben? Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Göthe und Troost, diese lachten nicht. Stilling fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: Schämen sie sich dieses Spottes. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht werth, daß er belacht werde! — Göthe aber fiel ein und versetzte: Probir' erst einen Menschen, ob er des Spottes werth sei! Es ist teuflmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der niemand beleidigt hat, zum Besten haben! — Von dieser Zeit an nahm sich Herr Göthe Stilling's an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Bruderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten Stilling Liebe zu erzeugen.“ — Göthe selber erzählt, daß ihn zu diesem Studiengenossen vorzüglich der Enthusiasmus desselben für das Gute und Wahre und seine freudige, vertrauensvolle Thätigkeit, die von einem gefunden Menschenverstande geleitet wurde, hingezogen habe. Die schwärmerische Richtung und den Wunderglauben Stilling's duldete Göthe mit Nachsicht, wie auch Salzmann; ihnen beiden konnte diese Seite Stilling's nicht mehr gefährlich werden.

Einer aus der Tischgesellschaft fand wenig Beifall bei den meisten Genossen. es war ein pensionirter Ludwigsritter, der mit seinem Leben unzufrieden war und mancherlei Grillen zu fangen viel Geschick besaß. Die andern wichen ihm aus, Göthe gefellte sich auf seinen Spaziergängen zu ihm, hörte ihn seine alten Geschichten von bedeutenden, meist unglücklichen Personen erzählen, und suchte auch in dieser seltsamen Persönlichkeit eine neue Seite der menschlichen Natur zu ergründen. Schließlich nöthigte ihn freilich die Maßlosigkeit des ehemaligen Soldaten, seine Gesellschaft zu meiden.

In einem so bunten Verkehr sammelte der jugendliche Dichter eine Fülle von Menschenkenntniß ein, und bildete sich selber, seine Gesinnung und sein Erscheinen, immer fester aus. Auf alles, was er an sich bemerkte und wo ihm von außen entgegenkam, war er aufmerksam, und wo er einen Mangel an sich entdeckte, da war er eifrig bemüht, ihm abzuhelfen. Von der Zeit seiner Krankheit her war ihm noch eine gewisse Reizbarkeit geblieben, die ihm oft lästig wurde. Ein starker Schall war ihm zuwider; um ihm Trost zu bieten, ging er Abends beim Zapfenstreich neben der Menge Trommeln her, deren gewaltiger Lärm ihm anfangs die Brust zu zersprengen drohte, bis er ihn schließlich gleich-

äftig ließ. Um sich gegen den Schwindel, der ihn leicht befiel, zu stählen, er-
 tieg er ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterturmes und saß in dem
 halbe unter der Krone wohl eine Viertelstunde lang, bis er es wagte, hinaus
 uf die kleine Platte zu treten, wo er auf einem Plage von kaum vier Quadrat-
 aß ohne besonders festen Anhalt in der freien Luft hoch über dem Münster,
 ber der Stadt zu schweben schien. Zuerst war die Angst und die Qual groß,
 ber schließlich siegte die männliche Festigkeit und Beharrlichkeit so vollständig
 über das krankhafte Gefühl, daß Göthe in seinem spätern Leben auch nicht auf
 en schroffsten Bergabhängen und auf einzelnen Balken hoch oben auf einem
 Gebäude eine Spur von Schwindel empfand. Aus seiner Jugendzeit wissen
 wir, mit welchem Abscheu der Knabe die Bänke und Buden der Fleischer ver-
 ied, und dieser Ekel hatte sich noch immer mehr gesteigert. Der Jüngling
 wollte ihn unterdrücken, er besuchte die Anatomie fleißig, und selbst die wider-
 oärtigsten Dinge konnten ihn zuletzt nicht mehr außer Fassung setzen. Auch
 gegen die schauervollen Eindrücke der Finsterniß, der Kirchhöfe, einsamer Dörfer,
 ächtlicher Kirchen bewährte sich der standhaft wiederholte Besuch als vortreff-
 iches Abhärtungsmittel. Bei diesen Bemühungen, sich von dem Orange und
 Drude des Allzumächtigen zu befreien, wie Göthe es nennt, werden wir lebhaft
 in die gleiche Abneigung der Frau Rath erinnert.

Doch nicht alle Beschäftigungen waren so ernst und quälerisch, und das
 Leben lächelte dem Dichter auch von seiner schönen Seite. In den Gesell-
 schaften, welche Göthe besuchte, sprach man mit besondrer Lust von den glän-
 enden Bällen, die im kommenden Winter stattfinden würden, und alle flotten
 Länger bereiteten sich im Stillen bereits vor, jenes Examen vor schönen Augen
 zu bestehen, dessen günstiger Erfolg so oft schon über das Schicksal zweier Herzen
 entschieden hat. Göthe wollte nicht als ein unnützer Gast in den Kreisen er-
 scheinen, in welchen man ihn voraussichtlich zum Tanzen einladen würde, und
 da er weder in Leipzig noch in Frankfurt sich im Tanzen geübt hatte — in
 seiner Kindheit hatte sein ernsther Vater ihn in dieser flüchtigen Kunst unter-
 wiesen — so beschloß er, wieder Unterricht zu nehmen. Der französische Tanz-
 meister, welcher ihm empfohlen wurde, lehrte seinen Schülern das Tanzen mit
 Hilfe seiner beiden Töchter Luzinde und Emilie. Da die Zeit des Vaters nicht
 sehr befest war, so fand sich nach dem Unterrichte immer noch ein Stündchen,
 welches die lebhaftesten Französinnen mit dem Studenten verplauderten; sie waren
 beide jung und hübsch, und der Eindruck, den der in seiner ganzen Erscheinung so
 fesselnde Jüngling auf sie machte, war ein tiefer, beide Schwestern wurden von
 Liebe zu ihm ergriffen, die bei der ältern in glühende Leidenschaft überging. Doch
 wußte sie, daß sie den nie ihr eigen würde nennen können, den sie so heiß liebte,
 und der, wie sie fühlte, ihrer Schwester mehr zugethan war als ihr; sie glaubte
 in eifersüchtiger Gluth, daß Emilie das Herz des Geliebten hinterlistig von ihr
 ab und zu sich gezogen hätte, und in einem Augenblicke der Erregung umschlang
 sie seinen Hals und küßte ihn wiederholt voller Leidenschaft, und dabei rief sie
 einen Fluch über diejenige aus, welche zum erstenmale nach ihr diese Lippen
 wieder küssen würde.

Göthe betrat nach diesem Auftritte das Haus der Schwestern nicht wieder. Die Verwünschung der leidenschaftlichen Luzinde aber sollte in einer tragischen Weise in Erfüllung gehen.

Göthe's Tischgenosse Weyland hatte seinem Freunde schon öfter von der liebenswürdigen Gastlichkeit einer Predigerfamilie erzählt, welche in der Nähe von Drusenheim, sechs Stunden von Straßburg, in dem Dorfe Sesenheim lebte. Der Pfarrer, Johann Jakob Brion, und seine Gattin Maria Magdalena hatten vier Töchter und einen Sohn. Die zweite Tochter hieß Maria Salome, die dritte war Friederike, gewöhnlich Kielchen genannt, die vierte trug den Namen Sofie. Die Einkünfte der Pfarrstelle waren reichlich, der Pfarrer Brion sah gern Besuch bei sich; in seiner Gemeinde war er sehr beliebt, sein Andenken hat sich in jener Gegend noch bis heute erhalten.

Im Oktober des Jahres 1770 ritt Göthe mit seinem Freunde Weyland dem gastlichen Pfarrhause zu. Der junge Dichter hatte in muthwilliger Laune seine schöne Gestalt durch geborgte, enge und ärmliche Kleider entstellt, Weyland stellte ihn als einen armen Theologen vor, und der Prediger, den sie allein zu Hause trafen, nahm sie freundlich auf. Göthe spielte seine geistliche Rolle mit Geschick und Behagen, und es wurde ihm nicht schwer, sie zu behaupten, als nach und nach die Mutter und dann die älteste Tochter — Göthe nennt sie Olivia — hereintraten. Der scharfe Blick der kundigen Mutter witterte unter dem armen Theologen bald genug eine andere Persönlichkeit heraus, Göthe aber fing an sich zu schämen, daß er auch nur scherzweise eine so liebenswürdige Familie habe täuschen können, und sein eigener Zustand wurde ihm selber unbehaglich, als Friederike, nachdem sie einige Zeit erwartet worden, in's Zimmer trat. Das sechzehnjährige Mädchen war mit aller Anmuth der jugendfrischen Schönheit, mit allen Reizen der herzzgewinnenden Unschuld geschmückt; in ihrer einfach ländlichen Kleidung, von reichen blonden Locken umwallt, den Hut am Arm, schlank und leicht wie eine Blume des Feldes stand sie vor dem Fremden, dem mit ihrer Erscheinung ein Stern aufging, dessen milde Strahlen noch im Alter sein Herz erhellen sollten. Jungen Herzen, die sich finden, bietet sich bald genug ein Anknüpfungspunkt; hier wurde es die Musik, Friederike sang dem Fremden ihre Liedchen zum Klavier, wie sie nachher jene Lieder sang, die des Dichters Hand als einen unverwelflichen Kranz um das Haupt der Geliebten wand.

Der Abend war nahe, man setzte sich zum Essen nieder, und es hätte dei Weines nicht bedurft, um das Dichterherz von Laune und Lust überschwellen zu machen; aus dem Munde des Jünglings strömte die lebhafteste Rede in solcher Fülle, daß Freund Weyland besorgt wurde, er möge sich ganz vergeffen und gar zu schnell verrathen, wie wenig an dem armen Theologen Wahres sei. Es schlug er denn einen Spaziergang in dem schönen Mondschein vor. Weyland ging an Olivia's Seite, Göthe neben der lieblichen Friederike; man wanderte durch die weiten Fluren, und das Gespräch stockte nicht.

In jeder Einsamkeit verrathen die leichteren Empfindungen, und nur das bleibt, was aus der Tiefe des Herzens emporsteigt. So wird auch die Liebe in der Brust niemals lebendiger, als wenn nichts Fremdes mehr sich zwischen die

liebenden drängt, wenn die Einsamkeit ihre Herzen nähert und zugleich mit eifer Hand aufschließt. In solchen Stunden wogen die Gefühle ungehindert auf und ab, unschuldige Herzen offenbaren sich selber unbewußt ihre Geheimnisse, denn jedes Wort, das gesprochen wird, ist eine Perle aus dem Kranze, der sich so reich und so glänzend um das Haupt der schönsten Hoffnung windet. Seliger aber ist nichts, als wenn die keimende Liebe sich schüchtern verräth, indem sie dem Andern ihre Freuden schildert und ihn zur Theilnahme daran herbeiziehen will. Friederike erzählte heiter und lebhaft von den Bekannten, die ihr wohlgefielen und von den Orten, an denen sie gern verweilte; sie machte den Freund in ihrer Seite bekannt mit denjenigen, die ihm lieb werden würden, denn, setzte sie in rührender Einfalt hinzu, sie hoffe, daß der Gast sie wieder besuchen werde, wie jeder Fremde gern gethan, der einmal bei ihnen eingelehrt sei.

Der Jüngling hörte schweigend dem Fluß der lieblichen Rede zu; er beleidete in seinen Gedanken alle diejenigen, welche das Glück hatten, mit Friederike zu leben und zu verkehren, es war ihm leid, sie nicht früher gekannt zu haben, und bei jedem Verwandten oder Bekannten, den sie ihm schilderte, horchte er auf, ob es nicht vielleicht ein Liebhaber sein könne, denn keine Liebe ist eifriger, als die beginnende, die junge, die sich in ihrem Besitze noch nicht sicher weiß.

Als Göthe mit seinem Freunde auf das gemeinsam für sie bereitete Gastzimmer kam, mußte Weyland ihm alles mittheilen, was er von Friederike Näheres wußte, und es war eine große Beruhigung für Göthe zu erfahren, daß sie nicht geliebt habe, nicht liebe und auch nicht versprochen sei. Bis tief in die Nacht wurde geschwätzt, und schon am frühen Morgen weckte den Dichter das Verlangen, die Geliebte wiederzusehen. Aber nun wurde seine eigene Schelmerlei ihm zum bittersten Verdruß, denn als er sich anzog, erschral er über die ver wünschte Garderobe, die er sich mit so vielem Vorbedacht ausgesucht. Je weiter er kam, seine Kleidungsstücke anzulegen, desto schimpflicher erschien er sich selbst, und als er sich zuletzt in den engen abgetragenen Rock zwängte und im Spiegel betrachtete, wie hübsch die kurzen Ärmel sich ausnahmen, da gerieth er in eine gelinde Verzweiflung, welche nicht gemildert wurde, als Freund Weyland aufwachte und aus seiner seidenen Decke mit Behagen auf seine schönen Kleider blickte, wie sie über den Stuhl hingen. Als der Freund, der arme Theologe, nun fertig vor ihm stand, brach er in lautes Lachen aus und rief: „Es ist wahr, du siehst ganz verwünscht aus!“ — Das brachte den Unmuth des unfreiwillig entstellten zum vollen Ausbruch. „Lebe wohl und entschuldige mich!“ rief er dem Freunde zu, eilte die Treppe hinunter, aus Haus und Hof, nach der Schenke; im Nu war das Pferd gesattelt, im raschen Galopp war Drusenheim erreicht. Nun war er in Sicherheit, nun konnte das Roß langsamer gehen.

Doch kein Gefühl ist so übermächtig, als die junge Liebe, und wo sich die Hoffnung zu ihr gefellt, wo sie die Erfüllung ihrer liebsten Wünsche nicht versagt sieht, da muß jeder Widerstand ihr weichen, und kein Bollwerk ist stark genug, sie aufzuhalten. Göthe verfolgte seinen Weg, der ihn von der Geliebten entfernte, immer weniger rasch, und immer lebhafter sann er darauf, wie er wohl wieder zurückkehren könne, ohne die Rolle des armen Theologen wieder

aufnehmen zu müssen. Schon wollte er seinem Pferde die Sporen geben, nach Strassburg eilen, sich umkleiden, und auf einem guten frischen Pferde dem geliebten Seseheim wieder zusprennen, als ein anderer Gedanke ihm noch glücklicher schien. Im Gasthose zu Drusenheim hatte er einen sehr sauber gekleideten Wirthssohn bemerkt, der in der Gestalt ihm sehr ähnlich war; rasch wandte er sein Pferd, und in Drusenheim machte er dem Burschen den Vorschlag, er solle ihm seine Kleider borgen, da er in Seseheim etwas Lustiges vorhabe. Der Bursch war gern bereit, den Scherz zu unterstützen, der ihm selbst gefiel, er gab seinen Sonntagsstaat, und schlug seinem Ebenbilde vor, zur Vervollkommnung des Spases einen Kindtaustuchen zur Pfarre zu tragen. Mit der zusammengebundenen Serviette in der Hand machte der Dichter sich auf den Weg, und der Zufall wollte, daß Freund Weyland und die Schwestern unterwegs ihm begegneten. Es glückte ihm, unerkannt vorüberzuschlüpfen und den Pfarrhof zu erreichen, wo nun eine Reihe der lustigsten Verwechslungen nach einander vielen Spasß gewährten. Die Pfarrerin ergöhte sich an der Verkleidung und da sie eben so wenig wie ihr Gatte einem unschuldigen Scherze gram war, forderte sie den verkappten Gast auf, durch den Garten auf die Wiese zu gehen und dort zu verweilen, bis zum Mittagstisch die ganze übrige Familie überrascht werden könne.

In der Nähe der Wiese zeigte sich ein Wäldchen auf einem Hügel, dahin lenkte der Jüngling seine Schritte. Er fand eine Bank und eine anziehende Aussicht, er setzte sich und hing seinen Gedanken nach, die alsbald zu der Geliebten eilten. Nur kurze Zeit konnte er seinen süßen Träumereien nachhängen, als er jemand kommen hörte. Doch wie dem Herzog Heinrich die Boten, die seine Vögel verscheuchten, eine Königskrone brachten, so war diejenige, welche jetzt die Gedanken des Dichters von ihrem schönen Wege verscheuchte, die Geliebte, die Ersehnte selbst. Er eilte ihr entgegen, mit freudigem Erschrecken erkannte sie ihn, dann setzte sie sich mit ihm auf die Bank; die Verzeihung, um die er bat, ward gern gewährt, und in anmüthiger Neugier wünschte sie nun zu wissen, wie er in diese neue Verkleidung gekommen, denn alles übrige hatte Weyland ihnen schon erzählt. Nun beschrieb der Dichter ihr seinen Abscher vor der gestrigen Figur und sein Fortstürmen aus dem Hause so komisch, daß Friederike herzlich lachen mußte, und als nun das übrige folgte, als sie hörte, wie das Verlangen den Jüngling in die neue Verkleidung und wieder zurück nach Seseheim getrieben, und als der entzündete Dichter zuletzt in der Freude sie wieder zu sehen, ihre Hand küßte, da wurde die Schöne still und nachdenkend und doch ließ sie ihre Hand in der seinen und hörte seiner fröhlichen Reden gern zu.

In dieser Stellung wurden die Liebenden von Weyland und Olivia überrascht, welche die Schwester zu suchen gekommen waren. Olivia in ihrer erregten Sinnesweise blieb wie versteinert, als sie ihre Schwester mit dem Wirthssohn Hand in Hand sitzen sah; sie gab ihrer großen Verwunderung sogleich lebhaften Ausdruck, und als der vermeinte Wirthssohn nun plötzlich als der Pseudo-Theologe vor sie trat, lachte sie überlaut, warf sich in's Gras und wollte sich

gar nicht zufrieden geben, Weyland aber schüttelte dem Freunde treuherzig die Hand und mit erfreutem Nücheln sagte er: Du bist ein excellenter Junge!

Man ging zum Pfarrhause zurück, Olivia freute sich beobachten zu können, wie die übrigen nun auch angeführt werden würden, und in der That spielten noch mehrere der heitersten Auftritte; von allen wurde der Scherz als das, was er war, aufgenommen, und als nach Tisch der wahre Wirthssohn eintrat, wurde die Verwirrung und der Spaß noch lebhafter.

Nach Tisch, als der Papa sein Mittagsschläfchen hielt und die Hausfrau an der Haushaltung beschäftigt war, begab sich das junge Volk in eine geräumige Laube, wo der Dichter ein Märchen erzählte, welches er später unter dem Titel „Die neue Melusine“ aufschrieb und den Wanderjahren einverleibte.

Mittlerweile war der Abend herangekommen, und Weyland, als fleißiger und gewissenhafter Student, bat nun um die Erlaubniß, sogleich Abschied nehmen zu dürfen.

Der Rückgang wurde schweigend zurückgelegt, und in Straßburg konnte Göthe sich gar nicht recht in seine gewohnten Beschäftigungen finden. Ein ständiger Briefwechsel mit Friederike mußte an die Stelle der Freuden treten, die er in ihrer Gegenwart genossen. Es ist von diesen zahlreichen Briefen leider nur ein einziger, der erste, erhalten; wir geben ihn hier wieder. Er ist vom 5. Oktober 1770.

„Liebe neue Freundin!

Ich zweifle nicht, Sie so zu nennen, denn wenn ich mich anders nur ein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Auge im ersten Blicke die Hoffnung zu dieser neuen Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollt' ich schwören; Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so liebe, nicht wieder ein bißchen günstig sein?

Liebe, liebe Freundin!

Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage, ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzt schreiben will, und was ich schreiben möchte, das ist nun anderes. So viel merkt' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gern bei Ihnen sein möchte, und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umstände unserer Rückreise können Sie sich ungefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid es mir that, und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter andern Umständen bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist es natürlich, daß der Diskurs weder weitläufig, noch interessant werden konnte.

Zu Ende der Wangenau machten wir Spekulation den Weg abzukürzen, und verirrtten uns glücklich zwischen den Moränen. Die Nacht brach herein, und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit ziemlich freigebig ergossen, sich um etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben, in der Liebe und Treue unserer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein.

Unterdessen war mir die Rolle*), die ich aus Furcht sie zu verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? — O ich mag's nicht sagen, entweder Sie können's rathen, oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Wege unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie bald wieder zu sehen.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wieder zu sehen. Und wir andern mit den verwöhnten Herzen, wenn uns ein bißchen was leid thut, gleich sind wir mit der Arznei da und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig, du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von den Leuten, die du liebst; sei ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süße Landfreuden missfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen, als jetzt. Zwar hoffe ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren theuren Eltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wieder gäbe.“ —

Was Göthe in Dichtung und Wahrheit von Sesenheim und seiner Liebe zu Friederike erzählt, läßt sich in keine strenge Zeitfolge bringen. Ein ewiger Frühling begleitet alle Tage, die er in dem lieblichen Dörfchen zubringt, und Friederike erscheint stets auf einem Hintergrunde von grünenden Wiesen, schattigen Bäumen und blumigen Auen. Gleichwohl steht es durch mehrere Zeugnisse fest, daß Göthe's Verkehr mit Friederike vom Herbst des Jahres 1770 bis zum August des Jahres 1771 dauerte, also auch einen Winter mit einschloß. Einige verdienstvolle Kenner haben versucht, diese Widersprüche auszugleichen; wir wollen nicht darüber richten, ob es ihnen damit geglückt ist, unzweifelhaft sind ihre Angaben nicht. Unseres Erachtens ist wenig mit solcher Arbeit gewonnen, denn die Hauptsache steht ja durch Göthe's eigene Erzählung fest; im Verfolg unsere Darstellung werden wir daher von jedem Versuch, Data festzustellen, abstecken und mit Benutzung der Briefe an Salzmann den Angaben in Dichtung und Wahrheit folgen.

Der Verkehr mit Sesenheim war für Göthe um so erfreulicher, da sein Beginn, wie am Anfange des ersten Buches von Dichtung und Wahrheit erzählt

*) Es läßt sich nicht angeben, was diese Rolle enthält; es scheint mir unwahrscheinlich, daß der Riß darin war, von dem wir später reden werden.

wird, gerade in die Zeit fiel, wo Herder's Lehren dem jungen Dichter seine bisher verehrten Ideale zerflüßt und ihm nur gezeigt hatten, was er einst erreichen müsse, wenn er ein echter Jünger der Kunst heißen wolle. In Straßburg fühlte sein Geist sich gedrückt, körperliche Unbehaglichkeit kam hinzu, und es hätte kaum einer besondern Veranlassung bedurft, den Jüngling wieder auf den Weg nach Sesenheim zu weisen, doch auch diese fand sich. Göthe besuchte das Klinikum, in welchem der Professor Ehrmann seine Zuhörer an den Krankenbetten umherführte und sie auf die Erscheinungen, die zu beobachten waren, aufmerksam machte. Als nun Ferien bevorstanden, forderte er seine Zuhörer auf, in dieser Zeit auch dem Körper Bewegung zu geben, und zu Fuß oder zu Pferde das schöne Land zu durchwandern, in dem der Einheimische wie der Fremde gleichen Genuß finden würde.

Diese Stimme schien dem jungen Dichter vom Himmel zu kommen; er eilte sein Pferd zu bestellen, und sich diesmal so sauber wie möglich herauszuputzen. Weyland war nicht gleich zu finden, aber das war kein Grund, der den Ausflug hätte verzögern können, das Roß wurde bestiegen, und auf den Flügeln der Liebe und Sehnsucht eilte der Jüngling dem Orte zu, wohin ihn sein ganzes Herz so mächtig zog. Doch so stark er auch ritt, es überfiel ihn die Nacht, die der Mond genug erhellte, um den Weg nicht zu verfehlen. Es war schon spät, als er in Sesenheim sein Pferd einstellte. Als er zum Pfarrhause kam, fand er die beiden Schwestern vor der Thür sitzend, Friederike empfing ihn mit Lächeln; seiner Liebe bewußt, hatte sie ihn erwartet.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Schon früh wurde der Gast von Friederike zu einem Spaziergange gerufen. Man erwartete noch mehr Besuch, und Friederike sprach den Wunsch aus, Göthe möge bei der Anordnung und Leitung der gefelligen Zerstreungen hülfreiche Hand leisten. Nun entwarfen beide gemeinschaftlich einen Plan, und freuten sich des Wiedersehens und der Hoffnung auf ein längeres Beisammensein, bis die Glocken sie zur Kirche riefen.

Als Göthe an heiliger Stätte neben der Geliebten saß, traten alle ihre Vorzüge lebhaft und in ein volles Bild zusammengefaßt vor sein Auge und zogen ihn immer unwiderstehlicher zu sich hin. Doch auf dieser Schwelle zu dem Tempel seines Glückes befahl ihm ein leiser Schauer, ob nach der süßen Rosenzeit nicht vielleicht gerade für diese Liebe Tage der Trauer kommen würden und kommen müßten, an welchen er alle Blumen welk und alle grünen Blätter dürr sehen würde, wo die Freuden der Liebe sich in Thränen des Schmerzes und der Reue verwandeln müßten; denn daß diese Liebe keine Dauer fürs Leben haben könne, darüber war der Jüngling schon damals mit sich nicht im Zweifel. Er habe, sagt er, sich vor der Vermählung gefürchtet, welche Lüzinde auf seine Lippen gelegt habe, und sei ängstlich darauf bedacht gewesen, kein Mädchen zu küssen. Doch wenn diese abergläubische Furcht auch wirklich in seinem Herzen gespukt hätte, der Fluch der Tanzmeisterstochter hätte einer unverbrüchlichen Treue gegenüber machtlos zusammensinken müssen, und die Wellkommenheit in Göthe's Herzen war in der That nicht die Furcht vor jener possenhaften Vermählung, sondern die Sorge vor dem Ausgange des Verhältnisses, welches jetzt mit den lieblichsten Banden geknüpft wurde.

Doch die Liebe ist eine erobernde Macht, die auf ihrem kühnen Siegeszuge keinen Stillstand kennt; was ihr ein Hinderniß sein soll, das verhärtet ihre Gewalt und ihre Gluth, und selbst viele Ströme, wie das alte schöne Liebeslied sagt, vermögen ihre Flamme nicht zu verlöschen. So ging auch hier der Lauf der Dinge; eine kurze Zeit hielt Göthe sich noch zurück, aber allmählig umstrickte der holde Traum alle seine Gedanken mit so dichten Fesseln, daß er nicht wieder zu sich selbst zu finden vermochte.

Die Gäste erschienen und wurden mit verschiedenen Spielen und Genüssen lebhaft unterhalten. Schon ahnte die Gesellschaft ein näheres Verhältniß zwischen Göthe und Friederike, doch ihren scherzenden Neckereien wußte Göthe leicht auszuweichen, indem er sich dem guten Papa anschloß, dessen Gesellschaft nicht gerade von vielen gesucht wurde. Er hatte ein Lieblingssthema, welches dem, der es öfter behandelt sehen mußte, allerdings unbequem werden konnte. Der Pfarrer wünschte nämlich ein neues Haus zu haben, obwohl sein altes Haus noch so fest war, daß es erst siebzig Jahre nachher erneuert zu werden brauchte; deshalb theilte auch weder die Gemeine noch des Predigers eigene Familie diesen Wunsch, und man wußte den Vater dadurch hinzuhalten, daß man ihm stets sagte, man könne noch nicht über einen Riß einig werden. Nun klagte der Prediger gar zu gern einem jeden sein Leid, daß ein passender Riß nicht zu beschaffen sei, sonst würde das neue Haus längst fertig dastehen. Göthe wurde nun nicht ungeduldig, den Bau genau mit dem Pfarrer zu besprechen, und erbot sich auch zur Anfertigung eines Grundrisses, worüber der Vater denn sehr erfreut war; für den folgenden Morgen wurde die Vermessung des Hauses verabredet und auch wirklich ausgeführt, und Göthe nahm den Entwurf zu dem Riße mit nach Straßburg, um dort eine genaue und saubere Zeichnung anzufertigen.

Als man von einander Abschied nahm, lag nun in dem Lebenswohl nichts Bitteres mehr, denn das baldige Wiedersehen wurde stillschweigend vorausgesetzt, und die Entfernung war keine Trennung mehr; ein lebhafter brieflicher Verkehr durch ordentliche und außerordentliche Boten fand zu allen Zeiten statt. Göthe sandte an Friederike auch Bücher zur Unterhaltung.

Bald darauf lud sie ihn zu einem Feste, wozu zahlreiche Gäste erwartet wurden; sie bat ihn, sich für längere Zeit einzurichten, und kam damit seinen Wünschen entgegen. In wenigen Stunden befand er sich in ihrer Nähe, und erfreute den Vater ganz besonders durch den sauber aufgerissenen Plan zu dem neuen Hause. In dem behaglichen Gefühle, nun, wie er meinte, seinem ersehnten Ziele ein gutes Stück näher gekommen zu sein, legte er die Blätter den Gästen zur Ansicht vor. Aber diese waren nicht einerlei Meinung mit ihm, und einer von ihnen war sogar rücksichtslos genug, mit harten Bleistiftstrichen seine Verbesserungslinien dergestalt über das seine Papier zu ziehen, daß an eine Herstellung der Zeichnung gar nicht zu denken war. Dem guten Pfarrer war sein Vergnügen schmählich vereitelt, und selbst das Versprechen Göthe's, ihm einen neuen Plan zeichnen zu wollen, vermochte ihn nicht zu beruhigen.

Der Jüngling aber kannte keinen Schmerz noch Verdruß. Die Nähe der Geliebten hatte in seiner Brust eine neue Welt aufblühen lassen, in welche die kleinliche Alltagswelt nicht hineinreichte. Die fröhliche Laune der großen Gesell-

chaft, welche durch den Wein noch gesteigert wurde, trieb zu den übermüthigsten und ausgelassensten Spielen, an denen Göthe mit Lebhaftigkeit theilnahm, ohne edoch sich bis zu den Wunderlichkeiten einiger Gäste zu versteigen, denn in einem Herzen wurzelte als Anker ein Gefühl, dem selbst die brausende Jugendlust sich willig unterthan zeigte. In welchem reinen Herzen, in dem die Liebe ihren Thron aufgeschlagen, wäre auch noch Raum für etwas anderes, als nur allein für das Edle, das Hohe, das Schöne, das Gute!

Dem Gefühle des vollsten und süßesten Glückes in der Brust des Dichters begegneten nun keine Schranken und keine Fesseln mehr; er gab sich ganz, und fühlte, daß auch ihm das Herz der Geliebten ungetheilt gehöre; aller Aberglaube, alle Furcht vor der Zukunft schwand vor dem belebenden Strahle der Sonne, welche die Gegenwart so hell überstrahlte, und als im Pfänderspiel sich die Gegenwart bot, die so zärtlich Geliebte recht herzlich zu küssen, da war jedes Bedenken verschwunden, und der Dichter empfing von den Lippen der Geliebten, was ein Herz schon längst sehnlich begehrt hatte.

Bei einem so schönen Feste hätte etwas gefehlt, wenn nicht auch für Musik und Tanz gesorgt wäre; aus dem gastlichen Pfarrhause war jenes anmuthige Spiel der muntern Jugend nicht verbannt, dem selbst Luther das Wort geredet hat. Nicht vergeblich hatte Göthe den Tanzunterricht besucht, er konnte jetzt als der geübteste Tänzer an Friederikens Seite dahinfliegen und die Geliebte durch eine Gewandtheit erfreuen. Friederikens Gesundheit erlaubte nicht, den Tanz ange fortzusetzen, für dieses unterbrochene Vergnügen aber entschädigten sich die Liebenden durch einen einsamen Spaziergang nach jenem schönen Plage, an welchem Friederike den verkleideten Theologen bei dem ersten Besuche fand, und in dem Schatten der Buchen sanken die Liebenden einander in die Arme und von ihren Lippen floß das süßeste Bekenntniß, welches ein Menschenmund aussprechen, und eines Menschen Ohr vernehmen kann.

In diesen Tagen hat Göthe nicht daran gedacht, mit Friederikens Liebe ein leichtes Spiel zu treiben; sowie sie sich als seine Verlobte betrachtete, so war auch er entschlossen, ihr seine Treue zu halten, und den Weg durchs Leben an ihrer Hand zu gehen. Die tiefe Innigkeit seiner Gedichte aus dieser Zeit spricht diesen Gedanken unverhohlen und mit großer, freudiger Bestimmtheit aus, und ein Dichter, der als Mensch so rein und groß wie Göthe dasteht, kann in so heiligen Augenblicken nicht lügen. Einige dieser poetischen Zeugnisse werden hier nicht unnütz einen geringen Raum ausfüllen.

Mit einem gemalten Band.

Kleine Blumen, keine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tänzelnd auf ein lustig Band.

Bestir, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
 Selbst wie eine Rose jung.
 Einen Blick, geliebtes Leben!
 Und ich bin belohnt genug.

Fühle, was dies Herz empfindet,
 Reiche frei mir deine Hand,
 Und das Band, das uns verbindet,
 Sei kein schwaches Rosenband!

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
 Mir die Natur!
 Wie glänzt die Sonne!
 Wie lacht die Faur!

Es dringen Blüthen
 Aus jedem Zweig
 Und tausend Stimmen
 Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Wonne
 Aus jeder Brust.
 O Erd', o Sonne!
 O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
 So golden schön,
 Wie Morgenwolken
 Auf jenen Höhen!

Du segnest herrlich
 Das frische Feld,
 Im Blüthen dampfe
 Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
 Wie lieb' ich dich!
 Wie blüht dein Auge!
 Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
 Gesang und Lust,
 Und Morgenblumen
 Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
 Mit warmem Blut,
 Die du mir Jugend
 Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
 Und Längen giebst.

Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe tren!
Lebe wohl! und manche Klippe
Führt dein Liebster noch vorbei.
Aber wenn er einst den Hasen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Frisch gewagt ist schon gewonnen,
Halb ist schon mein Werk vollbracht;
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen ist es Nacht.
Wär ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieser Weite
Wir! ich rasch und nur für dich.

Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammen gehn
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinuntergleiten sehn.
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen sein.

Das letzte Gedicht wird in Straßburg niedergeschrieben sein, wo die nahe Aussicht, seine Studien zu vollenden, den Dichter wohl zu dem Ausspruche, halb sei schon sein Werk vollbracht, berechtigte *). In der Familie und im Kreise der Verwandten galten Göthe und Friederike als Verlobte, und als der Freund Abschied nahm, gab die Geliebte auch ihm öffentlich einen Kuß.

Der Verkehr mit Sesenheim war nun ein sehr reger; es scheint, als habe Göthe in den letzten Monaten mehr Zeit in dem Wohnorte der Geliebten als in Straßburg zugebracht. Freund Weyland war immer noch Göthe's Begleiter, und in Sesenheim gab es mannigfachen Zeitvertreib. Der Pfarrer hatte eine Kutsche, welche Göthe bemalte; von dem „lahmen Filipp“ lernte der Dichter Körbe flechten. Einmal beging Weyland die Schalkheit, zum Vorlesen den Landprediger von Wakefield mitzubringen, und der Vergleich, der nun unausbleiblich war, belustigte sehr. In größerer und kleinerer Gesellschaft wurden Lustfahrten diesseit und jenseit des Rheines, nach Hagenau, Fort Louis, Philipps-

*) Ueber die Zeitbestimmung dieses Liebes vergleiche man die treffende Anmerkung bei Viehoff a. a. D. I., 282.

burg, der Ortenau gemacht, auch die Rheininseln wurden besucht; ebenso wenig fehlten in dem Kreise der Unterhaltungen Hochzeiten und Kindtaufen, Richtung eines Gebäudes, Erbschaft, und was dergleichen mehr ist. „Wir trugen alle Freude, wie ein Gemeingut, zusammen, und wußten sie durch Geist und Liebe zu steigern,“ erzählte Göthe.

Doch schon war diese Zeit des vollen Liebesglüdes nicht ohne das Bewußtsein mehr, sie könne nicht lange mehr währen. In der Brust des Dichters stand von Jugend auf der Gedanke an seinen eigentlichen Beruf fest, und ihm, der in seinen Auslassungen über Shakespeare ein so begeisterter Verehrer der dichterischen Freiheit war, konnte es nicht mehr unbewußt sein, daß auch im Leben der Dichter mehr Freiheit für sich in Anspruch nehmen müsse, als jeder andere, dessen Dasein in den bestimmten Schranken eines Berufes oder Standes beschlossen liegt. Denn die Anforderungen eines Berufes sind festgestellt, und sie sind für jeden dieselben, der Dichter aber kann nur dann sich entwickeln und alle seine Kräfte zur Geltung und zur vollkommenen Entfaltung bringen, wenn er seine Ausbildung da suchen kann, wohin seine Anlage ihn weist. Bei einer so ungewöhnlichen Stellung zum Leben kann dasjenige, was bei jedem andern ein Fehler wäre, bei dem Dichter auch wohl, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, eine Handlung der Nothwehr sein, indem das Bestreben, gewissermaßen der kategorische Imperativ seiner Künstlernatur ihn zwingt, an irgend einer Stelle die Schranken des Herkömmlichen zu überschreiten.

Genau in diesem Falle war Göthe. Die Liebe zu Friederike war ein unendlich liebliches Idyll, aber sie war auch nichts mehr als das, und so edel und rein und gut Friederike auch erscheint, so war sie doch nicht die Persönlichkeit, welche einen so gewaltigen Dichtergeist für immer hätte fesseln, ihm immer neu und anregend hätte sein können. „Wo man nicht unbedingt lieben kann, da ist es mit der Liebe überhaupt schon ein mißlich Ding,“ sagt Göthe selbst, und es ist sehr bedeutungsvoll, wenn er davon erzählt, daß die Familie Brion bei einem Besuche bei Verwandten in Straßburg ihm so ganz anders erschienen sei, als in der ländlichen Umgebung, und daß ihm ein Stein von Herzen gefallen sei, als er sie habe abfahren sehen, besonders da sie selber, vor allen Olivia, sich höchst unbehaglich gefühlt hätten. Göthe hat das Verhältniß zu Friederike Brion nicht aus Leichtsinne angeknüpft, und er hat es nicht aus Leichtsinne gelöst: so wie des Dichters Lieb, dem Quell gleich, aus verborgenen Tiefen steigt, je lassen auch die Bewegungen seines künstlerischen Geistes sich oft nur nach ihren äußern Erscheinungen, nicht aber nach ihren geheimsten Beweggründen erkennen. Mit tiefem Seelenschmerz hat Göthe das Verhältniß zu Friederike gelöst, und er hat diesen Schmerz jahrelang mit sich getragen; er mußte es lösen, das war eine Forderung der höheren Natur, vermöge welcher er weiter als in der Grenzen seines Lebens und seiner Zeit zu wirken bestimmt war.

Aus dem Sommer 1771 sind einige Briefe erhalten, die Göthe von Sessenheim aus an Salzmann schrieb. Sie sind redende Zeugnisse der heftigen Bewegungen in der Seele des jungen Dichters, in welcher die Liebe einen heißen, doch hoffnungslosen Kampf gegen die Gewalt der Künstlernatur kämpfte. In einem derselben heißt es: „Es regnet draußen und drinnen, und die garstigen

Winde von Abend rascheln in den Nebenblättern vor dem Fenster, und meine unruhige Seele ist wie das Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchturme; dreh dich! dreh dich! das geht den ganzen Tag, obschon das blid' dich! streck dich! eine Zeit her aus der Mode gekommen ist. Punktum. Meines Wissens ist das das erste auf dieser Seite. Es ist schwer, gute Perioden, und Punkte zu seiner Zeit zu machen; die Mädchen machen weder Komma noch Punktum, und es ist kein Wunder, wenn ich Mädchennatur annehme. Doch lern' ich schön Griechisch, denn, daß Sie's wissen, ich habe in der Zeit daß ich hier bin meine griechische Weisheit so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Uebersetzung lese. Und dann bin ich vier Wochen älter; Sie wissen, daß das viel bei mir gesagt ist.“ An einer andern Stelle sagt Göthe: „Nun wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme, ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum! Der Zustand meines Herzens ist sonderbar, und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist, als ich sie lange nicht gesehen habe. Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Birtel von Freuden! Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Auge in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehnest? — Sie sind's, sie sind's. Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden.“

Noch mehrere Briefe zeigen diesen Ton, und es dauerte noch Tagelang, ehe Göthe sich losreißen konnte. Endlich kehrte er nach Straßburg zurück. Um sich aus den heftigen Gemüthsbewegungen der letzten Wochen herauszureißen, vielleicht auch auf Salzmann's Betrieb, unternahm er gegen Ende des Juni 1771 mit zwei Tischgenossen, Weyland und Engelbach, eine Reise nach Saarbrück. Die Freunde waren zu Pferde, und hatten in der schönen Gegend reichen Genuß. In Zabern bewunderten sie die herrliche Lage und Einrichtung des Bischofs-sitzes am Fuße des Wasgenwaldes, den die Kunst noch um so vieles verschönert hatte. Ueber die Zaberner Steige, eine in den Felsen gehauene Heerstraße, gelangten sie nach Pfalzburg, jener kleinen Festung, welche in dem letzten Kriege gegen die Franzosen öfter genannt wurde*). Darauf besuchten die Reisenden das Städtchen Buchweiler, Weyland's Geburtsort, das damals einem deutschen Fürsten unter französischer Oberhoheit gehörte. Sie genossen von dem nahe gelegenen Waschberg eine jener unendlich schönen, fast an den Süden erinnernden Aussichten, an denen das Elsaß, diese Perle des deutschen Reiches, immer wieder neu ist. Ueber Lüzelsstein und Saargemünd gelangten die Wanderer nach dem Ziele ihrer Reise, nach Saarbrück**), wo der Präsident von Gündersode ihnen durch seine liebenswürdige Gastfreihait drei angenehme Tage bereitete.

*) Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870 und 1871 von Ferdinand Sonnenburg. Berlin, 1871. S. 58.

**) Saarbrück oder Saargburg liegt an der Eisenbahn von Straßburg nach Lüneville, in der Nähe des Rhein-Rosellkanals, also westlich von Straßburg.

Vom nächsten Tage nach der Ankunft in Saarbrück hat sich ein Briefentwurf Göthe's erhalten, der auf das Esenheimer Verhältniß ein helles Licht wirft. Der Entwurf ist „Saarbrück, am 27. Juni“ datirt und „an Ransell F.“ gerichtet; wer die Adressatin war, läßt sich nicht sagen. In diesem Briefe heißt es: „Wenn das alles aufgeschrieben wäre, liebe Freundin, was ich an Sie gedacht, da' ich diesen schönen Weg hierher machte, und alle herrlichen Abwechslungen eines herrlichen Sommertages in der süßesten Ruhe genoß, Sie würden mancherlei zu lesen haben und manchmal empfinden, und oft lachen. Heute regnet's, und in meiner Einsamkeit finde ich nichts Reizenders, als an Sie zu denken, an Sie, das heißt zugleich an alle die Sie lieben, die mich lieben, und auch sogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß sie gegen meine Briefe sein wird, was sie gegen mich war, und daß sie — Genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehen hat, der kennt sie. — Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei, und wir kamen eben aufs Lothringische Gebirg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbeischießt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinausjah, und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß, und linker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunkeln Felsen durch Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnißvoll zogen, da wurde es in meinem Herzen so still wie in der Gegend, und die ganze Beschwerlichkeit des Tages war vergessen, wie ein Traum, man braucht Anstrengung, um ihn im Gedächtnisse aufzusuchen. Welch Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an zu Beschwerlichkeit, zu Gefahren, aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen: o da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen. Muthig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kommt, sein Mädchen zu verlieren; aber das ist nicht mehr Liebe, das ist Neid. Wenn ich Liebe sage, so verstehe ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Fleder sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Glückseligkeit gerückt hat. Wir sind wie Kinder auf dem Schaufelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fled. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt ist; und doch können Verliebte nicht leben, ohne sich zu geniren.“

In diesen Worten sehen wir eine Leidenschaft zittern, welche ihren Höhepunkt bereits überschritten hat und schon wieder so sehr gemäßiget ist, daß der Liebhaber seine Empfindungen vom historischen Standpunkte aus betrachten kann. Interessant ist dieses unentschlossene, zärtliche Spiel, dieses Zurückstoßen und Wiederanziehen der Leidenschaft als unverkennbarer Hinweis auf die Werthepoche, welche schon nicht mehr in allzu weiter Ferne lag.

Von Saarbrück aus unternahm Göthe Ausflüge in die Umgegend, wo Kohlengruben, Eisenwerke und Alaunsiedereien ihm viel Genuß in der Anschauung gewährten und zuerst in ihm die Lust zu technischen und ökonomischen Betrachtungen erregten, die ihn in einer späteren Zeit seines Lebens so vielfach beschäftigten. Auch die Schmelzhütten bei Neukirch wurden besucht und bei tiefer Nacht betrachtet. In Neukirch lehrte Göthe mit seinem Freunde ein; der letztere überließ sich sogleich dem Schläfe, der Dichter aber konnte noch keine Ruhe finden, er stieg zu dem höher gelegenen unbewohnten Jagdschloß hinauf und setzte sich auf die Stufen, die zu den Thüren hinaufführten. „Hier, mitten im Gebirg,“ erzählt er, „über einer waldbewachsenen, finstern Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finsterner erschien, das brennende Sternengewölbe über mir, saß ich an der verlassenem Stätte lange mit mir selbst, und glaubte niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war; es entfüllte sich immer mehr und mehr, und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem Frühesten abzureisen.“

Der Rückweg wurde mit größerer Eile als der Hinweg vollbracht; über Bitsch und Reichshofen ritt Göthe nach Hagenau, und von da auf Richtwegen nach dem geliebten Seseenheim.

Es stand nun auch die Zeit nahe bevor, in welcher Göthe durch die Doktorpromotion seine akademischen Studien beendigen sollte. Schon bei Zeiten hatte er für seine Dissertation Vorstudien gemacht, und auch die Ausarbeitung derselben begonnen. Doch fühlte er bald, daß er die juristischen Studien nicht mit dem nöthigen Fleiße betrieben habe, um eine solche Arbeit rühmlich vollenden zu können. Seine Freunde, denen er seine Verlegenheit mittheilte, ratheten ihm, über Thesen zu disputiren, statt über einen Traktat, da das in Straßburg sehr gewöhnlich sei. Aber Göthe's Vater war damit nicht zufrieden, er wollte durchaus eine Abhandlung haben. So bequeme Göthe sich denn zur Ausarbeitung eines allgemeinen Satzes: „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich lossagen dürften.“ Dieses wunderliche Thema wurde lateinisch bearbeitet, einem geübten Lateiner zur Durchsicht vorgelegt und dann der Fakultät eingereicht. Da aber der Dekan erklärte, die Arbeit nicht annehmen zu können, so wählte man doch mit Bewilligung des Dekans den Ausweg, über Thesen zu disputiren. Dieselben wurden ausgewählt und gedruckt, und am 6. August 1771 ging die Disputazion lustig und leichtfertig vorüber. Perse war Respondent und trieb den Dichter sehr in die Enge. Ein erkömmlicher guter Schmaus beschloß die Feierlichkeit. Göthe erlangte nur den Grad eines Lizenziaten; es scheint indeß, als sei ihm das Doktordiplom später ausgefertigt worden, da Göthe von der Straßburger Zeit an bis zu seinem Eintritte in Weimarische Dienste stets, auch von seinen Eltern, Doktor genannt wurde.

Die Zeit des Abschieds war nun vor der Thür. In den letzten Tagen drängte sich vieles noch zusammen, was besorgt und was abgethan werden mußte. Auch von Seseheim mußte Abschied genommen werden. „Es waren peinliche Tage,“ erzählt Göthe, „deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe.“ Göthe verließ Straßburg gegen Ende des August, um zu seiner Vaterstadt zurückzukehren. Wir wollen, ehe wir ihn begleiten, noch einige Worte über Friederikens spätere Schicksale sagen.

Als Göthe Abschied nahm, war Friederike nicht der Meinung, daß es ein Lebenswohl auf immer sein sollte. Erst ein Brief Göthe's von Frankfurt aus klärte sie über alles auf; sie antwortete würdig und in gefasstem Tone; „ihre Antwort,“ erzählt Göthe, „zerriß mir das Herz, ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit ihn zu ersetzen, ja nur zu lindern.“ So gefaßt Friederike äußerlich erschien, so bitter nagte die Trennung an ihrem Herzen. Der übergroße Schmerz warf sie aufs Krankenbett, von dem sie nur kaum genas. Einen Groll hat sie nie auf Göthe's Andenken geworfen, ihr Herz war zu groß und zu edel dazu, auch wußte sie die Gründe zu erkennen und zu erwägen, denen Göthe folgen mußte. Und wenn er selber auch nicht ihr eigen geworden war, so dankte sie ihm doch die Erinnerung an die schönste Zeit ihres Lebens. Auch die Erinnerung an eine glückliche Zeit ist ein Gut, wenngleich unsere Hoffnungen nicht erfüllt werden. Vergangene Stunden und entschwendene Gefühle leben wieder auf, mit lebendigem Klange tönen Worte uns wieder ins Herz, die uns einst selig machten, und ihre Kraft verliert sich nicht und erschöpft sich nicht, in jedem Augenblicke können wir die lieben Bilder zurückrufen und uns an ihrem Scheine erquicken. Doch nur eine uneigennütige Liebe gewährt diese ungetrübtte Erinnerung, und es kann kein schönerer Beweis für Friederikens Seelenreinheit sein, als diese neidlose, immer noch liebevolle Erinnerung an den Geliebten ihrer Jugend.

Acht Jahre später besuchte Göthe sie noch einmal. Ueber diesen Besuch erzählt er selbst: „Ich ritt nach Seseheim und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente, und mehr als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe. Ich mußte sie in einem Augenblicke verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise drüber weg mir zu sagen, was ihr vor einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebste, mit so w. herzlichster Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mir i ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußte ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond. Ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezengte, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hätte; der Barbier mußte auch kommen: ich fand alte Lieder, die ich gestiftet, eine Kutsche, die ich gemalt hatte; wir

erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Ecken der Welt hindenken, und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann.“

Friederike erzählte ihm auch von jenem unglücklichen Manne, dessen Name mit ihrem Namen seitdem in Berührung geblieben ist, von Lenz *). Als Göthe in Straßburg studirte, gehörte Lenz, ein geborener Riesländer, zu der Tischgesellschaft unter Salzmann's Voratz; mit Göthe verkehrte er eine Zeitlang ziemlich häufig, Lenz war Hofmeister eines Herrn von Kleist. Mit diesem zog er, nach Göthe's Abreise, im Sommer 1772 nach dem Fort Louis, einer kleinen Festung auf einer Insel im Rheine. Da Sessenheim nahe war, so machte Lenz die Bekanntschaft der gastlichen Predigerfamilie leicht. Zu Friederike faßte er eine glühende Leidenschaft, die nach ihrem eigenen Zeugnisse **) nicht erwidert wurde. Lenz aber wurde von seiner Leidenschaft so niedergedrückt, daß sein Geist sich immer mehr verdüsterte; nach einem mehrfachen ziellosen Umherschweifen in Landau, Straßburg, Weimar kam er gegen Ende des Jahres 1777 wieder nach dem Elsaß. Im tiefen Winter, in Schnee und Wind irrte er durch den Wasgenwald und kam im Januar 1778 in seinem Neußern aufs höchste vernachlässigt nach Waldbach im Steinhale, wo der Pfarrer Oberlin ihn mit aufopfernder Liebe körperlich und geistig pflegte, doch ohne Erfolg. Lenz sprang Nachts in den Brunnen, stürzte sich aus dem Fenster, suchte ein Kind, welches Friederike hieß und gestorben war, in Sack und Asche aufzuwecken, und was dergleichen Ausbrüche des Wahnsinns mehr waren; zu wiederholten Malen machte er Versuche zum Selbstmord. Von Waldbach kam er nach Emmendingen zu Göthe's Schwager Schloffer. Lenz wurde von seinem Bruder zuletzt nach der Heimath geholt; er starb 1792 in Moskau, wo er von Almosen gelebt hatte.

Die schönen Talente, welche Lenz aufzuweisen hatte, gingen im Wahnsinn unter; seine dramatischen und lyrischen Arbeiten der früheren Jahre sind nicht ohne Werth, doch erscheinen auch in ihnen schon unheimliche Zeichen. Gegen Göthe hatte der Unglückliche einen heftigen Reid gefaßt, der ihn zu manchem trieb, was nicht zu entschuldigen ist.

Friederike Brion lebte bis zu dem Tode ihrer Eltern in Sessenheim. Eine Abbildung ihres elterlichen Hauses, welches jetzt nicht mehr steht, findet sich in dem erwähnten Schriftchen von A. Stöber. Nach dem Tode ihrer Eltern verließ Friederike ihre Heimath und lebte in Versailles und Paris bei einer Verwandten, die an den Gesandtschaftssekretär Rosenstiel verheirathet war; in den Kreisen der höheren Gesellschaft sah man sie gern. Als Robespierre's Blutherrschaft begann, begab sie sich zu ihrem Schwager, Pfarrer Marx in Dieß-

*) In dem Büchlein „Der Dichter Lenz und Friederike von Sessenheim“ von A. Stöber, Basel 1842, finden sich ausführliche Nachrichten.

**) Bei Göthe in den biografischen Einzelheiten.

burg (Oberamts Offenburg), und begleitete ihn später, als er versetzt wurde, nach Weissenheim im Großherzogthum Baden. Ihre Schwester starb früh und hinterließ eine Tochter, deren Erziehung Friederike sich mit großer Hingebung annahm; sie erlebte es noch, daß ihr Pflegling sich verheirathete. Wohlthun war bis zu ihrem Ende ihre Lust, sie war allgemein geliebt und verehrt. Im November 1813 starb sie in Weissenheim; ihr Grab ist auf dem Kirchhofe daselbst neben dem Grabe ihrer Schwester, welches mit einem Denkmal bezeichnet ist.

Von Friederike sind in früheren Zeiten allerlei abenteuerliche Geschichten erzählt worden; sie sind sämmtlich falsch, zum Theil böswillig erfunden. Was wir von ihr sagten, beruht auf sichern Nachrichten*).

Kehren wir nun zum Leben Göthe's zurück.

Unter den verschiedenen Einflüssen, welche in so großartiger und so mannichfaltiger Weise während der Straßburger Zeit bildend auf Göthe einwirkten, fehlte dennoch Eins, das war eine feste, geregelte Thätigkeit, oder um mit Ram zu reden, Göthe lernte den Begriff der Pflicht nicht kennen, und mußte dadurch eine Kraft entbehren, welche ebensowohl in die Tiefe aller Dinge einzubringen, als auch durch die härtesten Schwierigkeiten hindurch zu vollendeter Höhe sich aufzuringen befähigt. Sein ganzes Leben war durch sein Gefühl geleitet worden; was ihm leicht zufiel, das gefiel ihm, der Fleiß war, wie er selbst sagt, nicht seine Sache; weil er vorzugsweise in einem Gefühlleben seine Existenz fand, deshalb überließ er sich ohne Sorge und ohne Schuld der Liebe zu Friederike, und deshalb wirkte auf seine Ueberzeugung Herder's Spott mehr, als Lessing's Anleitung. Diese einseitige Ausbildung des Gefühls auf Kosten des Charakters rief in Göthe's Werken auf der einen Seite die seelenvolle Innigkeit, auf der andern Seite das Schwanken in der Zeichnung hervor. Selbst Göthe's persönliche Ueberzeugung war diesem Schwanken in hohem Grade ausgesetzt. In Straßburg fesselte das herrliche Münster seine ganze Liebe; mit Begeisterung nannte er die gothische Baukunst die deutsche Kunst, und wollte neben ihr keine andere mehr gelten lassen; als er auf seiner Rückreise nach Frankfurt in Mannheim den Antikensaal und einige herrliche antike Kapitälern betrachtete, da fühlte er — so sagt er — daß sein Glaube an die nordische Baukunst nicht unerschütterlich sei. Von diesem Schwanken der Ansichten werden wir bald noch ein sehr auffallendes Beispiel kennen lernen.

Von Straßburg lehrte Göthe in ganz anderer Verfassung zu seinem Vaterhause zurück, als damals von Leipzig. Diesmal war er gesund an Körper und an Geist, und seinem Künstlerblick zeigten sich als Ziel helle Sterne und ein breiter, bestimmter Weg zu ihnen hinauf. Diese Sterne aber waren neue Sonnen, die nur wenigen Erleuchteten, nicht aber dem ganzen Volke, der ganzen Menschheit aufgegangen waren; doch die Morgenröthe ihrer Erscheinung zitterte bereits in ahnungsvollen Strahlen am Horizont, und vor ihnen begannen die Irlichter zu verblichen, die auf hohen Plätzen sich so lange mit Behaglichkeit breit gemacht hatten.

*) Schäfer, Göthe's Leben. Bremen 1838. I, 131 ff. Viehoff a. a. D. II, 352 ff. Stöber a. a. D. 6, Anmerkung.

Das neue, brausend hervorbrechende Leben hatte Göthe zuerst in Strassburg in sich gefühlt. Dem Orangetaumel der Jugend haftet, selbst wenn er auf das Edelste gerichtet ist, stets eine gewisse Ueberschwänglichkeit und eine mehr oder weniger schroffe Unduldsamkeit an; die strebende Unruhe gibt fieberhafte Erscheinungen. In solcher Verfassung kam Göthe in das einförmige, farblose, vielfach krankhafte Leben seiner Vaterstadt zurück, die ihm so wenig behagte, daß er sie in einem Briefe an Salzmann ein leidiges Loch nannte. Und ebenso wenig wie in seiner Vaterstadt, fühlte Göthe sich in seinem Vaterhause heimisch. Den Vater hatte die lange Abgeschlossenheit und der Umstand, daß er sich um niemand zu kümmern brauchte, in eine Schablone gepreßt, welche ihm nur gewisse Durchsichten frei ließ; alles übrige stand ihm feindselig gegenüber. Wenn die Mutter nicht so vortrefflich mit weiblicher Liebe und weiblicher Schlaueit zu vermitteln verstanden hätte, so hätte die Erzentrigität, von der Göthe spricht, sich wohl noch schärfer bemerkbar gemacht, als sie ohnehin hervortrat.

Im äußern Leben fügte der Sohn sich indeß in den Willen des Vaters, der ihn für die juristische Praxis bestimmte; am 31. August 1771 wurde Göthe in Frankfurt als Advokat vereidigt. Er begann auch dahin einschlagende Geschäfte, aber in der Weise, daß er sagen konnte, seine Praxis lasse sich in den Nebenstunden betreiben. Die Kunst war und blieb sein Hauptbestreben. Im Oktober veranstaltete er in seiner Vaterstadt eine Shakespearfeier, für Herder beschäftigte er sich mit Volksliedern und mit englischer Poesie, mit Uebersetzungen aus Ossian und aus den damals vielgenannten Reliques of ancient Poetry von Percy. Doch füllte diese Thätigkeit seinen Geist nicht zur Genüge aus, so daß er an Salzmann schreiben konnte: „Was ich mache, ist nichts! Desto schlimmer! Wie gewöhnlich mehr gedacht als gethan; deswegen wird auch nicht viel aus mir werden.“

Den Mangel einer stetigen Thätigkeit mußte ein lebhafter Umgang ersetzen. Horn, der alte anhängliche Kamerad von Leipzig' her, der in Frankfurt Gerichtsschreiber war, Riese, Aktuar des Rastnamtes, und zwei Brüder Schlosser, von denen der jüngere später Göthe's Schwager wurde, bildeten einen engeren Verkehr. Auch Fräulein von Klettenberg und die Stillen im Lande äußerten ihren Einfluß; im Winter des Jahres 1771 beschäftigte Göthe sich mit eingehendem Studium der fünf Bücher Moses, und versuchte sich auch am Neuen Testamente. Die Früchte dieser Arbeiten waren zwei kleine theologische Schriften: „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***“, und „Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen.“ Sie erschienen beide im Jahre 1773 ohne des Verfassers Namen. In der letztern der beiden Schriften glaubt Göthe die Entdeckung zu verkünden, daß es nicht die zehn Gebote waren, welche auf den beiden steinernen Tafeln des Moses standen, und daß die Sprache des Geistes am Pfingstfeste zu Jerusalem nicht wörtlich aufzufassen, sondern mehr als eine hohe Begeisterung anzusehen sei. Herder in seiner Schrift „Von der Gabe der Sprachen“ behandelt diesen Gegenstand ausführlich und in ähnlichem Sinne wie Göthe.

Die erste der genannten Schriften ist bedeutender; in ihr zeigt sich in ganz eigenthümlicher Weise, dem Verfasser selber augenscheinlich unbewußt, ein Auf-

und Abwogen von den engegezogenen Schranken der pietistischen Richtung zu den weltumspannenden Ansichten, wie Göthe sie den größten Theil seines Lebens hindurch hegte; es ist ein Kampf zwischen den Straßburger und den Frankfurter Einflüssen, doch neigt der Sieg sich auf die erstere Seite. Um diesen Wechsel der verschiedensten Anschauungen, die sich oft unmittelbar neben einander finden, klar zu machen, mögen einige Stellen aus dem Briefe des Pastors an seinen Amtsbruder hier stehen. Nach der Einleitung heißt es: „Ich muß Euch gestehen, daß die Lehre von der Verdammung der Heiden eine von denen ist, über die ich wie über glühendes Eisen eile. Ich bin alt geworden und habe die Wege des Herrn betrachtet, soviel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille darf; wenn Ihr eben so alt sein werdet als ich, sollt Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonymen sind; wenigstens wünsche ich's Euch.“ Wenige Zeilen später heißt es: „Also, lieber Bruder, danke ich Gott für nichts mehr, als die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf sterb' ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, die sich in das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. Und so lieb' ich Jesum Christum, und so glaub' ich an ihn, und danke Gott, daß ich an ihn glaube; denn wahrhaftig, es ist meine Schuld nicht, daß ich glaube.“ Noch einige andere Stellen, deren Färbung unverkennbar in die Augen fällt, lauten: „Wer der Liebe Gottes Grenzen bestimmen wollte, würde sich sehr verrechnen. Weiß ich, wie mancherlei seine Wege sind? So viel weiß ich, daß ich auf meinem Wege gewiß in den Himmel komme, und ich hoffe, daß er andern auch auf dem ihrigen hineinhelpen wird.“ — „Unsere Kirche behauptet, daß Glauben und nicht Werke selig machen, und Christus und seine Apostel lehren das ungefähr auch. Das zeugt nun von der großen Liebe Gottes, denn für die Erbsünde können wir nichts, und für die wirkliche auch nichts. Das ist so natürlich, als daß einer geht, der Füße hat, und darum verlangt Gott zur Seligkeit keine Thaten, keine Tugenden, sondern den einfältigsten Glauben, und durch den Glauben allein wird uns das Verdienst Christi mitgetheilt, so daß wir die Herrschaft der Sünde einigermaßen los werden hier im Leben, und nach unserm Tode, Gott weiß wie, auch das eingeborene Verderben im Grabe bleibt. — Wenn nun der Glaube das einzige ist, wodurch wir Christi Verdienst uns zueignen, so sagt mir, wie ist's denn mit den Kindern? Die sprechen ihr selig, nicht wahr? Warum denn? Weil sie nicht gesündigt haben! Das ist ein schöner Satz; man wird ja nicht verdammt, weil man sündigt. Und das eingeborene Verderben haben sie ja doch an sich, und werden also nicht aus Verdienst selig. Nun, so sagt mir die Art, wie die Serechtigkeiten der menschgewordenen Liebe sich den Kindern mittheilt. Seht, ich finde in den Beispielen einen Beweis, daß wir nicht wissen, was Gott thut, und daß wir nicht Ursache haben, an jemandes Seligkeit zu verzweifeln.“ — „Da Gott Mensch geworden ist, damit wir arme sinnliche Kreaturen ihn möchten fassen und begreifen können, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen. — Verflucht sei der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist! —“

In diesem wechselnden Sinne ist die ganze Schrift geschrieben, und bei so ungewissen Ansichten können wir uns nicht wundern, wenn wir sehen, daß Göthe in spätern Jahren dem Christenthum geradezu feindselig gegenüber stand. Pietistische Regungen waren für Göthe nie eine gesunde Nahrung; auch in der Zeit, wo er mit den Stillen im Lande äußerlich Hand in Hand ging, fühlte er sich unbefriedigt; an Salzmann schrieb er mitten aus diesen Beschäftigungen heraus: „Es ist traurig, an einem Orte zu sein, wo unsere ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß. Ich habe Sie nicht ersetzt, und ziehe mit mir selbst im Feld und auf dem Papier herum.“

So blieben denn doch immer die Gedanken, die von Herder und durch Herder in Anregung gebracht waren, auf dem ersten Platze stehen, und es fand sich auch bald genug ein reger, geistvoller Verkehr, in dem die Blüthen aus der Straßburger Zeit zu herrlichen Früchten gezeitigt wurden.

Durch die beiden Schloffer wurde Göthe nach Darmstadt geführt und dort mit Merck bekannt. Da dieser Mann auf Göthe's Leben einen sehr tiefgehenden Einfluß geübt hat, so ist es wohl angebracht, bei ihm ein wenig zu verweilen. Sein Leben und seine ausgewählten Werke mit seinem Bildniß (Oldenburg 1840) verdanken wir dem Fleiße Adolf Stahr's, der durch seine warme Theilnahme für diesen edlen und unglücklichen Mann sich selber ein schönes Denkmal gesetzt hat. Wir legen diese Ausgabe unsern Betrachtungen zu Grunde.

Johann Heinrich Merck wurde am 11. April 1741 in Darmstadt geboren; ein Vater, ein Apotheker, war zwölf Tage vorher gestorben. Außer Johann Heinrich hinterblieben noch neun Kinder; ein Oheim väterlicher Seite nahm sich ihrer Erziehung an. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt erwarb Johann Heinrich sich eine gründliche Schulbildung, und gehörte schon hier unter die Besten. Er studirte in Altorf und in Göttingen, und da die erforderlichen Mittel ihm ausreichend zu Gebote standen, so konnte er seinen Neigungen folgen, welche ihn zur englischen Literatur und zur Kunst und ihrer Ausübung hinführten. Von der Rohheit, welche ihm bei seinen Kommilitonen damals entgegenstieß, wurde er so widerwärtig berührt, daß ein bleibender Haß gegen das Studentenwesen ihn erfaßte. Nach Beendigung seiner Studien begleitete er einen jungen Adligen in die Schweiz. Am Ufer des Genfersee's, in Morges, lernte er die Tochter eines Justizbeamten kennen; sie hieß Franziska Charbonier. Merck vermählte sich mit ihr und begründete in Darmstadt seinen eigenen Herd. Im Jahre 1767 wurde er Sekretär bei der Geheimkanzlei, kurz nachher Kriegskassirer mit dem Titel eines Kriegsrathes. Da sein Amt weder seine Zeit noch seine Kraft völlig in Anspruch nahm, so setzte er seine wissenschaftlichen und künstlerischen Studien fort, und da seine Vermögensverhältnisse sehr günstig waren, so wurde sein Haus bald der Mittelpunkt eines geselligen Kreises geistreicher und gelehrter Männer, und auch Fremde von geistiger Bedeutung gingen nicht leicht an seiner Thür vorüber. Unter seinen auswärtigen Freunden glänzen Namen wie Herder, Leim, Lavater, Herzog Karl August u. a. Der Theilnahme der vortrefflichen Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt erfreute sich Merck in so hohem Grade, daß sie ihn wöchentlich mehrmals in den engern Kreis ihrer feingebildeten Umgebung zog.

Schon von seinem einundzwanzigsten Jahre an war Merck als Schriftsteller hervorgetreten; er hatte vortreffliche Uebersetzungen aus dem Englischen geliefert, darunter das Trauerspiel Rato von Addison, später war er ein fleißiger Mitarbeiter an den Frankfurter gelehrten Anzeigen, an Wieland's Merkur, und an vielen andern, auch ausländischen Zeitschriften.

Mit Herder wurde Merck bekannt, als ersterer mit dem Prinzen von Gunt nach Darmstadt kam, und durch ihn hörte Merck von Göthe, der sich ihm denn nun bald nachher in Gesellschaft Georg Schloffer's, selbst vorstellte. Der Kreis ausgezeichneter Männer, die um Merck sich sammelten, hatte für Göthe eine um so größere Anziehungskraft, als auch geistreiche Damen, unter ihnen Herder's Braut Karoline Flachsland, dort zu finden waren. Von ihnen allen wurde Göthe freundlich aufgenommen, und er selber sagt, es sei nicht auszusprechen, wie sehr dieser Kreis ihn belebt und gefördert habe. Er las daselbst seine angefangenen Arbeiten vor, unter ihnen den Göt von Verlichingen und die schon erwähnte kleine Schrift über die deutsche Baukunst. Auch zu mehreren Gedichten wurde Göthe angeregt; er lernte in Darmstadt zwei schöne Hofdamen kennen, von denen besonders Fräulein von Ziegler, die er in seinen Versen Lila nennt, ihn lebhaft anzog und zu zwei Gedichten „Elysium“ und „Pilgers Morgenlied“ begeisterte. Im April und Mai des Jahres 1772 zog Lila den jugendlichen Dichter nach Darmstadt.

Doch die bedeutendste Persönlichkeit blieb für Göthe immer Merck, dessen scharfer Blick und treffendes Urtheil ihn mehr als einmal vor Abwegen bewahrte. Göthe sagt von ihm: „Das ewige Seltenlassen, das Leben und Lebenslassen war ihm ein Gräuel.“ Merck war eine durchaus kernhafte Natur, er liebte und beförderte nur das Gesunde, und mit großer Energie und ohne Rücksicht trat er gegen alles Faulle, Nichtige auf; die Sicherheit seines Benehmens war noch erhöht durch den scharfen Blick, den er sich durch seinen Fleiß und seine vielfache Erfahrung angeeignet hatte. Naturen, welche auf diese Weise zusammenmengesetzt sind, pflegen mit der ihnen eigenthümlichen Festigkeit auch den Muth zu besitzen, andere in feste Bahnen zu lenken, ihr Thun und Treiben zu regeln und zu fördern und ihre Kräfte auf Einen Punkt zu sammeln; ganz besonders zarte Rücksichten aber darf man von ihnen nicht verlangen, und aus diesem Grunde werden sie zuweilen auch von denen verkannt, deren Wohlthäter sie gewesen sind.

Merck war zum Kritiker recht eigentlich berufen, er übte das Amt des Kunstrichters furchtlos und streng, und doch ohne jede Ueberhebung. An Lessing hatte er sich gebildet, gerade wie jener trat er für Recht und Wahrheit als starrer Kämpfer überall wo es galt in die Schranken. Mit Lessing theilte er auch die hochherzige Duldsamkeit, und bei seinen Urtheilen den weitsehenden Ueberblick. Alle diese Eigenschaften machten ihn zu einem vortrefflichen Geschichtsmann von hoher Zuverlässigkeit. Als die Landgräfin Karoline eine Reise nach Petersburg unternahm, wählte sie den gewandten Merck zu ihrem Begleiter, der durch diesen Zwischenfall länger als ein halbes Jahr von seiner Heimat entfernt blieb. Gegen das Ende seines Lebens wurde Merck von mannichfachen Unglück heimgesucht. Dem zärtlichen Vater starben vier blühende Kinder, Gich-

schmerzen peinigten ihn arg, manches Unternehmen schlug fehl, und als ihn zuletzt auch noch die, wiewohl ungegründete Sorge, seine Kasse sei nicht in Ordnung, immer stärker peinigte, erlag er dem Uebermaß seiner Leiden; am 27. Juni 1791 endete er sein Leben durch einen Pistolenschuß, im fünfzigsten Jahre seines Alters. Zum Selbstmorde soll den Unglücklichen auch noch die Untreue seiner Gattin getrieben haben.

Göthe erkannte an, daß er Merck sehr vieles zu danken habe, doch nicht überall ließ er ihm Gerechtigkeit widerfahren. Merck war in seinen Ausdrücken, besonders da wo er liebte, oft herb, und dadurch beleidigte er Göthe's Eigenliebe, die sehr zart war, denn alle Welt wetteiferte, sie zu pflegen. Wenn Göthe dem ältern Freunde eine Meistoselesnatur beilegt und von seiner unwiderstehlichen Neigung, „ein Schalk, ja ein Schelm zu sein“ spricht, so ist dieses Urtheil mehr von Göthe's verletzter Eigenliebe als von der Wahrheit diktiert, denn alle, die Merck persönlich kannten, stimmen überein, daß er in seinen gesunden Jahren rege, zartfühlende Menschenliebe, Wohlthätigkeitsfönn, lebendige Theilnahme an Kunst und Wissenschaft, Feinheit im geselligen Umgange jederzeit zeigte. Göthe aber stimmte mit manchem Urtheile Merck's nicht überein, und fand ihn auch in spätern Jahren noch oft genug ungerecht, während die Nachwelt Merck's Urtheile fast überall bestätigt hat. Wir werden noch mehrfach Veranlassung haben, von Merck zu reden und seinen wohlthätigen Einfluß auf den jungen Dichter kennen zu lernen.

Es sei uns vergöunt, zur nähern Bezeichnung der Sinnesweise und der Darstellung Merck's hier einige wenige Sätze aus einem Aufsätze von Merck „Welches sind die Kennzeichen eines geraden Menschenverstandes?“ folgen zu lassen; derselbe wurde zuerst im Merkur vom Jahre 1776 mitgetheilt. Es heißt darin:

„Thoren und Weise klagen über verlorene Künste, erlöschtes Gefühl, erschlaffte sinnliche Kräfte, Schlassheit der Moral und Religion, und der Grund von allen diesen Klagen liegt vielleicht in der einzigen Hauptklage: Mangel des geraden Menschenverstandes, verborgen. Daß unser Zeitalter dieses Brandmal trage, davon überzeugt uns sogar die grobe Tapete unserer Haupt- und Staatshandlungen, im Verhältniß dessen, was die Vorzeit unseres Vaterlandes und die noch größere der ältern Zeit leistete; außer diesem ein Blick in das Gemälde der intellektuellen Welt, den Gang der Erfindungen und Wissenschaften, was er war und was er jetzt ist.

„Gerader Menschenverstand, oder mit andern Worten Gesundheit der Seele, ist vielleicht ebenso schwer zu erklären, wie Gesundheit des Leibes. Warum wird in der nützlichsten Klasse von Menschen, unter Bürger, Bauer und Künstler, nicht vom Menschenverstande differirt? So wenig als ein Mann von Genie eine Abhandlung über das Genie geschrieben hat. Gerade weil sie den Schatz haben, graben sie nicht danach, und diese ruhige Unwissenheit ist das sicherste Merkmal des Besizes. Die Arbeitsamkeit hat bei dem Volk ihren so gewissen Lohn mit sich, daß Bettler, Narren und Schwäger Synonyma bei ihnen sind, und auch meist in einer Person sich vereinigen. Jedes Dorf hat einen oder den andern, und er ist zum Glück so gewiß ausgezeichnet, daß ihm niemand gleich-

sehen mag. Die Landwirthschaft ist sogar jetzt in den Augen der Büchermacher die würdigste Beschäftigung des Menschen, und vielleicht ist keine, wo so viel Logik, Erwartung ähnlicher Fälle, kurz so viel gerader Menschenverstand erforderlich sei. Man gehe aber in die Wohnung der Wendischen und Schweizerbauern, der Oberländischen Unterthanen im Badischen, der Mennonisten am Rhein, die allgemein für die besten Köpfe hierin anerkannt sind, und sehe, ob man so geschwind Meister ihres Systems werden wird. Die Geheimnisse ihrer Wirthschaft sind so komplizirt, die Gegenstände ihres Hausvaterfinnes so individuel, und die Anwendung ihrer Grundsätze der Abänderung der Umstände so genau angemessen, daß die Vorkehrungen eines Jahres, so sehr sie auch nach wenigen festen, einfachen Maximen eingerichtet sind, doch denen vom vorigen Jahre so wenig gleichen als die Witterungen. Maulwurfsartig sehen sie weder über noch unter sich, erreichen aber durch anhaltendes besinnendes Streben den Zweck ihres vorgesezten Planes langsam aber gewiß. In der seligen Unwissenheit ihres Werthes arbeiten sie treu in ihrem Beruf, und würden mit Lächeln das Märchen anhören, das man ihnen von ihrem Beitrag zum gemeinen Besten vorerzählen möchte. Sie sind gern das, was sie sind, und wünschen weder Schreiber noch Edelmann zu werden. Zufrieden über den ungestörten Genuß ihres Eigenthums stören sie den Nachbar nicht in dem Seinigen, lassen ihn so gut zurecht kommen als er kann. Das allgemeine Wohlwollen plagt sie nicht, und außer ihrer Thätigkeit lehren sie nicht.

„Darf ich wohl noch ein Wort hinzusetzen, um auf diese Merkmale des gesunden Menschenverstandes Achtung zu erwecken? Zufriedenheit mit sich selbst und mit andern, Entfernung von aller Reformatorsucht zum Besten der Nebenmenschen, von Schwägerei und Lehrbegierde — was brauchts wohl weiter, wenn man auch die Topik des Kontrastes nicht zu Rathe ziehen wollte.

„Was hat der Künstler, der in der Mechanik erfindet oder auch nur vorzügliche Arbeit liefert, für Stetigkeit, für Ausdauern, für Geduld! Welche Beschränktheit des Sinnes auf einen und denselben Gegenstand! Und welche Kindes-einfalt und Unwissenheit in Dingen, die nicht zu seinem Beruf gehören! Die ersten, welche Künste verlangten, waren gewiß Meister ihrer Kunst, erkannten die Schwierigkeiten, etwas vollkommen zu arbeiten, wußten aus Erfahrung, was die Kräfte der Menschen vermögen, und beschloßen daher einmüthig: daß ein Mann nur ein Ding verstehen, aber dasselbe Ding recht verstehen solle! Man werfe ja nicht ein, das Genie lasse sich nicht biegen, es liebe die Freiheit, verändere die Gegenstände u. s. w. Das Genie arbeitet instinkartig und hat vielmehr einen kurzgespannten Gesichtskreis. Daher die so allgemeine Klage über den Eigensinn des Genies. Wie unmöglich fällt es nicht oft einem großen Künstler, in einer andern als der gewohnten Materie des einmal angenommenen Formats, der bisherigen Manier zu arbeiten, wenn er vortrefflich bleiben soll! Eben weil er auf einem Wege versucht, das zu thun, was andere nicht konnten,

*) „Frilhe erkannte Merck in Göthe und warnte ihn vor der Neigung zum Verschwenden seiner Zeit und seiner Kräfte an unbedeutende Dinge.“ Gerwinus, IV, 473.

und Berge von Schwierigkeiten überstiegen hat, mag er keine anderen übersteigen. Der Genuß gibt ihm Behaglichkeit, und er liebt daher seine Kunst wie sein Weib. Aber die Vagabunden, die keine Stätte haben, schreiten umher und begreifen alles, sind allgemeine Menschenfreunde und Bürger keines Staates, wissen alles und nichts und lehren ebenso. Man darf nur einen Blick in die Welt thun, die der wahre Künstler schafft, um zu begreifen, wie er ewig in dem Meer seiner Träume umherschwimmen, neue Schlösser und Inseln entdecken und doch nicht von der Stelle kommen mag. Es sei welche Kunst es wolle, so niedrig oder erhaben in ihrer Bestimmung, so ist sie Kunst, wenn sie eines Menschen ganze Seele beschäftigt*); und so lange sie dies thut, wird er statt ihrer keine andere suchen, um an ihrem Busen mit Ueberdruß und Langerweile zu kämpfen. Sieht man wohl je, daß ein Scheidekünstler Anspruch auf die Kunst eines Mechanikus, oder ein Bildhauer auf die Talente eines Violinisten macht? Jeder zufrieden mit seinem erworbenen Reichthum läßt dem andern das Seine, eben weil er von dessen Werth gar keinen Begriff hat. Der Stolz, der die Virtuosität nährt und von den Beschäftigungen anderer in einem fremden Kreise geringer denken lehrt als es sein sollte, wird doch gemeinlich dadurch unschädlich. Diese kindliche Unwissenheit in Dingen außer seinem Beruf erhält den Künstler ewig in der engen, ihm bestimmten Laufbahn, gibt seinen Kräften Intensität und bewahrt ihn vor den schädlichen Ausschweifungen und eingeübten Bedürfnissen, mehr zu wissen und zu leisten als er soll.

„Wir rühmen und jauchzen so viel von dem Vorzug der alten Skribenten vor den neuern, von der Gesundheit ihrer Schreibart, dem großen Menschenverstande, der überall durchzieht. Aber worin lag wohl der Grund dieser Vorzüge anders, als in dieser Beschränktheit des Sinnes, dessen wir Neuern uns schämen? Umfaßten die größten Männer ihrer Zeit das ganze Feld der Wissenschaften, oder begnügten sie sich nur mit soviel Raum wo ihre Hütte stehen konnte? Homer, voll von seinen epischen Märchen, dachte nicht, daß es nöthig wäre auch Oden zu schreiben, um unsterblich zu werden. In der Welt, Pindar's war nichts als Roß und Wagen, und Singer, und Held, und Kranz. Xenophon und Thukydides schrieben, wie Cäsar, ihre eigenen Feldzüge nieder. Wenn wir die Schriften von den Zeiten Luther's lesen, so staunt auch der Blödeste vor dem uns so fremden Nachdruck, der durchaus darin herrscht. Die Thoren schieben's auf die Sprache und sagen: sie ist verstümmelt, verschwemmt, herabgewürdigt. Aber was ist die Sprache ohne den Geist dessen der sie braucht? Ein Schwert, das Schwere, Stärke und Schärfe erst durch die Hand erhält, die es führt. Bei jenen Männern war's Drang, Berufsnoth, Amt, was sie schreiben hieß. Kein Mensch war Skribent. Alles war lokal für den Moment, und dadurch ward's ewig. Wir schreiben ins weite Blaue, für alle Menschen und für die erte Nachwelt, und eben dadurch für niemand.

„Es bleibt eine ständige Bemerkung in der Geschichte der Kunst: die Ausübung war vor der Theorie, und sobald diese ausgebildet war, verlosch jene. Und

*) „Was macht den Dichter? Ein warmes, ganz von Einer Empfindung volles Herz!“ — Göthe, im Höy von Verlichingen.

warum dies? Der Künstler suchte, forschte, fand. Von etwas das nicht war, das noch zu finden war, konnte man nicht reden. Sprach der Künstler von der Geschichte seiner Erfahrungen, so waren's abgerizgne dunkle Laute des Gefühls. Daher auch das Bildliche, Metaphorische der meisten Kunstwörter. So wie in der Glaubenslehre ward in der Kunstlehre über diese Ausdrücke der Empfindungen eine Dogmatik zusammengesetzt. Leute, die keinen Beruf hatten, das Schöne selbst zu suchen, begnügten sich mit dem Gespenste; man sammelte seine Taschen voll Abstrakten, stellte und verstellte sie, wie die Kinder, nach seinem Gutdünken, und so entstand Theorie. Welche Seuche von Kunsttheoristen haben nicht Winkelmann's Schriften unschuldigertweise über unser Vaterland ausgegossen? Fast auf jeder Akademie ward ein Magister bestellt, über die Geschichte der Kunst zu lesen, man lachte seine Kunstepochen nach, von deren Gewisheit er selbst wenig hielt. Aber man führe einen dieser Herren nur vor das Angesicht einer antiken Büste, ob er, das Maul voll von großen Worten, nur ein einziges Künstlerverdienst, nur ein einziges Stückchen Taschenspiel und Empfindung vorzuzaubern an Form oder Beleuchtung wahrnimmt!

„Hätten unsere theologischen Scheidekünstler und Schönfärber mehr Beschränktheit des Sinnes, sie würden nicht auf Universalisirende loslaboriren, und mit ihrem Aufklärungslämpchen den ganzen Erdbreis beseligen wollen. Das Gefühl ihrer Brüder würde ihnen heilig sein; sie würden wissen, daß an implizirten Begriffen alles Glück oder Glauben des Lebens, die besten Güter, Liebe und Freundschaft hängen. Sie würden sich nicht an Gott, dem Vater und Bruder vergreifen, und Himmel und Erde, die durch Gefühl verbunden waren, nicht durch Erzege trennen. Keiner von ihnen glaubt für sein Haus und sein Amt, sondern für die ganze Welt bestellt zu sein. Blieben sie diesem ihrem Spinnentrafé getreu, verbreiteten sie enge um sich her soviel Glück, Aufklärung und Liebe, als sie könnten, so würde die Noth der Welt sich ihnen in so neblichter Fern darstelln; daß sie ihr abzuhelpen keinen Beruf in sich verspürten. Das sogenannte Detail, das sie vorfänden, würde sie belehren, daß sich mit dem Menschengeschlechte en Gros nichts vornehmen läßt, und daß alle Erziehungs- und Religionsleuten, die auf dem Papier ausgeheckt werden, nur Waare für den Markt, aber nie fürs Haus liefern.

„Das höchste Lob, das wir einem Schriftsteller ertheilen, ist Originalität. Einige unserer jetztlebenden, die wir mit diesem Namen bezeichnen, und die es auch wirklich sind, haben ein ihnen so eigenes Gepräge, daß sie mögen sich unterzeichnen oder nicht, ein geübter Sinn sie an dem ersten Laut erkennt. Ihre Schriften geben wirklich der allgemeinen Denk- und Empfindungsart eine andere Richtung. Aber man frage sie auf ihr Gewissen, ob sie auf diesen Eindruck gearbeitet, ihn zuweilen nur vorhergesehen oder geahnt haben? Sie arbeiteten an ihrem Werk aus Liebe zu ihm und sie hätten es gefertigt, wenn es auch nie aufgestellt worden wäre. Es war Drang, sich ihrer Ideen zu entledigen, ohne zu bedenken, was diese Entledigung nun im Ganzen für Fermatazion verurursachen möge. Der Beifall ist meist über ihrer Erwartung, und je größer der Name, je betretener über das, was er, wie man sagt, Großes soll gethan haben. Allgemein bleiben sie ihrer Manier treu, und keiner geht in des andern seine über.

Eben diese Festigkeit des Stils zeugt von der Wahrheit ihres Berufes, und je engumschriebener ihr Kreis, desto sicherer und gewisser.

„Der höchste Grad des Genies ist zugleich das Merkmal des geraden Menschenverstandes; und der Mangel dieser Beschränktheit des Sinnes ist das untrüglichsste Kennzeichen des Kongenies und der Ohnmacht, die zeugen will, aber nicht kann.“ —

Man wird in diesen Zeilen keine Spur von einer messtoselischen Sinnesweise finden, wohl aber wird man sich leicht erklären können, daß die strengen Aussprüche eines Mannes von so entschiedener Sinnesweise nicht immer denjenigen behagen konnten, dem ein, wenn auch noch so geistreiches, doch immer flüchtiges Umherschweifen in tausend Gebieten völlig zur zweiten Natur geworden war.

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß Göthe in seiner Selbstbiografie an derselben Stelle von zwei Männern spricht, welche in vieler Beziehung sich wie Gegensüßler verhalten, nämlich Merck und Hamann. Den springenden, wunderlichen, höchst unschönen Stil des letztern ahmte Göthe in seinem Aufsatz über die deutsche Baukunst nach, und bekennt, von Hamann stark beeinflusst worden zu sein. In der That fanden sich zwischen dem Magus aus Norden und den minder großen Seiten des Göthe'schen Wesens viele Aehnlichkeiten. Hamann, den man auch den literarischen Alchymisten des achtzehnten Jahrhunderts nennen könnte, zeigt dieselbe unruhige Vielgeschäftigkeit, wie wir sie an Göthe kennen lernten. Hamann las alles was ihm zugänglich war, und brachte das eben Gelesene in seinen Schriften sofort wieder auf den Markt, so daß er kurze Zeit nachher selbst nicht mehr wußte, was seine Anspielungen besagen wollten. Die bunten Flicken gaben seinen Schriften ein geheimnißvolles Ansehen und ließen ihn in den Augen der meisten Leser als ein Wunder von Gelehrsamkeit und tiefgegründeter Einsicht erscheinen, und das war es gerade, was Hamann bezweckte, denn er war von großem Ehrgeiz. Wenn ihm nun gewisse seine Anlagen keineswegs abgesprochen werden können, so gilt doch gerade von ihm ganz besonders der Ausdruck Merck's von der Ohnmacht, die zeugen will, aber nicht kann, und ihr Unvermögen daher in schwulstigen, klingelnden Redensarten, in stilistischen Seiltänzersprüngen zu verbergen sucht. Diese Art der Darstellung war bei Hamann Absicht, denn in seinen zahlreichen Briefen schreibt er ganz anders. Da er selber fühlte, daß dieses Geheimnißvolle sich naturgemäß steigern müsse, wenn es seine Anziehungskraft behalten sollte, so wandte er sich schließlich der pietistischen Richtung zu; hier war, wenn die künstlerischen Taschenspielerstückchen verbraucht waren, ein unbegrenztes Feld zur Thätigkeit, denn fantastische Träume finden nirgend eine Grenze. Zur ernstestn Arbeit besaß Hamann ebenso wenig Ausdauer, wie zum Ausharren in einem gegebenen Verhältnisse oder zur Treue in der Freundschaft; gegen Kant dürft er ein sehr zweideutiges Spiel geführt haben, obwohl Kant sein Wohlthäter war; die Briefe Hamann's an den Buchhändler Kantner und einige andere seiner Bekannten geben genugsam Zeugniß.

Doch es liegt in der Natur alles Großen und Edlen, daß es selbst in unreinen Händen seine Kraft nicht verliert. Wenn Hamann von Homer, von der Poesie der biblischen Bücher und von so manchem andern sprach, so wurden

immerhin einige Leser angetrieben, die berührten Gegenstände genauer zu betrachten, und dann konnte es sich ereignen, daß diese Leser mit weit höheren Kräften auf dem gewiesenen Felde zu arbeiten begannen, als der sie besaß, welcher ihnen den zufällig gefundenen Weg zeigte. Wenn man von diesem Standpunkte aus eine Förderung Herder's und Göthe's durch Hamann annehmen will, so wird dagegen nicht eben etwas einzuwenden sein. Als Göthe auf der Höhe seiner Kunst stand und seinem Volke eine Ifigenie schenkte, da wandelte er in sonnenhellen Regionen, in welche Hamann's Dunst nicht hineinreichte, und eben so wenig war es Hamann'scher Geist, der in der Zeit der ersten siebenziger Jahre den jungen Dichter zur Bearbeitung seines ersten wahrhaft großen dramatischen Entwurfes trieb.

Die Geschichte des Götz von Berlichingen hatte Göthe schon in Straßburg genauer kennen zu lernen gesucht; er muß sie auch, obwohl er selbst es in Abrede stellt, auch mit Herder schon besprochen haben. In Frankfurt, wo nichts war, was sein Interesse mächtig fesseln konnte, warf er sich mit großem Eifer auf den liebgewordenen Stoff. Im August kehrte er ins Vaterhaus zurück, und bereits am 28. November schrieb er an Salzmann: „Sie kennen mich so gut, und doch weis' ich, Sie rathen nicht, warum ich schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft! Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Zirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergessen kann. Ich kann nicht ohne das sein, Sie wissen's lange, und es koste was es wolle, ich stürze mich hinein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen werden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe.“

Die Arbeit schritt rüstig vorwärts, denn schon am Ende desselben Jahres (1771) sandte er eine Abschrift des ersten Entwurfes an Herder, und begleitete die Sendung mit einem Briefe, der auf das Verhältniß beider Männer ein helles Licht wirft. Göthe schreibt: „Das Resultat meiner hiesigen Einsiedelei kriegen Sie hier in einem Skizzo, das zwar mit dem Pinsel auf Leinwand geworfen, an einigen Orten sogar weiter ausgemalt, und doch weiter nichts als Skizzo ist. Keine Rechenschaft geb' ich Ihnen, lieber Mann, von meiner Arbeit, noch sag' ich meine jetzigen Empfindungen darüber, da ich aufgestanden und in die Ferne getreten bin; es würde aussehen, als wollt' ich Ihr Urtheil leiten, weil ich fürchtete, es wandelte an einem Platze, wo ich's nicht wünschte. Das aber darf ich sagen, daß ich recht mit Zuversicht arbeitete, die beste Kraft meiner Seele daran wendete, weil ich's that, um Sie darüber zu fragen, und wußte, Ihr Urtheil wird mir nicht nur über dieses Stück die Augen öffnen, sondern vielmehr über diesem Stück dich lehren, wie Deiner, es als Meilen säule pflanzen, von der weggehend du eine weite, weite Reise anzutreten und bei Ruhestunden zu berechnen hast. Auch unternehm' ich keine Aenderung, bis ich Ihre Stimme höre; denn ich weiß doch, daß dann radikale Wiedergeburt geschehen muß, wenn es zum Leben ein-gehen soll.“

In derselben Zeit, wo Göthe sich so „in einen Zirkel gekrümmt“ dem Gög jingab und Sonne, Mond und Sterne darüber vergaß, beschäftigte er sich mit der Geschichte des Sokrates, die er ebenfalls zu dramatisiren gedachte. Ein größerer Abstand als Gög und Sokrates, beide als Drama, läßt sich kaum denken, man mag nun Zeit, Karakter, äußere Erscheinung, Umgebung, oder was man sonst will in Erwägung ziehen, und wenn Gög ein höchst günstiger Stoff für ein Drama war, so kann es sicherlich keinen sprödern geben, als das beschauliche Leben des Sokrates. Was den jungen Dichter zu beiden Arbeiten gleichmäßig hinzog, das war die Theilnahme für den einen wie den andern Helden, die beide der gerechten Sache, dem Wohle ihrer Mitmenschen das größte Opfer brachten. Es ist sehr bezeichnend, wenn Göthe vom Sokrates sagt, er brauche Zeit, um ihn „zum Gefühl zu entwickeln.“

Auch dem Theokrit und dem Anakreon, sowie dem Pindar wandte Göthe vorübergehend seine Mußestunden zu. In den ersten Monaten des Jahres 1772 beschäftigte ihn das Violoncell, und in demselben Winter kräftigte er seine Gesundheit durch Fechten, Reiten und Schlittschuhlaufen; mit Recht wendet er der letztern, ebenso so schönen als poetischen Kunst hohes Lob zu.

Göthe erzählt uns, daß er in dieser Zeit oft auch weite Fußwanderungen unternommen habe, um die Gedanken seines Herzens zu zerstreuen, das immer noch bei Friederike von Sesenheim verweilte, und die Lage des Dichters mit düsterer Neue füllte. Geßtentlich vermied er alle Annäherung an das weibliche Geschlecht, wenigstens für eine kleine Zeit, und um gewissermaßen zu sühnen, was er an der Liebe gesündigt hatte, nahm er aufrichtigen Antheil an ändern, er suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte zu verbinden, und diese Bemühungen trugen ihm den Beinamen des Vertrauten bei einem Bekannten ein; des vielfachen Umherschweifens wegen nannte man ihn auch den Wanderer. Es begegnete sich wohl, daß Göthe bei seinen Märschen durch seine Vaterstadt hindurchging, in einem Gasthose zu Mittag speiste, und wie ein Fremder dann seines Weges weiter zog. „Unterwegs,“ erzählt er, „sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel: Wanderers Sturmlied, übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehen mußte.“

Ein Ausflug nach Homburg im Frühjahr 1772, den er von Darmstadt aus mit Merck unternahm, blieb ihm eine angenehme Erinnerung. Der Landgraf und dessen Gemahlin nahmen die Gäste sehr freundlich auf.

Unter diesen mannichfachen Beschäftigungen und Unternehmungen fühlte Göthe in Frankfurt sich aber doch nicht heimisch, und es scheint, als ob der Hauptgrund davon außer der Lauheit des geistigen Lebens in Frankfurt besonders das wenig herzliche Verhältniß zu seinem Vater gewesen sei, und da dieser es für gut hielt, daß sein Sohn sich einmal eine kurze Zeit lang in Weßlar beim Reichskammergerichte umsehe, so folgte der Dichter gern, und begab sich im Mai des Jahres 1772 nach Weßlar, wo er bis zum Herbst verweilte. „Was mir in Weßlar begegnete, ist von keiner großen Bedeutung,“ sagt Göthe selbst, und

doch sollte der Aufenthalt in diesem alten Städtchen eine sehr bemerkenswerthe Epoche für sein Leben werden.

Zu jenen Jahren war in Wezlar gerade jene bekannte Visitation des Reichskammergerichts im Gange, deren Ergebnisse die schwerste Anklage gegen die Einrichtung des ganzen Instituts selber abgaben. Die Zahl der Richter war so unzureichend, daß kaum die Hälfte aller anhängig gemachten Rechtshändel erledigt werden konnte; es war deshalb festgesetzt, daß nur diejenigen Streitsachen abgewickelt werden sollten, welche von den Parteien wiederholt angemahnt würden. Es wurde dadurch also eine besondere Beeinflussung der Richter durch die Parteien geradezu herausgefordert, und weil einige Richter sich zu allen Zeiten stark hatten beeinflussen lassen, so stellte man schließlich eine Untersuchung an, setzte einige Richter ab und übergab sie, die für die Gerechtigkeit den sichersten Schutz hatten bilden sollen, dem Strafgericht. - Alle diese Untersuchungen wurden öffentlich betrieben, und dieses wiederum gerichtete Gericht war für das ganze heilige römische Reich ein interessantes Schauspiel. Die tiefe Herabwürdigung des gesellschaftlichen Ansehens und die nationale Schande des ganzen Herganges schien man nicht zu fühlen.

Was Göthe hier mit eigenen Augen sah, was er in offener Unterhaltung über Personen, die so lange für durchaus würdig gegolten, hörte, war leider nur zu sehr geeignet, das geringe Interesse für das größere deutsche Vaterland in Göthe's Herzen noch geringer zu machen, und dadurch seinen Blick noch mehr von dem weiten Gesichtskreise, und sein Gefühl noch weiter von den tiefergreifenden, die ganze Seele bewegenden großen Interessen abzuwenden, ohne die ein wahrhaft großer dramatischer Dichter überhaupt gar nicht denkbar ist. Göthe ging, wie man sich leicht erklären kann, mit geringer Erwartung nach dem Sitze des höchsten Gerichtshofes deutscher Lande, und während seines Aufenthaltes daselbst verwandte er nur spärliche Stunden auf die Jurisprudenz, die ihm ein notwendiges Uebel war und blieb.

In Wezlar befand sich, der Sitte der guten alten Zeit gemäß, eine nicht unbedeutende Anzahl gebildeter junger Leute, theilweise aus den höhern Ständen, die genöthigt waren, ernstlich darüber nachzusinnen, wie sie viele müßige Stunden ausfüllen möchten. Bei solchen Gelegenheiten nimmt stets derjenige die erste Stelle ein, der möglichst inhaltlosen und müßigen Beschäftigungen das wichtigste Ansehen zu geben versteht; denn wer die Arbeit überhaupt nicht liebt, der nimmt auch seine Vergnügungen am liebsten unter der Form eines süßen Nichtsthums entgegen. Ein braunschweigischer Gesandtschaftssekretär, Friedrich von Sou, hatte einen Ritterorden gestiftet, dem ein nichtsbedeutender Heermeister mit großer Feierlichkeit gebot. Bei Tisch saß er obenan, neben ihm hatte der Kanzler des Ordens seinen Platz, sodann folgten die wichtigsten Staatsbeamten, und schließlich die Ritter nach der Altersstufe. Der Ritterschlag geschah mit den Förmlichkeiten der wirklichen Orden, die Liste sämmtlicher Mitglieber wurde gedruckt, und jedem Ritter ein Beinamen zugelegt, das Buch von den vier Haimonskinder wurde für kanonisch erklärt.

Auch Göthe nahm an diesen Kindereien Theil, man hieß ihn Göz von Berlichingen den Redlichen. Doch nur kurze Zeit fand er Gefallen an den

zeitraubenden Thorheiten, die ihm Freund Behrlich in Leipzig bereits in so reichlichem Maße zu kosten gegeben hatte. Ihm war es angenehm, daß der Umgang mit einem ernsteren jungen Manne, mit Gotter, ihn dem hohlen Treiben entzog. Fr. W. Gotter aus Gotha, Sekretär bei der gothaischen Gesandtschaft, war Schauspieldichter, Schauspieler und Improvisator, der Richtung Wieland's geneigt, und den Formen seiner Geselligkeit zugethan. Mit Eckhof, Schröder und Iffland war er nahe befreundet, mit Schröder bearbeitete er italienische Lustspiele für die deutsche Bühne. In seiner Jugend neigte er sich in Göttingen, wo er studirte, und später in Wezlar vorübergehend der Richtung der Kraftgenies zu, doch später sagte er sich in seiner an Goethe gerichteten Epistel über die Starkgeisterei gänzlich von dieser Richtung los und wandte sich mit Vorliebe dem französischen Theater zu. Sein klarer und heiterer Sinn übte auf Goethe viel Anziehungskraft; er brachte mit ihm, wie er erzählt, viele vergnügte Stunden zu. Durch Gotter kam er auch in Verührung mit den Göttingern, und lieferte einige kleinere Arbeiten für den Musenalmanach. Doch hat Goethe den Mitgliedern des Hainbundes nie sehr nahe gestanden, und auch Gotter sagte sich schon 1771 von der Redakzion des Musenalmanachs los; beide konnten den durch Voss auf die Spitze getriebenen Ueberschwänglichkeiten des Hainbundes keinen Gefallen abgewinnen.

Mit Gotter gab Goethe sich eine kurze Zeit ästhetischen Spekulationen hin und übersezte gemeinschaftlich mit ihm The deserted village von Goldsmith; Merck hatte in eben diesem Jahre eine Ausgabe des englischen Originals veranstaltet.

Aus diesen Verhältnissen wurde Goethe im August durch eine Reise nach Gießen entführt, wohin ihn Merck und Schloffer bestellt hatten. Sie wollten sich in dem Hause des Professors der Jurisprudenz Höpfner treffen, und Goethe, der die Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Gelehrten sehr wünschte, konnte sich nicht versagen, bei dieser Gelegenheit wieder einmal seiner alten Neigung zu dem Geheimnißvollen nachzugeben. Als armer Student erschien er bei Höpfner, blöde und mit linkischem Anstande unterhielt er sich eine Zeitlang mit ihm über Sachen, deren Wichtigkeit sich ebenso allmählig steigerte, wie das Feuer in dem Vortrage des Gastes, bis schließlich der angebliche Student aufsprang und Höpfner mit den Worten um den Hals fiel: „Ich bin Goethe! Verzeihen Sie mir meine Posse, lieber Höpfner, aber ich weiß, daß man bei der gewöhnlichen Art, durch einen Dritten miteinander bekannt gemacht zu werden, lange sich gegenüber steif und fremd bleibt, und da dachte ich, wollte ich in Ihre Freundschaft lieber gleich mit beiden Füßen hineinspringen, und so hoff ich, soll's zwischen uns sein und werden durch den Spaß, den ich mir erlaubt habe.“

In Gießen wurde eingehend verhandelt über die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“, die Schloffer auf Merck's Betrieb in diesem Jahre herausgab. Goethe wurde zur Theilnahme an denselben dringend eingeladen, und schrieb in der Folge eine Reihe von Rezensionen, die ganz den lecken, brausenden, für alles Große begeisterten, gegen alles Niedrige erbitterten Geist des jungen Dichters zeigen. Von dem Berliner Akademiker und Kritiker Sulzer, der in seiner Theorie der Künsten hohen Ton angeschlagen hatte, sagte er mit Recht, daß man, um eine

Poetik zu schreiben, sich als Dichter versucht haben müsse. Gegen Wieland hatte Sulzer mit trübsinnigem Eifer gepredigt, Göthe nahm ihn in Schutz und suchte zu zeigen, daß Wieland's Blumenpfade auch zu einem begehrenswerthen Ziele führten. Interessant ist eine Stelle, an welcher er das Ideal eines Dichters schildert; er gibt sein eigenes Spiegelbild in den Worten: „Laß, o Genius unseres Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten mannichfaltigsten Reih'n vorzutanz'n, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losriß, wenn er, aus dem Dichtenden Traume erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei, dessen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich ihr aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen, hundertlei Aufmerksamkeiten des Tages, schmelzende Lieder und Musiken der Nacht, endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, wenn sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen mit dem Ruche eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, verspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genugthun. Aber dann, o Genius, daß offenbar werde, nicht Fläche, nicht Weichheit des Herzens sei an seiner Unbeständigkeit Schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth!“ — Es ist sehr bezeichnend, in welchen regen Verkehr mit dem schönen Geschlechte Göthe hier den Dichter bringt, und welchen Einfluß er diesem Geschlechte auf den Geist des Dichters einräumt. Es ist derselbe Einfluß, den wir in den Werken Göthe's fast auf jeder Seite gemahren.

Der Wunsch, mit dem Professor Höpfner noch länger zu verkehren, ward Göthe durch die Gegenvorstellungen seiner Freunde vereitelt. Merck erklärte, er könne die Rohheiten der Studenten in Gießen, die sich Tag und Nacht gleichblieben, nicht länger ertragen, und Schloffer vertraute dem Dichter, daß er mit dessen Schwester Kornelia in ein näheres Verhältniß getreten sei, und, sobald er angestellt wäre, dieselbe heimzuführen gedenke. Wenn Göthe erzählt, daß diese Entdeckung ihn betroffen gemacht, daß er mit Eifersucht an seine Schwester gedacht und bei sich gesagt habe, daß, „wenn der Bruder nicht abwesend gewesen, es mit dem Freunde so weit nicht hätte gedeihen können,“ so muß ein solches Geständniß einen wunderlichen Eindruck machen, und abermals zum Beweise dienen, daß da, wo das Gefühlleben auf Kosten aller andern Seiten des Geistes ausschließlich in die Höhe getrieben wird, selbstsüchtige Regungen unvermeidlich im Hintergrunde emporkwachsen.

Göthe kehrte nach einem kurzen Aufenthalte in Gießen nach Weßlar zurück, denn auch ihn zog jenes unaussprechliche Gefühl nach der kleinen alten Stadt zurück, von welchem Göthe selber sagt, in ihm ruhe das größte Glück: die Sehnsucht. Dasselbe Herz, aus welchem die Gestalt der lieblichen Friederike immer noch nicht gewichen war hatte in Weßlar ein neues Bild in sich aufgenommen,

dessen Macht eine fast unbeschränkte und darum fast eine höchst verderbliche geworden war.

Mit Gotter hatte Göthe an einem Sunitage von Weklar aus einen Spaziergang nach dem Dorfe Garbenheim, einem Vergnügungsorte, unternommen. Im Grafe behaglich ausgestreckt, unterhielt Göthe sich mit einigen Umstehenden über epikuräische und stoische Philosophie, als ein Freund Gotter's hinzutrat; es war Johann Kristian Restner, Legationssekretär der kurfürstlich hannoverschen Gesandtschaft. Er war gerade acht Jahre älter als Göthe, sein Geburtstag war der 28. August 1741. Restner, mit schönen Anlagen des Geistes und des Herzens ausgestattet, war in einem glücklichen Familienkreise sorgsam ausgebildet worden; in Weklar hatte er sich seinen Vorgesetzten sowohl durch seinen Charakter wie durch seinen Fleiß sehr günstig empfohlen, seine baldige Anstellung war in Aussicht genommen. Seit vier Jahren war er der Verlobte der zweiten Tochter des Deutschordensamtmanns Buff in Weklar; als Verwalter der Einkünfte einiger Besitzungen des deutschen Ordens bewohnte derselbe das sogenannte Deutsche Haus. Der Amtmann Buff stand als Ehrenmann in hohem Ansehen; seine Gattin, in der Stadt „die Mutter der schönen Kinder“ genannt, war eine Frau von seltener Vortrefflichkeit. Als sie im Jahre 1770 starb, erbte ihre zweite Tochter, Charlotte, Restner's Braut, die mütterlichen Sorgen für zehn Geschwister. Durch unermüdlige Sorgfalt und rastlosen Fleiß gelang es ihr, den Geschwistern und dem Vater die schöne Häuslichkeit, aus welcher die Seele so früh geschieden, ungestört zu erhalten. Charlotte Buff war blond, mit blauen Augen, eine heitere, liebenswürdige Natur, zum Heben und Tragen für andere stets bereit, einfach in Kleidung und Schmuck; man hätte das Wort Jean Paul's auf sie anwenden können, daß Mädchen und Taubenhälse nie schöner sind, als in Bewegung.

Zwischen Göthe und Restner entspann sich ein freundschaftlicher Verkehr, und bald nachher lernte der Dichter auch des Freundes Braut kennen. Am 1. Juni 1772 war in Wolpertshausen bei Weklar ein Ball. Göthe und Charlotte nahmen daran Theil, Restner ritt erst später nach. Zufällig fuhren Lottchen und der Dichter in demselben Wagen, und auf diese Weise lernten sie sich kennen. Restner erzählte von diesem Tage nachher: „Noch kein Frauzimmer hier hatte dem Dr. Göthe ein Gentige geleistet. Lottchen zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich. Sie ist noch jung, sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist, eine sehr vortheilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt; sie war lustig; sie war in ganz ungekünsteltem Puz. Er bemerkte an ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune, als Witz. Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frei war. Ich kam ein paar Stunden später, und es ist nie unsere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundschaft gegeneinander zu äußern. Er war den Tag ausgelassen lustig (dieses ist er manchmal, dagegen zu andern Zeiten melancholisch); Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tages konnte es nicht fehlen, daß Göthe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte. Vorhin hatte er

in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tag und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun lernte er sie auch von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von ihrer häuslichen Seite kennen.“

In der Familie des Amtmanns Buff waltete jene ungeheuchelte Liebe, welche das Herz eines jeden erwärmt, der das Glück hat, in einer solchen Familie zu verkehren. Göthe wurde im Deutschen Hause bald völlig heimisch, der Amtmann sah ihn wie einen Sohn, die Kinder wie einen ältern Bruder oder wie einen Oheim an; der schöne neue Freund gefiel ihnen ganz besonders, mit zwanzig Händen nahmen sie jubelnd Besitz von ihm, ließen sich Märchen von ihm erzählen und die Buben zausten sich mit ihm auf dem Boden gar lustig herum. Restner gewann einen lieben Freund, den er in seinem Herzen seinem Jugendfreunde von Hennings zunächst stellte. Da der Bräutigam den größten Theil des Tages seinen Geschäften eifrig oblag, so sah er, frei von jeder kleinlichen Eiferfucht, es gern, wenn Lotte sich nach vollbrachten häuslichen Bemühungen mit Freunden oder Freundinnen gesellig unterhielt, und so fand sein edler Sinn auch durchaus nichts Anstößiges darin, daß Göthe fast alle seine Zeit in Lotte's Gesellschaft zubrachte. Es war ein wunderbares Verhältniß unter diesen drei Menschen, welches für jeden einzelnen, besonders aber für Restner, das herrlichste Zeugniß ablegt. Was Göthe und Restner darüber sagten, mög hier Platz finden. Der Dichter erzählt von sich selbst: „Der neue Ankömmling, völlig frei von allen Banden, sorglos in der Gegenwart eines Mädchens, das schon versagt, den gefälligen Dienst nicht als Bewerbung auslegen, und sich desto eher daran erfreuen konnte, ließ sich ruhig gehen, war aber bald dergestalt eingespinnen und gefesselt und zugleich von dem jungen Paare so zutraulich und freundlich behandelt, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Müßig und träumerisch, weil ihm keine Gegenwart genügte, fand er das, was ihm abging in einer Freundin, die, indem sie fürs ganze Jahr lebte, nur für die Gegenwart zu leben schien. Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht missen, denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt, und so waren sie bei einer ausgedehnten Wirthschaft auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theil dabei; sie hatten sich alle drei an einandergewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht wie sie dazu kamen sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine ächt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung zu Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am theueren Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr an einander, und mancher kleine Familienverdrüß war leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Kalender hätte mühenroth gedruckt werden. Verstehen wird mich, wer sich erinnert, was von der glücklich unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden: Und zu den Füßen seiner Geliebten sitzend wird er Hanf brechen, und er wird wünschen Hanf zu brechen heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben.“

Ungefähr zu derselben Zeit schrieb Pestner an einen Freund folgende Worte über Göthe: „Ob er gleich in Ansehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte und auch aufgab, so konnte er mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolz so viel nicht über sich erhalten, daß er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können. Allein Lottchen mußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bei ihm aufkeimen konnte, und er sie in ihrer Art zu verfahren noch bewundern mußte. Seine Ruhe liit sehr dabei; es gab mancherlei merkwürdige Szenen, wobei Lottchen bei mir gewann, und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbständigen Menschen machen kann. Weistens dauerte er mich, und es entstanden bei mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande sein Lottchen so glücklich zu machen als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausstehen konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand, und an Lottchen habe ich nicht einmal eine Ahnung von dergleichen Betrachtung bemerken können.“

An seinen Freund schenkte Göthe in jenen Tagen ein Exemplar des erwähnten *Deserted village*, in welches er die Verse schrieb:

Wenn einst nach überstandner Lebensmüß und Schmerzen
Das Glück dir Ruh- und Bonnetage gibt,
Vergiß nicht den, der — ach! von ganzem Herzen
Dich, und mit dir geliebt.

So edel und rein das geschilderte Verhältniß nun auch war, und so fest der Wille des Dichters seine Gefühle in eiserne Schranken band, so lag doch gerade für Göthe in diesem Verkehr eine sehr große Gefahr. Welche Gluth in seinem Innern damals tobte, wie nahe die Gewalt seiner Gefühle dem Abgrunde udrängte, das hat er selber ja mit Flammenworten in Werther's Leiden eingeschrieben. Wo aber eine Leidenschaft zu einer so bedenklichen Höhe gestiegen ist, da kann niemand, und auch der stärkste nicht, den Ausgang mit Bestimmtheit vorherzusagen.

Es war Merd's treue Freundeshand, die besonnen und fest, und zugleich auf kluge Weise den jungen Freund der drohenden Gefahr entriß. Als Göthe mit Merd in Gießen bei Hüpfner zusammengetroffen war, begleitete Merd ihn nach Weßlar, und dort führte der Dichter ihn auch bei seiner Geliebten ein. Dort fand auch in den Augen des erfahrenen Mannes vollen Beifall, denn an eine Gattin schrieb Merd in diesen Tagen: *J'ai trouvé aussi l'amie de Göthe > Wetzlar, cette fille, dont il parle avec tant d'enthousiasme dans toutes ses lettres. Elle mérite réellement tout ce qu'il pourra dire de bien sur son compte.* Aber Merd sah auch die Gefahr, welche für Göthe so wie für die andern Verlobten doch immer in der Nähe lauerte, und deshalb versuchte er Göthe zu entfernen. Merd erklärte dem Dichter, seine Wahl habe seinen Beifall durchaus nicht. „Er zog sehr schnell,“ erzählt Göthe, „die junonische Gesellschaft einer ihrer Freundinnen vor, und schalt mich recht bitter aus, daß ich mich nicht um diese prächtige Gestalt bemüht, um so mehr, da sie frei ohne irgend

ein Verhältniß sich befinde. Ich verstehe eben meinen Vortheil nicht, meinte er, und er sehe höchst ungern hier meine besondere Liebhaberei, die Zeit zu verderben. Seine Gegenwart, sein Zureden beschleunigte meinen Entschluß, den Ort zu verlassen. Er stellte mir eine Rheinreise, die er eben mit Frau und Sohn zu machen im Begriff sei, so reizend vor und erregte die Sehnsucht, diejenigen Gegenstände endlich mit Augen zu sehen, von denen ich so oft mit Reid hatte erzählen hören.

Es war gegen das Ende des August, als Merck in Weklar war; am 11. September 1772 verließ Göthe die Stadt. Von seinem Abschied hatte er niemand etwas gesagt, er fühlte sich nicht stark genug. Am Abend des 10. September war er zum letztenmal im Deutschen Hause; mit Kestner und Lottchen hatte er ein ernstes Gespräch über den Zustand der Seele nach diesem Leben, über das Scheiden und über das Wiedersehen nach dem Tode, und man machte gegenseitig aus, wer zuerst stirbe, der solle, wenn es ihm vergönnt wäre, den Freunden Nachricht von seinem Zustande geben; Lotte hatte in der Erinnerung an ihre verstorbene Mutter dieses Gespräch angeregt.

In leidenschaftlicher Bewegung eilte Göthe an dem Abend fort. Auf seinem Zimmer angelangt, schrieb er an Kestner: „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort! Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel. Ich war sehr gefaßt, aber Euer Gespräch hat mich auseinander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als: Leben Sie wohl! Wäre ich einen Augenblick länger geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen gehe ich. O mein armer Kopf!“ — Der Einschluß an Lotte lautete: „Wohl hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß, wann! Lotte, wie war mir's bei Deinem Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letztemal, daß ich Sie sehe! Nicht das letztemal, und doch gehe ich morgen fort. Fort ist er! Welcher Geist brächte Euch auf den Diskurs! Da ich alles sagen durfte, was ich fühlte — ach, mir war's um hienieden zu thun, um Ihre Hand, die ich zum letztenmal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiedertehren werde, und der liebe Vater der mich zum letztenmal begleitete! Ich bin nun allein, und darf weinen. Ich lasse Euch glücklich, und gehe nicht aus Euern Herzen. Und sehe Euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer! Sagen Sie meinen Vuben: Er ist fort. Ich mag nicht weiter.“ Am nächsten Morgen um sieben Uhr reiste Göthe ab, ein Freund gab ihm zu Pferde eine Strecke das Geleit. Als Lotte seine letzten Zeilen erhielt, traten ihr die Thränen in die Augen, doch gestand sie ihr Bräutigam, es sei ihr lieb, daß er gegangen. Kestner war niedergeschlagen, und die Kinder des Deutschen Hauses in großer Betrübniß.

Göthe suchte indesß Linderung seiner Schmerzen da, wo ein reines Herz stets finden wird, in der Natur. Mit Merck hatte er verabredet, sich bei Frau von la Roche in Koblenz einzufinden zu wollen, Merck wollte ihn von da abholen. Sein Gepäc hatte Göthe schon vorher besorgt, und nun wanderte er selbst zu Ufer der Rahn hinab. Sein Auge flog über die Schönheiten der Gegend zu Liebe hin, sein Herz erfreute sich an der Mannichfaltigkeit der bebaueten Felsen der sonnigen Gipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlösser und der blauen Berge, die aus der Ferne herüberwinkten. Ueber Weilburg, Limburg, Diez und Nassau gelangte er nach Gns, und fuhr dann auf einem Rahn zu

Fluß hinab. Der alte Rhein, von dem jener Spruch Logau's sagt, man solle ihn nicht Rhenus, sondern Venus nennen, bewährte seinen Zauber auch auf das Gemüth des Dichters, der den schönen Fluß an einer seiner schönsten Stellen, bei Oberlahnstein, zum erstenmal sah. Ihn entzückte auch die Lage des Schlosses Ehrenbreitenstein, welches herrlich und majestätisch, ein Bild stolzer Kraft, von der Höhe winkte. Am Fuße derselben lag das Haus, welches für Göthe vorläufig das Ziel seiner Reise bildete, die Wohnung des Geheimraths von la Roche, den wir nebst seiner Gemahlin Sofie aus Wieland's Leben bereits genauer kennen *). Merck hatte den jungen Dichter angekündigt, er fand eine freundliche Aufnahme. Die Mutter war bekanntlich selber Schriftstellerin, mit Göthe theilte sie eine gewisse Schwärmerci des Gefühls; zu dem Herrn von la Roche bildete des jungen Gastes heiterer Weltfinn ein bequemes Band, und zu den Töchtern die Jugendlust.

Doch nicht lange blieb Göthe der einzige Gast des Hauses; von Düsseldorf her, wo er bei der Familie Jakobi verweilte, kam Leuchsenring. Als hessendarmstädtischer Rath war er 1769 mit dem Erbprinzen nach Leyden, und von da nach Paris und der Schweiz gegangen. Auf diesen Reisen wußte er sich an viele bekannte und angesehene Persönlichkeiten durch seine glatte Manier heranzudrängen, auch gelang es ihm, mit einigen derselben eine Korrespondenz einzuleiten; sogar fremde Brieffschaften wußte er zu erlangen. Bei dem schönen Geschlechte war er durch seine große Gewandtheit, Aufmerksamkeiten zu erweisen, beliebt. Merck bezeichnete ihn treffend als einen jener Menschen, die ohne sonderliche Talente mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen, und durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu machen suchen. Leuchsenring führte als Beleuchtungsapparat für seine eigene werthe Persönlichkeit mehrere Kasten mit sich, welche den vertrauten Briefwechsel mit seinen sogenannten Freunden, und die Briefe dritter enthielten. Ein besonderer Schatz waren die Briefe, welche Julie Bonaldi, Wieland's ehemalige Braut**) mit Rousseau gewechselt hatte. Leuchsenring verfehlte nicht, diese Briefe öffentlich vorzulesen; daß Herr von la Roche, sobald die Kasten geöffnet und die Menagerie hervorgeholt wurde, sich der Gesellschaft entzog, störte den siegesgewissen Vorleser nicht im mindesten. Auch Göthe hörte gern zu, sein Gesichtskreis erweiterte sich durch mancherlei.

In diesen Kreis trat nun auch Merck ein, der mit seiner Familie von Darmstadt kam. Sein kaltes und treffendes Urtheil öffnete dem jungen dichterischen Freunde sehr bald die Augen über die Endzwecke des glatten, überall sich andrängenden Vorlesers, so daß Göthe später denselben in dem satyrischen Fastnachtspiele Pater Drei ein gebührendes Denkmal setzte. Nach Merck's Ankunft hörten die Vorlesungen bald auf, die Gesellschaft trennte sich mehr in kleinere Kreise. Göthe verkehrte von nun an gern mit der ältesten Tochter, Maximiliane, welche durch ihre niedliche Gestalt und ihre schwarzen Augen ihn besonders anzog. Die Erinnerung an die eben erst überstandene schmerzliche Trennung von Lotte hinderte nicht, in Göthe's Herzen die Gefühle ungeflör

*) Vergl. im zweiten Bande unseres Werkes S. 83 ff. 90 ff. 105 ff. 142 ff.

**) II, 100, 101, 104, 105.

aufblühen zu lassen, in deren Erinnerung er später die Worte schrieb: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.“ Man muß nicht vergessen, daß Göthe's ganze Natur von seiner frühesten Jugend an sich auf einem ausschließlichen Gefühlsleben aufbaute, um solche immerhin bedenkliche Aeußerungen, die einen Charakter wahrlich nicht in günstiges Licht zu setzen geeignet sind, würdigen zu können.

Merck besaß den Takt, die Gesellschaft durch seinen Aufbruch — Göthe ging mit ihm — noch früh genug zu trennen, ehe mißliebige Streitigkeiten oder unerwartete Verhältnisse sich gestalten konnten. Man ging im besten Einvernehmen auseinander. Göthe fuhr mit Merck und den Seinen den Strom hinauf. Bei der ohnedies so langsame Fahrt wurde der Schiffer noch besonders ersucht, sich nicht zu übereilen, und bei dem herrlichsten Wetter konnte nun der schöne Strom und seine großartigen Ufer, mit denen der Hauch der halb verklungenen Sage und der immer wieder neuen und gegenwärtigen Dichtung unzertrennlich verbunden ist, ungehindert auf das Gemüth und den Kunstsinne der Reisenden wirken.

Gemeinsam mit Merck hatte Göthe manches schöne Bild der Reise gezeichnet; ihr gegenseitiges Verhältniß war durch die längere Fahrt, auf welcher sie meist auf einander angewiesen waren, bedeutend inniger geworden. Merck gewann einen großen Einfluß auf den Dichter, der dem ältern Freunde durch sein jugendfrisches Wesen lieb und fast unentbehrlich wurde.

Nach der Rückkehr ins Vaterhaus mußten aus Mangel einer gewohnten Beschäftigung alte Liebhabereien wieder hervorgeholt werden. Göthe sammelte Gipsabgüsse und malte in Oel, und ein Messerstiel von Schildpatt — so erzählt er — gelang ihm zum Erstaunen. Schwester Kornelia wurde wieder die Vertraute der neuen Liebeschmerzen, und mit dem Deutschen Hause in Weßlar wurde ein reger schriftlicher Verkehr eingeleitet. Gegen das Ende des September hatte er das Vergnügen, Restner bei sich in seinem Hause zu sehen. Restner schrieb darüber in sein Tagebuch: „Es war mir eine unbeschreibliche Freude, er fiel mir um den Hals und erdrückte mich fast.“ Auch seine geliebte Lotte sollte er bald wiedersehen. Im November begleitete er seinen Schwager Schlosse den Geschäfte nach Weßlar riefen, und verweilte mit ihm daselbst vier Tag lang; im Deutschen Hause wurde er aufs herzlichste empfangen. Nach seiner Rückkehr schrieb er an Restner: „Wenn ich denke, wie ich von Weßlar zurückkomme, so ganz über meine Hoffnung liebenswürdig worden zu sein, bin ich viel ruhig. Ich gesteh's Ihnen, es war mir halb angst, denn das Unglück ist mir schon oft widerfahren. Ich kam mit ganzem, vollem, warmem Herzen, lieber Restner, da ist's ein Höllenschmerz, wenn man nicht empfangen wird, wie man kommt. Aber so — Gott gebe Euch ein ganzes Leben, wie mir die paar Tage waren!“ Wenn Göthe in Frankfurt war, so gingen Gaben der Liebe zwischen den Freunden hin und her. Göthe schickte Exemplare der Frankfurter gelehrten Anzeigen, des Büchleins von deutscher Baukunst, Kleiderzeug für Lotte,

Bilder für die geliebten Buben in des Amtmanns Hause, Zeug zu Wams und Pumpfosen und ähnliche Dinge. Lotte schenkte dem Freunde die blüthenfarbene Busenschleife, die sie am 9. Juni, jenem Tage ihrer ersten Bekanntschaft trug, und beglückte ihn dadurch hoch.

Zu den Personen, mit denen Göthe in Wezlar flüchtig in Berührung gekommen war, gehörte auch Karl Wilhelm Jerusalem, der Sohn des vortrefflichen und gelehrten Abtes Jerusalem zu Riddagshausen im Herzogthum Braunschweig. Er war braunschweigischer Gesandtschaftssekretär in Wezlar. Zuvor war er in Wolfenbüttel gewesen und hatte daselbst mit Lessing verkehrt; letzterer gab später einige philosophische Aufsätze des vielversprechenden jungen Mannes mit einem Vorworte heraus, in welchem er sagte: „Als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte er mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. Seine Laufbahn war kurz, sein Leben schnell; doch lange leben ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein viel leben ist, so waren seiner Jahre nur für uns zu wenig. Wie empfindbar, wie warm, wie thätig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war, das wissen seine übrigen Freunde noch besser als ich.“ Jerusalem war im September 1771 nach Wezlar gekommen, Göthe kannte ihn schon von Leipzig her; er schildert ihn als einen hübschen blonden Jüngling von weichen Zügen; seine Kleidung war gewöhnlich die, welche die Niederdeutschen zu tragen pflegten: blauer Frack, ledergelbe Weste und Beinkleider, und Stiefel mit braunen Stulpen. Er liebte Natur und Einsamkeit, und erfreute sich besonders an Zeichnungen, welche träumerisch stille Gegenden darstellten. Seine Schwermuth wurde durch unverdiente Kränkungen von Seiten brutaler Vorgesetzter und aufgeblasener Adliger gesteigert, und als ihn dazu noch eine überwältigende Leidenschaft zu der Gattin eines pfälzischen Gesandtschaftsbeamten erfaßte, ging sein männliches Bewußtsein in der Fluth der andringenden Leiden unter, und er beschloß, seinem Leben ein Ende zu machen, ein Entschluß, den er schon vorher mit philosophischen Gründen zu vertheidigen öfter unternahm. Von Restner borgte er sich die Pistolen, er verlangte sie in einem Billet, welches genau mit dem entsprechenden Billet im Werther übereinstimmt; überhaupt entlehnte Göthe die ganze Darstellung des tragischen Vorfalles von dem wirklichen Ereignisse, mit dessen Hergang Restner ihn im November 1772 genau bekannt machte. Einzelne Stellen des Restner'schen Berichtes, wie z. B. das Schlußwort: „Rein Geistlicher hat ihn begleitet,“ sind von Göthe wörtlich wiedergegeben worden.

Jerusalem's Ende machte auf Göthe einen gewaltigen Eindruck; deutlicher als je sah er nun den Abgrund, von welchem ihn der besonnene Merck zurückgezogen hatte. Die Liebe zu Lotte war immer noch nicht erloschen, und je näher der Vermählungstag heranrückte, desto mehr wuchs Göthe's leidenschaftlicher Unmuth. Restner war Archivrath in Hannover geworden, im Frühjahr 1773 fand die Hochzeit statt. Den Tag derselben, den Palmsonntag, hatten die Verlobten dem Freunde absichtlich verheimlicht, Göthe hatte die Trauung am ersten Ostersag erwartet; als er die Nachricht erhielt, schrieb er an Restner: „Gott segne

Euch, denn Ihr habt mich überrascht! Auf den Karfreitag wollte ich heilig Grab machen und Lotten's Silhouette begraben. So hängt sie noch, und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl! Grüßt mir Guern Engel. Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut mein Brunnen. Und Euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich.“ Als er von einer Freundin den Brautstrauß Lotten's erhielt, befestigte er denselben an seinem Hute, als er bald darauf nach Darmstadt zu seinem Merck wanderte, und betrachtete ihn im Selbstgefühl seines heldenmüthigen Entfagens als einen ritterlichen Schmuck. Kestner starb im Jahre 1800 zu Hannover, Göthe blieb bis an dessen Tod mit ihm in Verbindung.

Als er die Nachrichten über den Tod Jerusalem's im November 1772 erhielt, stüchtete Göthe im Drange seines Herzens zu Merck nach Darmstadt, wo er bis gegen Mitte Dezember verweilte; um vieles heiterer kehrte er nach Frankfurt zurück. Zu seiner Zerstreuung wirkte nun auch der Verkehr mit einigen befreundeten Familien seiner Vaterstadt, unter denen besonders das Haus des reichen Kaufmanns Gerod genannt wird. Eine Tochter dieses angesehenen Mannes, Antoinette, war von Jugend auf dem Dichter leidenschaftlich zugethan gewesen; sie soll Anlaß zu dem Bilde der Mignon im Wilhelm Meister gegeben haben. Kestner erzählt, daß er bei dem erwähnten Besuche in Frankfurt mit Göthe und einigen Freunden auf dem Walle spazieren gegangen sei. „Unvermuthet“ — so fährt er fort — „begegnete uns ein Frauenzimmer. Wie sie den Göthe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht, plötzlich lief sie auf ihn zu und in seine Arme, sie küßten sich herzlich; es war die Schwester der Antoinette.“ Göthe selbst erzählte im Januar 1773 seinem Freunde Kestner, er habe einige Freundinnen auf den Wall gepußt, obgleich er selber nicht mitgegangen; einer derselben habe er aus ihrem Schmucke eine prächtige Aigrette von Juwelen und Federn zusammengestuzt. Darauf habe er mit Antoinette und einer andern Freundin einen Nachtpaziergang auf der Brücke gemacht und nach der Rückkehr ins Haus ihnen den Homer übersetzt. In den Winter von 1772 auf 1773*) fällt auch, was Göthe an einer andern Stelle so anmuthig über die durchs Loos bestimmten Ehen erzählt, die man in dem Freundeskreise einzuführen beliebte (Dicht. u. Wahrh. XV. Buch, am Ende).

Wir beschließen unsere Darstellung der Frauenbekanntschäften Göthe's an dieser Zeit mit der Betrachtung eines Gedichtes, welches dem Verhältnisse z. Lotte seine Entstehung verdankte; „der Wanderer“ ist gemeint. Nach Göthe's eigenem Zeugnisse schrieb er es im Sommer 1772 in seinem Garten in Weßlar nieder, bei der jungen Frau dachte er an Lotte und ihr zukünftiges häusliches Glück. Die Staffage entlehnte Göthe den Erinnerungen der Reise, die er von Straßburg aus nach Saarburg unternommen hatte. Von der Umgegend des kleinen Ortes Niederbrunn erzählt Göthe: „Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern umspülte mich der Geist des Alterthums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Vasreliefs und Inschriften, Säulenträufeln

*) Heinrich Viehoff führt a. a. D. II, 62 ff. den blindigen Beweis für diese Angabe.

und Schäften mir aus Bauerhöfen zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe gar wundersam entgegenleuchteten.“ Das Gedicht erschien zuerst im Göttinger Musenalmanach des Jahres 1773.

Es wird berichtet, Angelika Kaufmann in Rom sei durch den Wanderer, das erste, was sie von Göthe las, zu hoher Bewunderung hingerissen worden, und habe den Verfasser als großen Künstler sofort bezeichnet. Es wird in der That nicht leicht ein wundervolleres Bild geschaffen werden können, als in diesem Gedichte vor unsern Augen erscheint. In den Trümmern des Tempels ist die Hütte des Arbeiters gebaut, von efeuumschlungenen Ulmen beschattet, vom Gebüsch verdeckt, ein klarer Quell rieselt daraus hervor. Aus dem Schutte streben die letzten Säulen empor, düstres Moos auf dem heiligen Haupte, an das schöne Gefirn klebt die Schwalbe ihr Nest, und grünender Rasen überwuchert die erhabenen Reste; der Geist der Trauer über die Vergänglichkeit alles Schönen umweht den heiligen Ort. Doch die Natur kennt keinen Stillstand und keine ewige Vernichtung; aus den Trümmern erhebt sich neues Leben, und dieselben Kräfte, deren Werk die Zerstörung ist, bereiten den Boden für eine neue Schöpfung. Aus den herabgestürzten Tempelsteinen baut der Landmann seine Hütte auf, und lebt darin mit Weib und Kind. In den Armen der jungen Frau wiegt sich der lächelnde Knabe, das Bild des blühenden, wachsenden, versprechenden Lebens; die Freude und Wonne der jungen Mutter. Und wenn die reine Freude des guten Menschen dem Schöpfer, dem Gott der Liebe ein Wohlgefallen ist, so ist ja auch sie ein Gebet, und in den Trümmern des niedergesunkenen Tempels hat sich ein neues Gotteshaus aufgebaut, in dem der Höchste verehrt wird durch aufopfernde Liebe und nützlichcs Schaffen, die dem ewigen Vater ein süßeres Opfer sind, als die todtcn Gaben aus der Thierwelt und dem Pflanzenreiche, die in grauer Vorzeit hier auf dem Altare dampften. Der Wanderer schaut das Glück des jungen Weibes, doch selber daran theilnehmen kann er nicht; eine geheime Unruhe treibt ihn hinweg, der Einladung der Frau entgegen, ihn scheint eine Erinnerung fortzuziehen, so wie Göthe von Lotte und ihrem Glück floh, wenngleich mit einem Segenswunsche. In dem Gedichte aber scheidet der Wanderer mit dem Wunsche, der auch in Göthe's Brust lebendig war: daß ihm das Schicksal einst auch eine Liebe voller Glück und Treue und Dauer, ein liebes Weib mit dem lächelnden Knaben auf dem Arm bescheeren möge.

Welche Fülle von poetischen Anschauungen umfaßt dieses Gedicht in seinem engen Rahmen! Die alte Zeit und die Gegenwart sind in ihren grundverschiedenen Anschauungen unter einem höheren Gesichtspunkte zu Einem Zwecke zusammengestellt, und so weite Aussichten spannen sich befriedigend und künstlerisch abgeschlossen in Einen Rahmen. Das freie Versmaß fügt sich passend dem mannichfach wechselnden Gedanken; die Sprache ist jedoch nicht so vollendet, als sie im „Ganymed“, im „Prometheus“ u. a. erscheint. Das Ganze ist das Erzeugniß eines großen Künstlergeistes, und in dem Alter von dreiundzwanzig Jahren, in welchem der Dichter es niederschrieb, eine sichere Anweisung auf ungewöhnliche Leistungen.

Es war und blieb die Kunst, in welcher Göthe eigentlich webte und lebte, wenn er auch nach dem Wunsche seines Vaters der Praxis als Advokat einige

Stunden widmete und einige kleinere Sachen besorgte, welche sein Oheim Textor und die Gebrüder Schloffer ihm zuwandten. Doch wurde diese Thätigkeit ein Band zwischen dem Vater und dem Sohne. Der Rath Göthe las mit vielem Vergnügen die Akten, besprach sie mit seinem Sohne und machte seine Vorschläge, so daß er in eine Thätigkeit gerieth, welche er lange entbehrt hatte. Der Sohn diktirte die erforderlichen Aufsätze einem gewandten Kopisten, der mit allen Kanzleiförmlichkeiten völlig vertraut war. Der Vater war mit dem Sohne nun völlig zufrieden, und sah allem, was er sonst trieb, gern nach, in der sehnlichen Erwartung, daß nun auch die poetischen Beschäftigungen seines Sohnes bald erfreuliche Früchte zu Tage fördern möchten.

Auch diese Erwartung sollte bald in Erfüllung gehen. Götz von Berlichingen war es, der nun mit voller Gewalt die Seele des jungen Dichters erfaßte, und angeregt durch die Reden und Mahnungen seiner Freunde, gab er ihm diesmal eine Gestalt, in der er nun vor der Welt erscheinen konnte. Schon in Straßburg hatte er Quellenstudien betrieben, und das Werk des Johann Philipp Datt *De pace imperii publica* genau durchgelesen. Seine Hauptquelle aber war ein Buch, welches den Titel führt: „Lebens-Beschreibung Herrn Götzens von Berlichingen, Zugenannt mit der Eisern Hand, Eines zu Zeiten Kayfers Maximiliani I. und Caroli V. kühnen und tapfern Reichs-Kavaliers. Mit verschiedenen Anmerkungen erläutert und mit einem vollständigen Indice versehen, zum Druck befördert von Verono Franz von Steigerwald;“ beigefügt ist eine Abhandlung: „Historische Nachrichten von dem Ursprung, Art und Beschaffenheit derer in Teutschland ehemals in Schwang gegangenen Fehden und Diffidationen. Nürnberg 1731.“ Die zweite Umarbeitung behauptet Göthe, angetrieben durch seine Schwester, in sechs Wochen niedergeschrieben zu haben. Auch diese zweite Bearbeitung genügte dem Dichter noch nicht, er wollte abermals einschmelzen und umarbeiten, aber Merck tadelte das ewige Säumen und Zaudern; „keine Zeit auf den Zaun, so trocken die Windeln!“ rief er aus, und machte Göthe den Vorschlag, mit ihm gemeinschaftlich die Herausgabe zu besorgen. Der Dichter ging darauf ein, Göthe besorgte das Papier, Merck den Druck; im Sommer 1773 erschien das Werk, das Exemplar kostete zwölf Gutegroschen. Aber da bei der allgemeinen Nachfrage der Versandt nicht rasch genug besorgt werden konnte, so erschien sehr bald ein Nachdruck, der allen Gewinn aus Merck's und Göthe's Händen zog, so daß letzterer nicht einmal zur Deckung seiner Ausgaben gelangte. Das Aufsehen, welches das Drama erregte, war sehr groß, in Berlin mußte es sechsmal nacheinander gegeben werden.

Es liegt uns nun ob, das Verhältniß der ersten zu der zweiten Bearbeitung zu betrachten, und die letztere dann genauer durchzugehen. Von der ersten Bearbeitung sagt Göthe selbst: „Da ich mich ohne Plan und Entwurf bloß der Einbildungskraft und einem innern Trieb überließ, so war ich von vornherein ziemlich bei der Klinge geblieben, und die ersten Akte konnten für das, was sie sein sollten, gar füglich gelten; in den folgenden aber, und besonders gegen das Ende, riß mich eine wunderfame Leidenschaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt; unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Interesse an ihrem Schicksal

nahm überhand, und wie ohnehin gegen das Ende Götz außer Thätigkeit gesetzt ist und dann nur zu einer unglücklichen Theilnahme am Bauernkriege zurückkehrt, so war nichts natürlicher, als daß eine reizende Frau ihn bei dem Autor ausstach.“ — Diese erste Bearbeitung war also nur in den ersten Aufzügen das, was sie sein sollte, nämlich die Geschichte des Götz von Berlichingen, in den letzten Aufzügen trat der Leser in ein ganz neues Drama, in die Liebeshändel der Adelheid, deren Bühlerkünsten der Dichter sogar einen Franz von Sickingen unterliegen ließ. Zu dieser abenteuerlichen Wendung stimmte es ganz natürlich, wenn die Zigeunerfzenen sich in die Breite dehnten, und Adelheid's Schönheit auch bei den Zigeunern Wunder that. Alles das war ein Hinweis, daß nicht die klare Anschauung des bewußten Künstlers dieses Stück geschaffen, sondern vielmehr ein erregtes künstlerisches Gefühl, welches alles, was unter seinem Hauche entsteht, freilich in künstlerischer Form gibt, aber auch der Gefahr, hierhin und dorthin abzuschweifen, stets ausgesetzt ist. Was bei solchen Umständen und Neigungen zuerst in Gefahr kommt, das ist die Einheit der Handlung in dem Drama, und diese ist es in der That, welche in der ersten Bearbeitung völlig zerstört ist.

In der zweiten Bearbeitung wurde die eigentliche Aufgabe, das Leben des Götz zu zeigen, mehr fest gehalten, doch gelangte diese Aufgabe auch darin nicht zu künstlerischer Lösung, da auch hier das Interesse an den Einzelheiten die Hauptfigur zu sehr in den Hintergrund drängt, und dadurch die Wirkung des Ganzen beeinträchtigt. Auf dieses Verweilen bei den Einzelheiten wurde Göthe schon durch den Stoff hingeführt, denn das Leben eines Ritters, der aus einer Fehde in die andere gestürzt wird, dessen Leben in diesem ewigen Kämpfen sein eigentliches Element findet, hat an und für sich bei allem Wechsel der Ereignisse doch immer etwas Einseitiges, und nur durch Zusammenstellung möglichst verschiedenartiger Einzelheiten kann der Dichter, der bei den Fehden zu verweilen gezwungen ist, der Einseitigkeit in seiner Darstellung ausweichen.

Und noch ein anderer Grund ist es, der unsere Aufmerksamkeit mehr auf das gerade Gegenwärtige, als auf ein schließlich zu erlangendes großes Ziel spannt: im Charakter des Götz, wie die Geschichte ihn bietet, treten mehr seine Eigenschaften in vielen einzelnen, unter sich gleichwiegenden kleinen Zügen, als seine Richtung in Einem großen Ringen nach Einem bedeutungsvollen Ziele zu Tage. Daher gewinnen wir für den edlen, jeder Aufopferung fähigen Mann sogleich beim ersten Auftreten ein warmes Interesse, welches aber nicht in seiner Stärke anhält, da es nicht gesteigert wird, und jedes Gefühl, das nicht stufenweise sich verstärkt, erkaltet naturgemäß, wenn auch langsam, aber doch sicher; das ist schon im wirklichen Leben der Fall, noch mehr aber bei den Gefühlen, welche nur die Kunst des Dichters in unserer Brust erregt. Selbst bei der vollendet guten Aufführung ermüdet der Götz von Berlichingen schließlich den Zuschauer, während die Ifigenie ebensowohl wie etwa der Wallenstein, der Tell das Interesse immer höher anspannen. An demselben Fehler leiden Schiller's Räuber, und kein von allen Stücken weicht diesem Fehler geschickter aus, als der Kaufmann von Venedig. Lessing nannte den Götz von Berlichingen eine dialogisirte Kronik; er wollte durch diesen Ausdruck auf den Hauptfehler des

Stückes, auf den Mangel einer ebenmäßig fortschreitenden und sich steigenden Handlung hinweisen.

Vergleichen wir die Fabel des Drama's mit den geschichtlichen Thatfachen, so finden wir in der Geschichte begründet die Fehde mit dem Bischof von Bamberg, die Fehde mit den Nürnbergern, die Reichsacht, die Haft zu Heilbronn, den Bauernkrieg; der Tod des Götz aber erfolgte erst in seinem hohen Greisenalter, mehr als dreißig Jahre nach dem Bauernkriege. Im Drama erscheint der Tod aus heiler Haut bei dem sonst so mannhaften Ritter entschieden als ein auffallendes Ereigniß. Manche Begebenheiten der Geschichte hat der Dichter, obwohl sie ein weiter Zeitraum trennte, nahe zusammen gezogen; oder aus der Regierung des einen Kaisers in die des andern verlegt. Zu solchen Veränderungen war der Dichter sehr wohl berechtigt, wenn er nur an der geschichtlichen Treue der Charaktere seiner Helden und an der Farbe der Zeit festhielt. Letzteres scheint uns nicht so ganz der Fall zu sein; die Gegner des Götz zeigen eine Routine in der Schmeichelei und Buhlerei, wie sie eher wohl am Hofe Ludwig's des Vierzehnten als am Ende des funfzehnten Jahrhunderts und am Anfange des sechzehnten an deutschen Höfen erscheint. Vielleicht lag der Grund zu dieser Abschweifung des Dichters in dem Umstande, daß er eine so ungewöhnlich große Zahl von erdichteten Persönlichkeiten in sein Drama aufnahm; erdichtet sind von den Hauptpersonen Maria, Adelheid, Weislingen, Lese, Georg, Franz, und von den Nebenpersonen die meisten. In Shakespeare's Stücken finden wir, wenn sie historische Stoffe behandeln, niemals eine so große Anzahl von Geschöpfen der Fantasie.

Unter diesen vielen fremdartigen Thaten ging denn auch der eigentliche Grundgedanke des Stückes fast gänzlich zu Grunde. Götz soll doch jedenfalls wohl als Vertreter des wahren Rechtes gegen die Ränke des Eigennuzes, als Schützer der Unschuld gegen die Gewalt erscheinen; Göthe selber sagt, er habe in ihm einen biedern Selbsthelfer in rauher, anarchischer Zeit darstellen wollen. Aber Götz erscheint gar nicht als ein Helfer, als ein Verteidiger; seine ganze Thätigkeit ist fast nur eine abwehrende, seine eigenen Verhältnisse beschäftigen ihn in so erdrückender Weise, daß er gar keine Gelegenheit findet, in freiwilliger Thätigkeit, in frischer Unternehmungslust zu erscheinen. Und schließlich unterliegt er ja ganz schmachlich, und zwar unterliegt er nicht im Kampfe für ein großes Ziel, sondern die Ränke seiner Feinde drücken ihn zu Boden. Und welcher Feinde! Die elendesten Kreaturen, ein schwarzenender und hulsender Pfaff, ein jammervoller, weibischer Lummann wie Weislingen, ein ränkefüchtiges, feiles Weib, das sind die Gegner, welche dem Vertreter der größten Ideen der Menschheit immer schwerer den Fuß auf den Nacken setzen, bis er endlich in diesen Banden sein Leben aushaucht.

Dieser edle Götz, der wahrlich schon allzu viel Qualen zu tragen hat, wird gegen den Schluß des Stückes nun noch völlig unverdienterweise in die schrecklichste Seelenqual geworfen. Er hat sein Wort gegeben, die Waffen nicht wieder zu ergreifen, sein Gebiet nicht zu verlassen; doch die Bauern zwingen ihm das Schwert in die Hand, er bricht sein Wort und wird ihr Hauptmann, und dadurch verliert er die tröstende Ruhe seiner Seele und besleckt seine bis dahin

leuchtend reine Mannesehre. Auf diese Weise geh mit dem Helden auch die Idee zu Grunde, für welche er eingetreten war, und statt uns zu erheben, statt uns über Tod und Grab hinweg die Aussicht in die bessere Zeit zu eröffnen, zu welcher das Blut des gemordeten Helden der Same wäre, statt alles dessen drückt der Schluß uns dumpf und peinigend zusammen, und wenn der Schauspieler gar noch in den Fehler verfällt, den zu bemerken man heute leider so oft Gelegenheit hat, daß er nämlich auf das körperliche Leiden des Göz ein zu großes Gewicht legt, dann erscheint das Wort der Elisabeth: „Die Welt ist ein Gefängniß!“ im grellen, fast höhnnenden Lichte, und mit Unwillen wenden wir uns von einem Stücke, das in so krasser Weise eine Moral predigt, die man nur im Munde von Jesuiten und ähnlichen Sataniten gewohnt ist. Unwillkürlich stimmen wir in den Ruf des sterbenden Göz mit ein: Freiheit! Freiheit! und mit tröstender Gewißheit erinnern wir uns daran, daß im Leben die höchsten Ideen nicht so schmählich zu Grunde gehen, wie in diesem Stücke.

Wir sind wahrlich nicht Willens, die großen Schönheiten dieses Stückes zu verkennen oder zu verkleinern, aber eine ängstliche Lauheit, ein Zagen vor allem Ergreifenden, ein Zurückbeben vor dem Gewaltigen, das die tiefste Seele aufwühlt, ist im Göz nicht zu verkennen und nicht hinwegzuläugnen. Wir werden an das Bestreben der Frau Rath erinnert, alles Aufregende um jeden Preis fern zu halten, und vor allen Dingen die Gleichmäßigkeit des Gefühls zu wahren, die von der erhabenen Seelenruhe der Stoiker sehr weit entfernt ist. Auf die Ausmalung völlig individueller Leidenschaften, auf die Schilderung üppiger Weiberreize ist dagegen viel Zeit und Fleiß verwandt, und auf dieser Seite zeigt sich eine Wahrheit und Folgerichtigkeit der Charaktere und eine Treue der Darstellung, die von hoher Meisterschaft zeugt. Die Persönlichkeiten, welche diese Eigenschaften tragen, sind bei weitem die vollendetsten des ganzen Stückes; Adelheid ragt über alle andern hervor, sie verbunkelt in ihrer vollendeten fesselnden Gestalt, in ihrer unwiderstehlichen Gewalt selbst den Helden des Stückes, den Göz.

Bei der Abfassung des Göz hatte Göthe als Muster die Stücke Shakspeare's vor Augen, die damals noch als regellose Gestalten des Genies galten, welches keine Gesetze der Kunst kennt, und kein Gesetz anerkennt, als das eigene Gefühl. So warf Göthe auch die lächerlichen Einheiten der künstelnden Franzosen weg, und in der Freiheit der Form gab er ein Beispiel, in dessen Verfolg von weniger berufenen Geistern nun alle Regeln überhaupt geläugnet wurden und die absolute Formlosigkeit so sehr einziges Bestreben wurde, daß Lessing mit Recht auf die große Gefahr unwillig hinweisen konnte, die dem deutschen Drama drohte, das der große Kritiker erst durch seine heroischen Anstrengungen auf eine gesunde Bahn gelenkt hatte. In seiner Ifigenie sollte Göthe später die Regeln der Dramaturgie auf die herrlichste Weise darstellen.

Von den mannichfachen Verdiensten des Göz ist keines größer, als daß dieses Schauspiel die deutsche Dichtung auf den herrlichen Weg zu den großen historischen Stücken hinriß, auf dem Schiller später so Großes leistete.

Zum Schluß unserer Besprechung möge hier noch das Urtheil Friedrich's des Großen über den Göz stehen. In seinem Werke *De la litterature allemande* sagt er auf Seite 47: *Voilà encore un Goetz de Berlichingen qui*

parait sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes. Wir führen diese Worte nicht an, um auf den großen König einen Stein zu werfen, sondern nur um zu zeigen, wie die unselige Vorliebe zu dem Fremden, die Entfernung von dem festen heimischen Boden selbst die größten Geister heirren und in die Fesseln ungläublichen Irrthums schlagen kann.

Im Frühjahr 1772 war der Götz von Berlichingen in der Handschrift vollendet, und nach dieser großen Arbeit, mit dem er ein Stück seines Seelenlebens von sich weggegeben hatte, sah Göthe einem Sommer entgegen, der um so mehr einsam erschien, als auch die liebsten seiner Bekannten fortgingen. Schwester Kornelia verheirathete sich an Schlosser und folgte ihm nach Emmendingen im Badenschen; Karoline Flachsland vermählte sich am 2. Mai mit Herder und begleitete denselben in seine Einsamkeit zu Bücheburg. Göthe feierte in Darmstadt noch ihre Hochzeit mit, und nahm dann zugleich auch Abschied von Merd, der die bereits erwähnte Reise nach Petersburg im Gefolge der Landgräfin Karoline im Juni antrat, und erst im November desselben Jahres heimkehrte. Ein lebhafter Briefwechsel mit dem Freunde und höchst anziehende Schilderungen aus seiner Feder konnten die lebendige Gegenwart doch nicht ganz ersetzen, und gerade zu dieser Zeit, wo Göthe aus dem Dunkel seines bisherigen Lebens in das helle Licht des Ruhmes trat, entbehrte er den Rath und Beistand des erfahrenen Freundes höchst ungern.

Um so lieber war ihm der Kreis, der in Frankfurt sich jetzt für ihn anthat, ein Kreis, den Göthe bis dahin zuweilen mit Spott betrachtet hatte; Verwandte von Friß Jakobi gehörten dazu, unter ihnen Johanna Fahlmer; durch Heirath war sie Jakobi's Tante geworden und wurde in der Familie, obwohl sie noch jung war, meist die Tante genannt. Später, nach dem Tode von Göthe's Schwester, wurde sie Schlosser's zweite Gattin. Anfangs hegte die Familie Jakobi keine ganz besonders gute Meinung von dem Dichter des Götz; im Jahre 1775 schrieb Friß Jakobi an Wieland: „Anfangs sahen wir beide den Göthe als einen feurigen Wolf an, der Nachts an honetten Leuten hinaufspringe und sie in den Roth wälze. Das garstige Thier! riefen wir aus; und ich lauter und heftiger als Sie.“ Durch die Frauen wurde die Freundschaft zwischen den Männern angebahnt. Johanna Fahlmer war von zartem Gemüth und von reicher Bildung des Geistes, sie wußte den oft brausenden Ungezügten des Dichters durch Geduld und durch feinen Hinweis auf die Unregelmäßigkeiten seines Benehmens zu mäßigen. Auch Jakobi's Gattin und seine Halbschwester Charlotte kamen öfter von Düsseldorf zum Besuch nach Frankfurt. Mit ihnen verkehrten auch die Töchter des bereits genannten Kaufmanns Gerold und zwei Töchter eines Juwelenhändlers Krespel. Alle diese Persönlichkeiten waren für Göthe willkommene Gesellschafter, er sollte aber auch für sein Herz eine Leidenschaft finden, ohne die ihm ja eigentlich nie wohl war. Die älteste Tochter der Frau von la Roche, die schon erwähnte Maximiliane, die bereits in Ehrenbreitenstein seine Neigung gewann, verheirathete sich mit dem reichen Kaufmann Brentano, und zog im Januar 1774 nach Frankfurt. Göthe wurde ein täglicher

Gast des Hauses, dessen Verhältnisse Merck in einem Briefe an seine Gattin vom 29. Januar 1774 mit folgenden sehr bezeichnenden Worten schildert: „La semaine passée je fus à Francfort voir notre amie de la Roche. C'est un assez singulier mariage que celui qu'elle a fait faire à sa fille. C'est un homme assez jeune, mais chargé de cinq enfants. D'ailleurs assez riche, mais un negociant qui a fort peu d'esprit au-delà de celui de son état. C'était un triste phénomène pour moi d'aller chercher notre amie a travers des tonneaux de harengs, des frommages. Il paraît qu'elle s'est laissée induire par Mr. Dumeiz*), qui n'a consulté que la fortune et l'avantage particulier pour lui d'avoir une maison agréable à fréquenter. Tu aurais dû voir Madame de la Roche faire tête à tous ces propos et badinages de ces gros marchands, supporter leurs dîners magnifiques et amuser leurs lourds personnages. Il s'est passé des scènes terribles, et je ne sais, si elle ne sera pas accablée sous le fardeau de ces regrets. Göthe est déjà l'ami de la maison, il joue avec les enfants et accompagne le clavecin de Madame avec la basse. Mr. Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut absolument qu'il fréquente la maison.“ Etwa zu derselben Zeit schrieb Göthe an Jacobi's Gattin: „Das Schicksal, mit dem ich mich so oft herumgebissen habe, wird jetzt höflich betitelt das schöne, weiße Schicksal; denn gewiß das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Aequivalents hat. Die May ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens.“

Das Verhältniß von Weklar schien sich hier erneuern zu wollen; Göthe selber erzählt, daß er zu der Gattin Brentano's in einem ähnlichen Bezuge gestanden habe, wie Werther zu Lotte, und einige andere Nachrichten bestätigen, daß der Dichter für seine May la Roche viele Aufmerksamkeiten sehen ließ. Die Tochter dieser Maximiliane war Bettina Brentano, die als junges Mädchen viel bei der Frau Rath verkehrte. Der jungen Freundin erzählte Göthe's Mutter einst, als sie einmal Gäste gehabt, habe ihr Sohn ihr an einem hellen Wintermorgen den Vorschlag gemacht, mit den Fremden an den Main zu fahren, um den Sohn Schlittschuh laufen zu sehen. „Ich zog meinen karmoisinrothen Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldenen Spangen zugebracht war, und so fahren wir denn hinaus. Da schleift mein Sohn herun wie ein Pfeil, zwischen den andern durch; die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht, und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den karmoisinrothen Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsche und lacht mich ganz freundlich an. Nun, was willst du? sag' ich. — Ei Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb' Sie mir Ihren Sammetrock. — Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen? — Freilich will ich ihn anziehen. — Ich zieh' alt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe

*) Dumeiz, ein katholischer Geistlicher, war Dechant am kaiserlichen Kollegiatstift St. Leonhardi; auch Göthe verkehrte mit ihm.

über den Arm, und da fährt er hin wie ein Göttersohn, auf dem Eise! Bettine, wenn du ihn gesehen hättest! So was Schönes gib's nicht mehr; ich klatschte in die Hände vor Lust! Mein Lebtag seh' ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder hereinlief, und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hinten nachtrug. Damals war deine Mutter mit auf dem Eise, der wollte er gefallen!"

Das Herz der jungen Frau war durch keine Empfindung innigen häuslichen Glückes gegen die Bewerbungen des jungen Dichters geschügt. Aus einer schönen, sonnig heitern Natur war sie in ein düstres, eingeengtes Handelshaus, aus einem fröhlichen Jugendleben ohne Fesseln und ohne Sorgen in einen Haushalt, in die Sorge für fünf Kinder versetzt, und wenn der Reichthum ihres Gatten ihr auch jede mögliche Erleichterung verschaffte, so konnte sie sich doch nicht recht in die neuen Zustände finden. Bei ihrer Mutter fand sie keinen Trost, da diese sich mit den selbstgeschaffenen Verhältnissen ebenso wenig abzufinden wußte. Beide Frauen wandten sich oft an Göthe und nahmen seine Theilnahme für sich in Anspruch, und dadurch wurden seine leidenschaftlichen Empfindungen zu einem Grade aufgeregt, daß er gerade damals aus der Fülle der Gefühle, der vergangenen und der gegenwärtigen, heraus das Wert niederschreiben konnte, das mehr als jedes andere seiner Werke in leidenschaftlichem Feuer glüht und eine Gewalt des Pathos entwickelt, die uns sonst bei Göthe völlig unbekannt ist: wir meinen die Leiden des jungen Werther, welche im Frühjahr 1774 vollendet wurden und im Oktober desselben Jahres zur Ausgabe gelangten. Wegand in Leipzig war der erste Verleger dieses Romanes, welcher den Namen Göthe's bis nach China trug.

Zu der Zeit, wo Göthe mit den Gebrüdern Stolberg Freundschaft geschlossen hatte, sprach Merck zu ihm einmal das scharf treffende Wort: „Dein Streben, deine unablenkbare Richtung ist es, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen und das gibt nichts wie dummes Zeug.“ Nicht an allen Werken Göthe's tritt die Wahrheit dieses Spruches in gleicher Weise hervor: am meisten in den drei Werken, welche Göthe's Meisterarbeiten sind: in der Ifigenie, in Hermann und Dorothea und in Werther's Leiden. Für diese drei Werke lag dem Dichter der Plan schon fertig vor; bei jedem einzelnen war es ein Stück wirklichen Lebens, dem er eine poetische Gestalt gab, und gerade in diesen Werken tritt die gewaltige Dichtergröße Göthe's mit einer Kraft hervor die ihn den Besten aller Zeiten und Völker an die Seite stellt. Bei keinem der drei Werke können wir die Muster, die Wirklichkeit, nach welcher Göthe arbeitet, so genau bis ins Einzelne verfolgen, als bei dem, welches uns hier zunächst vorliegt, bei den Leiden des jungen Werther.

Der Roman ist in Briefen geschrieben, welche an einen Freund gerichtet sind. Wenn Göthe sie auch nicht ausdrücklich für Merck bestimmte, so hat er dem Wilhelm, den die Briefe anreden, doch jedenfalls den Charakter Merck's geliehet. Wilhelm ist, so weit sich nach den wenigen Strichen, die sein Bild zeichnen, urtheilen läßt, eine feste, gesunde Natur, fähig das Leben richtig zu beurtheilen und dem Leben Resultate abzugewinnen, und es leuchtet uns sehr

wohl ein, daß ein von überschwelligem Gefühl nach dieser und jener Seite gerissener Schwärmer wie Werther sich an den mannhafte Freund anschließen kann, gerade so wie Göthe sich an den festen Merck mit wahrer Herzensneigung angeschlossen und in ihm besonders in der Weßlarer Zeit eine kräftige Stütze fand. Daß der Albert und die Lotte des Romans historische Personen waren, daß Werther aus den Empfindungen Göthe's und den Schicksalen des jungen Jerusalem zusammengesetzt ist, das alles haben wir schon erwähnt. Noch einige Einzelheiten wollen wir berühren. In dem Briefe vom 12. Mai wird ein Brunnen geschildert, dessen Vorbild ein Quell vor dem Wilbacher Thore in Weßlar ist. Bei der Freundin, die in dem Briefe vom 17. Mai genannt wird, — „ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein, als ich war, weil ich alles war, was ich sein konnte. Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung“ — erinnern wir uns sogleich an Fräulein von Klettenberg, bei den verzerrten Originalen an die Mitglieder des Ordens, von denen Göthe in seiner Lebensbeschreibung berichtet. Der Ort, den Göthe Wahlheim nennt, heißt Garbenheim und liegt eine halbe Stunde von Weßlar entfernt; der Ball in dem Briefe vom 30. Mai fand, wie wir schon erzählten, wirklich mit allen seinen Hauptumständen in dem sogenannten Jägerhause bei Weßlar statt. Der Brief vom 1. Juli gibt uns Nachricht von einem Pfarrhause, auf dessen Hofe zwei Rußbäume eine Bank beschatteten, gerade so wie das Bild des Esenheimer Pfarrhauses in Stöber's Schrift „Lenz und Friederike“ es uns zeigt. Die Pfarrerstochter in demselben Briefe heißt auch Friederike, und in den Worten, die dem Liebhaber derselben gelten: „Wehe denen, die sich der Gewalt bedienen, die sie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm selbst hervorkommen! Alle Geschenke, alle Gefälligkeiten der Welt ersetzen nicht einen Augenblick Vergnügen an sich selbst, den uns eine neidische Unbehaglichkeit unseres Tyrannen vergällt hat“ — dachte Göthe aus der Fülle seiner Erfahrungen mit Rätchen Schönkopf sprechen. So ließen sich noch viele Einzelheiten anführen; die ganze Katastrophe ist genau nach dem Berichte Restner's über den Tod Jerusalem's gearbeitet, der Gesandte ist nach dem erwähnten Höfler gezeichnet, die Szene im Briefe vom 15. März lebte Jerusalem im Hause des Präsidenten von Bassenheim, u. s. w.

Der ganze Roman war also nicht etwas Gemachtes, nicht eine Frucht der Nachdenkens und Ausinnens, mit dem etwa ein, bestimmter Zweck verbunden gewesen wäre, sondern er war ein Ergebnis der Umstände, er war eine Frucht, welche in Göthe's Seele unter mannichfachen äußern Einflüssen so natürlich reifte, wie die Frucht des Baumes sich unter dem Strahle der Sonne zeitigt, und wenn in irgend einem Werke, so gilt von dem Werther das Wort Göthe's: „Ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische Folgen haben, aber moralische Werke vom Künstler fordern, heißt ihm sein Handwerk verderben.“ Der Künstler wird vor allen Dingen sich in seinen Gegenstand vertiefen, und wird, unbekümmert um allen und jeden Zweck, aus der Natur seines Vorwurfes heraus sein Kunstwerk zu schaffen unternehmen. Bei der engen Verwandtschaft der Begriffe „schön“ und „gut“ folgt die moralische Einwirkung dann von selber, ohne besonders anbrachte Hebel und Schrauben, die in einem großen Kunstwerke sich ausnehmen

würden wie etwa die triviale Nutzenwendung in Richter's häßlicher Fabel von den Ragen und dem Hausherrn. Es war nichts als ein klägliches Armuthszeugniß, wenn der Hauptpastor Göze und Konsorten in blinder Wuth auf den Werther losschlugen, als sei er ein Teufelskatechismus; die guten Leute bewiesen durch ihr wüthendes Geschrei nichts weiter, als daß dem Zeloten das Wesen der wahren Kunst ebenso verborgen bleibt als das Wesen der wahren Religion. Göthe schuf den Werther, wie etwa ein klarer, reiner Spiegel ein schönes Bild wiedergibt, das Wiedergeben war ihm der einzige Zweck, und kein anderer Zweck hätte höher sein können.

Weil nun Werther so ganz und gar der Natur abgelauscht ist, deshalb erblicken wir in ihm ein vollkommen abgerundetes, abgeschlossenes Kunstwerk, dessen ebenmäßige Gestalt nirgend einen auffallenden Mangel zeigt. In diesem schönen Gebäude sehen wir keinen Riß, der mit Klammern nothdürftig zusammengezogen oder mit unschönen Stützen gehoben wird, wie im Götz von Berlichingen, vielmehr erkennen wir ein Werk, in welchem der Entwurf ebenso vollendet wie die Ausführung, die Struktur ebenso herrlich wie der künstlerische Puz ist. Schritt für Schritt werden wir weiter geführt, alles Kommennde ist vorbereitet und fügt sich an seinen bestimmten Platz, alles Angeordnete erfüllt seinen Zweck sicher und schön, und selbst das kleinste Glied — vielleicht mit einer Ausnahme — fügt sich leicht und bequem in die Harmonie des Ganzen. Wenige Striche werden uns die Architektur des schönen Gebäudes vergegenwärtigen.

Wenn eine Leidenschaft im Herzen eben nur halb verklungen ist und in ihrem Nachhall die Saiten der Seele noch leise zittern, dann findet ein neues Gefühl in dem gelockerten Boden eine günstige Statt, rasch seine Wurzeln bis zu einer Tiefe hinabzutreiben, in welcher das heißeste Herzblut ihre Nahrung wird. Als Romeo auf das Fest in das Haus des Feindes ging, trug er die Schmerzen um Rosalinde noch in seiner Brust, und als Julia ihm zum erstenmal im Schimmer der Kerzen gegenüber trat, da erfaßte sofort die glühendste Leidenschaft zu ihr Romeo's ganzes Herz; es schien, als habe das frühere Feuer mit dem neuen sich zu einer einzigen verzehrenden Flamme vereinigt. Auch Werther trägt eine alte Liebeswunde in seiner Brust, als er sich zu dem Orte begibt, in welchem er so glücklich und so unglücklich werden sollte. Er kommt zu einer Zeit an, welche alle Gefühle des Menschen, alle Kräfte der belebten und unbelebten Natur an die Spitze treibt, und er genießt die Schönheit des Frühlings in einer paradiesischen Gegend, in welcher er einsam umherwandert; keine Thätigkeit, keine Gesellschaft hindert seine Gefühle, sich voll und breit zu entfalten. Auch kein energischer Wille tritt den Gefühlen Werther's in den Weg, er hat sein Herz gehalten wie ein krankes Kind, jeder Wille wurde ihm gestattet, es mochte brausen, wie die Umstände es trieben. Werther ist Künstler, für die Schönheiten der Natur hat er ein offenes Auge und eine empfängliche Seele, und was in das Auge als Bild eindringt, das wird in dem Herzen zur That, die sich sofort nach außen wieder geltend macht. Ein solcher Charakter ist keinem Stillstande unterworfen, er muß zu jeder Zeit ein dramatischer sein, und er ist es ganz besonders in der Zeit, wo vor unsern Augen eine ungeheure Leidenschaft alle seine Kräfte in Bewegung setzt. Der Einblick in diesen Charakter gewährt uns nicht ein Ge-

mälde, sondern ein Drama. Und nicht gemeine Triebfedern sind es, die hier zur Geltung kommen. Werther's Herz kennt nur die edelsten und höchsten Regungen der menschlichen Natur, er liebt die Freiheit, die Schönheit, die Wahrheit, er liebt die Menschen ohne Eigennuz, er wird mit den Kindern ein fröhliches Kind; er haßt alle Vorurtheile, die in seiner großen Seele keinen Raum finden. Die herrlichsten Gaben hat die Natur mit verschwenderischer Hand ihm zugetheilt, nur Eine fehlt, die Lenkerin, die Führerin: die unbeugsame Kraft des Willens, die dadurch, daß sie dem Nothwendigen sich unterordnet und den unabweislichen Forderungen sich fügt, auch wieder zur Herrschaft gelangt. Den feurigen Hossen der Gefühle fehlt der Bändiger, der Leiter; so lange sich ihnen kein Hinderniß entgegenstellt, werden sie den Wagen leicht und mit Windesflug dahinführen; begegnet ihnen aber eine Schranke, die unübersteiglich ist, dann werden sie den Wagen in die Wildniß schleifen und ihn zertrümmern.

Nachdem mit großer Umsicht und mit wahrhaft künstlerischem Geschick der Boden bereitet worden, klingen leise und doch sehr bedeutungsvolle Winke herüber, welche eine Ahnung des Kommenden enthalten und die Erwartung auf etwas Dunkles, Düsteres rege machen. „Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist manchem schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung sehe, in welcher die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind, wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinausläuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Veruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignazion ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Ausichten bemalt — das alles macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück, und finde eine Welt! wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier als in Darstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt.“ — Wer eine so trübe Anschauung vom Leben hat, wer so widerstandslos alle Gewalten auf sich einstürmen sieht, der ist auch nicht mit festen Banden an das Leben geknüpft, und wir wundern uns nicht, wenn wir aus seinem Munde die Worte hören: „So eingeschränkt der Mensch ist, hält er doch immer im Herzen das süße Gefühl der Freiheit, und daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will.“

Kurz nach dieser folgenschweren Andeutung lernt Werther auf dem Valle Vottchen kennen. Was ihm fehlt, wonach er mit allen Kräften, doch mehr unbewußt, ringt, das hat Lotte in reichem Maße: die Heiterkeit des Geistes, die Sicherheit des Bewußtseins, die fröhliche Energie des Schaffens, und vor allem andern die Zufriedenheit mit dem Leben, und das große, schöne Ziel ihres Lebens. Die Liebe zu Lotte beruht bei Werther auf den tiefsten Grundlagen der menschlichen Natur, und sein Ringen um sie ist ein Kampf um seine Existenz. Könnte seine Natur mit der Natur Lottens zusammengeschmolzen werden, so würde das Ideal eines vollkommenen Menschen daraus entstehen, und alle Härte wäre getilgt, jede gefährdrohende Katastrophe unmöglich gemacht. Der Leser des Romans fühlt das sofort, wenn es sich in ihm auch nicht immer zum klaren Bewußtsein

gestaltet, und gerade aus diesem Grunde ist der Seelentampf Werther's so ergreifend und sein trauriges Ende so erschütternd und niederbeugend.

Als Werther zum erstenmal bei Lotte einkehrt, erblickt er sie sogleich in ihrer vortheilhaftesten Stellung; ein einfacher Schmuck hebt ihre Schönheit, und in dem Augenblicke, wo sie zum Ball fahren will, sorgt sie vorher erst noch für ihre Geschwister, denen sie die zweite Mutter geworden ist. Als sie in den Wagen gestiegen ist und dem jungen Manne gegenüber sitzt, knüpft sich zwischen ihnen das zweite Band; in ihr entdeckt er ein gleichgestimmtes poetisches Gemüth, einen hellen Geist, der dem seinigen auf gleicher Bahn zu folgen nicht zurückbeben würde. Und auch der Gang zum Wunderbaren, zum Außergewöhnlichen klingt leise bei ihr an, als sie erzählt, daß sie in früheren Jahren gern Romane gelesen. Am Orte des Vergnügens angelangt, entfaltet Lotte in reichem Maße körperliche Vorzüge, als gewandte Tänzerin trifft sie mit Werther immer wieder zusammen, sie erfreuen sich eins am andern. Nun zieht das Gewitter heran, die Gewalt der tobenden Elemente, das Rollen des Donners läßt den vergnüglichen Schwarm auseinander fliehen, das Verwandte sucht sich und findet sich, die Seelen, von äußerer Gewalt bedrängt, schließen sich um so inniger zusammen. Nach dem Gewitter stehen Werther und Lotte am Fenster, ihr Hand legt sich auf die seinige, und ergriffen von der Schönheit der Frühlingswelt, das Herz noch zitternd von dem Schrecken des fern grollenden Donners, sprechen ihre Lippen den Namen des Dichters aus, der allen reinen und begeisterten Seelen damaliger Zeit ein heiliger Klang war. Hingerissen von dem Strome der Empfindungen, der schon jetzt über seinem Haupte zusammenbraust, neigt sich Werther und küßt die Hand, die liebe Hand, die ihm das Glück der Seligen hätte spenden können.

Diese wenigen Stunden haben über ihn entschieden, Fesseln haben ihn umschlungen, die stärker sind als sein Leben. Seit er Lottchen gesehen, können Sonne, Mond und Sterne ruhig ihre Wirthschaft treiben, er weiß weder, daß Tag noch daß Nacht ist, die ganze Welt sammelt sich für ihn in der Person der Geliebten allein, in der er zugleich seinen Himmel findet. Kein fremdes Gefühl stört seine Liebe, kein Mißklang dringt in die jauchzende Harmonie seiner Seele, und derselbe Mann, der eben erst mit trüblicher Zuversicht aussprach, er könne ja bei alle Fälle sein Gefängniß verlassen, wann es ihm gefiele, der bricht nun in die Worte aus: „Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen aufspart und mit mir mag werden, was will, so darf ich nicht sagen, daß ich die Freuden, die reinsten Freuden des Lebens nicht genossen habe.“ In diesem entflammten Gemüthe vermischt sich die Vergangenheit mit der rosiggen Gegenwart, wird von ihrem Schimmer angehaucht: die Plätzchen, die jetzt Zeugen seines Glückes, seines Verkehrs mit Lotte sind, die, meint er, seien ihm früher immer schon die liebsten gewesen, hätten früher schon geheimnißvoll ihn zu sich hingezogen. Aber damit wir nie, auch nicht in dieser übergläublichen Zeit des Wurmcs vergessen, der an dem reichen, edlen Herzen des Unglücklichen nagt, vernehmen wir aus seinem Munde wieder die zagenden Worte: „O es ist mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele; unsere Empfindung verschwimmt darin, wie unser Auge, und

wir sehnen uns unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen. Und ach! wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labfale.“

In Werther's Herzen verklärt Lottens Bild sich immer mehr; er bewundert ihre Treue am Krankenlager der Freundin, er trifft mit ihren Gedanken zusammen bei der Erziehung der Kinder, sogar in der Wirthschaft. Auch in ihrem Herzen sind so viele Vorzüge Werther's nicht ohne Wirkung geblieben, in ihren Augen lieft Werther das Bekenntniß, daß sie ihn liebt. „Ich bete mich selbst an, seitdem sie mich liebt!“ sagt er in der Ueberschwänglichkeit seiner Wonne.

Diese wenigen Worte bezeichnen vortreflich das Krankhafte seiner Empfindungen, denn was ihn erfüllt, ist, so verlockend es auch nach außen hin erscheint, doch im Grunde nichts anderes als der höchste Eigennuz, die uneingeschränkte Selbstsucht, die sich noch schärfer ausspricht in den Worten, die er seinem Freunde entgegen, als dieser wohlmeinend ihn von dem Orte seiner Leidenschaft entfernen will und ihn in Thätigkeit zu setzen versucht: „Meine Mutter möchte mich gern in Aktivität haben, sagt du; das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch aktiv? und ist's im Grunde nicht einerlei, ob ich Erbsen zähle oder Linsen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Mensch, der um anderer willen, ohne daß es seine eigene Leidenschaft, sein eigenes Bedürfniß ist; sich um Geld oder Ehre oder sonst was abarbeitet, ist immer ein Thor.“ Ganz natürlich drängt sich hier die Frage auf: Wird demjenigen, dem alles in der Welt ohne Zweck ist, nicht schließlich auch die Liebe ein Nichts werden? Wenn nichts Bestand hält, werden dann diese rasenden Empfindungen treu und unerschüttert bleiben, die gleich anfangs mit solcher Gewalt auftraten? Dieser Gedanke ist es, der uns ausföhnt, wenn nun hier an dieser Stelle Albert ankommt und zwischen Werther und das Ziel seiner Wünsche tritt. Dieser beständige, starke Mann wird dem Weibe eine feste Stütze in allen Stürmen sein; von Werther können wir dasselbe gewiß nicht glauben.

Seinem Freunde Wilhelm schreibt Werther: „Albert ist angekommen, und ich werde gehen.“ In ihm beginnt ein Kampf zwischen seiner Neigung und seinem Mannesgefühl. Das Entweder — Oder seines Freundes weist er freilich zurück, aber er selbst fühlt, daß er gehen muß, um feinewillen und um der andern willen. Denn es wirkt nicht auf ihn, daß Albert in großherziger Weise sein Glück mit ihm theilt und sein Freund wird, daß der Vater Lottens ihn wie einen Sohn, ihre kleinen Geschwister wie einen Vater betrachten; er sieht diese schönen Verhältnisse wohl und weiß sie auch zu würdigen, er selbst sagt: „So schöne Umstände vereinigen sich nicht leicht, eines Menschen Seele zu ergößen, als die sind, in denen ich mich jetzt befinde,“ aber unmittelbar danach zeigt sich wieder die schrankenlose Herrschaft seiner Triebe und Gefühle in dem Ausspruche: „Unser Herz macht sein Glück allein.“ Es ist fast, als sei es eine Wollust für den Unglücklichen, an seine eigene Vernichtung zu denken, denn schon jetzt vertheidigt er mit sophistischer Beredsamkeit gegen Albert den Selbstmord, und drückt Albert's Pistole, wie in einer nichts sagenden Spielerei begriffen, über dem rechten

Auge an seine Stirn. In den Gründen, die Werther für den Selbstmord onsführt, ist es höchst charakteristisch, daß er die Stimmung, die den Menschen zum Selbstmord treibt, mit dem Fieber vergleicht, dem auszuweichen oder zu widerstehen nicht in des Menschen Kraft liegt. „Ich finde es,“ sagt er, „ebenso wunderbar zu sagen: Der Mensch ist feige, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bössartigen Fieber stirbt;“ während doch der Wille des Menschen in dem einen Falle alles entscheidet, in dem andern aber nichts.

Werther fühlt jetzt in der Welt nur zweierlei: seine Liebe und die Schranken derselben, und da ihn allmählig das Gefühl beschleicht, daß die Schranken unübersteiglich und seine Leidenschaft unbefleglich für ihn ist, so nimmt die ganze Welt dieselbe Farbe wie seine schwarzen Ahnungen an, und selbst die Pracht des Sommers kleidet sich in ein düstres Grau. Die Schönheit der Natur, deren begeisterter Lobredner Werther bisher war, scheint ihm nur ein Blendwerk zu sein, und alles Leben ist für ihn nur ein Hinarbeiten auf gegenseitige Vernichtung. „Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: das ist, da alles vorübergeht? da alles mit Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehre und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt: der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große, seltene Noth der Welt, diese Fluthen, die eure Dörfer wegsplülen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her; ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wieder tauendes Ungeheuer.“

Die Nacht, in welcher das Opfer versinken soll, kündigt sich schon an. Weder Tag noch Nacht verlassen ihn seine quälenden Träume, umsonst brechen die Arme nach dem Schattenbilde aus, das er sucht; ein Strom von Thränen bricht in solchen Augenblicken aus seinem gepreßten Herzen, und trotzlos weint er einer finstern Zukunft entgegen. Noch vermag er zu fühlen, daß allein Thätigkeit ihn retten könnte, und in ergreifenden Worten spricht er den Wunsch aus, er möchte ein Tagelöhner sein, um nur des Morgens beim Erwachen eine Aussicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Dieses Gefühl von seiner Lage, diese Angst vor dem Furchtbaren steigert sich immer mehr, es grenzt an das Entsetzen, wenn er in die Worte ausbricht: „Unglücklicher! Bist du nicht ein Thor? Beträgst du dich nicht selbst? Was soll diese tobende, endlose Leidenschaft? Ich habe kein Gebet mehr als an sie; meiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt, als die ihrige, und alles in der Welt um mich her sehe ich nur im Ver-

hättnisse mit ihr!“ — Noch ist die Liebe zum Leben stark genug, um einen letzten Versuch mit blutiger Anstrengung zu machen, dem Verhängniß auszuweichen: Werther flieht, ohne Abschied zu nehmen. Am letzten Abend regt Lotte ein ergreifendes Gespräch über das Wiedersehen nach dem Tode an, und bei diesen erschütternden Gedanken schmilzt die Seele Werther's in Wehmuth und in Schmerz, und er kann, als Lotte mit Albert fortgegangen, durch heiße Thränen seine Brust erleichtern. Am folgenden Morgen reist er ab.

Wir finden ihn einige Wochen später bei dem Gesandten als Sekretär wieder. Ein Gesandter eines kleinen Hofes im achtzehnten Jahrhundert — welche Fluth von Kleinlichkeit, Pedanterie, Grobthuerei und Lüge strömt uns bei diesem Worte entgegen! In dieser vermoderten, abgestorbenen, ekelregenden Welt soll ein weiches, empfindsames Herz gesund werden, das zum Tode verwundet ist! Werther fühlt das Gefährliche seiner Lage, er sagt: „Ich merke, das Schicksal hat mir harte Prüfungen zugebracht!“ Statt ihn zu heilen, verschlimmert diese Umgebung seine Wunde, statt ihn aufzurichten, drückt sie ihn noch tiefer zu Boden, denn zu seiner Verzweiflung gesellt sie den bitteren Menschenhaß. Die Menschen sind ihm Marionetten, wenn er des Nachbarn hölzerne Hand faßt, wie er sagt, schaudert er zurück. Nur wenn die Winterstürme draußen toben, ist ihm wohlher. Eine solche Natur kann mit einem kränklichen, süßriechen, launischen Vorgesetzten nicht lange zusammen arbeiten.

Werther erhält die Nachricht von Albert's und Lottens Vermählung. Sein edles Herz zeigt sich in diesem Augenblicke in den Segenswünschen, die er ausspricht.

Seile, welche straff gespannt sind, scheinen das trennende Messer anzuziehen. Werther's Stimmung ist ohnehin auf die Spitze getrieben, da widerfährt ihm eine unverdiente Kränkung von Seiten vornehmen Pöbels, die selbst den gelassensten Mann aufbringen müßte, wie viel mehr einen Werther. Er sucht um seine Entlassung nach, und erhält sie von dem Minister. Er geht nun als Gesellschafter mit einem Fürsten auf dessen Güter und verlebt den Sommer mit ihm. Der Fürst schätzt ihn und seine Kenntnisse, seinen Verstand, und lebt mit ihm in einem vertraulichen künstlerischen Verkehr. Dieses Leben bietet keine anregende Reizungen, es kann die Gluth in Werther's Brust nicht löschen. Er wollte den Sommer mit dem Fürsten verleben, aber schon im Juli nimmt er Abschied, und sein Weg führt ihn dahin zurück, wo das Verhängniß ihn ereilen muß. In den letzten Tagen des Juli finden wir ihn wieder bei Lotte.

Er kehrt in dieselben Verhältnisse zurück, die er vor noch nicht einem Jahre verlassen, doch er findet alles auß höchste verändert. „Wenn ich zum Thor hinaus gehe, den Weg, den ich zum erstenmal fuhr, Lotte zum Tanz zu holen, wie war das so ganz anders! Alles, alles ist vorübergegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulschlag meines damaligen Gefühles. Mir ist es, wie es einem Geiste sein müßte, der in das ausgebrannte, zerstörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürst einst gebaut, und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgestattet, sterbend seinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlassen hatte.“ — Wenn er die welken Blätter von den Bäumen abfallen sieht, dann überkommt ihn das Gefühl, daß es auch in ihm Herbst wird. Die lebenswarmen Schilderungen

Homer's können ihn nun nicht mehr anziehen, seine Welt sind nun die dämmernden Haiden Ossian's. „Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Haide, umfaßt vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln, die Geister der Väter, im dämmernden Lichte des Mondes hinsührt, zu hören vom Gebirge her im Gebrülle des Waldstroms halb verwehtes Nectzen der Geister aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode sich jammernenden Mädchens um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des Edelgefallenen, ihres Geliebten! Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Varden, der auf der weiten Haide die Fußtapfen seiner Väter sucht und ach! ihre Grabsteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinsieht, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapsern leuchtete und der Mond ihr bekränztes, siegrückkehrendes Schiff beschien; wenn ich den tiefen Kummer auf seiner Stirn lese, den letzten, verlassenen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken sehe, wie er immer neue, schmerzlich glühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen ein saugt und nach der kalten Erde, dem hohen, wehenden Grase niedersieht und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen der mich kannte in meiner Schöpfung, und fragen: Wo ist der Sänger, Fingal's trefflicher Sohn? Sein Fuß tritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. — O Freund, ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehen, meinen Fürsten von der zuckenden Dual des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreien, und dem befreiten Halbgott meine Seele nachsenden.“ — Diese dumpfe, dämmernde Nebelwelt leidet kein Leben, auch kein Leben der Seele mehr, die Regungen der Kunst, die Wonne des Schaffens sind todt in ihr. „Ich habe verloren,“ ruft Werther aus, „was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige, belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf, sie ist dahin!“ — Selbst die Natur kann keinen Tropfen Seligkeit mehr aus dem Herzen pressen; mit einem verstopften Brunnen vergleicht er sich, mit einem verletzten Eimer. Weinen kann er nicht mehr, denn der Himmel ist ehern über ihm.

Der Gedanke, sich selbst zu tödten, taucht immer deutlicher als das letzte Mittel, dem furchtbaren Jammer zu entgehen, in Werther's Seele auf. Der zweiflungsvoll wendet er sich in seiner Dual an Gott. „Vater!“ betet er, „da ich nicht kenne! Vater! der sonst meine ganze Seele füllte, und nun sein Angesicht von mir gewendet hat, rufe mich zu dir! Schweige nicht länger! dem Schweigen wird diese dürstende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und rufe: Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte! Die Welt ist überall einerlei, auf Mühe und Arbeit, Lohn und Freude; aber was soll mir das? Mir ist nur wohl, wo du bist, und vor deinem Angesicht will ich leiden und genießen. — Und du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von dir weisen?“ — Mit diesen Worten beginnt der letzte Kampf, in welchem das Leben sich schauernd gegen die kalte erdige Umarmung des Todes wehrt, bis die letzte Kraft verzehrt ist und das Opfer widerstandslos dahinsinkt. Wie von einem bösen Geiste getrieben

schweift er des Nachts im Toben der Winterstürme in der Gegend umher. Der Fluß, vom Schneewasser angeschwellt, hat sein Bett überfluthet, und Werther ist hinausgerannt, in der Nacht steht er an dem tobenden Strome. „Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu sehen, über Acker und Wiesen und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab. Eine stürmende See im Sausen des Windes! Und wenn dann der Mond wieder hervortrat und über der schwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich herrlichem Widerschein rollte und klang: da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen. Ach! mit offenen Armen stand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu stürmen! dahinzubrausen wie die Wellen! Oh! — und den Fuß vom Boden zu erheben vermochtest du nicht, und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr ist noch nicht ausgelaufen, ich fühle es! Wie gern hätte ich mein Menschsein darum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluthen zu fassen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal diese Wonne zu Theil?“

Der Widerstand der Lebenskraft wird immer schwächer, der Gedanke an den Tod immer stärker und dringender. „Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten — das ist alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es dahinter aussieht? und man nicht wiederkehrt? Und daß das nun die Eigenschaft unseres Geistes ist, da Verwirrung und Finsterniß zu ahnen, wovon wir nichts Bestimmtes wissen!“ — Wilhelm schreibt, er wolle kommen, um seinen Freund abzuholen; Werther bittet ihn, noch vierzehn Tage zu warten. Diese Zeit hat er zu der blutigen That bestimmt. Wenige Tage vor Weihnachten schreibt er scheinbar ruhig und heiter, in der That aber in der entschlichsten, dumpfsten Abspannung aller Kräfte die Abschiedsbriefe an Lotte, an Albert und den Amtmann. Nun es zum letzten, schrecklichen Scheiden geht, nun hebt alle vergangene Wonne noch einmal durch seine Brust, und er weint wie ein Kind. Er nimmt Abschied von der Familie des Amtmanns; die Kinder hängen sich an ihn und die Kleinen plaudern ihm aus, daß die großen Brüder für ihn auch einen Glückwunsch zum neuen Jahre geschrieben hätten. Zum neuen Jahre, das ihn im Grabe finden wird! Und nun dieser letzte, erschütternde Auftritt bei Lotte! Wer Ossian's Gesänge nie verstanden hat, der muß jene Blätter lesen, im Zusammenhange mit der ganzen Erzählung lesen. „Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du huchst und sprichst: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels. Aber die Zeit meines Weltens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich sah in meiner Schönheit; ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden!“ — Mit furchtbarer Gewalt fassen diese Worte, deren entschlichen Sinn er allein nur versteht, den Unglücklichen; seiner selbst nicht mehr mächtig, schlingt er seine Arme um Lotte, er preßt sie an sich und bedeckt ihre Lippen mit den leidenschaftlichsten Küssen, bis sie sich ihm entreißt. Dann geht er fort, fort in die Nacht und die Wildniß, seinen Hut findet man später auf der Spitze eines Felsens, den kaum am Tage ein Mensch zu ersteigen sich getraut. Der Tag, der nun anbricht, ist der letzte für den Unglücklichen;

er schwebt schon in andern Regionen, er gehört der Welt nicht mehr an. „Alles ist vergänglich, aber keine Ewigkeit soll das glühende Leben auslöschen, das ich gestern auf deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebt mich! Dieser Arm hat sie umfaßt, diese Lippen haben auf ihren Lippen gezittert, dieser Mund hat an dem ihrigen gestammelt! Sie ist mein! Du bist mein! ja, Lotte, auf ewig!

„Und was ist das, daß Albert dein Mann ist? Mann! Das wäre denn für diese Welt — und für diese Welt Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus seinen Armen in die meinigen reißen möchte. Sünde? Gut; und ich strafe mich dafür: ich habe sie in ihrer ganzen Himmelssonne geschmeckt, diese Sünde, habe Lebensbalsam und Kraft in mein Herz gesaugt. Du bist von diesem Augenblicke mein! mein, o Lotte! Ich gehe voran! gehe zu meinem Vater, zu deinem Vater! Dem will ich's klagen, und er wird mich trösten bis du kommst, und ich fliege dir entgegen, und fasse dich und bleibe bei dir vor dem Angesichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.“

Und am Abend desselben Tages begeht Werther die blutige That. Sein letzter Wunsch ist noch, das Schicksal möchte ihm vergönnt haben, sein Leben für Lotte dahinzugeben. —

Wenn wir dieses schauerlich ergreifende Gemälde Zug für Zug durchgehen, so finden wir eine Wahrheit der Charakteristik, eine Meisterschaft der Entwicklung, daß wir nur etwa den Othello, den Hamlet des Shakespeare daneben stellen können. Es ist die volle, wahre, reiche Natur, die wir vor uns haben, und gerade an diesem Beispiele können wir das Treffende in dem Worte Merz's bewundern, daß es Göthe's Wesen sei, das Wirkliche poetisch darzustellen. Denn die ganze kunstvolle Darstellung ist doch Göthe's Verdienst allein, und überall, wo das Selbsterlebte, das Selbstempfundene dem Verfasser als Muster vor Augen stand, da schuf er ein Kunstwerk erster Größe.

In das reiche Gemälde der Seelenzustände Werther's sind einige kleine Zwischenhandlungen eingelegt, die sich außerordentlich fremdartig und störend erweisen, gerade in derselben Weise wie der Johannes Parrizida in Schiller's Tell. Wir haben diese Episoden in unserer Analyse ausgelassen, um den Gang des Ganzen nicht zu stören. Die erste derselben ist die Geschichte eines Bauernburschen, der im Dienste einer Wittve sich in seine Herrin verliebt und darüber aus dem Hause gejagt wird. Der Verstoßene erschlägt hierauf einen andern Knecht, seinen Nachfolger, den die Wittve heirathen wollte, aus Eifersucht. Diese Episode ist offenbar eine Erfindung, die der Dichter zur Verstärkung seiner Darstellung in dieselbe einschob; sie ist aber an und für sich unnütz, denn das Gemälde ist ohnehin schon so reich, daß es keines besondern Aufputzes mehr bedarf, und außerdem ist der Vergleich ein sehr übel gewählter. Die Person des Bauernburschen erscheint in der ersten Darstellung so sentimental, wie man Leute aus solchen arbeitenden Klassen niemals findet, und wenn die thierische Brunst, in der er nachher den Grund zu seinem spätern Verbrechen legt, in Parallele gesetzt wird mit der Leidenschaft einer so edlen Natur wie Werther's, so ist das äußerst beleidigend; denn eine gemeine Erscheinung ist dieser Knecht trotz aller Schminke, die ihm an einigen Stellen fingerdick aufgestrichen ist. Die zweite Episode ist die Erzählung von dem Schreiber, der aus Liebe zu Lotte wahn-

sinnig geworden ist; sie kann als nichts anderes angesehen werden, als ein Effektsstückchen, das man sehr gern entbehren würde. Die erste Episode, die Geschichte des Bauernburschen, fehlte ursprünglich in dem Romane, sie ist von Göthe bei der Uebersetzung im Herbst 1782 eingeschoben worden, zu einer Zeit, wo Göthe's Seelenstimmung eine so veränderte war, daß er sich nicht mehr in die Wertherepoche zu versetzen vermochte.

Unter den Charakteren ragt Werther, der Held des Romans, auch durch die Feinheit und Lebendigkeit der Darstellung hervor; er ist überall aus der Tiefe der Empfindung und aus einer überreichen Fülle des Stoffes aufgewachsen. Ihm zunächst steht Lotte; auch sie ein großartig schönes Bild, besonders in der ersten Hälfte des Romans; wir wissen nicht, ob den Dichter gegen den Schluß seines Werkes hin nicht vielleicht die Vorliebe für seinen Helden verleitet hat, Lotte zu weich zu schildern; sollte es wohl ganz naturgemäß sein, daß Lotte so lange Zeit so kalt und so unbefangen den Werbungen Werther's gegenüber blieb, wenn sie schließlich ihre Liebe zu ihm auf eine so unzweideutige Weise zu erkennen gibt? Es wird durch diese Liebe Lottens zu Werther ein Schatten auf Albert geworfen, der das Gesamtgemälde nicht verschönert, und auch ein Fehler in der Komposition ist, denn er vermehrt ohne Noth das Grausame in dem Geschehe Werther's. Wenn Lotte wirklich den Unglücklichen liebte, warum wurde sie nicht die Seine? Albert hätte sich gewiß nicht eine Kugel durch den Kopf geschossen. Restner, das Urbild des Albert, beklagte sich daher auch bitter gegen Göthe, als der Roman erschien, daß er ihn so armselig darin erscheinen lasse, während Restner in der That doch ein sehr edler und großherziger Mann war.

Die Form des Romans ist im Ganzen außerordentlich schön, der Stil schwungvoll, frisch und leicht, einige Stellen, wenn sie laut gelesen werden, von ungemeinem Wohlklang; die Kunst, zur Verstärkung und Vertiefung der Darstellung die Lokalitäten und die verschiedenen Zeiten und Erscheinungen des Jahres zu benutzen, ist im hohen Grade bewundernswürth und bekundet einen reich poetischen Geist. Die künstlerische Anschauung war jedoch in jenem Alter des Dichters noch nicht so gereift, wie später, als er die Ifigenie schuf, und neben großen Schönheiten finden wir einzelne Nachlässigkeiten, z. B. sagt Lotte: „Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verstimmten Klavier einen Kontretanz vorkomme, so ist alles wieder gut.“ Andere Stellen sind: „das liebenswürdigste Geschöpf im Arm zu haben und mit ihr herumzuliegen wie Wetter, daß alles rings verging —“ „Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verschmausen“ — „Lottens ganze Gegenwart und Zerrn und Ziehen war nöthig, um schnell wieder Ordnung zu bringen“ — „Ich sah manchem, der in Hoffnung auf ein saftiges Pfand sein Mäulchen spigte“ — u. s. w. Interessant ist es zu beobachten, wie in der Uebersetzung aus Oßian sich des Dichters Gefühl für Schönheit und fließende Darstellung gegen die Zeiten in Seifenheim vollendet und sie in einer zierlichen Abschrift Friederike geschenkt; Stöber theilt die erste Fassung in seiner erwähnten Schrift mit. Zur Vergleichung setzen wir einige Zeilen zuerst aus der ersten, sodann aus der spätern Fassung hieher.

1. Stern der niederstinkenden Nacht! Schön ist dein Licht im Westen! Du hebest dein lodiges Haupt aus deiner Wolke: ruhig wandelst du über deinen Hügel. Was siehst du nach der Ebene? Es ruhen die stürmischen Winde. Das Murmeln der Ströme kommt aus der Ferne. Brillende Wellen klettern den entlegenen Felsen hinan. Die Fliegen des Abends schweben auf ihren zarten Schwingen, das Summen ihres Zugs ist über dem Fels. Wonach blickst du, schönes Licht? Aber du lächelst und gehst. Fahre wohl du schweigender Strahl, daß das Licht in Ossian's Seele heraufsteige.

2. Stern der dämmernden Nacht, schön funkelst du in Westen, hebst dein strahlend Haupt aus deiner Wolke, wandelst stattlich deinen Hügel hin. Wonach blickst du auf die Haide? Die stürmenden Winde haben sich gelegt, von fern kommt des Gießbachs Murmeln, rauschende Wellen spielen am Felsen ferne, das Gesumme der Abendfliegen schwärmt über's Feld. Wonach siehst du, schönes Licht? Aber du lächelst und gehst; freudig umgeben dich die Wellen und haben dein liebliches Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl! Erscheine, du herrliches Licht von Ossian's Seele! —

Die Uebersetzung aus Seseenheim enthält noch etwas mehr, als im Werther steht.

Nachdem wir den Roman selbst von allen Seiten genau kennen gelernt, bleibt nun noch übrig, ihn auch von dem ethischen Standpunkte aus zu betrachten. Wir haben ein Urtheil Lessing's über unsern Roman; in einem Briefe vom 26. Oktober 1774 an Eschenburg spricht er seine Meinung aus, welche mit gewohnter Schärfe und Klarheit das Wesentliche trifft. Seine Worte an Eschenburg lauten: „Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Göthischen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können. Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen: wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unseres Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und da rum das Leben genommen? Gewiß nicht; die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern, und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche *ἐξ ἑσθροσ κατοχή*, welche *τι τολμᾶν παρὰ φύσιν* antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der kristlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse, und je zynischer, je besser!“

In Lessing's Worten liegt bei aller Anerkennung der schönen Darstellung ein scharfes Urtheil über die Wahl des Stoffes, da eine Krankheit des menschlichen

Herzens dargestellt war, ohne zugleich die Heilung zu zeigen. Denn wenn wir, ohne auf die Vollkommenheit des Romanes in sich zu sehen, ihn in der Reihe dessen betrachten, was dem menschlichen Geiste würdig oder unwürdig erscheint, so ist es keine Frage, in welche Kategorie die Leiden Werther's zu setzen seien. Dem sittlichen Auge muß dieser reichbegabte Jüngling, der an seiner eigenen Maßlosigkeit zu Grunde geht, wie ein großes und schönes Fahrzeug erscheinen, das mit reicher, voller Fracht auf dem Meere schwimmt; seine Segel sind vollzählig, seine Masten streben stolz empor, aber an seinem Ruder steht ein Pilot, dessen überschwache Hand das herrliche Schiff nicht einmal vor dem ersten Sturme zu bewahren weiß; ein kräftiger Arm würde das Steuer brauchen und das Schiff aufs hohe Meer lenken, wo die Wogen es wohl umherschleudern, nicht aber zertrümmern können, während unter dieser schwachen Hand das Fahrzeug von den Winden gegen den Felsen geworfen wird, von dem seine Trümmer herniederrollen. Ein solches Schicksal beängstigt, so lange es noch schwebt, und seine unglückliche Entscheidung drückt wieder. In Romeo und Julia gewahren wir einen zweifachen Selbstmord, aber dieses Drama, wenn es auch die ganze Seele mit tiefer Wehmuth erfüllt, hinterläßt doch kein so niederdrückendes Gefühl, denn die schmerzliche Theilnahme an dem bitteren Geschick der Liebenden wird durch den Gedanken an ihre unerschütterliche Treue gemildert, und über ihren Leichen reichen die beiden Todfeinde sich die Bruderhand zur ewigen Versöhnung. Der Tod Werther's steht in seiner ganzen grausigen Schrecklichkeit vor uns, nichts, gar nichts versöhnt uns mit dem Schicksale des Bejammernswürdigen, und sein Tod stiftet nicht das geringste Gute. In der kunstvollen, verlockend schönen Darstellung des Weges, der ihn zum Tode führte, liegt aber eine große Gefahr, daß der minder Einsichtige das Krankhafte der Schönheit nicht erkenne, und meine, wie Lessing sagt: was hier schön sei, müsse auch gut sein, und der Nachahmung werth. Frau von Stael sagte spottend, Werther habe mehr Selbstmorde veranlaßt, als die schönste Frau. Und deshalb verlangte Lessing noch ein Kapitel zum Schluß, durch welches die bezeichnete Gefahr für diejenigen beseitigt würde, die in ähnlicher Lage einen ähnlichen Weg einzuschlagen geneigt wären.

In der krankhaften Ueberspanntheit Werther's liegt im Grunde doch auch wieder ein Gedanke voll tiefer Bedeutung. Sein Ringen und Kämpfen gegen enge Schranken kommt überein mit dem ungeflüchten Drange nach Freiheit, der das ganze achtzehnte Jahrhundert kennzeichnet, und auf diesem Gebiete berühren sich Göz und Verlichingen und Werther in ihren tiefsten Wurzeln, da sie beide aus der Idee hervorgewachsen sind, daß der Entwicklung des menschlichen Geistes unter allen Umständen Freiheit die erste und unerläßlichste Bedingung ist und bleibt, und daß diejenige Form der menschlichen Gesellschaft die verwerflichste sei, welche die Freiheit des Einzelnen am meisten einschränke. Diese Idee wurde getragen von dem Geiste der Zeit, und weil Göthe hier als Vertreter des geistigen Ringens seines Volkes erscheint, deshalb fanden beide Werte, Göz und Werther, einen so großen Wirkungskreis und waren von so nachhaltigen Folgen begleitet. Wir werden bald sehen, daß Göthe später von diesem erhabenen Standpunkte leider viele Stufen herabstieg und sein großes und herrliches Talent

an elende franzosenmäßige Effektsstücke vergeudet, weil kein starkes Rationalgefühl ihn auf dem allein richtigen Wege erhalten konnte. Der Geist des klassischen Alterthums war es, der ihn dann auf die Höhe der Kunst hob.

Die Wirkung des Werther auf das Publikum war eine ungeheure, dem was unausgesprochen in der Zeit gährte und wogte, das erhielt hier Ausdrud. Es war nicht allein die Theilnahme an dem Schicksale Werther's, was eine so unerhörte Bewegung hervorrief, sondern im Hintergrunde die Idee der Freiheit, das Streben sich von vielhundertjährigen, drückenden Banden zu befreien, welches ein Jahrzehnt später in Frankreich zur That wurde. Alle gewaltsam und lange niedergedrückten Gefühle gehen, wenn sie entfesselt werden, ins Extrem, und dieses Ezzentrische im Werther traf daher auf einen Dreinstoff, der für den zündenden Funken schon lange bereit lag. Es ist auch eine große soziale Bedeutung, welche in dem Erscheinen Werther's lag, und das Büchlein wird stets ein wichtiges und höchst interessantes Denkmal für die kulturgeschichtlichen Zustände der Zeit bleiben, welcher es seine Entstehung verdankte, und die es zugleich in ihrem Ringen so mächtig förderte. Eine ähnliche Stellung, wie die Perse des Aeschylus für Griechenland, die Göttliche Komödie des Dante für Italien, behaupten Götz von Berlichingen und Werther's Leiden für Deutschland, ja für Europa im letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts.

Was in der Welt im Großen vorging, das erlebte Göthe in seiner Brust im Kleinen. So wie er alle die Gefühle, die er im Werther anklagen ließ, selbst empfunden, selbst mit ihnen gekämpft und gesiegt hatte, so trat er auch als einer der Vorkämpfer für alle befreienden, alle Humanitätsideen des Jahrhunderts auf, und nicht allein im Wort, sondern auch durch die That. In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai 1774 brach in der engen Judengasse in Frankfurt Feuer aus, das schnell und gräßlich überhand nahm. Göthe eilte dahin, in den wogenden, vernunftlosen Haufen trat er mit Entschlossenheit hinein, stellte sich in seidenen Strümpfen und in Schuhen mit zwei vollen Wassereimern auf, und durch seinen Ruf bildete sich eine lebendige Kette, in welcher die Eimer auf und abwanderten. Vergeblich aber war Göthe's Bemühen, seine jungen patrizischen Freunde zur Theilnahme zu bewegen; die höheren Stände konnten den Gedanken noch nicht fassen, daß es Fälle gibt, wo nur der Mensch dem Menschen gegenüber steht, und wenn hochbegabte Geister auf der neuen Bahn muthig vorangingen, so erregte das meist ein spöttisches oder auch wohl verächtliches Lächeln. Auch Göthe's großherzige Aufopferung wurde das Stadtgespräch der guten Frankfurter, zumal ihnen der junge Dichter ohnehin so vielen willkommenen Stoff zur Unterhaltung lieferte.

Dem der draufende Geist der Zeit trat immer mehr und mehr in dem herrlichen Jünglinge zu Tage. Er war fünfundzwanzig Jahre alt, und schon konnten an Berühmtheit des Namens nur die ersten Männer des Jahrhunderts mit ihm wetteifern. Die gewaltigen Erfolge seiner Werke schwellten in ihm das freudige Selbstbewußtsein und den Muth, der ein Hebel zu unendlicher Thätigkeit, eine Leiter zum Sturm auf die steilsten Höhen ist, und ein Kreis von genialen Freunden schaarte sich um den Führer, dessen blißendes Auge kein Hinderniß, dessen großer Geist keine beengende Schranke, dessen edles Herz kein Vorurtheil

kannte. In brausen der Jugendluft und überschäumendem Jugendmuth rollten die Tage dahin, und die übermüthige Gesellschaft genoß die Stunden, die ihnen der Himmel schenkte, mit Witz und Humor und Satire; alles Große und Edle wurde hoch verehrt, überschwänglich gepriesen, allem Gemeinen, aller Heuchelei der Krieg erklärt. Shakespeare und die großen Männer des Alterthums waren die Heroen, die man auf den Schild hob, denen man nachfolgte.

Zu diesem genialen Kreise unter Göthe's Führung gehörte der alte Freund des Dichters von Leipzig her, Horn, den Göthe einen guten Gesellen nennt; ferner Riese, Bernhard Krespel, Ludwig Passavant (später Kossitorialrath in seiner Vaterstadt), der Komponist Johann André aus Offenbach, und die beiden mehrgenannten Schriftsteller Maximilian Klinger und Leopold Wagner. Klinger, vier Jahre jünger als Göthe, trieb die Tollheiten der jungen Weltstürmer auf die Spitze; sein Drama „Sturm und Drang“ gab bekanntlich dieser ganzen Zeit den Namen. Mit seinen Zwillingen errang er den von Schröder ausgehnten Preis für das beste Trauerspiel über Brudermord, und dieser Erfolg lachelte ihn dermaßen auf, daß er im Jahre 1775 nicht weniger als fünf Dramen ans Licht beförderte. Für seine Zeit ist er charakteristisch, seine Leistungen als Künstler sind sehr gering, seine Werke sind längst vergessen. Noch weniger bedeutend war Leopold Wagner, der sich nicht scheute, als Göthe ihm den Plan zu der Geschichte Gretchens im Faust mittheilte, dem Freunde den Stoff zu entvenden und zu einem Trauerspiele, „die Kindsmörderin“, zu verwenden; doch war dieses Stück nichts als eine gemeine Plattheit, das dem Faust in keiner Weise vorgriff. Auch Lenz suchte sich um diese Zeit möglichst nahe an Göthe heranzubringen; er heuchelte eine große Anhänglichkeit an ihn, verfolgte ihn aber schon damals insgeheim mit seinem Haffe, während Göthe ihm offenes Vertrauen bewies und für seine Stücke Verleger zu finden sich bemühte.

Die Einwirkungen jener lustigen, spottfüchtigen Gesellschaft auf Göthe zeigten sich in einer Reihe kleiner satirischer Schriften; zu ihnen gehören „Götter, Helden und Wieland“*), in denen Wieland's Alzeie verspottet wird. Göthe hatte das Stück nur für den Freundeskreis bestimmt, Lenz gab es ohne Vorwissen des Verfassers heraus; ferner das „Jahrmarttsfest zu Plundersweilern“, der Pater Drei“, der „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. C. Fr. Wahrdt.“

Im Anfange des Jahres 1774 entstand auch ein neues Trauerspiel, der „Klavigo.“ In eine Gesellschaft, die sich wöchentlich versammelte, brachte Göthe einmal die Memoiren des Beaumarchais mit. Der Inhalt desselben fand den Beifall der Gesellschaft, Göthe wurde aufgefordert den Stoff zu dramatisiren; er versprach in acht Tagen das fertige Stück vorzulegen, und er hielt Wort. Auf diese Weise entstand Klavigo. Die Handlung schließt sich der Darstellung des Beaumarchais ziemlich genau an, nur der Schluß wurde verändert; Don Klavigo wurde in der That von Beaumarchais um seine Stelle gebracht, gelangte aber später wieder zu hohen Ehren und lebte noch lange in Madrid als Aufseher des königlichen Naturalienkabinetts. Göthe entlehnte den Schluß

*) Vergl. unser Leben Wieland's, II, 126.

seines Dramas, in dem Klavigo von Beaumarchais erstochen wird, einer Ballade, die im Wunderhorn sich findet, sie trägt die Ueberschrift: das Lied vom Hahn und der Magd.

Klavigo ist ein äußerst schwaches Produkt; Merc nannte es einen Naarf Bilmars bezeichnet es als einen Abfall vom Götz; man könnte das Stück eine Abfall Göthe's von seinem Ideal nennen. Sein Wesen, seinen Trieb, das Leben poetisch darzustellen, vermiffen wir hier vollständig, er macht auch noch in der einen Figur des Drama's, in dem Karlos, einen Versuch dazu; er schließt sich eng an die Memoires des Beaumarchais an, die er in einigen Stellen wortgetreu übersezt, und paßt sein Drama im Ganzen dem gegebenen Tone an. Dieser Ton ist aber bei aller Leichtigkeit immer der eines eiteln, ruhmredigen, übertriebenden Franzosen, der in seiner Erzählung die Ereignisse etwa so behandelt wie ein französischer Kunstgärtner die Bäume seines Gartens, er vernichtet durch seine Scheere die schöne Form der Natur und stuzt die lebendige, duftige Krone des Baumes zu einer hölzernen Schachfigur zu, deren groteske Formen auffallend genug, keineswegs aber schön sind. Als solche Figuren stellen sämtliche Charaktere des Dramas sich vor unsern Blick. Der Held, Klavigo, ist ein höchst verächtlicher Schwächling, ein Egoist sonder Gleichen, eine fast thierische Natur, der gleich dem Raubvogel nur ihrem Gelüste folgt, und gierig auf die Beute kößt die seinen Gaumen reizt. Man begreift nicht, wie ein solcher Mann, in dem jede edle Eigenschaft bis auf die letzte Spur ausgeilgt ist, von den Ersten des Königreichs geliebt und geehrt sein kann. Er wechselt seine Gesinnungen wie einen Handschuh, den man nach Belieben auf die eine oder auf die andere Hand zieht; zu seinen Handlungen findet sich durchaus gar kein anderes Motiv als die Auseinandersezungen seines quasi Bärenführers Karlos, an dessen Seite der folgsame Archivarius des Königs mit der Virtuosität eines gut dressirten Aechchens tanzt. Und dieser Karlos ist ein Charakter von erschreckender Gemeinheit; dessen Sprache sogar sein Bild trägt. Gleich im Beginn z. B. antwortet er auf Klavigo's Klage, daß man mit den Weibern zu viel Zeit verändele, die Herz Marre (sic), das ist deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und sie hindern sie an gar nichts. Auch sag' ich ihnen nicht so viel schöne Sachen, trüb mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen; wie ich dem zehntonnetten Mädchen am ungerneften zu thun habe. Ausgeredt hat man bald zu ihnen; hernach schleppt man sich eine Zeit lang herum, und kaum sind sie ein bißchen warm bei Einem, hat sie der Teufel gleich mit Heirathsgedanken und Heirathsvorschlägen, die ich fürchte wie die Pest." Solche Worte und solche Gesinnungen auf die Bühne zu bringen, heißt der Kunst einen schlechten Dienst erweisen und einem solchen Menschen und seinen Intriguen ein edles, schönes Mädchen einer guten Familie zum Opfer fallen zu lassen, das heißt die Kunst zum Galgen führen. Wie groß und erhaben steht diesem Klavigo der Dithello des Shalepeare gegenüber! Dort wie hier fällt ein Weib der Leidenschaft zum Opfer, im Dithello aber tödtet der Mohr seine Dämonia aus Gerechtigkeitsgefühl; sie soll sterben für ihre Sünde, und damit sie hinfort nicht mehr sündige, sagt Dithello: sein That ist die Frucht einer Leidenschaft, die selbst auf der fürchterlichsten Höhe immer noch auf dem Boden unbefleckter Sittlichkeit steht. Auch Leonatus

mbeline will seine Geliebte tödten lassen, weil ihre vermeinten Handlungen ein moralisches Gefühl aufs tiefste verwunden. Klavigo und Karlos stehen dem Hello und dem Leonatus gegenüber als feile Schurken, und es scheint fast, als hätten sie deshalb auf den Tod Marie's hin, weil die gemeine Natur der Männer sich in der Gegenwart des sittenreinen Weibes unbehaglich fühlte.

Was die Exposition des Dramas anbetrifft, so fehlt demselben jede gesunde und natürliche Entwicklung; es ist ein reines Intrigenstück, wie die *Robogune* von Korneille, und was Lessing in der Dramaturgie von diesem Stücke des Franzosen sagt, das gilt auch von dem Klavigo; es ist nicht die Konsequenz der in der Anlage gegebenen Verhältnisse, welche den Gang des Stückes bestimmt, denn die Willkür des Verfassers, die besonders im fünften Akte ganz unbehaglich hervortritt; der Zufall ist hier der geschäftige und gefällige Gott, der die Helden und die Heldin umbringt und auf diese Weise ein Stück endigt, das durch neue Wiederholung derselben Ränke noch um die doppelte und dreifache Ausdehnung hätte hinausgesponnen werden können.

Die Gaben der Muse sind nur dann vollkommen, sind nur dann die duftenden Früchte, wenn die Göttin sie als freie Geschenke dem Dichter in das Herz legt; aber die Hand, welche ungerufen die goldene Frucht rauben will, wandelt sie in eine Mißgestalt. Was aus einem solchen Stoffe auf Kommando sich machen ließ, hat Göthe daraus gemacht; zu bewundern ist immer noch das Talent, das in Einer Woche ein solches Stück aus Papier warf.

Klavigo fand schon bei Göthe's Zeitgenossen wenig Beifall. Wieland's Urtheil über das Stück ist enthalten in einem Briefe an Jakobi; es heißt in demselben: „Göthe's Klavigo habe ich nun gesehen. Wenn ich nicht selbst Auktor wäre, so wollte ich den Kunstrichter von Profession spielen, und als solcher könnte ich einem ehrsamem Publikum leicht beweisen, daß noch viel fehlt, daß Göthe's Wundermann sei, für den man ihn hält, und dazu sollte mir gerade dieser Klavigo Stoff genug geben. Man muß dergleichen blendende Dinge nur drei bis viermal lesen, so fallen einem die Schuppen ziemlich von den Augen.“ — Gerwinus urtheilt mit den Klavigo einen wiedergekäuten Weisklingen. — Göthe selber hegte den Klavigo als ein liebes Kind und fand Merz's Urtheil über ihn sehr ungerecht. „Ich hätte ich“, sagte er, „damals ein Duzend Stücke der Art geschrieben, welches mir einiger Aufmunterung ein Leichtes gewesen wäre, so hätten sich vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten. Jede Direktion, die ihr Repertorium zu erhalten weiß, kann sagen, was das für ein Vortheil wäre.“ Als ob die Rasse der Theaterdirektors die bestimmenden Gesetze für die dramatische Kunst liefern müßte!

Auffallend können diese verschiedenen Resultate seiner dichterischen Untersuchungen uns bei Göthe nicht sein; in seinem ganzen Wesen überwog die Gefühlsthätigkeit so sehr die Verstandesthätigkeit, daß Neigung und Abneigung den meisten Fällen bei ihm die bestimmenden Faktoren waren. Wo aber Neigung und Abneigung so ausschließlich herrschen, daß sie keiner festen Regel, die ein Bestehendes sich anfügt, unterworfen sind, da sind die Gefühle naturgemäß zum Auf- und Abwogen unterworfen, je nachdem die äußern Einflüsse in den verschiedenen Jahren bei Körper und Geist mehr oder weniger starken Widerstand leisten. Bei Naturen, die so geartet sind, finden auch wohl an und für sich

gleichgültige oder unbedeutende Einzelheiten, wenn sie nur einer beliebigen Kategorie angehören, einen vorübergehenden Beifall, wie dies bei Göthe mit der Gleich-
tenrepublik Klopstock's der Fall war. Bei Klopstock's ernster und nachhaltiger
Begeisterung für alles Große und Gute konnte es nicht fehlen, daß seine Gleich-
lehrtensrepublik einem großen Gedanken huldigte; sie war, um Servinus' seltsame
Worte anzuwenden, „ein Symbol der republikanischen Freiheit unserer Litteratur
gegen alles Absolute des Königthums und der Hierarchie, gegen alle französische
Diktaturen und mäzenatischen Fische, gegen das Regelbuch der Aesthetiker, gegen
alle Kritik, die nicht auf Natur, Erfahrung und Seelenkunde ruht.“ Es
traten auch die seltsamen Ueberspanntheiten des Messiasdichters, die nicht selten
in Grillen ausarteten und Zeichen beginnender Altersschwäche waren, in den
ermähnten Werke sehr stark hervor, so daß das Ganze mehr ein Zeugniß für
Klopstock's edles Bestreben, als ein praktisch wirksames Förderungsmittel für
literarische und künstlerische Arbeiten war. Diese Ansicht, welcher jetzt niemand
von den berufensten Kritikern eine widersprechende entgegengesetzt hat, theilte
Göthe damals nicht. In einem seiner Briefe aus jener Zeit sagt er: „Klop-
stock's herrliches Werk hat mir neues Leben in die Adern gegossen. Die einzigen
Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich sind! Die
heißt Geschichte des Gefühles, wie es sich nach und nach festigt und läutert
und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet, und die die bittersten Ald-
manns-Wahrheiten von dem, was edel und knechtisch ist am Dichter. Das
alles aus dem tiefsten Herzen, eigenster Erfahrung mit einer bezaubernden
Simplizität hingeschrieben.“ — Göthe war noch in dem Alter, in welchem
er, der vorzugsweise in seinen Gefühlen lebt, große Namen bedeutender Ge-
dichter machen; sein Mund preist zuweilen etwas, wovon er später ganz anders
dachte. Von Herder's Ältester Urkunde des Menschengeschlechtes, die 1781
erschien, urtheilte er in überschwänglichen, theilweise seltsamen Worten, die offenbar
dem Stile Herder's nachgebildet waren. Es ist interessant, diese Worte mit
den Briefen Werther's, und zugleich mit Herder's Schrift *) zusammenzustellen, um
zu erkennen, wie leicht Göthe für fremden Einfluß zugänglich war. Ge-
heime Sätze lassen wir hier folgen. Göthe sagt: „Die Älteste Urkunde ist ein
mystisch weitstrahl'sinniges Ganze, eine in der Fülle verschlungener Geäfte lebende
und rollende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maßstabe noch
Ausdruck der Riesengestalt nachäffen, noch eine treue Silhouette einzelner
Theile melodisch sympathetischen Klang in der Seele anschlagen kann. Herder
hat die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen, hat d'rin alle die hohe heilige
Wahrheit der simplen Natur aufgewühlt und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem
hier und da morgenfreundlich lächelndem, Orffischem Gesang vom Anbruch
herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der
Geister, Dämonen und Atheisten, Filologen, Textverbesserer, Orientalisten u. s. w.
in Feuer und Schwefel und Fluthsturm ausgetilgt.“

Auch in Göthe's Freundschaften zeigte sich der oft so herbe Wechsel in
Gefühle, und in keinem Verhältnisse wohl mehr, als in dem, welches er um
Herder's Älteste Urkunde mittelst.

*) Man vergleiche, was wir im zweiten Theile unseres Werkes über Herder's
Älteste Urkunde mittelst.

reit mit Lavater anknüpfte. Veranlaßt durch den Göthe'schen Brief des Pastors an seinen Amtsbruder wandte Lavater sich an den Dichter und suchte ihn in den der Weise zu seinen allein seligmachenden Ansichten zu belehren, wie er mit aller Welt machte. Die Korrespondenz wurde bald sehr lebhaft, und Lavater setzte dem jungen Poeten mit heftiger Zudringlichkeit zu, entweder sich seinen Ansichten zu bekennen, oder ihn eines Bessern zu belehren. Zuletzt grüßte der Physiognomiker dem Dichter das Messer an die Kehle und stellte an ihn die Forderung: Entweder Atheist oder Christ! Göthe erwiderte darauf, dem Lavater ihm das Christenthum nicht lassen wolle, wie er es bisher gehegt, fenninger, der sich ebenfalls an Göthe die Rittersporen verdienen wollte und ihm um des Bruders Seligkeit viel Mühe gab, schrieb Göthe mit Beziehung auf das beliebte: „Es steht geschrieben“ der Befehrer: „Daß du mich immer mit Zeugnissen paken willst! Wozu, die? Brauch' ich Zeugniß, daß ich bin? Zeugniß, daß ich fühle? Nur so schätze, liebe, bet' ich die Zeugnisse an, die mir zulegen, wie Tausende oder Einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich stärkt und stärkt. Und so ist das Wort der Menschen mir Gottes Wort, es mögen's fassen oder sonst wer gesammelt und zum Kanon gerollt, oder es als Fragmente aufgestreut haben. Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals: dieses, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Macchiavell! Darf aber auch jedem sagen: Lieber Freund, geht Dir's doch wie mir! Im Einzelnen sentirst du kräftig und herrlich, das Ganze ging in Euren Kopf so wenig, als in meinen!“

Im Juni 1774 kam Lavater nach Frankfurt, um Göthe zu besuchen; er verweilte fünf Tage bei ihm. Doch zu einem nachhaltigen und ungestörten Austausch der Gedanken gelangten beide Männer nicht, da an Lavater sich eine große Menge Personen herandrängten, die den berühmten Mann begaffen wollten, und da sie sämmtlich von ihm wohlgefällig aufgenommen wurden, so war seine Zeit so ziemlich besetzt. Als Göthe den belehrenden Freund bei Fräulein von Lettenberg einführte, fand es sich, daß beide, obwohl jeder einzelne die allein seligmachende Ansicht für sich allein ungezweifelt besaß, doch in ihren Meinungen nicht übereinstimmten. Uebrigens war der Verkehr Lavater's und Göthe's ein züchtlicher, und Göthe hegte nachher von jenem eine hohe Meinung; da er später so ganz anderes Urtheil über den Mann aussprach, so wollen wir auch seine Ansicht aus dieser Zeit mittheilen; in einem Briefe an Schönborn sagt er: „Lavater war bei mir, und ich habe auch da wieder gelernt, daß man über niemand den soll, den man nicht persönlich gesehen hat. Wie ganz anders wird doch alles! Er sagt so oft, daß er schwach sei, und ich habe niemand gekannt, der öftere Stärken hätte als er. In seinem Elemente ist er unermüdet, thätig, entschlossen, und eine Seele voll der herrlichsten Liebe und Unschuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten und er hat noch weniger Einbildungskraft, als ich mir vorstellte. Aber weil seine Empfindungen ihm die wahrsten, so verkannten Verhältnisse der Natur in seine Seele prägen, er nun also jede Terminologie wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und handelt, und seine Zuhörer in eine wilde Welt zu versetzen scheint, indem er sie in die ihnen unbekanntem Winkel ihres jenen Herzens führt: so kann er dem Vorwurfe eines Fantasten nicht entgehen.“

Um sich mit Lavater noch einige Zeit ungestört unterhalten zu können, begleitete Göthe ihn am 29. Juni nach Ems, und unterwegs im Wagen konnte die beiden Männer sich nach Gefallen aussprechen. Da Lavater in Ems gleich wieder von Gesellschaft aller Art umringt wurde, so lehrte Göthe in Frankfurt zurück. Aber hier wartete seiner eine neue Unruhe. Bafedow, der bekannte pädagogische Reformator, war eingetroffen, und stellte sich ganz als das Gegenbild des sanften, jungfräulich schwärmenden Lavater's dar. Bafedow war von abstoßendem Aeußern, sein Benehmen wenig angenehm, seine Worte zuweilen überderr; ein schlechter Tabak, den er beständig rauchte, trug er zum Wohlbehagen seiner Umgebung bei, und war besonders für Göthe höchst widerlich, da derselbe in seinem ganzen Leben ein abgefagter Feind des Tabaks war. Doch alles dies, und auch die üble Gewohnheit Bafedow's, in weniger zarter Weise zu widersprechen und zu foppen, ertrug Göthe mit Geduld, da er in dem wunderlichen Manne die Schärfe des Geistes und das Neue und Originelle seiner Ansichten bewunderte. Bafedow begab sich nach Ems, und das Verlangen nach der lebhaften geistigen Anregung bewog Göthe, ebenfalls wieder nach dem Badeorte aufzubrechen. Lavater begrüßte ihn freundlich, und theilte ihm seine inzwischen gemachten Erfahrungen mit. In den wenigen Tagen des gemeinschaftlichen Aufenthaltes begann nun ein sehr ununteres Leben, es ward viel getanzt, mancher Scherz getrieben, und daneben fehlte mit Lavater und Bafedow die ernste Unterhaltung nicht.

Die beiden Freunde entschlossen am 18. Juli sich zur Abreise, und Göthe hatte sich an ihren Umgang schon so sehr gewöhnt, daß er sie begleitete. In der Fahrt ging die Bahn hinab nach Koblenz zu, die Gesellschaft war ziemlich groß, Göthe trieb die muthwilligsten Poffen, Bafedow warf seine Witze dazwischen und Lavater's weiser Ernst legte, wo es nöthig war, einen Zügel an. Bei dem Anblick einer der Burgruinen, die in jener Gegend oft so malerisch von den Bergen herab schauen, schrieb Göthe in das Stammbuch eines Mitreisenden ein Gedicht „Geistesgruß“ (Hoch auf dem alten Thurme steht), und als es den Beifall der Zuhörer fand, fügte er auf der folgenden Seite allerhand poetische Mittelverse hinzu. In Koblenz drängte man sich, das berühmte Kreuz zu sehen. Beim Mittagstisch saß Göthe zwischen Lavater und Bafedow, während der erstere einem erstaunten Landgeistlichen die Wunder der Offenbarung Johannis mit allen Einzelheiten erklärte, und Bafedow sich bemühte, einem Theologen zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter Gebrauch sei, labte Göthe sich an den Freuden des Mahles.

Die Reise ging nun den Rhein hinab nach Köln, wo Göthe unter andern auch die Gebrüder Jakob treffen sollte, denen er durch den Frauenverehr in Frankfurt schon nahe getreten war. Die Ruine des Domes in Köln erregte in Göthe wieder die Gefühle, die das Straßburger Münster in ihm zum Leben wachrufen hatte; bewundernd stand er in den Hallen und vor den Pfeilern, die ihrer unvollendeten Gestalt einer Ruine gleichen, und mißmuthig sah er, wie die Weltgebäude fern von seiner Vollendung schon in seinem Wachsthum erstarrt gehemmt war. Damals hegte Göthe dieselbe Ansicht über den Kölner Dom, die er später über die deutsche Einheit aussprach: daß beides nie zur Verwirklichung

zur Vollendung geheißen würde. Unsere große Zeit, die den größten beider Wünsche bereits erfüllt hat, wird auch die Gewährung des andern nicht lange mehr versagen.

In Köln besuchte Göthe die Wohnung des ehemaligen Rathsherrn Erward von Sabach, die man, obwohl die Familie längst ausgestorben war, ganz in ihrem alten Zustande erhalten hatte; ein großes Gemälde zeigte den ehemaligen reichen Besitzer im Kreise seiner Familie. Auf den beschauenden Dichter machte diese ganze Umgebung, die eine längst vergangene Zeit und längst in Staub zerfallene Geschlechter lebendig wieder vor sein Auge führte, einen tiefen Eindruck. Der muthwilligen Poesie müde, sehnte er sich nach einem herzbelebenden Gedankenaustausch, und als er in dieser Stimmung die Bekanntschaft des Dichters Fritz Jakobi machte, wurde dieselbe sogleich sehr innig, denn auch Jakobi war eine hoch erregte Natur. Das erste Zusammentreffen erfolgte wahrscheinlich in Elberfeld, da Göthe, als er nach Düsseldorf kam, erfuhr, daß Jakobi verreist sei. Er folgte ihm nach, da er in Elberfeld auch seinen Freund Jung Stilling besuchen wollte, der daselbst als Arzt lebte. Jung wurde am folgenden Morgen in einen Gasthof zu einem Freunde gerufen. Als er ins Zimmer trat, fand er den Patienten tief in Lächer verhällt im Bett; dem Arzte streckte er die Hand entgegen und sagte mit gedämpfter Stimme: „Herr Doktor, fühlen Sie mir einmal den Puls, ich bin gar schwach und krank.“ Jung legte die Hand an den Puls und erwiderte: „Ich finde nichts Krankes, Ihr Puls geht ordentlich.“ Da sprang der Kranke plötzlich aus dem Bette, und Göthe hing am Halse des erstaunten Freundes. Im Hause eines befreundeten Kaufmanns fand sich Nachmittags eine geistreiche Gesellschaft zusammen, in ihr zeigten sich die verschiedenartigsten Persönlichkeiten, geistlich und weltlich gesinnte, ernste und heitere Gäste; die beiden Jakobi, Lavater, der Dichter Heinse, Aerzte und Kaufleute saßen zusammen um den Tisch. Stilling erzählt: „Göthe aber konnte nicht sitzen, er tanzte um den Tisch her, machte Gesichter und zeigte allenthalben nach seiner Art, wie königlich ihn der Zirkel von Menschen gaudire. Die Elberfelder glaubten, der Mensch sei nicht recht klug. Stilling aber und andere, die sein Wesen besser kannten, meinten oft vor Lachen zu bersten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem hellen Blick ihn darnieder schoß.“

Mit Fritz Jakobi lehrte Göthe nun nach Düsseldorf zurück, und verweilte bei ihm einige Tage auf dessen Landstutze Pempelfort. Die Neigungen der beiden jungen Männer trafen bei den Werken des großen und edlen Spinoza zusammen. Jakobi hatte mit diesem scharfen Denker sich schon mehrfach und eingehender als Göthe beschäftigt, und konnte dem Freunde sehr förderlich sein. Die Lebensansicht des Spinoza, das „Ein und Alles,“ die lebendige Gegenwart Gottes in allem Seienden, ohne irgend etwas, auch nicht das Kleinste, von dem großen Kreise der Gemeinschaft auszuschließen, wurde von dieser Zeit an auch die Lebensansicht Göthe's, der er bis an sein Ende getreu geblieben ist. Es ist eigenthümlich zu bemerken, wie Göthe sich dem Deisten Spinoza so ganz zu eigen gibt, während er in einem Briefe vom 8. Juni desselben Jahres an Schönborn — wir haben die Stelle vorhin ausgehoben — die Deisten zu der

„Lasterbrut der neueren Geister“ zählt. Mit Jacobi wurde der Verkehr höchst innig und vertraulich; Nachts, wenn sie schon zum Schlafengehen sich getraut hatten, suchte Göthe den Freund noch einmal auf, um mit ihm weiter zu reden. „Mir wurde wie eine neue Seele; von dem Augenblicke an konnte ich Dich nicht mehr lassen,“ schrieb Jacobi mehr als vierzig Jahre später, und als Göthe nach Frankfurt zurückgekehrt war, sagte er in seinem Briefe, den er sogleich nach seiner Ankunft an Jacobi schrieb: „Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe Deinen Brief, und schwebe um Dich. Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand Deiner Liebe zu sein. O das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr von andern zu empfangen, als er gibt! O Liebe! Liebe! Die Armuth des Reichthums — und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im andern alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe. Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm gegen einander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wär's, als wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredet haben.“ — Dieses innige Verhältniß dauerte jedoch nicht für das ganze Leben; Göthe änderte seine Meinung über Jacobi beinahe ebenso sehr, als über Lavater.

Zur August war Göthe nach Haus zurückgekehrt, im September erhielt er die ersten fertig gedruckten Exemplare von Werther's Leiden. Eins derselben sandte er an Lotte, und schrieb dabei: „Lotte, wie lieb mir das Büchlehen ist, magst Du im Lesen fühlen, und auch dieses Exemplar ist mir so werth, als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre.“ Aber Kestner und Lotte waren sehr unzufrieden mit der Rolle, die sie nun vor den Augen der ganzen Welt spielen mußten, Kestner schrieb an Göthe einen zornigen Brief, in dem er sagte, der Verfasser habe in seinem Werke die wahren Personen prostituiert und Lottens Mann sei zu einem elenden Geschöpfe, zu einem Klotze gemacht worden. Göthe war sehr bestürzt über diese Auffassung, er bat um Verzeihung und setzte dem Erzürnten auseinander, daß, wenn der Albert des Romans der wahre Kestner gewesen wäre, Werther ja auch nicht habe sterben können. „Wenn ich noch lebe, so bist Du's, dem ich's danke, bist also nicht Albert.“ Die Verzeihung ließ auch nicht lange auf sich warten, und wir haben schon erzählt, daß zwischen Kestner und Göthe ein freundschaftlicher Verkehr bis an des ersten Tod sich fortspann.

Alles, was in der letzten Zeit so vielgestaltig an Göthe's regem Geiste überzog, hinterließ fortwirkende Eindrücke, und besonders ward sein Selbstgefühl seine Freude an dem Geschaffenen zu jenem Gefühle gesteigert, welches Gott selbst später einmal mit so großem und gerechtem Nachdruck als die Freude an der That bezeichnet. Kein anderer Mensch ist in solchem Maße auf den Beifall der Welt, des Publikums hingewiesen, als der Dichter, der Schriftsteller; in diesem Beifalle findet er in den allermeisten Fällen die Bestätigung, daß seine Arbeit eine nützliche, eine belebende sei, und sein Lebensmuth und seine geistige Kraft finden die Nahrung, die fast einzig in diesem Falle erfrischen und fördern kann. Daß Göthe's Geist gerade in diesen Zeiten einen so herrlichen Aufschwung nahm und zu Entwürfen fortgerissen wurde, welche bis an die Grenzen

der Menschheit in Kühner, froher Zuversicht schweifen, dazu hat nicht wenig die Anerkennung beigetragen, die er in so schönem Maße fand.

Drei gewaltige Werke waren es, welche ihn beschäftigten: Mahomet, Der ewige Jude, Prometheus. Jeder dieser Stoffe ist größer als die Idee des Faust, denn diese drei sind aufbauend, fördernd, weitertreibend, der Faust hingegen ist hemmend, niederdrückend, er zeigt eine Schranke, wo jene Stoffe den Blick in eine ungemessene Ferne eröffnen. Denn wenn Göthe selbst bei dem ersten dieser Thematata auch sagt, ihn habe die bei Lavater und Basedow gemachte Erfahrung, „daß der vorzügliche Mensch, wenn er das Göttliche, das in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte, doch auf die rohe Welt trifft, und um auf sie zu wirken, sich ihr gleichstellen müsse; daß er hierdurch jenen hohen Vorzügen gar sehr vergeblich und am Ende sich ihrer ganz begeben, so daß das Himmlische, Ewige in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichem Schicksalen mit fortgerissen werde“ — so bezeichnet das Leben Mahomet's eben so wie das Streben aller großen Männer stets einen Markstein in der Geschichte des geistigen Fortschrittes, und auch Mahomet's Streben ist doch selbst etwas Wirkliches, seine Erfolge sind etwas thatsächlich Errungenes, seine Lehre spornte zum Forschen und Streben an, und hatte in ihrem Verfolg die herrliche Blüthe der mathematischen und Naturwissenschaften, der Dichtkunst und der Architektur aufzuweisen, die jedem, der an den Fortschritt der Menschheit glaubt, erfreulich und ehrwürdig sein muß, und wenn selbst dieses hohe, himmlische Streben dem Irdischen seinen Tribut bezahlen muß, so erhebt sich doch dieses Streben auch über das Irdische, und zeigt, daß der Geist nicht bestimmt ist, in dem Irdischen unterzugehen. Daß Göthe seinen Mahomet von diesem Gesichtspunkte ansah, beweist der Plan seines Dramas, den er uns selbst mittheilt, und vor allem der herrliche, himmelanhebende Gesang, der in Göthe's Gedichten sich unter der Ueberschrift Mahomet's Gesang findet. Das Stück sollte mit einer Hymne beginnen, die nach der sechsten Sure des Korans gedichtet war; Göthe bezeichnete sie später als verloren, sie hat sich wiedergefunden, und lautet wie folgt.

(Feld. Gestirnter Himmel.)

Mahomet allein.

Theilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl,

Fühlen kann ich euch nicht allen ganzes Gefühl.

Wer, wer wendet dem Flehn sein Ohr?

Dem bittenden Auge den Blick?

Sieh, er blinket herauf, Oad, der freundliche Stern.

Sei mein Herr du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu.

Steib! Steib! Wend'st du dein Auge weg?

Wie? Liebt' ich ihn, der sich verbirgt?

Sei gesegnet, o Mond, Führer du des Gestirns!

Sei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg.

Laß, laß nicht in der Finsterniß

Mich irren mit irrendem Volk.

Sonne, dir glühenden, weicht sich das glühende Herz!
 Sei mein Herr du, mein Gott! Leit', Allsehende, mich!
 Steigt auch du hinab, Herrliche?
 Tief hüllt mich Finsterniß ein.
 Hebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden dich!
 Sei mein Herr du, mein Gott! Du, Allliebender, du,
 Der die Sonne, den Mond, die Stern'
 Schuf, Erde und Himmel und mich!

Dieser Gesang schildert, wie Mahomet durch die Betrachtung des gestirnten Himmels zu dem Glauben an Einen Gott, den Allliebenden, geführt wird. Nachdem er auf diese Weise sich selbst bekehrt, theilt er diese Gefühle und Gesinnungen den Seinigen mit; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Akt versucht er selbst, heftiger aber Ali, diesen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten. Hier zeigt sich Beistimmung und Widersetzlichkeit nach Verschiedenheit der Charaktere; der Zwist beginnt, der Streit wird gewaltsam, und Mahomet muß entfliehen. Im dritten Akt bezwingt er seine Gegner, macht seine Religion zur öffentlichen, reinigt die Kaaba von den Götzenbildern; weil aber doch nicht alles durch Kraft zu thun ist, so muß er auch zur List seine Zuflucht nehmen. Das Irdische wächst und breitet sich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Im vierten Akt verfolgt Mahomet seine Eroberungen, die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck, alle denkbaren Mittel müssen benutzt werden, es fehlt nicht an Grausamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hingerichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften Akt fühlt er sich vergiftet; seine große Fassung, die Wiederkehr zu sich selbst, zum höhern Sinne machen ihn der Bewunderung würdig. Er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt. Das Stück „Mahomet's Gesang“ sollte Ali zu Ehren seines Meisters auf dem höchsten Punkte des Gelingens vortragen. Man könnte sagen, dieser herrliche Gesang enthalte in einem hochpoetischen Bilde die leitenden Gedanken und das Ziel des ganzen Dramas, so wie allgemein ein Bild für das Wachsen und Werden und die Errungenschaften jedes großen Geistes, oder auch der ganzen Menschheit.

Nicht weniger großartig ist das zweite Thema, der ewige Jude, welches als Epos in der Form der kurzen Verse des Hans Sachs behandelt werden sollte. Die bekannte Sage des Ahasverus wurde zu Grunde gelegt: dieser Beleidiger des Heilandes war bekanntlich zu Jerusalem ein Schuster, und die Erinnerung an den Dresdener Handwerksgenossen lieferte ein ausdrucksvolles Bild zu dem Helden des Gedichtes. Auf seinen Wanderungen sollte Ahasverus die verschiedensten Zustände der christlichen Kirche antreffen und darstellen, bis ihm auch schließlich der Tag der Veröhnung erscheint. Wenn im Mahomet also der Fortschritt des Guten an und für sich, in seinen wirklichen Errungenschaften dargestellt wurde, so war derselbe Fortschritt im ewigen Juden durch das Aufhören des Widerstandes, durch das Unterliegen des Widersachers und durch seine Belehrung zu dem, was er früher bekämpft hatte, in einem weiten, umfassenden Gemälde zur Anschauung gebracht. Für solch einen weitgedehnten Stoff war natürlich nur die epische Form gerecht, und dem mannichfach wechselnden Inhalte fügte das lose Gewand der kurzen Verse, die durch keine Strophenform beengt waren, sich

sehr passend an. Von diesem Epos ist nicht einmal der Plan zur Vollendung geblieben, von der Ausführung sind nur ganz geringe Bruchstücke erhalten. Göthe sagt selbst, daß Bedeutendes sich nur hervorbringen lasse, wenn man sich absondere, und zu einer ungestörten Einsamkeit zu gelangen und in ihr die großen Pläne zur Ausführung zu bringen, das verhinderten Göthe's damalige Lebensverhältnisse gänzlich. Auch fehlte ihm bei seinem unruhigen, kraftstrotzenden Wesen die rechte Sammlung.

Wenn im „Mahomet“ und im „ewigen Juden“ mehr die Menschheit als Gesamtbild aufgefaßt und in einzelnen hervorragenden Menschen das Fortschreiten der ganzen Menschheit im Einklange mit der Gottheit dargestellt wurde, so tritt im „Prometheus“ der Mensch in seiner eigenen Kraft und in der ganzen Fülle und Großartigkeit seines Strebens auf den Plan. Göthe erzählt, er habe in jener Zeit keinen Sinn mehr in die Behauptung bringen können, daß der Mensch von seiner Geburt an ein durch und durch verderbtes Geschöpf und ohne irgend eine Fähigkeit oder Anlage zum Guten sei; er habe vielmehr zu allen Zeiten gefunden, daß die Kräfte, die im Menschen liegen, sich absolut nicht hinwegläugnen lassen, und daß der eigene Wille, das eigene Streben diese Kräfte stets am besten fördere; auch hatte er an den mannichfachen Beispielen erfahren, daß der Mensch in dringenden Fällen doch immer wieder auf seine eigene Kraft und Hilfe hingewiesen werde, und bei ihm sich immer von neuem das Wort beständige: *Arzt, hilf dir selber!* Diese Gedanken hefteten sich an die alte mythologische Figur des Titanen Prometheus, der von den Göttern sich absonderte und im Vertrauen auf seine Kraft und getragen von seiner eigenen Kraft von seiner Werkstätte aus ein neues Geschlecht in die Welt sandte, dem er seinen Muth und seine Kraft einhauchte, und dem er auch seinen Stolz und seinen verächtlichen Troß vermachte. Dieses Selbstgefühl fand einen lauten Widerhall in dem ganzen Geiste jener Zeit, in welcher sich der Mensch von so mancher Fessel befreite und immer entschiedener auf seine eigenen Füße sich stellte. Nur die beiden ersten Aufzüge des Dramas sind in einigen Bruchstücken angedeutet, der Plan des Ganzen, wie Göthe ihn sich geschaffen, ist nicht bekannt. Doch ist es eine feine und aus künstlerischem Verständniß hervorgegangene Bemerkung von Heinrich Viehoff, daß die Gestalt der Minerva, die zugleich Freundin des Prometheus und Tochter des Zeus war, zu der Annahme nöthige, Göthe habe dem Drama einen versöhnenden Schluß geben wollen. Ein anderer, künstlerisch und sittlich befriedigender Schluß läßt sich ja auch gar nicht denken, da es unter allen Umständen eine riesengroße Thatsache ist, daß der Mensch in aller seiner Kraft doch immer nur durch die Gottheit zum Ziele gelangen kann. Von jener Hymne „Prometheus“, die für das Drama bestimmt war, ist kein Schluß auf den Ton des Ganzen zu ziehen, da diese Hymne nach Göthe's ausdrücklicher Angabe an den Anfang des dritten Aktes, also gerade an die Stelle des dramatischen Wendepunktes fallen sollte, und an dieser Stelle ist ein Extrem, wie jener Hymnus es zeigt, um so eher denkbar, da gerade im Drama, ebenso wie im Leben, die Extreme gemeinlich die bequemsten Veranlassungen zur Umkehr und zum Vergleich, zur Versöhnung bieten. Zu bedauern ist es immerhin in hohem Grade, daß Göthe den Prometheus nicht ausführte, denn jenes eine

Bruchstück ist an gewaltiger Kraft und Kühnheit eines Aeschyles vollkommen würdig; Auch die rhythmische Bewegung desselben ist im höchsten Grade wirksam und steht in wunderbarer Harmonie mit dem Inhalte. Selbst in den einzelnen Sätzen und Gedanken wird man bei aufmerkssamer Betrachtung diese Wahrnehmung bestätigt finden.

In dieselbe Zeit fallen einige Gedichte, unter denen wir „Künstlers Abendlied“ und „Künstlers Morgenlied“, „An Schwager Kronos“, „Der untreue Knabe“ und „Der König in Thule“ nennen. Aus den beiden Liedern, die Kunst betreffend, spricht eine rege Sehnsucht nach der klaren Erkenntniß, die noch nicht gewonnen ist; das Gedicht „An Schwager Kronos“ athmet denselben kühnen Geist wie „Prometheus“, mit dem es sich jedoch an Vollendung der Form und des Inhalts nicht messen kann. Den untreuen Knaben bezeichnet Viehoff als einen „Spaß“, den der Dichter sich gemacht; der Spaß ist ziemlich widerlich, jedenfalls nicht im geringsten poetisch. Um so schöner ist „Der König in Thule“, eine der vollendetsten Balladen, die unsere Literatur aufweisen kann, wenn das ganze Gedicht auch nur einige zwanzig Verse lang ist. Die großartige Fähigkeit Göthe's der künstlerischen Anschauung zeigt sich in einer Reihe von Bildern, die nur mit wenigen Worten angedeutet sind und doch dem fantasievollen Hörer eine kleine Welt eröffnen; der König, dem seine Geliebte auf dem Todtenbette den goldenen Becher reicht; der König, der bei jedem Feste den heiligen Becher leert, wengleich ihm die Augen übergehen — er weint nicht, er ist ein kraftvoller Geist, und um so größern Eindruck macht die eine Thräne, die das Uebermaß des Kammers und der Sehnsucht aus seinem Auge, aus seinem Herzen preßt —; der König, der sein Ende nahen fühlt, in großartiger Ruhe seine Pflichten als Herrscher erfüllt und sein Reich ordnet, und dann alle seine Gedanken auf das wendet, was ihm mehr als Reich und Herrschaft war, auf das Andenken an die Geliebte; und zuletzt die unbeschreiblich malerische Szene, wie der sterbende König den hinabstürzenden Becher mit seinen Blicken verfolgt, er sieht ihn stürzen, er sieht ihn trinken, d. h. auf der Oberfläche einen kurzen Moment ruhen, bis das Wasser ihn füllt, und dann sinkt er tief ins Meer; nun weiß der König, daß keine fremde Hand das heilige Kleinod je entweihen wird, nun sinken ihm die Augen und der Tod schneidet Leben und Lust und Schmerz entzwei. Wundervoll stimmt zu dem wehmüthigen Inhalte die einfache Darstellung und die tiefinnige Sprache mit den klangvollen Reimen.

An dieser unvergleichlich schönen kleinen Ballade tritt eine Eigenthümlichkeit Göthe's sehr klar hervor, das ist die bereits berührte Vorliebe für Gruppierung zusammen gehöriger Gestalten und Umgebungen zu einem abgeschlossenen Ganzen. Auf der Fähigkeit, sich in dieser Anschauungsweise zu bewegen, beruht vorzugsweise die Kunst des Malers, aber auch für den Dichter ist sie von unberechenbarem Vortheil. Man hat öfter gesagt, die viele Zeit, welche Göthe auf Ausübung der praktischen Kunst gewendet, sei als verloren zu bedauern, und vortreffliche Männer haben sich Mühe gegeben zu beweisen, daß Göthe nicht zum Maler bestimmt gewesen sei. Es scheint uns nicht ganz gerecht zu sein, hier von verlorener Zeit zu reden, denn wenn Göthe auch als Maler nichts geleistet hat, so bildete er doch seine Künstleranlage durch jene Beschäftigungen

weiter aus. Wenn aber die echte künstlerische Anschauung höher steht als die technische Fertigkeit, — Lessing sagt, Rafael würde das größte malerische Genie gewesen sein, auch wenn er ohne Arme geboren worden wäre — so war Göthe in diesem höheren Sinne auch ein großer Maler. Wir werden den Beweisen für diese Ansicht im Verlauf unserer Darstellung noch hundertfach begegnen, und der König in Thule ist bereits ein redender Beweis.

Göthe zeigte immer mehr die Vielseitigkeit seiner Natur, die auf den mannichfaltigsten Gebieten Großes zu leisten vermochte. Die Augen der bedeutendsten Männer waren auf den jungen Dichter gerichtet; als Klopstock im Oktober 1774 einem Rufe nach Karlsruhe folgte, zeigte er Göthe, der schon einige Zeit früher mit ihm in Briefwechsel getreten war, an, daß er ihn in Frankfurt besuchen würde. Göthe empfing den berühmten und verehrten Mann mit vieler Auszeichnung, fand jedoch, daß Klopstock's Benehmen eher das eines Diplomaten als eines Poeten sei. Die Unterhaltung des berühmten Gastes war klar und bestimmt und zugleich gefällig und angenehm, auch sein Selbstbewußtsein verläugnete der Messiasdichter nicht. Der Unterhaltung über Gegenstände aus dem Bereich der Poesie und Literatur mußte er stets auszuweichen, statt dessen sprach er über das Schlittschuhlaufen und die Reikunst, und erging sich dabei bis in geringe Einzelheiten. Der eigentliche Zweck seiner Zusammenkunft mit Göthe kam auf diese Weise gar nicht zur Sprache, denn Klopstock, der gerade von Göttingen kam, hatte die Absicht, den Hainbund zu einer Gesellschaft zu erweitern, die sich über-ganz Deutschland erstrecken und schließlich zu einer wirklichen Gelehrtenrepublik ausbilden sollte. Nach Göthe's Bericht hat Klopstock dieser seiner Absicht nicht einmal Erwähnung gethan. Göthe begleitete den seltenen Gast nach Darmstadt und führte ihn bei Merck ein. Auch im nächsten Frühjahr sahen sie sich noch einmal, doch nur flüchtig, in Darmstadt. Beide Naturen waren zu verschiedenartig, um einen dauernden Bund mit einander schließen zu können.

Der Ausspruch Lessing's, daß nichts in der Welt Zufall, und das Wort Zufall Gotteslästerung sei, wird im Leben so oft zur Wahrheit; an geringe Häkchen knüpfen sich unscheinbare Fäden, die in kurzer Zeit zu Banden anwachsen, in denen ein ganzes Dasein sich beschließen muß. „Als ich einst“ — so erzählt Göthe — „bei gesperrtem Lichte in meinem Zimmer saß, so trat ein wohlgebildeter schlanker Mann bei mir ein, den ich zuerst in der Halbdämmerung für Freig Jakob hielt, bald aber, meinen Irrthum erkennend, als einen Fremden begrüßte. An seinem freien, anständigen Betragen war eine gewisse militärische Haltung nicht zu verkennen. Er nannte mir seinen Namen, von Knebel.“ Der Fremde war der Begleiter des Prinzen Konstantin von Weimar, und theilte Göthe mit, daß der Prinz Konstantin und dessen Bruder Karl August, Erbprinz von Weimar, in Frankfurt angelangt seien und den Dichter zu sehen wünschten. Göthe folgte dieser Einladung gern, die beiden jungen Prinzen empfingen ihn freundlich, und ein Buch, welches gerade auf dem Tische lag, vermittelte sofort eine bedeutungsvolle Unterhaltung. Es waren Möser's patriotische Fantasten, Göthe kannte sie schon, die Prinzen waren begierig sie kennen zu lernen, und die Gewandtheit, mit welcher der Dichter sie in den Geist

des vortrefflichen Buches einzuführen mußte, mußte ihn bei den Fremden sogleich in ein sehr günstiges Licht setzen. Göthe blieb zur Tafel, die Unterhaltung war sehr belebt und berührte die verschiedensten Gegenstände, man gefiel sich gegenseitig, und da die Prinzen nur kurze Zeit in Frankfurt verweilen konnten, so versprach Göthe, ihnen nach Mainz zu folgen und dort einige Tage mit ihnen zu verweilen.

Der Rath Göthe war wenig erbaut, als sein Sohn nach Hause zurückkehrte und ihm seine Erlebnisse berichtete. Der Vater warnte sehr dringend, sich mit den hohen Herrschaften in irgend ein Verhältniß einzulassen, da jemand, der nicht Ihresgleichen sei, bei ihnen stets zu kurz kommen müsse. Der Dichter theilte diese Ansicht nicht, der Vater bestand auf der seinigen, und besonders von der Reise nach Mainz wollte er nichts hören. Zu andern Zeiten, wenn es galt, den Widerstand des Vaters zu überwinden, hatte Göthe seine Zuflucht zu Fräulein von Klettenberg genommen; diese Freundin war jetzt leider bettlägerig krank, doch die Frau Rath, welche bei dieser Gelegenheit, wie ja immer, auf des Sohnes Seite stand, brachte von der Freundin den Ausspruch zurück, der Dichter solle reisen, und nun gab auch der Vater, wiewohl ungern, seine Einwilligung. In der Mitte des Dezember fuhr Göthe mit Knebel, der noch einen Tag allein bei ihm in Frankfurt zurückgeblieben war, nach Mainz. Die Befürchtungen des Vaters waren natürlich unbegründet, Göthe wurde sehr freundlich empfangen und behandelt. Man kam im Laufe der Unterhaltung auch bald auf Göthe's Satire: „Götter, Helden und Wieland“; Göthe war besorgt gewesen, daß man diesen Ausbruch jeder Laune unwillig aufnehmen würde, da Wieland bekanntlich Erzieher des Erbprinzen war. Aber zum Vergnügen des Dichters sagte man den Scherz sehr heiter auf, und als Göthe die Gelegenheit benutzte, einige freundliche Zeilen an Wieland gelangen zu lassen, stellte sich zwischen den beiden Dichtern ein leidliches Verhältniß her, das später in eine aufrichtige Freundschaft überging. Sehr befriedigt kehrte Göthe nach Frankfurt zurück, wo seine fröhliche Stimmung indeß durch eine Trauerbotschaft beeinträchtigt wurde, Fräulein von Klettenberg hatte das Ende ihrer Leiden und das Ziel ihrer Sehnsucht in einem sanften Tode gefunden.

Göthe hatte mit dieser gläubigen Seele bis an ihren Abschied von der Welt in einem äußerlich stets gleich freundschaftlichen Verhältnisse gelebt; die geistigen Beziehungen zu ihr und ihrer Anschauungsweise hatten allmählig jedoch eine völlige Umgestaltung erfahren. Während Göthe in seiner Jugend an den frommen Schwärmereien, und dazu in seinem Jünglingsalter an ihren alchymistischen Versuchen lebhaft theilgenommen, war seit seinem Aufenthalte in Straßburg eine andere Denkweise ihm zu eigen geworden. An die Stelle dunkler und verworrener Schwärmerei war die Helligkeit des erkennenden Verstandes, an die Stelle des Fräulein von Klettenberg war Spinoza getreten. Wir haben den Namen dieses außerordentlichen Mannes, der ein ebenso scharfsinniger Denker als edler Mensch war, zu nennen schon oft genug Gelegenheit gehabt. Es mögen hier noch einige Sätze Platz finden, in denen Göthe sich über sein Verhältniß zu „jener so gefürchteten, ja verabscheuten Vorstellungsart“ ausdrückt; er sagt:

„Unser physisches sowohl als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Welt-

Klugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereigniß, alles ruft uns zu, daß wir entsagen sollen. So manches, was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach außen hervorbringen; was wir von außen zu Ergänzung unseres Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber so vieles aufgedrungen, was uns so fremd als lästig ist. Man beraubt uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber recht ins klare sind, finden wir uns genöthigt, unsere Persönlichkeit erst stückweise und dann völlig aufzugeben. Dabei ist es aber hergebracht, daß man denjenigen nicht achtet, der sich deshalb ungerberdig stellt, vielmehr soll man, je bitterer der Kelch ist, eine desto süßere Miene machen, damit ja der gelassene Zuschauer nicht durch irgend eine Grimasse beleidigt werde. Diese schwere Aufgabe jedoch zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Thätigkeit und Zähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtsinn zu Hülfe, der ihm unzerstörbar verliehen ist. Hierdurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas neuem greifen darf, und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben immer wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern; Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Stedenpferde, alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß alles eitel sei. Niemand entsetzt sich vor diesem falschen, ja gotteslästerlichen Spruch, ja man glaubt etwas Weises und Unwiderlegliches gesagt zu haben. Nur wenige Menschen gibt es, die solche unerträgliche Empfindung vorausahnen, und um allen parziellen Resignationen auszuweichen, sich ein für allemal im Ganzen resigniren. Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Nothwendigen, Gesetlichen, und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwundlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichlichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Weil hierin aber wirklich etwas Uebermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose; ja man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll. Mein Vertrauen auf Spinoza ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte.“

In Betreff dieser Bemerkungen könnte man sagen, wenn auch der Grundbegriff der Spinozistischen Anschauung die Resignation sei, so walte in der That ja gar kein großer Unterschied zwischen dieser und der modern-theologischen Lehre von der Welt und der Bestimmung des Menschen. Und doch ist dieser Unterschied ein riesengroßer, denn auf der letztern Seite wird eine absolute Verdammung der ganzen Welt, also eine Philosophie des Todes gepredigt, während Spinoza nur will, daß ein jeder sich bis zu einer gewissen Grenze einschränken soll, damit die Zwecke des Ganzen gedeihen können; was er auf der einen Seite also dem Einzelnen nimmt, das gibt er ihm, da der Einzelne doch immer ein Theil des Ganzen ist, doppelt wieder. Spinoza will also nicht resigniren, um ringsum sich her eine Wüste zu schaffen, sondern um seine Umgebung in einen blühenden Garten zu verwandeln, in dem das eine wie das andere in seinen berechtigten Grenzen gedeihen könne.

Göthe ist sein ganzes Leben hindurch ein ausübender Anhänger des Spinoza gewesen, und er hat durch sein Beispiel manchen, dem Spinoza nicht einmal dem

Namen nach bekannt war, zur Befolgung derselben Grundsätze bewogen. Wenn es aber wahr ist, daß auf der absoluten Gleichberechtigung der Individuen der eigentliche Kern des Christenthums beruht, so ist auch dieser Theil der Lehre Spinoza's echt kristlich, d. h. menschlich. Es scheint aber, als ob das Verständniß dieser einfachen Wahrheit heute noch eben so schwierig sei, als vor hundert Jahren.

Zu derselben Zeit, in welcher Göthe sich mit dem Studium des Spinoza beschäftigte, wurden auch seine Herzensgefühle in einer lebhaften Weise aufgeregt. Der junge Dichter war schon damals der Stolz seiner Vaterstadt; man suchte ihn in Kreisen zu sehen, in welchen er sonst nicht verkehrte, ein Freund schlug ihm dann so zufällig, und oft mehr als dringend, einen Besuch in diesem oder jenem Hause vor. Oft wies der junge Dichter diese Einladungen sehr kurz und unfreundlich ab; man nannte ihn deshalb den Bären, auch wohl den Huronen, den Westindier. Eines Abends in den letzten Tagen des Jahres 1774 ersuchte ihn ein Bekannter, mit ihm ein kleines Konzert in einem angesehenen reformirten Handelshause zu besuchen. Dieses Haus war dasjenige des Banquiers Schönemann, dessen Geschäft von seiner Wittve nach ihres Gatten frühem Tode weitergeführt wurde. Göthe folgte der Bitte des Freundes, er trat mit ihm in das Gesellschaftszimmer, in welchem, da es schon spät war, die musikalische Unterhaltung bereits begommen hatte. Gerade als Göthe eintrat, setzte sich die einzige Tochter des Hauses, Elisabeth, gewöhnlich Lili genannt, an den Flügel, der in der Mitte stand, und trug mit Anmuth und Leichtigkeit eine Sonate vor. Der Dichter, der seine Stellung ihr gegenüber am untern Ende des Flügels gewählt, konnte ihre Gestalt und ihr Wesen genau beobachten, und als das Spiel beendet war, traten sie beide einander näher. Göthe's Artigkeiten auf ihr fertiges Spiel mußte Lili, die nicht ganz siebenzehn Jahre alt war, gar anmuthig zu erwidern, und der Dichter, den die liebliche Erscheinung des jungen Mädchens in sehr heitre Laune versetzte, ersah in der Fülle der Liebenswürdigkeit, die ihm so reich zu Gebote stand. Göthe und Lili bezauberten sich gegenseitig, und wenn die große Gesellschaft für diesen Abend auch keine Annäherung gestattete, so klang beim Abschied die Einladung der Mutter zu öfterer Wiederkehr dem Dichter angenehm in's Ohr. Er verfehlte nicht, seinen Besuch zu wiederholen, und er wurde ebenso gern gesehen als er gern kam.

Die Unterhaltungen, welche anfangs allgemeiner Natur waren, zogen sich bald enger um die Persönlichkeiten zusammen. „Es währte nicht lange,“ so erzählt Göthe, „daß Lili mir in ruhiger Stunde die Geschichte ihrer Jugend mittheilte. Sie war im Genuß aller geselligen Vortheile und Weltvergünstigungen aufgewachsen. Sie schilderte mir ihre Brüder, ihre Verwandten, so wie die nächsten Zustände; nur ihre Mutter blieb in einem ehrwürdigen Dunkel. Auch kleiner Schwächen wurde gedacht, und so konnte sie nicht läugnen, daß sie eine gewisse Gabe, anzuziehen, an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft, fahren zu lassen, verbunden sei. Hierdurch gelangten wir im Hin- und Wiederreden auf den bedenklichen Punkt, daß sie diese Gabe auch an mir geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von mir angezogen worden.“

Die poetische Art der ersten Bekanntschaft, die anmutige, ungezwungene Art dieses Liebesbekenntnisses erinnert an die berühmte Ballszene in Romeo und Julie, und damit auch zu den feindlichen Einmischungen gewisser Familienglieder ein, wenn auch sehr gemildertes Beispiel gegeben sei, so fanden in Lili's Familie sich Personen, welche der wachsenden Vertraulichkeit der beiden jungen Leute mit wenig verhehltem Mißbehagen zuschauten. In großen Geschäftshäusern, in welchen die geschäftliche Thätigkeit und die Berechnung des Gewinnes die menschlichen Gefühle zurückdrängen, und das ausschließliche Verweilen auf Einem Felde den Ueberblick über die Gesamtheit des Lebens allmählig trübt und erschwert, werden sehr oft auch die Kinder, die Geschwister als Kapitale betrachtet, durch welche man den Glanz und die Größe des Hauses zu vermehren verpflichtet sei. Etwas Nehnliches mochte in dem Schönmann'schen Hause stattfinden, und namentlich erwähnt Göthe eines Bruders, der mit Schadenfreude die sehnsuchtsvollen Wünsche des Dichters zu vereiteln strebte.

Denn der Umgang mit Lili war ihm bereits unentbehrlich geworden. Um sie jeden Tag zu sehen, wurde er ein Gast in den Kreisen, in welchen Lili sich bewegte, und dieser Umstand verursachte ihm manche verdrießliche Stunde. Nur selten wird in den Zirkeln reicher Kaufleute das geistige Verdienst anerkannt und gewürdigt, und leicht läßt sich der Sinn erkennen, der in den halb zärtlichen, halb unwilligen Versen liegt:

Bin ich's noch, den du bei so viel Richtern
An dem Spielisch hältst?
Oft so unerträglich Gefichtern
Gegenüber stellst?

Doch das Spiel der Herzen und die Sprache der Blicke wird selbst durch die profaischen aller Schranken nicht gestört, und selbst in Gegenwart der unerträglichen Gesichter sagte ein Wink der Augen, ein Lächeln alles, was der Mund nicht aussprechen konnte, und dem Dichter blieb außerdem noch die Genugthuung, die gesellschaftliche Gewandtheit der Geliebten bewundern zu können.

Als der Frühling kam und sein Lebenshauch so manches starre Band erweichte, gestalteten auch für die Liebenden sich die Verhältnisse freundlicher. Offenbach, ganz in der Nähe Frankfurts und ebenfalls am Main belegen, befand sich damals im Uebergange vom Dorfe zur Stadt; angesehene Frankfurter hatten daselbst schöne Häuser gebaut, und das größte derselben gehörte einem Onkel Lili's, d'Orville, bei dem Lili im Frühjahr 1775 längere Zeit verweilte. Auch Göthe kam, mit und ohne Veranlassung, öfter nach Offenbach, wo er sein Quartier bei dem als Komponisten bekannten Johann André hatte. Zwischen Frankfurt und Offenbach theilte sich nun Göthe's Leben. In seiner Vaterstadt widmete er die frühesten Morgenstunden der Poesie, der Tag gehörte den Geschäften, die meist juristischer Natur waren. Wenn Göthe's Vater auch seiner Stellung als kaiserlicher Rath wegen nicht als Advokat in die Praxis treten durfte, so war er als gründlicher Jurist und als durchaus zuverlässiger Charakter der Sachwalter manches Freundes. Nach einem gründlichen Studium der Akten legte er die Sache seinem Sohne vor, der die Ausfertigung dann mit solcher Leichtigkeit vollbrachte, daß der Vater seine höchste Freude daran hatte, und es

auch wohl einmal auszusprechen nicht unterließ, er würde den jungen Mann beneiden, wenn er ihn fremd wäre. Uebrigens hatte der Rath Göthe schon damals die Größe seines Sohnes vollkommen erkannt, und längst den Gedanken aufgegeben, daß sein Sohn in der Stellung eines Juristen das Ziel seines Lebens sehen und verfolgen sollte, und deswegen that er selbst alles was er konnte, um seinem Sohne Zeit zu seinen poetischen Arbeiten zu verschaffen.

In Offenbach bewegte sich Göthe in einem angenehmen Kreise geistig belebter Personen. André war Lili's Lehrer der Musik; er spielte viel mit ihr und nahm an allen Geselligkeiten thätig Antheil, um ihn und Göthe drehte sich das gesellschaftliche Leben. Bürger's „Leonore“, die damals bekannt wurde, sehte er in Musik, Göthe deklamirte sie. Oft bis zur Mitternacht dehnten sich die Unterhaltungen aus, und die Liebenden erfreuten sich des ungestörten Zusammenseins. „Trat man am Morgen“, so erzählt der Dichter von jenen schönen Tagen, „in aller Frühe aus dem Hause, so fand man sich in der freiesten Luft, aber nicht eigentlich auf dem Lande. Ansehnliche Gebäude, die zu jener Zeit einer Stadt Ehre gemacht hätten, Gärten mit flachen Blumen- und sonstigen Brunnbeeten, freie Uebersicht über den Fluß bis an's jenseitige Ufer, oft schon früh eine thätige Schifffahrt von Flößen und gelenkten Marktschiffen und Rähnen, eine sanft hingleitende lebendige Welt, mit liebevollen, zarten Empfindungen im Einklang. Selbst das einsame Vorüberwogen und Schilfgeflüster eines leise bewegten Stromes ward höchst erquicklich, und verfehlte nicht einen entschieden beruhigenden Zauber über den Herantretenden zu verbreiten. Ein heiterer Himmel der schönsten Jahreszeit überwölbte das Ganze, und wie angenehm mußte sich eine traute Gesellschaft, von solchen Szenen umgeben, morgendlich wiederfinden!“ Freundschaft und Liebe zeigten sich in ihrem schönsten Lichte: Familienfeste wurden gern und mit mancher frohen Abwechslung gefeiert. Zu dem Geburtstage eines Pfarrers Ewald, den man gern in der Gesellschaft sah, dichtete Göthe das schöne Lied: „In allen guten Stunden“, aus dessen Versen die freudige Lebenslust so geistvoll hervorbricht.

Den Glanzpunkt des Offenbacher Lebens bildete ein Familienfest, welches Göthe irrthümlich auf den 23. Juni 1775, Lili's Geburtstag, verlegte, obwohl er sich an jenem Tage in der Schweiz befand. Zu diesem Feste wollte er gegen Mittag nach Offenbach kommen. Doch durch einen ihrer Brüder ließ er am Abend vorher bei Göthe, der sich ebenfalls in Frankfurt befand, die Nachricht abgeben, sie sei behindert und könne erst am Abend eintreffen, sie bitte den Freund aber herzlich, etwas zu erfinden, wodurch das Unangenehme dieser Nachricht, die sie ihm überlasse hinaus zu melden, gemildert werde. Sogleich setzte Göthe sich nieder und schrieb den Titel einer dramatischen Posse: „Sie kommt nicht! Ein jammervolles Familienstück, welches, geklagt sei es Gott! der 23. Juni 1775 in Offenbach am Main auf das allernatürlichste wird aufgeführt werden. Die Handlung dauert vom Morgen bis auf'n Abend.“ In einem Theile der Nacht wurde das Stück vollendet, ein Bote gab es am folgenden Morgen in Offenbach zur bestimmten Stunde ab, und als Lili Abends hinüberkam, begegnete sie lachenden Gesichtern, die sie befremdet anschaute, bis das Räthsel ihr gelöst wurde. Nun hatte sie Gelegenheit, dem Geliebten in herzlichster Weise zu danken.

Schon durch dieses anmuthige Gelegenheitsgedicht und durch den Erfolg, den es erzielte, wird angedeutet, wie lebensvoll der Verkehr in jenem Kreise sein mußte. Göthe brachte mehrmals einige neue Gedichte mit, André mußte mit seinen Kompositionen zu vergnügen, und von diesen beiden poetischen Naturen angeregt, belebte sich die ganze Gesellschaft in glänzender Weise. Da am Tage ihn seine Geschäfte behinderten, so brachte Göthe die Abende um so lieber in Offenbach zu; in der schönen Sommerzeit wanderte man bei Sternenschein in der Gegend umher, und Göthe erzählt, wie er einmal auch eine Nacht allein draußen im Freien zugebracht und im Andenken an die Geliebte süßen Genuß gefunden habe. Doch je inniger das Verhältniß wurde, desto drückender wurde auch für die Liebenden die Stimme der Welt, und andererseits die Aussicht in die Zukunft. Denn wenn das Verhältniß dauern sollte, so mußte je eher je lieber eine förmliche Verlobung stattfinden. Dazu schienen aber die Eltern auf beiden Seiten wenig Lust zu haben, man wand sich unter peinlichen Stunden so hin, und das schleppende Verhältniß wurde den Liebenden immer drückender.

In dieser Verlegenheit kam ihnen eine ältere Hausfreundin zu Hülfe. Das Vertrauen von Lili's Mutter besaß sie seit vielen Jahren, von Göthe wurde sie in dessen Elternhaus eingeführt und auch hier freundlich aufgenommen. Der Dichter erzählt: „Sie kannte sehr wohl unsere Wünsche, unsere Hoffnungen, ihre Lust zu wirken sah darin einen Auftrag, kurz, sie unterhandelte mit den Eltern. Wie sie es begonuen, wie sie die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen mochten, beseitigt, genug, sie tritt eines Abends zu uns und bringt die Einwilligung. „Gebt euch die Hände!“ rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. Ich stand gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme. Es war ein seltsamer Beschluß des Hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlaufe meines runderfahnen Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Ruthe sei. Ich darf wohl sagen, daß es für einen gestitteten Mann die angenehmfte aller Erinnerungen sei.“

Es schien nun, als sei ein dauerndes Glück begründet, und für eine schöne Zukunft ein fester Grund gewonnen. Es gibt im menschlichen Leben keinen bedeutameren Schritt, als den Abschluß des Bundes, der für Zeit und Ewigkeit gelten soll; das ganze Glück oder Unglück zweier Herzen hängt in den meisten Fällen mehr davon ab, als man im allgemeinen glaubt. Denn so wie eine glückliche Ehe, eine wahrhaft herzliche, innige Liebe alle guten Eigenschaften eines Menschen hervorlockt, zu jeder Aufopferung ihn willig und zu jeder Anstrengung ihn freudig bereit macht, ebenso reißt eine unglückliche Ehe alle schlimmen Kräfte, allen Trost und allen Eigennuß, alle Leidenschaften aus der Tiefe des Herzens hervor und stachelt ihre unselige Thätigkeit immer höher und höher an, zum Verderben der Gatten und des zukünftigen Geschlechtes. Die Ehe ist ein unauf lösliches Bündniß, es gilt, Stand zu halten und sich mit den Verhältnissen abzufinden, sie zu beslegen oder sich ihnen zu unterwerfen. Auch auf Göthe äußerte das Bündniß, dessen Abschluß in Aussicht genommen war,

diese Kraft, er selber sagt, daß von dem Augenblick der Verlobung an eine Sinnesveränderung mit ihm vorgegangen sei.

Lili heirathete später einen Herrn von Türckheim, der bei dem Tode*) seiner Gattin mit tiefbewegtem Herzen sagte, es sei eine Stunde der Gnade gewesen, in welcher Gott ihm diesen schönen Geist zugesellt und durch sie auf ihn soviel Segen habe fallen lassen. Als Lili mit Göthe noch verlobt war, suchten geschäftige und gewissenlose Hände sie von dem Dichter loszureißen; da erklärte sie, dem Dichter zu Liebe wolle sie wohl alles verlassen und mit ihm nach Amerika gehen. Es ist keine behagliche Empfindung, wenn man sieht, wie rasch auch diese Liebe dem Dichter drückend, sein Verhältniß zu Lili für ihn beängstigend wurde, und wie bald das Band sich wieder löste. Es ist von sehr geringer Bedeutung, wenn Göthe erzählt, es habe auch nach der Verlobung sich kein Verhältniß zwischen den Eltern bilden wollen, und seine Schwester habe dringend von der Verbindung mit einem Mädchen abgerathen, das in glänzenden Verhältnissen groß geworden sei. Alles das sind Sachen, die einer festen, treuen Liebe gegenüber zu unbedeutenden Schatten werden. Göthe's Natur aber zeigte in diesem Verhältnisse dieselbe Erscheinung wie schon früher in den Tagen von Gesenheim: als seine leidenschaftliche Zuneigung ihren Gipfel erreicht hatte, da sank die Flamme in sich selbst zusammen und die Gefühle verzehrten sich selbst. Tiefe Blicke in sein Herz gewähren uns die Briefe an Auguste Stolberg, mit welcher er seit Anfang des Jahres in Korrespondenz getreten war. Am 13. Februar 1775, als sein Verhältniß zu Lili bereits ein sehr warmes geworden war, schrieb er an Auguste Stolberg: „Wenn Sie sich, meine Liebe, einer Göthe vorstellen können, der im galonirten Rock und sonst auch von Kopf zu Fuße in leidlich konfistenter Galanterie, umleuchtet vom bedeutungslosen Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine der Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Göthe, der Ihnen wirklich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, da Sie auch manchmal vergift, weil er sich in ihrer Gegenwart ganz unausgesprochen fühlt. Aber nun gibt's noch einen, den im grauen Diberfrack mit dem braunseidenen Halstuche und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnt, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, da immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramen, die Gestalten seiner Freunde, seiner Gegenden und seines geliebten Hausrathes mit Kreide auf grauem Papier auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend gleich immer eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springt sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der Göthe, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der

*) Lili starb am 6. Mai 1817 auf dem Gute Kraut-Ergersheim bei Straßburg.

auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben.“ — Es ist ein wunderbares Gähren in dieser gefühlseligen Natur; auf und ab steigen die Fluthen, fast jede einzelne in gleicher Stärke, aber keine — auch das läßt sich nicht läugnen — von langer Dauer. Zu derselben Zeit, fast Schritt für Schritt mit dem Verhältniß zu Lili, wurde der Verkehr mit Auguste Stolberg inniger, schon in den letzten Tagen des März tauschten sie ihre Bilder gegeneinander aus, nannten sich Du und theilten sich die kleinsten Lebensereignisse mit. Am 14. April schrieb er an Anabel: „Ich falle aus einer Verworrenheit in die andere und stecke wirklich mit meinem armen Herzen wieder unvermuthet in allem Antheil des Menschengeschicks, aus dem ich mich erst kaum gerettet hatte.“ Diese Lage, aus der er sich „gerettet“ hatte, ist zweifelsohne das Verhältniß zu Lotte. Es ist aber doch sehr befremdend, daß er die Liebe zu Lotte, also zu einer verheiratheten Frau, auf dieselbe Stufe stellt wie die Liebe zu der, welche kurz nachher seine rechtmäßige Braut war. Man würde hier in der That völlig verlegen um das *medium comparationis* sein, wenn es nicht die Scheu des Dichters wäre, irgend einem Gefühle in seinem Herzen eine dauernde Herrschaft einzuräumen und dadurch die Freiheit seiner Empfindung, die ihm unerlässliches Lebensbedürfniß war, in Schranken zu drängen, welche so gut wie unübersteiglich waren. Wir werden noch öfter Gelegenheit finden, aus den Briefen an Auguste Stolberg höchst interessante Dokumente für die Herzensbewegungen des Dichters anzuführen.

Sehr bedeutungsvoll für die Charakteristik der damaligen Lebensperiode Göthe's sind auch die dramatischen Stücke, welche in jener Zeit entstanden, die beiden Singspiele Erwin und Elmire und Klaudine von Villa Bella, und das Trauerspiel Stella, das in seiner ursprünglichen Gestalt „ein Schauspiel für Liebende“ genannt wurde und mit der Doppelhehe schloß, die Fernando nach dem Beispiele des Grafen von Gleichen mit Stella und Bäßilie einging, freilich mit dem großen Unterschiede, daß der Graf von Gleichen ein durchaus edler Charakter und seine beiden Frauen ebenso sittlich rein wie er waren, während Fernando eine schmutzig gemeine Persönlichkeit ist und seine beiden Frauen kaum in etwas andern groß sind als in ihrer Ueberspanntheit. Hermann Hettner bezeichnet die Stella in seiner Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts (III, 3, 1, 167) als das Krankhafteste, was Göthe geschaffen. Dieser Ausspruch ist sehr richtig, und doch läßt sich nicht läugnen, daß die Stella aus Göthe's tiefstem Herzen geflossen ist. Eindringlicher als alles andere führt Göthe uns hier selbst die gefährlichen Seiten einer Natur vor Augen, deren erster, wenn auch nicht gerade ausschließlicher Führer das Gefühl, oder wie bei Fernando, der fleischliche Trieb ist. Doch wollen wir auch nicht vergessen, daß der Vergleich mit Göthe und ein Schluß auf seinen eigenen Charakter hier immer nur zur Hälfte zulässig ist, denn was Göthe hoch über die allein sinnlichen Persönlichkeiten seiner Dichtungen erhob, das war seine Künstlernatur, die sich in allen Fällen und unter allen Umständen den sinnlichen Gefühlen als Siegerin gegenüber stellte. Man wird es nun aber auch erklärlich finden, warum Göthe mehr als einmal sagte, die Dichtkunst habe ihn gerettet.

Von der Katastrophe, welche der Leidenschaft folgt, befreite Göthe sich dadurch, daß er diese Katastrophe künstlerisch darstellte, und sie auf diese Weise doch auch selbst erlebte.

In seinem Verhältnisse zu Lili trat eine bedeutendere Abwechslung durch eine Reise ein, die er in Gemeinschaft mit den Gebrüdern Stolberg nach der Schweiz unternahm. Im April 1775 trafen die beiden Brüder mit dem jungem Grafen Hanguitz in Frankfurt ein und wurden von Göthe mit Herzlichkeit empfangen. In jener Zeit — wie Göthe sagt — knüpfte eine lebhafte Jugend sich gegen einander auf undkehrte ein talentvolles, aber ungebildetes Inneres hervor. Die drei Grafen wohnten im Gasthause, waren zu Tisch aber gewöhnlich im Göthe'schen Hause, und schon nach wenigen Stunden des Zusammenseins brach die poetische Laune der Jünglinge in den Gesprächen hervor, welche sie, vom Wein begeistert, über Vernichtung der Tyrannen wuthschraubend zum Besten gaben. Der Rath Göthe schüttelte den Kopf, die Frau Rätbin aber verfügte sich in ihren wohlgefüllten Weinkeller, setzte den Gästen in geschliffener Flasche den edlen Trank vor und rief ihnen zu: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!“

Die Stolberge redeten lebhaft zu, der Dichter möge sie nach der Schweiz begleiten, und er selber gesteht, es sei ihm willkommen gewesen einen Versuch machen zu können, ob er Lili entbehren könne. Der Vater redete zu und empfahl dringend, die Reise auch auf Italien auszudehnen. Schnell war der Entschluß gefaßt; mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied trennte der Dichter sich von Lili, und schon nach wenigen Stunden sahen die lustigen Gefährten sich in Darmstadt. Während die Grafen bei Hofe ihre Aufwartung machten, blieb Göthe bei Merck, der die überspannten Reisegefährten mit schonungsloser Offenheit in ihrem so vielfach kindischen Gebaren schilderte und dem Dichter sagte: „daß du mit diesen Burtschen ziehst, ist ein dummer Streich! du wirst nicht lange bei ihnen bleiben.“

Diese Prosezeiung des scharfblickenden Mannes schien sehr bald in Erfüllung gehen zu sollen. Die Grafen, deren höchstes Bestreben dahin ging, sich in einen Naturzustand zu versetzen, badeten überall, wo nur irgend Gelegenheit sich bot, im Freien. Bei Darmstadt war kein anderes Gewässer, als ein ganz in der Nähe der Stadt belegener Teich, und als die nackten Jünglinge im hellem Sonnenschein darin umhersprangen, erregte die Sache nicht geringes Aufsehen, so daß Göthe die Abreise möglichst beschleunigte. Einer der Brüder hatte ein Liebesverhältniß mit einer schönen Engländerin, deren Schönheit und Anmut er mit ritterlicher Don Quixoterie gegen jeden vertheidigte, der einer andern als seiner Geliebten den ersten Preis geben wollte. „In Mannheim forderte der Ritter seine Gefährten auf, bei Tisch im Gasthose mit ihm das Wohl seiner Herrin zu trinken, welches denn unter ziemlichem Getöse geschah. Nach geleertem Gläsern rief er aus: nun aber ist aus solchen geheiligten Bechern kein Trunk mehr erlaubt, eine zweite Gesundheit wäre Entweihung, deshalb vernichten wir diese Gefäße! und warf sogleich sein Stengelglas hinter sich wider die Wand. Wir andern folgten; und ich bildete mir denn doch ein, als wenn mich Merck am Krage nupfte.“

In Karlsruhe traf Göthe den jungen Herzog Karl August von Weimar, der sich hier eingefunden hatte, um mit seiner Braut, der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, sich zu vermählen. Beide nahmen den Dichter freundlich auf und luden ihn ein, bald nach Weimar zu kommen.

Bis Straßburg setzte er mit den bisherigen Gefährten die Reise gemeinschaftlich fort, von da aus ging Göthe allein nach Emmendingen, um seine Schwester Kornelia, die Gattin des Oberamtmanns Schloffer, zu besuchen. Kornelia lebte in ihren Verhältnissen nicht glücklich, obwohl ihr durchaus nichts nahe lag, worüber sie hätte unzufrieden sein können. In ihrem Charakter lag eine ziemlich stark hervortretende Schroffheit und Starrheit, ein Erbtheil vom Vater her, und da sich hierzu noch eine verbitterte Stimmung durch die pedantische Erziehungsweise des Vaters gefellt hatte, so betrachtete sie auch ihres Bruders Verhältniß zu Lili mit ziemlich schiefen Blicken. Sie verhehlte ihr Mißfallen an dem jungen Mädchen durchaus nicht, sie sah dasselbe nur als Weltkame an, wies nur auf die großen Ansprüche hin, welche Lili als Frau dereinst in dem einfachen Hause des Rathes machen und durchzusetzen versuchen würde. Es erwies sich später, daß diese Ansichten Kornelia's nichts weiter als umständliche Ausführungen der Einflüsterungen eines unredlichen Bekannten waren. Aber auf den Dichter machten sie den erwarteten Eindruck. Noch war er von Frankfurt in der Hoffnung geschieden, doch Lili einst sein eigen nennen zu können; als aber die Schwester mit Heftigkeit in ihn drang, zu entsagen, da erklärte er, nichts versprechen zu können, innerlich aber war er überzeugt, daß er das mühsam geknüppte Band wieder lösen müsse. Zwei Seelen, welche gewiß die Fähigkeit besaßen, einander zu beglücken, wurden auf solche Weise durch wohlgemeinte, aber verhehlte Rathschläge auseinandergerissen, und es mag auch dieses Beispiel abermals den Satz bekräftigen, daß durch übertriebene Strenge weit mehr Unheil gestiftet wird, als durch ein freundliches und vorurtheilsfreies Eingehen auf das Wesen einer jeden Sache.

In der ersten Hälfte des Juni verließ Göthe den Wohnort seiner Schwester; auf der Reise nach Zürich traf er mit seinen Gefährten wieder zusammen. Der Rheinfluss bei Schaffhausen machte einen großartigen Eindruck. In Zürich begab Göthe sich sogleich zu Lavater, der ihn mit gewinnender Freundlichkeit empfing und als Gast in seinem Hause behielt. Lavater gab damals den ersten Theil seines großen Werkes: „Physiognomische Fragmente“ heraus, an welchem Göthe lebhaften und sehr thätigen Antheil nahm; durch seine Hände ging das ganze Werk an den Buchhändler Reich in Leipzig, den Verleger.

Schon hier in Zürich begannen die verschiedenartigen Naturen von einander abzuweichen; Göthe und die Stolberge, nun auch in getrennten Wohnungen, wurden einander allmählig fremder. Gemeinschaftlich besuchten sie den alten Bodmer, und erfreuten sich der herrlichen Aussicht aus den Fenstern seines Wohnhauses, welches durch den Aufenthalt Klopstock's und Wieland's geweiht war. Der Greis hatte seine Freude an dem Entzücken der Jünglinge über die schöne Gegend, die ihm sein ganzes Leben lang Stolz und Erhebung gewesen war.

Die gräßlichen Freunde wandten sich inzwischen mancherlei Wegen zu; in ihrer Abwesenheit traf in Zürich ein Landsmann Göthe's, Ludwig Passavant,

dessen Namen wir bereits nannten, ein, und suchte den Dichter zu überreden, mit ihm die kleinern Kantone zu durchwandern. Schon von Bodmer's Hause aus hatten die fernern blauen Berge dem Dichter verheißend gewinkt, und ohne langes Bedenken folgte er dem Freunde und trat mit ihm den längst ersehnten Ausflug in das Gebirge an.

An einem Sommermorgen, den aller Glanz der hellsten Sonne verschönte, fuhren sie den herrlichen See hinauf. Das Entzücken über die ergreifende Schönheit der Umgebung und die Erinnerung an die immer noch heißgeliebte Lili füllten des Dichters Busen, und in dem Wechselstreit dieser Empfindungen entstand jenes an Wohlklang so reiche Gedicht, welches so ausdrucksvoll die Stimmung des Dichterherzens schildert:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinaus
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! So gold du bist,
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiße Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reisende Frucht.

In manches schöne Bild drängte sich die immer neue Erinnerung an Lili hinein und beeinträchtigte den reinen, ungestörten Genuß, und doch fühlte Göthe tief in seinem Herzen, daß ohne die Liebe zu ihr sein Glück nicht in der wunderbaren Fülle blühen könnte, wie sie aus seiner Brust emporspießte. Den Weg nach Maria Einsiedeln zogen sie mit einer Anzahl von Wallfahrern. In einem öden Thale sahen sie das Kloster emporsteigen, mitten in der prächtigen Kirche stand die unscheinbare Kapelle, in welcher der Einsiedler gelebt hatte. An einem immerwährend brennenden Lichte zündeten die Einsiedler ihre Kerzen an; schön und bedeutungsvoll dachte Göthe bei diesem Anblick an das grenzenlose Bedürfniß der Menschheit nach Licht und Wärme. In der reichen Schatzkammer des Klosters zeigte man verschiedene goldene Kronen; eine unter ihnen erregte des Dichters Bewunderung in hohem Grade; er nahm sie in seine Hand und hob sie empor, und dachte, wie schön es sein müßte, wenn er dieses Kleinod auf Lili's hellglänzende Locken drücken könnte. Einen herrlichen Kupferstich fand

Göthe noch in dem Kloster, das Abscheiden der Maria darstellend; ein naturhistorisches Cabinet erregte sein Interesse damals wenig.

Auf wildem, beschwerlichem Wege, über Berggipfel, an denen im Hochsommer der Wintersehnee noch hing, gelangten die Reisenden nach Schwyz. Die Anstrengungen des Fußpfades hatten die brausende Jugendkraft nicht zu ermatten vermocht; vorübergegangene Leidenschaften in der Erinnerung, neu entzündete in gegenwärtigem Feuer, Hoffnung und Fantasie, Freiheitsgefühl und Rebensaft wogten in den unermüdblichen Jünglingen, und Lachen und Jauchzen dauerte sogar an diesem Tage bis um Mitternacht.

Am 17. Juni wurde der Rigi bestiegen, am folgenden Tage die Aussicht genossen, die durch den wogenden Nebel bald von dieser, bald von jener Seite in sonnenglänzender Pracht hervortrat. Bis gegen Abend hielt das wunderbare Schauspiel die Reisenden fest, und als sie mit der Dämmerung wieder zu dem Gasthose unterhalb des Gipfels herabstiegen, als über ihr Quartier die Nacht herabsank, als das Glöckchen der Kapelle läutete, der Brunnen plätscherte, die Nachtluft säufelte und Waldbhörner von fern herüberklangen, da wurde auch das Sehnen der Brust in wohlthunende Ruhe eingewiegt.

Am nächsten Tage wurden die Gegenden durchwandert, in welchen die Sage das Bild des befreienden Helden, des Tell, erschuf. In den folgenden Tagen stieg man über immer steilere und schroffere Pfade, über Schneefeldern zum Urferner Loch, das in seiner Finsterniß die Reisenden schreckte; um so lieblicher erschien ihnen, als sie hervortraten, ein grünes liebliches Wiesenthal, das die Kräfte und das Gemüth der Reisenden in gleicher Weise erquickte. Am 22. Juni gelangten sie nach mühevoller Wanderung zu dem berühmten Hospiz auf dem Gotthard. Der Pater nahm sie freundlich auf, die Köchin sorgte vacker, und eine Nacht voll ruhigen Schlummers gab den Wanderern ihre ganze Munterkeit wieder. Früh am andern Morgen stand der Dichter an dem Pfade, der nach Italien hinabführte. Tief hinunter zogen die dunklen Schluchten, die nach dem sonnenhellen Lande der Kunst wiesen, dringend ermahnte Passavant den Freund, hinabzusteigen — Göthe war schwankend. „Geh!“ sagte er zu seinem Begleiter, „mach alles zum Abschiede fertig, entschließen wollen wir uns alsdann.“ Als der Dichter nun allein war, schien die Lombardei, die dämmernd vor ihm lag, ihm immer dunkler und fremder, nach Deutschland aber zog ihn o viel Liebes, Heimisches zurück. Ein goldnes Herzchen, das er in einer schönen Stunde von Lili erhalten, hing noch an demselben Bändchen, an welchem die Beliebte es umknüpfte, lieberwärmt an seinem Halse. Er zog es hervor und küßte es, und seine Brust wurde durch die Gedanken bewegt, die er bald nachher in jenen herzbewegenden Versen aussprach:

Angebenken du verklungner Freude,
 Das ich immer noch am Halse trage,
 Hältst du länger als das Seelenband uns beide?
 Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
 Durch fremde Lande,
 Durch ferne Thäler und Wälder wallen!

Ach Lili's Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt, des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach,
Er ist der alte, freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört.

Der Freund nahte, rasch stand Göthe auf und wandte sich dem Pfade zu, der nach der Heimath zurückführte, zögernd folgte ihm Passavant. Der Rückweg berührte fast dieselben Gegenden, die soeben aufgezählt wurden; man gelangte wohlbehalten nach Zürich zurück. Die Stolberge waren schon abgereist, durch ihr Baden im Freien hatten sie ein so bedeutendes Aergerniß erregt, daß man sie mit Steinwürfen bedachte. Göthe trat die Heimreise über Stuttgart an, und erfreute sich in Frankfurt eines herzlichen Empfanges. Sein Vater war nicht recht damit zufrieden, daß der Sohn im Angesichte von Italien wieder umgekehrt war.

Das Verhältniß zu Lili nahm jetzt eine peinvolle Wendung. In Göthe's Abwesenheit hatte man versucht sie zu überzeugen, daß eine Trennung von Göthe um so mehr geboten sei, da Göthe selber durch seine ganz willkürliche Entfernung bewiesen habe, daß er eine Lösung des Verhältnisses wünsche. Es scheint den geschäftigen Freunden sehr viel Mühe gelostet zu haben, Lili zu überreden, denn gerade in dieser Zeit, als Göthe fast ohne es ihr vorher zu sagen, drei Monate lang abwesend war, erklärte sie, daß sie aus Liebe zu ihm alles aufgeben und mit ihm in die Fremde gehen wolle. Als er nun wiedertehrte, da wachten in beiden Herzen bald genug die alten süßen Gefühle wieder auf und alle Hoffnungen traten wieder hervor. Es war ein Hangen und Bangen in schwebender Pein, eine Dual, die Göthe fünfzig Jahre später noch in der Erinnerung fast unerträglich nannte. Am 3. August schrieb er von Offenbach aus einen Brief an Auguste Stolberg, in dem es unter anderm heißt: „Ich kann Ihnen nichts sagen, hier! Wie soll ich Ihnen nennen das hier! Vor dem strohgelegten Schreibzeuge — daraus sollten keine Briefchen geschrieben werden, und diese Thränen und dieser Drang! Welche Verstimmung! O daß ich alles sagen könnte! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tag ich trübe, ich! — Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog. Engel, und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange; Gustchen, und Sie so weit! Ich habe mich so oft nach Norden gewandt. Nachts auf der Terrasse am Main, ich seh' hinüber und denk' an Dich. So weit! so weit! Und dann Du und Fritz und ich, und alles wirrt sich in einen Schlangenknoten! Und ich finde nicht Lust zu schreiben.“ Nach einer Reihe von Gedankenstrichen fährt er fort: „Ich mache Ihnen Striche, denn ich saß eine Viertelstunde in Gedanken, und mein Geist flog auf dem ganzen bewohnten Erdboden herum. Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand

erlauben will! Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde! Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener, anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagewerkes göttergleich sich freuen! — Hier fließt der Main, grad drüben liegt Bergen auf einem Hügel hinter Kornfeld. Da links unten liegt das graue Frankfurt mit dem ungeschickten Thurm, das jest für mich so leer ist, als mit Besemen gelehrt; da rechts hinauf artige Dörfchen, der Garten da unten, die Terrasse auf den Main hinab. Und auf dem Tisch hier ein Schnupstuch, ein Panier, ein Halstuch darüber, dort hängen des lieben Mädchens Stiefel (NB. heut reiten wir aus); hier liegt ein Kleid; eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappedeckel zu Hauben und Hüten — Ich höre ihre Stimme — Ich darf bleiben, sie will sich drinnen anziehen. Gut, Gustchen, ich habe Ihnen beschrieben, wie's um mich herum aussieht, um die Geister durch den sinnlichen Blick zu vertreiben. Lili war verwundert, mich da zu finden, man hatte mich vermisst. Sie fragte, an wen ich schreibe; ich sag't ihr. Adieu, Gustchen."

Einen härteren Ton schlugen die Briefe an Merd an. Etwa um dieselbe Zeit schrieb er an diesen: „Ich bin wieder garstig gestrandet, und möchte mir tausend Ohrfeigen geben; daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit um abzudrücken, nur möcht' ich wissen, ob Du mir im Fall mit einigem Geld beistehen wolltest, nur zum ersten Stoß. Allenfalls magst Du meinem Vater beim künftigen Kongreß klärllich beweisen, daß er mich außs Frühjahr nach Italien schicken müsse; das heißt, zu Ende dieses Jahres muß ich fort. Daur' es kaum bis dahin, auf diesem Wasser herumzugondoliren und auf die Frösch- und Spinnenjagd mit großer Feierlichkeit auszugehen.“

Im September begann die Frankfurter Messe. Auch in dem Schönmannschen Hause lehrten viele befreundete Kaufleute ein, jüngere und ältere, alle verkehrten freundlich mit der Tochter vom Hause. Es macht einen wunderlichen Eindruck, wenn Göthe erzählt, daß der heitere Verkehr Lili's mit den Gästen, besonders mit den Oheimen, denen die Wange zum Kuß gereicht wurde, in seinem Herzen eifersüchtigen Aerger erregt habe, besonders da er sogleich hinzusetzt: „Aber unter diesem Zudrang, in dieser Bewegung versäumte sie den Freund nicht, und wenn sie sich zu ihm wendete, so wußte sie mit wenigem das Harteste zu äußern, was der gegenseitigen Lage völlig geeignet schien.“ Ein Unmuth über solche Verhältnisse, die doch gar nicht anders sein können und einem unbefangenen Auge eher erfreulich als tadelnswerth sind, war schon ein sichres Zeichen, daß die Liebe in Göthe's Herzen nicht mehr auf dem Höhepunkte stand. In dem Gedichte „Lili's Part“ trachtete Göthe durch komisch ärgerliche Bilder auszudrücken, wie das Entfagen sich in Verzweiflung umwandelte — so berichtet er, obwohl es doch nur an seinem festen Willen lag, das Entfagen in gesicherten Besitz umzuwandeln. Daß er zu eben dieser Zeit auch noch Muße fand, anderweitig zu liebeln, erzählt uns ein Brief vom 17. September Nachts 10 Uhr, datirt aus Offenbach, an Auguste Stolberg. Es heißt darin: „Der Tag ist leidlich und stumpf herumgegangen. Da ich aufstund, war mir's gut; ich machte

eine Szene an meinem Faust, vergängelte ein paar Stunden, verliebte ein paar mit einem Mädchen, davon Dir die Brüder erzählen mögen, das ein seltsames Geschöpf ist, daß in Gesellschaft eines Duzends guter Jungen, so grad wie sie Gott erschaffen hat, fuhr auf dem Wasser selbst auf und nieder (ich hab' die Grille, selbst fahren zu lernen), spielte ein paar Stunden Farao und verträumte ein paar mit guten Menschen. Und nun sitz' ich, Dir gute Nacht zu sagen. Mir war's in all dem, wie einer Ratte, die Gift gefressen hat; sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer. Heut vor acht Tagen war Lili hier, und in dieser Stunde war ich in der grausamst feierlichst süßesten Lage meines ganzen Lebens (möcht' ich sagen). O Gutsigen, warum kann ich nichts davon sagen! Warum! Wie ich durch die glühendsten Thränen der Liebe Mond und Welt schaute, und mich alles seelenvoll umgab!

Das Verhältniß zu Lili lockerte sich immer mehr, seine Auflösung stand bereits nicht weit mehr. Um sich zu übertäuben, und um seinem Geiste einen Ersatz für das zu bieten, was er verlieren sollte, wandte Göthe sich wieder der Arbeit zu. Sein Vater hatte große Freude an den dichterischen Erfolgen des Sohnes und trieb ihn an, wieder etwas größeres zu unternehmen. Es wurde nun Egmont in Angriff genommen, doch nur theilweise ausgeführt. Erst zwölf Jahre später ward das Stüch in Rom vollendet.

Doch die gewaltige Aufregung in der Brust des Dichters konnte auch dadurch nicht beschwichtigt werden. Er fühlte es immer mehr, daß er nur durch eine abermalige Flucht sich retten könne. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Der Herzog Karl August kam am 12. Oktober mit seiner Gemahlin nach Frankfurt, um nach Weimar zu reisen. Mit Göthe wurde verabredet, daß er nunmehr den Herrschaften folgen solle. Einige Tage später sollte ein Kavaliere durch Frankfurt kommen, der einen in Straßburg gebauten Staatswagen nach Weimar zu bringen hatte. Mit diesem solle Göthe die Reise machen. Er packte nun ein, nahm überall Abschied, auch von Lili, und erwartete die Stunde, die ihn von dannen führen sollte. Sie kam, aber der Wagen blieb aus, und da Göthe seit dem bezeichneten Morgen für abwesend galt, so blieb ihm nichts übrig, als sich auf dem Zimmer zu halten. In diesen einsamen Stunden rückte Egmont um ein Bedeutendes vor. Inzwischen machte der Rath Göthe zu dem Ausbleiben des Wagens die bedencklichsten Vlossen; er meinte, das Ganze sei nur erfonnen, um dem übermüthigen Jünglinge einen Schimpf zu bereiten, und drang in seinen Sohn, er solle nun die günstige Gelegenheit benutzen und nach Italien gehen. Mehr als acht Tage vergingen auf diese Weise, und die Einkertung wurde dem jungen Manne bald sehr drückend. In einen Mantel gehüllt schlich er Abends in der Stadt umher, und einmal trat er auch an Lili's Fenster. Er hörte sie zum Klaviere singen; es war das Lied: „Warum ziehst du mich unwiderstehlich“, das er vor kaum einem Jahre an sie gedichtet hatte, und es schien ihm, als sänge sie es ausdrucksvoller als je. Nachdem sie es zu Ende gesungen, ging sie im Zimmer auf und ab; der Dichter sah den Schatten der lieben Gestalt auf den Vorhängen, doch sein Entschluß stand fest, er sah Lili nicht wieder.

Wenn wir auch Lili's Erzählung über ihr Verhältniß zu Göthe, über ihre Liebe und über die Ursachen der Trennung hätten, ob sie wohl überall dasselbe sagen würde, als der Bericht in Dichtung und Wahrheit?

Bergebens schaute Göthe immer ungeduldiger nach dem Wagen aus, und sein Vater drängte immer mehr zur Abreise nach Italien. Noch eine letzte Frist wurde bestimmt, und da auch diese verstrich, so machte Göthe sich in der Frühe des dreißigsten Octobers 1775 auf, um zuerst nach Heidelberg, und nach einem kurzen Aufenthalte dann über Tirol nach Italien zu gehen. Am Tage seiner Abreise schrieb er in Oberstadt bei Darmstadt ein uns erhaltenes Tagebuchblatt folgenden Inhalts: „Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbath, ließ mir mein Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bette sagen. Diesmal, rief ich aus, ist nun ohne mein Bitten Montag Morgens sechs, und was das Uebrige betrifft, so fragt das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet und schult, nicht, ob und wann ich mag. Ich packte für Norden und ziehe nach Süden, ich sagte zu und komme nicht, ich sagte ab und komme. Frisch also! Die Thorhofschiefer klumpen vom Burgemeister weg, und ehe es tagt und mein Nachbar Schußfeder Werkstätte und Laden öffnet, fort! Adieu, Mutter! — Am Kornmarke machte der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurecht, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmerigen Regen; es war so was Ahnungsvolles für den künftigen Tag in dem Gruf. Ach, dachte ich, wer doch — Nein, sagte ich, es war auch eine Zeit — Wer Gedächtniß hat, sollte niemand beneiden! — Lili, Adieu! Lili, zum zweitenmal! Das erstemal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen unsere Rollen einzeln ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für Dich, noch für mich, so verworren es aussteht. Adieu! — Und Du! Wie soll ich Dich nennen, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume*), wie nehm' ich Abschied von Dir! Getrost! denn noch ist es Zeit! Noch die höchste Zeit! — Einige Tage später, und schon — O lebe wohl — bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger, unschuldiger Schuld zu winden! — Und Merck, wenn du wüßtest, daß ich hier der alten Burg nahe sitze und dich vorbei fahre, der so oft das Ziel meiner Wanderung war, die geliebte Wäste, Niedesels Garten, den Tannenwald und das Exerzierhaus — Nein, Bruder, du sollst an meinen Verworrenheiten nicht Theil nehmen, die durch Theilnehmung noch verworrener werden. — Hier läge denn der Grundstein meines Tagebuchs! Und das Weitere steht bei dem lieben Ding, das den Plan zu meiner Reise gemacht hat.“

In Heidelberg wurde er freundlich empfangen. Fräulein Delf, die Göthe's Verlobung mit Lili gestiftet, wohnte daselbst, und hatte bereits einen neuen Plan, Göthe in den Ehestand einzuführen. Die Tochter eines Oberforstmeisters war die Ausersehene; Göthe sah sie mit Wohlgefallen und bemerkte an ihr Aehnlichkeit mit Friederike Brion. Diese Tochter, das schöne Wetter und eine trübliche Weinlese fesselten ihn einige Tage an Heidelberg. In dieser Lage aber

*) Vielleicht ist diese neue Geliebte dasselbe Mädchen, mit der, wie er an Auguste Stolberg schrieb, er einige Stunden verliebte.

erzielte ihn ein reitender Bote, der von Frankfurt kam und meldete, der lange erwartete Wagen sei angekommen, und der Cavalier bäte dringend, Göthe müge wieder umkehren. Fräulein Delf widerrieth so sehr sie konnte, aber nach kurzem Bestimmen beschloß der Dichter, der Bitte des Freundes nachzugeben; noch in der Nacht wurden die Pferde bestellt, und wohlbehalten langte der Dichter wieder in Frankfurt an, um die Reise nach Weimar sogleich fortzusetzen.

Göthe kehrte nicht wieder auf längere Zeit nach Frankfurt zurück, in Weimar fand er eine neue Heimath. Daß er den Kreisen seiner Vaterstadt entzogen wurde, war ein Glück für ihn, denn wenn Frankfurt für die Entwicklung eines Knaben auch ein entschieden sehr günstiger Ort war, so konnte ein so reich entfalteter Geist wie der Göthe's in jener Zeit dort keine Nahrung, nicht einmal eine Stätte finden. In seinem Leben Göthe's fährt J. W. Schäfer hier eine Brieffstelle des Dichters an seine Mutter an, welche so vortreflich gewählt ist, daß wir sie wiedergeben wollen. Göthe schreibt: „Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierherging, zubrachte. Unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hatte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung mich und andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich, mir selbst und dem Schicksale überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war.“

Eine andere Frage ist es, ob das Hofleben mit seinen unendlichen Zerstreuungen, mit seinem geistreichen Nichtsthun, mit seinen verflachenden Verwidlungen nicht ungünstig auf Göthe's ohnehin so leicht erregbaren und bei weniger Tiefe so unbegrenzt ins Weite ausgedehnten Geist habe wirken müssen. So viel wenigstens steht fest, daß Göthe das Höchste und Beste, was er seinem Volke geschenkt, nicht in der Hofluft reifen sah, und daß es eine Zeit gab, zu der er sich mit innerlicher, beklemmender Angst von den Hofreisen losriß, um in Rom wieder zu sich selbst, zu künstlerischem Bewußtsein zu kommen.

Die ersten Zeiten am Weimariſchen Fürstenhofe waren freilich verlockend und berauschend genug. In der Fülle männlicher Schönheit und geistigen Lebens trat der Dichter, dessen jugendliches Haupt bereits so volle Kränze des Ruhmes schmückten, in die herzoglichen Kreise ein. „Wie ein Stern ging er unter uns auf“, sagte Knebel. Frei und offen, als sei er sich seiner Macht bewußt, bewegte er sich in der hohen Gesellschaft, in der er aller strenggebrachten Gewohnheit zum Trotz in der Werthertracht erschien, die der junge Herzog sogleich nachahmte und die eine Zeitlang fast Hoftracht wurde.

Demn eine todte Etiquette, durch welche die geistige Armuth ängstlich bedeckt werden muß, hatte schon lange nicht mehr am Weimariſchen Hofe Platz gefunden;

schon des Herzogs geistvolle Mutter, Anna Amalia, hatte Weimar zu einer Pflegestätte für die edelsten Bestrebungen des Geistes und des Herzens gemacht. Diese außerordentliche Frau war eine braunschweigische Prinzessin, eine Nichte der Gemahlin Friedrichs des Großen. In ihrem siebenzehnten Jahre war sie 1756 mit dem Herzoge Ernst August Konstantin von Weimar vermählt. Schon 1758 starb ihr Gemahl, und Anna Amalia wurde nun Regentin und Vormünderin ihrer beiden Söhne. Die Pflichten ihrer Stellung erfüllte sie mit einer Kraft, die für eine Frau Bewunderung erregen muß, und ihr Streben nach heiterm Genuß des Daseins, nach rastloser Ausbildung ihres Geistes führte einen Kreis von geistig bedeutenden Männern nach Weimar. Zum Erzieher des Erbprinzen Karl August berief sie 1772 Wieland von Erfurt, und an diesem Lehrer ihres Sohnes fand sie selbst einen Geistesgenossen, mit dessen Hülfe sie noch in späteren Jahren das Griechische erlernte, so daß sie den Aristophan in der Ursprache lesen konnte. Wieland's Zeitschrift, der *Merkur*, war das erste Blatt, welches die geistigen Kräfte des gesammten Deutschlands zu gemeinsamer Wirksamkeit zu vereinigen suchte. Etwa um dieselbe Zeit wie Wieland kam Vertuch nach Weimar; er war seit 1775 geheimer Kabinettssekretär, seine Kenntniß der spanischen Literatur war sehr eingehend, wie er auch durch seine Uebersetzung des *Don Quixote* bewies; noch großartiger war die merkantilische Thätigkeit, die er entfaltete und durch welche er Weimar's Blüthe wesentlich förderte. Ein anderer noch jetzt bekannter Mann war der Märchendichter Musäus, Professor am Gymnasium in Weimar. Von Wieland's Ruf und von seinen heitern, freien Lebensansichten angezogen kam Ludwig von Knebel, der im Jahre 1774 die Erziehung des Prinzen Konstantin übernahm. Eine gleichsam ergänzende und regulirende Stellung nahm der Oberhofmeister, der Graf Görz, in dem fröhlichen Kreise durch seinen Ernst und seine strenge Haltung ein, obwohl dieselbe schließlich in Pedanterie überging. Eine sehr lebenswürdige Persönlichkeit war Hildebrand von Einstedel, ein Mann von treuem Charakter und von vielseitigen Talenten. Ihm zur Seite stand Siegmund von Seckendorf.

In diesen Kreis trat nun Göthe ein, und man kann sich leicht denken, wie schnell er sich in diese Gesellschaft, und die genannten Personen in ihn finden mußten. Am 7. November 1775 langte er in Weimar an. Am 3. September desselben Jahres hatte Karl August die Regierung angetreten, und neues, reiches, männlich kraftvolles Leben ergoß sich seit jenem Tage in den heitern Kreis. Karl August war einer der wenigen Fürsten, welche eher Mensch als Fürst zu sein den Muth hatten, und was in ihm an edlen Anlagen schlummerte, das ließ der Umgang mit Göthe herrlich aufblühen. Schon Friedrich der Große hatte im Jahre 1771 bei einem Besuche in Braunschweig über Karl August, den er dort kennen lernte, geäußert, er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige. Die brausende Fülle seiner Kraft hatte in dem kleinen Lande einen zu engen Schauplatz, und erst als er über die unruhigen Jahre der Jugend hinaus war, entwickelten sich alle seine herrlichen Eigenschaften zum Segen seines Landes und seiner Umgebung. Sein übersprudelnder Jugendmuth wurde durch Göthe vor allem Gemeinen be-

wahrt, so wie überhaupt durch Göthe ein genialer Geist nach Weimar kam, der selbst in seinen Auswüchsen noch bedeutend, poetisch und nicht gemeiner Natur war, so daß Weimar fast alle literarisch bedeutenden Persönlichkeiten an sich zog.

Wieland ließ sofort allen seinen Groll gegen den Dichter schwinden, der gegen ihn so scharfe Pfeile gerichtet hatte; schon nach drei Tagen äußerte er, seine Seele sei von Göthe so voll wie ein Thautropfen von der Morgensonne, er bete ihn an wie einen Geliebten, und wenige Zeit später schrieb Wieland, der doch vor Göthe's Ankunft die erste Stelle an Weimar's Hofe einnahm, die er dann an Göthe abtreten mußte, in einem Briefe an Merck die schönen, ganz aus seinem edlen, neidlosen Herzen geflossenen Worte: „Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über den Kopf wächst und alles das ist, was ich nicht habe werden können.“

Als Göthe mit Wieland auf dem Gute einer Freundin des letzteren zum Besuch war, schilderte Wieland das Erscheinen des jungen Göthe in seinem Gedichte „An Psyche“ in den Worten:

„Auf einmal stand in unsrer Mitten
Ein Zauberer! Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangerem Gesicht
Auf einem Drachen angeritten.
Ein schöner Herxemeister es war
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt,
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken ganz gereinigt,
Der, unzerdrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt
Und doch so innig im Ganzen lebt!“

Die Zeit, in welcher Göthe in Weimar eintraf, war die, in welcher an den Höfen viele Festlichkeiten sich zu häufen pflegen; Jagden, Maskeraden, kühne Reiterpartien wechselten miteinander ab, eins drängte das andere. Göthe fühlte sich wie unter den Seinigen, mit dem Herzoge vereinigte jeder Tag ihn inniger. Als Karl August zum Weihnachtsfeste nach Gotha ging, begab sich Göthe mit Einsiedel und Vertuch in die waldige Berggegend von Waldeck und Bürgel bei Jena, wo nach den rauschenden Vergnügungen die Ruhe ihm wohl that. Alti's Bild trat hier wieder vor seine Seele; sie, die in so mancher schönen Zeit seine Lust und sein Sang war, blieb auch im Schmerz noch der Gegenstand seiner Lieder. Doch auch die muthige Jugendlust forderte ihren Tribut; am ersten Feiertage, als des Nachmittags die drei Freunde, denen sich

nach der Kammerjunker von Kalb angeschlossen hatte, zusammen saßen, warf iner die Frage auf, wie es wohl sein möchte, wenn sie Vagabunden und Spitznuben wären, und um sich diesen Gedanken recht lebhaft zu vergegenwärtigen, beschloßen sie in bunter Zusammenstellung ihre Kleider. „Ich sah in Kalb's blauem Rock mit gelben Knöpfen, rothem Kragen und vertrottelten Kreuz- und Schurrbart wie ein Kapitalspitzbube aus,“ schrieb Göthe in einem längern Briefe an den Herzog, dem er alle Erlebnisse genau schilderte. Karl August beantwortete den Brief Göthe's in der lebenswürdigsten Weise und in einem Tone, aus welchem warme Freundschaft sprach; er schrieb: „Lieber Göthe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freier Brust und Herzen die liebe Sonne in den jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tage, aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Gegend, von so vielen hienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, lustiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt, daß mir's ganz schwindlig und übel wird. Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hierher kommst, die Leute sind gar zu neugierig auf Dich.“ Göthe folgte der Einladung des Herzogs, und ihm wurde auch von Seiten des geistvollen Herzogs Ernst des Zweiten ein überaus freundlicher Empfang in den Sälen desselben Schlosses zu Theil, welches er damals neugierig besichtigte, als er wie ein Schiffbrüchiger von Leipzig wieder der Heimathstadt am Main zuwanderte. Jetzt ging das Schiff seines Lebens als solcher Dreimaster mit vollen Segeln und mit wehenden Flaggen in die hohe See hinaus, und die günstigsten Winde schmeichelten um seine Masten. Ein dler Fürst war sein Freund, der ihn mit dem brüderlichen „Du“ anredete und nitten in den glänzendsten Kreisen, in denen er als Herrscher dastand, sich nach dem Freunde, und mit ihm in die einsame Natur sehnte, wo er Mensch bei dem Menschen sein konnte. Karl August hat zeitlebens gegen Göthe das vertraute „Du“ beibehalten, und Göthe erwiderte es, wenn er mit dem Herzoge allein war, doch nur in der ersten Zeit, wo er oft mit dem Herzoge ganz allein peiste und in dessen Zimmer schlief. Hier hatten sich zwei Seelen gefunden, die beide auf der Höhe der Menschheit standen, wo es keine äußerliche Schranken mehr gibt.

Im neuen Jahre, 1776, ging das ausgelassene Leben in immer rascheren Zulfen, so daß Göthe einmal selber an Merck schrieb: „Wir machen des Teufels Zeug.“ In Ilmenau und in Stückerbach, einem Dorfe bei Ilmenau, war man besonders ungebunden. Alle Etiquette schwand hier völlig und der überstichtigsten Laune ließ man den Jügel schießen. Doch Rohheit und Gemeinheit sind nie in diesen fröhlichen Kreis eingedrungen, dafür wachte der edle Sinn des Herzogs und der Geist Göthe's. Aller Wiß und Scherz, alle Poesie die in der Gesellschaft schlummerte, wurde durch Göthe angeregt und zum gemeinsamen Nutzen verwerthet, und da auch die Damen sich gern an der geistreichen Unterhaltung theilnahmen und ihre Beisteuer dazu gaben, so wurde ohnehin schon der Ton der Uebermüthigen zu jenem Grade herabgestimmt, der in Gesellschaft edler Frauen nie überschritten wird. Eine Zeitlang liebte man es, sich in Spottgedichten zu necken, die man *Matinées* nannte. Einsiedel fandte eine solche am

wahrt, so wie überhaupt durch Göthe ein genialer Geist nach Weimar kam, der selbst in seinen Auswüchsen noch bedeutend, poetisch und nicht gemeiner Natur war, so daß Weimar fast alle literarisch bedeutenden Persönlichkeiten an sich zog.

Wieland ließ sofort allen seinen Groll gegen den Dichter schwinden, der gegen ihn so scharfe Pfeile gerichtet hatte; schon nach drei Tagen äußerte er, seine Seele sei von Göthe so voll wie ein Thautropfen von der Morgensonne, er bete ihn an wie einen Geliebten, und wenige Zeit später schrieb Wieland, der doch vor Göthe's Ankunft die erste Stelle an Weimar's Hofe einnahm, die er dann an Göthe abtreten mußte, in einem Briefe an Merck die schönen, ganz aus seinem edlen, neidlosen Herzen geflossenen Worte: „Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über den Kopf wächst und alles das ist, was ich nicht habe werden können.“

Als Göthe mit Wieland auf dem Gute einer Freundin des letzteren zum Besuch war, schilderte Wieland das Erscheinen des jungen Göthe in seinem Gedichte „An Psyche“ in den Worten:

„Auf einmal stand in unsrer Mitten
Ein Zaubrer! Aber denke nicht,
Er kam mit unglückswangerem Gesicht
Auf einem Drachen angeritten.
Ein schöner Herenmeister es war
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Gütte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt,
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schladen ganz gereinigt,
Der, ungerührt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt
Und doch so innig im Ganzen lebt!“

Die Zeit, in welcher Göthe in Weimar eintraf, war die, in welcher an den Höfen viele Festlichkeiten sich zu häufen pflegen; Jagden, Maskeraden, Kähne Reiterpartien wechselten miteinander ab, eins drängte das andere. Göthe fühlte sich wie unter den Seimigen, mit dem Herzoge vereinigte jeder Tag ihn inniger. Als Karl August zum Weihnachtsfeste nach Gotha ging, begab sich Göthe mit Einsiedel und Bertuch in die waldige Berggegend von Waldeck und Birtgel bei Jena, wo nach den rauschenden Vergnügungen die Ruhe ihm wohl that. Nil's Bild trat hier wieder vor seine Seele; sie, die in so mancher schönen Zeit seine Lust und sein Sang war, blieb auch im Schmerz noch der Gegenstand seiner Lieder. Doch auch die muthige Jugendlust forderte ihren Tribut; am ersten Feiertage, als des Nachmittags die drei Freunde, denen sich

auch der Kammerjunker von Kalb angeschlossen hatte, zusammen saßen, warf einer die Frage auf, wie es wohl sein möchte, wenn sie Bagabunden und Spitzbuben wären, und um sich diesen Gedanken recht lebhaft zu vergegenwärtigen, wechselten sie in bunter Zusammenstellung ihre Kleider. „Ich sah in Kalb's blauem Rock mit gelben Knöpfen, rothem Kragen und vertrottelten Kreuz- und Schurbart wie ein Kapitalspitzbube aus,“ schrieb Göthe in einem längern Briefe an den Herzog, dem er alle Erlebnisse genau schilderte. Karl August beantwortete den Brief Göthe's in der liebenswürdigsten Weise und in einem Tone, aus welchem warme Freundschaft sprach; er schrieb: „Lieber Göthe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freier Brust und Herzen die liebe Sonne in den jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tage, aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Gegend, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, luftiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt, daß mir's ganz schwindlig und übel wird. Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hierher kommst, die Leute sind gar zu neugierig auf Dich.“ Göthe folgte der Einladung des Herzogs, und ihm wurde auch von Seiten des geistvollen Herzogs Ernst des Zweiten ein überaus freundlicher Empfang in den Sälen desselben Schlosses zu Theil, welches er damals neugierig besichtigte, als er wie ein Schiffbrüchiger von Leipzig wieder der Heimathstadt am Main zuwanderte. Jetzt ging das Schiff seines Lebens als stolzer Dreimaster mit vollen Segeln und mit wehenden Flaggen in die hohe See hinaus, und die günstigsten Winde schmeichelten um seine Masten. Ein edler Fürst war sein Freund, der ihn mit dem brüderlichen „Du“ anredete und mitten in den glänzendsten Kreisen, in denen er als Herrscher dastand, sich nach dem Freunde, und mit ihm in die einsame Natur sehnte, wo er Mensch bei dem Menschen sein konnte. Karl August hat zeitlebens gegen Göthe das vertraute „Du“ beibehalten, und Göthe erwiderte es, wenn er mit dem Herzoge allein war, doch nur in der ersten Zeit, wo er oft mit dem Herzoge ganz allein peiste und in dessen Zimmer schlief. Hier hatten sich zwei Seelen gefunden, die beide auf der Höhe der Menschheit standen, wo es keine äußerliche Schranken mehr gibt.

Im neuen Jahre, 1776, ging das ausgelassene Leben in immer rascheren Pulsen, so daß Göthe einmal selber an Merck schrieb: „Wir machen des Teufels Zeug.“ In Ilmenau und in Stützerbach, einem Dorfe bei Ilmenau, war man besonders ungebunden. Alle Etiquette schwand hier völlig und der überstüthigsten Laune ließ man den Zügel schießen. Doch Rohheit und Gemeinheit sind nie in diesen fröhlichen Kreis eingedrungen, dafür machte der edle Sinn des Herzogs und der Geist Göthe's. Aller Wiß und Scherz, alle Poesie die in der Gesellschaft schlummerte, wurde durch Göthe angeregt und zum gemeinsamen Nutzen verwerthet, und da auch die Damen sich gern an der geistreichen Unterhaltung theilnahmen und ihre Beisteuer dazu gaben, so wurde ohnehin schon der Ton der Uebermüthigen zu jenem Grade herabgestimmt, der in Gesellschaft edler Frauen nie überschritten wird. Eine Zeitlang liebte man es, sich in Spottgedichten zu necken, die man *Matinées* nannte. Einsiedel sandte eine solche am

6. Januar 1776 unter dem Titel „Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft“, worin jedes Mitglied sein Theil bekam. In der auf Göthe bezüglichen Stelle heißt es unter anderm:

„Dem Ausbund aller, dort von weiten,
Möcht' ich auch ein Silpplein zubereiten,
Fürcht' nur sein ungeschliffnes Reiten;
Denn sein versuchter Galgenwitz
Führt aus ihm wie Geschoß und Blitz.
's ist ein Genie, von Geist und Kraft:
(Wie eb'n unser Herr Gott Kurzweil schafft)
Meint, er könn' uns alle übersehn,
Thäten für ihn 'rum auf Bieren gehn.
Wenn der Fratz so mit einem spricht,
Schaut er einem hier ins Angesicht,
Glaubt, er könn's sein riechen an,
Was wäre hinter jedermann.“

In einer so geistvollen Gesellschaft, welcher Zeit und Mittel so reichlich zu Gebote standen, konnte natürlich auch ein Liebhabertheater nicht fehlen, zu dessen Begründung um so eher Veranlassung war, als im Jahre 1774 ein großer Brand das herzogliche Schloß sowie das Schauspielhaus zerstörte. Göthe übernahm als Direktor mit unumschränkter Gewalt die Leitung der Bühne, die durch die Talente ihrer Mitglieder, welche Dichter und Schauspieler zugleich waren, zu wirklich künstlerischen Leistungen gelangte und sich fortdauernd erhielt, bis später ein neues Schauspielhaus erbaut wurde. Der Herzog ließ einige Zimmer seiner Wohnung einräumen und mit den nöthigen Vorrichtungen versehen, bis 1779 der Redoutensaal das Theater aufnahm. Im Sommer fanden die Aufführungen in einem Flügel des Ettersburger Schloßes statt, oder man schlug die Bühne draußen im freien Walde zu Belvedere, Tiefurt oder Ettersburg auf; an letztem Orte erinnert noch jetzt eine Waldblöße an den Schauplatz jener schönen Gesellschaften. An Dichtern war kein Mangel, Göthe, Einsiedel, Sedendorf, Knebel, Vertuch, Musäus sorgten reichlich für den poetischen Bedarf, Sedendorf war zugleich ein gewandter und genialer Komponist; auch das Orchester wurde von Dilettanten besetzt, Mitglieder der herzoglichen Hofkapelle halfen aus, wo ein Lücke blieb. Der Maler Kraus, ein wackerer Künstler, ließ sich herbei, Detrazionen zu malen, in mechanischen Leistungen versagte die Kunst des Maschinenmeisters Wiebing niemals, und einige von den so reichlich sprühenden Geniefunken fielen sogar auf die Schneider, denen Türken und Heiden vollkommen nach Wunsch gelangen. Die Ausgaben bestritten anfangs die Mitglieder, später übernahm der Herzog sämtliche Kosten. Zur Mitwirkung auf der Bühne wurde jeder herangezogen, an dem man nur irgend Talent dazu entdeckte, und da selbst der Herzog und der Prinz Konstantin geeignete Rollen zu übernehmen sich nicht bedachten, so nahm jeder gern an den Festen Theil, die doch stets eine Auszeichnung blieben. Das Personal wurde unter solchen Umständen so zahlreich, daß man öfter mit den Spielenden wechseln konnte, so daß für den Einzelnen der Zeitaufwand nicht übermäßig wurde. Zuweilen führte man Stücke auf, zu denen nur der Plan festgestellt war, die Ausführung der einzelnen

Rollen blieb nun dem Spieler überlassen, und wo etwa der Plan in Gefahr kam, da mußte Göthe mit sehr glücklichem Improvisationstalent alles schnell wieder in Fluß zu bringen. Göthe's eigenes Spiel fand in ernstern Rollen nicht immer Beifall, unübertrefflich dagegen war er in der Darstellung des Komischen. Die bedeutendsten weiblichen Rollen übernahm die schöne Korona Schröter, welcher der Beifall der Zuschauer stets in reichem Maße zufiel; auch Lieder komponirte Korona mit Geschmack; als Sängerin war sie so ausgezeichnet, daß sie neben der berühmten Mara mit Erfolg sich hören lassen konnte. Im März 1776 wurde sie auf Göthe's Betrieb nach Weimar berufen. Wie es scheint, war Göthe dem schönen Mädchen eine Zeitlang leidenschaftlich zugethan.

Eine andere liebliche Erscheinung in dem Kreise der Liebhaberbühne war die jugendliche Amalie Rogebue, eine Schwester des Schriftstellers. Göthe soll für sie das kleine Drama „die Geschwister“ geschrieben haben, worin sie als Marianne, Göthe als Wilhelm am 21. November 1776 auftrat. Eine geschichte dramatische Exposition läßt sich dem kleinen einaktigen Stückchen nicht absprechen, auch die Charakteristik ist scharf und folgerecht, aber der ganze Stoff wenig poetisch und eigentlich nur dann einer Wirkung fähig, wenn der Aufführung des Stückes so bestimmte individuelle Beziehungen zu Grunde liegen, wie zu der Zeit, wo es entstand. Auffallend ist die platte, mit sentimentalen Ausbrüchen wunderbar gemischte Sprache, und ebenso der Schauplatz, der übermäßig geeignet ist, selbst wahrer Poesie einen unverkennbaren Anstrich von Trivialität zu geben. Nach dem Vorgange des „Plavigo“ sollen auch „die Geschwister“ nach einem französischen Muster gearbeitet sein, man nennt La pupille von Fagan.

Während der Zeit, daß in den letzten Monaten des Jahres 1775 und den ersten des folgenden Jahres ein Vergnügen das andere drängte, schloß sich der Freundschaftsbund zwischen dem Fürsten und dem Dichter immer enger, und der erstere wünschte, daß der letztere auch die Lasten und Sorgen der Regierung mit ihm theilen möge; Karl August könne ohne Göthe nicht mehr schwimmen noch waten, sagte Wieland. Allmählig wurde Göthe zu den amtlichen Geschäften heringeführt, im Februar 1776 nahm er als Gast an den Verathungen des gezeimten Konseils Theil, und nur an seinem Schwanken lag es, daß er nicht schon damals angestellt wurde. Die Freundschaft zu dem edlen Fürsten fesselte ihn mehr an Weimar als der Glanz der ihm zugesicherten Lebensstellung, die er nur als ein Mittel ansah, das Leben von einer neuen Seite kennen zu lernen, und dadurch seine dichterischen Zwecke zu fördern. Keineswegs fand er in dem Strudel der Bestrebungen oder in der ehrgeizigen Aussicht auf ein längendes Amt Befriedigung. Mitten in dem lustigsten Treiben überfiel ihn oft eine weiche, mädchenhafte Schwermuth, und die Empfindung, daß der glänzende Tannel dem Herzen niemals dauernde Befriedigung gewähren könne, entlockte ihm im Februar am Hange des Ettersberges die sehnächtigen Worte:

„Der du von dem Himmel bist,
Alle Freud' und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest:
Ach, ich bin des Treibens müde!

Was soll all die Qual und Lust?
 Süßer Friede,
 Komm, ach komm in meine Brust!“

Im März sah sich Göthe, der bis dahin im Hause des Kammerpräsidenten von Kalb als Gast gelebt, nach einer eigenen Wohnung um. Er mietete sich das sogenannte Jägerhaus an der Allee zum Belvedere, das später zum Stadtgericht umgebaut wurde. Das Gebäude glich einer kleinen Burg, und Göthe sagte scherzend, er könne sich hier mit Hilfe seines Bedienten Philipp Seidel im Nothfall gegen ein ganzes Korps einige Tage vertheidigen. Vertuch hatte sich zu derselben Zeit an der Alm ein Bauernhäuschen mit etwas Ackerland gekauft und war nun bemüht, dort sich einen hübschen Garten anzulegen. Göthe ging einmal mit dem Herzoge vorüber und äußerte sein Wohlgefallen an dem lieblichen Plätzchen; sogleich begab Karl August sich zu Vertuch, erwarb von demselben gegen eine reichliche Entschädigung das Grundstück und schenkte es dem Dichter, der aufs freudigste überrascht wurde. Wohnung und Anlagen wurden auf des Herzogs Kosten in Stand gesetzt, und am 10. Mai 1776 bezog Göthe das Häuschen, das ihm so lieb war, daß er es sieben Jahre lang bewohnte, und selbst der Winter ihn nicht von dem schneebedeckten Dache zu vertreiben vermochte. In den ersten Tagen, welche er in seinem neuen Besitztume zubrachte, zeichnete er in seinen Briefen an die Gräfin Auguste von Stolberg seine Erlebnisse sehr ins Einzelne gehend auf. Von der unruhigen Vielgeschäftigkeit seiner Lage möge hier ein kleines Bild folgen.

„Den 18. Mai. Gestern konnt' ich Dir nichts mehr sagen, der Husarenrittmeister kam in meinen Garten. Ich ritt um elf Uhr nach dem Lustschloß Belvedere, wo ich hinten im Garten eine Einsiedelei anlege, allerlei Plätzchen drin für arme Kranke und bekümmerte Herzen. Ich aß mit dem Herzog. Nach Tisch ging ich zu Frau von Stein, einem Engel von einem Weibe (frag die Bräuer!), der ich so oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinsten Glückseligkeiten zu verdanken habe, — der ich noch nichts von Dir erzählt habe, was mir viel Gewalt gekostet hat. Heute aber will ich's thun, will ich tausend Sachen von Gustchen sagen. Wir gingen in meinen Garten: ihr Mann, ihre Kinder, ihr Bruder, ein paar Fräulein Jsten. Es kamen mehrere zu uns, wir gingen spazieren, begegneten der Herzogin Mutter und dem Prinzen, die sich zu uns gesellten. Wir waren ganz vergnügt. Ich verließ die Gesellschaft, ging noch einen Augenblick zum Herzog und aß mit Frau von Stein zu Nacht. — Nun, ist's wieder schöner, heitrer Tag. So viel jetzt, halb neun. — Zwölf Uhr in meinem Garten. Da laß ich mir von den Vögeln was vorsingen und zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme und ich wieder von vorne mög' anfangen zu tragen und zu leiden. Gustchen konnt' ich Dir von meiner Lage sagen! die erwünschteste für mich, die glücklichste, und dann wieder. — Ich sagte immer in meiner Jugend zu mir, da ich viel tausend Empfindungen das schwankende Ding bestürmten: Was das Schicksal mit mir will, daß es mich durch all die Schulen durchgehen läßt, — es hat gewiß vor, (mich dahin zu stellen, wo mich die gewöhnlichen Qualen der Menschheit gar nicht mehr anfechten müssen, und noch jetzt sehe ich alles als

Vorbereitung an). Ich habe das ausgestrichen, weil's dunkel und unbestimmt gesagt war. Nach Tische mehr. Nachts zehn Uhr in meinem Garten. Ich habe meinen Philipp nach Hause geschickt und will allein hier zum erstenmal schlafen, und so meinen Schlaf einweihen, daß ich Dir schreibe. Die Maurer haben gearbeitet bis Nacht, wollte sie aus dem Hause haben, wollte — o, ich kann Dir nicht ins Detail gehen. Den ganzen Nachmittag war die Herzogin Mutter da und der Prinz, und waren guten lieben Humors, und ich hab' denn o herum gehauspatert, und, wie alles weg war, ein Stück kalten Braten gefressen und mit meinem Philipp (laß Dir von den Brüdern von ihm erzählen) von einer und meiner Welt geschwätzt, war ruhig, und bin's, und hoffe gut zu schlafen zu holdem Erwachen. Gute Nacht, Beste. — Es geht gegen elf, ich habe noch gefressen und einen englischen Garten gezeichnet. Es ist eine herrliche Empfindung, dahaußen im Felde allein zu sitzen. Morgen früh, wie schön! Alles ist so still, ich höre nur meine Uhr tacken und den Wind und das Wehr von ferne. Gute Nacht!“

Seine unruhige Vielgeschäftigkeit, die bei aller Arbeit doch überhaupt kein Ziel hatte, trieb ihn auch öfter zu kleineren und größeren Ausflügen an. An Merck schrieb er: „Ich streife was ehrliches in Thüringen herum und kenne schon in brav Fleck davon. Das macht mir auch Spaß, ein Land so auswendig zu ernnen.“ Auch nach Leipzig begab er sich einmal wieder, und mit großer Bedrückung fühlte er, wie so viel glücklicher die Zeiten doch jetzt waren als damals, wo er als „ein kleiner, eingewickelter seltsamer Knabe“ denselben Weg zog. In Leipzig besuchte er seinen lieben Defer, der auf Göthe's Veranlassung vom Herzoge Karl August dauernde Beschäftigung erhielt, und auch sein hemals so heiß geliebtes Rädchen sah er als Dr. Kanne's Gattin wieder. Während dieser Reise nach Leipzig entstand das schöne Gedicht: „Hans Sachsens poetische Sendung“, das in Wieland's Merkur zuerst erschien. Durch dieses Gedicht wurde der verdiente Dichter und Mitarbeiter an der Reformation der langjährigen Vergessenheit entzogen und die Augen der Welt auch auf die reffliche Biografie des Hans Sachs von Salomon Ranisch gerichtet, welche 1765 in Altenburg erschienen war. Göthe's Gedicht ist von hoher Vollendung, ganz aus Einem Guß, mit warmer Begeisterung geschrieben, die Bilder echt künstlerisch und plastisch ausgebildet, so daß sie wie lebend vor unseren Augen auftauchen. Unübertrefflich ist die alterthümliche Färbung und die ungemein glückliche Behandlung des Reimes in der Manier des Gefeierten. Bezeichnend für Göthe's Anschauungsweise ist es, daß er nur die künstlerischen Bestrebungen des alten Meistersängers, viel weniger aber die ethische Seite desselben hervorhebt. Der Schluß des Gedichtes, welcher den Gedanken ausdrückt, daß die Liebe dem Dichter ein ewiger Quell der Verjüngung sei, findet auf Hans Sachs eine ebenso richtige Anwendung, wie auf Göthe selbst. Als Hans Sachs im Alter von sechsundsiechzig Jahren sich zum zweitenmal verheirathete, sang er seiner zweiten Frau ein Lied, in welchem er mit jugendlicher Liebesgluth ihre Anmuth schilderte *). —

*) Man vergleiche im ersten Theile unseres Werkes S. 228.

Tiefeingreifende Veränderungen im Leben pflegen die vorwaltenden Eigenschaften eines Charakters mit besonderm Nachdruck in Thätigkeit zu setzen, und die hervorstechenden Neigungen walten zu lassen. Es ist ein schönes Zeugniß für Göthe, daß er in einer Zeit, wo das Glück ihm seine Gaben so reichlich zu theilte, auch thätig an andere dachte, deren Lebensumstände von Noth verdüstert waren. Für Bürger veranstaltete Göthe eine Sammlung, um ihm Mühe zur Fortsetzung seiner Uebersetzung der homerischen Gedichte zu verschaffen: die Sammlung ergab mehr als dreihundert Thaler, die dem hilfbedürftigen Bürger sehr zu Statten kamen. Das große Talent dieses unglücklichen Mannes hätte sicherlich reichere Früchte getragen, wenn ihm auf seinen Lebenswegen öfter solche thätige Hülfe zu Theil geworden wäre, wie Göthe sie bewies. Auch Jung Stilling wurde seiner Freundschaft froh. Dieser Jugendfreund, den Göthe in Strassburg so energisch gegen nichtswürdiges Gespött verteidigte, lebte in sehr bedrängten Verhältnissen. Um einer Schuld von siebenzig Thaler willen, die er an einem bestimmten Tage entrichten sollte, hatte er mit seiner Frau die Stunden mit Weinen und Gebet hingebacht, daß es, wie er sagte, einen Stein hätte erbarmen mögen. Da trat der Postbote ein und brachte von Göthe einen Brief mit 150 Thaler in Gold. Göthe hatte ohne Stillings Wissen den ersten Theil von dessen Jugendgeschichte drucken lassen und sandte ihm nun das Honorar, das, wie J. W. Schäfer mit Recht bemerkt, zu einer Zeit, wo Göthe's Stella mit zwanzig Thaler honorirt wurde, sicherlich nicht allein aus des Verlegers Kasse floß.

Von diesen edelmüthigen Handlungen erfuhr die Welt nichts, desto mehr aber wurde die fröhliche, jugendliche Wildheit, die überschäumende geistreiche Laune des Herzogs und Göthe's mit den unmäßigsten Uebertreibungen in die Winde posaunt, und besonders auf Göthe warf die Verläumdung allen ihren Haß, da man den Dichter für den Anstifter aller Unregelmäßigkeiten hielt. Man gab dem Grafen Görz Schuld, daß er manches nachtheilige Gerücht über die Schöngelster in Umlauf setzte, die seine zeremonielle Würde als Oberhofmeister der Herzogin Luise so oft verspotteten. Die junge Herzogin war auch nicht sehr erbaut von dem brausenden Leben, das mit Göthe's Ankunft am Hofe in Weimar eingezogen war. Von ihr sagt Knebel: „Die Herzogin Luise leuchtete gleich einem verdunkelten Sterne aus einer für sie noch etwas düstern Atmosphäre hervor. Die ersten Zusammentünfte wollten sich nicht scheiden, und sie hatte zu Theil wohl Ursache, sich über den Mangel so mancher Schicklichkeiten an ihrer Hofe zu beklagen. Sie ertrug vieles mit großer Geduld und erhielt ihre Würde in gleicher Stetigkeit. So kam es denn wohl, daß die Charaktere der beiden Fürstinnen nicht ganz zusammenstimmen wollten, was Gelegenheit zu mancher Spaltung gab. Daß dieses auf Personen, die sie umgaben, manchen widrigen Einfluß hatte, läßt sich leicht erachten, doch kam es nie zu heftigen Ausbrüchen woran die Vorsicht der Umgebung, die Mäßigung der Herzogin, die liebevolle Neigung ihrer Frau Schwiegermutter hauptsächlich Ursache waren.“ Göthe erkannte die Vorzüge der edlen Herzogin übrigens in ihrer ganzen Ausdehnung, und wenn ihre Gunst ihm anfangs auch nur in sehr geringem Maße zu Theil

wurde, so ließ er dagegen keine Gelegenheit vorüber gehen, um ihr seine Huldigungen darzubringen.

Der arge Ruf des Hofes in Weimar war in starken Vergrößerungen auch zu den Ohren Klopstock's gedrungen. Bei den idealen Bestrebungen und bei der hohen Meinung von dem Dichter und seinem Berufe, die Klopstock hegte, war es nicht zu verwundern, daß jene Nachrichten ihm höchst widerwärtig waren. Dazu kam noch, daß einer seiner Lieblinge, Fritz Stolberg, sich anschickte, in Weimarische Dienste als Kammerherr einzutreten, und Klopstock fürchtete für ihn, da er wohl wußte, daß Fritz Stolberg ohnehin zu einem genialen Leben hinneigte. Unter diesen Umständen hielt der Dichter des Messias es für seine Pflicht, eine ernstliche Ermahnung an Göthe ergehen zu lassen. Am 8. Mai 1776 richtete er an denselben einen Brief, der folgendermaßen lautete: „Hier ein Beweis von Freundschaft, liebster Göthe! Er wird zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es gewiß weiß, denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden werde; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andere Grundsätze haben als ich, strenge beurtheile. Aber Grundsätze, Ihre und meine, beiseite, was wird denn der unfehlbare Erfolg sein, wenn es fortwähret? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krantwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborne Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art früh hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten. Sie nehmen jezo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen, was ich fühle, daß es geschehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jezo noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der denn auch etwa niederhalten? Luisens Gram, Göthe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben, wie ich! — Ich muß noch ein Wort von reinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzog. Er soll also doch wohl mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein, er geht, wenn es sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolberg schreiben, was soll ich ihm schreiben? Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief eigen wollen, oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider. Im Gegentheil, wenn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören will.“

An einer Stelle in Dichtung und Wahrheit spricht Göthe davon, daß ein Gefühl der Pietät gegen verdiente Männer ihn stets begleitet und geleitet habe. Dieses schöne Gefühl mußte ihn in Weimar zuweilen verlassen haben, sonst hätte er auf Klopstock's ganz gewiß wohlgemeinten Brief nicht eine so schroff abwiesende Antwort geben können. Am 21. Mai erwiderte er dem Dichter der

Messiade, wie folgt: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts, und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßte als ein Schulknabe ein pater peccavi anstimmen, oder sofistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen antworten sollte. — Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie ebert das. Leben Sie wohl! Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und will's Gott, besser als er uns gesehen hat. Göthe.“ — Die ruhig stolze Antwort Klopstock's, vom 29. August 1776 datirt, lautete: „Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war, besonders deswegen, weil ich unangefordert mich höchst ungern in das mische, was andere thun. Und da Sie sogar unter all solche Briefe und all solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe. — Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr wenn er sich selbst hört. Klopstock.“ Fritz Stolberg kam in der That nicht. Das Verhältniß Göthe's zu der gräflichen Familie, auch zu Auguste, erlitt dadurch einen Stoß, und die Freundschaft sowie der Briefwechsel schlummerte allmählig ganz ein.

Während die verbreitete Kunde von dem lustigen Leben Göthe's in Weimar der Grund zum Bruch mit Klopstock und den Stolberg's wurde, suchten einige Jugendgenossen des Dichters auf jene Nachrichten hin sich in Weimar ebenfalls ein warmes Plätzchen zu erringen. Lenz und Klingler erschienen im Sommer 1776: sie wurden beide freundlich empfangen, gastfrei gewährte der Herzog ihnen den Aufenthalt auf fürstliche Kosten. Aber gerade an diesen beiden Männern zeigte sich mit schneidender Deutlichkeit der Unterschied zwischen Göthe's geistvoller Lebensmuth und der Plumpheit irrender Abenteurer. Was der böse Ruf vor Göthe erzählte, das waren Lenz und Klingler in der That: zudringliche Genossen die den Zweck des Lebens in einem wüsten Taumel suchten. Sie paßten sich wenig in den schönen Kreis, in welchem Göthe Chorführer war, daß beide nachdem sehr deutliche Winke nichts gebrüht hatten, schließlich ersucht werden mußten, sich aus Weimar zu entfernen. Die poetischen Schwärmer, auf welche beide sich stützten, versagten im entscheidenden Augenblicke; statt sich aus der Staube zu erheben, sanken sie nur desto tiefer hinein, während Göthe auf den Flügeln der Kunst über das Chaos emporstieg und zugleich stark genug war auch andere mit sich zu heben. Lenz wandte sich, wie wir schon erzählten, nach dem Elsaß zurück, Klingler wurde Theaterdichter in Leipzig.

Kurze Zeit später fand sich der Genosse Lavater's, der oben schon einmal genannter Kaufmann, in Weimar ein. Dieser Abenteurer, der eine Zeitlang viele Leute, selbst Fürsten und Gelehrte, durch die Vorspiegelung, daß er im Besitze von Geheimkünsten sei, auf das schamloseste betrog, wurde von Göthe sehr bald durchschaut. An Lavater schrieb er: „Hüte Dich vor dem Lumpen!“ und als er

1779 an das Haus Kaufmann's kam, der als gemachter Mann nun auf seinem Landgute lebte, schrieb er an die Thür des Hauses:

Ich hab' als Gottes Spürhund frei
Mein Schelmenleben stets getrieben;
Die Gottesspur ist nun vorbei,
Und nur der Hund ist übrig blieben.

Kaufmann starb 1795 als Arzt der Brüdergemeinde in Herrenhut.

Auch der gute alte Vater Gleim war in diesen Tagen einmal in Weimar anwesend und lernte Göthe in einer Abendgesellschaft bei der Herzogin Amalie kennen. Gleim las aus dem neuesten Göttinger Musenalmanach vor, als ein junger schöner Mann in grünem Jägerrocke eintrat und zuhörte. Freundlich erbot er sich, den Vorleser abzulösen, und Gleim reichte ihm das Buch. Anfangs trug der junge Mann die Gedichte des Almanachs mit ausdrucksvoller Würde vor, bald aber hörten Gleim's Ohren Verse, die gar nicht im Buche standen; Hexameter, Jamben, Knittelverse wirbelten lustig durcheinander, der Inhalt war eine geistreiche Verspottung der Anwesenden. Auch an den Vater Gleim kam die Reihe, er wurde mit einem frommen und über die Nasen gedulbigen Trutjahne verglichen, der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Langmuth bestre und ausbrütete, dem es aber mitunter auch wohl begegnete, daß ihm ein Ei von Kreide statt eines wirklichen untergelegt werde. Im höchsten Erstaunen rief Gleim endlich dem gegenüberstehenden Wieland zu: „Das ist entweder Göthe oder der Teufel!“ Lächelnd erwiderte Wieland: „Beides, denn Göthe hat heute einmal wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein muthiges Stüllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm dann nicht u nahe zu kommen.“ —

Wer mit Göthe in nähere Berührung trat, der empfand es bald mit Gewisheit, daß in dem unruhigen, verwegenen Treiben doch ein edles Streben lag, von dem herrliche Früchte zu erwarten waren. Keiner war mehr befähigt zu dieser Einsicht, als derjenige, mit dem Göthe am vertrautesten verkehrte: der Herzog. Karl August wünschte dem Freunde Gelegenheit zu geben, alle seine Talente ohne äußerliche Störung zur Reife zu bringen, und für sich selbst wünschte der edle Fürst den Freund zu behalten, dem seine ganze große Seele sich rückhaltlos geöffnet hatte. Da Göthe sich bereit erklärte, in Weimar zu bleiben und dem Herzoge seine Dienste und seine Freundschaft zu widmen, so ernannte Karl August ihn zum Geheimen Legationsrath. Das Anstellungsbrevet, vom 6. Juni 1776 datirt, lautet folgendermaßen:

„Nachdem wir den Doctorem iuris Johann Wolfgang Göthe wegen seiner uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu Uns und seiner daher fließenden Zutrauens und Gewisheit, daß Uns und Unserm fürstlichen Hause er bei dem von Uns ihm anvertrauten Posten treue und nützliche Dienste zu leisten eifrigst beflissen sein werde, zu Unserm Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme in Unserm geheimen Consilio zu ernennen, auch ihm einen jährlichen, mit Johannis a. c. seinen Anfang nehmenden Gehalt von 1200 Thaler zuzusehen die Entschlieung gefaßt haben: Als ist demselben hierüber gegen-

wärtiges Dekret, welches Wir eigenhändig vollzogen und mit Unserm Fürstlichen Inseigel bedrucken lassen, ausgefertigt und zugestellt worden. Karl August.“

Der Herzog beauftragte den Kammerjunker von Rath, die Zustimmung von Göthe's Vater nachzusehen, und in dem betreffenden Schreiben heißt es, daß diese Anstellung nur der Form wegen geschehe, in Wahrheit sei Göthe zuerst des Herzogs Freund und ihm bleibe seine völlige Freiheit, Urlaub zu nehmen oder des Herzogs Dienste zu verlassen, wann er wolle.

Der Rath Göthe gab seine Einwilligung mit sichtlichlicher Freude; sein Sohn, als dessen Lebensziel er eine passable juristische Laufbahn betrachtet hatte, war ein berühmter Poet und noch obendrein jetzt der Inhaber einer so hohen Stellung, wie der Vater sie wohl schwerlich je erwartet hatte, und das alles im frühesten Mannesalter. Die behagliche Genugthuung des alten kaiserlichen Rathes spricht sich lebhaft in einem Schreiben an den Konsul Schönborn in Algier vom 24. Juli 1776 aus; es heißt darin: „Ihr freundschaftlicher Brief d. d. Algier 28. Oktober 1775 an unsern Sohn ist ohngefähr sechs Wochen hernach allhier richtig eingelaufen, und ist seine Schuld nicht, daß er bisher unbeantwortet geblieben. Er war damals schon abwesend, und wir mußten ihm solchen nach Weimar schicken, wo er sich noch aufhält. Hören Sie, wie dies aneinander hängt, weil Ihnen doch alles, schätzbarer Freund, was diesen singularen Menschen betrifft, interessant sein möchte. Ich fange von Ursprung seiner izeigen Verhältnisse an. Der Herzog von Weimar lernte ihn schon vor zwei Jahren auf seiner vortheilhaften Seite kennen, und nachdem er von Durlach, wo er sich mit der Darmstädtischen Prinzessin Luise vermählt hatte, wieder zurück nach Frankfurt kam, wurde er von diesem jungen herzoglichen Paare in aller Form nach Weimar eingeladen, wohin er denn auch folgte. Er hielt sich den vorigen Winter daselbst als Gast auf und unterhielt die Herrschaften mit Vorlesung seiner noch ungedruckten Werken, führte das Schlittschuhfahren und andern guten Geschmack ein, wodurch er sich diesen sowohl, als auch in der Nachbarschaft viele Hoh- und Vornehme zu Freunden machte. Jemehr nun aber der Herzog den Doktor kennen lernte, desto weniger konnte er ihn entbehren und prüfte seine Gaben hinlänglich, die er so beschaffen fand, daß er ihn endlich zu seinem Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimen Konseil und 1200 Thale Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fac bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch wegen dieser izeigen Amtsgeschäften in dieser Korrespondenz ablösen und vertreten u. s. w.“

In Weimar aber erhob sich ein Sturm des Mißes über die ganz außer-gewöhnliche Beförderung des jungen Poeten; selbst bis zum Ohre des Herzogs drangen die Stimmen der Mißgunst. Karl August gab damals folgende eigenhändige Erklärung zu den Akten: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie am andern Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachtet würden, so kenne ich erstens niemand in meiner Dienerschaft, der meines Wissens auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer

Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Göthe in mein wichtigstes Kollegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammer-rath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen, ich aber sorge und arbeite, wie jeder andere der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen zu können.“

Göthe stieg, wie wir bald erfahren werden, nachher noch höher; er hat auch einige Jahre hindurch die Amtsgeschäfte seiner Stellung mit Eifer und gutem Willen versehen, bis er sich schließlich vom Herzoge seine volle Freiheit wieder ausbat, und sie mit Beibehaltung seines Titels und seines Einkommens erhielt. Doch läßt sich auf Göthe's amtliche Thätigkeit am treffendsten immer nur das Wort anwenden, welches er selbst in einem Briefe an Merck aussprach als er sagte: er wolle das Regiment probiren. Er hat es in der That, wie so manches andere, nur probirt, und es bald liegen lassen. Doch sein Einfluß äußerte sich zu allen Zeiten, und niemals anders als heilsam, als großsinnig, duldsam, alles Gute befördernd. Oft, wenn es ein schwieriges Werk galt, erzielte Göthe einen Spezialauftrag, und er hat in der Ausführung es niemals an gründlicher Arbeit fehlen lassen. Es ist ein Glück, daß er bei Zeiten die Amtsgeschäfte, die mancher besorgen konnte, andern überließ, und sich selbst gänzlich der Kunst hingab, während Herder seine beste Kraft in elenden Nützlichkeiten vergeuden mußte.

Als Göthe in Amt und Würden war, widmete er seine Sorge zuerst der Gegend von Ilmenau. Das Bergwerk, welches früher dort bestand, war eingegangen, durch häufige Feuersbrünste war die Gegend noch mehr verarmt, und doch verdiente sie eine besondere Fürsorge, theils ihrer von Natur nicht un günstigen Verhältnisse wegen, besonders aber deshalb, weil dieses stille, anmuthige Thal und die waldbedeckten Höhen umher der lieblichste Aufenthalt für den war, der die Zurückgezogenheit liebte; und in diesen Fall kamen Göthe und Carl August öfter. Am 18. Juli 1776 machten sie beide einen Ausflug dahin, um zu untersuchen, ob das Bergwerk nicht wieder in Betrieb gesetzt werden könne. Sie verweilten bis Mitte August an dem einsamen Waldorte; der Herzog ging viel auf die Hirschjagd, Göthe zeichnete, obwohl er auch hier nicht verhehlte, daß er kein Künstler sei. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß Göthe sich nicht deshalb mit der Ausübung der Kunst beschäftigte, um als Maler zu glänzen, sondern weil der Trieb seiner reichen künstlerischen Natur auch neben der Poesie ihn auf die stichtliche Nachbildung poetischer Einzelheiten hinwies. In der Einsamkeit fand er Veranlassung, prüfende Blicke in sein Inneres und auf sein Leben zu werfen, und das Bewußtsein seiner edlen und großen Bestrebungen, mitten in dem Drang und dem Wogen des jugendlich überbrausenden Lebens, gab ihm frischen Muth, mit Zuversicht auf der begonnenen Bahn weiter fortzuschreiten. Nach seiner Rückkehr nach Weimar entstand das schöne Gedicht „Seefahrt,“ ein poetisch verklärtes Bild seines vergangenen und seines gegenwärtigen Lebens. Still vor Anker lag sein Lebensschiff in seiner Vaterstadt, und

er saß geduldig und hoffend im Hafen. Da kam die Gelegenheit, die ihn aufs hohe Meer führte, der Herzog nahm ihn mit sich; das Leben an dem Hofe schien ihn allen Bestrebungen nach dem ersten, großen Ziele untreu machen zu wollen, aber auch diese Wechselwinde sind gottgesandt, und auch auf dem schiefen Wege bleibt der Dichter seinem Zwecke treu. Als nun die Wogen des Lebens immer höher gehen, als ein wahrer Sturm die lustigen, kräftigen Gesellen in Weimar erfasst, da zittern die Freunde und die Lieben um den Dichter, dessen Schiff der Sturm vor sich hertreibt, und mit banger Furcht denken sie daran, daß sein Untergang vielleicht nahe ist.

Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;
Herrschend blickt er auf die grimmige Tiefe,
Und vertrauet, schweiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Solche Gefinnungen und solche Umstände konnten ihn wohl zu den Worten berechtigen, die er ein wenig später an Lavater schrieb: „Es mag so lange währen, als es will, so habe ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter austaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei allem, Gott sei Dank, in mir und meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe.“

In die Kreise, in denen er so Großes verfolgte, suchte Göthe auch Sterne erster Größe hineinzuziehen. Schon im Dezember 1775 hatte er bei Herder, der damals in Bücheburg war, angefragt, ob er die erlebte Stelle eines Generalsuperintendenten in Weimar annehmen wolle. Herder sagte sogleich zu, aber die Ausfertigung des Rufes an ihn verzögerte sich noch, da die einhundert und funfzig Geistlichen des Weimarischen Herzogthums an Herder's Orthodorie zweifeln zu müssen allerlei seltsame Anstrengungen zu machen sich gedrungen fühlten. Als Göthe aber angestellt war, wußte er die Widersacher sehr bald zu beschwichtigen, und der bestimmte Ruf an Herder erging. In einer poetischen Epistel schrieb ihm Göthe damals:

Und wie dann unser Herr und Krist
Auf einem Esel geritten ist,
So werdet Ihr in diesen Zeiten
Auf hundert und funfzig Eseln reiten,
Die in Euer Herrlichkeit Diözes
Erlauern sich die Rippenstöß.

Am 1. Oktober 1776 zog Herder in Weimar ein; Göthe und Wieland kamen ihm mit der größten Freundlichkeit, mit Rath und That entgegen. Herder's ernstest und gewissenhafter Sinn veruochte jedoch wenig Antheil an dem geräusch-

sollen Leben des Hofes zu nehmen. In dem Herzoge sah er stets seinen Landesfürsten, von seinem geistlichen Amte und seiner Verantwortlichkeit hatte er einen hohen Begriff, und wo sich ihm nur irgend eine Gelegenheit zu wirken bot, da opferte er bereitwillig selbst seine liebsten Stunden, um der Pflicht zu genügen. Mit Göthe stand er lange Jahre in dem Verhältnisse einer ernstlichen und innigen Freundschaft, die jedoch später leider einer von beiden Seiten unbegründeten Entfremdung Platz machte.

Herder wurde in Weimar sehr mißgünstig empfangen, doch schon seine Antrittsrede gewann ihm viele Herzen. Auch an ihn, den ernstlichen, für sein Amt hochbegeisterten und der höchsten Aufopferung fähigen Mann wagte sich die Verläumdung; die liebevolle Welt ließ ihn gestiefelt und gespornt und in galonirten Kleidern auf der Kanzel erscheinen und nach jeder Predigt dreimal im aufstehenden Gallop um die Kirche und sodann zum Thore hinaus sprengen. Die erste junge Herzogin Luise und der Graf Görz werden ihm bald sehr zugethan.

Ein Verhältniß wie in Straßburg war zwischen Göthe und Herder jetzt nicht mehr möglich. Göthe hatte bereits eine feste künstlerische Anschauung gewonnen, er hatte sich durch Götz und Werther dichterisch über Herder erhoben, und über die Ideen der Humanität, denen Herder sein ganzes Leben hindurch seine besten Geisteskräfte widmete, gab Göthe seine Meinung stets lieber durch Thaten als durch Worte zu erkennen. Göthe wird auch schwerlich erwartet haben, daß das alte Straßburger Verhältniß sich fortsetzen solle, besonders auch deshalb nicht, weil um jene Zeit ihn ein anderes Freundschaftsverhältniß ganz und voll erfüllte, das seiner weichen Natur mehr zusagte, die bei allem kräftigen Vorwärtsschreiten doch nie ihre Empfindsamkeit verläugnen konnte. Es war sein Verhältniß zu Charlotte von Stein, eine der edelsten und seltensten Verbindungen, in der ein Mann und ein Weib wohl jemals gestanden haben. Nicht den kleinsten Theil von dem, was er Großes geschaffen hat, verdankt Göthe dieser Freundschaft.

Charlotte von Stein war die älteste Tochter des Hofmarschalls von Schardt; sie war am 25. Dezember 1742 geboren, und seit 1764 vermählt mit dem herzoglichen Stallmeister Baron Friedrich von Stein auf Kochberg. Schon in ihrer Jugend verband Charlotte geistige Regsamkeit mit körperlicher Schönheit; als sie heranwuchs, wurde sie Hofdame der Herzogin Amalia, und war in dem schönen Kreise, den diese geistvolle Fürstin um sich sammelte, eine der anmuthigsten Erscheinungen. Sie sang und spielte, und war geschickt im Zeichnen, auch für die schöne Literatur hatte sie eine nachhaltige Vorliebe. Nach ihrer Verheirathung liebte sie mit dem Hofe um so mehr in Verbindung, als ihr Gemahl zwar ein Mann von sehr ehrenwerther Gesinnung, aber von geringer geistiger Bedeutung war. Der Herzog und der Prinz Konstantin schenkten ihr fortdauerndes Vertrauen, und nach Karl August's Vermählung knüpfte sich ein inniges Freundschaftsband zwischen der Herzogin Luise und der Frau von Stein, welches unverbrüchlich bestand, bis der Tod es löste; auch mit der Herzogin Amalie stand sie stets im besten Verhältnisse. Charlotte von Stein hatte sieben Kinder, von denen jedoch nur zwei Söhne das Mannesalter erreichten; im Sommer lebte sie

mit den Kindern meist auf Roßberg, wohin der Vater, den sein Amt in der Stadt zurückhielt, nur zeitweise kam. Ein Hofmeister unterstützte sie in der Erziehung der Kinder.

Den Namen der Frau von Stein hatte Göthe bereits in Frankfurt durch den Arzt Zimmermann gehört, auch ein Bild von ihr gesehen, das ihn durch die Sanftmuth der Züge ungemein anzog. Als er sie in Weimar in den glänzendsten Kreisen als eine glanzvolle, bedeutame Persönlichkeit, und wenige Wochen nachher in Roßberg als liebenswürdige Hausfrau und sorgsame Mutter kennen lernte, gewann sie seine Bewunderung und Verehrung, der seine Liebe bald genug folgte. In dieser ersten Zeit mochte die Gefahr nahe liegen, daß diese Liebe in eine Leidenschaft überginge, denn auch auf Frau von Stein hatte die Erscheinung des Dichters fesselnd gewirkt, alle höheren Interesse ihrer Seele wurden wieder angeregt. „Die Welt wird mir wieder lieb,“ schrieb sie ihm in jenen Tagen, „ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich mir und Ihnen Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit zu sterben, und ich bin's nicht mehr.“

Bald aber fand Charlotte die Selbstbeherrschung wieder, durch welche die Schranken gezogen wurden, in denen die stürmende Leidenschaft des Dichters sich zur uneigennützigsten Freundschaft mäßigte. Charlotte von Stein besaß, wie manche Frau, in ihrem sichern und reinen Gefühl denselben unerrückbaren Leisten als ein beneidenswerthes Geschenk der Natur, zu dem der Mann sich erst durch schwere Kämpfe emporringt, und unter diesen Umständen konnte zwischen ihr und dem sieben Jahre jüngern Dichter sich eine Liebe entwickeln, welche Göthe als das reinste, schönste, wahrste Verhältniß bezeichnete, das er außer seiner Schwester je zu einem Weibe gehabt. Mit Kornelie Schloffer trat Frau von Stein in einen lebhaften Briefwechsel.

Die neue Liebe erfüllte Göthe's Herz so völlig, daß er im Sommer 1776 ohne große Bewegung die Nachricht von Lili's Verlobung vernahm; das Gefühl, welches jedesmal gerade das herrschende war, überdeckte in ihm alle anderen. Als die Liebe zu Frau von Stein später erlaltet war, wurde die Erinnerung an Lili wieder lebendiger. Jedes lebhafte Gefühl war für Göthe gewissermaßen ein Staffel, durch die er sich höher hinauffchwang, um sich dann nach einer andern neuen umzusehen. So kulminirte Herder's Freundschaft, um später erheblich zu sinken, und so war auch dem schönen Verhältnisse zu Charlotte von Stein die einstige Erhaltung an demselben Tage verschrieben, wo es sich anküpfte. In der Zeit seiner Blüthe — und sie währte fast vierzehn Jahre — war Charlotte seine Vertraute, vor der er nichts verhehlte, während er gegen seine übrigen Freunde merklich fremder wurde; sie war seine Führerin und Leiterin, der er auf manchem Wege fast unbedingt folgte; sie war auch der gute Engel, der ihn vor mancher Verirrung bewahrte, wie er selbst wiederholt anerkannte. Als sie einmal einige Monate von ihm entfernt lebte, klagte er, diese Zeit habe in ihm viel verschüttet, und er bleibe doch der ganz sinnliche Mensch; nicht allein seine Liebe verreise mit Charlotte, sondern auch seine Tugend. In der Folge nannte er sie öfter die Besänftigerin, die ihm einen täglich wachsenden Frieden schenke.

Zu der Fülle der Geschäfte suchte er bei ihr Rath und Stärkung, nach einer ichtsagenden, ermüdenden Gesellschaft bei ihr Aufmunterung, und nach den unvermeidlichen Alltäglichkeiten neuen Schwung des Geistes und neue Wärme des Herzens. Ihr Wesen und ihre Liebe verglich er mit einer süßen Musik, die ihn emporhob und seinen Sorgen und Schmerzen den Stachel benahm. Am so ruhiger konnte er der Wonne dieser Freundschaft sich hingeben, da sein Verkehr mit der Freundin nicht die mindeste Störung in deren häuslichen Verhältnissen hervorrief; sogar die allbereite und überall fertige Lästerzunge der Welt fand nichts an diesem Verhältnisse, das überall in Weimar als völlig rein und untadelhaft bezeichnet wurde. Von dem warmen, süßen, veredelnden Blick einer innigen Familiengemeinschaft erhielt Göthe in seiner Liebe zu Charlotte von Stein eine Andeutung; durch sein ganzes Wesen erstreckte sich der Einfluß dieser Liebe, sie machte sein unruhig brausendes Wesen mild, sie sammelte seine Kräfte auf Einen Punkt, und gerade am Beschluß dieser Freundschaft, gleichsam als Früchte derselben, stehen die herrlichsten Meisterwerke unseres großen Dichters. Die Fäden dieses Bundes werden uns noch oft genug, mehr als einmal als bestimmende, begegnen.

Während Göthe in den lustigen Tagen der Tonangeber der übermüthigen Gesellschaft war und mit Karl August die tollsten Wagnisse ausführte, war er wiederum der erste, der zur Ruhe und Besetztheit allmählig wieder einlenkte. Schon die Art seiner poetischen Arbeiten ist eine ganz andere. In den ersten beiden Jahren des Aufenthaltes in Weimar entstand außer den Geschwistern, die wir bereits erwähnten, das Monodrom „Proserpina“, welches die Stimmung der Tochter der Jeres ausdrückt, als sie erkennt, daß sie unweigerlich dem Orkus angehören müsse, und das Schauspiel mit Gefängen „Ila“, in welchem die Heilung einer Wahnsinnigen durch einen geschickten Arzt, der auf ihre krankhaften Vorstellungen eingeht, vorgeführt wird. Auf bedeutenden Kunstwerth können beide Stücke keinen Anspruch machen, doch zeigt das erstere eine schöne schwungvolle Sprache. Ila wurde zum Geburtstage der Herzogin Luise am 30. Januar 1777 aufgeführt.

Dieses und andere Hoffeste nahmen Göthe's Thätigkeit mehr in Anspruch, als ihm lieb war, und um auch Zeit für sich selbst übrig zu behalten, vernachlässigte er alle Verbindungen, die nicht ganz intim waren. In unglaublich rücksichtsloser Weise ließ er seinem Schwager Schlosser einen Brief durch seinen Bedienten schreiben, ohne auch nur eine einzige Silbe selbst hinzu zu setzen, während er doch Zeit genug fand, Bilder seiner Freunde zu zeichnen und Gemitter in umständlicher Betrachtung abzuwarten. Auch seiner Schwester zu schreiben war er lässiger. Um so tiefer erschütterte ihn die Nachricht von ihrem plötzlichen Tode. Sie starb am 8. Juni 1777 im Kindbette. Als Schlosser sich später wiederverheirathete mit der oben erwähnten Tante Jakob's, Johanne Fahlner, schrieb Göthe in tiefer Bewegung an sie: „Gott segne Dich und lasse Dich lange leben auf Erden, wenn's Dir wohl geht. Mir ist's wunderbarlich auf Deinen Brief; mich freut's, und ich kann's noch nicht zurecht legen. Daß Du meine Schwester sein kannst, macht mir einen unerschmerzlichen Verlust wieder neu, also verzeihe meine Thränen bei Deinem Glücke. Das Schicksal habe seine Mutterhand über Dir und halte Dich so

warm, wie's mich hält, und gebe, daß ich mit Dir Freuden genieße, die es meiner armen ersten versagt hat."

In der ländlichen Einsamkeit seines Gartens widmete er sich jetzt einer regen Thätigkeit; er pflanzte Hecken und Eichen, und nebst den Linden, die er im Herbst vorher hatte setzen lassen, bilden die von ihm gezogenen Bäume das schattige Blätterdach, das noch jetzt in seiner Schönheit prangt; Göthe hat unter ihm ein halbes Jahrhundert lang gelebt und gedichtet und hat die Stätte geweiht, die kein fühlendes Herz ohne Bewegung betreten wird. Anhaltend in dem Gartenhause, an welches er sich auch einen Altan hatte bauen lassen, zu verweilen, gestattete ihm jetzt seine Zeit nicht, denn nach der Todesnachricht seiner Schwester verdoppelten sich, vielleicht auf Veranstaltung seiner Freunde, seine Arbeiten sowohl wie seine Zerstreuungen, und bei Frau von Stein fand er stets die innigste Theilnahme für sein verwundetes Herz; sie hatte in Cornelia ja auch eine Freundin verloren. An seinem Geburtstage führte er ihr einen Schweizer Hirtenknaben zu, Peter Imbaumgarten; derselbe hatte einem Freunde Göthe's das Leben gerettet und war nach dessen frühem Tode von Göthe angenommen worden. Mit wahrer väterlicher Sorge wachte er über die Erziehung des Knaben. In dieser Fürsorge für andere, die er in seinem langen Leben so oft bethätigt, glich er dem Helden seines Romanes Wilhelm Meister, von dem die ersten Anfänge in dieser Zeit niedergeschrieben wurden, das Ganze wurde viele Jahre nachher vollendet.

Im September ging Göthe mit dem Herzoge nach Ilmenau und von da nach Eisenach. Eine Unpäßlichkeit fesselte ihn ans Zimmer, während der Herzog der Jagd nachging; in diesen Tagen wurde der Plan zu dem dramatischen Stücke „Triumph der Empfindsamkeit“ entworfen und die ersten Szenen diktiert. Am 13. September finden wir ihn auf der Wartburg, wohin der Herzog ihn zu ziehen veranlaßt hatte. Sein Entzücken über den so herrlichen Blick von den Fenstern dieser ehrwürdigen Burg aus schildert er der Frau von Stein in den Worten: „Hier oben! wenn ich Ihnen nur diesen Blick, der mich nur kostet aufzustehen vom Stuhl, hinübersegnen könnte! In dem grauen, linden Dämmer des Mondes die tiefen Gründe, Wiesen, Büsche, Wälder und Waldblößen, die Felsenabhänge davor, und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßbergs und Schlosses unten alles finster hält und drücken an den sachten Wänden sich noch anfaßt; wie die nackten Felsspitzen im Monde röthen, und die lieblichen Auen und Thäler ferner hinunter, und das ferne Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt! Liebste, ich hab' eine rechte Fröhlichkeit daran, ob ich gleich sagen mag, daß der belebende Genuß mir heute mangelt; wie der lange Gebundene red' ich erst meine Glieder, aber mit dem rechten Gefühl von Dank, wie der Durstige ein Glas Wasser nimmt und die Heiligkeit des Brunnens und die Liebheit der Welt nur nebenweg schaut."

Eine Woche später traf Merck auf der Wartburg ein, und verlebte hier einige Tage mit Göthe und dem Herzoge in vertraulichem Beisammensein. Karl August gewann den festen, ehrenhaften Merck lieb, und blieb bis zu dessen Ende mit ihm verbunden. Auch Göthe labte sich an dem Zusammensein mit dem vertrauten Freunde, und fühlte sich mehrere Tage hindurch sehr einsam, als

Merck am 28. September wieder Abschied nahm. Merck aber, der feste, zuverlässige Mann, der nie in seinem Leben sich hergab, eine Thatfache in ein altes Licht zu rücken, stellte dem Freunde und dem Fürsten ein herrliches Zeugniß aus in einem Briefe an Nikolai, den er kurz nach seiner Rückkehr schrieb; seine Worte lauten: „Ich habe Göthe neuerlich auf der Wartburg besucht, und wir haben zehn Tage zusammen wie die Kinder gelebt. Mich freut's, daß ich von Angesicht gesehen habe, was an seiner Situation ist. Das Beste von allem ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisensfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Göthe thut. Die Märchen kommen alle von Leuten, die ungefähr so viel Auge haben zu sehen, wie die Bedienten, die hinter dem Stuhl stehen, von ihren Herren und deren Gespräch urtheilen können. Dazu mischt ich die scheußliche Anekdotensucht unbedeutender, negligirter intriguanter Menschen, der die Bosheit anderer, die noch mehr Vortheil haben fast zu sehen. Ich sage Ihnen aufrichtig, der Herzog ist einer der respektabelsten und geschicktesten Menschen, die ich je gesehen habe, und überlegen Sie, dabei ein Fürst und ein Mensch von zwanzig Jahren. Ich dünkte, Göthe's Gesellschaft, wenn man nicht unthunlich voraussetzen will er sei ein Schurke, sollte doch mit der Zeit ein wenig guten Einfluß haben. Das Geträtsch, daß er sich nach Göthe bilde, ist so unheimlich unwahr als etwas, denn es ist ihm niemand unausstehlicher als Göthe's Affen.“ — Die Anekdotensucht hat auch von Merck zu erzählen gewußt, daß er sich über Göthe's Leben am Hofe sehr unwillig und mißbilligend ausgesprochen habe; den angeführten Zeilen von ihm selbst gegenüber verliert eine solche Behauptung alle Wahrscheinlichkeit.

Am 10. Oktober kehrte Göthe in sein Gartenhaus zu Weimar zurück. Als er Tag heranlief, an dem er nun zwei Jahre in Weimar verweilte, blickte er mit gerührtem Danke auf sein vergangenes Leben zurück. Einige Tag später schrieb er beim Erwachen in sein Tag-buch die Worte: „Heiliges Schicksal! Du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffirt über meine Bitten. Ich war vernünftig in meiner Armuth, unter meinem halbfaulen Dache, ich hat dich, mir's zu essen, aber du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte gezogen wie eine Lastmütze. Laß mich nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der erste Sonnenstrahl.“

Das Verlangen Göthe's nach seinem einsamen Gartenhause, in welches sich so viel als möglich zurückzog, deutet darauf hin, daß er in den Kreisen des Hofes die Befriedigung nicht fand, deren sein Herz bedurfte. Göthe war damals noch ein Naturkind, d. h. so wie er dem Genuße der landschaftlichen Leize sich mit ungetheilter Seele und mit tiefem Verständniß hingab, so sehnte sich zu Zeiten auch wieder nach dem Umgange mit schlichten Menschen, deren Natur noch kein täuschender Firniß überdeckte. Eine Veranlassung, diesem Verlangen nachzugeben, fand sich in sehr passender Form. In der Umgegend von Eisenach hatten seit mehreren Jahren die wilden Schweine bedeutende Verheerungen auf den Wintersatzen angerichtet; um den dringenden Klagen der Landleute abzuhelfen, veranstaltete der Herzog eine große Jagd, zu welcher auch Göthe eingeladen wurde. Da er nie in seinem Leben ein eifriger Jäger war, so erbat

er sich die Erlaubniß, erst nach einem Umwege sich den Jagdgenossen anschließen zu dürfen. Wohin er wollte und welche Zwecke er verfolgte, daraus machte er vorläufig ein Geheimniß. Außer dem Wunsche, wieder einmal alle Beschwerlichkeiten und alle Freuden des einfachen Lebens durchzukosten, bewog ihn zu seiner Reise das Verlangen, sich im Bergbau und Hüttenwesen einen klaren Einblick zu verschaffen, um dadurch bei der neuen Einrichtung des Ilmenauer Bergwerkes unterstützt zu werden, und außerdem wollte er einen jungen Mann Namens Pleßing in Wernigerode besuchen, der in selbstquälerischen Briefen den Dichter des Werther wiederholt um Rath und Beistand ersucht hatte.

Am 29. November 1777 unternahm er seine Reise zu Pferde; er nannte unterwegs sich Weber und gab sich für einen reisenden Maler aus. Ueber Sondershausen und Niesfeld gelangte er nach Elbingerode; die Baumannshöhle fesselte ihn einen halben Tag, er durchstoch sie nach allen Seiten und erfreute sich an den reichen Tropfsteinbildungen. Am 3. Dezember erreichte er Wernigerode, ließ sich zu dem jungen Pleßing führen, dem er sich als einen Maler aus Gotha vorstellte, und ihn durch Hinweis auf Theilnahme an dem Leben und Treiben der Welt von seinen Grillen zu befreien suchte. Da aber Pleßing von allem nichts wissen wollte und mit Festigkeit erklärte, nichts in dieser Welt könne und solle ihm genügen, so fühlte Göthe, daß hier seine Arbeit verloren war, und er verließ den jungen Mann wieder. Pleßing besuchte ihn nachher in Weimar und blieb eine Zeitlang mit ihm in brieflichem Verkehr; er starb 1806 als Professor an der Universität zu Duisburg, ohne in seinem Leben zu einem ruhigen Genuß seines Daseins gelangt zu sein.

Göthe begab sich nun nach Goslar, von wo er den Rammelsberg, die Hütten an der Oker und das Messingwerk besuchte. Dann ging es nach Klausthal, als er in die Karolinen-Dorotheengrube einfuhr, entging er glücklich der Gefahr, von einem sich loslösenden Stücke des Gebirges zu Boden geschlagen zu werden. Die Hütten besichtigte er sehr aufmerksam. Der fortgesetzte Verkehr mit praktisch thätigen Leuten behagte ihm sehr, der Umgang mit ihnen kam ihm wie ein erfrischendes kaltes Bad vor, das nach den vielfachen Anreizungen und Abspannungen in Weimar seine Kräfte zu neuem Leben zusammenzog. An Frau von Stie schrieb er: „Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zuge Liebe zu der Klarheit von Menschen gekriegt habe, die man die niedre nennt, die aber vor Gott gewiß die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren.“ Alle Zwecke seiner Reise wurden also befriedigend erfüllt. Auch seine warme Liebe zur Natur, die in ihrem Winterschmuck damals ihm ganz besonders anzog, fand reiche Nabe, an keinem Tage aber mehr, als am 10. Dezember, wo er den schneebehangenen Gipfel jenes ragenden Berges bestieg, auf dem schon die Völker der Vorzeit näher der Gottheit zu sein glaubten. Früh Morgens brach er nach dem Torfhaufe auf, woselbst zwei Stunden unter dem Gipfel des Brocken ein Förster wohnte. Er traf denselben bei seinem Frühstück, von einer Besteigung des Berges wollte aber der Forstmann nicht wissen, denn dichter Nebel lag auf den Höhen, daß man nicht drei Schritte weit sehen konnte. Mit schwerem Herzen schaute der Dichter in das Nebelmeer hinein

Doch die Götter waren mit ihm, die Sonne brach hervor, und nun erklärte der Förster sich bereit, den Führer abzugeben. Um die Mittagsstunde standen sie auf dem Gipfel des Brodens zwischen jenen riesigen Granitblöcken, an welche die Sage ihre schauerlichen Geistergestalten knüpft; tief zu ihren Füßen wogte das Nebelmeer, oben war herrliche Klarheit. An diesem Tage schrieb der Dichter in sein Tagebuch: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest!“ —

Mit vielen Mühseligkeiten besuchte er in den nächsten Tagen die Bergwerke von Andreasberg, die Königshütte und andere, und ritt über Duderstadt und Mühlhausen nach Eisenach. Am 15. Dezember traf er mit den Jagdgenossen daselbst wieder zusammen. Er hatte nun Stoff genug, Nachts am prasselnden Kaminfeuer die Gefährten durch Erzählung seiner wunderbaren Abenteuer zu ergötzen. Schon am folgenden Tage traf er wieder in Weimar ein, wo er in seiner stillen Hütte den „Triumph der Empfindsamkeit“ beendete. Auch das erste Buch von „Wilhelm Meister“ fand seinen Abschluß. Während der Harzreise war die Ode „Harzreise im Winter“ entstanden. Der poetische Genuß dieses Gedichtes, das ohne spezielle Erklärung völlig unverständlich ist, wird durch die Häufung so vieler individueller Bezüge sehr geschmälert.

Das Jahr 1778 begann mit rauschenden Vergnügungen: Morgens Schwein-
haje, Nachmittags Theaterproben, Abends fragenhafte Ständchen, Schlittensfahrt mit Fackeln, Tanz, Konzerte u. dgl. Mitten in diese Freuden hinein fiel ein erschütterndes Ereigniß. Ein Fräulein von Lagsberg, die sich von ihrem Geliebten verlassen glaubte, suchte, Werther's Leiden in der Tasche, am Abend des 16. Januar in der Fin an einem rauschenden Wehr nicht weit von Göthe's Wohnung den Tod. An der Leiche der Ertrunkenen brachte Göthe mehrere Stunden in tiefster Erschütterung zu, mit dem Hofgärtner richtete er ein Pläschen in der Nähe der unglücklichen Stelle zum Andenken an die arme Kristel her. „Man überseht,“ schrieb er, „von, da in höchster Abgeschiedenheit ihre letzten Pfade und den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todesstunde.“

Warme Theilnahme an dem Geschick anderer war ein durchgehender Charakterzug bei Göthe. In der Stille, ohne eine Andeutung zu machen, verübte er Gutes, wie auch in dieser Zeit ein schönes Beispiel uns darthut. Im Oktober des Jahres 1778 wandte von Gera aus ein Mann, der nicht ohne seine Schuld verarmt war und eine Beute der Verzweiflung schien, sich mit der flehenden Bitte um Hilfe an Göthe. Der Dichter antwortete ihm am 2. November mit folgendem Briefe: „Dem, der sich mit den Wellen herumarbeitet, ist's wohl der schlimmste Herzensstoß, wenn der Willige am Ufer nicht Kräfte genug hat, alle zu retten, die der Sturm gegen seine Rüste treibt. Nehmen Sie das wenige, was ich Ihnen geben kann, als ein Brett, das ich Ihnen in dem Augenblicke zuwerfe, um Zeit zu gewinnen. Bleiben Sie in dieser Jahreszeit, wo Sie sind, ich will in der Folge gern für eine kleine Beihilfe sorgen. Melden Sie mir die Ankunft des Geldes, und wie weit Sie damit zu reichen gedenken. Ist Ihnen mit einem Kleide, Ueberrod, Stiefeln, warmen Strümpfen gebient, so schreiben Sie, ich habe zu entbehren.“ Die erwähnten Gegenstände schickte Göthe dem Schüllinge, dessen wahrer Name nie bekannt geworden ist. Da der Unglückliche

fürchtete, seinem Beschützer beschwerlich zu werden, so beruhigte Göthe ihn mit den großherzigen Worten: „Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirthschaften; ich verkünde viel von meinem Einkommen, das ich für die Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben. Aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal zum Gleichgewicht dem Elenden den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht. Hassen Sie die armen Menschenfreunde mit Klauseln und Rauteln nicht; man muß recht fleißig beten, um bei so viel widrigen Erfahrungen den jugendlichen guten Willen, Muth und Leichtsin (die Ingrebienzien des Wohlthuns) zu erhalten. Und es ist mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man selten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt.“ — Der Schützling, dem Göthe zuerst jährlich hundert Thaler, dann das Doppelte zur Unterstützung ansetzte, hielt sich später unter dem angenommenen Namen Kraft in Ilmenau auf, und es scheint, daß er durch seinen Beschützer ein kleines Amt im Bergwesen erhielt.

Uneigennütziges, verborgenes Wohlthun ist gewissermaßen die Krone edler Menschlichkeit, die an kein Bekenntniß geknüpft ist und allein durch ihr Dasein den Beweis liefert, wie hoch die werththätige Liebe über allem steht, was Glauben genannt wird. Göthe verdiente diese herrlichste aller Kronen, ebensowohl Kant und Lessing. Die drei großen Männer waren zugleich die edelsten Wohlthäter, und Lessing gab von seiner Armuth oft so viel, daß er selber darüber in Noth gerieth. Mit welchem Namen soll man Subjekte bezeichnen, die solchen Thatfachen gegenüber noch von „Unfittlichen“, von „Verworfenen“ zu reden die Stirn haben?

Die Stelle, an welcher Göthe stand, konnte nur einem sittlich reinen, großen Gemüthe unerschänglich bleiben, für jeden Eigennützigen wäre sie bald genug ein bodenloser Abgrund geworden; und der Sturz wäre ganz gewiß nicht ausgeblieben. Jede Handlung Göthe's bewies, daß seine große Seele keinen Eigennutz kannte, und daß er in allem für das Wohl seines fürstlichen Freundes arbeitete. Karl August wurde aus dem abgeschlossenen Kreise seiner Beschäftigungen und Vergnügen im Jahre 1778 durch die politische Lage in das Treiben der großen Welt hineingezogen. Oestreich machte nach dem Tode des kinderlosen Kurfürsten Max Josef III. Ansprüche auf Niederbayern; Friedrich der Große, der keine Verstärkung des alten Feindes deutscher Freiheit und freien Glaubens dulden wollte, griff zu den Waffen, die kleineren deutschen Fürsten schlossen sich an Preußen an, bei dem sie Schutz für ihren Bestand zu finden hoffen durften. Auch Karl August beschloß eine Reise nach Berlin, und Göthe wurde auf derselben sein Begleiter. Man ging über Dessau, wo Göthe seinen alten Freund Behrlich fand und herzlich mit ihm verkehrte. Am Abend des 15. Mai gelangte man nach Berlin. Die prächtige Königsstadt, die Großartigkeit der Rüstungen, das Gemüth der Menschen, alles erschien dem Dichter sehr bedeutend, und in Friedrich dem Großen erkannte er die treibende und leitende Seele des Ganzen, sein Einfluß war an jedem Orte wahrzunehmen. In der Umgebung des großen Königs fand er, da die Generale wohl meist schon im Felde standen, nicht viel

Erfreuliches; in dem Hofstreifen, das fühlte er hier ganz besonders, wollte vor allem die Blüthe des Vertrauens und der Offenheit. An Frau von Stein schrieb er: „So viel kann ich sagen, je größer die Welt wird, desto garstiger die Farce; und ich schwöre, keine Zote und Eiselei der Hanswurstauben ist so ekelhaft, als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Geradheit erhalten wollen bis an's Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken, als mich den letzten Theil des Weges lausig hinkriechen zu lassen.“

In Berlin wurde die Karschin und Chobowitsch besucht, das Opernhaus, die Porzellanfabrik u. s. w. besehen. Auf der Rückreise am 20. Mai widmete man den Anlagen von Sanssouci besondere Aufmerksamkeit. In Wörlitz erfreute man sich an den herrlichen Parkanlagen. Am 1. Juni kamen die Reisenden wieder in Weimar an. Wieland schrieb an demselben Tage an Merck: „Alle Wege, wo sie gewesen, sind ihres Ruhmes voll. Zu Leipzig, Dessau, Berlin ist alle Welt von unserm Herzog eingenommen. Das hat der Bruder Volk (Göthe) hübsch gemacht.“ Und wenige Tage später: „Des Herzogs Ansehen war mir eine rechte Herzstärkung, so gesund und kräftig sah er aus, und so edel, gut, bieder und fürstlich zugleich fand ich ihn im Ganzen seines Wesens. Ich werde je länger je mehr überzeugt, daß ihn Göthe recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favorenschaft haben wird.“

Die Schönheit des Wörlitzer Parkes erhöhte noch den längst gehegten Wunsch, auch in Weimar ähnliche Anlagen zu schaffen. Das einzige was man damals hatte, war der sogenannte Stern am rechten Ufer der Ilm, ein ziemlich großer Platz, mit Bäumen und Buschwerk bewachsen, uralte Gänge von hohen weitstehenden Bäumen durchschnitten ihn, auch breite schattige Orte zu Versammlungen dienlich nicht. Nach den Plänen Göthe's erweiterte man diese Anlagen, indem man zuerst die felsigen Abhänge am linken Ufer der Ilm zugänglich machte und diese dem Stern verband; allmählig wuchsen die Anlagen bis zu der Ausdehnung an, welche sie heute noch haben.

Die Herzogin Luise feierte am 9. Juli ihren Namenstag. Ihr zu Ehren liess man in den Anlagen des Sterns ein Fest veranstalten, an welchem Damen, Frauen, Jäger, Schäfer und Schäferinnen in dramatischer Bewegung auftreten sollten. Eine hochgestiegene Ueberschwemmung der Ilm vereitelte dieses Fest, welches nun eiligst durch eine andere geschickte Anordnung von Göthe ersetzt wurde. Eine abgelegene, fast nie betretene Höhe am Ufer der Ilm trug eine Gruppe alter Eschen; unter ihnen baute man eine kleine Einsiedelei, die später das Vorkenhäuschen oder das Luisenkloster nannte. In drei Tagen und drei Nächten waren die Vorbereitungen getroffen, und als der Hof, dem allem nichts kund war, zur bestimmten Stunde auf Göthe's Einladung an bezeichneten Plage erschien, empfing ihn eine Gesellschaft von Mönchen in schwarzen Kutten und Rappen und führte die Gäste nach einer Ansprache in Versen zur Einsiedelei, wo auf einem Tische ein grobes Tisch Tuch ausgebreitet war, demselben standen irdene Teller mit Blechlöffeln, eine Bierkalttschale war zum

Genuß der Gäste bereit. Bei der Enge des Raumes und den kümmerlichen Anstalten wurde es manchem der Hofleute ziemlich schlecht zu Muth, namentlich die Oberhofmeisterin konnte ihren Verdruß nicht verbergen. Da öffnete sich plötzlich eine hintere Thür, und man sah nun unter den schönen, dichtbelaubten Eschen eine wohlbesetzte fürstliche Tafel; über Felsen stürzte ein Wasserfall herab, Musik ertönte, alles war so wunderbar, daß es einem schönen Märchen gleich. Der Herzog gewann das Vorkenhäuschen so lieb, daß er oft hinausging; und in dem kleinen Gemache, das ihm Wohnzimmer, Arbeitsraum und Schlafkammer zugleich war, viele Sommertage zubrachte. An einem dieser Tage schrieb er an seinen Freund Knebel nachstehenden Brief, wie er wohl nicht oft aus der Feder eines regierenden Herrn geflossen sein mag: „Guten Abend, lieber Knebel! Es hat neun Uhr geschlagen und ich sitze hier in meinem Kloster mit einem Lichte am Fenster und schreibe Dir. Der Tag war ganz außerordentlich schön und der erste Abend der Freiheit — heut früh verließen uns die Gothaer — ließ sich mir sehr genießen. Ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Filisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist einem ja nicht größer zu Muth als wenn man die Sonne so untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, daß das alles so für sich, so wenig der Menschen halber; und doch genießen sie, und so hoch, daß sie glauben es sei für sie. Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen. Der erste Augenblick darauf sei Dein. Leb wohl so lange. — Ich komme daher. Das Wasser war kalt, denn Nacht lag in seinem Schooße. Es war als tauchte man in die kühle Nacht. Als ich den ersten Schritt hinein that, war es so rein, so nächtlich dunkel; über dem Berg hinter Oberweimar kam der volle rothe Mond. Es war so ganz still. Wedel's Waldhörner hörte man nur von weitem, und die stille Ferne machte mich reinere Töne hören als vielleicht die Luft erreichten.“

Bei dem Feste in der Einsiedelei fehlte die Herzogin Amalie, die einige Tage später von einer Reise zurückkehrte. Auch für sie hatte Göthe eine poetische Ueberraschung bereit, die um so feiner angelegt war, da die Herzogin für ihre Verehrung Rembrandt'scher Gemälde nicht immer in den Kreisen des Hofes Befall fand. Göthe bewirthete nämlich die Herzogin und verschiedene andere Abende in der Einsiedelei. Wieland erzählt nun: „Wie wir aufgestanden waren und die Thür öffneten, sich, da stellte sich durch geheime Anstalt des Archimagus ein Anblick dar, der mehr einer realisirten dichterischen Vision als einer Naturszene ähnlich war: das ganze Ufer der Ilm ganz in Rembrandt's Geschmack beleuchtet — ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effekt machte, der über allen Ausdruck geht. Die Herzogin war davon entzückt, wie wir alle. Als wir die kleine Treppe der Einsiedelei hinabstiegen und zwischen Felsenstücken und Buschwerken längs der Ilm gegen die Brücke, die diesen Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandt'scher Nachtstücke, die man ewig hätte vor sich sehen mögen, und die nun durch die dazwischen herumwandellenden Personen ein Leben und ein Wunderbares bekamen, das für meine poetische Wenigkeit gar was Herrliches war. Ich hätte Göthe vor Liebe fressen mögen.“

Diese genialen Festlichkeiten, so unendlich weit von den schalen Hoffesten im gewöhnlichen Stil, von der gähnenden Langenweile lächerlicher Etiquette verschieden, verliehen dem Leben einen poetischen Reiz und zugleich einen tiefern Gehalt, und forderten alle Kräfte um so mehr heraus, als man das Improvirte ganz besonders liebte, und glücklichen Gedanken die Ausführung meist auf dem Fuße folgen ließ. In Tiefurt wurde ein Erntefest mit Aufzügen, mit Tanz und Erleuchtung des Parkes zum hellen Jubel der bäuerlichen Zuschauer bezungen, und die Feier des Geburtstages der Herzogin Amalie im Oktober setzte den Hof und halb Weimar wochenlang in Bewegung. In Ettersburg wurde Göthe's Jahrmarttsfest von Plundersweilern glänzend zur Aufführung gebracht, drei Wochen vorher war man eifrig mit dem Malen der Dekorazionen, an denen auch die Herzogin Amalie sich lebhaft betheiligte, mit dem Einüben der Musikstücke und der Gesänge und den Proben zur Aufführung beschäftigt, die an dem bestimmten Tage denn auch glänzend von Statten ging. Göthe machte den Marktschreier, den Haman und den Mardochai, sein Spiel wurde sehr gelobt.

Im Sommer des Jahres 1778 badete Göthe viel und lernte noch das Schwimmen. Dieser Zeit gehört die unendlich schöne Ballade „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll“ zu. Wer nie am Wasser gestanden und in seinen euchten Spiegel hineingeschaut, und von der geheimnißvoll rauschenden Tiefe wie mit leisem Geisterband sich angezogen gefühlt hätte, der könnte aus den Versen dieses Gedichtes, welche wohlklingend wie Gesang dahinschweben, ein klares Verständniß von dem Wesen des flüßigen Elementes gewinnen. Als Herder diese Ballade zum erstenmal veröffentlichte, sagte er mit Recht, die deutsche Poesie, wenn sie wirkliche Volksdichtung werden wolle, dürfe nur den Weg gehen, welchen dieses Gedicht zeige.

Gegen das Ende des Jahres wurden einige Szenen am Egmont gedichtet, unter ihnen diejenigen zwischen Alba und seinem Sohne. Da der Wiederaufbau des herzoglichen Schlosses in Aussicht genommen war, so beschäftigte Göthe sich eifrig mit architektonischen Zeichnungen.

So wie ein Gegensatz den andern treibt, so wie das Niedre zum Hohen, das Enge zum Weiten hindrängt, und das eine nur wie eine nothwendige Frucht des andern erscheint, so ist auch für den Künstler ein Eintauchen in die Fluth des geschäftigen Lebens eine Erfrischung, ein Reiz zu neuem Erfassen des Künstlerischen, des Idealen. Auch für Göthe brachte das Jahr 1779 diese Erfrischung; ihm wurde eine Last von Arbeit zu Theil, deren Druck er nur fühlte, um in den Stunden der Freiheit desto mehr wieder elastisch emporzuschellen. Zu seinen übrigen Geschäften übernahm er auch noch die Kriegskommission und die Direktion des Wegebaues. Er hielt Sesssionen, kramte in den Akten, die durch ihn in eine musterhafte Ordnung gebracht wurden, zog auf den Straßen des Herzogthums mit dem Artilleriehauptmann de Kastrop einher und wählte in den Amtshäusern die kriegstüchtige junge Mannschaft aus. Mit großer Pünktlichkeit und Pflichttreue führte Göthe die einmal übernommenen Geschäfte aus; die noch vorhandenen Aktenstücke liefern den Beweis, daß er keinen Zeitaufwand und keine Mühe scheute, um jedem Zweige seiner vorgeschriebenen Thätigkeit gerecht zu werden. An Frau von Stein schrieb er einmal: „Wir möchten manchmal die

Knie zusammenbrechen, so schwer wird das Kreuz, das man fast ganz allein trägt, wenn ich nicht wieder den Leichtflinn hätte und die Ueberzeugung, daß Glauben und Harren alles überwindet.“ Ohne Eigennuz suchte er das wahre Wohl der untern, oft schwer bedrückten Volksklassen zu fördern, und es that ihm oft weh, wenn er bemerken mußte, wie erbärmliche Gewinnsucht des Einzelnen zum Schaden so vieler ward. Gegen Herder äußerte er, das arme Volk müsse immer den Sack tragen, und es bliebe sich gleich, ob er ihm auf der rechten oder auf der linken Seite zu schwer würde; und an Knebel schrieb er in bitterer Stimmung die Worte: „So steige ich durch alle Stände aufwärts; sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Aber Du weißt, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gefogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern, und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird als unten in einem beigebracht werden kann.“

Doch bei alledem fühlte Göthe, wie wohlthunend und fördernd eine angestrengte Thätigkeit auf alle Kräfte des Menschen einwirkte; in sein Tagebuch schrieb er: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts, als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm ekel.“ Doch in keinem Augenblicke verdunkelte sich in ihm das klare Bewußtsein, daß sein wahrer Beruf immer und unter allen Umständen und Verhältnissen nur die Kunst allein sei. Sie war ihm die Geliebte, an die er mit fester Treue gedachte, wenn er im fremden Lande der bürgerlichen Geschäfte wanderte, und mitten in dem Strudel der prosaischen Arbeiten umschwebte ihr Geist ihn. Eine der herrlichsten Schöpfungen des Dichters gewann um diese Zeit immer bestimmtere Gestalt und Bildung; wenn Göthe umherritt um im Dienste des Landes thätig zu sein, so war es nichts geringeres als die Ifigenie, deren wunderbare Bilder in seinem Geiste nach der künstlerischen Form rangen. Die erste prosaische Bearbeitung des herrlichen Wertes wurde am 28. März 1772 beendet und am 6. April zum erstenmal aufgeführt. Korona Schröter spielte die Ifigenie, Knebel den Thoas, Prinz Konstantin den Pylades, Göthe den Orest. Der Vorstellung wohnte unter andern auch der später so berühmte Arzt Hufeland bei; mit Begeisterung sprach derselbe noch nach langen Jahren von diesem Abend. „Nie werde ich den Eindruck vergessen,“ sagte er, „den Göthe als Orest im griechischen Kostüm in der Darstellung seiner Ifigenie machte: man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung syssischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit, als damals an Göthe.“ Das Drama wurde in dem Freundeskreise in Weimar damals mit vielem Beifall aufgenommen. Seine gegenwärtige Gestalt erhielt es später in Rom.

Im Mai wurde das anmuthige Stück „Die Laune des Verliebten“ im Ettersburger Schlosse gespielt. Wenige Tage nachher kam Merck nach Weimar und wurde von allen mit offenen Armen empfangen; er blieb vom 31. Mai bis zum 13. Juli. Merck überzeugte sich selbst von dem Ernst, mit dem Göthe seinen

Arbeiten oblag, und eine neue Aufführung der Ifigenie gab ihm auch den Beweis, daß Göthe's poetische Ader nicht eingetrocknet sei. Die beiden Männer lebten in so herzlichem Einverständnis, daß Göthe nach Merck's Abreise in sein Tagebuch die Worte schreiben konnte: „Gute Wirkung von Merck's Gegenwart. Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt, durch Erinnerung des Vergangenen und seine Vorkellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders sieht wie ich, von anderm Standort: so gibt das schöne Gewißheit.“ Merck schied mit der Ueberzeugung, daß Göthe auf geradem Wege zu dem fest erkannten Ziele wandere. Nur besorgte er, Göthe möge einen Kräfte das Unausführbare aufgebürdet haben, denn es war fast kein Feld, auf welchem der rastlose Mann nicht thätig war. Sogar für den Adersau hegte er jetzt Interesse und suchte mit Hilfe tüchtiger Beamten denselben zu ördern. Wie kühn und hoch Göthe's Geist damals emporstrebte, das erhellt aus den Worten eines Briefes an Lavater: „Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babilonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man irgen, er war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte is hinauf reichen.“ — Wo es nur irgend galt, da war Göthe hülfereichend da. Im Juli brach in Apolda ein großes Feuer aus, im folgenden Jahre verbrannte ist der ganze Ort Großbrennbach. Ueberall war Göthe in den Flammen; wo ienand löschen wollte, da trat er als der erste hinzu, und wehrte mit Lebensfahr dem Umsichgreifen des zerstörenden Elementes; mit versengten Augenranen und verbrannten Schuhen lehrte er von der dampfenden Stätte zurück. Sein edles Streben spricht er selbst in den Worten aus: „Möge die Idee des einen, die sich bis auf den Wiffen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!“

Der Herzog erkannte, was er und was sein Land in Göthe besaß, und achte ihm seine Anerkennung kund zu geben. Am Geburtstage des Dichters, n 28. August 1779, ernannte er ihn zum Geheimen Rath; ein Jahr später hielt er 200 Thaler Gehaltszulage. Die Lumpencreaturen in Weimar aber gten gegen den großen Mann bei dieser neuen Beförderung einen Neid, der ch Wieland's Zeugniß nahe an die stille Wuth grenzte. Nun ja! Es liebt : Welt das Strahlende zu schwärzen, aber noch nie hat ein edler Geist sich rch den Haß der Welt von seiner Arbeit und von seinem Ideal weggreifen en; auch Göthe nicht!

Im Schlosse zu Ettersburg setzte die frohe Genossenschaft sich über alle Geinheiten der Welt in unverwüßlicher Laune hinweg. Im August kam in die inde der Ettersburger Gesellschaft der erste Band von Jacobi's Roman Goldemar“, in welchem alle sentimental zerflossenen Gefühle ihren Triumph rren. Der Wuthwille und der Widerwille trieben Göthe zu einer lustigen Berattung. Das Buch wurde mit dem Dedel an eine Eiche genagelt, daß die ätter im Winde flatterten, und aus dem belaubten Gipfel des Baumes hielt tthe eine strafende Rede, in welcher er den Roman auf das witzigste parodirte

und den Schluß dahin abänderte, daß den Woldemar der Teufel holte. Der Scherz, der im engsten Freundeskreise begangen wurde, fand den Weg in die Welt; auch zu Jacobi's Ohren kam die Nachricht und trieb ihn in große Wuth, die sich jedoch bald legte. Bald nachher mußte Wieland die Feste eines lustigen Abends bezahlen. Einsiedel hatte in einer Posse „Orfeus und Eurycle“ die Alzeie Wieland's aufs lächerlichste parodirt. Wieland war am 3. September Zeuge von der Aufführung dieser Posse, in welcher die Arie aus Alzeie: „Weine nicht, du meines Lebens Abgott“ mit dem Posthorn begleitet und auf dem Reim „Schnuppe“ vom Sänger ein langer Triller gemacht wurde. Doch auch Wieland ließ seinen Unwillen bald fahren.

Für Göthe stand ein neuer weiterer und längerer Ausflugs bevor, der allen andern ein Geheimniß war. Der Herzog war in ein leidenschaftliches Liebesverhältniß zu der schönen Gräfin Werthern auf Neunheiligen gerathen, es war die höchste Zeit, ihn diesen Verhältnissen zu entziehen, und Göthe hoffte Heilung von großartiger Natur. Nachdem er mit dem Freunde sich über den Reiseplan verständigt hatte, brachen sie beide am 12. September 1779 zusammen mit dem Oberforstmeister von Wedel, der des Herzogs vertrauter Jugendfreund und ein immer heiterer Gesellschafter war, von Weimar auf. Ein Jäger und Göthe's Diener Philipp Seidel machten das ganze Gefolge aus. Ueber Kassel, wo man die Erzählungen des Städtereisenden Forster mit Interesse hörte, kam man nach Frankfurt, bei Göthe's Eltern wurde einige Tage verweilt. Göthe's Mutter empfing die Reisenden mit aller Liebenswürdigkeit, die sie so reich zeigen konnte, und für den Rath war es eine große Freude, seinen Sohn auf der höchsten Ehrenstufe der bürgerlichen Laufbahn angelangt zu sehen. Der Dichter fand seine Mutter unverändert, der Vater aber war, wie er meinte stiller geworden und verlor am Gedächtniß. Uebrigens spöttelte man allgemein, besonders aber in Weimar, über die einfache Art zu reisen, die bei Fürsten in der damaligen Zeit unerhört war. Die Reisenden ließen sie spotten und setzten ihre Reise bei dem schönsten Wetter mit vielem Vergnügen fort, den Rhein hinauf. In den Städten wurde alles Sehenswürdige mit Interesse betrachtet, und in vollen Zügen gab man sich dem belebenden, erfrischenden Eindrucke der schönen, reinen Herbstnatur hin. In den Rheingegenden, wo die Trauben der Reise nahe waren, fand Göthe, man würde ebenso wie eine Traube reif und süß in der See. Von Selz aus machte er einen Abstecher nach Sesenheim und besuchte Friederich Brion, wie wir schon erzählten; in Straßburg traf er mit der Reisegefellschafft wieder zusammen; hier sah er auch Kili wieder, die an den Banquier von Lütkeheim verheirathet war. Mit Verwunderung und Freude ward er empfangen, sah in alle Ecken und gewahrte mit Befriedigung, daß sie in recht glücklichen Verhältnissen lebte. Göthe fühlte sich sehr glücklich in dem Gedanken, daß er bei allen, die er wiedersah, mit so vieler Anhänglichkeit begrüßt wurde; er habe den ganzen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, mannslöschlichsten Freundschaft abgebetet, schrieb er an Frau von Stein.

Nun ging es nach Emmendingen, mit tiefer Wehmuth stand der Dichter am Grabe seiner Schwester; ihr Haushalt erschien ihm wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist. Schlosser's Unmuth wurde

wieder veröhnt;; auch dieser feste, zuverlässige, im Praktischen so vielfach erfahrene Mann erfreute sich, wie er an Merck schrieb, an Göthe's Bestrebungen und fand, der Herzog verdiene es, Göthe zu haben und Herzog zu sein.

Ueber Freiburg begab man sich nach Basel und widmete hier der Gegend, der Bibliothek, einer Sammlung Holbein'scher Gemälde, Antiquitäten und Fabriken eine lebhaftere Aufmerksamkeit. Nun ging es in die Gebirge, und die Erhabenheit der prächtigen Landschaften machte die Seelen der Reisenden weit und groß. Am Bieler See angelangt, besuchten die Reisenden die Rousseauinsel und zogen dann über Murten nach Bern. Viele Partien wurden rüstig zu Fuß zurückgelegt, die höchsten Gipfel bestiegen, der Herzog war unermülich. In diesen Tagen entstand das herrliche Gedicht „Gesang der Geister über den Wassern“, eine so schöne, liebliche und tief sinnige Vergleichung, wie es kaum eine zweite gibt.

Am 22. Oktober trafen sie in Lausanne ein, wo sie der Marquise Brancani*), der Geliebten des Herzogs von Braunschweig, einen Besuch abstatteten. Göthe fand das Urtheil Zimmermann's, daß sie ein Wunder von Schönheit sei, völlig bestätigt, und ihren Geist fand er groß und lebendig.

Die Reisenden gingen nun in das Jura Gebirge, durchzogen das schöne Vallée de Joux und bestiegen die Dole, die höchste Spitze des Jura. Keine Anstrengung vermochte die Reisenden zu schrecken, und wenn sie nach den mühsamsten Tagereisen Abends ins Quartier kamen, dann diktirte Göthe seine Briefe an Frau von Stein mit einer solchen Geistesfrische und Großartigkeit der Anbahnung, wie es nur ein so großer Mann wie er vermochte. In Genf lernten die Reisenden den berühmten Naturforscher Saussure kennen. Hier faßte der Herzog den Entschluß, trotz der vorgerückten Jahreszeit noch in die Savoyer Gebirge zu gehen. Am 3. November brachen der Herzog, Göthe und ein Jäger dahin auf, Wedel zog mit den Pferden voraus durch's Waadtland nach Vallis. Als man sich am 4. November dem Chamounithale näherte, wurde den Reisenden bei anbrechender Dunkelheit ein wunderbares Schauspiel bereitet. Am Sternenhimmel über den dunkeln Bergen bemerkten sie vor sich ein Licht, das nicht zu deuten wußten. Sein Glanz war matt wie die Milchstraße, doch nicht so lustig, und als sie ihren Standpunkt änderten, ragte es schließlich wie eine leuchtende Pyramide über alle Bergspitzen hervor und sie gewannen die Überzeugung, daß es der Gipfel des Montblanc war. Ein Sternenkreis umgab das leuchtende Haupt des Berges, und er schien mehr einer höhern Welt als der dunkeln Erde anzugehören.

In der Nacht vom 4. auf den 5. November waren sie im Chamounithal und stiegen am andern Morgen wohl ausgerüstet den Mont Anbert hinauf, um das Eismeer zu besuchen, obwohl nach der Versicherung der Führer seit Jahren kein Fremder um diese Jahreszeit denselben Weg gezogen war. Sie sahen indeß alles, was sie sehen wollten, so gut als wenn es Sommer gewesen wäre. Auf gefährlichem Wege, über beschwerliche Gipfel gelangten sie nach St. Moritz im untern Wallis, wo sie mit Wedel wieder zusammentrafen. Sie zogen nun das Rhonethal hinaus, da die Pferde jedoch nur schwer unterzubringen

*) Man vergleiche den zweiten Theil unseres Werkes Seite 262 ff.

waren, so ging Webel mit denselben über Lausanne und Bern nach Luzern; der Herzog wollte mit Göthe den Versuch machen, zu Fuß über den Gotthard nach Uri zu gelangen. Der 12. November war der beschwerlichste und gefährlichste Tag der Reise. Von ihrem Jäger und zwei rüstigen Führern begleitet, wagten sich die Reisenden in die ungeheure schneebedeckte Gebirgswüste; sie schritten am Rhonegletscher vorüber, von Lawinen bedroht; außer einem Lämmergeier wurde nichts Lebendes erblickt. Der Zug ging, einer hinter dem andern, rüstig fort; oft fiel man bis an den Gürtel in den Schnee. Mit einbrechender Nacht, nach glücklich überstandenen Gefahren kamen sie nach sechsständigem Marsche bei den Kapuzinern in Realp an und labten sich mit den Patres, den Knechten und den Trägern zusammen an einem Tische an den aufgetragenen Fastenspeisen mit einem guten Rothweine. Am folgenden Tage erreichten sie den Gipfel des Gotthard, wo sie bei den Kapuzinern eine Nacht rasteten. Die Kälte war so grimmig, daß man kaum auf Augenblicke vor die Thür treten konnte, um in das schweigenden schneebedeckten Gebirge hineinzuschauen. An dieser selben Stelle weilte Göthe vor vier Jahren mit seinem Freunde Passavant, hier war es, wo er den Blick nach dem nahen Italien hinabsandte; damals zog ihn die Entschlossenheit nach der Geliebten und ein unbestimmtes Gefühl, ein dunkler Hauch des Schicksals, wieder in die Heimath zurück, und auf diese Weise ging er seiner jetzigen Stätte entgegen. Diesmal grüßte er Italien mit freudigerem Herzen; doch kehrte er auch diesmal wieder um, denn das Ziel der Reise war erreicht. Der Rückweg ging über Schwyz und Luzern nach Zürich zu Lavater.

Beide Männer, Göthe und Lavater, standen um diese Zeit noch einander nahe, doch fühlte Göthe bereits, wie ihre Meinungen von einander abwichen; und von Genf aus hatte er am 28. Oktober an Lavater einen Brief geschrieben, in dem er ihm bemerkte, sie würden wohl thun, einander ihre Partikular-Angionen ungehobelt zu lassen. „Ich bin ein sehr irdischer Mensch“, fügte hinzu, „mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom verlorne Sammann, von der Perle, vom Groschen u. s. w. göttlicher — wenn je ein Göttliches da sein soll — als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher.“ Er bei dem Freunde ankam, übten sie gegenseitig Geduld gegen einander; ihr Zusammensein waren Tage schöner Herzensgemeinschaft. In einem Briefe an Knebel schrieb Göthe am 30. November: „Hier bin ich bei Lavater im reinen Zusammengenuß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engstille und Ruhe bei allem Drange der Welt, und ein anhaltendes Mitgefühl von Freude und Schmerz. Doch hab' ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß jeder sein Haus, Frau und Kinder und eine rein menschliche Existenz in der nächsten Nothdurft hat; das schließt an einander, und sprengt feindlich ist sogleich aus.“ Am 2. Dezember schieden sie im besten Einvernehmen und blieben noch einige Jahre hindurch in vertrautem Briefwechsel, bis der ihren gegensätzlichen Ansichten unvermeidliche Bruch denn doch schließlich eintrat.

An dem Bodensee, dem Rheinfall vorüber gingen die Reisenden nach Stuttgart. Sie verweilten dort eine ganze Woche und wurden, ohne das Inlogne-

zu brechen, vom Herzoge von Württemberg freundlich aufgenommen. Der Herzog zeigte ihnen seine Militärakademie, und als in derselben der Jahrestag der Gründung begangen wurde, wohnten die Reisenden den Festlichkeiten bei. Unter den Jünglingen war damals auch Schiller. Welche Gefühle mögen den Jüngling bewegt haben, in dessen Brust die höchste Begeisterung für das Ideal glühte, die vielleicht je eine Menschenseele bewegte! Er stand damals noch unter der Schaar unbekannter, streng beschränkter Schüler, und ihm gegenüber stand gleichsam verkörpert in Göthe alles was seine Seele wünschen und träumen und hoffen konnte, was die Bedingung seiner ganzen Existenz, die Grundlinien seines Schaffens ausmachte: Freiheit, Freiheit für das Leben und für die Kunst! —

Am 13. Januar 1780 trafen die Reisenden wieder in Weimar ein. Der Zweck der Reise war vollständig erreicht, den Herzog fand jedermann zu seinem Vortheil verändert. Die Herzogin Amalie sagte: „Gott gebe, daß die weimarsche Atmosphäre nichts wieder verdirbt!“ Göthe blickte auf die ganze Reise mit einem religiösen Dankgeföhle zurück, und beabsichtigte, in dem Parke einen Gedenkstein mit der Aufschrift: „Fortunae Duci Reducique Natisque Genio Termino ex Voto“ zu errichten. Der Gedanke kam jedoch nicht zur Ausführung. Auf den Herzog aber sowohl wie auf Göthe äußerte die große Reise den günstigsten Einfluß. Aus den alten Verhältnissen, die ihnen beiden oft unangenehm drückend gewesen, waren sie herausgetreten, und bei ihrer Rückkehr konnten nun eine ganz neue Stellung einnehmen, die ihren Wünschen entsprach. Wieland meldete an Merck, Göthe sei sehr verändert zurückgekehrt und habe einem andern Tone zu musizieren angefangen; was er sage und thue, sei alles recht und gut, auch nehme er eine weise Verständigkeit wahr, welche die müthiger nach und nach beruhige. In sein Tagebuch schrieb Göthe die besetzungsvollen Worte: „Niemand als wer sich ganz verleugnet ist werth zu werden und kann herrschen.“

In den Jahren 1780 und 1781 verlief Göthe's Leben meist ruhig. Seinen Geschäften ging er mit großer Gewissenhaftigkeit und mit wachsender Lust nach; die Pflicht, sagte er, werde ihm täglich theurer. An schriftstellerischen Arbeiten dachte er die „Beschreibung der Schweizerreise“ zu nennen, die meist aus Briefen an Frau von Stein entstanden ist. Eine andere Frucht dieser Reise ist das Singspiel „Jery und Bätely“. Göthe ersann es auf dem Rückwege, und hatte es, als er heimkehrte, schon fertig aufgeschrieben; in Italien wurde das Stück später gänzlich umgearbeitet. Im Jahre 1780 bildete sich in ihm der erste Gedanke zum Tasso; der erste Auftritt des Stückes wurde am 1. November desselben Jahres niedergeschrieben. Für das Ettersburger Theater verfaßte er den dramatischen Schwank „Die Vögel“. Im September 1780 kehrte er von einer Rundreise aus an die Frau von Stein die Ode „Wein und die Rebe“ mit. Auch eine Biografie beschäftigte den Dichter, er machte Vorarbeiten zu einer Lebensbeschreibung des Herzogs Bernhard von Weimar, doch blieb die Arbeit schon nach den ersten Schritten wieder liegen.

Naturwissenschaftliche Studien wurden mit Emsigkeit aufgenommen, Buffon's *Œuvres*: „*Époques de la Nature*“ machte großen Eindruck, osteologische und

anatomische Studien wurden unter Leitung des Hofraths Loder aufgenommen. Dem Jahre 1781 gehören die schönen Bruchstücke der leider unvollendet gebliebenen Tragödie *Epheur* an. Am Ende dieses Jahres schrieb Göthe in sein Tagebuch die Bemerkung: „Mehr Ordnung, Konsequenz und Bestimmtheit in allem. Festhalten an meinem Plan, Aufklärung und Entwicklung manch. Dinge. Ueberall Glück und Geschick. Ruhe und Ordnung zu Hause.“

Er hätte auch hinzusetzen können: „viel Liebe zu Hause“, denn in der That wurde er jetzt, nachdem sein brausendes Wesen milder geworden war, gleichmäßig von allen bedeutenden Personen des Hofes mit warmer Liebe angesehen, und keine Gelegenheit, sie zu zeigen, ging ungenutzt vorüber. In Tiefurt ließ die Herzogin Amalie an des Dichters 32. Geburtstag ein Pantomimentstück aufzuführen: „Minervens Geburt, Leben und Thaten“, zu dem Seckendorf Verse und Musik geliefert hatte. Im dritten Akt fand die Göttin im Buche des Schicksals diesen Tag als einen der glücklichsten bezeichnet, an welchem vor 32 Jahren einer der besten und weisesten Menschen der Welt geschenkt worden sei. Ein Genius schrieb Göthe's Namen in die Wolken, Minerva umflog ihn mit einem Kranz und weihte ihm die Geschenke, die im vorigen Akte die Götter ihr dargebracht die Leiter des Apollo, die Blumenkränze der Musen u. a. Auch die Peitsche des Momus wurde bei den übrigen Weihegeschenken aufgehängt.

Am Hofe zu Gotha fand Göthe bei dem Herzoge Ernst II. eine sehr glänzende Aufnahme, welche die Auszeichnungen zu Weimar noch überbot. Wedem Herzen des Dichters aber am meisten wohlthat, das war seine innige Freundschaft zu Frau von Stein; seit dieser Zeit nannte er sie Du und Liebe etc. „Deine Liebe ist das schöne Licht aller meiner Tage, Dein Beifall ist mein bester Ruhm, und wenn ich einen guten Namen von außen recht schätze, so ist's zu Deinetwillen.“

Doch so schön sich alles um den Dichter ordnete, so fühlte er doch immer tiefer in seinem Herzen, daß die Last der Amtsgeschäfte auf die Dauer nicht zu Freudigkeit von ihm würde getragen werden können. Sein Beruf, sein Element war die Kunst, und alles andere konnte und mußte ihm schließlich nur Mittel zu dem Einen großen Zwecke seines Lebens sein. Von zwingender Wahrheit ist das Wort des Grafen Platen, daß dem allein die Kunst sich ergiebt sich gänzlich ihr ergibt, und das Wesen der Kunst, das Treiben des Dichters ist so ausschließend, daß nichts, gar nichts anderes in der Welt Ersatz bieten kann, wenn er dem Zuge seines Herzens nicht ungehindert folgen darf. Besonders störend waren für Göthe im Winter 1782 die unendlichen Lustbarkeiten, die einander drängten und jagten und bis ins Frühjahr fort dauerten. Bei der großen Freigebigkeit des Herzogs verschlangen sie mehr Geld, als die gewöhnlichen Quellen lieferten. Göthe's Stimmung wurde dadurch nicht freudiger, denn er wußte ja, woher die fehlenden Mittel immer wieder ergänzt werden mußten: der Schweiß des Landmanns mußte schließlich die Rechnung wieder ausgleichen. Seine Gesundheit litt um diese Zeit, so daß der Herzog an Knecht berietete, Göthe gehe gelb und bleich umher und flücke an sich herum.

Als in diesen Tagen ein sehr nützliches Mitglied der Weimarer Gesellschaft der Theatermeister Nieding, einer längern Krankheit erlag, ehrte Göthe sein A-

denken durch das schöne Gedicht „Auf Wieding's Tod“, in dem er auch der Korona Schröter ehrend und liebend gedachte. Auch Egmont wurde wieder vorgenommen; Göthe wollte, wie er sagte, das Studentenhafte der Manier tilgen. Im Anfang des Mai schickte er es an Frau von Voigts, die Tochter Mösers's, und bat sie, es ihrem Vater vorzulegen und ihm dann recht aufrichtig zu berichten, was er davon halte. Den letzten Abschluß erhielt Egmont aber auch erst noch nicht.

Im März und April folgten wieder die Rundreisen durch das Land, um die diensttätige junge Mannschaft auszuheben. Mit großem Ernst suchte er überall wohin er kam, mit Hilfe praktisch erfahrener Leute die Lage der Gerüchten zu bessern, und wie sehr es ihn schmerzte, nichts Durchgreifendes thun zu können, beweisen die schönen Worte eines Briefes an Frau von Stein, den er aus Eisenach an sie schrieb: „Von Gotha, wo es mir so weich wie einem Schooßkinde ergangen, komme ich hierher, wo mich die Sorgen wie hungrige Löwen anfallen. Hätte ich die Angelegenheiten unseres Fürstenthums auf so einem guten Fuß, als meine eigenen, so könnten wir von Glück sagen; und wäre es dann das Glück uns so treu und hold, als Du mir bist, würde man uns vor dem Tode selig preisen können. Liebste Lotte, daß doch der Mensch so viel für sich thun kann, und so wenig für andere! Daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, andern zu nützen! Das meiste, dessen ich persönlich fähig war, habe ich auf den Gipfel des Glücks gebracht, oder sehe vor mir, es wird werden. Für andere arbeite ich mich ab und erlange nichts; für mich mag ich kaum den Finger rühren, und es wird mir alles auf einem Rissen überreicht.“

So wie er gewohnt war, alles was er auf dem Herzen hatte, der Freundin mit feinem Vertrauen ans Herz zu legen, so waren auch die meisten seiner Lieder aus dieser Zeit Blumen, welche er in die Locken der Freundin wand; zu diesen Dichtungen gehören „Versuchung“, „Erwählter Fels,“ „Ferne,“ „der Becher,“ „An Lida,“ „Für ewig,“ „Zwischen beiden Welten.“ Jenen Tagen gehören auch die herrlichen Oden „Ganymed,“ „Grenzen der Menschheit,“ „das Göttliche“ an, von denen jede einzelne ein Kranz der Unsterblichkeit ist; in ihnen schwang Göthe hoch zu der Höhe empor, auf welcher er als der größte Dyrker aller Zeiten und aller Völker dasteht. Seine Briefe an Frau von Stein aus diesen Jahren sind fast alle tiefgefühlte Poesien in prosaischer Form, und mit Recht und mit echtem Verständnis bemerkt Heinrich Viehoff (II, 411), daß die Reime zu Hunderten in Liebesliedern in ihnen liegen, mit denen, wenn sie sich wirklich zu Gedichten entfalten hätten, kein anderer erotischer Liebesstrauß sich messen könne.

Auch zu diplomatischen Missionen wurde Göthe gebraucht; im Mai 1782 wurde er vom Herzoge an sämtliche thüringische Höfe geschickt. Von Meiningen schrieb er am 12. Mai an Charlotte: „Meine Sachen gehen ordentlich und gut; es ist freilich nichts Wichtiges noch Schweres, indessen da ich, wie Du weißt, es als Uebung behandle, so hat auch dies Reiz genug für mich. Ich habe als Gesandter eine förmliche Audienz bei beiden Herzögen (von Gotha und Meiningen) gehabt, die Livreen auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Türflügeln zwei Pagen und die gnädigen Herren im Audienzgemach. Morgen werde ich nach Koburg, dieselbe Komödie zu spielen, will in Hilburgshausen

mich auch an den Hof stellen, und gegen Ende der Woche nach Kndolsbad gehen. Seine wahren Empfindungen bei dem Abspielen dieser Komödien sprach er in einem kleinen Gedichte aus, das er der Freundin zusandte:

Man läuft, man drängt, man reißt mich mit!
 Was hat das zu bedeuten?
 Sechs Pferde mit gemess'nem Schritt
 Erblick' ich schon von weitem.
 Ein Dichter, der so manches litt,
 Fährt her, begafft von Leuten,
 Steigt aus und kommt mit stolzem Tritt,
 Begrüßt von allen Seiten.
 Doch kommt ein Wurm im Herzen mit
 Und läßt ihn vieles leiden.
 Er muß bei stolzem Schritt und Tritt
 Ein armes Volk beneiden.
 O Pegasel o nimm ihn mit
 In der Begeist'ung Weiten;
 Er gibt gewiß für Einen Ritt
 Das Sechsgespann mit Freuden.

Als Göthe in Weimar wieder eintraf, erhielt er die Nachricht vom Tode seines Vaters. Der alte Rath, der in der letzten Zeit vom Alter viel zu leiden hatte, starb am 25. Mai 1782.

Die vielen und wichtigen Geschäfte, die Göthe nun zu verwalten hatte, machten es nothwendig, daß er eine Wohnung in der Stadt bezog. Es dauerte lange, ehe er den freundlichen Vorstellungen der Herzogin Amalie nachgeben und in die Trennung von seinem geliebten Garten willigen konnte. Am 1. Juni bezog er eine geräumige und prächtige Wohnung in der Stadt, welche für die Aufstellung seiner Sammlungen ihm sehr passend war. Den Garten wollte damals jemand kaufen, aber der Dichter wollte das Plätzchen so vieler schönen Stunden um keinen Preis in fremde Hände geben. Von Stufe zu Stufe hob ihn nun der Glück empor. Der zeitherige Kammerpräsident Kalb, der sein Vermögen durchgebracht und schließlich das Gut des Landes als sein Eigenthum angesehen zu behandeln und die Geschäfte unverantwortlich vernachlässigt hatte, mußte plötzlich entlassen werden. Seine Geschäfte wurden von nun an durch Göthe besorgt, als daß er förmlich zum Kammerpräsidenten ernannt worden wäre. In dem herrlichen Reskript an die Kammer vom 11. Juni 1782 heißt es:

„Die Geschäfte Eures Departements gehen vorerst in der zeitherigen Ordnung und in dem hergebrachten gewöhnlichen Gang unter der Leitung des jedesmal vorstehenden geheimen Kammerraths fort. Ihr zusammen expedirt die kurrenten und ordinären, durch Etat und andere Vorschriften bestimmten Angelegenheiten, so wie zeither geschehen. So viel hingegen alle etwas beträchtlichen, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfällen anbelangt, geht Unsere Intention dahin, daß, da wir Unserm Geheimen Rath Göthe Gelegenheit, sich mit den Kammerangelegenheiten näher bekannt zu machen und Uns in diesem Fach in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle der

gleichen Vorfällen mit demselben Rücksprache halten, ihm, wenn er, so oft es seine übrigen Dienstverrichtungen gestatten, den Sessionen Eures Collegii beiwohnen will, so wie außer denselbigen, mit allen ihm nöthig scheinenden Informatoren an Händen gehen, die von ihm verlangten Akten ihm verabsolgen und alle Auskunft geben lassen sollet.“

Auf Göthe's Schultern wälzte sich damit eine neue große Last, die er mit reiner Treue und mit Aufopferung getragen hat. Ueber die neue Stellung äußerte er gegen Knebel sich in den vertraulichen Worten: „Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links, und mein altes Motto wird immer wieder in eine neue Expeditionsstube geschrieben: *Hic est, aut nusquam, quod quaerimus*. Dabei bin ich vergnügter als jemals; denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun, und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden; was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den dritten und den vierten, sondern hell gleich gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich. Ich habe nun anschauliche Begriffe von fast allen Dingen und kleinen Verhältnissen, und komme so leicht durch. Du kannst denken, daß ich über diese Dinge mit niemand spreche, und also bitte ich Dich, auch keinen Gebrauch, selbst zu meinem Vortheile, zu machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urtheilen, und man muß thun, was man muß.“

Eine so hohe Stellung, wie Göthe sie einnahm, konnte nach den Begriffen der damaligen Zeit von einem Bürgerlichen nicht wohl bekleidet werden, und auf den Antrag des Herzogs von Weimar wurde Göthe um diese Zeit von Kaiser Josef dem Zweiten in den Adelsstand erhoben. Am 4. Juni schickte er das Diplom an Frau von Stein mit den Worten: „Hier schick' ich Dir das Diplom, damit Du auch weißt, wie es aussieht. Ich bin so wunderbar gebaut, daß ich mir nichts dabei denken kann. Wieviel wohler wäre mir's, wenn ich, von dem Streit der politischen Elemente abgefondert, in Deiner Nähe, meine Liebste, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte!“ Und später sagte er einmal: „Wir Frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben weiter nichts, als was ich längst besessen.“ In Weimar und in der großen Welt wunderte man sich nicht über diese Auszeichnung; es schien dem Publikum sich das Gefühl aufzudrängen, daß ein Mann wie Göthe vielmehr dem Adel, als der Adel ihm eine Ehre sei.

Bei aller Last der Amtsgeschäfte regte Göthe's poetisches Vermögen sich in rischem Leben. Es entstanden die schönen Balladen „Der Sänger“ und der „Erlkönig“, von denen besonders die letztere eine der köstlichsten Perlen unserer Lyrik ist. Auch das Singspiel „Die Fischerin“ wurde gedichtet, und auf dem natürlichen Schauplatz am Ufer der Ilm zu Tiefurt aufgeführt; die Wirkung, mit Fackelbeleuchtung des Waldes und des Flusses, war eine wundervolle. Am Wilhelm Meister wurde fleißig gearbeitet.

Am 2. Februar 1783 trat ein besonders wichtiges Ereigniß in Weimar ein: es war die Geburt des Erbprinzen Karl Friedrich, die im ganzen Lande lauten Jubel erregte. Auf den Herzog äußerte diese Aussicht auf neue Pflichten einen günstigen Einfluß, den er selbst an Merck mit den Worten bezeichnet: „Sie haben Recht, daß Sie sich mit mir freuen, denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Göthe's und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenschaft sagen soll: ed egli fu pittore.“ Große und sinnreiche Festlichkeiten feierten das frohe Ereigniß. Der Erbprinz, sagte Göthe, wirkte in seiner Wiege wie der Ballast im Schiffe, durch die Schwere und Ruhe, die sich von nun an in dem Weimarer Leben verbreitete. Den bestimmenden Einfluß übte vor allen wiederum Göthe, der, wie er der Frau von Stein gelegentlich einmal sagte, längst aufgehört, Großmeister der Affen zu sein. Seinen Geschäften ging er jetzt mit so großem Ernst nach, daß der Herzog, um, wie er sagte, seines Herrn Kammerpräsidenten Laziturnität ein bißchen zu entzungen, öfter für ihn einen schönen Kupferstich oder Aehnliches durch Merck besorgen ließ. Den Sohn seiner Freundin, Fritz von Stein, nahm er in sein Haus und erzog ihn mit großer Sorgfalt und Liebe. An dichterischen Erzeugnissen entstand kaum etwas anderes als das schöne Gedicht „Ikenau“, in welchem der Dichter seine eigene sowie des Herzogs Umwandlung poetisch verklärt, und für ein zukünftiges edles Streben feste Bürgschaft gibt. Einige Tage später, am 7. September, wurde auf dem Gickelhahn, der Höhe des Ilmenauer Forstes, das Gedicht „Ueber allen Gipfeln Ist Ruh“ gedichtet, das 48 Jahre später dem Dichter Thränen der Wehmuth über alles vergangene Schöne und Liebe entlocken sollte. Mit Bleistift hatte Göthe es an die Wand der einsamen Waldhütte auf dem Berge geschrieben, in der er übernachtete.

Zu seiner Erholung unternahm Göthe mit Fritz von Stein auf Anrathen des Herzogs im September und Oktober 1783 eine Erholungsreise in den Harz und nach Göttingen und Kassel, wo er mit den Naturforschern Sömmering und Forster viel verkehrte. Nach seiner Rückkehr stellte er in Weimar mit dem dortigen Apotheker Dr. Buchholz aerostatische Versuche an und widmete sich der Botanik.

Eine innige Freude war es für Göthe, als am 24. Februar 1784 die Eröffnung des Ilmenauer Bergwerks stattfinden konnte. Er hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, in welcher er seine Befriedigung über das Gelingen des Werkes und seine frohe Hoffnung für die Zukunft aussprach. Leider sollte dieselbe sich nicht erfüllen, denn nachdem das Bergwerk einige Zeit mit Erfolg betrieben war, machte im Jahre 1795 ein bedeutender Stollenbruch dem ganzen Werke zu Göthe's großer Betrübniß ein Ende.

Je mehr die Jahre vorrückten, desto schmerzlicher empfand Göthe die Lere in seinem Herzen, die ja unausbleiblich war, denn er verwendete seine besten Kräfte auf Arbeiten, bei denen sein Herz nicht war, und überdies waren die Verhältnisse in Weimar nicht weit genug, um einem so gewaltigen Geiste wie Göthe es war, dauernde Befriedigung zu gewähren. Einige Besuche gewährten

zuweilen, wie derjenige der Stolberge und Jakobi's, einige Zerstreuung, andere aber auch manchen Verdruß. Besonders unerquicklich war das Erscheinen Lavater's im Juli 1785. Nach seiner Abreise schrieb Göthe an Frau von Stein: „Rein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir per saldo von ihm übrig bleibt.“ Ohne Hehl sprach Göthe es seitdem aus, daß er Lavater für den studirtesten Heuchler halte.

Das Liebhabentheater, dessen eigentliche Seele Göthe stets gewesen war, hörte im Jahre 1784 auf, da Göthe sich fast ganz von ihm zurückgezogen hatte. In dem erwähnten Jahre wurde die Gesellschaft Bellomo engagirt, und im Jahre 1791 eine stehende Bühne errichtet, deren Direktion Göthe wieder übernahm. Einige kleinere Reisen, zweimal nach Karlsbad und eine mit Nebel ins Fichtelgebirge, dienten zur Förderung der naturwissenschaftlichen Studien, meist mineralogische und osteologische; die letztern führten zur Entdeckung des os intermaxillare, des Zwischenknochens der obern Kinnlade. Im Jahre 1785 trat die Botanik in Göthe's Beschäftigungen stark hervor. Die Naturwissenschaften erhielten seinen Geist in der Dürre der letzten Jahre aufrecht, aber sie ließen die poetische Ader fast gänzlich versiegen.

Mit immer stärkerer Gewalt trat der Wunsch nach einer durchgreifenden Veränderung seiner Lage, die lange zurückgehaltene Sehnsucht nach Italien jetzt hervor. Wieland, der den Zustand Göthe's durchschaute, schrieb im Jahre 1784 an Merck: „Er scheidt sich überaus gut in das, was er vorzustellen hat, er ist im eigentlichen Verstande l'honnête homme à la cour, leidet aber nur allzu sichtlich an Seel' und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserm Besten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu sehen, wie er bei dem allem Kontenance hält und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Innern nagen läßt.“ Das mächtigste Band, das den Dichter noch hielt, war die Liebe zu Frau von Stein. Einem Briefe an sie legte er die Verse bei:

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an Deines angehangen,
Daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne.
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Göthe's Sehnsucht nach Italien wurde schließlich so krankhaft, daß sie alles andre überwand. Schon seit geraumer Zeit hatte er die alten Klassiker nicht ansehen dürfen, um seine gequälte Stimmung nicht noch mehr zu reizen. So folgte er denn schließlich dem unwiderstehlichen Zuge seines Herzens. Von seinem Vorhaben wußte niemand als der Herzog Karl August. Am 3. September 1786, Morgens 3 Uhr, stahl Göthe mit geringem Gepäc und ohne alle Begleitung

sich aus Karlsbad, wo er gerade verweilte, fort, und eilte dem Lande seiner Sehnsucht zu.

Als der Dichter von der Höhe des Brenner zwischen Felsen am Ufer der brausenden Etsch hinabfuhr und sein Auge auf die ersten Nebenhügel traf, als die Vegetazion immer reicher und üppiger, die ganze Umgebung immer südlicher und fremder, und doch, wie es ihm schien, immer heimathlicher wurde, als in Roveredo zuerst die Klänge des geliebten Italienischen lebendig an sein Ohr schlugen, da war es ihm, als wenn er von einer Grönlandsfahrt zurückkehrte; er fühlte in der schönen Welt sich wie zu Hause, er fühlte sich wie erlöst von dem langsamen, trägen Hinfinschleichen des Lebens der letzten Jahre, und seine Seele nahm einen neuen Aufschwung in der Fülle der herrlichen Bilder, die keine todte Prosa ihm nun mehr herabzog. Am Gardasee begrüßte er die ersten Olivenbäume, die voller Früchte hingen, in der Abendkühle wanderte er an den Ufern des herrlichen See's, von dem die Verse römischer Dichter ihm schon früher verlockend erzählt. Doch auf der Spitze seiner Gefühle, sei es im Glück oder im Unglück, fragt das Herz des Menschen nach seinen Geliebten, um die Fülle der Wonne überfließen zu lassen oder die Fluthen des Schmerzes auszuweinen, und als die Sonne niedersank hinter die flammenden Berge, da wurde selbst in der Fülle des Glückes die Sehnsucht nach den Freunden lebendig; in jenen Stunden schrieb Göthe den herrlichen Monolog in der Trägheit:

— mich trennt das Meer von den Geliebten
Und an dem Ufer steh ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

Am Morgen des 13. September fuhr er den See hinab gen Süden. Er labte sich an der Herrlichkeit des tiefblauen Wasserspiegels und an den Reizen des Brescianischen Ufers; zu Bartolino landete er und legte auf einem Maulthiere den Weg nach Verona zurück, wo er am 16. September anlangte. Hier verweilte er einige Tage, die Ruhe zum Anschauen lehrte ihm zurück, denn in den ersten Tagen seiner Reise war er von dannen geflohen, als könne er noch wieder eingeholt werden. Ein Amphitheater des Alterthums war das erste klassische Bauwerk, das ihm vor die Augen trat; er widmete ihm lebhaftere Aufmerksamkeit, und betrachtete namentlich auch die Grabdenkmäler der Alten, an denen er besonders zu rühmen fand, daß sie auf eine rührende und herzliche Weise das Leben fortsetzten, denn die Gestalten derselben schauten nicht mit gefalteten Händen in ewig angstvoll stummer Geberde zum Himmel hinauf, sondern sie setzten ihre Existenz fort, indem die Hand des Steinsetzers sie in ihrer Gegenwart, in dem was sie einst waren, hinstellte. Und im lebendigen Gegensatz zu diesen ernstern schweigsamen Zeugen versunkener Zeiten erfreute er sich an dem frohen Menschengewühl und mischte in den Abendstunden sich unter die fröhliche Menge, die in volleren Zügen die Lust des Lebens genoß, als die gebräunten Bewohner unwirthsamer Himmelsstriche. Die Gemäldesammlungen wurden aufmerksam betrachtet, und in der Gallerie St. Giorgio hätte er die Bemerkung aus Lessing's Laocoon bestätigt finden können, daß religiöse Rücksichten oft hemmende

Schranken für den Künstler und die Kunst waren, als er auf den Altarblättern einen Mannaregen dargestellt sah, der 30 Fuß lang und 20 Fuß hoch war. Die Antikensammlung war ihm ein hoher Genuß. „Es liegt in meiner Natur,“ schrieb er von hier aus, „das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle.“

Ueber Vicenza und Padua fuhr Göthe nach Venedig. Am Abend des 28. September kam er in der Lagunenstadt an und freute sich lebhaft, daß Venedig ihm nun kein bloßes Wort, kein hohler Name mehr sei. Der erste Anblick der Gondeln auf den Lagunen rief eine freundliche Jugenderinnerung in ihm wach; aus Italien hatte sein Vater ein schönes Gondelmodell mitgebracht, das dem Knaben ein willkommenes Spielzeug gewesen war. Zwei Wochen verweilte er in Venedig, und gewann in dieser Zeit ein vielseitiges und genaues Bild der merkwürdigen Stadt. In den ersten Tagen eilte er ohne Führer durch die Straßen, ließ sich die Kanäle entlang rudern, um sich einen Eindruck des Ganzen zu verschaffen, und beachtete das Wesen der Bewohner und ihre Erscheinung, ihre Sitten mit aufmerksamen Blicken. Dann verschaffte er sich einen Plan der Stadt und genoß nun die Einzelheiten. Vom Markusthurm herab bot sich ihm ein entzückendes Schauspiel dar, und über die Siebelspitzen der venezianischen Paläste hin sah er zum erstenmal in seinem Leben das Meer, das weite, blaue, herrliche Meer. Kirchen und Klöster, Bildwerke und Bauwerke wurden nun betrachtet, und so lebhaft wirkte die Welt des Alterthums und die Denkmäler klassischer Baukunst auf das leicht erregte Gefühl des Dichters, daß nur, was die Gegenwart bot, ihm schön erschien. Wie er in Strassburg vor dem stolzen, ernsten, hohen deutschen Münster die gothische Baukunst allein eine Kunst genannt hatte, so entzückte seinen Geist hier ebenso hoch die Reinheit klassischer Formen, und beim Anblick eines Tempelgebälks rief er aus: „Das ist freilich etwas anderes, als unsere kanzenden, auf Kragsteinlein über einander geschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, etwas anderes, als unsere Tabakspfeifen-Säulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken, die ich nun, Gott sei Dank! auf ewig los bin.“

In der Kirche der Mendicanti wohnte er einem Oratorium bei; hinter einem Gitter erklangen herrliche weibliche Stimmen. Im Theater St. Lukas sah er eine extemporierte Komödie mit Masken; die Zuschauer spielten mit, und die Menge verschmolz mit dem Theater in Ein Ganzes. Auch eins der berühmten Lustspiele des Goldoni, den Lessing rühmte und gern las, sah Göthe. Die Personen des Stückes stellten lauter Seeleute vor, Einwohner der Gegend von Chioggia, und ihre Weiber, Schwestern und Töchter. Göthe hatte einige Tage zuvor einen Ausflug in die Gegend des genannten Ortes gemacht, und es gewährte ihm nun doppelte Freude, das Geschrei dieser Leute, das ihm noch im Ohre widerhallte, ihre Händel, ihre Heftigkeit, ihre Gutmüthigkeit und Plattheit, ihren Wit, ihren Humor, ihre ungezwungenen Manieren so treffend nachgeahmt zu finden.

Ein ungewöhnliches Schauspiel war der Anblick einer öffentlichen Gerichtsverhandlung im herzoglichen Palaste. Die Redner wendeten alle Mittel der Bewegung und der Stimme bis zur Uebertreibung auf, und suchten auch durch

Scherze zu wirken, die bei den Zuschauern des dichtgedrängten Saales unendliches Gelächter hervorriefen. Einen Redner anderer Art, einen zerlumpten Rhapsoden der niedern Volksklasse hörte er auf einem Uferdamm einem aufmerksam erszten Kreise von Zuhörern Geschichten erzählen:

Also hört' ich einmal am wohlgepflasterten Ufer
 Jener Neptunischen Stadt, allwo man gestüllete Löwen
 Gütlich verehrt, ein Märchen erzählen. Im Kreise geschlossen
 Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden.

Unter den venezianischen Schiffern waren die Dichtungen des Ariosto und des Tasso besonders beliebt; sie trugen jene schönen Gesänge nach ihren eigenen Melodien vor, deren Wohlklang man rühmte. Göthe wollte sie hören, er bestieg im Mondenschein eine Gondel, zwei Sänger begleiteten ihn, der eine nahm vorn in der Gondel, der andere am Steuer seinen Platz, und nun begannen sie ihre Lieder, Strofe um Strofe abwechselnd. Am Ufer der Giudecca stiegen sie aus und gingen der eine hierhin, der andere dorthin am Kanal hinab; wie die Stimme eines Einsamen, der in die Weite ruft und zu dem eine Antwort herüberschallt, so klangen dem Dichter die fernern Stimmen, wie eine Klage ohne Trauer, die dennoch ihn bis zu Thränen rührte.

Auf der ganzen italienischen Reise wurde dem Studium der Natur ein nicht unbedeutender Theil der Zeit gewidmet. Auf dem Fischwarke in Venedig gab die Betrachtung dessen, was das Meer lieferte, ein übersichtliches Bild, und am Meeresufer lernte Göthe die Lebensweise der Seeschnecken und Tuschentrefse kennen. Die Betrachtung der Kriegswerst und der Schiffe war ihm etwas ganz Neues, und es ist sehr bezeichnend für Göthe's Abneigung gegen das Historische und das Politische, daß er bei den Fregatten mehr an die Eichen, aus denen sie gebaut waren, als an ihre Bestimmung dachte.

So viele fremdartige Eindrücke, von denen viele völlig neu waren, äußerten schon jetzt einen lebhaften Eindruck auf den Dichter, und freudig erkannte er dies in den Briefen in die Heimath an: „Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieser leichtern Existenz hinüberfenden! Jawohl ist dem Italiener das Ultramontane eine dunkle Vorstellung. Auch mir kommt das Jenseits der Alpen nun düster vor, doch winken freundliche Gestalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, diese Gegenden jenen vorzuziehen, denn Geburt und Gewohnheit sind mächtige Fesseln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte wo ich unbeschäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu schaffen. Die Baukunst steigt wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor, sie heißt mich ihre Lehren wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache studiren, nicht um sie auszuüben oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüthe zu verehren.“ Um die Bedingungen dieser abgeschiedenen Existenz genauer einzusehen, las er den Vitruv, und es machte ihn jetzt glücklich, den alten Schriftstellern mit frohem Herzen wieder nahe treten zu können.

Ueber das öde Ferrara, das die Erinnerung an die glänzenden Zeiten des Ariost und Tasso nur noch trauriger erscheinen ließ, führte die Reise nach Bologna. Auf dem Wege dahin entstand der Plan zu einem neuen Drama, Jfigenie in

Delfi, wozu Hygin die Anleitung gab. Nach dem Plane dieses neuen Stückes erscheint Elektra, in der gewissen Hoffnung daß Orest das Bild der Diana von Lauris nach Delfi bringen werde, im Tempel des Apollo, um die Art, die im Hause der Pelopiden eine so schreckliche Bedeutung erlangt, als Sühnopfer an der heiligen Stätte niederzulegen. Zu ihr tritt ein Grieche und erzählt, daß er Orest und Pylades nach Lauris begleitet; als man sie beide zum Tode geführt, habe er sich noch glücklich gerettet. Inzwischen sind die Freunde und mit ihnen Ifigenie selbst nach Delfi gekommen; der entflohene Grieche erkennt in der letztern die Priesterin, welche die Freunde geopfert, und theilt seine Entdeckung der Elektra mit. Diese greift voller Leidenschaft das blutbesleckte Beil wieder vom Altar auf und will Ifigenie damit niederschlagen, als sie noch früh genug die Schwester erkennt; die rührende Wiedervereinigung der Geschwister bildete den Abschluß und den Haupteffekt des Ganzen. Dem großartigen Plane der Ifigenie auf Lauris gegenüber stellt dieser Grundriß sich höchst schwach dar. Das Spiel eines sehr unwahrscheinlichen Zufalls ersetzt die Verwickelung der Charaktere; die Handlung ist äußerst dürftig, und sie sammelt sich gänzlich auf die eine Gestalt der Elektra, die in ihrer blutdürstigen Wuth einen höchst unerquicklichen Anblick bietet, Orest und Pylades agiren kaum anders als dekorativ, und für den, welcher nicht mit der ganzen Geschichte der Pelopiden bekannt ist, bleibt die schließliche Erkennung zum größten Theil unverständlich. Zudem kann nur ein Kenner des Alterthums eine genügende Vorstellung von der Bedeutung haben, welche der Weihe der Art unterliegt; für unser großes Publikum dürfte dieses Mordinstrument sehr leicht Gefahr laufen, lächerlich zu werden. Aus einem so widerstrebenden, so völlig unkünstlerischen Stoffe ein Kunstwerk zu schaffen, dürfte wohl selbst für einen solchen Dichterheros wie Göthe eine Unmöglichkeit gewesen sein, und er folgte einem richtigen Gefühle, als er diesen Plan gänzlich fallen ließ.

Bologna und Florenz wurden im Fluge beschickt; den Dichter trieb es nach Rom. In Perugia, jenem Städtchen, in welchem Rafael seine Jugend verlebte, erfreute Göthe sich an der schönen Lage des Ortes. Eine Fußwanderung brachte ihn zu dem herrlichen Minervatempel aus den Zeiten des Augustus, der zur Kirche Maria della Minerva geweiht und dadurch vor seiner Vernichtung bewahrt wurde. Der Dichter konnte sich kaum losreißen von dem herrlichen Bauwerke, dessen Betrachtung, wie er sagte, ihn unaussprechlich gefördert und ewige Früchte vorbereitet habe. Nicht minder großartig waren die Einwirkungen der Wasserleitung in Spoleto, welche in zehn Bogen von einem Berge zum andern führt. Beeinträchtigt wurden die erhebenden Kunstgenüsse durch die elende italienische Wirtschaft; der Betturino und sein Fuhrwerk waren sehr wenig befriedigend, die Verpflegung kläglich, die Gesellschaft oft handitenartig. Aber Göthe ertrug alles geduldig in der Aussicht auf das, was seiner wartete; er wollte sich nicht beklagen, äußerte er, wenn man ihn auch auf Zion's Rad nach Rom schleppe.

Am 28. Oktober 1786 fuhr Göthe durch die Porta del Popolo in die ewige Stadt ein. Wie zu einer Geliebten hatte es ihn zu ihr gezogen, und als er das Ziel nun endlich erreicht hatte, glaubte er für sein ganzes Leben Ruhe gefunden zu haben. Alle Träume der Jugend wurden lebendig, die Bilder, die

er in dem Vorfaale seines Vaterhauses als Knabe so oft betrachtet, standen in Wirklichkeit nun vor ihm; wovon er früher nur Bruchstücke gekannt, das bot sich ihm nun in der ganzen Fülle dar und überwältigte sein Gefühl so sehr, daß er ging und kam und schaute, bis er Abends müde vom Schauen und Staunen war; was er erwartet hatte, fand er alles erfüllt.

Mit dem neuen Rom war er bald fertig. Am Allerseelentage (2. Nov.) sah er den Papst, der damals nur heilig, nicht unfehlbar war, in seiner Hauskapelle auf dem Quirinal, umgeben von Kardinälen. Die Vorstellung wurde mit gewohntem Prunk in Szene gesetzt, aber das Verlangen Göthe's, den heiligen Vater auch goldene Worte reden zu hören, erfüllte sich nicht, und das Wenden und Drehen des dreifach gekrönten Hauptes nach dieser und jener Seite, das dumpfe Murren von Gebeten vermochte die Andacht des Protestanten so wenig zu erregen, daß er sich der Betrachtung der benachbarten Kunstwerke zuwandte.

Bei dem Studium der antiken Kunstwerke legte Göthe die Kunstgeschichte von Winkelmann zu Grunde. Alles erregte nun sein Interesse, sogar Sachen, die er früher stets gleichgültig bei Seite liegen ließ, wie Münzen, Inschriften u. dgl. Sogar historischer Sinn schien vorübergehend einmal an dieser Stätte, von der die gewaltigsten Erschütterungen der politischen Welt ausgingen, in dem Dichter lebendig werden zu wollen. Bei seinen Wanderungen und Studien hatte er das Glück, in einem wackern Künstler, einem Landsmanne, einen sehr geeigneten Führer zu finden. Der Maler Wilhelm Tischbein, zwei Jahre jünger als Göthe, hatte mit dem Dichter, wohl durch Merck's Vermittlung, schon früher im Briefwechsel gestanden. Seit mehreren Jahren war er in Rom beschäftigt, und neben der Malerkunst betrieb er auch die Poesie. Unter diesen Verhältnissen mußte er mit Göthe ganz besonders harmoniren, da einer dem andern geben konnte, was eines jeden Liebhaberei war. Göthe sagte dem Genossen seiner schönsten Stunden rühmend nach, mit Leib und Seele habe er ihm angehangen, und selbst wenn ein freundliches Geschick zum zweitenmal ihn dem schönen Lande zuführte, würde er nicht so viel in so kurzer Zeit lernen können, als damals in Gesellschaft dieses reich erfahrenen Mannes. Tischbein seinerseits wunderte sich darüber, daß der geniale Dichter so wenig stürmisch auftrat. Er schrieb an Lavater: „Die große Gesetztheit und Ruhe hätte ich mir in dem lebhaftesten Empfinden nicht denken können, und daß er sich in allen Fällen so bekannt und zu Hause findet. Was mich noch so sehr an ihm freut, ist sein einfaches Verhalten. Er begehrt von mir ein kleines Stübchen, wo er schlafen und ungehindert arbeiten könnte, und ein ganz einfaches Essen, das ich ihm denn leicht verschaffen konnte, weil er mit so wenigem begnügt ist. Da sitzt er nun jetzt, und arbeitet des Morgens an seiner Ifigenie bis neun Uhr, dann geht er aus und sieht die hiesigen großen Kunstwerke. Man wollte ihm eine Ehre anthun, was man den großen Dichtern, die vor ihm hier waren, angethan hat, er verbat es sich aber und schützte den Zeitverlust vor, und wandte auf eine höfliche Art den Schein der Eitelkeit von sich ab, das ihm gewiß eben so viel Ehre macht, als wenn er wirklich auf dem Kapitol wäre gekrönt worden.“ Göthe suchte überhaupt so unbekannt als möglich zu leben; im allgemeinen galt er für einen reisenden Kaufmann. Nur in wenigen Kreisen gab er sich als den, der er war, z. B. bei den

Fürsten Lichtenstein, der ihn mit dem italienischen Dramatiker Abbate Monti bekannt zu machen wünschte. Da er nun so in den Kreis der römischen Poeten eintrat, so konnte er eine Ehre nicht ablehnen, der nicht leicht ein großer Dichter in Rom entging. Er wurde am 4. Januar 1787 zum Pastore dell' Arcadia ausgerufen. „Ich mußte mir gar schöne Sachen vorlesen lassen“, schrieb er, „und ich erhielt den Namen Megalio per causa della grandezza oder grandiosità delle mie opere, wie sich die Herren auszudrücken beliebten.“ Wehlichen Höflichkeiten mußte er in Zukunft auszuweichen, und verwandte seine Zeit lieber zur Betrachtung der Gemälde von Rafael, doch erst nach wiederholtem Schauen vermochte er sich in die großartige Schönheit der Loggien, der Schule von Athen einzuleben; Dominichino und Carraccio sprachen rascher an, beim ersten Anblick aber fesselten die gewaltigen Darstellungen des Michel Angelo in der Sixtinischen Kapelle. Es liegt ganz in der Göthe'schen Natur, daß jedesmal derjenige Gegenstand, mit dem er gerade beschäftigt war, das Interesse für andere Sachen schwächte und alle Macht der Empfindung in sich allein zusammenzog; zwei mächtige Gefühle zu gleicher Zeit hatten nie in Göthe's Brust Raum. So wie das jüngste Gericht des Michel Angelo, so riß das Pantheon seine Theilnahme eine Zeitlang ausschließlich an sich, dann folgte St. Peter auf dem Throne der Gefühle, um ihn nachher dem Apoll von Belvedere einzuräumen. Diese Statue, welche die Begeisterung der Gegenwart nicht mehr so ausschließend erregt, erweckte in Göthe dieselben Empfindungen wie in Winkelmann: er hielt ihn für ein unbefchreibliches, ein göttergleiches Gebilde, in dessen Anschauen er der Wirklichkeit entrückt zu werden vermeinte.

Die große Welt der Kunst wirkte, während sie jeden andern mit immer neuen Aufregungen berührt hätte, für Göthe sehr bald beruhigend, denn er war in seiner Heimath. Er fand, daß er eine Klarheit und Ruhe gewonnen, wie er sie noch nicht gefühlt, und sein Wesen, meinte er, gelangte zu immer größerem Ernst und doch zu größerer Heiterkeit, weil er seine Tüchtigkeit, sein künstlerisches Vermögen stets wachsen fühlte. Gegen Weihnachten schrieb er in die Heimath die Worte: „Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was Rechtes zu lernen, daß ich aber so weit in der Schule zurückgehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus unlernen mußte, dachte ich nicht; nun bin ich aber einmal überzeugt, und habe mich ganz hingegen, und je mehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister, der einen Thurm aufzuführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte, er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hatte; seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu verebeln, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im voraus der Festigkeit des zukünftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen sein möchten, die mir das Leben in einer weitem Welt gebracht hat. Ja, es ist mit dem Kunstsinne auch zugleich der sittliche, welcher große Erneuerung leidet.“ Vielleicht war es ein wohlthuetendes Gegengewicht, daß in dieser Fluth von großen Eindrücken das Interesse für Botanik und für Anatomie sich lebendig erhielt. Die Naturwissenschaften stellen in Göthe's Bildungsgeschichte ungefähr dieselben

Faktoren vereinigt vor, welche in der handwerksmäßigen Medizin des vorigen Jahrhunderts in der Schablone des kunstgemäßen Rezeptes mit den Namen des cohibens und des adjuvans bezeichnet wurden, und in demselben Lichte könnte man Göthe's Ausübung der praktischen Kunst betrachten.

Was lange Zeit als Keim von Nebel und Kälte zurückgehalten wurde, und in vergeblichem Ringen nach lebenskräftiger Gestaltung sich abmühte, das lockt der goldne, warme Sonnenschein in kurzer Frist und in lachender Pracht hervor. Lange Zeit hatte Göthe sich mit seiner Ifigenie umhergetragen, drei Bearbeitungen in Prosa hatte er unternommen, aber erst in Rom goß er die unsterblichen Gedanken seines herrlichsten Wertes in die göttergleiche Form. Fördernd bei dieser Umschmelzung in Verse war ihm der Umgang mit Philipp Moriz, einem armen deutschen Gelehrten, den sein lebendiges Streben über die Alpen geführt hatte. Mit ganzer Seele gab er sich dem großen Landsmanne hin. „Wie ein wohlthätiger Genius konnte mir Göthe nirgends gewünschter erscheinen als hier“ — schrieb Moriz an einen Freund — „ich fühle mich durch seinen Umgang veredelt, die schönsten Träume längst verflößerer Jahre gehen in Erfüllung.“ Auf einem Spazierritt, den Moriz im November mit Göthe unternahm, stürzte in der Nähe des Pantheons des ersteren Pferd auf dem schlüpfrigen Pflaster, und Moriz hatte das Unglück den Arm zu brechen. Während er nun einige Wochen hindurch das Bett hüten mußte, nahm Göthe sich seiner sehr freundlich an, und brachte länger als einen Monat viele Stunden bei ihm zu, als sein Wärter, Beichtvater, Finanzminister und geheimer Sekretär. In dieser Zeit ging er mit dem Leidenden dessen Prosodie durch, und Moriz erläuterte dem Dichter besonders eingehend den Hauptpunkt seiner Aufstellungen: daß es in Beziehung auf Länge und Kürze eine gewisse Rangordnung der Silben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere gegen eine weniger bedeutende lang sei und diese kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn sie in die Nähe einer andern geräth, welche mehr Geistesgewicht hat. Auf dieser sehr fein bemerkten Regel ruht in der That das ganze Gebäude deutscher Verskunst, und sie bezeichnet zugleich den Unterschied zwischen deutscher und antiker Silbennessung. In Göthe's Ifigenie sind unzählige Beispiele von der Beobachtung jener Regel von Moriz zu finden. Die Frühstunden des Tages waren der Ifigenie gewidmet, und am 6. Januar 1787 war die Umarbeitung vollendet.

Ifigenie ist nicht minder als Werther ein Bild aus dem Seelenleben des Dichters. In der Leidenschaft des Werther rang eine wild stürmend Jünglingsseele den Verzweiflungskampf, aus dem den Dichter sein ideales Streben als Sieger hervorgehen ließ; in der Ifigenie hat der starke Mann alle Wirrnisse des Lebens niedergekämpft, er ist zu tief befriedigter, milder Ruhe und Klarheit hindurchgedrungen. Von der Familie der Attiden wird jede Noth, jede innerliche Qual genommen, jeder Zweifel wird gelöst, in sonnenheller Pracht thut das Land der Hoffnung sich auf, und alles was drückte und drohte, sinkt in die tiefe, schweigende Nacht hinab, um begraben und allmählig auch vergessen zu sein. So war Göthe auch durch Verirrungen und Zweifel, durch Schmerzen und Leiden zu der befehlenden Klarheit der höchsten Kunstanschauung hindurchgedrungen, die nun aber auch so fest vor seiner Seele stand, daß selbst mißbilligende Stimmen

seiner Freunde nicht den leisesten Zweifel in ihm erregen konnten. Ähnlich wie auf diese Weise der Künstler, stellte sich der Mensch zu dem Grundgedanken des herrlichen Dramas. In den Jugendjahren hatte Göthe sich im brausenden Strudel, in einer wilden Jagd gefallen, nichts war den Lustigen von Weimar zu kühn und zu mühevoll, keine Schranke ihnen zu hoch gewesen; und doch hatte dieses Treiben keinen Frieden in Göthe's Brust gegossen, erst an der Hand der edlen Freundin, der Frau von Stein, seiner Ifigenie, hatte er allmählig den Sturm besänftigen können, der die Fluth aufwühlte und die Wellen gewaltig gegen die Ufer peitschte; der Spiegel der Seele glättete sich mehr und mehr, bis er schließlich das Bild der Sonne und aller himmlischen Sterne in ungetrübter Klarheit dem entzückten Auge bot.

Aus diesen, wenn auch individuellen, so doch großen und schönen Beziehungen erhebt das Drama sich auf die Höhe der höchsten menschlichen Begriffe, auf die Höhe der höchsten und reinsten sittlichen Anschauung. Durch den Frevel der Väter erzürnt, häufen die Götter die furchtbarsten Schicksale auf das unglückliche Geschlecht des Tantalus, was mit frevelnder Hand in dunkle Nacht gesäet ist, das bringt graufige, blutige Frucht; wer mit ruchloser Hand die Majestät der Götter und ihre heiligen Gesetze antastet, gegen den wendet das Gesetz mit unerbittlicher Strenge seine furchtbare Gewalt, und mit dem Schuldigen bebt der Unschuldige unter dem endlosen Jammer. Was menschliche Schuld verbrach, kann nur durch menschliche Reinheit wieder gesühnt werden, dem Uebermuth muß die Demuth, dem Verrath die Treue, dem Haß die Liebe entgegenreten, nur auf diese Weise kann der Fluch gelöst, der Zorn der Götter besänftigt, und Glück and Freude zurückgeführt werden.

Was hier an der einen Familie der Atriden, an der einen Gestalt der Ifigenie dargestellt ist, gilt für das ganze Menschengeschlecht; es ist derselbe Satz, den Göthe selber in den schönen Worten aussprach, die er gerade mit Bezug auf die Ifigenie schrieb:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Ifigenie betritt dasselbe Gebiet wie Lessing's Nathan, sie kämpft für den Sieg des Menschlichen über das Beschränkte, Einseitige, sie predigt die Wahrheit, daß der Mensch aus seiner eigenen Kraft, aus seinem eigenen Willen, seinem eigenen Thun und Lassen sein Unglück bereitet, aber auch sein Glück erwinnt, und mit ganzem, vollem Nachdruck stellt sie den Satz hin, daß der Mensch in allerhöchsterem dem Menschengefühl in seiner Brust, der reinen, ungetrübten Stimme seines Innern folgt, wenn er den Weg des Heiles sucht; unvergleichlich schön und mit ergreifender Wahrheit leuchtet diese Wahrheit aus dem dritten Auftritte des fünften Aufzuges hervor, in welchem Ifigenie alle Rücksichten der Klugheit außer Acht läßt und allein dem dunkeln Drange ihres Innern folgt, er sie auf den rechten Weg leitet. Die reinsten Menschlichkeit ist auch die höchste Sittlichkeit — das ist der Grundgedanke der Ifigenie wie Nathan des Weisen, und für denselben Gedanken sind Kant, Herder und Schiller, und in seiner Weise auch Wieland auf den Plan getreten.

Die Fabel seines Stückes entnahm Göthe dem bekannten Stücke des Euripides, welches in seinem Plane nur am Schlusse wesentlich von dem deutschen Stücke abweicht; bei Euripides wird der Tempelraub wirklich ausgeführt und die Flucht angetreten, und als Thoas die Fliehenden verfolgen will, erscheint Athene und erklärt dem Könige, alles was geschehe, sei Wille der Götter; diesem Machtpruch beugt sich Thoas, und die Fliehenden bringen sich und ihre Beute in Sicherheit. Das prophetische Wort des Apollo wird dort also ganz wörtlich auf das Bild der Schwester des Gottes gedeutet. Göthe haute diesen arm-seligen Plan, in welchem die Allmacht der Göttin schließlich das Ungeschick des Dichters unter ihre deckenden Flügel nehmen muß, von Grund aus um. Nicht auf die Gefälligkeit der allesvermögenden Göttin, sondern auf die reine, edle Sittlichkeit und auf die Treue der Ifigenie gründete er die Entwicklung des Knotens; er verbannte also alles Willkürliche und setzte an dessen Stelle das Natürliche, er legte den Schwerpunkt nicht in die äußeren Umstände, sondern in die Entwicklung der Charaktere, aus einem Werke der niedrigsten Gattung schuf er ein Werk der höchsten Vollendung.

Die Behauptung, daß Ifigenie nicht durchweg dramatisch sei, daß die Handlung an einigen Stellen stocke, ist durchaus falsch. Wenn die Handlung in der Ifigenie stockt, so liegt sie auch im Othello und im Hamlet lahm, denn in allen drei Stücken liegt das eigentlich Dramatische nicht in den äußern Begebenheiten, sondern in dem stufenmäßigen, streng motivirten Fortschreiten der Empfindung. Diese Entwicklung ist in der Ifigenie eben so meisterlich durchgeführt, wie in den beiden erwähnten Stücken des Shakespeare. Mit dem sichersten Kunstgefühl läßt der Dichter schon in dem ersten Auftritte uns die Hauptgestalt seines Dramas in der ihr eigenthümlichen Lage schauen; in die innerste Seele der hohen Jungfrau führen uns ihre eigenen, unbelauschten Worte ein, und gerade dadurch, daß diese große, schöne, edel duldende Seele uns gleich beim ersten Blick so ganz bekannt wird, gerade dadurch wird alles was sie thut und sinnt, für den Zuschauer so ungemein klar und verständlich, und unser ganzes Interesse wird sofort mächtig an diese Gestalt gefesselt. Im zweiten Auftritte wird mit eben so großer Kunst der Zuschauer mit den Verhältnissen des Laurischen Königs und seines Landes bekannt gemacht, und die Erzählung der Ifigenie im dritten Auftritte, hervorgedrängt durch die ungestüme Werbung des Thoas, ist von großer Wirkung und in diesem Zusammentreffen von entschiedener dramatischer Lebendigkeit, da sie so vortrefflich motivirt ist und so wirksam den Gang des ganzen Stückes fördert. Schon diese Fäden allein, die in den ersten drei Auftritten angesponnen sind, würden genügen, die Entwicklung eines ganzen Stückes daraus zu knüpfen. Wie hoch wird unsere Theilnahme gesteigert, als die Jungfrau in ihrer keuschen Reinheit, in ihrer treuen Liebe zur Heimath, mit den begehrliehen und wilden Absichten des rauhen Kriegers in Streit tritt, als sie die unbesleckten Hände mit Menschenblut besudeln soll! Die Gefangenen erscheinen, sie erregen unser Mitleid immer höher, als wir entdecken, daß sie unglücklich, daß sie in der treuesten Freundschaft verbunden, daß sie in das gefährliche Unternehmen gegangen sind, um einen alten Frevel der Väter zu sühnen und dem eigenen Hause den Frieden wieder zu gewinnen. Und wie unübertrefflich schön entwickelt

sich nun die Erkennung der Geschwister! Pylades allein trifft zuerst mit der Priesterin zusammen, mit Entzücken begrüßt er auf der entlegenen Insel die laute heimatlicher Rede:

O süße Stimme! Vielwillkommener Ton
Der Mutter sprach' in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hafens blaue Berge
Seh' ich Gefangner neu willkommen wieder
Vor meinen Augen.

Der Priesterin theilt er nun die Nachrichten aus der Heimath mit, er erzählt ihr von ihrem eigenen Vaterhause und dessen furchtbarem Geschick, das Ifigenie gleichwohl nur zur Hälfte erfährt. Dann tritt Orest zu ihr, an demselben Faden der Erzählung heimatlicher Schicksale wird die Erkennung zuerst des Orest von Seiten der Schwester herbeigeführt, und immer näher, immer ergreifender ritt das Wiederfinden nun auch dem unglücklichen Jüngling nahe; die höchste Gewalt der Gefühle fließt in die Worte zusammen:

Wer bist du, deren Stimme mir entseßlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Das Freudenwort: „Sieh Ifigenien! Ich lebe!“ trifft bei dem verdüsterten Gemüthe des Orest auf böse Zweifel, und diesen Umstand benützt der Dichter mit großer Umsicht, um uns die Qualen seines zerrissnen Innern lebendig vor Augen zu führen, diese Qualen dann bis auf ihre höchste Spitze zu treiben, und nun aufs herrlichste die Befreiung durchzuführen. Nicht leicht kann es etwas Ergreifenderes geben als den Gesang des Jünglings:

Willkommen Väter! euch grüßt Orest,
Von euerm Stamme der letzte Mann!

Und kein Gebet dürfte an tiefer Bewegung und an erschütternder und doch läubig hoffender Angst dem Gebete der Ifigenie nachstehen, das mit den Worten einigt:

Geschwister, die ihr an dem weiten Himmel
Das schöne Licht bei Tag und Nacht herauf
Den Menschen bringet, und den Abgeschiednen
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geschwister!

Unendlich wahr, und herrlich aus dem vollen Leben sowohl wie aus dem ersten Charakter des Orest gegriffen sind die Worte des Genesenen:

Die Eumeniden ziehn — ich höre sie —
Zum Tartaros und schlagen hinter sich
Die eh'nen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Auf die Bahn der That, der hohen, edlen That muß ein Charakter wie Orest sofort hindrängen, wenn er der innern Qual ledig ist.

Ifigenie ist die Hauptgestalt des ganzen Stückes, sie ist die Trägerin der Idee, sie ist die treibende Person der ganzen Handlung, ihr vor allen gebührt der breitere Raum, es würde ein Fehler sein, die andern Gestalten gegen Ifigenie

vorzudrängen, und ein doppelter Fehler, wenn diese Vorgeprägten Thoas und die Seinen wären, die doch nur eine Nebenrolle in dem Drama spielen. Es ist unbegreiflich, wie Schiller dem Dichter daraus einen Vorwurf machen konnte, daß „Thoas und die Laurier sich zwei Akte hindurch nicht rühren.“ Wäre das denn auch ein Fehler, daß im Hymeline des Shakespeare der König ebenfalls sich nur im Anfang und am Ende rührt? Und entsteht dadurch, daß Thoas im zweiten und dritten Aufzuge zurücktritt, etwa eine Lücke? Vermissen wir ihn? Ganz gewiß nicht, seine Abwesenheit ist vielmehr vollständig gerechtfertigt: er hat das Opfer befohlen, die Priesterin muß die feierlichen Vorbereitungen treffen, den König hält die Ehrfurcht vor der Göttin zurück. Als die Frist ihm zu lange erscheint, sendet er seinen Boten. Wie hätte das anders sein können? Zudem umfassen die Begebenheiten des zweiten und dritten Aufzuges ja nur wenige Stunden. Der Tadel Schiller's ist gänzlich unberechtigt.

Wundervoll erfrischt und belebt erscheint der Charakter des Orest nach seiner Heilung, sein Auge glüht von Muth und Hoffnung, und sein freies Herz ergibt sich ganz der Freude, die Schwester und den Freund zu retten. Auch das ist ein Meistergriff, daß von nun an Orest die Seele der Handlung ist und Pylades gegen ihn zurücktritt. Orest stellt sich an die Spitze der wiedergefundenen Gefährten und sendet den Pylades, das Bild und die Schwester aufs Schiff zu führen, und die frische Thatkraft der Jünglinge würde nun im raschen Anlauf die Entführung des Bildes und die Flucht vollführt haben, wenn hier nicht wieder so schön, der Grundidee des Stückes gemäß, die reine Seele der Ifigenie zögerte, dem gütigen Thoas mit Undank zu lohnen und einen neuen Fluch auf die Atriden zu laden, und obwohl die äußere Handlung hier gänzlich von den Männern eingeleitet wird, so bleibt doch Ifigenie die Seele des Stückes, und ganz allein nach ihrem Einflusse gestaltet sich der versöhnende Ausgang.

Aber nicht als maschinengleich wirkende Heilige, an die keine Versuchung herantritt, ist Ifigenie dargestellt, sie hat vielmehr einen schweren innerlichen Kampf zu bestehen. Die Lust zur Freiheit, die Liebe zu den Angehörigen, die Sehnsucht nach der Heimath treibt sie gewaltig an, den Laurischen König zu überlisten, und daß sie schließlich dennoch mit wahrhaft heroischem Muth die Stimme ihres Innern folgt und dem Thoas, den sie nicht betrügen will, alles entdeckt, das kennzeichnet sie als die Königstochter, als den Sproß des stolzen Geschlechtes, das den Göttern gleich zu sein nicht zu gering achtete. Durch diesen Seelenkampf Ifigeniens ist in die beiden letzten Aufzüge ein neues dramatisches Motiv gelegt, welches ungemein spannend wirkt, und in herrlicher Weise, der schönsten Menschlichkeit gemäß, erscheint der frohe, versöhnende Ausgang als eine Frucht von Ifigeniens Seelenreinheit, auf welche der Dichter sein ganzes Stück baute. Kein Fehlgriff, kein Mißklang ist in der wundervollen Harmonie dieses dramatischen Planes.

Wie verhält es sich nun aber mit der vielfach aufgeworfenen Frage, ob Göthe's Ifigenie ein griechisches oder ein deutsches Stück sei? Man weiß nicht, ob man diese Frage lächerlich oder ob man sie boshaft nennen soll. Als ob die Kunst, die Poesie, das Ideal, die Humanität an politische Grenzen, an diese

oder jene Zeit gebunden sei! Werke so großartiger Kunst erheben sich zu einer Höhe, zu welcher nichts Fremdes heranreicht.

An Göthe's Ifigenie ist alles schön; die Sprache tönt wie Musik in den verschiedensten Abstufungen, die mannichfachen Bilder sind mit echt dichterischem Gefühl auf das glücklichste gewählt, die Charaktere sind mit großer Wahrheit und Feinheit gezeichnet und folgerichtig durchgeführt; wohin wir schauen, überall begegnen wir dem Hauche der entzündendsten Schönheit, und zugleich dem tiefen, innigen Gefühle, dem herrlichen Gemüthe, das vorzugsweise ein deutsches Erbtheil ist. Je mehr man sich in die Ifigenie vertieft, desto wunderbarer treten die Einzelheiten hervor, desto großartiger und strahlender tritt das Ganze hervor, ein ewiges Gestirn an dem Himmel deutscher Poesie, wie Heinrich Viehoff das Drama so schön nennt.

Als die Ifigenie vollendet war, sandte Göthe sie am 10. Januar 1787 den Freunden in der Heimath zu, und las sie auch den deutschen Künstlern in Rom vor. Aber von dem Dichter des Götz und des Werther erwartete man Kraftstücke voller Aufregung und Leidenschaft; für die ruhige Schönheit der Ifigenie hatte man damals, als die französische Revolution bereits durch die Welt zuckte, kein Verständniß. Göthe war in seinen geläuterten Anschauungen seiner Zeit zu weit vorausgeeilt, um volle Anerkennung bei ihr zu finden. Heute sind — eine seltene Erscheinung! — alle Stimmen einig, daß Ifigenie ein Werk erster Größe ist, damals wurde das herrliche Drama kalt aufgenommen. Nur eine vortreffliche Künstlerin nahm es mit unglaublicher Innigkeit; wie Göthe sagt, auf; es war Angelika Kaufmann, deren feines Urtheil wir schon bei der Besprechung des Gedichtes: „Der Wanderer“ kennen lernten. Göthe trat mit Angelika, mit der später auch Herder so gern verkehrte, im Anfange des Jahres 1787 in ein freundschaftliches Verhältniß, das bald sehr herzlich wurde, da niemand wie Angelika ein so volles Verständniß für Göthe's Bestrebungen hatte.

Des Dichters Absicht ging im Anfang eigentlich dahin, bis nach dem Carneval in Rom zu bleiben und dann mit Tischbein nach Neapel zu gehen. Ein älterer Brief des Herzogs entband ihn auf unbestimmte Zeit seiner Pflichten und beruhigte ihn über seine Abwesenheit, so daß Göthe nun den Aufenthalt in Italien nach Belieben ausdehnen und nach Möglichkeit ausnützen konnte. Der römische Carneval wollte ihm nicht behagen, er hatte für die Thorheiten desselben den rechten Sinn nicht mehr. In den letzten Wochen war er in Rom fast Tag und Nacht in Bewegung; die Lust zum Zeichnen war wieder erwacht, er schweifete umher und gab auf kleinen Blättern wieder, was ihm gefiel. Am 21. Februar war der Carneval beendet; der römische Frühling stand in voller Blüthe, und der Dichter nahm nun Abschied von der stummen Welt des Alterthums, um dem Glanzpunkte Italiens, dem Paradiese der Erde, dem schönen Neapel zuzueilen, und dort das frische, frohe Leben mit leichter Seele zu genießen.

Nach einer schönen Fahrt von vier Tagen über Velletri, Fondi und Santa Agatha kam Göthe am 25. Februar 1787 in Neapel an. Auch ihn fesselte die schöne Sirene mit jenen mächtigen Reizen, die dem furchtbaren Karthagerheere das Schwert entwandten. „Neapel ist ein Paradies,“ so schrieb er, „jedermann

lebt in einer Art von trunkener Selbstvergessenheit. Mir geht es ebenso, ich erkenne mich kaum, ich schein mir ein ganz anderer Mensch. — Man sage, erzähle, male was man will, hier ist mehr als alles! Die Ufer, Bufen und Buchten des Meeres, der Besuch, die Stadt, die Vorstädte, die Kastele, die Lusträume! Wir sind auch noch Abends in die Grotte des Posilippo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinschien. Ich verzieh es allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck von den Gegenständen, die ich heute zum erstenmal sah, erhalten hatte. Ich bin nun nach meiner Art ganz stille, und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große große Augen.“ In der thauigen jugendfrischen Kühle des Morgens, im ahnungsvollen Dämmerlichte des Abends, in den entzückenden Vollmondnächten, in den Straßen, auf den Plätzen, am Meeresufer, überall und zu allen Stunden war die Schönheit des Lebens so überwältigend, daß der Dichter meinte, so zu träumen sei denn doch der Mühe werth, und wer sich an Neapel zu erinnern vermöge, der könne nie in seinem Leben ganz unglücklich werden. Vor seinen Augen breitete nun täglich das ewige Meer seine glänzende Fläche aus. Schon in unserm armen Norden ist das Meer so unendlich herrlich, immer wieder neu und immer schön, wie entzückend muß es erst in jenen seligen Gefilden sein! Er könne nicht begreifen. schrieb Göthe, wie er habe leben können ohne das Meer gesehen zu haben, und wie er fortleben wolle, ohne es zu sehen. An keinem Orte wird die Sehnsucht stärker rege als am Meere; mit den Wellen ziehen die Gedanken in die Ferne, und wo Meer und Himmel in einander übergehen, da schweben die Gedanken unmerklich leise in das Reich der Träume, die da wandern, man weiß nicht wohin? und fragen, man weiß nicht wonach? So saß der Dichter auch am Meere und sah seine rauschenden Wogen stürmisch bewegt, oder er schaute den Schiffen nach, die mit vollen Segeln in die Ferne stierten und zuletzt verschwanden. „Wenn man jemand Geliebtes so fortfahren sähe,“ meinte er, „so müßte man vor Sehnsucht sterben!“

Von allen seinen Arbeiten hatte er nach Neapel nur den Tasso mitgenommen, doch er vermochte nicht, sich zur Arbeit zu entschließen. In Rom war es ihm Bedürfnis zu studiren und zu schaffen, in Neapel wollte er nur leben. Schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes begann er seine Ausflüge in die Umgegend. In Gesellschaft des Fürsten von Waldeck, den er in Rom kennen gelernt, unternahm er eine höchst vergnügliche Fahrt nach Puzzuoli. Den Besuch bestieg er dreimal, und zweimal brachte seine übergroße Kühnheit ihn in große Gefahr. Das frische Leben der Gegenwart erfüllte sein ganzes Wesen so sehr, daß der Besuch von Herculaneum und Pompeji keinen großen Eindruck auf ihn machte. Er fand die Verhältnisse der antiken Städte sehr klein, erfreute sich jedoch an dem Umstande, daß alle Zimmer und Gänge, sowie alle Hausgeräthe künstlerisch geschmückt und mit Geschmack verziert waren. Auch Pästum, Caserta, und die Ruinen des alten Capua wurden besucht. Tischbein begleitete ihn zu allen genannten Orten als wohlunterrichteter Ausleger, und durch ihn wurde Göthe auch mit dem berühmten Landschaftsmaler Filipp Hackert bekannt. Dieser ausgezeichnete Künstler gab dem Dichter ein offenes Urtheil über seine Befähigung

zum Maler und seine Leistungen im Zeichnen; er sagte zu Göthe: „Sie haben Anlagen, aber Sie können nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monate bei mir, so sollen Sie etwas hervorbringen, was Ihnen und andern Freude macht.“ Göthe meinte, über diesen Text solle man allen Dilettanten eine ewige Predigt halten; seit dieser Zeit ist er sparsamer in der praktischen Ausübung der Kunst gewesen.

Auch mit dem alten Ritter Hamilton vermittelte das Interesse zur Kunst die Bekanntschaft. Dieser Engländer hatte ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, eine Engländerin, bei sich, von der der Maler Tischbein sagte, sie sei die einzige wirkliche Schönheit, die er in seinem Leben gesehen. Sie wußte im griechischen Kostüm, mit aufgelöstem Haar, durch den Wechsel ihrer Stellung und mit Hülfe ihrer Gewände die schönsten Antiken zu vergegenwärtigen. Tischbein malte sie als Ifigenie in einem Bilde, auf welchem Orest von seiner Schwester erkannt wird. Mit großer Theilnahme verkehrte Göthe mit dem Ritter Filangieri, einem festen, thätigen, wohlwollenden Manne, der sehr gediegene Kenntnisse auf dem Gebiete des Staatsrechts besaß.

Fünf Wochen lang verweilte Göthe in Neapel, und da es in seiner Absicht lag, auch Sizilien kennen zu lernen, so sah er sich nach einem Reisebegleiter um. Denn Tischbein wurde in Neapel festgehalten, wo er sich um eine Anstellung bemühte. In der That wurde er später Direktor der königlichen Malerakademie und zugleich Schätzer sämmtlicher Kunstwerke des ganzen Landes. Als er selbst sich nun von Göthe trennen mußte, machte er ihm den Vorschlag, einen jungen deutschen Landschaftsmaler Namens Kniep als Begleiter mit sich zu nehmen. Beide Theile wurden einig, daß Göthe die Reisekosten tragen, Kniep unterwegs die interessantesten Ansichten aufnehmen und die Zeichnungen Göthe's Eigenthum werden sollten.

Am 29. März 1787 fuhr Göthe in Kniep's Begleitung auf einer schnellsegelnden Korvette nach Palermo ab. Eine Seereise hatte Göthe noch nicht unternommen, der Kreis seiner Begriffe schien ihm dadurch wesentlich erweitert. Des Widerwindes wegen ging die Fahrt zuerst sehr langsam; die Aussicht auf Ischia und Kapri und die langgestreckte Küste war herrlich. Doch konnte Göthe nicht lange daran erfreuen, da die Seekrankheit ihn befiel. Er begab sich zu seiner Koje, streckte sich auf sein Lager und beschäftigte sich mit dem Plane des Tasso. Die Nacht zum 1. April war stürmisch; am Morgen des 2. April fand man sich in der Bucht von Palermo; die Stadt mit dem Monte Pellegrino, das weithingestreckte Ufer mit Buchten, Landungen und Vorgebirgen boten einen herrlichen Anblick. Im Hafen von Palermo zu landen gelang erst mit großer Anstrengung Nachmittags um drei Uhr. Die Umgebung der Stadt fand über alle Beschreibung herrlich, die Maulbeerbäume grüntem, die Oleander, Zitronen blühten und füllten die weiche Luft mit süßen Wohlgerüchen. Was der hellen Sonne sich glänzend und mit allen Einzelheiten darstellte, das schmolz im Scheine des Mondes in träumerisch schöne Massen, und mit zückendem dachte der Dichter daran, daß die Erinnerung dereinst auch im Norden seiner Seele die Bilder jener glücklichen Gegenden wieder heraufheben werde. Ein Tag wurde einem Ausfluge in das liebliche und fruchtbare Thal gewidmet,

durch welches das Flüsschen Orbito herabströmt. Als an dieser Stelle der Führer ihm von Hannibal und dessen Thaten zu erzählen begann, hieß Göthe ihn erzürnt schweigen. So leicht verwundbar war des Dichters Gefühl, daß er auch nicht einmal die Erinnerung an Gegenstände duldete, die ihm, wie alle Geschichtliche, fremd waren. Statt dessen beschäftigte er sich damit, an feuchten Flußstellen Steinchen aufzulesen, um sein geologisches und mineralogisches Interesse zu befriedigen. Ein Buch über das Steinreich Siziliens begleitete ihn stets auf seinen Wanderungen durch die Insel. Im Palaste des Bizetkönigs zu Palermo besichtigte er den Antikensaal und ein Münzkabinet, und gewann für letzteres eine rege Theilnahme. Viel Vergnügen gewährte ein Ausflug zu der Kirche der heiligen Rosalie auf dem Monte Pellegrino. Der Weg dahin war mit unendlicher Arbeit über Bogen und Pfeiler durch die Felsen hinaufgeführt worden. Auf der Höhe lehnte die Kirche sich berggestalt an die Felsen, daß die eine Seite derselben durch die Felswand gebildet wurde. In dieser Wand gewahrte man eine Grotte, welche die Gebeine der Heiligen und ihr Bildniß von Marmor, mit goldnem Gewande, enthielt; ein vorliegendes Gitter von Messing ließ den Kopf wie hinter einem Schleier erscheinen, und das geheimnißvolle Dämmerlicht der Grotte konnte den Gedanken erwecken, als schlummere die Heilige. Der Dichter spann die Illusion in seinen Träumen weiter und konnte sich nur mit Mühe von dem wunderbaren Orte losreißen.

In Palermo lebten Verwandte des bekannten Cagliostro; Göthe besuchte sie und fand in der Mutter und der Schwester des Betrügers arme, wohlgefinnte Leute; später sammelte er eine Summe Geldes für sie und sandte sie ihnen von Weimar aus zu. Die Stadt Palermo, in deren Straßen der Reichtum und schmutzige Abfälle in hohen Häufen lagen, fesselte den Dichter sehr wenig; er brachte den größten Theil seiner Zeit in der Umgegend, an der Meeresküste zu, wo die rauschende Welle seinen dichterischen Träumen leichte Wege bahnte. Die ganze Umgebung erinnerte ihn an die glückliche Insel der Fäaten und an die herrliche Naufika. Mit der Odyssee setzte er sich an eine schöne Stelle in einen herrlichen Garten nahe der Rhede, an den Fuß des Rosalienberges, und der Entwurf zu einer dramatischen Behandlung der Schicksale der Naufika stieg vor seiner Seele auf, doch kam noch nicht einmal der Plan zur Vollendung. Denn gerade als dieser Gegenstand in seinem Geiste nach Gestaltung rang, kam er unter den vielfach wechselnden Formen der Pflanzenwelt, die seinem Auge sich in üppiger Fülle bot, wieder auf die schon früher gehegte wunderliche Grille, die Urpflanze zu entdecken, aus deren Gestalt und Organen sich alle übrigen Pflanzen entwickelt hätten. Göthe hat mit dieser fixen Idee manche schöne Stunde verthan.

Nachdem Göthe und Knip einige Wochen in Palermo verweilt hatten, setzten sie ihre Reise zu den übrigen schönen Punkten der Insel fort. Am 18. April ritten die Reisenden mit einem Vetturino die herrliche Straße nach Monreale hinauf; von dem Bergstädtchen Alcamo, wo sie einen Tag verweilten, machten sie einen Abstecher zu dem einsam gelegenen Tempel von Segeste. In drei Tagereisen ging es nun über Castel Petrano und Sciacca nach Sirgenti, wo man am 23. April anlangte. Vier Tage wurden dem schönen, hochgelegenen

orte gewidmet; unvergleichlich schöne Ausflüchten thaten sich auf, und auch die lähe bot manches Interessante. Unter der Führung eines freundlichen Welt-istlichen wurde der Dom besichtigt, der eine große und schöne antike Base mit überhabener Arbeit und einen wohl erhaltenen antiken Sarkofag mit herrlichen Bildwerken aufzuweisen hatte. An dem breiten Abhange des Berges fanden sich e Ruinen von vier Tempeln, die dem Jupiter, dem Herakles, dem Aeskulap id der Konkordia geheiligt waren. Um auch das Innere der kernreichen Insel nnen zu lernen, wurde nun die Richtung über Caltanissetta nach Catania ein- schlagen. Die Gegenden, durch welche sie zogen, waren reich, aber sehr ein- rmig. In Caltanissetta sah man sich vergeblich nach einem Unterkommen um; is Essen mußten die Reisenden sich selbst beschaffen, und während man es hte, mußten sie auf dem Markte die angesehensten Einwohner des Ortes iterhalten; sogar in diese abgelegenen Gegenden war die Kunde von den haten Friedrichs des Großen gedrungen, und die Sizilianer wollten immer ch mehr von dem nordischen Helden hören. Am Abend des 1. Mai erreichte n Catania, Syrakus hatte man liegen lassen, da von der alten prächtigen tadt nur noch klägliche Reste geblieben waren. In Catania wurden im Palaste s Prinzen Viscaris Alterthümer und eine treffliche Münzsammlung, beun iter Giovanni eine zierlich aufgestellte Sammlung von Laven, Basalten und olithen bewundert. Da der Gipfel des Aetna um diese Zeit noch hoch mit hnee bedeckt war, so wurde nur der Monte Rosso bestiegen. An den Fels- inden am Meere entlang führte der Weg, zu dem die Wellen oft herauf- igten, auf Messina zu; am 9. Mai wurde die Stadt erreicht. Noch lagen rümmer so, wie sie das furchtbare Erdbeben vom Jahre 1783 hingestürzt te, die Einwohner lebten seit jener Zeit in einer Bretterstadt, die man auf er großen Wiese eilig errichtet hatte. Die Stadt selbst war ein Trümmer- use, große Paläste waren völlig zerstört, und nur einzelne Gebäude waren h bewohnbar. In diesen Trümmern herrschte ein alter grimziger Gouver- r, dessen Raunen auszuweichen Göthe sich früh wieder auf die Heimreise be- b. Am 14. Mai verließ er nebst seinem Gefährten Messina mit einem franzö- hen Rauffahrer; der nach Neapel segelte. Der Raum war auf diesem Schiffe mlich beschränkt, und als Göthe von der Seekrankheit befallen wurde, war re Lage wenig beneidenswerth; doch sie sollte auch noch sehr bedenklich werden. r Wind, der fortdauernd ungünstig war, trieb das Schiff immer mehr der sel Capri zu; schließlich trat fast gänzliche Windstille ein. Göthe und Rniep ren auf dem Verdeck, sie erfreuten sich eines herrlichen Anblickes. Die Sonne r im Untergehen, ein prachtvolles Farbenspiel lag auf dem spiegelglatten ere, auf dem Kap Minerva und auf der ganzen Küste; über dem Besuw Hintergrunde hatte sich eine ungeheure Dampfswolke aufgethürmt. Aus dem ruß dieses schönen Bildes riß die Reisenden eine immer lautere Bewegung er den Passagieren, und als sie hinzutraten, wurden sie bald genug mit der fahr bekannt, die ihnen drohte. Das Schiff war in die Strömung gerathen, che sich um die Insel Capri bewegt und langsam aber unwiderstehlich nach a schroffen Felsen hinzieht, wo keine Bucht, kein Fuß breit Vorsprung sich zur tung bietet. Immer näher kam das Schiff dem drohenden Ufer, immer

wilder wurde der Lärm der Passagiere, die Schmähungen gegen den Kapitän und den Steuermann. Da trat Göthe unter die Lobenden und rebete ihnen mit ernstem Nachdruck zu; er stellte ihnen vor, daß sie durch ihr Wüthen gerade diejenigen, von denen sie noch Rettung erwarten könnten, vollends verwirrten: vielmehr sollten sie zur Mutter Gottes beten, damit auf ihre Beroendung ihr Sohn, der einst dem Meere Stille gebot, nun den Wind erzeuge, der sie der Strömung entziehe. Diese Worte wirkten, die Männer schwiegen, die Frauen lagen betend auf den Knien. Im Augenblicke der höchsten Noth erhob sich ein leichter Wind, der von den Segeln Gebrauch zu machen gestattete; auf diese Weise wurde das Schiff gerettet und kam am 16. Mai glücklich in Neapel an. Der Hauptgewinn dieser sizilianischen Reise war das nunmehr völlig eröffnete Verständniß für Homer. Wie er später zu Schiller sagte, hörte in Sizilien die Odyssee für ihn auf ein Gedicht zu sein, sie schien ihm die Natur selbst.

Die wenigen Wochen, welche Göthe nun noch in Neapel zubrachte, widmete er dem frohen Verkehr mit bedeutenden Personen, die ihn vielfach suchten. Tischbein war nach Rom gereist, statt seiner schloß Hackert sich innig an Göthe an. Auf dessen Betrieb zeigte ihm der Ritter Hamilton nun seine geheime Schatzkammer, die viele werthvolle Kunstschätze enthielt, welche theilweis aus Pompeji stammen mußten. Die herrlichste aller dieser Sammlungen besichtigte Göthe in dem Museum von Portici. In freundlichem Verkehr stand der Dichter auch mit dem Marquis Lucchesini und der Herzogin Giovane. Für den letzten Abend, den er in Neapel verweilte, hatte er der Herzogin seinen Besuch versprochen. Sie wohnte im königlichen Schlosse, Göthe fand sie in einem großen und hohen Zimmer, an dessen einer Seite die Fensterläden geschlossen waren. In lebhafter Unterhaltung über Literatur begriffen, gingen sie im Zimmer auf und ab. Die Dämmerung brach herein, da blieb die Herzogin an einem Fensterladen stehen, stieß ihn auf, und vor dem Dichter stand ein Bild, das wie ein Zaubertraum erschien: aus dem Dunkel der Nacht trat der Befug hervor, von dem die glühende Lava in breitem Strome herabfloß und den Rauch vergoldete, der über ihr schwebte; der Berg tobte gewaltsam, über seinem Haupte stand eine ungeheure, unbewegliche Dampfwölke, welche jeder Auswurf des Vulkans blitzähnlich erleuchtete und in den riesigsten Formen erscheinen ließ; bis zum Meere hinab zog sich ein Streifen von dunstiger Gluth: die übrige Landschaft, Meer und Erde, Fels und Wald lag klar und friedlich in ruhigen Umrissen. Nun trat hinter dem Berge der Mond hervor, der volle Mond, der bald wie eine zweite Sonne glänzte und das ganze weite Bild mit seinem Abglanz füllte. Hingerissen und überwältigt schaute der Dichter, bis die Herzogin ihn endlich erinnern mußte, daß die Stunde nahe sei, zu welcher ihre Zimmer geschlossen würden.

Am folgenden Tage, dem 3. Juni, verließ Göthe Neapel, und halb betäubt von der unendlichen Lebensfülle der unvergleichlichen Stadt, begab er sich nach Rom zurück. Der 7. Juni war der Tag des Frohnleichnamsfestes, an welchem die Teppiche nach den Kartons von Raffael öffentlich ausgehängt wurden. Sie bereiteten dem Dichter diesmal noch mehr Freude, als damals, wo er sie zuerst in Straßburg sah. Die Liebe für die praktische Ausübung der Kunst regte sich

un wieder mit aller Macht; Göthe verkehrte fast nur mit dem Kreise der deutschen Künstler. Hackert kam auf einige Wochen von Neapel herüber und zeigte ihm die Gallerie Colonna, Angelika Kaufmann führte ihn in die Farnesina. Im August, als ein reicher Kunstfreund von einigen Malern Kopien der Michel Angelo'schen Gemälde in der Sirtinischen Kapelle nehmen ließ, wußte Göthe sich durch den reichlich belohnten Kustoden Zutritt zu dem Heiligthum zu verschaffen, in dessen kühlen Räumen er oft ganze Tage verweilte; einmal hielt er sogar auf dem päpstlichen Stuhle einen erquickenden Mittagsschlaf. Seinem Interesse für Baukunst wurde durch einige besonders werthvolle Sammlungen von Rissen geehrt, die damals nach Rom gelangten. Göthe, der in den heißen Monaten Fischbein's kühlen Saal bezogen hatte, zeichnete überaus fleißig und machte sogar Versuche zu modelliren. Dem Verkehr mit der großen Welt wich er beharrlich aus, vergeblich suchte der Cardinal Staatssekretär Buoncompagni ihn in seine Kreise zu ziehen; vor den Herren und Damen, schrieb Göthe den Freunden in der Heimath, scheue er sich wie vor einer Krankheit, ihm würde schon weh, wenn sie nur fahren sähe.

Zu Göthe's Verkehr gehörte auch der Hofrath Reiffenstein, ein bejahrter, achteter Mann, der einst Winkelmann's vertrauter Freund gewesen war. Ferner der Maler Hirt, der schon genannte Moriz, der Maler Heinrich Meyer aus Strich, und einige andere. Das Leben dieser Genossen war frei und fröhlich, in steifen Schranken nicht beklemt, von dem Geiste idealen Strebens beseelt, und durch so manchen schönen Genuß immer wieder erfrischt. Einmal wollte Göthe der verehrten Angelika, die nie ein Theater besuchte, Cimarosa's Musik vorführen. Die römischen Opersänger, die von der deutschen Künstlerbank stets freigebig Beifall ernteten, waren zur Mitwirkung gern bereit. Göthe ließ seinen kühlen Saal ausschmücken und durch einen benachbarten Wirth Erfrischungen sorgen, die Freunde stellten sich zahlreich ein, und unter den offenen Fenstern sammelten sich in der schönen Sommernacht viele Menschen, die wie im Theater allem, was ihnen gefiel, reichlichen Beifall spendeten. Zufällig kam ein großer Gesellschaftswagen, auf dem ein ganzes Orchester von Musikfreunden eine heitliche Lustrunde unternahm, herbei, hielt unter den Fenstern still, und ließ die Gesänge von innen schwiegen, eine Arie aus derselben Oper, mit den Instrumenten begleitet, ertönen, so daß nunmehr der lebhafteste Beifall von den Fenstern herab erschallen konnte. Das Privatkonzert des Dichters wurde auf diese Weise ein öffentliches römisches Nachtfest, und in dem ganzen Stadttheater kam Göthe in den Ruf eines reichen Mannes von vornehmer Geburt.

Bei einer so eingehenden Beschäftigung mit den bildenden Künsten blieb für die literarische Produkte nicht viel Zeit und Muße. Von Anfang Juni bis Ende September wurde der Egmont vollendet und eine Umarbeitung des Singspiels *Wanzenstein* und *Elmire* begonnen. Aber diese Arbeiten wurden wieder durch einen längeren Aufenthalt auf dem Lande unterbrochen. In den letzten Tagen des September ging Göthe mit dem Hofrath Reiffenstein nach Frascati; dort betrieb er mit einem Landsmanne, Georg Schütz, das Landschaftszeichnen mit ausschließlichem Eifer. Abends versammelten die Bekannten sich in einem Privathause zur literarischen Unterhaltung. Mitunter wurde ein kleiner Ausflug nach Albano ge-

macht. Im October ging Göthe nach Castel Gandolfo; er war dort mit Reiffenstein in dem ehemaligen Wohnsitze des Jesuitengenerals bei dem Kunsthändler Jenkins einquartiert. Nach und nach fanden sich mehrere römische Bekannte ein, unter ihnen Angelika Kaufmann mit ihrem Gemahl, dem Venezianer Zucchi. Auch einige schöne Damen, flüchtige Bekanntschaften von Rom her, erschienen, und wurden nun freundlicher begrüßt. Unter ihnen war eine Römerin, die in Rom in der Nähe Göthe's am Corso wohnte, und eine Mailänderin, die in Jenkins Hause verkehrte. Beide, die Römerin und die Mailänderin, waren befreundet. Göthe sah sie beide gern, seine Neigung entschied sich schließlich für die Mailänderin, und seine Liebe zu ihr hatte bereits einen ziemlich hohen Grad erreicht, als er noch rechtzeitig genug erfuhr, daß sie Braut sei. Mit raschem Entschlusse riß er sich von der Leidenschaft los, später flammte sie aber noch einmal auf. Der Verlobte des Mädchens nahm sein Wort zurück, sie verfiel darüber in eine schwere Krankheit, und als sie genesen war, sah Göthe sie zu seiner freudigen Ueberraschung beim Carneval in Angelika's Wagen. Ein entschiedenes Verhältniß zwischen dem schönen Mädchen und dem Dichter entspann sich jedoch nicht.

Als Göthe am 27. October wieder nach Rom zurückgekehrt war, begann das Zeichen sofort wieder ihn in Anspruch zu nehmen; unterbrochen wurde diese Beschäftigung durch die Ankunft seines Landsmannes Kayser, mit dem nun viel über Musik unterhandelt wurde. Kayser arbeitete an der Musik für Egmont, die Sinfonie brachte er fertig mit nach Italien. Göthe griff nun mit Lebhaftigkeit das Singspiel Erwin und Elmire an und vollendete die Umarbeitung auch beinahe, und ebenso wurde Claudine von Villabella wieder vorgenommen, um auch dieses Stück in eine neue Form zu bringen. Da es im Dezember mit der Dichtung wieder zu stocken begann, so wurden Theile des menschlichen Körpers gezeichnet, und bei dem herrlichen Wetter Ausflüge unternommen. In Gesellschaft einiger Freunde wurde Frascati, Monte Caro, Rocca di Papa, Albano, Castel Gandolfo und Marino besucht; ein andermal ging man zu verschiedenen sehenswerthen Kirchen, zu der Rennbahn des Karakalla, zu der Pyramide des Zestius, zu der Transfigurazion des Rafael.

Mit dem Beginn des Jahres 1788 wurde die Arbeit an den Singspielen wieder aufgenommen, Erwin und Elmire wurde beendet. Als der Carneval herankam, betrachtete er das lustige Fest mit mehr Interesse als das erstemal, und später gab er eine Beschreibung desselben. Sein Hausgenosse Georg Schick zeichnete die einzelnen Masken dazu. Als der sinnverwirrende Lärm dieses Festes vorüber war, trat der Gedanke an den Abschied von der ewigen Stadt nun schon ziemlich nahe. Göthe zog die Summe alles dessen, was sein Leben in Italien erfüllt hatte, und er gelangte zu der Ueberzeugung, daß nicht der Beruf des bildenden Künstlers, sondern des Dichters seine Bestimmung sei. Im Februar 1788 schrieb er an die Freunde: „Ich bin recht still und rein, und jedem Kunstwerke ergeben und bereit. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt, ob ich also ein bißchen mehr oder weniger pfusche, ist eins. Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studiums, mein Genuß ist friedlich und genügsam. Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst ge-

boren bin. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue.“

Wir haben es wiederholt ausgesprochen, daß wir es für eine irrige Ansicht halten, Göthe habe durch seine Kunststudien nur die Zeit verschwendet, in der er Größeres hätte leisten können. Die Natur Göthe's, welche so ganz und gar in dem tiefen und starken Gefühl, in der entschiedensten Neigung oder Abneigung ihren Schwerpunkt hatte, ließ sich nicht beliebig auf diesen oder jenen Gegenstand weisen, sondern sie war nur dann produktiv, wenn ein einzelnes Gefühl mächtig von innen herausdrängte. Ein jedes dichterische Erzeugniß hat aber auch einen bald leichtern, bald schwerern Kampf um die passende Form zu bestehen, und bei der innigen Verwandtschaft der bildenden wie der dichten Kunst kann die Beschäftigung mit der erstgenannten für den Dichter nur ärderlich sein, denn beide Künste haben viele Wurzeln gemeinsam, und der erste Grund, aus dem sie emporsprossen, ist derselbe, ebenso wie sie demselben Himmel zustreben. Die innige Hingebung an die bildende Kunst hat in Göthe's Dichtwerken die herrlichsten Früchte gezeitigt, die nur ein blödes Auge vernennen kann.

In den letzten Monaten des römischen Aufenthaltes nahm Göthe die Arbeit an seinem Faust wieder auf; die Szene der Hexenflüche wurde im Garten vor dem Hause niedergeschrieben. Auch die beiden dramatischen Skizzen des Künstlers Erwin und des Apothekers gehören dem letzten römischen Winter an, so wie das Gedicht Amor als Landschaftsmaler, das in seiner höchsten poetischen Vollendung, in der außerordentlichen Lebendigkeit und in der Schönheit der stufenmäßig sich entwickelnden Bilder an die berühmte Episode vom Schild des Peliden in der Ilias hart herantritt. Endlich ist auch noch ein neues Lied zu nennen, das über das Verhältniß zu der schönen Mailänderin nicht mehr offenbart, als Göthe zu sagen für gut fand; in der Sammlung der Gedichte fehlt es, und der Dichter wollte es in seinem Greisenalter symbolisch deuten lassen, doch hat ihm schwerlich jemals diese Bedeutung untergelegen. In Rom nannte Göthe es sein Liebliedchen, und als interessantes biographisches Merkmal schalten wir es ein. Es lautet:

Kupido, loser, eigenfinniger Knabe!

Du hast mich um Quartier auf einige Stunden,
Wie viele Tage und Nächte bist du geblieben,
Und bist nun herrlich und Meister im Hause geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben,
Nun sitz' ich an der Erde Nächte gequält;
Dein Ruthwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Geräth versteckt und verschoben,
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmest so ungeschickt, ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumt die Hütte.

Der Abschied von Rom ergriff schon Wochen lang, ehe er eintrat, des Dichters Herz mit schmerzlicher Gewalt. Nur hier in Rom war er gewesen,

was er eigentlich war: Künstler, nur in Rom hatte er, freier Herr über sich und seine Zeit, ungehindert dem Zuge seines Herzens folgen können, seiner Umgang nach Belieben wählen, alles Fremdartige, alles Lästige zurückweisen können. In der Heimath trat er in einen lästigen Geschäftskreis, in fesselnde Verhältnisse und in eine Umgebung zurück, welche im schroffsten Gegenfaze zu den fast unzähligen Denkmälern der Kunst stand, an denen er zwei Jahre lang das entzündete Auge, den durstigen Geist geweidet hatte. Was noch zu sehen war, das wurde nun besucht. So wanderte Göthe noch zu Rafael's Villa, wo der göttliche Meister an der Seite der geliebten Fornarina Ruhm und Ehr: in süßem Genuß verträumte; an den Wänden hatte Rafael's Hand in achtundzwanzig Bildern die Geliebte verewigt. Auch nach der Akademie Luca pilgerte Göthe, um den Schädel Rafael's zu sehen, der dort als Heiligthum bewahrt wurde. In die Katakomben bei St. Sebastian that er nur wenige Schritte, dann eilte er, aus der Moderluft wieder das Sonnenlicht zu suchen.

In der Mitte des April mußten die letzten Zurüstungen getroffen werden. Die schönen Gipsabgüsse, die Juno Ludovisi und andere, die Göthe in seinem Saale aufgestellt hatte, schenkte er den Freunden; zwei Dattelpflanzen, die er aus Kernen gezogen, übergab er einem römischen Bekannten, der sie in einen Garten der Sixtinischen Straße setzte, wo sie noch jetzt als herrliche Bäume stehen. Von den Abschiedsbesuchen wurde keiner ihm schmerzlicher als bei der schönen Mailänderin, und beim letzten Scheidegruß brach ein Bekenntniß der wechselseitigen Neigung noch in der tiefen Bewegung hervor, welche beider Herzen erfüllte.

Der volle Mond stand in den letzten Nächten am Himmel, in welchen der Dichter mit wenigen Freunden die schweigenden Straßen und Plätze, die Zeuge so vieler schönen Stunden, durchwanderte und zuletzt vom Capitol, dem einsamen Palast in der Wüste, den letzten Blick nach der ewigen Stadt hinwandte. Unaufhörlich tönten in seine Ohren jene schmerzlichen Verse des verbannten Dichters:

Wenn sich das traurige Bild von jener Nacht mir erneuert,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wenn ich der Nacht gedenk', wo des Theuren so viel mir zurückblieb
Gleitet vom Auge noch jetzt mir die Thräne herab.

In der Nacht zum 22. April 1788 schied der Dichter von Rom. Wieder er bei diesem Abschiede gelitten, schrieb er später, könne und dürfe er nicht sagen. Die schmerzliche Stimmung begleitete ihn auf der ganzen Rückreise, er über Florenz, Mailand und Chiavenna in zwei Monaten vollbrachte. Das Manuscript seines Tasso begleitete ihn, und viele Stellen desselben wurden der Reise, besonders in Florenz, niedergeschrieben.

Ehe wir den Dichter nun in die Heimath begleiten, wollen wir noch einiges über das Trauerspiel Egmont nachholen; wir haben die Besprechung bis zu diesem Ruhepunkte verspart.

Es sei uns vergönnt, das wenige, was über Egmont hier zu sagen der Raum gestattet, mit einem Worte Lessing's aus dem 23. Stück der Dramaturgie einzuleiten; es heißt daselbst am Schluß: „Wegwegen wählt der tragische Dichter wahre Namen? Nimmt er seine Charaktere aus diesen Namen, oder nimmt er

diese Namen, weil die Charaktere, welche ihnen die Geschichte beilegt, mit den Charakteren, die er in Handlung zu zeigen sich vorgenommen, mehr oder weniger Gleichheit haben? Ich rede nicht von der Art, wie die meisten Trauerspiele vielleicht entstanden sind, sondern wie sie eigentlich entstehen sollten. Oder, mich mit der gewöhnlichen Praxis der Dichter übereinstimmender auszudrücken: sind es die bloßen Fakta, die Umstände der Zeit und des Orts, oder sind es die Charaktere der Personen, durch welche die Charaktere wirklich geworden, warum der Dichter lieber diese als eine andere Begebenheit wählt? Wenn es die Charaktere sind, so ist die Frage gleich entschieden, wie weit der Dichter von der historischen Wahrheit abgehen könne? In allem, was die Charaktere nicht betrifft, so weit er will. Nur die Charaktere sind ihm heilig; diese zu verstärken, diese in ihrem besten Lichte zu steigen, ist alles was er von dem Seinigen dabei hinzuthun darf; die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andere Namen führen; und nichts ist anstößiger, als wovon wir uns keine Ursache geben können.“ —

Wenden wir diese gewiß treffenden Worte auf unser Drama an. Der Egmont der Geschichte war kein großer Charakter. Er war mit einer Herzogin von Baiern verheirathet, die ebenso wie er nicht stark genug war, die Forderungen einer Lebensart voller Pracht und Genuß mit den vorhandenen Hülfquellen in Einklang zu bringen; das Vermögen des Grafen war sehr zusammengeschnitten, die Einkünfte von zwei Statthaltereien mußten die Mittel zum glänzenden Unterhalte für ihn und seine Gemahlin so wie ihre neun Kinder liefern. Hätte er sich durch Flucht zur Zeit der Gefahr den Schlingen entzogen, die man ihm legte und die er sehr wohl erkannte, so wäre er durch den Verlust seiner Einkünfte und durch die unfehlbare Konfiskation seiner noch übrigen Güter ein Bettler geworden. Indem er also blieb, opferte er sich für seine Familie auf, und von dieser Seite betrachtet, gewinnt der historische Egmont, wenn auch nicht unsere Bewunderung, so doch unser Mitleid. Was machte Göthe nun aus diesem Charakter? Einen jungen, lebigen Mann, dessen ganzes Wesen die verörperte Sinnlichkeit in glänzendem Gewande ist, und der den Freuden der Sinnenlust in so hohem Grade huldigt, daß selbst die fürchtbarste politische Lage seines Vaterlandes seine Genußsucht nicht auf edlere Zwecke zu lenken, daß Abt die Aussicht, zwei edle Menschenherzen zu brechen, ihn nicht beirren kann, achtliche Stunden bei Klärchen zu verändeln, in denen seine Sinneslust gierig als dem Becher schlürft, den die bittern Thränen, das Herzblut einer treuen Seele gefüllt haben. Diesem Egmont ist ein heiterer, kühner Sinn, ein offenes, schmeichelndes Betragen, eine ganze Fluth von leichtsinnigem Vertrauen zu sich und seiner Gewalt über andere gegeben, und alle diese Eigenschaften sind, wie Schiller sagt, in eine durchaus wahre und individuelle Schilderung vermolzen. Wieviel bleibt diesem Charakter des Trauerspiels von dem historischen Egmont? Nichts, gar nichts; der Held des Dramas könnte jeden andern Namen ebenso gut wie den Namen Egmont führen, oder vielmehr jeden andern Namen er als den, unter welchem er uns vorgeführt wird. Der Egmont des Dramas überhaupt kein historischer Charakter, er ist ein Fantasiegebilde.

Aber vielleicht ist Egmont, abgesehen von allen äußern historischen Beziehungen, in der Mischung, wie der Dichter ihn gibt, ein besonders großer Vorwurf für die tragische Kunst? Und wir hätten dann, wenn auch nicht ein vollendetes historisches Drama, so doch vielleicht ein herrliches, erschütterndes und erhebendes Charaktergemälde, wie etwa Othello, Hamlet, Macbeth? — Auch das trifft nicht zu. Dem Goethe'schen Egmont fehlt die sittliche Größe ebenso wie ihm das Pathos der Leidenschaft fehlt, und damit fehlt ihm zum tragischen Charakter nicht weniger als alles. Sein Fall erregt nicht unser Mitleid, sondern unsern ärgerlichen Verdruß, daß ein ungeschickter und leichtsinniger Steuermann ein so reichbeladenes Fahrzeug nicht in den offenen Hafen zu steuern vermag, der mit leichter Mühe, von verständigen Freunden dringend gemiesen, zu erreichen gewesen wäre, sondern lieber Schiff und Ladung an den Felsen zerschmettern läßt, als von dem schäumenden Becher weg den Blick auf den Lauf des Schiffes zu richten. Wenn dieser Sinnenbetrübte aber gar noch, als die Katastrophe unausweichlich bevorsteht, pathetisch ausruft, er sterbe für die Freiheit, so kann er nur unsern Unwillen erregen, denn aus einem selbstsüchtigen Schwächling wird er in diesem Augenblicke auch noch ein Prahler, und seine letzten Worte klingen wie bitterer Spott. Zum gespreizten Helden eines französischen Romans taugt dieser Egmont wohl, nicht aber zu einem ernstern Trauerspiel.

Dem Grafen Egmont ist eine Geliebte gegeben, die dem frühern Verlobten die versprochene Treue bricht, um sich an dem Glanze weiden zu können, der Egmont's Gestalt umstrahlt. In grausamer Lust nöthigt Klärchen den Verlobten, der nicht von ihr lassen kann, den Triumph des beglückten Nebenbuhlers immer wieder anzuschauen, ihn selber noch mit zu verherrlichen, wie in jenen Auftritten, wo unter dem Absingen des Liedchens, „die Trommel gerührt“ dem Drackenburg die Stimme in Thränen stockt. Man möge sagen was man will über den blendenden Glanz dieses Liebesverhältnisses zwischen Egmont und Klärchen, es bleibt in dieser Liebe doch immer ein hohles, falsches Pathos, die Blumen, mit denen sie so verlockend, so prangend geschmückt ist, sind auf Gräbern gewachsen, und diese ganze Liebe, die in den Gefilden des Himmels zu wandeln glaubt, ist im Grunde nur ein Taumel, dem jede edle Regung fehlt, dem aber ein furchtbares Erwachen nicht fehlen wird. An dieser Liebe kann kein fühlendes Herz sich erfreuen, vor allem kein Herz, das selbst einmal treu geliebt hat und dem die Ueberzeugung aufgegangen ist, daß es hinieden kein schöneres und heiligeres Gut gibt als die Liebe, die alle Ströme nicht zu verflöchen und alle Gewalten nicht zu übermächtigen vermögen. Aber ebenso wenig als wir in dem sterbenden Egmont den Blutzug der Freiheit erkennen mögen, ebenso wenig will es uns in den Sinn, in diesem Klärchen nachher die Göttin der Freiheit zu bewundern, denn die Freiheit soll, wie der große Fischart sagt, rein wie eine weiße Lilie sein.

Ebenso wenig befriedigend wie die einzelnen Charaktere ist der dramatische Plan; die Auftritte sind nicht durch die Einheit der Handlung zusammengefaßt, sondern nur durch den Umstand, daß Egmont in ihrem Mittelpunkte steht. Der schwerste Fehler ist der, daß wir eigentlich gar nicht einsehen, warum Egmont

so grimmig gehaßt und schließlich hingerichtet wird. Wer mit der niederländischen Geschichte und dem Charakter des Herzogs Alba völlig unbekannt wäre, dem würde Göthe's Trauerspiel völlig unverständlich bleiben, und wenn er es noch so genau studirte, er würde schließlich doch nicht umhin können zu fragen, was die Ermordung Egmont's denn eigentlich veranlaßt habe. Die Rolle der Regentin ist völlig außerhalb des Stückes, Schiller ließ bei seiner Bühnenbearbeitung diese Rolle ganz fort.

Egmont hat viel Aehnlichkeit mit Götz von Berlichingen, in beiden Stücken sind die Szenen lose aneinandergereiht und nur durch die Person des Haupthelden verbunden; in beiden Stücken kommt die herrschende Idee nicht recht zur Entwicklung, weil in dem einen sowohl wie in dem andern die schwach sinnlichen Männer, Egmont und Weislingen, und die listernen Weiber, Adelhaid und Klärchen, einen zu breiten Raum einnehmen. Wenn in Egmont der dramatische Plan klarer ist, so sind dagegen im Götz die Charaktere mit mehr Naturwahrheit gezeichnet, denn an vielen Stellen des Egmont, z. B. in den Schlussszenen von Klärchens Tode an, herrscht ein falsches, unnatürliches Pathos.

Viele Einzelheiten des Egmont sind dagegen eben wie im Götz von außerordentlicher Schönheit. Die meisterhafte Zeichnung des Volkes hat schon Schiller hervorgehoben, und die Macht der Liebe zeigt uns Klärchen an manchen Stellen mit unwiderstehlicher Wahrheit; das Herz im tiefsten Grunde bewegend ist das schöne Lied, das fast Volkslied geworden ist: „Freudvoll und leidvoll.“ Daß die sehr schwungvolle Sprache an vielen Stellen einen rhythmischen Gang annimmt, um denselben nach Belieben durch längere oder kürzere Prosasätze zu unterbrechen, macht keinen angenehmen Eindruck. Der ganzen Erscheinung nach gehört Egmont in den Kreis der Jugendstücke; die Hauptmasse des Trauerspiels gehört jedenfalls dem Jahre 1775 an.

Wir kehren nun zu der Erzählung dessen zurück, was an die Rückkehr Göthe's aus Italien sich anschließt.

Am 18. Juni 1788 traf Göthe in Weimar wieder ein. Seine Freunde fanden, er sei wohl etwas ernster und kälter geworden, sonst sei er noch der alte. Und doch war Göthe ein ganz anderer geworden. In Italien hatte er nicht allein seine Natur als Künstler, sondern ganz besonders auch als Mensch ausgeweitet und auf einen höhern, freieren Standpunkt gestellt, von dem sehr vieles ihm ganz anders erscheinen mußte, als es sich vor der italienischen Reise ausnahm. Sogar der Biograf, der mit dem Dichter in Italien weilte und mit ihm nun nach Weimar zurückkehrt, kann sich des Gefühls beklemmender Schranken, grenzenlos trockener Verhältnisse und herabziehender Kleingeisterei nicht erwehren; wie müssen erst die Empfindungen dessen gewesen sein, der lebend und thätig eingreifend, berührend und berührt mitten unter diesen Verhältnissen stand, und genöthigt war, sich mit ihnen abzufinden. Wer in Rom dem Geist der Antike, dem Geist Rafael's und Michel Angelo's sich begeistert hingeeben und durch tief eindringendes Verständniß selber ein Bürger in jener erhabenen Welt der Kunst geworden war, der konnte unmöglich wieder sich dazu verstehen, in Weimarischen Gassen Rekruten auszuheben und Straßen zu flicken. Was für andere das begehrenswerthe Ziel der Anstrengungen eines ganzen Lebens gewesen wäre, das

musste für den Dichter der Ifigenie eine drückende Last sein. Schon von Rom aus hatte Göthe Schritte gethan, sich von dieser Last zu befreien; er richtete an den Herzog ein Schreiben, in welchem er freimüthig kund that, was ihn bewegte und was er hoffte. In diesem Schreiben sagt der Dichter: „Wie sehr danke ich es Ihnen, daß Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne dieses Ziel zu erreichen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden. Aber als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fort-dauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt; dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Fragen Sie mich über die Sinfonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht da oder dorthin zu leiten sein. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und mit den Ihrigen leben mag. Ja ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was niemand als ich thun kann und das übrige andern auftragen.“ Karl August gab der Bitte Göthe's bereitwillig nach. Der Platz des Kammerpräsidenten, den Göthe bisher verwaltete, wurde nunmehr anderweitig besetzt. Durch eine herzogliche Verfügung vom 11. April 1788 wurde der geheime Assistenzrath Schmidt zum Kammerpräsidenten ernannt, außerdem aber bestimmt, daß Göthe den Sitzungen des Kolleg's nach Belieben beizuwohnen und seinen Sitz dann auf dem für den Herzog reservirten Stuhle nehmen sollte. Göthe behielt nur die Bergwerkskommission, und nach und nach wurden seiner Obergewalt sämmtliche Anstalten für Wissenschaft und Kunst im ganzen Lande unterstellt. So war für Göthe ein Wirkungskreis geschaffen, der ihm angemessener war und ihm zugleich mehr Muße für seine poetischen Arbeiten ließ.

Wenn er in seiner amtlichen Thätigkeit erwünschte Erleichterung fand, so sollten dagegen die geselligen Verhältnisse sich nicht so erfreulich gestalten. Auch hier war Göthe nicht mehr der alte. In Italien hatte er den letzten Hauch jener tollen Ungebundenheit von sich gethan und war zu schönem, gleichgewogenem Maß hindurchgebrungen; statt der Jugendläume erfüllte jetzt die Begeisterung für die höchsten Ideale der Kunst seine Brust, und er selber fühlte, was er geworden war, er selber kannte den Aufschwung seines Geistes. Aber in Weimar war alles beim alten geblieben, niemand war in gleichem Maße wie Göthe fort-

geschritten, und von allen, die dort weilten, war keiner, der Göthe geistig ebenbürtig war, als Herder. Mit diesem schloß sich der freundschaftliche Verkehr, der schon während der Reise in lebhafter Korrespondenz sich geäußert, eng und innig zusammen. Aber kaum zwei Monate später, als Göthe wiederkehrte, ging Herder und bald nachher auch die Herzogin Amalie nach Italien, und Göthe empfand nun um so schroffer und um so schmerzlicher, wie sehr er allein stand, und wie wenig Verständniß er bei seiner Umgebung zu finden hoffen durfte.

Doch so wie die Neigung, so erzeugt auch die Abneigung leicht gleichartige Gegenwirkung; Göthe's Freunde empfanden die Kälte seines Wesens, und niemand mehr, als Frau von Stein. Sie hatte dem Dichter mannichfach leitend und führend zur Seite gestanden, an ihrer Hand hatte er sich aus mancherlei Verirrungen und Verwirrungen emporgehoben, und aus Italien hatte er ihr, wenigstens im ersten Jahre der Reise ganz gewiß noch die innigsten Versicherungen seiner ungeschwächten Zuneigung gegeben. Aber das Wiedersehen, der Verkehr von Angesicht zu Angesicht mußte sich ganz anders gestalten. Göthe bedurfte jetzt keiner Leitung und Führung mehr, und sollten die Fesseln auch Rosenketten sein, er stand in männlicher Kraft und Sicherheit, in hoher Reinheit der künstlerischen Erkenntniß höher als die Freundin, zu der nur ein gänzlich umgestaltetes Verhältniß ihn dauernd hätte hinziehen können. Dieses neue Verhältniß hätte sich aber nur bei gegenseitiger Gleichheit des geistigen Standpunktes bilden können, und das war eben nicht zu erwarten. In Italien war eine neue Liebe durch das Herz des Dichters gezogen, ein schönes junges Mädchen hatte seine Neigung gefesselt, ihr Bild stand unverlöschlich vor seiner Seele, und als er von Italien zurückkehrte, war Charlotte von Stein eine Frau von fünfundsierzig Jahren. Doch ungeachtet aller dieser Verhältnisse würde die alte und innige Liebe nicht so rasch erloschen sein, wenn Charlotte gegen den Freund duldsamer gewesen wäre. Bei Hof und in größerer Gesellschaft verschloß Göthe gewaltsam sein Inneres, er erschien kälter als sonst, aber fest und zufrieden; bei der Freundin ließ er seinem Unmuth freien Lauf, und hielt auch seine schmerzliche Klage um das nicht zurück, was er Großes und Schönes hatte verlassen müssen, und was zu ersetzen in keines Menschen Macht in Weimar lag. Statt zu tragen und zu schonen, wurde Frau von Stein gereizt, sie gab sich keine Mühe ihren Unmuth zu verbergen, und bald zeigte sich zwischen ihr und dem Dichter eine Erkältung der Gefühle, die nicht anders sein konnte, und zu der beide Theile Veranlassung gaben. Ein natürlicher Prozeß vollzog sich, zwei verbundene Naturen trennten sich, da das Bindemittel seine Kraft verlor, und die Pole, die sich früher anzogen, stießen sich nun ab. Göthe ließ es nicht an freundlichen Ritten und an Hinweisungen auf seine Lage fehlen; am 31. August 1788 schrieb er ihr, als sie ihn nach Kochberg, wo sie weilte, eingeladen hatte, die Worte: Vergib mir, meine Liebe, wenn mein letzter Brief ein wenig konfus war; es wird sich alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen. Ich fürchte mich bergestalt vor Himmel und Erde, daß ich schwerlich zu Dir kommen kann. Die Witterung macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgend wohl als in meinem Stübchen; da wird ein Kammerer angemacht, und es mag regnen wie es will!"

Wenn aber Frau von Stein auch den Willen gehabt hätte, den Verhältnissen Zeit zur Klärung zu lassen, so trat doch noch ein neuer Umstand ein, der den alten Freundschaftsbund gewaltsam zerriß. An die Stelle der Frau von Stein war eine andere getreten und Göthe war ein Verhältniß eingegangen, neben welchem Charlotte nicht bestehen konnte.

An einem Julitage des Jahres 1788 trat im Parke ein hübsches junges Mädchen dem Dichter entgegen, und überreichte ihm eine Bittschrift für ihren Bruder, der nicht ohne seine Schuld in drückende Umstände gerathen war. Die Bittstellerin, Kristiane Vulpius, war die hinterlassene Waise eines durch Trunksucht verkommenen weimarischen Beamten. Ihre jugendfrische Gestalt fesselte den Dichter; bei näherer Bekanntschaft fand er, daß sie weder von der Natur noch auch in ihrer Bildung vernachlässigt sei, und ihre reine Natur machte sie ihm inuner anziehender. Dankbar erkannte sie an, was Göthe für ihren Bruder that, der wesentlich gebessert wurde; und bei ihrem einfachen und anstelligem Wesen mochte Göthe wohl empfinden, was er später einmal sagte, daß gegenüber der unermüdet sich steigern den Puschucht der Frauen immer diejenigen ihm die liebsten gewesen seien, die mit einfacher Reinlichkeit dem Freunde die stille Versicherung geben, daß es eigentlich nur für ihn geschehe, und daß ohne viel Umstände und Aufwand ein ganzes Leben so fortgeführt werden könne. Kristianens Wesen war eine stete Heiterkeit, die dem Dichter, der am Heimweh nach Italien krankte, eine höchst erwünschte Aufheiterung war. Sie leistete ihm anmuthige Gesellschaft und gab sich ihm schließlich ganz zu eigen. Als die kleine Freundin, wie Göthe sie nannte, am 25. Dezember 1789 ihm einen Sohn gebar, nahm er sie mit ihrer Mutter und ihrer Tante ganz in sein Haus. Sie nahm sich seiner Wirthschaft mit großem Eifer und mit dem besten Erfolge an, und wußte widrige Sorgen mit liebevoller Hand von dem Dichter fern zu halten. Einige jüngere Kinder starben in zartem Alter, nur der erstgeborene Sohn August erreichte das Mannesalter. Achtundzwanzig Jahre lang, bis zu ihrem Tode, lebte Göthe mit ihr, im Jahre 1806 ließ er sich mit ihr trauen und machte sie zu seiner rechtmäßigen Gattin.

Daß ein solches Verhältniß, es mochte nun an und für sich sein wie es wollte, jedes Band zwischen Göthe und Frau von Stein zerreißen mußte, ist sehr erklärlich. Denn wenn Göthe in seiner Verbindung mit Kristiane Vulpius einen Ehestand erblickte, wie er selbst sagte, so konnte Charlotte von Stein doch nur nach dem handeln, was die Welt sagte, und die Welt ist stets mit dem größten Vergnügen bereit, alles herabzuziehen, was sich nur irgend wie erniedrigen läßt, und Frau von Stein übte gegen Kristiane, wie es scheint, nicht ganz Gerechtigkeit. Für eine geliebte und gefeierte Frau ist nichts bitterer, als ihren Platz einer andern einzuräumen, und hat sie gar Grund, auf diese andere geringschäßig herabzublicken, weil sie sozial unter ihr steht, so ist in diesem Falle von einer Frau Gerechtigkeit nicht mehr zu verlangen; eine Frau, die ihr aufgeregtes Gefühl völlig überwinden und nur ihrem Verstande folgen kann, gehört nicht mehr zum weiblichen Geschlechte. Frau von Stein litt unter den heftigen Gemüthsbewegungen, und um ihre Gesundheit herzustellen, trat sie im Mai 1789 eine Reise nach

einem rheinischen Bade an. Für Göthe ließ sie einen Brief zurück, auf welchen dieser am 1. Juni folgendes erwiderte:

„Ich danke Dir für den Brief, den Du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte darauf zu antworten, weil es in einem solchen Falle schwer ist, aufrichtig zu sein und nicht zu verlegen. Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fris *) kenne, hab' ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort; Herder ging hin, und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas anderes im Sinne als Dich und Fris. Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen, Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen. Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig, daß die Art wie Du mich empfangst, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herder, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer; ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war, und mußte mir in denselben Augenblicke hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nähme doch keinen Theil an den Menschen, u. s. w. Und das alles, ehe von einem Verhältniße die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint. Und welches ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? Frage Fris, die Herder, jeden der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin als vorher? ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre. Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste, innigste Verhältniß verloren haben sollte. Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich Dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen! Aber das gestehe ich gern, die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen; wenn ich mittheilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du kontrollirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt, und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest? — Ich möchte gern noch manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfassung mehr beleidigen, als versöhnen könnte. Unglücklicherweise hast Du schon lange meinen Rath in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer hält, manche Eindrücke moralisch zu überwinden; du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein syssisches Mittel, dessen Schädlichkeit Du eine Zeitlang wohl eingesehen, und das Du aus Liebe zu mir auch eine Weile ver-

*) Wir haben schon erzählt, daß Fris von Stein, der älteste Sohn der Frau von Stein, oft bei Göthe verweilte und von dem Dichter erzogen wurde.

mieden, und Dich wohl befunden hatteſt. — Möge Dir die Kur, die Reiſe recht wohl bekommen! Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß Du mich wiedererkennen werdeſt. Lebe wohl! Friß iſt vergnügt und beſucht mich fleißig.“

Inzwiſchen hatte Frau von Stein auf ihrer Reiſe die Frau Rath Göthe in Frankfurt beſucht. Auf die Nachricht hiervon ließ der Dichter ſeinem erſten Briefe noch einen zweiten vom 8. Juni folgen, in welchem er ſagte: „Es iſt mir nicht leicht ein Blatt ſaurer zu ſchreiben geworden als der letzte Brief an Dich, und wahrſcheinlich war er Dir ſo unangenehm zu leſen, wie mir zu ſchreiben. Indes iſt doch wenigſtens die Lippe eröfnet, und ich wünſche daß wir ſie nie wieder gegen einander ſchließen mögen. Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen Dich; das von jeher unbegrenzt war; ſobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Menſch, muß in der Folge mich noch mehr verändern. — Ich klage nicht über meine hieſige Lage, ich habe mich gut hineingefunden und hoffe darin auszuhalten, obgleich das Klima ſchon wieder mich angreift und mich früher oder ſpäter zu manchem Guten untüchtig machen wird. Wenn man die kalte, feuchte Sommerzeit, die ſtrengen Winter bedenkt, wenn durch des Herzogs äußeres Verhältniß und andere Kombinationen alles bei uns inkonſiſtent und folgenlos iſt und wird, wenn man faſt keinen Menſchen nennen kann der in ſeinem Zuſtande behaglich wäre, ſo gehört ſchon Kraft dazu, ſich aufrecht, in einer gewiſſen Munterkeit und Thätigkeit zu erhalten, und nicht einen Plan zu machen, der einen nach und nach loſlöſen könnte. Wenn nun aber gar ein übles Verhältniß zu den nächſten entſteht, ſo weiß man nicht mehr, wohin man ſoll. Ich ſage das ſo gut in Deinem als meinem Sinne, und verſichere Dich daß es mich unendlich ſchmerzt, Dich unter dieſen Umſtänden noch ſo tief zu betrüben. Zu meiner Entſchuldigung will ich nichts ſagen. Nur mag ich Dich gern bitten: Hilf mir ſelbſt, daß das Verhältniß, das Dir zuwider iſt, nicht ausarte, ſondern ſtehen bleibe, wie es ſieht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder, ſieh die Sache aus einem natürlichen Geſichtspunkte an, erlaube mir, Dir ein gelassenes wahres Wort darüber zu ſagen, und ich kann hoffen, es ſoll ſich alles rein und gut zwiſchen uns herſtellen.“

Doch dieſe Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Das Verhältniß war zerriſſen, mehr durch die veränderten Umſtände als durch die Schuld derer, die es betraf, und eine Annäherung kam nicht wieder zu Stande. Doch ganz erloſchen war die Liebe nicht, die zwölf Jahre lang ſo friſch und ſo herzerfreuend gegrünt hatte, und bei ſpättern Veranlaſſungen, beſonders bei einer ſchweren Krankheit Göthe's im Jahre 1801, wurden die alten Gefühle wieder lebendig.

Die äußern Sitten und Gewohnheiten eines Volkes haben oft größere Kraft als das Geſetz, und es wird ſich niemand ungeſtraft ihnen entgehen ſtellen können. Im Großen und Ganzen äußert ſich in dieſen Gewohnheiten ein ernſter moralischer Sinn, und ihre Wirkungen ſind durchaus heilſam für das Ganze. Doch können auch Fälle eintreten, in welchen die Strenge der Gewohnheit unduldsam und daher ungerecht wird, weil die gegebenen Verhältniſſe von der faſt excluſivlichen Gewohnheit gänzlich abweichen. Ein Fall dieſer Art war Göthe's Verhältniß zu Kriſtiane Vulpius, welches in der That eine Ehe war, ohne aber den Förmlichkeiten zu genügen, die zum Abſchluß einer Ehe geſetzlich beſtimmt waren. Die

Welt verurtheilte dieses Verhältniß oft mit den bittersten und gehässigsten Bezeichnungen, und doch lag ganz entschieden nichts unmoralisches, und im Grunde auch nichts anstößiges darin. Daß Kristiane Vulpinus ein leichtsinniges Geschöpf gewesen sei, gehört unter die Erfindungen boshafter Köpfe; Göthe's Mutter stand mit Kristiane in dem herzlichsten Briefwechsel, der Herzog Karl August selber war bei Göthe's ältestem Sohn Pathe. — Diese Thatsachen beweisen mehr als nützliches Gerede, wenn man auch gänzlich außer Acht lassen will, daß Göthe's Charakter zu allen Zeiten groß und edel war, und daß von seiner Seite eine dauernde Verbindung mit einer Verworfenen eine kolossale Anomalie gewesen wäre, wie sie kaum von einem seiner Sinne nicht Mächtigen zu erwarten steht. Mit Kristiane verband ihn die herzlichste Liebe, die ihn zu der Zeit, wo er sich verlassen fühlte, zu den römischen Elegien und anderen poetischen Erzeugnissen begeisterte. An seinen Arbeiten nahm sie mit Verständniß Theil; Göthe sagte selbst, daß er in der Zeit nach der Rückkehr aus Italien in der Einsamkeit der Wälder und Gärten, wo er dichtete und sann, und in der Finsterniß der dunkeln Kammer, wo er optische Versuche anstellte, sehr verlassen gewesen sein würde, hätte ihn nicht ein glückliches häusliches Verhältniß lieblich zu erquiden gewußt. Von der Elegie „Metamorphose der Pflanzen“ erklärt er geradezu: „Höchst willkommen war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen, und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne vollkommene Neigung steigerte und vollendete.“ Dazu bemerkt Niemer: „Das Gedicht Metamorphose der Pflanzen schildert das schöne Verhältniß beider zu einander, ihn als belehrenden Freund, sie als lernbegierige Geliebte, die bereits für immer sich angehören.“ In dem unmutigen Gedichte „Ich ging im Walde So für mich hin“ meint Göthe die Geliebte, die er um jene Zeit in sein Haus aufnahm. In seinen Briefen an die Freunde spricht Göthe oft von seinem Mädchen und sagt, er gestehe gern, daß er sie leidenschaftlich liebe, und mit warmer Besorglichkeit empfiehlt er sie und einen Kleinen der Fürsorge der Freunde. Als seine Frau am 6. Juni 1816 farb, warf Göthe sich an ihrem Bette mit der bittersten Klage nieder, und als sie todt war, schrieb er die Verse in sein Tagebuch:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen;
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Ein solches Verhältniß bedarf keiner Entschuldigung und keiner Rechtfertigung, es war sittlich reiner als tausende von vorschriftsmäßig plumbirten Ehen sind, und das Wort des Priesters konnte es zu nichts anderm machen, als es war. Daß Göthe sich nicht sogleich mit Kristiane trauen ließ, dazu hatte er seine wohlwollenden Gründe. Als seine Gattin hätte er ihr auch dieselbe Stellung in der Weimarschen Gesellschaft einräumen müssen, wie er sie selbst einnahm, er hätte ein ganzes Hauswesen anders einrichten und manchenmal beträchtliche Opfer an Zeit bringen müssen, während in der Weise, wie er seine Einrichtungen getroffen, Kristianens rege und unermüdlige Sorge Störungen liebevoll von ihm fern

hielt und ihm volle Muge zu seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Arbeiten ließ.

Dazu kam noch, daß Göthe's kirchliche Stellung in Italien eine tiefgreifende Veränderung erfahren hatte. In jenem Lande, wo an den Werken und dem Geiste der Alten ihm das Bild der schönsten Menschlichkeit so rein und voll aufging, hatte er zugleich täglich und fast stündlich die sinnlosen Ceremonien des katholischen Ritus und die unduldsame Tyrannei der Befenner dieser Religion zu erfahren, und dadurch setzte sich in ihm ein wahrer Haß gegen jede positive Religion fest. Dieser Haß wurde hervorgerufen durch den Mißbrauch, den er mit dem Heiligsten treiben sah, und gegen diesen Mißbrauch, nicht gegen die Grundlehren des Christenthums wandte sich sein Haß. Sehr bezeichnend ist eine Stelle eines Briefes aus Italien, in welcher er das Wesen der Unduldsamen sehr scharf trifft; er sagt daselbst: „Wenn Lavater seine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Falobi sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Klaudius aus einem Fußboden ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der eine (Lavater) ungestraft sagen: alles was lebt, lebe durch etwas außer sich? Würde der andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechslung der Worte von Wissen und Glauben, Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen? Würde der dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzustellen bemüht wären, wenn sie sich nicht hüteten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo jeder nur ist, was er ist, und wo wir alle gleiche Ansprüche haben?“ Später münderte dieser Haß gegen die Formalitäten sich so weit, daß Göthe, wie erwähnt sich in der Zeit der stärksten Aufregung, im Jahre 1806 mit Kristiane Vulpius trauen ließ.

So viel steht fest, daß dieses viel beschriebene Verhältniß durchaus nicht unsittliches in sich trug, und daß der Dichter aus ihm manche Erheiterung, manche Anregung zu poetischen Arbeiten zog, als alles übrige ihn immer mehr an sich selbst zurückdrängte. Es ist sehr erfreulich, daß die neuere Zeit in diesem Punkte mehr Gerechtigkeit gelbt hat, als die Zeitgenossen Göthe's.

In jene einsamen Tage fiel ein Ereigniß, welches nicht geeignet war, die Stimmung des Dichters zu erheitern. Merck wurde von dem Unglück betroffen: von dem wir schon früher berichteten; an Göthe und dem Herzoge Karl August fand er treue und thätige Freunde, deren Hilfe und liebevolle Theilnahme jedoch die schließliche tragische Katastrophe nicht abwenden konnte.

In keiner Zeit seines Lebens war Göthe so auf sich selbst beschränkt gewesen, wie in jenen Tagen, und es war eigenthümlich, daß er gerade sich denjenigen kennen lernen sollte, der ihm später der ebenbürtigste Freund wurde. Schiller lebte damals in Göthe's Nähe, die erste Zusammenkunft der beiden Dichter erfolgte im Lengsfeld'schen Hause zu Rudolstadt; zu einer Annäherung kam es nicht, Göthe war zurückhaltend, und Schiller's Mannesgefühl gestattete kein Andrängen. Der letztere erzählte seinem Freunde Körner in einem Briefe vom 12. September 1788 über das erste Zusammentreffen folgendes: „Endlich

„Ann ich Dir von Göthe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, begierig wartest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge ist sehr ausdrucksvoll und lebhaft, und man hängt mit Vergnügen in seinem Blicke. Bei vielem Ernste hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse.

„Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; reichlich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm hätte sprechen können. Er spricht gern und mit den leidenschaftlichsten Erinnerungen von Italien, was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. In Ganzen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir in Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige; unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und geündlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Für Göthe war die Zeit zum Abschluß eines Freundschaftsbundes mit Schiller nicht günstig. Schiller stand, wie er selbst in seinem Briefe sagte, mitten in den Bewegungen, in den Kämpfen, welche Göthe längst durchlebt und in Italien sich auf den letzten Nest abgethan hatte. Das Publikum konnte sich aber zu der Höhe der Göthe'schen Anschauung nicht erheben, es schwärmte mit Schiller's läubern und wüthete mit dem Ardinghello Heine's, zwischen welche Göthe, wie er sehr passend bemerkte, sich bei seiner Rückkehr von Italien mit allen seinen reinen Bestrebungen eingeklemmt sah. Mit wahren Schreck gewahrte Göthe, wie sowohl der wilde Student als die feine Hofdame den Räubern zuhülften; alle seine Bemühungen schienen ihm verloren, und am liebsten hätte er allen dichterischen Beschäftigungen entsagt, denn er konnte ja weder hoffen noch beabsichtigen, jene wilden Produktionen zu überbieten. Für sein Volk, in dessen Dichtkunst hatte Göthe mit ernstem Fleiße gerungen, und froh der langsam gezeitigten Früchte brachte er sie seiner Nation; aber er mußte erfahren, daß man sie kaum ansah, und daß andere, deren Standpunkt er längst überunden, allen Beifall und alle Anerkennung an sich rissen. Unter solchen Umständen schloß sein Inneres sich zu, und am wenigsten fühlte er Lust mit dem-

jenigen in nähern Verkehr zu treten, den er als den Hauptvertreter der gehafteten Richtung ansehen mußte. Schiller den Menschen ehrte Göthe seines hohen und unermüdblichen Strebens wegen, und er zeigte seine Theilnahme später dadurch, daß auf seine Verwendung Schiller die Stelle als Professor der Geschichte in Jena im Jahre 1789 erhielt.

Es vereinigte sich nun vieles, um Göthe's Einsamkeit in den Jahren, von denen wir reden, herbe und bitter zu machen: das innige Verhältniß zu Frau von Stein zerriß auf schmerzliche Weise, das Klima drückte ihn nieder und weckte eine fast krankhafte Sehnsucht nach dem schönen Himmel Italiens, sein Streben fand kein Verständniß und seine Arbeiten keine Anerkennung; die französische Revolution beherrschte alle Gemüther so sehr, daß nur noch für Politik Interesse war. Die Ausgabe von Göthe's Werken, welche 1790 mit sechs Bänden vollendet war, fand so wenig Absatz, daß der Verleger dem Verfasser seine Klage darüber nicht verhehlen konnte, und der Dichter glaubte sich von seiner Nation verlassen.

Er fand seinen Trost in den reichen italienischen Erinnerungen, und in regem Studium der Natur. Die ersten Grundzüge der Farbenlehre wurden um diese Zeit im Geiste Göthe's lebendig. Den poetisch verklärten Ausdruck seiner damaligen Gemüthsstimmung finden wir in dem Drama, welches damals seine Vollendung erfuhr, in dem Torquato Tasso, der also zugleich als biographisches Denkmal von höchstem Werthe für uns ist.

Göthe sagte einmal, dem Pelikan gleich habe er dieses Drama mit seinem eigenen Fleisch und Blut genährt. In der That sprechen sich die Grundzüge des Göthe'schen Wesens in keinem seiner Werke mit solcher Treue und solcher Vollständigkeit aus, wie in diesem. Tasso und Antonio haben gleichsam das Vermögen des Dichters unter sich getheilt. Im Drama heißt es, wenn diese beiden zu Einem verbunden wären, so würden sie mit Macht und Lust und Glück durch's Leben hingehen. Göthe, in dem beide Charaktere verschmolzen waren, erfüllte diese Voraussetzung und erntete die reichen Früchte derselben in seinem langen Leben, doch zu Zeiten wurde ihm auch das Schicksal des empfindsameren Tasso zu Theil, da auch in Göthe's Leben die Empfindlichkeit oft zum Schaden seines Wohlseins überwog. Denn die Natur des Tasso war diejenige, welche auch Göthe angehören war, die Rolle des Antonio dagegen hatte sein maßvoller Sinn und seine Entschlossenheit mehr errungen. Tasso ist deshalb im Drama am feinsten und am eingehendsten gezeichnet, wie es der Hauptfigur ja auch zu kommt, und in der Darstellung dieses Charakters ist eine solche Kunst aufgeboten, wie sie kaum an einer andern Stelle unserer Literatur gefunden wird. Die große Gewandtheit und der geniale Blick des Gottfried von Straßburg in Tristan und Isolde ließe sich vergleichen.

Tasso ist ganz und gar Gefühlsnatur, bei jedem Anlaß überschwellend, und leicht zum Aeußersten getrieben. Naturen von dieser übermäßigen Reizbarkeit sind stets große Egoisten, und deshalb sind sie auch nicht im Stande, aus sich herauszutreten und ihr eigenes Wesen richtig zu erkennen. Nur die Beschäftigung mit sich selbst macht ihnen Vergnügen, und nur in die Sorge um sich selbst sich zu versenken besitzen sie die Fähigkeit; für andere sich in einem raschen Entschlusse

und im Sturm der Leidenschaft aufzuopfern, vermögen sie wohl, aber ein geduldiges sich Unterordnen, ein liebevolles Abwarten, ein Heben und Tragen anderer ist ihnen eine Unmöglichkeit, sie sind nur für sich selbst da. Sich durch seine Fantasie Freuden zu schaffen und diese Einbildung dauernd zu bewahren, möchte im geraden Gegensatz zu einer unfreundlichen oder auch nur gleichgültigen Gegenwart so leicht keinem gelingen, aber sich Leiden zu erdichten und in jedem absichtslosen Gebaren der Menschen eine Verrätherei, eine Tücke zu erkennen, das ist schon deshalb um so leichter, weil in der Wirklichkeit dergleichen ja auch oft genug vorkommt, und weil egoistische Menschen selbst sehr gern bereit sind, hinterlistige Falschheit gegen andere auszuüben. Sich Schmerzen zu erfinden, oder kleine Leiden mit geschäftiger Fantasie zu Ungeheuern zu vergrößern, ist ihnen eine so süße Beschäftigung, daß sie Verdruß und Sorge wie ein geliebtes Kind an ihrer Brust hegen, und selbst in Augenblicken überschwänglicher Freude sich umschauen, ob nicht irgendwo ein schwarzes Wölkchen zu erblicken sei. Ein Charakter dieser Art ist Tasso, und diese Gesinnung ist in ihm so überwiegend, daß selbst seine künstlerische Begabung dagegen zurücktritt, und der Dichter von der Krankheit des Menschen niedergedrückt zu werden Gefahr läuft. Noch ehe wir selbst ihn gesehen, reden die Prinzessin und Leonore von ihm als einem Kranken, und erschöpfen sich mit dem Fürsten in Plänen, wie er zu heilen sei. In Tasso's Sucht, sich sogar von den Freunden abzusondern, erscheint zugleich sehr bedeutsam seine Eitelkeit, und mit schwerem Vorwurf treffen den tiefsten Grund seiner kraftlosen Natur die ernsten, so ganz aus dem erfahrungsreichen Leben gegriffenen Worte des Alfonso:

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken; Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen;
Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Fühlt was er ist, und fühlt sich bald ein Mann.

Tasso ist kein Mann, er ist ein weicher Jüngling, dem das Leben die Form erst noch geben muß; seine Freunde finden täglich Gelegenheit, Geduld an ihm zu üben. Nun tritt er selbst vor unsere Augen, dem Fürsten überreicht er sein vollendetes Werk, das befreite Jerusalem, aber in den Worten, die er dazu spricht, tritt sogleich die eigene Persönlichkeit des Dichters vor das endlich vollendete Werk, und Tasso versenkt sich in die traurigen Zeiten seiner Jugend. Diese Erinnerungen und der Vergleich seiner gegenwärtigen frohen Lage am Hofe des gütigen Fürsten erregen sein Gefühl noch mehr, da sein Herz schon tief bewegt war, als er in Alfonso's Hände seine Dichtung niederlegte. Der Fürst winkt einer Schwester, der von Tasso heimlich geliebten, dem Dichter den Lorbeerkranz aufs Haupt zu setzen, der die Büste Virgil's ziert. Tasso empfängt den Kranz, das Zeichen der höchsten Dichterehre, auf Antrieb seines Fürsten und aus den Händen der Geliebten, die zugleich so hoch über ihm steht, seine Gefühle werden

höher und höher getrieben, und wir verstehen ihn, wenn er sagt, wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß sein Haupt träse, brenne der Kranz ihm die Kraft des Denkens aus der Stirn, und Fieberhitze bewege sein Blut. Auf eine vortreffliche Art werden hier jene aufgeregten Szenen begründet, in denen Tasso im Sturm seiner Gefühle die Katastrophe herbeiführt.

In diese Szene, in welcher Tasso im Mittelpunkte der Bewegung als der Hochgeehrte, der Einzige, der Genosse der größten Geister aller Zeiten steht, tritt Antonio hinein, und reizt sofort alles Interesse an sich. Er ist der Mann der klugen, wohldurchgeführten That, aller Schwärmerei abhold, der Wirklichkeit der Gegenwart zugethan, und daher der schärfste Gegensatz des Tasso; diese Gegensatz kündigt sich sehr fein schon in den ersten Worten an, die Antonio an Tasso's Gruß erwidert:

Du wirst mich wahrhaft finden, wenn du je
Aus deiner Welt in meine schauen magst.

Als Antonio's Wahrspruch könnte man die Worte anführen, die er dem Tasso zuruft: „Was gelten soll, muß wirken und muß dienen,“ und es geschieht nicht absichtslos und nicht wirkungslos, daß er in Gegenwart des schwärmerischen Tasso den realen, heitern, lebensfrohen Ariost mit berebten Worten preist. Gegenüber diesem thatkräftigen Antonio, der überall als Sieger, als Herrscher der Verhältnisse, die den Tasso einschließen, erscheint, wandelt den Tasso ein Gefühl der Sehnsucht nach einem gleichen Leben der frischen, fröhlichen That an; er, der seine Kräfte nicht kennt, weil er sie nie erprobt und geküßt, fühlt den Drang zu großer That in sich; doch fürchtet er selbst, auf diesem Gebiete ein Echo am Felsen zu verschwinden, wie ein nichts sich zu verlieren, und der beste Rath, der ihm gegeben werden kann, wird durch den Mund der Prinzessin ihm zu Theil:

Begnüge dich, aus einem kleinen Staate
Der dich beschützt, dem wilden Lauf der Welt
Wie von dem Ufer ruhig zuzusehen. —

Es ist höchst interessant zu beobachten, mit welcher Schmiegsamkeit Tasso in dem ersten Auftritt des zweiten Aufzuges, dem die eben angeführten Worte angehören, sich den Gedanken der Prinzessin gleichsam als poetischer Interpretator anschmiegt, und doch dabei stets sein liebes Ich in den Vordergrund stellt. Als ihm die Prinzessin auf seinen Seufzer, daß er den glänzenden Turnier der Ferrara vor einigen Jahren sah, nur als Zuschauer beigewohnt, entgegen sie könne ihm der Duldung stille Lehre bewähren, denn zu jener Zeit sei er krank gewesen, und erst nachdem alle Herrlichkeit verirauscht, habe sie den ersten Schritt wieder ins Leben thun können: da sind alle Gedanken an große Thaten aus Tasso's Seele sofort verschwunden, und mit derselben Begeisterung, mit welcher er vorhin die Schilde blitzen und die Lanzen splintern sah, gedenkt nun des Augenblicks, als er die Prinzessin zum erstenmal sah. Sie äußert damals habe sie an die Bekanntschaft mit dem Dichter neue Hoffnung geknüpft; nun nimmt Tasso diesen Gedanken sofort auf, setzt aber sich an die Stelle des Subjekts, und kommentirt die Worte der Prinzessin in folgender Weise:

Welch ein Moment war dieser! O vergib!
 Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
 Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
 So war auch ich von aller Fantasie,
 Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
 Mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.
 Wenn unerfahren die Begierde sich
 Nach tausend Gegenständen sonst verlor,
 Trat ich beschämt zuerst in mich zurück
 Und lernte nun das Wünschenswerthe kennen.

Die Prinzessin beklagt nun, daß aus dem frohen Kreise ihre Schwester Urrezia, die sich mit dem Herzoge von Urbino vermählte, scheiden mußte; sogleich nimmt Tasso ein, aber sogleich tritt auch sein Ich wieder hervor; es schmerzt ihn, sagt er, daß er in seinen Bestrebungen, der Prinzessin die Schwester zu ersetzen, so oft die unrechten Mittel gewählt und geschadet habe, statt zu nützen. Auf die Bemerkung der Prinzessin, daß Tasso die Menschen so wenig erkenne, weil er selbst sich ihnen nicht hingebende und auf ihre Aufforderung, sich dem Alfonso zu vertrauen, antwortet der Dichter, dessen Seele eben noch nach Heldenthaten durstig war, mit der Bedientenfrage:

Er ist mein Fürst! — Doch glaube nicht, daß mir
 Der Freiheit wilder Trieb den Busen blähe:
 Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein
 Und für den Edlen ist kein schöner Blick
 Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.

Der gerade Gegensatz dieser Gesinnung, die im Fürstendienste ihr ganzes eil steht, tritt an den Tag, als die Prinzessin ein Wort von der „goldenen eit“ hinwirft; sofort preist Tasso diese längst entschwundene, fast vergessene eit mit überchwänglichen Worten, und sieht seine Seligkeit nun wieder in der inziglich ungehemmten Freiheit, der erlaubt ist, was gefällt, selbst auf die Gefahr n, von dem Thiere sein Vorbild nehmen zu müssen. So tritt gerade in diesem Auftritte die schwankende Natur des Tasso sehr scharf hervor. Am schlusse desselben erfährt sein ohnehin erregtes Gemüth noch eine neue Aufgung: die Prinzessin gesteht dem Dichter in sehr offenen Worten ihre Neigung, d wie ein Feuerstrahl fällt dieses Geständniß in Tasso's Seele; seine Worte ehen so ungestüm hervor, daß die Prinzessin es für rathsam hält, sich zu fernern, und beim Weggehen dem Tasso ein warnendes: Nicht weiter! zuzujen. Aber der schwärmende Dichter überhört dieses Wort gänzlich:

Ich träumte mich dem höchsten Glücke nah,
 Doch dieses Glück ist über alle Träume.
 — freudetrunken schwankend
 Betret' ich diese Bahn.

Mitten in dieser Aufregung, die kaum noch höher getrieben werden kann, scheint dem Dichter Antonio, mit dem die Prinzessin ihn befreundet zu sehen wünscht. Tasso bietet ihm sofort Herz und Hand, doch Antonio ergreift die Hand nicht, da die Erfahrung ihn belehrt hat, daß Freundschaft sich nicht er-

zwingen lasse, und das Vertrauen eine köstliche Gabe sei, die man nicht leichtsinnig dem ersten besten, sondern nur dem siebenmal Geprüften geben müsse. Tasso versteht die Gründe dieser Weigerung nicht, sie bringt ihn auf, er wird beleidigend, Antonio's Spott treibt ihn zum Aeußersten, er vergiftet jede Rücksicht und zieht in den Räumen des herzoglichen Schlosses den Degen gegen Antonio. Der Fürst erscheint und hindert den Zweikampf; das Gesetz gebietet dem Tasso den Tod, der gütige Fürst mildert die Strafe in Stubenarrest. Aber nirgend liegen die Extreme einander näher, als im Gemüthe des Schwärmers: Tasso legt mit dem Degen auch den Kranz von sich und begibt sich trohend auf sein Zimmer, sein Groll, seine Wuth wirft sich in völliger Blindheit auf seine Wohlthäter, der Fürst, Leonore Sanvitale, selbst die Prinzessin, alle sind sie ihm nun Verräther, alle haben sie ihn eigennützig betrogen, haben ihm geschmeichelt, um ihm sein Gedicht aus den Händen zu winden, und nun sie's haben, nun stoßen sie ihn von sich. Ganz vortrefflich ist hier gezeigt, wie Tasso alles, was er selbst verschuldet, andern unterzulegen versteht, und wie das freundlichste Zureden, die klarste Darlegung der wirklichen Verhältnisse das Uebel nur vergrößert. Es ist ganz natürlich, daß Tasso, als die Prinzessin von ihm Abschied nimmt und in Bewegung die Worte spricht:

Ich muß dich lassen, und verlassen kann
Mein Herz dich nicht —

sofort mit aller Gluth der ungebändigten und völlig sinnlosen Leidenschaft die Prinzessin in seine Arme schließt und dadurch die Thore von Belrigardo auf ewig für sich zusperret. Noch einmal flammt die Wuth Tasso's auf, er schilt den Fürsten einen Tyrannen, die Prinzessin eine Sirene, die Gräfin eine Vuhlerin, den Antonio einen Warterknecht, um dann gänzlich zusammenzubrechen:

Zerbrochen ist das Steuer, und es tracht
Das Schiff an allen Seiten; bestend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!

Mit dieser bedingungslosen Bankrottserklärung wirft Tasso sich dem Antonio, dem bitter gehafteten und endlos geschmähten, in die Arme, und sieht seine einzige Rettung nur noch in ihm. Es ist ein ästhetischer wie ein dramatischer Fehler, daß Antonio auf Tasso's Verzweiflungsrede nicht ein einziges Wort erwidert.

Tasso ist der Hauptcharakter des Stückes, er nimmt den allerbreitesten Raum ein; von etwa 3500 Versen des Dramas spricht Tasso etwa 1500 allein, aliein beinahe die Hälfte. In der zweiten Stelle finden wir den Antonio, der allem zu Tasso das Gegentheil ist, thatkräftig, heiter, gesellig, theilnehmend, zur Aufopferung und zur duldsamen Pflege, wenn es gilt, gern bereit. Mit Sonneneinheit schreitet Antonio auf dem Wege vorwärts, der zu seinem Ziele amgeradesten führt, den Hindernissen weicht er geschickt aus, und deshalb erreicht er sein Ziel, während Tasso blind in die Wildniß stürzt, gegen jedes Hinderniß alle seine Kraft in Bewegung setzt, um schließlich machtlos davor niederzusenken und zuletzt ein Ziel zu erreichen, welches etwa der Gegensatz zu seiner ursprünglichen Absicht ist. In Antonio's Munde finden wir eine Menge goldner Lebensprüche, welche den Maximen des Tasso ungefähr wie das Heilmittel der Kran-

heit gegenüber treten. Um den Gegensatz dieser so fein gezeichneten Charaktere in scharfen Zügen zu erkennen, wäre es eine verdienstliche Arbeit, diese allgemeinen Sentenzen auszuziehen und einander gegenüber zu stellen. Eine kleine Unebenheit im Charakter des Antonio scheint es zu sein, daß wir in seinem ersten Auftreten und später im dritten Auftritt des zweiten Aufzugs an dem sonst so billigen und maßvollen Antonio eine Bitterkeit bemerken, nach deren Grund wir vergeblich forschen, und es ist ein Fehler, daß erst lange nachher uns der tiefste Grund zu dem Streite Tasso's und Antonio's in den Worten gegeben wird, welche der letztere der Leonore Sanvitale erwidert:

Ja, mich verdriest — und ich bekenn' es gern —
 Daß ich mich heut' so ohne Maß verlor.
 Allein gestehe, wenn ein wadrer Mann
 Mit heißer Stirn von saurer Arbeit kommt,
 Und spät am Abend im ersehnten Schatten
 Zu neuer Mühe auszuruhen denkt,
 Und findet dann von einem Müßiggänger
 Den Schatten breit besessen, soll er nicht
 Auch etwas Menschlich's in dem Busen fühlen?

Eine andere Schattirung des festen männlichen Charakters, den wir in Antonio bewunderten, finden wir in dem Fürsten, zu dem jedenfalls der Herzog Karl August die besten Züge geliehen. Die Gräfin erinnert durch die anmuthige Beschicklichkeit, mit der sie zu leiten und gelegentlich zu herrschen versteht, an Frau von Stein, während der blasse Mondscheincharakter der Prinzessin unverkennbar die Züge des Fräulein von Klettenberg trägt. Die Liebe der Prinzessin u Tasso scheint uns mehr in ihrem Verstande als in ihrem Herzen zu ruhen, enn die Prinzessin gehört zu den Personen, deren Gefühle niemals den Grad er Stärke erreichen, der sie über den zierlichen Rand des wohlgeschliffenen Gefäßes hinaus-schäumen läßt. Daß Tasso gerade in diese Prinzessin, welche em Dichter gegenüber stets so mütterlich verständig erscheint, sich so leidenschaftlich verliebt haben soll, will uns nicht recht in den Sinn.

Alle Charaktere, einzeln betrachtet, sind mit großer Sicherheit und mit außerordentlicher Vertiefung und Wahrheit gezeichnet, so daß Tasso von diesem beschränkt subjektiven Standpunkte aus stets eins der größten Meisterwerke der Charakteristik bleiben wird. Anders ist allerdings die Sache, wenn wir nach dem allgemein ästhetischen Werthe fragen. Der behandelte Gegenstand ist offenbar sehr kleinlich und unerquicklich: ein reichbegabter Dichter macht sich an dem Hofe des Fürsten, der sein Wohlthäter ist, durch seine kindische Taktlosigkeit unzulässig; er scheint schließlich die begangenen Fehler zu erkennen, aber wir gewinnen nicht die geringste Gewähr, daß Tasso in einem ähnlichen Falle anders handeln wird, und deshalb ist der Schluß des Stückes durchaus unbefriedigend und nichts weniger als erhebend. Aus dem Stücke einen freien ästhetischen Standpunkt zu gewinnen, ist überhaupt gar nicht möglich, es erscheint nicht als ein sich abgeschlossenes Ganze, sondern als ein bruchstückartiges Selbstbekenntniß, das es in der That auch ist. Ein bühnengerechtes Drama ist Tasso nunmal gar nicht, es ist durchaus ermüdend in der Aufführung, und beweist

auch in den Einzelheiten wenig dramatische Kunst; die Personen erscheinen auf der Bühne öfter völlig unmotivirt, nur weil sie gerade gebraucht werden, wie z. B. Tasso I, 3, Antonio II, 3, Alfons II, 4, und wenig Geschicklichkeit verräth es, daß bei der Katastrophe V, 4, Leonore und der Fürst eben über die Bühne laufen, um sogleich wieder zu verschwinden.

Die Verse fließen mit derselben Gewandtheit wie in der Ifigenie, der Ausdruck aber ist entschieden platter und prosaischer; von der Fülle der hochpoetischen Bilder der Ifigenie finden wir im Tasso kaum eine Spur. Wenn wir das ganze Stück überschauen, so müssen wir beklagen, daß so viel Kunst an einen undankbaren Gegenstand verschwendet worden ist. Torquato Tasso wurde am 3. Juli 1789 vollendet, und im Jahre 1809 zum erstenmal von dem Dichter an dem Stadttheater zu Weimar zur Aufführung gebracht. Göthe benutzte die erste Aufführung zu einer Huldigung für Wieland.*)

Aus dem Jahre 1790 stammen die Römischen Elegien. Sie sind nicht in Rom, sondern in Weimar gedichtet worden, und manches schöne Bild in ihnen ist dem Verkehr mit Kristiane Vulpius entlehnt worden. Die ersten sechs die siebzehnte und die achtzehnte Elegie sind verhältnißmäßig schwächer, die übrigen gehören zu dem Schönsten, was je geschrieben worden, und die herrliche dreizehnte Elegie möchte selbst aus der klassischen Literatur nur in den Elegien des Katull Seitenstücke haben. Es ist wunderbar, mit welcher Treue in diesen schönen Gedichten der Hauch des Alterthums wiedergegeben ist. Sie behandeln in der mannichfachen Form ein Thema, welches der heutigen Welt, im Gegensatz zum Alterthum, zu besprechen verwerflich erscheint, während viele im höchsten Grade unsittliche Sachen, wenn sie nur mit dem vorgeschriebenen Feigenkleid erscheinen, unbedenklich der Oeffentlichkeit übergeben und mit lästernem Behagen genossen werden. In den Elegien hat Göthe das Natürliche unterhalten, und mit reiner und keuscher Hand und mit einem warmen poetischen Anhauch geschildert. Schon Schiller hat mit Recht betont, daß die Gesetze des Anstands der unschuldigen Natur fremd, und für den Dichter nicht bindend seien. „Dichter“, sagt Schiller, „ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, das ist es auch ihm. Bist du, der du ihn liebst und nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch eine reinigende Gegenwart werden, so ist es dein Unglück, und nicht das seine: verlässest ihn, er hat nicht für dich gesungen.“ — Wenn Kristiane zur Aufführung so herrlicher Dichtungen Anlaß gab, so konnte sie unmöglich diejenige zu der manche Leute sie so gern machen wollten.

Zwei Jahre, nachdem Göthe von Italien heimgelehrt, führte ein besonderer Anlaß ihn wieder über die Alpen: Die Herzogin Amalie lehrte mit ihrem Gefolge aus Rom zurück, und Göthe reiste ihr nach Venedig entgegen. Das Söhnchen war um diese Zeit drei Monate alt, und der Abschied von Kristiane und dem Kinde machte ihn ganz mürbe, wie er schrieb. Am 3. April 1792 langte er in Venedig an; die Herzogin war noch nicht da, und Göthe kehrte nun die Lagunenstadt nach Gefallen durchstreifen. Sein besonderes Interesse

*) Vergl. II, 148.

jetwann diesmal ein herrliches Gemälde des großen Tizian, die Ermordung des Petrus Martyr. Bei diesem Aufenthalte in Venedig machte Göthe an einem verstorbenen Schaffschädel die Entdeckung, daß auch die Gesichtsknochen aus Wirbeln abzuleiten seien.

Da die Ankunft der Herzogin sich immer noch mehr verzögerte, so begann Göthe die Venezianischen Epigramme zu schreiben. Sehr treffend bemerkt Heinrich Viehoff III, 180 über dieselben: „Alles, was den Dichter seit der Rückkehr aus Italien verstimmt und gequält, der widerwärtige Eindruck, den die Entwicklung der französischen Revolution auf ihn machte, der Verdruß über die Symptome von Gleichgültigkeit, Abneigung und Geringschätzung, womit man ihm auf dem Gebiete der Naturforschung entgegentrat, der Aerger über das von Schiller und anderen genährte Genialitätswesen in der Poesie, die Verstimmung gegen die feinere Welt und ihre Prätenstionen, der Unmuth über die Fesseln, welche Konvenienz, Sitte und Religion dem Menschen auflegen, alles dies spielt sich in den Epigrammen mehr oder weniger deutlich ab.“ Der Geist der Epigramme ist ein vorwiegend verneinender; der Dichter nimmt Anstoß an Allem, was ihm begegnet. Mit Widerstreben läßt er sich vom Wagen dahinhleppen, ihn ärgern die Kutscher, die Lohnbedienten, das Land, das Volk, die Ärksten, ja die ganze Menschheit. Der Fremde erscheint dem Italiener nur als Feind, der geprellt werden muß, auch die Meister des Staates sorgen nur für sich. Das Land vergleicht er einem Amboss, der Herrscher ist ihm ein Hammer, das Volk ist das Blech, das in der Mitte sich krümmt und oft die willkürlichen Schläge des Hammers fühlt, die ihm nur Weulen, aber keine Form geben. Der Doge und der Nunzius des Papstes erscheinen ihm beide als Betrüger, die vor ihren prunkvollen Aufzug selber lächeln. Mit Ingrimm betrachtet er die strügenden Pfaffen und mit Verachtung das betrogene Volk:

Wie sie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen
 Daß man komme, nur ja plappre, wie gekern so heut.
 Scheltet mir nicht die Pfaffen, sie kennen des Menschen Bedürfnis;
 Deum wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

Mit Verachtung wendet er von den Schwärmern sich weg, die ihm werthlos und bedeutungslos wie der Sand am Meere scheinen; dann aber ruft er grimmig, jeden Schwärmer solle man vor dem dreißigsten Jahre an's Kreuz schlagen, mit der Betrogene nicht selbst ein Betrüger werde. Sogar der Schnupftabak zert den Dichter, der bekanntlich in seinem ganzen Leben der grimmigste Tabaksfeind war. Venedig ist ihm ein Frosch im Pfuhle, und schließlich übernimmt den Dichter die Galle so sehr, daß er auch von sich selbst nichts mehr denken lassen will:

Bielles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
 Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,
 Unbeständig jedoch und nichts gelernt noch gelehret.
 Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
 Deutsch zu schreiben. Und so verberb' ich unglücklicher Dichter
 In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

Zuweilen kommt eine ergreifende Erinnerung an das Glück vergangener Tage vor, wie jenes Epigramm, bei dem wir unwillkürlich der Frau von Stein gedenken:

Eine Liebe hatt' ich, sie war' mir lieber als alles.
Aber ich hab' sie nicht mehr. Schweig und ertrag' den Verlust!

Die Mufen sind dem Dichter alle entflohn, die Langeweile kommt, um sein Büchlein zu füllen; schließlich tritt die Liebe an die Stelle der Iestern, sein zierliches Mädchen gleicht der Lazerte, die schnell und beweglich dahinfährt, und nun ist aller Unmuth verschwunden, ewiger Frühling umschwebt den, der unter Amors Fittigen ruht, und hundert und hundert Jahre, wünscht der Dichter, möge dies Leben sich dehnen. In solchen Tönen verklingt die kleine Sammlung, die an Werth tief unter den Elegien steht, und eigentlich nur als biographisches Denkmal, als Ausdruck der Seelenstimmung des Dichters in einer verdrüßlicher Zeit, Interesse hat.

Am 6. Mai traf die Herzogin Amalie in Venedig ein, und brachte in ihrem Gefolge den Freund Göthe's, Heinrich Meier aus Rom mit. Das Leben gewann nun sofort einen sehr heitern Anstrich, und was zu sehen war, wurde mit Vergnügen beschäftigt. Das ganze Gefolge begab sich mit der lebensfrohen Fürstin noch nach Padua, Vicenza, Verona und Mantua. In der Mitte de Juni traf Göthe mit der Herzogin wieder in Weimar ein. Den Herzog Kar August fand er daselbst nicht, dieser befand sich seit dem Ende des Mai in Schlesien. Dort war ein großes preußisches Feldlager eingerichtet worden; man wollte damit einen Druck auf Oestreich ausüben, welches seinerseits in Böhme und Galizien Truppen sammelte. Der Kongreß von Reichenbach führte einen friedlichen Abschluß der Rüstungen herbei. Karl August war eine kriegerische Natur, der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen hatte ihm das Kommando über eine Brigade übertragen, und kaum war Göthe seines häßlichen Herdes wieder froh geworden, als der Herzog ihn zu sich nach Schlesia betief, wo er einmal, wie er schrieb, statt der Steine und Pflanzen die Felde mit Kriegern werde besät finden. Ungern trennte Göthe sich von seiner Familie und von seinen Studien, und ging am 26. Juli über Dresden nach der neu erworbenen preußischen Provinz. Die Brigade des Herzogs lag auf Dörfern in der Nähe von Breslau. Am 11. August traf der König von Preußen im Lager ein, und nun hatten in Breslau eine Reihe von Festen und kriegerischen Scharspielen mancherlei Art statt. Anfangs gefiel Göthe sich in dem bunten Treiben, bald aber entsagte er allen Festlichkeiten, verschloß sich in sein Zimmer und studirte vergleichende Anatomie. Gegen Ende des Monats ging er auf einige Tage in die Grafschaft Glatz, und im September unternahm er mit dem Direktor der schlesischen Bergwerke, dem Grafen Neben, einen Ausflug nach Lodenowiz, Krakau und den Salinen von Wieliczka. Gegen Ende September ward die Heimreise über Dresden angetreten; von der Betrachtung der herrlichen Kunstschätze daselbst zog ihn eine Sammlung von Thiergerippen vollständig an; und auch nach seiner Rückkehr nach Weimar beschäftigte er sich anhaltend mit Osteologie, obwohl die Herzogin Amalie und Herder ihm lebhaft zuredeten, für

dessen lieber seinen Wilhelm Meister zu vollenden. In der That wurde ein Stück des Werkes gefördert.

Das Jahr 1791 verlief ruhig und still. Göthe beschäftigte sich vorübergehend mit dem Studium des Kant, doch waren seine Bemühungen auf diesem ihm fremden Gebiete nicht anhaltend genug, um ihn die Lehre Kant's völlig erfassen zu lassen. Anhaltender gab er sich mit der Farbenlehre ab. Er glaubte schon früher gefunden zu haben, daß die Theorie Newton's falsch sei, und nun wollte er es unternehmen, ohne gründliche Vorkenntnisse in der Mathematik die Lehre des großen Naturforschers umzustossen. Eine Reihe von chromatischen Versuchen wurde in einer dunklen Kammer unternommen, und als Göthe die gewünschten Resultate sicher gewonnen glaubte, legte er dieselben einem Physiker zur Prüfung vor. Zu seiner Verwunderung nahm derselbe die Göthe'schen Ansichten sehr kühl auf und wollte den Irrthum Newton's durchaus nicht anerkennen. Göthe ließ sich nicht entmuthigen, er holte den Rath und das Urtheil von Dilettanten und Fachmännern ein, aber er mußte selbst gestehen, daß gerade die kenntnißreichsten Männer die entschiedenste Abneigung gegen seine Aufstellungen eigten. Göthe war aber der Meinung, daß diese Leute sich von der unfreundlichen Beschränkung ihrer wissenschaftlichen Gilde nicht losmachen könnten, und ihr Handwerksfynn ihm, einem nicht zur Kunst gehörigen, die Ehre einer durchreisenden neuen Entdeckung nicht zugestehen wolle. Zuerst veröffentlichte er ein eines Heft unter dem Titel „Beiträge zur Optik. Erstes Stück“, mit 7 Tafeln. Die Aufnahme des kleinen Buches von Seiten des Publikums und der Gelehrten war eine sehr unerfreuliche. Es hat bis heute nicht an solchen fehlt, die Göthe's Farbenlehre gegen Newton vertheidigt haben, und einige dieser Vertheidiger sind auch Physiker gewesen. Doch das ist unzweifelhaft, daß die Stimmen der sachwissenschaftlichen Autoritäten ohne Ausnahme die Meinung eilen, daß Göthe's System der Optik ganz unhaltbar ist, und seine Polemik gegen Newton meist auf Mißverständnissen beruht. Wir werden Göthe's optische Beschäftigungen fernerhin erwähnen, ohne näher auf sie einzugehen.

Ein anderes Interesse verdrängte die Naturstudien; am 1. Mai 1791 übernahm Göthe die Leitung des neuerrichteten Hoftheaters. Wie wir erzählten, trat an die Stelle des genialen Liebhabertheaters die stehende Truppe Bellomo's im Jahr 1784 getreten. Auf die Dauer befriedigte diese Gesellschaft nicht, sie wurde verlassen; die tüchtigsten Mitglieder behielt man bei und warb andere dazu, und Göthe übernahm es, in dem neugebauten Schauspielhause die Leistungen der Gesellschaft zu leiten und zu fördern. Am 7. Mai gab man die erste Vorstellung in Weimar und spielte den Sommer über in dem benachbarten Lauchstädt; am 1. Oktober in Weimar die Wintervorstellungen zu beginnen. Thätige Hülfe fand Göthe in seinem Freunde Einsiedel, der kurz zuvor aus Italien zurückgekehrt war, in dem uner müdlichen Konzertmeister Kranz und dem Bruder Christianens, Vulpius, der früher Romane schrieb und jetzt als Theaterdichter eine neue Thätigkeit entwickelte. Die Oper wurde mit Vorliebe gepflegt, Göthe selbst besserte einige Texte. Im Schauspiel verwandte man alle Mühe darauf, erst die ältere Stücke besonders gut einzutüben, wobei Göthe sich keine Mühe verhehen ließ. Er pflegte dabei in der Weise zu verfahren, daß er erst den

Hauptdarsteller einschulte und sodann das übrige Personal diesem anzunähern strebte. Noch im Laufe des Jahres 1791 kam Shakespeare's König Johann zur Aufführung; die Rolle des Arthur führte die vierzehnjährige Kristiane Neumann aus; sie war die nachgelassene Waise eines der besten Mitglieder der ehemaligen Bellomo'schen Gesellschaft. Das Kind war mit außerordentlichen Darstellungstalent begabt; sie starb leider sehr früh, Göthe setzte ihr ein unvergängliches Denkmal in der herrlichen Elegie Eufrosyne. Für die technische Leitung stand dem Dichter ein bejahrter Schauspieler Namens Josef Fischer zur Seite, der mit besonnener Ruhe den Dirigenten wirksam unterstützte. Bald war man im Stande, auch den Don Karlos von Schiller aufzuführen, und schon zum Anfange des Jahres 1792 war Don Juan von Mozart gegeben worden. Zwei sehr schöne Lieder Göthe's „An dem reinsten Frühlingsmorgen“ und „Bei dem Glanz der Abendröthe“ wurden um diese Zeit für die Oper „Die theatralischen Abenteuer“ gedichtet.

Für die neue Bühne vollendete Göthe im Jahre 1791 auch das Lustspiel „Der Großkosta“, welches in Italien entworfen worden war. Es behandelt die bekannte Halsbandgeschichte, in welche auch die Königin Marie Antoinette verwickelt war, der Hauptheld ist der Betrüger Cagliostro, nach dessen Familie Göthe, wie wir erzählten, sich in Palermo genau erkundigt hatte. Dieses elegante Stück, dessen Sprache in erschreckender Platttheit und Alltäglichkeit hinlänglich ist eine noch ärgere poetische Verflüchtigung als die Mitschuldigen, es behandelt einen Stoff als Lustspiel, der nicht allein unser ganzes Gefühl durch seine kolossale Gemeinheit empört, sondern auch eine gänzliche Zerrüttung aller gesellschaftlichen Zustände so schreiend vorführt, daß uns das sichere Gefühl, wir ständen vor einer furchtbaren Katastrophe, nicht einen Augenblick verläßt. Nur ein Wahnsinniger könnte unter solchen Umständen lachen. Göthe selbst bekennt die Aufführung dieses Stückes habe einen widervärtigen Eindruck gemacht und habe bei niemand Beifall gefunden. Daß Göthe sich zur Behandlung eines solchen Stoffes hingezogen fühlte, ist leicht erklärlich. Sein Gefühl, das in dieser so mächtig war wie nicht leicht in einem andern Menschen, war in der letzten Zeit von allen Seiten in sich zurückgedrängt worden; seine poetischen Arbeiten wurden kühl aufgenommen, seine optischen Versuche wurden belächelt, der Verlauf der französischen Revolution empörte ihn, da er in derselben nichts als gemeine Willkür sittenloser Schurken sah, und nun warf sein überreiztes, empfindsam aufgestautes Gefühl sich auf so stark gewürzte Stoffe, wie der Großkosta. Wir begegnen in Göthe's Leben einer ganzen Reihe solcher Werke, die gleichsam einen haut-gott an sich tragen, wir finden sie aber sämmtlich nur zu solchen Zeiten, in denen der Dichter sich in hohem Grade unbehaglich fühlte; es ist es mit den Mitschuldigen, mit den Venezianischen Epigrammen, mit dem Großkosta, mit dem Bürgergeneral, mit den Aufgeregten. Göthe's künstlerische Natur war nur dann in der Wahl der Stoffe glücklich, wenn der Dichter selbst sich glücklich fühlte; die beiden herrlichsten Werke, die Göthe seinem Besonderen schenkte, die Ifigenie und Hermann und Dorothea, stammen aus den glücklichsten Zeiten seines Lebens; die Ifigenie entstand in Rom, das genannte Epos zur Zeit der wärmsten Freundschaft mit Schiller, der, wie Göthe sagte, ihm sein

Jugend wiedergab. Auch die schönsten Stücke Göthe'scher Lyrik, wie z. B. *Hanymed*, *Grenzen der Menschheit*, und später die *Balladen*, gehören des Dichters glücklichsten Tagen an. Nur im warmen goldnen Sonnenschein öffnen sie Blumen ihre Kelche und zeigen die ganze Pracht ihrer Farben und die ganze Fülle ihres Duftes, im dumpfen, drückenden Zwielichte aber treiben sie nur krankhafte, bleiche Sprossen ohne Kraft und Leben. Auch des Dichters Herz ist der Blume gleich, auch für ihn ist der Sonnenschein Lebensbedürfniß, auch er muß seine Werke treiben lassen, und es ist nicht seine Schuld, wenn das zusammen gekrampfte Herz kein heiteres Leben, kein strahlendes Licht zu geben vermag.

Von dem Dichterherzen gilt ganz besonders das Wort Winkelmann's, daß um Leben mehr gehört, als sich satt essen und nicht nackend gehen, zumal für einen Dichter, der in seinen äußeren Lebensumständen stets so glänzend dagestanden hatte, wie Göthe, und den nichts jemals ernstlich und nachhaltig gezwungen hatte, seine Gefühle unter die Herrschaft des Willens zu beugen. Was andere begeisterte, das verletzte ihn oft, und wenn der Geist, der in die Welt der Kunst so tief und so umfassend eingedrungen war, dem brausenden Geiste einer hochaufgeregten Zeit nicht immer gerecht werden konnte, so sahen Zeitgenossen und Nachwelt öfter in demjenigen kalten, lieblosen Eigennuß, was doch nichts weiter und nichts anderes als der natürliche Ausfluß einer Sinnesart war, die von Natur ganz ungewöhnlich organisiert, und deshalb in manchem beschränkt, aber eben deshalb auch allein geeignet war, auf dem ihr eigenthümlichen Gebiete so Großes und Unsterbliches zu leisten. Diese Beschränktheit auf der einen, diese Großartigkeit auf der andern Seite finden wir besonders hervorstechend in den Aufzeichnungen, welche des Dichters Hand uns über seine Theilnahme an dem Zuge der Verbündeten nach Frankreich hinterlassen hat.

Nach der Reichenbacher Konvention hatte Preußen seinen Widerstand gegen Oestreich aufgegeben, und durch den Pillnitzer Vertrag ließ Friedrich Wilhelm der Zweite sich von demjenigen Staate ins Schlepptau nehmen, den Friedrich der Große für den natürlichen Feind Preußens erklärt hatte. Die beiden deutschen Großmächte schlossen ein Bündniß zur Herstellung des absoluten Königthums in Frankreich; nie ist ein ungerechterer Krieg geführt worden als der, welcher nun folgte, und der Mißerfolg desselben war nur zu sehr verdient. Ein reußisches Heer, verstärkt durch große Schaaren französischer Emigranten, zog im August des Jahres 1792 am linken Moselufer auf Longwy und Verdun zu, um über Chalons an der Marne nach Paris zu dringen; die Oestreicher wollten von Belgien aus vorgehen. Die Preußen führte der Herzog von Braunschweig, der König selbst befand sich bei dem Heere; auch der Herzog Karl August ging mit ins Feld, und Göthe, der einerseits in dankbarer Anhänglichkeit den Herzog nicht verlassen wollte, andrerseits die Welt von einer neuen Seite kennen zu lernen Verlangen trug, begleitete seinen Fürsten.

Das Heer war schon in Feindesland eingedrungen, als Göthe von Weimar aufbrach. Am 13. August kam er nach Frankfurt, wo er bei seiner Mutter die herzlichste Aufnahme fand; bis zum 20. verlebte er bei ihr frohe Tage. Schmerzsch empfang er es, daß sein alter Freund Merck nicht mehr war; im Juni 1791

hatte der sonst so starke Mann, überwältigt von häuslichen Leiden, von äußere Trübsal und von heftigen Körperschmerzen, in einem Anfall düsterer Schwermuth seinem Leben ein Ende gemacht. Nur ungern schied Göthe von seiner Mutter, am liebsten wäre er gleich nach Weimar zurückgekehrt. In Frankreich sah er vielfachen Entbehrungen entgegen, und an den Ereignissen nahm er so wenig wirklichen Antheil, daß er schrieb, ihm sei weder an dem Tode der aristokratischen noch der demokratischen Sünder im mindesten gelegen.

In Mainz verlebte Göthe zwei heitere Abende mit Schimmering, Huber, Forster und andern Freunden. Die Unterhaltung, bei welcher man die Politik ganz vermied, war sehr lebhaft, Göthe erging sich besonders in Schilderungen und Erzählungen aus Italien. Auf dem Wege über Bingen nach Trier traten die kriegerischen Zeiten immer deutlicher hervor, Trier selbst war von Truppen und Fuhrwerk dermaßen überfüllt, daß Göthe nur durch Hilfe eines befreundeten Offiziers, den er zufällig traf, ein Unterkommen bei einem Kanonikus fand. In Grevenmachern traf er das Korps der Emigranten, lauter Edelleute ohne Diener und Reitknechte; sie bedienten sich und ihre Pferde selbst, und auf einer großen Wiese hielten alle Arten von Fuhrwerk mit den Frauen, Kindern und Geliebten der Emigranten. An der bereits eroberten Festung Longwy vorüber kam Göthe am 27. August vor dem Lager von Brocourt an. Regen und Sturm tobten heftig, die Wege waren aufgewühlt, alles hatte sich in die Zelte verfrachtet. Nur mit Mühe machte er den Standort des Weimarischen Regiments ausfindig, und wurde nun von Freunden und Bekannten herzlich begrüßt. Man wollte ihm ein Zelt einräumen, doch zog er es vor, bei Tage sich bei den Bekannten aufzuhalten und sein Nachtquartier in seinem großen Schlafwagen zu nehmen, der ihm eine warme und trodene Lagerstätte gewährte; des tiefen Schmutzes wegen mußte er sich jedoch in denselben jedesmal tragen lassen.

Unter diesen seltsamen Verhältnissen feierte er seinen dreißigsten Geburtstag. Am Morgen desselben ritt er mit einigen Freunden nach Longwy und ließ sich bei heiterer Mittagstafel im traulichen Kreise alter Kameraden die Erlebnisse ihres bisherigen Zuges von Aschersleben über Göttingen und Koblenz bis auf französischen Boden erzählen. Der Abend versammelte die Gesellschaft sehr zahlreich im großen Zelte des Lagers, das man des schlechten Wetters wegen nicht verlassen konnte. In allen Kreisen des Heeres zeigte sich Haß und Verachtung des revolutionären Frankreichs, und niemand zweifelte im mindesten daran, daß die Verbündeten binnen kurzer Zeit in Paris sein würden, obwoh die unsäglichen Beschwerden des Marsches schon sehr zahlreiche Opfer gefordert hatten. Mit den Offizieren des Weimarischen Regiments verabredete Göthe, daß er sich stets zu ihnen halten wolle; auf diese Weise war er den Gefahren kriegerischer Ereignisse mehr ausgesetzt, er entging aber auch der trostlosen Ansicht, in dem endlosen Troß sich fortschleppen zu müssen.

Am 29. August brach das Heer aus dem Lager von Brocourt auf und setzte seinen beschwerlichen Zug langsam fort. Alles Fuhrwerk mußte mit der Nachtrab ziehen, nur jeder Regimentschef durfte einen Wagen vor seinem Zug hergehen lassen. Das Weimarische Regiment bildete den Vortrab, und da Göthe im Wagen vorauffuhr, so führte der Dichter diesmal die verbündete Armee an

Als der König von Preußen, der sich mit seinem Gefolge am Wege aufgestellt hatte, das Fuhrwerk gewahrte, ritt er heran und fragte, wer der Eigenthümer sei. Mit der lauten Antwort: Herzog von Weimar! fuhr Göthe weiter. Als die Wege besser wurden, bestieg er sein Pferd, und nun ging es freier vorwärts. Der König und der Herzog von Braunschweig ritten mehrmals an der Seite des Juges mit einem langen Gefolge vorüber. Des Abends nahm eine liebliche Waldwiese die Ernüdeten im Lager vor Pillon auf. Am 30. August langte man vor Verdun an und schlug vor der Stadt ein Lager auf. Am nächsten Tage traf Göthe auf einer Wiese eine Anzahl Soldaten an einem Duell, in dem sie nach unzähligen kleinen Fischen angelten. Er hatte kaum einige Augenblicke zugehört, so bemerkte er, daß die Fische bei jeder Bewegung in verschiedenen Farben spielten. Als er dem Grunde dieser Erscheinung nachforschte, sah er auf dem Boden des Wassers ein Stück Steingut, das aus der Tiefe herauf in den schönsten prismatischen Farben schillerte. Er freute sich unbeschreiblich, hier unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu sehen, weshalb sich die Lehrer der Physik mit ihren Schülern in ein dunkles Zimmer einsperrten.

Um Mitternacht begann das Bombardement der Festung; Göthe beobachtete das seltene Schauspiel, und traf mit dem Fürsten Neuf zusammen; sie wandelten hinter Weinbergsmauern, die sie vor den Kugeln der Belagerten schützten, hin und her, und der Fürst fragte ihn, womit er sich gegenwärtig beschäftige. Zu seiner Verwunderung begann der Dichter einen Vortrag über Farbenlehre, und da der Fürst mit lebhafter Aufmerksamkeit folgte, so entwickelte Göthe unter dem Krachen der Batterien und dem Singen der Bomben seine Theorie, bis die Kälte des anbrechenden Morgens sie zu einem mächtigen Kohlenfeuer im Bivouac der Oestreicher trieb.

Die Festung Verdun kapitulirte am 2. September, Göthe ritt am nächsten Tage in größerer Gesellschaft in die Stadt, besichtigte die Verteidigungsanstalten und die Verwüstungen der Kugeln, und versäumte nicht, auch die berühmten liqueure und Drageen zu probiren. Für die lieben Zurückgebliebenen am Ufer er Alm wurden Kistchen gepackt und den Kurieren übergeben, welche die Nachricht von dem bisherigen Kriegsglück nach Deutschland brachten.

Doch die Nachrichten blieben nicht lange mehr günstig. Der Herzog von Braunschweig, dem etwa eben so viel zum großen Feldherrn fehlte, als ihm zum Men Menschen mangelte, zeigte seine ganze Unentschlossenheit, seine zaudernde Schwäche genugsam. Noch hätte er die Pässe der Ardennen ohne Schwertstreich setzen können, und dann lag der Weg nach Paris offen vor ihm, denn der indliche Befehlshaber, Dumouriez, hatte anfangs nur wenige unzuverlässige ruppen bei sich. Als aber am 17. und 18. September Beurnonville und eMermann mit einer Verstärkung von 37000 Mann eintrafen, wurde die Lage r Verblindeten immer ungünstiger. Vom 6. bis zum 11. September blieb der r Herzog von Braunschweig unthätig vor Verdun im Schlamm liegen, dann setzte seinen Weg auf dem Gebirgsrücken fort, der die Gewässer der Maas und re scheidet, an den verschanzten Bergschluchten vorüber, in denen der Feind erte. Schreckliches Unwetter machte die Wege grundlos, Entbehrungen und den aller Art stellten sich ein. In dieser schlimmen und verhängnißvollen

Lage bewährte Göthe die Größe seines Geistes auf glänzende Weise. Wie auf jenem strandenden Schiffe an den Felsen von Capri, so rebete er auch hier seinen Leidensgefährten Muth ein, ertheilte seine Rathschläge und leistete thatfächliche Hülfe, und unter allen Drängsalen hatte er selbst in den kritischsten Augenblicken noch Fassung genug, um seinen wissenschaftlichen Studien nachzuhängen. Am 12. September Abends lagerten die Verbündeten unfern Landres, ihnen gegenüber lag der Feind in seinen Bergschluchten, aus denen er jeden Augenblick hervorbrechen konnte; auf Göthe's Zelt peitschte der Regens Sturm mit solcher Macht, daß die Tropfen durch die Zeltdecke schlugen. Der Dichter aber diktirte in dieser Lage ruhig seine Wahrnehmungen über jene Farbenerscheinungen der Quelle, und zeichnete nachher die Figuren an den Rand. Diese Papiere mit den Spuren des Regenwetters bewahrte er lange als Erinnerung auf.

Bis Balmy war man vorgebrungen; der kampflustige König von Preußen drängte zur Schlacht selbst gegen den überlegenen Feind. Scheinbar gab der Herzog von Braunschweig nach, am 20. September eröffnete er den Angriff auf Kellermann's Korps, das leicht zu durchbrechen gewesen wäre. Aber kaum begonnen ward der Kampf auch sogleich wieder abgebrochen, und statt vorzugehen, ließ der Herzog die Geschütze auffahren und pufte in die Welt hinein, ohne Schaden zu thun. Göthe erzählt: „Man schoß mit Kanonen völlig als wäre es ein Pelotonfeuer, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr, nach einiger Pause, war es am gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz eigentümlichsten Sinne, und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung.“

Das Weimarische Regiment bildete an diesem Tage den Vortrab, Göthe begleitete es zu Pferde; gleich beim ersten Angriff kam er in den Bereich der feindlichen Kugeln, die er duzendweise um sich niederschlagen sah. Der Befehl des Herzogs zum Rückzuge entfernte das Regiment von der gefährlichen Stelle. Doch der Dichter, der in den lebhaftesten Gefühlen seine höchste Lust fand, fühlte von der Gefahr sich unwiderstehlich, geheimnißvoll angezogen, wie der Fischer von dem Gefange der Seejungfrau. Ganz allein ritt Göthe auf den Höhen vor der feindlichen Stellung zu, die er deutlich überschaute. Befreundete Offiziere, denen er begegnete, waren höchst verwundert, ihn an dieser Stelle zu finden, und wollten ihn mit zurück nehmen, aber Göthe entwand sich ihnen und dem Kugelregen ganz gelassen entgegen. Als er die Kugeln um sich her sanfte hörte, bemerkte er bald, daß etwas Besonderes in ihm vorgehe; es war ihm als befände er sich an einem sehr heißen Orte und als sei er selbst von dieser Hitze völlig durchdrungen; die Augen schienen ihm nichts von ihrer Stärke und der Blick nichts von der Deutlichkeit zu verlieren, doch war es, als hätte die Umgebung einen braunröthlichen Ton angenommen. Dieser drückende Zustand schien ihm eigentlich durch das Gehör erregt zu werden, und der Ton der fliegenden Kugeln, so meinte er, sei zusammengesetzt aus dem Drummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels. Von Bewegung des Blutes konnte er nichts bemerken, vielmehr schien die einzige Wirkung jene Gluth zu sein, die sofort erlosch, als er zurückgeritten und völlig

Sicherheit war. Dieses abenteuerlichen Rittes gedachten die Kriegskameraden später noch oft mit Scherz und Verwunderung.

Der 20. September, an dem diese berüchtigte Kanonade von Balmly stattfand, war der Tag, der die Unfähigkeit des obersten Heerführers hell ans Licht stellte. Jedem Soldaten wurde es nun klar, wie beschämend und hoffnungslos zugleich die augenblickliche Lage war. Auf beherrschenden Höhen sah man den Feind in Uebermacht aufgestellt, die Krankheiten wurden täglich heftiger, die Lebensmittel immer spärlicher, Wind und Regenwetter tobten unaufhörlich fort. Am 24. September schloß man mit Dumouriez eine Waffenruhe und suchte ihn durch Unterhandlungen in das Interesse der Verbündeten zu ziehen. Diese Tage einer bedenklichen Ruhe benutzte Göthe zu seinen Forschungen, er untersuchte die Gestalt mehrerer Kanonenkugeln, die man ihm brachte, und indem er auf diese Weise sich selbst in der Sorge des peinlichen Augenblicks aufrecht erhielt, ermunterten seine Worte auch seine Umgebung. Als man eines Abends im Zelte des Herzogs misgunthig die klägliche Lage des Heeres besprach, erzählte Göthe aus dem Feldzuge Ludwig's des Heiligen in Egipten die drangvollsten Begebenheiten, und schloß mit den Worten, welche mitten im größten Unheil der Graf von Saisons scherzend dem Ritter Joinville zurief: „Senechal, laßt das Hundepack bellen und blöken; bei Gottes Thron! von diesem Tage sprechen wir noch im Zimmer vor den Damen!“

Die einzige Rettung des verbündeten Heeres blieb schließlich ein schleuniger Rückzug, der am Abend des 29. Septembers angetreten wurde. Hätte der Feind, der auf beiden Seiten und im Rücken stand, jetzt mit Nachdruck angegriffen, so wäre an keine Rettung zu denken gewesen; doch glücklicherweise wurde der Rückzug nicht belästigt, der ohnehin der graunollen Bilder so viele bot, daß Göthe seine ganze Geisteskraft zusammen nehmen mußte, um von der allgemeinen Niedergeschlagenheit nicht mitergriffen zu werden. Nachts, wenn alles schlief, beschaute er lange Zeit die weithin gelagerten Massen von Menschen und Pferden, die ohne Bewegung ruhten; der Wind war still, der Mond schien durch leichte, zerrissene Wolken und beleuchtete mit Tageshelle ein Bild, das eine würdige Aufgabe für den Pinsel des größten Malers gewesen wäre.

In kleinen Tagemärschen gelangte das Heer am 3. Oktober bis nach Grandpree; ein unendlicher Regen lähmte nun abermals jede Bewegung. Göthe's Halbhaise war mit vier Pferden bespannt, und doch konnte sie kaum fortgebracht werden. Um sie zu erleichtern bestieg Göthe den sechsspännigen Rückenwagen und studirte in einem syrakalischen Wörterbuche. Einer der schmerzlichsten Augenblicke für Göthe war das Scheiden vom Schlosse Grandpree, wo mehrere Hundert Kranke der Menschlichkeit des Feindes überlassen wurden. Göthe's Gefährten sagten, dies sei das einzige Mal gewesen, wo er ein verdrießliches Gesicht gemacht und sie weder durch Ernst gestärkt noch durch Scherz erheitert habe. Eine kurze Erholung gewährte der 5. Oktober, der als Rasttag in einem freundlichen Quartiere zu Sivry verbracht wurde.

Auf dem weitem Rückzuge vermiffte Göthe plötzlich seinen Wagen, ein Geschenk seines Fürsten, und mit demselben seinen Koffer mit Kleidungsstücken, Manuskripten, seine Briefftasche mit Geld und bedeutenden Papieren; das alles

schien nun unwiederbringlich verloren. Am 7. Oktober überschritt man die Maas und schlug den Weg nach Verdun ein. Das Wetter war furchtbarer als je, im Lager von Consvoy gab es kein Stroh, kein Brettstück, nichts als den kalten feuchten Boden zur Ruhestelle, und dieser Zustand erfuhr in zwei Tagen und zwei Nächten keine Verbesserung. Im Gefolge des Herzogs von Weimar befanden sich mehrere Kranke, deren Zustand sehr kläglich war; der Herzog beschloß, sie nach Verdun zu schicken, und auf seine Ermahnung nahm Göthe einen Platz in dem Wagen der Ruhrkranken ein; von Furcht vor Ansteckung wußte er nichts. Unterwegs war es höchst erfreulich, als Göthe's Wagen mit seinem vollständigen Inhalte sich wiederfand. In Verdun wurde ohne Umstände in einem ansehnlichen Hause Quartier genommen. Man dachte hier sich ausruhen zu können, allein der Commandant der Festung ließ ihnen sagen, sie möchten ja am folgenden Morgen um drei Uhr aus der Stadt zu kommen suchen. Verdun wurde von den Verbündeten aufgegeben, und am frühesten Morgen des 11. Oktober fand Göthe sich mit seinen Gefährten in einen langen Zug von Krankenwagen eingeschaltet, der im Leichenschritt sich gegen Estain bewegte, unter beständiger Gefahr, in die Seitengräben der schmalen Straße geworfen zu werden. Das Getümmel des Rückzuges wurde immer. sinnverwirrender, immer schrecklicher. Ueber Sevincourt und Longwy zog man auf schlechten Wegen weiter; umgestürzte Wagen, todt Pferde, von denen die besten Theile abgeschnitten waren, menschliche Leichen, ausgezogen und geplündert, lagen auf Feldern und Wiesen umher. Der Herzog hatte den Reisenden einen Husaren zur Begleitung mitgegeben, der in dieser Gegend Verwandte hatte. Auf seinen Rath machte man einen Umweg über Arlon, wo Göthe von ansehnlichen und wadern Leuten gar freundlich bewirthet wurde. Auf trefflicher Kunststraße ging es dann nach Luxemburg weiter, wo Göthe am 14. Oktober wohlbehalten anlangte. Um die Hälfte vermindert, kam am 23. Oktober auch das preussische Heer hier an, und verwandelte die Stadt in ein ungeheures Lazareth.

In Luxemburg wählte Göthe sich ein freundliches Quartier, nach der Hofseite gelegen, das still wie eine Klosterzelle war. In seiner Einsamkeit schloß er seinen Koffer auf und erfreute sich an dem unverletzten Besitz seiner Habseligkeiten. Die Aufzeichnungen zur Farbenlehre nahm er mit Interesse hervor, aber ein begonnenes Kriegstagebuch wagte er nicht anzurühren, aus Furcht, vergangenen Verdruß wieder lebendig werden zu sehen. Sobald er den Fuß vor die Hausthür setzte, befand er sich wieder in dem lebhaftesten Getümmel; Kranke wurden den Lazarethten zugeführt, zerstückte Waffen und zerbrochene Wagen wurden hergestellt, und was sonst noch zum Nachspiel des Krieges gehört. Mit großer Aufmerksamkeit betrachtete Göthe die über einander gethürmte Festung, in mehreren einsamen Wanderungen suchte er sich den Plan der steilen Raffen, in denen auch Bäume und Gebüsch noch Platz hatten, zu erklären, und da alles Zeichnen in der Festung so streng verboten war, so entwarf Göthe zu Hause einige Zeichnungen. Am 22. Oktober wurde die Fahrt nach Trier fortgesetzt. Ein langentbehrter Sonnenblick belebte die Gegend, als er sich dem Monument von Tzel näherte. Diese berühmte Säule, das schönste Römerdenkmal diesseit der Alpen, 71 Fuß hoch, am Fuß 16 Fuß breit, ist aus Sandstein; sie enthält

in verschiedenen Feldern gut erhaltene allegorische Darstellungen aus dem Leben, die sie als ein Denkmal der reichen und angesehenen Familie der Sekundiner kennzeichnen, die in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts der kristlichen Zeit in jenen Gegenden ansässig war. Göthe verweilte lange bei dem schönen Denkmale, das ihm wie der Leuchthurm dem Schiffer in der Nacht entgegenlänzte, und aus der näglichen Gegenwart ihn freundlich in die Welt des Alterthums hineinwies.

Ein Anfall von Ruhr, der herrschenden Krankheit, nöthigte zu einer Ruhe von mehreren Tagen in Trier, wo Göthe sein altes Quartier bei dem Kanonikus wieder aufsuchte. Ein junger Lehrer besuchte ihn öfter und gab Anlaß zu genugsreichen naturhistorischen Unterhaltungen. Als Göthe nach einigen Tagen ausgehen durfte, waren ihm keine erquickenden Bilder aufbehalten. Der Wüthmuth über den ebenso unglücklichen wie schimpflichen Feldzug gab sich in allen Mienen, in allen Worten kund; besonders wenig verschonte man den obersten Heerführer, der seinen Feldherrnrühm auf immer eingebüßt zu haben schien. Ernste Besorgniß erweckten die Nachrichten von den raschen Erfolgen Eustine's, welcher das große Magazin der Verbündeten in Speier erbeutet und die Uebergabe von Mainz zu bewirken gewußt hatte. Mit großem Bedenken vernahm man, daß eine ansehnliche Zahl gerade der bedeutendsten Männer den Freiheitsideen der Franzosen zuzubehelte und gemeinsame Sache mit ihnen machte. In Mainz war Göthe's Freund Forster einer der Leiter im Klub der Patrioten, welche den Anschluß an die französische Republik betrieben.

In diesen Sorgen, die für Göthe so sehr unliebsam waren, kam ihm ein verspäteter Brief seiner Mutter zu, die im Auftrage des Frankfurter Rathes bei ihm anfragte, ob er eine Stelle als Rathsherr anzunehmen geneigt sei. Göthe fühlte sich freudig berührt durch diese Anhänglichkeit seiner Vaterstadt, die ihm ein unter allen Umständen sicheres Asyl aufzubewahren versprach, aber er schwankte keinen Augenblick, den Ruf abzulehnen, der für ihn ohnehin keine materielle Verbesserung gewesen sein würde. Die Dankbarkeit gegen den Herzog, der ihn zu allen Zeiten mit einer an einem Fürsten völlig unerhörten Großherzigkeit, mit wahrer Freundschaft behandelt hatte, fesselte ihn an das Weimarische Fürstenhaus enger, als Geburt und Erziehung ihn mit seiner Vaterstadt verbanden.

Bis in die ersten Tage des November verweilte Göthe in Trier, und lernte in Begleitung des jungen Lehrers, der überall wohl unterrichtet war, die herrlichen Baudenkmale aus der Römerzeit kennen. Den gothischen Bauwerken schenkte Göthe jetzt keine Aufmerksamkeit mehr, da seine Theilnahme für deutsche Kunst während des römischen Aufenthaltes völlig in ihm erloschen war. Am 29. Oktober traf der Herzog Karl August mit seinem Regimente in Trier ein und nahm in dem reichen Kloster St. Maximin Quartier, das dicht am östlichen Thore Triers liegt und jetzt als Kaserne benutzt wird. Das Gebäude fand Göthe damals wahrhaft fürstlich, und im Hinblick auf die lebensfrohe Römerzeit und die genugsverlangenden Nachfolger derselben schrieb Göthe damals die Verse:

Trierische Hügel beherrschte Dionysos, aber der Bischof
Dionysius trieb ihn und die Seinen herab.

Kristlich lagerten sich Balzhantenschaaren im Thale,
Hinter die Mauern versteckt üben sie alten Gebrauch.

Die Wege von Trier nach Koblenz waren von Armeekolonnen überfüllt, Göthe machte die Fahrt daher in einem Rahne und ließ seinen Wagen sich nachsenden; ihn begleitete außer seinem Diener Paul noch ein ihm bekannter preußischer Offizier. Die Schönheit dieser Fahrt, auf welcher der Fluß sich unter zahllosen Krümmungen durch die Felsen dahinwand, wurde nach Gebühr gewürdigt. Eine Strecke vor Trarbach überfiel die Reisenden die Nacht, die ein plötzlich ausbrechender Sturm so finster und gefährlich machte, daß der Schiffer völlig rathlos dasaß; Göthe's getreuer Paul zog Rock und Stiefel aus, um im schlimmsten Fall seinen Herrn durch Schwimmen zu retten, denn eine Welle nach der andern schlug über das Schiff weg. Der aufgewühlte Strom warf sie hin und her, bis endlich dem spähenden Auge ein Licht wie ein Hoffnungsstern erschien; mit neuer Kraft ergriff der Schiffer die Ruder, und glücklich gelangte man nach Trarbach, wo ein angesehenener Kaufmann, der die Ankunft von Fremden in dieser unholden Nacht erfuhr, sie in sein Haus lud und mit köstlichem Moselwein bewirthete. Die Fahrt nach Koblenz lief glücklich ab, und am Ende derselben entzückte den Dichter der herrliche Blick auf die Moselbrücke, das aufsteigende Ehrenbreitenstein, Koblenz und den Rhein. Göthe zählte diesen Anblick zu den schönsten, die er genossen.

In Koblenz sammelte sich inzwischen das Heer, auch der König von Preußen traf ein, es wurde über die Weiterführung des Krieges berathen. Göthe suchte sich dem glänzenden Getümmel zu entziehen, auf einsamen Spaziergängen überdachte er die Ereignisse der letzten Wochen, und vom Ufer des Rheines schaute er nach Ehrenbreitenstein hinüber, in seiner Erinnerung wurden jene friedlich schönen Stunden wieder lebendig, die er in dem Hause der Frau von La Roche da drüben einst verlebte. Es zog ihn hinweg aus dem Kriegsgetümmel, das ihn beengte und verwirrte, er sehnte sich, die gewaltsame Welt mit dem treu- trauren Freunde zu vertauschen, und als das Regiment des Herzogs zur Fortsetzung des Krieges auf das rechte Rheinufer zu gehen sich anschickte, erbat der Dichter sich Urlaub und miethete ein Ruderboot nach Düsseldorf. Vom treuen Paul begleitet, schwamm er mit seinen Habseligkeiten den schönen Strom hinab, und je weiter das Kriegsgetümmel hinter ihm zurückblieb, desto mehr erschämte ihm die Vergangenheit wie ein böser Traum. Am Abend des zweiten Tages gelangte er nach Düsseldorf, ließ sich mit Laternen nach Pempelfort bringen, und fand bei seinem überraschten Freunde Jakobi die freundlichste Aufnahme. Seiner Zeit, wo die beiden Freunde im Rausch der Jugendgefühle ihre überwallende Herzen in Gesprächen ausschütteten, denen selbst die Nacht ein Ende zu setzen nicht vermochte, war viel Wasser den Strom hinabgerauscht, und der Dichter des Königs von Thule war ein anderer geworden. Jakobi hatte sich immer noch nicht von jener gefühlsselligen, nach Mittheilung begierig verlangenden Schwärmere losgerissen, Göthe aber hatte in ernstem Streben gerungen, ein Mann und ein wahrhafter, besonnener Künstler zu werden, und er war beides geworden. Seine Festigkeit und seine Sicherheit erschien den Freunden als Kälte und als Herbitheit. Göthe's naturwissenschaftliche Studien fanden kaum einen schwachen Anklang, sie erschienen diesem Kreise eine wenig bedeutende Nebenbeschäftigung, die der Lebensbestimmung des Dichters Eintrag that. Eben so wenig wie auf dieser

Gebiete traf man bei den politischen Ansichten zusammen, da die Düsseldorfser Freunde den demokratischen Ideen nicht abhold waren, während Göthe nicht begreifen konnte, wie man das lange erprobte Alte dem ungeprüften Neuen so unbedenklich aufopfern könne. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß in Jakobi's Hause eine orthodoxe Luft wehte, während Göthe's Stimmung gegen das Christenthum seit der italienischen Reise eine geradezu feindselige war. Erwägt man dazu noch, daß mancherlei schiefe Gerüchte über Göthe's eigenthümliches häusliches Verhältniß bei den beschränkten Bewohnern von Pempelfort nicht ohne Anstoß zu erregen vorkübergegangen waren, so können wir uns genugsam erklären, daß mehr als Ein starres Hinderniß der ungehemmten Mittheilung entgegentrat. Göthe begann einen Theil jenes Werkes aus seinem Manuscript vorzulesen, von dem wir einige Bruchstücke unter dem Titel „Reise der Söhne Megaprazon's“ besitzen. In diesem Werke, das sich an den Pantagruel des Rabelais in einigen äußerlichen Beziehungen anlehnt, wollte Göthe darstellen, daß jede mit Leidenschaft ins Leben gesetzte politische Meinung ihre Schattenseiten habe, und daß der wahre Politiker über den Parteien stehen müsse. Die Vorlesung fand so wenig Anklang, daß Göthe sie bei einer passenden Gelegenheit abbrach. Man gab ihm die Ifigenie in die Hand, doch seine Seele war von den Schreckensbildern der vergangenen Wochen noch so sehr erfüllt, daß ihm dieses vom tiefsten Frieden gefättigte Werk nicht recht geläufig war, und ebenso wenig paßte der Debipus auf Kolonos des Sophokles zu seiner damaligen Gemüthsstimmung.

Doch die Erinnerung an gemeinsam verlebte schöne Jugendstunden zog das Band der Zuneigung, welches die verschiedene Geistesrichtung lockerte, immer wieder fester an, und Göthe fühlte sich so heimisch in dem gemüthvollen Kreise, daß er fast vier Wochen in Pempelfort verweilte. Und im Verlauf ihrer gegenseitigen Mittheilungen fand es sich auch hier, daß alle redlich Strebenden nach Einem Ziele schauen, denn so wie Göthe seinem Freunde Jakobi zugestand, daß ein reines, aller egoistischen und gaullermäßigen Zuthaten entkleidetes Christenthum der Gipfel der Menschlichkeit sei, so gab wiederum Jakobi dem Dichter Recht, wenn derselbe sein Heidenthum — wie er es scherzend nannte — dem vorzog, was so landläufig Christenthum genannt wird. Was aber aller Herzen mit unwiderstehlicher Gewalt in den Zauberkreis des Dichters bannte, das waren seine Schilderungen von Italien, die mit Entzücken von allen angehört wurden. Der rühmlich erwähnte preussische Staatsmann Herr von Dohn, der damals ebenfalls als Gast in Pempelfort verweilte, wurde von Göthe's Unterhaltung so ergriffen, daß er alles was er von ihm gehört, zu Papiere zu bringen beschloß; eine Krankheit verhinderte ihn leider, dieses Unternehmen auszuführen. In sein Tagebuch schrieb Herr von Dohn damals die Worte: „Göthe sprach viel und gut; tiefe Blicke über kristliche Religion; überall tiefeindringender Scharffinn mit sehr viel Wig.“

Von Pempelfort aus begab Göthe mit den Freunden sich öfter nach Düsseldorf, um sich an dem Besuche der herrlichen Gemäldegallerie zu erfreuen. Bekanntlich besaß Düsseldorf damals noch die Gemälde, welche der König von Baiern Max Josef im Jahre 1805 nach München bringen ließ; sie sind daselbst jetzt als der beste Schatz der alten Pinakothek aufgestellt. Göthe's

Freunde waren damals ausschließlich Verehrer der italienischen Schule und blickten auf die Niederländer mit Geringschätzung. Es ist bezeichnend für den aller ungerechten Parteilichkeit abholden Sinn des Dichters, daß er für die Niederländer eintrat und mit Vorliebe in dem Saale des Rubens verweilte, obwohl auch er in seinen Anschauungen mehr auf Seite der italienischen als der niederländischen Malerei stand.

Gegen den Anfang des Dezember schied Göthe aus Pempelfort und fuhr in Jacobi's Reisewagen, da seine eigene Chaise noch nicht angekommen war, auf schlechten Wegen und bei schlechtem Wetter nach Münster, wo er im Hause der Fürstin Galizin alles zur freundlichsten Aufnahme vorbereitet fand. Göthe hatte die Fürstin in Weimar kennen gelernt, und in ihr eine reine edle Seele erkannt; obwohl die Fürstin katholisch und strenggläubig war, so hatte sie doch eine hohe Meinung von dem Dichter gewonnen, dem sie stets mit großer Achtung und mit aufrichtiger Zuneigung begegnete; alle widersprechenden Stimmen, deren nicht gerade wenige waren, haben niemals das Urtheil der feingebildeten und kunstverständigen Fürstin zu beeinträchtigen vermocht. Es ist äußerst wohlthunend zu bemerken, daß diese edle Katholikin, die auch unter ihren Glaubensgenossen in der höchsten Achtung steht, wiederholt und mit dem größten Nachdruck sich dahin geäußert hat, daß sie in Göthe nicht allein einen großen, sondern auch einen guten und edlen Mann verehere, und ganz besonders wohlthunend ist diese Wahrnehmung, wenn man dagegen die stinkenden Pasquille betrachtet, die Wolfgang Menzel und Konforten gegen unsern größten Dichter zu schleudern sich nicht gescheut haben. Auch in dem Urtheil der Fürstin liegt wiederum ein Beweis für die schönen Worte Winkelmann's, daß die wahre Religion nur bei wenigen Ausgewählten aller Konfessionen zu finden sei.

Ein jeder Mensch zeigt in seinem Verhalten ein Spiegelbild seiner Umgebung, der eine schärfer, der andere schwächer; keinen aber können die äußern Einflüsse tiefer berühren, als den Dichter, dessen ganze Natur warmes Gefühl ist. Seit langer Zeit hatte Göthe sich nicht so milde gezeigt, als bei der Fürstin Galizin, in deren Umgebung sich jener rücksichtsvolle und eben deshalb so freie und anziehende Ton zeigte, der in den wirklich feinen Adelskreisen nie fehlt. Göthe bezeichnete es als ein großes Glück, daß er nach den wüsten und schrecklichen Tagen des Krieges und des Rückzuges hier einmal wieder fromme menschliche Sitte auf sich einwirken lassen konnte. Die Freunde in Pempelfort wunderten sich später höchlich, als sie erfuhren, wie milde und liebenswürdig Göthe in Münster gewesen war, und konnten sich nicht enthalten, dem Dichter ihr Erstaunen darüber auszusprechen. Göthe erwiderte: „Daß Ihr zu meiner Aufführung in Münster solche sonderbare Gesichter schneidet, daran erkenne ich die losen Weltkinder, die sich standhaftstren, wenn unser einer sich einmal in der Natürlichkeit seiner angeborenen Tugend sehen läßt, oder nach dem schönen Gleichnisse der Kirchenmutter Lehnchen die rechte Seite der gewirkten Tapete an einem Festtage herauslehrt. Ihr werdet also künftig von Eurem Unglauben und bösen Leumund ablassen, und Gott in seinen Geschöpfen die gebührende Ehre erweisen.“

Die Fürstin hatte dem Magus aus Norden, Hamann, den sie 1787 zu sich rief, eine Freistatt in Münster gewährt; Hamann starb daselbst schon im

Juni des folgenden Jahres und wurde in dem fürstlichen Garten bestattet. Sein Grab unter den entlaubten Bäumen fiel Göthe alsbald ins Auge, und da auch er für gewisse Seiten des Hamann'schen Wesens früher einmal einige Theilnahme gefühlt hatte, so ließen sich über diesen Mann jetzt gehaltvolle Gespräche führen. Auch der Philosoph Franz Hemsterhuis hatte dem Kreise der Fürstin angehört; seine Werke studirte man eifrig und besprach sich mit Göthe über sie. In dem Gedichte „der neue Amor,“ welches in Münster entstand, wollte Göthe zeigen, wie selbst die edelste Kunst und das reinste Streben sich nie ganz von dem Sinnlichen lossagen könne, und mit Recht, denn es ist eine Unmöglichkeit, daß der Mensch je den Punkt des Archimedes finde, der ihn der körperlichen Welt gänzlich entrückt. Für Göthe's naturwissenschaftliche Bestrebungen war in Münster ebenso wenig der geeignete Boden, wie in Pempelfort; mit dem größten Interesse hörte man jedoch die Schilderungen der großen römischen Kirchenfeste; von der Karwoche und Ostern, Frohnleichnam, Peter und Paul, und zur erheiternden Abwechslung von der Pferdeweihe erzählte Göthe mit so großer Lebendigkeit, daß einer der Zuhörer sich heimlich erkundigte, ob Göthe katholisch geworden sei.

Hemsterhuis hatte der Fürstin eine vortreffliche Sammlung von geschliffenen Steinen hinterlassen, welche Göthe mit so großem Interesse betrachtete, daß die Fürstin sich erbot, sie ihm auf einige Zeit mit nach Weimar zu geben. Göthe hntete dieses Anerbieten mit der freundlichsten Dankbarkeit ab, doch bei der Abreise überreichte die Fürstin ihm dennoch das kostbare Kästchen. Es war er abgerathen worden, dem Dichter diesen Schatz anzuvertrauen, aber sie erwiderte denen, die ihr diesen Rath gaben: „Glaubt Ihr denn nicht, daß der Besitz, den ich von ihm habe, mir lieber sei, als diese Steine? Sollte ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdrein gehen.“ Nach seiner Heimkehr verdankte Göthe den Steinen manche schöne Stunde; er behielt sie drei Jahre lang bei sich, ehe er sie der Eigenthümerin wieder zustellte. Die kostbare Sammlung befindet sich gegenwärtig im Besitz des Königs der Niederlande.

Bei seinem Abschiede von Münster begleitete die Fürstin den geehrten Gast bis zur nächsten Station. Unterwegs sprachen sie beide noch einmal ihr Laubensbekenntniß gegen einander aus, und die Fürstin sagte, sie hoffe ihn, wenn nicht hier, so doch dort wiederzusehen; man schied unter den herzlichsten Gegenseitwünschen von einander. Auf seiner Reise gerieth Göthe in den Schwarm der Emigrirten, die in vollem Strome nach Westfalen hineinflutheten, und es war ihm keine geringe Erleichterung, daß die Fürstin vorsorglich durch Laufzettel überall auf den Stationen ihn angemeldet und empfohlen hatte. So gelangte Göthe denn, so rasch man in Winternächten auf ungebahnten Wegen, durch Schnee, Sand und Moor vorwärts kommen konnte, über Paderborn und Kassel die trauliche Heimath zurück. Kurz vor Weihnachten traf er in Weimar wieder ein; seine Ankunft gab zu einer so freudigen Familienszene Anlaß, daß selbst, wie Göthe sagte, die tiefste Finsterniß eines Romanes hätte erhellen und erheitern müssen. Während seiner Abwesenheit hatte der Herzog ihm sein Werk stattlich ausbauen lassen; nur der Rohbau war vollendet, und Göthe konnte selbst noch leitend mitwirken. Sein Knabe, der ihm sehr an sein Vaterherz

gewachsen war und sich seiner zärtlichsten Fürsorge stets erfreute, wuchs munter heran; die liebe Kleine, wie er Kristiane zu nennen pflegte, rühmt er als besonders thätig und sorgfältig im Hauswesen. Sie übte jetzt schon die Kunst, die der Dichter später so manche freie heitere Stunde bereitete alle Sorgen des alltäglichen Lebens mit freundlicher und geschickter Hand hinwegzuräumen und alle Pflichten der Hausfrau in freiwilliger Thätigkeit zu übernehmen und in musterhafter Treue fortzuführen; dies ist um so höher anzuschlagen, da Göthe sich genöthigt sah, im Jahre 1792 ein Kapital von 1000 Thaler anzuleihen, das er mehr als zehn Jahre lang verzinst, ehe er es zurückzahlen konnte.

Seine Häuslichkeit so traulich als möglich zu machen, traf von Rom Göthe's Freund Heinrich Meier ein, und blieb als Hausgenosse fortan bei ihm, indem er ihm bei seinen Studien und seinen Forschungen angenehme und ersprießliche Diensten erwies. Das innige Verhältniß zu Herder, dessen leidende Gesundheit den Unmuth über die kleinlichen Geschäfte, in denen er seine Kraft erschöpfte, bereits zu bitterem Mißmuth und großer Reizbarkeit anwachsen ließ, trübte sich leider schon damals, bis die Freundschaft Göthe's mit Schiller zuletzt ihn von Herder fast ganz trennte. Es war ein günstiges Zusammentreffen, daß die Freundschaft zu Heinrich Meier ein Ersatz wurde.

Eine angenehme und fördernde Beschäftigung fand Göthe jetzt auch jederzeit in der Leitung der Hofbühne, der er sich mit aufopfernder Liebe annahm. So wie das gesammte Schulwesen Weimar's durch Herder erst recht eigentlich begründet wurde, so verdankte das Theater die Blüthe, zu der es sich emporhob dem einsichtsvollen Fleiße Göthe's. Nichts war seiner Sorgfalt zu gering, kein Fehler entging seinem Auge, und keine Mühe wurde ihm zu viel. Sollte ein neues Stück eingeübt werden, so wirkte Göthe durch wiederholte Leseproben auf Sichtigkeit im Einzelnen und richtige Auffassung im Ganzen hin; bei den Proben war er selbst zugegen, und oft begab er sich auf die Bühne, um Stellungen anzugeben und Gruppen zu ordnen. Die Theatergesetze waren sehr bestimmt, und Göthe wachte mit Strenge darüber, daß sie nie umgangen wurden; doch wußte er durch sein humanes Benehmen und seine geistige Ueberlegenheit sich bei den Mitgliedern der Bühne jene achtungsvolle Zuneigung zu gewinnen, durch welche die Gesetze fast überflüssig werden, besonders wenn, wie bei Göthe, strenge Gerechtigkeit alle Verhältnisse regelt. Das weibliche Bühnenpersonal hatte in keineswegs besondrer Gunst zu erfreuen, Göthe's Verhalten war auf dieser Seite durchaus rein. Wo er ein junges vielversprechendes Talent entdeckte, da war er unermülich, mit endloser Geduld den edlen Keim zu schützen und zu kräftigen, damit aus ihm ein stattlicher Baum heranwachsen könne, und obwohl er die Erfahrung machen mußte, daß von ihm gebildete Talente von andern Bühnen, die über reichere Mittel verfügten, angelockt wurden, so nahm er doch jedem versprechenden Versuch immer wieder gern auf. Die Mittel, die bei einem kleinen Ländchen wie Weimar nicht bedeutend sein konnten, wandte Göthe zweckmäßig an; für Gastrollen wurde wenig ausgegeben, überflüssiger oder gar störender Prunk fiel ganz fort. Durch Göthe's Thätigkeit war die Weimarer Bühne eine Zeitlang die erste in Deutschland, und was er für Weimar geleistet hat ist auch weiteren Kreisen zu Nutzen gekommen.

Zwei dramatische Werke verdanken jener Zeit ihre Entstehung, Der Bürgergeneral und Die Aufgeregten; sie sind beide politische Stücke, und Früchte von Göthe's persönlicher Stimmung gegen die politischen Verhältnisse seiner Zeit. Wir erzählten schon, daß er sich von den gewaltsamen Neuerungen und von den stürmischen Umgestaltungen des Alten und seit grauer Zeit Bestehenden sehr widerwärtig berührt fand. Wer aufrichtig sein und der Wahrheit die Ehre geben will, der muß gestehen, daß Göthe nie in seinem Leben auf der Höhe eines umfassenden geschichtlichen Ueberblicks stand; das individuelle Gefühl, das ihn zum größten Lyriker aller Zeiten machte, war zu mächtig in ihm, um ein Losreißen aus den lebendigen Berührungen der Gegenwart und eine freie unparteiische Würdigung der Weltlage in ihren verschiedenen Epochen zu gestatten. Der Bürgergeneral ist schwerlich von dem Dichter als eine harmlose Verspottung betrügerischer Freiheitsapostel im Sinne gewöhnlicher Beutelschneider angesehen worden, sondern dieses Stück ist ein Ausdruck des Widerwillens, ein Spiegelbild der Verachtung und der Verdammung, die Göthe für die revolutionären Ideen hegte. Daß er für ein Stück dieses Inhaltes die Form des Lustspieles wählte, war an und für sich kein Mißgriff, doch berührte das Stück bei der Aufführung deshalb widerwärtig, weil die fürchterlichen Greuel der französischen Pöbelherrschaft damals allzu lebhaft vor Augen standen.

Diese individuellen Beziehungen außer Augen gesetzt, findet sich in dem Bürgergeneral viel Wahrheit; besonders in unsern Tagen zeigen uns die Sozialdemokraten mit ihrem Metternich'schen Grundsatz *après nous le déluge* in den verschiedensten Schattirungen das Konterfei des Großsprechers und Gauners Schnaps im Bürgergeneral, und mit erhöhter Bedeutung gelten für unsere Zeit die Worte aus Göthe's Drama: „Bei sich fange jeder an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit, die uns gegönnt ist; er schaffe sich und den Seinigen einen rechtmäßigen Vortheil, so wird er dem Ganzen Vortheil bringen.“

Das kleine Stück wurde im Laufe einer Woche diktirt. So oft es in Weimar gegeben wurde, benutzte man für den Sankt Schnaps eine Garderobe, welche Göthe's Diener Paul auf dem Feldzuge in Frankreich in einem Mantelsack gefunden hatte, und dieses Kostüm bereitete besonders den Schauspielern nicht geringes Vergnügen.

Die Aufgeregten sind unvollendet geblieben; was wir davon haben, zeigt in vielen Stücken allerdings die Meisterhand eines großen Dramatikers, aber die Grundidee ist ebenfalls kleinlich, große Verhältnisse sind in enge Schranken gepreßt, der große Strom der Weltgeschichte, der sich seinen eigenen Lauf sucht und auch wohl durch Felsen und Berge sich Bahn bricht, wird wie ein Kanal behandelt, den man nach Belieben hierhin und dorthin leiten kann. Göthe hat in richtigen Gefühle das Drama liegen lassen, ohne es zu Ende zu führen. Von der poetischen und künstlerischen Schönheit der Ifigenie und des Tasso zeigen der Bürgergeneral und die Aufgeregten nicht die leiseste Spur. Als biographische und psychologische Denkmale sind beide Stücke höchst interessant.

Noch ein drittes Werk gehört seiner ganzen Bedeutung zufolge in die Zeit und in die Ansichten, von denen wir reden. Von seinen Empfindungen sagte

Göthe selber: „die Welt erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt; da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche auf ewig zu beschwichtigen sich: das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingesetzt hatte. Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch besondere Fügung *Reineke Fuchs* in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Böbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof und Regentenspiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit betrügt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, so doch heiter zu, und nirgend fühlt sich der gute Humor gestört. Um aber das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsobald eine treue Nachbildung.“

Auf diese Erklärung von der Nichtswürdigkeit der ganzen Menschheit hat man unseres Erachtens ein viel zu großes Gewicht gelegt; daß in diesen Worten nicht Göthe's geprüfte und bewahrte Ansicht liegt, sondern daß sie nur ein augenblicklicher Ausbruch gereizter Stimmung sind, das hat Göthe selbst durch sein für alles Große und Edle begeistertes Leben und seine allzeit hülfreiche, zu Aufopferungen gern bereite Hand genugsam bewiesen. Daß eine solche überwallende, extreme Aeußerung gerade bei Göthe nicht befremden kann, zeigen uns viele ähnliche Beispiele. Wir werden uns aber auch nicht wundern, wenn wir die Bemerkung machen, daß der Dichter in seiner gereizten Stimmung ein altes Kunstwerk von einem höchst einseitigen Standpunkte betrachtete, und den eigentlichen Sinn, den gefunden Geist desselben nicht erfaßte.

Im ersten Theile unseres Wertes haben wir (S. 144—161) die Ansicht zu begründen versucht, daß zwei völlig verschiedene Elemente in dem *Reineke Fuchs* mit wenig geschickter Hand zusammengeworfen sind, und daß der kleinere Theil (das erste Buch), das echte Thierepos, die drei übrigen Bücher fremdartige Zusätze enthalten. Göthe hat sich in seiner Uebearbeitung ganz dem Sinne und dem Tone der drei letzten Bücher angeschlossen, er zeigt uns nicht das frische, natürliche Leben der Thiere, sondern er benutzte die Thiere in derselben Weise, wie die Fabel es thut: die Thiere, welche auftreten, sind die Personifikationen abstrakter Begriffe; als solche haben sie immer etwas Schematisches, und in diesem Schematischen sieht der Dichter ihren eigentlichen Werth. Zu dieser Auffassung des Ganzen paßt das antike Versmaß, der Hexameter, gerade nicht schlecht, aber dem Geist der alten Thiersage wird dadurch noch mehr Genüge angethan. Uebrigens ist Göthe's Bearbeitung eigentlich eine ziemlich wortgetreue Uebersetzung, in welcher das Original jedoch manches von seiner lebendigen Anschauung verloren hat, wie z. B. in den nachstehenden Stellen, die sich vielfach vermehren lassen.

I, 302—305: De hane quam vor den Konning stan
un sach ene ser droflik an,
he hadde bi sik twe hanen grot
de drovich weren umme dessen dot.

Als Henning, der wackre,
Vor dem König erschien mit höchst betrübter Geberde
Kamen mit ihm zwei Hähne, die gleichfalls trauerten.

351 — 354: Sint quam he ens also en klusenero,
Reinke, de sulve olde def
un brachte mi do enen bref,
dar hangende juwe seggel nedden an.

Es währte nicht lange, so kam er
Als ein Klausner und brachte mir Brief und Siegel. Ich
kann't es,

Euer Siegel sah ich am Briefe.

401 — 403: Noch gistern ward em mit den hunden
mine dochter aufgejaget, de bet he dot,
de ik hier bringe in miner not.

Er tödtete gestern
Meine Tochter, es haben die Hunde den Leichnam gerettet.
Seht, hier liegt sie!

438 — 445: Krassevot, hanen Henninks dochter, de beste,
de vele eier leide in de neste,
de wol mit eren vöten konde schrawen,
de licht under dessen sten begraven.
de valsche Reinke was, de se vorbet.
se wil, dat al de werlt dit wet.
dit dede he ane recht, mit valscher lage,
up dat men se desto mer beklage.

Krahefuß, Tochter Henning's, des Hahns, die beste der Hennen,
Legte viel Eier ins Nest und wußte klüglich zu scharren.
Ach, hier liegt sie! Durch Reinekens Mord den Ihren genommen.
Alle Welt soll erfahren, wie böß und falsch er gehandelt
Und die Todte beklagen.

Die Hexameter sind nicht durchweg so schlecht, als man sie oft hat machen wollen; in einigen ist die Betonung allerdings sehr erzwungen, im allgemeinen aber fließen sie leicht und anmuthig, und verfallen nicht in pedantische Steifheit. Reineke Fuchs war am 2. Mai 1793 so ziemlich fertig, doch beschäftigte sich Göthe noch bis in den November desselben Jahres damit, das Einzelne zu runden und zu glätten. Herder, dem er die Handschrift mittheilte, machte ihm seine kritischen Bemerkungen, welche Göthe dankbar annahm und fleißig benutzte. Diese Arbeit war ihm eine willkommene Zerstreuung während des neuen kriegsrischen Unternehmens, an welchem er auf den Wunsch des Herzogs theilnahm; am 10. Mai 1793 reiste er ab, um der Blokade von Mainz beizuwohnen. Von seiner Familie trennte er sich nur sehr ungern; kurz vor seiner Abreise entwarf er einen Umriß seines Hausgartens, zu dem er später die Verse schrieb, die seine innige Anhänglichkeit an den eigenen Herd mit dem wärmsten Heimathsgefühl aussprechen; sie lauten:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
 Von Thür zu Thür steht es lieblich aus;
 Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
 Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
 Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
 Da kommt es her, da lehrt es wieder hin;
 Wir wenden uns, wie auch die Welt entzückt,
 Der Enge zu, die uns allein beglückt.

Ein Uebergang von dieser beglückten Stille zum Aufenthalte in dem Kriegslager waren die Tage, welche Göthe in Frankfurt bei seiner Mutter zubrachte. Er traf dort den Professor Sömmering von der damals noch bestehenden Universität Mainz, der vor den Franzosen geflüchtet war; Göthe erfreute sich seiner Gesellschaft und arbeitete viel mit ihm.

Am 27. Mai 1793 langte der Dichter in dem Lager des Herzogs bei Marienborn an. In den ersten Tagen seines Aufenthaltes bemühte er sich, die Lage der Schanzen sowie den Umfang der Belagerungsarbeiten genau kennen zu lernen. Diese Unternehmung des preussischen Heeres war mehr vom Wetter begünstigt, als der Zug nach Frankreich; selbst die Nächte waren höchst angenehm, und in freien Stunden konnte Göthe seine Farbenstudien mit Erfolg fortsetzen. Sein Geist blieb unberührt von den blutigen Ereignissen, die oft in seiner nächsten Nähe tobten. In der Nacht zum 31. Mai machten die Franzosen einen Ausfall auf das Hauptquartier Marienborn, das Regiment des Herzogs von Weimar nahm aufs lebhafteste den Kampf auf, und nach anderthalbstündigem heißen Gefechte wurden die Franzosen in die Stadt zurückgetrieben. Am folgenden Morgen ritt Göthe auf den Schauplatz des Kampfes und betrachtete die Opfer des Todes, die noch nebeneinander dalagen, die riesigen Krassiere der Belagerer neben den zerklümpften, zwerghaften Ohnehosen. Das Grauenhafte des mörderischen Kampfes der Menschen gegen Menschen trat dem Dichter in seiner ganzen Nacktheit vor die Seele, und in diesem Gefühle schrieb er wenige Tage später an Jacobi die Worte: „Ich wünsche Euch Glück zu dem schönen Frühling in Pempelfort, da wir indeß zwischen zerrissenen Weinstöcken, auf zertretenen, zu früh abgemähten Ähren uns herumtummeln, stündlich den Tod unserer Freunde und Bekannten erwarten und ohne Aussicht, was es werden könne, von einem Tage zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet Ihr auch so haben und den lieben Frieden dazu, den Euch ein guter Geist erhalte und auch dieser Gegend wiedergebe.“

Am 18. Juni gelang es, die Laufgräben zu eröffnen, und am 27. Juni begannen die deutschen Geschütze das Bombardement einer deutschen Stadt. Schon in der nächsten Nacht schlugen die Flammen aus dem ehrwürdigen Dome auf, und alles, was brennbar war, wurde an diesem Dentmale aus der großen Zeit der Sachsenkaiser vom Feuer verzehrt, so daß in den nächsten Jahren nachher das schöne Gotteshaus nur noch als Heumagazin benutzt werden konnte. Auch viele Häuser geriethen in Brand. - Göthe sah dem furchtbaren Schauspiel vor der Schanze vor Marienborn zu; die Feuerkugeln stiegen in flachem Bogen hinan, über der unglücklichen Stadt knickten sie zusammen, und bald nachher ver-

kündete die aufsteigende Flamme, daß sie ihr Ziel zu erreichen gewußt. Als die Schanze Weißenau wieder in deutschen Händen war, ritt Göthe, bedroht von den Kugeln der Feinde, in die durchlöchernten Wälle und verschaffte sich aus den zerstreut umherliegenden Menschengedebenen Material zu seinen osteologischen Studien. An seine Sicherheit dachte er dabei nicht. „Von der wilden, wüsten Gefahr angezogen, wie von dem Blick einer Klapperschlange, stürzte man sich ungerufen in die tödtlichen Räume, ging, ritt durch Laufgräben, ließ die Haubitzengranaten über dem Kopfe dröhnend zerspringen, die Trümmer neben sich niederstürzen.“ Von einem Wachtsoldaten, den ein reichlicher Lohn gewann, ließ der Dichter sich in die äußersten Befestigungen führen, und stand schließlich hinter einem Vollwerke von Schanzkörben auf wenige hundert Schritt den feindlichen Geschützen gegenüber; hier ward es ihm heiß, wie er gesteht, doch kehrte er, wenn es Gelegenheit gab, unbedenklich wieder in gleiche Gefahr zurück. Zur Abwechslung wurden einige Fahrten nach Bingen und Rüdesheim unternommen, und in einem Zelte im Lager setzte Göthe die Farbenstudien mit Eifer fort. Selbst die tödtlich drohende furchtbare Gefahr vermochte sich nicht beunruhigend in die Beside einzudrängen, in denen des Dichters großer Geist verweilte.

Bis zum 22. Juli wurde die schöne alte Stadt unausgesetzt bombardirt. An diesem Tage verstanden die Franzosen gegen freien Abzug sich zur Uebergabe. Einer der ersten, ritt Göthe bis an die Thore der Stadt heran und rief den gedrängten Bürgern die frohe Botschaft zu. Am 24. Juli begann der Ausmarsch der 17000 Mann starken französischen Besatzung, welcher gegen die Bezeichnung, ein Jahr lang nicht gegen die Verblüdeten zu kämpfen, die Kriegsehren ungestanden worden waren. Freilich war es nicht ein Ausmarsch wie an jenem unvergeßlichen Tage, an welchem vier französische Marschälle an der Spitze des stärksten Heeres von Frankreich aus den Thoren von Metz zogen und die Waffen an den Füßen des Heldenprinzen Friedrich Karl niederlegten, um mit dem Stocke in der Hand in die preußische Gefangenschaft zu wandern, aber es war doch ein Erfolg der preußischen Waffen, der nur leider ohne nachhaltige Wirkung blieb, da schon vier Jahre später der Friede von Campo Formio die deutsche Stadt an den Erbfeind verrieth.

Von dem Quartiere seines Fürsten aus sah Göthe dem Ausmarsch zu. Klein, buntschedig, lumpicht wie die französischen Buschklepper des letzten Krieges, abten die Jünger der großen Nation heran; einige andere Kolonnen, unter ihnen die berittenen Jäger, trugen die französische Frechheit genugsam zur Schau, unter den Klängen der Marschmairse, unter welchen 1870 die ersten preußischen atailone in Versailles einrückten, zogen sie an dem preußischen Oberbefehlshaber Grafen Kalkreuth vorüber. In der Reihe der Ausrückenden waren die französischen Kommissarien und auch die unglücklichen Klubbisten, unter denen einige edle deutsche Männer, so Göthe's Freund Georg Forster, sich hatten vertreten lassen, das Heil des Vaterlandes in schmutzige französische Hände legen zu lassen. Gegen sie, als die eigentlichen Urheber alles Unheils, wandte sich die Wuth des Pöbels; wo man ihrer habhaft werden konnte, wurden sie fürchterlich gehandelt. Göthe wurde Augenzeuge eines solchen Vorfalles. Unter den Fenstern des herzoglichen Quartiers zog ein Zug der Franzosen, und in demselben ein

Reiter in Zivil, an seiner Seite ritt in Männerkleidern eine sehr schöne Frau. Da erscholl plötzlich aus der Volksmenge der Ruf: „Haltet ihn an! Schlagt ihn todt! Das ist der Spießbube von Architekten, der erst die Dombekantee geplündert und nachher selbst angezündet hat!“ Die wüthende Menge versperrte den Weg, und um den Unglücklichen schien es geschehen. Da sprang Göthe, ohne die Gefahr zu berücksichtigen, hinaus in das Gewühl. „Halt!“ rief er laut und heftig, „hier ist das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz daran ist heilig! Wenn Ihr Unfug treiben und Rache üben wollt, so findet Ihr noch Raum genug. Wer Ihr auch seid, so habt Ihr doch mitten in dem deutschen Heere keine andere Rolle zu spielen, als ruhige Zuschauer zu bleiben; Euer Unglück und Euer Haß gibt Euch hier kein Recht, und an dieser Stelle leide ich durchaus keine Gewaltthat!“ Die eingeschüchterte Menge wich zurück, und mit einigen flüchtigen Worten des wärmsten Dankes eilten die Bedrohten von dannen. Göthe's Freund Georg Forster war glücklich nach Paris entkommen, wo er jedoch bitter getäuscht im nächsten Jahre sein Leben beschloß.

Mainz war ein großer Trümmerhaufen, als Göthe am 26. Juli mit einigen Freunden hineintritt. Mit lebhafter Erinnerung gedachte Göthe an die Tage seiner Jugendzeit, als er von Frankfurt herübergekommen war und das Drußensdenkmal abzeichnete. Sämmering war wieder in das verwüstete Akademiegebäude eingezogen, und Göthe freute sich mit ihm über die glückliche Rettung werthvoller Präparate.

Göthe war froh, als er dem Jammer ausweichen konnte; der Herzog ertheilte ihm Urlaub, und Göthe begab sich nun nach Heidelberg, wo er die alte Freundin Delf, und in deren Hause auch seinen Schwager Schlosser traf, deren wenige Wochen zuvor seine Tochter verloren hatte. Die Unterhaltung berührte auch die Farbenlehre; von Göthe's Theorie wollte Schlosser aber nichts wissen, und ebensowenig günstig urtheilte er über einen Aufsatz, der während der Belagerung geschrieben war und den Vorschlag zu einer Vereinigung von Fachgelehrten behufs Sammlung mannichfacher Erfahrungen über die Farben und ihre Erscheinungen machen sollte. Ein besonders iuniges Verständniß scheinte die beiden Schwäger damals gegenseitig nicht gewonnen zu haben.

Bei seiner Mutter brachte der Dichter in Frankfurt noch einige vertrauliche Tage zu, und gegen das Ende des August traf er wieder in Weimar ein. Dort wollte er, wie er an Jacobi schrieb, einen Kreis um sich ziehen, in den außer Liebe und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts hineindringen sollte. Dec gelang ihm dies nicht ganz, die Politik verdarb ihm manche schöne Stunde, und die drohenden Aussichten einer unruhigen Zukunft auch in dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation beengten ihm sein Gemüth. Dazu kam ein Trauerfall in der herzoglichen Familie; Prinz Konstantin, des Herzogs Bruder, starb im Oktober 1793. Auf des Dichters empfindliches Gemüth machte auch der Winter stets einen trübenden Eindruck, den eine lebhaftere Beschäftigung mit der Farbenlehre nicht zu verwaschen vermochte. Lebhafter wurde der Verkehr wieder in Weimar als im Spätherbst der Herzog, der aus dem preussischen Dienst austrat, zurückkehrte. Göthe war zugegen, als der Herzog im Lager von Aschersleben Abschied von seinen Untergebenen nahm. „Das Wehklagen des Regiments,“ so erzähl-

Göthe, „war groß durch alle Stufen; sie verloren Anführer, Fürsten, Rathgeber, Wohlthäter und Vater zugleich. Auch ich sollte von engverbundenen trefflichen Männern auf einmal scheiden; es geschah nicht ohne Thränen der besten. Die Gegend um Aschersleben, der nahe Harz, von dort aus so nahe zu bereisen, erschien für mich verloren, auch hin ich niemals wieder tief hineingedrungen.“ Für Göthe war es indeß sehr wichtig, daß der Herzog dem Kriegsleben entzagte, denn nun konnte Göthe auch mit mehr Sicherheit auf ein anhaltendes ruhiges Leben, auf eine dauernde Beschäftigung mit dem, was das eigentliche Dasein seines Geistes ausmachte, rechnen.

Wenn wir die sechs Jahre seit der Heimkehr von Italien bis zum Juni des Jahres 1794 noch einmal überblicken, so müssen wir sie fast als eine Zeit poetischer Unthätigkeit bezeichnen, denn außer den kleinen Dramen und dem poetisch doch ziemlich unbedeutenden Reineke Fuchs hat Göthe in dieser Zeit nichts geschaffen. In Rom hatte sein Genius einen hohen und herrlichen Flug genommen, ein Meisterwerk ersten Ranges, die Ifigenie, wurde gewonnen. Im Tasso ist uns veranschaulicht, wie der begeisterte Dichter aus den reinen Höhen der Poesie durch die Alltäglichkeit, mit der er nicht zu seinem Vortheil zu rechnen versteht, zu einer unerfreulichen gedrückten Lage herabgezogen wird, in der keine Thätigkeit sich entwickeln kann. Aehnlich waren die Umstände für Göthe, auch ihm waren unendliche Widerwärtigkeiten entgegen getreten und hatten keine schöne neue Blüthe aufkommen lassen. Es bedurfte einer ganz besondern Anregung, um seiner Seele die neue Kraft zu verleihen, durch die er sich wieder zu großen Thaten aufschwang. Diese Anregung gewann Göthe in der Freundschaft zu Schiller. Die Zeit war jetzt gekommen, in der die beiden großen Naturen, die früher einander genossen hatten, sich um so inniger ergreifen und einen Bund eingehen sollten, den nur der Tod, doch leider allzufrüh wieder löste.

Die aufblühende Universität Jena zählte zu ihren außerordentlichen Professoren damals auch Schiller, der im Frühling 1789 auf Göthe's Verwendung die Professur der Geschichte in Jena erhalten hatte. Besonders begünstigt waren daselbst die Naturwissenschaften; Göthe verkehrte mit einigen bedeutenden Lehrern viel und gern. Der Professor Vatsch hatte eine naturforschende Gesellschaft gegründet, deren periodische Sitzungen Göthe zu besuchen pflegte. Im Juni 1794 traf er in einer dieser Sitzungen mit Schiller zusammen. Als sie zufällig beide zugleich aus derselben fortgingen, knüpfte unter ihnen sich ein Gespräch über das eben Gehörte an. Schiller machte die Bemerkung, die Natur in einer so zerstückelten Art zu behandeln, könne den lernbegierigen Laien keineswegs anmuthen. Göthe erwiderte, diese Art bleibe selbst dem Eingeweihten unerfreulich, und es könne wohl noch eine andere Weise geben, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern in lebendigem Wirken ihr Streben aus dem Ganzen in die Theile darzustellen. Sie waren indeß vor Schiller's Hause angekommen, und von dem Gespräche lebhaft angezogen, trat Göthe mit hinein und entwickelte nun seine Metamorphose der Pflanzen. Schiller folgte mit reger Theilnahme, und wenn er Göthe's Ideen auch nicht sofort zu den seinigen machen konnte, so wirkten doch selbst seine Einwürfe mit unwiderstehlicher Anziehungskraft auf Göthe. Der erste Schritt war gethan, und Schiller's Gattin, von Jugend auf

eine Verehrerin Göthe's, trug das Ihrige bei, um das Band immer fester zu knüpfen. Schiller bereitete 1794 die Herausgabe der *Horen* vor, und es lag ihm daran, auch Göthe für sein Unternehmen zu gewinnen. Auf seine Einladung antwortete Göthe am 24. Juni mit freundlicher Zusage, und fügte hinzu, daß er hoffe, manches was bei ihm ins Stocken gerathen, werde nun wieder in lebhaften Gang gebracht werden.

Nun wurde der schöne Geistesbund immer enger. Im Juli verweilte Göthe abermals in Jena, und in Schiller's Hause fand ein sehr eingehender Gedankenaustrausch über Kunst und Kunsttheorie statt, durch welchen die Dichter zu dem überraschenden Ergebniß gelangten, daß sie von entgegengesetzten Seiten her und auf völlig verschiedenen Wegen denselben Zielen zustrebten. Der gegenseitige Freundschaftsbund war damit auf dem festesten Grunde aufgebaut, in dem menschliche Verhältnisse gegründet werden können: in gemeinsamer, edler, hochherziger Thätigkeit. „Es bedurfte für uns keiner sogenannten besondern Freundschaft,“ sagte Göthe, „denn wir hatten das herrlichste Bindungsmittel in unseren gemeingeshäftlichen Bestrebungen gefunden.“ Ein lebhafter Briefwechsel fand von nun an zu allen Zeiten statt, wo die Freunde nicht beieinander waren. Als Göthe am 14. August von einer Reise nach Dessau und Dresden zurückkehrte, erhielt er von Schiller einen Brief, in dem der Freund mit geistvoller Scharfblick Göthe's Wesen und die Einwirkung desselben auf seine eigene Natur darstellte. In den Hauptstellen dieses in der That bewunderungswürdigen Schreibens sagt Schiller: „die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Ueber so manches, worüber ich mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totalindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angezündet. Mir fehlte das Object, der Körper zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in dem sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so gern verliert. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analyse mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihre eigener Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Altheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organization steigen Sie Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltesten von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft helden-

näßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals geofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen, und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Fthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren, und hätten schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich dann der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum ordentlichen Künstler zu werden, oder Ihrer Imaginazion das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von Innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensperiode, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr stegendes, feinem Material überzogenes Genie diesen Mangel von Innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrängene schlechtere Natur nach einem bessern Muster, das Ihr Geist sich erschuf, corrigiren, und das kann nun wirklich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese griechische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, vermag sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr; denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergangen, so mußten Sie rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen setzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann. — So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber wirklich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß ist), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den ersten Resultaten der spekulirenden Vernunft. Beim ersten Anblick zwar scheint es als könne es gar keine größeren Opposita geben, als den spekulativen Geist, von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannichfaltigkeit ausgeht. Doch aber der erste mit keuschem und treuen Sinne die Erfahrung, und sucht die letzte mit selbstthätiger, freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht sein, daß beide einander auf halbem Wege begegnen.“

Solche verständnißfönnige Worte hatte Göthe lange nicht vernommen. Er merkte, daß in Schiller ihm eine geistesverwandte Natur entgegen kam, und mit diesen ergriff er die dargebotene Hand; alles was an und in ihm sei, wollte er gern mittheilen, erwiderte er in einem herzlichen Briefe, und mit sehr reichlichen Geföhle gestand er dem Freunde, daß er von ihm vor allem neues Leben,

frische Anregung zu gewinnen hoffe, da eine Art Dunkelheit und Zaubern ihm oft behindere, ohne daß er selbst Herr über sie werden könne.

Je mehr die Freunde miteinander verkehrten, desto mehr wurden sie durch tiefinnere Uebereinstimmung ihrer Ansichten und Bestrebungen gewahrt. Auf Göthe's Einladung kam Schiller im September 1794 mit Wilhelm von Humboldt nach Weimar, und war vierzehn Tage lang Göthe's gern gesehener Gast. Der Hof war auf einige Zeit nach Eisenach gegangen, und nichts behinderte die Freunde, die ersten Tage, die sie zusammen unter Einem Dache verlebten, nach Möglichkeit auszunutzen. Jeder Augenblick wurde benutzt, und über Dichtkunst und Dichtungen, über Natur und über bildende Kunst wurden die Ansichten in regem Verkehr ausgetauscht. Als Schiller nach Jena zurückgekehrt war, schrieb er am 29. September an Göthe: „Ich sehe mich wieder hier, aber mit meinem Sinn bin ich immer noch in Weimar. Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben, aber keine einzige, hoffe ich, soll verloren sein. Es war meine Absicht, diese vierzehn Tage bloß dazu anzuwenden, so viel von Ihnen zu empfangen, als meine Receptivität erlaubt; die Zeit wird es lehren, ob diese Ausfaat bei mir aufgehen wird.“

Wohl nur selten mag ein edler Same so köstliche Früchte getragen haben, als Göthe's Einwirkung auf Schiller sie brachte, und vielleicht eben so selten mag das schöne Wort Göthe's: „Gegen große Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe“ durch die That erfüllt worden sein, als in dem innigen Freundschaftsbunde unserer beiden größten Dichter. Dieses völlig unselfische Hingeben des einen an den andern, dieses stets bereite, immer freudig Anerkennen alles dessen, was der eine Freund an dem andern Großes und Schönes fand, dieses gemeinsame Heben und Tragen, in das nie auch nur die kleinste Miston sich einschleichen konnte und vor dem selbst die gehässigen Bestrebungen des Neides machtlos niedersanken, steht völlig einzig in der ganzen Geschichte da. Eine solche Freundschaft ist die reinste Blüthe der edelsten Menschlichkeit, und sie ist das herrlichste Zeugniß für die, welche sie hegen. Wenn man von Göthe und Schiller nichts weiter wüßte und nichts weiter kennt, so wäre diese Freundschaft, so wären wir allein dadurch zu dem Schluß berechtigt, daß beide zu den sittenreinsten aller Menschen gehören müßten. Es ist kaum glaublich, daß es Subjecte gab und noch gibt, die solchen Thatfachen gegenüber die Ehre haben zu behaupten, unsere großen Dichter seien nicht auch zugleich die edelsten Menschen, und nur unter dem Fluche unserer nationalen Zerrißtheit konnten in früheren Jahren diese Partei, deren Geistesarmuth ebenso groß als ihre geistliche Selbstsucht ist, einen so unheilvollen Einfluß gewinnen. Solche Verworfenen richtet sich selbst, und den Chorführern dieser Partei ist ein Platz auf der Schwärztafel der Geschichte unausbleiblich. —

Was Göthe in Italien durch die Anschauung der antiken Kunstwelt durch sein eigenes unablässiges Streben sich errungen hatte: das bewußte Erkennen der maßvollen, in sich selbst vollendeten Schönheit, das trug auch Schiller herrliche Früchte, und ein Theil dessen, was Göthe in Rom sammelte, wurde unter Schiller's Händen dem deutschen Volke lebendig. Schiller gab dem Freunde liebevolle Theilnahme und Anerkennung und riß ihn zu

ein begeistertes Streben auf die Bahn der That fort. Mißgunst und Eng-
 zergigkeit hatten um den schönen und reinen Quell Göthe'scher Poesie eine starre
 Mauer gezogen, die jeglichen reichlichen Erguß versperrte; Schiller's Hand
 äumte den Schutt langsam, doch sicher hinweg, und zu keiner Zeit waltete der
 Strom der Dichtung bei Göthe mit volleren und tieferen Wogen; als in den
 Jahren seiner Freundschaft mit Schiller; ein neuer Frühling sei ihm aufgeblüht,
 agte Göthe; in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen
 Samen und Zweigen hervorging. Die sechs Jahre von 1788 bis 1794 lag der
 ömische Same todt in Göthe's Geiste, Schiller hauchte ihm Leben ein, pflegte
 und förderte die Entwicklung desselben und erfreute sich selbst auch der köstlichen
 Früchte, die er trug.

Eine immer neue Anregung zu gemeinsamer Thätigkeit war Schiller's
 Zeitschrift. Göthe lieferte für die Horen die Römischen Elegien und die Bene-
 ianischen Epigramme, und die beiden Episteln, die im Jahre 1794 entstanden.
 Die erste derselben ward an die Spitze der neubegründeten Zeitschrift gestellt.
 Der Roman Wilhelm Meister war bereits vergeben, die beiden ersten Bücher
 schon gedruckt. Vom dritten Buche an erhielt Schiller das Manuscript des
 Werkes zugesandt und gab von nun an seine Kritik, die meist höchst treffend
 war und von Göthe mit dem größten Danke benutzt wurde.

Die naturhistorischen Studien wurden nicht vernachlässigt, aber sie nehmen
 on nun an bis zu Schiller's Tode einen immer kleineren Raum ein. Professor
 böttling in Jena las Chemie, der Hofrath Lader trug die Vönderlehre vor;
 öthe besuchte beide Vorlesungen mit großem Eifer. Der Verkehr mit den
 eiden Brüdern Alexander und Wilhelm von Humboldt erweiterte den Gesichts-
 reis der erwähnten Studien. Gerade in jenen Tagen, wo die politische Lage
 ch immer drohender gestaltete, die französischen Heere immer weiter vor-
 rangen, war die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften eine wohlthätige
 erstreuung für Göthe, die indirekt auch seiner poetischen Produktivität Vorschub
 istete. Aus Süd- und Westdeutschland erhielt Göthe um diese Zeit mancherlei
 Berthsachen, Schackkästchen, Sparthaler und anderes zum Aufbewahren einge-
 ndt. Dieser großartige Beweis des öffentlichen Vertrauens erfreute ihn sehr.
 öthe's Mutter bereitete sich zur Auswanderung aus dem bedrohten Frankfurt.
 r, ihr Sohn setzte einige Zimmer für sie in Bereitschaft, doch fand sie es für
 it, in allem Unheil in Frankfurt auszuhalten. Fritz Jakobi verließ sein trau-
 hes Pempelfort und flüchtete nach Holstein. „Es war mir so schmerzlich,
 rieb ihm Göthe, „als wenn ich mit Dir hätte auswandern sollen.“ Jakobi
 rte nicht nach seiner rheinischen Heimath zurück, er blieb im Holsteinischen bis
 seinem Tode. Pempelfort ist seit dem Jahre 1860 Eigenthum des Düssel-
 rfer Künstlervereins „Malkasten“ geworden, und ist also seiner ursprünglichen
 estimmung, ein Sammelplatz strebender Geister und ausgezeichneten Künstler
 fein, nicht untreu geworden.

Der unmuthige, theils gedrückte theils gereizte Ton aus Göthe's Briefen
 r letzten Jahre verschwindet vollständig seit der Zeit seiner Bekanntschaft mit
 Schiller, und weicht einer freudigen, selbstzufriedenen Anschauung. Er war oft
 i Schiller in Jena, dort schloß auch Wilhelm von Humboldt an beide Dichter

sich an; Göthe's Freund Meier fehlte ebenfalls nicht. Durch seine Theilnahme an den Horen trat Göthe mit manchem bedeutenden Kopfe in Berührung, der er früher kaum dem Namen nach gekannt hatte. In Jena pflegte man die Kantische Philosophie mit besonderer Vorliebe, Schiller studirte Kant's Werke mit Eifer und mit großem Gewinnst, Wieland's Schwiegersohn, der Professor Reichold in Jena, war begeisterter Kantianer. Göthe, der nie in seinem Leben eingehende philosophische Studien trieb, befreundete sich mit den Kant'schen Grundrissen schon in frühern Jahren und gewann nun aus den Bestrebungen der Freunde manche Anregung. Das Verhältniß zu Herder lockerte sich jedoch zu dieser Zeit an, denn Herder war ja, wie wir im zweiten Bande unseres Werkes ausführlicher dargethan haben, ein entschiedener Gegner der Kant'schen Philosophie und dergleichen Abneigungen wurden bei dem krankhaft gereizten Gemüthe Herder's sehr leicht persönlich. Göthe erzählt: „Herder's Abneigung gegen die Kantische Philosophie und daher auch gegen die Akademie Jena hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch, das alte Verhältniß herzustellen fruchtlos, um so mehr als Wieland die neue Lehre selbst in der Person seines Schwiegersohnes vermüthete, und als Latitudinärer es sehr übel empfand, daß man Pflicht und Recht durch Vernunft, wie es hieß, fixiren und allem humoristisch-poetischen Schwanken ein Ende zu machen drohte.“ Die Freundschaft Herder nahm nach Göthe's lebensgefährlicher Krankheit im Jahre 1801 nur einmal einen letzten Aufschwung, der jedoch nicht von langer Dauer war.

Bei einem Aufenthalte in Jena in den letzten Tagen des Januar 1797 besprach Göthe sich mit den beiden Humboldt öfter über seine Ideen von der Metamorphose der Thiere, bei deren Bildung und allmäliger Entwicklung Göthe ebenso wie bei den Pflanzen das ursprüngliche Ausgehen von einem Urtypus annahm. Von den beiden Brüdern dringend aufgefordert, brachte Göthe seine Gedanken zu Papier und sammelte sie in den Aufsatz: „Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Zoologie.“ Wenn die wissenschaftliche Forschung Göthe's Farbenlehre nicht hat betätigen können, so sind dagegen die Gedanken Göthe's über die Entstehung und Entwicklung der Pflanzen und der Thiere jetzt als eine der Grundsäulen der heutigen Wissenschaft anzusehen. Diese Thatsache ist ein interessanter und schlagender Beweis für die Objektivität, mit der Göthe den Gegenständen seiner Forschungen gegenübertrat, und für den richtigen und scharfen Blick, mit dem das innerste Wesen zu erfassen und wiederum zur Anschauung zu bringen vermochte. In der Kunst wie in der Wissenschaft hat diese beneidenswerthe Größe des großen Mannes gleich herrliche Früchte gezeitigt.

Wir finden Göthe von nun an oft in Jena, wo ihn eine freiere, wohlthuende Luft umgab und nichts ihn behinderte, ganz seinen Neigungen zu leben. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, jeden dieser Besuche zu registriren, zu werden nur das erzählen, was sich Bedeutendes daran anschließt.

Eines rheumatischen Uebels wegen verweilte Göthe von den ersten Tagen des Juli bis zum 9. August in Karlsbad, wo der Roman Wilhelm Meier einige Fortschritte machte. Dieses Werk erfreute sich überhaupt jetzt eines der

ondern Fleißes von Seiten Göthe's und einer regen und liebevollen Theilnahme von Seiten Schiller's.

Als Göthe von Karlsbad zurückgekehrt war, lief um die Mitte des August von Ilmenau die Nachricht ein, daß ein bedeutender Stollenbruch dem Bergbau daselbst ein Ende gemacht habe. In Begleitung des Geheimrath Voigt begab Göthe sich mit seinem fünfjährigen Söhnchen August dorthin und erkannte mit Betrübniß, daß ein Werk so vieler Mühe und so vieler Kosten unrettbar verloren sei. Zur Erheiterung gereichte ihm die Freude seines Knaben an der schönen Natur. Mit frischem Sinn faßte der kleine August die Eindrücke auf, die seinem Vater schon lange etwas Altes geworden waren, und belebte dadurch auch wieder die Theilnahme des Mannes. Nach kurzem Aufenthalte kehrte Göthe nach Weimar und zu seinen dichterischen Arbeiten zurück, die indeß noch einige Störungen erfuhren. Am 5. October reiste Meier wieder nach Italien zurück, und Göthe war damals fest entschlossen, im August des kommenden Jahres dem Freunde in das ersehnte Land der Kunst nachzufolgen. Am 1. November 1795 wurde Göthe Vater eines zweiten Sohnes, der zu seiner großen Trauer nach einigen Wochen schon wieder starb.

Für die Hören übersandte Göthe im Laufe des Jahres 1795 an Schiller die einzelnen Erzählungen, welche die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ ausmachen. Sie bestehen aus sieben Erzählungen verschiedener Tendenz und einem Märchen. Unseres Erachtens hat man den Werth dieser Erzählungen wohl überschätzt; sie sind ohne Ausnahme schwach, sowohl dem Inhalt als der Form nach, einige von den Spitzgeschichten sind vom Albernem nicht weit entfernt. Das Märchen von der schönen Lilie ist so dunkel, daß man zu einem reichen ästhetischen Genuß durch dasselbe nicht gelangt, die Erklärungen desselben gehen sehr weit auseinander, und von allen gegebenen Erklärungen ist noch keine völlig befriedigend, obwohl gewiegte Erklärer bedeutenden Scharfsinn zu seiner Lösung angewendet haben. Man könnte der Meinung sein, daß Göthe sich in diesen wunderlichen Erzählungen des drückenden Wustes der letzten Jahre entledigt habe.

An bedeutenden äußeren Ereignissen sind die nächstfolgenden Lebensjahre Göthe's arm, desto reicher aber an dichterischer Thätigkeit. Der Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller ging ununterbrochen fort, und auch die Besuche wiederholten sich öfter. Als Schiller vom 23. März bis zum 20. April 1796 in Weimar verweilte, um Göthe's *Egmont* für die Bühne zu bearbeiten, wohnte er wieder in Göthe's Hause und hatte sich hier einer so liebevollen Pflege zu erfreuen, daß seine Gesundheit wesentlich gestärkt wurde. Da das Weimariſche Theater keine Logen hatte, so ließ Göthe für Schiller eine besondere Loge herichten, in welcher derselbe, auch wenn seine Gesundheit angegriffen war, ohne jeden Zwang verweilen konnte.

Schiller's Hören, in welchen der Nation das Beste gegeben wurde, was damals überhaupt in Deutschland durch die Presse veröffentlicht wurde, fanden nicht den gewünschten Erfolg. Die elendeste Kritik, die in vielen Fällen nur in der niedrigsten Mißgunst ihren Ursprung hatte, warf ihren Geißer auf das schöne Werk, und lud noch eine neue niederträchtige Bürde auf die Schultern des

ohnehin so schwer gedrückten Schiller's. In bitterm Mißmuth gab derselbe seinen Aerger darüber in seinen Briefen an Göthe Ausdruck; dieser rieth ihm, alles was gegen die Foren gesagt würde zusammen zu suchen und am Ende des Jahres ein literarisches Gericht darüber zu halten, an dem er selbst sich gern betheiligen würde, denn auch Göthe hatte von der Mißgunst gewisser Klassen des Publikums viel zu leiden gehabt und war gegen dieselben keineswegs günstig gesinnt. Als ihm nun im Dezember 1795 die Xenien des Marzial in die Hände fielen, gerieth er auf den Gedanken, in derselben Weise wie jener römische Dichter auf alle Personen und Zeitschriften, die sich versündigt hatten, je ein Epigramm zu verfassen und die ganze Sammlung dem nächsten Musenalmanach einzuverleiben. Schiller, dem er ein Duzend solcher Xenien als Probe übersandte, fand den Einfall prächtig, und die Freunde gingen nun rüstig an's Werk. Im Januar verweilte Göthe in Jena, der Plan wurde gemeinschaftlich genau besprochen, und die Sammlung, deren Zahl man ursprünglich auf einhundert festsetzte, um manches beißende Epigramm gefördert. Doch schon am Ende des Januar war die Zahl auf zweihundert gestiegen, denn alles, was den Unmuth der beiden Dichterkönige erregte, ward gebührend bedient. Im Februar 1796 schrieb Schiller an Humboldt: „Unter sechshundert Monodistischen thun wir es nicht, aber womöglichlich steigen wir auf die runde Zahl tausend.“ Auch naturwissenschaftliche und politische Xenien wurden aufgenommen, und zu den heißen den gesellten sich einige, in denen große und verdiente Männer unter den Lebenden wie unter den Todten gefeiert wurden. Schließlich traten auch noch ernst philosophische hinzu, so daß die ganze Sammlung nun einen ziemlich bunten Charakter trug. Die ungleiche Art der einzelnen erregte in Schiller jedoch Bedenken, alles zusammen als ein Ganzes zu geben, und er machte Göthe den Vorschlag, sie in kleine Gruppen vertheilt in den Almanach zu bringen. Dieser Plan fand bei Göthe wenig Anklang; Schiller kam aber noch auf einen andern Ausweg. Am 1. August schrieb er dem Freunde: „Die erste Idee der Xenien war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß, und der Trieb zersprengte das Gefäß. Nun habe ich aber, nach nochmaligem Beschlafen der Sache, die natürlichste Auskunft von der Welt gefunden, Ihre Wünsche und die Konvenienz des Almanachs zugleich zu befriedigen. Wenn wir die philosophischen und poetischen, kurz, die unschuldigen Xenien in dem vordern und gesetzten Theile des Almanachs unter den anderen Gedichten bringen, die lustigen hingegen unter dem Namen Xenien als ein eigenes Ganzes dem ersten Theile anschließen, so ist geholfen. Auf einem Haufen zusammen und mit keinem ernsthaften untermischt, verlieren sie vieles an ihrer Bitterkeit; der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes dar. So wären also die Xenien zu ihrer ersten Natur zurückgekehrt, und wir hätten doch auch nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen.“ Göthe billigte den Plan, und sonach erschienen im Musenalmanach für das Jahr 1797 die sämmtlichen Epigramme in zwei kleineren und zwei größeren Abtheilungen. Von den beiden kleineren ist die eine Abtheilung „Vielen“, die andere „Einer“ überschrieben.

Die beiden größeren Sammlungen sind, die eine als „*Notivtafeln*“, die andere, am Ende des Almanachs eingestellt, als „*Xenien*“ bezeichnet. Viele von diesen Epigrammen sind von den Freunden gemeinschaftlich gedichtet worden, so daß sie später selbst nicht entscheiden konnten, wem sie angehörten. Die Sammlungen „*Vielen*“ und „*Einer*“ hat Göthe später für sich allein in Anspruch genommen, zu den *Notivtafeln* hat er nach dem Zeugniß von Schiller's Gattin etwas über die Hälfte beigetragen, über das Eigenthumsrecht an den *Xenien* äußert Göthe selber sich in den Worten: „Freunde, wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigen Austausch, lebten sich in einander so sehr ein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht; oft hatte ich den Gedanken, und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von mein und dein die Rede sein? Man müßte selbst noch tief in der Filisterei stecken, um auf die Entscheidung solcher Zweifel noch Gewicht und die mindeste Wichtigkeit zu legen.“ — Diese Ansicht Göthe's wird schließlich die zeltende bleiben müssen. Daß die genaue Kenntniß des Eigenthumsrechtes an den *Xenien* besonders wichtig für die Charakteristik beider Dichter sei, wird gegenüber dem so sehr reichen Material, das wir über das Leben beider Dichter besitzen, wohl nicht im Ernst behauptet werden können. Jener Erklärung Göthe's zufolge muß ja auch jeder Versuch einer Auseinandersetzung vergeblich sein. In der That gehen die Erklärer in diesem Punkte sehr weit auseinander.

Die Sammlung „*Vielen*“ nahm Göthe später mit der Ueberschrift „*Frühling*“, die Sammlung „*Einer*“ unter der Ueberschrift „*Sommer*“ in die „*Vier Jahreszeiten*“ auf. Die „*Notivtafeln*“ enthalten herrliche Sprüche, meist allgemeinen Inhalts, welche die Grundsätze der Kunst, der Philosophie und des Lebens in gewichtigen Worten aussprechen. Ihren Namen *Notivtafeln* d. h. *Weihetafeln* führen sie nach jenem Gebrauch des klassischen Alterthums, nach einer glücklich überstandenen Gefahr in dem Tempel der rettenden Gottheit eine Tafel mit einem erklärenden Spruche aufzuhängen. Darauf deutet in passender Weise das erste Distichon dieser Sammlung hin:

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.

Der Inhalt der *Xenien* ist höchst mannichfaltig. Sie verbreiten sich über Himmel, Erde und Unterwelt, über Literatur, Kunst und Wissenschaft, über Personen und Werke, über Lebende und Todte. Bald sind sie gutmüthig spottend, bald voll der schärfsten Satire; einige nennen offen ihr Ziel, andere verstecken es. Ohne alle Schonung werden besonders diejenigen Zeitschriften behandelt, welche in anmaßender Ueberhebung selbst über die Meister der Dichtkunst wegverfend aburtheilten. Unter ihnen fuhr am schlimmsten die Allgemeine Deutsche Bibliothek des Buchhändlers Nikolai in Berlin, der durch seine Bekanntschaft mit Lessing stolz und übermüthig gemacht selbst ein Heros zu sein glaubte, während er doch nur die Rolle des Therites spielte. Seine Zeitschrift erhielt das

Der Musenalmanach auf das Jahr 1797 brachte von Göthe noch zwei andere satirische Gedichte: „Musen und Grazien in der Mark“ und „Der Chinese in Rom“. Die erstgenannte köstliche Satire ist gegen den „Kalender der Musen und Grazien“ des Pfarrers Schmidt in Werneuchen, die zweite gegen Jean Paul gerichtet.

An der Spitze dieses Musenalmanachs, an dem Ehrenplatze, stand eins der herrlichsten Göthe'schen Gedichte: die Elegie Alexis und Dora, die Schiller nicht genug loben konnte. Wie lebend erscheinen und handeln die Personen der Elegie vor unsern Augen, die liebliche Folge anmuthiger Bilder ist mit dem feinsten künstlerischen Verständniß gewählt und gezeichnet, selbst wo der Dichter zu beschreiben scheint, quillt aus seinen Worten das reichste und ergreifendste Leben, wie in jenen Versen:

Vorwärts dringt der Schiffenden Geist wie Flaggen und Wimpel;
 Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast,
 Sieht die Berge schon blau, die Scheidenden, sieht in das Meer sie
 Nieder sinken; es sinkt jegliche Freude vor ihm.

Was in der Elegie unser ganzes Herz bewegt, das ist das Zusammenströmen verschiedener tiefer Gefühle in Einen Punkt; nachdem der Abschied und die immer wiederholten wogenden Aeußerungen einer heftig erregten Brust uns weich gemacht und die Erinnerung an das schöne Mädchen unsere Sehnsucht aufgeweckt haben, überrascht und übermächtigt uns die plötzliche Erklärung der Liebe, die wir gleichwohl völlig natürlich finden, denn mit großer Herzenskenntniß zeigt uns der Dichter die leisen und doch so festen Fäden, an welchen die Liebe die Herzen der Liebenden, ihnen selber unbewußt, schon früher zusammenknüpfte; in dem Augenblicke des Scheidens, der vielleicht mehr als irgend ein anderer Moment bewegt, brechen diese Gefühle unaufhaltsam hervor. Mit Recht tadelte Schiller den beleidigenden Schluß, der in den vollen duftigen Blumenkranz eine häßliche Kröte wirft. Vermissten würden wir in der Elegie auch nicht die Verse 25—30; der Vergleich ist zu kalt, und der Gegensatz zwischen dem warmen Gefühl und der unbewegten Ueberlegung zu schroff; die ganze Stelle berührt uns wie ein Stein im Wege. Doch sind diese Ausstellungen von keiner großen Bedeutung, und das Ganze bleibt immer eine der herrlichsten Perlen unserer Literatur, die nur ein vollendeter Künstlerfönn uns schenken konnte.

Die Zeit, in welcher Göthe nach Italien gehen wollte, war herangekommen, über der Krieg, der seine vernichtenden Wogen nun auch nach Norditalien gewälzt hatte, machte die Ausführung dieses Vorsages zu des Dichters großem Schmerz unmöglich. An Schiller schrieb er: „Sie werden, mein Lieber, noch manchmal in diesen Tagen zur Geduld gegen mich aufgefodert werden; denn es ist, da die Zeit kommt, in welcher ich abreisen sollte, fühle ich nur zu sehr was ich verliere, indem mir eine so nahe Hoffnung aufgeschoben wird, was in meinem Alter so gut als vernichtet heißt. Was ich noch von Kultur bedarf, konnte ich nur auf jenem Wege finden; was ich vermag, konnte ich nur auf jene Weise nützen und anwenden, und ich war sicher, in unsern engen Bezirk einen großen Schatz zurückzubringen, bei welchem wir uns der Zeit, die ich entfernt von Ihnen zugebracht hätte, künstig doppelt erfreut haben würden.“

Göthe empfand die Vereitelung seines Lieblingswunsches um so mehr, da er gerade im Sommer 1796 mit einem lange gehegten und stets mit besonderer Vorliebe behandelten Werke abgeschlossen hatte: Wilhelm Meister's Lehrjahre wurden um diese Zeit vollendet.

Die geringschätzigen und ungerechten Beurtheilungen, welche diesem großartigen Werke oft widerfahren, sind ein schlagender Beweis für die Wahrheit des Göthe'schen Wortes: daß ein Kunstwerk allein nach seinem moralischen Werthe messen, es vernichten heißt — ein Ausspruch, zu welchem die Bemerkung Schiller's: „Sobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen irgend etwas näher anliegt, als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf“ — eine erklärende Ergänzung bildet. Jacobi und Stolberg hatten nur Geschmack an den Bekenntnissen einer schönen Seele, und bewiesen damit eigentlich nur, daß sie zu einem Verständniß des ganzen Werkes und seinem Grundgedanken nicht hindurchzubringen vermochten. Wir können uns darüber beruhigen, und uns bei dieser Gelegenheit erinnern, daß ein sonst in seiner Weise achtungswerther Mann einmal den Ausspruch that: der Erfinder des Spinnrades stehe tausendmal höher in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, als der Dichter der Ilias.

Wenn wir also die Beurtheilung dieses Romans von einem einseitig moralischen Standpunkte als völlig verfehlt bezeichnen müssen, so können wir auch nicht zugeben, daß das Werk als ein Tendenzroman betrachtet werde. Ueberhaupt muß man sich vor allen Dingen hüten, in dasselbe von außen etwas hineintragen zu wollen; eine Erklärung kann nur dann gelingen, wenn sie sich die Aufgabe stellt, gänzlich von innen heraus, seiner eigenen Natur nach das Wesen desselben aus sich selbst zu entwickeln. Der Held des Romans, Wilhelm Meister, ist uns gleich im Eingange als ein strebender, aber schwankender und unsicherer, noch unvollendeter Charakter dargestellt; die Entwicklung und naturgemäße Bildung dieses Charakters, sein Streben nach einem allmählig erkannten Ziele, die Erwirkung vieler Irrthümer, die schließlich doch bei der idealen Anlage des Helden zur Wahrheit führen müssen, die schließliche Läuterung und Klärung dieses Charakters — das alles darzustellen, ist Zweck des Romans, und dieses Ziel ist mit hoher Kunst zum Abschluß gebracht worden. Auf dem Wege dahin tritt uns ein unendlicher Reichthum, eine ungemessene Fülle poetischen Vermögens entgegen; mit staunender Bewunderung erkennen wir in dem Dichter einen Krönung an jeglichem Erforderniß praktischer Kunst, einen Rafael in der Schönheit der Darstellung. Diese Vorzüge des herrlichen Werkes liegen nicht etwa tief versteckt, sondern sie bieten einem unbefangenen und unverdorbenen Sinne sich leicht erkenntlich dar, denn den Schönheiten dieses Werkes fehlt nicht die Einfachheit, die eine nie fehlende Beigabe aller echten Schönheit ist. Leider ist das Publikum heutiger Zeit durch die endlosen Fluthen elender Unterhaltungslektüre zu arg in seinem ästhetischen Bewußtsein beschädigt, die geistige und poetische Armut der Fabrikanten solcher Unterhaltungslektüre bietet nichts als Gewürze, um einer künstlichen Reiz hervorzubringen, in Folge dessen dem verwöhnten Ganne schließlich nichts mehr fremd wird, als die einfache Schönheit. Daß Wilhelm Meister im allgemeinen so wenig Verächter hat, findet seinen Grund einzig und

Allein darin, daß so wenige sich ernste Mühe geben, dieses Kunstwerk zu verstehen. Göthe steht darin auf einer Höhe künstlerischer Anschauung, zu der ohne ernste Mühe sich wahrlich nur sehr wenige glücklich Begabte aus der unreinen Fluth unserer Tagesliteratur zu retten vermögen.

Es ist völlig unmöglich, mit wenigen Worten etwas Vollständiges über Wilhelm Meister zu sagen, und überdies ist die herrliche Quelle ja einem jeden geöffnet, der sich an ihr laben will. Zum Verständniß dieses Werkes braucht man keinen Kommentar, sondern nur liebevolle Hingebung, die nicht verschlingt, sondern studirt. Mögen die bedeutungsvollen Worte hier einen Platz finden, in denen Schiller den gewaltigen Eindruck schilderte, den Wilhelm Meister auf ihn machte. Er schreibt an Göthe: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werkes bewegte. Die Bewegung ist zwar noch unruhiger als sie sein wird, wenn ich mich desselben remüchigt habe, und das wird dann eine wichtige Krise meines Geistes sein; sie ist aber doch der Effekt des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe führt bloß davon her, weil der Verstand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich, wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem alles geflossen ist.“ — Wilhelm Meister wird stets eine unererschöpfliche Fundgrube für jeden sein, dem es ernstlich darum zu thun ist, eine gereifte ästhetische Anschauung zu gewinnen. Die unvergleichliche Schönheit des Stiles wird selbst dem widerwilligsten Verächter einleuchten.

Wer selbst einmal eine größere Arbeit mit Lust und Kraft unternommen und beharrlich zu Ende geführt hat, der wird auch die Leere empfunden haben, die nach der Beendigung einer solchen Arbeit wie nach dem Abschiede von einem lieben Freunde eintritt. Dasselbe Gefühl überfiel Göthe, nachdem er seinen Roman abgeschlossen, und da die Reise nach Italien vereitelt wurde, so suchte und fand er seinen Trost und Anregung zu neuer Arbeit in dem innigen Verkehr mit Schiller, der den Hauptinhalt in den nächsten Lebensjahren dadurch bildet, daß alles Große und Schöne, was Göthe seinem Volke in dieser Zeit so reichlich gab, durch den Verkehr mit Schiller angeregt oder befördert wurde. In Weimar warteten auf Göthe stets sehr zahlreiche Zerstreuungen und ableitende Geschäfte, denen er nicht ausweichen konnte, in Jena sammelte sich sein Geist und zog sich ganz auf das Feld zurück, auf dem seine besten Früchte einzuholen waren. Vom Sommer des Jahres 1796 bis zum Sommer des Jahres 1797 verweilte Göthe viermal in Jena, zuerst vom 18. August bis zum Anfang des Octobers, dann in der Mitte des Januar einige Tage, ferner von Ende Februar bis in den April, und schließlich vom 20. Mai bis zum 16. Juni. Er brachte also fast den dritten Theil dieses Jahres in Jena zu. Gegen Ende des Octobers riefen Geschäfte ihn nach Jmenau, und gleich nach Weihnachten begleitete er den Herzog auf einer Reise von vierzehn Tagen nach Leipzig und Dessau. In Leipzig konnte er sich von der gewaltigen Wirkung der Xenien überzeugen, die in einer solchen Weise bis Ostern 1797 jedes andere literarische

Interesse verschlang, daß in Monatsfrist eine neue Auflage nöthig wurde. Von den Herren Dyl und Genossen, erzählt Göthe, sei er wie das böse Prinzip betrachtet worden.

Seiner Verpflichtungen gegen die Gesellschaft in Weimar entledigte Göthe sich seit einigen Jahren durch die sogenannte Freitagsgesellschaft, die sich alle acht oder vierzehn Tage in seinem Hause versammelte. Diese Gesellschaft bildete einen Verein, nach dessen Statuten jedes Mitglied nach eigenem Ermessen durch Aufsätze aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften, durch Gedichte oder Auszüge, durch physikalische oder andere Experimente zur Unterhaltung beitrug. Göthe war ständiger Präsident des Vereins, und für den Fall seiner Abwesenheit, die keine Störung in die Sitzungen brachte, war der Geheimrath Voigt sein Stellvertreter. Häufige Gäste waren die Herzogin Mutter, der Herzog und dessen Gemahlin, die völlig anspruchlos durch ihre Anwesenheit nicht den mindesten Zwang herbeiführten. In der Mitte des Versammlungszimmers stand eine große runde Tafel, darauf lagen die Bücher, Zeichnungen oder sonstige Gegenstände, welche benutzt werden sollten; die Gesellschaft setzte sich nach Belieben rings umher, das vorlesende Mitglied hatte seinen Platz an dem Tische. Nach Beendigung der Vorlesung erfolgte eine gemeinschaftliche Unterhaltung über den behandelten Gegenstand, deren öfter auch mehrere in derselben Sitzung, die von acht bis elf Uhr Abends dauerte, erledigt wurden. Göthe las in diesem Jahre unter anderm einiges aus der Bossischen Uebersetzung der *Ilias*, die allgemeine Anerkennung, sowohl des Vortrages wie der Uebersetzung, fand.

Im übrigen verlief Göthe's Leben in diesem Jahre ruhig und ohne bemerkenswerthe Ereignisse, und wir können nun im Zusammenhange die poetischen Erzeugnisse betrachten, die an Fülle und Gediegenheit in ihrer Gesamtheit jede andere Zeit aus Göthe's Leben übertreffen.

Während Schiller die Macht seines hohen Geistes auf das Drama wandte, zeigte Göthe, wie groß seine Begabung für die epische Dichtung sei. In diesem Jahre entstand *Der neue Pausias* und sein *Blumenmädchen*, die Balladen *Die Braut von Korinth*, *Der Zauberlehrling*, *Der Schatzgräber*, *Der Gott und die Bajadere*, das Epos *Hermann und Dorothea* und die Elegie desselben Namens, eine Ernte, die, auf ein ganzes Leben vertheilt, allein schon einen großen Dichter ausmachen würde.

Dem Gedichte „*Der neue Pausias*“ setzte Göthe die Bemerkung des Plinius vor, daß „*Pausias* von Sityon die Darstellung der Blumen zu täuschender Vollendung gebracht habe, und daß eins seiner besten Bilder seine Geliebte, mit einem Kranze beschäftigt, gezeigt habe.“ Als ein neuer *Pausias* wollte der Dichter nun mit dem Maler wetteifern, und in richtiger Erkenntniß dessen, was das eigentliche Wesen der Poesie ausmacht, verzichtete er auf eine genaue Beschreibung der Blumen, und stellte statt derselben eine Handlung dar, die in dem lieblichsten Wechselgespräch vor unsern Augen hinzieht: die Worte sind die Blumen, aus denen der poetische Kranz gewunden wird, und größer konnte die Kunst des Malers nicht sein, als hier die Kunst des Dichters, der gleichwohl in der plastischen Anschauung dem Maler sehr nahe tritt. Wie in allen Göthe'schen Elegien, so zeigt sich auch hier das herrliche

Talent, Gruppen und einzelne Stellungen, liebliche Geberden und hastige Bewegungen in dem unmittelbarsten Leben uns vorzuführen; den Auftritt des Streites, den Becher, der am Schädel des rohen Timanth erklingt, daß Blut und Wein ihm vom Haupte hinabläuft, das liebliche Mädchen, das bestürzt und besonnen zugleich ihr Körbchen und ihre Blumen zusammenrafft, den Jüngling, der vor sie schügend sich hinstellt, auf seinem Arme den Teppich, der die kreisend geschwungenen Teller auffängt — alles in dem bewegten Bilde sehen wir mit derselben Wahrheit und Anschaulichkeit, wie vorher das anmuthige Winden des Kranzes, oder nachher die Geliebte, die in hoffnungsloser Sehnsucht Kränze windet; am Herde hängt sie die duftigen Gewinde auf, und Abends betrachtet sie die Blumen, die verwelkend niederhängen, mit weinenden Augen, bis in der dunkelnden Nacht die Farben verloschen sind. Nach dem süßen Geplauder, das alle Wonne und allen Schmerz vergangener Tage wieder lebendig werden läßt, schüttet die Geliebte aus ihrem Schooße die übrigen Blumen fort und fliegt in die Arme des Geliebten. Dem schönen Gedichte fügt sich in kunstvoller Steigerung auf diese Weise noch der wundervollste Schluß hinzu, welcher der geschäftigen Fantasie das weiteste und anmuthigste Feld aufthut. — Wahrlich, wie arm ist die Kunst des Malers hier gegen den unerschöpflichen Reichthum des Dichters, der seine Fülle nur anzudeuten braucht, um selbst die größte Anstrengung des Malers hinter sich zu lassen.

Wer sich nicht zu erklären vermag, warum Göthe sich so viel mit der praktischen Ausübung der bildenden Kunst beschäftigt, und welche Vortheile diese Ausübung ihm gebracht hat, der findet in diesem Gedichte den bündigsten Aufschluß für seine Fragen und Bedenken.

Schiller hat schon darauf hingewiesen, mit welcher Meisterschaft in diesem Gedichte die Verse gebaut sind. Sie fließen so leicht und so lieblich, daß wir den Rhythmus ganz vergessen, denn bei den meisten derselben würde es geradezu unmöglich sein, sie anders als in der strengsten rythmischen Bewegung zu lesen. Solche Hexameter und Pentameter hat selbst Johann Heinrich Voss nicht geschaffen.

Die Braut von Korinth wurde am 4. Juni begonnen, und schon am 6. Juni erhielt Schiller die Reinschrift derselben. Mit dem Stoffe habe er sich seit früher Jugend getragen, sagte der Dichter. „Mir drückten sich gewisse große Motive, Legenden, uraltgeschichtlich Ueberliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig bis funfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt. Mir schien der schönste Besitz, solche werthen Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiedenern Darstellung entgegenreisten. Ich will hier von nur die Braut von Korinth, den Gott und die Bajadere u. s. w. nennen.“ Die Hauptquelle, die Göthe benutzt hat, sind die Wundergeschichten des Plegon von Tralles in Sydien, der ein Freigelassener des Kaisers Hadrian war.

Wenige poetische Werke mag es geben, welche das Gefühl des Lesers so wie die Braut von Korinth unwiderstehlich fesseln und doch dabei in eine grause Nacht tauchen, die uns Entsetzen erregen würde, wenn die herrliche Schönheit der Darstellung unser Gefühl nicht wieder versöhnte. Was Lessing im Laokoon

von den Grundsätzen der Alten bei Darstellung des Gräßlichen sagt, nämlich daß sie es unvereinbar mit der Würde der Kunst gehalten, das Entsetzliche, das Häßliche in seiner ganzen Nacktheit zu geben, ohne seinen Ausdruck oder seine Erscheinung bis auf den Grad zu mildern, auf welchem der Gegenstand immer noch schön ist und durch seine Schönheit unser süßes Mitleid erregt — das hat Göthe's Meisterhand hier anschaulich gemacht. Wer die reine Höhe der edelsten Kunst, auf welcher der Dichter hier steht, recht empfinden will, der lese neben einander die Braut von Korinth und Bürger's Lenore, die denn doch auch wahrlich nicht zu den schlechtesten Balladen gehört. Aber während die Lenore uns etwa den Eindruck wie der Vortrag eines pathetisch wild erregten Nimen macht, tönt die Braut von Korinth uns entgegen wie ein Weihegesang aus dem Munde griechischer Priester, wenn sie hinaufzogen um auf Akrotorinth dem Gotte das bekränzte Opfer mit geweihter Hand darzubringen.

Aber nicht in eine spezifisch griechische Idee ist der Geist dieser majestätischen Ballade gebannt, sondern in ihren Grundgedanken erhebt sie sich zu den höchsten Fragen der Menschheit, die sie mit sicherer und unparteiischer Hand löst: daß das innerste, eigentlichste Leben der Seele, die tiefsten Gefühle des Herzens nicht von äußerer, fremder, gewaltfamer Einwirkung bestimmt werden können, sondern daß sie frei und ungehindert, dem Laufe der Natur gemäß aus den vorhandenen und gegebenen Grundlagen sich entwickeln müssen, das veranschaulicht die Braut von Korinth mit ergreifender Gewalt. Das schöne Mädchen hat schon von Kindheit von dem erzählen hören, der sie einst die Seine nennen sollte; sie hat ihn nie gesehen, er weilt in dem fernen Athen, in jener Stadt, an welche jedes griechische Gemüth mit den stärksten Banden und durch die erhebendsten Erinnerungen der Geschichte und der Kunst geknüpft war; ihre Fantasie hat den weitesten Spielraum, und sie erschafft sich das schönste Bild. Aber die Mutter leistet in einer Krankheit den Schwur, wenn sie geneset, wolle sie mit ihrem ganzen Hause zum Christenthum übertreten, und ihre Tochter solle dem Himmel künftig unterthan sein. Was die Mutter, was alle Andern gefächelt in der Jungfrau Herz gepflanzt, was in diesem weichen Herzen ran und schön und voll freudigen Lebens aufgeblüht war, das will die Mutter selber nun herausreißen; um eines falschen, im höchsten Grade selbstthätigen Wahnes willen soll das warme Herzensblut ihres Kindes erstarren. Dem Entschlusse folgt die Ausführung, die alten Götter verlassen das stille Haus, und

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Der unnatürliche, empörende Zwang treibt die Tochter zur Verzweiflung, die fortgesetzte Grausamkeit treibt sie ins Grab. Aber aus der schwerbedeckten Enge, in der sie keine Ruhe findet, treibt die Ulgewalt der Gefühle die Todte wieder heraus:

Salz und Wasser küßt
Nicht wo Jugend süßlt;
Ach! die Erde küßt die Liebe nicht.

Als der Jüngling von Athen nach Corinth gezogen kommt, um seine Braut abzuholen, da erscheint sie bei ihm in der Geisterstunde und nimmt Besitz von ihm. In seinen Armen wärmt sich ihr starres Blut, aber kein Herz schlägt der kalten Brust; mit der Locke, welche der Jüngling von seinem Haupte weidmet und in die Hand der Todten legt, verpfändet er sich den Mächten der Unterwelt, den alten Göttern, die er noch anbetet; das falsche Gelübde, welches die Jugendkraft seiner Braut kniet, zerstört auch sein Leben. Mit furchtbarer Gewalt treffen auf das Haupt der zürnenden Mutter die ernstesten Worte der Tochter, die hohl aus der Nacht des Grabes herauftönen und ihr schreiendes Recht wie ein drohendes Gespenst vor ihre starrenden Blicke bannen. Und es fehlt es dem vampyrischen Gedichte — wie Göthe es nannte — nicht an einem versöhnenden Schlusse; wir fühlen es aus dem entsetzten Schweigen der Mutter heraus, daß sie die letzte Bitte erfüllen wird, die aus dem bleichen Munde ihrer Tochter ihr entgegenschallt:

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
 Einen Scheiterhaufen schichte du!
 Deffne meine bange kleine Hütte,
 Bring in Flammen Liebende zur Ruh!
 Wenn der Funke sprüht,
 Wenn die Asche glüht
 Eilen wir den alten Göttern zu.

In der Form gewahren wir dieselbe plastische Vollendung wie in den Elegien. In wenigen bedeutungsvollen Geberden treten die Gestalten im vollsten Leben vor uns hin und beherrschen unsere Einbildungskraft so vollständig, daß kein anderes Bild mehr sich eindrängen kann. Der Jüngling ruht auf seinem Lager, schlummert fast, als die Gestalt der Jungfrau sich zur offenen Thür hereinsetzt. Vortrefflich liegt in diesen Worten das Geisterhafte ausgedrückt, er tritt nicht wie die Thür sich öffnet, er hört den Gang nicht, es ist ein Schweigen, was die Gestalt bewegt. Sittsam und still, wie es der Jungfrau geziemt, tritt sie herein, und als sie den Gast erblickt, hebt sie erschreckt und erstaunt die Hand, wie man unwillkürlich immer thut, wenn man bei plötzlichem Lichtschein die Augen beschattet, um die Gegenstände besser zu erkennen. Der Jüngling tritt sich vom Lager auf, wir gewahren und fühlen seine Ueberraschung und zugleich die freudige Sehnsucht, die in dieser Bewegung sich ausspricht, und das fehlt doch auch die Scheu nicht, die in diesen seltsamen Verhältnissen ihn zurückhält. In dieser Weise zieht die großartigste Kunst sich durch das ganze Gedicht hin, nicht der leiseste falsche Ton stört eine Harmonie, die rein wie ein Kunstwerk uns unwillkürlich ganz und völlig gefangen nimmt. Das Gedicht ist mit dem feinsten Gefühle gewählt. Göthe hat die Strofe selbst gesetzt; die vier ersten Verse tragen den episch erzählenden Charakter, die beiden letzten Verse mit den klingenden Reimen verzögern den Gang und machen den Schluss feierlich ernst, der siebente Vers, der den klingenden Reim des zweiten und vierten Verses nach der kräftigen Unterbrechung durch den fünften und

sechsten Vers wiederholt, gibt wie eine Stimme, die von fern tönt, der Strophe einen ahnungsvollen Schluß.

In der kurzen Zeit von zwei Tagen vollendete Göthe dieses unsterbliche Kunstwerk; aber wenn wir uns erinnern, wie lange und wie eusig Göthe gerungen und gearbeitet, durch wie viele Schulen er hindurchgegangen, ehe er sich zu dieser lichten Höhe aufschwang, so erkennen wir auch an dem Beispiele unseres größten Dichters, daß selbst die herrlichsten Naturanlagen nicht die vollkommensten Früchte zeitigen, wenn nicht treuer Fleiß und unablässiges Streben mit reiner Hand sie pflegt. Nicht umsonst sagt Schiller:

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleicht,
Kauft der Wahrheit tief verdeckter Born!

Einen ähnlichen Gedanken, wie das eben besprochene Gedicht, verfolgt „Der Gott und die Bajadere“; auch in dieser schönen Ballade wird die reinste Menschlichkeit als die schönste Blüthe der Sittlichkeit bezeichnet; das menschliche Herz, das der Gott in dem tiefen Verderben erkennt, entlockt ihm ein freudiges Lächeln, und um der innigen, alles vergessenden und sich selbst aufopfernden Liebe willen hebt der Unsterbliche das verlorene Kind auf seinen Armen zum Himmel empor. Wer denkt hier nicht an den Ausspruch Kristi, der von der reinigen Sünderin sagt: Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt! — Der Strofenbau ist auch hier wieder ein sehr kunstreicher; den leidenschaftlichen Ton des Ganzen stellen die bewegten Daktylen nach den ernstern Trochäen vortrefflich dar.

Der Zauberlehrling ist der Schrift des Lukian: „Der Lügenfreund“ entnommen, und da der Vergleich mit der Quelle bei dieser Ballade sehr interessant ist, so lassen wir die bezüglichen Stellen aus dem Lukian hier folgen *).

In einer Versammlung bei dem reichen Eukrates werden mancherlei seltsame und wunderbare Begebenheiten erzählt, die den Anwesenden mehr oder minder glaubwürdig erscheinen. Unter andern berichtet Eukrates selbst, er habe in seiner Jugend einen aegyptischen Priester Pankrates kennen gelernt und sei mit ihm zusammen gereist und vertraut geworden. Da habe er denn gesehen, wie dieser auf Krokodilen geritten und mit ihnen zusammen im Nil geschwommen sei, und wie alle Thiere sich ihm unterwürfig gezeigt hätten, und ähnliches. Zuletzt habe der Aegypter ihn überredet, seinen Diener in Memphis zurück zu lassen und mit ihm allein zu reisen. „So oft wir nun,“ geht die Erzählung weiter, „in eine Herberge kamen, nahm der Mann den Thürriegel oder den Besen oder die Körferkeule, bekleidete den Gegenstand, that einen Zauberspruch und bewirkte daß er ging, wobei derselbe allen andern denn ein Mensch zu sein schien. Der Gegenstand ging fort, holte Wasser, kaufte und bereitete die Speisen und bediente und besorgte uns in allen Dingen geschickt. Dann aber, wenn es der Aufwartung nicht mehr bedurfte, machte Pankrates durch das Sprechen eines andern Zauberspruches den Riegel wieder zum Riegel, oder die Körferkeule zur Körferkeule. Obgleich ich mich nun sehr bemühte, wußte ich doch nicht wie ich dies

*) Vergl. Göthe's Gedichte mit Erläuterungen. Berlin, bei G. Hempel I, 263.

von ihm erlernen könnte, denn er war damit zurückhaltend, obwohl er sich in Beziehung auf das Uebrige sehr gefällig zeigte. Eines Tages aber hörte ich, ohne daß er es wußte, indem ich im Dunkeln fast neben ihm stand, das übrigens nur dreißilbige Zauberwort. Am folgenden Tage, als jener auf dem Markte ein Geschäft hatte, nahm ich die Mörserkeule, verwandelte sie durch das Sprechen von drei Silben und befahl ihr Wasser zu tragen. Als sie nun das Gefäß vollgetragen hatte, sagte ich: Höre auf und trage kein Wasser mehr, sondern sei wieder eine Mörserkeule! Der Gegenstand aber wollte mir nicht gehorchen, sondern trug immerfort Wasser herbei, bis er uns mit fortwährendem Tragen das Haus überschwemmte. Ich aber, in Verlegenheit über die Sache — ich fürchtete nämlich, daß Pantrates, wie es denn auch wirklich geschah, bei seiner Rückkehr unwillig sein möchte — ergreife ein Beil und schlage die Keule in zwei Stücke. Aber jedes von diesen ergriff ein Gefäß, trug Wasser, und ich hatte zwei Wasserträger statt eines. Indessen kam auch Pantrates zurück, und als er sah, was geschehen war, machte er jene Gegenstände zwar wieder zu dem, was sie vor dem Sprechen der Formel gewesen waren, er selbst aber verließ mich unvermerkt, und ich weiß nicht, wohin er verschwunden ist.“

Göthe hat die Erzählung dadurch zur höchsten dramatischen Lebendigkeit gebracht, daß er die ganze Geschichte uns durch den Mund des Zauberlehrlings vorführt. Auf diese Weise erfahren wir nicht nur die Begebenheit, sondern wir empfangen auch den Eindruck auf den ungeschickten Lehrling. Dadurch wird das Interesse der Darstellung sehr gesteigert. Eine tiefere Idee liegt dieser Ballade nicht zu Grunde, Göthe hat sie wiedergegeben als das was sie bei Lukian ist, eine scherzhafte Erzählung, eine anmuthige Spielerei der Fantasie. Das Metrum ist in unübertrefflicher Kunst dem raschen, muthwilligen Gange angepaßt.

Der Schatzgräber, der auch unter den Balladen aufgeführt ist, nähert sich sehr der poetischen Erzählung. Der Schluß des Gedichtes gibt eine jener klaren Lebensregeln, an denen die Göthe'sche Poesie so reich ist:

Trinke Muth des reinen Lebens!
 Dann verstehst du die Belehrung,
 Kommst mit ängstlicher Beschwörung
 Nicht zurück an diesen Ort.
 Grabe hier nicht mehr vergebens!
 Tages Arbeit, Abends Gäste!
 Saure Wochen, frohe Feste!
 Sei dein künft'ig Zauberwort!

Die Krone aller jener schönen Dichtungen des Jahres 1797 ist das herrliche Epos Hermann und Dorothea, von dem die vier ersten Gesänge in gleicher Folge im August und September des Jahres 1796 gedichtet wurden. Schiller berichtete darüber an Körner: „Die Ausführung, die gleichsam unter meinen Augen geschah, ist mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hintereinander jeden Tag über dertshalbshundert Hexameter schrieb.“ Im März 1797 verweilte Göthe wieder in Jena, mit Schiller wurde das Epos reiflich besprochen, und fast vollendet. Im Mai und Juni desselben Jahres nahm Göthe abermals seinen Aufenthalt

in Jena und beendete das Gedicht nun, indem er die kritischen Bemerkungen Schiller's und die prosodischen Winke W. von Humboldt's benutzte. Der Druck der ersten Gesänge hatte bereits im Sommer begonnen, und im Oktober 1797 erschien das Gedicht bei Friedrich Vieweg dem Älteren in Berlin, dessen Firma 1799 nach Braunschweig übersiedelte. Wir wollen nicht versäumen, bei dieser Gelegenheit auf die ausgezeichnete Prachtausgabe des Epos aufmerksam zu machen, welche mit Zeichnungen von Bantier bei Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig erschienen ist. Eine große Menge von Auflagen wurde bald nach dem Erscheinen des Epos nöthig, und im Gegensatz zur Ifigenie fand Hermann und Dorothea sofort allgemeine Anerkennung, wenn man in beschränkter Auffassung das Epos auch nur neben der Luise von Boß nennen wollte oder es gar als eine Nachahmung desselben bezeichnete, da doch die Luise von Boß sich nicht von fern mit dem Göthe'schen Werke vergleichen kann.

Der Stoff des Epos ist der Wirklichkeit entnommen. Im Jahre 1731 wurden viele Protestanten aus dem Salzburgerischen vertrieben, die sich durch Deutschland zerstreuten; die meisten von ihnen fanden in Preußen Aufnahme. Unter diesen Emigranten ereignete sich die betreffende Begebenheit, die im Anfange der dreißiger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts in mehreren Druckschriften erzählt worden ist; alle diese Darstellungen stimmen im Wesentlichen ganz mit einander überein. Von diesen Erzählungen lautet eine aus dem Jahr 1734 wie folgt:

Ein Salzburgerisches Mädchen, welches der Religion wegen Vater und Mutter verlassen hatte, zog mit ihren Landsleuten fort, ohne zu wissen, wie es ihr ergehen, oder wo sie Gott hinführen würde. Als sie nun durch das Dettingische reisten, kam eines reichen Bürgers Sohn aus Altmühl zu ihr und fragte sie, wie es ihr im dastigen Lande gefalle? Sie gab zur Antwort: Herr, ganz wohl. Er fuhr fort: ob sie denn bei seinem Vater wohl dienen wolle? Sie antwortete: Gar gern; sie wolle treu und fleißig sein, wenn er sie in seinen Dienste nehmen wolle. Darauf erzählte sie ihm alle ihre Bauernarbeit, die sie verstünde; sie könne das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr.

Nun hatte der Vater diesen seinen Sohn oft angemahnt, daß er sich heirathen möchte, wozu er sich aber vorher nie entschließen konnte. Da aber besagte Emigranten da durchzogen und er dieses Mädchens anständig ward, so fiel ihm dieselbe. Er ging daher zu seinem Vater, erinnerte denselben, wie er ihn so oft zum Heirathen angespornt, und entdeckte ihm dabei, daß er sich eine Braut ausgesucht hätte; er bäte, daß der Vater ihm erlauben möge, dieselbe zu nehmen. Der Vater fragte, wer sie sei? Er gab ihm zur Antwort, es sei eine Salzburgerin, die ihm sehr wohl gefiele; wolle ihm nun der Vater nicht erlauben, dieselbe zu nehmen, so werde er auch niemals heirathen. Als nun der Vater nebst seinen Freunden und dem dazu geholten Prediger sich lange vergeblich bemüht hatten, ihm solches aus dem Sinne zu reden, es ihm aber endlich doch zugaben, so stellte er seinem Vater die Salzburgerin vor. Das Mädchen aber mußte von nichts anderm, als daß man sie zu einer Dienstmagd verurtheilt lange, und in dieser Meinung ging sie mit dem jungen Menschen nach dem

Haufe seines Vaters. Der Vater hingegen stund in den Gedanken, sein Sohn habe der Salzburgerin sein Herz schon eröffnet. Daher fragte er sie, wie ihr denn sein Sohn gefiele und ob sie ihn denn wohl heirathen wolle. Weil sie nun nichts wußte, so glaubte sie, man wolle sie äffen, und sagte daher, man solle sie nur nicht so foppen; zu einer Magd habe man sie verlangt, und deswegen wäre sie mit seinem Sohne gegangen; wolle man sie nun dazu annehmen, so werde sie allen Fleiß und Treue beweisen und ihr Brod schon verdienen; über foppen lasse sie sich nicht. Der Vater aber blieb dabei, daß es sein Ernst sei, und der Sohn entdeckte ihr jetzt die wahre Ursache, warum er sie in seines Vaters Haus gebracht; er habe nämlich ein herzliches Verlangen, sie zu heirathen. Das Mädchen sah ihn darauf an, schwieg ein klein wenig und sagte darauf, wenn es denn sein Ernst wäre, daß er sie haben wolle, so sei sie es auch zufrieden, und sie werde ihn halten wie ihr Auge im Kopfe. Der Sohn reichte ihr jetzt ein Ehepfand; sie aber griff sofort in den Busen, zog einen Beutel heraus, in welchem sich zweihundert Dukaten befanden, und sagte, sie wolle ihm hiemit auch einen Mahlschaz geben. So war also die Verlobung richtig. —

Aus dieser einfachen Erzählung hat Göthe in derjenigen Weise sein unsterbliches Epos gebildet, wie Lessing in der Dramaturgie bei Gelegenheit der Rogone die Art und das Verfahren des Genies zeichnet. Er hat keine künstlichen Verwicklungen erfunden, keine Massen neuer Personen eingeführt, sondern hat seine großartige Kunst in der Motivirung gezeigt, in demjenigen, was, wie Lessing sagt, den Stümper am meisten abschreckt, da er es nicht zu leisten vermag. Den Schauplatz der Handlung hat Göthe in die Nähe des Rheins verlegt, und auch die Zeit hat er ein wenig vorgeückt, und zwar bis zu den Jahren der französischen Revolutionsbewegungen. Dadurch gab er seinem Werke den großartigsten geschichtlichen Hintergrund, und durch die Verlegung in diese unruhigen Zeiten sicherte er sich die Gelegenheit, die verschiedensten Seiten menschlicher Anschauungen in dem Epos anklingen zu lassen. Das Interesse des eigenen Zeitalters mußte der Dichter durch diesen Umstand ebenfalls in höchstem Grade für seine Dichtung gewinnen.

Ein Hauptmerkmal echter Kunst ist die Ruhe, das heißt die innere Sicherheit, die uns nirgend eine Arbeit, ein Mühen des Dichters sehen läßt. Der Stümper kennt diese Ruhe nicht, seine Sprünge sind um so hastiger, als sein Gang schwankender wird. Im reichlichsten Maße zeigen diese erhabene Ruhe die antiken Dichtungen, die Epen des Homer; auch über Hermann und Dorothea zeigt ihr Hauch ausgegossen und zeigt uns die einfachschönen Verhältnisse dieses Werkes in dem hellsten Lichte. Die Zeitdauer der Handlung ist auf wenige Stunden beschränkt, sie dauert vom Mittage bis zur Nacht; der Ort ist abwechselnd das stattliche Gasthaus zum goldenen Löwen mit seinen nächsten Umgebungen, und das Dörfchen in dem die Vertriebenen rasten, nebst dem Wege dahin. Nichts kann einfacher und natürlicher sein. Auf diesem Schauplatze rollt das Epos dahin, das in manchen Stellen dem lebhaft bewegten Drama sehr nahe kommt. Zeit und Ort sind mit feiner Kunst in die Handlung gezogen, sie wirkenksam mit; die verschiedenen Tageszeiten entsprechen dem Charakter der Be-

gebenheiten, die in sie verlegt sind, und ebenso unterstützt das Lokal oft die poetische Wirkung auf das wunderbarste. Um nur Ein Beispiel zu geben, erinnern wir an die Szene am Brunnen; beschattet von ehrwürdigen Linden, da Bäumen, welche die alte Volkspoesie mit Vorliebe für ihre sinnigen Dichtungen auswählt, unter denen sie Liebende Abschied nehmen, sich wiederfinden und weinend kosen läßt, rinnt lebendig ein klarer Quell, von niedriger Mauer eingefast, die zum Sitzen bequem ist, entfernt von dem Dorfe und dem Getümmel der Menschen. An dieser schönen Stelle steht Hermann und denkt an seine lieblich Vertriebene, läßt den grünen Rasen von den muthigen Rossen zerstampfen und blickt still vor sich hin, in die rinnenden Fluthen des Quells, deren leises Rauseln ein Sinnen, ein Sehnen so sehr begünstigt. Das ganze liebliche Bild ist laut der Sehnsucht. Zu derselben Stelle kommt Dorothea, sie steigt mit dem Jüngling die Stufen hinab, mit ihrem Begleiter setzt sie sich nieder auf den Mauerchen des Quells; beide beugen sich um zu schöpfen, sie sehen gegenseitig ihr Bild aus dem blauen Wasserspiegel herauswinkeln und schwanken und sich freundlich grüßen. Dann lehnen sie beide vertraulich sich auf die Gefäße und plaudern. Wäre irgend ein schönerer Ort für dieses Liebesgeplauder auch denkbar? — Es ist nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß durch den ganzen Werk hindurch in jedem Momente Ort und Handlung in dieser wunderbaren Uebereinstimmung, gleichsam in geistiger Verwandtschaft stehen. Gerade durch diesen Umstand möchte es bewirkt sein, daß der Leser sich durch Hermann und Dorothea so heimathlich berührt fühlt.

Mit großer innerer und äußerer Sicherheit schreitet die Handlung fort. Nach der Forderung des Horaz versetzt der Dichter uns sogleich in medias res, während die gewöhnliche heutige Praxis in Dichtungen und Romanen ist, eine sehr lange Beschreibung des Lokals oder der Personen zu geben. In Recht beginnt Göthe sein Gedicht mit den Worten des Gastwirthes, die er heiliglich unter dem kühlen Thore des Hauses spricht, denn gerade dieses Haus und sein Familienkreis ist das wichtigste, das bleibende für sein Werk, während das Getümmel des Zuges nur zufällig, vorübergehend ist. Durch die wenigen Worte des Wirthes sind wir sogleich ganz in die Situazion eingeweiht, ein klares und lebensvolles Bild thut sich in allgenteinen Zügen vor uns auf, und um in dieses Bild nun die Einzelheiten hineinzutragen, dazu bietet sich auf die zwangloseste Weise Gelegenheit. Der Pfarrer und der Apotheker, zwei Hausfreunde, kehren zurück und erzählen, was sie gesehen haben. Da uns die Worte des Wirthes bereits so glücklich in die Sachlage eingeweiht haben, so nehmen wir die Schilderungen mit Interesse. Wir sind auch ganz einverstanden, wenn wir uns nun mit den Männern in das kühle Hinterzimmer begeben können, wo die Unterhaltung fortgesetzt wird. Und doch ist dieser scheinbar allsichtslose Wechsel des Lokals nichts als verständige Voraussicht des Dichters, denn unter dem Thore, nahe dem Markte und der Straße würde ein sehr unpassender Ort für den ausbrechenden Unwillen des Wirthes gewesen sein, da gleichwohl sich so fördernd für die ganze Handlung erweist, denn durch die harten Worte des Vaters wird das Geständniß des Sohnes an die Mutter herbeigeführt, und hierdurch gewinnt die Handlung ihren eigentlichen vollen Fluß.

Die tadelnden Worte des Wirthes werden in dem Gespräche am Ende des ersten Gefanges aufs umsichtigste vorbereitet, und zugleich enthält dieses Gespräch wieder einen doppelten Beitrag zur Exposition des Ganzen: es klärt uns genauer über die Zeitverhältnisse und über die Familienlage auf, ganz abgesehen von dem Lichte, das durch dieselben Worte auf den Charakter des Wirthes und Hermann's fällt.

Sehr natürlich erscheint es uns, daß Hermann, durch die ungerechten Worte des Vaters verletzt, die Einsamkeit sucht; und doch ist auch dieser Umstand in der feinsten Art vorbereitend für vieles andere. Die Mutter sucht den Sohn, und indem der Dichter sie auf die natürlichste Weise in allen Theilen ihrer Wohnung umherführt, gibt er uns, ohne in eine kalte Beschreibung zu verfallen, ein vollständiges Bild der Umgebung und zeigt uns im voraus den Schauplatz, den wir später mit doppeltem Interesse wiedersehen, da er uns schon wohlbekannt ist. Die Mutter findet ihren Sohn unter dem Birnbaume, er sitzt und weint, und an dem treuen Mutterherzen schüttet er nun seinen ganzen Schmerz aus und entdeckt seine Pläne und seine Wünsche. An derselben Stelle, wo er um seine geliebte Vertriebene weint, sitzt er nachher mit ihr, als er sie in sein Haus führt, Hand in Hand, der schönsten Hoffnung um ein gut Theil näher. So findet im Parzival des Wolfram von Eschenbach Parzival sein geliebtes Weib an eben derselben Stelle wieder, wo seine Sehnsucht nach ihr zuerst wieder erwacht war. Nur in deutschen Gedichten findet man dieses liebevolle Hasten an nem bedeutungsvollen Orte; vielleicht deshalb, weil das deutsche Volk so innig an seiner Heimath hängt, wie wohl kein anderes.

Auf den Vorschlag der Mutter geht Hermann mit ihr sogleich zum Vater und bittet um dessen Einwilligung, die Vertriebene als Braut ins Haus führen zu dürfen. Wäre der Vater allein gewesen, so würde er sich wahrscheinlich nicht gestraubt haben, aber die Worte des Pfarrers, die so warm, so innig und verständnißvoll und so schwer an Bedeutung sind, bewegen das von Natur durchaus liebevolle Herz des Vaters, und Hermann bereitet sich, in Gesellschaft des Pfarrers und des Apothekers hinaus zu fahren. Die Handlung ist damit auf ihrem entscheidenden Höhepunkte angelangt, und an dieser Stelle stehen wir genau im Mittelpunkt des Gedichtes, ähnlich wie in Shakespeare's Othello am Beginn seiner Eifersucht, die ebenfalls den Wendepunkt der vorbereitenden und der entwickelnden Handlung bezeichnet, genau auf die Mitte des Dramas trifft.

An der Quelle unter den Linden bleibt Hermann zurück, indes die Freunde in Dorfe zuwandern. Auch hier wieder die umsichtigste Vorbereitung des nachfolgenden, verbunden mit der angemessensten Gestaltung des Gegenwärtigen. Durch die Nachforschungen des Apothekers und des Pfarrers erhalten wir nun die vollständigste und lebendigste Auskunft über die Lage der vertriebenen Menschen, und über Dorothea's Stellung unter ihnen so wie über ihre Vergangenheit. Dies war durchaus nothwendig, um uns zu zeigen, daß Dorothea der eben Hermann's auch im vollen Maße würdig ist. Außerdem aber gewinnt das ganze Werk durch den großartigen Hintergrund, der sich in lebendiger Anjauung mit den unmittelbarsten Beziehungen auf die große politische Weltlage

vor unsern Augen aufthut, und indem der Dichter unsere Blicke von Hermann und seiner Geliebten abwendet und uns ein so ganz entgegengesetztes Bild vorführt, belebt er durch die Abwechslung und durch den Kontrast unser Gefühl wieder und läßt uns mit desto größerer Theilnahme wieder zu den beiden Liebenden zurückkehren. Wir haben die seltene Vortrefflichkeit der Jungfrau erkannt, wir wünschen nun um so lebhafter zu erfahren, daß sie auch wirklich Hermann's Braut wird.

Von diesem Punkte an tritt die Handlung wieder in ein neues Stadium ein; das Verhältniß zwischen Hermann und Dorothea gestaltet sich inniger, er bemächtigt sich unserer Theilnahme ausschließlicher, und naturgemäß treten alle übrigen Gegenstände zurück. Mit dem Abschiede, den Dorothea von ihrem Leidensgefährten nimmt, erfahren wir von ihnen nichts weiter, doch scheiden wir mit der tröstlichen Aussicht, daß die Vertriebenen in einigen Tagen in ihrer Heimath zurückkehren werden. Hätte Hermann nun gleich am Brunnen an Dorothea geworben und ihr Jawort erhalten, dann wäre einerseits der Schlag des Gedichts sehr matt geworden, da Hermann's Eltern dann ja eigentlich schon ganz außerhalb der Handlung gestanden hätten, denn ihr Jawort hatten sie bereits gegeben, andererseits aber — und das wiegt hier am schwersten — wäre uns die schönste Entwicklung von Dorothea's Karakter verloren gegangen. Da durch daß Dorothea, wie sie meint als Magd dem Jünglinge folgt, entstehen die Verwicklungen am Schluß, die aber doch auf die kürzeste Weise dadurch zum schönsten Abschluß führen, daß Dorothea nun in der Meinung, sie nähert sich auf ewig Abschied, ihre Liebe zu Hermann gesteht. Durch dieses freiwillige Geständniß baut sich erst mit völliger Sicherheit der Grund auf, der uns über die Zukunft des geschlossenen Bündnisses auf jede Weise beruhigt und uns die Freude völlig rein und ungestört sein läßt. Durch die letzten Worte Hermann's erhebt sich unser Blick von dem kleinen Kreise der Familienereignisse wieder zu den großen Weltbegebenheiten, und in den männlichen Gesinnungen des Bräutigams klingt das herrliche Lied mit erhebendem Tone großartig und höchst erfreulich aus.

Bei genauerer Betrachtung finden wir, daß diese lebendig und schön fließende Handlung vom Dichter noch durch ein besonderes Kunstmittel gehoben und ihrer Wirksamkeit verstärkt worden ist, nämlich durch die kunstvoll geschaffenen Gegensätze. Wenn wir die kleineren, mehr verbindenden Züge unbeachtet lassen, so gewahren wir mehrere besonders hervortretende Massen, die sich nie gegensätzlich zu einander verhalten. Den Eingang eröffnet die Schilderung von dem Zuge der Vertriebenen, der als eine schmerzliche Flucht, als Gedränge und Getümmel voller Verwirrung und Unordnung, voller Geschrei und rücksichtslosiger Gewalt dargestellt wird: der Starke eilt emsig vorwärts, der Schwache fühlt sich unwillig fortgestoßen, das gedrängte Vieh blökt, die Hunde bellen, dazwischen tönt der Wehlaut der Schwachen und Kranken, und in dem Getreibe wird der Wagen nahe dem Graben gedrängt, er schlägt um, die Menschen stürzen mit entsetzlichem Schreien in das Feld und Kisten und Kisten poltern hinterher. An dem zerbrochenen Wagen, an den hilflosen Menschen vorüber wälzt sich der Zug weiter, ein jeder bedenkt nur sich selber.

Der schärfste Gegensatz zu diesem wüsten Getümmel erscheint uns, als Hermann von Dorothea erzählt. Die Jungfrau leitet einen hochbepackten Wagen, der mit zwei starken Stieren bespannt ist; sie muß sich besonders beeilen, da sie hinter dem Zuge zurück ist, und doch zeigt sie keine Spur von Hast. Besonnen und klug treibt sie mit langem Stabe die gewaltigen Thiere an, oder hält sie zurück, wie der Weg es erfordert, und während der große Zug an den völlig hilflosen unbarmherzig vorüber eilt, erkennen wir bald, daß Dorothea in hochherziger Selbstlosigkeit nur für andere, nicht einmal Verwandte unermüdtlich sorgt. Dieser Eindruck, den wir unmittelbar von dem Thun und Treiben der Jungfrau gewinnen, wird noch verstärkt durch die Wirkung, welche ihre umsichtige Besonnenheit auf Hermann äußert, so daß er ihr allein alle seine Gaben zur Vertheilung anvertraut.

Dieselben Gegensätze, wie in diesen beiden Bildern, zeigen sich in dem Verhalten des Vaters einerseits, der Mutter andererseits, ihrem Sohne gegenüber. Die heftig polternden Worte des Vaters stören die innersten Gefühle Hermann's zum Widerstande auf, die Hausfreunde und die Mutter reden darein, Unruhe und Verdruß zeigen sich auf allen Seiten, alte, ehrwürdige Bande scheinen sich lockern zu wollen. Die Mutter aber, die ihren Sohn am Birnbaum trifft, redet gütlich und innig zu, ihre sanften Worte, ihre herzlichste Liebe besänftigen den Unwillen und den Kummer Hermann's, und locken aus ihm das Geständniß hervor, daß sein Herz ein neues Band zu knüpfen begehre.

Nun folgt das Bild der Vertriebenen in dem Dorfe, in dem die hehentliche Gestalt des fremden Richters so gebietend hervortritt. Es bildet sich der Gegensatz zu der ersten Schilderung des Zuges aus dem Munde des Apothekers, und dem sichern Vertrauen, das uns die Festigkeit und die Erfahrung des Richters einflößt; und noch lebhafter ist der Kontrast zwischen diesem Treiben in dem Dorfe mit den vielen aufgeregten Beziehungen politischer und sozialer sowie moralischer Färbung zu der ruhervollen, ganz in sich selbst zurückgezogenen, von der Außenwelt gänzlich unberührten Szene am Brunnen. In dem friedlichen Tone dieser letztern würde das Gedicht nun etwas einförmig ausklingen, wenn nicht der Dichter mit seiner Berechnung zuerst die gutmüthig filisterhaften Expektorationen des Apothekers und dann die gereizten Worte des Vaters dazwischen geschoben hätte, um dann mit desto größerem Nachdruck zu dem friedlich versöhnenden Tone zurückzukehren, der den Leser in tiefer Befriedigung von dem Gedichte scheiden läßt.

Alle diese Mittel berechnender Kunst sind jedoch mit solcher Meisterschaft und scheinbar so absichtslos angebracht, daß wir sie nur bei genauerer Betrachtung erkennen. Nachdem wir uns an dem Eindruck des herrlichen Ganzen erfreut haben, gibt die Betrachtung des kunstvollen Baues in seinen Einzelheiten einen neuen, nicht geringeren Genuß.

Vertragen wird die Handlung des Gedichtes von sieben Personen. Dorothea, der Vater, Hermann und der Prediger waren dem Dichter schon in seiner Quelle gegeben; die Mutter, den Apotheker und den Richter hat Göthe selbständig hinzugefügt. Dem Charakter des Ganzen gemäß sind sechs von diesen Gestalten in dem guten, tüchtigen Bürgerstande heimisch, in dem gerade die

menſchlichen Tugenden ſtets beſonders gern blühen, da in dieſem Stande die Reflexion faſt gänzlich zurück tritt und die ſelbſthätige Erfahrung als bedeutendſtes Bildungsmittel erſcheint. Nur der mit vieler Liebe gezeichnete Prediger beſitzt wiſſenſchaftliche Bildung, doch dieſe führt ihn genau auf dasſelbe Ziel, nach welchem Wiſſenſchaft und Erfahrung ſtets gleichmäßig ſtreben, wenn ſie reines Weſens ſind: zu der Ausbildung der edlen menſchlichen Gefühle. Durch die Geſtalt dieſes Predigers erhält das Gedicht einen idealiſchen Zug, der ſeine Wirksamkeit zu erhöhen ſehr geeignet iſt. Der Charakter edler Menſchlichkeit iſt allen Perſonen — mit Ausnahme des mehr untergeordneten Apothekers — ſo energiſch aufgeprägt, daß bei aller ſo ſchönen und echten Religioſität der Perſonen doch die Religion ſo ſehr zurück tritt, daß wir nicht einmal unterſcheiden können, ob Evangelische oder Katholiken uns gegenüber ſtehen; ja wenn nicht der Gaſtwirth beiläufig einmal ein Tedeum erwähnte und vom Sonntage ſpräche, ſo könnten wir die Perſonen ebenſo gut für Juden als für Krüden halten.

Unter den ſieben Perſonen finden wir nur zwei weibliche; dadurch fällt auf dieſe beiden ein beſonderer Nachdruck, und in der That erweiſen gerade ſie ſich als diejenigen, durch welche die Handlung getrieben wird. Hingegen gibt die überwiegende Zahl der Männer dem Ganzen das Gefühl des Ernſtes und der Sicherheit der Verhältniſſe, welches gegenüber dem Bilde der traurigen und drohenden Zeitverhältniſſe ſo wohlthuend wirkt. Eine der ſieben Perſonen hat einen ſark humoristiſchen Anſtrich, der Apotheker, der als gewiſſermaßen ableitend Perſon in manchen Stellen ſehr vortheilhaft eintritt, um durch den Gegenſatz ſeiner Erſcheinung die andern in helleres Licht zu ſetzen.

Der bedeutendſte dieſer Charaktere iſt Dorothea, die zugleich den poetiſchen Mittelpunkt des ganzen Gedichtes bildet, eine Geſtalt voll unergleichlicher Hebe und Tiefe. Drei Züge ſtechen beſonders in ihr hervor: edle Uneigennützigkeit die bis zur Selbſtverläugnung geht, entſchloſſene Beſonnenheit und tiefe Innigkeit des Gefühls, Eigenſchaften, durch deren harmoniſche Zuſammenſtellung die Spitze menſchlicher Vollkommenheit erreicht wird. Auf die Stellung, welche Dorothea in dem Wirrwarr des Zuges einnimmt, haben wir ſchon hingewieſen; die edle Größe dieſer Jungfrau, die an Ifigenie erinnert, tritt ſelbſt in dieſen Worten hervor, mit denen ſie Hermann um eine Gabe für die Wächnerin bittet. Keine Klage kommt aus ihrem Munde, ſie begnügt ſich die verzweifelte Lage der Armen zu ſchildern, und als ſie die unverhofft reiche Gabe empfängt, rühmt ſie die wohlthätige Wirkung des Glends, durch welches man Gottes Hand am Finger erkennt. Der Segenswunſch, den ſie über den Geber ausſpricht:

Was er (Gott) durch Euch an uns thut, thu er Euch ſelber! geht auf die ſinnigſte Weiſe in Erfüllung: Hermann ſchenkte der Jungfrau die Gaben, da ſie in ihrer Lage bedürftig war, und Dorothea gab als das liebſte Geſchenk ſelbſt dem Jüngling zu eigen. Die Höhe des Charakters und die thätige Unerſättlichkeit Dorothea's wird durch das Zeugniß des Richters noch mehr gehoben und durch einen wahrhaft heroïſchen Zug ergänzt, durch die Erzählung von der heldenmüthigen Abwehr der Räuber. Wilhelm von Humboldt tadelte dieſe Epifode und wünſchte ſie geſtrichen zu ſehen; gewagt iſt ſie freilich, aber die auſerordentlich

Zeit, in der die entseßlichste Noth oft so erbarmungslos mit ihrem Entweder—Oder dem Menschen entgegentritt, bringt des Außergewöhnlichen doch auch vieles, und Dorothea's fester und edler Karakter erscheint auf dieser äußersten Spitze keineswegs in einem schiefen Lichte. Wenn man sagt, Göthe habe diese Tha erzählen lassen, um die Bedenklichkeit zu beseitigen, ob Dorothea „unversehrt“ aus den wilden Stürmen der Zeit hervorgegangen, so ist diese Erklärung äußerst beleidigend. Eine so hohe edle Erscheinung wie Dorothea bedarf eines Abweises eines so niedrigen Verdachtes ganz gewiß nicht.

Das tiefe Gemüth Dorothea's tritt besonders herrlich in der Szene am Brunnen hervor, doch fehlt auch hier die ihr eigene Hoheit nicht. Aus ihren Reden leuchtet unverhohlen die Freude hervor, welche der Anblick des Jünglings ihr erweckt, und doch vergibt sie ihrem bewegten Gefühle nicht das geringste; stets erscheinen ihre Worte maßvoll, heiter und angemessen, und mit schöner Sicherheit ordnet sie sogleich auch das Verhältniß, in welches sie rasch entschlossen eingetreten ist; die Hülfeleistung Hermann's lehnt sie mit dem Hinweis darauf ab, daß ihr zukünftiger Herr ihr nicht dienen solle, und dabei spricht sie die bedeutungschweren Worte, welche mit großen goldenen Buchstaben in jeder Mädchenerziehungsanstalt an der hervorragendsten Stelle prangen sollten; sie sagt:

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehört.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern!

In Dorothea sehen wir das lebendige Beispiel dieser herrlichen Worte, und besonders deutlich erkennen wir im Voraus, wie groß die Macht und der Einfluß dieser jungen Braut dereinst in ihrer Familie sein wird, der sie Tag und Nacht, zu dienen nie ermüden wird, denn es würde diesem hoheitsvollen Gemüthe eine Last sein, bedient im Hause zu ruhen.

An Hermann's Seite schreitet Dorothea nun ihrer künftigen Heimath zu, und mit kluger Umsicht und mit vertrauender Offenheit fragt sie nach dem Wesen der Eltern, die sie für sich zu gewinnen wünscht. An dem traulichen Plaze unter dem Birnbaum ruhen die Wandernnden ein wenig; es ist ein sinnig angebrachter Zug, daß Dorothea in dem Giebelfenster, nach dem sie absichtslos fragt, Hermann's Stübchen erblickt. Bisher haben wir diesen Karakter der Jungfrau mehr äußerlich, mehr in ihren Beziehungen zu andern kennen gelernt, nun läßt uns der Dichter auch in seine Tiefe schauen. Die Scherzworte des Vaters, zu welchen ihr die Erklärung noch fehlt, regen ihren tiefen Schmerz und ihr empfindliches Ehrgefühl auf; die heiß vergossenen Thränen beweisen uns ihr tiefes Seelenleid, das der Gedanke an den Abschied ihr erregt, aber sie zaudert keinen Augenblick, den bitteren Entschluß zu fassen, den die Ehre ihr

gebietet. Zu wundervoller Hoheit erhebt sich dadurch ihr Karakter, und reichlich verdient Dorothea das schöne Glück, das ihr nun so unverhofft seine holden Gaben bietet. Mit inniger Rührung, frei von aller kränklichen Empfindsamkeit gedenkt sie in diesem Augenblicke ihres ersten Bräutigams, dem seine edlen Bestrebungen den Tod brachten, und die Treue, mit der sie das Andenken an ihn bewahrt, mag für Hermann ein Hinweis sein, wie warm auch ihn die Liebe dieser Jungfrau, nun seiner Braut, hegen und halten wird.

Ifigenie und Dorothea sind die herrlichsten Gestalten, welche Göthe geschaffen hat, und Dorothea ist die größere von beiden. Keinem Manne hat Göthe diese sittliche Hoheit, diese gleichmäßige Vollkommenheit geliehet, wie seiner Dorothea. Vielleicht hat der Dichter auch durch diesen Karakter den Gedanken ausdrücken wollen, den er am Ende seines vielerfahrenen Lebens niederschrieb:

Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan!

Was mit einer so schönen und innigen Weiblichkeit kaum vereinbar erscheint und sich doch so natürlich darstellt, ist das richtige Gefühl, das Dorothea für die Weltlage in höherm Grade äußert, als irgend eine der andern Personen des Epos. Die übrigen sind voll Zuversicht, daß der Krieg bald ein Ende nehmen werde, die Parteien seien müde und des Streites satt, aber Dorothea spricht die profetischen Worte, die später so voll zur grausigen Wahrheit wurden:

Ich täusche mich nicht mit leichter Hoffnung in diesen
Traurigen Tagen, die uns noch traurige Tage versprechen:
Denn gelöst sind die Bande der Welt; wer klopft sie wieder,
Als allein nur die Noth, die höchste, die uns bevorsteht!

Die Worte, mit denen Dorothea am Schluß ihres ersten Bräutigams gedenkt, sind, so einfach sie scheinen, des reifsten Verstandes würdig; in schwachem Schimmer, aber edel und groß tritt uns daraus das Bild dessen entgegen, der sie sprach, eine Ehre für den Dahingeshiedenen selbst und für diejenige zugleich, die sein Herz wählte.

Eines so herrlichen Weibes ist Hermann vollkommen würdig. Schon Humboldt hat daran erinnert, wie sehr die plastisch vollendete Gestalt dieses Jünglings den homerischen Helden gleiche: „Auch in Homer's Helden finden wir allein ein Herz in der Brust, das Unrecht haßt und Unbill, einen geraden Sinn, der alles Verworrene kurz und einfach schlichtet, und einen Muth, der das einmal Beschlossene kraftvoll ausführt. Selbst in der äußern Lebensart ist eine auffallende Aehnlichkeit; auch Homer's Helden hat Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärkt, auch sie sind selbst Ackerleute, schirren, wie Hermann ihre Pferde selbst an und spannen sie selbst an den Wagen.“ Hermann ist das männliche Seitensstück zu Dorothea, doch fehlen ihm die weibliche, anmuthige Gewandtheit und Erfahrung Dorothea's, denn er ist in den ruhigen Verhältnissen seiner Vaterstadt groß geworden. Dafür hat ihm der Dichter jedoch einen heroischen Sinn gegeben, der erst langsam prüft, dann aber mit gewaltiger Krafft nach seinem Ziele auf dem kühnsten Wege ringt, und überall mit männlicher Entschlossenheit den geraden Weg wählt. Besonders im zweiten Gesange tritt das Heroische dieses Karakters sehr bedeutend hervor, als er sich entschließt,

für sein Vaterland mit den Waffen in der Hand zu leben und zu sterben; derselbe heroische Ton spricht aus seinen Worten, mit denen das Gedicht schließt. Unser Interesse für diesen Jüngling ist besonders deshalb so groß, weil der Dichter uns in ihm allein einen werdenden Charakter zeigt, gegenüber dem vollendeten Charakter aller übrigen. Wir sehen Hermann's Bild von Kindheit auf vor uns; er selbst, sein Vater, der Prediger geben uns reichliche Auskunft. Man denkt bei diesem Charakter an die alten deutschen Helden, die in läppischer Schweigsamkeit aufwachsen und scheinbar nur das Nächstliegende bedenken, dann aber bei einem geeigneten Anlaß aus ihrer Regungslosigkeit aufwachen und als die beherrschenden Führer auftreten. Ganz vortrefflich erzählt uns der Dichter von der Jugend Hermann's, wie er in der Gesellschaft der naseweisen Kaufmannstöchter eine so alberne Rolle spielt und verlegen den Hut fallen läßt, und doch tritt auch hier die Kraft und das starke Rechtsgefühl dieses Charakters wieder hervor, wenn er aus der erwähnten Gesellschaft fortleilt und mit festem Entschluß sie nie wieder besucht, oder wenn er die Buben, die seinen Vater verspotten, mit grimmiger Wuth anfällt und sie dermaßen zerbläut, daß sie sich kaum seinen Händen zu entreißen vermögen. So wächst er auf und duldet groß und gelassen die Launen des Vaters, und niemand bemerkt, wie seine Kraft innerlich sich ausbreitet. Nun kommt der entscheidende Zeitpunkt und die entscheidende Begebenheit: Hermann erblickt die Vertriebenen, seine ganze Seele wird aufgerüttelt, seine Kräfte erwachen, seine Energie wird rege, selbst sein äußeres wird dermaßen belebt und verwandelt, daß der Prediger, ein seiner Menschenkenner, erstaunt ihn anschaut und ihn, als er von den Vertriebenen wiederkehrt, sogleich mit den Worten anredet:

Kommt ihr doch als ein veränderter Mensch! Ich habe noch niemals Euch so munter gesehen und eure Blicke so lebhaft.

Auch der Vater lächelt seinen Sohn wohlgefällig an und erklärt ihm, so öft er ihn gern, und etwas später sagt er ihm:

Wie ist o Sohn, dir die Zunge gelöst, die schon dir im Munde Lange Jahre gestockt, und nur sich dürftig bewegte!

Entschlossen und freudig unternimmt Hermann nun seine Werbung, aber ihr wahr und naturgemäß beschleicht ihn bald die Furcht, ob Dorothea ihm auch ihr Jawort geben werde, und als sie am Brunnen in traulicher, günstiger Stunde ihm gegenübersteht, da kann das entscheidende Wort nicht über seine Lippen. Seine edle Größe tritt in manchen kleinen Zügen bedeutungsvoll hervor, dort, wo Dorothea strauhelt und im Dunkel auf den Stufen des Weinbergs seine Arme sinkt: er fühlt die herrliche Last, die Wärme des Herzens, den balsam des Athems, an seinen Lippen verhaucht, doch er drückt die Geliebte nicht fester an sich, vom ernstern Willen gebändigt steht er und stemmt sich gegen die Schwere. Als seine Wünsche sich schließlich aufs schönste erfüllen, da gerührt auch er seine ganze edle Männlichkeit wieder; in seinen letzten Worten spricht er Gedanken aus, welche wir von ihm noch nicht gehört haben, aber wir wissen, daß diese Gedanken aus der Tiefe seiner Seele kommen, und daß er der Mann ist, diese Vorsätze auch mit Kraft auszuführen. Hermann = ein hehrer, äftiger Mann, diesen Namen führt er in der That.

In gewisser Weise einen Gegensatz zu Hermann bildet der Vater, der Gastwirth zum goldenen Löwen. Bei dieser Figur muß man sich vor allen Dingen hüten, einen modernen Gastwirth zu verlangen. Im vorigen Jahrhundert standen die begüterten Gastwirth in den kleinen Ackerstädtchen als sehr angesehene Persönlichkeit da. Bei Tisch saß der Wirth selber mit seiner Familie am Ehrenplatze, und danach kamen die Gäste, die gewissermaßen mit zu der Familie gerechnet wurden, welche in dem Wirth ihr Haupt erblickte. Daß in einem solchen Gasthause eines kleinen abgelegenen Städtchens, das noch nicht einmal eine Chaussee aufzuweisen hat (III, 38), im Laufe eines ganzen Nachmittages keine Gäste eintreffen, darf uns nicht wundern, und für diesen Wirth, der zugleich Rathsherr ist und Bauherr dazu, ist Selbständigkeit und Würde die zweite Natur. Während Hermann mit unerschütterlicher Ruhe prüft und mit entschlossener Sicherheit ausführt, zeigt der Vater eine gewisse unruhige Hast, die aus seinem Stande ehrgeizig höher hinaufstrebt und mit Unmuth sich an dem Widerstande reibt, den sie oft genug erfahren muß. Da der Sohn nicht diesen Zug theilt, so hat er oft die üble Laune des Vaters auszubaden. Doch ist strenge Rechtlichkeit und ein wohlwollendes Herz auch die Grundlage dieses Charakters. Der Widerspruch, den der Vater so oft anwendet, dient sehr wirksam, andere Charaktere zur Entfaltung ihrer Eigenthümlichkeiten zu bringen.

Hermann's Mutter ist ein rührend schönes Bild der sorglichsten Mutterliebe, die dem Sohne ihrer Jugend eigentlich näher steht als ihrem Gatten. Viele Züge, die wir bei Göthe's Mutter kennen gelernt haben, finden wir hier wieder. Die vortreffliche Frau erscheint überall so anspruchslos, so einfach, und doch liegt ein hoher Seelenadel in dieser Frau, der in dem vierten Gesange hell hervortritt. Ihr Bild wird noch lebhafter durch die mannichfachen kleineren Züge, die der Dichter oft mit schalkhafter Hand an ihr zeichnet, wie z. B. in jener Stelle, wo sie zum drittenmal wieder das Zimmer der Männer betritt, das sie eben erst verlassen, und ihre Ungeduld nicht zu verbergen weiß. Mit Recht hat man diese Mutter mit dem schönen Bilde verglichen, welches Schiller in dem Liebe von der Glocke entwirft.

Eine sehr bedeutame und mit vieler Liebe dargestellte Figur ist der Prediger, auf dessen Stellung zu den übrigen Charakteren wir bereits hingewiesen haben. Der Grundzug in ihm ist die schöne Ruhe, die offene und parteilose Anschauung, die bei ihren Urtheilen sich mit Liebe mitten in die gegebenen Verhältnisse stellt: und von ihnen heraus, nicht von außen her urtheilt. Diese unbefangene Gerechtigkeit tritt auch in den moralischen Sprüchen, die wir von ihm hören, stets zu Tage. Wie schön z. B. sind die Worte, die uns zuerst mit ihm bekannt machen:

Ich table nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Gang, der unwiderstehlich uns leitet.

Wenn doch alle Geistlichen in gleicher Selbstlosigkeit den biblischen Spruch anerkennen wollten, daß alles gut ist, was Gott geschaffen hat! Sie würden dann eben so schön mitten im Leben und in der Gemeinde stehen, wie dies-

Prediger, der nicht das Menschliche hochmüthig verachtet, um sich statt dessen in eine Schattenwelt zurückzuziehen, in welcher er wirkungslos allein stände. Das sichere Gefühl für die Verhältnisse des Lebens tritt an jener Stelle zu Tage, wo Hermann um seines Vaters Einwilligung bittet; sobald der Jüngling die wenigen inhaltreichen Worte ausgesprochen, unterstützt der Prediger ihn sofort mit Nachdruck, und was er sagt, ist die herrlichste Erfahrungsweisheit, die ihre Wirkung nicht verfehlt. Wie schön kleidet diesen vortrefflichen Prediger die zarte Pietät, mit der er den fremden Richter in seiner Stellung anerkennt, mit welcher würdevollen Demuth tritt der jüngere Mann, wenn er auch Geistlicher ist, gegen den erfahrungsreichen und schicksalsreichen Alten zurück! Mit welchem Vertrauen fühlen wir zu dem Manne hinbezogen, der selbst bei der Schilderung der wüsten Unordnung, des alles umstürzenden Streites dem Richter entgegnet, daß selbst die rasende Wuth des Menschen immer noch einzelne Züge des Guten her austreibt, eingedenk des Spruches, daß der Mensch nach Gottes Ebenbilde erschaffen ist! In echter, kristlicher, bescheidener Liebe spendet er seine milden Gaben unaufgefordert dem Dürftigen; sein Auge sucht die Leiden seiner Mitmenschen, die er mit Rath und mit That lindert. Wohlthuend berührt uns der heitere Scherz, der an passender Stelle erscheint, und die Bekanntschaft mit manchen praktischen Verrichtungen. Hoch über alles Irdische hinaus heben den vortrefflichen Mann die Worte, in denen er das Bild des Todes ein rührendes nennt, das dem Weisen kein Schrecken und dem Frommen kein Ende ist, das Muth zum Wirken und Trost in aller Wirrnig in die Seele flößt, die dem Gedanken fest und treu sich hingibt, daß kein redliches Streben für die Menschheit je verloren sein könne.

In ähnlicher Erscheinung stellt dem Prediger sich die wahrhaft erhabene Gestalt des Richters zur Seite. In ihr verkörpert sich gleichsam das Geschick der Vertriebenen, die nicht Haus noch Heimath mehr besitzen. Allein, ohne Weib und Kind, ohne alle Verwandte erscheint der Richter, und doch ist er in der schönsten Bedeutung der Vater seiner Gemeinde, die seiner Autorität willig weicht, weil sie weiß, daß sein Streben nur ihr Bestes ist. Um so ergreifender ist das treue Wirken, der unerschütterliche Glaube an das ewig Gute in diesem Richter, da er in schmerzlicher Erinnerung erzählt, wie auch er so bitter getäuscht sei, als der Glanz der neuen Sonne der Freiheit sich in den blutigen Flammenschein wüster, entfesselter Selbstsucht verwandelte. Das jammervolle Gemüth der Vertriebenen ist uns nicht mehr ein so schmerzlicher Anblick, wenn wir sehen, daß ein solcher Mann leitend und führend an der Spitze steht. Schwer wiegt in solchem Munde das herrliche Zeugniß, welches Dorothea durch ihn erhält.

Neben diesen sechs ernstern, theilweis ehrfurchtgebietenden Gestalten gewahren wir in köstlichem Gegensatz den Apotheker, das gelungenste Bild des gutmüthig engherzigen Filisters, das je geschaffen wurde; das komische seiner Erscheinung vollendet die schöne Mischung des ganzen Werkes. An den ernstern Stellen tritt er ganz zurück, so am Schluß, aber wo er in den Vordergrund geschoben wird, da thut er auch vortreffliche Wirkung, wie dort, wo er spähend durch Hecken und Gärten und Scheunen sucht, oder wo er, zum weißlichen Sprunge bereit, in dem Wagen sitzt, den der Pfarrer lenkt. •

Wenn wir nach diesen flüchtigen Andeutungen über den innern Bau unseres Gedichtes auch noch einen Blick auf das Aeußere werfen wollen, so wird uns zuerst, um so zu sagen, die Keuschheit der Darstellung auffallen, die mit wenigen bedeutungsvollen Zügen immer noch andeutete, wo ein ärmerer Dichter seine Weisheit mit vollen Händen zum besten gegeben hätte. Die Beschreibung der äußern Gestalten ist gänzlich verschmäh't, nur Dorothea ist an der einen Stelle genauer gezeichnet, da die Jungfrau den beiden Hausfreunden, die sie suchen sollen, kenntlich gemacht werden muß; außerdem tritt das Bild der Jungfrau dadurch ganz besonders wirksam vor das Auge des Lesers. An manchen Stellen sind mit wenigen Worten Andeutungen gegeben, die einem denkenden Gemüthe sich ins Unendliche fortspinnen müssen, wie z. B. in jenen Versen, wo Hermann dem Wagen nachschaut:

Lange noch stand der Jüngling, und sah den Staub sich erheben,
Sah den Staub sich zerstreun; so stand er ohne Gedanken.

In gleicher Weise maßvoll zurückhaltend erscheint uns die Mondscheinszene unter dem Birnbaum. In wenigen, schlichten Worten wird sie vorübergeführt, und doch fühlen wir aufs lebhafteste die Fluth von Gefühlen, die in den beiden Herzen stürmisch auf- und niederwogt. Vergessen wollen wir auch nicht den herzbewegenden Augenblick, in denen Dorothea ihr ganzes reiches schönes Glück zuerst überschaut; drei kurze Verse zeichnen uns ein Familienbild, das kein fühlendes Herz unbewegt lassen kann:

Und der Vater umarmte sie gleich, die Thränen verbergend.
Traulich kam die Mutter herbei und küßte sie herzlich,
Schüttelte Hand in Hand; es schwiegen die weinenden Frauen.

Einzelne Züge sind aus dem unmittelbarsten Leben auch auf Gebieten gegriffen, die dem Dichter eigentlich fern zu liegen scheinen: so jene Stelle, in welcher die Wäscherin vor allem freudig den weichen Flanell befühlt, in dem ihre sorgliche Mutterhand ihr Neugeborenes einwickeln wird. In wirkungsvoller Darstellung* größerer Bilder wetteifert Göthe oft mit Homer; man vergleiche z. B. die Verse:

Es gingen darauf die Freunde dem Dorf zu,
Wo in Gärten und Scheunen und Häusern die Menge von Menschen
Wimmelte, Karrn an Karrn die breite Straße dahinstand.
Männer versorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen,
Wäsche trockneten emsig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergötzten die Kinder sich plätschernd im Wasser des Baches.

Die Hexameter sind nicht so schlecht, als man sie früher wohl zu machen liebte; viele unter ihnen sind nach den feinsten Anforderungen der Kunst gebaut. Am meisten hat Göthe wohl gegen jene Regel des Horaz gefehlt, daß der ein silbige Versschluß nur selten, und nur zur Bezeichnung des Lächerlichen oder des Erhabenen angewandt werden solle.

Hermann und Dorothea bezeichnet den höchsten Gipfel Göthe'scher Kunst. So in sich selbst vollendet ist kein anderes seiner Werke, und mit der vollendeten Kunst der Ausführung stimmt aufs herrlichste die erhabene Sittlichkeit des Inhalts. Den Werth des Stückes erhöht noch der Umstand, daß es sich ganz in

deutschem Geiste und in deutschen Verhältnissen bewegt, ähnlich wie Winna von Varnhelm. Der vollste Beifall des deutschen Volkes ist diesem herrlichen Werke stets zu Theil geworden; es erlebte unzählige Auflagen, und Göthe zwang durch dieses Gedicht selbst diejenigen ihm zu huldigen, die er wenige Monate vorher durch die Kenien empfindlich getroffen hatte.

Es gibt eine Partei, welche alles Hohe und Edle herabzureißen bemüht ist, um es in wirrem Knäuel vor die Füße grinsender Götzenbilder hinzuschütten. Möge eine kleine Probe dieser sich selbst richtenden Art hier Platz finden. In Wolfgang Menzel's Buche „Deutsche Dichtung“, III, 85 liest man wörtlich Folgendes: „Er schrieb diese Idylle in Hexametern lediglich in Rücksicht auf den großen Beifall und Ruhm, welchen Voß für seine Luise eingeerntet hatte. Es figelte Göthe, mit dem glücklichen und hochmüthigen Filister zu wetteifern und der Welt zu zeigen, daß man die Sache noch besser machen könne. Man muß diese Dichtung loben, aber für sie zu schwärmen und was weiß ich für erhabene Gesinnungen herauslesen zu wollen, ist lächerlich. Am Schlusse meint zwar der Bräutigam, wenn alle so dächten wie er, so würden die Deutschen aufstehen und die Franzosen bändigen. Aber so etwas nebenbei zu denken, wenn man gerade Hochzeit macht, wohlwissend, daß doch niemand aufstehen wird, ist keine Probe eines feurigen Patriotismus.“ Hier ist jenes Urtheil am Plage, welches Gervinus unter ähnlichen Verhältnissen bei Gelegenheit Shakespeare's ausspricht: „Wir haben die Wahl, ob die Dummheit oder die Perfidie des psäffischen Eifers dies Buch geschrieben.“ —

Auf einer umschauenden Höhe, sowohl der innern Welt in des Dichters Geiste, als der äußern, die an ihn herantrat, steht die Elegie „Her mann und Dorothea“, die gleichzeitig mit dem Epos gedichtet wurde. Sie verbreitet sich über so viele nahe Verhältnisse des Dichters, sie macht, nach Schiller's Worten, einen so eigenen tiefen, rührenden Eindruck, daß sie als ein besonders wichtiges, redendes Zeugniß an diesem Wendepunkte in des großen Dichters Leben hier Platz finden möge, zugleich Rückschau und Voraussicht.

Her mann und Dorothea.

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz *) mich begeistert,
 Daß Marzial **) sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?
 Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ die Schule zu hüten,
 Daß sie nach Lazium ***) gern mir in das Leben gefolgt?
 Daß ich Natur †) und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
 Daß kein Name ††) mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
 Daß nicht des Lebens bedingter Draug mich, den Menschen, verändert,
 Daß ich der Heuchelei dürstige Maske †††) verschmäht?
 Solcher Fehler, die du, o Muse, so eunfig gepfleget,
 Zeiget der Pöbel mich, Pöbel nur sieht er in mir.

*) Der Dichter denkt an die römischen Elegien, **) an die Kenien, ***) an seinen Aufenthalt in Rom.

†) Göthe's Arbeiten in der Optik, der Anatomie, der Botanik.

††) Newton, gegen den Göthe seine Farbenlehre richtete.

†††) Anspielung auf Göthe's Freimüthigkeit in religiösen Ansichten.

Ja sogar der Bessere *) selbst, gutmüthig und bieder, •
 Will mich anders; doch du, Muse, befehlst mir allein;
 Denn du bist es allein, die noch mir die innere Jugend
 Frisch erneuest und sie mir bis zu Ende versprichst.
 Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
 Ach die Scheitel umwallt reichliche Locke nicht mehr:
 Da bedarf man der Kränze, sich selbst und andre zu täuschen;
 Kränzte doch Jäsar selbst nur aus Bedürfniß das Haupt.
 Hast du ein Vorbeerreis mir bestimmt, so laß es am Zweige
 Weiter grünen, und gib einß es dem Willkürgern hin.
 Aber Rosen winde genug zum häuslichen Kranze!
 Bald als Lilie schlingt silberne Locke sich durch.
 Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen,
 Werfe der Knabe **) das Reis spielend, geschäftig dazu!
 Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Gesprächige Freunde,
 Gleichgesinnte ***) herein! Kränze, sie warten auf euch.
 Erst die Gesundheit des Mannes †), der, endlich vom Namen Homeros
 Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
 Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
 Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.
 Darum hört das neuste Gedicht! Noch einmal getrunken!
 Euch besetze der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr.
 Deutschen selber führ' ich euch zu in die stillere Wohnung,
 Wo sich, nach der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht;
 Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber;
 Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht.
 Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt, und Lust in die Seele
 Singend gekostet, so kommt, drückt mich herzlich ans Herz!
 Weise demu sei das Gespräch! Uns lehret Weisheit am Ende
 Das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft?
 Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
 Wenn auch ein frühlicher Sinn manches entbehrlich erklärt.
 Menschen lernten wir kennen und Nationen; so laßt uns,
 Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreun.

Wer mit solcher Festigkeit gegen das Urtheil der Welt und der fernstehenden Freunde beharrlich und freudig seine Bahn verfolgen kann, der wird seine Bestimmung und die Wichtigkeit seines Zieles ebenso klar erkannt haben, wie dies bei Göthe in der That der Fall war; er stand auf einer Höhe, wech ihm, nach den Worten Schiller's, die gemeinen Seelen nur mit hoffnungsloser Verzweiflung nachschauen konnten.

Auf die hohe Vollendung des Epos Hermann und Dorothea war jedenfalls von nicht geringer Einwirkung das Studium des Laokoon von Lessing, dem Göthe um diese Zeit mit erneutem Eifer sich hingab. Der Hofrath Hirt, einer von

*) Jakobi und andere.

**) Kristiane Vulpius und Göthe's Sohn August.

***) Schiller, die beiden Humboldt, und andere.

†) Friedrich August Wolf, der zuerst nachwies, daß nicht Ein Dichter alle homerischen Gedichte geschrieben haben könne.

Göthe's römischen Freunden, den der Dichter eine Zeitlang als Gast bei sich sah, gab Gelegenheit, über mannichfache Kunstgegenstände eingehend zu verhandeln. Eine Geschichte der Peterskirche, die Göthe in Angriff nahm, hängt vielleicht mit diesen Unterhaltungen zusammen. Auch am Faust wurde gearbeitet, Oberon's und Titania's goldene Hochzeit, die Zueignung und der Prolog wurden gedichtet.

Im Sommer des Jahres 1797 erhielt Göthe einen seltsamen Besuch. Lord Bristol, Bischof von Derby, erschien bei dem Dichter, um ihm eine niederdonnernde Predigt über den Werther zu halten, den er ein verdammungswürdiges Buch nannte, durch welches Göthe die Menschen zum Selbstmord anhalte. Göthe unterbrach den salbungsvollen Strom und entgegnete mit großem Nachdruck, was der edle Lord denn dazu sage, wenn die Großen der Welt durch einen einzigen Federzug hunderttausende gegen einander zum Morden, Brennen und Plündern anheften, oder wenn die schwachen Seelen durch die Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen um den Verstand gebracht und ins Tollhaus getrieben würden? Dieser energische Ausfall that herrliche Wirkung, der Lord wurde sanft wie ein Lamm und benahm sich im fernern Laufe der Unterredung sehr taktvoll.

Den Gedanken, nach Italien zu gehen, hatte Göthe inuner noch nicht aufgegeben; noch im Frühling des Jahres 1797 dachte er ernstlich daran. Aber als Meier aus Rom zurückkehrte, weil seine Gesundheit dort sehr litt, begnügte sich Göthe auch mit Rücksicht auf die unruhigen Zeiten damit, seinen Freund in dessen Heimath, der Schweiz, wiederzusehen. Nachdem er eine Menge Briefe zuvor verbrannt hatte, reiste er am 30. Juli 1797 in Begleitung seiner Kristiane und seines Söhnchens ab. Die Reise nach Frankfurt wurde nicht übereilt. In den heißen Mittagsstunden ruhte man, und während der Nacht wurde überhaupt nicht gereist. Am vierten Tage erreichte man Frankfurt. Göthe's Mutter sah ihres Sohnes Familie zum erstenmal; Kristiane, mit der sie schon länger in vertraulichem Briefwechsel stand, und der kleine August wurden mit Freuden empfangen und mit vieler Liebe behandelt. Nach einem Aufenthalte von drei Wochen schickte Göthe die Seinigen nach Weimar zurück und setzte seine Reise nun auf Heidelberg fort.

Daß Göthe's Anschauung von diesem Zeitpunkte an beginnt, eine ganz andere zu werden, daß er Welt und Menschen ganz anders auffaßt als in früheren Zeiten, das müßte selbst dem oberflächlichsten Betrachter auffallen, wenn er diese Schweizerreise mit den vorhergehenden, besonders aber mit der zweiten vergleicht. Mit künstlerischem Sinn und mit dichterischer Begeisterung nahm Göthe in seinen Jugendtagen auf seinen Reisen große Eindrücke auf und bewegte sie in bedeutenden Gestalten in seiner Brust. Dieser umfassende Geist, dessen Kühnheit mit Prometheus selbst den Himmel zu stürmen verwegen genug gewagt hatte, begann von nun an auch dem unentrinnbaren Gesetze zu folgen, welches dem, was menschlich ist, eine höchste Spitze gönnt, um danach seine Entwicklung wieder abwärts zu beugen, und selbst die stolzeste Kraft wieder dahin zurückzuführen, woher sie entflammte: zum Mutterschoß der Erde. In früheren Zeiten ging Göthe frei und leicht in die Welt hinaus, er war sicher, daß sein Geist die köstlichste Ernte einsammelte, auch ohne daß der geschriebene Buchstabe ihm zu Hülfe kam. Vormals stand Göthe mitten in der Welt und lebte und fühlte

mit ihr, jetzt stand er ihr als parteiloser Beobachter gegenüber, und um seine Beobachtungen und Untersuchungen mit möglichster Genauigkeit anstellen zu können, schleppte er einen schwerfälligen Apparat mit sich, der in tausend Kleinigkeiten alle Totalität untergehen ließ und immer mehr dem Hange Vorschub leistete, jeden Gegenstand nicht in seiner ihm eigenthümlichen Stellung als einen selbständigen, lebenden, sondern nur als einen in eine Kette, in eine Maschinerie eingefügten, als äußere Darstellung irgend eines Begriffs, also als ein Phänomen, als etwas Symbolisches anzusehen. Von dieser todten Art der Betrachtung, die mehr auf eine Ergründung des Dinges an sich im Kantischen Sinne ausgeht, gibt uns ein Brief Göthe's an Schiller vom 22. August 1797 ein anschauliches Bild. Es heißt in demselben: „Man mag sich stellen wie man will, so sieht man auf der Reise die Sache nur von Einer Seite und übereilt sich im Urtheil; dagegen sieht man aber auch die Sache von dieser Seite lebhaft, und das Urtheil ist in gewissem Sinne richtig. Ich habe mir daher Akten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir jetzt begegnen, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preisurtheile einhefte lasse und sodann sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urtheil einschalte. Ich spreche nachher von diesen Dingen in Gesellschaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald sehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin und inwiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohlunterrichteter Menschen eintrifft. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auf wieder zu den Akten, und so gibt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Außern und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meiner Vorkenntnissen und bei meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine große Masse zusammenbringen.“

In der That schwoilen die Akten dermaßen an, daß weitläufig über Lage und Bauart einzelner Städte, über das Betragen, die Kleidung und die Beschäftigung Einheimischer und Fremder, über die mannichfachen Zweige menschlicher Beschäftigung bis zu dem Feldbau und den Preisen von Holz und Butter herab berichtet wurde; während unbedeutende Kleinigkeiten auf diese Weise als wichtig behandelt und mit oft kleinlichem Erstaunen betrachtet wurden, ging der Blick auf die gewaltigen Erschütterungen der politischen Welt verloren, und es blieb völlig unbemerkt, daß in jenen Jahren um die Neugestaltung Europa's blutig gerungen wurde, und daß in die gewaltsam erneuerte Form sich ein ganz neuer Geist ergoß, der alles Veraltete hinwarf und mit ganz neuen Faktoren zu rechnen begann. In jenen Tagen, in welchen ein parteiloser Mensch für uns jetzt kaum noch denkbar erscheint, schrieb Göthe an Knebel, jeder solle nur sein Handwerk treiben und alles Uebrige lustig nehmen; wenn jeder sich nur für sich intressire und sich um Dinge nicht kümmere, auf die ihm kein Einfluß gestattet ist, so würde es um alle Verhältnisse wohl stehen.

Dieses Nachlassen des dichterischen Feuers zeigt sich nur scheinbar so plötzlich: vorbereitet wird es seit jener Zeit schon, wo Göthe das Studium der Natur ernstlicher begann. In diesem Studium ist der einzig denkbare treibende Faktor die Reflexion, die ganz naturgemäß bei vorrückendem Alter an die Stelle mehr und mehr tritt, welche das nur in der Jugend so warme, überschwellige Gefühl

allmählig räumt. Auch das ist ein ganz naturgemäßer Vorgang, daß der Dichter, nachdem die unbegrenzte Fülle des Gefühls für ihn mehr eine zurücktretende, historische Erscheinung geworden, mit dem Blick des forschenden Anatomen sich diese Gefühle zergliedern, ihren Ursachen nachforschen und sie an gewisse, bedeutende Momente knüpfen will, die indeß nur subjektiv für den Dichter und seine Erinnerungen, nicht aber an sich schlechthin bedeutungsvoll sind. Göthe selbst gibt eine nähere Erklärung dieses Strebens, dem Grunde der Gefühle nachzuspüren, indem er sagt: „Es sind eminente Fälle, die in einer charakteristischen Mannichfaltigkeit als Repräsentanten von vielen anderen dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Ähnliches und Fremdes im Geiste aufregen, und so, von außen wie von innen, an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen. Sie sind also, was ein glückliches Sujet dem Dichter, glückliche Gegenstände für den Menschen, und weil man, indem man sie mit sich selbst recapitulirt, ihnen keine poetische Form geben kann, so muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menschliche in höherm Sinne, das ich auch mit einem so sehr mißbrauchten Ausdruck sentimental nannte.“ Als solche Gegenstände bezeichnet Göthe den Platz, worauf er in Frankfurt wohnte, welcher durch seine Lage, und alles was darauf vorging, in jedem Augenblicke symbolisch war, und den Raum seines großväterlichen Hauses, Hofes und Gartens, der aus dem beschränktsten patriarchalischen Zustande, worin ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte, durch klug unternehmende Menschen zum nützlichsten Waaren- und Marktplatz umgewandelt wurde. Sehr bezeichnend ist schon der Umstand, daß Göthe diese symbolischen Gegenstände nur in der Reihe derjenigen suchte, an die seine Erinnerungen sich knüpften; auf diese Weise erschienen ihm die Gegenstände ganz anders, als jedem andern, und andrerseits wird uns klar, wie die ergrübelnde, schematisirende Thätigkeit des Dichters sich nunmehr zu den eigenen Herzensgefühlen, zu dem eigenen Gemüthe wandte. Während früher die Reflexion nur an äußeren Gegenständen geübt wurde, so wurde jetzt der Dichter selbst das Objekt seiner eigenen Reflexion; sehr deutlich zeigt sich uns diese Wahrnehmung in dem Ausspruche Göthe's: „ihm sei die Ueberzeugung wohlthuenend, daß er jetzt erst reifen lerne und zum Bewußtsein seiner Besonnenheit komme.“ Zu dieser subjektiven Einkehr in sich selbst hatte der Einfluß Schiller's ohne Frage sehr bedeutend beigetragen. Anfangs erwies dieser Einfluß sich in hohem Grade fördernd, indem Göthe durch ihn zu vermehrter Thätigkeit angeregt wurde; auf die Dauer aber mußte dieser Einfluß beunruhigend und störend werden, denn er regte auf und verhinderte die ruhige Bildung und Gestaltung, die innige Vertiefung des Gefühls, aus welcher alle großen Dichtungen Göthe's geboren sind. Diese Zerstreuung in die Weite und in die kleinliche Breite, durch welche auch die eigenen Gefühle in Antome verwandelt und in starre Schemata eingeordnet wurden, zeigt sich in besonders auffälliger Weise auf der Reise, deren Besprechung wir begonnen haben. Seine Vaterstadt Frankfurt betrachtete Göthe jetzt mit sehr aufmerkamen Blicken; auf die öffentlichen und die Privatgebäude, auf die älteren und die neueren Theile wurde genau geachtet, ihre Entstehung, die Richtung der Straßen, die Bauart wurde im Geiste von ihren ersten Anfängen an verfolgt, das Leben der Bürger studirt, der grelle Abhich in ihrem ernstern Auftreten und

der possenhaften Heiterkeit gefangener Franzosen bemerkt, und über dieselben Gegenstände wieder die Urtheile anderer angeführt. Ein geübter Schreiber, den Göthe mitgenommen, mußte alles sorgfältig ordnen und aktenmäßig heften. Große Aufmerksamkeit wurde dem Frankfurter Theater gewidmet, mit dem Theatermale Fuentes wurde lebhaft verkehrt.

Am 25. August verließ Göthe seine Vaterstadt und begab sich über Heidenberg nach Stuttgart, wo er acht Tage verweilte. Auf der Reise dahin berechneten die Akten sich mit den verschiedensten Bemerkungen; sogar Wigwag, die er bei Tisch gehört, hielt Göthe der Aufzeichnung werth. In Stuttgart widmete er seine Zeit der Kunst, besonders der Skulptur. Oft und gern verweilte er in der Werkstatt Dannecker's und bewunderte daselbst den herrlichen Originalabguß von Schiller's Büste. Mit dem Professor Thouret verhandelte er über künstlerische Ausschmückung des neu zuerbauenden Schlosses in Weimar, und berichtete darüber an den Herzog. In Stuttgart entstand das Gedicht „der Edelknabe und die Müllerin,“ dem im Verlauf der Reise sich später noch drei verwandte Stücke: „der Junggefell und der Mühlbach,“ „der Müllerin Verrath“ und „der Müllerin Reue“ angeschlossen.

In der Morgenfrühe des 7. September wurde die Reise nach Tübingen fortgesetzt, wo Göthe der Gast des Buchhändlers Kotta war, der später seine Verletzung erlitt. Von den Professoren der Universität wurden vorzugsweise diejenigen besucht, welche Göthe's naturhistorische Kenntnisse bereichern konnten. In Tübingen ging der Weg nach Schaffhausen, wo der Dichter am Abend des 17. September mit bedeutend angeschwollenen Akten anlangte. Der achtzehnte September wurde ganz der Betrachtung des Rheinfalles gewidmet; bald von den Ufern, bald vom Strome aus wurden die brausenden Wassermassen beobachtet und die Eindrücke, die von den verschiedenen Punkten sich darbieten, wurden in ein Protokoll gebracht. An Schiller schrieb er, daß die Worte aus dem Laus: „Es walle und siedet und brauset und zischt“ sich trefflich legitimirten und die Hauptmomente der ungeheuren Erscheinungen in sich begriffen.

Bei dem schönsten Wetter wurde die Reise fortgesetzt, der großen Kette der Schweizergebirge entgegen, die bereits mächtig vor den Augen emporstieg. In Zürich traf Göthe mit dem ersehnten Freunde Heinrich Meyer zusammen, der am 21. September mit ihm den See hinauf; am Abend dieses Tages gelangten sie nach Stäfa, dem Wohnorte Meyer's. Auf dem Wege dahin wurde das Lied „Blümlein Wunderschön“ und die Elegie „Anhytas“ gedichtet. In Anlassung zu der letztern gab der Anblick eines Apfelbaums, um den ein Feind seinen Stamm in dichter Umarmung geschlungen, und ihn dadurch erstickt hatte. Die schöne Elegie vergleicht die entnervende Umarmung des Feindes mit dem Einfluß der übermächtigen Liebe; der Mann sieht das Verderben daraus, das ihm droht, doch er besitzt nicht die Kraft, die süßen Fesseln zu sprengen und die verzehrenden Wurzeln aus seinem Herzen zu reißen. In Tübingen hat Göthe unter diesem dahinsiechenden Baume sich selbst verstanden habe, ist er nur im Scherz, jedenfalls aber ohne allen auch nur irgendwie annehmbaren Grund behauptet worden.

Sechs Tage wurden in Stäfa in freundschaftlichen Verkehr angenehm verbracht, dann lockte die großartige Gebirgswelt die reiselustigen Freunde an, und am 28. September wurde, von dem schönsten Wetter dauernd begünstigt, eine eiltägige Wanderung in Gegenden unternommen, die Göthe früher schon in sehr verschiedenen Verhältnissen gesehen hatte. Ueber Richterschwyz, Einsiedeln und Schwyz gingen sie nach Brunnen, wo sie sich einschifften; am Freiheits Grütli vorüber gelangten sie zur Tell's Kapelle, Abends kamen sie nach Altorf. Als sie am andern Morgen wieder ins Freie traten, sahen sie die umliegenden Bergespitzen mit Schnee bedeckt, der in der Nacht gefallen war. Für den Dichter war es ein ergreifender Anblick, denn schon nahte ja auch für ihn die Zeit, in welcher die frische Jugendkraft dem Alter weichen muß. Damals entstanden die tiefgefühlten Distichen unter der Ueberschrift „Schweizeralpe:“

War doch gestern dein Haupt so braun wie die Locke der Lieben,
 Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt;
 Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
 Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
 Jugend, ach! ist dem Alter so nah durch's Leben verbunden,
 Wie ein beweglicher Traum gestern und heute verband.

Nachmittags heiterte das Wetter sich auf, und nun traten die Reisenden jenen Weg an, den Schiller's Tell dem flüchtigen Parrizida beschreibt. Am 3. Oktober stand Göthe noch in rüstiger Kraft wieder auf dem Gipfel des Gotthardt, nun zum letztenmal; dann kehrten sie auf's neue zum Vierwaldstädtersee zurück, dessen Umgebungen genau besichtigt wurden; am 8. Oktober langten die Freunde über Rütznacht und Zug wohlbehalten wieder in Stäfa an. Die unterwegs reichlich erbeuteten mineralogischen Schätze wurden geordnet und eingepackt. Unter den Kunstschätzen Meyer's, die nun genauer studirt wurden, widmete der Dichter besondere Aufmerksamkeit einer Kopie des antiken Gemäldes, welches unter dem Namen der Aldobrandinischen Hochzeit bekannt ist; Meyer hatte einen ausführlichen Kommentar dazu geschrieben.

Die geschichtlichen und sagenhaften Erinnerungen, welche an die eben durchwanderten Gegenden sich schlossen, regten in Göthe den Gedanken an eine größere poetische Arbeit an, über welche er selbst das Genauere erzählt: „Der Vierwaldstädtersee, die Schwyzer Thal, Flüelen und Altorf, auf dem Hin- und Herwege nun wieder mit freiem, offenem Auge beschaut, nöthigten meine Einbildungskraft, diese Lokalitäten als eine ungeheure Landschaft mit Personen zu bevölkern, und welche stellten sich schneller dar, als Tell und seine wadern Zeitgenossen? Ich erfann hier an Ort und Stelle ein episches Gedicht, dem ich um so lieber nachhing, als ich wünschte, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen.“ Den Tell wollte Göthe in diesem Epos als einen Lastträger von kolossalen Kräften darstellen, der rohe Thierfelle und sonstige Waaren sein Leben hindurch über das Gebirge zu tragen beschäftigt sei, ohne sich weiter um Herrschaft und Knechtschaft zu bekümmern und nur gesonnen, die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren. Seine Begegnung mit dem Landvoigt sollte eine rein persönliche sein. Göthe trat diesen Stoff später an Schiller ab, und

unter dessen Händen gewann die Sage eine weit idealere und poetischere Gestaltung, und als Drama eine entsprechendere und wirksamere Form.

In der Beschäftigung mit der Tellfrage und der Besprechung des Stoffes mit Meyer fand Göthe um jene Zeit eine willkommene Ableitung und Zerstreuung für eine traurige Nachricht, die ihn ereilt hatte. Am 22. September 1797 war in Weimar die Schauspielerin Kristiane Neumann, verehlichte Becker, gestorben. Göthe hatte dieselbe seit ihrer Kindheit gekannt und hatte sich keine Mühe verdrießen lassen, das vielversprechende Talent der jungen Künstlerin auszubilden. Seine Bemühungen trafen auf den regsten Eifer und wurden herrlich belohnt. Um so schmerzlicher berührte ihn nun die Todesnachricht. Dem Andenken der früh Dahingefahrenen widmete er die herrliche Elegie *Eufrosyne*, die mitten in den Gebirgen niedergeschrieben wurde.

Die Freunde verweilten in Stäfa bis zum 21. October, dann brachen sie nach Zürich auf. Während der fünf Tage des dortigen Aufenthaltes besuchte Göthe seinen ehemaligen Freund Lavater nicht; auch als dieser in das Gasthaus kam und seinen Namen an die Thür schrieb, beachtete Göthe ihn nicht. Die Wege beider Männer hatten sich längst getrennt.

Meyer kehrte jetzt mit Göthe nach Weimar zurück; die Heimreise wurde über Stuttgart, Nürnberg und Bamberg eingeschlagen. In Weimar traf Göthe zu seiner großen Freude seinen Freund Knebel, mit dem er in Nürnberg einige frohe Tage verlebte. In den letzten Tagen des November kam man in Weimar an.

Das massenhafte Material, das Göthe auf der Reise erbeutete, wollte sich durchaus in keine Form fügen, es blieb gänzlich unbenutzt, und die übergroße Fluth von Eindrücken, die der Dichter in sich aufgenommen, lähmte seine schaffende Kraft so vollständig, daß er auf längere Zeit nichts Hervorragendes hervorbrachte. Mit Meyer beschäftigte er sich vielfach mit Sachen der Kunst, und in der Verfolg dieser Interessen setzte er ein Werk mit Eifer fort, welches er schon seit einigen Jahren zeitweilig bearbeitet hatte: Das Leben des *Veneno* Cellini. Ihm schlossen sich einige kleinere Aufsätze verwandten Inhalts an. Alle Arbeiten dieser Art waren für eine kunsthistorische Zeitschrift bestimmt, die Göthe gemeinschaftlich mit Meyer vorbereitete. Das erste Heft derselben erschien 1798 unter dem Titel *Propyläen*. Diderot's Versuch über die Malerei wurde übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Auch die Naturwissenschaften wurden wieder eifriger gepflegt und der Plan zu einem weitläufigen Naturgebotte entworfen, der jedoch nicht zur Ausführung kam. Die Beobachtung, die Göthe machte, daß zwischen der *Ilias* und der *Odyssee* ein bedeutender Stoff, der Tod des *Achilles* mitten inne liege, ließ ihn daran denken, denselben zu bearbeiten. Zuerst ging seine Absicht auf eine Tragödie, dann wählte er die epische Form, und in kleinen Absätzen wurde bis zum März des Jahres 1799 der erste Gesang unter dem Titel *Achilleis* vollendet. Man fühlt es diesem Bruchstück, das niemals weitergeführt wurde, lebhaft an, wie wenig poetisch die Stimmung des Verfassers in jener Zeit gewesen sein muß. Eine wunderliche Produktion sind die *Wanderungen des Bakis*, die er selbst in dem Briefwechsel mit Zelter später als nicht geeignet bezeichnete, sie dem schlichten Menschenverstande anzueignen.

Einige Feste und andere Zerstreungen und Beschäftigungen nahmen einen Theil der Zeit hinweg und verhinderten eine tiefere Sammlung. Zum 10. Januar 1798 setzte Göthe zum Geburtstage der regierenden Herzogin einen Maskenzug in Szene; der Friede, die Eintracht, der Ueberfluß, die Kunst, der Ackerbau erschienen, von sechs Damen des Hofes dargestellt, mit vielen Attributen; er Text zu diesem Aufzuge war in Stanzensform von Göthe abgefaßt und findet sich in Göthe's Werken unter der Ueberschrift: Maskenzug zum 30. Januar 1798. Im März desselben Jahres kaufte Göthe das Oberroßlaer Freigut, doch beschäftigte er sich mit diesem Besitzthum nicht so eingehend, wie Wieland mit einem benachbarten Osmannstedt. Viele Arbeit brachte für Göthe die Erweiterung des Weimariſchen Theaters, die unter Thouret's Leitung im Sommer des Jahres 1798 ausgeführt wurde; im Oktober konnte das Theater wieder eröffnet werden.

Gleich nach der Rückkehr aus der Schweiz wandte Göthe dem Theater seine eifrigere Aufmerksamkeit zu. Auf diesem Gebiete konnte er mit Schiller, mit dem er zu allen Zeiten in innigem Verkehr stand, gemeinsam wirken, und Schiller's Ballenstein hielt sein Interesse für die Bühne stets auch dadurch rege, daß Göthe die Aufführung dieses Stückes mit großer Vorliebe vorbereitete, sowie bei der Ausarbeitung des Stückes dem Dichter mit seinem Rath und seiner ermunternden Theilnahme stets zur Hand war. Zu verschiedenen Zeiten verweilte Göthe bei Schiller in Jena, und es gereichte ihm selbst zur Qual, daß er die poetische Stimmung nicht wiederfinden konnte, die ihm sonst in der Einsamkeit des Schlosses in Jena stets so leicht zugeflossen war. Im Mai 1798 begab er sich auf einen ganzen Monat nach Jena; eine erhebende Freude war ihm diesmal das Werk Wilhelm's von Humboldt *) über Hermann und Dorothea. Humboldt hatte von Paris, wohin er sich mit seiner Familie begeben, dieses Werk im Manuscript an Schiller gesandt, der es gemeinschaftlich mit Göthe einem genauen Studium unterzog. Göthe ließ es nicht an seinem warmen Dank gegen Humboldt fehlen.

Je weniger produktiv Göthe selber in Jena war, desto mehr zog ihn Schiller's Ballenstein an. Wallenstein's Lager wurde mit der Absicht, das Stück in Weimar aufzuführen zu lassen, bearbeitet. Zu der Kapuzinerpredigt übersandte Göthe an Schiller einen Band des Paters Abraham a Sancta Clara, und nach diesem Prachtstück, wie Schiller es nannte, schuf derselbe die köstliche Predigt in kurzer Zeit. Beim Erscheinen des Wallenstein glaubte man, Göthe habe namentlich vieles in dem Lager selbst gearbeitet; aber diese Ansicht ist irrig. Göthe selbst erklärte sich darüber später in folgenden Worten: „Im Grunde ist alles Schiller's eigene Arbeit. Da wir jedoch in so einem Verhältniß miteinander lebten, und Schiller mir nicht allein den Plan mittheilte und mit mir durchsprach, sondern auch die Ausführung, so wie sie täglich heranwuchs, kommunizirte und seine Bemerkungen hörte und nutzte, so mag ich auch wohl daran einigen Theil haben. Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außerdem zwei Versen:

*) Aesthetische Versuche über Hermann und Dorothea, neu herausgegeben von Hermann Fettingner. Braunschweig, bei Fr. Vieweg u. Sohn.
 Sonnenburg, Literaturgeschichte. III.

Ein Hauptmann, den ein anderer erslach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.

Denn da ich gern motivirt wissen wollte, wie der Bauer zu den falschen Würfeln gekommen, so schrieb ich diese Verse eigenhändig in das Manuscript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, sondern in seiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen.“

Das Stück seines Freundes zu einer würdigen Darstellung zu bringen, ließ Göthe sich keine Mühe und keine Arbeit zu viel sein. Er hielt mit den Schauspielern Leseproben, leitete die Bühnenproben und veranlaßte Meyer, bei der Anordnung der Dekorazionen und der Auswahl der Kostüme thätig mitzuwirken. Am 12. Oktober 1798 wurde Wallenstein's Lager mit hinreißendem Erfolg dargestellt. Um schiefen Beurtheilungen übelwollender Scribenten zuvorzukommen hatte Göthe die Artikel über die Darstellung und über den Beifall, welchen das Stück errungen, schon im Voraus für die Kotta'sche allgemeine Zeitung abgesandt.

An den beiden andern Theilen der Trilogie, den beiden Pissolomini und Wallenstein's Tod, nahm Göthe ebenfalls den lebhaftesten Antheil. Das astrologische Motiv in Wallenstein's Tod war ein Punkt, der für Schiller schwer zu überwinden war, da sein ideales Wesen sich nicht in diesen Aberglauben recht zu vertiefen vermochte. In einem Briefe vom 8. Dezember 1798 fand Schiller eine solche Förderung dieses Stückes seiner Arbeit, daß er an Göthe zurück schrieb: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit aufs neue erfahren.“ Die Pissolomini erhielt Göthe am letzten Tage des Jahres 1798, und am 4. Januar 1799 traf Schiller mit seiner Familie in Weimar ein, um die Vorbereitungen zur Aufführung seines Dramas selbst leiten zu helfen. Durch Göthe's Vorsorge fand er im Schlosse eine bequeme und mit allen Bedürfnissen versehene Wohnung bereit. Da Schiller aber seiner Kränklichkeit wegen vielfach behindert war, den Proben beizuwohnen, so ruhte die Hauptarbeit doch auf Göthe's Schultern. Eine besondere Schwierigkeit lag darin, daß die Schauspieler durchaus nicht an den Vortrag der fünfjährigen Jamben gewöhnt waren. Doch alle Hindernisse wurden durch Göthe's Beharrlichkeit überwunden, und am 30. Januar 1799 wurden die Pissolomini, am 20. April desselben Jahres Wallenstein's Tod mit glänzendem Erfolg aufgeführt.

Der Verkehr der beiden großen Dichter untereinander wurde dadurch, daß sie an verschiedenen Orten lebten, doch vielfach gestört, und da Schiller, der früher in Jena an Wilhelm von Humboldt einen lieben Freund gehabt hatte, nach dessen Abreise nach Paris sich einsam fühlte, so verließ er seinen bisherigen Wohnsitz und zog im Dezember 1799 nach Weimar. Die letzten Stunden des Jahres verbrachten die Freunde in vertraulichem Gespräch und gelobten sich, daß ihre Freundschaft keine Beeinträchtigung oder Störung erleiden sollte.

Im Verein mit Schiller wirkte Göthe nun mit neuem Aufschwung zur Vervollkommnung der Bühne. Iffland war schon im März und April des Jahres 1796 zu vierzehn Gastvorstellungen in Weimar gewesen. Ueber dieses Gastspiel sagte Göthe damals: „Außer einem solchen belehrenden, hinreißenden, unschätzbaren Beispiele wurden diese Vorstellungen bedeutender Stücke Grund eines dauerhaften Repertoriums und ein Anlaß, das Wünschenswerthe näher

nen zu lernen.“ Iffland gefiel sich in Weimar; man ging damit um, ihn unter sehr günstigen Bedingungen für die Hofbühne zu engagiren; indeß wurden von Berlin glänzende Anerbietungen gemacht, die Iffland nicht ausschlagen konnte. In Weimar konnte man seinen Entschluß, nach Berlin zu gehen, nicht rückgängig zu machen, doch wurde das gute Einvernehmen dadurch nicht gestört. Im April 1798 kam Iffland zum zweitenmal nach Weimar und gab sechs Gastrollen, für welche er kein Honorar verlangte; nur seine Reisekosten wurden ihm erstattet. Göthe rühmte sein Spiel mit Begeisterung.

Eine bedeutende Erscheinung auf der weimarischen Bühne war Karoline Schlegel, die seit 1797 als Sängerin engagirt war, und später auch als Schauspielerin sich hervorthat. Ihre anmuthige Erscheinung, die sie im besten Maße zu zeigen vortrefflich verstand, machte sie zum Liebling des Herzogs Karl August, zu welchem sie in ein sehr intimes Verhältniß trat; später wurde sie, ohne ihre Stellung an der Bühne aufzugeben, als Frau von Heygendorf in den Adelsstand erhoben. Auf die Leitung der weimarischen Bühne hat sie später einen oft störenden und hemmenden Einfluß geübt.

Seit Schiller seinen bleibenden Aufenthalt in Weimar genommen, leistete er in der Förderung der Hofbühne seinem Freunde den thätigsten Beistand, so daß er um so erfolgreicher konnte, da er selbst in keinem amtlichen Verhältnisse zu den Schauspielern stand, die an Schiller mit vieler Liebe hingen und ihm nachfolgen wollten, während Göthe als Intendant zuweilen nicht umhin konnte, von der Strenge einen heilsamen Gebrauch zu machen. Durch Schiller's Wallenstein war der Vers wieder auf die Bühne gebracht worden, und ohne sich nun um die Meinungen des Publikums zu kümmern, aber auch ohne irgend einen nationalen Zweck zu verfolgen, suchten die beiden Freunde das Beste aller Zeiten zur Anschauung zu bringen. Göthe selbst, der seine frühere Produktivität immer noch nicht wieder gewinnen konnte, machte sich jetzt daran, einige fremde Stücke ins Deutsche zu übersetzen. Seine Wahl fiel wunderlicher Weise zuerst auf den Mahomed von Voltaire. Im November 1799 wurde die Uebersetzung beendet, und am 1. Januar 1800 wurde das Stück in Weimar aufgeführt. Freilich machte Schiller in den Stangen: „An Göthe, als er den Mahomed von Voltaire auf die Bühne brachte“ darauf aufmerksam, daß Göthe nicht etwa die Absicht gehabt habe, auf zertrümmerten Altären der Kternuse zu opfern, sondern nur durch die Vorführung französischer Regelmäßigkeit einen Damm gegen die einreisende Unwissenheit bilden wollen, die vom Leben auch auf die Bühne sich verpflanzen drohe, aber dieser Zweck hätte sich ja auch durch andere, französische, italienische, englische Stücke erreichen lassen ohne daß man dabei Gefahr lief, denen, die noch nicht in ihrem Geschmack fest waren, elendes Beispiel, gespreizte Hohlheit als Muster aufzustellen. Für ein noch schwankendes Gefühl kann die französische renommirte Mittermanier sehr leicht gefährlich werden, und wo der Geist der Lüge erst einmal Platz gegriffen hat, da ist die Wiederkehr zur Wahrheit sehr schwer. Die Vorführung dieser französischen Werke war eine schwere Schädigung dessen, was Lessing für das deutsche Drama errungen hatte. Dem Mahomed ließ Göthe noch den Lankred des Voltaire folgen, an dem er jedoch manches veränderte. Lankred wurde am

18. Januar 1801 in Berlin von Jffland zum erstenmal aufgeführt. Göthe hatte seiner Uebersetzung auch Ehre heigeben wollen, doch wurde er daran durch eine Krankheit hindert, die im Januar des Jahres 1801 ihn ergriff und sehr bald einen lebensgefährlichen Charakter annahm. Um seinen Lantred möglichst ungestört bearbeiten zu können, hatte Göthe im Dezember des vorigen Jahres sich längere Zeit in dem kühlen und feuchten Schlosse zu Jena aufgehalten, und hatte eine starke Erkältung durch gewaltsame Mittel unterdrückt. In Weimar brach ein heftiges Fieber aus, Halsgeschwulst und Krämpfe schlugen dazu, der Arzt, Hofrath Stark, fürchtete eine Gehirnentzündung. Der Kranke lag mehrere Tage ohne Besinnung, die Seinigen waren außer Fassung, der Herzog aber griff entschlossen ein, und seiner Energie und der Kunst des Arztes wich die Krankheit. Am 19. Januar war Göthe außer Gefahr, und konnte seine Freunde wieder bei sich sehen; Schiller, Einsiedel, Voigt halfen über manche böse Stunde weg, auch in Herder erwachte die alte Liebe wieder und führte zu vertraulicher Annäherung zurück. Am 29. Januar konnte Göthe bereits zu der Aufführung des Lantred durch einige Leseproben in seinem Hause mitwirken.

Die Gefahr, in der Göthe's Leben schwebte, führte auch ein wärmeres Verhältnis zu Frau von Stein zurück. An ihren Sohn Fritz schrieb Frau von Stein einen ausführlichen Bericht über Göthe's Krankheit und fügte hinzu, sie habe viele Thränen um ihn vergossen, und habe selbst nicht gewußt, daß der ehemalige Freund ihr noch so theuer gewesen sei. Dann fährt sie in ihrem Schreiben fort: „Göthe ist sehr traurig und soll drei Stunden (!) geweint haben. Besonders meint er, wenn er den August sieht, der hat indessen seine Zuflucht zu mir genommen. Aber er ist schon gewohnt, seine Leiden zu vertrinken. Neulich hat er in einem Klubb von der Klasse seiner Mutter siebenzehn Gläser Champagnerwein getrunken.“ — Ein sehr bezeichnendes Beispiel, wie selbst Gebildete über Kristiane und ihren Sohn zu fantasiren beliebten! August von Göthe war damals elf Jahre alt; man mache doch einmal einen Versuch, ob selbst der kräftigste Knabe von elf Jahren auf einmal beinahe drei Flaschen Champagner zu trinken fähig ist! Aber aus diesem Beispiel kann man auf das übrige Geschwätz schließen. Göthe selbst hat nie anders als mit der herzlichsten Zuneigung von seiner „Kleinen“ gesprochen, und mit der Erziehung seines Sohnes beschäftigte er sich zu allen Zeiten mit ganz besonderer Vorliebe. Er, der so überaus reizbare Mann, würde das gewiß nicht gethan haben, wenn sein Sohn in der That eine so wüste Natur gezeigt hätte.

Zu seiner Erholung begab Göthe sich in den Frühlingsmonaten auf sein Landgut zu Rosla, wohin auch Geschäfte ihn riefen, da ein neuer Pächter anzog. Einige Baumgänge wurden angepflanzt, doch äußerte Göthe sich dahin er werde, so grün auch die Wiesen und so üppig die Felder sein möchten, sich nicht dauernd in Landbeschäftigungen einlassen. Im Jahre 1803 verkaufte er das Landgut wieder. In jenen Frühlings Tagen wurde Faust um einige Auftritte gefördert.

Da die Aerzte ihm zur Stärkung seiner Gesundheit eine gründliche Kur anriethen, so ging er in den ersten Junitagen in Gesellschaft seines Sohnes nach

Pyrmont. In Göttingen verweilte er einige Tage; die Studirenden empfingen ihn mit einem Lebehoch. Mit Blumenbach und Heyne verkehrte er gern, und mit seinem Sohne besuchte er den Hainberg und suchte nach Versteinerungen, die dort früher häufiger waren, als sie jetzt sind. Vom Professor Olander ließ er sich in das neuerbaute Altkochirhaus führen. Ein längerer Aufenthalt wurde für die Rückreise in Aussicht genommen. Ueber Einbeck schlug er den Weg nach Pyrmont ein, und bezog am Ende des Ortes eine ruhige und schöne Wohnung. Ein geselliger Kreis gebildeter Männer und Frauen, theils alte, theils neue Bekannte, machte die Badezeit sehr angenehm und ließ selbst das oft schlechte Wetter wenig empfinden. Göthe arbeitete zuweilen an der Farbenlehre, und sammelte wieder, wie auf der Schweizerreise, Aften, denen auch Vadelisten und Theaterzettel zugefügt wurden. Zur Unterhaltung der Gesellschaft wurden in der benachbarten Dunschöhle die Versuche angestellt, die ein jeder kennt, der Pyrmont einmal besucht hat. Bei günstigem Wetter fanden Ausflüge nach Lügde und anderen Punkten der Umgegend statt. Einen lebhaften Unwillen erregte bei Göthe die Spielbank und ihre privilegierte Deutelschneiderei, der erst in unseren Tagen ein Ende gesteckt worden ist. Mit Interesse ließ der Dichter über die Geschichte der Heilquelle, nach der zuerst 1582 eine lebhafte Wanderung aus allen Ländern stattfand, sich unterrichten; er beabsichtigte den Stoff zu einem Roman zu verwerthen, doch blieb, wie so vieles andere, auch dieser Plan liegen. Das aufregende Bad bekam ihm nicht gut, er wurde so reizbar, daß er Nachts nicht schlafen konnte, bei Tage erregten ihn schon Kleinigkeiten mehr als angenehm war. Am 17. Juli verließ er Pyrmont; in Göttingen, wo er einige Zeit verweilte, brachte er die meisten Stunden auf der Bibliothek zu und arbeitete an einer Geschichte der Farbenlehre. Die übrige Zeit wurde in heiterer Geselligkeit verlebt; die Stadt Göttingen entwickelte große Liebenswürdigkeit gegen den berühmten Gast, die so weit ging, daß sogar die Wohlwöbliche Polizeibehörde die riesigen Nachtwächterhörner verstummen ließ, welche durch ihr Geheul den Schlaf des Dichters störten. Die trillerübende Tochter seines Hauswirthes und die bellenden Hofhunde besaßen jedoch nicht so viel Rücksicht, als die hohe Polizei. In freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtischen, Spaziergängen und Landfahrten war kein Mangel; die Professoren gaben über alles, was der Dichter zu wissen wünschte, bereitwillig Aufschluß. Bis zum 14. August verweilte Göthe in Göttingen und schied dann mit dankbarer Gesinnung von der gastlichen Stadt. Ueber Münden reiste er nach Kassel, wo er die Seinigen in Begleitung Meyer's traf. Der Betrachtung der Kunstschatze und der herrlichen Wilhelmshöhe wurden einige Tage gewidmet, das Theater besucht, dann über Hoheneichen, Kreuzburg und Eisenach die Reise nach Gotha fortgesetzt. Der Prinz August nahm den Dichter auf das gastlichste auf; den Geburtstag desselben feierte er durch ein stattliches Mahl, zu dessen Nachtmahl der Haushofmeister an der Spitze der gesammten prinzlichen Dienerschaft eine mächtige, von bunten Wachsstöcken umrammende Torte auftrug. Am 30. August trafen die Reisenden in fröhlicher Stimmung wieder in Weimar ein.

Durch die Reise gekräftigt und durch die Gegenwart seines Sohnes, die ihn am Aftensammeln hinderte, wohlthätig zerstreut, wandte Göthe seine Kräfte

wieder dem Theater zu, das durch acht Gastrollen der Frau Unzelmann, die gegen Ende Septembers kam, neue Anregung erhielt.

In den nun folgenden Winter fällt die Aufführung einiger Stücke, die beim Publikum entschiedenes Mißfallen erregten. Für die Kenntniß Göthe'schen Wesens ist jedoch diese Zeit lehrreich. Ohne alle Frage hat Göthe als Intendant nicht allein für die weimarische Bühne, sondern auch für das deutsche Schauspiel überhaupt segensreich gewirkt; doch wird sich auch die Meinung rechtfertigen lassen, daß Göthe's Leistungen zu gewissen Zeiten hinter den berechtigten Erwartungen zurückgeblieben sind. Wenn der Intendant einer größeren Bühne einen dauernden Erfolg erzielen will, so muß er alle seine Bestrebungen folgerecht und beharrlich auf Ein klar erkanntes Ziel richten, und muß sich vor allem hüten, persönlichen Liebhabereien großen Spielraum zu gestatten. Diese Gefahr liegt aber sehr nahe, wo in dem Grade, wie bei Göthe, ein leicht erregbares Gefühl eigentlich geradezu auf Reigung oder Abneigung hinwies. Dazu kam noch bei Göthe die Lust zum Experimentiren, die in seinem spätern Leben immer stärker hervortrat und als Intendant ihn zu einigen Mißgriffen verleitete.

Die französische Staatsumwälzung hatte auch auf die Schauspielkunst ihren Einfluß geäußert. Man bemühte sich, auf der Bühne möglichst natürlich zu sein; wenn dieses Streben an und für sich das richtige, sogar das einzig richtige war, so verfiel man dabei doch in den Fehler, daß man besonders in pathetischen Rollen zu weit von dem idealen Schwung der Rede abging und in einen Ton verfiel, den Schiller den Konverzionsston nannte. Diesem Streben entgegenzuwirken, verfiel Göthe und auch Schiller in den entgegengesetzten Fehler: man gab der idealen Thaten zu viel. Schon in einigen kleineren Stücken hatte Göthe die Masken des griechischen Schauspiels wieder angewendet, und ließ nun auch in den Brüdern des Terenz, welche Einsiedel bearbeitet hatte, die Schauspieler in Masken auftreten. Die seltsame Idee, welche längst abgethane und vermoderte Stücke, wie die Voltaire'schen wieder auffuchen ließ, haben wir schon erwähnt. Im Januar des Jahres 1802 wurde der Ton des A. W. Schlegel, und kurze Zeit nachher sogar, trotz Schiller's Warnung, auch der Alarjos von Friedrich Schlegel aufgeführt. Besonders das letzte Stück fand das entschiedenste Mißfallen des Publikums, und Schiller selber gestand, daß Göthe sich damit compromittirt habe.

Die Aufführung der Schlegel'schen Stücke sollte auch noch später für Göthe eine Quelle des Verdrußes werden. Im November 1801 hatten Göthe und Schiller ein Kränzchen gestiftet, dem Herren und Damen aus den besten Kreisen Weimar's angehörten, auch die herzogliche Familie nahm öfter Theil, ohne den freien Verkehr der Mitglieder zu stören. Die Gesellschaft kam alle vierzehn Tage in Göthe's Hause zusammen; sie nannte sich die Mittwochsgesellschaft; der Zweck derselben war, sich an dem Umgange der beiden großen Dichter und an literarischer Unterhaltung überhaupt zu erfreuen. Genauer berichtet darüber Fall, indem er sagt: „Die zarte Anmuth weiblicher Sitte ebenso sehr als Vorzüge des Geistes machten das eigentliche Wesen dieses feinen geselligen Vereins aus. Dazu kam, daß die Damen die größere Anzahl bildeten, daß auch das Roman-

tische in den Statuten, denen man sich unterwarf, auf alle Weise vorkaltete. Dem zufolge mußte sich jeder Ritter eine der anwesenden Damen zum Fräulein erwählen, deren Dienste er sich ausschließlich widmete. Zu Göthe hatte gegenseitiges Wohlwollen die eben so liebenswürdige, als schöne und geistreiche Gräfin von Egloffstein geführt. Es versteht sich von selbst, da die Ritter und Säger der Wartburg gleichsam aufs neue in diesem Zirkel an der Alm auflebten, daß auch jeder die Vorzüge seiner Dame besingen mußte, was für Göthe besonders nicht schwer fallen konnte.“

Das Leben in diesem Kränzchen war in hohem Grade anmüthig und geistvoll. Zu den Gedichten Göthe's, welche durch den heitern Verein entstanden, gehört das Stiftungslied, welches jedoch jetzt nicht mehr zu enträthseln ist, ferner das Lied Zum neuen Jahr, das prächtige Lied Generalbeichte; das Tischlied wurde zum 22. Februar 1802 gesungen, als der Erbprinz vom Kränzchen Abschied nahm, um nach Paris zu reisen. Eine Frucht des Verkehrs in dem Kränzchen war auch das ungemein liebliche Schäfers Klage lied, das Göthe einst seiner Dame zu Füßen legte.

Doch die mißglückliche Gemeinheit, deren Lebensprinzip es ist, alles herabzuziehen, was höher strebt, tastete auch diesen schönen Verein an. Nach der Ermordung des Kaisers Paul war der bekannte Kosobue aus Rußland nach seiner Vaterstadt Weimar zurückgekehrt und suchte sich, eitel und anmaßend wie er war, auch in die Mittwochsgesellschaft einzudrängen. Es gelang ihm, einige der Damen zu seinen Gunsten zu stimmen. Allein Göthe, der den ränkeltüchtigen Mann nicht in der Gesellschaft haben wollte, setzte ein neues Statut durch, dem zufolge Nichtmitglieder nur mit Zustimmung aller Mitglieder eingeführt oder aufgenommen werden durften. Dadurch war ihm jeder Zutritt zu dem Verein verschlossen, und überdies wurde er noch durch ein witziges Wort Göthe's gereizt: „Es helfe dem Kosobue nichts, an den weltlichen Hofe zu Japan aufgenommen zu sein, wenn er sich nicht auch beim geistlichen Zutritt zu verschaffen wisse.“ Noch mehr fühlte Kosobue, der Verfasser einer Unzahl alltäglicher Bühnenstücke, sich dadurch beleidigt, daß Göthe seine „Kleinstädter“ bei der Aufführung bedeutend verkürzte und namentlich alle Angriffe auf die beiden von Kosobue bitter gehaßten Schlegel strich. In seiner gemeinen Weise suchte Kosobue sich zu rächen. Er veranstaltete in seiner Wohnung eine Donnerstagsgesellschaft von ähnlicher Tendenz wie jener Göthe'sche Verein, und gab sich alle erfinnliche Mühe die Mittwochsgesellschaft zu sprengen und zwischen Göthe und Schiller einen Bruch herbeizuführen. Zuerst wurde Wöttiger angereizt, einen Artikel gegen Schlegel's Jon und gegen die Theaterintendanz in Vertuch's Journal für Luxus und Moden einzurücken; aber auf Göthe's Veranlassung mußte dieser Artikel selbst nach erfolgtem Abdruck wieder zurückgezogen werden. Nun sollte zum 5. März eine Verherrlichung Schiller's veranstaltet werden, und viele Mitglieder der besten Gesellschaft Weimar's hatten ihre Theilnahme zugesagt, da Kosobue sehr schlau zu verheimlichen wußte, gegen wen die Spitze dieses antigöthe'schen Festes gekehrt werden sollte. Man wollte Darstellungen aus Schiller's Dramen geben, und schließlich sollte die Glocke vorgetragen und Schiller's Büste in pomphafter Weise bekränzt werden. Man hoffte sehr, daß

Schiller erscheinen würde, und daß die beiden Dichter dann sich entfremdet werden würden.

Schiller sah die ganze Sache mit vielem Unbehagen, denn da auch eine der Prinzessinnen mitwirkte, so konnte er sich der beabsichtigten Huldigung nicht gut entziehen, und doch fürchtete er schlimme Folgen dieser Demonstration. Die ganze Aufführung sollte im Saale des Stadthauses vor sich gehen. Der gefürchtete Tag war nahe, die Zubereitungen sollten beginnen, doch als man von der herzoglichen Bibliothek die Büste Schiller's begehrt, wurde dieselbe verweigert, und als man in dem Stadthause die nöthigen Gerüste aufschlagen wollte, erklärte der Bürgermeister kurz und bündig, zu einem so tumultuarischen Beginnen könne der neudecorirte Saal nicht hergegeben werden. Das Fest war vereitelt, Kozebue verließ bald nachher Weimar und begab sich nach Berlin, von wo aus er den „Freimüthigen“ zu seinen Angriffen gegen Göthe und dessen Freunde benutzte. Zwischen Göthe und Schiller aber bestand nach wie vor das herzlichste Einvernehmen. Die Mittwochsgesellschaft löste sich jedoch in Folge dieser Zerwürfnisse auf, da einige Mitglieder, Anhängerinnen Kozebue's, sich beleidigt fühlten.

Wenn durch solche unangenehme Zwischenfälle Göthe's reizbare Natur nicht zu poetischen Schöpfungen gestimmt werden konnte, so wurde er durch mehrere zeitraubende Geschäfte noch mehr abgehalten. Im Winter des Jahres 1802 starb der Hofrath Wättner in Jena und hinterließ der Universität Jena eine sehr umfassende, aber höchst ungeordnete Bibliothek und mancherlei physikalisch-chemische Apparate. Beides zu ordnen wurde Göthe beauftragt, und das Geschäft, dem er sich mit großer Gewissenhaftigkeit unterzog, nahm ihm viele Zeit weg.

Eine erfreuliche Aufmunterung war ihm der Besuch Zelter's. Dieser vortreffliche Komponist hatte sich zuerst in einem Briefe vom 11. August 1799 an Göthe gewendet, und auf diese Weise war der Grund zu einem herzlichen freundschaftlichen Verkehr gelegt worden, der bis zu dem Todesjahre beider Männer ungestört andauerte. Die Freundschaft mit Herder wurde ein wenig aufgefrischt durch die Konfirmazion von Göthe's Sohn August, die Herder nach seiner edlen Weise in Göthe's Hause verrichtete (am 13. Juni 1802). „Sie lieg uns,“ sagte Göthe, „nicht ohne rührende Erinnerung vergangener Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge.“

Der Bau eines neuen Theaters in dem benachbarten Raachstädt, zu dessen Eröffnung Göthe das kleine Stück „Was wir bringen“ schrieb, das Ordnen einer aus Nürnberg erworbenen Münzsammlung, wiederholter Besuch in Jena und Beschäftigungen mit Gegenständen der Kunst füllten manche Stunde aus; im Anschluß an die letzteren wurde das Leben des Benvenuto Cellini beendigt.

Ganz in der Stille, selbst ohne Mitwissen Schiller's, hatte Göthe den ersten Theil einer beabsichtigten Trilogie: Die natürliche Tochter, bearbeitet, und brachte dieses Stück am 2. April 1803 auf die Bühne. Die erste Vorstellung soll mit vielem Beifall aufgenommen worden sein. Die Anregung zu diesem Drama erhielt Göthe im Jahre 1799 durch die eben erschienenen Memoiren der Prinzessin Stefanie Luise von Bourbon-Conti. Sie war eine natürliche Tochter des Prinzen Louis Franz von Bourbon-Conti und der Herzogin von Razarin;

n dem Stücke ist sie Eugenie genannt. Die übrigen Personen und auch die ganze Fabel des Dramas ist den genannten Memoiren der Hauptsache nach entlehnt. Der Prinz ist bei Göthe der Herzog, unter dem Könige ist Ludwig XV. zu verstehen, die Hofmeisterin war eine Madame Delorme, der Sekretär ein Herr Jaquet, u. s. w. Die Prinzessin war durch königlichen Nachspruch anerkannt worden, aber feindliche Familienverhältnisse zwangen sie zu einer Heirath mit einem Procurator. Nach dem Ausbruch der französischen Revolution lebte sie einige Jahre unstät und in bedrängten Verhältnissen in Deutschland an verschiedenen Orten, lehrte noch einmal nach Paris zurück, wo sie mit Friedrich Schlegel bekannt wurde, und ging schließlich nach Rußland, wo sie verschollen ist.

Das Drama Göthe's ist durchweg symbolisch aufzufassen, die handelnden Personen sind die Vertreter der verschiedenen Stände, das Ganze sollte nach des Dichters Plan ein Gefäß sein, worin er alles, was er so manches Jahr über die französische Revolution geschrieben und gedacht hatte, niederzulegen hoffte. Das erste uns fertig vorliegende Stück sollte nur die Exposition des Ganzen enthalten. Von dem zweiten Stücke haben sich einige Andeutungen erhalten, über das dritte und das eigentliche Ziel des Ganzen fehlt jede Andeutung.

Es wird stets ein undankbares und verfehltes Unternehmen bleiben, so vaste Stoffe wie der angedeutete symbolisch behandeln zu wollen. Es ist überhaupt gar kein zureichender Grund für eine solche Behandlungsweise vorhanden, denn durch das Symbolisiren wird aus der schönen, lebensvollen Wirklichkeit ein blutloser Schatten gemacht, der uns stets fremd gegenübersteht und uns kalt lassen wird. Das war auch das Schicksal, von welchem Göthe's Drama betroffen wurde. Es ist zu bedauern, daß der Dichter seine große Kraft an einen so undankbaren Stoff vergeudete. Die Form, die Verse, die Sprache sind wundervoll klar und eben, doch vermißt man das warme Leben, welches aus der Ifigenie oder dem Tasso spricht. Das Drama fand im allgemeinen nur sehr geringen Beifall, denn nur wenige waren im Stande, den Gedanken des Dichters zu erfassen. Herder und Fichte lobten das Stück.

Kurz zuvor, ehe die natürliche Tochter aufgeführt war, wurde Schiller's Braut von Messina zur Darstellung gebracht, und kurz darauf die Jungfrau von Orleans. Beide Stücke errangen einen glänzenden Erfolg. Durch die großartige Thätigkeit seines Freundes angeregt, suchte Göthe seinen Götz von Berlichingen durch eine neue Bearbeitung dem Publikum und der Bühne annehmlicher zu machen. Mehrere Jahre hindurch beschäftigte Göthe sich mit der neuen Bearbeitung, doch erscheinen die Zusätze, welche er statt anderer ausgehobener Partien einschob, allzu freundartig; eine so leicht und dabei stets so tief berührte Gefühlsnatur wie Göthe's, mußte, wie er selbst einmal an Salzmann schrieb, in einem Monate sich verändern, und mußte in der Zeit von mehr als dreißig Jahren eine völlige Umwandlung erleiden. Die neue Bearbeitung des Götz fand weder den Beifall des Publikums, noch auch des Dichters selber, welcher sehr wohl fühlte, wie die neuen feinen geglätteten Zusätze gegen den jugendlich stürmischen ursprünglichen Entwurf abstachen.

Gegen das Ende des Jahres 1803 sollte einer der Helden aus dem reichen Kranze scheiden, mit dem Weimar vor allen andern deutschen Städten geschmückt

war: am 18. Dezember starb Herder, und obwohl er lange vorher gekränkelt hatte, so war sein frühzeitiger Tod doch ein unerwartetes Ereigniß. Auch Göthe wurde tief davon betroffen, wenn seine Freundschaft zu dem großen Manne in den letzten Jahren durch die Ungunst der Verhältnisse auch bedeutend erkaltet war.

In demselben Monate, in welchem Herder heimgegangen war, erschien in Weimar die Frau von Stael, um zu ihrem unfehlbaren Werke über Deutschland Stoff zu sammeln. Mit großer Zudringlichkeit meldete sie sich bei Göthe und Schiller, und verurfachte beiden manche lästige Stunde. Ihr Aufenthalt wurde bis zum 29. Februar 1804 ausgedehnt, und als sie endlich abgereist war, sagte Schiller, es sei ihm nicht anders zu Muthe, als wenn er eine große Krankheit überwunden habe. Göthe beobachtete ein sehr gemessenes Benehmen gegen die oft rücksichtslose Französin. Mit größerer Genugthuung wurden die Besuche des berühmten Geschichtschreibers Johannes Müller und des Philologen Wolf empfangen.

Ein großer Genuß war für Göthe die innige Theilnahme an dem Telle Schiller's. Göthe hatte dem Freunde durch seine schweizerischen Lokalschilderungen Gelegenheit gegeben, das herrliche Drama um vieles zu bereichern, und in ihm selbst war dadurch so manche Erinnerung an frühere schöne Stunden wieder aufgelebt. Nach der Beendigung des Dramas leiteten beide Dichter im schönsten Einverständnisse die Aufführung des unsterblichen Stückes, und keiner von ihnen mochte wohl ahnen, daß sie zum letztenmal in einer solchen gemeinschaftlichen Arbeit begriffen waren.

Göthe selbst fühlte in dieser Zeit seine geistige Unfruchtbarkeit sehr schmerzlich, und zu Zeiten war er so unmuthig, daß er einmal äußerte, er möchte sich an liebsten mit Herder begraben lassen. Mit vieler Liebe vollendete er jedoch eine in das Gebiet der Kunst einschlagende Arbeit: die Herausgabe der Briefe Winkelmann's an Verendis, der als Kammerrath der Herzogin Amalie im Jahre 1783 in Weimar gestorben war. Die Charakteristik Winkelmann's, welche Göthe den Briefen beigab, ist eine der ausgezeichnetsten Arbeiten ihrer Art und eines so großen Geistes wie Göthe vollkommen würdig.

Körperliche schwere Leiden in Folge einer Nierenkolik waren nicht das schmerzlichsste, wovon Göthe in dem Jahre 1805 betroffen wurde, das ihm seiner theuersten Freund, den einzigen ebenbürtigen Genossen im Gebiete der Dichtkunst, rauben sollte. Schiller war zu derselben Zeit wie Göthe krank gewesen; als die beiden Freunde im Februar sich wiedersehen, umarmten sie sich lange, und ein inniger Kuß sprach ihre Freude aus. Doch Göthe konnte sich einer trüben Ahnung nicht erwehren, und leider traf sie ja nur zu sicher ein. Im März raffte Schiller seine letzten Kräfte zu der Bearbeitung des Demetrius zusammen, und es schien noch einmal, als wolle die Natur siegen. Am 24. April schrieb er den letzten kurzen Brief an Göthe, der die wenigen Zeilen wie ein Heiligthum aufbewahrte. Am Abend des 29. April sahen die Freunde sich im Hause Schiller's zum letztenmal. Schiller erkrankte noch denselben Abend, und auch Göthe mußte sich wieder seines eigenen Uebels wegen zu Hause halten. Während Schiller's Krankheit war Göthe sehr niedergeschlagen. Heinrich Voß, der Sohn des Uebersetzers, traf ihn einmal weinend in seinem Garten. Als er ihm von

Schiller erzählte, erwiderte Göthe nur die wenigen Worte: „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch ist wenig.“

Als Schiller am Abend des 9. Mai starb, war Meyer gerade bei Göthe, als die Todesnachricht draußen eintraf; Meyer wurde hinausgerufen, hatte aber nicht den Muth zurückzukehren, sondern ging ohne Abschied fort. Die Verwirrung, die Göthe in seinem Hause wahrnahm, ließ ihn nichts Tröstliches ahnen; in der Nacht hörte man ihn weinen. Als am andern Morgen ihm die Todesnachricht gebracht wurde, bedeckte er die Augen im tiefsten Schmerze mit der Hand und wiederholte nur die Worte: „Er ist todt!“

In den nächstfolgenden Tagen war Göthe so erschüttert, daß seine Angehörigen alles vermieden, was ihn an Schiller erinnern konnte. Die Leiche des geschiedenen Freundes vermochte er nicht zu sehen. Sobald er sich ein wenig ermannet hatte, faßte er den Entschluß, den Demetrius zu vollenden, die letzte große Tragödie, die Schiller unvollendet hinterlassen hatte, und als er fühlte, daß er nicht im Stande sei, den gewaltigen, erschütternden Geist jener Tragödie zu bewältigen, da fühlte er erst recht den unerseßlichen Verlust, und er empfand eine trostlose, traurige Einsamkeit; die Hälfte seines Daseins, sagte er, sei ihm an Schiller verloren gegangen. Dem Andenken des Freundes setzte er in dem Epilog zur Locke ein herrliches Denkmal, das für uns nicht allein ein Produkt der vollendetsten Kunst, sondern auch ein leuchtendes Zeugniß für die hohe, edle, ideale Freundschaft unserer beiden größten Dichter ist.

Die zweite Blüthezeit unserer Literatur schließt mit dem Tode Schiller's, denn Göthe hat nach dieser Zeit nichts mehr geschaffen, was seinen früheren Werken ebenbürtig gewesen wäre. Das tiefe, feurige Gefühl seiner Jugendzeit, das kraftvolle Selbstbewußtsein seines Mannesalters ermattet von nun an. Mit Hermann und Dorothea war die Zahl der wahrhaft großen, genialen Werke abgeschlossen, was nun folgt, das ist oft Wiederholung eigener früherer Gedanken, oder auch Nachahmung des Fremden, doch bleibt dem Dichter bis in das höchste Greisenalter in staunenswerther Geläufigkeit und Leichtigkeit die schöne Form, welche selbst auf das letzte seiner Erzeugnisse den leuchtenden Zempel Göthe'schen Geistes drückt.

Je mehr nun die einzelnen Seiten des Gefühles ermatten, desto mehr weitet das Gefühl im Ganzen sich aus; je mehr das vorwiegende Interesse für einige bestimmte Gegenstände abnimmt, desto mehr mildert sich das Urtheil auch über das, was früher mit scharfer Abneigung fortgewiesen wurde. Für die mannichfachen Gegenstände auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaften eigte Göthe ein lebhaftes Interesse bis in seine letzten Lebensstunden hinein, und in letzten Viertel seines Lebens trat sehr bedeutsam sein großer Charakter, seine wahrhaft edle und liebenswürdige Persönlichkeit in ein helles Licht und sicherte ihm die vollste Liebe seines Volkes und einen Ruhm, wie er nicht leicht einem Sterblichen bei seinen Lebzeiten in solchem Maße zu Theil geworden ist.

Es war ganz gewiß nicht die geringste Gunst seines freundlichen Geschicks, daß Göthe in allen Zeiten seines Lebens Freunde fand, die ihn verstanden und mit warmer Theilnahme sich ihm anschlossen, und meist zu solchen Zeiten, in welchen er der Theilnahme am meisten bedurfte. Der tiefe Schmerz um

Schiller's Hinscheiden wurde gemildert durch den Besuch des berühmten Philologen Wolf, der mit seiner Tochter etwa drei Wochen später eintraf und in Göthe's Hause ein gern gesehener Gast war. Philologische Studien mancherlei Art gaben Stoff zu eingehender Unterhaltung, und die gründlichen Kenntnisse Wolf's auch auf dem Gebiete antiker Kunst und Literatur boten erwünschte Gelegenheit, Lücken auszufüllen, oder über klar Erkanntes verschiedene Meinungen anregend auszutauschen. Als Wolf Abschied genommen hatte, kam Friß Jacobi, den Göthe trotz ihrer Meinungsverschiedenheit mit herzlicher Freude bei sich aufnahm. Als Jacobi sich bei Göthe anmeldete, schrieb dieser ihm unter andern auch die Worte: „Sonst machte mich mein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung auch gegen das wahre ideale Gute im Menschen, das sich an der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber wie über manches andere belehrt uns die Zeit und man lernt, daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung sein kann. Seit der Zeit ist mir jedes ideale Streben, wo ich es antrefe, werth und lieb, und Du kannst denken, wie mich der Gedanke an Dich erfreuen muß, da Deine Richtung eine der reinsten ist, die ich jemals gekannt habe.“ Während Jacobi's Anwesenheit zeigte es sich freilich, daß die pietistisch-pedantische Philosophie des Verfassers des *Woldemar* sich nicht im entfernteren zu dem umfassenden Standpunkte Göthe's erheben konnte; Jacobi fragte sogar in aller Unschuld, was der Dichter denn eigentlich mit der natürlichen Tochter gewollt habe. Mit Recht bemerkte Göthe, es sei ihm klar geworden, daß sie beide sich liebten, ohne sich zu verstehen.

Den Besuch Wolf's erwiderte Göthe sehr bald. In Halle wurden die angeknüpften Unterhaltungen fortgesetzt. Eine willkommene Erscheinung war der Dr. Gall, der in den ersten Tagen des August über seine neue Lehre Vorlesungen hielt. Göthe fühlte durch die Schädellehre sich sehr angezogen, und Dr. Gall fand an dem Interesse des Dichters so viel Freude, daß er bei einer Erkrankung Göthe's den ganzen Apparat zu seinen Vorlesungen jedesmal aus das Zimmer des Patienten schaffen ließ und ihm privatim seine Ansichten mittheilte. Nach einer sorgfältigen Untersuchung von Göthe's Stirnbau sprach Dr. Gall die Ansicht aus, Göthe sei eigentlich zum Volksredner geboren.

Nachdem Gall wieder abgereist war, unternahm Göthe mit Wolf eine Reise nach Helmstedt, woselbst sich damals noch die später mit Göttingen vereinigte braunschweigische Landesuniversität befand. Unter ihren Lehrern aus damaliger Zeit sind der gelehrte Probst Henke, der wichtige Abt Lichtenstein und der als Zauberkünster und Besitzer vielfacher Sammlungen genannte Hofrath Veireis genugsam bekannt. In Helmstedt wurden die Reisenden von den Professoren der Universität sehr ehrenvoll empfangen. An einer stattlichen Abendtafel sollten ihnen von schöner Hand zwei Kränze aufgesetzt werden. Göthe nahm die Guldigung freundlich an und dankte der Geberin mit einem Kuß, Wolf aber sträubte sich hartnäckig und war unartig genug, den Kranz in den Händen der beschämten Schönen zu lassen. Unter den Gemälden des Hofrathes Veireis fand Göthe zwei sehr schöne Stücke von Albrecht Dürer und von Rubens.

Nach mehreren genußreichen Tagen schieden die Reisenden und machten einen Abstecher zu einem wunderlichen Edelmann, dem Landrath Hagen, der auf

er Kienburg als wohlhabender Gutsbesitzer lebte; der Probst Henke begleitete sie. Anfangs durch einige Sonderbarkeiten nicht sehr angenehm berührt, haute Göthe doch bald auf, da er erkannte, daß Hagen ein ungewöhnlicher Geist und ein ehrenwerther Charakter war. Es kam zu einigen lebhaften Unterhaltungen; dem Hausherrn widerstritt Göthe einmal die Behauptung, daß eine Person, welche die Erfüllung des kategorischen Imperativs in sich darstelle, als der sittlich vollendetste Charakter zugleich der höchste Gegenstand schöner Darstellung sei. Mit einem Hauslehrer, der auf dem Gute sich befand, unterhielt Göthe sich über Religionsunterricht und erzählte ihm von der Konfirmazion eines Sohnes durch Herder; dem vorhergehenden Unterricht habe er selbst beigewohnt, und bei dem Lehrgange habe besonders das ihm so sehr gefallen, daß alles dem Konfirmanden so klar dargestellt worden sei, daß er immer selbst das Rechte habe erkennen und bei sich feststellen können. „Es war eine Vollständigkeit,“ sagte Göthe, „die keinen Fehlgriff oder Zweifel aufkommen ließ; überall land die Frage vor ihm, ob er dem Lichte oder der Finsterniß angehören wolle.“

Seinen berühmten Gästen zu Ehren setzte der Landrath eine Flasche köstlichen Weines vom Jahre 1748 auf; Henke, der sich nicht ganz wohl befand, wollte keinen Wein trinken, aber Göthe ersuchte einen jeden der Gesellschaft, den Widerspännigen zum Kosten aufzufordern. Der Landrath in lateinischer Sprache, Wolf in griechischen Versen machten einen ernstlichen Angriff, den der Hauslehrer durch ein Distichon unterstützte, und Henke erklärte sich schließlich für beiegt und trank ein wenig Wein.

Auf der Rückreise suchte Göthe in Halberstadt mit Wolf die Wohnung Gleim's auf, der vor zwei Jahren gestorben war; besonders anziehend war für Göthe in dem sogenannten Freundschaftstempel Gleim's die reichhaltige Sammlung von Portraits aller jener Zeitgenossen, mit denen der liebenswürdige Gleim in Verbindung gestanden. Die Jahreszeit begünstigte eine Reise in den benachbarten Harz, und als Göthe die aus früheren Zeiten wohlbekannten Gegenden wieder sah, fühlte er selbst in sich die bedeutende Veränderung, welche mit ihm vorgegangen war. Der Dichter und Künstler, meinte er, sei in ihm durch den Naturforscher verdrängt worden, und wenn er diese Bemerkung nicht ohne ein schmerzliches Gefühl machte, so glaubte er doch auch dankbar anerkennen zu müssen, welchen reichen Erfas die Natur ihm für das nunmehr entschundene Gut gewährt habe. Im September traf Göthe wieder in Weimar ein; die Reise war für ihn reich an wohlthätiger Zerstreuung und an Genuß gewesen.

Das verhängnißvolle Jahr 1806, die Zeit in welcher Preußen und mit ihm Deutschland durch Nacht zum Licht geführt werden sollte, kam heran. Die preussischen Regimenter des Herzogs Karl August rückten in Weimar ein; das pomphaft kriegerische Leben, welches sich entwickelte, war aber nicht geeignet, die dunklen Ahnungen einer unheilvollen Zukunft zu übertäuben. Göthe ging im Juni nach Karlsbad, und obwohl in Böhmen damals die tiefste Ruhe herrschte, so klangen die drohenden Stimmen aus der Ferne doch vernehmlich herüber. Der Fürst Neuf XIII. enthüllte dem Dichter das Unheil, welches Deutschland und speziell Thüringen bedrohte, der österreichische General Richter erzählte ihm von dem Unglück von Ulm, welches er miterfahren hatte. Ein angenehmer Ver-

kehr und ein sehr günstiger Erfolg der Kur belebte die Gegenwart wieder mineralogischen Untersuchungen wurde viele Zeit gewidmet. Als Göthe im August Karlsbad verließ, erfuhr er unterwegs durch die Zeitungen die Auflösung des deutschen Reiches, und gleichzeitig langten Nachrichten über große Truppenbewegungen an.

In Weimar suchte man sich voller Unruhe auf die kommenden Ereignisse vorzubereiten. Auch Göthe hatte im Anfange des Jahres eine Gesamtausgabe seiner Schriften vorbereitet, und darunter den ersten Theil des Faust zum Druck zusammen gestellt, jetzt traf er Anstalten zum Druck der Farbenlehre.

Von den Preußen wurde Erfurt eifrig besetzt; der Herzog Karl August bereite als preussischer General sich zum Abzuge vor, im Hauptquartier von Niederroßla hatte Göthe mit ihm die letzte inhaltschwere Unterredung. Die Herzogin Amalie, der Erbprinz und die Erbprinzessin verließen Weimar, die Herzogin Luise blieb allein zurück, als der letzte Hoffnungstern für die geängstigten Bürger.

Am Morgen des 14. Oktobers dröhnte von Jena der Kanonendonner herüber und versetzte alles in namenlose Angst, denn der Zorn Napoleon's über den Anschluß des Herzogs an die preussische Partei war bekannt. Gegen Mittag schwieg der Schall der Geschütze, man setzte sich wie gewöhnlich in Göthe's Hause um drei Uhr zu Tisch, aber kaum hatte man angefangen zu essen, als ganz in der Nähe Kanonenschüsse dröhnten. Die Kugeln pfliffen über Göthe's Haus weg, hinter seinem Garten zog sich der Zug der Fliehenden hin, und bald genug zeigten am Frauenthor sich die ersten französischen Husaren. Einer ihrer Offiziere, ein junger Herr von Türkheim, ein Sohn der geliebten Ali, erkundigte sich eifrig nach Göthe, und ging, als er ihn gefunden, mit ihm zum Schloß hinauf, von wo Göthe in sein Haus die Nachricht schickte, der Marschall Ney würde sich dort einquartieren. Kavalleristen erschienen bald und lagerten sich auf Streu im Bedientenzimmer. Viele Personen flüchteten sich in Göthe's Haus, weil sie dort, in dem für den Marschall bestimmten Quartiere, wenigstens ihres Lebens sicher zu sein glaubten.

Denn die Soldaten der großen Nation wütheten in der wehrlosen Stadt mit jener banditenmäßigen Brutalität, in welcher die Franzosen ja von jeher unübertroffene Meister gewesen sind. Läden und Keller wurden erbrochen, Häuser angezündet, die Einwohner auf das schrecklichste mißhandelt, plündernde Rotten raubten nach Belieben und vernichteten, was sie nicht fortzuschleppen konnten. Göthe's Freund, der Maler Heinrich Meyer, verlor alles, auch seine Zeichnungen.

Auf den Marschall wartete Göthe, der in sein Haus gegen Abend zurück gefehrt war, vergebens. Die Nacht brach herein, man verriegelte die Hausthür, um sich gegen Eindringlinge zu schützen. Gegen Mitternacht aber schallten heftige Kolbenstöße an der Thür, zwei Tirailleurs verlangten Einlaß, und da sie schließlich Niemand machten ein Fenster einzuschlagen, so war man genöthigt, ihnen das Haus zu öffnen. Sie verlangten Wein, und begehrten zuletzt stürmisch den Hausherrn zu sprechen. Göthe kam in seinem Nachtkleide zu ihnen herab, seine Persönlichkeit imponirte den Burschen, sie stießen mit ihm an und schienen sich

beruhigen zu wollen. Aber kaum hatte der Hausherr sich entfernt, so drangen die Trunkenen ihm nach in sein Schlafzimmer und brachten des Dichters Leben in die größte Gefahr. Kristiane war es, welche Rettung brachte; rasch entschlossen rief sie einige der ins Haus Geflüchteten herbei, und ihnen gelang es, die Wüthenden hinauszutreiben und die Thüren zu verschließen. Den Vorsatz, das Haus in Brand zu stecken, schien nur die übermäßige Trunkenheit an der Ausführung verhindert zu haben, denn am folgenden Morgen fanden sich gefüllte Patronen und loses Pulver im Hause zerstreut. Die Ankunft des Marschalls machte diesen Gefahren ein Ende. Wenige Stunden nachher langte Napoleon in Weimar an. Die Herzogin Luise empfing ihn an der Treppe; der Korse würdigte sie kaum einer Begrüßung und begab sich sogleich in die Gemächer, die man ihm hergerichtet hatte. Aber bei der Unterredung, die bald nachher erfolgte, wurde seiner gemeinen Seele durch die würdevolle Festigkeit der edlen Fürstin Anstand und Achtung abgenöthigt, der Blünderung wurde Einhalt gethan, und die Ruhe kehrte in die Stadt zurück. Dem Herzoge wurde Verzeihung versprochen, wenn er binnen drei Tagen die preussische Partei verlasse, was denn auch geschah, da Karl August durch seine Gegenwart seinem eigenen Lande sehr viel nützen, durch sein Verweilen bei dem preussischen Heere aber das Verderben desselben um nichts aufhalten konnte. Der König von Preußen selbst forderte ihn auf, sich dem Sieger zu unterwerfen. Schon in den nächsten Wochen kehrte der Herzog in seine Hauptstadt zurück.

Göthe hatte in den Schreckenstagen genugsam Proben der aufopfernden Treue erhalten, die Kristiane ihm stets bewahrte, und das Gefühl der Dankbarkeit und der innigen Anhänglichkeit trieb ihn an, in der schweren, verhängnißvollen Zeit die Zukunft der Mutter seines Sohnes sicher zu stellen. Am 19. Oktober 1806 ließ er sich mit ihr in der Schloßkirche trauen und machte sie auch vor den Augen der Welt zu dem, was sie immer gewesen war, zu seiner rechtmäßigen Gattin. Selbst die gehässigsten Neider der vielgescholtenen Frau mußten anerkennen, daß sie in den unheilvollen Tagen durch ihre kluge Entschlossenheit viel Böses abgewandt hatte. Seines Sohnes wegen brachte Göthe die Trauung nicht vollziehen zu lassen, denn diesem waren die Rechte legitimer Geburt schon in der Wiege durch den Herzog zuerkannt worden.

Im Kreise seiner Bekannten suchte Göthe in den Tagen, welche der unglücklichen Schlacht folgten, durch Rath und That zu helfen. Er ließ den Besrängten auf seine Rechnung Vorschüsse auszahlen, und ermunterte sie zum Ausparren, da nur die erste Zeit noch peinlich sein werde.

Für das Unglück des großen deutschen Vaterlandes hatte Göthe nicht die rechte Empfindung. Vielleicht schien ihm die Vernichtung der politischen Selbstständigkeit so vieler kleinerer und größerer Staaten, von denen die meisten eine politische Bedeutung überhaupt nicht besaßen, nicht von großem Belang zu sein. Desto schmerzlicher aber empfand er das Unglück, das dem Hause seines Fürsten widerfuhr. Der Herzog Karl August war allerdings Landesherr geblieben, aber obwohl er dem Rheinbunde beigetreten war und sich der Gewalt gefügt hatte, so seit er nur irgend konnte, so stand er, der seine wahre Gesinnung zu verheimlichen viel zu edel war, doch bei Napoleon schlecht angegeschrieben, und seine Zu-

kunft war noch keineswegs gesichert. Von allen Seiten, sogar an seiner eigenen Tafel, war der Fürst von Höfchern umstellt, und daß er preussische Offiziere in seinem Lande anstellte und andere unterstützte, wurde sehr übel vermerkt. Fall war als Dolmetscher bei den französischen Behörden in Weimar angestellt, er hatte einst Gelegenheit, eine Beschwerdeschrift gegen den Herzog aufzufangen und las dieselbe dem Dichter vor. Eine Weile hörte Göthe zu, dann fiel er in gewaltiger Bewegung dem Lesenden in die Rede. „Genug!“ sagte er, „was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradeweg das Unmensliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmensewerth ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seiner alten Freunden und Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Warum muthet man dem Herzog zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so thätig Antheil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Zepter aufs Spiel setzte — den neuen Herren zu Gefallen wie ein verrecknetes Exempel über Nacht plötzlich mit einem nassen Schwamm von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreifen? Steht denn euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksals in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelezt werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preussische Offiziere unterstützte, daß er dem heldenmüthigen Blücher nach dem Gefecht vor Lübeck einen Vorschuß von viertausend Thaler macht, das wollt ihr eine Verschönerung nennen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wohl ein General oder Feldmarschall in den Augen des Kaisers werth sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er thäte sehr unrecht wenn er je anders handelte! Ja und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Zepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch keine Handbreit von dieser edlen Gesinnungsart und dem, was ihr Menschen- und Fürstenschaft in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen in seinem eigenen Hause von Fremden muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides sein Unglück und sein Fall, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jetzt Lukas Kranach den seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Göthe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seinen Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war, weil er seinen Oheim, den Herzog von Braunschweig auf dem Todsbette besuchte, weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen!“ —

Die Thränen rollten dem Dichter von beiden Wangen, als er fortfuhr: „Ich will uns Brod singen! Ich will ein Bänkelfänger werden und unser Unglück in Lieder fassen! Ich will in alle Dörfer und Schulen ziehen, wo irgend der Name Göthe bekannt ist, die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euren herunterzingen! Ja spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgend ist der Ort mit dir anzubinden! Wenn du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst, was Eins ist, so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen! Ihr seht, ich zittre an Händen und an Füßen, ich bin lange nicht so bewegt gewesen!“

Die Befürchtungen Göthe's in Betreff des Herzogs verwirklichten sich glücklicherweise nicht, dem Herzoge blieb sein Thron erhalten, und in Weimar regelte sich bald alles wieder in gewohnter Weise. Göthe setzte die Herausgabe seiner Werke fort, und suchte besonders die Farbenlehre so bald als irgend möglich durch den Druck vor Vernichtung zu sichern. Eifrige naturwissenschaftliche Studien, zu denen Alexander von Humboldt durch Sendungen manche werthvolle Anregung gab, lenkten Göthe's Sinn von der trüben Gegenwart ab. Auch dem Theater eine erneute Thätigkeit zu widmen gaben die Zeitverhältnisse Veranlassung; das Theatergebäude in Weimar hatte eine Zeitlang als Lazareth dienen müssen, gegen Ende des Jahres 1806 wurde es wieder eröffnet, und eine unerwartete Freude wurde dem Dichter kurz nachher zu Theil. Längst hatten die Schauspieler im Stillen Göthe's Ifigenie, die in der poetischen Form noch nicht zur Aufführung gekommen war, eingeübt, und der Dichter mußte schließlich, wenn auch mit Sträuben, einwilligen, daß sie dargestellt wurde. Im März 1807 gab man das herrliche Stück, und zu Göthe's Ueberraschung und Freude fand es großen, allgemeinen und begeisterten Beifall, und hat sich seitdem ununterbrochen auf der Bühne gehalten. Es folgten nun noch einige Stücke von Calderon, darunter „Der standhafte Prinz“, das schöne und tiefsinnige Drama „Das Leben ein Traum“, und die glänzende „Zenobia“.

Auch im geselligen Leben fanden gewohnte Kreise sich wieder zusammen. Jeden Donnerstag Abend sah die Hofrätin Schopenhauer bei sich die besten Namen der Weimariſchen Gesellschaft; über Kunst und Wissenschaft wurde lebhaft verhandelt, Politik jedoch vermieden. Göthe war häufig in diesen Kreisen, die er in guten Stunden durch seine Unterhaltung aufs regste unterhielt. Oft aber waren in jenen dunklen Zeiten seine Lippen geschlossen, und für den Fall, daß er zum Gespräch nicht aufgelegt war, stand für ihn ein Tisch bereit, an dem er schweigend saß und Landschaften zeichnete.

Wenn die erhebende Freude den Lebensfaden selbst in späten Jahren um manchen schönen Tag hinauszuspinnen geeignet ist, so drückt ein schweres Leid oft das Leben plötzlich zusammen und endigt ein Dasein, dessen Ablauf noch nicht der Vermuthung nahe lag. Am 10. April 1807 starb die Herzogin Amalia, die hochsinnige Pflegerin alles Schönen und Guten, der die Dichter Weimar's so manche freudige Stunde verdankten. Sie war mehr als fast jeder andere

von dem großen allgemeinen Unglück betroffen worden. Der Herzog von Braunschweig, der bei Jena die Todeswunde empfing, war ihr Bruder, und mit tiefen Schmerzen mußte sie sehen, wie ihres Bruders Familie von dem alten Stammsitze zu Braunschweig durch die Brutalität des Korfen vertrieben und in die Verbannung gejagt wurde. Mit festem Willen drängte gleichwohl die edle Frau ihren Kummer in sich zurück, ihrer Umgebung erschien sie ruhig und theilnehmend, bis ihr Herz plötzlich brach. Auf des Herzogs Wunsch verfaßte Göthe eine Gedächtnißschrift, die von den Kanzeln des Landes verlesen wurde. Er selbst empfand diesen Todesfall sehr schwer. An Zelter schrieb er: „Der Verlust unserer Herzogin Mutter ist bei so manchem andern zerrütteten Verhältnisse sehr groß. Man darf, wie gegenwärtig über nichts, so auch darüber nicht weiter nachdenken. Man muß von einem Tage zum andern leben und leisten was noch möglich ist.“

Durch den Gebrauch der Heilquellen in Karlsbad hatte Göthe's Gesundheit sich im letzten Jahre wesentlich gestärkt; er begab sich gegen Ende des Jahres wieder dahin. Ueberhaupt verweilte er von nun an fast jedes Jahr in den böhmischen Bädern, wohin auch mineralogische Studien ihn vielfach zogen. Im Juni 1807 begab der Herzog Karl August sich nach Karlsbad, und um sich sammelte sich besonders die feine Gesellschaft. Göthe trat in nähere Verbindung mit dem französischen Gesandten, dem Grafen Reinhard, der später sagte, er halte es für einen unschätzbaren Gewinn, Göthe auch als Menschen kennen zu lernen zu haben. Beide Männer blieben auch später in brieflichem Verkehr. Eine Reihe kleiner Erzählungen, die später in Wilhelm Meißner's Wanderjahre einverleibt wurden, entstanden in Karlsbad; unter ihnen sind zu nennen St. Josef der Zweite, Die gefährliche Wette, Der Mann von funfzig Jahren, Die pilgernde Thörin und Die neue Melusine, die Göthe schon in Seesen erzählt.

Als Göthe im September von Karlsbad zurückkehrte, führte er einen Entschluß aus, der in Karlsbad angeregt worden war, er begründete in seinem Hause eine Singschule, die sich jeden Sonntag versammelte. Nach und nach wurden Sänger des Theaters und einige Musikfreunde aus der Stadt hinzugezogen. Zelter lieferte die nöthigen Musikalien, und am letzten Sonntage des Jahres konnte die Singschule bereits vor einer großen Gesellschaft mit Beiträgen auftreten. Bis 1811 bestand dieser Verein, der in den letzten beiden Jahren seines Bestehens sehr Bedeutendes leistete. Ueberhaupt wandte Göthe sich in seinem Alter immer mehr der Musik zu, wozu wohl sein Freund Zelter die nächste Veranlassung gab. Auch in der Physik wurde das Kapitel von der Lehre mit Fleiß studirt.

Das Personal der Weimarer Bühne war im Sommer des Jahres 1807 in Leipzig, und erntete daselbst durch seine Vorstellungen vielen Beifall, auch Torquato Tasso wurde dort gern gesehen. Als die Gesellschaft nach Weimar zurückkehrte, feierte Göthe die Wiedereröffnung der Bühne am 19. September durch ein allegorisches Vorspiel, welches bestimmt war, die Wiedereinigung der herzoglichen Familie darzustellen, da auch der Erbprinz mit sein

Gemahlin, einer russischen Prinzessin, am 12. September nach langer Abwesenheit wieder heimgekehrt war.

Den neueren Bestrebungen auf dem Gebiete der Poesie gegenüber verhielt Göthe sich nicht so ablehnend, wie einige Vertreter der alten Schule, besonders Voß, es wünschten. Zum großen Aerger des Uebersetzers machte Göthe in dieser Zeit auch Sonnette, und als Voß ihn darauf ernstlich in einem spöttelnden Sonnette aufforderte, nicht mit den andern als Lumpenpilgrim nach Voretto unter asterkristlichem Klingklang zu wandern, äußerte Göthe sich sehr richtig in einem Briefe an Zelter mit den Worten: „Wenn Ihnen das Vossische Sonnett zuwider ist, so stimmen wir auch in diesem Punkte völlig überein. Wir haben schon in Deutschland mehrmals den Fall gehabt, daß sehr schöne Talente zuletzt sich in Pedantismus verloren. Und diesem geht es nun auch so, vor lauter Prosodie ist ihm die Poesie ganz verschwunden. Und was soll es nun gar heißen, eine einzelne rythmische Form mit Haß und Wuth zu verfolgen, da sie ja nur Gefäß ist, in das jeder von Gehalt hineinlegen kann, was er vermag?“ — Mit großem Interesse nahm Göthe die Sammlung von Volksliedern „Des Knaben Wunderhorn“ auf, auch das Nibelungenlied erschien ihm als ein großartiges Werk; den Minneliedern konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Die Formlosigkeit, in die einige Vertreter der romantischen Schule verfielen, war nahe daran, wie er sagte, ihn zur Verzweiflung zu bringen.

Im Sommer des Jahres 1808 verweilte Göthe vom Mai bis zum September in Karlsbad, von wo aus im Juli ein längerer Abstecher nach Franzensbad gemacht wurde. Ein sehr lebhafter Verkehr und mineralogische Studien füllten die Zeit angenehm aus. Als der Dichter in der Mitte des September nach Weimar zurückkehrte, vernahm er hier die Befestigung von der Zusammenkunft der Monarchen in Erfurt; auf den Ruf des Herzogs begab auch Göthe sich am 29. September 1808 dahin, wo bei den unaufhörlichen Festlichkeiten sich Gelegenheit zu vielen neuen Bekanntschaften fand. Sehr interessant war für ihn die Darstellung französischer Tragödien von Racine und Voltaire durch die Napoleonische Truppe, unter der sich der berühmte Talma befand. Es wird erzählt, der Prunk und der pathetische Pomp der Franzosen hätten auf Göthe einen sehr bedeutenden Eindruck gemacht.

Auch die große Ehre, den rorischen Beherrscher der großen Nation von Angesicht zu Angesicht zu schauen, wurde dem Dichter zu Theil. Am 2. Oktober 1808 Vormittags elf Uhr wurde er zu dem Kaiser befohlen. Nachdem er auf die Weisung eines dicken polnischen Kammerherrn eine Weile gewartet, rief man ihn in das Kabinet des Kaisers, welcher an einem großen runden Tische saß. Der Kaiser winkte, Göthe trat näher, und der Kaiser begann die Unterhaltung mit den Worten: Vous êtes un homme, worauf Göthe mit einer Berührung antwortete. Bald kam der Kaiser auf Göthe's Werther zu sprechen, den er siebenmal gelesen zu haben versicherte. Thatsächlich ist, daß Napoleon dieses Buch sogar auf dem Feldzuge in Egypten in seiner Feldbibliothek mit sich führte. Er machte nun den Dichter auf eine gewisse Stelle aufmerksam, an welcher derselbe einen Fehler in der Komposition begangen habe. Göthe er-

widerte, er finde den Vorwurf durchaus richtig und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei.

Bei seinen Lebzeiten hat Göthe nur geheimnißvolle Andeutungen über diesen angeblichen Fehler gemacht, sich aber nie offen geäußert; den neugierigen Fragern antwortete er stets: „Rathen Sie!“ Man hat nun vielfach gerathen, der eine hierhin, der andere dahin, doch selbst seinen Kritikern wollte es nicht gelingen, eine Stelle zu finden, die man ohne Zweifel als einen Fehler bezeichnen konnte. Schließlich ist man durch die Denkwürdigkeiten des Kanzlers von Müller, die 1851 erschienen, dahin aufgeklärt worden: Napoleon habe es getabelt, daß Werther's innere Zerstörung nicht ausschließlich aus seiner leidenschaftlichen unglücklichen Liebe, sondern nebenbei noch aus gekränktem Ehrgeiz abgeleitet werde. Das völlig Unrichtige dieses Tabels liegt auf der Hand, denn Werther's Ehrgeiz wird an einem ganz andern Orte gekränkt, als da wo die Katastrophe sich ereignet, und diese Kränkung hat keine andere Wirkung, als daß sie die Rückkehr Werther's zu Votte beschleunigt, die etwas später doch erfolgt wäre, da Werther's Seelenzustand schon damals an eine Heilung nicht mehr denken ließ. Der Grad seiner Krankheit ist dem Paroxysmus schon sehr nahe, und es war eine gebieterische Forderung der Kunst, nun rasch dem unentrinnbaren Schicksal entgegenzuführen; hierzu erweist sich aber jene Begebenheit im Hause des Grafen als ein sehr wirksames Mittel, der Gang des Ganzen wird dadurch wohlthätig beschleunigt. Außerdem aber entging der Dichter durch die Einschlebung dieser scheinbar obliegenden Begebenheit der Gefahr, entweder das schon sehr hoch gespannte Interesse des Lesers zu ermatten, oder sich in fremdartige Zustände zu verlieren, ein Abweg, der ohnehin nicht gerade ganz vermieden ist. Was Napoleon also als einen Fehler bezeichnete, ist vielmehr eine Feinheit der kunstreichen Komposition, und wenn Göthe den angeblichen Fehler zugestand, so war seine Antwort diejenige eines Diplomaten, und dem Gewalthaber gegenüber ganz an der Stelle.

Zum Schluß lud der Kaiser den Dichter ein, nach Paris zu kommen, weil es dort eine größere Weltanschauung gebe, dort werde er überreichen Stoff für seine Darstellungen finden.

Die Audienz hatte eine ganze Stunde gedauert, und hatte bei Göthe einen mächtigen Eindruck hinterlassen. Mit dem Plan einer Reise nach Paris beschäftigte er sich lange Zeit.

In den nächsten Tagen beabsichtigte Napoleon nach Weimar zu kommen: seine Schauspieler sollten zu Ehren der Herzogin den Tod Cäsar's aufführen. Auf dem Hofball, der veranstaltet wurde, unterhielt Napoleon sich nochmals mit Göthe und mit Wieland, und übersandte beiden nachher den Orden der Ehrenlegion. Das Wohlwollen, mit welchem Göthe von dem Kaiser behandelt wurde, erweckte auch seinerseits eine besondere Theilnahme für den Eroberer, deren man noch öfter begegnen werden.

Auch in Göthe's Familienverhältnisse sollte ein folgenschweres Ereigniß eingreifen: seine Mutter starb am 13. September 1808; kurz vor ihrem Tode hatte sie noch die Freude, ihren Enkel August, der sich nach Heidelberg zum Studium begab, bei sich zu sehen. Die Erbschaftsangelegenheiten wurden durch

Kristiane von Göthe, die nach Frankfurt reiste, gewandt und, wie ihr Gatte sagte, auf eine noble Weise geordnet.

Dem Jahre 1809 gehören die Wahlverwandtschaften und die ersten Vorarbeiten zu Dichtung und Wahrheit an. Das erstgenannte Werk war schon im Jahre vorher in Karlsbad begonnen worden. Den Stoff, so erzählte Göthe, habe er zum großen Theil seinem eigenen Leben entnommen, und sich mit der Idee des Romans schon Jahre vorher getragen. Welche Erfahrungen des eigenen Lebens dem Dichter Veranlassung zur Gestaltung seines Romans gaben, ist nicht bekannt.

Man hat die Wahlverwandtschaften in treffender Weise mit Werther's Leiden zusammengestellt. Beide Werke beschäftigen sich mit der künstlerisch verklärten Darstellung einer Krankheitserscheinung, sie bieten uns, wie Biluar sagt, in durchsichtiger Form ein Gift. Dieser Ausdruck ist sehr zutreffend, denn ein Gift fließt in dem einen wie in dem andern Werke. Die Ausführung ist jedoch ziemlich weit von einander verschieden, denn wenn Werther's Leiden die volle Gluth unmittelbarer Natur, die Leidenschaft in ihrem ganzen Wesen zeigen, so erscheinen die Wahlverwandtschaften ganz und gar als ein Erzeugniß der Berechnung, die selbst das Kleinste nur nach vorgängiger Prüfung an die sorgfältig zubereitete Stelle setzt. Daher ist das ganze Werk mehr künstlich, als künstlerisch, und indeß Werther den Leser im Sturm mit sich fortreißt, interessieren die Wahlverwandtschaften nur dann erst näher, wenn wir tiefere Einsicht in den überaus künstlichen Bau des Werkes gewonnen haben. Einen so tief poetischen Eindruck wie Werther können die Wahlverwandtschaften daher nicht machen. Sie können es auch deshalb nicht, weil die Komposition des Werkes im Ganzen zu ausgedehnt ist und zu viel Gestalten auführt, welche das Interesse ableiten. So vortrefflich z. B. an und für sich die Figur Mittler's gezeichnet ist, so würde sie doch besser fortgeblieben sein, denn Mittler's nie ruhende Geschäftigkeit äußert nicht die geringste Wirkung auf das Ganze, Mittler steht eigentlich nur als ein sehr untergeordneter dienstbarer Geist in dem Roman da, und als solcher nimmt er viel zu viel Raum ein. Doch ist, wie gesagt, dieser Charakter an und für sich ebenso wie sämtliche andere Charaktere mit großer innerer Wahrheit geschildert. Doch ist es nicht zu läugnen, daß von sämtlichen Personen des Romans eigentlich keine einzige, vielleicht mit Ausnahme des Architekten, einen wohlthuenden Eindruck macht; sinnliche Schwachheit waltet gar zu sehr bei allen Hauptpersonen vor, und jedes ideale Streben fehlt völlig. Ein wunderliches Gebilde ist Ottilie, man könnte sie einen instinktiven Charakter nennen, da das Gefühl in ihr so gänzlich alle Reflexion überwiegt und verdrängt. Seiner Liebhaberei nach dem Geheimnißvollen hat der Dichter in dieser Gestalt in bedenklicher Weise nachgegeben. Der Schluß des ganzen Werkes erinnert in unerquicklicher Art an die krankhaften Gefühle der Fräulein von Klettenberg, und veräußt, künstlerisch wie ästhetisch genommen, matt und unbefriedigend.

In der Beurtheilung der Wahlverwandtschaften muß man sich mehr als bei irgend einem andern Werke Göthe's hüten, sich auf einen einseitig moralischen Standpunkt stellen zu wollen, aber auch das muß unter allen Umständen aufs schärfste betont werden, daß uns eine Krankheit in diesen Blättern vor-

geführt wird; wir bewundern die große Kunst, mit welcher auch hier ein Meisterwerk geschaffen wurde, aber wir verwahren uns aufs entschiedenste, die besonders in der Kanonisirung Ottiliens vertretene Hauptidee zu der unrigen machen zu wollen. Eine absolute Nachgiebigkeit gegen alles, was gefällt, ist nicht mehr menschlich, denn nicht die Sinnlichkeit ist das beste Theil des Menschen, sondern allein das Streben nach dem was ewig bleibt, erhebt den Menschen über das Thier, und nur in diesem Streben liegen die Bedingungen für das Bestehen und die fortschreitende Entwicklung der Menschheit und der Menschlichkeit. Die Kunst aber soll stets nur auf der Höhe der menschlichen Existenz stehen; sie kann auch die tiefsten Schatten zur Anschauung bringen, nicht aber in solcher Weise, daß sie selbst in diesen Schatten untergeht. Diese gefährliche Klippe ist, so scheint uns, in den Wahlverwandtschaften nicht vernieden worden. Es kommen in dem Werke die Anschauungen zur Geltung, welche in den höheren Gesellschaftskreisen, in denen Göthe sich damals fast ausschließlich bewegte, in Folge französischer Einflüsse so vielfach sich zeigten, und auch heute in denselben Kreisen noch oft genug zu finden sind. —

Von amtlichen Geschäften war Göthe übrigens auch in seinem Alter nicht dispensirt, und er selbst hat nie den Versuch gemacht, sich ihnen zu entziehen. Im Jahre 1809 übernahm er in Gemeinschaft mit dem Geheimrath von Boigt die Oberaufsicht über alle, die Wissenschaft und Kunst betreffenden Anstalten des Herzogthums, die in diesem Jahre alle unter einen besondern Etat vereinigt wurden. Für alle Zweige der Universität Jena, für die Bibliotheken und Kunstschulen des Landes hat Göthe mit anhaltender Treue und höchst segensreich bis an sein Ende gewirkt.

In dem letzten Viertel von Göthe's Leben haben die einzelnen Jahre eine so große Aehnlichkeit mit einander, daß ein erschöpfendes Eingehen auf alle Einzelheiten nicht der Zweck unserer Darstellung sein kann. Das mit so großem Fleiß gearbeitete Werk von Heinrich Viehoff hat in seinem vierten Theile hierin alles was möglich war, geleistet. Wir heben nur einzelne bedeutende Punkte, die uns die edle und liebenswürdige Gestalt des Menschen genauer kennen lehren, hervor; als Dichter hat Göthe in seinem Alter sich gänzlich fremden Einflüssen hingegeben.

Göthe's Beschäftigungen waren unter sein Amt, Kunst und Natur getheilt. Durch Zelter wurde das Interesse für Musik stets rege erhalten; die Theilnahme für Erzeugnisse der bildenden Kunst erlosch ebenfalls nicht; die Bekanntschaft mit dem fein gebildeten Sulpiz Boisseré wurde gern und dauernd gepflegt. Die Farbenlehre und eine Geschichte der Farbenlehre rückte allmählig der Vollandung entgegen. Im Mai des Jahres 1810 wurde der Druck der Farbenlehre beendigt, seinen optischen Apparat schenkte Göthe der Universität Jena.

Der wiederholte Aufenthalt in Karlsbad zeitigte eine Reihe von kleineren Gelegenheitsgedichten, unter denen die vier zu nennen sind, welche Göthe an die von ihm hochverehrte Kaiserin von Oestreich richtete. In den böhmischen Bädern rückte die Selbstbiografie ansehnlich weiter, der dritte Band von Dichtung und Wahrheit wurde 1813 zum Abschluß gebracht. Die Biografie seines Freundes Hackert vollendete er im Jahre 1811.

In Karlsbad machte er viele bedeutende Bekanntschaften; darunter fesselte ihn sehr der König Ludwig von Holland, Napoleon's Bruder, den Göthe den grundedlen Ludwig nennt. Durch den schon genannten Grafen Reinhard wurde bei Göthe ein Legationssekretär Lefebvre eingeführt, der den Dichter im August des Jahres 1811 in Weimar besuchte, und über diesen Besuch nachher eine interessante Schilderung gab, aus der wir einige Sätze mittheilen. Lefebvre äußert sich in einem Briefe an Reinhard, nachdem er über Wieland gesprochen, folgendermaßen über Göthe:

„M. Göthe me parait être un homme jeté dans un moule tout différent. Sa maison seule, qui est fort belle, ses escaliers ornés de statues d'un goût parfait, la beauté de ses tableaux, la profusion des dessins qu'on trouve jusque dans ses antichambres, et les raretés de toutes espèces et de tous les siècles qu'on rencontre à chaque pas, auraient suffi pour m'apprendre que j'entrais chez le prince de la littérature allemande. M. Göthe me reçut avec beaucoup de bonté et de politesse. Ma conversation avec M. Wieland n'avait en que lui pour objet, elle n'était jamais sortie de ce cercle, sans cesse elle y avait été ramenée par lui, par moi, par une conséquence des faiblesses de son âge. Avec M. Göthe elle prit sur le champ un vol plus élevé; il embrassa toute la littérature allemande, passée et présente, il y marcha à pas de géant, peignant tout à grands traits, l'une manière rapide, mais avec une touche si vigoureuse et des couleurs si vives, que je ne pouvais assez m'étonner; il parla de ses ouvrages peu et avec modestie, beaucoup des chefs d'oeuvre en tout genre de la France, les grands hommes qui l'avaient honorée, du bonheur de sa langue, des beaux génies qui l'avaient maniée, des littérateurs présents, de leur caractère et de celui de leurs productions; enfin, j'étais un Français qui était allé pour rendre hommage au plus beau génie de l'Allemagne, et je n'aperçus bientôt que M. Göthe me faisait en Allemagne les honneurs de la France. Il est impossible d'allier plus d'esprit, plus de modestie et de cette urbanité qui jette sur la science un vernis si aimable. Je lui disais, en parlant de notre littérature, que nous nous étions enfermés dans des bornes étroites, dont nous ne voulions pas sortir, que nous restions obstinément dans les mêmes routes, ce que ne faisaient point les autres peuples. Il me répondit, avec une politesse infinie, qu'il ne trouvait pas que les Français eussent de la répugnance à sortir de leurs routes, mais seulement qu'ils étaient plus judicieux que leurs voisins, lorsqu'il était question de s'en ouvrir de nouvelles. Son oeil est plein de feu, mais d'un feu doux, sa conversation riche et abondante, son expression toujours pittoresque, et sa pensée rarement ordinaire.“ —

Während Göthe von vielen Seiten aufgesucht wurde und neue Bekanntschaften sich knüpfen, lockerte sich ein altes Freundschaftsband, das allerdings nie sehr fest gewesen war. Jacobi schickte seine Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung,“ in welcher er die Naturphilosophie Schelling's, der Göthe's Freund war, heftig angriff, und sich zugleich Göthe's Ansichten und Grundanschauungen so entschieden entgegenstellte, daß Göthe sich sehr verlegt

sühlte. Seine Antwort gab er in dem kleinen, aber sehr bedeutungsvollen Gedichte: „Groß ist die Diana der Efefer,“ wodurch Jacobi sehr mißgestimmt wurde. Das alte trauliche Verhältniß, während dessen sie sich, wenn auch nicht verstanden, so doch geliebt hatten, stellte sich nicht wieder her. Göthe war nicht sehr bekümmert darüber.

Schwerer sagte ihn der Tod eines Mannes an, mit dem er ein langes Leben hindurch in geistiger und in wechselseitig liebevoller Beziehung gestanden hatte: am 21. Januar 1813 starb Wieland. Göthe war so tief erschüttert, daß man für seine Gesundheit fürchtete. An dem Tage, an welchem Wieland's Leiche nach Osmannstedt gebracht wurde, vermochte Göthe nicht, an der Feierlichkeit Theil zu nehmen, statt seiner sandte er seinen Sohn. Den Nachmittag dieses Tages brachte Göthe in Gesprächen mit Falk über Wieland zu, und spendete dem Dahingeshiedenen hohes Lob. Von jener bedachten, mühseligen Technik, sagte er, welche die besten Ideen und Gefühle durch einen verkrüppelten Vortrag zuwider macht, sei bei Wieland keine Spur zu finden gewesen; besonders habe er den Reim mit der höchsten Meisterschaft behandelt. An Reinhold schrieb er in derselben Zeit: „Geistesruhe und Thätigkeit hielten sich bei Wieland so schön das Gleichgewicht, und so hat er mit der größten Gelassenheit und ohne das mindeste leidenschaftliche Streben unendlich viel auf geistige Bildung der Nation gewirkt.“ Als die Loge Amalia in Weimar am 18. Februar eine Trauerfeier zu Ehren Wieland's veranstaltete, hielt Göthe nach dem Auftrage der Meister und in Gegenwart des Hofes eine Rede zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland, in welcher er sowohl die dichterische Begabung des Verewigten und seine hervorragenden Leistungen, als auch seinen wahrhaft edlen und guten Charakter in das gebührende Licht stellte.

Als Wieland starb, war Göthe überhaupt in einer so gedrückten Stimmung, daß er bei des Freundes Tode die Frage stellen konnte: „Ist wohl in diesen Augenblicken jemand zu bedauern, der hinweggehoben wird?“ Sein weiches Gemüth belasteten die drohenden Zeitumstände immer schwerer. Die stolze Armee Napoleon's hatte in Rußland ein ungeheures Grab gefunden, und die schmüde vergewaltigten Nationen erhoben sich nun, um ihre Freiheit zurückzufordern, allen voran das Volk Friedrichs des Großen, dessen hoher Geist wieder mit der Seinen war.

Göthe theilte weder die Begeisterung, noch die kühnen Hoffnungen seines Volkes. Ihm erschien Napoleon, der Mann, dessen Hand die unendlichen Greuel der Revolution händigte, viel zu groß und zu übermächtig, um bewältigt werden zu können; er fürchtete, die Deutschen möchten sich die Ketten, an denen sie rüttelten, nur noch tiefer ins Fleisch ziehen, und größeres Elend über sich herein beschwören. Möchte aber auch der Sieg den deutschen Waffen schließlich zu Theil werden, so mußte doch eine schwere Zeit furchtbaren Kampfes vorangehen, und vor den Schrecken und Greueln derselben bedte Göthe zurück, er, der sein ganzes Dasein nur in der friedvollen Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft fand, der allen gewaltfamen Erschütterungen des strebenden Geistes stets mit fast ängstlicher Sorgfalt aus dem Wege gegangen war, weil sie sein ganzes Weisheit hätten zerrütten müssen. Der Deutsche rühmt sich gern, und mit Recht, seiner

Duldsamkeit, möchte man doch endlich einmal billig gegen unsern größten Dichter sein und von ihm nicht mehr mit hartem Tadel das Unmögliche verlangen. Weiden wir unsere Herzen in freudiger Begeisterung an der unendlich hohen und großen Zeit der deutschen Freiheitskriege, blicken wir mit treugemeinter Nach-eiferungslust auf die stolzen Helden des Schwertes jener unvergleichlichen Zeit, aber verlangen wir von dem großen Dichter, zu dem wir nur in liebender Bewunderung aufschauen sollten, nicht etwas, das seiner Natur völlig entgegen war. Er, der nur aus der überströmenden Fülle seines Herzens seine Dichtungen hervorbrechen sah, der über sein dichterisches Vermögen so wenig frei gebieten konnte, daß er jahrelang fast völlig produktionslos sein konnte, wie konnte er daran denken, begeisterte Lieder für sein Volk in Kampf und Streit dichten zu wollen? Mit Recht sagte er gegen das Ende seines Lebens: „Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen, das wäre meine Art gewesen! Aus dem Divoual heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner; ihn kleiden seine Kriegslieder ganz vollkommen, bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin, und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesichte gestanden hätte.“

Auch den Haß gegen die Franzosen theilte Göthe nicht. Von Napoleon war ihm viele Güte bewiesen worden, den Bruder desselben, Ludwig, liebte Göthe und hatte in vertrautem Verkehr mit ihm gestanden; von den hervorragenden Persönlichkeiten des französischen Kaiserthums war er mit großer Achtung behandelt. Wir wollen auch nicht die Erinnerungen an den französischen Verkehr in des Dichters Jugendzeit zu Frankfurt vergessen. Göthe sagte selbst einmal: „Ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott danke, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Razion haßen können, die zu den kultivirtesten der Erde gehört, und der ich einen so großen Theil meiner eigenen Bildung verdankte!“ — Heute würde eine solche Anschauungsweise unmöglich sein, aber die Gegenwart und die Zeit, in der Göthe aufwuchs und sich bildete, sind auch verschieden wie Tag und Nacht.

Daß in Göthe's Brust ein lebhaftes Gefühl für sein Vaterland lebte, dafür legt ein durchaus glaubwürdiger Mann, der Geschichtschreiber Luden, ein unverwerfliches Zeugniß ab. Dieser wollte eine gegen die Napoleonische Gewalt-herrschaft gerichtete Zeitschrift unter dem Titel „Menests“ herausgeben und theilte Göthe diesen Plan mit. Letzterer widerrieth ihm das Unternehmen, sagte bei dieser Gelegenheit: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achubar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche, und in der Wissenschaft und in

der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Rationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft; das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird als jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen, und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufliege, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht. — Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entziehen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkaufte, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will und was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestößert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht von dem Joch der Fremden, sondern von einem fremden Joch. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener; dafür sehe ich aber Kosaken und andere. Wir haben uns seit langer Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von dort her zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch nach Morgen noch weithin aus.“

In solchen Ansichten kann allerdings die Kleinlichkeit der Anschauung nicht geläugnet werden, doch war ein Mann wie Göthe, wie wir schon öfter dargehan, weder zum hoffenden Vaterlandsfreunde noch zum heilschenden Historiker angelegt und erzogen.

Im April des Jahres 1813 trat Göthe seine gewohnte Reise nach Böhmen an. In Dresden, das von den Russen besetzt war, sah er Stein und Arndt;

den thatenfrohen Männern enschien er bellommen, sogar hoffnungslos. In Töplig verweilte er den größten Theil des Sommers, in welchem er sich mit seiner Lebensbeschreibung und mit Ausflügen zu geognostischen Zwecken nach Zinnwalde und Altenberg, nach Außig und nach Bilin beschäftigte.

Die Heimreise trat Göthe in der Mitte des August an. Mit dem Herzoge verlebte er in Ilmenau eine ruhige Woche, in Weimar aber wurde es bald um o bunter. Die preußischen Freiwilligen, welche in geringer Anzahl Weimar besetzt hatten, mußten den französischen Garden weichen, ein General wurde in Göthe's Hause einquartiert. Doch die Herrschaft der Franzmänner war nicht von langer Dauer. Der Tag von Leipzig jagte sie für alle Ewigkeit aus den deutschen Gefilden. Von dem flüchtenden Strome der großen Nation blieb Weimar fast ganz verschont. Am 1. November trat der Herzog Karl August vom Rheinbunde zurück und zog bald nachher als Führer des dritten preußischen Armeekorps nach den Niederlanden.

Göthe, der sich selbst in diesen weltbewegenden Tagen nur in seinem eigenen Reiche behaglich fühlte, suchte in dem Studium des chinesischen Reiches die Vereinerung seines Vaterlandes zu vergessen. Auf Zelter's Anregung dichtete er im Jahre 1814 ein allegorisches Festspiel für den preußischen Hof, Des Epineuens Erwachen: Der Dämon der Unterdrückung hat im Verein mit den Dämonen der List und des Krieges den Glauben und die Liebe in Fesseln gelegt, nicht aber die Hoffnung. Gütige Geister stehen der Hoffnung bei, den Glauben und die Liebe wieder zu lösen, und sie alle besiegen schließlich den Dämon der Unterdrückung. So groß war in der preußischen Hauptstadt die Begeisterung für die große Sache, daß die Aufführung selbst dieses weitabliegenden Stückes mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Auch den, der von Sonderinteressen in fremde Gebiete geführt wird, läßt eine große Zeit, in deren Mitte er steht, niemals ganz unberührt. Göthe „flüchtete“ sich aus dem bewegten Leben seines Vaterlandes in den fernen Osten, um bei den Chinesen die Jubelklänge deutscher Siege zu überhören, doch erfaßte auch den Widerstrebenden der jugendfrische Hauch wiedergewonnener Freiheit, und machte ihn selbst wieder jung. Als Göthe in den Jahren 1814 und 1815 seine Sommerreisen nach dem schönen, lebensfrischen Rhein statt nach den abgeschlossenen böhmischen Bädern richtete, da fühlte er sich neu belebt, und er selber sprach es jetzt aus, daß er durch den engen Raum, auf den er sich bisher eingeschränkt, viel für seine fortschreitende Bildung verloren habe.

Den Sommer des Jahres 1814 verlebte er zum Theil in Wiesbaden, wo er mit seinem Freunde Zelter zusammentraf. Seit dem November des Jahres 1812, wo Göthe dem Freunde in seinem Antwortschreiben auf die Nachricht von dem gewaltthamen Tode des ältesten Sohnes desselben das brüderliche Du gegeben, war das Verhältniß beider Männer ein sehr vertrautes geworden; die Gegenwart Zelter's entzog den Dichter nun dem gänzlichen Aufgehen in die naturwissenschaftlichen Liebhabereien, und auf den Ausflügen in die herrlichen Rheingegenden wurden nicht allein Steine, sondern vorzugsweise Menschen betrachtet. Am 16. August widmete Göthe dem Rochusfeste, welches zu der St. Rochuskapelle bei Bingen eine unzählige Menge Wallfahrer hinzog, eine

fröhliche Aufmerksamkeit. Im September verlebte er einige angenehme Tage auf dem Landfize Winkel der Familie Brentano. Von hier aus besuchte er mit froher Erinnerung so manchen Punkt, der ihm Tage seiner Jugend in frischem Glanze vor die Seele führte. Mit Sulpiz Boisseree ging er nach Heidelberg und besichtigte dort und in Darmstadt werthvolle Sammlungen der Kunst und der Wissenschaft. Durch Boisseree gewann er wieder Sinn für die Schönheit gothischer Baukunst.

Im Verfolg seiner Reise sah er nach siebenzehn Jahren seine Vaterstadt wieder, welche ihren größten Sohn mit hohen Ehren empfing. Feierlich wurde der Dichter zu einer Festvorstellung seines Tasso eingeladen, die Voge, die man für ihn bestimmt, war mit Blumengewinden und Lorbeerkränzen geschmückt, und als der Dichter in dieselbe eintrat, empfing das überfüllte Haus ihn mit lautem, anhaltendem Jubel. Ein Prolog begrüßte ihn als den Stolz des deutschen Vaterlandes, und als er nach der Beendigung der Aufführung das Theater verließ, stand die Menge in dichtgedrängten Reihen auf den Gängen.

Die Anregung dieser schönen Reise, von welcher er am 27. Oktober zurückkehrte, die Empfindung der hohen und edlen Bestrebungen, welche als Nachhall der Freiheitskriege damals noch ungestört in Deutschland sich kund geben durften, und die vielfachen Erinnerungen an seine Jugend ließen einen neuen Liederfrühling in Göthe's Brust aufkeimen. Seinem Freunde Knebel in Jena zeigte er einen großen Borrath kleiner Lieder, die er von der Reise mitgebracht hatte. Sie gehörten zu der Sammlung, die er später als Westfälischer Divan veröffentlichte. Auf das Studium persischer Literatur war Göthe bereits im Jahre 1811 geführt worden, als ein Offizier ihm eine Handschrift des Koran, die er aus Spanien mitgebracht, überließ. Im Frühling 1813 kam in seine Hände die Sammlung sämmtlicher Gedichte des persischen Dichters Hafis in der Uebersetzung des Freiherrn von Hammer. In den Geist dieser poetischen Welt vertiefte er sich mit großer Lebhaftigkeit und schuf danach seine eigenen Lieder. Freilich fand er selbst, daß diese Dichtungsart sehr zur Reflexion hintreibt, und die meisten der Gedichte des westfälischen Divan, selbst die schönsten, wie jenes tiefempfundene

Ist es möglich? Stern der Sterne!
Drück' ich wieder dich, ans Herz?

verrathen mehr oder weniger ihre Entstehungsweise; doch ist die Produzion einer so geistvollen, so formvollendeten und so mannichfaltigen Sammlung eines fast siebenzigjährigen Greises eine ganz außerordentliche Leistung. Wie hoch in der That der Werth des Göthe'schen westfälischen Divan ist, wird erst recht klar, wenn man die geistlosen, handwerksmäßigen Rüdert'schen Reimereien damit zusammenstellt. Es scheint, als ob das Buch Suleika, das vollständigste und wärmste von allen, seine lebensfrische Farbe einem neuen Liebesverhältnisse Göthe's verdanke; jedenfalls aber ist unter der Suleika nicht Bettina Brentano, die Tochter der Maximiliane geb. von la Roche, zu verstehen, die sich als Suleika selbst bezeichnet hat. Bettina kam 1807, etwa zwanzig Jahre alt, nach Weimar, und fand bei Göthe zuerst freundliche Aufnahme, ihr Wesen aber bezeichnete er sogleich als barok. Im Jahre 1811 wurde Bettina die Gattin von Arnim's,

und als sie auch da noch von ihrer fantastischen Zubringlichkeit nicht lassen wollte, kam es im Herbst desselben Jahres zu einem völligen Bruch, so daß Göthe ihre Briefe unbeantwortet ließ und ihren letzten Besuch sehr entschieden ablehnte. Daß er gleichwohl einige Jahre später sie so beharrlich hätte besingen sollen, ist nicht denkbar, Bettina hat ihre Behauptung auch nur durch Beweise zu bekräftigen gesucht, denen die Unhaltbarkeit, sogar die Unwahrheit an der Stirn geschrieben steht.

Bei der Anwesenheit in Wiesbaden im Sommer 1815 machte Göthe die Bekanntschaft des Erzherzogs Karl, der sich eingehend mit ihm unterhielt und ihm seine Werke über seine Feldzüge schenkte. In Gesellschaft des Ministers vom Stein wurde eine Reise nach Köln unternommen, welche neue Einsicht in das Wesen der gothischen Baukunst gewährte und den Wunsch des Dichters anregte, den Kölner Dom vollendet zu sehen. Mit Boissière wurde wiederum lebhaft verkehrt, Göthe fand in Heidelberg bei ihm die gastlichste Aufnahme. Der Umgang mit diesem gründlich gebildeten und von edlem Streben besetzten Manne steigerte auch Göthe's Interesse für bildende Kunst wieder mächtig und ließ ihn zur Ausführung eines schon länger gehegten Unternehmens schreiten: mit dem Jahre 1816 begann er die Zeitschrift Kunst und Alterthum, welche bis zum Jahre 1828 die umfassenden Studien des Greises der Welt nutzbar machte. In den Propyläen hatte Göthe den einseitigen Standpunkt der antiken Kunstanschauung festgehalten, in seiner neuen Zeitschrift ging er liebevoll auch auf das Wesen der neueren und neuesten Kunst ein, und dadurch gewann er Anhang und Einfluß. Als die Mecklenburgischen Stände im Dezember 1814 den Beschluß faßten, ihrem Landsmann Blücher in seiner Geburtsstadt Rostock ein Denkmal zu errichten, wandten sie sich um Beirath an Göthe, der in Gemeinschaft mit Schadow in Berlin den Entwurf feststellte, welcher später zur Ausführung kam. Auch Meyer nahm an den Berathungen Theil. Die Bildsäule gewährt keinen wohlthuerenden Totaleindruck; die Löwenhaut auf dem Rücken des Helden erscheint lächerlich, die Auffassung ist gedrückt und wenig lebendig. Viel entschiedener, freier, poetischer und charakteristischer ist die herrliche Blücherstatue Rauch's in Berlin. Die Schadow'sche Bildsäule zeigt von Göthe die Inschrift:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß:
So riß er uns
Von Feinden los.

Auch an diesen Versen hat die Reflexion allzu viel Antheil, und der etwas ungelentete Satzbau schwächt den Eindruck sehr.

Ein großer Genuß waren für Göthe Zeichnungen nach den sogenannten Elgin-Marbels des Britischen Museums. Der englische Gesandte in Konstantinopel, Lord Elgin, erwirkte für sich im Jahre 1801 vom Sultan die Erlaubniß, alles, was er an Kunstschätzen in Griechenland fände, nach seinem Belieben sich zueignen zu dürfen. Ein Schiff, welches mit herrlichen Bildwerken von der Akropolis beladen war, scheiterte bei Cerigo, nur ein Theil der werth-

vollen Deute wurde gerettet. Den glücklich geborgenen Rest kaufte 1816 das englische Parlament an und ließ die Gegenstände unter dem Namen Elgin-Marbels im Britischen Museum aufstellen. Göthe verschaffte sich nach und nach Zeichnungen oder Gipsabgüsse der werthvollen Sammlung. Einen umfassenden Aufsatz schrieb Göthe über das berühmte, durch die schändlichste Behandlung nunmehr vernichtete Bild Lionardo's da Vinci, das Abendmahl, nieder. Die naturwissenschaftlichen Studien, welche ja überhaupt niemals ruhten, riefen ebenfalls einige Aufsätze hervor; besondere Theilnahme widmete Göthe der Zoologie.

Die Jahre 1816 und 1817, von denen wir soeben redeten, brachten viele bedeutende Ereignisse für Göthe's Leben. Im Januar 1816 starb die Erbgröfshergogin von Mecklenburg-Schwerin, geborene Prinzefß Karoline von Weimar: ihrem Andenken widmete Göthe das Gedicht: „An dem öden Strand des Lebens.“ Im April starb die von dem Dichter hochverehrte Kaiserin von Oestreich, und zwei Monate später traf ihn selbst ein sehr harter Schlag. Als er im Mai in Jena verweilte, rief die Erkrankung seiner Gattin ihn nach Weimar zurück. Auf einer Spazierfahrt, die er mit ihr wagte, wurde sie an seiner Seite vom Schlage gerührt, und wenige Tage nachher war alle Hoffnung für ihre Genesung verloren. An ihrem Sterbelager kniete Göthe nieder und rief verzweiflungsvoll: „Du wirst mich nicht verlassen, nein! nein! Du darfst mich nicht verlassen!“ Er hielt die Hand der Sterbenden gefaßt und streichelte ihre Stirn; sie schlug noch einmal die Augen auf und versuchte vergebens noch einige Worte zu sagen; mit heftigem Schmerzensruf verließ Göthe das Lager. Kristiane starb am 6. Juni 1816. An demselben Tage schrieb Göthe die wenigen Verse nieder:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Und an einer andern Stelle finden sich die in denselben Tagen niedergeschriebenen Verse:

Lebe wohl auf Wiedersehn!
Wenig Jahre meine Freude,
Sei mir Hoffnungstrost im Leide,
Du, nun als ein Engel schön!
Lebe wohl, auf Wiedersehn!

Nur das innigste und wärmste Verhältniß konnte dem Dichter diese Verse entlocken, in welchen aus jedem Worte die tiefste Empfindung zittert. Eine Aufheiterung war für ihn der Besuch seines Freundes Zelter, der im Juli einige Wochen in Weimar verweilte und sich dann nach Wiesbaden begab, wo er auch für Göthe Quartier bestellte. Auf Zureden einiger Freunde entschloß Göthe sich jedoch, nach Baden-Baden zu gehen, wohin er auch Zelter einlud. Meyer sollte ihn begleiten. Am 20. Juli machten sich beide von Weimar auf den Weg kaum aber waren sie einige Stunden gefahren, als der ungeschickte Kutscher sie mit dem Wagen umwarf. Meyer wurde an der Stirn verwundet, so daß Göthe

von Weimar Hilfe berief. Er selbst begab sich in das kleine Bad Tennstedt in der Nähe der Unstrut, wohin Meyer ihm bald nachfolgte. Sein Aufenthalt dauerte daselbst bis in den September. Auch Wolf kam auf einige Tage dahin.

Eines seltenen Besuches hatte Göthe sich in diesem Jahre zu erfreuen: die einst so heißgeliebte Lotte, jetzt Hofrätthin Refiner aus Hannover, kam nach Weimar und wurde von Göthe freundlich aufgenommen, Erinnerungen der frühesten Jahre lebten wieder auf.

Den bedeutenden Erinnerungen aus der Jugendzeit stellte sich Wichtiges aus der Gegenwart zur Seite. Nach den Beschlüssen des Wiener Congresses wurde Weimar zum Range eines Großherzogthums erhoben und vergrößert. Karl August gab das Versprechen einer landständischen Verfassung, die er in freier Uebereinkunft mit dem Volke vereinbarte, und am 1. Dezember 1815 wurde das Staatsministerium neu organisirt. Göthe's Gehalt wurde bei dieser Gelegenheit auf 3000 Thaler erhöht und ihm ein Zuschuß zur Haltung einer Equipage gewährt. Am 30. Januar 1816, dem Geburtstage der Großherzogin, wurde die Stiftung des weißen Falkenordens begangen; Göthe und sein Kollege, der Minister von Voigt, erhielten das Großkreuz desselben. Bei der Stiftungsfeierlichkeit hielt Göthe die nachfolgende Ansprache an den Großherzog.

„Ew. Königl. Hoheit haben in diesen neuesten Zeiten Ihre sämmtlichen Angehörigen mit so viel Huld und Gnaden überrascht, daß es besser schien, stillschweigend das mannichfaltige Gute zu verehren, als die reinen, heiligen Empfindungen des Dankes durch Wiederholung zu erschöpfen oder abzustumpfen. Wie verlegen muß ich mich daher fühlen, wenn ich mich berufen sehe, in Ew. Königl. Hoheit Gegenwart die Empfindungen gleichfalls gegenwärtiger, aufs neue höchst begünstigter Männer anständig auszudrücken.

Glücklicherweise kommt mir zu Statten, daß ich nur dasjenige wiederholen darf, was seit mehr als vierzig Jahren ein jeder, dem beschieden war, in Ew. Königl. Hoheit Kreise zu wirken, sodann jeder Deutsche, jeder Weltbürger mit Ueberzeugung und Vergnügen ausspricht, daß Höchstdieselben mehr für andere als für sich selbst gelebt, für andere gewirkt, gestritten und keinen Genuß gekannt, als zu dessen Theilnahme zahlreiche Gäste geladen wurden, so daß, wenn die Geschichte für Höchstdieselben einen Beinamen zu wählen hat, der Ehrenname des Mittheilenden gleich zur Hand ist.

Und auch gegenwärtig befinden wir uns in demselben Falle; denn kaum haben Ihre Königl. Hoheit nach langem Dulden und Kämpfen sich neubelebten Ruhmes, erhöhter Würde, vermehrten Besitzes zu erfreuen, so ist Ihre erste Handlung, einem jeden der Ihrigen daran freigiebig seinen Theil zu gönnen. Aelteren und neueren Kriegsgefährten erlauben Sie, sich mit der hohen Purpurfarbe zu bezeichnen, und aus denen sorgsam und weislich erworbenen Schätzen sieht ein jeder sein häusliches Glück begünstigt. Nun aber machen Sie eine Anzahl der Ihrigen und Verbundenen Ihrer höchsten Würde theilhaftig, indem ein Zeichen verliehen wird, durch welches alle sich an Höchstdieselben herangehoben fühlen. Diese dreifach ausgespendeten Gaben sind mehr als hinreichend, um unvergeßlich scheinende Uebel auf einmal auszulöschen, allen in dem Winkel des Herzens noch allenfalls verborgenen Mißmuth aufzulösen und die ganze Kraft

der Menschen, die sich bisher in Unglauben verzehrte, an neue lebendige Thätigkeit sogleich heranzuwenden. Jede Pause, die das Geschäft, jede Stockung, die das Leben noch aufhalten möchte, wird auf einmal Schritt und Gang, und alles bewegt sich in einer neuen, fröhlichen Schöpfung.

Betrachten wir nun wieder den gegenwärtigen Augenblick, so erfreut uns das hohe Zeichen der Gnade, welches vom Ahnherrn geerbt, Ew. Hoheit in der Jugend schmückte. Gefinnungen, Ereignisse, Umbilden der Zeit hatten es dem Auge entrückt, damit es aufs neue zur rechten Stunde glänzend hervorträte. Nun bei seiner Wiedererscheinung dürfen wir das darin enthaltene Symbol nicht un beachtet lassen.

Man nennt den Adler den König der Vögel, ein Naturforscher jedoch glaubt ihn zu ehren, wenn er ihm den Titel eines Falken ertheilt. Die Glieder dieser großen Familie mögen sich mit noch so vielerlei Namen unterscheiden: der weiß gefiederste, der uns gegenwärtig als Muster aufgestellt ist, wird allein der Ed. genannt. Und doch wohl deswegen, weil er nicht auf grenzenlosen Raub ausgeht, um sich und die Seinigen begierig zu nähren, sondern weil er zu händigen ist, gelehrig dem kunstreichen Menschen gehorcht, der nach dem Ebenbilde Gottes alles zu Zweck und Nutzen hinleitet. Und so steigt das schöne edle Geschöpf von der Hand seines Meisters himmelauf, bekämpft und bezwingt die ihm angewiesene Beute und setzt durch wiederholt glücklichen Fang Herrn und Herrin in den Stand, das Haupt mit der schönsten Federzierde zu schmücken.

Und so dürfen wir denn schließlich den hohen Sinn unseres Fürsten nicht verkennen, daß er zu dieser Feier den friedlichsten Tag gewählt, als einen, der uns schon so lange heilig ist, und welchem seit so vielen Jahren die Künste ihrem mannichfaltigsten Schmuck, soviel sie nur vermochten, anzueignen und zu widmen suchten. Heute wendet sich diese Fierde gegen uns, wir begehen diesen Tag mit ernstest Betrachtungen, die doch nur immer dorthin führen können, daß wir mehr als jemals auf Blick und Wink des Herrn zu achten haben, dessen Absichten ganz und gar auf unser Wohl gerichtet sind. Möge das Glück einem gemein samen Bestreben günstig bleiben und wir zunächst die Früchte eifriger Bemühungen dem höchsten Paare und dessen erlauchtem Hause als bescheidenen aufrichtigen Dank getrost entgegenbringen und so den Wahlspruch kühn bethätigen:

Vigilando ascendimus!

Diese Rede ist ein neuer Beweis für die öfter gemachte Wahrnehmung, daß Göthe zum Redner nicht geeignet war. Der bedächtige Satzbau, das streif. Hervorheben der Disposition, der völlig schwunglose Ausdruck bringen ein mattes Ganze hervor, und das noch dazu bei einer Gelegenheit, welche so vollen und großen Stoff für eine begeisterte Rede bot. Bei der Einweihung des Jmenant Bergwerkes in früheren Jahren blieb Göthe mitten in seiner Rede stehen, und als er bei seiner Anwesenheit in Göttingen auf den Wunsch der Professoren einen Vortrag über seine Farbenlehre hielt, fiel derselbe sehr wenig befriedigend aus.

Der Stiftung des Falkenordens folgte am 7. April 1816 die Jubelungsfeierlichkeit, bei welcher Göthe als ältester Diener und Freund des Großherzogs zunächst rechts am Throne stand. Am 15. Mai wurde das Grundfest der

neuen Verfassung vollzogen. In das wirkliche Staatsministerium trat Göthe auch jetzt nicht wieder ein, er behielt unter dem Titel eines Staatsministers die Oberaufsicht über alle landesherrliche Anstalten für Wissenschaft und Kunst. Der Minister von Voigt unterstützte ihn theilweis dabei.

Mit diesem seinem Kollegen lebte Göthe stets in einem sehr glücklichen Verhältnisse von Zutrauen und gegenseitiger Uebereinstimmung. Als Voigt am 27. September 1816 sein Dienstjubiläum feierte, widmete Göthe ihm ein warmes Gedicht. Die thätige Beihülfe dieses erprobten Mannes war dem Dichter gerade in jener Zeit sehr nothwendig, denn der Wunsch des Großherzogs, auch die wissenschaftlichen Anstalten seines Landes neu belebt zu sehen, erforderte manche Arbeit. Göthe widmete nicht nur den verschiedenen Instituten bis ins Kleinste die größte Aufmerksamkeit, sondern er war auch unermüdet thätig, Neues zu begründen. In Jena wurde eine Thierarzneischule, die man vordem noch nicht gehabt hatte, neu angelegt, und Göthe selbst schenkte aus seinen präparirten Knochen der Anstalt eine Reihe von Thierschädeln. Auf Göthe's Veranlassung wurden bei Romstedt zwischen Weimar und Jena, wo man früher einmal urweltliche Knochen gefunden, neue Ausgrabungen mit Erfolg angestellt. Bei vielen Geschäften fand Göthe jetzt eine kräftige Hülfe bei seinem Sohne August, der kürzlich zum Kammerrath befördert worden war. Im Anfange des Jahres 1817 verheirathete August von Göthe sich mit dem Fräulein Ottilie von Pogwisch, und mit dem Eintritt dieser liebenswürdigen Schwiegertochter in sein Haus gewann Göthe einen neuen Familientreis, der seine letzten Jahre angenehm erheiterte. Zwei Enkel entsproßten dieser Verbindung, Walther und Wolfgang, von denen der letzte sich auch einmal in einer kleinen Dichtung versucht hat.

Daß Göthe in seinem Hause eine freundliche Stätte wiedergewann und die Stätte, welche der Tod seiner Frau gerissen, so anmuthig ausgefüllt wurde, war doppelt erfreulich, da von außen manches Unangenehme zu ihm drang. Besonders bedenklich schien ihm der Umstand, daß von nun an die Menge des Volkes durch die konstitutionelle Verfassung bei der Regierung vertreten sein sollte. Die Majorität schien ihm ein höchst gefährlicher Faktor zu sein, denn alles Große und Gescheite, meinte er, existire nur in der Minorität. „Nichts“, äußerte er einmal, „ist widerwärtiger als die Majorität, denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich affommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrölt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.“ Wer allerdings in der großen Menge des Volkes mit Göthe nicht viel mehr als einen stehenden Sumpf sieht, der kann zu einem so wunderlichen Urtheile wohl gelangen. Da Göthe der Menge keinen Antheil an der Regierung zugestehen wollte, so liebte er auch nicht die offenen Urtheile der Menge über öffentliche Angelegenheiten, ja er scheute nicht davor zurück, solche Urtheile mit Gewalt zu unterdrücken. In dem Grundgesetze der Weimariſchen Verfassung war auch die Freiheit der Presse ausdrücklich bedingt, und ein Professor Oken unterzog in seiner neuen Zeitschrift, der Isis, nun die eben ertheilte Verfassung einer scharfen Kritik. Der Großherzog forderte zur Abstellung dieser ungeru geschehenen Kritiken das Gutachten mehrerer Beamten ein, und fragte auch Göthe um seine Meinung. Dieser erklärte sich für die sofortige Unterdrückung

des Blattes. Der Großherzog folgte diesem Rathe jedoch nicht, sondern ließ das Blatt fortbestehen.

Man würde übrigens zu weit gehen, wollte man aus dem angeführten Beispiele einen Schluß auf Göthe's Ansichten überhaupt ziehen. Die Grundrichtung seines Geistes war und blieb eine freisinnige, in seinem Alter hatte jedoch persönliche Abneigung manchmal starken Einfluß auf seine Beschlässe. Die Feier des dreihundertjährigen Jubiläums der Reformation im Jahre 1817 gedachte Göthe durch eine Festkantate zu begehen, doch gebieth diese Arbeit nicht zur Vollendung. Interessant ist es zu bemerken, daß Göthe sich fast nur bei dem ganzen Feste durch den Charakter Luther's begeistert fühlte; alles Uebrige, meinte er, sei verworrenen Quark, der noch täglich zur Last siele.

Dem Theater hatte Göthe vom Jahre 1815 ab nicht mehr ganz die frühere rege Theilnahme zugewendet, theils weil ihm diese Angelegenheiten überhaupt schon anfangen drückend zu werden, theils weil die bereits erwähnte Jagemann-Feigendorf, die beim Großherzoge nicht ohne Einfluß war, öfter Opposition zu machen liebte. Ein unerwarteter Vorfall wurde die Veranlassung, daß Göthe vom Theater sich überhaupt zurückzog. Ein Schauspieler Namens Karsten hatte einen Pudel dressirt, um in einem nach dem französischen Stücke „Der Hund des Aubry“ bearbeiteten Melodrama seine Künste zum Besten zu geben. Auch in Weimar wollte Karsten seinen Hund zeigen, aber Göthe schlug sein Gesuch entschieden ab. Durch Vermittlung der Jagemann wandte Karsten sich nun unmittelbar an den Großherzog, und dieser, dem man eifrig vorstellte, wie ungeziemend Göthe dem Wunsche seines Fürsten gegenüber auf seinem Eigensinne beharre, erließ an den Grafen Edeling, den Genossen Göthe's in der Theaterintendanz, die unmittelbare Weisung, die Aufführung des Stückes vorzubereiten. Von diesem Verfahren fühlte Göthe sich sehr schmerzlich berührt; am Tage der Aufführung, dem 20. März 1817, begab er sich in aller Frühe nach Jena und hinterließ an den Großherzog ein Schreiben, worin er bat, sich als beurlaubt ansehen zu dürfen, da das Theater, dem er so viele Jahre Kraft, Talent und Liebe gewidmet und das er bisher als ein Heiligthum angesehen, auf solche Weise entweiht würde. Von Jena aus bat er um seine Entlassung von der Intendanz.

Einen solchen Ausgang hatte man nicht erwartet. Die Großherzogin Luise und die Erbprinzessin Maria Paulowna begaben sich nach Jena und suchten Göthe zu bewegen, sein Entlassungsgesuch zurückzuziehen, aber vergebens. Göthe war so tief gekränkt, daß er ernstlich daran dachte, von Weimar überhaupt fortzugehen und nach Wien überzusiedeln. Karl August kam nun selbst nach Jena, er traf den Dichter im botanischen Garten, und in einer langen Umarmung versöhnten die Freunde sich wieder. Aber die Geschäfte der Intendanz weiter zu führen, dazu vermochte auch der Großherzog den Dichter nicht zu bewegen, und Göthe that sehr recht, eine Last von sich entschieden abzuwerfen, welche ihn den gemeinsten Intrigen immer wieder, so lange die Jagemann da war, bloßgestellt hätte. Der Großherzog sah sich genöthigt, durch ein Reskript vom 7. April das Entlassungsgesuch Göthe's anzunehmen.

In Jena verweilte Göthe vier Monate lang; anfangs wohnte er, seiner Gewohnheit gemäß, im Schlosse, später im botanischen Garten; besonders viel verkehrte er mit seinem alten treuen Freunde Knebel. Seine Anwesenheit war besonders für die neugegründete Thierarzneischule sehr ersprießlich, denn diese Anstalt hatte unter dem wüsten Vorurtheil des Pöbels zu leiden, welcher die unteren Angestellten und sogar auch den Profektor mit seinen Ausfällen anfeindete, so daß Göthe sich genöthigt sah, durch eine öffentliche Verwarnung dem Unwesen zu steuern. Literarische Arbeiten schritten dabei munter vorwärts, denn in seinem Alter, wo die Reflexion an die Stelle des tiefsten Gefühles und die Gewalt der Empfindung immer mehr und mehr trat, floß der Stoff zu den Produktionen um so leichter zu, als es ein nunmehr lenksamer Wille war, der alles gestaltete.

Seinen Geburtstag beging der Dichter in diesem Jahre in Paulinzelle bei Almenau, woselbst kirchliche Ruinen von Bedeutung aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts neuerdings aufgeräumt worden waren. Göthe hatte den Ort noch nie besucht und fand nun bei dem schönsten Wetter im Anschauen viel Genuß.

Im Herbst rief ein wenig angenehmes und recht anstrengendes Geschäft ihn nach Jena zurück. Die dortige Universitätsbibliothek, welche unter der speziellen Aufsicht des akademischen Senats stand, stellte ein fast gänzlich formloses Ganze dar. Die seit dreihundert Jahren nach und nach gekauften, vermachten und geschenkten Bücher und Büchersammlungen lagen, jede für sich getrennt, in dem ungünstigsten, feuchten Lokale über und neben einander, ein Gesamtkatalog war nicht vorhanden, und wo irgend ein Buch zu finden sei, das war meist für die Beamten selbst ein Geheimniß. Einer genügenden Ordnung dieses Chaos stand nicht am wenigsten manches Vorurtheil der Aufsichtspersonen entgegen. Auf Anregung der Gothaischen Regierung übertrug der Großherzog am 7. Oktober 1817 Göthe die Oberleitung über die Regelung dieser verwickelten Sache. Göthe war bei seinen achtundsechzig Jahren von einem solchen Auftrage wenig erbaut, doch unterzog er sich dem Geschäfte sofort mit großer Energie. Er ließ sich eine sehr weitgehende Vollmacht ausstellen und hinreichende Geldmittel bewilligen; in seinem Berichte sagte er: „Dieser neuen Umschaffung darf nichts im Wege stehen, was nach vermoderten Vorurtheilen schmeckt, welche eigentlich die Hauptursache an der Vermoderung der Bibliothek selbst sind.“ Am 6. November begab Göthe sich nach Jena. Ein Hauptübelstand für die Bibliothek war der beschränkte Raum; diesem Uebel wäre aber abzuhelfen gewesen, wenn die medizinische Fakultät sich dazu verstanden hätte, anstoßende ganz unbemusste Räume an die Bibliothek abzutreten. Aber ein dahinzielendes Ansinnen wurde kategorisch zurückgewiesen und die Weigerung sogar mit einem Proteste des akademischen Senats begleitet. Göthe räumte alle Bedenklichkeiten auf eine sehr einfache und gründliche Weise aus dem Wege: da die medizinische Fakultät den Schlüssel auszuliefern sich nicht verstehen wollte, so ließ Göthe die Wand durchbrechen, nahm ohne Weiteres von den Räumen Besitz und ließ die Bücherrepositorien daselbst aufstellen. Sein Verfahren wurde später höheren Ortes

vollkommen gutgeheßen. Zwei Jahre später war die mühselige Arbeit vollendet und fand in hohem Grade die Anerkennung des Großherzogs.

Schon seit einiger Zeit hatte Goethe mit Interesse die Werke Byron's, so wie sie erschienen, angesehen, und in richtiger Würdigung dieses reichen, aber leider unendlich verwilderten Talents hatte er gestanden, daß die lichtlose Verzweckung, die ewig ungelösten Mißklänge der Byron'schen Poesie lästig und unerquicklich seien. In spätern Jahren gewann die gewaltige tragische Kraft des britischen Dichters, sein edles Streben und sein düstres Geschick Goethe's Interesse in so hohem Grade, daß seine Urtheile über Byron davon vielleicht allzu günstig gestaltet worden sind.

Zu erwähnen ist noch, daß im Jahre 1817 Goethe's Ifigenie durch Papadopolos ins Neugriechische übersetzt wurde.

Der schöne Familienkreis, der sich mit dem Jahre 1817 um Goethe gesammelt, übertete immer mehr einen wohlthuedenden Einfluß auf den greisen Dichter. So lange Kristiane lebte, hatte Goethe selbst allerdings viel Gutes von ihrer treuen Sorgfalt erfahren, aber der Welt gegenüber war gerade sie doch immer wieder von neuem eine Veranlassung zu mancher Unannehmlichkeit. Daß alles fiel nun weg, die Familie seiner Schwiegertochter war sehr wohl gelitten vom Hofe und von der Stadt, und nur Erfreuliches erwuchs aus der neuen Verbindung, so daß Goethe selbst bald gestand, ihm wolle nun nicht mehr wohl werden, als in seinem Hause. Hier hatte er auch von vielen Reisen, Forschungen und durch Freundeshand beträchtliche Schätze von Kunst, Wissenschaft und Natur angesammelt, deren Ordnen ihn angenehm beschäftigte und zu neuer Thätigkeit anregte. Da ihm die Last der Intendantur abgenommen war, so fehlte es auch nicht an der erforderlichen Zeit.

Nicht minder lieb, als sein schön ausgestattetes Haus in Weimar, war ihm jedoch Jena, sein altes Arbeitsasyl, wohin so manche schöne Erinnerung, namentlich an den ihm ewig unvergeßlichen Verkehr mit Schiller ihn zog. Fast die ganze erste Hälfte des Jahres 1818 verweilte er in dem lieben närrischen Neste, wie er es nannte. Während er gewöhnlich im Schloß oder im botanischen Garten zu wohnen pflegte, wählte er diesmal in einem Vororte der Stadt, zu Ramsdorf in dem Gasthose zur Tanne seinen Wohnsitz. Ein schön gelegener Erker hatte schon seit Jahren, wenn er vorüberfuhr, seine Aufmerksamkeit erregt, ohne daß er sich einmal die Mühe gegeben hätte, die Treppe danach hinaufzu steigen. In den ersten Monaten des Jahres nahm er Besitz von dieser Zinne, wie er sie nannte, und sah sich nun hart an der Saale, unmittelbar an der Ramsdorfer Brücke, hoch über dem eisbelasteten Wasser, das gewaltig durch die Brückenbogen sich hindrängte; hinter Jena stiegen die Höhen empor, welche Napoleon in der Nacht vor dem unglücklichen 14. Oktober 1806 mit Wasser von Gefäß zu Gefäß besetzen ließ. Von Ramsdorf aus verkehrte Goethe viel mit Rnebel, bei dem er, wenn er in der Stadt war, gewöhnlich zu Mittag speiste. Von seiner Saalzinne aus beobachtete Goethe die Formen der Wolken und andere Erscheinungen, und brachte als Ernte eine Reihe von Aufsätzen mit heim nach Weimar, wohin er im Juli zurückkehrte, um sich zu seiner Reise nach Karlsbad vorzubereiten, die gegen Ende des Monats angetreten wurde.

Eine zahlreiche und ausgezeichnete Gesellschaft empfing den Dichter in Karlsbad. Da seine Gesundheit sich in den ersten fünf Wochen vortrefflich hielt, verkehrte er viel, meist mit hochstehenden Persönlichkeiten, unter denen die Gräfin O'Donnel, der Graf Paar, Adjutant des Fürsten Schwarzenberg, der Fürst Biron von Kurland, der Graf Capo d'Istria, und Blücher zu nennen sind. Allzu große Zumuthungen an seine Kräfte bereiteten ihm im September ein nicht ganz leichtes Unwohlsein, das glücklicherweise jedoch bald gehoben wurde. Um die Mitte des September verließ Göthe das Bad, und ein ruhiger Aufenthalt in Weimar stellte seine Kräfte bald genug wieder her.

Die Mutter der Erbgroßherzogin, die Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland, verweilte im Spätherbst dieses Jahres bei ihren Kindern, und ihr zu Ehren bereitete Göthe einen großartigen Maskenzug vor; um alles genügend in Stand setzen zu können, verweilte Göthe im November drei Wochen lang in Berka, einem freundlich gelegenen Städtchen an der Ilm, zwei Stunden südlich von Weimar. Das Fest fand am 18. Dezember in Weimar statt, und erntete großen Beifall, den es völlig verdiente, denn es war in der That sehr glänzend. Mit großem, so oft schon bewiesenem Geschick stellte Göthe in dem Zuge Bilder aus Wieland's, Herber's, Schiller's und seinen eigenen Werken dar; viele Gedichte, welche von den darstellenden Personen gesprochen wurden, hatte Göthe in Berka in kurzer Zeit verfaßt. Fünf Wochen angestrebter Arbeit hatte er auf die Vorbereitungen zu diesem glänzenden Zuge im Ganzen verwendet. Es war das letztemal, daß Göthe sich in dieser Weise an einem Hoffeste betheiligte, und der große Geist des Dichters leuchtete in dieser staunenswerthen Leistung des fast siebenzigjährigen Greises noch jetzt glänzend hervor.

Bei diesem Feste so wie bei der mühevollen Einrichtung der Jenaischen Bibliothek war ihm der Minister von Voigt ein treuer Genosse gewesen. Am 22. März 1819 starb dieser verdiente Mann. Göthe pries ihn glücklich, daß er die Ermordung Rogebue's (am 23. März) nicht mehr erlebt und durch die heftige Bewegung nicht mehr beunruhigt wurde, welche danach Deutschland ergriff, als man dem Volke, welches zur Vertreibung der Fremden Gut und Blut hingegeben, nun nicht einmal einen bescheidenen Antheil der wohlverdienten Freiheit gewähren mollte.

Von der reaktionären Vergewaltigung, die viele edle deutsche Männer damals erfahren mußten, blieb Göthe freilich nicht nur gänzlich unberührt, sondern die Nation trug ihm auch nicht nach, daß er so wenig von der Begeisterung seines Volkes erwartet und gehofft hatte, die Nation erfreute sich an den herrlichen Früchten Göthe'schen Geistes und vergaß seine Schwächen vollständig, sie steigerte den Ruhm immer höher, und in den letzten Jahren konnte Göthe sich fast selbst schon als historische Erscheinung ansehen, die im Volke bereits einen festen Typus gewonnen hatte. Göthe's siebenzigster Geburtstag wurde in ganz Deutschland als ein Fest gefeiert. In Frankfurt prangte bei einem zu Ehren des Dichters angeordneten Festmahle ein Lorbeerkranz, der mit Smaragden kostbar verziert war, und dem Gefeierten sodann zugesandt wurde. Die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, 1819 durch den Freiherrn vom Stein begründet, ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Die Stände des Großherzog-

thums Mecklenburg verehrten ihm eine goldene Medaille als Dank für die Förderung des Blücherstandbildes. Der Großherzog desselben Landes brachte dem Dichter ein sehr sinniges Geschenk dar. Er hatte Gelegenheit gefunden eine Uhr anzukaufen, welche zu Göthe's Kindheit in dessen elterlichem Hause in Frankfurt gestanden hatte. Diese Uhr ließ der Großherzog heimlich in des Dichters Hause aufstellen; Morgens fünf Uhr hörte Göthe sie zum erstenmal schlagen, überrascht rief er seinem Bedienten zu: „Ich höre eine Uhr schlagen, welche alle Erinnerungen meiner Kindheit erweckt; ist es Traum, oder ist es Wirklichkeit?“ Dann stand er auf, und als er die wohlbekannte Zeugin seiner Jugendjahre vor sich sah, vergoß er Thränen der Rührung. Aus allen Gegenden Deutschlands gingen beglückwünschende Schreiben ein; auch eine Münze wurde ihm dargeboten, auf welcher ein Ritter dargestellt war, welcher dem Kaiser seine vierundzwanzig Söhne zur Huldigung vorführt. Als Dank versandte Göthe in einzelnen Blättern ein Gedicht, welches an die Darstellung der Münze sich anschließt und folgendermaßen lautet:

Sieht der Dichter nah und ferne
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht sie alle wohlgerathen,
Lüchlig, von geprülsten Thaten,
Freigesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend,
Thätig treu in jedem Kreise,
Still beharrlich jeder Weise,
Nicht vom Weg dem graden weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.

Bring er Töchter um und Söhne
Sittenreich in holder Schöne
Vor den Vater alles Guten
Zu die reinen Himmelsgluthen,
Mitgenossen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir bescheiden.

Von den Schwächen und Beschwerden des Alters, die auf Geist und Körper lasten, empfand Göthe sehr wenig, und das dankte er zum großen Theil seiner Lebensweise, die in seinem Alter sehr geregelt und einfach war. Die freundliche Pflege seiner Schwiegertochter fesselte ihn immer mehr an sein Haus. Sein stilles Arbeitszimmer lag nach dem Garten zu, es war klein und schmucklos und nichts war darin, was den Geist zerstreuen konnte. Doch befand sich hier ein kleiner Eschrank, in dem Geldrollen lagen, welche mit stiller und milder Hand an manchen Bedürftigen gegeben wurden. Besuche wurden in dem Arbeitszimmer nur selten und nur von den vertrautesten Freunden angenommen; das Bücherzimmer und die Schlafstube stießen gleich daran. Uebrigens war Göthe's ganzes Haus in einfacher Weise, aber mit den edelsten Erzeugnissen der Kunst ausgeschmückt. An der Treppe standen Abgüsse antiker Statuen, Gemälde, Kupferstiche und Zeichnungen schmückten, wie wir schon aus den oben

angeführten Worten des Franzosen Lefebvre erfuhren, alle Zimmer, von denen die meisten in sehr freundlicher und heiterer Weise ausgestattet waren. Ueber der Thür des Empfangszimmers begrüßte den Fremden das Wort Salvo. Göthe erschien in seinen letzten Jahren gern im langen blauen Ueberrock und in Schuhen.

Von den frühesten Morgenstunden an erledigte Göthe in seinem Arbeitszimmer eine Menge von literarischen Arbeiten, Briefen, geschäftlichen Expeditionen, und widmete auch ernster und heiterer Lektüre viel Zeit. Im Jahre 1821 beschäftigten ihn vorzugsweise die Wanderjahre, von denen der erste Theil im Juni 1821 erschien. Viele einzelne Erzählungen, die meist schon früher entstanden waren, hatte der Verfasser dem Werke eingefügt und auf diese Weise ein Ganzes geschaffen, das sehr bunt war. Selbst ein so begeisterter Verehrer Göthe's wie Reinhard gestand, daß ihm bei dem ersten Lesen geschwindelt habe und daß ihm das Hinüberreißen vom zum Märchen, von der Geschichte zur Symbolik, von der Wirklichkeit zum Ideal, von der Wahrheit zur Dichtung wie ein Traum vorgekommen sei. Kaum war das Werk dem Publikum übergeben, so veröffentlichte ein Prediger Pustkuchen-Glanow zu Nieme bei Lemgo ein Buch, ebenfalls unter dem Titel „Wilhelm Meister's Wanderjahre“, in dem er gegen Göthe's ganzes Leben und Wirken in die Schranken trat. Göthe antwortete dem guten Manne nicht; im stillen nur machte er seinem rasch vorübergehenden Unmuth in einigen jener epigrammatischen kleinen Gedichte Lust, die er Rahme Kenien nannte, und in denen er eine Folge von köstlichen Lebensansichten, reifen Kunsturtheilen und persönlichen Meinungen als einen bleibenden Schatz niederlegte.

Zur Eröffnung des neuen Berliner Theaters, die auf den 21. Mai 1821 angelegt war, lieferte Göthe in sehr kurzer Zeit einen vortrefflichen Prolog, der in Berlin, wo Göthe überhaupt sehr verehrt wurde, begeisterten Beifall fand, und die dichterische Schöpfungskraft des fast zweiundsiebenzigjährigen Greises glänzend darthat. Wiederholte Einladungen seines Freundes Zelter, des Intendanten Grafen von Brühl und des Fürsten Radziwill, nach Berlin zu kommen, lehnte Göthe in richtiger Würdigung dessen ab, was ihm an Anstrengungen auf der Reise und in der preussischen Hauptstadt bevorstanden hätte.

Sein trauliches Haus liebte Göthe nun so sehr, daß er auch weniger an den Hof kam. Doch blieb sein Verhältnis zu dem Großherzog nach wie vor ein sehr inniges. Zum Weihnachtsfest des Jahres 1822, als Karl August soeben den Grundstein zu einem neuen Bürgerschulgebäude gelegt, ließ Göthe eine Sammlung von Gedichten, 32 an der Zahl, veranstalten, er selbst fügte das Anfangsgedicht hinzu, und ließ das Ganze unter dem Titel „Dem Landesfürsten von seinen Kindern“ dem Großherzoge überreichen. In seinem Antwortschreiben an Göthe sagte Karl August: „Du weißt selbst, wie vielen Theil Du von allem dem, was seit etlichen und zwanzig Jahren bei uns zum Guten gediehen ist, Dir zuschreiben kannst, als daß ich nöthig hätte, Dir zu sagen, daß ich es lebhaft anerkannte, indem Du gewiß nicht an meiner Erkenntlichkeit zweifeln kannst, noch an der Gerechtigkeit, die mein Herz Deinen seltenen Verdiensten gern widerfahren läßt.“ Die Großherzogin pflegte an einem Tage in der Woche den

Dichter zu besuchen; er legte ihr dann interessante Gegenstände aus dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaften vor und gab Erklärungen dazu. Selten kam an den Weimarischen Hof ein Gast, der nicht auch Göthe's Haus betrat; so erfreute der Dichter sich an den Besuchen des Königs von Württemberg, des Königs von Baiern, des Großfürsten, nachmaligen Kaisers Nikolaus und anderer fürstlicher Persönlichkeiten.

In seinem eigenen Hause pflegte Göthe einige Hausgenossen, anfangs als Lehrer seines Sohnes, später als seine literarischen Gehülfen zu halten, denen wir werthvolle Aufzeichnungen über sein Leben verdanken. Zuerst verweilte im Hause des Dichters der nachmalige Professor Riemer, der 1841 seine „Mittheilungen über Göthe“ veröffentlichte. Vom Jahre 1823 an trat Göthe in Verbindung mit P. Eckermann, der als strebsamer junger Mann sich durch viele Schwierigkeiten hindurchgearbeitet hatte und bei Göthe in Weimar freundliche Aufnahme und Unterstützung fand. Eckermann's „Gespräche mit Göthe“ geben über manchen wichtigen Punkt erwünschten Aufschluß. Hofrath Cora aus Genf, der Erzieher des Erbprinzen, schrieb seine Notices sur Göthe; er war oft in des Dichters Gesellschaft. Ein engeres Verhältniß bestand zwischen dem Kanzler von Müller und Göthe; Müller hat von dem, was er wußte, jedoch nicht viel verrathen.

Reges Interesse für Kunst, Wissenschaft und Natur war es, was die Verbindung mit den Genannten schuf. Denn nur Göthe's dichterisches Vermögen hatte von seinem Feuer verloren, sein Geist blieb voll Regsamkeit und Leben bis zur letzten Stunde. Nicht allein die Literatur seines eigenen Volkes, sondern auch die bedeutenden Erscheinungen fremder Länder zog Göthe in den Kreis seiner eingehenden Betrachtungen. Als der Italiener Alessandro Manzoni sein Drama „Graf Carmagnola“ dichtete, fielen erbärmliche Kritiker über dieses Stück her, und sie hätten vielleicht eine schöne Blüthe der italienischen Literatur geknickt, wenn nicht Göthe den Werth jener Dichtung erkannt und entscheidend zur Geltung gebracht hätte. Manzoni's Ruhm wurde durch Göthe begründet, und der italienische Dichter erkannte das stets mit inniger Pietät an. „Es ist lediglich Göthe's Verdienst“, sagte er, „wenn man mir Beifall zollt, vorher ging man schlecht genug mit mir um; seit er aber großmüthig sich meiner annahm, hat sich das freilich geändert.“

In England fand Göthe schon früh einen Kreis begeisterter Verehrer, Walthar Stott übersezte seinen Götz von Berlichingen. Vielleicht war es eine Wechselwirkung, wenn Göthe die englische Literatur so sehr hoch stellte, und Byron und Stott den größten Dichtern überhaupt beizählte. Byron widmete ihm sein Trauerspiel „Werner“ mit den Worten: To the illustrious Göthe by one of his humblest admirers this tragedy is dedicated. Als Byron in Missolonghi ein Opfer zugleich seiner edlen Bestrebungen und seines starren Eigenwillens geworden war, setzte Göthe ihm ein Denkmal als Euforion im zweiten Theil des Faust. In der Todtenklage des Chors finden wir die Worte:

Reidend singen wir dein Loos:
Dir in klar- und trübten Tagen
Rief und Muth war schön und groß.

Ach! zum Erdenglück geboren,
 Hoher Ahnen, großer Kraft,
 Leider früh dir selbst verloren,
 Jugendblüthe weggerafft;
 Scharfer Blick, die Welt zu schauen,
 Mitsinn jedem Herzensdrang,
 Liebesgluth der besten Frauen
 Und ein eigenster Gesang.

Doch du rauntest unaufhaltfam
 Frei ins willenlose Netz;
 So entzweitest du gewaltsam
 Dich mit Sitte, mit Gesetz;
 Doch zuletzt das höchste Sinnen
 Gab dem reinen Muth Gewicht,
 Wolltest Herrliches gewinnen
 Aber es gelang dir nicht.

Aus dem Neugriechischen und dem Serbischen übersetzte Göthe die Lieder, die mit der entsprechenden Bezeichnung in seinen Gedichten sich finden.

Mitten in die rastlose Thätigkeit des Greises hinein fiel eine schwere Krankheit, die fast tödtlich geworden wäre. Am 17. Februar 1823 trat plötzlich eine Entzündung des Herzbeutels ein, der sich eine Pleuritis zugesellte. Die Wuth der Krankheit wuchs rasch, am 24. Februar äußerte der Dichter mit schwacher Stimme gegen seine Schwiegertochter die Worte: „Ich fühle, daß der Moment gekommen ist, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt.“ Doch schon am Abend desselben Tages trat eine Besserung ein, und nun ging die Genesung mit raschen Schritten vorwärts, am 16. März arbeitete der Greis bereits wieder an seiner Zeitschrift „Kunst und Alterthum“.

Beweise der wärmsten Theilnahme gingen nach der Genesung dem Dichter von nah und fern zu. In Weimar, wo man einen bereits angekündigten Ball in den Tagen seiner Krankheit verschoben hatte, wurde am 22. März im Theater Göthe's Tasso gegeben. Mit lautem Jubel sah das Publikum die Büste des Dichters mit einem Lorbeerkränze geschmückt werden, den nach beendigter Vorstellung Frau von Heigendorf im Kostüm der Leonore dem Greise in seinem Hause überreichte. Göthe bekennt, er habe einige Mäßigung brauchen müssen, um nicht zu lebhaft geklöhrt zu werden. In diesen Tagen und mit Bezug auf die Theilnahme an seiner Genesung schrieb er die Worte: „Freunde, nach langem Schweigen, belebten das Verhältniß aufs neue, gar manche Schriftzüge erinnerten mich an würdige vorige Zeiten und Verhältnisse, ja was von der größern Bedeutung zu sein scheint, Personen, die einigen Widerwillen gegen mich hegten, wandten sich wieder zu mir, die alte Neigung trat hervor.“

Den innigsten Bezug haben diese letzteren Worte auf einen Brief, welchen eine vor langen Jahren sehr geliebte Jugendfreundin, Auguste Stolberg, an den Dichter schrieb. Sie war nunmehr die vermittelnde Gräfin Bernstorff, und gehörte schon seit langer Zeit zu den Schwärmern, welche den einzig wahren Weg zu Gott zu wissen glauben, und in der Befehring anderer das süßeste Ver-

gnügen finden. Solche Leute nennen sich mit Nachdruck Christen und behaupten allein die wahren Christen zu sein, obwohl ihre Engherzigkeit den geraden Gegensatz gegen die unendliche Liebe Christi bildet; nicht die ehrenhaftesten, nicht die unermüdblichsten Bestrebungen genügen diesen Leuten, ihnen steht der andächtigste Müßiggänger höher als der rauschlose, aufopfernde Arbeiter, denn nicht um die köstlichen Früchte Arbeit und Thätigkeit, sondern nur um den Namen, um der leeren Schall des Wortes ist es ihnen zu thun; diese ganze Gesinnung ist nichts als ein verfeinerter Egoismus, und dem wahren Wesen Christi ist sie völlig fremd. Es kann Naturen geben, deren beschränkter Gesichtskreis ihnen nur die Aussicht auf den Einen Weg gestattet, den man ihnen als den einzig wahren bezeichnet hat, und bei denen zu der Beschränktheit sich ein tiefes, treues Gemüth gesellt. In solchen Naturen erscheint die egoistische Schwärmerei in der veredelten Gestalt einer innigen, ängstlichen Sorge um die Personen, die sichere Schrittes da wandeln, wo jene nur Willkür erblicken.

Eins dieser treuen Gemüther war die Gräfin Bernstorff, ihr Herz trieb sie an, auch den geliebten Jugendfreund zu sich in das Rettungsboot zu wanken: am 15. Oktober 1822 richtete sie an Goethe einen Brief, in dem sie sagte, nicht nur die Jahre, sondern früher schon unsägliches Leiden hätten ihr Haar schwarzweiß gebleicht, ihr Gatte, ihre Kinder, ihre Brüder seien vor ihr dahingeschieden: sie lebe nur noch in Hoffnung dessen, was zukünftig sei, „und so gerne“ — fährt sie fort — „nähme ich auch die Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Goethe, auch einst da kennen zu lernen. Ich las in diesen Tagen wieder einmal alle Ihre Briefe nach, the songs of other times; die Harfe von Selma erklänge — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut, und ich Ihnen auch so herzlich gut — das kann nicht untergehen, muß für die Ewigkeit bestehen; die unsere Freundschaft, die Blüthe unserer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich beim letzten Ihrer Briefe, und so nahm ich die Feder. Sie bitten mich einmal in Ihren Briefen, Sie zu retten; nun mache ich mir wahrlich nichts an, aber so ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie: retten Sie sich selbst! Nicht wahr, Ihre Bitte gibt mir doch einiges Recht? — und ich bitte Sie immer, hören Sie in meinen Worten die Stimme meines Bruders, den Sie so herzlich liebten. — Ich habe denn einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laß werden lassen: o ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe, abzulassen von allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie andern so leicht Schaden zufügen. O machen Sie das gut, weil es noch zu thun ist, bitten Sie um höhern Beistand, und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden.“

Goethe's Antwort auf diesen liebevollen Brief wurde am 17. April 1823 also wenige Wochen seit jenen Tagen geschrieben, in denen er dem Tode im Auge geschaut hatte. Die großartig schönen Worte des greisen Dichters lauten wie folgt:

„Von der frühsten, im Herzen wohlgetannten, mit Augen nie gesehenen theuern Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich-rührend; und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwidern sein möchte. Lassen Sie mich im allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.“

Lange Leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehagte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. - Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Nedlich habe ich es mein Lebelang mit mir und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist; für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervor-thun, und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so frühliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt dann, was uns bis jetzt abging, uns angeschlossen kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue. —

Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuschicken; denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden, daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht der Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.

Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden.“ —

Es ist ein gewöhnlicher und immer wiederkehrender Schachzug derer, die Gott danken, daß sie nicht sind wie ihre Mitmenschen, jeden, der auf eigenen Füßen zu stehen versucht, für einen Feind des Christenthums auszuschreien; auch gegen Göthe hat man sehr oft diese Beschuldigung mit großer Geläufigkeit ausgestoßen. Allerdings war er kein blinder Anhänger der Pfaffenfakung, dafür hegte er aber von dem Christenthum eine desto höhere Meinung, die er einmal in den Worten aussprach: „Die kristliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze.“

Die rastlose Thätigkeit Göthe's, sein unablässiges ernstes Ringen nach dem Höchsten und edelsten Ziele wird ihm ganz gewiß die Krone des Lebens sicherer gewonnen haben, als der schlechtverhüllte Egoismus müßiger Ignoranten.

Die schwere, kaum überstandene Krankheit machte eine längere Erholung besonders wünschenswerth. In den letzten Junitagen des Jahres 1823 begab Göthe sich nach Marienbad, wo in der Gesellschaft alter lieber Bekannten seine Lebenskraft sogleich einen erneuten Aufschwung nahm; dem vierundstebenzigjährigen Greise kehrte bald eine solche Rüstigkeit zurück, daß er allgemeines Erstaunen erregte. Sogar die ganze Gewalt einer jugendlich heißen Liebe sollte in seinem großen Herzen noch einmal entzündet werden.

Wie es scheint, lernte Göthe schon im vorigen Jahre Fräulein Ulrike von Lewezow kennen, die mit ihrer Mutter und ihrer Schwester sich in Marienbad aufhielt. In Ulrikens Gesellschaft verbrachte Göthe viele schöne Stunden; seine leidenschaftliche Liebe wurde voll erwidert, der Kuß beim Scheiden am Abend war ein Pfand, daß am folgenden Tage die Strahlen der schönen Sonne wieder herrlich, wie heute, leuchten würden, und da er seine Gefühle zu verbergen weder im Stande noch Willens war, so durchflog bald genug das seltsame Gerücht die Kreise seiner Verehrer, der greise Dichter beabsichtige eine neue eheliche Verbindung einzugehen. Doch die ruhige Ueberlegung behielt den Sieg, nach schwerem Kampfe riß er sich los; in den ersten Tagen des September begleitete er die Geliebte bis nach Karlsbad, und dort sagte er ihr Lebewohl. Im vollen Eindruck der schmerzlichen Trennung schrieb er auf der Heimreise die schöne Elegie nieder, die wir jetzt als mittleres Stück in der Trilogie der Leidenschaft finden. Von der geliebten Gestalt konnte der Dichter sich noch lange nicht trennen, der Lebenspfad vor ihm schien im düster, und nur bei der Fortgangheit verweilten seine Gedanken gern:

Wie zum Empfang sie an den Pforten weilte
Und mich von dannauf stufenweis beglückte,
Selbst nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,
Den lehtesten mir auf die Lippen drückte:
So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben
Mit Flammenschrift ins treue Herz geschrieben.

Ius Herz, das fest wie zinnenhohe Mauer
Sich ihr bewahrt und sie in sich bewahret,
Für sie sich frent an seiner eignen Dauer,
Nur weiß von sich, wenn sie sich offenbaret,
Sich freier fñhlt in so geliebten Schranken
Und nur noch schlägt, für alles ihr zu danken.

Es ist tief ergreifend, wenn wir sehen, wie diese Liebe den Dichter in die süßesten Schwärmereien der Jugend emporhebt und Regionen für ihn erschließt: an denen einst sein feurriger Jugendgeist auf brausendem Fittig weit vorübergerissen wurde. Gleichsam ein Engel erscheint ihm die Geliebte, der bestimmt ist, in des Menschen Brust jeden Selbstsinn zu ertöden und nur die edelsten und reinsten Gefühle wach zu rufen:

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reineren, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,

Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Nach der Trennung hörte Göthe in Marienbad zwei berühmte Künstlerinnen, die Theaterfängerin Frau Wilder und die Klavierpielerin Frau Szymanowska. Die Wirkungen ihrer Kunst auf ihn bezeichnet Göthe selbst als ungeheure, und beides, Gesang und Spiel, ergriff ihn so mächtig, daß selbst die Erinnerung daran später ihm noch Thränen auspreßte. Die Musik besänftigte seinen Schmerz und söhnte ihn mit dem harten Geschick der Trennung wieder aus; die vorletzte Strofe der Elegie sagt:

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen
Verflücht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.
Das Auge nezt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne und der Thränen.

Um seine Liebe trauerte Göthe noch lange; in den letzten Tagen des November fand Zelter ihn in Weimar leidend und in gedrückter Stimmung, erst um die Mitte des Dezember richtete er sich kräftig wieder empor, und im Frühjahr 1824 konnte er mit erneuter Kraft seinen gewohnten Arbeiten nachgehen, unter denen das Jahr ihm ohne besonders wichtige Ereignisse dahinging. Unter seinen Arbeiten ist vorzüglich die Redakzion seines Briefwechsels mit Schiller zu nennen. Von dieser Arbeit sagte Göthe: „Es wird eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird. Mir ist es dabei wunderbarlich zu Muthe, denn ich erfahre, was ich einmal war.“

Reicher an äußeren Begebenheiten war das Jahr, welches nun folgte. In den ersten Stunden des 22. März 1825 schlugen plötzlich die hellen Flammen aus dem Dache des Theatergebäudes in Weimar hervor. Zu starke Heizung bei der Vorstellung am Abend zuvor hatte wahrscheinlich den Brand veranlaßt, und da niemand in dem Gebäude zugegen gewesen war, so konnte das Feuer sich ungestört so weit ausbreiten, bis Rettung nicht mehr möglich war. Die vorhandenen Feuerspritzen wurden schließlich nur gegen die Nachbarhäuser gerichtet, und man ließ das Theatergebäude in sich zusammenbrennen. Von den Fenstern seines Hauses aus konnte Göthe nicht das Theater, wohl aber die Flammen erblicken, die hoch gen Himmel schlugen; sein Haus verließ er während des Brandes nicht. Als Eckermann am andern Morgen zu ihm kam, sagte er demselben: „Der Schauplatz meiner fast dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmern; Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller und an das Heranwachsen und Wachsen manches lieben Jünglings durch die Seele gegangen ist, und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davongekommen bin.“

Man hatte übrigens schon längst die Absicht gehabt, ein neues Theater aufzuführen, da das alte Gebäude weder schön noch geräumig war. Göthe und der Oberbaudirektor Coudray hatten im vergangenen Winter einen Plan gezeichnet, den man zur Ausführung des Neubaus wählte doch kaum waren die

Grundmauern emporgestiegen, als die Jagemann'sche Partei den Großherzog zu bewegen wußte, einen andern Plan zur Ausführung zu bringen, nach dem Weimar denn auch ein kostspieliges, unschönes und verfehltes Theatergebäude erhielt. Göthe zeigte indeß keine Empfindlichkeit über die Verwerfung seines Planes.

Auf den 3. September fiel die Feier der funfzigjährigen Regierungsdauer des Großherzogs. Um dem Freunde an diesem Morgen den ersten Gruß zu bringen, begab Göthe sich schon vor sechs Uhr zu demselben. Als er dem Freunde gegenüber stand, war er so bewegt, daß er nichts hervorzubringen vermochte als die Worte: „Bis zum letzten Hauche beisammen!“ Auch der Großherzog war tief ergriffen, er hielt beide Hände des Dichters gefaßt; im Laufe der theilweis leise geführten Unterhaltung hörte man ihn sagen: „O achtzehn Jahr mit Blumenau!“ und später sprach er: „Denken wir dankbar daran, daß uns auch heute noch erfüllt ist, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

Nur Lust und Licht und Freundeslieb!
Ermüde nicht, wenn dies noch blieb!“

Zur Feier des Tages hatte Göthe eine Denkmünze prägen lassen, deren Zeichnung Meyer nach des Dichters Angabe ausführte. Des Dichters Haus war mit Gemälden und Blumen sinnreich ausgeschmückt und am Abend glänzend erleuchtet und jedem Besucher geöffnet. Eine ansehnliche Menge von Gästen fand in einer Reihe schön geschmückter Zimmer die freundlichste Bewirthung. Nach dem Schlusse der Theatervorstellung, mit welcher das neue Gebäude eingeweiht wurde, erschien der Großherzog und die fürstliche Familie in Göthe's Hause. Der Dichter verweilte im Kreise seiner Gäste in der frohesten Stimmung bis nach Mitternacht. Das seltene Fest hatte seine Kräfte ein wenig erschöpft, doch erholte er sich bald genug wieder, um mit frischer Lust an einem andern Feste theilnehmen zu können, das ihn selbst noch näher anging.

Karl August hatte angeordnet, daß die funfzigste Wiederkehr des Tages an welchem Göthe in Weimar eintraf, als sein Dienstjubiläum gefeiert werden sollte. In der Frühe des siebenten November wurde der Jubilar durch einen Gesang geweckt, der aus seinem Hausgarten erschallte. Um 10 Uhr erschien der Großherzog in Göthe's Hause und brachte ihm persönlich seinen Glückwunsch dar. Aus der Hand des fürstlichen Freundes empfing der Dichter eine goldene Denkmünze, die eine Seite zeigte die Brustbilder des Großherzogs und seiner Gemahlin, die andere das lorbeerumkränzte Haupt des Dichters mit der Aufschrift: Karl August und Louise Göthe'n zum 7. November 1825. Ein Händeschreiben des Großherzogs lautete wie folgt.

Sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und Staatsminister!

Gewiß betrachte Ich mit vollem Recht den Tag, wo Sie Meiner Einladungs folgend in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkt an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die funfzigste Wiederkehr des Tages erlaube Ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubiläum Meines ersten

Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistung Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke, und den für immer gemonnen zu haben Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, im Ihnen diese Gefinnungen auszudrücken, bitte Ich, der Unveränderlichkeit derselben sich versichert zu halten.

Weimar, 7. November 1825.

Karl August.

Mit dem Fürsten war die gesammte großherzogliche Familie gekommen, und verweilte eine Stunde lang bei dem Gefeierten.

Dem schönen Beispiele des Großherzogs folgten das Land und die Hauptstadt nach; die Landeskollegien, die Universität Jena, die Freimaurerloge bezeugten ihre freudige Theilnahme durch Deputazionen. Die philosophische und die medizinische Fakultät zu Jena sandten Ehrendoktordiplome, die theologische überreichte eine Motivtafel, in welcher diese Fakultät sich selbst ein großes und schönes Zeugniß echt evangelischen, freien Geistes ausstellte; wir finden darin die Worte: *Erz. Excellenz haben nicht nur unsere Wissenschaft und ihre Grundlagen oft innvoll, tief und erregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert.*"

Die Stadt Weimar ließ durch ihren Bürgermeister eine Urkunde darbringen durch welche allen männlichen Nachkommen Göthe's auf ewige Zeiten das Bürgerrecht Weimar's verliehen wurde, „auf daß der gefeierte Name Göthe immerdar in ihren Urkunden als höchste Zierde derselben vorhanden sein möge.“ Neben der liebevollsten Verehrung, von schönen Händen geschmackvoll gearbeitet, kamen in reicher Fülle ein. Unter anderen Geschenken waren auch zwei, welche dem Dichter die frühesten Jugendzeiten wieder vor Augen riefen: das Original eines Briefes seiner Eltern vom 24. Juli 1776 an den Konsul Schönborn in Göttingen, und ein bisher ungedrucktes Gedicht Göthe's vom 25. Juli 1774. In den letzten Vormittagsstunden traten des Dichters Verehrer zu einer sinnvollen Versammlung im Saale der großherzoglichen Bibliothek zusammen, wo Gesang und Reden des Kanzlers von Müller und Kiemer's miteinander wechselten. Das Festmahl wurde in dem geschmückten Saale des Stadthauses gehalten; Göthe konnte nicht daran theilnehmen, er sandte seinen Sohn, der auf des Vaters Wunsch dem en Freund Knebel*) den Festeftoast ausbrachte.

Abends wurde die *Figenie* aufgeführt, von der zu Ehren des Tages ein Festspektakel veranstaltet worden war. Göthe und der Großherzog wurden, als im Theater erschienen, von endlosem Jubel des zahlreichen Publikums begleitet; ein Prolog feierte den Dichter. Nach dem dritten Aufzuge verließ Göthe das Theater, dringendes Mahnen des Arztes die Vorstellung, und verbrachte die letzten

*) Knebel, der im Jahre 1744 geboren war, starb in Jena am 18. Februar 1834 im Alter von fast neunzig Jahren.

Stunden des Tages im Kreise vertrauter Freunde. Die Stadt war festlich beleuchtet, die großherzogliche Kapelle brachte eine Abendmusik unter Hummel's Leitung.

An seinen Freund Zelter schrieb Göthe einige Wochen nachher die Worte: „So wie der Eindruck des Unglücks durch die Zeit gemildert wird, so bedauert das Glück auch diesen wohlthätigen Einflusse; nach und nach erhole ich mich vom siebenten November.“ —

Noch mehr als sechs Jahre schenkte ein gütiges Geschick dem greisen Dichter an dieser schönen und großartigen Feier, und es ließ ihm bis an sein Ende eine kräftige Gesundheit, einen ungeschwächten Geist, rüstige Arbeitskraft, den höchsten Glanz des Ruhmes, den vielleicht je ein Dichter geschaut. Göthe hat keine Schwäche des Alters gefühlt, ja sein Tod selbst war ein sanftes Entschlummern. Was die Natur ihm gönnte, das hat er bis zum letzten Augenblicke getreulich angewandt. Im Jahre seiner Jubelfeier schickte er sich an, eine Gesamtausgabe seiner Werke in vierzig Bänden zu veranstalten, die in der Kotta'schen Verlags-Handlung erschien. Die deutschen Regierungen vereinigten sich, diese Ausgabe gegen den damals noch unverbottenen Nachdruck zu schützen; dadurch wurden den Nachkommen des Dichters wahrhaft fürstliche Vortheile zu Theil gegeben.

An poetischen Arbeiten beschäftigten den Dichter hauptsächlich zwei große: eine Umarbeitung der Wanderjahre und die Vollendung des zweiten Theils des Faust. Einige Novellen, welche den Wanderjahren eingereiht sind, waren theils vollendet, wie z. B. die Geschichte des rußbraunen Mädchens, die schon früher begonnen war, theils ganz neu niedergeschrieben, wie z. B. Das Kind mit dem Löwen. Die letztgenannte Novelle soll den Zweck haben zu zeigen, „wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Geduld und Frömmigkeit, als durch Gewalt bezwungen werde“ — so sagte Göthe selbst wie Eckermann berichtet. Eine reine und vollendete Durchführung dieser Novelle kann man der Novelle nicht zugestehen, sie bleibt stets etwas dunkel, und viele Kritiker gehen bei ihrer Erklärung ziemlich weit auseinander, immerhin wird sich nicht wegstreiten lassen, daß die Darstellung von hoher plastischer Schönheit und die Sprache außerordentlich wohlklingend ist; auch in dieser Novelle zeigt sich das Siegel des großen Genies unverkennbar. Eigenthümlich ist daß in ihr, wie in der Elegie von Marienbad, eine sentimentale Auffassung durchbricht, die wir sonst bei Göthe nicht gewahren.

Der zweite Theil des Faust wurde in kleinen Absätzen allmählig weitergeführt. Der dritte Aufzug war schon vor langen Jahren vollendet, das übrige vollendete Göthe, indem er bald an dieser, bald an jener Stelle arbeitet, nun für die Ausgabe. Die Episode von der Helena erschien abgesondert im Jahre 1827 unter dem Titel: „Helena, klassisch-romantische Fantasmagorie, ein Zwischenstück zum Faust.“

Von kleineren Arbeiten erwähnen wir die Uebersetzung des Schlußes des „Jery und Bätely,“ die „Neugriechischen Liebestollen,“ auch literarhistorische, kritische und naturwissenschaftliche Aufsätze gingen noch aus der Feder des unermüdeten Greises hervor. Doch richtete seine Kritik sich nie gegen Pasquille eines K.

und Konsorten, die in angeborenem Finsternißtriebe alles Herrliche und Große zu beschmugen suchten, und ihre Wuth deshalb dahin wandten, woher ihnen der vollste Glanz entgegenstrahlte. Göthe hat diese Menschen stets völlig ignorirt. Ihm wurden, selbst von andern Nationen, so große Ehrenbezeugungen zu Theil, daß er das Schmähen jener Partei sehr wohl dabei überhören konnte. Unter andern kam der französische berühmte Bildhauer David im Jahre 1829 nach Weimar, um Göthe's Büste zu modelliren, und in Paris sie dann in Marmor auszuführen. Diesen bedeutenden Künstler führte kein gewinnreicher Auftrag herbei, sondern nur seine Verehrung für den großen Dichter. Im Jahre 1831 sandte er die vollendete Kolossalbüste dem Dichter zu, in dem begleitenden Schreiben sagte er unter anderm die Worte: „Es war mir ein unverdientes Glück aufbewahrt, die Flüge des Größten, des Erhabensten nachzubilden. Ich bringe Ihnen diese schwache Nachbildung Ihrer Büste dar, nicht als ein Ihrer würdiges Werk, sondern als der Ausdruck eines Herzens, das besser fühlt, als es ausdrücken kann. Sie sind die große Dichtergestalt unserer Epoche, sie ist Ihnen eine Bildsäule schuldig; ich habe gewagt, ein Bruchstück derselben zu bilden, ein Genius, der Ihrer würdiger ist, wird sie vollenden.“ Jetzt steht diese Büste im Saale der großherzoglichen Bibliothek.

Im jedem Jahre kamen nach Weimar bedeutende Fremde, um den greisen Dichter zu besuchen. Wenn wir in Bezug hierauf nur beispielsweise das eine Jahr 1827 ansehen, so finden wir im Februar bei Göthe den Kronprinzen von Preußen und die Prinzen Karl und Wilhelm, den jetzigen Kaiser von Deutschland; der Kronprinz blieb drei Stunden bei Göthe. Im April fand sich August Wilhelm von Schlegel ein, der ausgezeichnete Uebersetzer Shakespeare's. Im Mai erschien der Franzose Ampère, Mitarbeiter des Globe, und in demselben Monate der Graf Sternberg. Bald darauf sprach Matthiffon bei dem Dichter vor, und in der Nacht des 27. August langte der König Ludwig I. von Baiern in Weimar an. Am folgenden Morgen erschien er bei Göthe, der seinen Geburtstag im Kreise seiner Angehörigen und Freunde beging, und erklärte, daß er eigens zur Feier des 28. August gekommen sei. Im September zeigte sich Streckfuß, der bekannte Uebersetzer der Göttlichen Komödie, und fast gleichzeitig mit ihm der heftige Maler Zahn, der aus Pompeji und Neapel zurückkehrte. Im Oktober erfreute Göthe sich des Besuches von Zelter und von Hegel, nach ihrer Abreise langte Graf Reinhard an, und im November gab die berühmte Sängerin Henriette Sonntag in Göthe's Abendgesellschaften einige Musterstücke ihres herrlichen Talentes.

Fast unzählig waren die Zusendungen von den mannichfachsten Gegenständen aus allen Ländern; ihre Zahl war so groß, daß Göthe die meisten unbeantwortet lassen mußte, da er es für unwürdig hielt, jemand mit oberflächlichen Redensarten abzufertigen.

So vereinigte sich alles, was sich überhaupt nur denken ließ, um Göthe's Greisenalter mit der Fülle des Glückes zu überhäufen, das uns an einem deutschen Dichter eine so gänzlich ungewohnte Erscheinung ist. Die harten Schläge, die ihn noch in seinen letzten Jahren in einer Reihe von Todesfällen trafen, verschonen ja keines Menschen Leben. Göthe trug sie mit der großartigen Fassung des echten und edlen Weisen, und mit Nachdruck sprach er zu allen Zeiten den

Gedanken aus, daß kein edles Streben je verloren sein könne, und daß die Früchte des strebenden Menschen nicht mit seinem Ableben dahinsinken.

Der erste dieser Trauerfälle war der Tod der Frau von Stein; sie starb am 6. Januar 1827 im Alter von 85 Jahren. Ihr Verhältniß zu Göthe hatte seit längerer Zeit sich wieder freundlicher von seiner Seite gestaltet, Charlotte aber konnte nie die Stimmung der alten Liebe wiedergewinnen, und nie die Thatsache vergessen, daß um einer anderen willen Göthe sich ihr entzogen hatte. Vor ihrem Tode verbrannte sie alle ihre Briefe an Göthe, die sie von dem Dichter zurückverlangt hatte, und unter andern Papieren, die den Flammen geopfert wurden, fanden sogar auch Gedichte von Göthe ihren Untergang. Göthe hatte seine Briefe von ihr zurückgehalten, sie sind herausgegeben worden und bilden einen sehr wichtigen Beitrag zur Charakteristik des Dichters.

Im nächsten Jahre starb der Großherzog Karl August. Er hatte schon seit einiger Zeit gekränkelt, und hatte zu seiner Zerstreung eine Reise nach Berlin unternommen; eine längere Kur in Teplitz sollte folgen. In Berlin suchte er mit besonderer Vorliebe die Gesellschaft Alexander's von Humboldt und suchte bei ihm Auskunft über die schwierigsten Fragen der Naturwissenschaften; seine ängstliche, unruhige Gast war dem großen Naturforscher ein schreckhaftes Zeichen bei der stark hervortretenden körperlichen Schwäche; „als sei eine solche Vorbote der Vorbote des scheidenden Lichtes, nie habe ich den großen, menschlichen Fortlebenslebendiger, geistreicher, milder und an aller ferneren Entwicklung des Volkslebens theilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen.“ Am 10. Juni hatte der Großherzog noch Zelter's Singakademie besucht, am 14. Juni 1828 endete er vom Schläge getroffen auf der Rückreise von Berlin zu Grabs bei Torgau.

Durch den Tod seines fürstlichen Freundes wurde Göthe aufs tiefste erschüttert, und um so mehr, da dieser Verlust ganz unerwartet kam. „Ich hatte gedacht,“ sagte er, „ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will.“ Um bei dem schmerzlichen Zustande seines Innern den öffentlichen Trauerfeierlichkeiten zu entgehen, begab Göthe am 7. Juli sich nach Dornburg, einem schöngelegenen Städtchen im Saalthale auf einer Höhe unterhalb Jena. Mehrere Schlösser liegen auf der Höhe vor dem Orte; das südlichste, welches Göthe damals bewohnte, war früher Privateigenthum gewesen, Karl August hatte es angekauft. Eine schöne Inschrift, die es trägt, möge mit Göthe's Uebersetzung hier stehen

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens,
His qui praetereunt, det bona cuncta Deus.

1608.

Freudig trete herein, und froh entferne dich wieder,
Ziehst du als Wandrer vorbei, segne die Pfade dir Gott!

Karl August hatte viel Sorgfalt auf den anmuthigen Ort verwendet. Seiner Freunde Zelter erzählte Göthe: „Die Aussicht ist herrlich und fröhlich, die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengelände sind reich

lich behangen, und unter meinem Fenster sehe ich einen wohlgebedienen Weinberg, den der Verblichene auf dem öbsten Abhang noch vor drei Jahren anlegen ließ und an dessen Ergrünung er sich die letzten Pfingsttage noch zu erfreuen die Lust hatte. Von den andern Seiten sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt, und die Malven, und was nicht alles, blühend und bunt, und mir erscheint das alles in erhöhteren Farben wie der Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde. Seit funfzig Jahren habe ich an dieser Stätte mich mehrmals mit ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Orte verweilen, wo seine Thätigkeit auffallender anmuthig vor die Sinne tritt.“

Der junge Großherzog Karl Friedrich hatte durch einen Kammerherrn sich nach Göthe's Befinden erkundigen und die Versicherung der wohlwollendsten Besinnungen hinzufügen lassen. Zehn Wochen verweilte Göthe auf dem Dornburger Schlosse, in angestrengter Arbeit suchte er seinen Schmerz zu überwinden, oft stand er schon vor Sonnenaufgang auf. Der Meteorologie widmete er von seiner Felsenburg aus, wie er sagte, manche Stunde, auch die Kultur der Weinrebe beschäftigte ihn angelegentlich. Einige schöne, tiefempfundene lyrische Gedichte, die in Dornburg entstanden, finden sich in seinen Werken. Von der beengenden Gegenwart richtete der Greis seine Augen auf das Allgemeine, das Große, das auch im Wechsel ewig besteht, und mehr als alles andere geeignet ist, dem Menschen zu sagen, daß seine Thätigkeit nie verloren sein wird, das aber auch einen gewaltigen Nachdruck auf den Gedanken legt, daß nur die Thätigkeit des Menschen das einzig Bleibende und das einzig Gewisse ist. Von diesem Gedanken aus konnte Göthe, der immer rastlos thätige, mit voller Befriedigung das Wort aussprechen, das nur dem tiefsten Gottvertrauen entquellen kann:

Wie es auch sei, das Leben, es ist gut!

Als Göthe in der Mitte des September nach Weimar zurückgekehrt war, nahm er die Wanderjahre wiederum in Angriff und brachte sie in den ersten Wochen des nächsten Jahres zur Vollendung. Nun lag ihm noch der Faust ob, den er als die letzte Aufgabe seines Lebens betrachtete. Auch den vierten Theil von Wahrheit und Dichtung brachte er nun zu Ende, den er aus Rücksicht für einige noch lebende Personen bisher noch zurückgehalten hatte. Die Erzählung einer Liebe zu Lili bewegte ihm tief sein Herz, er sagte zu Soret: „Ich war meinem eigentlichen Glück nie so nahe, als in der Zeit meiner Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns aus einander hielten, waren im Grunde nicht unüberwindlich, und doch ging sie mir verloren!“

Seine beharrliche Thätigkeit, der zu Liebe er sogar zuweilen aller und jeder Lektüre entbehrte, wurde im Jahre 1830 zweimal schmerzlich unterbrochen. Am 14. Februar starb Karl August's Wittve, die Großherzogin Luise. Anfangs thien der Dichter den Verlust mit Fassung und leichter Ergebung tragen zu vollen, am Tage darauf aber befiel ihn eine große Betrübniß. „Ich muß mit Gewalt arbeiten,“ sagte er, „um mich oben zu halten und in diese plötzliche Ernennung zu schiden. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn ungeachtet aller Erfahrung bei einem uns theuren Gegenstande nicht für möglich hält, und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt. Er ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird.“

Die Arbeit am Faust, in den er sich immer mehr vertiefte, war die beste Trösterin während solcher schweren Tage; die klassische Walpurgisnacht wurde damals geschaffen. Da traf ihn im November die für den Greis so schmerzlich bittere Nachricht, daß sein einziger Sohn August am 28. Oktober in Rom gestorben sei. Am 22. April 1830 war August von Göthe in Begleitung Edermann's nach Italien abgereist, um seine Kenntnisse zu erweitern und seine leidende Gesundheit wieder herzustellen. In den ersten Monaten zeugten seine Briefe von einer heitern Stimmung und einem lebenswarmen Auffassen des Geschehenen. In Genua trennte sich Edermann von ihm, weil ersterer von unüberwindlicher Sehnsucht nach der Heimath ergriffen wurde. Auf der Straße in Genua nahmen sie den letzten Abschied von einander. Auf dem Wege nach Spezzia wurde der Wagen umgeworfen, und August von Göthe erhielt einen Bruch des Schläfelfeines; vier Wochen mußte er in Spezzia liegen bleiben, dann setzte er, nachdem er mit männlich frischem Humor seine Krankheit überstanden, die Reise fort. In Livorno ging er zu Schiffe und gelangte nach einem glücklich überstandenen Sturme nach Neapel. In seiner Gegenwart begann man am 28. August die Ausgrabung eines der ausgezeichnetsten Privathäuser von Pompeji, welches der Tage zu Ehren den Namen Casa di Göthe erhielt. Seine Briefe aus Neapel wollten jedoch dem Vater nicht gefallen, die fieberhafte Aufregung, die aus ihnen sprach, deutete auf nichts Gutes hin. Doch begab er sich noch anscheinend gesund nach Rom, wo die dort anwesenden Deutschen ihn ehrenvoll aufnahmen. Aber wenige Tage später fand er seine letzte Ruhe an der Pyramide des Zehner, wo so manches deutsche Grab zu finden ist. Thorwaldsen ließ ihm auf eigenen Kosten ein Denkmal setzen, das er selber entworfen hatte.

August von Göthe stand zu allen Zeiten zu seinem Vater, den er seinen Reichthiger nannte, in dem innigsten Verhältnisse. Des Vaters Vermögen so wie die ausgedehnten Sammlungen desselben überwachte er mit musterhafter Sorgfalt. Sein Charakter soll sehr energisch gewesen sein, und der Unmuth über manche kleinliche Verhältnisse in Weimar soll ihn manchmal zu einer ungeordneten Lebensweise getrieben haben. Der Kanzler von Müller hatte dem Vater die Todesnachricht zu bringen; der Dichter vernahm sie mit vieler Fassung, doch seinen Augen entstürzten die Thränen. Als Edermann in den letzten Tagen des November zu ihm zurückkehrte, rief er ihm ein „Vorwärts über Gräber!“ zu. Die ganze Last der Privatangelegenheiten ruhte nun wieder auf des Greises Schulter, und er übernahm die Geschäfte wieder mit festem Entschluß. An Zelter schrieb er in diesen Tagen: „Hier kann allein der große Begriff der Pflicht uns aufrecht halten. Ich habe keine andere Sorge, als mich physisch im Gleichgewicht zu be- wegen, alles andere gibt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, nur wer seinem Wollen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen.“

Aber die Erschütterung des Gemüthes äußerte, obwohl ein eiserner Will- ste zurückzudrängen strebte, doch ihre Wirkung auf den Körper. In der Nacht vom 25. auf den 26. November wurde Göthe plötzlich von einem heftigen Blut- sturze befallen, und wenn nicht ärztliche Hülfe sofort bei der Hand gewesen wäre, so hätte das Aeußerste eintreten können. Doch seine gute Natur half über der:

gefährlichen Tag hinweg und ließ ihn auch nachher auffallend rasch genesen. Schon im Dezember konnte er die Arbeit am Faust wieder aufnehmen; er wandte sich diesmal dem ersten Akte zu, in dem zweiten war weniger auszufüllen, am 4. Januar 1831 meldete er an Zelter die Vollendung beider Aufzüge. Nun war der vierte Akt noch zu schaffen; diese Arbeit wurde durch entschlossene Beharrlichkeit im Laufe des Sommers überwunden, und am 20. Juli 1831 konnte er seinem Freunde Meyer, der in Karlsbad verweilte, die Nachricht geben, daß der ganze Faust nun vollendet sei. Fast zweiundachtzig Jahre war Göthe alt, als er die letzten Verse des unsterblichen Gedichtes schrieb, und die Vollendung machte ihn überaus glücklich. „Mein ferneres Leben“, so äußerte er sich gegen Erdmann, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk betrachten, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue.“

Wenn wir hier an dieser Stelle die Besprechung des Faust unternehmen, so werden wir zugleich Gelegenheit zu einem Rückblick auf Göthe's ganzes Leben erwinnen. Denn dieses Werk zieht sich durch des Dichters ganze Lebenszeit hin, von seinen Jünglingsjahren bis in das höchste Greisenalter hinauf.

Die ersten Anfänge des Faust begegnen uns in der Straßburger Zeit; zugleich mit Götz von Berlichingen und Julius Cäsar summt die tief sinnige Fabel des alten Puppenspiels durch Göthe's Geist, und schon in jenen Jahren wurden einzelne Szenen des dramatischen Gedichtes aufgezeichnet; als Klopstock im Herbst des Jahres 1774 bei Göthe vorsprach, konnte dieser ihm bereits einiges vortraus vorlesen. Bis zum Jahre 1790 hin wurde von Zeit zu Zeit an dem Werke geschrieben, wie die Briefe Göthe's an Merck ausweisen, und auch in demselben wurde einiges zugesetzt; bestimmt bezeichnet hat Göthe für den zweiten römischen Aufenthalt die Szene in der Herenklüche. Auch nach der Rückkehr aus Italien scheint die Arbeit in einzelnen Punkten gefördert zu sein, doch konnte Göthe damals, als das Ideal der klassischen Kunst so voll und rein seinen Geist erfüllte, nicht die nöthige Stimmung eines so fernabliegenden Stoffes wie Faust zu finden, er ließ 1790 das bis dahin Fertige als Fragment erscheinen. Dieses Fragment umfaßte den ersten Monolog Faust's, mit dem auch in der jetzigen Gestalt das Stück beginnt, und das Gespräch mit Wagner, bis zu dem Verse: — „Und froh ist, wenn er Regenwölmer findet.“ Ferner die Szene zwischen Faust und Mephistopheles von den Worten „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist“ an, den kurzen Monolog des Mephisto, seine Unterredung mit dem Schüler und sein Gespräch mit Faust; schließlich das, was sich auf das Verhältniß zu Gretchen bezieht, bis zu der Stelle, wo Gretchen im Dom mächtig wird, doch fehlt der Auftritt mit Valentin. Im Jahre 1794 sprach Schiller den Wunsch aus, mit den noch nicht gedruckten Bruchstücken des Faust zu arbeiten; vor der dritten Schweizerreise im Jahre 1797 nahm Göthe die Arbeit wieder auf, an Schiller schrieb er: „Ich bereite mir einen Rückzug diese Symbol-, Ideen- und Nebelwelt.“ In diesem Jahre entstand Oberon's Titania's goldene Hochzeit; ursprünglich war dieselbe dem Musenalmanach Schiller's zugebacht, da dieser sie jedoch nicht haben wollte und Göthe sie nicht anders unterzubringen wußte, so zwangte er sie in den Faust ein, wenn sie gleich als ein fremdes Einschiesel sofort zu erkennen war — ein ähnliches Ver-

fahren wandte Göthe von nun an bei anderen Werken öfter an, am meisten hatte unter solchen Einschüßeln Wilhelm Meister zu leiden. Auch die Zueignung, der Prolog und das Vorspiel auf dem Theater entstanden im Jahre 1797. Nach einer längern Pause wurde der erste Theil im Jahre 1806 vollendet, und erschien 1808 in der Gestalt, wie er jetzt vorliegt.

Die Helena wurde wahrscheinlich schon in Frankfurt begonnen, im Jahre 1800 weitergeführt; bis 1825 blieb sie liegen, wurde 1826 vollendet und erschien als ein Zwischenspiel zu Faust im Jahre 1827, wie, wir bereits erzählten. In den Jahren 1825 bis 1831 wurde dann das ganze Stück zu Ende geführt; es zieht sich die Beschäftigung mit dem Faust also durch einen Zeitraum von acht undfunfzig Jahren hin.

Wenn wir diese äußere Entstehungsgeschichte des gewaltigen Werkes betrachten, so wird zweierlei uns sofort in die Augen fallen: einmal der Umstand, daß ein solches Werk nicht ein streng abgeschlossenes, vollkommen gerundetes, einheitliches Kunstwerk sein könne, und ferner werden wir anzunehmen geneigt sein, daß in diesem Gedichte das Leben des Dichters sich in seinen Hauptumrissen wieder spiegeln müsse. Da Göthe aber eine so große und bedeutsame Gestalt in jener Zeit war, so werden wir auch nicht zu weit gehen, wenn wir ein Bild der damaligen Zeit und ihrer Bestrebungen in dem weit auseinander gezogenen Sa: erwarten.

In der That ist Faust ein völlig „subjektives“ Werk, wie Göthe selbst einmal in einem Briefe an Schiller sagt; das Verständniß desselben ist nur möglich, wenn alle individuellen Bezüge der Einzelheiten zu dem Dichter und zu den Zeitverhältnissen klar sind, aber aus dieser Betrachtungsweise wird ein Verständniß des Gedichtes auch sicher gewonnen werden, und sie ist unumgänglich notwendig, um später für die ästhetische Beurtheilung des Ganzen den entsprechenden richtigen Maßstab zu gewinnen.

Wenn wir von dem Allgemeinen ausgehen, so werden wir zuerst auf die Zeit, in welcher Faust entstand und in welcher er ruht, einen Blick werfen. Was die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ganz besonders charakterisirt, das ist jenes unruhige, fieberhafte, theilweise bis zur höchsten Gewalt angelegte Ringen und Streben, welches ursprünglich überall auf die höchsten und edelsten Ziele hinausging. Aber alles, was mit Unruhe strebt, verläßt sehr leicht den richtigen Weg und verfällt ins Extrem; so gewahren wir in jener Zeit, in der Göthe jung war, die schreiendsten Widersprüche dicht neben einander, und so auch der Faust eine Dichtung der Extreme geworden. Stammt doch die ganze Volkssage vom Dr. Faust aus einer Zeit, welche so viel Ähnlichkeit mit dem achtzehnten Jahrhundert hat: aus der Reformationszeit, welche begann, was das achtzehnte Jahrhundert weiter führte. In beiden Zeitabschnitten streckte die edlere Theil der Menschheit nach dem großen Ziele, für den Menschen persönliche Freiheit zu erringen, und dadurch die einzig sichere Grundlage für seine Glückseligkeit zu gewinnen. Die Freiheit, die nach langer Knechtschaft plötzlich wieder wahr wird, gleicht in ihrer ersten Wirkung einem beraushenden Mittel, und

der Kampf wird um so stärker sein, als der Kampf um die Freiheit heftig, die Ueberwindung des Widerstandes mühevoll war. Dieser Kampf zeigte sich im Zeitalter der Reformation in dem Narrenwesen, im achtzehnten Jahrhundert in dem Originalitätsstreben *). In solchen Zeiten werfen selbst diejenigen, welche den neuen Tag heraufzuführen berufen sind, die von ihnen scharf bekämpften Ansichten oftmals nicht gleich böllig von sich, sondern in dem mehr oder weniger unsichern und nach den rechten Mitteln unruhig suchenden Streben liegen Bekämpfetes und Bekämpfendes zu Zeiten noch unter einer Decke beisammen, welche erst dann weggezogen wird, wenn ein klarer, ruhiger Blick und eine feste besonnene Hand das Steuer führt. Beide Zeiten mischten, um mit Gervinus zu reden, Aufklärung und Aberglauben in einem Gefäße zusammen, und „beidemal trat die gleiche Erscheinung hervor, daß man, unbefriedigt von Zunftweisheit, vom tothen Buchstaben der Gelehrsamkeit, von dem dürreru Formalismus der Scholastik, für die Bedürfnisse des Gemüths auch im Wissen zu lorgen strebte und auf Geheimlehre und tiefstinnige Naturanschauung gerieth. Der fressendste Skeptizismus, der Zweifel an aller Wissenschaft verband sich mit dem kühnsten Glauben an einen unsinnlichen Hintergrund der menschlichen Dinge, und Rousseau, Lavater, Cagliostro liegen im Keim und Wesen in jenen Zeiten des Faust und seiner geschichtlich beglaubigteren Zeitgenossen vorgebildet. Parrikaturen des allerhöchsten Grades bilden damals das überhobenste Bestreben der rein geistigen Natur des Menschen und das tiefste Versinken seiner thierischen ab, und daß sich beides, Skeptis und sinnliche Lust, miteinander paart, ist so natürlich, wie daß die entschiedene Ungebundenheit des Geistes und der Sitte der Leichtsinns, mit Trübsein wechselnd, immer begleitet.“

Nicht allein in dem Göthe'schen Faust finden wir diese Züge wieder, wir gewahren sie auch in den Werken seiner Genossen, eines Klinger, eines Müller, und in höchst tragischer Weise zeigt sie uns das Leben des unglücklichen Lenz. Allgemeiner aber vergegenwärtigt uns die Faustsage das Streben gewisser Zeiten unseres Volkes, ja das Streben der gesannuten Menschheit in gewissen Epochen, und weil dieses Streben ein so durchaus allgemeines, so tiefgehendes, jeden Einzelnen berührendes ist, deshalb paßt in diese Schablone mit derselben Leichtigkeit das Bild der gesannuten Menschheit wie die Figur des Einzelnen, und eben deshalb ist der Faust Göthe's ebenso treffend ein Bild jener ganzen Zeit, als ein Konterfei dessen, was in der Seele des Dichters vorging, der mitten in jener Zeit stand.

Als Göthe in Strassburg es zuerst unternahm, den flüchtigen Geistern jener vielstinnigen Sage feste Gestalt und künstlerische Darstellung zu gewinnen, stand er selbst in derselben Stimmung, die er dem Helden seiner Dichtung lieh. Ebenso wie Faust hatte auch Göthe im Leben allerlei versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen, und die Eitelkeit alles Wissens war ihm selbst ebenso sehr zum Bewußtsein gebracht worden, wie seinem Faust. In Einsamkeit und Entfagung, festgebannt in sein dumpfes Mauerloch, hat Faust mit unruhiger Hast alle Gebiete des Wissens durchforscht, aber was sich

*) Gervinus V. 98, 99.

ihm offenbarte, daß gab ihm kein Leben und keine Lebensfreudigkeit, es brachte Unzufriedenheit, Verzagen und das schmerzliche Bewußtsein in seine trübe Seele, daß alle Lebensregung sich mehr und mehr in ihm hemme:

Statt der lebendigen Natur
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgibt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp und Todtenbein.

Nur ein tochter Rest ist ihm der Wissensqualm, von dem er sich entladen möchte, denn unausweichbar dringt die Empfindung auf ihn ein, daß er die besten Kräfte seiner Seele unter dem Moder und Staub vergraben, und sein warmes menschliches Gefühl unter den ewigen Abstraktionen abgestumpft habe. Nun will er auch in jenes Gebiet eindringen, welches er bisher sich selber verschloß, Verstand und Gefühl, Wissen und Genuß sollen sich ihm vereinen, die Magie soll ihm der Hebel sein, der die Thür zur Geisterwelt ihm öffnet, die Geister sollen ihm dienen, und er will sich hinaufschwingen zu der Höhe, von welcher herab kein Dunkel mehr vor seinem Blick erscheint. Aber an der Pforte, an welcher er rüttelt, wird er abgewiesen, ein Donnerwort ist es, das ihn hinwegrafft; den Göttern, so fühlt er, gleicht er nicht, nur ein Wurm scheint er sich zu sein, der vom Staube sich nährt. Nur ein einziger Weg, so meint er, kann ihm noch Erlösung bringen, der Weg zu jener Pforte, an der ein jeder gern vorbeischiebt; die That soll beweisen, daß die Manneshöhe vor der Götterwürde nicht zurücksteht, und selbst auf die Gefahr hin, in nichts dahin zu fließen, macht Faust sich zu dem letzten Schritt bereit, der ihn in jenes Land bringen soll, in dem kein Kampf zwischen der doppelten Natur des Menschen mehr todt sein kann. Er setzt die Schale an den Mund, die ihn frei machen soll, da tönen die Osterglocken in sein Ohr, und die süße Erinnerung an die tiefbefriedigende Glaubenszeit der Jugend hält ihn auf der Erde zurück; „die schöne Wendung“, sagt Gervinus, „deutet vortrefflich an, daß es auch auf diesem Kunde eine Zeit gebe, wo jenseit der Erkenntniß und des Bewußtseins, in dem Allgemeingefühl der Kindheit jene ungetheilte Kraft des Lebens wirkt, wo der Glaube die tiefsten Bedürfnisse der Seele stillt, und wo die sinnlichen Bedürfnisse reiner Natur noch unverjagt sind.“

Doch vergebens ist die Anstrengung, welche Faust macht, wieder auf jenen alten, fast vergessenen Glaubensweg der Jugend einzulenken; die Erkenntniß verschließt ihm diesen Weg auf ewig. Die kurze Ruhe muß der vollsten Verzweiflung weichen, Faust flucht allem, was die Seele früher lodend umspannte und in ihr eine neue Welt schuf, er flucht allem, womit er gerungen, allem, was er geglaubt, und allem, was er gehofft; er schlägt die Welt, in der er lebte, in Trümmer. Er wirft alle ältre Spekulation gegen die frische grüne Weide des Lebens zur Seite, und übergibt sich dem Gefährten, der schon lange ihn mit seinen Kreisen umzogen hat. Dieser Gefährte ist nicht sowohl der Geist, der stets verneint, als vielmehr der Geist der stets begehrt, und der Genuß ist es nun, was Faust an die Stelle der Spekulation setzt; in dem Taumel der Leidenschaft, dem unerbittlichen Triebe folgend, will er alle Regungen der Empfindung durchkosten.

bis er zu dem Punkte der Sättigung gelangt ist, auf welchem er keinen Wunsch mehr kennt:

Werb' ich zum Augenblicke sagen:
 Verweile doch, du bist so schön!
 Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
 Dann will ich gern zu Grunde gehn!

Mit dieser Wette folgt er dem Bösen auf die Bahn des Genusses. Die Macht seines Meisters verjüngt seinen Körper und gibt ihm alle jugendlichen Regungen und alle Kraft wieder, ohne seinem Geiste die gewonnene Erkenntniß zu rauben. Ihm begegnet Gretchen, deren reine Seele ihn dem Augenblicke nahe führt, wo die Wünsche schweigen möchten, aber dem begleitenden Bösen mag das Glück zum Opfer fallen, und von dem Genusse kehrt Faust noch verzweifelter zurück, als von der Spekulation.

In diesen Grundzügen des Faust erkennen wir die treffende Zeichnung jener Zeit, in welcher er entstand. Auch diese Zeit hatte sich schon durch fernhergeführte Bemühungen mit einem unendlichen Wust von Wissenschaften überladen, in der die wahre Wissenschaft selber schließlich erstickt werden und der Geist stumpf und matt werden mußte. Auch diese Zeit hatte den Glauben, der dem Aberglauben verzweifelt ähnlich sah, gänzlich von sich geworfen, und suchte nun auf allen Seiten, womit die innere Leere auszufüllen sei. Manches edle Gemüth suchte vergebens, und weil die Bahn des Genusses nicht behagte, warf mancher die Bürde des Lebens von sich, in vielen Beziehungen dem Werther gleich, der ebenfalls suchte und strebte und verzweifeln rang, und weil er die Erfüllung sich ewig versagt sah, in die dunkle, regungslose Nacht des Grabes sich stürzte. Andere jagten von Genuß zu Genuß, nicht aus gemeiner Sinnlichkeit, sondern getrieben von dem Streben, die dumpfen, drückenden, eingeroosteten Fesseln abzuwerfen, und während sie hohe Ziele im Auge hatten, versanken sie oft genug in thierischem, alles Maß überschreitendem Genuß. Wer Goethe's Geständniß über die Leipziger Zeit beherzigt: daß er vielleicht in dem Strudel untergegangen sei, wenn die Kunst ihn nicht über alles, was da drohte, emporgehoben hätte, der wird es erklärlich finden, daß der Dichter mit der vollendetsten Meisterschaft jene Zustände zu schildern wußte, die in seinem eigenen Innern einst einen so breiten Raum eingenommen hatten. Auch Naturen, die von jedem sinnlichen Kausche sich entschieden abwandten, verzehrten ihr Leben in dem vergeblichen Kampfe, ihre Glückseligkeit zugleich auf den Glauben, den sie nicht fassen konnten, und auf die Erkenntniß, der sie sich nicht verschließen konnten, zu gründen; das tragischste Beispiel dieser edlen Naturen, die ein Opfer ihrer Zeit, wenngleich die Grundpfeiler der kommenden Zeit waren, ist Herder.

Wir können die Bahn, welche Goethe seinen Helden nach dem neuen Entschlusse einschlagen ließ, nicht als eine zufällige betrachten, denn in der Zeit, wo die Szenen mit Gretchen entstanden — Klinger stahl ihm ja den Stoff, um ihn in der Kindsmörderin zu verarbeiten — in jener Zeit lebte in Goethe's Brust eine Liebe, die ohne Zweifel das Urbild zu der Geschichte Gretchens gewesen ist: die Liebe zu Friederike von Esenheim. Man verstehe uns nicht falsch; die Liebe Goethe's zu Friederike blieb rein in jeder Beziehung, kein

diabolischer Begleiter stand neben ihr, vielmehr wachte der treue, vortreffliche Salzmann an des Jünglings Seite, aber die naive, mit unendlicher Schönheit, mit herzbewegender Gewalt gezeichnete Gestalt Gretchens in ihrer unendlichen Liebe und ihrer fleckenlosen Unschuld ist niemand anders als Friederike Brion, die ja auch, den tragischen Schluß abgerechnet, das Schicksal Gretchens theilte: auch sie war eine Verlassene.

So verzweigt das Gedicht seine Wurzeln tief in die Zeit, und in das Leben des Dichters, der den Kampf seiner Zeit darstellte, der es später auch unternahm, die Versöhnung der widerstreitenden Ideen darzustellen, ohne daß diese Versöhnung in dem zweiten Theile gelungen wäre. Denn für Faust, der alle Dualen der unbefriedigten Forschung und des ungesättigten Genusses durchgelostet, hätte es nur Eine Heilung, nur Einen Sieg gegeben: nämlich ein Leben der freudigen That, welche den klar erkannten und beabsichtigten Erfolg mit Sonnenheit erringt, sich selbst und andern zum Heil. Freilich versuchte Göthe, seinem Helden diese Bahn zu öffnen, doch der zweite Theil des Faust, in dem das eben genannte Ziel erreicht werden sollte, ist nur ein völlig verfehlter Versuch, und er konnte nicht anders als verfehlt sein, wie aus der Beschreibung desselben sich uns ergeben wird.

Faust ruht — so zeigt ihn der zweite Theil der Dichtung im Anzuge auf blumigem Rasen, die wilden Seelenschmerzen, denen er am Schluß des ersten Aufzuges preisgegeben war, weichen von ihm, er wird dem heiligen Lichte zurückgegeben. Die aufgehende Sonne zeigt ihm die Erde, die immerfort sich regt und rührt und zum höchsten Dasein strebt, und ein solches rastloses Ringen schwebt nun auch dem Faust als Ziel vor Augen, er betritt die Bahn der That.

Aber nun folgen die Szenen am Hofe des Kaisers, in denen Faust gar keine, dagegen Messias eine große Rolle spielt. Göthe äußerte sich darüber selbst in den Worten: „Ich habe in dem Kaiser einen Fürsten darzustellen gesucht, der alle möglichen Eigenschaften hat, sein Land zu verlieren, welches ihm denn auch später wirklich gelingt. Das Wohl des Reichs und der Unterthanen macht ihm keine Sorge, er denkt nur an sich, und wie er sich von Tag zu Tag mit etwas Neuem amüßte. Das Land ist ohne Recht und Gerechtigkeit, die Richter selbst mitschuldig und auf der Seite der Verbrecher, die unerhörte Frevel geschehen ungehindert und ungestraft. Das Heer ist ohne Sold, ohne Disziplin und streift raubend umher, um sich seinen Sold selbst zu verschaffen. Die Staatskasse ist ohne Geld und ohne Hoffnung weiterer Zusätze. Im eigenen Haushalte des Kaisers sieht es nicht besser aus, es fehlt in Küche und Keller. Der Marschall, der von Tag zu Tag nicht mehr Rath zu schaffen weiß, ist bereits in den Händen wuchernder Juden, denen alles verpfändet ist, so daß von dem kaiserlichen Tische vorweggeessenes Brod kommt. Der Staatsrath will Sr. Majestät über alle diese Gebrechen Vorstellungen thun und ihre Abhilfe berathen, allein der gnädigste Herr ist sehr abgeneigt, solchen unangenehmen Dingen sein hohes Ohr zu leihen, er möchte sich lieber amüßten. Hier ist nun das wahre Element für Messiasfeles, der den bisherigen Narren schnell beseitigt und als neuer Narr und Rathgeber sogleich an des Kaisers Seite ist.“ — Auf diese Weise wird Faust völlig in den Hintergrund geschoben, und von segens-

reicher Wirklichkeit desselben, von einem wahren Leben der That ist weiter keine Rede, Faust ist fortan nur die Stroh puppe des Mefistofeles, welche dieser an geheimen Fäden nach seinem Belieben lenkt. Mefisto zeigt sich in der Folge nun nicht als Narr, sondern als allmächtiger Hausmeier; um den Kaiser aus den ewigen Verlegenheiten zu retten, erfindet er das Papiergeld, und nun ist große Wonne im ganzen Staate, alle Bedürfnisse werden befriedigt, jedes Begehren erfüllt, und schließlich fällt der Kaiser auf den Wunsch, er wolle die Musterbilder der Männer und der Frauen, er wolle Paris und Helena sehen.

Mefisto's Kunst läßt beide erscheinen, Faust wird von der heißesten Liebe zu Helena erfaßt:

Verswinde mir des Lebens Athemkraft,
Wenn ich mich je von dir zurüdgewöhne! —
Du bist's, der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenschaft,
Dir Neigung Lieb', Anbetung, Wahnwitz zolle.

Helena ist die Personifikation der Kunst und Schönheit; Faust ringt fortan mit allen Kräften nach ihrem Besitz, aus dem Gebiet des Staatslebens tritt er in das der Kunst. Die klassische Walpurgisnacht soll ihn dem Ideal aller Schönheit und Kunst, der Helena, entgegenleiten.

Der dritte Aufzug führt uns nach Sparta in den Palast des Menelaos, Helena erscheint mit dem Chor gefangener Trojanerinnen. Man braucht nur wenige Seiten zu lesen, um sofort zu erkennen, daß diese Helena kaum anders als durch den Namen mit dem Ganzen zusammenhängt, und selbst wenn wir nicht wüßten, daß die Grundzüge zu dieser Helena schon in Frankfurt gewonnen wurden, so müßten wir aus dem Tone der Dichtung auf ein Erzeugniß früherer Jahre schließen. Göthe nannte diesen Theil, als er ihn als Bruchstück erscheinen ließ, eine „klassisch-romantische Fantasmagorie“, „ein Zwischenspiel zu Faust“, und jedenfalls ist das Ganze nur ein ungehöriges Einschleusen, so schön es auch im Einzelnen durchgeführt ist. Helena erscheint hier als die Vertreterin der antil-klassischen Kunst, Faust als das Symbol der kristlich-romantischen Kunst; beide vermählen sich, aus ihrem Bunde entspringt Euforion, der herrlich begabte aber unglückliche Jüngling, der Repräsentant der neuern Kunst, zu dessen Wille Lord Byron die sprechendsten Züge lieh. Euforion und Helena verschwinden, Faust wird von Wolken hinweggetragen, und im vierten Aufzuge erscheint wieder der alte Faust diesmal fest entschlossen, Hohes zu vollbringen:

Dieser Erdenkreis

Gewährt noch Raum zu großen Thaten.
Erkaunenswürdiges soll gerathen,
Ich fühle Kraft zu Mühnem Fleiß
Herrschaft gewinn' ich, Eigenthum!
Die That ist alles, nichts der Ruhm.

Faust will das herrliche Meer vom Ufer ausschließen und den Meeresstrand gewinnen. Der Kaiser hat inzwischen mit Hilfe des Papiergeldes eine so tolle Wirthschaft getrieben, daß allgemeine Anarchie hereingebracht ist; ein Gegenkaiser

hat sich aufgeworfen und zieht mit seinem Heere heran. Mefisto schlägt dasselbe durch seine Zauberkünste, und Faust empfängt nun vom Kaiser das Lehen vom gränzenlosen Strande, den er dem Meere aber erst abringen muß.

Der fünfte Aufzug zeigt uns den Faust als hundertjährigen Greis, er hat dem Meere durch die Zauberkünste des Mefisto bereits eine ansehnliche Strecke abgerungen, aber er kann keine rechte Freude gewinnen. Auf hoher Dänne steht eine Kapelle, daneben die Hütte des greisen Filemon und der Bauzis, und das Räuten des Glöckchens ist dem Faust, dem Gebieter, ein immer neuer Verdruß. Die Alten wollen ihre Hütte und ihre Kapelle nicht gegen reiches Gut vertauschen, Mefisto verspricht, sie gelinde zu beseitigen, und verbrennt die Hütte sammt ihren Inwohnern. Faust, der Mitschuldige dieser verruchten That, wird von der Sorge mit Blindheit geschlagen. Aber selbst als Blinder befiehlt er die Eindämmung fortzusetzen, und gedenkt der Zeit, in welcher er sein Werk vollende haben würde; wenn er diese Vollendung schaute, dann — so sagt er — würde er zum Augenblicke sagen dürfen: „Berweile doch, du bist so schön,“ und

Im Vorgefühl von solchem hohen Gluck
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Mit diesen Worten sinkt er entseelt nieder. Aber jener Wunsch, den er einst bei dem Abschluß des Vertrages mit Mefisto als entscheidende Bedingung hingestellt, ist erfüllt, und damit ist Faust dem Bösen verfallen. Doch als dieser sich seiner Beute bemächtigen will, erscheinen Engel und entführen ihm die sterbliche Seele des Faust; sie singen:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben theilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Die Liebe, die an Faust theilgenommen, ist die Liebe Gretchens, die als eine Selige mit Faust, „dem früh Geliebten, nicht mehr Getrübten“ nun in Ewigkeit vereinigt wird. Mit diesem theatralischen Schlusse endet die symbolische Geister- und Nebelwelt, ohne dem Ganzen einen befriedigenden Abschluß geliehen zu haben.

Wenn wir den Gedanken festhalten, daß Faust ein Spiegel seiner Zeit, und ganz und gar ein Kind seiner Zeit ist, so werden wir auch daran denken, daß für jene Zeit die Bahn der freudigen That, auf welche einzulernen des großen Gottes Gnade unserm Volke jetzt endlich gewährt hat, noch verschlossen war. Während der Dichter den ersten Theil seines Werkes, den ringenden, kämpfenden, in herrlicher, weitumfassender Allgemeinheit unmittelbar nach dem Leben zeichnen konnte, fehlte ihm ein solches Vorbild für den zweiten Theil, dessen erschöpfende Ausführung überhaupt nicht in Göthe's Macht lag; um die treffenden Worte von Gerwinus zu gebrauchen: „die ergriffene Idee stockte und

stimmte sich in der Zeit. Göthe, als er sie fortführen wollte, sah sich ganz gehemmt, bis er sein Werk aus dem Gebiete des öffentlichen Lebens auf das seines individuellen verpflanzte.“ Daher finden wir in dem zweiten Theile fast nichts als Ansichten und Erfahrungen, die Göthe von mancherlei Dingen dort niedergelegt, und die mit seinen sonst geäußerten Ansichten völlig übereinstimmen. Das Staatswesen wird von der ungünstigsten Seite, nicht als ein Segen für die Völker, sondern als ein Fluch aufgefaßt; die Schilderung des Krieges liefert uns nur das Bild einer wilden, beutegierigen Rauferei. Mancherlei Polemisches begegnet uns am ungehörigen Orte, z. B. die Verurtheilung des Vulkanismus, dessen entschiedener Gegner Göthe war, im Beginn des vierten Aufzuges, eröffnet durch den Vers des Mefisto

Als Gott der Herr u. s. w.

Einen innerlichen Zusammenhang mit dem ersten Theile hat der zweite Theil des Faust überhaupt gar nicht, und auch in Bezug auf die Form fällt der zweite Theil gegen den ersten gewaltig ab.

Doch auch an den ersten Theil dürfen nicht die Anforderungen eines künstlerisch vollendeten Ganzen gestellt werden. Die Einzelheiten stellen das Schönste dar, was je in deutscher Poesie gesungen wurde, und in keinem andern Erzeugnisse der Kunst sind die geheimsten Tiefen des Menschengemüths und Menschenherzens aufgedeckt wie in diesem unsterblichen Werke; aber was es gibt, sind immer nur Bruchstücke, der leitende Faden ist an einigen Stellen sehr schwach, an anderen ist er kaum angedeutet. Und gerade diese springende Form kommt dem Ganzen wieder zu Gute, das vielleicht nicht anders als nur in dieser zerstückelten Form gegeben werden konnte.

Faust hat viele Nachahmer gefunden, die in kurzfristigem Muthe das Werk vollendend abzuschließen sich unterfangen; keiner von ihnen hat Erträgliches geleistet, sie sind, kaum genannt, auch schon längst vergessen. Interessant ist die ursprüngliche Faustsage zu vergleichen; sie existirt in mancherlei Fassungen; die lesbarste erschien neuerdings wieder unter dem Titel: Dr. Johannes Faust. Puppenspiel in vier Aufzügen. Hergestellt von Karl Simrod. Frankfurt 1846. —

Nach der Vollendung des Faust neigte auch Göthe's Leben sich dem Ende zu. Die zweiundachtzigste Wiederkehr seines Geburtstages war die letzte, die zu erleben das Schicksal ihm beschieden hatte. In Weimar pflegte man für diesen Tag festliche Veranstaltungen zu treffen, denen Göthe in seinem Alter jedoch gern auswich. In diesem Jahre, 1831, machte er mit seinen beiden Enkeln einen Ausflug nach dem alten, traulichen Ilmenau, und brachte dort sechs schöne Tage zu. Der Bergbau war daselbst wieder in schwunghaftem Betriebe, und Göthe verfehlte nicht, seine Enkel überall umherzuführen, wo etwas Interessantes und Lehrreiches zu sehen war. Er selbst verkehrte viel mit den Bergbeamten, besonders mit dem Rentamtmanne Wahr, dem er manche Bereicherung seiner mineralogischen Sammlungen verdankte.

Am Vorabend seines Geburtstages fuhr Göthe mit dem Rentamtmanne Wahr zum Gidelhahn hinauf. In der Nähe des Thurmes, welcher jetzt dort oben steht, befindet sich das kleine alte Jagdhaus, in dem Göthe in jungen

Jahren öfter schlief. Zu diesem Häuschen stieg der zweiundachtzigjährige Greis mit jugendlicher Rüstigkeit durch Gebüsch und Gestrüpp mit seinem Begleiter hinan, dessen Unterstützung er freundlich ablehnte. An der Bretterwand des Häusches standen die Verse, welche der Dichter vor 48 Jahren dahinschrieb:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Mit tiefbewegtem Herzen las Göthe die Worte vor sich hin. „Ja, warte nur, balde ruhest du auch!“ sagte er, und trocknete sich die reichlich her quellenden Thränen ab. In den wärmsten Ausdrücken gedachte er seines vor- gegangenen fürstlichen Freundes, und weidete sich noch einmal an dem An- blick der waldigen Höhen, welche einst Zeuge seiner frischesten Kraft und seiner fröh- lichsten Stunden im Kreise geliebter Freunde gewesen waren. Dann kehrte er rasch zurück.

In Almenau bereitete die Liebe der Bewohner ihm ein einfaches, aber herzliches Fest. In der Frühe seines Geburtstages begrüßte vor dem Gasse zum Löwen ihn der Gesang: „Nun danket alle Gott“, wofür er, sichtlich ergriffen, in herzlichen Worten seinen Dank aussprach. Zum Mittag hatte der Oberforstmeister von Fritsch ein Festmahl veranstaltet, an dem der Dichter in heiterer Stimmung theilnahm. Abends wurden Musikstücke vorgetragen, die Vergleute führten ein altes kleines Bergmannsdrama humoristischen Inhalts an.

Bei seiner Rückkehr nach Weimar fand Göthe mancherlei Gaben vor, die wie gewöhnlich zu seinem Geburtstage eingegangen waren. Unter ihnen befand sich ein Geschenk von neunzehn Engländern und Schotten, ein Petschaft mit einem Griff von gediegenem Golde, auf einem Jaspis schlängelte sich eine Schlange um die Inschrift: „Ohne Raub, doch ohne Haß;“ über dieser Inschrift stand der Stern der Unsterblichkeit. Dem Griff waren die Worte eingegraben: Friends in England to the German Master. Das sinnige Geschenk kam von Walter Scott, Thomas Carlyle (dem Biografen Schiller's) und dessen Bruder Southey, Wordsworth und anderen. Göthe dankte mit dem Gedichte: „An die neunzehn Freunde in England.“

Der Herbst und der Winter, der nun folgte, schenkte dem Dichter keine Tage; Beschwerden des Alters kannte er kaum; er hörte nicht mehr ganz so wie als sonst, und seine Glieder waren etwas steif; alles das zeigte sich aber in so geringem Grade, daß es ihm nicht lästig fiel. Seine Enkel, die fröhlich gediehen waren ihm ein herzerhebender Anblick, und die zärtliche Sorgfalt seiner Schwieger- tochter konnte er nicht genug loben. Buzo's Buch De senectute las er im Winter mit Vergnügen, und Otilie las ihm die Lebensbeschreibungen des Plutarch vor. Um die politische Tagesgeschichte kümmerte Göthe, wie gewöhnlich,

sich wenig, dagegen zeigte er ein lebhaftes Interesse für Unternehmungen großer Friedenswerke, die man damals ins Auge faßte; dahin gehören die Kanalverbindung zwischen Donau und Main, der Durchsich der Landenge von Suez, der Bau des Themsetunnels. Mit den Naturwissenschaften beschäftigte er sich den letzten Winter über sehr eifrig. Es war damals der berühmte Streit zwischen den beiden großen Naturforschern Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire ausgebrochen, den Göthe mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte. Ein größerer Artikel, den er darüber niederschrieb, fand wenige Tage vor seinem Tode seine Vollendung; gleichzeitig entstand eine Abhandlung Ueber plastische Anatomie.

Eine besondere Freude war es ihm, als im März des Jahres 1832 ihm durch Zahn eine genaue Zeichnung der Casa di Göthe eingesandt wurde. Am 15. März besuchte ihn die Großherzogin, mit welcher er sich sehr lebhaft über diesen Gegenstand unterhielt; auch noch Mittags bei Tische zeigte er sich ungemein munter und theilnehmend.

In den Nachmittagsstunden machte er bei windigem und kalten Wetter eine Spazierfahrt, und auf dieser mußte er sich erkältet haben. Nach der Rückkehr fühlte er sich unbehaglich, in der Nacht hatte er wenig Schlaf, ein trodener Husten, Schmerzen in der Brust und Fieberhitze machten ihm Beschwerden. Der Arzt, welcher am folgenden Morgen gerufen wurde, war besonders über den ungewohnt matten Blick des sonst so ungemein lebhaften Auges betroffen. Die angewandten Mittel brachten bald einige Linderung, und am Abend konnte der Kranke bereits in scherzhafter Unterhaltung über seine Genesung sprechen, die in den nächsten drei Tagen auch sehr erfreulich vorschritt. Am Montage dem 19. März fand der Arzt, Hofrath Dr. Vogel, den Kranken neben dem Bette sitzend, sehr aufgeräumt und nur körperlich etwas schwach, doch schmeckten ihm die Speisen vortrefflich und auch der Wein, den der Arzt ihm in gewohnter Weise wieder erlaubte. Am Abend desselben Tages unterhielt sich Göthe mit dem Hofrath Vogel, der ihm in der Oberaufsicht als Gehülfe beigegeben war, sehr eingehend über die ihm untergeordneten Anstalten, und zeigte die liebevollste Theilnahme für einige seiner Untergebenen; auch Pläne für die Zukunft theilte er dem Arzte ausführlich mit.

In der Nacht auf den Dinstag veränderte der Zustand des Kranken sich plötzlich in bedrohlicher Weise. Ein heftiger Frost trat ein, Schmerzen in der Brust verursachten große Beklemmung und Unruhe. Doch gestattete der Kranke dem Bedienten nicht, den Arzt zu rufen, da ja nur Leiden, aber nicht Gefahr vorhanden sei. Aber gegen Morgen nahmen die Zufälle an Heftigkeit auffallend zu, der Hofrath Vogel fand gegen neun Uhr den Kranken in der fürchterlichsten Unruhe; Angst und folternde Schmerzen in der Brust trieben den Greis mit jagender Hast von dem Lehnstuhle ins Bett und wieder auf den Sessel, der Körper war eiskalt und troff von Schweiß, der Durst war qualvoll.

Durch schnelles und kräftiges Einschreiten des Arztes wurden die unerträglichen Qualen nach wenigen Stunden beseitigt, und gegen Abend war kein besonders lästiger Zustand mehr vorhanden. Den bequemen Lehnstuhl, in dem die große Angst sich zuerst gelegt hatte, vertauschte der Kranke nicht wieder mit dem Bette. Er sprach über einige Gegenstände mit Ruhe und Besonnenheit,

und es machte ihm sichtlich Freude, als Vogel ihm erzählte, daß eine Unterstützung für einen Bedürftigen, die er beantragt, im Laufe des Tages durch den Großherzog bewilligt sei. Ohne Vorwissen des Arztes hatte Göthe an diesem Tage, dem 20. März noch eine Anweisung zur Auszahlung einer Unterstützung für eine junge talentvolle Künstlerin aus Weimar mit zitternder Hand unterzeichnet. Diese schöne menschliche Sorge, welche Göthe stets in seinem langen Leben zeigte, war seine letzte Amtshandlung, und auf diesem Blatte, welche die Bibliothek in Weimar bewahrt, schrieb er seinen unsterblichen Namen zum letztenmal.

In den Vormittagsstunden des folgenden Tages traten die Anzeichen des nahen Scheiterns ein; die äußern Sinne versagten zuweilen den Dienst, in der Brust ließ sich ein leises Rasseln vernehmen, indeß empfand der Kranke kein Befchwerden mehr. Er saß ruhig in seinem Lehnstuhl, und antwortete freundlich und deutlich auf die Fragen, die man an ihn richtete. Der Arzt hielt jede störende Aufregung von ihm fern. Von dem nahen Tode hatte Göthe keine Ahnung, heitere Bilder der Wiedergenesung beschäftigten ihn; er versuchte auch ein wenig zu lesen und bedauerte, seine Freunde nicht empfangen zu können.

Die letzte Nacht war ruhig und ohne alle Befchwerden. Donnerstag den 22. März ließ Göthe sich am Morgen in seinem Lehnstuhle aufrichten und versuchte einige Schritte nach seinem Arbeitszimmer zu thun, doch kehrte er sogleich um. Im Krankenzimmer befanden sich außer dem Arzt und dem Bedienten seine geliebten Enkel und seine Schwiegertochter. Der Name Emma war oft auf seinen Lippen, er bat sie, sich neben ihn zu setzen, ihre Hand hielt er lange in der seinigen. Bisweilen führten heitere Träume ihm angenehme Bilder vor; einmal sagte er: „Seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Kolorit — auf dunklem Grunde.“ Ein andermal sah er ein Stück Papier auf dem Boden liegen, und fragte, warum man Schillers Briefwechsel hier liegen lasse, man möge den doch aufheben.

Nach und nach wurde seine Sprache mühsamer und undeutlicher. „Nicht Licht!“ — Das waren seine letzten vernehmlichen Worte.

Um halb zwölf Uhr Mittags drückte der Sterbende sich bequem in die linke Ecke des Lehnstuhles, und schlummerte so sanft ein, daß es lange dauerte, ehe die Umstehenden die Ueberzeugung gewinnen konnten Göthe sei nicht mehr.

Am 26. März, Nachmittags fünf Uhr, wurde seine Leiche unter großer Feierlichkeiten, geleitet von einem langen Trauerzuge, in der Fürstengruft auf dem neuen Friedhofs beigesetzt. Dort ruht unser größter Dichter neben Schiller, seinem ebenbürtigen Freunde, und neben Karl August und Luise.

Meyer und Zelter, die beiden treuen Freunde, folgten in demselben Jagdwagen nach. —

Was Göthe's großer Geist in seinem Volke angeregt, das beginnt jetzt lebendig zu werden, der Zukunft steht noch eine reiche und herrliche Ernte bevor, wenn sie den edlen Samen nur mit treuer Hand pflegen will. Als Dichter ist er den größten Namen aller Zeiten und aller Völker beigesetzt, und sein Ruhm wird dauern so lange die Welt steht. Nicht minder groß wie als Dichter

war Göthe aber auch als Mensch; was Herder im Ideal zeigte, das hat Göthe durch die That, an seinem eigenen Leben erfüllt, und wenn die Nachwelt sich an seinem unsterblichen Ruhme freut und an seinen hohen Werken sich entzückt und erhebt, so soll sie auch dessen eingedenk sein, was Göthe als Mensch dem Menschengeschlechte zurief. Das aber war, um mit Gervinus zu reden, Anfang und Ende seiner Lehre, daß er sein *vivere memento* immer wiederholte, daß er als das erhabenste Geschäft die Bildung aller Kräfte ansah, zum Leben aufforderte, sich fleißig umzuthun ermahnte, redlich zu streben, stets zu forschen, nie abzuschließen, das Alte zu bewahren, das Neue freudig aufzufassen.

Die Kinder der Natur sollen nur laufen, sagte er, die Bahn lernt die Mutter!

Friedrich Schiller.

Aus der Fülle seiner Literatur pflügt ein jedes Volk sich gewisse Lieblingswerke und Lieblingsdichter auszufordern; ihre Gedanken, ihre Bilder gehen das Leben des Volkes über, als hätte der Geist des Volkes diese Gedanken selbst aus seinem tiefsten Grunde heraufgefördert, und jeder Einzelne, in den verschiedensten Ständen und in den verschiedensten persönlichen Verhältnissen findet seine Lieblingsgestalten, gewissermaßen das ausgesprochene Ziel seines Strebens, den klar gezeichneten Ausdruck seiner Gefühle in den Worten solchen Dichters wieder.

Eine entschiedene Neigung dieser Art ist höchst bedeutsam für den Charakter des Volkes. Aus der Kenntniß des Ariost allein läßt sich eine tiefe Einsicht in die Neigungen und Abneigungen, in die Schwächen und die Tugenden der Italiener gewinnen; aus den klangreichen, innigen Liedern des Robert Burns tritt uns ein ausdrucksvolles Bild des Schottländers entgegen, und nicht die eingehendste Reisebeschreibung könnte uns den malantolisch wilden Charakter der Finnen und Finnlands, die Zusammenstellung einer ungeheuerlichen Fantasielandschaft, die armer Blöße des Lebens in wärmeren Farben malen, als die Gesänge Kalewala.

Der Lieblingsdichter des deutschen Volkes ist Schiller; die Feier seines hundertjährigen Geburtstages war ein großartiges Nationalfest, welches in der neuern Zeit einzig in seiner Art erscheint, und den herrlichen Panathenäen des Alterthums würdig zur Seite tritt. Denn jene Feier am 10. November 1795 war nicht etwas Gemachtes, sondern sie war ein Fest, in welchem die freie Stimme des Volkes zum Ausdruck gelangte, und an diesem Feste theilnahmte sich jeder, der überhaupt von einem Leben des Geistes und der Kunst eine Ahnung hatte.

Das deutsche Volk, das lange geschmähte, so oft verspottete und verachtet hat durch diese Wahl seines Lieblingsdichters selbst in dunkler Zeit bewies, daß sein Streben nur dem Höchsten und dem Edelsten zugewandt war, während fremde Nationen mit erhabenem Dünkel auf unser Volk herabblieben; hat unser Volk mit reiner und treuer Hand die Wege gehahnt, auf denen auch die Fremden zum Lichte emporstiegen.

So aber hat Gottes Vaterhand die Entwicklung der Menschheit geordnet, daß jedes edle und uneigennützig streben auch hienieden schließlich seinen Lohn finden muß, und dem deutschen Volke ist dieser Lohn nicht ausgeblieben, es hat sich den Platz errungen, der ihm allein gebührt, und der Ruhm Kaiser Wilhelm's des Siegreichen, der seinen Namen und seine Thaten bis in die entferntesten Erdwinkel trug, wird der erste mächtige Baustein zu größerer Macht und Herrlichkeit des deutschen Volkes sein.

Die glänzenden Siege Deutschlands auf den Schlachtfeldern in Böhmen und in Frankreich waren zugleich Siege der Freiheit über die Tyrannei, Siege der Entwicklung über die Einschränkung, Siege der Selbstlosigkeit über den kranken Egoismus, überhaupt Siege der Menschlichkeit im freiesten und edelsten Sinne des Wortes, und die Schlacht bei Sedan wird ebenso ein Markstein für den Fortschritt der Menschheit sein, wie es die Schlacht bei Marathon, die Kreuzigung auf Golgatha, die Reformation, der Freiheitskrieg und der Sklavenkrieg des Sternenbanners der Union sind.

Wo sollen wir aber die Wurzeln dieser Begeisterung für die höchsten Ziele der Menschheit, dieses Römermuthes, dieser wahrhaft evangelischen Hochsnichtigkeit und Freiheitslust des deutschen Volkes suchen? Die Gänge, aus denen dieses reine Gold zu Tage gefördert wird, liegen offen da, es sind die Werke unserer großen Dichter und Denker des achtzehnten Jahrhunderts; jene Zeit gab den Gedanken, unsere Zeit gibt die That. Von allen aber hat keiner so mächtig und nachhaltig auf sein Volk eingewirkt, als Schiller, der in seinen Dichtungen ein Bild dessen ist, was den Grundzug des deutschen Charakters bezeichnet: des Strebens nach dem Ideal.

Wenn wir das Wort Ideal nennen, so meinen wir nicht ein krankhaft unthätiges Schwärmen nach einem unklaren und unerreichbaren Ziele, sondern wir meinen die ernste, unermüdlige, freudige Thätigkeit, welche aus der Ueberzeugung hervorgeht, daß des Menschen Arbeit nicht ein aussichtsloses Mühen, nicht eine Qual, sondern ein fruchtreiches Ringen nach einem sichern und werthvollen Lohne, daß des Menschen Leben an und für sich ein Gut, aber nicht an und für sich Endzweck, sondern ein dargeliehenes Mittel und Werkzeug zur Erreichung eines höheren Zieles ist. In diesem Sinne hat Schiller gedichtet, und nach diesen Grundsätzen hat er gelebt. Im ersten Beginn seiner Freundschaft mit Körner schrieb er an denselben die bedeutungsvollen Worte: „Danken Sie dem Himmel für das beste Geschenk, das er Ihnen verleihen konnte, für dies glückliche Talent zur Begeisterung. Das Leben von tausend Menschen ist meistens nur Zirkulation der Säfte, das ist heute wie gestern. Ich weine über diese organische Regelmäßigkeit des größten Theils in der denkenden Schöpfung, und den preise ich selig, dem es gegeben ward, der Mechanik seiner Natur nach Gefallen mitzuspielen, und das Uhrwerk empfinden zu lassen, daß ein freier Geist seine Räder treibt. Unsere Seele ist für etwas Höheres da, als bloß den uniformen Takt der Maschine zu halten“*).

*) Briefwechsel Schiller's mit Körner. Berlin 1847. I, 24.

Schiller's ganzes Leben war ein Ringen nach einem solchen Ideal; selbst unter der bitteren Last nagender Sorge, ermattender Kränklichkeit und unüberwindlicher, unbeweglicher Stumpfheit hat der edle Kämpfer es nicht dahin kommen lassen — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — daß der Körper sich eine traurige Diktatur über die Seele usurpirte; der Flug seiner erhabenen Seele war nur dem Lichte zugewandt, wie schwer auch die Materie ihn herabzuziehen versuchen mochte.

Nach dem Worte des griechischen Dichters sproßt die duftige Rose nicht aus dem nackten Felsen empör, und sklavischer Sinn gebiert nicht die freie That. Schiller's Stammbaum zeigt edle Wurzeln, das Leben seines wadern Vaters war auch ein Streben nach dem Ideal; es bewegte sich in beschränkten Verhältnissen, aber seine Begleiter waren treue Sorge und unermüdeliches Streben nach Bervollkommnung.

Des Dichters Vater, Johann Kaspar Schiller, war am 27. Oktober 1723 geboren. Sein Vater war in dem württembergischen Pfarrdorfe Bittelsfeld bei Waiblingen Schultheiß und betrieb, wie seine Vorfahren, das Bäckerhandwerk. Als er starb, war sein Sohn Johann Kaspar noch nicht zehn Jahre alt. Man brachte den verwaissten Knaben zu einem Chirurgen in die Lehre, bei dem er jedoch nichts als die gewöhnlichen Verrichtungen eines Barbiers zu erlernen vermochte. Im Jahre 1745 ging er als junger Mann von zweiundzwanzig Jahren während des österreichischen Erbfolgekrieges mit einem bairischen Husarenregimente, bei dem er die Stelle eines Wundarztes einnahm, nach den Niederlanden. Für ihn gab es in diesem Kriege nicht viel zu thun, und um beschäftigt zu sein, ließ er sich gern zur Führung kleiner Kommandos verwenden. Als der Aachener Friede ihm seine Entlassung brachte, lehrte er ins Württembergische zurück und ließ sich in der kleinen Stadt Marbach nieder; sie liegt in freundlicher Gegend am Neckar auf einer Höhe, deren Abhänge mit Weinpflanzungen bedeckt sind. Sein Reitzeug und seine Uniform von sahlfarbener Luche nahm er zur Erinnerung an seine Kriegsjahre mit sich.

Nachdem er sich in Marbach als praktischer Wundarzt festgesetzt hatte, sah er sich zur Begründung seines eigenen Herdes nach einer Lebensgefährtin um. Im Jahre 1749 heirathete er Elisabeth Dorothea Rodweiß, die Tochter des herrschaftlichen Holzinspektors und Gastwirths „Zum Löwen“ Georg Friedrich Rodweiß. Derselbe lebte in guten Umständen, aber eine Ueberschwemmung des Neckar entriß ihm Hab und Gut, und er war froh, als er den Posten eines Thorwächters erhielt, mit welchem eine ärmliche Wohnung am Stadtgraben verbunden war.

Als der Chirurg Schiller seine Tochter heimführte, befand Rodweiß sich noch in besseren Umständen; er konnte ihr nicht allein eine genügende Aussteuer für den Haushalt und eine für damalige Zeiten recht gute Garderobe, in welcher ein Seidenkleid, ein Pelz und einige Schmucksachen nicht fehlten, mitgeben, sondern ihr auch einige Stücke Ackerland zutheilen; die ganze Aussteuer erreichte den Werth von fast vierhundert Gulden. Schiller besaß eine vollständige Einrichtung in chirurgischen Instrumenten, einen kleinen Vorrath von Medicamenten, mehrere medizinische Bücher, und an Kleidungsstücken alles, was man von seinen Ver-

hättnissen erwarten konnte; daß er in seinen Soldatenjahren sich eine Summe von etwas mehr als zweihundert Gulden erspart hatte, ist ein neues Zeichen seiner festen und strebsamen Bestimmung.

Von Gestalt war Johann Kaspar Schiller klein, aber kräftig und wohl-gewachsen; seine Stirn war schön gewölbt, sein Antlitz zeigte einen ernsten, stummen Ausdruck, sein Auge einen freien, furchtlosen Blick. Des Dichters Mutter war von mittlerer Größe und schlankem Wuchs; sie hatte röthliches Haar, und eine Menge Sommersprossen im Gesicht. Zeitgenossen rühmen ihren milden, seelenguten Blick und die reine Herzensgüte, die aus ihrem freundlichen Antlitz sprach. Ihr Gefühl war einfach und gesund; Verse hat sie, so viel man weiß, nie gemacht; was ihr an sentimentalen Reimereien zugeschrieben wurde, ist unter-geschoben. Zum Lesen hatte sie als pflichttreue Hausfrau in bescheidenen Ver-hältnissen wenig Zeit, doch die Lieder von Uz und Gellert waren ihr lieb, be-sonders solche von erbaulichem Inhalte. Gegen ihre eigene Familie sowie gegen ihre Eltern bewies sie stets die innigste Zärtlichkeit und war zu der größten Aufopferung, wie wir später sehen werden, freudig bereit. Ihr ganzes Wesen war ein Bild edler, selbstloser Weiblichkeit.

Die Hoffnungen, welche Schiller an seine neubegründete bürgerliche Thätig-keit knüpfte, gingen nicht in Erfüllung, sein Einkommen war jahrelang ein so geringes, daß er sich nach einer andern Stellung umsah. Gelegenheit dazu fand sich mit dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges, an welchem der Herzog Karl Eugen von Württemberg gegen Preußen theilnahm. Schiller trat ins württem-bergische Militär und wurde Fähnrich und Adjutant beim Regiment Prinz Louis. Der Ausmarsch verzögerte sich noch, und mittlerweile wurde am 4. September 1757 ein Töchterchen, Kristofine, geboren, das erste Kind in Schiller's acht-jähriger Ehe.

Bald nachher rückte das Regiment Prinz Louis aus und wurde als ein Theil des württembergischen Hülfskorps der österreichischen Armee in Böhmen zu-geführt. Dort litt es außerordentlich durch ein ansteckendes Fieber. Durch Mäßigkeit und viele Bewegung erhielt Schiller sich gesund, und weil es an Aerzten fehlte, widmete er den Kranken seine kundige Hülfe, und versah auch noch die Stelle eines Geistlichen, indem er beim Gottesdienste des Regiments Gebete vorlas und den Gesang leitete. Bei aller dieser anstrengenden Thätigkeit fand Schiller immer noch Zeit und Lust, an seiner Fortbildung zu arbeiten. Er benutzte jede Stunde der Muße, um durch eigenes Studium, da fremde Hülfe ihm fehlte, nachzuholen, was er in den unglünstigen Verhältnissen seiner Jugend nicht hatte lernen können. Der Mathematik ergab er sich mit Eifer, und land-wirthschaftliche Beschäftigungen hatten einen hohen Reiz für ihn; auf seinen Zügen in Hessen und Thüringen sammelte er viele Erfahrungen.

Sein redliches und unverdroffenes Streben wurde anerkannt; im Herbst des Jahres 1759 finden wir ihn als Lieutenant bei dem Infanterieregimente des Generalmajor Romann, welches ein Lager bezogen hatte, um die gewohnheits-mäßigen Herbstübungen auszuführen. Frau Schiller besuchte ihren Gatten da-selbst, aber in seinem Zelte wurde sie von den ersten Anzeichen ihrer nahen Entbindung überrascht; es wurde ihr noch möglich, in ihr elterliches Haus in

Marbach, von wo aus sie den Gatten besucht hatte, zurückzukehren und hier ihre Niederkunft zu erwarten.

Am 10. November *) 1759 wurde Johann Kristof Friedrich Schiller geboren **). In seinen letzten Lebensjahren schrieb des Dichters Vater in einem noch vorhandenen Aufsatze die Worte nieder: „Und du, Wesen aller Wesen, dich habe ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achtest!“

Doch vergingen noch vier Jahre, bis es dem Lieutenant Schiller vergönnt war, die Erziehung seines Sohnes selbst zu leiten; bis dahin befand sich derselbe unter der Obhut der Mutter in dem großelterlichen Hause in Marbach. In den ersten Jahren seines Lebens wurde er von Kinderkrankheiten vielfach heimgesucht, und entwickelte sich langsam, indeß kräftigte seine gute Natur sich unter der sorgsamten Pflege seiner Mutter, von welcher er das röthliche Haar und die Sommersprossen geerbt hatte.

Der Hubertsburger Friede gab der Familie den Vater wieder, sie folgte demselben in seine Garnisonsstadt. Im Alter von vier Jahren schied Fritz von Marbach und dem großelterlichen Hause, doch lehrte er oft und gern daher zurück; die Besuche bei den Großeltern zählte er zu seinen freundlichsten Jugenderinnerungen.

Die Garnison des Vaters war zuerst Rannstadt, dann Ludwigsburg. Der häusliche Kreis war nun vollständig, und Schiller war ein Familienvater in der schönsten, in der deutschen Bedeutung des Wortes. Er war Herr im Hause und wachte streng über Ordnung und Regelmäßigkeit, doch war er dabei milde und

*) Neuere Forschungen haben unzweifelhaft dargethan, daß dieses Datum das richtige ist. Vergl. Boas, Schiller's Jugendjahre, I, 46 ff. Palleste, Schiller's Leben, I, 21 ff.

**) Unter den Taufpaten des kleinen Fritz wird zuerst der Kommandant des Regiments genannt, bei welchem der Vater diente, es war Kristof Friedrich von de Gabeleuz, wirklicher Kammerherr, auch Chevalier de L'ordre militaire de St. Charles. Den Namen Johann bekam der Knabe nach einem Verwandten seines Vaters, der Studiosus Philosophiae Johann Friedrich Schiller, der im Jahre 1731 gleichfalls in Marbach geboren war; der Großvater dieses Johann Friedrich und der Urgroßvater des Dichters waren Brüder; außer ihm sind andere gleichnamige Verwandte des Dichters, ausgenommen seine drei Schwestern und seine direkten Nachkommen, nicht vorhanden. Johann Friedrich Schiller war halb Diplomat, halb Abenteurer; durch vornehme Bekanntschaften wurden ihm geheime Sendungen anvertraut. Seine Reisen führten ihn nach Holland und England. Im Jahre 1784 besaß er eine Buchdruckerei in Mainz. Literarisch war er nur als Uebersetzer thätig; aus dem Englischen übertrug er Robertson's Geschichte Amerikas (Leipzig 1777, 2 Bände). Diese Uebersetzung hat Hoffmeister in seiner Biografie II, 7 fälschlich dem Dichter zugeschrieben. Die erste Ausgabe ist der Königin Charlotte von England gewidmet, die Widmung trägt das Datum „London, den 10. Juli 1777.“ Unser Dichter Schiller ist mit dem genannten gleichnamigen Vetter oft verwechselt worden, Boas a. a. O. I, 48—52 gibt noch genauere Auskunft.

freundlich schonend gegen Frau und Kinder; von einem erlesenen Gerichte, das für ihn besonders zubereitet war, aß er nie allein. Im Hause, wie außer demselben, war er rastlos thätig; in den Kriegsjahren hatte der wackre Mann sich eine Summe Geldes erspart, und ein gleiches Kapital in dem kleinen Haushalte war die unermüdlige Arbeit der Hausfrau, die, wie ihr großer Sohn später einmal sagte, sich gleichsam von beständiger liebevoller Sorge nährte.

Wenn der Vater im Familientreife vorlas, wie er oft zu thun pflegte, dann war der kleine Fritz stets aufmerksam und fragte so lange, bis er verstanden hatte, was er wissen wollte. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel vorlas; zum Gebet, welches der Vater Abends und Morgens im Kreise der Seinen laut sprach, eilte Fritz von seinen liebsten Spielen herbei. Eins dieser Gebete, welches der Lieutenant Schiller selbst verfaßt hatte, ist uns von der Gattin desselben mit der Bemerkung erhalten worden, daß der Papa dieses selbstgenachte Gedicht alle Morgen gebetet habe. Die Pietät gegen den vortrefflichen Vater unseres großen Dichters fordert, daß wir die wenigen Zeilen unverkürzt wiedergeben; sie lauten wie folgt:

Treuer Wächter Israels, dir sei Preis und Dank und Ehre,
 Lautanbetend lob' ich dich, daß es Erd' und Himmel höre.
 Engel, Menschen, Thiere, Pflanzen, alle loben Gott den Herrn;
 Heilig, heilig, heilig ist er! Dies erschalle nah und fern.
 Billig soll mein erster Hauch da ich von dem Schlaf erwache
 Und, des Lebens mir bewußt, an das Tageslicht mich mache,
 Meinem Gott geheiligt heißen, und der Rippen erster Laut
 Sei, so wie mein ganzes Leben, nur auf Gottes Ruhm gebaut.
 Denn daß ich noch jezo bin, daß mich nicht ein Todeschlummer
 Andern Todten zugesellt, oder sonst Gefahr und Kummer
 Mit dem neuen Licht des Tages mir ein Uebel sichtbar macht,
 Dieses ist ein Werk der Gnade, ein Beweis von Gottes Macht.
 Gestern legt' ich meinen Leib unbeforgt zur Ruhe nieder,
 Gläubig hat ich dich darum, und du gabst mir heute wieder,
 Guter Gott, mein Leib und Leben, Gattin, Kinder, Hab und Gut;
 Alles hast du wohl beschützt, alles war in deiner Hut.
 Gnade ist's und kein Verdienst, daß du mir den Lebensfaden
 Diese Nacht nicht abgekürzt oder sonst mit Angst beladen;
 Denn ich muß vor dir bekennen, daß nichts Gutes an mir ist,
 Und daß auch der beste Vorsatz das Vollbringen bald vergißt.
 Wolltest du, gerechter Gott, nur oft nach Verdienst belohnen
 Und nicht täglich mit Geduld meiner trägen Schwachheit schonen,
 O wie hätten Jorn und Flammen deines Eifers mich bedeckt
 Und in Moder, Staub und Asche schon vorlängst dahingestreckt.
 Dieses deiner Langmuth Ziel laß mich heut zur Buße leiten,
 Heute noch, denn ungewiß sind der Zukunft Stund' und Zeiten;
 Ueberzählte Augenblicke sind vielleicht schon nicht mehr mein,
 Darum laß mich mit der Buße keinen Pulsschlag säumig sein.
 Aber laß mich nicht allein nur auf ein Bekenntniß treiben,
 Oder nach der Heuchler Art bei der Reue stehen bleiben,
 Nein! es müssen Geist und Leben der Gewohnheit sich entziehen

Und in einem neuen Wandel Früchte der Belehrung blühen.
 Welt und Himmel eint sich nicht; soll ich mich zu Gott erheben,
 Darf ich nicht zugleich an dem, was nicht Gott ist, fortan lieben.
 Alles was dem großen Haufen gangbar ist und wohlgefällt,
 Sei bei unverfälschten Kristen abgethan und eingestellt.
 Immer ist mein Vorsatz zwar gut und ernstlich umzuwenden,
 Desters sang' ich freudig an, von den angewohnten Sünden,
 Von der Trägheit, Gott zu leben, Gott zu dienen, abzustehn
 Und auf seinen guten Wegen unverrückt einherzugehn.
 Aber leider, und wie sehr, fehlt es mir an eigner Stärke,
 Und wie werd' ich dann betrübt, wenn ich meine Schwachheit merke,
 Wenn Gebet und Flehn und Thränen mir nicht meine Kraft verleihn,
 Und das eifrigste Bestreben, fromm vor dir, o Gott, zu sein,
 Bald durch Zufall, bald durch Neze, die mir der Verderber legt,
 Wiederum vereitelt wird, und sich neue Bosheit regt.
 Aber soll ich darum ganz an der Besserung verzagen?
 Bei dem guten Gott nur stets über Unvermögen klagen?
 Nein, ich will mich frisch ermannen; Geist der Gnade, steh mir bei,
 Daß mein Wandel heut und immer dir allein gefällig sei.
 Führe mich auf ebner Bahn, leite mich auf deinen Wegen,
 Gib mir auch im Leiblichen: Nahrung, Kleider, Schutz und Segen.
 Alles was ich bin und habe übergeb' ich deiner Hut:
 Mach es gut mit meinem Leben, mach's mit meinem Ende gut!

Liefer, inniger Ernst und ungeheuchelte Frömmigkeit sind der Grundton dieses Gebetes, und des Vaters Gemüthsstimmung fand bei den Seinigen eindringlichen Anklang. Des Dichters ältere Schwester Kristosine gedachte noch oft des lieblichen Anblicks, wenn der kleine Fritz, die Händchen gefaltet und die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, dem Gebete des Vaters zuhörte. Sein reiner Sinn äußerte sich in seinem Benehmen, seine Folgsamkeit und seine Neigung für alles Schöne und Gute zogen lebhaft an. Gegen seine Geschwister und seine Gespielen war er stets liebevoll, ihre Fehler zu entschuldigen immer bereit, und dadurch ward er eines jeden Liebling. Sonntag Nachmittags pflegte die Mutter öfter mit ihren beiden Kindern zu den Großeltern zu wandern; auf solchen Spaziergängen erzählte die gemüthvolle Mutter gern biblische Geschichten, oder sie erklärte ihnen das Evangelium, über welches an demselben Tage gepredigt worden war; Kristosine erzählte einmal: „Einst, da wir Kinder mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag, und die Mutter theilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich auf ihrer Wanderung noch Eumans Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor.“

Auf solche Weise vertiefte die treffliche Mutter das Gemüth des Knaben, und zeigte seinem Herzen schöne und bedeutungsvolle Bilder, an denen seine Fantasie die edelste Nahrung fand. Geschichtliche Anschauungen sollten bald den religiösen Gestalten zur Seite treten.

Herzog Karl beförderte im Jahre 1765 den Lieutenant Schiller zum Hauptmann und schickte ihn als Werbeoffizier nach der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd, gab ihm jedoch Erlaubniß, in dem württembergischen Grenzorte Lorch wohnen zu dürfen. Wenige Stellen unseres Vaterlandes mögen jener Gegend an Bedeutsamkeit und ergreifender Erinnerung gleichkommen. Die Häuser von Lorch liegen in einem einsamen Thale, durch Wiesen windet sich der Remsfluß hin, zu beiden Seiten erheben sich düstre Tannengebirge. Der Blick, der in die Ferne schaut, trifft auf die ragende Kuppe des Berges, von dem das glänzendste Kaisergeschlecht Deutschlands niederstieg, und die nächste Umgebung sollte noch eindringlicher an die herrlichen Hohenstaufen mahnen. Von einem Hügel neben dem Dorfe schauen die ernstn Gebäude des Klosters Lorch herab, vor denselben breitet eine uralte Linde ihre weitschattenden Zweige aus, und drinnen in den Kreuzgewölben stehen wir an den Gräbern der Hohenstaufen. Welche Umgebung für ein weiches Gemüth! Dem Knaben, auf dessen Lippen die Frage stets bereit war, wußte der Vater von den Mächtigen der Erde, von dem Glanze ihres Geschlechtes und von ihrem tieftragischen Untergange zu erzählen. Auch die gewaltigen Bilder des siebenjährigen Krieges, die er als Augenzeuge schildern konnte, entrollten seine Worte vor den Augen des Knaben, und wenn der Vater ihn zu den militärischen Uebungen mitnahm, so trat die Wirklichkeit vor den begierigen Blick. Was durch alle diese Eindrücke angeregt wurde, das weiter zu spinnen fand die lebhafteste Fantasie erwünschte Gelegenheit, so oft der Knabe die umwohnenden Förster in ihren einsamen Waldhäusern besuchte.

Solchen Träumen gab die gebiegene Häuslichkeit ein wohlthätiges Gegenwicht. Bei den Bewohnern von Lorch fand der Hauptmann Schiller mit seiner Familie die freundlichste Aufnahme, besonders wurde der Ortsgeistliche, Magister Philipp Ulrich Moser, ein wahrer Freund des Hauses. Mit dem Sohne desselben, Ferdinand Moser, schloß Fritz Schiller ein herzliches Bündniß; Ferdinand's sanfter Charakter wirkte sehr bildend auf den Gespielen ein.

Von dem Pfarrherrn erhielten die beiden Knaben ihren ersten Unterricht; schon im sechsten Jahre lernte Fritz die lateinische, und im siebenten Jahre die griechische Sprache. Moser war ein waderer aber strenger Mann; ohne Scheu und ohne Furcht schritt er gegen jede Ueberschreitung ein, welche Mitglieder seiner Gemeinde sich zu Schulden kommen ließen, und wenn er es für nöthig hielt, ließ er sie auf dem Rathhause Geldstrafen entrichten. Für seine redlichen Bemühungen fand er viel Verdruß und wenig Dank; vielleicht war es dieser Umstand, der ihn bestimmte, im Jahre 1767, kurz bevor die Schiller'sche Familie Lorch verließ, das dortige Pfarramt mit einem andern zu vertauschen. Schiller bewahrte seinem ersten Lehrer stets eine freundliche und dankbare Erinnerung, und verewigte sein Andenken, indem er den Geistlichen, der in den Räubern so rachdrücklich auftritt, Moser nannte.

Die Verehrung für den Pfarrherrn, und die Freundschaft für dessen Sohn, der ebenfalls Prediger werden wollte, erweckten in dem kleinen Fritz den Wunsch, selber ein Pastor zu werden, und in kindlicher Art begann er seine Vorbereitungen für den geistlichen Stand. Oft stieg er, wie seine Schwester erzählt, auf einen Stuhl und fing an zu predigen; Mutter oder Schwester mußten ihm eine

schwarze Schürze umbinden und ihm ein Rüsschen aufsetzen; dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, aber wenn jemand lachte, lief er unwillig fort und ließ sich so bald nicht wieder sehen. Seine Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn; einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, reichte er passend zusammen und trug sie mit Nachdruck vor. Auch eine gewisse Eintheilung ließ er nicht fehlen, da er bemerkt hatte, daß die Predigten des Pfarrers eine solche zeigten.

Zur Kirche und in die Schule ging Fritz gern. Doch wenn ein heitrrer Tag lockte, dann versäumte er auch wohl die Unterrichtsstunden und wanderte mit seiner Schwester in die schönen Berge. Solche Verstöße gegen die Ordnung mußten dem strengen Vater verborgen bleiben, und die List, welche aufgeboten wurde, um die kleinen Vergehen zu verdecken, machte sie den Kindern doppelt reizend. Ein Lieblingsgang war die Wanderung zu dem Kalvarienberge, der zwei Stunden entfernt bei Gmünd lag; grell bemalte Holzbilder, an welchen der Weg vorüberführte, stellten die Leidensstationen dar, oben auf dem Berge zeigte sich die Kreuzigung. Ueberall in der Gegend umher aber tönte der Volksmund wieder von Sagen, welche sich an Felsen und rauschende Bäche, an zerfallene Gemäuer, an verwitterte Thürme, an Burgen und Berge hesteten.

An die Gegend von Lorch dachte Schiller stets mit warmer Anhänglichkeit zurück; als er die Akademie verlassen hatte, war sie das Ziel des ersten Ausfluges, den er mit seiner Schwester machte. In seinen spätern Jahren erkundete Schiller sich von seinem Vater einmal das, was an Papieren und Nachrichten aus seiner frühen Jugendzeit etwa erhalten sei. „Diese Dinge interessieren mich jetzt“, schrieb er, „und ich brauche sie als Belege zur Geschichte meines Geistes.“

In seiner Antwort theilte der Vater einiges mit; er entgegnete seinem Sohne, den er stets, nach der Zeitfittte, Er anredete, unter andern die Worte: „Es wäre nicht zu vergessen, daß Er einmal den Neckarfluß gesehen, und sonach im Diminutivo jedes kleine Bächgen ein Neckarle geheißt; wiederum hat Er einen Galgen bei Scharndorf, als Mama mit ihm nach Schwäbisch Gmünd gefahren, mit einer Mausfalle verglichen, weil Er vor diesem Mausfalle gesehen die einem Galgen gleichen. Sein Predigen in unserm Quartier, der Herberg zur Sonne in Lorch, da man ihm statt Mantel einen schwarzen Schurz, und statt Uberschlags ein Predigt-Pümpgen anthun müssen. Und dann die äußeren Umstände Seiner Eltern, da Er lernen, vornehmen und thun mußte, gerade da: und so viel, als diese Umstände erlaubten.“

Schon die ersten Charakterzüge des Knaben deuteten auf den hohen Ernst und die schöne Menschlichkeit seiner dichterischen Werke. Fritz zeigte sich stets wahr und gewissenhaft, einen begangenen Fehler gestand er gewöhnlich selbst ein. Er hatte kaum einen Begriff von Eigenthum, und eine vorherrschende Neigung war es bei ihm, zu schenken. Er gab oft Sachen weg, deren er selbst nothwendig bedurfte; er verschenkte Bücher, Kleider, ja sogar Stücke von seinem Bett. Einst bemerkte der Vater, daß er seine Schuhe nur mit Bändern zugebunden hatte, und als er ihn darüber zur Rede stellte, sagte Fritz: „Ich habe die Schnallen einem armen Jungen gegeben, er trägt sie nur Sonntags; ich habe für den Sonntag ja noch ein Paar andere.“ Der gerührte Vater konnte

ihm keinen Verweis geben, doch mußte er ihm das Verschweigen der Schulbücher ausdrücklich untersagen.

Kristofine hatte den gleichen Gang wie ihr Bruder, und in allen Fällen war sie seine Vertraute. Die beiden Geschwister, welche in der Einsamkeit besonders auf einander hingewiesen waren, in ihren Spielen und Arbeiten, ihren kleinen Leiden und Freuden immer eins am andern den nächsten und besten Kameraden fanden, waren schon früh ein Herz und eine Seele; wenn Fritz etwas verbrochen hatte, so gab Kristofine sich als Schuldige an und duldete Scheltworte und Züchtigungen für ihn. Wenn die Geschwister sich schuldig wußten, dann eilten sie in kindlicher List zu der sanften Mutter und bekannten, um der Strenge des Vaters zu entgehen, bei ihr das Vergehen und baten sie, die Strafe zu vollziehen.

Es war eine heitere, schöne Zeit, die Schiller in diesen ersten Jugendjahren verlehte. Als er in späteren Jahren die Elbgegend bei Meissen erblickte, war er tief ergriffen, sie mahnte ihn an die Fluren von Lorch, an den Tummelplatz seiner frühen dichterischen Kindheit, wie er sagte. Mit gleicher Anhänglichkeit gedachte jener Zeit und jener Gegenden ein Jugendgespieler des Dichters, Karl Philipp Konz; in einer Ode, welche er 1782 an Schiller richtete, finden sich die Worte:

Sieh, hier auf den Auen der Heimath,
 Jetzt unter dem Schirm der alten Linde,
 Ach! der Pflegerin meiner Kindheit —
 Jetzt am rieselnden Quell,
 Der patriarchalisch sein schwarzblaues Wasser
 Geußt aus der hölzernen Urn'
 In das Becken, gewölbt von der Künstlerhand der Natur;
 Jetzt an den Krümmungen des Waldes,
 Der wiedertönt vom Gesang der Vögel,
 An schattigen Tannen
 Und hochdrohenden Eichen,
 Wo mir kläglich herabstönt der Holztaube Gegirr;
 Dort vor mir der hochdrohende Nechberg,
 Und weiter hinten, wo unten die Flur,
 Vom Weidenbach durch schlängelt,
 Halb umkränzet der Wald,
 Majestätisch emporhebeud den Nieseturücken,
 Dein Stolz, Suevia,
 Der mächtige Staufenberg! —

Ach, wie sie mir vorübergauleu vor'm Fantasienblick,
 Die Freuden der Kindheit!
 Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'
 Ist ein Blatt,
 Worauf lebendig mich anspricht
 Mein Knabengefühl!
 Und o, wie du schon da
 Manche kindische Freuden
 Mit mir theiltest,

Da noch schlummernd in uns,
Ruhte der Funken, der jetzt
Aufzulodern begann, und bald
Ausgeschlagen wird zur Flamme!"

Auch eine liebe kleine Gespielin, an welcher Frig seine Zärtlichkeit üben konnte, wurde ihm in Lorch bescheert. Im Januar 1766 wurde seine Schwester Luise geboren. Die vermehrte Sorge veranlaßte den Vater zu vermehrten Anstrengungen um die Vergrößerung seiner Existenzmittel. Da er sich lebhaft mit Beobachtung der Bodenkultur beschäftigt hatte, so legte er die Resultate seiner Forschungen in einer Schrift nieder, welche den Titel führte:

Betrachtungen über landwirthschaftliche Dinge in dem Herzogthum Württemberg; aufgesetzt von einem herzoglichen Offizier. 4 Stücke. Stuttgart 1767—1769.

So angenehm der Aufenthalt in Lorch übrigens auch sein mochte, so wurde er der Schiller'schen Familie doch bald unmöglich; der Hauptmann hatte in drei Jahren nicht den geringsten Sold erhalten und war genöthigt, von seinem eigenen geringen Vermögen zu zehren. Erst nachdem er beim Herzoge eine nachdrückliche Vorstellung eingereicht hatte, daß er auf solche Weise unmöglich länger als ehrlicher Mann auf seinem Posten bestehen könne, wurde er abgerufen und 1768 in die Garnison Ludwigsburg versetzt, wo man ihm den rückständigen Sold allmählig nachzahlte. Seine Beobachtungen über agronomische Verhältnisse fortzusetzen, fand der Hauptmann Schiller hier die beste Gelegenheit, und um viele müßige Stunden auszufüllen, legte der unermüdete Mann eine Pflanzschule an, welche vortrefflich gedieh.

Für den Knaben war der Wechsel des Aufenthaltsortes höchst anziehend: aus dem stillen Walddorfe siedelte er in die prunkende Residenz über, denn Herzog Karl wohnte damals beständig in Ludwigsburg. Wie so viele kleine Fürstenhöfe jener Zeit, war auch der württembergische Hof ein nachlässendes Bild des liederlichen Fontainebleau; in unverantwortlicher Verschwendung wurde hier der Schweiß des Volkes verpraßt. Italienische Oper, französisches Schauspiel, Ballets, Seiltänzer, und zur Zeit des Carnevals eine italienische Messe, welche von Jung und Alt nur in der Maske besucht werden durfte, machten die kleine Stadt zu einem glänzenden Tummelplatze. Mit besonders vielem Pomp wurden die Opern aufgeführt; über die prachtvoll decorirte Bühne zogen künstlich: Elefanten und Löwen, schimmernde Kavalladen wechselten mit äppigem Ballet, von Roberre arrangirt, von dem berühmten Vestris getanzt; ein vortreffliches Orchester und renommirte Schauspieler machten den wechselnden Kreis der Vergnügungen vollständig, und alles zusammen schuf für den jungen Gast aus den einsamen Wäldern eine völlig neue Welt.

Der erste Anblick des Theaters eröffnete einer Fluth von neuen Eindrücken das Thor. Schon damals gingen dem Knaben Pläne zu Trauerspielen durch den Kopf, und mit der Liebe zum geistlichen Stande vereinte sich nun die Lust an dramatischen Gestalten. Aus Papier wurden Puppen geschnitten und Aristonine half treulich, dieselben zu bemalen und zum prunkenden Auftreten geschickt zu machen. Waren die Vorbereitungen beendet, so mußten leere Stühle den Kreis der Zuschauer vertreten, und das Stück begann.

Eindrücke, die mit solcher Macht wirkten, wurden durch scharfe Gegensätze noch mehr vertieft. Während der Herzog in seinem Treiben nur raffinirter Sinnenlust folgte, schränkte ein pfäffischer Gewalthaber in Ludwigsburg und Umgegend jede selbständige Regung des Lebensmuthes mit brutaler Faust ein. Der sogenannte Spezialsuperintendent Zilling, ein würdiges Seitenstück zu dem Patriarchen im Nathan, regierte als Souverän in den kirchlichen Verhältnissen des Städtchens. Er war der Sohn eines Bäckers; sein eigener Bruder, der den Küsterposten bekleidete, durfte ihm nie den Kirchenrock überziehen, ohne ihm eine tiefe Verbeugung zu machen. Ebenso kraß wie sein Hochmuth war seine Wuth zur Rache und zur Verfolgung. Der Dichter Schubart, der sein Organist gewesen und durch Zilling's Einfluß dieses Postens entsetzt war, verlangte, als er später auf dem Hohenasperg in dumpfger Zelle schmachtete, nach dem Genuß des Abendmahls, aber Zilling verbot dem dortigen Prediger, ihm dasselbe zu reichen.

Nach der Vorschrift und nach dem Vorbilde dieses Mannes wurde in Ludwigsburg aller Religionsunterricht ertheilt. Auch Schiller's Religionslehrer gehörte zu den beschränkten Frömmeligen. Einst sollte der Knabe mit seinem Kameraden Gottlieb Elwert aus Kannstadt in der Kirche den Katechismus hersagen. Ihr Lehrer drohte, sie furchtbar durchzupfeifen, wenn sie auch nur ein einziges Wort verfehlen würden. Angstvoll zitternd begannen die Knaben, doch es glückte ihnen, ihre Aufgabe ohne Anstoß zu vollenden, und der Schultyrann, dem diese Leistung wohl selbst etwas Ungewöhnliches zu sein schien, gab jedem der beiden Knaben zwei Kreuzer. Die Frucht der bitteren Angst beschloffen die Kameraden zu einem Mittel für einen besondern Genuß zu machen, und nach reiflicher Ueberlegung wanderten sie nach dem Harteneder Schloßchen, um dort Milch zu essen. Aber was sie begehrten, fanden sie nicht, und als sie Käse essen wollten, forderte man ihnen vier Kreuzer ab, sie hätten also nichts für Brod übrig behalten. Die kleinen Pilger schüttelten den Staub von ihren Füßen und setzten ihren Stab weiter, bis sie nach Neckarweihingen kamen. Hier fand ihre Ausdauer den gebührenden Lohn; für drei Kreuzer setzte man ihnen Milch in blanker Schüssel vor und ließ sie mit silbernen Löffeln essen, der vierte Kreuzer lieferte einen köstlichen Nachtisch von Johannisbeeren. Froh des Genossenen verließen die kleinen Gutschmeder den Ort ihrer Lust, und als der Heimweg sie zu einem Hügel führte, von welchem sie auf beide Orte, Hartened und Neckarweihingen, herabschauten, da gerieth Schiller in dithyrambische Begeisterung; in dichterischem Schwunge schüttete er über den Ort, der sie verstoßen, seine schredlichsten Verwünschungen aus, aber der Stätte ihrer Lust ertheilte er in gefühlvollen Worten seinen Segen.

Die lebhafteste Natur des Knaben, welche aus diesem kleinen Vorfall spricht, zeigte sich auch zu andern Zeiten, und ging selbst in Muthwillen über. In den Spielen mit seinen Kameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meist den Ton an. Selbst älteren und stärkeren Genossen imponirte er, weil er furchtlos genug war, sogar Erwachsene anzugreifen, wenn sie ihn beleidigt hatten. Wer ihm zuwider war, der hatte mancherlei muthwillige Neckereien hinzunehmen; doch da dieselben nie böswillig waren, so wurden sie ihm auch nie nachgetragen.

Wenige unter den Spielgesellen waren seine vertrauten Freunde, an diesen wenigen aber hing er fest und innig und kein Opfer schien ihm für sie zu groß. Sein liebster Freund, mit dem er fürs ganze Leben verbunden blieb, war Friedrich Wilhelm von Hoven, der später Medizinalrath in Nürnberg war. In beiden Knaben waren von gleichem Alter, Schulkameraden und angehende Theologen, ihre Väter waren beide Offiziere und bewohnten einige Zeit dasselbe Haus, dasjenige nämlich, in welchem sich die Kotta'sche Buchdruckerei befand. Fritz und Wilhelm verbrachten jede Mußestunde zusammen und übten aller Muthwillen, und Schiller begann schon hier seine schriftstellerische Thätigkeit dadurch, daß er einmal einem Seher der Druckerei die Lettern verstellte.

Schiller und Hoven besuchten gemeinschaftlich die lateinische Schule in Ludwigsburg, die ein jeder durchmachen mußte, der Theologie studiren wollte. Jährlich wurden die Zöglinge derselben in Stuttgart geprüft, und wer in dieser Examen alljährlich gut bestand, konnte im vierzehnten Jahre in die sogenannten Klosterschulen eintreten. Die lateinische Schule in Ludwigsburg hatte drei Klassen: jede derselben stand unter einem einzigen Lehrer, welcher Präzeptor genannt wurde. In der untersten Klasse wurde nichts als Latein gelehrt, nur der Freiheit als kümmerliches Almosen für das Deutsche ab. Hier waltete als Lehrer ein ernstester, ziemlich strenger Mann, der aber die Schüler freundlich behandelte, so daß alle Fleißigen ihm zugethan waren. Jede Lektion wurde, wie das damals an vielen Orten geschah, mit Gebet eröffnet. Am Sonntage mußten die Schüler Vormittags der Predigt, Nachmittags der Katechisation in der Kirche beiwohnen.

Schiller galt immer für einen der besten Schüler seiner Klasse. Er saß leicht und war von Natur fleißig; ein besondrer Sporn war für ihn noch die Ehrfurcht vor seinem Vater, der nie aufhörte seinen Fritz anzutreiben. Die Erinnerung an seine eigene vernachlässigte Erziehung, in Folge deren seine vor trefflichen Anlagen nicht zur Entwicklung kommen konnten, war dem wackeren Manne stets schmerzlich, und er setzte alles daran, daß der Sohn etwas tüchtiges lernen sollte. Fritz that ihm nicht leicht genug, und wenn dessen Lehrer auch vollkommen mit ihm zufrieden waren, so sprang und spielte er dem Vater doch zu viel im Garten umher, wodurch er sich öfter Verweis und Strafe zuzog.

Zu Ostern eines jeden Jahres mußten die theologischen Scholaren aus ganz Württemberg sich in Stuttgart einfinden, um daselbst von dem Rektor des Gymnasiums geprüft zu werden. Man nannte diese Prüfung das Landesexamen und wer dabei nicht bestand, wurde vom Studium der Theologie ausgeschlossen. Ostern 1769 machte Schiller die Reise nach Stuttgart zum erstenmal; der Rektor M. Knaut war mit ihm sehr wohl zufrieden, er gab ihm die Pensur: *Pae bonae spei, quem nihil impedit, quo minus inter potentes huius anni recipiatur.*

Bald nachher wurde Schiller in die zweite Klasse versetzt, wo ebenfalls die lateinische Sprache die Alleinherrscherin war. Während in der untersten Klasse — *horribile dicta!* — nichts als Grammatik getrieben wurde, ging man in der zweiten zum Lesen der Klassiker über. Der Präzeptor dieser Abtheilung, ein gewiegter Schulmann, der trotz seiner frommen Richtung ein grimmiges Regiment führte, ließ des Freitags, wenn Deutsch auf dem Stundenplane stand, streng

gläubige Bücher lesen und hielt förmliche Katechisierungen. Wenn ein Schüler nicht aufmerksam war, so wurde er an diesem geweihten Tage mit sanften Worten einstweilen zurechtgewiesen, sein Name aber kam ins schwarze Register, und sobald er an einem der folgenden Tage sich irgend etwas zu Schulden kommen ließ, erhielt er das residirende Kapital mit reichlichen Zinsen in guten, vollwichtigen Prügeln ausgezahlt. In dieser Lust fühlten die Scholaren sich nicht sehr behaglich, sie spannten alle Segel auf, um recht bald in die erste Klasse versetzt zu werden.

Bisher hatte Schiller, wenn er auch den besten seiner Klasse stets gleichstand, sich nicht durch besonders auffallende Kräfte oder Leistungen hervorgethan. Aber als er elf Jahre zählte, trat bei ihm das Ungewöhnliche seines Wesens allmählig hervor. Die lärmenden Spiele der Knabenzeit fesselten ihn nun nicht mehr; mit einem ausermählten Genossen durchzog er während der Freistunden die schöne Landschaft um Ludwigsburg und die schattigen Wälder; die Freunde klagten über ihr hartes Schicksal, grübelten über die tiefumnachtete Zukunft, und hingen den Träumen nach, welche die Hoffnung mit leiser Hand auf dem Nebelschleier der kommenden Zeit entwarf.

Das Streben nach einem höhern Ziele ließ sich nicht mehr verbergen, es äußerte sich anfangs in regem Fleiße, aber bald rüttelte der Genius auch an den engen Schranken, die ihm nur anfangs unbedingt ehrwürdig erschienen waren. In der ersten Klasse, wohin der Knabe vorgerrückt war, lehrte der Oberpräzeptor Johann Friedrich Jahn *). Hier wurde auch etwas Griechisch und Hebräisch getrieben, doch blieb das Lateinische der Hauptgegenstand des Unterrichts. Jahn war Geistlicher, aber er bestieg nie die Kanzel; seine Neigung war ganz dem Lehrfach zugewendet, und er galt für einen vorzüglichen Schulmann. In den alten Sprachen war er Meister; sein unerschütterlicher Ernst, die Konsequenz seiner Methode, sein Scharfblick, der ihn das Wesen jedes Schülers genau erkennen ließ, und seine Gewissenhaftigkeit machten ihn zu einem vortrefflichen Lehrer. Von römischen Dichtern ließ er Ovid's Tristien, Virgil's Aeneide und die Oden des Horaz übersetzen; es wird ihm rühmend nachgesagt, daß er bei seiner Erklärung der Klassiker den Kreis seiner Auseinandersetzungen sehr weit spannte und viele Dinge zur Sprache brachte, welche in andere wissenschaftliche Zweige überschlugen. Auf diese Weise gab er seinen Schülern eine umfassendere Bildung, als sie auf den übrigen lateinischen Schulen zu erhalten pflegten.

*) Alle übrigen Biografen erzählen, daß Schiller's Vater schon 1770 nach der Solitude versetzt, und Fritz bei Jahn in Kost und Wohnung gethan sei. Palleste (I, 43) widerspricht dieser Annahme und gibt an, der Hauptmann Schiller sei erst 1775 nach der Solitude gekommen. Obwohl Palleste die Quelle nicht nennt, aus welcher seine Nachricht stammt, so scheint mir diese Ansicht doch die richtige zu sein, denn es wird ausdrücklich gesagt, der Herzog habe den Hauptmann Schiller deshalb mit der Oberaufsicht aller Anlagen auf der Solitude beauftragt, weil Schiller in Ludwigsburg in einer Baumschule so ausgezeichnete Erfolge erzielt habe. Der Hauptmann Schiller kam aber erst 1768 nach Ludwigsburg, und bis 1770, in nur zwei Jahren, konnte er unmöglich in einer neu angelegten Baumschule auffallende Resultate gewinnen.

Unter Jahn's Leitung machte Schiller allerdings bedeutende Fortschritte, aber die rauhe, pedantische Zucht machte ihn scheu, und endlich kam es zum offenen Bruch zwischen ihm und seinem Lehrer. Auf dem Landexamen in Stuttgart erhielt Schiller Ostern 1771 die Zensur: Puer bonae spei, qui non infeliciter in literarum tramite progreditur.

Gleich darauf wurde Jahn versetzt, an seine Stelle trat ein Oberpraeceptor Namens Winter. Schiller übertraf alle seine Mitschüler in der Fertigkeit lateinische Verse zu machen, ihm wurde daher der Auftrag, den anziehende Winter poetisch zu begrüßen. Er meinte etwas sehr Feines gesagt zu haben als er in dem Gedichte mit aussprach, Winter verspreche den Schülern einen schönen Frühling. Aber Winter war rasch zum Borne, und in Folge eines Mißverständnisses wurde Schiller einige Tage später von Winter ganz schändlich durch harte Stockschläge gezüchtigt. Der Oberpraeceptor erkannte kurz nachher sein Versehen und ging zu Schiller's Vater, um sich zu entschuldigen. Fräulein hatte, nach der Art eines jeden gesunden Knaben, von seiner Züchtigung nicht verlauten lassen, aber die blauen Flecke auf seinem Rücken sprachen um i: deutlicher.

Aus jener Zeit ist auch noch ein langes Karmen in lateinischen Distichen vorhanden, in welchem Schiller dem allgewaltigen Superintendenten Zilling gestattete Herbstferien den offiziellen Dank der Schüler darbrachte. Es ist vom 28. September 1771 datirt.

Zilling war es auch, welcher den Knaben konfirmirte. Ostern 1772 sollte die Feierlichkeit stattfinden. Am Tage zuvor sah die fromme Mutter den Knaben harmlos und gleichgültig auf der Straße umherschlendern. Sie rief ihn zu sich und machte ihm Vorwürfe über den Leichtsin, mit welchem er der wichtigen Handlung entgegenginge. Der Knabe war betroffen, er wußte, wie grundlos die Sorgen der guten Mutter waren; er eilte fort, und in der Einsamkeit sprach er in seinem ersten deutschen Gedichte die Gefühle aus, mit welchen er den Tag seiner Konfirmazion herankommen sah. Als er die Verse auch seinem Vater übergab, verbarg derselbe seine Bewegung unter den scherzenden Worten: „Du bist nährisch geworden, Frig?“

Das schnelle Wachsthum des Knaben that eine kurze Zeit durch körperliche Schwäche dem Fleiß desselben Abbruch; beim Landexamen im Jahre 1772 erhielt er die Zensur: Non sine fructu per annum proxime praeteritum in iisdem laboravit pensis cum antecessoribus, utat eos non penitus exaequet. Er aber seine Gesundheit sich kräftigte; war das Versäumte nicht allein bald nachgeholt, sondern sein Eifer wurde so rastlos, daß seine Lehrer ihm ernstlich Gehalt gebieten mußten. Die außerordentlichen Fortschritte des Knaben zeigten sich in seinen Zeugnissen in der Lateinischen, Griechischen und Hebräischen Sprache er erhielt bei jeder Prüfung ein doppeltes A, die beste Zensur, welche überhaupt gegeben wurde. Seine Lehrer bezeichneten ihn als einen Knaben, der zu großen Hoffnungen berechtigte, der Herzog wurde aufmerksam auf ihn. Doch dieser Umstand sollte ihn auf eine ganz andere Lebensbahn lenken, als die er sich selbst gewählt hatte. Den Weg zu einem behaglichen, obskuren Pfarranthe ver schloß ihm der Wille des Herzogs, und trieb ihn statt dessen dem höchsten Ziele zu.

Landes wurden an Frankreich verkauft; fast drei Millionen Livres solchen Blutgeldes steckte der Herzog in die Tasche.

Von Friedrich dem Großen hatte Karl Eugen sich längst völlig losgesagt; beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges nahm er freiwillig für Oesterreich Partei, Oberst Rieger mußte 14,000 Mann Soldaten ausheben, deren Aufstellung die Würtemberger fast zur Verzweiflung brachte; der Herzog ließ sie in Sachsen einrücken, sie spielten eine elende Rolle in dem ganzen Kriege, Krankheit und Strapazen fraßen mehr Menschen, als das Schwert des Feindes. Rieger gewann durch das Soldatenspiel solchen Einfluß, daß er seinen Genossen unbequem wurde; Montmartin entdeckte plötzlich eine hochverrätherische Korrespondenz seines Kollegen mit dem Auslande, er legte sie dem Herzog vor, und Rieger wurde ohne Untersuchung verhaftet und in den tiefsten Kerker der Feste Hohentwiel geworfen.

Die württembergischen Landstände hatten wiederholt ihre Beschwerden bei Herzogen angebracht, er hatte sie nie beachtet, und um dem ewigen Murren auf dem Wege zu gehen, verlegte er seine Residenz von Stuttgart nach Ludwigsburg. Nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges wurde die ganze Heeresmacht beibehalten, und um sie erhalten zu können, griff man die Landschaftskasse an und schrieb neue, ungesegnete Steuern aus. Die Landstände protestirten energig, der Herzog wurde darüber sehr aufgebracht, er ließ den Landschaftskonsulenten Moser, einen berühmten Rechtsgelehrten und sehr ehrenhaften Mann, ohne Urtheil und Recht in den Kerker zu Hohentwiel werfen.

Da endlich rafften die Landstände sich zu energischem Thun auf. Sie machten ihrem Fürsten den Prozeß bei Kaiser und Reich; Preußen und einige andere Staaten traten als Vermittler auf und brachten 1770 einen Vergleich zustande; die Verfassung wurde hergestellt, Montmartin und Wittleber wurden entfernt. An die Stelle dieser Schurken trat eine edle Frau, welche, obgleich durch ein Verbrechen geworden, doch der rettende Engel des Landes wurde.

Karl Eugen sah die Gemahlin des Barons von Leutrum, eines altbairerischen Kammerherrn, an den ihr unbemittelter Vater, ein Herr von Bernardebach, verheirathet hatte. Franziska war von hoher Schönheit und von nicht geringem Geiste, der Herzog verliebte sich leidenschaftlich in sie, er entführte sie ihrem Gemahl, machte sie zur Reichsgräfin von Hohenheim und blieb ihr treu ergeben; als seine Gemahlin im Jahre 1786 starb, ließ er sich mit Franziskamorganatisch trauen.

Karoline von Wolzogen nennt Franziska eine gute deutsche Frau; in solchen Munde sind diese Worte hohes Lob. Franziska's segensvoller Einfluß zeigte sich bald und entschieden. Herzog Karl beschränkte seine Hofhaltung zu großer Einfachheit; die goldbetrefften Schaaren geschäftiger Müßiggänger wurden aufgelassen, das Theater auf bescheidene Verhältnisse herabgesetzt, die Soldaten lehrten zum Pfluge und zum Handwerke zurück. Moser wurde freigelassen und in sein Amt wieder eingesetzt, und auch Rieger, der schon vor Jahren entlassen war und sich in fremden Diensten ausgezeichnet hatte, wurde zurückberufen und zum Kommandanten des Hohenasperg ernannt. Als aber der Dichter Schubart seinen Versen öffentlich über das Verhältniß des Herzogs zu Franziska spottete, brach die Gewaltthätigkeit noch einmal wieder hervor, und die lange geübte

Mittel zur Befriedigung persönlicher Rache wurden wieder in Bewegung gesetzt; Schubart wurde auf württembergisches Gebiet gelockt und auf dem Asperg in qualvoller Gefangenschaft gehalten. Doch auch dieses Unrecht fühlte Karl Eugen später wieder, so gut er konnte, Schubart wurde aus seiner Haft entlassen und zum Direktor der Hofmusik und des Theaters in Stuttgart ernannt.

Das schönste Zeugniß für den segensreichen Einfluß der Gräfin Franziska, die alle guten Geister in des Herzogs Brust wieder weckte, ist ein Reskript, welches Karl Eugen bei Gelegenheit seines fünfzigsten Geburtstages am 11. Februar 1778 erließ, mit der Bestimmung, daß es von allen Kanzeln verlesen werden sollte. Es heißt darin:

„Gott, von dem alles Gute kommt und ohne welchen nicht Gutes kommen kann, haben Wir es zu verdanken, daß durch seine Güte Unsere Lebensjahre mit dem heutigen Tage sich auf fünfzig, mithin ein halbes Jahrhundert, erstrecken, wobei er Uns besonders seine Gnade verliehen, Unserm so vorzüglichen Berufe gemäß dasjenige mit guten Kräften und guter Gesundheit bishero ausführen zu können, was nicht allein Unsere Regentpflichten mit sich gebracht, sondern auch was Wir zum wahren Besten Unserer lieben und getreuen Unterthanen nach Unserer landesväterlichen Obliegenheit von Zeit zu Zeit für dienlich befanden.

„Da wir aber Mensch sind und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben, und auch für das Künftige bleiben müssen, so hat es nicht anders sein können, als daß, theils aus angeborner menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamer Kenntniß und sonstigen Umständen sich viele Ereignisse ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl für jezo und das Künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freimüthig, denn dies ist die Schuld eines Rechtschaffenen, und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Recht denkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erde, für beständig heilig sein und bleiben sollte.“

Die Gräfin Franziska war klug genug einzusehen, daß in dem Geiste eines Mannes wie Karl Eugen keine Leere, und in dem Herzen dieses wildstürmenden Mannes keine Einförmigkeit sein dürfe. Sie leitete seine Neigungen und seine Kräfte in segensreiche Bahnen, und Karl Eugen gründete nun Schulen für den Ackerbau, für Kunst und Wissenschaft.

Drei Stunden von Stuttgart entfernt, auf der Höhe des bewaldeten Hasenberges, hatte der Herzog in den Jahren 1763 bis 1767 ein Lustschloß erbaut, dem er den Namen „die Solitude“ gab. Zuerst hatte nur ein einfaches Landhaus stehen sollen, aber mit der Ausführung wuchs auch der Plan. Ein prachtvolles Gebäude in Rundform wurde aufgeführt, von einer hohen Kuppel in der Mitte hatte man die herrlichste Aussicht; Nebenschlösser und Pavillons reiheten sich an das Hauptgebäude, unter ihnen auch eine Akademie; außerdem lagen auf dem Berge noch eine katholische Kirche, ein Opernhaus, ein Marstall und einige Kasernen für die herzogliche Garde.

In diesem schöngelegenen Schlosse errichtete der Herzog im Jahre 1770 unter dem Namen „militärisches Waisenhaus“ eine Erziehungsanstalt, hauptsächlich für Soldatensöhne. Bald nachher aber sagte ihr Gründer den Plan, die Schüler dieser Anstalt für den Hof und das herzogliche Haus nutzbar zu

machen, es wurden Lehrstunden für Tanz, Gesang, Bildhauerei und andere Künste angefest, und diese Erweiterung zog naturgemäß noch einmal eine Vergrößerung nach sich; Lehrer für den Unterricht in der Geschichte und Geographie, in Sprachen u. s. w. wurden angestellt, Jahn von der lateinischen Schule in Ludwigsburg wurde berufen. Aus der militärischen Pflanzschule wurde sonach eine allgemeinere und höhere Erziehungsanstalt geschaffen, welche auch Studirenden zur Vorbereitung dienen könne; zu Ende des Jahres 1772 wurde die Schul zur Akademie erhoben.

Jetzt sollten Söhne aus höheren Ständen, besonders Offizierssöhne, aufgenommen werden. Um Zöglinge zu gewinnen, die seiner Anstalt Ehre zu machen geeignet waren, ließ der Herzog von Zeit zu Zeit in den Schulen des Landes nach begabten Knaben forschen, die er dann, theils durch Güte, theils durch einen mehr oder minder wirksamen Druck auf die Eltern, zum Eintritt veranlaßte. Schiller's Freund Wilhelm von Hoven und dessen Bruder hatten dem Rufe des Herzogs folgen müssen, und die günstigen Zeugnisse seiner Lehrer bereiteten dem Sohne des Hauptmanns ein gleiches Loos. Herzog Karl wendete sich an den Vater mit dem Erbieten, seinen Sohn in der Pflanzschule völlig kostenfrei unterrichten und erziehen zu lassen. Die Familie Schiller, besonders die Mutter, hatte sich in dem Gedanken, daß Fritz Theologe werden solle, glücklich gefühlt, und der Vorschlag des Herzogs fand wenig Beifall. Daher suchte der Hauptmann Schiller durch eine freimüthige Vorstellung und durch den Hinweis auf die bereits bestimmte Lieblingsneigung des Knaben abzulehnen. Da ein theologischer Lehrstuhl an der Solitüde nicht bestand, so erwiderte der Herzog selbst: unter solchen Umständen könne er allerdings die Laufbahn des Knaben im Institute nicht begründen.

Aber einige Zeit nachher erließ der Fürst noch zweimal an den Hauptmann Schiller die Aufforderung, seinen Sohn der Akademie zu übergeben, die Wahl des Studiums solle dem Knaben ganz anheim gestellt werden, und später solle er eine bessere Versorgung gewinnen, als im geistlichen Stande irgend möglich sei. Schiller's Vater lebte als Offizier in herzoglichen Diensten nur von seiner Solde, er durfte nicht wagen, sich der höchsten Ungnade auszusetzen, und da Fritz, obwohl mit schmerzlicher Ueberwindung, seinem Lieblingsplane zu entsagen bereit war, so meldete der Hauptmann seinen Sohn zur Aufnahme an; unter dem 18. Januar 1773 d. d. Ludwigsburg richtete er ein zeremoniöses Dankschreiben an den Intendanten der Akademie.

Der dreizehnjährige Knabe wählte zu seinem Studium die Jurisprudenz; Professor Jahn prüfte ihn und gab ihm das Zeugniß, er überseze die üblichen lateinischen Autoren, nicht weniger das griechische Testament, mit ziemlicher Fertigkeit; er habe einen guten Anfang in der lateinischen Poesie, doch seine Handschrift sei sehr mittelmäßig. In einem blauen „Rücklein,“ mit einem Besig von 43 Kreuzern baaren Geldes und fünfzehn lateinischen Büchern verließ Fritz das väterliche Haus, und wanderte auf schnurgerader Allee von Ludwigsburg seiner Bestimmungsorte, der Solitüde, zu.

Am 17. Januar 1773 wurde Friedrich Schiller in die militärische Pflanzschule aufgenommen.

Es gibt in Italien einen Mönchsorden der Theatiner; sie widmen sich gänzlich dem Studium der Wissenschaften und legen ihre Klöster auf Höhen an, welche einen weiten Umlid gewähren. Die Theatiner behaupten, daß eine solche Fernsicht der Entwicklung der Gedanken förderlich sei. Wenn ihre Ansicht richtig ist, so hatte Fritz über seinen neuen Aufenthaltsort nicht zu klagen. Ueber Berge und Thäler hinweg erreichte der Blick die rauhe Alp, auf den malerisch gefornnten dunkeln Felsen traten die weißen Mauern der Feste Neuffen mächtig hervor. In der entgegengesetzten Richtung lagerte in blauen Umrissen das fränkische Gebirge, und nach Stuttgart zu stieß eine waldbedeckte Hochebene an das Schloß, alte moosige Buchen, Eichen und Tannen gaben dichten Schatten.

Die Anstalt selbst war keineswegs ein unbehaglicher Aufenthalt; die Lehrräume, Speisefäle und Schlafzimmer waren lustig und geräumig, die Kost einfach aber nahrhaft und reichlich. Die Leistungen tüchtiger Lehrer brachten Schwung und Eifer in die Bestrebungen der Schüler, Unterrichtsstunden und körperliche Uebungen wechselten mit einander. Major von Seeger leitete als Intendant das Ganze mit vieler Einsicht, der Herzog selbst war öfter im Speisesaal oder beim Unterricht zugegen. Er nannte die Zöglinge gern seine Söhne und war mild und vertraulich gegen sie; wenn er nach Stuttgart fuhr, dann sah man die herzogliche Kutsche nicht selten von innen und von außen voll Leben gepfropft, welche zu der Lustreise mitgenommen wurden.

Mit Rücksicht auf die zukünftigen Studien waren Latein und Griechisch für Schiller die Hauptfächer, daneben wurde Geschichte, Geografie und Mathematik getrieben. Die letztgenannten Fächer hatten für Schiller nicht viel Anziehungskraft, im Lateinischen bewährte er seine alte Meisterschaft, und am Stiftungstage der Akademie, am 14. Dezember 1773, erhielt er auch in der griechischen Sprache den ersten Preis, der in einer großen silbernen Medaille mit dem Bildniß des Herzogs bestand.

Wie erhebend solche Erfolge auch sein mußten, so berührten sie doch nicht die geheimsten Wünsche des Jünglings; die Gebieterin seines Herzens war die Poesie, jede Freistunde, selbst auf Spaziergängen, war ihr gewidmet. Klopstock's Messias wurde ihm hier zuerst bekannt und erfüllte sogleich seine ganze Seele. Im theologischen Stande hatte er seine Heimath suchen wollen, man trieb ihn halb mit Gewalt von dieser Bahn zurück, aber die Träume seiner erregten Fantasie ehrten immer mit Vorliebe in die Gefilde seiner einstigen Hoffnungen zurück, und Klopstock's Messias bot ein Feld dar, auf welchem die fromme, durchschauerte Seele uns Ungemeßene schweifen und alle verloren gegebene Seligkeiten durchkosten konnte. Der Jüngling fühlte den Hitzgeschlag des Genies, der diese hohe, begeisterte und entflammende Poesie schuf, oft wandelten ihn heilige Schauer und Entzückungen an, Gebete flossen von seinen Lippen und in Gesellschaft mit anderen hielt er förmliche Andachtsstunden. Aber nach dem ausdrücklichen Zeugnisse einer Jugendfreunde gefellte er sich nie zu den kopfhängerischen Scheinheiligen und Betbrüdern, welche einige Jahre lang in der Akademie ihr Wesen trieben. Ihn lockte es nicht, mit geheuchelten Gefühlen vor der Welt zu prunken; er lag tief in den Geist des hohen Wertes hinab, und seine verwandte Seele gab ihm den Stoff zu einem ähnlichen Epos, Moses. Nicht einen Gegenstand,

dessen Aktivität eigentlich nur im Dulden besteht, sondern eine Persönlichkeit von gewaltiger Thatkraft, welche eine ganze Welt von Muth und Energie ausfüllte, wählte Schiller in sehr bezeichnender Weise zum Vorwurf seiner Muse. Leider ist von diesem Gedichte nichts erhalten; Schiller schrieb es im Jahre 1773 nieder.

Nicht minder großartig als der Eindruck des Messias war die Wirkung des „Ugolino“ von Gerstenberg. Ein Freund sprach mit Begeisterung von diesem gewaltigen Trauerspiele, und veranlaßte, daß auch Schiller es las, nicht flüchtig und hastig verschlingend, sondern, wie es seine Art war, in ernstem Studium. Der Ugolino mußte ihn um so mehr ergreifen, da das ganze Stück in jener höchsten Anspannung der Kraft vorüberrollt, welche auch Schiller's erste Dramen uns zeigen.

Was der Messias und der Ugolino in Schiller angeregt hatten, das vereinigte sich in einem Trauerspiele, „die Kristen“ betitelt. Es scheint die Verfolgungen der ersten Kristen behandelt zu haben, und Schiller's Vater muß es gekannt haben, da er viele Jahre nachher in einem Briefe von dem Stücke spricht.

Es ist höchst bedeutungsvoll, wie schon die ersten poetischen Entwürfe Schiller's kühn zu den großartigsten Stoffen greifen, und nicht minder schwerwiegend erscheint es, daß der Jüngling bei der Wahl seiner Stoffe nicht sowohl durch das eigentlich Künstlerische, sondern ausschließlich durch das sittlich Hohe angezogen wurde. Wir sehen schon hier den tiefen festen Grund erscheinen, auf dem die ganze Poesie Schiller's so kühn und so mächtig sich aufbaute: es ist die glühende Begeisterung für alles Große, Gute, Edle; es ist, mit Einem Worte, die großartige Sittlichkeit, dieses Wort in der höchsten und edelsten Bedeutung genommen.

Während der Zeit der religiösen Schwärmerei war es jedenfalls für Schiller sehr lehrreich, diese Richtung auch einmal in einem ihrer Auswüchse kennen zu lernen. Im August 1774 besuchte Lavater die Solitude und suchte auch hier Stoff für seine Phlogonomie; er betrachtete die Zöglinge oft durchdringend und anhaltend, und diese hielten seine Kunst für eine untrügliche, bis sie schließlich in auffallenden Beispielen zu ihrer Belustigung erkannten, wie gründlich sich der weise und fromme Mann gelegentlich irrte.

Daß Schiller aber von seinen schwärmerischen Ideen nicht so vollständig ergriffen wurde, daß jeder gesunde Blick in ihm getrübt wurde, erhellt aus einem interessanten Documente, welches sich aus jener Zeit erhalten hat. Es ist ein schriftlicher Aufsatz von Schiller, den er auf des Herzogs Veranlassung niederschrieb. Der fürstliche Erzieher hatte selbst das Thema bestimmt; jeder Zögling sollte ein Bild von sich und seinen Mitschülern entwerfen; als besondere Eigenschaften, die nicht übergangen werden durften, waren verzeichnet: Kristenthum, Gesinnung gegen den Herzog, Betragen gegen Lehrer und Genossen, Fleiß, Talent und persönliche Sauberkeit.

Schiller's Arbeit verräth ohne Frage für einen funfzehnjährigen Knaben eine seltene Regsamkeit des Geistes, und zugleich eine ungewöhnliche Gewandtheit im Ausdruck; höchst interessant ist es auch zu bemerken, mit welcher Feinheit und Freimüthigkeit Schiller manches auszusprechen versteht, was er dem Herzog

zu bedenken geben will. Nachdem er über seine Mitschüler gesprochen, schildert er sich selbst in folgenden Sätzen:

„Nun habe ich, Durchlachtigster Herzog, meine Mitbrüder so geschildert, als mir der Umgang mit ihnen und die wenige Beurtheilungskraft gestattet haben. Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt, und würde wünschen, auch etwas zu derselben Glück beitragen zu können. Dürfte ich mich also unterstehen, meine Gedanken in das edle Herz meines gnädigsten Fürsten auszuschütten? Mit diesem Augenblick stelle ich mir den ganzen Umfang meines Glückes für Augen, welches mir schon seit einigen Jahren entgegenseilt. Ich erblicke den Vater meiner Eltern vor mir, dem ich seine Gnade nie vergelten kann. Ich erblicke ihn und seufze. Dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schöner sein als Eltern, welche unmittelbar von seiner Gnade abhängen. Dürfte ich mich ihm mit meiner Entzückung nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt; dürfte ich die Worte erzählen, welche mir mein Vater anvertraute: Sohn, bemühe dich, Ihm zu gefallen, bemühe dich, daß Er dich und deine Eltern nicht vergesse. Denke, daß von Ihm dein Leben, deine Zufriedenheit, dein Glück abhängt, denke, daß ohne Denselben deine Eltern unglücklich werden. Bete für Sein Leben, daß er dir nicht mitten in dem Glanze deines Glückes entrisen werde.

„So sprach er seufzend zu mir. Von jetzt an soll es mir ein Gesetz werden, das ich mit Verlust meines guten Gewissens niemals umstoßen könne. Nun beurtheilen Sie mich, Durchlachtigster Herzog, nach den Regeln der Religion. Sie werden mich öfters übereilend, öfters leichtsinnig finden; aber ist es denn nothwendig, daß Vergehungen dasjenige umstoßen, was Vertrauen und Liebe zu Gott aufgebaut haben, und was ein von Natur empfindbares Herz sich zum Grundgesetz machte? Beurtheilen Sie mich nach meinen eigenen Worten, ob ich Sie nicht liebe, nicht verehere, nicht anbete; oder sollte ich gar schwören, daß ich meinen Fürsten verehere? Ich kenne den Werth der Tugend noch nicht, aber ich empfinde ihn zu meiner Beschämung, ich empfinde ihn in den Handlungen meines Wohlthäters.

„Sehen Sie mich, Durchlachtigster Herzog, in der Mitte meiner Brüder, forschen Sie von ihnen selbst, wie ich mich bisher gegen dieselben aufgeführt habe. Sie werden mich eigensinnig, hitzig, ungeduldig hören müssen, doch werden dieselben Ihnen auch meine Aufrichtigkeit, meine Treue, mein gutes Herz rühmen. Aber, Durchlachtigster Herzog, die schönen Gaben, die ich habe, habe ich bisher nicht so angewendet, als es mir meine Pflichten aufgelegt haben. Nun sehe ich mich von der Unzufriedenheit gedrückt, die ich verdiene, allein ich kann doch einigermaßen Entschuldigung finden, denn wenn der Körper leidet, so leiden auch mit ihm die Kräfte der Seele, und der Wille wird durch Leibeschwächen öfters gehindert, in Erfüllung zu gehen. Ebenso habe ich Reinlichkeit am Körper bisher nicht so beobachtet, als es meine Schuldigkeit gewesen. Aber verzeihen Sie mir, Durchlachtigster Herzog, diese Fehler, denken Sie an die Gnade zurück, die meine Eltern und ich selbst aus Ihrer Hand empfangen haben. Es ist Ihnen schon bekannt, gnädigster Herzog, mit wie viel Munterkeit ich die Wissenschaft

der Rechte angenommen habe, es ist Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich schätzen würde, wenn ich durch dieselbe meinem Fürsten, meinem Vaterland dereinst dienen könnte, aber weit glücklicher würde ich mich halten, wenn ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte. Jedoch hierin unterwerfe ich mich dem Willen meines weisesten Fürsten, bei dem mein ganzes Glück, meine ganze Zufriedenheit steht."

An einigen Stellen finden wir in diesem Aufsatze den Ton der wärmsten Verehrung; er kam aus einem aufrichtigen Herzen, das keine Falschheit und keine Heuchelei kannte. Schiller war dem Fürsten zugethan, der ihm viel Gutes erwies und gerade gegen ihn besonders freundlich war. Daß Schiller von Heuchelei weit entfernt war, geht auch aus den Urtheilen seiner Mitschüler hervor; der Herzog ließ dieselben später zusammenstellen, es ergab sich dabei folgende Charakteristik:

"Schiller ist fast in allen Stücken dem Cleven von Hoven gleich und geht auch besonders beider Neigung auf die Poesie, und zwar bei Schiller auf die tragische, bei dem von Hoven auf die lyrische. Ist sehr lebhaft und lustig, hat gar viel Einbildungskraft und Verstand; ist sehr bescheiden, schüchtern, sehr freundlich, und mehr in sich selbst vergnügt, als äußerlich, liebt beständig Gedichte.

Seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich in den Wissenschaften nicht so sehr wie andere hat hervorthun können. Gegen seine Vorgesetzten ist er ehrfurchtsvoll. Legt sich auf Rechtsgelehrsamkeit.

"Sehr dienstfertig, freundschaftlich und dankbar, sehr aufgeweckt und sehr fleißig.

"Ist gewiß ein wahrer Krist, aber nicht gar reinlich. Neigung zur Poesie.

"Ist zwar nicht ganz mit sich selbst, aber doch vollkommen mit seinem Schicksal zufrieden.

"Hat einen Hang zur Theologie.

"Wendet seine Gaben nicht gut an."

Nach Jahren, als die Leidenschaften der Jugend längst verraucht und die Urtheile über Personen und Zeiten bereits eine historische Gestalt und Färbung angenommen hatten, stand Schiller als berühmter Dichter mit Hoven an der Gruft des Herzogs; bei dieser Gelegenheit sagte er seinem Freunde die Worte: „Da ruht er also, dieser rastlos thätig gewesene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersteren wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen, und das Andenken an die letzteren muß mit dem Todten begraben werden. Darum sage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht, er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch!“

Schon damals, als Schiller noch in der militärischen Pflanzschule war, muß der Herzog seine Bedeutung geahnt haben, denn als die Rechtslehrer einmal über Schiller's Theilnahmlosigkeit am Zus. Klage führten, antwortete der Fürst: „Laßt mir diesen gewähren; aus dem wird etwas.“

Der militärischen Pflanzschule wandte der Herzog nicht allein reichliche Mittel, er wandte ihr auch seine Liebe und seine Arbeit zu. Die Anstalt blühte immer mehr empor, die angesehensten Familien des Landes bemühten sich um Plätze für ihre Söhne, die Aufnahmegesuche mehreten sich mit jedem Jahre. Als

Das Land die Erfolge der herzoglichen Fürsorge sah, milderte sich der Groll gegen die vergangenen dunkeln Zeiten immer mehr, die Schule wurde ein Band zwischen dem Fürsten und dem Volke. Die Räume auf der Solitude erwiesen sich sehr bald als zu klein, schon im Jahre 1772 hatte der Herzog den Grundstein zu einem neuen Gebäude legen lassen, aber die Ausführung desselben unterließ, da es zweckmäßiger erschien, die Anstalt nach Stuttgart zu verlegen. Eine große Kaserne in der Hauptstadt mußte auf den Befehl des Herzogs zur Aufnahme des Instituts eingerichtet werden.

Am 18. November 1775, in demselben Jahre, in welchem Schiller's Vater von Ludwigsburg nach der Solitude versetzt und, später mit Majorstrang, zum Inspektor sämmtlicher Anlagen daselbst ernannt war, marschirten die Böglinge der Pflanzschule mit ihren Lehrern und ihren Vorgesetzten in Uniform und in militärischer Ordnung von der Solitude ab. Als sie der Hauptstadt sich bis auf eine halbe Stunde genähert hatten, kam der Herzog ihnen entgegen und stellte sich zu Pferde an ihre Spitze; unter seiner Führung zogen sie feierlich in Stuttgart ein. Gleichzeitig kam auch der Hof von Ludwigsburg wieder nach Stuttgart. Der Jubel in der Hauptstadt war groß; als der Parademarsch sich langsam durch die Straßen bewegte, waren alle Fenster mit Zuschauern überfüllt, Blumen wurden herabgeworfen und dem Herzog vielfache Hochs gebracht. Am Eingange der Akademie erwarteten die Angehörigen der Böglinge die junge Schaar und begrüßten sie mit freudigem Zuruf.

Der festliche Tag war zugleich ein schönes Zeichen, daß der Herzog und die Hauptstadt wieder ausgesöhnt waren.

Das Akademiegebäude war noch unvollendet und erweiterte in der Folge sich immer mehr. Es lag damals außerhalb der Stadt hinter dem Residenzschlosse; das weitläufige Gebäude ist jetzt der Neckarstraße zugewandt. Aus der Mitte des Bauwerkes mit seinen drei Flügeln ragte eine Kirche mit niedrigem Thurme empor. In den oberen Stockwerken waren die Wohnungen der Aufseher, die Schlafsäle der Eleven und der prächtige Speisesaal, zur ebenen Erde befand sich der Rangirsaal und die Lehrsäle, außerdem Ateliers für die Künstler, eine Bibliothek, eine Naturaliensammlung, ein Theater und ein Winterbad. Im Sommer wurde in einem ansehnlichen Schwimmbassin gebadet; Reithähnen und ein großer Garten, in dem jeder Bögling sein Theil Land zur Bestellung hatte, vervollständigten das Ganze in der ausreichendsten Weise.

Die Schlafsäle ruhten auf zwei Reihen von dorischen Säulen; zwischen je zwei Säulen stand ein sehr sauberes Bett, mit einem Gitter umgeben, zur Seite war ein Wandschrank angebracht, in dem der Eleve seine Habseligkeiten verschloß; das Bild des Herzogs zierte die freie Wand des Schlaffaales. Der Name des Bögling stand auf einer Tafel an der Säule. Einige Aufseher schliefen mit in dem Schlaffaale.

Sämmtliche Eleven waren in fünf Divisionen formirt. Zur ersten gehörten nur Kavaliersöhne, deren Eltern diese Absonderung forderten; die drei folgenden Abtheilungen umfaßten Studirende, Kunstbesessene und jüngere Böglinge des Adels wie des Bürgerstandes; in der fünften Division wurden meist arme Knaben auf des Herzogs Kosten zu Schauspielern und Tänzern erzogen. Wie umfassend

der Unterricht war, erhellt aus den Namen der siebzehn Kategorien, in welche die Eleven zerfielen, es waren Juristen, Kameralisten, Finanzverständige, Mediziner, Kaufleute, Soldaten, Jäger, Bereiter, Architekten, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Modellirer, Kunstgärtner, Musikanten, Schauspieler und Tänzer. Jede Division hatte ihren besondern Schlaftaal, ihre Speisetafel und eigene Vorgesetzte, welche zum Theil aus gebienten Unteroffizieren bestanden.

Intendant des ganzen Instituts war Kristian Dionysius von Seeger, geboren 1740. Als Sohn eines evangelischen Geistlichen hatte er selbst Theologie studirt, aber bald die Uniform angezogen und war mit ins Feld gezogen. Er machte sich auch als militärischer Schriftsteller bemerkbar. Im Jahre 1770 berief ihn der Herzog zum Intendanten der neugestifteten Anstalt; in dieser Stellung zeigte er sich höchst brauchbar und rückte bis zum General auf.

Zu seiner Seite standen zwei Majors und ein Oberaufseher. Dem bürgerlichen Major Alberti hatte der Herzog die Division der Kavaliersöhne untergeordnet; alle übrigen Abtheilungen kommandirte der Major von Wolffi, welcher 1744 in Ludwigsburg geboren war. Er war ein gründlich gebildeter und sehr feinfühler Mann, der strenge Wahrung seiner Stellung und freundlichen Umgang mit den Jöglingen zu verbinden wußte. Schiller's seltene Anlagen entgingen ihm nicht; er ließ es sich angelegen sein, dem Jünglinge öfter ausgezeichnete Werke zum Studium mitzutheilen.

Eine sehr originelle Persönlichkeit war der Oberaufseher Johann Nieß. 1729 geboren, klein und fast kugelförmig dick, übrigens ein wackerer Soldat, der von der Schlacht bei Leuthen bis zum Hubertsburger Frieden das karge Brod des preussischen Kriegsgefangenen gegessen hatte. Er überbrachte dem Intendanten die Rapports, kommandirte mit Stentorstimme den Einmarsch der Eleven in den Speisesaal und machte unerwartete Runden. Nieß hatte eine Ueberkraft und eine Betriebamkeit ohne Gleichen, er führte aber auch ein sehr strenges Kommando. Gleichwohl hatte der Wiß der Eleven keine breitere und ergiebiger Zielscheibe als den gestrengen Oberaufseher.

Jede Division hatte außerdem noch fünf Vorgesetzte, einen Hauptmann, zwei Lieutenants und zwei Unteroffiziere als Aufseher. Kleine Vergehungen der Eleven wurden sogleich gerügt; hatten sie Schlimmeres verbrochen, so erhielt der Angeschuldigte ein Blatt Papier „Billet“ genannt, sein Vergehen war darauf notirt, bei der Inspektion im Rangirsaal mußte er es selbst dem Herzog übergeben; dieser hörte die Vertheidigung und sprach dann die Strafe aus, welche gewöhnlich in Entziehung des Abendbrodes bestand; Kaufereien oder Ungehorsam gegen die Vorgesetzten wurde mit Stockprügeln bestraft, doch kam das sehr selten vor. Die höchste Strafe war Verweisung aus der Akademie.

Trotz der allgegenwärtigen Ueberwachung wurde doch manches Verpönte in die Mauern der Akademie eingeschmuggelt. Einer der ältern Jöglinge trieförmlich Handel mit verbotenen Gegenständen. Während ein kurzsichtiger Professor bei Licht Vorlesungen hielt, stieg der Verwegene aus dem Fenster des Hörsaals, und mit Würsten, Brezeln, Rauch- und Schnupftabak beladen lehrte er vor Ablauf der Stunde wieder zurück. Schiller nannte ihn den Allmächtigen, weil er bei seinen Wagnissen nie ertappt wurde. Durch ihn gewöhnten sich viele

Zöglinge, auch Schiller, das Tabakschnupfen an, mit dem Rauchen wagten es nur wenige. Der „Allmächtige“ setzte sich jedoch in den Kamin des Schlaffaales und genoß hier mit Behagen seinen Knaster, nur durfte er, wie er sagte, im Sommer nicht zu sehr qualmen, damit ihn der aus dem Schornstein aufsteigende Dampf nicht verrathe.

Die Lebensordnung in der Akademie war in folgender Weise geordnet.

Morgens mit dem Schlage sechs stand man auf; jeder machte sein Bett und reinigte seine Kleider selbst; gewisse allgemeine Dienstleistungen, z. B. das Einheizen im Winter, ging der Reihe nach um. Die Lehrstunden währten von sieben bis elf Uhr, die Zöglinge wohnten ihnen in selbstbeschafften Ueberröden von beliebiger Farbe bei. In jedem der hellen und geräumigen Lehrsäle hing des Herzogs Bild und eine allegorische Darstellung derjenigen Wissenschaft, welche dort vorgetragen wurde.

Nach dem Schluß der Lehrstunden wurde in den Schlaffsälen die Uniform angelegt, ohne welche niemand beim Mittagessen erscheinen durfte. Für gewöhnlich trugen die Zöglinge eine hellblaue Tuchweste mit Ermeln; Kragen und Knoschläge waren von schwarzem Plüsch, die Knöpfe übersilbert, die Achselnähre weiß. Hierzu wurden Beinkleider von weißem Tuch, baumwollene Strümpfe und Schnallenschuhe getragen, letztere vertauschte man im Winter oder bei schlechtem Wetter mit Stiefeln. Die Haare waren auf dem Scheitel abgeschoren, in beiden Seiten wurden sie aufgerollt, ein sehr langer falscher Zopf durfte nie fehlen, aber für gewöhnlich bediente man sich nicht des Puders. Der Frisur und dem Zopfe wurde viel Sorgfalt zugewendet, die Zöglinge mußten sich dabei gegenseitig Hülfe leisten. Die Kopfbedeckung war ein dreieckiger Hut mit weißen baumwollenen Schnüren. Der Paradeanzug war bedeutend komplizirter und hatte verschiedene Abstufungen; bei diesen allen aber war der Puder unerlässlich, und die Frisur stellte einen künstlichen Thurmbau dar.

Der Mehrzahl der Eleven stand diese Uniform gar nicht übel, für Schiller aber war sie eine Entstellung. Er war hoch gewachsen und übertraf seine Altersgenossen an Körpergröße, aber seine Glieder entbehrten der Fülle, und da auch der Hals sehr lang war, so fehlte der Gestalt jede Abstufung. Sein Gesicht war stets blaß, seine Augen nicht sehr groß und meist rothumgrenzt. Das Steife in seiner Erscheinung wurde noch mehr hervorgehoben durch Schiller's kerzengerade Haltung, in welcher mancher ein Zeichen des Stolzes sah. Eine Frau, die einmal in der Akademie ihren Sohn besuchte und Schiller den Schlaffaal hinabschreiten sah, blickte ihm nach und sagte dann: „Der meint wohl, er wäre der Herzog von Württemberg!“ — In seinem Mantnesalter beugten unsägliche körperliche Leiden die hohe Gestalt des Dichters.

Gegen zwölf Uhr mußte der Anzug vollendet sein; von den Offizieren wurde um jede Division in den Rangirsaal geführt und daselbst aufgestellt. Der Herzog, der in seiner Abwesenheit der Intendant, hielt genaue Musterung und sprach öffentlich Lob und Tadel aus; hier war es, wo die „Billets“ überreicht werden mußten.

Nach der Befichtigung marschirten die Eleven in den Speisesaal, welcher über dem Rangirsaal lag und gleich diesem fast zweihundert Fuß lang war.

In diesem imposanten Gemache trugen zweiundachtzig ionische Säulen, die aus der Wand hervortraten, eine umlaufende Gallerie; zwischen den Säulen hatte man die Büsten berühmter Männer angebracht, das Plafond war mit Gemälden geschmückt. In diesem Raume wurde Morgens das Frühstück eingenommen, welches stets aus gebrannter Mehlsuppe oder Brodsuppe bestand. Mittags marschirten die Eleven an ihre Sitze,kehrten sich den Speisetischen zu, und nun erscholl das Kommando: „Zum Gebet!“ Die Hände wurden gefaltet; der Bögling, den die Reihe traf, bestieg eine Art Kanzel nahe den beiden großen Flügelthüren und betete das kurze, allgemein gehaltene Tischgebet. Auf Kommando ergriffen nun die Eleven ihre Stühle, zogen sie taktmäßig an sich und setzten sich nieder.

An einer besondern Tafel speisten diejenigen der Eleven, welchen der akademische Orden verliehen war; sie standen noch über den Cavaliershöfnen und hieser Chevaliers. Der Orden war aber nicht leicht, und nur durch besondere Tüchtigkeit zu erringen. Für besonders lobenswerthe Leistungen gab es nämlich als Preis eine silberne Medaille mit dem Bildnisse des Herzogs; wer in einem Jahre acht Preise errang, bekam den erwähnten Orden, ein goldenes, braun emailirtes Kreuz mit doppeltem F und der Inschrift: „Bene merentibus.“ Wenn er im nächsten Jahre wieder acht Preise errang, so durfte er das Kreuz am Halse tragen, und seine Brust schmückte ein silberner Stern. Die Chevaliers hatten auch zusammen ihr eigenes Schlafzimmer.

Das Essen war für alle gleich; es gab Suppe, dann Fleisch und Gemüse, und mitunter als Nachstück ein leichtes Backwerk. Weißes Brod nahm jeder nach Belieben, und aus Karavinen goß man den Böglingen so viel guten leichten Wein ins Glas, als ihrem Alter angemessen war. Die Mahlzeit dauerte drei Viertel Stunden, dann wurde zum Aufstehen kommandirt und wie beim Anfang ein Gebet gesprochen; für den Nachmittag steckten die Böglinge Weißbrod an, auch gab man ihnen wohl Obst, dann begann der Abmarsch.

Im Schlaffaal zog man wieder die Hauskleider an, bis zwei Uhr war Freistunde. Gewöhnlich ging es in den Garten hinab, wo die Zeit mit körperlichen Uebungen und mit Spielen hingebracht wurde. Die Aufseher waren stets zugegen. Für gesunde Bewegung wurde überhaupt reichlich gesorgt; die Böglinge erhielten Unterricht im Tanzen, Reiten und Fechten; von den Vätern, die im Winter gewärmt gegeben wurden, haben wir schon erzählt. Um zwei Uhr begannen die Lehrstunden wieder, und dauerten mit den häuslichen Arbeiten bis um sieben Uhr. Das Abendessen, bei welchem alles wieder in Uniform sein mußte, brachte zuerst eine Suppe, dann Wild- oder Kalbsbraten mit Salat, oder eine leichte Mehlspeise; Brod wurde wie Mittags gereicht, Wein wurde nicht getrunken. Um neun Uhr ertönte das Kommando zum Schlafengehen; jede laute Unterhaltung im Schlaffaale war untersagt, und außer der Nachtlampe durfte kein Licht brennen.

Neben dem großen Speisesaal lag ein sehr schönes, kuppelförmiges Gemach, welches der Tempel hieß; es war von ionischen Säulen getragen, drei große Thüren führten in den Speisesaal der Eleven. Hier pflegte der Herzog mit der Gräfin Franziska seine Abendtafel zu halten, einige Lehrer oder Offiziere wurden

zugezogen. Neben der fürstlichen Tafel stand im Tempel noch ein Tisch mit acht Bedecken, an welchem, nach der Bestimmung des Herzogs, jedesmal acht Eleven Platz fanden.

So verliefen regelmäßig die Wochentage, einer wie der andere. An Sonntagen und Festtagen wurde Vormittags in der Akademikirche Gottesdienst gehalten, dem alle Zöglinge, Offiziere und Aufseher beiwohnen mußten. Nachmittags durften die Eleven Besuch von ihren Angehörigen empfangen, erwachsene Schwestern durften jedoch nicht erscheinen. Ferien gab es überhaupt nicht.

Vierzehn Tage vor dem Stiftungsfest, welches alljährlich am 14. Dezember begangen wurde, traten öffentliche Prüfungen an die Stelle des Unterrichts, welcher für diese Zeit ganz aufhörte. Den Eltern war der Zutritt dazu nicht verweigert, der Herzog war fast beständig zugegen. Abends hielt er im Speisesaal eine Rede über die Ergebnisse der Prüfung und spendete Lob und Tadel. Der Stiftungstag selbst begann mit einer kirchlichen Feier, welche der Herzog nie versäumte. Nachmittags marschirten die Zöglinge sämmtlich in den großen Rangirsaal und harreten dort mit sämmtlichen Vorgesetzten des Herzogs, der mit zahlreichem Gefolge erschien; an diesem Tage trug er die Uniform der akademischen Offiziere. Zwischen ihm und den Eleven stand eine lange Tafel, auf welcher die Orden und Preise lagen. Nachdem ein Professor die übliche Rede an den Stifter der Anstalt gehalten, las der Sekretär der Akademie die Namen derer, denen Preise zuerkannt waren, der Intendant nahm dieselben von der Tafel, überreichte den Preis dem Herzoge, und dieser gab ihn dem hervorgetretenen Zöglinge, der, wenn er ein Kavalierssohn war, dem Fürsten die Hand, sonst den Hock küßte. Den Beschluß der Feierlichkeit machte ein großes Festmahl, an dem der Herzog, die Eleven und deren Väter theilnahmen; die Gallerie des Speisesaals war dabei den Besuchern eröffnet, die stets sehr zahlreich erschienen. Die Zöglinge, welche ihre Studien beendet hatten, wurden an diesem Tage entlassen.

Festtage für die Akademie waren außerdem noch die Geburtstage des Herzogs und der Gräfin Franziska, welche beide glänzend gefeiert wurden. Besuche der Eleven außerhalb der Akademie waren nicht gestattet, selbst nicht im elterlichen Hause. Sie verließen das Akademiegebäude nicht anders, als wenn sie, was jedoch selten geschah, in militärischer Ordnung spazieren geführt wurden. Im Mai durften sie die Stuttgarter Messe besuchen, auch kommandirte man sie ruppweise ins Theater. Im schreienden Gegensatz zu früheren prunkvollen Zeiten war das Theater ein düstres, schmuckloses Gebäude, und der Theaterdirektor Uriot, ein Franzose, knetete die Vorstellungen dermaßen in französische Dressur, daß sie einem gesunden Auge unerträglich schienen. Von den Schauspielern waren bereits mehrere aus der Akademie hervorgegangen, das Orchester bestand ganz aus Eleven.

Unter der Protektion der Gräfin Franziska und unter der Intendantur der Frau von Seeger bestand in dem alten Schlosse ein Institut, in welchem fünf- und zwanzig junge Mädchen, theils von Adel, theils Bürgerliche, für die feine Welt oder für Oper, Ballet und Theater erzogen wurden; es hieß Ecole des Demoiselles. Wenn die Eleven der Akademie auf Maskenbälle kommandirt wurden, ließ man sie mit den Demoiselles paarweis gehen. Die Schönen aber benahmen

sich wo möglich noch schüchtern als ihre Ritter, so daß diese Mönchs- und Nonnenzüge stets zu den spaßhaftesten Erscheinungen des ganzen Balls gehörten. —

Wir haben die Einrichtung der Militärakademie, von welcher grundsätzliche Anschauungen weit verbreitet sind, in ihren genauern Umrißen kennen gelernt. Im Jahre 1781 wurde die Anstalt durch Kaiser Josef den Zweiten unter dem Namen der hohen Karlschule zur Universität erhoben; der Nachfolger Karl Eugen's hob sie 1794 ohne Weiteres auf, ohne sie überhaupt einmal besuch: zu haben.

Unnatürlichen Zwang, tyrannische Willkür, Knechtung der Geister hat es in der Anstalt des Herzogs Karl nie gegeben. In der Schule war stets das gewissenhafteste Streben, der Jugend und dem Vaterlande zu nützen zu Hause, die Einrichtung war eine mit Liebe und Verständniß reiflich überlegte, sie war in manchen Stücken genial, und der Geist der Anstalt war ein durchaus liberaler. Der Herzog verkehrte freundlich mit den Eleven, er unterhielt oft wissenschaftliche Gespräche mit ihnen, er forderte nichts weniger als kriechende Demuth, und selbst einen ziemlich tecken Scherz strafte er nicht, wenn er einigermaßen geistreich an gebracht wurde. Es befand sich auf der Akademie ein junger Graf von Nassau, der ein Meister in tollen Streichen war und sehr viele Billets zu bestellen hatte. Einst mußte er dem Herzog wieder eine ganze Sammlung davon überreichen, als derselbe mit der Gräfin Franziska aus dem Garten kam. Der Herzog las das Sündenregister und fragte dann mit ernster Miene: „Sage Er mir, was würde Er nun wohl thun, wenn Er an meiner Stelle wäre?“ — Schnell gefaßt gibt der verwegene Zögling der Gräfin Franziska einen herzhaften Kuss, nimmt ihren Arm und sagt: „Komme, Fränzchen, laß den dummen Jungen stehen!“ — Zwischen Born und Lachen schwanke, machte der Herzog gute Miene zum bösen Spiele, und die Sache hatte dabei ihr Bewenden.

Den Lehrern ließ der Herzog volle Freiheit in ihren Vorträgen, und des liberalen Betragens des Fürsten wirkte auch auf die Vorgesetzten der Eleven. Der Intendant wurde von den Zöglingen aufrichtig geliebt; als er einst krank geworden war, äußerte sich bei seiner Genesung die Freude der Zöglinge auf eine sehr herzliche Weise. Unter den Lehrern waren, wie bei jedem größern Kollegium, so auch hier einige trodene Pedanten, welche für ihre Schüler aus der Wissenschaft eine Zwangsjacke machten, aber es waren auch vortreffliche Männer, wahr: Freunde der Jugend darunter. In ein inniges Verhältniß trat Schiller zu dem Professor der Philosophie Friedrich Abel, einem allgemein beliebten Lehrer, der auch später noch des Dichters warmer Freund blieb.

Für jede nicht ungemöhnliche Natur war die Militärakademie eine segensreiche Anstalt, und ob Schiller's Geist in diesen Räumen niedergedrückt und gedämpft, oder ob er nicht vielmehr durch den Druck, den er erfuhr, an Spannkraft und energischem Emporstreben gefördert wurde, bleibt immerhin noch die Frage. Große Geister entwickeln sich meist da am schnellsten und am weitesten, wo sie den größten Widerstand überwinden müssen, und ganz besonders gilt dies von idealen Naturen. Auch die Abgeschlossenheit war für Schiller ein mächtiges Förderniß zur innern Vertiefung; in einem bunten, wechselnden Jugendleben würde er schwerlich ebenso wie in dem Klosterleben gelernt haben, all

seine Kraft mit so hinreißender Gewalt auf Einen Punkt zu werfen, und eine Idee so machtvoll, so überwältigend, so konsequent darzustellen. Die Verhältnisse, in denen der Mensch aufwächst, sind immer ein bedeutender Faktor dessen, was er später wurde; wenn wir nun an Schiller's Größe bewundernd hinauffchauen, warum wollen wir seinem fürstlichen Erzieher jeden Antheil an dem Resultate verweigern? Und sollte die so streng geregelte, ewig konsequente, feste und stramme Zucht der Karlschule nicht auch eine der Wurzeln sein, aus denen sich der feste, männliche Charakter Schiller's entwickelte? Und gelangte Lessing in noch engeren Verhältnissen nicht zur vollsten geistigen Freiheit? Sollte es nichts als Zufall sein, daß gerade Lessing und Schiller, die beiden energischsten und an gewaltiger Wirkung bei weitem reichsten unserer großen Dichter, unter dem Zwange enger Verhältnisse groß wurden? — Diese Fragen können unmöglich leicht bei Seite geschoben werden. Mag man nun über diesen Punkt aber auch denken wie man will, jedenfalls ist der Herzog Karl Eugen nicht der Tyrann, zu dem Unkenntniß oder absichtliche Entstellung ihn gemacht haben, und die Militärakademie ist nicht für Schiller ein Gefängniß gewesen.

Das eigentliche Studium der Jurisprudenz begann Schiller im Jahre 1774. Er hörte Naturrecht und deutsche Rechtsgeschichte, später kam noch ein Kolleg über römischen Recht hinzu. Die beiden juristischen Professoren waren indes trockne Pedanten, Schiller konnte ihren Vorträgen nicht den mindesten Geschmack abgewinnen, er blieb gegen seine Mitschüler zurück, während er sie sonst in vielem übertroffen hatte. Auch Schillers Freund Wilhelm von Hoven befand sich in gleichem Falle; beiden war die Dichtkunst bereits das höchste Ziel ihres Strebens geworden, und während der Vorlesungen dachten sie mehr an ihre poetischen Pläne als an das, was sie hören sollten. Ein Wechsel ihres Studiums, zu dem sich Gelegenheit bot, wurde von beiden mit Freuden ergriffen. Carl Eugen gründete im Jahre 1775 die zur Medizin erforderlichen Lehrstühle und forderte die Eleven auf, sich, wer Lust zu dem neuen Fache hätte, zu melden.

Die beiden Freunde entschlossen sich zur Medizin; sie hatten vor, das neue Studium eifriger zu betreiben als das alte, denn es schien ihnen, als müsse die Medizin der Poesie doch näher verwandt sein, als die dürre, positive Jurisprudenz. Dieser Beweggrund, den Hoven in seiner Biografie ausdrücklich angibt, ist sehr charakteristisch für die beiden jungen Leute. Schiller's Vater war freilich von dem Wechsel nicht sehr erbaut; erst vor einem Jahre hatte ihn die Anschaffung der juristischen Bücher in Unkosten gesetzt, und nun wurde ihm für die Medizin mindestens ein Gleiches zugemuthet. Doch der Herzog billigte die Wahl seines Eleven, und der Hauptmann wußte, daß die erste Tugend des Soldaten Gehorsam sei. Fritz wurde Mediziner.

Aber den Geist, den die beiden Rechte nicht hatten fesseln können, vermochte auch die Medizin nicht zu erobern. Anatomie betrieb Schiller mit Interesse, alles übrige trat in den tiefen Schatten entschiedener Abneigung. Er hatte keine Liebe mehr zu verschenden, er hatte sie bereits an die hehre Göttin, an die Poesie verloren. Was seine Seele erfüllte, was seinem Leben als Ziel vorschwebte, das gab der Jüngling um jene Zeit sehr offen zu verstehen. In einer Monatschrift, dem Schwäbischen Magazin, im zehnten Stück des Jahrganges 1776,

wurde von Schiller eine Ode veröffentlicht. Es war das erste, was von ihm gedruckt wurde. Und wenn dem Gedichte gar kein poetischer Werth eigen wäre, das erste Gedicht, das von unserm Schiller gedruckt wurde, könnten wir nicht vergessen. Aber die klangreichen Verse sind mehr als metrische Schulübung. Hier sind sie.

Der Abend.

Die Sonne zeigt, vollendend gleich dem Helden,
Dem tiefen Thal ihr Abendangeſicht,
(Ihr andre, ach! glücksel'gre Welten
Ist das ein Morgenangeſicht)
Sie ſinkt herab vom blauen Himmel,
Ruht die Geſchäftigkeit zur Ruh,
Ihr Abſchied ſtillt das Weltgetümmel,
Und wiunkt dem Tag ſein Ende zu.

Jetzt ſchwillt des Dichters Geiſt zu göttlichen Gefängen;
Laß ſtrömen ſie, o Herr, aus höherem Gefühl,
Laß die Begeiſterung die kühnen Flügel ſchwingen
Zu dir, zu dir, des hohen Fluges Ziel,
Mich über Eſären, himmelan, gehoben,
Getragen ſein vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchſtrömt von paradiesſchem Gefühl.
Ihr Könige, für Große iſt's geringe,
Die Niederen beſucht es nur —
O Gott, du gabest mir Natur,
Theil Welten unter ſie — nur, Vater, mir Gefänge!

Ha wie die müden Abſchiedsſtrahlen
Das wallende Gewölk bemalen,
Wie dort die Abendwolken ſich
Im Schoß der Silberwellen haben;
O Anblick, wie entzückt du mich!
Gold, wie das Gelb gereifter Saaten,
Gold liegt um alle Hügel her,
Vergoldet ſind der Eichen Wipfel,
Vergoldet ſind der Berge Gipfel,
Das Thal beſchwimmt ein Feuermeer;
Der hohe Stern des Abends ſtrahlet
Aus Wolken, welche auf ihn glühn,
Wie der Rubin am ſalben Haar, das waltet
Ums Angeſicht der Königin.

Schau, wie der Sonnenglanz die Königsſtadt beſchimmert,
Und fern die grüne Haide lacht;
Wie hier in jugendlicher Pracht
Der ganze Himmel niederdämmert;
Wie jetzt des Abends Purpurſtrom,
Gleich einem Beet von Frühlingsroſen,

Gepflüdet im Elysiun,
Auf goldne Wolken hingegossen,
Ihn überschwemmet um und um.

Vom Felsen rieselt spiegelhelle
Ins Gras die reinste Silberquelle
Und tränkt die Heerd' und tränkt den Hirt;
Am Weidenbusche liegt der Schäfer,
Deß Lied das ganze Thal durchwirrt
Und wiederholt im Thale wird.
Die stille Luft durchsummt der Käfer;
Vom Zweige schlägt die Nachtigall,
Ihr Meisterlied macht alle Ohren lauschen,
Bezaubert von dem Götterschall
Wagt icht kein Blatt vom Baum zu rauschen,
Stürzt langsamer der Wasserfall.
Der kühle West beweht die Rose,
Die eben icht den Busen schloße,
Entathmet ihr den Götterduft
Und füllt damit die Abendluft.

Ja wie es schwärmt und lebt von tausend Leben,
Die alle dich, Unendlicher, erheben;
Zerflossen in melodischem Gesang,
Wie tönt des Jubels himmlischer Gesang!
Wie tönt der Freude hoch erhobner Klang!
Und ich allein bin stumm — nein, tön es aus, o Harfe,
Schall Lob des Herrn in seines Staubes Harfe.

Berstumm Natur umher, und horch der hohen Harfe,
Denn Gott entzittert ihr;
Hör auf, du Wind, durchs Laub zu sausen,
Hör auf, du Strom, durchs Feld zu brausen,
Und horcht und betet an mit mir:
Gott thut's wenn in den weiten Himmeln
Planeten und Kometen wimmeln,
Wenn Sonnen sich um Axen drehn
Und an der Erd' vorübergehn.

Gott — wenn der Adler Wolken theilet,
Von Höhen stolz zu Tiefen eilet
Und wieder auf zur Sonne strebt.
Gott — wenn der West ein Blatt bewegt,
Wenn auf dem Blatt ein Wurm sich regt,
Ein Leben in dem Wurme lebt,
Und hundert Fluthen in ihm strömen,
Wo wieder junge Wiltrnchen schwimmen
Und wieder eine Seele weht.

Und willst du, Herr, so steht des Blutes Lauf,
So sinkt dem Adler sein Gefieder,
So weht kein West mehr Blätter nieder,
So hört des Stromes Eilen auf,

Schweigt das Gebraus empörter Meere
 Krümmt sich kein Wurm, und wirbelt keine Sphäre —
 O Dichter, Schweig: zum Lob der kleinen Myriaden,
 Die sich in diesen Meeren baden,
 Und deren Sein noch keines Aug durchdrang,
 Ist todtes Nichts dein feurigster Gesang.

Doch bald wirst du zum Thron die Purpurflügel schwingen
 Dein kühner Blick noch tiefer tiefer dringen,
 Und heller noch die Aeolsharfe klingen;
 Dort ist nicht Abend mehr, nicht Dunkelheit,
 Der Herr ist dort und Ewigkeit!

Die Schönheiten dieser Ode werden von ihren Schwächen — der Breite der Schilderung, dem theilweis gekünstelten Ausdruck — nicht überwogen; ein volles, warmes Gefühl, eine lebhaft wechselnde und stets poetische Gestaltung der Bilder sprechen uns freundlich an, die Bitte um Gefänge bezeichnet den Dichter, und der Hinblick auf die Freiheit Amerikas (im 3. und 4. Verse) gibt den Bekämpfer für die großen weltbewegenden Ideen schon in diesen frühen Erzeugnissen zu erkennen. Der Herausgeber des Schwäbischen Magazins war Balthasar Franz, Professor an der Akademie; er kritisirte die Arbeit des sechzehnjährigen Jünglings mit den Worten: „Es dünkt mich, derselbe habe schon gute Autores gelesen und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum.“

Eine bedeutende Steigerung zeigt der feurige Ton eines Gedichtes, welches im nächsten Jahre, 1777, im dritten Stücke des Schwäbischen Magazins veröffentlicht wurde. Es trägt die Ueberschrift: „Der Eroberer,“ und, ist ein bedeutungsvoller Hinweis auf die Räuber. Der Anfang dieses Gedichtes heißt:

Dir Eroberer, dir schwellet mein Busen auf,
 Dir zu fluchen den Fluch glühenden Rachedurfts,
 Vor dem Auge der Schöpfung
 Vor des Ewigen Angesicht!

Wenn den horchenden Gang über mir Luna geht,
 Wenn die Sterne der Nacht lauschend herunter sehn,
 Träume flattern — umflattern
 Deine Bilder, o Sieger, mich

Und Entsetzen um sie — sehr ich da wüthend auf,
 Stampfe gegen die Erd, schalle mit Sturmegeul
 Deinen Namen, Verworfenener,
 In die Ohren der Mitternacht.

Mit demselben Feuer schildern die folgenden Strophen den Weg, welchen der Eroberer durch Blut und Flammen, durch Verruchtheiten aller Art zur Unsterblichkeit hinstürmt; aber einst naht die Stunde des ewigen Gerichtes:

Wenn die Donnerposaun' Gottes vom Thron igt her
 Auferstehung geböt' — aufführ' im Morgenglanz
 Seiner Feuer, der Todte
 Dich dem Richter entgegen riß',

Ha! in wolkiger Nacht, wenn er herunterfährt,
 Wenn des Weltgerichts Wag' durch den Olympus schallt,
 Dich Berruchter zu wägen
 Zwischen Himmel und Erebus.

Die letzten Strophen sind ein glühender Fluch, auf das Haupt des Eroberers geschleudert. Hier haben wir schon den vollen, brausenden Lebensathem der Schiller'schen Poesie, die feurige Begeisterung, welche aus den Grenzen der Form, wie ein Lavaström hervorbricht und durch alle Schranken hindurch den Weg nach dem erkannten Ziele einschlägt. Haug, welcher das Gedicht kritisirte, sprach die Meinung aus, daß der jugendliche Verfasser einst seinem Vaterlande Ehre machen und seine Stelle neben berühmten Namen einnehmen würde.

Unter den Jünglingen der Akademie war Schiller nicht der einzige, welcher Verse machte. Es hatte sich vielmehr ein kleiner Kreis zusammengefunden, der um Schiller als Mittelpunkt einen poetischen Verein wie der Hainbund in Göttingen bildete. Zu den Mitgliedern desselben gehörten außer Schiller noch drei andere Jünglinge, welche ebenfalls nicht gewöhnliche Naturen waren; einen derselben, Wilhelm von Hoven, haben wir schon öfter genannt, er war Schiller's vertrauter Jugendfreund, und schon in jungen Jahren ein eifriger Verehrer der Poesie. Früher hatte seine Neigung sich besonders der Lektüre der Dichter zugewendet, durch Schiller's Vorbild wurde er selbst angetrieben, Verse zu machen und Romane zu entwerfen, von denen er jedoch nur Einen vollendete; Schiller schätzte seine Fähigkeiten hoch. Später wurde Hoven Arzt in Nördlingen, wo er mit ausgezeichnetem Erfolg bis an seinen Tod am 30. Januar 1838 thätig war. Bis ins höchste Alter blieb er ein Verehrer der Musen, namentlich der Tonkunst, seine zahlreichen Kompositionen sind nicht ohne Werth. In seinem Nachlaß fand sich eine Selbstbiografie, und in ihr wichtige Nachrichten über Schiller's Jugend. Die letzten Worte dieser Biografie lauten: „Ich stehe nun nahe am Rand des Grabes, aber ich fürchte den Tod nicht. Was nach dem Tod aus mir werden wird, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich in jeder Form der Existenz dem großen Ganzen angehöre, welches das Werk der höchsten Macht, Weisheit und Güte ist.“

Der dritte des Bundes war Johann Wilhelm Petersen, 1758 in Bergzabern im Elsaß geboren; von ihm sagte Schiller, er sei ein liebevoller, hülfreicher Freund, dessen Aufrichtigkeit ihn zum Rathgeber seiner Mitschüler mache. Petersen hatte dauernde Neigung zur Philosophie und eine besondere Vorliebe für das Epos; seinem Urtheile legten die Freunde viel Gewicht bei. Er schrieb ein größeres Helbengedicht: Konradin von Schwaben, das noch nicht gedruckt ist; eine Uebersetzung des Ossian in Prosa ließ er 1782 erscheinen. Petersen verließ 1779 die Akademie und wurde Bibliothekar in Stuttgart. Er blieb stets ein froher, anspruchloser Gesell. Als er am 26. Dezember 1815 starb, widmete ein Freund ihm einen Nachruf, welcher mit den Versen endete:

Ah, dein Wundergedächtniß, dein Scherz, dein geistiger Reichthum,
 Dein sokratischer Ton sind nun auf immer dahin!

Noch ein anderer Elßässer, Georg Friedrich Scharffenstein, der Sohn eines Goldschmieds aus Mümpelgard, war ein Mitglied der poetischen

Genossenschaft. Schiller nannte ihn die Zuflucht seiner Freunde, und bezeichnete als hervorragende Eigenschaften an ihm Dienstfertigkeit, Redlichkeit und Treue. Scharffenstein war von festem Sinn und erfreute sich an Schiller's kraftvollen, oft ungestümen Gedichten, von denen der Freund einige ihm geweiht hatte. Als aber Scharffenstein den Zoll der liebevollen Freundschaft, den Schiller in diesen Gedichten ihm darbrachte, einmal scharf und unbillig kritisirte, trennten die Freunde sich. Scharffenstein hatte Neigung und Begabung zur plastischen Kunst, er malte geschickt und verkehrte auch auf der Akademie viel mit Malern; mit dem berühmten Dannecker blieb er lange in freundschaftlichem Verkehr. Nach seiner Entlassung aus der Akademie trat er ins württembergische Militär; später wurde er in den Adelstand erhoben, und starb 1830 als Generallieutenant und Gouverneur von Ulm. Die von ihm verfaßten „Jugenderinnerungen in Beziehung auf Schiller“ enthalten manches Wichtige, doch sind sie ziemlich oberflächlich und ein wenig anspruchsvoll.

Diese vier Freunde hielten treu an ihrem Bunde fest, der um so mehr lochr, da ihn der Reiz des Geheimnisses umgab. Denn da die Poesie von den Unterrichtsgegenständen der Akademie ausgeschlossen war, so mußten die verbotenen Bücher bei Nacht und Nebel gelesen, und in derselben Weise die selbstgeschriebenen Verse aufgezeichnet werden. Welchen Eindruck mußte in einer solchen klostertichen Abgeschlossenheit ein Buch wie der „Siegwart“ machen! An seinem vergitterten Fenster stand Schiller, wie er später selbst erzählte, neben den Ailien, die er in Scherben zog, und schwärmte in den Gefühlen, welche die Lektüre dieses für die Jugend sehr ergreifenden Gemäldes treuer Liebe in ihm erweckte. Noch höher wurde die Gluth angefaßt durch Werther's Leiden; der Bund der Jüngling: beschloß, ebenfalls gemeinschaftlich einen Werther zu schreiben, doch kam dieser Plan nicht zur Ausführung.

Eine der ersten Stellen in der Liebe der jungen Poeten nahm natürlich auch derjenige Dichter ein, für welchen das ganze Vaterland schwärmte: Klopstock. Doch trat Schiller diesem Autor bereits mit seiner Kritik entgegen. Die Ode „Die Genesung“ durchstrich er, weil er meinte, es sei trotz der pomphaften Ausdrücke nichts herauszulesen als die prosaischen Worte: „Wäre ich nicht genesen, so wäre ich gestorben und hätte meine Messlade nicht vollenden können.“ Andere Oden aber las Schiller auch in späteren Jahren immer gern, und stets erkannte er an, daß Klopstock's hoher Genius des deutschen Volkes Gefühl veredelt und ihm enthuftastische Liebe eingehaucht habe.

Wo Siegwart, Werther und der Messias in hohem Ansehen standen, da war auch der Schwärmerei Rousseau's ein ergiebiger Boden bereitet. Das Schiller später einmal von einem andern Manne sagte: „Nur in gewisser exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glücklichste Wahl!“ — das gilt ganz eigentlich von Jean Jacques. Zugleich gibt aber der Umstand, daß Schiller neben Rousseau auch mit besonderm Eifer der Plutarch las, den Beweis, daß er keineswegs in die Fantasten Rousseau's so sehr versank, wie man wohl gemeint hat. Den Plutarch hielt Schiller sein ganzes Leben hindurch sehr hoch; als er die Akademie verließ, kaufte er sich aus seinem

geringen Mitteln die sieben Bände einer theuern Uebersetzung, und noch in den letzten Jahren seines Lebens dachte er ernstlich daran, einen deutschen Plutarch zu schreiben *). Auch Schiller sprach es aus, daß nichts mehr geeignet sei, den Menschen über die platte Alltäglichkeit und ihre Bestrebungen zu erheben, als das lebendige Anschauen der Bilder derjenigen Menschen, welche sich leuchtend aus der Alltäglichkeit und ihrem trüben, schlammigen Strome emporhoben.

Im Herzen der begabten Jugend findet alles Anklang, was groß und schön ist, mag es an und für sich auch einander widerstreben, und was der geklärte und fest bestimmte Geschmack des Mannes oft ausstößt, das hat in der weichen jugendlichen Seele noch friedlich nebeneinander Raum. So konnte Schiller sich an Plutarch's hohen Gestalten erheben, und zugleich mit inniger Liebe sich in die schwermüthswolle Nebelwelt Ossian's versenken. Seinen Gefährten zitterte er öfter Sätze des Dichters: „Selma, dich hüllet Schweigen ein! Norven's Gebüsch weckt kein Laut; Einsamkeit herrscht am Strande, wo sich die Woge bricht!“ Dem Elegischen blieb Schiller immer Freund; sein eigenes Leben bot ihm des Leidens ja leider genug. Auch Ossian blieb sein Freund; er über sah nicht seine Schattenseiten, aber auch nicht das rührende Leben in ihm.

In einer Vorlesung über Psychologie sprach Professor Abel einst über den Kampf der Leidenschaften mit der Pflicht und unter sich, und bei dieser Gelegenheit nahm er einen Dichter zur Hand und las einige Stellen daraus vor. Schiller war ganz Ohr, er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Kaum war die Vorlesung beendet, so trat er zu dem Lehrer und bat um das Buch, welches dieser ihm gern gewährte; es war Shakespeare's Othello, der nun mit unablässigem Eifer studirt wurde. Hoven wußte sich einige Bände der Wieland'schen Uebersetzung zu verschaffen, und Schiller trat ihm, um in den Besitz des ersehnten Schazes zu gelangen, seine Lieblingsgerichte dagegen ab. Sein Glück war freilich nicht von langer Dauer, denn als er seinen Bücherschrank einmal öffnete, fand er, daß die kostbaren Bände zusammen mit noch einigen andern Büchern mit Beschlag belegt waren. Professor Abel stellte ihm jedoch sein Exemplar stets zur Verfügung. Shakespeare gehörte mit zu den Büchern, welche Schiller sich, als er die Akademie verließ, sofort beschaffte.

Schiller's ganze Neigung wandte sich schon damals mit Entschiedenheit dem Drama zu. Lessing's Schauspiele las er gern, besonders aber versenkte er sich in den Götz von Berlichingen, den er auf Spaziergängen öfter laut vorlas. Schon drängte der Trieb zum eigenen Schaffen mit Macht, und als Schiller in einem Zeitungsblatte die Geschichte vom Selbstmorde eines Nassauischen Studenten las, griff er den Stoff begierig auf und entwarf danach ein Trauerspiel mit dem Titel „Der Student von Nassau.“ Nachmals vernichtete er diese Jugendarbeit selbst, bedauerte aber in reiferen Jahren, das Stück nicht aufbewahrt zu haben.

Mit großer Kraft wirkten Klinger's Dramen auf Schiller ein; noch kurz vor seinem Tode sandte er dem Dichter der „Zwillinge“, welcher damals General in Petersburg war, durch seinen Schwager Wolzogen Grüße. Neben Klinger

*) Karoline von Wolzogen, Schiller's Leben. Stuttgart, 1830. II, 265.

stand mit noch tieferem Nachdruck Anton Reisewitz mit seinem „Julius von Tarent;“ Schiller wußte dieses Trauerspiel fast Wort für Wort auswendig, Reminiscenzen daraus finden sich in den Räubern und anderen Dramen Schiller's; deutlicher aber noch zeigt sich die Einwirkung dieses Dramas auf die Räuber in der Art, wie alle Personen sich bei ruhiger Ueberlegung zur Leidenschaftlichkeit zwingen, und durch nüchterne Reflexion eine Fraeseologie des höchsten Affektes produziren. In „Julius von Tarent“ tritt diese Erscheinung sehr grell zu Tage, und auch die Räuber und einige andere Stücke aus Schiller's Jugendzeit sind nicht frei davon. Den Stoff zu seinem „Julius von Tarent“ nahm Reisewitz aus der Geschichte des Großherzogs Kosmus des Ersten von Florenz und seiner Söhne Johann und Gaspar. Schiller behandelte dasselbe Thema als Trauerspiel unter dem Titel „Kosmus von Medici;“ wie Petersen bezeugt, war Schiller's Stück in Stoff und Handlung dem Drama des Reisewitz nachgebildet, und als Schiller es bald nach der Entstehung vernichtete, blieb ihm das Ganze doch noch so fest im Sinne, daß einzelne Szenen und Züge daraus in die Räuber übergingen.

Schiller's Kosmus von Medici war für einen poetischen Wettstreit bestimmt, zu welchem außerdem Hoven einen Wertherroman, Petersen ein rührendes Schauspiel und Scharffenstein ein Ritterstück gab. Die gegenseitigen Kritiken, die meist Lob enthielten, wurden schriftlich gegeben, und alles im größten Geheimnisse einander mitgetheilt. Doch selbst die größte Vorsicht konnte nicht verhindern, daß auch andere Eleven in die Karten schauten, und nun blieb auch der Spott nicht aus. Ein Mitlebe, ein Franzose, der seine Verachtung deutschen Wesens und deutscher Sprache nur schlecht verbergen konnte, griff die Mitglieder des poetischen Bundes in einer plumpen Posse an, welche den Freunden viel Verdruß bereitete und bewirkte, daß Scharffenstein von der Zeit an sich mehr zu den Malern der Akademie, als zu den Poeten des Geheimbundes hielt.

Seine Stelle nahm ein anderer ein, Johann Kristof Friedrich Harg, ein Sohn des Professors der Akademie. Sein lebhafter Geist und sein unverstehbarer Witz, verbunden mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit verkündeten schon damals den vortrefflichen Epigrammatiker. Einst erzählte er beim Ankleiden im Schlaftaal, er habe in der Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt. Ihm träumte, der Tag des jüngsten Gerichtes sei angebrochen, die Engel kämen vom Himmel hernieder und stießen mit Macht in ihre Posaunen. Aber mit dem Aufstehen wollte es nicht recht vorwärts gehen. Die Engel posauten noch stärker, und es erschienen auch noch einige Schläfer, aber den Engeln war es immer noch nicht genug. „Hier müssen noch viel mehr Todte begraben liegen,“ sagten sie unnthig, „aber da all unser Posaunen nicht hilft, was sollen wir da anfangen?“ Da trat ein ehemaliger Akademiker, der bereits auferstanden war, zu den Engeln, und sagte, er wüßte wohl Rath zu schaffen, wenn unter den Aufstandenen der ehemalige Oberaufseher Nieß wäre; dieser brauche nur mit jener Riesenstimme, mit welcher er sonst „Zum Gebet!“ rief, nun „Zum Gericht!“ zu kommandiren. Nieß wurde glücklich aufgefunden, und auf sein Kommando sammelte es alsbald dergestalt von Aufstandenen, daß die Engel zufrieden gen Himmel flogen, um dem Herrn Kristus zu melden, es sei nun alles zum Gericht

bereit. — Dieser Traum erregte großes Gelächter, Rieß aber, der ihn ebenfalls zu hören bekam, verbot sich sehr ernstlich alle Rollen in Haug's Träumen.

Das Feld des Spottes, welches Haug so glücklich anbaute, hatte übrigens auch vor seiner Aufnahme in den Dichterbund nicht ganz brach gelegen; selbst Schiller, der noch vor wenigen Jahren so verschlossen und schüchtern gewesen war, verstand jetzt ein Witzwort passend anzubringen. Als ihm ein Eleve, der einen guten und reichlichen Vissen ganz besonders liebte, sein Stammbuch überreichte, schrieb Schiller hinein: „Wenn du geessen und getrunken hast und NB! satt bist, so sollst du den Herrn deinen Gott loben!“ Mit Haug hielt Schiller einmal ein Kampfspiel der Grobheit; Schiller suchte seine dicksten Klöße zusammen und wälzte sie auf den Nebenbuhler, Haug aber schilderte die Göttin der Grobheit, wie sie in den Wolken schwebte und zu Schiller sprach: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“ Schiller erklärte sich für besiegt. Eine andere Aufgabe, bei welcher Schiller, Haug, Petersen und Hoven um die Palme stritten, hieß „Rosalinde im Bade.“

Noch manches andere brachten die lustigen Gesellen zu Stande, und Schiller's Produkte waren schon oft höchst charakteristisch; seine Freunde erinnerten sich später an ein Gedicht: „Die Gruft der Könige,“ und an ein anderes „Triumphgesang der Hölle,“ welches regellos und unförmlich, aber voll grauenhafter Schönheit war.

Dem Kreise der Dichter schloß sich noch ein Musiker und ein Bildhauer an; Johann Rudolf Zumsteg, der Sohn eines herzoglichen Lakaien, verehrte den Dichter hoch und setzte in Musik, was jener schuf, und Dannecker, dessen Vater dem Herzog als Stallknecht diente, war derselbe, welcher nachher mit Meisterhand Schiller's herrliche Büste schuf.

Was die jungen Dichter erzeugten, war allmählig eine ziemlich starke Sammlung geworden; ihr Wunsch ging nun darauf, die Kinder ihrer Muse der Welt vorzustellen. Ihre Namen durften sie nicht nennen, und als Hoven sich eines Tübinger Buchhändlers erinnerte, der auch anonyme Schriften in Verlag nahm, wurde rasch ein Brief an ihn abgesandt; aber eben so wenig auf diesen wie auf einen zweiten erfolgte Antwort, und die jungen Autoren erfuhren später, daß sie an einen Todten geschrieben hatten. Einige von ihren Gedichten sandten sie an den Buchhändler Schwan in Mannheim, der sie in die von ihm redigirte „Schreibtafel“ aufnahm.

Poetischen Jünglingen ist die Geliebte in der Regel die freundlichste Muse. Dem schönen Geschlechte war nun freilich durch eiserne Thore und durch Schildwachen der Zugang zur Akademie versperrt, für eine Frau aber, und für eine sehr schöne Frau galten jene Gesetze nicht. Die Gräfin Franziska war das einzige weibliche Wesen, welches die Akademie zu jeder Stunde betreten durfte. Gleich einer Fee schritt sie durch die einsamen Hallen und Gärten, und ihr folgten die entzückten Blicke der Jünglinge, denen die Schönheit sonst so fern blieb. Der Gräfin funkelndes Auge, ihre milde Stimme, mit der sie oft an des Herzogs Seite für einen armen Sünder bat, der gesenkten Hauptes, mit dem Willet in zitternder Hand vor dem Fürsten erschien, ferner der geheimnißvolle Reiz ihrer Beziehungen zum Herzoge, die segensreiche Gewalt, welche sie auch außer den Thoren der Akademie über den Herrscher ausübte — alles das war mehr als

hinreichend, um einen hohen Reiz auf jede leicht entflammte Fantasie auszuüben: fast jeder Eleve war in die schöne Frau verliebt. Auch Schiller brachte ihr den Zoll seiner Huldigungen; ihm erschien sie als die rechtmäßige Gemahlin des Herzogs, und zugleich als das Ideal aller weiblichen Tugend. Es läßt sich leicht erklären, daß er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um der Gefeierten auch öffentlich sein Lob darzubringen.

Franziska's Geburtstag, der 10. Januar, war für ganz Stuttgart, besonders aber für die Akademie und für das Fräuleinstift stets ein Fest, welches gern gefeiert wurde. Zum 10. Januar 1778 dichtete Schiller zwei Glückwünsche unter dem gemeinsamen Titel: „Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeste Ihrer Erzellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim.“ Der erste dieser Glückwünsche, im Namen der Akademie dargebracht, leiht der Gefeierten den reichsten Schmuck der Poesie:

Ihr Anblick segenvoll — wie Sonnenbild der Fluren,
Wie wenn vom Himmel Frühling niederströmt,
Belebend Feuer füllt die jauchzenden Naturen,
Und alles wird mit Strahlen überschwemmt.

So lächelt alle Welt — so scheinen die Gesilde,
Wenn Sie wie Göttin unter Menschen geht,
Von Ihr fließt Segen aus und himmelvolle Milde
Auf jeden, den Ihr sanfter Blick erpäht.

Ihr holder Name fliegt hoch auf des Ruhmes Flügeln,
Unsterblichkeit verheißt Ihr jeder Blick,
Im Herzen thronet Sie — und Freundenthränen spiegeln
Franziskens holbes Himmelsbild zurück.

So wandelt Sie dahin auf Rosenpfaden,
Ihr Leben ist die schönste Harmonie:
Umglänzt von tausend tugend samen Thaten,
Seht die belohnte Tugend! — Sie! —

O Freunde, laßt uns nie von unsrer Ehrfurcht wanken,
Laßt unser Herz Franziskens Denkmal sein!
So werden wir mit niedrigen Gedanken
Niemalen unser Herz entweihn.

In ähnlicher Weise gab der zweite Glückwunsch die Empfindungen der Ecole des Demoiselles kund.

Diese beiden Gedichte bezeichnen gewissermaßen eine Epoche in der Geschichte der Schiller'schen Jugendprodukte, denn in den nächsten zwei Jahren widmete Schiller, statt der Muse, seine Treue dem ersten Studium. Fünf Jahre lang mußte der Kursus der Mediziner auf der Akademie dauern; für Schiller war er im Dezember-1780 beendet gewesen, aber der Poet wollte seine Kraft anwenden, um schon ein Jahr früher sich die Pforten der Akademie zu öffnen. Hoven war auch auf diesem mühevollen Wege sein treuer Genosse; mit dem Jahre 1778 begannen die Gefährten ihre Arbeit. Sie wurden nun mehr mit den Medizimern der Akademie zusammengeführt, zu ihrem nähern Umgange ge-

hörten jener Elwert, mit dem Schiller einst die Milchreise nach Hartened angetreten, Plieninger, Jacobi und Liesching. Die Genannten waren den beiden Poeten bedeutend voraus, aber eben deshalb waren sie sehr geeignet, durch Unterhaltungen über medizinische Gegenstände die Nachsehlenden zu fördern, und bald standen die beiden mit in der Reihe.

Noch einen neuen, herzlich ergebenden Freund gewann Schiller in etwas späterer Zeit an Albert Friedrich Lempp, der zu Neujahr 1779 in die Akademie eintrat. Er war schon erwachsen, in der Philosophie wohl bewandert; Schiller hielt ihn sehr hoch und blieb dauernd mit ihm im brieflichen Verkehr. Lempp starb 1819 als württembergischer Geheimrath.

Der Ruf der Militärakademie breitete sich inzwischen immer weiter aus; nicht allein aus sämmtlichen Ländern Europa's, sondern auch aus Amerika und aus Ostindien wurden Zöglinge gesandt. Alle Stände, vom Fürsten bis zum Stallknecht, begehrten für ihre Söhne Aufnahme in der berühmten Anstalt, und der Vornehmste nahm in ihr denselben Platz ein wie der Geringste; nicht der Stand, sondern nur die Leistungen begründeten einen Unterschied zwischen den Zöglingen, deren Zahl mehr als dreihundert betrug. Schiller lebte ziemlich einsam unter ihnen, nur den wenigen vertrauten Freunden öffnete er sein Herz. Die Geseze der Anstalt übertrat er selten und nur in unbedeutenden Vergehungen; wenn die Einschränkung seinem regen Geiste auch oft eine große Last wurde, so trug er sie doch mit der starken Willenskraft, die er stets in seinem Leben zeigte.

Wenn Schiller daran dachte, schon 1779 die Akademie zu verlassen, so mußte er besonders darauf bedacht sein, seine Talente vor dem Herzoge zu zeigen, denn von dessen Entscheidung hing ja schließlich alles ab. Im Januar 1779 trat er an Franziska's Geburtstag als Festredner auf. Herzog Karl selber stellte das Thema, es lautete: „Gehört allzuviel Güte, Leutfeligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?“

Die Rede, in welcher Schiller diese Frage verneinte, war äußerlich ein wahres Chaos von abgerissenen Wörtern und Sätzen. Nachdem im Anfange der Gedanke begründet worden, daß die innere Quelle der Thaten, d. h. die bewußte Absicht, es sei, welche zwischen Tugend und Untugend entscheide, führte er als redendes Beispiel den Sokrates ein, der mit Festigkeit und Klarheit des Bewußtseins der Tugend treu bleibt, selbst wenn sie als Opfer sein Leben fordert. Er brach in die Worte aus:

„Ich sehe den erhabenen Geist, den je das Alterthum gebar, dem nie dämmerte die Offenbarung Gottes ein Widerstrahl, — er hat den Giftbecher in der Hand. — Hier Liebe zum Leben — ein gewaltiger Sturm von Leidenschaften, die je eines Menschen Seele bestürmten — dort ihm winkend ein zitternder Strahl zum Pfade höherer Seligkeit — ein eigener, durch das einsame Forschen erschaffener Gedanke! — Was wird Sokrates wählen? — Das Weiseste. — Jetzt, o Weisheit, leite du seine entseßliche Freiheit — Tod — Vergehen — Unsterblichkeit — Hölle — letzte — große Versiegelung seiner neuen Lehren — Leite seine entseßliche Freiheit, scharfsehender Verstand! — Gewählt — Gift getrunken — Tod — Unsterblichkeit — mächtig versiegelt seine Lehren — höchster

Kampf — höchster Verstand — höchste Liebe — erhabenste Tugend! Erhabenes nichts unter hohem bestirnten Himmel vollbracht!“

Solche begeisterte Worte, mit unendlichem Feuer vorgetragen, verfehlten ihre Wirkung nicht auf die Zuhörer. Der Grundgedanke der ganzen Ausführung erschien in den Worten: „Tugend ist das harmonische Band zwischen Liebe und Weisheit. Der Weise ist gütig, aber kein Verschwender. Der Weise ist leut selig, aber kein Verschwender seiner Würde, Verschwendung beglückt nicht.“

Es lag sehr nahe, nach diesen Worten die Nutzenanwendung auf die Verhältnisse des Herzogs zu ziehen, und in der That schloß der jugendliche Redner seinen Vortrag mit den Sätzen: „Durchlauchtigster Herzog! Nicht mit der schamroth machenden Lobrede kriechender Schmeichelei (Ihre Söhne haben nicht schmeicheln gelernt), nein — frei, mit der offenen Stirn der Wahrheit kann ich auftreten und sagen — Sie ist's, die liebenswürdigste Freundin Karl's! Sie die Menschenfreundin! Sie, unser aller besondere Mutter! Franziska! — Nicht den prangenden Hof — die Großen Karl's nicht — nicht meine Freunde — die alle glühend den Wink erwarten, in ein stürmendes Lob auszubrechen — nein, die Armen in den Hütten ruf ich jetzt auf — Thränen in den Augen! Franziska! Thränen der Dankbarkeit und Freude! Im Herzen dieser Unschuldigen wird Franziskens Andenken herrlicher gefeiert, als durch die Pracht dieser Versammlung! — Wenn dann der größte Kenner, der schärfste Richter der Tugend Tugend belohnt! — Karl! — wo hat ihn je der Schein geschminnter Tugend geblendet? — Karl feiert das Fest von Franziska! — wer ist größer, der die Tugend ausübt, oder der sie belohnt? — Beides Gott nachgeahmt! — Ich schweige; zu klein, Karl zu loben. Ich verhülle mich, schweige — aber ich sehe, ich sehe schon die Söhne der kommenden Jahre — ich sehe sie an diesem — und noch einem Feste versammelt! Ich sehe sie irren in den Grabmälern der vorigen Edlen! — Sie weinen — weinen um Karl — Württemberg's treffliche Karl! weinen um Franziska! die Freundin der Menschen!“

Vielleicht war es das Gefallen an dieser Rede, welches den Herzog bewog, dem Eleven Schiller schon in diesem Jahre die Erlaubniß zur Abfassung der Dissertation zu erteilen.

Au demselben Tage trat Schiller auch als Schauspieler auf, und zwar in einem Festspiel mit dem Titel: „Der Preis der Tugend“ in ländlichen Unterredungen und allegorischen Bildern von Göttern und Menschen, zur Ehre der besten Frau, an Ihrem Geburts-Tag, FRÄU Franziska, Reichs-Gräfin von Hohenheim, gemahnet, auf gnädigsten Befehl Sr. Herzoglichen Durchlaucht durch Eleven der Herzoglichen Militär-Akademie auf und in Musik gesetzt, und mit ihnen nebst einigen Demoiselles des Erziehungs-Instituts dargestellt. Stuttgart den 10. Januar 1779.“ Das Ganze, ein unbedeutendes, höfisches Stück, zerfiel in drei Theile, wovon der erste „im Schloß“, der zweite „im neuen Dorf“, der dritte „auf dem Parnaß“ spielte. Die Demoiselles stellten Göttinnen und Nympfen dar, die eigentlichen Frauenrollen wurden durch Akademisten gegeben.

Im ersten Theile dieses Stücker erschien Schiller als „Görge, ein Bauer,“ und ein anderer Jüngling, Herr Hopfenstock, als „Sein Weib.“ Das Paar trat mit einem Korb in den Schlosssaal, wo der Anwalt sie mit den Worten empfing

Woher so spät? Gewiß aus einer Zechе?
Ihr bringet doch was neues mit?

Hierauf erwiderte Gürge-Schiller:

Wir aus der Zechе? Keinen Tritt:
Da warten wir schon ganze Stunden
Und fragen jeden Fremden aus:
Ist's auf dem Hof? Ist sie zu Haus?
Ist unser Anwalt schon herein?
Vielleicht kans gar in Stuttgart sein?
Der eine sagt: ich weiß es nicht, der andre: nein,
Und endlich hab' ich ihn gefunden,
Den Hanßen da, der will was andres wissen.
Fragt ihr ihn selbst.

Damit war die Rolle zu Ende. In dem Stück selbst ist keine Zeile von Schiller verfaßt, vielmehr soll es von Balthasar Haug herrühren.

Diese Festgedichte und Reden waren das einzige, was Schiller auf dem Felde der schönen Wissenschaften damals hervorbrachte; er verwandte alle seine Zeit auf das medizinische Studium, einigen Zweigen derselben gab er sich mit besonderer Vorliebe hin. In der Physiologie arbeitete er nach Haller, doch bewahrte er selbst diesem großen und bewunderten Führer gegenüber die Selbständigkeit seiner Ansichten. Professor Konzbruch, der an der Akademie Vorlesungen über Physiologie, Pathologie und Therapie hielt, war ein Schüler des Professors Brendel in Göttingen und besaß dessen vortreffliche Kollegienhefte. Schiller verschaffte sich eine Abschrift davon und studirte sie sorgsam; doch seine dichterische Natur verleitete ihn, manche Gesetze in die Natur und in die Arzneikunst hineinzugetragen, die vor der strengen Wissenschaft nicht bestehen konnten. Als man ihm nun gestattete, seine Dissertation zu schreiben, wählte er selbst das Thema: „Philosophie der Physiologie“; der Gegenstand ihrer Betrachtung sollten die beiden großen Gegensätze, materielles und geistiges Leben, sein, ihren Beziehungen, ihren gegenseitigen und ihren absoluten Förderungen und Störungen sollte nachgeforscht werden. Die Abhandlung wurde deutsch geschrieben und dann ins Lateinische übersetzt; leider ist sie bis auf ein Bruchstück des ersten Kapitels verloren gegangen. Schiller selbst gab sich später Mühe, sie wieder aufzufinden, aber vergebens.

Die ganze Abhandlung war sehr umfangreich; sie zerfiel in fünf Kapitel und viele Unterabtheilungen, die mit großer Sorgfalt durchgearbeitet waren. Die Eintheilung des ersten Kapitels, welches vom geistigen Leben handelte, war folgende:

I. Das geistige Leben.

1. Bestimmung des Menschen.
2. Wirkung der Materie auf den Geist.
3. Mittelkraft.
4. Mittelkraft. Mechanische Kraft. Organ.
5. Eintheilung der vorstellenden Organe.

System der sinnlichen Vorstellung.

6. Nerve. Nervengeist.
7. Die Richtung.

Das materielle Denken.

8. Das Denkorgan. Materielle Fantasie. Theorie.
9. Assoziation. Anwendung der Theorien.
10. Wirkung der Seele auf das Denkorgan.
11. Empfindungen des geistigen Lebens.

Der erste Abschnitt, der von der Bestimmung des Menschen handelt, beginnt folgendermaßen:

„Soviel wird, denke ich, einmal fest genug erwiesen sein, daß das Universum das Werk eines unendlichen Verstandes sei und entworfen nach einem trefflichen Plane.

„So wie es jetzt durch den allmächtigen Einfluß der göttlichen Kraft aus dem Entwurfe zur Wirklichkeit hinrann und alle Kräfte wirken und ineinander wirken, gleich Saiten eines Instruments tausendstimmig ineinanderlautend in eine Melodie, so soll der Geist des Menschen, mit Kräften der Gottheit geadelt, aus den einzelnen Wirkungen Ursach' und Absicht, aus dem Zusammenhang der Ursachen und Absichten all den großen Plan des Ganzen entdecken, aus dem Plan den Schöpfer erkennen, ihn lieben, ihn verherrlichen, oder kürzer, erhabener klingend in unseren Ohren: Der Mensch ist da, daß er nachringe der Größe seines Schöpfers, mit eben dem Blick umfasse die Welt, wie der Schöpfer sie umfaßt — Gottgleichheit ist die Bestimmung des Menschen. Unendlich zwar ist dies sein Ideal, aber der Geist ist ewig. Ewigkeit ist das Maß der Unendlichkeit, das heißt, er wird ewig wachsen, aber es niemals erreichen.

„Eine Seele, sagt ein Weiser dieses Jahrhunderts, die bis zu dem Grade erleuchtet ist, daß sie den Plan der göttlichen Vorsehung im Ganzen vor Augen hat, ist die glücklichste Seele. Ein ewiges, ein großes, schönes Gesetz hat Vollkommenheit an Vergnügen, Mißvergnügen an Unvollkommenheit gebunden. Was den Menschen jener Bestimmung näher bringt, es sei nun mittelbar oder unmittelbar, das wird ihn ergötzen. Was ihn von ihr entfernt, wird ihn schmerzen. Was ihn schmerzt, wird er meiden; was ihn ergötzt, danach wird er ringen. Er wird Vollkommenheit suchen, weil ihn Unvollkommenheit schmerzt, er wird sie suchen, weil sie selbst ihn ergötzt. Die Summe der größten Vollkommenheiten, mit den wenigsten Unvollkommenheiten, ist Summe der höchsten Vergnügungen mit den wenigsten Schmerzen. Dies ist Glückseligkeit. So ist es denn gleichviel, ob ich sage: Der Mensch ist da, um glücklich zu sein; oder: Er ist da, um vollkommen zu sein. Nur dann ist er vollkommen, wenn er glücklich ist. Nur dann ist er glücklich, wenn er vollkommen ist.

„Aber ein eben so schönes, weises Gesetz, Nebenzweig des ersten, hat die Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückseligkeit des Einzelnen, Menschen mit Menschen, ja Menschen mit Thieren durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden. Liebe also, der schönste, edelste Trieb in der menschlichen Seele, die große Kette der empfindenden Natur, ist nichts anderes, als die Verwechslung meiner Selbst mit dem Wesen des Nebenmenschen. Und diese Verwechslung

ist Wollust. Liebe also macht seine Lust zu meiner Lust, seinen Schmerz zu meinem Schmerz. Aber auch dieser Schmerz ist Vollkommenheit, und muß also nicht ohne Vergnügen sein. Was wäre also Mitleiden sonst, als ein Affekt, gemischt aus Wollust und Schmerz. Schmerz, weil der Nebenmensch leidet. Wollust, weil ich seine Leiden mit ihm theile, weil ich ihn liebe. Schmerz und Lust, daß ich seine Leiden von ihm wende.“

Es ist ein eigener Ton in diesen Sätzen, ganz verschieden von dem, was wir bisher von Schiller's Prosa kennen lernten. Hier finden wir eine Wärme, eine stille Weihe, und mit Entschiedenheit ausgesprochen bereits jene Ansichten, welche später in den Briefen von Julius an Rafael und in dem Liebe an die Freude Ausdruck fanden. Denen gelehrten Professoribus mochten solche Gedanken allerdings wohl etwas zu sehr aus dem Geleise der vorgeschriebenen Alltäglichkeit heraustreten, und es ist ein vortrefflicher Ausdruck des verdienstvollen Eduard Boas, wenn er von den Professoren bei dieser Gelegenheit sagt: sie blickten ihrem slügge gewordenen Schüler unwillig erstaunt nach, als er plötzlich in alle Rüste davonflog. In den Akten des Archivs zu Stuttgart sind die Urtheile, welche über Schiller's Dissertation gefällt wurden, noch vorhanden, und es ist interessant, sie kennen zu lernen. Die Zensoren waren ihrer drei, sie erklärten einstimmig die Arbeit des Druckes nicht würdig.

Der „Chirurgien“ Major Kristian Klein legte seine Ansicht in folgenden Worten nieder: „Zweymal habe ich diese weitläufige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn des Verfassers aber nicht erraten können. Sein etwas zu stolzer Geist, dem das Vorurtheil für neue Theorien und der gefährliche Hang zum Besser wissen allzuviel anklebet, wandelt in so dunkel gelehrten Wildnissen, wo hinein ich ihm zu folgen mir nimmermehr getraue. Die mit so vieler Mühe gefertigte Arbeit ist überstiegen, aber daher auch mit vielen falschen Grundsätzen angefüllt. Dabey ist der Verfasser äußerst verwegen und sehr oft gegen die würdigste Männer hard und unbescheiden. In dem Abschnitt, wo er von den Viribus transmutatoris handelt, greiffet er den unsterblichen von Haller, ohne welchen er doch gewiß ein elender Physiologus wäre, so beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Eben so redet er wider den fleißigen Cottunium, dessen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im innern Ohr er verwirft, da ich ihm doch solche in den anatomischen Lectionen so deutlich gewiesen habe. Und so bekriegt er alles, was nicht vor seine neuen Theorien passend ist. Uebrigens giebt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Cürungen einen wirklich unternemenden nützlichen Gelehrten.“

Die eine der beiden bezeichneten Stellen, die „wider den fleißigen Cottunium,“ wollen wir mittheilen. Schiller sagt: „die Schutzkräfte des Ohrs sind die Knochen, die Ohrenhärschen, die Ohrensalbe, der Dunst. Dieser Dunst, in der Erstarrung des Todes verdickt und wegen der Lähmung der zurückführenden Gefäße nicht mehr eingesogen, wird in Form einer Feuchtigkeit in den Kammern des Ohrs erblickt, und hatte den Cotunium zu der irrigen Hypothese verführt, daß die Lust nicht unmittelbar auf den Nervengeist wirke, sondern mittelbar durch

die Feuchtigkeiten des Ohrs. Wer wird glauben, daß der Schall, das größte Produkt der Elastizität, durch das Wasser, das am wenigsten elastisch ist, der Seele bezeichnet werde?" —

Die Kritik des Major Klein war vom 27. Oktober datirt; dem Herzoge scheint das absprechende Urtheil nicht ganz recht gewesen zu sein, denn auf seinen ausdrücklichen Befehl gab Professor Konzbruch unter dem 6. November eine ausführliche Rezension der Probearbeit, desgleichen der Hofmedikus Dr. Neuf am 8. November, und beide Rezensenten schlossen sich in ihren Urtheilen dem Major Klein an, sie hielten es „niemalen vor rathsam, die Schrift zum Druck zu befördern.“

Auf diese Gutachten hin schrieb der Herzog am 13. November 1779 an den Intendanten von Seeger, die Arbeit des Eleven Schiller solle nicht gedruckt werden, „ob schon Ich gestehen muß“ — so heißt es in dem Briefe ferner — „daß der junge Mensch viel schönes darinnen gesagt, und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber, und weil solches wirklich noch zu stark ist, denke Ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Daher glaube Ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann.“ —

Nichts ist mehr geeignet, einen jugendlichen Geist tiefer niederzubeugen und ihm die beste Kraft und Lust zum Weiterstreben zu rauben, als wenn, wie im vorliegenden Fall, eine Arbeit, die mit dem Aufwande aller Kräfte geschaffen wurde, sich die maßgebende Anerkennung nicht zu erringen vermag, und der hoffende Arbeiter verurtheilt, vor den Augen aller seiner Mitschüler verurtheilt wird, viele Stufen wieder herabzusteigen, und wieder aufzunehmen, was er bereits abgelegt hatte. Unter solchen Umständen sich willig zu fügen und ohne Nachlaß der Kraft zu arbeiten, wäre für eine Manneskraft immerhin schon ein achtungswerther Beweis von Selbstbeherrschung, für einen Jüngling aber, in dem das ganze heiße Gefühl noch nicht unter der Herrschaft des kalt rechnenden Verstandes steht, ist es eine Probe, bei welcher unter zehn kaum einer auf der rechten Bahn bleibt. Herzog Karl wollte Schiller's Feuer dämpfen und ihn veranlassen, durch eisernen Fleiß ein geschickter Mediziner zu werden, statt dessen aber wandte er den Sinn seines Eleven von dem Studium der Medizin gänzlich ab und fachte sein Feuer zu einem wild ausloodernden Brande an, in welchem schließlich alle bestehenden Verhältnisse zu Grunde gingen.

Denn schon seit länger als zwei Jahren gährte es in der Seele des Dichters, und nur der ernste Wille und die Aussicht auf baldige Freiheit hatten die Gluth zurück zu halten vermocht. Schon seit dem Jahre 1777 hatte er begonnen, in seinem Geiste sein weltbewegendes Drama: „Die Räuber“, zu gestalten. Der Stoff dazu fand sich in Haug's schwäbischem Magazin, Jahrgang 1775. Stück I, S. 30. Hoven hatte den Freund auf diese Erzählung aufmerksam gemacht. Sie lautet folgendermaßen.

Zur Geschichte des menschlichen Herzens.

Wann wir die Anekdoten lesen, womit wir von Zeit zu Zeit aus Engelland und Frankreich beschenkt werden, so sollte man glauben, daß es nur allein in

diesen glücklichen Reichen Leute mit Leidenschaften gäbe. Von uns armen Deutschen liest man nie ein Anekdotchen, und aus dem Stillschweigen unserer Schriftsteller müssen die Ausländer schließen, daß wir uns nur maschinenmäßig bewegen, und das Essen, Trinken, Dummarbeiten und Schlafen den ganzen Kreis eines Deutschen ausmache, in welchem er so lange unsinnig herumläuft, bis er schwindlicht niederstürzt und stirbt. Allein, wann man die Charaktere von seiner Nation abziehen will; so wird ein wenig mehr Freiheit erfordert, als wir arme Deutsche haben, wo jeder treffende Zug, der der Feder eines offenen Kopfes entwischt, uns den Weg unter die Gesellschaft der Züchtlinge eröffnen kann.

„An Beispielen fehlt es uns gewiß nicht, und obgleich wegen der Regierungsform der Zustand eines Deutschen bloß passiv ist, so sind wir doch Menschen, die ihre Leidenschaften haben und handeln; so gut als ein Franzos oder ein Britte. Hier ist ein Geschichtgen, das sich mitten unter uns zugetragen hat; und ich gebe es einem Genie Preis, eine Comödie oder einen Roman daraus zu machen, wann er nur nicht aus Jaghaftigkeit die Scene in Spanien und Griechenland; sondern auf teutschem Grund und Boden eröffnet.

„Ein B . . . Edelmann, der die Ruhe des Landes dem Lärm des Hofes vorzog, hatte zween Söhne von sehr ungleichem Charakter. Wilhelm war fromm, wenigstens betete er so oft er es haben wollte, war streng gegen sich selbst und gegen Andere, wann sie nicht gut handelten, war der gehorsamste Sohn seines Vaters, der emsigste Schüler seines Hofmeisters, der ein Selot war, und ein misanthropischer Verehrer der Ordnung und Dekonomie. Karl hingegen war völlig das Gegentheil seines Bruders. Er war offen, ohne Verstellung, voll Feuer, lustig, zuweilen unfleißig, machte seinen Eltern und seinem Lehrer durch manchen jugendlichen Streich Verdruß, und empfahl sich durch nichts, als durch seinen Kopf und sein Herz. Dieses machte ihn zwar zum Liebling des Hausgesindes und des ganzen Dorfes; seine Laster aber schwärzten ihn an in den Augen seines cationischen Bruders und seines zelotischen Lehrmeisters, der oft vor Unmuth über Karls Muthwillen fast in der Galle erstikte.

„Beede Brüder kamen auf das Gymnasium nach B., und ihr Charakter blieb sich gleich. Wilhelm erhielt das Lob eines strengen Verehrers des Fleißes und der Tugend, und Karl das Zeugniß eines leichtsinnigen, hüpfenden Jünglings. Wilhelms strenge Sitten litten auch auf der Universität keine Abänderung, aber Karls heftiges Temperament ward vom Strom ergriffen, und zu manchem Laster fortgerissen. Er ward ein Anbeter der Cythere und ein Schüler des Anakreon. Wein und Liebe waren seine liebste Beschäftigung, und von der Wissenschaft nahm er nur so viel mit, als er flüchtig erhaschen konnte. Kurz, er war eine von den weichen Seelen, welche der Sinnlichkeit immer offen stehen, und über jeden Anblick des Schönen in platonisches Entzücken gerathen. Der strenge Wilhelm bestrafte ihn, schrieb seine Laster nach Hause, und zog ihm Verweise und Drohungen zu. Aber Karl war noch zu flüchtig, wie eine Moral zu leben, und seine Verschwendung und übermäßige Gutheit gegen arme Studierende oersenkte ihn in Schulden, die so hoch anschwollen, daß sie nicht mehr verborgen werden konnten. Dazu kam noch ein unglückliches Duell, das ihm die Gunst seines Vaters entzog, und ihn in die Verlegenheit versetzte, bey Nacht und Nebel

die Akademie zu verlassen. Die ganze Welt lag nun offen für ihn, und kam ihm wie eine Einöde vor, wo er weder Unterhalt noch Ruhe fand.

„Der Lärm der Trommel schreckte ihn von seinen Betrachtungen auf, und er folgte der Fahne des Mars. Er ward ein Preuße, und die Schnelligkeit, womit Friedrich sein Heer von einem Wunder zum andern fortrifft, ließ ihm nicht Zeit, Betrachtungen über sich selber anzustellen. Karl that immer brav, und wurde in der Schlacht bey Freiberg verwundet. Er kam in ein Lazareth; ein Extract des menschlichen Elends schwebte hier immer vor seinen Augen. Das Aechzen der Kranken, das Nücheln der Sterbenden und der brennende Schmerz seiner eigenen Wunde zerrissen sein zärtliches Herz, und der Geist Karls richtete sich auf, sah mit ernstem Unmuth auf seine Laster herab, verfluchte sie, und dieser Karl entschloß sich, tugendhaft und weise zu werden. Er hatte sich kaum etwas erholt, so schrieb er den zärtlichsten Brief an seinen Vater, und bemühte sich durch das offene Geständniß seiner Laster, durch das traurige Gemälde seines Unglücks, durch Reue und ernste Gelübde die väterliche Vergebung zu erweinen. Umsonst! der strenge Wilhelm unterschlug seinen Brief, und Karl erhielt keine Antwort.

„Es ward Friede, und das Regiment, worunter Karl stand, wurde abgedankt. Ein neuer Donner in Karls Herz! Doch ohne sich lange der mähmherzigen Welt zu überlassen, entschloß er sich zu arbeiten. Er vertauschte seine Montur mit einem Kittel und trat bey einem Bauern, anderthalb Stunden von dem Rittersitze seines Vaters, als Knecht in Dienste. Hier widmete er sich mit so vielem Fleiß dem Feldbau und der Delonomie, daß er das Muster eines fleißigen Arbeiters war. In müßigen Stunden unterrichtete er die Kinder eines Bauern mit dem besten Erfolge. Sein gutes Herz und seine Geschicklichkeit machten ihn zum Lieblinge des ganzen Dorfes. Ja, er wurde unter dem Namen des guten Hanses auch seinem Vater bekannt, mit welchem er oft unerkannt sprach und mit Beifall belohnt wurde. Einmal war der gute Hans mit Holzfällen im Walde beschäftigt. Plötzlich hörte er von ferne ein dumpfes Geräusch. Er schlich mit dem Holzbeile in der Hand hinzu — und Welch ein Anblick! — sah seinen Vater von verlarvten Mördern aus der Kutsche gerissen, den Postillon im Blute liegen, und bereits den Mordstahl auf der Brust des Vaters blinken. Kindlicher Enthusiasmus entflammte jetzt unsern Karl. Er stürzte wüthend unter die Mörder hinein, und sein Beil arbeitete mit einem so guten Erfolge, daß er drei Mörder erlegte und den vierten gefangen nahm. Er setzte hierauf den ohnmächtigen Vater in die Kutsche, und fuhr mit ihm seinem Rittersitze zu.

„Wer ist mein Engel?“ sagte der Vater, als er die Augen aufschlug.

Kein Engel, erwiederte Hans, sondern ein Mensch hat gethan, was er als Mensch seinen Brüdern schuldig ist.

„Welcher Edelmuth unter einem Zwilch-Kittel! — Aber sage mir, Hans, hast du die Mörder alle getödtet?“

Nein, gnädiger Herr, einer ist noch am Leben.

„Laß ihn herkommen.“

Der entlarvte Mörder kommt, stürzt zu den Füßen des Edelmanns nieder, fleht um Gnade und spricht schluchzend: Ach, gnädiger Herr, nicht ich! Ein Anderer! — Ach — dürft' ich hier ewig verstummen! Ein Anderer!

„So donnere den verfluchten Andern heraus,“ sprach der Edelmann. „Wer ist denn der Mitschuldige dieses Mordes?“

Ach, ich muß es sagen. — Der Junker Wilhelm. Sie lebten ihm zu lang, und er wollte sich auf diese verfluchte Weise in den Besitz ihres Vermögens setzen. Ja, gnädiger Herr, ihr Mörder ist Wilhelm!

„Wilhelm?“ sagte der Vater mit dumpfem Tone, schlug die Augen zu, und blieb unempfindlich liegen. Hans blieb wie die Bildsäule des Entsetzens vor dem Bette seines Vaters stehen. Nach einigen Augenblicken dieser schrecklichen Unempfindlichkeit erhob der Vater die brechenden Augen, und schrie im Tone der Verzweiflung: „Keinen Sohn mehr? Keinen Sohn mehr? Ha, jene scheußliche Furie, mit Schlangen umwunden, ist mein Sohn — die Hölle nenne seinen Namen! Und jener Jüngling mit Rosenwangen und dem fühlenden Herzen ist mein Sohn Karl, ein Opfer seiner Leidenschaften — dem Elend preisgegeben — lebt vielleicht nicht mehr! — —“

Ja, er lebt noch! schrie Hans, dessen Empfindungen alle Dämme durchbrachen. Er lebt noch, und krümmt sich hier vor den Füßen des besten Vaters. Ach, kennen sie mich nicht! Meine Laster haben mich der Ehre beraubt, ihr Sohn zu sein! Aber kann Reue, können Thränen —

Hier sprang der Vater aus seinem Bette, hob seinen Sohn von der Erde auf, schloß ihn in seine zitternden Arme, und beide verstummten. Dies ist die Pause der heftigsten Leidenschaft, die den Lippen das Schweigen gebietet, um die Redner des Herzens auftreten zu lassen.

„Mein Sohn, mein Karl ist also mein Schutzengel?“ sagte der Vater, als er zu reden vermochte, und Thränen träufelten auf die braune Stirn des Sohnes herab. „Schlag Deine Augen auf, Karl, siehe Deinen Vater Freundenthänen weinen!“ Aber Karl stammelte nichts; als: bester Vater! und blieb an seinem Busen liegen. —“

Auf Karls Bitte bleibt Wilhelm von der Strafe verschont, muß sich aber mit einem kleinen Unterhalte in einer entfernten Stadt begnügen. „Karl aber wohnet noch bei seinem Vater und ist die Freude seines Lebens und die Wollust seiner künftigen Unterthanen.“ Der Erzähler schließt mit den Worten: „Wann wird einmal der Philosoph auftreten, der sich in die Tiefen des menschlichen Herzens hinabläßt, jeder Handlung bis zur Empfängniß nachspürt, jeden Winkelzug bemerkt, und alsdann eine Geschichte des menschlichen Herzens schreibt, worin er das trügerische Inkarnat vom Antlitze des Heuchlers hinwegwischt, und gegen ihn die Rechte des offenen Herzens behauptet.“ —

Daß ein solcher Stoff, wie er in dieser Erzählung liegt, für Schiller sehr anziehend sein mußte, darauf deutet schon das selbstgewählte Thema seiner Dissertation und seine Vorliebe für die Psychologie hin, und wenn er nicht den festen Entschluß gefaßt hätte, erst seinen medizinischen Kursus mit Ehren zu absolviren, so würde er die Räuber wohl schon früher geschrieben haben, denn einzelne Szenen waren ja, wie schon gesagt, bereits im Jahre 1777 vollendet.

Bis dahin hatte sein Interesse sich nur an den Stoff an und für sich geheset, aber als seine mühevolle Probefchrift verworfen, als die Mauern der Akademie nun in Wahrheit für ihn Gefängnißmauern wurden, in denen er nur mit höchstem Widerstreben weilte, da trat für ihn noch ein persönliches Motiv hinzu, denn nun war er selbst dem verflozenen Sohne gleich. Um wie viel ungestümer und glühender mußten seine Empfindungen sich nun ergießen!

Zum Ueberfluß trat auch noch eine äußere Veranlassung hinzu, um das poetische Vermögen des Jünglings mächtig anzuregen. Alles, was die Dichtkunst an Ruhm und Ehre und Glück verleihen kann, das trat verkörpert vor Schiller's Augen, als am 14. Dezember 1779 Göthe mit dem Herzog Karl August in der Akademie erschien, um der Vertheilung der Preise beizuwohnen. Der fremde Fürst stand zur Rechten, der Dichter des Göz und des Werthe zur Linken des Herzogs Karl Eugen, und die Jüglinge freuten sich zu sehr, wie dieser den Dichter auszeichnete. An diesem Tage und in Gegenwart des verehrten Dichters war die Göttin der Freude auch für Schiller günstig; er bekam einen Preis in der praktischen Medizin, einen zweiten in *Materia medica* und einen dritten in der Chirurgie. Um einen vierten in der deutschen Sprache und Schreibart mußte er lösen, und das Glück neigte die Spende seinem Goffen zu.

Wenige Wochen nachher, am Geburtstage der Gräfin Franziska, der 10. Januar 1780, gab der Herzog seinem Eleven einen neuen Beweis seiner Zuneigung, er wählte Schiller zum Festredner und gab das Thema: „Die Tugend in ihren Folgen beleuchtet.“ Schiller löste seine Aufgabe in der ehrenvollsten Art; er wies darauf hin, daß die Liebe zur Tugend ein allgemeines Band unter allen edlen Seelen knüpfe und auf diese Weise für die ganze Menschheit die eigentliche Stütze des Glückes sei. Die Gräfin Franziska erscheint hier abermals als das Sinnbild der Tugend, der Redner schließt mit den Worten: „So groß — so selig, so unansprechlich selig, meine Freunde sind die innern Folgen der Tugend. Dieses Gefühl, eine Welt um sich zu glücklich! Dieses Gefühl, einige Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben — dieses Gefühl, über alle Lobsprüche erhaben zu sein, dieses Gefühl — — Erleuchte Gräfin! Irdische Belohnungen vergehen — sterbliche Kronen flattern dahin — die erhabensten Jubellieder verhallen über dem Sarge. — Aber die Ruhe der Seele, Franziska, diese himmlische Heiterkeit, jetzt ausgegossen über Ihr Angesicht, laut, laut verkündet sie mir unendliche innere Belohnung der Tugend. — Eine einzige fallende Thräne der Bönne, Franziska, eine Einzige gleich einer Welt — Franziska verdient sie zu weinen!“

Der Gräfin wurde in sauberer Abschrift ein prachtvoll gebundenes Exemplar dieser Festrede überreicht; sie bewahrte es sorgsam auf. Sehr anerkannt äußerte sich Professor Haug im ersten Hefte des schwäbischen Magazins vom 1780 über diese Arbeit Schiller's.

Das letzte Jahr seines Aufenthaltes in der Akademie war nun fast ganz der Poesie gewidmet; nicht allein daß die Räuber in diesem Jahre fast ganz niedergeschrieben wurden, auch seine Studien nahmen entschieden die poetische Richtung. Bei Professor Naß hörte Schiller Vorlesungen über den Homer, und

als dieser einzelne Gefänge in Bürger's metrischer Uebersetzung mittheilte, fanden sie seinen freudigen Beifall und regten ihn an, aus dem Virgil, den er unter Professor Drück's Leitung eingehend studirte, selbst einiges zu übersetzen. Im schwäbischen Magazin erschien von Schiller: „Der Sturm auf dem Tyrhener Meer. Eine Uebersetzung.“ Einige Verse mögen hier im Original und in Schiller's Uebersetzung zur Probe stehen.

Aeneid. I, 81—91.

Haec ubi dicta, cavum conversa cuspe montem
 Impulit, in latus: ac venti, velut agmine facto,
 Qua data porta, ruunt et terras turbine perflant.
 Incubuere mari, totumque a sedibus imis
 Una Eurusque Notusque ruunt creberque procellis
 Africus, et vastos volvunt ad litora fluctus.
 Insequitur clamorque virum stridorque rudentum.
 Eripiunt subito nubes caelumque diemque
 Teucrorum ex oculis; ponto nox incubat atra.
 Intonuere poli, et crebris micat ignibus aether,
 Praesentemque viris intentant omnia mortem.

Sprach's und hastig ins hohle Gebirg den eisernen Stachel
 Niedergeschleudert, und hastig wie Heerschar hervor die Orfane,
 Fürchterlich aus der geborstenen Kluft und hastig von dannen
 Draufend und laufend, und ungefühl hin über Thal und Gebirge.
 Sturm von Morgen und Abend, und Mittag der mächtige Hagler
 Stürzen über den Pelagus her und rühren den Grund auf,
 Wälzen Gebirge von Fluthen hinan an die hallenden Ufer.
 Da beginnt das Heulen der Schiffer, das Schwirren der Segel,
 Da entrisfen urplötzlich die Wolken dem Auge der Trojer
 Himmel und Tag, der Pelagus walt in Mitternachtschauern;
 Himmel donnert, und Himmel flammt auf in Tausendgebliche,
 Tod Tod flammt der Himmel entgegen dem bebenden Schiffer,
 Tod entgegen heult ihm der Sturm! Tod brüllen die Donner.

Die Uebersetzung ist frei, aber sehr schwungvoll; eigenthümlich ist der Umstand, daß fast durchgehends die Jäsur fehlt.

In allem, was Schiller im Jahre 1780 schreibt, kündigt sein mächtiger Genius sich bereits mit Posaumentönen an. Wahrhaft überwältigend durch die Gluth ihrer Empfindung ist die Leichenfantastie, in der Gedichtsammlung ist sie nachzulesen. Schiller schrieb sie, als seines Freundes Hoven jüngster Bruder starb. Dieser war ein sanfter, fleißiger Jüngling, einer der hoffnungsvollsten Jüglinge der Academie. Er starb in einem Alter von achtzehn Jahren. Nicht nur die Mitschüler und Lehrer, auch der Herzog beklagte den Tod des Jünglings tief; jeder bezeugte den Eltern seine Theilnahme. Schiller schuf jenes Grablied, das bei aller Ungewöhnlichkeit der Form doch in jeder Zeile den Feuerhauch des Genius trägt, und nur in Schiller's eigenen Gedichten würdige Seitenstücke hat. Zünsteeg komponirte die Leichenfantastie, und Schiller sandte

sie dem Vater des todtten Freundes mit einem Schreiben zu, welches selber ein Elegie, ein Grablied auch für die Hoffnungen dessen war, welcher es niede schrieb. Wir geben es hier wieder. Des Dichters Worte an den Hauptman von Hoven lauten:

„Endlich bin ich von der heftigen Bestürzung über den traurigen Abschied meines theuersten Freundes wieder zu mir selbst gekommen, und wage es, me gepreßtes Herz durch Worte zu erleichtern. Gegen wen soll ich dieses nun so thun, als gegen den Vater eines unschätzbaren Sohnes, als gegen Sie, der Sie mich am besten verstehen. Ich will Sie nicht mit kalten, frostigen Tröstungen betrüben, die nur allzu sehr ein kaltes, süßloses Herz verrathen, nein, ich will mit Ihnen über den verlorenen Edeln weinen, denn sein Verlust ist unerseßlich und für Trostgründe zu groß. Hören Sie es also noch einmal aus dem Munde eines fühlenden Freundes, was Ihnen Ihr väterliches Herz schon tausendmal wird gestanden haben. — Sie verloren einen werthen, liebenswürdigen Sohn einen Jüngling, aus dessen lebhafter Geisteskraft künftige Größe und Bewunderung gehnt wurde, einen Jüngling, dessen empfindungsvolles, zärtliches Herz ihm die Liebe aller Menschen erwarb, und jetzt durch das allgemeine Trauern derer, die ihn kannten, auf das vollkommenste gerechtfertigt wird, einen Jüngling voll der schönsten Hoffnungen, der schmeichelhaftesten Aussichten, und der es werth war, der Stolz seines Vaters zu sein, und der würdigste unter uns alle war, länger und glücklicher zu leben. Alles dies würden seine erbittertesten Feinde gestehen müssen — (er hatte keinen einzigen) — aber was bleibt seinen Freunden noch übrig? Was bleibt mir noch übrig? Ja, ich kam es fühlen, was es heißt, seine schönsten Hoffnungen, die Freuden seines Lebens — einem Sarge dahintragen sehen, ich weiß, daß die Klagen eines untröstlichen Vaters gerecht sind, — und weiß, daß die Klagen des Vaters, zu dem ich jetzt rede, zehnfach gerechter sind als aller anderer — denn ich empfand es, es schwer es schon meinem eigenen zärtlichen Vater würde gefallen sein, wenn diese Schlag mich getroffen hätte, da ich doch in keinem Stuck auf den Werth Ihres lieben Sohnes Anspruch machen darf. Aber haben Sie Ihren Sohn denn verloren? — verloren? — War er glücklich, und ist es jetzt nicht mehr? Ist es zu bedauern, oder nicht vielmehr zu beneiden? Ich mache zwar diese Fragen einem geschlagenen Vater, dessen Seelenleiden ich freilich niemals nachempfinden kann, aber ich mache sie auch einem Weisen, einem Christen, der es weiß, daß die Gott Leben und Tod verhängt und ein ewigweiser Rathschluß über uns waltet. Was verlor er, das nicht dort unendlich wieder ersetzt wird? Was verließ er, das er nicht dort freudig wiederfinden, ewig wieder behalten wird? Und stand er nicht in der reinsten Unschuld des Herzens, mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüstet, eh' er noch die Wechsel der Dinge, den beständigen losen Sand der Welt beweinen durfte, wo so viele Pläne scheitern, so schön Freuden verwellen, so viele Hoffnungen vereitelt werden. — Das Buch der Weisheit sagt vom frühen Tod des Gerechten: „Seine Seele gefiel Gott, darum eilet er mit ihm aus dem bösen Leben, er ist bald vollkommen worden und hat viele Jahre erfüllt. Er ward hingelückt, daß die Bosheit seinen Verstand nicht verlehre, noch falsche Lehre seine Seele betrüge.“ So ging Ihr Sohn zu dem

zurück, von dem er gekommen ist, so kam er früher und rein behalten dahin, wohin wir später, aber auch schwerer beladen mit Vergehungen, gelangen. Er verlor nichts und gewann alles.

„Bester Vater meines geliebten Freundes, das sind nicht auswendig gelernte Gemeinplätze, die ich Ihnen hier vorlege, es ist eigenes, wahres Gefühl meines Herzens, das ich aus einer traurigen Erfahrung schöpfen mußte; tausendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich schlafen gehe. Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen sein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verliere ich immer mehr von meiner Zufriedenheit, je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, desto mehr wünschte ich als Kind gestorben zu sein. Wäre mein Leben mein eigen, so würde ich nach dem Tode Ihres theuren Sohnes geizig sein, so aber gehört es einer Mutter und dreien, ohne mich hilflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn, und mein Vater fängt an, graue Haare zu bekommen.

„Aber nun Sie? — Sind Sie nicht ein glücklicher Vater? Sie verloren einen Sohn, der Ihnen theuer war, aber schon freut sich ein zweiter, die doppelte süße Pflicht zu tragen, und dieser allein war es auch würdig, die Stelle des Entziffenen zu ersetzen. Er fühlt, was er Ihnen schuldig ist, er strengt alle Kräfte seines Geistes auf den einzigen Zweck an, und wird Ihnen zehnmal mehr leisten, als ich meinem Vater jemals versprechen kann. Weinen Sie über den Verlust des würdigsten Jünglings, weinen Sie, denn er ist alles werth — doch vergessen Sie niemals, daß Ihr anderer Sohn, ich darf led sagen, Ihr großer Sohn, dadurch beleidigt werden muß, wenn Sie Ihre Hoffnungen mit jenem im Grabe verscharren.

„Und nun verzeihen Sie mir, wenn ich mich anmaßte, einen Vater zu trösten, da ich selbst noch ein unerfahrener Jüngling bin. Ich weiß, daß Sie Fülle des Trostes aus Ihrem eigenen vortrefflichen Herzen und aus der Religion schöpfen können, und was ich hier sagte, war mehr zu meiner Beruhigung, denn ich verlor in ihm einen herzlichen Freund. Aber es gibt ja eine Welt, wo die Getrennten sich wieder vereinen, dort werden Sie Ihren Sohn als einen verklärten Engel wieder umarmen, dort werde ich Freudenthränen weinen am Halse meines theuren, werthen Freundes. Stets soll mir sein Andenken heilig sein, und jede Spur von ihm eine Reliquie. Könnte ich Ihnen in mir einen zweiten Sohn, könnte ich Ihrem ältern Sohn einen Bruder schenken, so wollte ich stolz auf mich selbst sein. Aber es soll mehr an meinen Kräften, nimmermehr an meinem Willen fehlen. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem ganzen Hause in ewige Gewogenheit und Freundschaft, und wünschte nichts mehr, als mich nennen zu dürfen

Wohlgebornet Herr hochzuverehrender Herr Hauptmann
Stuttgart, den 15. Januar 1780. Dero gehorsamster Sohn
F. E. Schiller.“

Was uns in diesem Schreiben am meisten interessirt, ist nicht die lebenswürdige Pietät des Jünglings, sondern der Umstand, daß Schiller uns hier als ein gramvoller, ein gefesselter, mit dem Leben tief unzufriedener junger Mann entgentritt, der keine Möglichkeit sieht, die einengenden Bande zu sprengen und der deshalb in der Weise der Jugend das Leben wie eine lästige Bürde von sich werfen möchte. Eine solche Stimmung ist besonders dazu angethan die Ansichten einseitig zu gestalten und jedes Gefühl auf die Spitze zu treiben: sie raubt dem Herzen die Ruhe, den Schwerpunkt; eine fieberartige Hast wird der Grundzug des aus seinem Gleichgewichte gewaltsam aufgestörten Wesens.

In diesen Zeiten, kurz nach der Verwerfung der Dissertazion, wollten die Eleven zur Feier des herzoglichen Geburtstages, der auf den 11. Februar fiel ein Schauspiel aufführen. Schiller hatte die Auswahl des Stückes zu treffen und die Leitung zu übernehmen; er wählte Göthe's *Clavigo*, und für sich selbst die undankbarste und schwierigste Rolle: er gab den *Clavigo*. Nach dem Zeugniß seines Freundes Petersen führte er die Rolle in der höchsten Ueberreizung durch. „Was rührend und feierlich sein sollte,“ — so erzählt Petersen, — „war freischend, strogend und pochend; Innigkeit des Gefühls drückte er durch Brillen Schnauben und Stampfen aus, kurz, sein ganzes Spiel war die vollkommenste Ungeberdigkeit, bald zurückstoßend, bald lachenerregend. In der Unterredung mit Beaumarchais, wo der Dichter vorschreibt: „*Clavigo* bewegt sich in höchster Verwirrung auf seinem Sessel“ — fuhr Schiller in so wilden Zudungen um dem Sessel herum, daß die Zuschauer lachend erwarteten, er werde herunterfallen.“

Diese Ungeberdigkeit Schiller's erscheint unter den obwaltenden Umständen sehr naturgemäß, und der Bericht Petersen's durchaus glaubwürdig. Dem des Dichters Brust tobte ja schon in seiner vollen Stärke jener Sturm, dessen Erzeugniß die Räuber waren. Mitten unter der Beaufsichtigung wurden geschrieben, hier ein Monolog, dort eine Szene, und da die Stunden des Tages streng überwacht waren, so wurde die Nacht zu Hülfe genommen. Schiller ließ sich für krank aus, um im Krankensaal, wo dies gestattet war, eine Lampe brennen zu dürfen. Zuweilen sah der Herzog selbst nach, dann fuhr das Manuskript der Räuber rasch unter den Tisch, und ein medizinisches Buch, worauf sie gelegen hatten, mußte den offiziellen Deckmantel für die poetische Arbeit abgeben.

War eine Szene gewonnen, so wurde sie den Freunden, an welchem Theile des weitläufigen Gebäudes sie gerade zusammentrafen, sogleich deklamirt, und je leidenschaftlicher die Darstellung, desto größer der Jubel. Zuweilen ließ der Dichter sich von seinen Genossen eine oder die andere Stelle vorlesen, um ihren Eindruck desto besser empfinden zu können. Der Oberaufseher Nieß störte durch seine unvermutheten Ronden die kleine Schaar oft unliebsam aus ihren poetischen Träumen auf.

Manche Räubernamen, wie *Moor*, *Schweizer*, wurden von Jünglingen der Akademie entlehnt, andere Eleven mußten als geistige Modelle dienen. Selbst Spiegelberg's Plan, nach dem gelobten Lande auszuwandern, ist eine Idee, mit welcher ein Eleve, dessen schlechte Gesinnung Schiller tief verachtete, oft prahlen pflegte.

So wurden im Jahre 1780 die Räuber in der Akademie geschrieben; sie waren vollendet, als die Zeit der Entlassung heranrückte.

Zwei Themata hatte Schiller diesmal zu seiner Dissertazion vorgeschlagen: 1. Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. 2. Ueber die Freiheit und Moralität des Menschen. Das erste derselben wurde für zulässig erklärt, von den Professoren aber daneben noch eine streng medizinische Abhandlung: *De differentia febrium inflammatoriarum et putridarum*, Ueber den Unterschied der entzündlichen und der Faulstieber, gefordert. Schiller behandelte sie sehr flüchtig, sie wurde auch nicht des Druckes würdig erklärt, aber die Dissertazion genügte diesmal; die Professoren lobten den Verfasser, „daß er ein so schwaches Thema mit vielem Genie behandelt, und nicht allein gute Schriftsteller schicklich benutzt, sondern auch selbstn über die Materie gedacht hat.“

In den engen Grenzen einer akademischen Dissertazion läßt sich über das angeführte Thema nur Allgemeines sagen, und auch Schiller sagt nichts Neues in seiner Arbeit. Aber eigenthümlich ist in den Sätzen des Dichters, den man so oft den Idealisten zu nennen beliebt hat, die realistische Färbung, welche ihm sogar einen Tadel seiner Zensoren eintrug, obwohl mit Unrecht. Den Geist des Ganzen wird uns am schicklichsten der Paragraf der Einleitung vergegenwärtigen. Der Verfasser sagt darin:

„Schon mehrere Philosophen haben behauptet, daß der Körper gleichsam der Kerker des Geistes sei, daß er solchen allzusehr an das Irdische hefte und seinen sogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme. Wiederum ist von manchem Philosophen mehr oder weniger bestimmt die Meinung gehegt worden, daß Wissenschaft und Tugend nicht sowohl Zweck, als Mittel zur Glückseligkeit seien, daß sich alle Vollkommenheit des Menschen in der Verbesserung seines Körpers versammle.

„Mich dünkt, es ist dies von beiden Theilen gleich einseitig gesagt. Letzteres System wird beinahe völlig aus unsern Moralien und Philosophen verwiesen sein, und ist, scheint es mir, nicht selten mit allzu fanatischem Eifer verworfen worden, — es ist gewiß der Wahrheit nichts so gefährlich, als wenn einseitige Meinungen einseitige Widerleger finden; — das erstere ist wohl im Ganzen am meisten geduldet worden, indem es am fähigsten ist, das Herz zur Tugend zu erwärmen, und seinen Werth an wahrhaftig großen Seelen schon gerechtfertigt hat. Wer bewundert nicht den Starksinn eines Rato, die hohe Tugend eines Brutus und Aurel, den Gleichmuth eines Epiktet und Seneka? Aber dessen ungeachtet ist es doch nichts mehr als eine schöne Verirrung des Verstandes, ein wirkliches Extremum, das den einen Theil des Menschen allzu enthusiastisch herabwürdigt, und uns in den Rang idealischer Wesen erheben will, ohne uns zugleich unserer Menschlichkeit zu entladen; ein System, das allem, was wir von der Evolution des einzelnen Menschen und des gesammten Geschlechts historisch wissen und philosophisch erklären können, schnurgerade zuwider läuft und sich durchaus nicht mit der Eingeschränktheit der menschlichen Seele verträgt. Es ist demnach hier, wie überall, am rathsamsten, das Gleichgewicht zwischen beiden Lehrmeinungen zu halten, um die Mittellinie der Wahrheit

desto gewisser zu treffen. Da aber gewöhnlicher Weise mehr darin gefehlt worden ist, daß man zu viel auf die eigene Rechnung der Geisteskraft, insofern sie außer Abhängigkeit von dem Körper gedacht wird, mit Hintersetzung dieses letztern geschrieben hat, so wird sich gegenwärtiger Versuch mehr damit beschäftigen, den merkwürdigen Beitrag des Körpers zu den Aktionen der Seele, den großen und reellen Einfluß des thierischen Empfindungssystems auf das Geistige in ein helleres Licht zu setzen. Aber darum ist das noch gar nicht die Philosophie des Epikurus, so wenig es Stoizismus ist, die Tugend für das höchste Gut zu halten.“ —

Die Abhandlung selbst zerfällt in fünf Theile mit den Ueberschriften: 1. Thierische Natur befestigt die Thätigkeit des Geistes. 2. Thierische Triebe wecken und entwickeln die geistigen. 3. Thierische Empfindungen begleiten die geistigen. 4. Körperliche Phänomene verrathen die Bewegungen des Geistes. 5. Auch der Nachlaß der thierischen Natur ist eine Quelle von Vollkommenheit. — Der Hauptinhalt des Ganzen liegt in dem Satze: „Der Körper ist der erste Sporn zur Thätigkeit; Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit.“

Unter den Schriftstellern, die Schiller zitiert, nimmt fast den ersten Platz Shakespeare ein; Stellen aus den Dramen desselben führt der Verfasser zur Beweise seiner Aufstellungen an. Wie er seinen Freunden versprochen hatte, zitierte er auch seine eigenen Räuber, aber da jedem Zögling verboten war, „ohne gnädigste Erlaubniß, bei sonst zu befahren habender scharfer Ahndung“ irgend etwas drucken zu lassen, so erschienen die Räuber unter dem Pseudonym „Life of Moor. Tragedy by Krako.“

Nachdem die Verbesserungen nach den Korrekturen der Professoren an der Abhandlung vorgenommen, wurde sie gedruckt und erschien unter dem Titel:

„Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Eine Abhandlung, welche in höchster Gegenwart Sr. Herzoglichen Durchlaucht, während den öffentlichen akademischen Prüfungen vertheidigt wird Johann Christoph Friedrich Schiller, Kandidat der Medicin in der Herzoglichen Militärakademie. Stuttgart, gedruckt bei Christoph Friedrich Cotta Hof- und Kanzlei-Buchdrucker.“

Bei der Prüfung trat Schiller als Opponent gegen einen Professor an, der eine Streitschrift in lateinischer Sprache vertheidigte. Da die Prüfungen wie wir uns erinnern, öffentlich waren, so hatten sich viele Zuschauer eingefunden, welche besonders Schiller's Vortrag mit Interesse verfolgten; der würdige Blick des Sprechers, der unter einer vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtete, die schön gefornete Nase und die Gluth seiner Bewegungen machte ungewöhnlichen Eindruck. Als der gelehrte Streit beendet war, begaben die Zöglinge sich zum Abendessen. Im Speisesaal trat der Herzog zu Schiller heran, lehnte seinen Arm auf dessen Stuhl und unterhielt sich in dieser Stellung lange mit dem Zögling, dessen Unbefangenheit auch dem Fürsten gegenüber die Ehre blieb.

Am 14. Dezember 1780 wurde Schiller aus der Akademie entlassen und beim Grenadierregiment des Generals Augé als Medikus ohne Porte d' épée angestellt. Seine Besoldung betrug achtzehn Gulden Reichswährung, etwa

zehn Thaler, für den Monat. Diese kümmerliche Versorgung war für Schiller's Eltern eine bittere Enttäuschung, denn sie hatten auf das Versprechen des Herzogs gebaut, das er damals, als Schiller auf seinen Wunsch dem Studium der Theologie entsagte, mit den Worten gab: er werde den Sohn durch eine sehr gute Versorgung entschädigen. Den neuen Regimentsdoktor kränkte es dagegen ganz vorzüglich, daß man ihm die Degenquaste entzogen hatte. Der Mangel dieses Abzeichens erinnerte ihn stets an seine untergeordnete Stellung, und andere Böglinge, die vor ihm mit weit geringeren Kenntnissen die Akademie verlassen, wurden nun seine Vorgesetzten. Hierzu kam noch, daß er ohne besondere Erlaubniß seines Generals sich nie von Stuttgart entfernen durfte; dadurch wurde der Verkehr mit seiner Familie ihm sehr erschwert, und doch hätte er gerade jetzt seine Schritte so gern recht oft nach der Solitüde gerichtet. Als er in der Akademie war, hatte nach dreißigjähriger Ehe die Familie sich noch um ein Töchterchen vermehrt. Nanette war im Jahre 1777 geboren, sie wurde in der Folge des Bruders Liebling, er pflegte sie seine Nanne zu nennen. Unter solchen Umständen mußte Schiller jeden kurzen Besuch bei den Seinigen von der Laune eines alten, strengen Vorgesetzten erbitten. Seine Stimmung war nicht die beste, als er nach dem Schlosse ging, um dem Herzog, wie es üblich war, die Hand zu küssen und ihm seinen Dank abzustatten.

Schiller's Gestalt war um die Zeit seiner Entlassung aus der Akademie zu der seltenen Größe von sechs Fuß drei Zoll gediehen; die Leberflecke und Sommerprossen waren aus seinem Gesichte verschwunden, sein ganzes Aussehen hatte sich sehr zu seinem Vortheil verändert. Die Uniform aber, die er nun tragen mußte, war kein Schmuck für ihn. Scharffenstein war damals Lieutenant bei einem Infanterieregiment, er hatte sich mit Schiller wieder befreundet; seine treffenden Worte schildern des Dichters komischen Aufzug folgendermaßen: „Er war eingepreßt in die Uniform, damals noch nach dem alten preussischen Schnitt und namentlich bei den Regimentsfeldscheerern steif und abgescmackt; an jeder Seite des Gesichts hatte er drei starre vergipste Rollen, welche Locken vorstellten; der kleine Militärhut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein langer, dicker Zopf gepflanzt war, und sein langer Hals saß in einer schmalen, roßhaarenen Binde eingezwängt. Das Fußwerk war besonders merkwürdig; durch den weißen Kamaschen untergelegten Filz waren seine Beine, wie zwei Zylinder, von einem größern Diameter, als die in knappe Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwische sehr beledet waren, bewegte er sich, ohne die Knie recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller so arg kontrastirende Apparat gab nachher oft den Stoff zu tollem Gelächter in unseren kleinen Kreisen.“

Das Regiment Augé, bei dem Schiller diente, bestand zum großen Theil aus Invaliden, die in geflickter Uniform durch die Straßen zogen. Alles schien zusammen zu wirken, um Schiller's Sinn von dem neuen Berufe fort und ganz der Poesie zuzuwenden. Es fand sich alsbald auch noch ein äußerer Anlaß, abermals die Gewalt der glühenden, stürmischen Gedanken, die packende Macht des unwiderstehlich hinfluthenden Rhythmus zu erproben. In der Akademie starb ein Freund, Schiller sang ihm eine Elegie, die gesammten medizinischen Kollegen

ließen sie auf gemeinsame Kosten drucken. Der Trauergesang erschien in stattlicher Folioausgabe; in der Gedichtsammlung ist er sehr abgeschwächt und verkürzt, ursprünglich lautete er folgendermaßen:

Elegie auf den frühzeitigen Tod
Johann Kristian Weckerlin's.
 Von seinen Freunden.
 Stuttgart, den 16ten Januar 1781.

Ihn aber hält am erstickten Orte,
 Der nichts zurücker läßt,
 Die Ewigkeit mit starken Armen fest.

Langes Stöhnen, wie vom nahen Sturme,
 Hallet her vom äden Trauerhaus,
 Todtentöne fallen von des Stiftes Thurme —
 Einen Jüngling trägt man hier heraus.
 Einen Jüngling — noch nicht reif zur Bahre —
 Einen Jüngling — in dem Mai der Jahre —
 Weggepflückt in früher Morgenblüth!
 Einen Sohn — das Prahlen seiner Mutter,
 Unfern theuren, vielgeliebten Bruder —
 Auf! was Mensch heißt, folge mir!

Prahlet ihr, Fichten, die ihr hochverastet
 Stürmen sehet und den Donner neckt?
 Und ihr, Berge, die ihr Himmel haltet,
 Und ihr, Himmel, die ihr Sonnen hegt?
 Prahlet der Greis noch, der auf stolzen Werken
 Wie auf Wogen zur Vollenbung steigt?
 Prahlet der Held noch, der auf aufgewälzten Thateubergen
 In des Nachruhms Sonnentempel flengt?
 Wenn der Wurm schon naget in den Blüthen,
 Wer ist Thor, zu wähnen daß er nie verdirbt?
 Wer dort oben hofft noch und hienieden
 Auszudauern, wenn der Jüngling stirbt?

War er nicht so muthig, kraftgerüstet,
 War er nicht wie Lebens-Konterfei?
 Frisch, wie Roß im Eisenglanz sich brüstet,
 Wie der Vogel in den Klüften frei?
 Da er noch in unsern Reihen hüpfte
 Da er noch in unsre Arme sprung
 Und sein Herz an unsre Herzen knüpfte —
 O der schneidenden Erinnerung! —
 Da er uns — o ahnende Gefühle —
 Hier auf eben dieser Leichenflur,
 Nur zu sicher vor dem nahen Ziele,
 Das Gelüb'd der ewigen Treue schwur? —

O, ein Mißklang auf der großen Laute!
 Weltregierer, ich begreif es nicht!
 Hier — auf den er seinen Himmel baute —
 Hier im Sarg — barbarisches Gericht!
 So viel Sehnen, die im Grab erschlaffen,
 So viel Keime, die der Tod verweht,
 Kräfte für die Ewigkeit erschaffen,
 Gaben für die Menschheit ausgefät —
 O, in dieses Meeres wildem Wetter,
 Wo Verzweiflung Steu'r und Ruder ist,
 Bitte nur, geschlagenster der Väter,
 Daß dir alles, alles, nur nicht Gott entwischt!

Lieblich hüpften voll der Jugendfreude
 Seine Tage hin im Rosenleide
 Und die Welt, die Welt war ihm so süß —
 Und so freundlich, so bezaubernd winkte
 Ihm die Zukunft, und so golden blinkte
 Ihm des Lebens Paradies;
 Noch, als schon das Mutterauge thrännte,
 Unter ihm das Todtenreich schon gähnte,
 Ueber ihm der Parzen Faden riß,
 Erd' und Himmel seinem Blick entfanke,
 Floh er ängstlich vor dem Grabgedanken —
 Ach, die Welt ist Sterbenden so süß!

Stumm und taub ist's in dem engen Hause,
 Tief der Schummer der Begrabenen;
 Bruder! ach, in ewig tiefer Pause
 Feiern alle deine Hoffnungen;
 Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
 Ihre Gluth empfindest du nicht mehr;
 Seine Blumen wiegt des Westwinds Flügel,
 Sein Gelispel hörst du nicht mehr;
 Liebe wird dein Auge nie vergolden,
 Nie umhalsen deine Braut wirst du,
 Nie, wenn unsre Thränen stromweis rollten —
 Ewig, ewig sinkt dein Auge zu.

Aber wohl dir! — köstlich ist dein Schummer,
 Ruhig schläft sich's in dem engen Haus;
 Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
 Nötheln auch der Menschen Qualen aus.
 Ueber dir mag die Verläumdung geisern,
 Die Verführung ihre Gifte spei'n,
 Ueber dich der Farißäer eisern,
 Pfaffen brüllend dich der Hölle weihn;
 Gauner durch Apostelmästen schießen,
 Und die Reue, die Gerechtigkeit
 Wie mit Würfeln so mit Menschen spielen,
 Und so fort, bis hin zur Ewigkeit;

Ueber dir mag auch Fortuna gaulen,
 Blind herum nach ihrem Duhlen spähn,
 Menschen bald auf schwanken Thronen schaukeln,
 Bald herum in wüsten Pfützen drehn —
 Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle!
 Diesem tragi-komischen Gewühl,
 Dieser ungestümen Glückeswelle,
 Diesem possenhaften Lottospiel,
 Diesem faulen, fleißigen Gewimmel,
 Dieser arbeitsvollen Ruh,
 Bruder, diesem bosheitsvollen Himmel
 Schloß dein Auge sich auf ewig zu.

O so klatschet! klatscht doch in die Hände!
 Rufet doch ein frohes Plaudite!
 Sterben ist der langen Thorheit Ende,
 In dem Grab verscharrt man manches Weh.
 Wer sind denn die Bürger unterm Monde?
 Gaukler, theatralisch ausstaffirt,
 Mit dem Tod in ungewissem Bunde,
 Bis der Falsche sie vom Schauplatz führt.
 Wohl dem, der nach kurzgespielter Rolle
 Seine Larve tauschet mit Natur;
 Und der Sprung, vom König bis zur Erdensohle,
 Ist ein leichter Kleiderwechsel nur.

Fahr denn wohl, du Trauter unsrer Seele,
 Eingewiegt von unsern Segnungen!
 Schlummre ruhig in der Grabeshöhle,
 Schlummre ruhig bis auf Wiedersehn!
 Bis auf diesen leichenvollen Hügel
 Die allmächtige Posaune klingt
 Und, nach aufgerissnen Todesriegeln
 Gottes Sturmwind diese Leichen in Bewegung schwing —
 Bis, befruchtet von Jehovah's Hauche,
 Gräber kreisen — auf sein mächtig Dräun
 In zerschmelzender Planeten Rauche
 Ihren Raub die Gräfte wiederläun.

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
 Auch nicht in des Pöbels Paradies,
 Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimten —
 Aber wir ereisen dich gewiß.
 Ob es wahr sei, was den Pilger freute?
 Ob noch jenseits ein Gedanke sei?
 Ob es alles eitle Fanta sei? — —
 Schon enthüllt sind dir die Räthsel alle!
 Wahrheit schlürfst dein hochentzückter Geist,
 Wahrheit, die in tausendfachem Strahle
 Von des großen Vaters Kelche fließt. —

Zieht denn hin, ihr schwarzen, stummen Träger!
 Trübt auch Den dem großen Bürger auf!
 Höret auf, gehensergoßne Kläger!
 Thürmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauf!
 Wo der Mensch, der Gottes Rathschluß prüfte?
 Wo das Aug', den Abgrund durchzuschau'n?
 Heilig, heilig, heilig bist du Gott der Kräfte,
 Wir verehren dich mit Grau'n.
 Erde mag zurück in Erde stäuben,
 Fliegt der Geist doch aus dem morschen Haus!
 Seine Asche mag der Sturmwind treiben,
 Seine Liebe dauert ewig aus.

Es ist ein Grabgesang im hohen Stile, wie der gewaltige Trauermarsch von Beethoven, und gerade wie dieser die erschütternden Molltöne in das sanfte Dur auflöst, so tritt auch hier der schöne Gedanke an den Schluß, daß die Liebe des Herzens über Tod und Grab hinausreicht.

Durch das Gedicht veranlaßt, ist uns ein Brief aufbewahrt worden, welchen Schiller an seinen Freund Hoven schrieb; der burschlicose Ton desselben führt uns von den ernstesten Klängen in das frisch sprudelnde Leben der Jünglinge zurück; er lautet wie folgt:

Bester Freund! Denk doch den Tausendsakermentsstreich! Schon 14 Tage wart' ich auf Antwort und Geld von Dir, wegen den Carmen, von welchen Du gehört haben wirst, und wunderte mich, daß Du mir keines von Beiden schicktest — gestern finde ich Carmina und meinen Brief, den ich Dir geschrieben habe, beim Logis changiron in meinen Scripturen noch zurück — Du solltest ihn schon vor 14 Tagen bekommen — ist der Hund's.... mein Kerl schuld. Nimm's also nicht übel, lieber, daß Du, dem ich alles zuerst habe schiden wollen, durch diesen Zufall zu kurz gekommen bist. Weil Du nicht hier warst, und ich wußte, daß Du dem Verstorbenen und seinen Eltern gut warst, so nahm ich's auf mich, Dich auch zuzuziehen, und wie wir die Carmina ins Trauerhaus schickten, so schrieb ich express Deinen Namen zu den Unsrigen. Ich soll Dir auch von den Aeltern tausendfältig Dank dafür abstatten. Dieser Dank kostet Dich freilich Fl. 2. 12 Kr., denn so viel beträgt der Antheil eines jeden, der aufgeschrieben ist, und Theil an dem Carmen nahm. (NB. ich bin frei ausgegangen, wie die weite Luft.) Weil aber alle Mediziner, selbst Dr. Elvert, ungefragt dazu gezogen sind, so nahm ich um so weniger Anstand, in Deinem Namen zu consentiren. Die Fata meiner Carmesis verdienen eine mündliche Erzählung, denn sie sind zum Loblachen; ich spare sie also bis auf Wiedersehen auf. Endlich! Ich fange an in Aktivität zu kommen, und das kleine hundsoböttische Ding hat mich in der Gegend herum berücktigter gemacht, als 20 Jahre Praxis. Aber es ist ein Rahmen wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig! — Sey so gut und schicke mir mit dem nächsten Botentag das Geld, denn Drucker und Buchbinder überlaufen mich. Tausend Complimente an Deinen vortreffl. Herrn Vater, Mutter und Schwestern.

Ich bin der Deinige

Schiller.

Mit dem Tode dieses Briefes stimmte das damalige Leben Schiller's sehr genau überein. Er bewohnte gemeinschaftlich mit dem Lieutenant Josep Kapff vom Gabelenz'schen Infanterieregiment ein kleines Parterrezimmer in einem Hause, das dem Professor Haug gehörte; es lag auf dem kleinen Orab der jetzt die Eberhardsstraße heißt. Der Lieutenant Kapff war seit einem Jahr aus der Akademie entlassen, in welche er 1774 eingetreten war. Anfangs schon Schiller in keinem guten Verhältnisse mit ihm gelebt zu haben, denn in seinem Charakteristil der Mitschüler berichtet er, Kapff mache den Mitbrüdern durch kindisches Betragen und Unverschämtheit Verdruß, auch verberge er ein nicht gar gutes Gemüth; sich selbst, mit Verachtung anderer, am meisten zu lieben mache den Hauptzug seines Charakters aus. Die guten Gaben, welche ihm zu Theil geworden, wende er nicht besonders an, doch rede er großsprechend von seiner Neigung zum Soldatenstande und erzähle viel von den Heldthaten, die er einst ausführen würde. Später trat Kapff in die Reihe der ausgezeichnetsten Schüler; 1778 nahm er in den Listen der Akademie den ersten Rang seiner Abtheilung ein und erhielt eine ganze Fülle von Preisen. Aber so gewandt und begabt der Jüngling auch war, seine vorwiegende Neigung zu stürmischen Lebensgenuß ließ seine besseren Bestrebungen immer wieder sinken. Zuletzt trat er bei dem württembergischen Regimente ein und sandte Ostindien seinen Tod.

In dem Wohnhause der beiden Genossen hatte Professor Haug sein Auditorium; den übrigen Theil des Gebäudes hatte er an eine verwitwete Herrin Wischer vermiehet. Schiller und Kapff waren beide heftig, reizbar und aufbrausend, und beide nicht sehr ordnungsliebend; aber um so besser kamen sie mit einander aus, denn keiner störte die Studentenvirtheft des andern. Seit dem früheren Dichterbunde hatten die meisten Mitglieder sich nun wieder zusammen gefunden. Scharffenstein, Petersen, Haug, Reichenbach waren in Stuttgart, Hoven in dem nahen Ludwigsburg; sie alle wußten in genialer Weise die Ebbe ihrer Klasse durch unverwiltlichen Humor zu ersetzen. Schiller war ein starker Schnupfer, er spielte im Winter gern mit den Kameraden Abends die Manille, im Sommer wurde im Gasthof zum Ochsen auf der Hauptstätterstraße gekegelt; Schiller war Meister in diesem Spiele, das er auch später gern pflegte; einer frischen Kellnerin die vollen Waden zu streichen, war ihm keineswegs wider. Von der Hand des Ochsenwirths hat sich eine unquittirte „Nota an Herrn D. Schiller und Herrn Bibliotarius Petersen“ erhalten, aus welcher man erfahren, daß der Herr Regimentsmedikus gewöhnlich ein halbes, auch wohl ein ganzes Maß Wein zu trinken pflegte. Hierzu wurde Schinken und Salat gegessen, und wenn Bruder Hoven einmal aus Ludwigsburg herüberkam, so durfte er nicht über schlechte Bewirthung klagen. Als Schiller eines Abends die Kameraden nicht in der gewohnten Wirthsstube fand, ließ er folgenden Zettel juristischerweise schreiben: „Seyd mir schöne Kerls. Bin da gewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach, Taufensackerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol Euch alle der Teufel! Ich bin zu Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies, Schiller.“

Desto hielten die Genossen ihre Abendmahlzeiten in Schiller's Parterrezimmer; sie speisten Kartoffelsalat, den sie sich selbst bereiteten, und Knackwurst

Der Wein aber, den man doch so ungern entbehrte, war ein schwieriger Artikel; mehr als einmal war es Schiller, der für den geringen Erlös seiner publizistischen Thätigkeit den Freunden unverhofften Genuß gewährte. Er hatte nämlich damals die Redakzion eines politischen Wochenblattes übernommen, welches unter dem Titel: „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“ Dienstags und Freitags bei dem Buchdrucker Kristof Gottfried Mäntler in Stuttgart erschien. Das Blatt war nur klein und ohne Bedeutung, die politischen Berichte sind aus andern Zeitungen zusammengetragen. Friedrich der Große und Josef der Zweite werden mit Verehrung genannt, der Wundarzt Cagliostro wird besprochen, Lessing's Tod gemeldet. Von Schiller befindet sich darin eine überschwängliche Ode auf die glückliche Wiederkehr des Herzogs von einer Reise.

Die Sorge für sein etwa 240 Mann starkes Regiment sagte dem Poeten sehr wenig zu; seine Wünsche gingen nach einem akademischen Lehrstuhl für Physiologie und andere theoretische Zweige der Heilkunst. Aber auch in dieser Richtung war er nur wenig thätig, denn das einzige zu seiner Fachwissenschaft gehörige Buch, welches er während seiner literarischen Laufbahn in Stuttgart kaufte, war ein bedeutungsloser „Almanach für Apotheker auf das Jahr 1781.“ Freilich rettete er einmal einigen Typhuskranken durch seine sehr ungewöhnliche Behandlung, zu der die alten Aerzte den Kopf schüttelten, das Leben, doch kamen Schiller's Zeitgenossen darin überein, daß er sich als praktischer Arzt wohl durch Geist und Kühnheit, aber nicht in gleichem Grade durch Glück ausgezeichnet habe. Er liebte gelegentlich die Kraftstücke, besonders verordnete er gern starke Brechmittel. Der Herzog hatte die Vorschrift gegeben, alle jungen Militärärzte sollten sich in wichtigen Fällen an seinen Leibarzt Dr. Elvert wenden, Schiller aber nahm von dieser Vorschrift so wenig Notiz, daß Elvert schließlich anzuordnen für nöthig hielt, kein Rezept der jungen Aerzte solle zur Anwendung kommen, bevor es ihm nicht vorgelegt worden sei. Schiller selber sagte, nachdem die Räuber erschienen waren, über seine eigene Praxis spottend, er wolle dem Verfasser der Räuber lieber zehn Pferde als seine Frau zur Kur übergeben.

Von einem jungen Manne, der mit Schiller's Charakter und Bestrebungen in strenger Abgeschlossenheit aufgewachsen und dann plötzlich einem ganz freien Leben hingegeben war, wird niemand seine Form und besondere Vorsicht im Benehmen erwarten. Für den Arzt aber ist beides nothwendig, und der Mangel dieser Erfordernisse bei Schiller hatte zur Folge, daß eine Privatpraxis in der Stadt ihm nicht zusiel, und daß sein Ruf immer bedenklicher wurde. Schon aus dem Umstande, daß er mit Kapff zusammenwohnte, zog man mit sorgloser Sicherheit den Schluß, daß Schiller's Sitten sehr locker sein müßten; zum Unglück schienen einige auffallende Begebenheiten die Meinung der Mißwollenden zu bestätigen. Schiller's Kameraden suchten einigemal einen wenig feinen Scherz darin, in lustiger Gesellschaft den Freund zu einem sehr reichlichen Weingenuß aufzumuntern; namentlich war dies bei einem Gastmahl der Fall, welches General Augé den Offizieren seines Regiments gab; Schiller sprach dem Becher so fleißig zu, daß man ihn nach Haus tragen mußte. Seit der Zeit galt er für einen notorischen Trunkenbold. Sein früherer Lehrer Abel, den der schlechte Ruf seines hoffnungsreichen Zögling's schmerzte, hielt bei dessen Genossen einmal genaue

Nachforschung über den Thatbestand des Verüchtes, doch man versicherte ihm von allen Seiten, daß dem Regimentsmedikus großes Unrecht geschehe.

So wenig Befriedigung Schiller auf der Akademie in dem Studium der Medizin fand, ebenso wenig konnte seine praktische Wirksamkeit geeignet sein, ihn mit seinem Berufe auszuföhnen. Gerade wie dort, so trieb auch hier jeder Umstand im Verein mit der entschiedensten Neigung ihn zur Poesie hin. Schiller's hoher und kühner Geist fand keine Ruhe bei den Lazarethbesuchen und den steilen Paradeberichten, ein anderes weites Feld stand ihm offen, wenn er es nur betreten wollte, und an dem Willen fehlte es nicht. Mit der ganzen Gluth einer vielfach eingeschränkten Neigung wandte er sich seinem Drama zu. „Wir wollen ein Buch machen“, sagte er zu Scharffenstein, „das aber durch den Schindler absolut verbrannt werden muß.“ Das Manuscript der Räuber wurde wieder vorgenommen, und mit anhaltendem Fleiß überarbeitet. Wenn er mit seinen Freunden spazieren ging, bildeten die Räuber fast ununterbrochen den Gegenstand des Gesprächs; ohne alle Empfindlichkeit hörte Schiller die Ausstellungen seiner Kameraden an, bei der Arbeit aber nahm er wenig Notiz davon.

So gewann das Trauerspiel seine Vollendung, und was der Genius in der Stille gezeitigt hatte, das sollte nun in die Welt hinausgehen. In Stuttgart fand sich aber kein Verleger, der auch nur die Druckkosten wagen wollte, deshalb mußte Petersen, der damals auf einer Reise war, das Glück in der Fremde versuchen. Nach Mannheim schrieb Schiller ihm folgenden Brief:

„Daß Du siehst, wie viel mir an der Herausgabe meines Trauerspiels gelegen ist, und daß Du sie, falls Du wie ich hoffe, Deine Einwilligung dazu gegeben hättest, um so eifriger betreibst, will ich Dich jetzt schriftlich nochmals an das erinnern, was Du von Hoven schon nach allen Künsten des überredenden Kanzlers gehört haben wirst. Der erste und wichtigste Grund, warum ich die Herausgabe wünsche, ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht ansteht — das Geld. Stäublin hat für einen Bogen seiner Verse einen Dukaten von einem Tübinger Verleger bekommen, warum sollt' ich für mein Trauerspiel, das durch den neuen Zusatz 12—14 Bogen gedruckt geben wird, von einem Mannheimer nicht eben so viel — nicht mehr bekommen? Was über fünfzig Gulden abfällt — ist Dein. Du mußt aber nicht glauben, daß ich Dich dadurch auf einem interessirten Wege ertappen wollte (ich kenne Dich ja), sondern das hast Du treu und redlich verdient, und kannst es brauchen.

„Der zweite Grund ist, wie leicht zu begreifen, das Urtheil der Welt, dasjenige, was ich und wenige Freunde mit vielleicht übertrieben günstigen Augen ansehen, dem unbestochenen Richter, dem Publikum preis zu geben. Dazu kommt noch die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, welches alles mir meines Aufenthalts im Lande der Prüfung verkürzen und versüßen und mir die Grillen zerstreuen soll. Ich möchte natürlich auch wissen, was ich für ein Schicksal als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe.

„Und dann endlich ein dritter Grund, der ganz echt ist, ist dieser: Ich habe einmal in der Welt keine andere Aussicht, als in einem Fache zu arbeiten, d. h. ich suche mein Glück und meine Beschäftigung in einem Amte, wo ich meine

Physiologie und meine Philosophie durchstudiren und nützen kann, und wenn ich etwas reifer schreibe, so ist es in diesem Fache. Schriften aus dem Felde der Poesie, Tragödie u. s. w. werden meinem Plane, Professor der Physiologie und Medizin zu werden, eher hinderlich sein. Darum suche ich sie hier schon wegzuräumen.

„Schreibe mir also, liebster Freund, ob und wie Du gesonnen bist. Daß es herauskomme, ist nicht zu beforgen; meinerseits soll die genaueste Vorsicht beobachtet werden. Und geschieht es, — so ist es immer Zeit, daß Du Deiner Brüder einen als Autor austreuen kannst — daß Du Dich selbst nennst, will ich Dir nicht zumuthen, auch wäre es zu schmeichelhaft von meinem Produkte gedacht. — Vergiß auch das Geld für die Bücher nicht, denn ich und Kapff haben's wirklich sehr nöthig. Betreib es ja. Vier bis fünf Gulden kannst Du noch immer dafür erhalten. —

P. S. „Höre Kerl! wenn's reißt. Ich will mir ein paar Bouteillen Burgunder darauf schänken lassen.“

Aber in Mannheim hatten die Verleger zu dem ungeheuerlichen Produkte ebenso wenig Lust, als in Stuttgart. Doch die Räuber sollten und mußten in die Welt, Schiller entschloß sich, sie auf eigene Kosten in Stuttgart drucken zu lassen. Er wollte mit einem Buchdrucker den Kontrakt abschließen, aber der Mann verlangte Vorausbezahlung. Schiller borgte die erforderliche Summe, in Freund leistete Bürgschaft. Auf diese Weise wurde das Drama gedruckt. Der Titel hieß: „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781.“ Das Papier dieser ersten, keineswegs armseligen Ausgabe war fest und gut, der Druck gefällig und ziemlich korrekt. Das Ganze füllte 22 Oktavseiten. Zwei Bignetten zierten das Buch; auf dem Titelblatte findet sich aber nicht der bekannte Löwe mit der Unterschrift In Tirannos, sondern ein Bildchen in Medaillonform, darauf eine Stelle aus dem vierten Akt: im Walde bei der Kerkerpforte liegt der alte Moor am Boden, von Hermann gehalten, daneben steht Karl, der die Räuber aus dem Schlafe donnert. Die zweite Bignette befindet sich am Schluß des Buches; sie gehört zum Römerliede und zeigt uns Charon's Nachen, Jasar steht darin, Brutus will eben einsteigen, der Hintergrund ist eine wilde Felsgegend. Ein Jögling der Akademie aus der Kupferstecherkasse hatte die Bignetten unentgeltlich radirt.

Um dem Stücke einen möglichst weiten Absatz zu sichern, schickte Schiller die einzelnen Aushängebogen an den auch aus Lessing's Leben bekannten Buchhändler und Hofkammerrath Schwan in Mannheim, der als Beförderer der schönen Wissenschaften galt. Schwan nahm diesen Beweis von Hochschätzung freundlich auf, und sendete die Bogen mit seinen Bemerkungen wieder zurück. In Folge derselben änderte Schiller in den letzten Bogen manches, und die schon fertig aus der Presse hervorgegangene Vorrede wurde ganz unterdrückt. An ihre Stelle trat das Vorwort, welches uns aus der Kotta'schen Ausgabe von Schiller's Werken bekannt ist. Die ursprüngliche Vorrede ist ein interessantes Stück und lautet folgendermaßen:

„Es mag beim ersten in die Hand nehmen auffallen, daß dieses Schauspiel niemals das Bürgerrecht auf dem Schauspielplatz bekommen wird. Wenn nun

dieses ein unentbehrliches Requisitum zu einem Drama seyn soll, so hat freilich das meinige einen großen Fehler mehr.

„Nun weiß ich aber nicht, ob ich mich dieser Forderung so schlechtweg unterwerfen soll. Sophokles und Menander mögen sich wohl die sinnliche Darstellung zum Haupt-Augenmerk gemacht haben, denn es ist zu vermuten, daß diese sinnliche Vorbildung erst auf die Idee des Dramas geführt habe: in der Folge aber fand sich, daß schon allein die dramatische Methode, auch ohne Hinsicht auf theatralische Verkörperung, vor allen Gattungen der rührenden und unterrichtenden Poesie einen vorzüglichen Werth habe. Da sie uns ihre Welt gleichsam gegenwärtig stellt, und uns die Leidenschaften und geheimsten Regungen des Herzens in eigenen Aeußerungen der Personen schildert, so wird sie auch gegen die beschreibende Dichtkunst um so mächtiger wirken, als die lebendige Anschauung kräftiger ist, denn die historische Erkenntniß. Wenn der unbändige Grimm in dem entsetzlichen Ausbruch: Er hat keine Kinder: aus Macduff redet, ist diß nicht wahrer und Herzzerschneidender als wenn der alte Diego seinen Sattspiegel herauslangt und sich auf offenem Theater beguckt.

„Wirklich ist dieses große Vorrecht der dramatischen Manier, die Seele gleichsam bey ihren verstofftesten Operationen zu ertappen, für den Franzosen durchaus verloren. Seine Menschen sind (wo nicht gar Historiographen und Heldendichter ihres eigenen hohen Selbsts) doch selten mehr, als eiskalte Zuschauer ihrer Wuth, oder altkluge Professoren ihrer Leidenschaft.

„Wahr also ist es, daß der ächte Genius des Dramas, welchen Shakespear wie Prospero seinen Ariel, in seiner Gewalt mag gehabt haben, daß sage ich der wahre Geist des Schauspiels tiefer in die Seele gräbt, schärffer ins Herz schneidet, und lebendiger belehrt, als Roman und Epopoe, und daß es der sinnlichen Vorpiegelung gar nicht einmal bedarf, uns diese Gattung von Poesie vorzüglich zu empfehlen. Ich kann demnach eine Geschichte dramatisch abhandeln ohne darum ein Drama schreiben zu wollen. Das heißt: Ich schreibe ein dramatisches Roman und kein theatralisches Drama. Im ersten Fall darf ich mich nur den allgemeinen Gesetzen der Kunst, nicht aber den besonderen des Theatralischen Geschmacks unterwerfen.

„Nun auf die Sache selbst zu kommen, so muß ich bekennen, daß mich sowohl die körperliche Ausdehnung meines Schauspiels, als vielmehr sein Inhalt ihm Siz und Stimm auf dem Schauplaze absprechen. Die Delonomie desselben machte es nothwendig, daß mancher Karakter auftreten mußte, der das feine Gefühl der Jugend beleidigt, und die Zärtlichkeit unserer Sitten empört. (Zu wünschen zur Ehre der Menschheit, daß ich hier nichts denn Karrikaturen geliefert hätte, muß aber gestehen, so fruchtbarer meine Weltkenntniß wird, so ärmer wird mein Karrikaturen-Register.) Noch mehr — Diese unmoralischen Karakter mußten von gewissen Seiten glänzen, ja oft von Seiten des Geists gewinnen was sie von Seiten des Herzens verlieren. Jeder dramatische Schriftsteller ist zu dieser Freiheit berechtigt, ja sogar genöthigt, wenn er anders der getreue Kopist der wirklichen Welt seyn soll. Auch ist, wie Garve lehrt, kein Mensch durchaus unvollkommen; auch der Lasterhafteste hat noch viele Ideen, die richtig,

viele Triebe, die gut, viele Thätigkeiten, die edel sind. Er ist nur minder vollkommen.

„Man trifft hier Böfewichter an, die Erstaunen abzwängen, ehrwürdige Mißethäter, Ungeheuer mit Majestät; Geister, die das abscheuliche Laster reizet, um der Größe willen, die ihm anhänget, um der Krafft willen, die es erfordert, um der Gefahren willen, die es begleiten. Man stößt auf Menschen, die den Teufel umarmen würden, weil er der Magn ohne seines Gleichen ist; die auf dem Weg zur höchsten Vollkommenheit die Unvollkommensten werden, die Unglücklichsten auf dem Wege zum höchsten Glück, wie sie es wähnen. Mit einem Wort, man wird sich auch für meine Jago's interessiren, man wird meinen Nordbrenner bewundern, ja fast sogar lieben. Niemand wird ihn verabscheuen, jeder darf ihn bedauern. Aber eben darum möchte ich selbst nicht gerathen haben, dieses mein Trauerspiel auf der Bühne zu wagen. Die Kenner, die den Zusammenhang des Ganzen befassen und die Absicht des Dichters errathen, machen immer das dünnste Häuflein aus. Der Pöbel hingegen (worunter ich s. v. v. nicht die Mistpantfcher allein, sondern auch, und noch viel mehr manchen Federhut und manchen Tressenrod und manchen weißen Kragen zu zählen Ursache habe,) der Pöbel, will ich sagen, würde sich durch eine schöne Seite bestechen lassen, auch den häßlichen Grund zu schätzen, oder wohl gar eine Apologie des Lasters darinn finden, und seine eigene Kurzsichtigkeit den armen Dichter entgelten lassen, dem man gemeinlich alles, nur nicht Gerechtigkeit wiederfahren läßt.“ Schließlich spricht Schiller noch von der Unzurechnungsfähigkeit des großen Theaterpublikums und von der Uebertreibungswuth der Schauspieler und bezeichnet auch diese beiden Umstände als Gründe, welche ihn abhielten, sein Drama für die Aufführung zu bestimmen.

Es ist sehr bedeutsam, zu bemerken, welchen Nachdruck Schiller schon hier im Beginn seiner dramatischen Laufbahn auf die moralische Seite seines Werkes legt; in der späteren Vorrede hat er diesen Nachdruck noch verstärkt. So wie er die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet wissen wollte, so sah er auch in der Dichtkunst mehr auf die sittliche Kraft als auf die künstlerische Schönheit, und dieser Grundzug geht durch sämtliche Werke Schiller's vom ersten bis zum letzten hindurch. Schon in der Leichenfantastie und in der Elegie, und noch früher in der Neigung zur Theologie kündigt er sich bedeutungsvoll an.

Die ersten, so schwer errungenen Exemplare seines Dramas machten dem Dichter unbeschreibliche Freude; der Absatz aber war nur sehr gering, denn Schiller hatte, wie Scharffenstein erzählt, nicht die geringste Kenntniß des buchhändlerischen Geschäftes, und der Dichter konnte nicht umhin, die Haufen von Räubern, welche sich in seiner bescheidenen Wohnung aufstapelten, mit bedenklichen Augen zu betrachten.

- Die wenigen Exemplare aber, welche im Hochsommer des Jahres 1781 in die Welt gingen, erregten einen unglaublichen Sturm, und vor allem in dem damals so stillen, von geistiger Regsamkeit ziemlich weit entfernten Stuttgart. Unt- der Regide des Spezials Zilling stand dort auch die Lektüre, die sich meist auf geistliche und idyllische Stücke beschränkte, und höchstens zu einem Moderoman griff, wie Sofiens Reise von Menel nach Sachsen; Gök von

Vertilgungen wurde als ein ausschweifendes Produkt verworfen, Shakespeare war eine unbekante Größe. Da schleuderte, wie Eduard Voas sehr bezeichnend sagt, Schiller den Pechkranz in die fromme Stadt. Des Dichters Name blieb nicht lange ein Geheimniß, die Jugend jauchzte ihm zu, sein Zimmer wurde der Besammlungsort der geistvollsten und talentreichsten Jünglinge. Der Strom, der zu ihm herantogte, führte ihm auch einen treuen Freund zu, der ihm später aufopfernd zur Seite stand; sein Name wird von jedem, der unsern großen Dichter liebt, mit Dankbarkeit genannt werden; er hieß Andreas Streicher.

Die Tonkunst war die Muse dieses jungen Mannes, der 1761 in Stuttgart geboren war. In dem Jahre, in welchem Schiller von der Akademie abging, war Streicher unter den Zuschauern des öffentlichen Examins gewesen, und die hohe, geistvolle Gestalt Schiller's, so wie sein ganzes Auftreten, seine Disputazien und seine Haltung dem Herzoge gegenüber hatte einen tiefen Eindruck auf den jungen Musiker gemacht. Von der Lektüre der Räuber wurde er völlig hingerissen, und ließ sich nun dem so hoch verehrten Dichter vorstellen. Zu seiner Ueberraschung fand er nicht, wie er sich vorgestellt hatte, ein brausendes, selbstbewußtes Genie, sondern mit anspruchloser Freundlichkeit empfing der Dichter die Kommenden, dessen schmeichelhafte Anrede er bescheiden ablehnend erwiderte. Im Verlauf des Gespräches ging Schiller's anfänglich blaßes Aussehen in hohe Röthe über, er sprach seine Urtheile über Musik und Dichtkunst treffend und voll Schwung, und doch, wie jeder wahre und uneigennützigte Kritiker, mit Schonung aus; den tiefen Eindruck, den er auf Streicher machte, schildert die selbst in den Worten: „Diese so reizende und anziehende Persönlichkeit, welche nirgend etwas Scharfes oder Abstoßendes blicken ließ — Gespräche, welche die Zuhörer zu dem Dichter emporhoben, welche jede Empfindung veredelten, jeden Gedanken verschönerten — Bestimmungen, welche nur die reinsten Güte, ohne die Schwäche verriethen — das alles mußte wohl die ganze Seele eines jungen Künstlers gewinnen, der mit lebhafter Empfänglichkeit begabt war, und jetzt Bewunderung für den Dichter noch die wärmste Anhänglichkeit für den Mensch beigesellen.“ Schiller erkannte den treuen und edlen Sinn des neuen Bekannten, er lud ihn ein, recht oft wiederzukommen. Streicher benutzte diese Erlaubniß gern, es verging selten ein Tag, an welchem beide sich nicht sahen, und rüchellofes Vertrauen von beiden Seiten begründete bald einen herzlichsten Freundschaftsbund.

Auch eine Bekanntschaft aus alter Zeit wurde dem Dichter durch sein Drama wieder erneuert; Konz, Schiller's Jugendspiele aus Lorch, hatte neben dem Studium der Theologie auch nicht die Poesie vergessen; einzelne Gedichte an ihm waren veröffentlicht worden, doch hielt eine große Schüchternheit ihn zurück. Schiller empfing den Jugendfreund mit großem Wohlwollen, und ließ sich im Vergleich zu dessen langwieriger und uterquidlicher theologischer Laufbahn mit seinem eigenen Geschick ausgesöhnt. „Ich bin nun fertig, ausgerüstet für die Welt!“ sagte Schiller, und fügte mit gutmüthigem Scherz hinzu: „Was wäre dir jetzt? — Ein tübingsches Magisterchen!“ Seinen Freund suchte er zu erheitern und sein Selbstgefühl zu heben; ins Stammbuch schrieb er ihm aus seiner Lieblingschriftsteller Callust die Worte: *Animi imperio, corporis servitio magis*

utimur. Quo mihi rectius esse videtur, ingenii, quam virium opibus gloriam quaerere; et quoniam vita ipsa, qua fruimur, brevis est, memoriam nostri quam maxime longam efficere.

Konz war öfter ein Gast in dem kleinen Zimmer, welches Schiller gemeinsam mit Kapff bewohnte. Einmal traf der Dichter den tübinger Freund auf der Straße und nahm ihn mit sich. Bei seiner Wohnung angelangt, fand er die Thür verschlossen; statt vom Hausbesitzer sich den Schlüssel zu holen, sprengte er die Thür durch einen kräftigen Fußtritt. Wenige Bücher waren in dem kleinen Gemache zu sehen; in einem Exemplare von Klopstock's Oden fand Konz eine nicht geringe Anzahl von Gedichten mit derben Dintenzügen über Kreuz durchstrichen; als er sich nach dem Grunde dieses Todesurtheils erkundigte, erwiderte Schiller: „Diese gefallen mir nicht;“ verschont waren unter andern die Oden: Der Zürcher See, An Bibli, An Fanny, Wingolf, An Ebert. Zur Zeit seiner Freundschaft mit Schiller dichtete Konz ein Trauerspiel: „Konradin von Schwaben (Tübingen 1782.)“; später gab er geschmackvolle Uebersetzungen des Aeschylus und des Aeschylus; er starb als Professor in Tübingen im Jahre 1827.

Auch einige reisende Schöngelister kamen, den Dichter der Räuber anzustauen. In schöner Equipage fuhr Leuchsenring vor, den wir aus Göthe's Leben *) kennen gelernt haben; seine Spürnase hatte auch diese Berühmtheit bald aufgefunden und suchte sie zu seinen Zwecken auszubeuten. Es mag ihm wohl etwas seltsam zu Muthe gewesen sein, als er Schiller's Zimmer betrat, und auch für den Dichter waren Zusprüche dieser Art im ersten Augenblicke nicht sehr erbaulich. „Denn“ — so erzählt Scharffenstein in seinen Kraftausdrücken — „man fand sich im grössten, nichts weniger als eleganten Negligé, in einem nach Tabak und allerhand sinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken und an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen u. s. w. nichts anzutreffen war, als in einer Ecke ganze Ballen der Räuber, in einer andern ein Haufen Kartoffeln, mit leeren Tellern, Bouiteillen und dergleichen untereinander. Eine schlichterue, stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran.“ Zu diesem bunten Bilde paßte vortrefflich die seltsame Gestalt, welche Schiller's Aufwärter, der Fourierschütz Kronenbitter ausmachte. Schiller hatte ihn aus den Grenadieren seines Regiments ausgesucht; er ärgerte sich oft über den Kerl, wie er sagte, aber trennen mochte er sich nicht von ihm.

Ein Element, und ein sehr wichtiges, hatte bis dahin in des Dichters Leben gefehlt; es war der Umgang mit dem weiblichen Geschlechte. Die Räuber verhalfen auch hierzu. Auf der Akademie befanden sich zwei Brüder, Karl und Wilhelm von Wolzogen, Söhne des verstorbenen Freiherrn Ludwig von Wolzogen, Geheimen Legationsraths und Herrn zu Bauerbach in Franken. Die beiden Brüder gehörten einer andern Lehrabtheilung an als Schiller, und hatten wenig mit ihm verkehrt. Als aber die Räuber auch in die abgeschlossenen Räume drangen, in denen sie entstanden waren, sagte Wilhelm eine bewundernde Zu-

*) Seite 111.

neigung für den Dichter, und führte ihn auch bei seiner Mutter ein. Henriette von Wolzogen, geborene Marschall von Ostheim*), war eine Frau von seltener Vortrefflichkeit, deren Herzensgüte besonders ihren Freunden gegenüber kein Opfer scheute. Ihr Gatte hatte sie mit vier Söhnen und einer Tochter in beschränkten Vermögensverhältnissen zurückgelassen. Sie lebte meist auf dem Familiengut Bauerbach bei Meiningen, doch hielt sie sich öfter mit ihrer Tochter Charlotte in Stuttgart auf; die Gräfin Franziska zeigte stets viel Theilnahme für sie und die Ihrigen. Ihr feiner Sinn und ihre lebhaft empfundene Liebe zu allem Gute und Schöne ließen sie bald die geistige Bedeutbarkeit und den liebenswürdigen Charakter Schiller's erkennen, und der Dichter schloß sich, in der Person der Karoline von Wolzogen bezeugt, mit wahrhaft kindlicher Liebe an die mütterliche Freundin an; er machte sie mit seiner Familie bekannt, und auch hier knüpfte sich ein freundschaftliches Band.

Durch Schiller's Vermittlung gesellte sich zu diesem Kreise die verwitwete Frau Hauptmann Luise Dorothea Vischer, bei welcher der Dichter in Stuttgart wohnte. Sie war dreißig Jahre alt, eine Blondine mit blauen Augen, nicht schön, doch nicht ohne Geist, dabei äußerst gutherzig und voll Enthusiasmus für den Dichter; ihr Klavierspiel war, obwohl sie keine große Fertigkeit besaß, doch im Stande, Schiller zu seiner Dichtung „Laura am Klavier“ zu begeistern. Frau Vischer hatte einen Sohn und eine Tochter, welche dem Dichter voll zugethan waren; wenn er Abends heimkehrte, trieb er gern seine Poffen mit ihnen.

Frau Vischer ist die Laura in Schiller's Oden aus jener Zeit; an sie sind diese glühenden Ergüsse gerichtet, und wer sie gelesen hat, wird sich der Meinung nicht verschließen können, daß Schiller ihr mit leidenschaftlicher Liebe zugethan war; bei einem nur konventionellen Verhältnisse zu ihr wären solche Verse zu Schiller völlig unmöglich gewesen. Manche Leute haben mit Achselzucken und bedauernden Blicken auf dieses Verhältniß gedeutet, und haben mit halben Worten auf arge Dinge rathen lassen; sie haben sehr Unrecht gethan. Frau von Wolzogen würde sicher nicht mit Frau Vischer verkehrt, sogar in ihrer Gesellschaft untergemacht haben, wenn der geringste Makel auf ihrem Rufe gelastet hätte, wie Professor Abel versichert mit Bestimmtheit, es sei zwischen Schiller und seiner Laura nichts vorgefallen, was Tadel verdient hätte. Es darf auch nicht vergessen werden, daß Frau Vischer in Schiller's elterlichem Hause verkehrte. Später allerdings vergaß Frau Vischer sich so sehr, daß sie mit einem jungen Adligen aus Wien, der auf der Karlschule Jurisprudenz studirte, nach der Schweiz entflohen suchte, doch schon in Tuttlingen wurden sie aufgefangen. Später lebte Frau Vischer mit einer Schwester eingezogen in Ulbingen, wo sie am 21. April 1816 starb. Als Schiller Stuttgart verlassen hatte, vernachlässigte er sie eine Zeitlang, da sie einige Briefe von ihm unbedachtsam andern Leuten mitgetheilt hatte. Seine Schwester Kristosine schrieb ihm darüber einmal die Worte: „Morgen, glaub' ich, kommt die Vischerin wieder zu uns. Schreib ihr das auch wieder; es ist nicht recht, daß du so ganz mit ihr abbrichst. Sie ist doch immer so freundschaftlich gegen uns, wie ehemals, und fragt allemal mit so re-

*) Sie war am 18. Juni 1744 geboren, und starb am 7. August 1788.

Theilnahme nach dir. Es ist doch ein gutes Weib; sie mag auch sonst ihre Fehler haben, so hat sie dir doch viele Freundschaft erwiesen.“

Durch seine Schwester wurde Schiller mit einem sehr begabten jungen Mädchen bekannt: Ludovike Reichenbach, welche bei ihrem Oheim, der herzoglicher Leibmedikus war, erzogen wurde, war mit Kristosine innig befreundet. Ludovike stand in demselben Alter wie Schiller, dessen Mutter sie ihren Liebling zu nennen pflegte. Mit außergewöhnlichen Anlagen zur Malerei verband sie alle Eigenschaften einer hohen und reinen Weiblichkeit, und mancher schöne Zug in den herrlichen weiblichen Gestalten, welche Schiller's Künstlerhand später schuf, mag der Erinnerung an Ludovike entlehnt sein. Sie verheirathete sich später mit dem Lieutenant Simanowik. Ihre freundschaftlichen Beziehungen zu der Schiller'schen Familie dauerten fort. Als Schiller nach Jahren die Heimath wieder sah, verkehrte er mit Ludovike besonders gern; sie malte damals den Dichter und seine Gattin, und diese Portraits werden als die besten bezeichnet, die wir von beiden besitzen.

Auch Kristosine war eine begabte Zeichnerin, und noch immer des Bruders Vertraute; sie zuerst erhielt jedes wild hingeworfene, vielfach durchstrichene Gedicht, und lieferte es gewöhnlich in sauberer Abschrift wieder zurück. Das Vaterhaus auf der schönen Solitude war in jenen Jahren für Schiller eine Zuflucht voll Sonnenschein und Freude; seine Mutter konnte ihm nicht genug Liebe erweisen, wenn er mit seinen Freunden von der Residenz herüberkam. Scharffenstein erzählt: „Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt, als die Mutter Schiller's war. Wie oft sind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten. Was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebadet und gebraten.“

Es ist ein so schöner Zug, daß Schiller seine poetischen Erzeugnisse immer zuerst seiner Familie mittheilte; bei ihr fand er die Anerkennung, welche das Lebenselement, die Quelle neuer Kraft und neuer Lust des Dichters ist. Auch aus der Ferne kamen schöne Zeichen des Beifalls. Als Schiller an Wieland schrieb, antwortete der berühmte Mann mit schmeichelhaften Worten, und sagte zu seinem jungen Genossen, er hätte mit den Räubern nicht anfangen, sondern endigen sollen. Für die Freunde Schiller's war es ein Fest, diesen Brief zu lesen, und mit Stolz hoben sie hervor, daß auch der Sänger der Musarion ein Schwabe sei.

Wenn das Beispiel Wieland's, der in Weimar zu hohen Ehren und zu einer ansehnlichen Stellung gelangt war, ein Sporn sein mußte, die glücklich betretene Laufbahn des Poeten zu verfolgen, so zeigte in nächster Nähe das Beispiel des unglücklichen Schubart die Rehrseite des von fern so glänzenden, in der Nähe betrachtet oft so leidenschaftlichen Dichterlebens. Etwa eine Stunde von Ludwigsburg entfernt liegt auf einem nach allen Seiten freien Bergkegel die Feste Hohenasperg. Hier saß seit 1777 der unglückliche Schubart gefangen. Der Kommandant der Festung war Rieger, von dem wir bereits erzählt haben. Schubart hatte länger als ein Jahr in einem dumpfen Thurmloche ohne Licht und ohne Luft bei elender Kost geschmachtet, und erst seit 1780 erhielt er

Schreibmaterial und die Erlaubniß, Besuche zu empfangen. Von Nieger wurde Schubart sehr ungleichmäßig behandelt. Der Kommandant war in der Zeit, in welcher er selbst in einem unterirdischen Gefängnisse lag, frömmelnd geworden; wenn Schubart sich buffertig und demüthig bezeugte, so wurde er milder behandelt; schien er aber einmal in der Kirche nicht eifrig oder gegen Nieger nicht unterwürfig genug, so traf ihn Ungnade und Zorn, und manche schreckliche Rede entlud sich über seinem Haupte. Zu anderen Zeiten hatte der Kommandant wieder Anwandlungen von Weichherzigkeit; während Schubart's strengster Absperrung gab er ihm die angekommenen Briefe zu lesen, ließ dem Gefangenen Erfrischungen reichen und tröstete dessen Gattin. In hellem Glanze aber strahlte die Sonne der Gnade, wenn Schubart's Dichtungen den General priesen, denn dieser war ein Freund der Poesie. Er richtete sogar theatralische Vorstellungen auf dem Hohenasperg ein, bei welchen Gefangene und Soldaten mitwirkten. Schubart hatte die Leitung der Bühne übernommen, und aus Ludwigsbürg fanden sich nicht selten Zuschauer ein.

Am Geburtstage des Kommandanten wohnte einst Wilhelm von Hoven einer solchen Vorstellung bei. Man wies ihm seinen Platz in der Nähe des Generals an. Der Prolog begann mit den Worten: „Edler Nieger!“ Der General klatschte und rief Da capo! und die Arie wurde wiederholt. Bei jeder für ihn schmeichelhaften Stelle benahm Nieger sich in derselben Weise, und die Zuschauer stimmten aus Artigkeit mit ein. Hoven, dem die Sache sehr komisch vorkam, klatschte so gewaltig, daß er dem General auffiel. Nieger erkundigte sich nach dem Namen des kunstfertigen jungen Mannes und sah ihn freundlich an. Im Bewußtsein seiner Schuld schlich Hoven davon. Aber schon am folgenden Morgen erhielt er mit einem schmeichelhaften Schreiben des Generals eine Einladung, seinen Besuch zu wiederholen. Hoven konnte dieselbe nicht wohl ablehnen; Nieger empfing ihn sehr artig und bat ihn, seine Freunde, besonders aber so bald als möglich den Verfasser der Räuber mitzubringen. Schiller war zu einem Besuche auf dem Hohenasperg gern bereit, denn er hatte Schubart's Gedichte stets mit Begeisterung gelesen.

Nieger liebte die Ueberraschungen; auf seinen Wunsch schrieb Schubart eine Kritik der Räuber, und der Kommandant wußte es so einzurichten, als Schiller unter dem Namen eines Dr. Fischer auf der Festung erschien, daß Schubart diese Rezension dem Gaste, in welchem er den Dichter nicht vermuthete, vorlas. Am Schluß seines Aufsazes hatte Schubart den Wunsch ausgesprochen, den großen Dichter von Angesicht kennen zu lernen. Nieger klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Ihr Wunsch ist erfüllt! Hier steht er vor Ihnen!“

„Ist es möglich?“ rief Schubart frohlockend, „das ist also der Verfasser der Räuber?“ Mit diesen Worten fiel er Schiller um den Hals und küßte ihn, und Freudenthränen glänzten in seinen Augen.

Schiller und Hoven verließen in gehobener Stimmung die Festung, und gedachten des merkwürdigen Erlebnisses noch oft.

Während das Drama nun immer mehr Leser und mehr Verehrer gewann, bereitete sich auch die Aufführung desselben vor, gegen welche der Dichter sich so sehr gesträubt hatte. Der Hofstammerrath Schwan in Mannheim, dem Schiller

die ersten sieben Aushängebogen zusandte, war mit denselben sogleich voll Enthusiasmus zu dem Freiherrn von Dalberg gelaufen und hatte sie ihm brüthwarm, wie er sagte, vorgelesen. Dalberg, der oberste Dirigent der sogenannten Mannheimer Nationalbühne, erkannte sogleich den Werth des Stückes und den hohen Geist des Dichters. Er schrieb dem letztern einen schmeichelhaften Brief und ersuchte ihn, das Stück bühnengerecht zu machen; die Mannheimer Bühne sei bereit, dasselbe aufzuführen und die neue Bearbeitung selbst in Verlag zu nehmen.

Auf diesen Vorschlag erwiderte Schiller: er habe schon seit mehreren Jahren das Glück, Seine Erzellenz aus öffentlichen Blättern zu kennen, und der Glanz der Mannheimer Bühne habe schon früher seine Aufmerksamkeit gefesselt. Auch sei es, seit er den dramatischen Genius in sich fühle, ihm ein Lieblingsgedanke gewesen, sich dereinst zu Mannheim, dem Paradies der dramatischen Muse, zu etabliren. Dalberg's Vorschlag erfülle ihn nun mit angenehmen Ausichten und doppelt rege sich der Wunsch in ihm, das dortige Theater gründlich zu studiren. Leider werde er durch ökonomische Verhältnisse verhindert, Reisen nach Mannheim zu unternehmen, obgleich er noch einige fruchtbare Ideen für das Mannheimer Theater habe und sie Seiner Erzellenz gern mittheilen möchte.

Ungefähr um dieselbe Zeit, am 11. August, empfing Schiller einen Brief von Schwan, worin dieser ihm rieth, er solle sich mit niemand als nur mit Dalberg einlassen, diesem aber solle er sich vertrauen.

Demgemäß wendete Schiller sich nun in einem Schreiben vom 17. August an Dalberg und meldete ihm, er hoffe, nachdem er reiflich darüber nachgedacht, in vierzehn Tagen die Uebersetzung zu vollenden. Aber mancherlei Hindernisse verzögerten die Ausführung. Im Regiment Augé brach eine Ruhrepidemie aus, und Schiller durfte das Lager kaum verlassen. Erst am 6. Oktober 1781 konnte er das Manuscript an Dalberg absenden. In seinem Begleitschreiben sagte er unter anderm: „Wenn das Stück zu groß sein sollte, so steht es in der Willkür des Theaters, Raisonnements abzukürzen oder hier und da etwas unbeschadet des ganzen Eindrucks hinweg zu thun. Aber dawider protestire ich höflich, daß ein Drucken etwas hinweg gelassen wird; denn ich hatte meine guten Gründe u. allem, was ich stehen ließ, und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken lasse und Charaktere der Menschen für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmle.“

Nach diesem Bühnenmanuscript werden noch heute auf allen größeren Theatern die Räuber gegeben, und nach ihm spielten die berühmtesten Darsteller Franz Moor, Pfiland und Ludwig Devrient diese Rolle. Die Bühnenarbeitung steht nicht in der Kotta'schen Ausgabe von Schiller's Werken; in diesen Punkten sie von der ersten Fassung abweicht, werden wir später berichten; sie stimmt fast genau überein mit der Ausgabe, welche bei Schwanter folgendem Titel erschien: „Die Räuber, ein Trauerspiel von Friedrich Schiller. Neue für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage. Mannheim, der Schwanschen Buchhandlung 1782.“ Kurz zuvor hatte Schiller auch die ursprüngliche Fassung neu edirt unter dem Titel: ~~Die Räuber~~. Ein Schauspiel von 5 Akten, herausgegeben von Friedrich Schiller. Dritte verbesserte

Auflage. Frankfurt und Leipzig, bei Tobias Löffler 1782.“ Diese Ausgabe war nicht so gut ausgestattet als die erste; sie ist es, welche als Bignette den aufsteigenden Löwen mit zornig erhobener Lage und die Unterschrift In Tiranno zeigt. In den Jahren 1799 und 1804 wurde diese Ausgabe neu aufgelegt, und auch die Schwan'sche Ausgabe wurde wiederholt abgedruckt. Schiller selbst ließ in seinem Todesjahre einen Einzeldruck unter dem Titel erscheinen: „Die Räuber ein Schauspiel von Schiller. Neue verbesserte Auflage. Tübingen, in der F. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1805.“ Hier ist das Drama streng wörtlich nach der ersten Ausgabe von 1781 wiedergegeben.

Mit der Bühnenbearbeitung war aber Dalberg noch nicht zufrieden; er wünschte, daß Karl die Amalia nicht erstechen, sondern erschießen solle. Schiller meinte, das sei sehr räubermäßig, und willigte ein. Nun aber fiel es Dalberg ein, Amalia solle sich lieber selbst ermorden, und in den Brief, in welchem er dem Dichter diesen neuen Vorschlag machte, legte er eine eigene Ausarbeitung dieser Verbesserungsgedanken mit ein; der poetische Erguß des Reichsfreiherrn lautete folgendermaßen:

Räuber Moor: [„Frei muß Moor sein, wenn er groß sein will. Um ein Elysium der Liebe ist mir dieser Triumph nicht feil.“] Um ein Weib brech' ich den Schwur nicht, den ich euch so feierlich that — hier, bringt sie fort!

Die Bande (will Amalien fortschleppen.)

Schweizer (mitten unter sie.) Wag' es keiner, unsers Hauptmanns Liebe zu berühren! Wir wollen sie alle zurückgeleiten, da wo sie hingebracht sein will. (Zu Amalia.) Weib! wo sollen wir dich hingeleiten?

Amalia: Zur Ewigkeit! — (Sie entreißt einem Räuber den Dolch und ermordet sich.)

Schweizer, Grimm: Sie hat sich ermordet!

Räuber Moor (geht starr auf sie zu, bleibt eine Weile stehen, dann er greift er ihre Hand.) Amalia!

Amalia (streckt die Hand nach ihm aus.) Folge mir bald nach! Er stirbt.)

Räuber Moor: Fahre hin, Engelsseele! — fahre hin zum Himmel, wohin Moor dir nicht folgen darf. [„(Zu der Bande, mit Majestä.) Nur ihr erbärmlichen Gesellen, seht her — seht! Nicht wahr, so hoch schwindelt eure Schurkenforderung nie.“] u. s. w.

Dieses matte Einschiesfel nennt Eduard Boas einen Fladen grauer Seidleinwand auf einem farbenstrahlenden Teppich; Schiller schrieb spottend: „Zu wenigen Worte, deren E. G. in Ihrem Briefe Meldung gethan, sind fürtrefflich und der ganzen Situation werth. Ich würde stolz darauf sein, sie gemacht zu haben.“ Daß diese fürtrefflichen Worte aber in das Stück aufgenommen wurden, verbat Schiller sich sehr entschieden.

Nun fragte Dalberg bei dem Dichter an, wie er sich die Kleidung des Räubers Moor denke. Schiller erwiderte, Moor's Geschmack werde nicht schwer zu treffen sein; er müsse auf dem Hut einen Federbusch und in der Hand eine Stab tragen, da es im Stücke so vorkommt, wo er seine Stelle niederlegt; seine Kleidung müsse immer edel ohne Zierung, nachlässig ohne leichtsinnig sein.

Darauf brachte Dalberg den Anschlag vor, die Handlung aus der Gegenwart ins Mittelalter zu verlegen. Man hatte nämlich eben die Agnes Bernauerin in neuem Kostüm mit Beifall gegeben, und dasselbe Kostüm wollte Dalberg nun anbringen. Schiller sträubte sich sehr dagegen und schrieb: alle Charaktere seines Dramas wären so modern angelegt, daß sein Stück geradehin untergehen würde, wenn es plötzlich aus der ihm eigenthümlich angehörenden Zeit herangezerrt werden sollte. Auch die Schauspieler erklärten das Kostüm für unstatthaft. Aber Dalberg behauptete, in unsern modernen Polizeistaaten sei eine solche Räuberbande nicht möglich. Der Dichter entgegnete, dem Mittelalter widersprächen die Reden aller seiner Personen, Franzens Charakter und Amaliens Liebe so sehr, daß seine Helden sich ausnehmen würden, wie Trojaner in Husarentracht. Doch um eine Antwort war der Reichsfreiherr nicht verlegen; er entwickelte dem Dichter: die aristotelische Philosophie und der sophistische Geist, welche in jenem Jahrhundert ein Halbdunkel über die Welt ausbreiteten, hätten wohl einen Charakter wie Franz Moor erzeugen können. Nun erklärte Schiller, durch diese Worte sei er so scharfsinnig nach Hause geschickt worden, daß er jetzt abwarten und schweigen wolle. Spiegelberg verkündete also im ersten Akt, der Landfriede sei in Deutschland ausgerufen, und der Reichsfreiherr konnte sein Kostüm nun anbringen.

Es war ausgemacht, daß Schiller zur ersten Vorstellung nach Mannheim kommen und Dalberg ihm die Reisekosten ersetzen solle. Die Vorstellung sollte eigentlich am 10. Januar stattfinden, aber da an diesem Tage, dem Geburtstag der Gräfin Franziska, Schiller sich unmöglich von Stuttgart entfernen konnte, so schob Dalberg aus Gefälligkeit gegen den Dichter die Darstellung um drei Tage auf.

Die Mannheimer Bühne stand, wie wir bereits erwähnten, unter Dalberg's oberster Leitung. Der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz war, als er Baiern erbt, im Sommer des Jahres 1778 nach München übergesiedelt; die Hofbühne mußte ihm folgen. Aber er setzte eine jährliche Summe zur Unterstützung der Mannheimer Bühne aus und beauftragte Dalberg, eine neue Gesellschaft zu berufen. Im Herbst 1779 wurde das neue Mannheimer Nationaltheater eröffnet, dessen Mitglieder theilweis Schüler Etkof's und berühmte Künstler waren; Jffland, Beck und Weil befanden sich darunter. Sie alle verachteten die gepreizte Darstellung der Franzosen, und folgten nur den Regeln der Natur.

Den dirigenden Regisseur ließ Dalberg vom Gesamtpersonal erwählen. Neben demselben bestand ein aus den vorzüglichsten Schauspielern gebildeter Theaterausschuß; in seinen Sitzungen verhandelte dieser Strassachen und Bühnengelegenheiten und gab seine Gutachten über neue Dramen; Dalberg stellte den Mitgliedern auch Preisfragen und gab für hervorragende Leistungen eine Medaille. Aber der Ausschuß hatte immer nur eine beratende Stimme, und der Reichsfreiherr war und blieb Diktator in allen Sachen, und setzte seine Meinung ft genug gegen die Stimmen Aller durch.

Auf dieser Bühne und von solchem Personal sollten die Räuber aufgeführt werden.

Der denkwürdige Tag war der 13. Januar 1782, ein Sonntag. Der Länge des Stückes wegen begann die Vorstellung schon um fünf Uhr. Iffland, damals dreiundzwanzig Jahre alt, spielte den Franz Moor, Böf den Karl; Weil erschien als Schweizer, Beck als Kosinsky.

Schiller hatte sich, von Petersen begleitet, in aller Stille auf die Reise gemacht. Aber obwohl keine Zeit zu verlieren war, mußte ihn in Schwesingen ein schmutzes Kellnermädchen so zu fesseln, daß die Weiterreise über die Gebühre verzögert wurde. Nur kurz vor Anfang des Stückes kam Schiller auf den Platz, den man für ihn reservirt hatte. Das war nöthig, denn das kleine Schauspielhaus war gänzlich überfüllt; aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier waren die Schaulustigen zu Fuß und zu Wagen herbeigeströmt; schon um ein Uhr Mittags waren die Plätze besetzt, eine große Menge war abgewiesen worden.

Der Vorhang rollte auf, das Stück begann. Zuerst blieb das Publikum stumm, die erwartete Wirkung wollte sich nicht recht zeigen. Aber als der Räuber Moor in der mitternächtigen Szene am Thurme, neben dem Vater auf den Knien liegend, mit aller pathetischen Sprache den Mond und die Sterne beschwor; als Iffland, schwächlig und blaß, als Franz dem alten Daniel seinen Traum vom jüngsten Gerichte erzählte, und — die Lampe, welche sein geisterhaft bleiches Gesicht beleuchtete, in der Hand — am Ende ohnmächtig zusammen sank; als er in der ausdrucksvollsten Stellung auf seine Frage: „Richtet Einer droben über den Sternen?“ sein ruchloses „Nein!“ herausstieß, dann aber, wie von einer unsichtbaren Hand berührt, mit tonlosem „Ja! Ja! — droben Einer über den Sternen!“ — bewußtlos niederstürzte: da brach unendlicher Beifall aus, und selbst die gespanntesten Erwartungen wurden übertraffen.

Nach der Vorstellung speisten Schiller und Petersen in Gesellschaft der Schauspieler; ein erhebender Geist belebte die Gesellschaft. Mit ganz besonderer Artigkeit nahm Schwan den Dichter auf. Von einem Honorar für die Vorstellung war freilich keine Rede, man kannte das damals in Deutschland noch nicht; aber Schiller war doch froh, die ausbedungene Reisevergütung mit vier Carolin zu erhalten.

In den allgemeinen Beifall stimmte die aristokratische Gesellschaft von Mannheim nicht mit ein; sie fühlte sich durch das Stück unangenehm berührt, wie ihr Leiborgan, des französisch geschriebene Blatt *Pot — Pourri*, brachte einen sehr mißliebigen Bericht über die Aufführung. Der Kritiker verfuhr gerade so, wie die meisten Kritiker es auch heute machen: er urtheilte, ohne zu kennen, aber er sagte doch wenigstens selbst, er habe das Stück weder gelesen noch gesehen, sondern rede einem Dritten nach, und dieser Dritte muß wohl ein Kritiker von Profession gewesen sein, denn er erzählt Dinge, welche gar nicht in dem Drama zu finden sind: „On y voit sans émotion, sur la moindre alternation, le subempoissonner le père, le frère assassiner son frère.“ Wenn die Urtheile der übrigen Mitglieder der französisch-aristokratischen Gesellschaft in Mannheim eben so fadenscheinig waren wie dieses, so war für Schiller's Drama gewiß nicht viel daran verloren, daß der die Kritiker Thatfache registriren konnte: *La Noblesse*

n'y a point paru.“ Schiller nahm sich solche Urtheile, aus denen die Beweggründe grell hervorjagen, nicht sehr zu Herzen, und er that wohl daran.

Die Räuber gingen indefs über die deutschen Bühnen; in Hamburg, Leipzig und Berlin wurden sie mit unendlichem Beifall gespielt. Gelesen wurden sie in allen Kreisen der Gesellschaft, und sie packten überall mit gewaltigem und tiefem Griff. In Baiern verabredeten sich Knaben, in die böhmischen Wälder zu ziehen und dort eine Räuberbande zu bilden, und ihr Entschluß wurde nur dadurch verhindert, daß einer der kühnen Unternehmer erst von seiner Mama Abschied nahm und dadurch die Entdeckung herbeiführte. Räuberdramen und Banditenromane wuchsen unter den Händen der Spieß, Kramer, Vulpius u. a. wie Pilze empor.

An dem Drama Schiller's versuchten sich viele stumpfe Federn; der eine änderte die Katastrophe, der andere machte moralische Sprüche dazu. Das Krassste leistete eine Fortsetzung des Stückes unter dem Titel: „Karl Moor und seine Genossen nach der Abschiedsszene beim alten Thurm. Ein Gemälde erhabener Menschennatur, als Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini. Von Frau von Wallenrodt. Mainz und Hamburg 1801.“ Eduard Boas urtheilt darüber: „Dies sechsaktige Drama gehört zu dem widerwärtigsten Flitterputz, mit dem die kriechende Travestie einer lächten, stolzen Moral jemals ihren dürren Leib behängt hat.“

Das Ausland zeigte rege Theilnahme für Schiller's großartiges Werk. In England übersetzte Benjamin Thompson das Drama unter dem Titel: *The Robbers a Tragedy, translated from the German of Frederick Schiller.* London 1792. Der Uebersetzer gab dem Trauerspiele eine Vorrede bei, welche mit hoher Bewunderung den Dichter pries, der es verstanden habe, die beiden Grundkräfte der Tragödie, Furcht und Mitleid, in dieser mächtigen Schöpfung zur lebhaften Wechselwirkung gelangen zu lassen. Man müsse, fügt er hinzu, unter lauter altgriechischen und französischen Regeln das eigene Gefühl eingebüßt haben, um einem Meister Vorwürfe zu machen, der die Fesseln so zu sprengen, das Fatum so zu behandeln verstehe.

In Frankreich konnte man sich natürlich mit einer getreuen Uebersetzung nicht begnügen, man mußte das Stück zuschneiden und mit gallischem Gewürz versehen. Beaumarchais ermunterte zu dieser Manipulation einen seiner jüngeren Freunde, und die Bearbeitung trat ans Licht mit dem Titel: „Robert, Chef des Brigands, imité de l'Allemand par le Citoyen La Martelière. Paris 1793.“

Seinen Räubern verdankte Schiller sogar das französische Bürgerrecht. Im Jahre 1792, l'an quatriéme de la liberté, wurde dasselbe an Klopstock, an Joachim Heinrich Campe und an den sieur Gille, publiciste allemand, verliehen; es hatte Schwierigkeiten, das Dekret des Ministers Roland an seine richtige Adresse zu befördern. In Deutschland aber wurde die französische Auszeichnung für Schiller wiederum die Veranlassung zu mehrfachen Denunziationen und seine Räuber wurden an manchen Orten polizeilich verboten. Aber die Bewunderung für den Dichter und sein großes Werk dauerte länger, als das

Vorurtheil urtheilsloser Menschen. Schon im Jahre 1798 ließ man zu Koburg von Schülern des Gymnasiums die Räuber öffentlich aufführen*).

Wenn wir uns jetzt dazu wenden, die Aussprüche der Kritik in Deutschland und im Auslande über Schiller's erstes Werk anzuhören, so wollen wir an ein treffendes Wort von Boas erinnern; er sagt: „Es ist ein alter Satz, der schon von den Römern her auf uns überliefert worden, daß Bücher ihre Schicksale haben, gleich den Menschen. Diese Schicksale aber strahlen und wirken zurück auf das innere Leben des Verfassers, vorzüglich die Schicksale seiner ersten Schöpfungen. Da ist in ihm noch alles so jung, so empfänglich, so reizbar, da greift er noch verlangend nach dem Richterspruch der Kritik, und läßt ihn nicht theilnahmlos an sich vorübergehn.“ Wonach würde ein Autor wohl nur mehr Verlangen greifen, als nach dem Ausspruche des Kritikers, wenn immer Verständniß und Wohlwollen aus den Worten desselben spräche! Schiller machte es so, wie jeder uneigennütige Arbeiter es thun wird, er ging unbeirrt seinen geraden Weg, das Gute aber, was die Kritik ihm sagte, nahm er dankbar an und verarbeitete es.

Den lebhaften Erfolgen des Dramas gegenüber verhielt die Kritik sich sehr schweigsam; es erschienen nur zwei öffentliche Beurtheilungen des Stückes: in der Erfurter gelehrten Zeitung und in der Allgemeinen deutschen Bibliothek von Nikolai. Die Rezension in der letztgenannten Zeitschrift hatte den Freiherrn von Knigge zum Verfasser, denselben, der über den Umgang mit Menschen schrieb. Er war entrüstet über „das Gemälde des bejammernswürdigsten menschlichen Glanzes, der tiefsten Verirrung, des schrecklichsten Lasters“, und entsetzte sich über die Darstellung von „Menschen, die voll Kraft zu besseren Dingen geboren, hinabsinken und nicht mehr an Würde der Menschheit glauben.“ Es sei nicht menschenwerth, sagte er, sich an den Anblick dieser gräßlichen Szenen zu gewöhnen, und den Charakter des Franz Moor erklärte er einfach für unmöglich.

Das Pflanzische Museum sagte sehr treffend von dieser Rezension: „Sie ist ein schöner Nachspruch, ohne Beweise, ohne Belehrung, ohne Erklärung.“ Das Gegentheil dieser leichtsinnigen Abfertigung war die Kritik der Erfurter gelehrten Zeitung, deren Verfasser sich nicht genannt hat. Der Dichter war darin als ein junger Mann bezeichnet, der ein warmes Herz voll Gefühl und Drang für die gute Sache hat. „Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser. Aber eben diese große Hoffnung berechtigt uns auch zu größeren Forderungen, als die Alltagsloft für unsere gewöhnlichen Kraftmänner und süßen Geisterchen.“ — Karl Moor's Charakter wird mit hohem Lobe bedacht; über Franz wird die feine Bemerkung gegeben, der Dichter hätte einige Züge in ihn hineinweben sollen, die ihn der wirklichen Menschennatur, die nie so ganz, je ununterbrochen böse sei, näher gebracht hätten. Amalie, sagte der Rezensent, trete, da sie doch eine Hauptperson sei, zu wenig hervor. Entschiedenem Tadel erfährt der Charakter Hermanns. „Er ist boshaft und rachgierig genug, um sich von Franz zum Werkzeug der abscheulichsten Schandthaten brauchen zu lassen, und unmittelbar darauf, ohne weitere Veranlassung, der gutherzige Retter des Leidenden.“ Getadel:

*) Boas II, 94.

ird auch die Einführung des Pastor Moser; „er ist eine überflüssige Person, denn in Besuch bewirkt nichts, er bringt nicht die mindeste Veränderung hervor, was er also?“ Als vortrefflich bezeichnet werden Moor's Verzweiflung am Schluß der 2. Szene des 1. Akts, Moor's Reue über das Unglück der angezöndeten Stadt, Kofinsky's Anwerbung, Moor's Zusammenkunft mit Amalia. „Der Monolog Moor's: Glaubt ihr, ich werde zittern? Geister meiner Ermürgten, ich werde nicht zittern ff. ist sicher so schön, wo nicht schöner noch, als Hamlet's berühmter Monolog von Sein und Nichtsein. Doch ich müßte beinahe das ganze Stück ausschreiben, wenn ich alle vortrefflichen Stellen anmerken wollte. — Ein Schriftsteller, dessen erstes Produkt sich schon so sehr auszeichnet, muß, wenn er aufmerksamer auf sich ist und die Bemerkungen kunstverständiger Freunde benützt, mit Riesenschritten zur Vollkommenheit fortschreiten. Nur wünschte ich noch, daß er, beim Studio Shakespeare's, weniger den Götz, als Lessing's Werke studiren möchte, da das Feuer seines Genies ohnehin mehr eines Zügels, als der Sporen bedarf.“

Als Schiller das Stück bühnengerecht machte, benutzte er die wohlgemeinten Winke des Erfurter Rezensenten sehr sorgfältig, und gerade die von diesem gedachten Punkte sind es, welche in der Theaterbearbeitung eine Aenderung erahnen haben. Besonders gerühmt war stets der nur in der Bühnenausgabe vorhandene Monolog des Franz in der Mitte des vierten Akts. Franz ahnt, daß der fremde Graf sein Bruder ist, und Hermann hat ihm die Gewißheit gegeben, daß der Vater, den Hermann tödten sollte, noch am Leben und für Hermann ein Werkzeug der Rache ist. Hermann geht ab, Franz hat sich sinnlos in einen Sessel geworfen; dann spricht er, indem er aufspringt: „Franz! Franz! Was war das? — Wo blieb dein Muth, dein sonst so fertiger Wig? — Weh! Weh! Auch meine Creaturen verrathen mich. — Die Pfeiler meines Glücks fangen an mürbe zu werden, und herein bricht wüthend der Feind! — Wohl! es gilt einen raschen Entschluß! — Wie? wenn ich selbst hinginge — ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? — Ein verwundeter Mann ist ein Knabe. — Frisch! ich will's wagen! (Er geht mit starken Schritten nach dem Ende der Bühne, bleibt aber plötzlich in schreckhafter Erschlaffung stehen.) Was seh ich? Was schleicht dort? — Gesichter, wie ich noch keine sah — wie groß sie die Augen rollen! wie sie die Zähne gegen mich blecken! (Er schüttelt sich schauernd.) — Muth hab ich gewiß — Muth wie Einer — Wenn mich ein Spiegel verriethe? Oder mein Schatten? Oder der Wind meiner mörderischen Bewegung? — Hu! Hu! Schrecken grieselt in meinen Adern — durch meine Knochen Zermalmung. (Er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen.) Feig bin ich nicht — allzuneidherzig bin ich — ja so ist's! Es sind die Zuckungen der sterbenden Tugend — ich bewundere sie. Ein Ungeheuer müßt' ich sein, wollt' ich die Hand legen an meinen leiblichen Bruder — Nein! Nein! das sei ferne! — diese Reliquien der Menschheit in mir will ich in Ehren halten — ich will nicht tödten. Du hast gesiegt, Natur — auch ich fühle noch etwas, das der Liebe gleicht. — Er lebe! (Ab.)“

Die bedeutendste Abweichung ist gegen das Ende des Stückes. Franz erdroffelt sich nicht, er wird von den Räubern lebendig ergriffen im Walde neben

dem alten Thurne wird Gericht über ihn gehalten. Karl vergibt seinem Bruder, den die Räuber jedoch in den Thurm hinabstoßen.

So erstreckten sich die meisten Abänderungen auf die Stellen, welche von dem Erfurter Rezensenten als weniger gelungen bezeichnet waren, und diesen Umstand ist ein ehrendes Zeugniß für den denkenden Kritiker.

Die genialste und interessanteste Kritik schrieb jedoch der Dichter selbst. Im Württembergischen Repertorium ließ er sie abdrucken; sie erregte Aufsehen, und es lohnt reichlich der Mühe, sie genauer anzusehen, besonders auch deshalb, weil wir den Dichter auf einem Gebiete gewahren, auf dem wir ihn bisher noch nicht beobachten konnten.

Während der Dichter früher in seinen beiden Vorreden besonderes Gewicht auf die moralische Seite seines Stückes legte, während er noch bei der ersten Vorstellung eine eben dahin zielende Borerinnerung an das Publikum mit dem Theaterzettel drucken ließ, setzte er in seiner Kritik diesen Punkt so sehr an die Seite, daß er ihn mit der einzigen kurzen Bemerkung abfertigte: „Nun das Stück von Seiten seiner Moral? — Vielleicht findet der Denker dergleichen dann (besonders wenn er sie mitbringt); Halbdenkern und ästhetischen Maulaffen dann man es kühnlich konfisziren.“ Im Uebrigen beschäftigt sich der ganze Aufsatz nur mit der künstlerischen Betrachtung, besonders, oder fast nur der Charaktere. Nachdem er einen Ueberblick der Fabel gegeben, fährt der Dichter fort:

„Rousseau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zu Vorwurf seiner Schilderung wählte. Wenigstens dünkt es mich, solche bedürfte nothwendig einer eben so großen Dosis von Geisteskraft, als die erhabenen Tugendhaften, und die Empfindung des Abscheus vertrage sich nicht selten zu Antheil und Bewunderung. Außerdem, daß im Schicksal des großen Rechtschaffenen nach der reinsten Moral durchaus kein Knoten, kein Labyrinth zu finden, daß sich seine Werke und Schicksale nothwendigerweise zu vorans bekannten Zielen lenken, welche beim Ersten zu ungewissen Zielen durch krumme Wege sich schlängeln (ein Umstand, der in der dramatischen Kunst alles ausmacht); außerdem daß die heftigsten Angriffe und Rabalen des Lasters nur Einsengungen gegen die siegende Tugend sind, und wir uns so gern auf die Partie der Verlierer schlagen, ein Kunstgriff, wodurch Milton, der Panegyrikus der Hölle, auch den zartfühlendsten Leser einige Augenblicke zum gefallenem Engel macht, außerdem, sage ich, kann ich die Tugend selbst in keinem triumphirenden Glanze zeigen als wenn ich sie in die Intriquen des Lasters verwickle, und ihre Strahlen durch diesen Schatten erhebe, denn es findet sich nichts Interessanteres in der moralisch-ästhetischen Natur, als wenn Tugend und Laster an einander sich reiben.“

Mit den Räubern aber sympathisirten wir gerade deshalb so sehr, weil ihre Gesellschaft etwas so Außergewöhnliches sei, und weil sie der ganzen bürgerlichen Gemeinschaft feindselig gegenüber ständen; „dem, den die Welt ausstößt, tragen wir unsere Thränen in die Wüste nach.“ Wenn nun das ganze Gemälde nicht als sittliche Höflichkeit enthielte, so würden wir beleidigt davon zurücktreten, aber auch Menschlichkeit und Erhabenheit seien hineingebracht, und „wir sind geneigt den Stempel der Gottheit aus den Grimassen des Lasters herauszulesen, als eben denselben in einem regelmässigen Gemälde zu bewundern; eine Rose in der

landigen Wüste entzückt mehr, als deren ein ganzer Hain in den hesperischen Gärten.“ Die Person des Räubers Moor, des erhabenen Verbrechers, tritt noch besonders dadurch hervor, daß ihm ein schleichernder Teufel gegenüber gestellt ist, und „endlich hat der Verfasser den fürchterlichen Mordbrenner mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft: er liebt und wird wieder geliebt.“ Alle diese Umstände machen den Räuber Moor zu einer Gestalt, welche unser ganzes Gefühl mit Gewalt an sich reißt. „Das Auge wurzelt in dem erhabenen armen Sünder, wenn schon lange der Vorhang gefallen ist; er ging auf wie ein Meteor, und schwindet wie eine sinkende Sonne.“

Der Charakter des Franz Moor wird wohl für konsequent in sich, aber für unmöglich in der Wirklichkeit erklärt. Wenn der Dichter wirklich ein solches Ungeheuer schildern wollte, so hätte er uns, da die Natur seine Idee schwerlich mit einem einzigen Beispiele rechtfertigen wird, alle die krummen Wege zeigen müssen, welche den Franz zu einem solchen Uebermaß von Verworfenheit führen könnten, und es sei eine Sünde gegen die ersten Gesetze der Natur, daß der Dichter dieses Monstrum in eine Jünglingsseele verlegt habe, daß er das Gleichgewicht der ganzen geistigen Organisation aufgehoben habe. „Unserm Jüngling, aufgewachsen im Kreis einer friedlichen, schuldblosen Familie — woher kam ihm eine so herzverderbliche Philosophie? Der Dichter läßt uns diese Frage ganz unbeantwortet; wir finden zu all den abscheulichen Grundsätzen und Werken keinen hinreichenden Grund, als das armselige Bedürfniß des Künstlers, der, um sein Gemälde auszustaffiren, die ganze menschliche Natur in der Person eines Teufels, der ihre Bildung usurpirt, an den Pranger stellt.“

Thomas Carlyle macht bei Gelegenheit der Kritik der Räuber *) die Bemerkung: „Einen so scharf denkenden Böfewicht, wie Franz ist, kann es nie geben; seine Berechnungen müßten ihn der Rechtmäßigkeit zuführen, wenn auch nur bloß darum, weil dieses die beste Politik wäre.“ Dieselbe Bemerkung, welche oft als eine sehr feine bezeichnet wurde, hat auch Schiller schon in seiner Selbstrezension gemacht, indem er sagt: „Die Raisonnements, mit denen er sein Laster-System aufzustufen versteht, sind das Resultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums. Die Begriffe, die sie voraussetzen, hätten ihn nothwendig veredeln sollen.“ Auch diesen entseßlichen Charakter suchte gegen das Ende hin der Dichter unserm Mitleiden näher zu rücken, indem er uns seine Qualen in der unglücklichen Katastrophe vor Augen führte. „Ein Teufel, erblickt auf den Foltern der ewigen Verdammniß, würde Menschen weinen machen; wir zittern für ihn und über eben das, was wir so heißgrimmig auf ihn herabwünschten. Selbst der Dichter scheint sich am Schluß seiner Rolle für ihn erwärmt zu haben; er versuchte durch einen Pinselstrich, ihn auch bei uns zu veredeln: „Hier! nimm diesen Degen. Hurtig! stoß mir ihn rücklings durch den Leib, daß nicht diese Duben kommen und treiben ihren Spott aus mir.“ Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann, die kleine, kriechende Seele!“

In Betreff der Amalia tadelt der Rezensent, daß dieser Charakter, der einzige weibliche des Stückes, eben so wild und unbändig sich zeige, als die

*) Thomas Carlyle, Schiller's Leben. Frankfurt a. M. 1830. Seite 23. Die englische Originalausgabe erschien 1825.

Räuber. „Der Geist des Dichters scheint sich überhaupt mehr zum Heroischen und Starken zu neigen, als zum Weichen und Lieblichen. Er ist glücklich in vollen saturirten Empfindungen, gut in jedem höchsten Grade der Leidenschaft und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Darum schuf er uns hier ein weibliches Geschöpf, wobei wir, unbeschadet all der schönen Empfindungen, all der liebenswürdigen Schwärmerei, doch immer das vermiffen, was wir zuerst suchen, das sanfte, leidende, schwachtende Ding — das Mädchen.“

Sehr übermüthig geht der Rezensent mit dem alten Moor um; von ihm sagt er: „Der Vater soll zärtlich und schwach sein, und ist klagend und kindisch. Man sieht es schon daraus, daß er die Erfindungen Franzens, die an sich plausibel und vermessend genug sind, gar zu einseitig glaubt. Ein solcher Charakter tut freilich dem Dichter zu Statten, um Franz zum Zweck kommen zu lassen, aber warum gab er nicht lieber dem Vater mehr Wig, um die Intriguen des Sohnes zu verfeinern? Franz muß allem Ansehen nach seinen Vater durchaus gelammt haben, daß er es für unnöthig hielt, seine ganze Klugheit an ihn zu verschwenden. Ueberdies ist der alte Moor mehr Betschwester als Krist, der seine religiösen Sprüche aus seiner Bibel herzubeten scheint. Endlich springt der Verfasser zu dem armen Alten gar zu tyrannisch um, und unserer Meinung nach hätte diese wenn er auch dem zweiten Akt entronnen wäre, durch das Schwert des Vaters fallen sollen. — Er hat ein gar zähes Froschleben, der Mann! das freilich der Dichter recht à propos kommen mochte. Doch der Dichter ist ja auch Arzt, er wird ihm schon Diät vorgeschrieben haben.“

Die Charaktere der Räuber werden gelobt, scharf getadelt aber wird der Dialog und die blumige Sprache. „Das Erhabene wird durch poetische Beklümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtig. Im nächsten Drama erwartet man Besserung, oder man wird den Dichter zu Ode verweisen.“

„Auch sollte durchgängig mehr Anstand und Milde beobachtet sein.“ Wir erwähnten bereits, daß diese geniale Rezension sehr in die Augen fiel. Ein Rezensent aus Frankfurt a. M. nannte sie eine sehr gründliche, und ließ sie sich zur Handhabe dienen, um die Räuber und ihren Autor vollständig zu verdammen. Darauf brachte das Württembergische Repertorium folgende Bemerkung: „Dem Frankfurter Rezensenten dienet zur Nachricht, daß die Kritiker über die Räuber, die ihn mit solch einem Unwillen über das ganze Werk erregt hat, von dem Verfasser dieses trefflichen Schauspiels, Hrn. D. Schiller, selbst weiter wollen wir zu seiner Beschämung nichts anführen.“

Nur wenige Kritiker gibt es, welche genug Selbstlosigkeit besitzen, die Größe und Schönheit eines fremden Werkes mit Liebe anzuerkennen; schöne Worte über unseres großen Dichters herrliches Werk spricht der Engländer Carlyle. Gerade in der neueren Zeit, wo manche Feder sich an Schiller's Jugendwerk, das er so reiches und so herzbewegendes Stück seines eigenen Lebens einschließt, mit der seitfetzung aller Pietät so arg versündigt hat, verdienen die Worte Carlyle's immer wieder gelesen zu werden. Einige Sätze daraus mögen hier Platz finden“

*) Carlyle, a. a. D. Seite 20 ff.

„In den Räubern herrscht durchaus ein tiefes, oft an Entsetzen angrenzendes tragisches Interesse. Ein furchtbares, nicht zu verfühnendes Fatum ist darin das herrschende Prinzip; dieses verhüllt und überschattet das Ganze; und unter seinem düstern Einfluß erscheinen die kühnsten Anstrengungen des menschlichen Willens nur gleich Blitzen, die den öden Schauplatz so flüchtig als gräßlich erhellen, und dann in ewiger Dunkelheit sich verlieren. Die unermesslichen Abgründe menschlicher Schicksale sind uns da eröffnet, schwarz und tief und erschreckend, so wie sie dem jungen Gemüth bei seinem ersten Versuche sie darzustellen erscheinen. Die Hindernisse, die unseren Wünschen und Fähigkeiten entgegentreten, das Täuschende der Hoffnung, die Nichtigkeit unserer Existenz, sind mit düstern Farben entworfen, wie sie einem Enthusiasten erscheinen, der zuerst sich ins Leben wagte, und die äußere Welt mit den im Innern genährten Vorstellungen von ihr vergleicht.

„Karl von Moor ist ein Charakter, in dessen Betrachtung und Schilderung sich junge Dichter immer gefallen; die Aehnlichkeit ihrer beiderseitigen Lage mußte für Schiller denselben besonders werth machen. Moor wird zu Handlungen durch Gefühle getrieben, die denen genau gleichen, unter welchen er selbst litt, und wie er sich wünschte zu handeln. In reichem Maße begabt mit jeder hochherzigen Eigenschaft des Mannes, waren die ersten Ahnungen und Ausichten des Lebens und der Rolle, die er darin zu spielen hatte, glänzend, ehrenvoll, wie der Traum eines Dichters; allein die untergeordnete Fähigkeit das Leben zu handhaben, gehörte nicht zu seinen Gaben; in seinem Eifer, das Ziel zu erreichen, hatte er vergessen, daß sein Lauf durch einen labyrinthischen Irrgarten führte, der überall mit Hindernissen umgeben ist, von denen man einige wohl überwinden, andern ausweichen, doch bei vielen keins von beiden thun kann. Immer fortgetrieben durch die tollkühne Heftigkeit seines Wesens, verwickelt er sich in diese Verlegenheiten, und meint, nicht mit Gewandtheit und Geduld, sondern mit offener Gewalt durch sie hindurch dringen zu können. Er sieht seine Hoffnungen vereitelt, sich betrogen und immer tiefer verstrickt; Ungerechtigkeit und Betrug, statt ihn zu warnen, reizen ihn nur noch mehr. Er hatte Helden erwartet, und findet erbärmliche Menschen; Freunde — und findet lächelnde Verräther, die ihn vom Wege ablocken, seine Verirrung benutzen und ihn dem Verderben preisgeben; er hatte von Seelenadel und jeder großmüthigen Gesinnung geträumt, er findet, daß Klugheit die einzige Tugend ist, die Belohnung erwarten darf. Zu feurig von Natur, vermehrt sein gespannter Leidenszustand seine Raserei; er selbst ist jeder ruhigen Ueberlegung unfähig, und kein Rathgeber steht ihm zur Seite, keiner, dessen Mitgefühl sein Glend mildere, keiner, dessen Klugheit ihn belehre, wie demselben abzuhelpen, oder es zu ertragen sei. Die Wuth spornt ihn zum Handeln, und diese Thätigkeit ist blind und furchtbar zugleich. Da die Welt nicht die Heimath einer unverfälschten Rechtlichkeit ist, erscheint sie ihm wie eine Diebeshöhle; da ihre Geseze nicht immer das Verdienst begünstigen, ja sogar oft den Schuldigen der Strafe entziehen, betrachtet er den geselligen Verein als eine Pestbeule, deren verderbliche Folgen durch jedes auch noch so verzweifelte Mittel zu verbessern er sich in seiner Lage berufen fühlt. Rache ist die Haupttriebfeder seiner Handlungsweise; allein er veredelt sie in seinen eigenen Augen dadurch, daß er ihr den Anstrich einer uneigenmüthigen

Sorge für die Aufrechthaltung der Gerechtigkeit, den Sturz des Lasters von seinen Ehrenstellen, der Aufhülfe leidender Tugend gibt. Als Einzelner gegen Alle aufzustehen, auf das ursprüngliche Gesetz des Stärkeren sich zu berufen, die Waagschale der Vorsehung mit einer Sterblichen Hand zu erfassen: ist wahnsinnig und gottlos; allein Moor besitzt eine Kraft der Seele, wodurch dies gleichsam Ehrfurcht erweckend wird. Das große Interesse liegt in dem Kampfe seiner Riesenseele mit den furchtbaren Widersprüchen, die sie zuletzt überwältigen und in die dunkelsten Abgründe des Verderbens hinabstürzen.

„Umsomst lehnen wir uns gegen die mannichfachen Widersprüche und Kohärenz des Stücks auf; alle diese Fehler werden ausgehöhnt durch die lebendige Kraft die es durchglüht. Wir mögen die blinde Raserei des Helden bitter tadeln allein es ist ein hoher Flug in seiner Größe, eines Sturmwindes Macht und Leidenschaft und Willen, die das Herz hinreißt und alle Zweifel der Kritik beschwichtigt. Das wahnsinnigste Unternehmen ist das von Karl Moor; allein seine große Seele gibt selbst diesem etwas Anziehendes. Wir sehen ihn zu Verzweifeln verbündet, wie er wilde Kraft zu neuen kühnen Thaten anführt: er führt Krieg gegen die Verträge der menschlichen Gesellschaft, gegen die ewigen Gesetze des Schicksals. Demnach folgen wir ihm mit Theilnahme durch die Wälder, durch öde Wüsteneien, die er, mit Gefahren umgeben, von kühnen Wagestücken begeistert, unaufhörlich von Vorwürfen gequält, durchwandert, wo wir erwarten mit Entsetzen den Urtheilspruch, den er verdient und dem er nicht entgehen kann! Selbst auf dem höchsten Gipfel seiner Verirrungen hören wir nicht auf ihn zu lieben; er ist ein Erzengel, wenngleich ein gefallener; die große Seelenangst, mit welcher die Gegenwart auf ihm lastet, die Gewißheit der irdischen Zukunft, der er zweifelt und die er selbst nie aus dem Gesicht verweisen kann, machen uns nachsichtig gegen seine Verbrechen. Wenn er wild und stürmisch seine Erinnerungen oder seine ausschweifenden Ahnungen vor uns ausschüttet: übermannt uns jene furchtbare Gluth der Empfindung, trotz ihrer und jener Uebertreibung. Die Szene auf dem Berge an der Donau, wie er in die untergehende Sonne blickt und der alten Hoffnungen und Zeiten gedenkt, wo er zu schlafen konnte, hatte er sein Abendgebet vergessen, ist eine jener Stellen, die in all ihren Unvollkommenheiten dennoch ewig im Gemüth wiederhallt.

„Ebenso wunderbar schön ist das Selbstgespräch Moor's, wo er mit der Waffe der Zerstörung in der Hand, dem „graufen Schlüssel, der das Gesange des Lebens hinter ihm schließt und vor ihm aufriegelt die Behausung der ewigen Nacht“ — über die finstern Räthsel seines künftigen Geschicks nachdenkt. Es gibt viele Selbstgespräche über diesen Gegenstand, von Hamlet's, Otho's Jenseits an, und früher. Vielleicht ist das schlechteste unter jenen sinnreicher, vielleicht aber auch das beste weniger feierlich groß, als dieses.

„Energie, wild leidenschaftliche Kraft ist die vor allen hervortretende Eigenschaft Moor's. Seine ganze Laufbahn zeigt dies, und sein Tod ist aus einem Guß mit der stolzen Kühnheit seines Lebens. Nachdem er die blutige That des Verbrechens, der Seelengröße und des Entsetzens zugleich, vollbracht hat, hält er den Selbstmord für einen zu leichten Ausgang aus der Welt Leben. Er hat einen armen Mann gesehen, der auf der Landstraße für seine elf Kinder arbeitete.

eine große Belohnung war auf den Kopf des Räuberhauptmannes gesetzt; dies Geld wird dem armen Teufel und seinen Knaben helfen, und Moor geht, es ihm zu verschaffen. Von Mitleid und Kummer bewegt scheiden wir von ihm, mehr die furchtbare Entföhnung seiner Verbrechen, als diese selbst im Auge.“ —

Carlyle hat verstanden, welche sittliche Größe, welche Gewalt des Gefühls, und darum welche ergreifende künstlerische Macht in der Erscheinung eines Karl Moor liegt. Die Summe seines Charakters liegt in den Worten, mit denen Kosinsky sich bei den Räubern einführt: „Männer suche ich, welche die Freiheit höher schätzen als Ehre und Leben, deren bloßer Name, willkommen dem Armen und Unterdrückten, den Tyrannen bleich macht!“ — Das sind die Grundsätze, aus denen alles Große und Edle im Leben empormächst, und wenn diese Grundsätze auch dann und wann eine übermächtige, mißleitete Kraft antreiben, aus den heilbringenden Schranken hervorzubrechen und verderbenbringend in die menschliche Gesellschaft hineinzuluthen, so hat die Aeußerung dieser Kraft selbst in ihrer Uebertreibung doch immer heilsame Folgen für das Ganze, und selbst auf dunklem Wege, selbst in dem verschuldeten, furchtbaren Schicksale können wir unsere Theilnahme ihr nicht versagen.

Ganz besonders bedeutungsvoll werden Schiller's Räuber noch durch den Umstand, daß sie unmittelbar vor der französischen Revolution stehen, die man passender die Empörung der gedrückten Menschlichkeit nennen könnte, denn ihre Folgen sind der ganzen Menschheit zu Nutzen gekommen. Schiller's Jugendentwurf wird immer, so wie die hehre Gestalt seines Dichters selbst, nicht allein als Erscheinung der Kunst, sondern mehr noch als ein Markstein des Fortschrittes der edlen Menschlichkeit im Andenken der Welt bleiben. Denn was den Menschen groß und edel macht, das ist sein Streben, oder um mit Kant zu sprechen, sein guter Wille, und auch dann, wenn der Strebende auf verkehrter Bahn seine Kraft nutzlos verzehrt, bleibt ihm doch immer die Anerkennung, das Große und Gute gewollt zu haben.

Wir haben den Räubern eine eingehende Betrachtung gewidmet, weil sie einen so bedeutsamen Platz im Leben des Dichters einnehmen, und auch deshalb, weil ein Studium der Räuber so vortrefflich geeignet ist, in das Wesen Schiller'scher Poesie einzuführen. Kehren wir nun zu den Lebensschicksalen des Dichters zurück.

Für die Reise nach Mannheim, die ohne Urlaub unternommen war, hatte Schiller freilich keine Strafe zu tragen, denn sie blieb Geheimniß, aber auf seine ganze Existenz äußerte sie doch einen nichts weniger als beglückenden Einfluß. Er hatte einen tiefen Blick in das Land gethan, wohin alle seine Wünsche ihn zogen; der rauschende Beifall im Schauspielhause zu Mannheim hatte ihm gesagt, auf welchem Felde ihm die reichste Ernte zu wachsen würde wie mußten ihn die willkürlich engen Fesseln seiner militärischen Stellung und die dumpfe Luft der gesammten Stuttgarter Verhältnisse bedrücken! Wie finster mußten ihn alle seine Aussichten für die Zukunft erscheinen, die dem gewöhnlichen Laufe nach nicht aus der niedrigen, poesielosen, armseligen Alltäglichkeit herausführen konnte. Und alles das mußte zwiefach drücken, da die Medizin dem jungen Manne damals ganz besonders schaal und widrig erschien.

Nicht allein alle seine Gedanken, sondern auch den besten Theil seiner Ze wandte Schiller der Poesie zu; sie allein konnte seinen Miskmuth weniger bitten machen und seinen Geist wieder beleben. Wir haben eine ganze Reihe poetische Erzeugnisse aus dieser Zeit zu verzeichnen. Im Jahre 1781 hatte Schiller anonym ein Jorngedicht gegen die Wollust herausgegeben. Es führte den Titel Der Venuswagen und erschien ohne Druckort und Jahreszahl bei Metzler in Stuttgart. Der Einfluß Bürger's ist in diesem Produkte stark hervortretend; und es scheidet gegen die übrigen Schiller'schen Werke auch durch den marktschreierischen Ton ab, den Bürger in vielen seiner Gedichte zeigt. Der Venuswagen beginnt wie folgt:

Klingklang! Klingklang! kommt von allen Winden,
Kommt und wimmelt schaarenweis.
Klingklang! Klingklang! was ich will verkünden,
Hörtet Kinder Prometheus!

Welkes Alter, rosenfrische Jugend,
Warme Jungen mit dem muntern Blut,
Spröde Damen mit der kalten Jugend,
Blonde Schönen mit dem leichten Muth!

Filosophen, Könige, Matronen,
Deren Ernst Cupido's Pfeile stumpft,
Deren Tugend wankt auf schwanken Thronen
Die ihr (nur nicht über euch) triumft.

Kommt auch ihr, ihr sehr verdächt'gen Weisen,
Deren Seufzer durch die Tempel schwärmt,
Stolz prunkfret, und vielleicht den leisen
Donner des Gewissens überlärm.

Die ihr in das Eis der Bontenthürne
Eures Herzens geile Flammen mummt,
Farisäer mit der Janasmiene —
Tretet näher, und verstummt!

Die Göttin Venus wird herbeigefahren; sie wird vom peinlichen Gerich verhöört, und der Dichter trägt das Protokoll voll Schanden vor, in dem er unter anderm die grellen Worte ruft:

Lose Duden mäkeln mit dem Firkensiegel,
Kreaturen vom gekrönten Thier,
Leihen dienstbar seiner Wollust Flügel
Und ermanscheln Kron und Reich dafür.

Bierundsechzig Strofen hindurch geht es in diesem Tone fort, der an einigen Stellen sich mehr als irgend erlaubt ist, steigert.

Besonders interessant ist eine ganze Sammlung von Gedichten, welche Schiller auf eine besondere Veranlassung herausgab. In Stuttgart hatte nämlich, der Sitte der Zeit gemäß, ein Stribent Namens Gotthold Friedrich Stäudlin, ein Kanzleiadvokat, einen Mufenalmanach begründet, der zuerst im Jahre 1781

unter dem Titel „Schwäbische Blumenlese“ erschien. Auch Schiller sendete, nebst Haug und Konz, einige Gedichte ein, Stäudlin aber nahm nur eines davon auf: „Die Entzückung an Laura“, und verkürzte dieses nicht nur willkürlich um zwei Strophen, sondern zeigte sich auch in anderer Weise anmaßend und eifersüchtig gegen Schiller. Dieser schrieb eine theilweis lobende, im Ganzen aber sehr beißende Kritik der Blumenlese, und machte sich namentlich über das Titeltupfer lustig; er sagt am Schluß seiner Rezension: „Dem Almanach ist ein Titeltupfer vorgefetzt, und stellt den Aufgang der Sonne über'm Schwabenland vor. Pos! Was wir Zeitgenossen des 178sten Jahrzehnds nicht erleben! Der Stäudlinische Almanach die Epoche des Vaterlands! Wenn diese Erscheinung nicht zum Unstern ein Nordlicht ist, das, wie die Wetterverständigen behaupten, Kälte professe, so sehe doch der Epochenmacher zu, daß ihr rother, feurriger Morgenstrahl ihm die Augen nicht verblende, und er, in der Finsterniß taumelnd, an den Schwertspitzen der Kritik sich spieße.“

Diese Mäßigung, die sich mit einem immerhin ziemlich harmlosen Spott begnügte, schwand jedoch bald, und Schiller nahm sich vor, den mittelmäßigen Stäudlin und dessen Almanach zu zermalmen. Er forderte von seinen dichtenden Jugendgenossen poetische Beiträge zur Ausstattung einer Anthologie; Petersen, Scharffenstein und Haug gaben was sie geben konnten, und außerdem traten noch zwei neue Mitarbeiter hinzu; Ferdinand Friedrich Pfeiffer aus Pfallingen, ein Kameralist und ein Graf Zuccato aus Dalmazien, beide Schüler der Akademie. Doch steuerten alle diese, denen auch Hoven sich zugesellte, nur wenig bei, denn Scharffenstein sagt ausdrücklich: „Die meisten Gedichte in der Anthologie sind von Schiller, denn seine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichliche poetische Rekruten eher abschreckte als anzog.“

Um mit der Schar seiner Hilfstruppen zu imponiren, wurden die einzelnen Stücke der Anthologie unter vierundzwanzig verschiedenen Chiffren gedruckt; hinter den meisten derselben versteckt sich Schiller.

Aber mit dem Druck war es immerhin eine mißliche Sache. Während Stäudlin für den Bogen seiner Reimereien einen Dulaten bekam, konnte Schiller keinen Verleger finden; das Buch mußte wieder auf eigene Kosten gedruckt werden. Es erschien in sehr guter Ausstattung unter dem Titel: „Anthologie auf das Jahr 1782. Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko.“ (271 Seiten). Als Bignette schmückte die Sammlung ein sauber gestochenes Brustbild des Apollo, welches der Kupferstecher Egidius Verhelft in Mannheim lieferte. Der unvollkommene Titel, der weder den Herausgeber, noch den Druckort, noch den Verleger nannte, mochte wohl viel dazu beitragen, daß die Anthologie bald in Vergessenheit gerieth.

Schiller widmete das Buch „seinem Prinzipal, dem Tod,“ mit den übermüthigen Worten: „Großmächtigster Zar alles Fleisches, allezeit Verminderer des Reichs, unergründlicher Nimmersatt in der ganzen Natur! Mit unterthänigstem Hautschauern unterfange ich mich deiner gefräßigen Majestät klappernde Falanges zu küssen, und dieses Blüchlein vor deinem dürren Kalkaneus in Demuth niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weise gehabt, ihre Sächlein und Päcklein, dir gleichsam recht vorsäglich zum Aerger, hart an deiner

Nase vorbei ins Archiv der Ewigkeit transportiren zu lassen, und nicht gedacht, daß sie dir eben dadurch um so mehr das Maul danach wässrig machten, denn auch an dir wird das Sprichwort nicht zum Lügner: Gestohlen Brod schmeckt gut. Nein, beziziren will ich's dir lieber, so bin ich doch gewiß, daß du's — weit weglegen werdest," u. s. w.

Dieser Widmung folgt ein Vorwort, das nicht minder originell ist. Schars Satire gegen Stäudlin ist darin nicht zu verkennen. Es ist datirt „Tobolsk den 2. Februar,“ und führt als Ueberschrift den Vers: Tum primum radi gelidi incaluere Triones. Dann sagt der Verfasser: „Blumen in Sibiria: Dahinter, steckt eine Schelmerci, oder die Sonne muß Front gegen Mitternachts machen. — Und doch, wenn ihr euch auf den Kopf stellt! Es ist nicht anders: Wir haben lange genug Jobel gefangen, laßt's uns einmal auch mit Blum versuchen. Sind nicht schon Europäer genug zu uns Stiefelhühen der Sonne gekommen, und durch unsern, hundertjährigen Schnee gewatet, irgend ein scheidendes Blümchen zu pflücken? Schande unsern Ahnen — wir wollen es selbst sammeln, und einen ganzen Korb voll nach Europa frankiren. — Zentne sie nicht, ihr Söhne des milderen Himmels!

Aber im Ernst zu reden — das eiserne Gewicht des widrigen Vorurtheils das schwer über dem Norden brütet, von der Stelle zu räumen, fordert ein stärkeren Hebel, als den Enthusiasmus einiger wenigen, und auch ein festes Hypomochlion, als die Schultern von zween oder drei Patrioten. Doch wer schon auch diese Anthologie euch leckerhafte Europäer so wenig, als — wie ich den Fall setze — unser Musesalmanach, den wir — wenn ich ja den D setze — hätten können geschrieben haben, mit uns Schneemännern zu söhnen wird, so bleibt ihr doch mindestens das Verdienst, Hand in Hand mit ihren Kamerädinnen im weitentlegenen Teutschland dem auströckelnden Gesandten Gnüdfang geben zu helfen, wie wir Tobolskianer zu sprechen belieben.

Wenn eure Homere im Schlaf reden und eure Herkules Rücken mit — Keulen erschlagen, wenn jeder, der seinen bezahlten Schmerz in Leichenalgen auszutropfen versteht, das für eine Volazion auf den Helikon auslegt — man uns Nordländern verdenken, mitunter auch in den Leierklang der Kir zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn ihr Brustbild auf elendes Messing prägten — und zu Tobolsko werden die Falschmünzer aufgehangen. Zwar mögt ihr oft auch bei uns Papiergeld in russischen Rubels finden, aber Krieg und theure Zeit entschuldigen alles.

So geh denn hin, sibirische Anthologie — geh — du wirst manchen Esling beseligen, wirst von ihm auf den Nachttisch seiner Herzeinzigen gelegt werden, und zum Dank ihre alabasterne Lilien-schneehand seinem zärtlichen Fuß verrathen — Geh — du wirst in den Assembleen und Stadtwisiten manchen gähnenden Schlund der Langenweile ausfüllen, und vielleicht eine Circassienne ablösen die sich im Platzregen der Lästerung müde gestanden hat. — Geh — du wirst die Küche mancher Kritiker berathen; sie werden dein Licht fliehen, und sich gleich den Käuzlein in deinen Schatten zurückziehen. — Hu hu hu! — Schon bist ich das ohrzerfetzende Geheule im unwirthbaren Forst, und hülle mich angstvoll in meinen Jobel.“

Was nun die Anthologie selbst anbetrifft, so sagt Emil Palleste sehr treffend von ihr die Worte: „Die Gestalt, in welcher die Anthologie jetzt unter den Gedichten der ersten Periode in den gesammelten Werken erscheint, gleicht fast dem verödeten Sommerbette eines Gebirgsstromes, der im Frühling gewaltig, übergewaltig, bransend und rauschend dahinfährt.“ Nur wenige Gedichte nahm Schiller aus der Anthologie später in seine Gedichtsammlung auf, und diese wenigen meist sehr verändert. Die Anthologie ist neuerdings wieder herausgegeben worden von Eduard Bülow, Heidelberg 1850; wir verweisen auf diese leicht zu erwerbende Ausgabe und wollen hier nur einige der wichtigsten Gedichte Schiller's aus der Anthologie anführen.

In erster Stelle erscheinen die Lauraoden. Wenn sie gewidmet sind, darüber haben wir unsere Ansicht bereits ausgesprochen. Diese Oden sind ihrer neun, einige davon sind in die Gedichtsammlung aufgenommen worden, nämlich *Fantasie an Laura*, *Laura am Klavier* (verkürzt) die seligen *Augenblicke* (verkürzt) *Der Triumph der Liebe* (verändert), *Meine Blumen* (verändert) *Das Geheimniß der Reminiscenz* (sehr verkürzt) *Melancholie an Laura*. Ein sehr eigenthümliches, nur der Anthologie angehörendes Stück ist das nachstehende.

V o r w u r f , an Laura.

Mädchen halt — wohin mit mir, du Lose?
Bin ich noch der stolze Mann? der Grose?
Mädchen, war das schön?
Sieh! der Riese schrumpft durch dich zum Zwerge,
Weggehaucht die aufgewälzten Berge
Zu des Ruhmes Sonnenhöhn.

Abgepflückt hast du meine Blume,
Hast verblasen all die Glanzfantome
Narrentheidigst in des Helden Raub.
Meiner Pläne stolze Pyramiden
Trippelst du mit leichten Besyrtritten
Schälernd in den Staub.

Zu der Gottheit flog ich Adlerpfade,
Lächelte Fortunens Gaukelrade,
Unbesorgt, wie ihre Kugel fiel.
Jenseits dem Korymbus wollt' ich schweben,
Und empfangen slavisch Tod und Leben,
Leben, Tod von einem Augenspiel.

Siegern gleich, die wach von Donnerlanzen
In des Ruhmes Eisenfluren tanzen,
Losgerissen von der Ferynen Brust,
Wallet aus Aurorens Rosenbette
Gottes Sonne über Fürstenthümle,
Lacht die junge Welt in Luft!

Hilft der Heldin noch dies Herz entgegen?
 Trink ich, Adler, noch den Flammeuregen
 Ihres Auges das vernichtend brennt?
 In den Blicken die vernichtend blinken,
 Seh ich meiner Laura Liebe winken,
 Seh's, und weine wie ein Kind.

Meine Ruhe, gleich dem Sonnenbilde
 In der Welle, wolkenlos und milde,
 Mädchen, hast du hingemordt.
 Schwindelnd schwank ich auf der jähen Höhe,
 Laura? — wenn mich — wenn mich Laura stöße?
 Und hinunter sturdest mich das Wort.

Hell erlöt das Echo der Becher,
 Freuden winken vom bekränzten Becher,
 Scherze springen aus dem goldnen Wein.
 Seit das Mädchen meinen Sinn beschworen,
 Haben mich die Jünglinge verloren,
 Freudlos irr' ich und allein.

Kausch ich noch des Ruhmes Donnergloden?
 Reizt mich noch der Lorbeer in den Loden?
 Deine Leir, Apollo Hythius?
 Nimmer, nimmer wiederhallt mein Busen,
 Traurig fliehen die beschämten Nusen,
 Flieht Apollo Hythius?

Will ich gar zum Weibe noch erlahmen?
 Hüpfen noch bei Vaterlandes Namen
 Meine Pulse lebend aus der Gruft?
 Will ich noch nach Varus Adler ringen?
 Wunsch ich noch in Römerblut zu springen,
 Wenn mein Hermann ruft?

Köflich ist's — der Schwindel starrer Augen,
 Seiner Tempel Weihrauchdunst zu saugen,
 Stolzer, kühner schwillt die Brust. —
 Kaum erbettelt igt ein halbes Lächeln
 Was in Flammen jeden Sinn zu fächeln
 Zu emporen jede Kraft gewußt. —

Daß mein Ruhm sich zum Orion schmiegte,
 Hoch erhoben sich mein Name wiegte
 In des Zeitstroms wogendem Gewühl;
 Daß dereinst an meinem Monumente,
 Stolzer thürmend nach dem Firmamente
 Kronos Sense splitternd niederfiel —

Lächelst du? — Nein! nichts hab ich verloren!
 Stern und Lorbeer neid ich nicht den Thoren,
 Leichen ihre Marmor nie —

Alles hat die Liebe mir errungen,
 Ueber Menschen häßt' ich mich geschwungen,
 So lieb' ich sie!

Außer den Lauraoden finden sich in der Anthologie noch viele Gedichte von Schiller; mehrere gingen davon in die Gedichtsammlung über, einige ganz wortgetreu, wie z. B. das Kühne, stürmende Lied Die Größe der Welt, Graf Eberhard der Greiner. An Minna, Männerwürde (Kastraten und Männer), Die Kindsmörderin, Semele u. a. wurden mehr oder weniger überarbeitet.

Besonders interessant sind einige Gruppen von Gedichten, die in einem Tone gehalten sind, den wir bei Schiller sonst gar nicht kennen, und da diese Gedichte in Schiller's gesammelte Werke nicht aufgenommen sind, so ist es für die Vollständigkeit seines Lebensbildes unerlässlich, auch davon wenigstens einige Proben kennen zu lernen. Sie sind humoristischer Natur, sehr frisch und leb gehalten; wir theilen zwei derselben mit. Das erste derselben bezieht sich auf die Gewohnheit, die man früher in Irrenanstalten hatte, Tollstüchtige bei ihren Anfällen in den Triller oder das Trillhäuschen, einen Drehstuhl, zu setzen, und durch anhaltendes Umdrehen zu betäuben. Der Dichter denkt sich nun den Weingott, der so viele Becher zum Taumeln brachte, auf den Drehstuhl gesetzt und zur Strafe umgedreht.

Sacchus im Triller.

Trille! Trille! blind und dumm,
 Taub und dumm,
 Trillt den saubern Kerl herum!
 Manches Stüd von altem Adel,
 Better, hast du auf der Nadel.
 Better, übel kommst du weg,
 Manchen Kopf mit Dampf gefüllet,
 Manchen hast du umgetrillet,
 Manchen klugen Kopf berülpet,
 Manchen Magen umgestülpet
 Umgewälzt in seinem Speck;
 Manchen Hut trumm aufgesetzt,
 Manches Lamm in Wuth geheket,
 Bäume, Hecken, Häuser, Gassen
 Um uns Narren tanzen lassen.
 Darum kommst du übel weg,
 Darum wirst du auch getrillet,
 Wirst auch du mit Dampf gefüllet,
 Darum wirst auch du berülpet,
 Wird dein Magen umgestülpet,
 Umgewälzt in seinem Speck,
 Darum kommst du übel weg.

Trille! Trille! blind und dumm,
 Taub und dumm,
 Trillt den saubern Kerl herum!

Siehst, wie du mit unsern Jungen,
 Unserm Wit' bist umgesprungen,
 Siehst du jetzt, du lockrer Specht?
 Wie du uns am Seil gezwirbelt
 Uns im Ring herumgewirbelt,
 Daß uns Nacht ums Auge grauste,
 Daß's uns in den Ohren sauste.
 Lern's in deinem Käfig recht;
 Daß wir vor dem Ohrgebrümmel
 Nimmer Gottes blauen Himmel,
 Nimmer sahen Stoc und Steine,
 Knackten auf die lieben Beine.
 Siehst du igt, du lockrer Specht?
 Daß wir Gottes gelbe Sonne
 Für die Heidelberger Tonne,
 Berge, Bäume, Thürme, Schlösser,
 Angehehn für Schoppengläser,
 Lernst du's igt, du lockrer Specht?
 Lern's in deinem Käfig recht.

Trille! Trille! blind und dumm,
 Taub und dumm,
 Trillt den saubern Kerl herum!
 Schwager, warst du sonst voll Ränke,
 Schwager, wo nun deine Schwänke,
 Deine Pffiffe, schlauer Kopf?
 Ausgepumpt sind deine Pffiffe,
 Und zum Teufel sind die Kniffe!
 Albern, wie ein Stutzer plaudern,
 Wie ein Waschweib wirst du laudern.
 Junter ist ein seichter Tropf.
 Nun so weist du's — magst dich schämen,
 Magst meintwegen Reißaus nehmen,
 Dem Hallunken Amor rühmen,
 Dran er soll Exempel nehmen.
 Fort, Bärnhäuter, tummle dich!
 Unser Wit', aus Glas geferbet
 Wie der Blix ist er zerscherbet;
 Soll dich nicht der Triller treiben,
 Laß die Narrenspossen bleiben!
 Haß's verstanden? Denk an mich!
 Wüßter Vogel! pade dich.

B a u e r n s t ä n d c h e n .

Mensch! Ich bitte, guck heraus!
 Kleckten nicht zwö Stunden,
 Steh ich so vor deinem Haus,
 Stehe mit den Hunden.
 'S regnet was vom Himmel mag,

'S g'wittert wie zum jüngsten Tag,
 Pudelnas die Hosen!
 Platschnas Rock und Mantel ey!
 Rock und Mantel nagelneu,
 Alles dieser Losen.
 Draußen, draußen Saus und Braus!
 Mensch! ich bitte, guck heraus.

Ei zum Henker! guck heraus!
 Lösch mir die Laterne —
 Weit am Himmel Nacht und Graus!
 Weber Mond noch Sterne.
 Stoß ich schier an Stein und Stock,
 Reißt Bams und Leberock,
 Ach daß Gott erbarne!
 Hecken, Stauden ringsumher,
 Gräben, Hügel kreuz und quer,
 Breche Wein und Arme.
 Draußen, draußen, Nacht und Graus!
 Ei zum Henker, guck heraus!

Ei zum Teufel! guck heraus!
 Höre mein Gesuche!
 Beten, Singen geht mir aus,
 Willst du, daß ich fluche?
 Muß ich doch ein Hans Dampf sein,
 Frör ich nicht zu Stein und Bein
 Wenn ich länger bliebe?
 Liebe das verdank ich dir,
 Winterbeulen machst du mir,
 Du vertrackte Liebe!
 Draußen, draußen Kält und Graus!
 Ei zum Teufel guck heraus.

Donner alle! Was ist das,
 Das vom Fenster regnet?
 Garstige Hexe, tothignas
 Hast mich eingeseget.
 Regen, Hunger, Frost und Wind
 Leid ich für das Teufelskind
 Werde noch gehudelt!
 Wetter auch! Ich packe mich!
 Böser Dämon, tummle dich,
 Habe satt gedubelt!
 Draußen, draußen Saus und Braus!
 Fahre wohl — Ich geh nach Haus.

Zu diesen beiden Gedichten bemerkt Eduard Voas sehr treffend: „Schiller's reale Richtung ließ ihn nachmals solche kerngesunde Schöpfungen seines jugendlichen Schwabenhumors unterdrücken, aber sie verdienen gewiß, in ihr gutes Licht eingesezt zu werden.“

Auch an Epigrammen aus Schiller's Feder ist die Anthologie reich; sie sind oft vortrefflich, einige stellen sich unbedenklich den Xenien gleich. Wir geben einige Proben.

Spinoza.

Hier liegt ein Eichbaum umgerissen,
 Sein Wipfel thüt die Wolken küssen,
 Er liegt am Grund — warum?
 Die Bauern hatten, hör ich reden
 Sein schönes Holz zum Bau'n vornöthigen,
 Und rissen ihn deswegen um.

Grabschrift

eines gewissen Physiognomen.

Weß Weißes Kind im Kopf geseffen,
 Konnt' er auf jeder Nase lesen;
 Und doch — daß er es nicht gewesen,
 Den Gott zu diesem Werk erlesen,
 Konnt' er nicht auf der se i n e n lesen.

An den Galgen zu schreiben.

Wer zu mir kommt, passirt durch manche Grade;
 Venus, Merkur, und — Fürstengnade.

Die Alten und die Neuen.

Am Pfluge, wie die Kronik lehrt,
 Philosophirten unsre Väter —
 Nun hat der Fall sich umgelehrt,
 Ist pflügt man am Katheder!

Aufschrift einer Fürstengruft.

Zurück! Hier ruhn die Erdenriesen,
 Fern von dem Volk, in ihrer Gruft —
 Um mit dem Volk nicht auferstehn zu müssen,
 Wenn einstens die Trompete ruft.

Noch ein höchst bedeutungsvolles, biographisch sehr interessantes Stück können wir unmbglich übergehen; wir meinen jene vielgenannte Ode auf den Räu-Moor, das einzige Stück, zu welchem Schiller sich öffentlich durch die Bemerkung über der Ueberschrift bekannte. Hier folgt es.

Von Verfasser der Räuber.

Monument Moors des Räubers.

Vollendet!

Heil dir! Vollendet!

Majestätischer Sünder!

Deine fürchtbare Rolle ist vollbracht.

Hoher Gefallener!
 Deines Geschlechts Beginner und Ender!
 Seltner Sohn ihrer schrecklichsten Laune,
 Erhabner Verstoß der Mutter Natur!

Durch wolkige Nacht ein prächtiger Blitz!
 Hui! hinter ihm schlagen die Pforten zusammen!
 Geizig schlingt ihn der Rachen der Nacht,
 Zucken die Völker
 Unter seiner verderbenden Pracht!
 Aber Heil dir! Bollendet!
 Majestätischer Sünder!
 Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Mudre — verstiehe.
 Zu der Wiege des offenen Himmels!
 Fürchterlich jedem Sünder zur Schau
 Wo dem Thron gegenüber
 Heißer Ruhmsucht furchtbare Schranke steigt!
 Siehe! der Ewigkeit übergibt sich die Schande!
 Zu den Sternen des Ruhms
 Kimmst du auf den Schultern der Schande!
 Einst wird unter dir auch die Schande zerrieben,
 Und dich reicht — die Bewunderung.

Raffen Auges an deinem schauernden Grabe
 Männer vorüber —
 Freue dich der Thräne der Männer,
 Des Gerichteten Geiß!
 Raffen Auges an deinem schauernden Grabe
 Jüngst ein Mädchen vorüber,
 Hörte die furchtbare Kunde
 Deiner Thaten vom steinernen Herold,
 Und das Mädchen — freue dich! freue dich!
 Wischte die Thräne nicht ab.
 Fern stand ich, sah die Perle fallen,
 Und ich rief ihr: Amalia!

Jünglinge! Jünglinge!
 Mit des Genies gefährlichem Aetherstrahl
 Lernt behutsamer spielen.
 Störrig knirscht in den Zügel das Sonnenroß,
 Wie's am Seile des Meisters
 Erd' und Himmel in sanfterem Schwünge wiegt,
 Flammt's am kindischen Baume
 Erd' und Himmel in lobenden Brand!
 Unterging in den Erklümmern
 Der muthwillige Faeton.
 Kind des himmlischen Genius,
 Glühendes, thatenlezendes Herz!
 Zeiget dich das Mal meines Räubers?

War wie du glühenden thatenlehzenden Herzens,
 War wie du des himmlischen Genius Kind.
 Aber du lächelst und gehst —
 Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeschichte,
 Moorn den Räuber findest du nicht —
 Steh und lächle nicht, Jüngling!
 Seine Sünde lebt — lebt seine Schande,
 Räuber Moor nur — ihr Name nicht.

Schiller's Anthologie fand keine weite Verbreitung; die Berliner Literatur und Theaterzeitung vom 16. Februar 1782 kündigte ihr Erscheinen als bestehend an, aber das war auch alles; in ganz Deutschland fand sich kein Rezensent, der das Buch einer Besprechung gewürdigt hätte. Eine Kritik, welche die Württembergische Repertorium brachte, kam aus Schiller's eigener Feder. In übermüthiger Laune tabelte der Dichter an seiner eigenen Schöpfung wieder fast alles; er spottet über den Titel, mißbilligt die Polemik gegen Stäudlin, findet die Gedichte an Laura überspannt, „fast alle Gedichte,“ sagt er, „sind lang, und der Kern des Gedankens wird von langweiliger Verzierung überladen und erstickt.“ Auch das Publikum bekommt schließlich einen Schlag auf Gesicht; der Rezensent meint: „Diese Anthologie scheint sich jedoch, wenn sie die Absicht, jedermännlich zu gefallen, hätte, schlimm betrogen zu finden: denn der darin herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüßen Schwärmern und Schwärzerinnen behagen könnte.“

Aber Stäudlin fühlte sich durch die Anthologie schwer beleidigt. Als wenige Zeit später einen Band Gedichte: „Vermischte poetische Stücke von G. F. Stäudlin“ bei Kotta erscheinen ließ, gab er darin ein giftiges Spottstück zum Besten, welches die Ueberschrift „Das Kraftgenie“ führte und Schiller's poetische Thätigkeit lächerlich machen sollte. Außerdem eiferte er auch noch in der Vorrede zu seinem Almanach auf das Jahr 1783 gegen den bereits bekannt gewordenen Schiller. Später, als Schiller's Name in ganz Deutschland bekannt und sein Ruhm durch alle Welt flog, suchte Stäudlin sich an den großen Anheranzudrängen, schickte ihm die spätern Jahrgänge seines Musenalmanachs und nannte ihn in seinen Briefen „Verehrungswürdiger Freund.“ Doch scheint trotz der hohen Ruhm des gehaßten Gegners stets ein bitterer Stachel gewesen zu sein; er verfiel endlich in Trübsinn, und endete während einer Reise sein Leben freiwillig im Rhein, im September 1797.

Einem aber, einem verwandten Geiste, der trotz seiner entsetzlichen Verirrung doch das Siegel des Genius trug, wurde die Anthologie eine Quelle neuen Lebens. Der gefangene Schubart war es, der hinter seinen Kerkermauern die glühende Poesie durstig trank; sie begeisterte ihn zu einer Ode an den jungen Dichter, die man nicht ohne Bewegung lesen wird. Der Anfang derselben mag hier Platz finden. Die Anspielungen auf die Anthologie sind für sich klar.

An Schiller.

Dank dir Schiller, für die Wonne,
 Die deinem Gesang entquoll! —

Meines Berges Genius, der Kiefe,
Ein Schützer hohen Gangs,
Lausch' dir, daß der Kolbe von Stahl
Entfank seiner wolfigten Rechte! —

Auch ich schlang deinen Gesang,
Wie der Langdurstende
Mit wollüstig geschlossenem Auge
Schlürft aus des Baches Frische.
Sah nicht des eisernen Bitters Schatten,
Den die Sonne malt
Auf meines Kerkers Boden!
Hörte nicht Fesselgellirr am wunden Arm,
Denn du sangst!
Schiller, du sangst!
Deiner Lieder Feuerstrom
Stürzte tönend nieder vor mir,
Und ich horchte seinem Wogensturze;
Hoch empor stieg meine Seele
Mit dem Funkengestänbe
Seiner Fluth.

Da trat vor mich ein Bote des Himmels,
Lächelte mir sanft und sprach:
„Ein Bote des Himmels bin ich
Und bringe deinem trauten Schiller,
Den du so heiß und brüderlich liebst,
An dessen Feuerbusen du jüngst lagst
Und lange dran weinste! —
Ja deinem trauten Schiller bring ich
Gottes Gruß, und Befehle!
Daß ihn Laura's Zauberblick
Nicht lockt in der Wollust Lache;
Daß er in Laura's stimmendem Auge
Gott sah!

Daß er muthig zürnt
Dem gekrönten Laster!
Daß er's löstlicher hält,
Menschen zu lieben
Als zu überfliegen! —
Daß er hörte des Weltalls Sinfonie,
Beginnend im tausendstimmigen Einklang der Liebe,
Endend im allstimmigen Einklang der Liebe! —
Daß er von seines Felsen Faden
Die Sprache des Sturms der Natur
Hinunter ins menschenwogende Thal hörte:
Kreaturen, erkennt ihr Gott?
Kreaturen, erkennt ihr Gott? —
Daß er's für Thorheit hält
Mit heftischem Menschenodem

Zu hauchen in Gottes
 Lebenden Sturmwind,
 Zu besüßeln den ewigen Kreislauf
 Der beugten Räder! —
 Daß er beim künftigen Seraf
 Den gegenwärtigen Wurm nicht vergißt:
 Dies dank' ich deinem Schiller
 Und bring ihm Gruß des Hoherhabnen!

Auch bring ich ihm Befehle:
 Den Aetherstrahl des Genius zu brauchen
 Für Gott!
 Für den Gesalbten Gottes!
 Fürs Vaterland!
 Zu stählen seiner Brüder milchzerfloßnen Muth,
 Zu sprechen jenes Lebens Hoffnung
 Ins Herz des Leidenden!
 Die frömmere Thräne
 Zu wecken in des Jünglings Blut!
 Zu schleudern siebenfach
 Gezackten Blitz, wenn Laster, Wahn,
 Unglaube, Kristuslästerung
 Aus aller Macht die Drachenhäupter heben.

Er wird es thun!
 Dein Schiller wird es thun.
 Gott gab ihm Sonnenblick
 Und Cherubs Donnerflug,
 Und starken Arm zu schnellen
 Pfeile des Rächers vom tönenden Bogen.“

Nicht umsonst appellirte in diesen Versen der gefangene Schubart an die ideale Strebung des jungen Dichters. Dieser wandte alle Kraft seiner Zeit der Dichtung, dem Leben des Geistes zu, und in rastloser Thätigkeit arbeitete er, die Früchte seines Genius der Welt darzubieten. Er gründete mit Peterz und dem Professor Abel eine Zeitschrift für ernste Literatur und Kritik, unter dem Namen: „Württembergisches Repertorium der Litteratur. 17^{ter} Band. Auf Kosten der Herausgeber.“ Das erste Stück dieser Vierteljahrschrift erschien Ostern 1782; Schiller lieferte dafür mehrere bedeutende Aufsätze, von denen einige später mit sehr geringen Abänderungen in die gesammelten Werke aufgenommen wurden. Dazu gehören: „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater,“ „Der Spaziergang unter den Linden,“ und im zweiten Hefte „Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte.“ Auch mehrere Rezensionen gab Schiller, darunter eine über eine mittelmäßige Gedichtsammlung, deren Verfasser ein Lehrer der Akademie, Gustav Schwab's Vater, war. Schiller lobte einige Stellen, über die Mehrzahl der wirklich platten Sachen goß er seinen gutmüthigen Spott aus. Dies veranlaßte Gustav Schwab, als er Schiller's Leben schrieb, zu der ungerechten Beschuldigung, Schiller habe sich nicht geschämt, „einen seiner edelsten Lehrer, vielleicht für eine

unbedeutende Zurechtweisung Rache nehmend, auf eine hämische und ungutmüthige Weise in einer literarischen Beurtheilung zu verlegen.“

Ein Akademiegenosse Schiller's, der Architekt Johann Jakob Agel gab in dem Repertorium Entwürfe zu Nationaldenkmälern für berühmte Deutsche; Schiller lieferte lateinische Inschriften dazu, z. B. für Luther: MARTINUS LUTHERUS IN TERRA NOTUS ET COELO ET INFERNO; für Haller: CORPORI LEGES ANIMO OFFICIA ASSIGNAVIT.

Als Schiller aus Stuttgart entflohen war, hörte das Repertorium mit dem dritten Stücke auf.

So energisch die Beschäftigungen mit der Anthologie und dem Repertorium auch betrieben wurden, so blieben sie doch immer Nebenfache. Das Drama war und blieb der Hauptgegenstand für Schiller's Gedanken und Wünsche. Ein neuer Stoff, den er schon auf der Akademie ins Auge faßte, wurde in Angriff genommen; es war der Fiesko. Schiller machte zu diesem Werke fleißige Studien, er besuchte oft die Stuttgarter Bibliothek und suchte sich in italienische Zustände und genuessische Geschichte einzuleben. Als Quellen dienten ihm besonders das Werk: Conjuraction du Comte Jean Louis de Fiesque von Paul de Goedi, nachmaligem Cardinal Neß, und der dritte Theil von Robertson's Geschichte Kaiser Karl's des Fünften. Streicher, der bereits Schiller's Vertrauester war, sah das Werk entstehen; wie er mittheilt, schrieb Schiller den Inhalt der einzelnen Akte und Auftritte in strenger Reihenfolge mit kurzen Bemerkungen nieder, und arbeitete dann, je nachdem Lust und Laune ihn antrieb, bald diese, bald jene Stelle aus. Sobald ein Monolog oder eine Szene niedergeschrieben war, mußte Streicher anhören, was die Muse bescheert hatte; die beiden Freunde tauschten dann ihre Gedanken darüber aus, und dem Dichter war es ein frischer Reiz, den Eindruck seiner Gedanken auf ein Gemüth zu gewahren, welches ihm bis zur Schwärmerei ergeben war. So frisch war Schiller's Arbeitslust, daß er im April an Dalberg schrieb, er hoffe zu Ende desselben Jahres die Verschwörung des Fiesko beendigt zu haben.

Doch eine ungeahnte Störung unterbrach den regen Fluß seiner Poesie. Wie wir schon früher erwähnten, hatte Kaiser Josef die Militärakademie zu Ende des Jahres 1781 in den Rang einer deutschen Universität für drei Fakultäten erhoben. Erst von diesem Zeitpunkte an hieß die Anstalt „die hohe Karlschule.“ Das kaiserliche Diplom bestimmte, daß ihre immatriculirten Schüler „zur Baccalaureats-, Licentiat-, Magister- oder Doctors-Würde, nach der bei andern Universitäten herkömmlichen Art und Feierlichkeit, befördert werden könnten und sollten.“ Es war nun Ehrensache, daß Schiller, ein so ausgezeichnete Zögling der Akademie, sich nachträglich noch den Doktorgrad erwarb, und zu diesem Zweck mußte er wiederum an eine neue große Dissertazion denken. Er theilte in dem eben erwähnten Schreiben an Dalberg diesem den neuen Hinderungsgrund seines Dramas mit. „Freilich,“ sagte er, „werde ich von dem milden Himmelsstrich des Hindus einen verdrießlichen Sprung in den Norden einer terminologischen Kunst machen müssen, allein was sein muß, zieht nicht erst die Laune und die Lieblingsneigung zu Rath.“ Wenn Schiller nun auch mit männ-

licher Festigkeit diesen Entschluß auszuführen genommen war, so verhinderten ihn die Umstände doch daran; seine Promotion hat nicht stattgefunden.

Dalberg hatte ihn aufgefordert, den Götz von Berlichingen für die Bühne zu bearbeiten, doch wollte Schiller diese Arbeit nur mit Göthe's Genehmigung ausführen; er bat den Reichsfreiherrn, mit Göthe darüber zu verhandeln.

Zu kleineren poetischen Stücken fand sich immer noch Muße. Am 15. Dec. 1782 starb der General Rieger plötzlich in Folge eines Schlagflusses. Schubarth dichtete im Namen sämmtlicher Offiziere seines Bataillons ein Trauerlied, und schrieb außerdem noch ein „Monument Herrn Philipp Friedrich von Rieger.“ Auch Schiller widmete dem Dahingefahrenen einen feurigen Nachruf, der damals als Einzeldruck in Stuttgart viel gelesen wurde. Da einzelne Stellen dieses Nachrufes bedeutenden Einfluß auf des Dichters Schicksal übten, so müßten wir diese Stellen wenigstens kennen lernen. Sie lauten wie folgt.

Höher als das Lächeln deines Fürsten
(Ach! wornach so manche geizig dürsten!)
Höher war dir der, der ewig ist.

Nicht um Erdengötter klein zu kriechen,
Fürstengunst mit Untertanensfüßen
Zu erwuchern war dein Trachten nie.
Elende beim Fürsten zu vertreten,
Für die Unschuld an dem Thron zu beten
War dein Stolz auf Erden hie.
Rang und Macht, die lächerlichen Fittler,
Fallen ab am Tage des Gerichts,
Fallen ab wie Blätter im Gewitter,
Und der Pomp — ist Nichts! —
Krieger Karl's! erlaubt mir hier zu halten,
Tretet her, ihr lorbeervollen Alten
(Das Gewissen brenne flammenroth);
Dumfzig hohl aus eures Rieger's Wahre
Spricht zu euch, ihr Söhne vieler Jahre,
Spricht zu euch — der Tod:

„Erdengötter! glaubt ihr ungerochen
Mit der Größe kindischkleinem Stolz
— Alles faßt der schmale Raum von Holz —
Gegen mich zu pochen?
Hilft euch des Monarchen Günst,
Die oft nur am Rittersterne funkelt,
Hilft des Höffings Schlangenkunst,
Wenn sich brechend euer Aug verdunkelt?
Erdengötter redet doch,
Wenn der Götterdunst zerfliehet,
Redet denn, was wär't ihr noch,
Wenn ihr — schlechte Menschen bliebet?
„Trost ihr mir mit euren stolzen Ahnen,
Daß von euch — zwei Tropfen Blut

In den Atern alter Helden rannen?
 Pocht ihr auf geerbtes Gut?
 Wird man dort nach Kieger's Range fragen?
 Folgt ihm wohl Karl's Gnade bis dahin?
 Wird er höher von dem Mitterkreuz getragen,
 Als vom Jubel seiner Segnenden?
 Wann der Richter in dem Schuldbuch blättert
 Fragt er, ob der große Todte hier
 Zu dem Tempel des Triumphs geklettert?
 Fragt man dort, wie man ihn hier vergöttert?
 Richtet Gott — wie wir?“
 Aber Heil dir! seliger Verkärter,
 Nimm zufrieden deinen Sonnenflug!
 Deinem Herzen war die Menschheit werth'er
 Als der Größe prangender Betrug! — u. f. w.

Welche Kühnheit von dem Regimentsmedikus, solche donnernde Gedanken seinem Fürsten unter den Augen auszusprechen! Einem Fürsten, den fast jedes Wort dieses flammenden Gedichtes an eine kaum bedeckte, schuldbeladene Vergangenheit erinnern mußte! Einem Fürsten, dessen Zorn, wenn er einmal geweckt war, keine Grenzen kannte und keine Gesetze, weder göttliche noch menschliche, jemals gescheut hatte! Solche Sprache durfte in Herzog Karl's Umgebung nicht ungestraft laut werden. Und der Groll des Löwen regte sich bereits.

Den Bögling, dessen Reden in der Akademie sein fürstliches Herz einst so zern und wohlgefällig lauschte, hatte der Herzog zu keiner Zeit aus den Augen verloren. Anfangs schmeichelte es seinem Stolze, daß auch ein Poet aus der Militärakademie hervorgegangen war, und in einzelnen Handbilletts, welche durch Schiller's dienstliches Verhältniß veranlaßt wurden, ahmte er sogar des jungen Dichters Schreibweise und die Ueberfülle von Gedankenstrichen nach. Aber der Poet wurde ihm bald zu wild. In den Räubern äußerten sich Mächte, welche, wenn sie in die Wirklichkeit getreten wären, den herzoglichen Stuhl hätten umstürzen müssen. In Stuttgart äußerte man unverholen, manche Stellen des ungestümen Dramas seien auf den Herzog und seine nahe Umgebung gemünzt. Der Venuswagen und so manches trotzige Gedicht der Anthologie waren ganz ewig nicht geeignet, den Herzog zu besänftigen.

Aber Karl Eugen gab den Bögling, seinen ehemaligen Liebling, noch nicht auf; ihm war es schon oft gelungen, einen starren Sinn in eine ihm gefällige Bahn zu lenken, vielleicht konnte er auch den Regimentsmedikus wieder auf den Ton stimmen, der vormals ihm so angenehm klang. Er ließ den Dichter zu sich kommen und warnte ihn in väterlichem Tone vor Verstößen gegen den bessern Beschmack, wie er sich ausdrückte, und forderte ihn auf, ihm zukünftig alles erst vorher zu zeigen, was er zu veröffentlichen im Begriff sei. Das hieß auch dem Poeten die enge Uniform des Regimentsmedikus überziehen, und Schiller war dann genug, seine Weigerung offen auszusprechen, und da die starre Form des Dienstverhältnisses eine vertrauliche, eingehende Erörterung von Seiten Schiller's unmöglich machte, so fiel ohne alle Vermittlung die ganze Wucht dieser Ver-

weigerung auf den ohnehin gereizten Sinn des Fürsten, und Schiller wurde sehr ungnädig entlassen.

Bald darauf erschien das Gedicht auf Kieger's Tod, und entflamte den Zorn des Herzogs. Diese kühnen Verse schienen ihm mehr als eine Seite seiner fürsüchtlichen Existenz zu verletzen, und was ihn noch ganz besonders anstachelte, war der Umstand, daß Schiller's markige Worte gerade den Kern der Sache trafen; des Herzogs Gewissen mußte sich auf Seite des Poeten stellen. Wer aber einmal solche Worte ausgesprochen hatte, der konnte auch noch mehr sagen; der Herzog mußte den Poeten auch noch fürchten. Der Haß ist niemals bitterer, als wenn er an die Stelle tritt, an der vorher die Liebe stand; bei Karl Eugen traf dies zu. Jedes Band zwischen ihm und seinem Jüglinge war zerrissen; die Bahn war betreten, welche zu dem heftigsten Zusammenstoße führen mußte, und das Geschick drängte immer weiter auf dieser Bahn.

Für Schiller war Stuttgart jetzt nicht viel mehr als ein Gefängniß; er würde es gewiß schon damals verlassen haben, wenn ihn nicht das Bedenken zurückgehalten hätte, der Herzog möchte seinen Zorn gegen Schiller's Familie kehren. Die Poesie und die Hoffnungen, welche er auf die Gunst der Musen baute, waren dasjenige, was ihn um diese Zeit emporhielt, und Mannheim war das Paradies, der Freiheitshafen, wohin er stets mit Sehnsucht schaute. Dort hatte man die Räuber unter demselben ungeheuern Zulauf wie das erstemal wiederholt; Schiller's Freundinnen, Frau von Wolzogen und Frau Vischer, äußerten aufs lebhafteste den Wunsch, das Drama zu sehen und bestürmten den Dichter mit Bitten, sie zu begleiten. Die Umstände waren günstig; da die Reise doch wieder ohne Urlaub unternommen werden mußte, so paßte es vortrefflich in den Plan, daß der Herzog verreist war. Der Augenblick durfte nicht versäumt werden. Rasch entschlossen schrieb Schiller am 24. Mai an den Freiherrn von Dalberg, er werde am 25. Mai Stuttgart verlassen, werde am Sonntag dem 26. Mai in Mannheim eintreffen und bis Dienstags Nacht dortbleiben; er fügte an Dalberg die Bitte hinzu, derselbe möge in dieser Zeit die Räuber aufführen lassen.

Die Reise wurde in Gesellschaft der genannten Damen zur bestimmten Stunde angetreten. Für Schiller war sie ein Blick in das sonnige Land der Freiheit. Mit den vertrauten Freundinnen, die ihn und seine Wünsche kannten, die das Streben seines Geistes mit Verständniß erfaßten und mit der innigsten Theilnahme die rückhaltlosen Mittheilungen seines Herzens aufnahmen, führte der Reisewagen ihn durch die frühlingssrischen Landschaften. Städte und Dörfer, Wälder und Berge zogen vorüber, der mächtige Rhein blinkte den Reisenden entgegen, am Horizonte schimmerten fern und blau die Höhenzüge des Wasgenwaldes. Als das heitere Mannheim seine sonnigen, baumgesäumten Straßen vor der kleinen Gesellschaft aufthat, da schien es dem Dichter, als wehe hier ein Athem griechischer Schönheit durch jedes Gemüth.

Der Freiherr hatte des Dichters Bitte erfüllt, die Räuber wurden gegeben. Schiller und die Freundinnen gaben sich mit ganzer Seele dem gewaltigen Eindrucke des Trauerspiels hin, und der Enthusiasmus der Frauen war für Schiller ein neuer Beweis, daß auf diesem Felde seine Kräfte, wenn alle Fesseln fielen,

ausreichen würden, Großes zu schaffen. Er suchte eine vertrauliche Unterredung mit Dalberg, welche dieser ihm gewährte; Schiller stellte ihm seine ganze Lage offen dar und bat um Rettung aus den Verhältnissen, die ihn zu erdrücken drohten. Er sah das Mitgefühl aus dem Auge des Freiherrn leuchten, er schied nicht ohne Hoffnung auf Unterstützung von dem einflussreichen Manne, der alles zu thun versprach, was in seinen Kräften stände, und durch einen stummen Händedruck noch mehr sagte, als durch seine Worte.

Nun wurde die Heimkehr angetreten; dem schönen Tage sollte eine böse Nacht folgen. Unterwegs zog der Dichter sich eine heftige Erkältung zu, und je näher er Stuttgart kam, desto tiefer sanken seine Hoffnungen. Das Fieber, welches ihn heftig durchschauerte, das Bewußtsein des unendlichen Kontrastes zwischen Mannheim und Stuttgart drückten seinen Geist so sehr zu Boden, daß er fast bereute, den Ausflug unternommen zu haben, der für ein kurzes Glück ihm alle seine Verhältnisse in Stuttgart, alles schwäbische Wesen so dunkel erscheinen ließ und seinen Ekel daran ins Ungemessene steigerte. Das unwandelbare Bewußtsein, daß in diese kleinlichen Grenzen die Natur den Wirkungskreis seines Geistes nicht eingeschränkt habe, gab ihm den Entschluß ein, mit muthiger Zuversicht sein Glück auf die reichlich sprudelnden Hülsquellen seines Geistes zu gründen. Von diesem Drange ganz erfüllt, wandte er sich an Dalberg. Am 4. Juni 1782 schrieb er ihm: „Unglücklicher kann niemand sein als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch selbst Gefühl genug für das Verdienst eines bessern Schicksals, und für beides nur eine Aussicht. Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? Ich weiß, wie schnell sich Ihr edelmüthiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menschenliebe es auffordern; ich weiß wie stark Ihr Muth ist, eine schöne That zu unternehmen, und wie warm Ihr Eifer, sie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von denen Sie angebetet werden, haben es mir mit Enthusiasmus vorhergesagt, aber es war dieser Versicherung nicht nöthig; ich habe selbst, da ich das Glück hatte, eine Ihrer Stunden für mich zu nutzen, in Ihrem offenen Anblick weit mehr gelesen. Dieses macht mich nun auch so dreist, mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schicksal in Ihre Hände zu liefern und von Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Noch bin ich wenig oder nichts. In diesem Norden des Geschmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich sonst glücklichere Sterne und ein griechisches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden.“

In einer Beilage des Briefes gab Schiller den Gedanken an, Dalberg möge an den Herzog schreiben und sich den Dichter von ihm erbitten; er rieth, Dalberg möge sich so ausdrücken, als wenn er den Dichter für eine Geburt des Herzogs, für einen durch ihn Gebildeten und in seiner Akademie Erzogenen halte; solche Komplimente für die Erziehungsanstalt würden beim Herzoge sehr schwer ins Gewicht fallen. Dann wünschte Schiller, daß sein Aufenthalt am Theater in Mannheim nur auf eine gewisse Zeit festgesetzt würde, nach deren Ablauf er wieder dem Herzog angehöre; das Ganze sähe dann mehr wie eine Reise aus. Endlich möge Dalberg auch schreiben, man werde Schiller die Mittel gewähren, in Mannheim seine medizinischen Uebungen fortzusetzen. „Dieser

Artikel ist vorzüglich nöthig, damit man nicht unter dem Vorwande, für mein Wohl zu sorgen, Lujonire und weniger fortlasse.“ In seinem Briefe sagt Schiller nun mit Bezug auf diese Vorschläge: „Wenn E. E. diese drei Ideen gontiren und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch davon machen, so sehe ich ziemlich für den Erfolg. Und nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieses ganzen Briefes. Könnten E. E. in das Innere meines Gemüths sehen, welche Empfindungen es durchwählen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden — ja ich weiß es gewiß — Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann.“

Ein solcher Brief, meinte Streicher, würde ohne Zweifel bewirkt haben, daß der Herzog seinen Zögling bereitwillig nach Mannheim entlassen hätte. Dalberg fühlte sich nicht bewogen, die wenigen Zeilen zu schreiben, er ließ den Dichter ohne Antwort. Selbst in dieser Lage hatte Schiller noch Muth und Kraft genug, an seinem Fiesko rüstig fortzuarbeiten. Aber noch andere Gewitterwolken zogen sich gegen ihn zusammen.

Es war den Begleiterinnen auf der Mannheimer Reise nicht möglich gewesen, den Genuß der prächtigen Aufführung für sich allein zu behalten; unter dem Siegel des Geheimnisses erfuhren es die guten Bekannten, unter dem Siegel des Geheimnisses erfuhr es die halbe Stadt, der General Augé und schließlich auch der Herzog. Dieser war über eine solche militärische Insubordinazion sehr aufgebracht; er gab dem Dichter die strengsten Verweise, verbot ihm, sich jemals wieder mit dem Auslande einzulassen, und befahl ihm, augenblicklich auf der Hauptwache seinen Degen abzugeben und vierzehn Tage in Arrest zu bleiben.

In der dumpfigen Wachtstube schaute der Dichter nun durch die Eisenstäbe zu dem blauen Frühlingshimmel empor. Die Gitter seines Gefängnisses, die er nicht überwältigen konnte, schlossen ihn wohl körperlich ein, aber die Poesie war überall seine getreue Begleiterin, auf ihren Schwingen hob er sich über alle Schranken hinaus. In dieser Haft entwarf Schiller den Plan zu Kabale und Liebe; war es zu verwundern, daß dieses Stück mit so grellen Farben ausgeführt wurde?

Aber noch ein anderer Plan reifte während dieser Gefangenschaft in Schiller's Seele. In Stuttgart war für ihn keine Existenz mehr möglich, er hätte seiner Poesie entsagen, das heißt er hätte sein Leben hingeben müssen. Daß der Herzog ihn freiwillig hätte ziehen lassen, daran war nicht zu denken; der Höhenasperg mußte von denen zu erzählen, die sich des Herzogs Willen offen zu widersetzen unvorsichtig genug waren. Nur Eins blieb übrig: die Flucht! Und von Stuttgart bei der ersten günstigen Gelegenheit zu entfliehen, dazu war Schiller fest entschlossen.

Dalberg's Antwort, die endlich anlangte, war freilich sehr unbestimmt und konnte einer trohen Hoffnung auf die Zukunft nicht zur Stütze dienen; aber das Schicksal selber trieb vorwärts, es ließ dem Dichter seinen verzweifeltsten Entschluß

als einzigen und letzten Ausweg. Ein neues, gänzlich unerwartetes Ereigniß trieb den Zorn des Herzogs auf die Spitze *).

Im zweiten Aufzuge der Räuber hatte Schiller seinen Spiegelberg zu Razmann sagen lassen: „Zu einem Spitzbuben will's Grüß — auch gehört dazu ein eigenes Nazionalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubentlima, und da rath ich dir, reis' du ins Graubündnerland, da ist das Athen der heutigen Ganner.“ Razmann erwidert darauf: „Bruder, man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt.“ Diese Antwort Razmann's deutete unwillkürlich handgreiflich darauf hin, daß nur der italienische Theil von Graubünden, das sogenannte Bellin, gemeint sei, und auf dieses Ländchen, in welchem die schauerlichsten Mordthaten an der Tagesordnung waren, paßte jener Ausspruch vollkommen.

Spiegelberg's Worte griff ein junger Literat Namens Wredow auf, ein Deutscher, der einige Jahre beim Freiherrn von Salis in Graubünden als Hofmeister gelebt hatte und sich dann in Hamburg aufhielt. Er glaubte die Ehre des Graubündnerlandes gegen Spiegelberg's Beschuldigung wahren zu müssen, und ließ im 98. Stück der „Hamburgischen Adress-Comtoir-Nachrichten“ einen Aufsatz erscheinen, in welchem er den Dichter darüber zur Rebe stellte, daß er ein Volk so fürchterlich brandmarkte, welches dazu nicht die geringste Veranlassung böte.

Dieser Artikel Wredow's ging glücklicherweise an Württemberg spurlos vorüber; wie es scheint, kannte man das genannte Blatt dort nicht anders als höchstens dem Namen nach. Aber der Aufsatz kam in die Hände eines Deutschen in Thur, des Dr. Amstein, und diesem schien die Sache sehr geeignet, für sich selbst Kapital daraus zu schlagen. Er rückte eine giftige Anklageschrift gegen Schiller in das einzige öffentliche Organ Graubündens: „Der Sammler. Eine gemeinnützige Wochenchrift für Bünden. Thur 1782.“ Der Aufsatz des Dr. Amstein erschien Ende April und trug die Ueberschrift: „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers.“ Dieses Nachwerk beginnt mit den schamlosen Worten: „Unter allen Kunstgriffen, deren sich eine gewisse Klasse von Skribenten von jeher bedient hat, den Produkten ihrer Feder, als einer feilen Waare, einen desto größern Vertrieb zu sichern, ist wohl keiner verwerflicher u. s. w.“ Amstein trat die ganze Sache so breit als möglich, machte das Heil des Landes von der Begründung oder Nichtbegründung der Spiegelberg'schen Worte abhängig, forderte von Schiller eine öffentliche Ehrenerklärung, drohte ihm mit der billigen Verachtung jedes Rechtschaffenen, nannte Wredow einen würdigen Deutschen, der den Unfug seines Landsmannes nur zu glimpflich geahndet habe, und ließ hinter seinem Aufsatze noch den ganzen Wredow'schen Artikel mit gehässigen Randbemerkungen versehen drucken.

*) Dem Kundigen wird es nicht entgehen, daß ich hier in der Reihenfolge der Ereignisse den Angaben von Eduard Boas gefolgt bin. Obwohl sie vereinzelt gegen alle übrigen Erzählungen stehen, so sind sie meiner Ueberzeugung nach doch die richtigen.

Doch das war dem Dr. Amstein, dem Rebalteur des „Sammler,“ noch nicht genug. In einem Privatschreiben forderte er den Dichter zu einem öffentlichen Widerruf auf, und da er von Schiller keine Antwort erhielt, so beauftragte er nach einiger Zeit seinen Freund, den Garteninspektor Walter in Ludwigsburg, dem er die ganze „Apologie“ mitschickte, dem Dichter die verlangte Erklärung abzudringen. Walter mußte einer jener saubern Burfschen sein, deren die Umgebung Karl Eugen's zu allen Zeiten aufzuweisen hatte; er nahm sich der Botschaft mit großem Eifer an und hielt es fürs Beste, die Schriftstücke sogleich dem Herzoge vorzulegen.

Karl Eugen wurde außs heftigste gegen den Regimentsmedikus empört, denn die ganze Angelegenheit hatte auch noch eine sehr unliefsame praktische Seite. Der Herzog lebte mit dem Freistaat Graubünden politisch nicht auf dem besten Fuße; die ärgerlichsten Sachen gegen Württemberg und seinen Hof wurden in Ehr gedruckt. Gewiß würden die Graubündner jede Gelegenheit sich zu rächen benutzen, und solche Gelegenheiten waren bei den herrschenden Zuständen ja in Fülle vorhanden. Der Herzog ließ den Verfasser der Räuber nach Hohenheim entbieten, einem herrlich gelegenen Schlosse, wo er damals mit der Gräfin Franziska wohnte. Im Herzen des Fürsten war jetzt jeder Zug des Wohlwollens ausgelöscht; mit der unerbittlichen Strenge des Gebieters trat er dem Dichter entgegen, und überhäufte ihn zornig mit einer Fluth von Vorwürfen: er befahl ihm, künftig keine andere als medizinische Schriften drucken zu lassen und entließ ihn endlich mit der Drohung: „Ich sage Ihm, bei Kassazion und Festungsstrafe, schreibt er keine Komödie mehr!“

So war es den Machinationen der Angeber gelungen, die Mine zum Springen zu treiben. Wredow und Amstein erhielten zum Dank für ihre Heldenthaten von Graubünden das Bürgerrecht; auch Walter bat darum, aber die Graubündner besaßen Ehrgefühl genug, diese Auszeichnung dem Angeber zu verweigern.

Für Schiller hatte das Ungewitter, welches sich über seinem Haupte entlud, keine Schrecken mehr, sondern nur die wohlthätige Folge, daß es ihn in seinem schweren Entschlusse bestärkte. Anscheinend heiter erschien er gleich nach der Heimkehr unter den Freunden und legelte mit ihnen in dem gewohnten Gafhaufe. Der Plan stand nun fest, es handelte sich nur noch darum, alles zur Flucht vorzubereiten und bei passender Gelegenheit sie auszuführen.

Am 15. Juli schrieb Schiller wieder nach Mannheim; er schickte Wagner's Kindesmörderin zurück, welche Dalberg ihm mitgegeben, versprach den Fiesko bis Mitte August fertig zu schaffen und erklärte, daß der Don Karlos, den Dalberg ihm als dramatisches Thema empfohlen, einer seiner nächsten Stoffe sein sollte. Es war der letzte Brief, den Dalberg von Schiller aus Stuttgart empfing.

Drohende Aeußerungen des Herzogs, die an Schiller hinterbracht wurden, trieben diesen an, seine Flucht so sehr als möglich zu beschleunigen. Sein gutes Glück hatte ihm einen treuen Gefährten zu derselben bescheert; es war niemand anders als Streicher. Schon früher war dieser gesonnen gewesen, sich im Frühjahr 1783 nach Hamburg zu begeben, um dort bei dem berühmten Bach die

Komposition zu studiren. Verwandte, welche in Hamburg wohnten, hatten ihm ausreichende Unterstützung versprochen, und aus Ergebenheit für den Dichter war Streicher entschlossen, jetzt schon die Reise zu unternehmen.

Das schwerste Bedenken bei dem gewagten Unternehmen war für Schiller nicht der Gedanke an seine eigene ungewisse Zukunft, sondern der Umstand, daß der Herzog an den Eltern des entflohenen Bögling's Rache nehmen könne; denn bei Schiller's Aufnahme in die Militärakademie hatten sein Vater und seine Mutter einen Revers des Inhalts unterzeichnen müssen, daß ihr Sohn nie befugt sein solle, „ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubniß aus den Diensten des herzoglich württembergischen Hauses zu treten.“ Dem Hauptmann Schiller mußte daher die ganze Angelegenheit ein tiefes Geheimniß bleiben, damit er, falls es nöthig werden sollte, durch sein Ehrenwort als Offizier seine völlige Unkunde in dieser Sache bekräftigen konnte.

Das gespannte Verhältniß des Herzogs und seines ehemaligen Bögling's veranlaßte einige wohlwollende Leute, eine Vermittlung zu versuchen; sie riefen dem Dichter, den Fürsten durch ein Lobgedicht zu versöhnen. Aber Schiller, obwohl die Sorge um die Zukunft seiner Familie ihn keinen Augenblick verließ, entsprach dieser Aufforderung nicht; es war, wie Karoline von Wolzogen bemerkt, Schiller's heilige Ueberzeugung, daß die Dichtkunst, frei von aller Selbstsucht, nur dem Guten, Schönen und Wahren dienstbar sein dürfe, und diese Ueberzeugung siegte schon im Jünglingsalter durch eine männlich entschlossene That.

Um indeß allen Vorwürfen seines eigenen Gewissens vorzubeugen, und kein irgend ersinnbares Mittel unversucht zu lassen, schrieb Schiller noch einmal unter dem 1. September 1782 an den Herzog; in seinem Briefe sagte er: „Eine innere Ueberzeugung, daß mein Fürst und unumschränkter Herr zugleich auch mein Vater sei, gibt mir gegenwärtig die Stärke, Höchstdenenselben einige unterthänigste Vorstellungen zu machen, welche die Wilderung des mir zugekommenen Befehls: nichts Literarisches mehr zu schreiben, oder mit Ausländern zu kommunizieren, zur Absicht haben.

Eben diese Schriften haben mir, bishero zu der mir von Eurer Herzogl. Durchlaucht gnädigst zuerkannten jährlichen Besoldung noch eine Zulage von fünfhundert und funfzig Gulden verschafft, und mich in den Stand gesetzt, durch Korrespondenz mit auswärtigen großen Gelehrten und Anschaffung der zum Studiren benötigten Subsidiën, ein nicht unbeträchtliches Glück in der gelehrten Welt zu machen. Sollte ich dieses Hülfsmittel aufgeben müssen, so würde ich künftig gänzlich außer Stand gesetzt sein, meine Studien planmäßig fortzusetzen und mich zu dem zu bilden, was ich hoffen kann zu werden.

Der allgemeine Beifall, womit einige meiner Versuche von ganz Deutschland aufgenommen wurden, welches ich Höchstdenenselben unterthänig zu beweisen bereit bin, hat mich einigermaßen veranlaßt, stolz sein zu können, daß ich von allen bisherigen Bögling'en der großen Karlsakademie der erste und einzige gewesen, der die Aufmerksamkeit der großen Welt angezogen und ihr wenigstens einige Achtung abgedrungen hat — eine Ehre, welche ganz auf den Urheber meiner Bildung zurückfällt! Hätte ich die literarische Freiheit zu weit getrieben, so bitte ich Ew. Herzogl. Durchlaucht allerunterthänigst, mich öffentliche Rechenschaft

davon geben zu lassen, und gelobe hier feierlich, alle künftigen Produkte einer scharfen Zensur zu unterwerfen.

Noch einmal wage ich es, Höchstdieselbe auf das Submissivste anzuflehen, einen gnädigen Blick auf meine unterthänigste Vorstellung zu werfen, und mich des einzigen Wegs nicht zu berauben, auf welchem ich mir einen Namen machen kann.“ —

Als der Dichter durch seinen General um die Erlaubniß, diese Bittschrift überreichen zu dürfen, nachsuchen ließ, weigerte der Herzog sich nicht nur, sie anzunehmen, sondern er ließ dem Dichter auch bei Arreststrafe verbieten, künftig irgend ein Schreiben an ihn zu richten.

Es war für den Dichter besser, daß der Herzog auf diese Weise jeden Versuch zu einer Ausöhnung unmöglich machte. Ein Nebeneinandergehen dieser beiden Naturen war undenkbar; je eher sie sich trennten, desto ersprießlicher war es für beide.

Auch seine älteste Schwester in den Plan einzuweihen hielt der Dichter für gut. Anfangs besorgte er, sie würde ihn durch weibliche Besorglichkeit aufhalten, aber Kristosine war ein starkes Mädchen von gefunden Ansichten, und eine begeisterte Anhängerin ihres Bruders. Sie erklärte, da der Herzog sein wiederholtes Versprechen, ihm eine gute Versorgung zu geben, so wenig erfüllt habe, so sei jeder Schritt entschuldigt, den der Bruder unternehmen wollte, um sich vor ferneren Mißhandlungen zu schützen.

Nummehr wurde mit Streicher und Kristosine überlegt, auf welche Weise man am besten die Vorbereitungen zur Flucht treffen könne. Dann setzte Schiller mit Anspannung aller seiner Kräfte sich an die Vollenbung des Fiesko, welchem kaum die Hälfte auf dem Papiere stand; denn der Fiesko sollte in Mannheim die Mittel zur Existenz verschaffen. Mit wunderbarer Energie drängte er jede finstre Sorge zurück, und mit der Arbeitslust kehrte auch seine frühere Heiterkeit wieder. Mitten in der trostlosen Gegenwart lebte er wie auf einer poetischen Geistesinsel. Mit freudiger Genugthuung las er dem treuen Streicher die Szenen vor, welche die Früchte seiner durchwachten Nächte waren, und wenn er dem Freunde in begeisterter Rede die Fäden seines Werkes weiterspann, dann strahlten seine durch die nächtlichen Arbeiten gerötheten Augen in neuem Glanz, und in froher Zuversicht äußerte er die Hoffnung, das Ganze bedeutend früher zu vollenden, als er anfangs irgend geglaubt. Wieviel Schiller damals an diese neue Schöpfung hielt, zeigen die Worte, welche er sprach: „Meine Räuber mögen untergehen — mein Fiesko soll bleiben!“

Während der Dichter nun, abgeschlossen von der Außenwelt, in der Stille seiner einsamen Zelle sein Drama schuf, traf man in Stuttgart, auf der Solitude und anderen Lustschlößern mit großer Geschäftigkeit Vorbereitungen für den Empfang des Großfürsten Paul von Rußland und seiner Gemahlin, welche eine Nichte des Herzogs war; sie sollten in der ersten Hälfte des September eintreffen. Viele benachbarte Fürsten und eine zahllose Menge Fremder eilten ihnen voran. Herzog Karl konnte hier einmal zeigen, was er an prächtigen Hoffesten zu leisten verstand. Das Großartigste von allem sollte eine Jagd werden, wie sie kaum je gesehen worden. Aus allen Revieren des Landes hatte man Hirsche, nicht weniger als sechstausend an der Zahl, in einem Walde nahe der Solitude zusammengetrieben. Bauern mußten Tag und Nacht die Forst

umzingelt halten, um das Durchbrechen der Thiere zu verhindern. Am Jagd-
tage sollte die riesige Schaar eine Anhöhe hinaufgejagt und gezwungen werden,
sich ein steiles Ufer hinab in einen See zu stürzen; ein Lusthaus war in demselben
gebaut, von wo aus man die edlen Thiere zusammenschießen wollte.

Der Ruf, der alle diese Lustbarkeiten schon im Voraus großartig anpries,
hatte auch den Reichsfreiherrn von Dalberg bewogen, nach Stuttgart zu kommen.
Schiller machte ihm seinen Besuch, aber von seinem Vorhaben sagte er ihm
kein Wort; er wollte seine Flucht ausführen und dann die Macht der Thatfachen
wirken lassen. Auf Dalberg's wiederholte Versicherungen, ihm aus allen Kräften
beizustehen, baute er mit Zuversicht, und hegte die unerschütterliche Hoffnung,
in Plaz als Theaterdichter in Mannheim könne ihm gar nicht entgehen.

Unter den angekommenen Fremden befand sich auch die Frau des Regis-
eurs Meyer vom Mannheimer Theater; sie war eine geborene Stuttgarterin
und hatte stets die herzlichste Theilnahme für den Dichter gezeigt. Sie war
eine offene und wahrheitsliebende Frau, und hätte jedenfalls dem Dichter vertraut,
wie wenig er auf Dalberg's höfliche Zusage bauen konnte, aber auch ihr gegen-
über verrieth Schiller sein Geheimniß nicht.

Mit der Mannheimer Freundin und seinem Streicher ging er den herrlichen
Berg zur Solitude; es war auf lange Zeit das letztemal, daß sein Fuß diesen
eimathlichen Boden betrat. Kristosine und die Mutter wußten, daß ihr
Friedrich kam, um Abschied zu nehmen. Die Frauen waren allein zu Haus.
So freundlich die Hausfrau — so erzählt Andreas Streicher — „auch die
Fremden empfing, so war es ihr doch nicht möglich sich so zu beweisern, daß
Streicher die Unruhe nicht aufgefallen wäre, mit der sie ihn anblickte und oft
zu reden versuchte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Glücklicherweise
trat bald der Vater Schiller's ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten,
welche auf der Solitude gehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit so ganz auf
sich zog, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen und seine
Verande der Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte. Die Ausdrucks-
weise des alten Schiller war klar, durchbringend und verständlich, man hörte ihn
gern, wenn man auch jeden Anflug des glühenden Schwunges bei ihm vermiste,
odurch der Sohn die Gespräche zu beleben und zu erheben wußte.

„Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber — ohne
eine Mutter. Wie hätte diese sich zeigen können! Konnte und durfte sie auch
den Schritt des Sohnes als eine Nothwehr ansehen, durch die er sein Dichter-
talent, sein zukünftiges Glück sichern und vielleicht einer unverschuldeten Ein-
schränkung vorbeugen wollte, so mußte es ihr doch das Herz zermalmen, ihren
geliebten Sohn auf immer verlieren zu müssen, und zwar aus Ursachen, die so
bedeutend waren, daß sie, nach den damaligen Ansichten, in jedem andern
Falle taat ohne besondere Folgen geblieben wären. Und dieser Sohn, in welchem
sie beinahe ihr ganzes Selbst erblickte, der schon an der mütterlichen Brust die
richtigste Gemüthsart, die milde Denkweise eingesogen zu haben schien — er hatte
von jeher nichts als Freude gewährt; sie sah ihn mit all den Eigenschaften
begabt, die sie so oft, so inbrünstig von der Gottheit für ihn ersleht hatte! Und
nun! — — Wie schmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgesprochen worden

sein mußte, er sah man an den Gesichtszügen des Sohnes, so wie an seinen feuchten gerötheten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Uebel zuzuschreiben und konnte erst auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerstreuten Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.“

Durch den Hauptmann Schiller hatte man erfahren, daß auf der Solitude die große Hirschjagd nebst Schauspiel und Feuerwerk am 17. September stattfinden sollte. Schiller und Streicher als sie zu Haus angelangt waren, trafen nun die letzten Vorbereitungen zur Flucht. Man erkundigte sich, an welchem Tage das Regiment Augé nicht den Wachdienst an den Thoren zu versehen habe, denn Schiller wollte die Ausgänge der Stadt lieber mit Soldaten besetzt sehen, denen er nicht so genau bekannt war, als seinen alten Grenadieren. Nachdem alles ernoen worden, wurde die Abreise auf den siebzehnten September Abends neun Uhr festgesetzt. Um diese Zeit hatte das Gablenz'sche Regiment die Posten inne; bei demselben stand Schiller's Freund Scharffenstein als Offizier, und der Dichter hielt es für gerathen, diesem das Geheimniß mitzutheilen. Er verlebte auch die letzte Nacht bei ihm auf der Wachtstube, und schüttete noch einmal sein ganzes Herz in die theilnehmende Seele seines Jugendgenossen aus; alles Glück und alles Leid der Studienjahre zog in diesen wehmüthig schönen Stunden noch einmal an ihren Augen vorüber. Schiller vermachte dem Freunde einen Theil seiner Bücher und gab ihm seinen Schalepspeare zur Aufbewahrung. Noch ein anderes Vermächtniß hinterließ er ihm: er empfahl ihm seinen Lempp, seinen Freund, den Scharffenstein noch nicht kannte, beide schlossen nachher die innigste Freundschaft, von welcher Scharffenstein sagt: sie habe ihre Zinsen getragen, ohne sie wäre er sehr arm geblieben.

Der Zivilanzug, den Schiller sich hatte machen lassen, seine Wäsche und einige Bücher waren nach und nach durch Streicher in dessen Wohnung gebracht worden. „Am letzten Vormittag sollte“ — so erzählt der treue Freund weiter — „nach der Abrede alles um 10 Uhr bereit sein, was von Schiller noch wegzubringen war, und Streicher fand sich mit der Minute ein. Allein er fand nicht das Mindeste hergerichtet; denn nachdem Schiller um acht Uhr in der Frühe von seinem Besuch in dem Lazareth nach Hause zurückgekehrt war, fielen ihm bei dem Zusammenräumen seiner Bücher die Oden von Klopstock in die Hände, unter denen eine ihn schon oft besonders angezogen und nun aufs neue so aufregte, daß er sogleich — jetzt in einem so entscheidenden Augenblicke — ein Gegenstück dichtete. Ungeachtet aller Drängens, alles Antreibens zur Eile mußte Streicher dennoch zuerst die Ode und dann das Gegenstück anhören, welchem letztern — gewiß weniger aus Verliebe für seinen begeistertsten Freund — der Schönheit der Sprache und der Bestimmtheit der Bilder wegen Streicher einen entschiedenen Vorzug gab. Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter, von seinem Gegenstande abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag, zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte. Ja es erforderte öfteres Fragen, ob nichts vergessen, sei, sowie mehrmaliges Erinnern, daß nichts zurückgelassen werde. Erst am Nachmittage aber konnte alles in Ordnung gebracht werden, und Abends neun Uhr kam Schiller in die Wohnung von Streicher mit einem Paar alter Pistolen unter seinem Kleide. Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn aber keinen Feuer-

stein hatte, wurde in den Koffer gelegt, die andere mit zerbrochenem Schloß in den Wagen gethan. Das aber beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst. Der Vorrath von Geld war bei den Reisenden nichts weniger als bedeutend; denn nach Anschaffung der nöthigen Kleidungsstücke und anderer Sachen, die für unentbehrlich gehalten wurden, blieben für Schiller noch dreiundzwanzig und für Streicher noch achtundzwanzig Gulden übrig, welche aber von der Hoffnung und dem jugendlichen Muthe auf das Zehnfache gesteigert wurden.

„Nachdem der Wagen mit zwei Koffern und einem kleinen Klavier besetzt war, kam der schwere Kampf, den Schiller vor einigen Tagen bestanden, nun auch an Streicher, — von seiner guten, frommen Mutter Abschied zu nehmen. Auch er war der einzige Sohn, und die mütterlichen Sorgen ließen sich nur dadurch beschwichtigen, daß Schiller nicht nur die unveränderlichste Treue gegen seinen Freund gelobte, sondern auch die zuverlässige Hoffnung aussprach, in vierzehn Tagen wieder zurück eintreffen und von der glücklich vollbrachten Reise Bericht geben zu wollen. Von Segenswünschen und Thränen begleitet, konnten die Freunde endlich um zehn Uhr Nachts in den Wagen steigen und abfahren.“

Das Eßlinger Thor war das dunkelste, und Scharffenstein hatte dort die Wache; man wählte diesen Weg, um im Nothfall der Vermittlung des wachhabenden Offiziers versichert zu sein. „So gefaßt die jungen Leute auch auf Alles waren und so wenig sie eigentlich zu fürchten hatten, so machte dennoch der Anruf der Schildwache: Halt, Werda! Unteroffizier heraus! einen unheimlichen Eindruck auf sie. Nach den Fragen: Wer sind die Herren? Wo wollen sie hin? wurde von Streicher des Dichters Name in Doktor Ritter und der seinige in Doktor Wolf verwandelt, beiden nach Eßlingen reisend angegeben und so aufgeschrieben. Das Thor wurde nun geöffnet, die Reisenden fuhren vorwärts, mit forschenden Micken in die Wachtstube des Offiziers, in der sie zwar kein Licht, aber beide Fenster weit geöffnet sahen. Als sie außer dem Thor waren, glaubten sie einer großen Gefahr entronnen zu sein, und gleichsam als ob diese wiederkehren könnte, wurden, so lange sie die Stadt umfahren mußten, um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, nur wenige Worte unter ihnen gewechselt. Wie aber einmal die erste Anhöhe hinter ihnen lag, kehrten Ruhe und Unbefangenheit zurück, das Gespräch wurde lebhafter und bezog sich nicht allein auf die jüngste Vergangenheit, sondern auch, auf die bevorstehenden Erlebnisse. Gegen Mitternacht sah man links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röthe am Himmel, und als der Wagen die Linie der Solitüde kam, zeigte das daselbst auf einer bedeutenden Anhöhe stehende Schloß mit allen seinen weitläufigen Nebengebäuden sich in einem Feueranzenge, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das Übersehendste ausnahm.“

Die Luft war rein und heiter, und der Lichtglanz so voll, daß Schiller in Gefährten die Wohnung seiner Eltern bezeichnen konnte. Doch plötzlich, in Schmerz übermannt, brach er in die Worte aus: „O meine Mutter!“

Gegen zwei Uhr Morgens erreichte man die Station Entzweihingen, wo rastet werden mußte. Während man auf den bestellten Kaffee wartete, zog Schiller ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor und las seinem

Gefährten einige daraus vor. Das merkwürdigste war die Fürstengruft; Schubart hatte dieses Gedicht in den ersten Monaten seiner Gefangenschaft mit einer Schnalle in die feuchte Wand seines Kerkers getrigelt.

Ungehindert erreichten die Reisenden um acht Uhr Morgens die kurpfälzische Grenze. Alles Leid schien nun verschwunden, alle Sorge machtlos geworden zu sein, Schiller's bisher düstere Stimmung wich nun einer ungefesselten Heiterkeit. „Mit der Freiheit,“ — so sagt Schiller's Schwägerin — „mit dem Gefühl, er könne nun sein Talent ohne äußere Beschränkung wirken lassen, glaubte er alles gewonnen zu haben; seine Zukunft bedachte er wenig.“ — Die heitere Stimmung wurde noch gehoben durch die angenehme Gegend und das muntere Wesen und Treiben der rüstigen Einwohner. Um 10 Uhr gelangte man nach Bretten; der Wagen wurde nach Stuttgart zurückgeschickt, und nachdem man zu Mittag gegessen, fuhr man mit der Post weiter. Da man die Stadt Mannheim, deren Thore mit Eintritt der Dunkelheit geschlossen wurden, vor Abend nicht mehr erreichen konnte, so übernachtete man in Schwetzingen.

In der Frühe des 19. Septembers suchten die Reisenden ihre besten Kleider hervor, um in Mannheim nicht allzu dürftig aufzutreten, und mit der frohen Hoffnung, daß der Fiesko seine finanzielle Lage bald ansehnlich verbessern werde, bestieg der Dichter in Begleitung seines Freundes zum letztenmal den Wagen. In zwei Stunden gelangte man ohne Aufenthalt nach Mannheim.

Der Regisseur Meyer, bei welchem man abstieg, war sehr überrascht, den Dichter der Räuber zu einer Zeit bei sich zu sehen, wo er denselben unter lauter Festeu und Zerstreungen glaubte. Seine Ueberraschung ging in sehr bedenkliche Verwunderung über, als er vernahm, daß Schiller auf der Flucht sei: er bekräftigte den jungen Mann in dem Vorsatze, an den Herzog zu schreiben, der Schiller denn auch an demselben Tage noch ausführte; er bat um Aufhebung des Verbotes, keine literarische Schriften herausgeben zu dürfen, um die Erlaubniß, sich zivil tragen und Reisen ins Ausland unternehmen zu dürfen, — Gelehrte kennen zu lernen; unter diesen Bedingungen wünschte er sehnlichst in sein Vaterland zurückzukehren. Am 24. September sandte Schiller diesen Brief als Einschluß an den Intendanten von Seeger ab und bat diesen, seinen Einfluß bei dem Herzog für ihn zu verwenden.

Am Abend des 20. Septembers langte Frau Meyer von Stuttgart wieder an; sie erzählte, Schiller's Verschwinden sei schon am 18. September allgemein bekannt geworden, man sei der Meinung, der Herzog werde seine Auslieferung verlangen. Schiller war freilich der festen Ueberzeugung, der Herzog werde ihn nicht verfolgen, aber es schien doch rathsam, sich nicht öffentlich zu zeigen. Die beiden Freunde hatten inzwischen eine Wohnung in der Nähe Meyer's bezogen, und auf diese und das Haus des gasstlichen Regisseurs waren sie nun beschränkt. Der letztere und seine vortreffliche Gattin bewiesen sich zu allen Zeiten als Schiller's aufrichtige und thätige Freunde.

Auf den Brief an den Intendanten von Seeger traf umgehend die Antwort ein, da Se. herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten sehr gnädig wären, so möge Schiller nur sogleich zurückkommen. Aber da dieses Schreiben gar nicht einmal etwas von dem erwähnte, warum der Dichter so

dringend gebeten hatte, so schrieb er zurück, daß er vorerst auf der bestimmten Erledigung seiner Wittschrift beharren müsse. Er that wohl daran, nicht auf die Einladung zur Rückkehr einzugehen, denn da sich das Gesuch an den Herzog im Nachlasse des Intendanten von Seeger vorgefunden hat, so wird, wenn es überhaupt dem Herzoge dargeboten wurde, dieser die Annahme verweigert haben.

Gleich nach seiner Ankunft in Mannheim sprach Schiller mit Meyer über sein neues Drama; der Regisseur machte den Vorschlag, er wolle die bedeutendsten Künstler der Mannheimer Bühne einladen, und Schiller möge ihnen sein Werk dann vorlesen. Streicher erzählt, daß ein Nachmittag zur Vorlesung bestimmt sei, „wozu sich gegen vier Uhr außer Iffland, Veil, Beck noch mehrere andere Schauspieler einfanden, die nicht genug Worte finden konnten, um ihre tiefe Verehrung gegen den Dichter, sowie die hohe Erwartung auszudrücken, die sie von dem neuesten Produkt eines so erhabenen Geistes hätten. Nachdem sich alle um einen großen runden Tisch gesetzt hatten, schickte der Verfasser erst eine kurze Erzählung der wirklichen Geschichte und eine Erklärung der vorkommenden Personen voraus, worauf er dann zu lesen anfing.

„Für Streicher war das Beisammensehen so berühmter Künstler, wie Iffland, Meyer, Veil, von denen das Gerücht Außerordentliches sagte, um so mehr neu und willkommen, als er noch nie mit einem Schauspieler einigen Umgang gehabt hatte. Im Stillen feierte er schon den Triumph, wie überrascht diese Leute, die den Dichter mit unverwandten Augen ansahen, über die vielen schönen Stellen sein würden, die schon in den ersten Szenen, sowie in den folgenden noch häufiger vorkommen. Aber der erste Akt wurde zwar bei größter Stille, jedoch ohne das geringste Zeichen des Beifalls abgelesen, und kaum war er zu Ende, als Herr Veil sich entfernte und die Uebrigen sich von der Geschichte Fiesko's oder Tagesneuigkeiten unterhielten. Der zweite Akt wurde von Schiller weiter gelesen, ebenso aufmerksam als der erste, aber ohne das geringste Zeichen von Lob oder Beifall angehört. Alles stand jetzt auf, weil Erfrischungen von Obst, Trauben u. dgl. herumgegeben wurden. Einer der Schauspieler schlug ein Bolzenschießen vor, zu dem man auch Anstalt zu machen schien. Allein nach einer Viertelstunde hatte sich alles verlaufen, und außer den zum Haus Gehörigen war nur Iffland geblieben, der sich erst um acht Uhr Nachts entfernte.“

Streicher war sehr aufgebracht und wußte nicht, was er zu solcher Geringschätzung sagen sollte; sein Erstaunen wurde aber noch größer, als Meyer ihn ins Nebenzimmer zog und ihn fragte, ob er ganz gewiß wisse, daß Schiller der Verfasser der Räuber sei? Als Streicher mit Nachdruck bejahte, erwiderte der Regisseur: „Wenn Schiller wirklich die Räuber, wie den Fiesko, geschrieben hat, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stücke erschöpft und kann nun nichts mehr als lauter erbärmliches, schwulstiges, unsinniges Zeug hervorbringen.“

Dieses Urtheil eines Mannes, der doch, wenn irgend jemand, ein Kenner sein mußte, war für Streicher so niederschmetternd, daß er keine Worte zur Erwiderung fand. Des Fiesko's wurde den ganzen Abend mit keiner Silbe mehr gedacht, Schiller war im höchsten Grade verstümmt. Als die Freunde sich frühzeitig empfahlen, hat Meyer sich das Manuskript aus, und Schiller ließ es ihm.

Niedergeschlagen kehrten beide in ihre Wohnung zurück; ein jeder vermied seine Befürchtungen laut werden zu lassen. Endlich machte Schiller seinem Herzen Luft; unwillig sprach er über den Meid und die Rabale, sowie über den Unverstand der Schauspieler, und fügte in ganzem Ernste hinzu, wenn er hier nicht als Schauspielerdichter ankommen könne, so wolle er selbst als Schauspieler auftreten, denn eigentlich könne doch niemand so deklamiren wie er. Der Freund suchte ihn durch die Hoffnungen, die sich an die Wiederkehr Dalberg's knüpfen ließen, zu beruhigen, und am andern Morgen ging er frühzeitig voll banger Erwartung zu Meyer, um dessen endgültiges Urtheil zu vernehmen. Sobald dieser ihn aber sah, rief er ihm entgegen: „Sie haben Recht! Sie haben Recht! Fiesko ist ein Meisterstück und weit besser gearbeitet als die Räuber. Aber wissen Sie auch, was Schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Nachwerk hielten? Schiller's schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles deklamirt. Er sagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Ton her, ob es heißt: Er macht die Thür zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen und alles in Bewegung setzen, um es bald auf das Theater zu bringen.“ Diese Worte waren eine goldene Botschaft für Streicher; er eilte sofort mit der frohen Nachricht zu Schiller, der eben in behaglicher Stimmung aufgestanden war, nun aber alle seine Lebensgeister unangeregt fühlte.

Die Stuttgarter Festlichkeiten hielten den Freiherrn von Dalberg indes immer noch von Mannheim fern, so daß Schiller hier vorläufig für seine Zwecke nichts weiter ausrichten konnte, und da Briefe seiner Freunde aus der Heimat ihm dringend riethen, sich auf einige Wochen von Mannheim zu entfernen, da von seiner Auslieferung ernstlich die Rede gewesen sei, so beschloßen die Freunde eine Fußwanderung nach Frankfurt am Main zu unternehmen. Dahin brachten Streicher seine Mutter ihm schleunigst dreißig Gulden zu schicken, da Schiller in Mannheim nichts bezogen habe und er den Freund in diesen Umständen unmöglich verlassen könne.

Mit dem Unentbehrlichsten in den Taschen gingen die Reisenden nach Tübingen von Mannheim ab und schlugen den Weg nach Sandhofen ein. Am andern Tage setzten sie auf der herrlichen Bergstraße ihren Weg nach Darmstadt fort, welches sie nach einem zwölfstündigen Marsche sehr ermüdet erreichten. Aus dem Schlafe, dessen sie so sehr bedurften, wurden sie mitten in der Nacht durch einen entsetzlichen Trommellärm gewedt; der Wirth nannte das auf ihre Frage am andern Morgen „Reveille“ und theilte ihnen mit, daß die Bewohner von Darmstadt jede Nacht um 12 Uhr durch diesen musikalischen Genuß erfreut würden. Am folgenden Morgen fühlte Schiller sich nicht ganz wohl, aber er bestand doch darauf, den sechs Stunden langen Weg nach Frankfurt zu unternehmen.

„Es war ein sehr schöner heiterer Morgen,“ — so erzählt des Dichters treuer Gefährte — „als die Reisenden ihre ermüdeten Füße wieder in Gang zu bringen versuchten und den Weg antraten. Langsam schritten sie vorwärts, rasteten aber schon nach einer Stunde, um sich in einem Dorfe mit etwas

Kirschengeist, in Wasser geschüttet, abzukühlen und zu erfrischen. Zu Mittag kehrten sie wieder ein, weniger wegen des Essens, als daß Schiller, der sehr müde war, sich etwas ausruhen könne. Allein es war in dem Wirthshause zu lärmend, die Leute zu roh, als daß es über eine halbe Stunde auszuhalten gewesen wäre. Man machte sich also noch einmal auf, um Frankfurt in einigen Stunden zu erreichen, welches aber die Mattigkeit Schiller's kaum zuzulassen schien, denn er ging immer langsamer, mit jeder Minute vermehrte sich seine Blässe, und als man in ein Wäldchen gelangte, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, außer Stande zu sein, noch weiter zu gehen, sondern versuchen zu wollen, ob er sich nach einigen Stunden Ruhe wenigstens so weit erhole, um heute noch die Stadt erreichen zu können. Er legte sich unter ein schattiges Gebüsch ins Gras nieder, um zu schlafen, und Streicher setzte sich auf den abgehauenen Stamm eines Baumes, ängstlich und hange nach dem armen Freund hinschauend, der nun doppelt unglücklich war.

„In welcher Sorge und Unruhe der Wachende die Zeit zugebracht, während der Kranke schlief, kann nur derjenige allein fühlen, der die Freundschaft nicht bloß durch den Austausch gegenseitiger Gefälligkeiten, sondern auch durch das wirkliche Mitleiden und Mittragen aller Widerwärtigkeiten kennt. Und hier mußte die innigste Theilnahme um so größer sein, da sie einem Jüngling galt, der in allem das reinste Gemüth, den höchsten Adel der Seele kundgab und all das Erhabene und Schöne schon im Voraus ahnen ließ, das er später so groß und herrlich entfaltete. Auch in seinen gehärmten düstern Zügen ließ sich noch der stolze Muth wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes, unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verrieth, was ihn auch seiner unbewußt beschäftigte.“

Nach zwei Stunden weckte die Stimme eines Vorübergehenden den Dichter aus dem Schlafe; langsam ging man weiter und erreichte, als die Dämmerung eintrat, die Vorstadt Sachsenhausen; bei einem Wirth, der Rainbrücke gegenüber wurde die Wohnung gewählt und sogleich der Betrag für Zimmer und Kost auf den Tag bedungen, damit man genau wisse, wie lange der geringe Geldvorrath noch ausreichen würde.

Mit gepreßtem Gemüth und nicht mit trockenen Augen, wie Streicher bezeugt, schrieb Schiller am nächsten Tage folgenden Brief an den Freiherrn von Dalberg:

„Euere Excellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald hab' ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber nun kommt das Schlimmste dazu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand setzen, meinem Mißgeschick Trost zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart meiner Sicherheit wegen schnell und zur Zeit des Großfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plötzlich durchrisßen und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesetzt; dort hoffte ich, von E. E. unterstützt, durch mein Schauspiel mich nicht nur schuldenfrei, sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dies

ward durch meinen nothwendigen Ausbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Bärse und Hoffnung. Es könnte mich schamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspriht.

„Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliche einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimüthig um eine Unterstützung zu bitten. Es höchst nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesko erwartete, so wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern auch würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth, E. E. um gütigen Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben dessen benöthigt bin. Ich hätte ungefähr noch 200 Gulden nach Stuttgart zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe!

„Dann wird mein Reisemagazin in acht Tagen erschöpft sein. Noch ist es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopfe keine Resourcen. Wenn E. E. (da ich doch einmal alles gesagt habe) mir auch hierzu 100 Fl. vorstrecken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnst der ersten Vorstellung meines Fiesko mit aufgehobenem Abonnement zu versprechen oder mit mir über einen Preis übereinkommen, den der Werth meines Schachspiels bestimmen würde. In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes sein (wenn meine jetzige Bitte die alsdann erwachsende Summe überstiege), beim nächsten Stück, das ich schreibe, die ganze Rechnung zu aplaniren. Ich lege die Meinung, die nichts als inständige Bitte sein darf, dem Gutbefinden E. E. ob, vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, sie zu erfüllen.

„Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem Bisherigen hell genug wird, so finde ich es überflüssig, E. E. mit einer drängenden Vormalung meiner Noth zu quälen. Schnelle Hilfe ist alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann. Herr Meyer ist von mir gebeten, mir den Entschluß E. E. unter allen Umständen mitzutheilen und Sie selbst des Geschäftes mir zu schreiben zu überheben.

„Mit entschiedener Achtung nenne ich mich u. s. w.“

Was die Schulden in Stuttgart anbetrifft, so waren dieselben meist durch Schiller's Selbstverlag veranlaßt worden. Ein Freund hatte für die Summe Bürgschaft geleistet, nach der Abreise Schiller's von Stuttgart konnte der Darleiher sich nur an den Bürger halten, und da dieser unermügend war, so schwebte er in beständiger Gefahr, auf Antrag des Gläubigers verhaftet zu werden. Es läßt sich denken, daß Schiller durch diese Lage der Sache schwer gedrückt wurde, und eine schwere Last war von seinem Herzen gewälzt, als der

obige Brief, von dem er mit Bestimmtheit Hülfe hoffte, fertig vor ihm lag. Wir lassen Streicher weiter erzählen.

„Schiller gewann nun zum Theil auch seine frühere Heiterkeit wieder. Sein Auge wurde feurriger, seine Gespräche belebter; seine Gedanken, bisher immer mit seinem Zustande beschäftigt, wendeten sich jetzt auch auf andere Gegenstände. Ein Spaziergang, der des Nachmittags über die Mainbrücke durch Frankfurt nach der Post gemacht wurde, um die Briefe nach Mannheim abzugeben, zerstreute ihn, da er das kaufmännische Gewühl, die in einander greifende Thätigkeit so vieler hier zum erstenmal sah. Auf dem Heimwege überfah man von der Mainbrücke das thätige Treiben der abgehenden und ankommenden, der ein- und auszuladenden Schiffe, nebst einem Theil von Frankfurt, Sachsenhausen, sowie den gelblichen Mainstrom, in dessen Oberfläche sich der heiterste Abendhimmel spiegelte. Lauter Gegenstände, die das Gemüth wieder hoben und Bemerkungen hervorriefen, die um so anziehender waren, als seine überströmende Einbildungskraft dem geringsten Gegenstand Bedeutung gab und die kleinste Nähe an die weiteste Entfernung zu knüpfen wußte. Diese Zerstreuung hatte auf die Gesundheit Schiller's so wohlthätig eingewirkt, daß er wieder einige Schlaf bekam, die ihm seit zwei Tagen gänzlich fehlte, und sich mit Lebhaftigkeit über dichterische Pläne unterhalten konnte. Sein ganzes Wesen war so angelegt, sein Körperliches dem Geistigen so untergeordnet, daß ihn solche Gedanken nie verließen und er ohne Unterlaß von allen Müssen umschwebt schien. Auch hatte er kaum das leichte Nachteffen geendet, als sich aus seinem Schweigen, aus seinen aufwärts gerichteten Blicken wahrnehmen ließ, daß er über etwas Ungewöhnlichem brüte. Schon auf dem Wege von Mannheim nach Darmstadt ließ sich bemerken, daß sein Inneres weniger mit seiner gegenwärtigen Lage als mit einem neuen Entwurf beschäftigt sei, denn er war so sehr in sich verloren, daß ihn selbst in der mit Recht so berühmten Bergstraße sein Reisegefährte auf jede reizende Aussicht aufmerksam machen mußte. Nun, zwischen vier Wänden, überließ er sich um so behaglicher seiner Einbildungskraft, als diese jetzt durch nichts abgelenkt wurde und er ungestört sich bewegen oder ruhen konnte. In solchen Stunden war er wie durch einen Krampf ganz in sich zurückgezogen und für die Außenwelt gar nicht vorhanden, daher auch sein Freund ihn durch nichts beunruhigte, sondern mit einer Art heiliger Scheu sich so still als möglich verhielt.

„Der nächste Vormittag wurde dazu verwendet, um die in der Geschichte Deutschlands so merkwürdige Stadt etwas sorgfältiger, als gestern gesehen konnte, zu besuchen, und auch einige Buchläden zu besuchen. In dem ersten derselben erkundigte sich Schiller, ob das berühmte Schauspiel, die Räuber, guten Absatz finde, und was das Publikum darüber urtheile? Die Nachricht über das erste fiel so günstig aus, und die Meinung der großen Welt wurde so außerordentlich schmeichelhaft geschildert, daß der Autor sich überraschen ließ, und ungeachtet er als Doktor Ritter vorgestellt worden, dem Buchhändler nicht verbergen konnte, daß er, der gegenwärtig das Vergnügen habe mit ihm zu sprechen, der Verfasser sei. Aus den erstaunten, den Dichter messenden Blicken des Mannes ließ sich leicht abnehmen, wie unglaublich es ihm vorkommen müsse,

daß der so sanft und freundlich aussehende Jüngling so etwas geschrieben haben könne? Indes verbarg er seine Zweifel, indem er durch mancherlei Wendungen das vorhin ausgesprochene Urtheil, welches man so ziemlich als das allgemeine annehmen konnte, wiederholte. Für Schiller war jedoch dieser Auftritt sehr erheitend, denn in einem solchen Zustande, wie er damals war, konnte auf sein bestimmteres Gemüth nichts so angenehmen Eindruck machen, als die Anerkennung seines Talentes und die Gewißheit der Wirkung, von der alle seine Leser ergriffen waren. Zu Hause angelangt, überließ sich Schiller aufs neue seinen dichterischen Eingebungen, und brachte den Nachmittag und Abend im Auf- und Niedergehen oder im Schreiben einiger Zeilen hin. Zum Sprechen gelangte er erst nach dem Abendessen, wo er dann auch seinem Gefährten erklärte, was für eine Arbeit ihn jetzt beschäftigte.“

Es war Kabale und Liebe, oder, wie dieses Stück ursprünglich heißen sollte, Luise Millerin, was des Dichters Geist in Anspruch nahm. Der erste Gedanke dazu war ihm, wie wir nach dem Zeugnisse der Frau von Wolzogen mittheilten, während der Haft in Stuttgart gekommen; jetzt standen die Hauptmomente des Planes hell und bestimmt vor seinem Geiste. In den nächsten vierzehn Tagen waren schon viele Auftritte niedergeschrieben.

Die Antwort von Dalberg verzögerte sich indes. Streicher sah hierin ein gutes Zeichen; er meinte, die Geldsumme zu senden erfordere mehr Umstände als ein einfacher Brief, und der junge Tonkünstler war seiner Sache so gewiß, daß er mit Schiller verabredete, dieser solle ihm seine Sachen von Mannheim nachschicken, und dann wolle er gleich von Frankfurt aus seine Reise nach Hamburg fortsetzen.

Am vierten Tage nach Absendung des Briefes, als die Freunde auf der Post nachfragten, erhielten sie, was sie wünschten. „Sie eilten so schnell als möglich nach Hause, und waren kaum an der Thür ihrer Wohnung, als Schiller schon das „An Dr. Ritter“ überschriebene Paket erbrochen hatte. Er fand mehrere Briefe von seinen Freunden in Stuttgart, die sehr vieles über das außerordentliche Aufsehen meldeten, das sein Verschwinden veranlaßt habe, ihm die größte Vorsicht wegen seines Aufenthaltes anriethen, aber doch nicht das Mindeste aussprachen, woraus sich auf feindselige Absichten des Herzogs hätte schließen lassen. Alle diese Briefe wurden gemeinschaftlich gelesen, weil ihr Inhalt beide betraf und allerdings geeignet war, sie einzuschüchtern. Allein da sie in Sachsenhausen geborgen waren, so beruhigten sie sich um so leichter, da sie in dem Schreiben des Herrn Meyer der angenehmsten Nachricht entgegensehen. Schiller las dieses für sich allein — und blickte dann gedankenvoll durch das Fenster, welches die Aussicht auf die Mainbrücke hatte. Er sprach lange kein Wort, und es ließ sich nur aus seinen verdüsterten Augen, aus der veränderten Gesichtsfarbe schließen, das Herr Meyer nichts Erfreuliches gemeldet habe. Nur nach und nach kam es zur Sprache, daß Baron Dalberg keinen Vorschuß leistete, weil Fiesko in dieser Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei, daß die Umrbeitung erst geschehen sein müsse, bevor er sich weiter erklären könne.“

Nicht die geringste Klage ließ Schiller auf diese niederschmetternde Nachricht hören, kein heftiges Wort kam über seine Lippen. Er schwieg. Die eine Gabe

wenigstens hat die Natur dem redlich Strebenden unveräußerlich verliehen: das Bewußtsein des eigenen Werthes und die unerschütterliche Zuversicht, daß der edle Same köstliche Früchte zeitigen muß. Je mehr der Genius verkannt und gedrückt wird, desto höher hebt ihn dieses Bewußtsein empor. Die bitterste Qual für Schiller war aber in diesem Augenblicke der Gedanke, daß er gezwungen war, mit demselben Manne, dessen Gefühl selbst die Vorstellung der äußersten Noth nicht erweichen konnte, weiter zu verhandeln, denn Dalberg hatte ja das Drama nicht gänzlich abgewiesen; für die Umarbeitung konnte ja doch möglicherweise das Honorar gezahlt werden; und woher war sonst noch Hilfe zu hoffen?

Unter solchen Umständen beschloß Schiller in die Gegend von Mannheim zu gehen und dort, wo er billiger leben konnte, die Umarbeitung vorzunehmen. Auch dachte er daran, daß im letzten Nothfalle ihm dort Meyer's und Schwan's Hilfe zur Hand sei. Man würde sogleich von Frankfurt aufgebrochen sein, wenn nicht die Baarschaft bis zu weniger kleinen Münze zusammengeschnitten gewesen wäre. In dieser Noth entschloß Schiller sich, ein ziemlich langes Gedicht, „Teufel Amor“ betitelt, zu verkaufen. Er bot es einem Buchhändler für fünf und zwanzig Gulden an; als dieser ihm aber nur achtzehn Gulden geben wollte, nahm Schiller sein Gedicht, empört über solche Knickerei, wieder mit. Endlich kamen die dreißig Gulden an, Streicher's Reisegeld nach Hamburg, die Hoffnung seiner Zukunft, und ohne Bestimmen erklärte der treue Freund dem Dichter, daß er seinen Plan für jetzt aufgeben und seinen Gefährten nach seinem neuen Aufenthaltsorte begleiten werde. Nun schrieb Schiller noch an demselben Abend an Meyer, daß er den nächsten Vormittag nach Mainz abgehen, und den Tag danach in Worms eintreffen werde; dort erwarte er auf der Post Nachricht, wohin er sich zu begeben habe, um ihn zu sprechen und den Ort zu bestimmen, wo er sein Trauerspiel in Ruhe umarbeiten könne.

Der nächste Morgen sah die Freunde wieder unterwegs. In Frankfurt bestiegen sie das Markttschiff, welches sie noch früh genug nach Mainz brachte, um die Stadt und den Dom besichtigen zu können. Den folgenden Tag verließen sie Mainz sehr früh. In der schönsten Morgenbeleuchtung bewunderten sie den herrlichen Anblick des Zusammenströmens der blauen Rheinfluth und der gelblichen Gewässer des Mains. Abends wollten sie in Worms sein, aber als ungetübten Fußgängern wurde die Anstrengung ihnen sehr beschwerlich, denn der Marsch dauerte neun Stunden. „Als noch am Vormittag Nierenstein erreicht wurde, konnten beide der Versuchung nicht widerstehen, sich an dem in der Gegend wachsenden Wein, den sie nur aus den Lobeserhebungen der Dichter kannten zu stärken, welches besonders Schiller, der von Mainz bis hierher nur wenige Worte gesprochen, sehr zu bedürfen schien. Sie traten in das zunächst am Rhein gelegene Wirthshaus und erhielten dort durch Bitten und Vorstellungen ein Viertelmaaß von dem besten ältesten Wein, der sich im Keller befand und der mit einem kleinen Thaler bezahlt werden mußte. Als Nichtkenner edler Weine schien es ihnen, daß bei diesem Getränk, wie bei vielen berühmten Gegenständen, der Ruf größer sei, als die Sache verdiene. Aber als sie ins Freie gelangten, als die Füße sich

leichter hoben, der Sinn munterer wurde, die Zukunft ihre düstere Hölle etwas lüftete und man ihr mit mehr Muth als bisher entgegen zu treten wagte, glaubten sie einen wahren Herzenströster in ihm entdeckt zu haben und ließen dem edlen Weine volle Gerechtigkeit angedeihen. Dieser angenehme Zustand erstreckte sich aber kaum über drei Stunden; denn so fest auch der Wille war, so sehr auch die Nothwendigkeit zur Eile antrieb, so konnte Schiller doch das anstrengende Gehen kaum bis in die Mitte des Nachmittags aushalten, was aber vorzüglich daher kommen mochte, weil er immer in Gedanken verloren war und nichts so sehr ermüdet, als tiefes Nachsinnen, wenn der Körper in Bewegung ist. Man entschloß sich daher, eine Station weit zu fahren, wodurch es allein möglich war, daß Worms um neun Uhr Nachts erreicht wurde.“

Meyer's Brief war da; das Gasthaus zum Viehhof in Oggersheim bei Mannheim wurde als Ort der Zusammenkunft bezeichnet. Beruhigt setzten die Freunde am nächsten Morgen ihren Weg fort und trafen zur rechten Zeit in Oggersheim mit Meyer und dessen Frau nebst zwei Verehrern des Dichters zusammen. Meyer wußte Dalberg's Abweisung in gelindem Lichte darzustellen, er versicherte, das Stück würde jedenfalls angenommen werden, nur müsse es in passender Weise verkürzt und der letzte Akt beendet werden. Als Schiller nach einem Orte fragte, wo er ungestört die Umarbeitung vornehmen könnte, wurde gerade das Gasthaus, in welchem sie sich aufhielten, aus vielen Gründen dazu bestimmt. Die Mannheimer Freunde versprachen die Koffer und das Klavier herüber zu schicken, und kehrten dann zurück. Als die beiden Gefährten Abends Ruhe suchten, fanden sie auf ihrem Zimmer nur Ein Bett, in welches sie sich brüderlich theilten. Da Stuttgarter Briefe immer noch von Gefahr sprachen, so führte Schiller nicht mehr den Namen Dr. Ritter, sondern verwardelte sich in einen Dr. Schmidt.

Noch denselben Abend setzte Schiller sich nieder, um an den neuen bürgerlichen Trauerspiele zu schreiben, welches ihn weit mehr fesselte, als der Fiesko. Die Charaktere des neuen Stücks suchte er den Mannheimer Schauspielern anzupassen. Die Musik seines Freundes war für ihn ein belebender Genuß. Streicher erzählt: „Schon in Stuttgart ließ sich wahrnehmen, daß Schiller durch Anhören trauriger oder lebhafter Musik außer sich selbst versetzt wurde, und daß es nichts weniger als viele Kunst erforderte, durch passendes Spiel auf dem Klavier alle Affekte in ihm aufzureizen. Nun mit einer Arbeit beschäftigt, welche das Gefühl auf die schmerzhafteste Art erschütterte, konnte ihm nichts erwünschter sein, als in seiner Wohnung das Mittel zu besitzen, das seine Begeisterung unterhalten oder das Zustromen von Gedanken erleichtern könne. Er machte daher meistens schon bei dem Mittagstische mit der bescheidensten Zutraulichkeit die Frage an Streicher: Werden Sie nicht heute Abend wieder Klavier spielen? — Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde sein Wunsch erfüllt, während er im Zimmer, das oft bloß durch das Mondlicht erleuchtet war, mehrere Stunden auf- und abging, und nicht selten in unvernehmliche, begeisterte Laute ausbrach.“

Wochen vergingen, ehe der Dichter sein bürgerliches Trauerspiel so weit bewältigt hatte, daß er nun Muße fand, an den Fiesko zu denken, dessen Schluß sich trotz aller Kombinationen nicht an das Stück fügen wollte. Ueberdies

waren die trüben und feuchten Oktobertage, der Aufenthalt in dem elenden Zimmer des Gasthofes, das laute Zanken des Wirthes mit Frau und Tochter nicht eben erheitern, und wenn die Freunde einen Spaziergang machten, so ließ die kahle, flache, sandige Gegend, in welcher Pappelalleen die einzige Unterbrechung bildeten, die schönen Berge der schwäbischen Heimath schmerzlich vermiffen. Der Verkehr mit den Mannheim'schen Freunden, von denen Meyer und Schwan den Dichter stets sehr herzlich empfingen, wurde dadurch sehr erschwert, daß die Stadt für Schiller nur in der Dämmerung zu betreten war und weil die Thore früh geschlossen wurden, war nach jedem Besuche ein Nachtaufenthalt in Mannheim nicht zu umgehen.

Eine originelle Persönlichkeit lernte Schiller in Oggersheim kennen. Der einzige Kaufmann des Ortes war Herr Derain, der sich aber weit mehr mit Politik und Literatur als mit dem Vertrieb seiner Waaren beschäftigte. Da er ein lediger Mann war und ein kleines Vermögen besaß, so war ihm nichts lieber, als wenn seine Ladenthür so wenig als möglich klingelte. Sein Gemüth war durchaus edel, und in seinem Umgange zeigte der wackre Mann die liebenswürdigste Bescheidenheit. Die Frau Wirthin zum Viehhof, lehrte öfter bei dem Herrn Derain ein um ihm ihr häusliches Leid zu klagen oder sich zu ihrem Trost ein unterhaltendes Buch zu holen. Als Schiller nun seinen Fiesko unternahm, beachtete er die nunmehr überflüssig gewordenen Szenen gar nicht mehr und warf die Blätter, auf denen sie geschrieben waren, fort. Die Frau Wirthin aber sammelte dieselben sorgfältig und brachte sie zu ihrem Vertrauten, dem Herrn Derain. Diesem schien die Sprache der Blätter so neu und ungewöhnlich, daß er dieselben seinem Verwandten, dem Kaufmann Stein in Mannheim, vorlegte, der von seiner Tochter, die in allen neueren Werken der Dichtkunst völlig heimisch war, ein Gutachten verlangte.

Stein's Tochter war aber auch sehr hübsch, und Streicher verkehrte in einem Hause. Mit schmeichelnder Bitte legte das reizende Mädchen dem jungen Musiker die geheimnißvollen Blätter seines Reisegefährten vor, und was der wackre Streicher jedem Manne auf das standhafteste verläugnet hätte, das wußte der schöne Mund und die freundlichen Augen ihm zu entlocken. Auch Herr Derain wurde Mitwiffer des Geheimnisses, und mit dringendem Eifer bat er um die Erlaubniß, die Bekanntschaft des noch so jungen und doch schon so berühmten jungen Mannes machen zu dürfen. Sein Wunsch wurde erfüllt, und die Freunde trachten bei dem gastfreien Manne manchen trüben Novemberabend in angenehmer Unterhaltung zu.

Die Vollendung des Fiesko verzögerte sich bis in die ersten Tage des November. Um diese Zeit aber wurde das fertige Drama an Meyer abgegeben. Die inhaltschwere Entscheidung, und diesmal die endgültige, stand nun wiederum bevor. So schwer die Lage auch waren, Schiller war doch standhaft genug, wie ein Mann zu tragen; und vollends den Seinigen daheim auf der Solitude suchte er nur durch ein einziges banges Wort das Herz schwer zu machen, dazu war seine Liebe zu ihnen viel zu groß. Am 6. November schrieb er an Ariston, alle Besorgnisse der Eltern um sein Schicksal erklärte er für unbegründet, und die Trennung von Vaterland und Familie, sagt er, könne nicht so

schmerzhaft sein, da er selbst sie ja zu seinem eigenen Besten herbeigeführt habe. „Losgeriffen aus Euren Armen“ — so lauten seine Worte — „weiß ich keine bessere, keine sichere Niederlage meines theuersten Schazes, als Gott. Von seinen Händen will ich euch wiederempfangen. Das sei die letzte Thräne, die hier fällt.“ Nun spricht er von seinen Aussichten. In Mannheim werde er nicht bleiben, erklärt er, eine tiefere Bekanntschaft mit seinen Mannheimer Freunden habe ihn für ihre Unterstützung zu stolz gemacht. Als zukünftigen Aufenthaltsort nennt er Berlin, sogar Petersburg; auch der Medizin wolle er nicht ganz entsagen, in einem halben Jahre hoffe er seinen Doktor zu machen; seine Arbeiten würden ihm gut bezahlt, er habe bis jetzt noch nichts von dem entbehren müssen, was er in Stuttgart gewohnt gewesen sei. — Auch in Briefen an seine Freunde in Stuttgart sprach er, von sich mit derselben Zuversicht während in Wirklichkeit seine Lage ihn oft der Verzweiflung nahe brachte.

Eine Woche war vergangen, Dalberg ließ nichts von sich hören, er hatz sich überhaupt in der ganzen Zeit um Schiller's Schicksal nicht im geringsten bekümmert. Der Dichter entschloß sich, an ihn zu schreiben; wenn noch keine Entscheidung über die Theaterfähigkeit des Fiesko gegeben werden könne, so bat er sich vorläufig nur das Urtheil des Dramaturgisten aus.

Mit diesem Briefe, der das Datum des 16. Novembers trug, begab: Streicher und Schiller sich am Abend nach Mannheim. Als sie bei Meyer eintraten, fanden sie diesen und seine Gattin in höchster Bestürzung. Man jagte ihnen, soeben sei ein württembergischer Offizier dagewesen, der sich sehr angelegentlich nach Schiller erkundigt habe. Meyer war der festen Meinung, dieser Offizier sei den Dichter zu verhaften beauftragt, und hatte ihm erklärt, er kenne den jetzigen Aufenthaltsort des Flüchtlings durchaus nicht. In diesem Augenblicke hörte man die Klingel der Haushär, die Freunde wurden rasch in ein Cabinet hineingedrängt. Ein Bekannter des Hauses kam und erzählte aufgeregt, der Offizier habe seine Nachforschungen in einem Kaffeehause fortgesetzt. Andere die neu hinzukamen, bestätigten diese Nachrichten, und die Bestürzung der Theilhaftigen wuchs mit jeder Minute. Was sollte geschehen? Für Schiller war es eben so gefährlich nach Oggersheim hinaus zu gehen als in der Stadt zu bleiben, und wenn Schiller in Meyer's Wohnung ergriffen wurde, so zog auch dieser sich viele Unannehmlichkeiten zu.

Eine Dame brachte in dieser peinlichen Lage Rettung. Madame Curion hatte Aufsicht und Vollmacht über das Palais des Prinzen von Baden, in dessen Mauern der Arm der Polizei machtlos war. Sie erbot sich, die Freunde in dem Palais zu verstecken, so lange Gefahr vorhanden sei. Dieses mit der amüthigsten Gefälligkeit gemachte Anerbieten wurde mit lebhafter Erkenntlichkeit angenommen, und die Verfolgten sogleich zu ihrer Freistatt geleitet.

Das elende Zimmer des Viehhofes hatte der Dichter nun plötzlich mit dem prachtvollen Gemach eines Fürsten vertauscht. An den Wänden hingen die schönsten Kupferstiche; eine Reihe von Schlachtstücken aus dem Leben des makedonischen Alexanders fesselte die Jünglinge bis tief in die Nacht. Am nächsten Morgen wagte Streicher sich zu Meyer und erhielt von diesem die gewisse Nachricht, daß der württembergische Offizier nicht mit dem Mannheimer Gouvernement ver-

lehrt habe und schon Abends zuvor wieder abgereist sei. Später erfuhr man, daß der gefürchtete Offizier ein Bekannter Schiller's gewesen sei, der den Dichter gern gesprochen hätte. Man hatte nun mit dem besten Erfolg verhindert, daß die beiden Freunde sich umarmten.

Streicher führte den Dichter zu Meyer zurück, wo man die unsichere und gefährliche Lage Schiller's umständlich besprach; allen schien es geboten, daß der Verfolgte Mannheim sofort verlasse. Frau von Wolzogen in Stuttgart hatte dem Dichter auf alle Fälle einen Zufluchtsort auf ihrem Familiengute Bauerbach versprochen. An sie schrieb Schiller jetzt und bat, dieses Versprechen jetzt in Kraft treten zu lassen. In einem Briefe vom 19. November bat er auch seine Mutter und Aristofine, so wie Frau von Wolzogen und Frau Vischer um eine Zusammenkunft in Bretten; in seiner Armuth versprach er, einen Karolin Reisegeld beisteuern zu wollen. Doch erfolgte diese Zusammenkunft nicht.

Um diese Zeit mußte Schiller sich von seinem treuen Streicher trennen; alle Mittel waren aufgezehrt, der junge Musikus mußte nach Mannheim ziehen, um dort seinen Unterhalt zu suchen. Schiller blieb nun allein in Oggersheim zurück. Seine Uhr hatte er bereits verkauft, und die letzten vierzehn Tage hatte er auf Borg gelebt.

„Gegen Ende Novembers“ — so berichtet Streicher, „erfolgte endlich die Entscheidung des Baron Dalberg über Fiesko, welche ganz kurz besagte: daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen, oder etwas dafür vergütigt werden könne. So zerschmetternd für Schiller ein Ausspruch sein mußte, der die Hoffnung: das quälende, seine schönsten Augenblicke verpestende Gespenst einer kaum des Namens werthen Schuld von sich zu entfernen, auf lange Zeit zerriß — so sehr er es auch bereute, daß er sich durch täuschende Versprechungen, durch schmeichelnde, leere, glatte, hohle Worte hatte aufreizen lassen, von Stuttgart zu entfliehen — so ungewöhnlich es ihm scheinen mochte, daß man ihn zur Umarbeitung seines Stücks verleitet, die ihn nahe an zwei Monate Zeit gefostet, all sein Geld aufgezehrt und ihn noch in neue Schulden versetzte, ohne ihn auf eine entsprechende Art zu entschädigen oder auch nur anzugeben, worin denn die Unbrauchbarkeit dieses Trauerspiels bestehe — so sehr dieses alles sein großmüthiges Herz zernagte, so war er deunoch viel zu stolz, als daß er sein Gefühl für eine solche Behandlung hätte errathen lassen. Er begnügte sich gegen Herrn Meyer, der ihm diese abweisende Entscheidung einhändigen mußte, zu äußern: er habe es sehr zu bedauern, daß er nicht schon von Frankfurt aus nach Sachsen gereist sei.“ —

Wenn man in Erwägung zieht, daß Dalberg als feingebildeter Mann und als Kenner der vaterländischen Literatur unfehlbar einen ganz bestimmten Begriff von der großen Bedeutsamkeit Schiller's, von seinen ganz außerordentlichen Anlagen, von seinem begeisterten Streben haben mußte, so gibt es kaum Worte, die schwer genug wären, um die empörende Art und Weise zu bezeichnen, mit welcher der vielvermögende Mann den unglücklichen Dichter, der auf ihn sein ganzes volles Vertrauen gesetzt, von sich stieß. Welche Gründe konnten es sein, die einen Dalberg zu einem Verfahren trieben, das eine ewige Brandmarke für

ihn sein wird? Sollte es wirklich die Ueberzeugung gewesen sein, Fiesko sei ein unbrauchbares Stück? Zu einem so schiefen Urtheil war Dalberg ein viel zu feiner Kenner, und später hat er ja selbst um den Fiesko, den Jffland schon damals, im November 1782 in einem noch jetzt vorhandenen Gutachten gebührend anerkannte, und in eben demselben Gutachten sagte Jffland ausbrüchlich, daß so viel Genie und Fleiß, in Erwägung der traurigen Lage des Verfassers, eine Unterstützung verdiene. Aber auch diesen Antrag wies Dalberg von sich, obwohl er über die Theaterkasse ganz selbständig verfügen konnte, und in diesem Falle durch den Vorschlag des Schauspielereauschusses ganz gesichert und gedeckt war. Und von allem abgesehen, war Dalberg ein reicher Mann, der aus seinem Privatvermögen Tausende hätte verschenken können. Auch Schiller hat später von ihm sehr ansehnliche Geldgeschenke erhalten. Den Fiesko gänzlich abzulehnen dazu bestimmte den Freiherrn also keineswegs Knauzerei, zu welcher er überhaupt nicht hinneigte, sondern die Gründe seines auffallenden Benehmens liegen tiefer. Schon Hoffmeister hat das Richtige getroffen, wenn er (I, 177, erste Auflage) sagt: „Dalberg glaubte seiner Stellung gemäß nicht das geringste für Schiller thun zu dürfen, so lange dem Dichter eine Verfolgung von Seiten des Herzogs bevorstand. Dadurch hätte er sich ja dessen Mißfallen, und vielleicht die Ungnade seines Kurfürsten zugezogen. So lange dieser einzige Makel an Schiller haftete, half es ihm nichts, ein noch so herrlicher Mensch zu sein, und seine besten Schauspiele taugten nicht für das Mannheimer Theater.“ Dalberg fürchtete also für seine eigene Stellung und für seine eigene Person; da er aber schon einmal freundlich mit dem Dichter verkehrt hatte, und da er den Dr. als Beschützer der Wissenschaften nicht gern einbüßen wollte, so wies er den Dichter nicht mit offenen und ehrlichen Worten von sich, sondern er hielt ihn durch vieldeutige Versprechungen hin, und stieß den Dichter dadurch noch tiefer ins Elend. Diese Handlungsweise wälzte auf den Freiherrn aber eine noch größere Schuld, als wenn irgend ein pekuniärer Grund ihn bestimmt hätte. Dalberg kannte die geistige Begabung Schiller's, und wenn er ihn wissend und absichtlich zurückstieß und ihm jede Unterstützung, die ihm so leicht gewesen wäre, versagte, so verging er sich durch dieses Verfahren gegen die ganze Menschheit, denn der Dichter, der wahre große Dichter gehört nicht einer kurzen Reihe von Jahren und nicht einem einzigen Volke, sondern er gehört der ganzen Menschheit an, für die er arbeitet, und für die seine Arbeit Früchte trägt. Dalberg ist die schwerste Schuld auf sein Haupt, die ein Mensch nur begehen kann, und was er sonst auch Vortreffliches geleistet hat, alles zusammen genommen ist nicht genügend, sein Verfahren gegen Schiller auch nur einmal zu entschuldigen.

Diesem feigen, kläglichen Eigennutz des Freiherrn von Dalberg gegenüber wie groß und edel, wie unthövoll erscheint das Benehmen einer Frau! Die Söhne der Frau von Wolzogen wurden in der herzoglichen Akademie erzogen, die Gräfin Franziska war die Gönnerin und Beschützerin der Mutter wie der Kinder, die ganze Familie lebte in Stuttgart unter den Augen des Herzogs, und doch zauderte Frau von Wolzogen keinen Augenblick, den Dichter, dem Dalberg auch nur seinen erworbenen Lohn zu geben sich fürchtete, sogleich aufzunehmen und in Bauerbach ihm von ihren keineswegs glänzenden Mitteln einen sicher-

Zufluchtsort zu bereiten. Es sieht fast so aus, als habe das Geschick die leuchtenden Gestalten einer Frau von Wolzogen, eines Streicher absichtlich neben die Figur eines Dalberg gestellt, um diese in ihrem richtigen Lichte vor aller Welt erscheinen zu lassen.

Was Schiller unter dem eisernen Zwang der Umstände noch thun konnte, dazu entschloß er sich nun ohne langes Besinnen: er ging zu dem Buchhändler Schwan und verkaufte diesem sein Manuscript. Schwan behauptete, nicht mehr als einen Louisd'or für den Bogen geben zu können, und auf diese Weise erhielt Schiller für seinen Fiesko etwa sechzig preussische Thaler! Die Summe genügte, um die Kreidestriche des Wirthes im Viehhof auszulöschen, einige unentbehrliche Wintersachen anzuschaffen und die Reise nach Bauerbach zu bestreiten.

Was wurde nun aus Streicher? Vor diesem Gedanken brach Schiller's Fassung fast zusammen. Streicher hatte alle seine Mittel für ihn aufgeopfert; statt nach Hamburg zu gehen und dort unter der Leitung des berühmten Künstlers seine Zukunft zu begründen, war er nun des Brodverws wegen an Mannheim gefesselt, denn es war für ihn nicht die geringste Aussicht vorhanden, das beträchtliche Reisegeld nach Hamburg zu ersetzen. So blieb er in Mannheim und suchte die Mitglieder der Theaterkapelle für seine Zwecke zu benutzen. Nicht einen einzigen Augenblick war der herrliche Mensch ungehalten über Schiller, dessen Unglück ihm auch seinen eigenen Lebensweg versperrte, sondern was ihn bekümmerte, war allein das Unglück des Dichters.

Am 30. November 1782 sollte Schiller abreisen. In Mannheim die Post zu besteigen, wäre allzu auffällig gewesen. Man verabredete, Streicher, Meyer und einige andere Freunde sollten den Dichter von Oggersheim abholen und ihn nach Worms begleiten, von wo aus er ohne Aufsehen abfahren konnte. Sein Reiseziel war Weiningen, von dort aus war Bauerbach leicht zu erreichen.

Die letzten Stunden möge Streicher schildern, wie er sie viele Jahre nachher aus treuem Gedächtnisse aufzeichnete. Er sagt: „An dem bestimmten Tage fuhren die Freunde nach Oggersheim. Schiller war gerade beschäftigt, seine wenige Wäsche, seine Kleidungsstücke, einige Bücher und Schriften in einen großen Mantelsack zu packen. Bei einer Flasche Wein, die er reichen ließ, wurde alles besprochen, was ihn über die Zukunft beruhigen oder seine Munterkeit befördern könnte. Allein bei ihm war dies gar nicht so nöthig, als bei den meisten Menschen, denen ihre Hoffnungen fehlschlagen, der Fall ist. Nur die Erwartung, die Ungewißheit einer Sache hatte für sein Gemüth etwas Unangenehmes, Beunruhigendes. Sowie aber einmal die Entscheidung eingetreten war, zeigte er all den Muth, den ein mactrer Mann braucht, um Herr über sich zu bleiben. Er übte — was wenige Dichter thun — seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus und befolgte den Vorsatz des Karl Moor „die Qual erlahme an meinem Stolze“ bei Umständen, in welchen jeden andern die Kraft verlassen hätte.

„Von Oggersheim brach die Gesellschaft bei einer starken Kälte und tief-liegendem Schnee nach Worms auf, wo sie gerade noch zur rechten Zeit ankam, um in dem Posthause, wo sie abgestiegen war, von einer wandernden Truppe Ariadne auf Naxos spielen zu sehen. Daß die Aufführung ebenso erdärmlich als lächerlich sein mußte, ergibt sich schon daraus, daß an dem Schiffe, welches

den Theseus abzuholen erschien, zwei Kanonen gemalt waren und daß der Donner, durch welchen Ariadne vom Felsen geschleudert wird, mittels eines Sackes voll Kartoffeln, die man in einen großen Zuber ausschüttete, hervorgebracht wurde.

Meyer und seine Freunde fanden hier eine reiche Ernte für ihre Lust, alles zu belachen und zu verspotten. Schiller aber sah mit ernstem, tiefem Blick und so ganz in sich verloren auf das Theater, als ob er nie etwas Ähnliches gesehen hätte oder es zum letztenmal sehen sollte. Auch nach beendigtem Melodram konnten die Bemerkungen der Anderen ihm kaum ein Lächeln entlocken, denn man sah es ihm an, daß er nicht gern aus der Stimmung trete, die sich seiner bemächtigt hatte. Das Nachessen, bei dem auch Liebfrauenmilch nicht fehlte, machte ihn jedoch etwas heiterer, so daß man endlich ganz wohlgenuth aufbrechen konnte, um nach Mannheim zurückzukehren und dem Allen werth gewordenen Dichter das Lebwohl zu sagen. Meyer und die andern schieden sehr unbefangen und redselig.

„Allein was konnten Schiller und sein Freund sich sagen? — Kein Wort kam über ihre Lippen, keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, langdauernder Händedruck war bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können. Die zahlreich verfloffenen Jahre konnten jedoch bei dem Freunde die wehmüthige Erinnerung an diesen Abschied nicht auslöschen, und noch heute erfüllt es ihn mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurückdenkt, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter, allein und im Unglück hatte zurücklassen müssen.

„Die außerordentlich strenge Kälte, welche in den ersten Tagen des Dezember herrschte, ließ um so weniger für den Dichter eine angenehme Reise erwarten, da er ohne schützende Kleidung, nur mit einem leichten Ueberrode versehen, einige Tage und Nächte auf dem Postwagen zubringen mußte, dessen damaliger Schneegang selbst in einer bessern Jahreszeit die Stunden zu Tagen ausdehnte. Seine Freunde beklagten ihn sehr und ihre zu spät erwachte Gutmüthigkeit erinnerte sie jetzt an manches Entbehrliche, womit ihm die rauhe Witterung weniger empfindlich hätte gemacht werden können, und je mehr die Mittel hierzu sich fanden, um so ernstlicher wurde bedauert, daß man nicht früher daran gedacht hatte oder deshalb gemahnt worden war. Ebenso natürlich war es auch, daß dieselben Menschen, welchen die Versprechungen, die Schiller gemacht worden, bekannt waren, und die ihm die Hoffnung, daß sie erfüllt würden, ganz unbezweifelt darstellten, jetzt auch ihren scharfen Tadel über seine Flucht äußerten und solche für eben so leichtsinnig als unbegreiflich erklärten. Man berechnete sorgfältig den Reichthum berühmter Aerzte und verglich damit die Einkünfte deutscher Dichter, die, wenn sie auch den größten Ruhm sich erworben, dennoch in einer Lage waren, welche man wahrhaft ärmlich nennen konnte. Auch fürchtete man, daß die Erwartungen, die Schiller durch sein Schauspiel erregte, viel zu groß wären, als daß er dieselben durch nachfolgende Werke befriedigen, oder seine Kräfte in gleicher Höhe erhalten könnte.

„Der einzige, aber auch sehr warme Vertheidiger unseres Dichters war Zffland, der, den Beruf zum Schauspieler in sich fühlend, in noch jungen Jahren, bloß mit etlichen Thalern in der Tasche und mit den am Leibe tragenden

Kleidungsstücken versehen, seinem wohlhabenden Vater entfloß, um sich zu Ethos zu begeben und in dessen Schule zu bilden. Jffland allein wußte die Lage Schiller's gehörig zu würdigen, indem er aus eigener Erfahrung beurtheilen konnte, wie unerträglich es ist, ein hervorstechendes, angebornes Talent unterdrücken, die herrlichsten Gaben vermodern lassen zu müssen, und nur das gemeine Alltägliche thun zu sollen, oder gar durch Zwang zu dessen Ausübung angehalten zu werden. Nicht nur gab er dem muthigen Entschlusse Schiller's seinen völligen Beifall, sondern machte auch mit dem ihm zu Gebote stehenden Wiße den Kleinmuth derer lächerlich, die es für ein Unglück halten, einige Meilen zu Fuß reisen zu müssen, oder zur gewohnten Stunde keinen wohlbesetzten Tisch zu finden.“ Man freute sich endlich, daß der Dichter nun wenigstens auf einige Zeit gegen Mangel und Verfolgung gesichert sei, und sprach den Wunsch aus, seine Lage bald dauernd gebessert zu sehen.

Der Dichter, der nun wieder den Namen Dr. Ritter führte, näherte sich indeß mit dem bedächtigen Gange der Posten der guten alten Zeit allmählig seinem Zufluchtsorte, den er in etwa sechzig Stunden denn auch wohlbehalten erreichte. In Meiningen lernte er bei einem kurzen Aufenthalte den Bibliothekar Reinwald kennen. Frau von Wolzogen hatte ihm diesen Mann als zuverlässig empfohlen; Schiller stellte sich ihm unter seinem wahren Namen vor und verkehrte in der nächsten Zeit viel mit ihm.

Das Dorf Bauerbach liegt zwei Stunden südlich von Meiningen in einem einsamen Thale; ein kleines Wasser, von Erlen und Weiden umbuscht, fließt hindurch; über dem Dorfe erheben sich auf einem Berge die Ruinen des Schlosses Henneberg; noch höhere Berge umschließen das Ganze, alle sind mit dunklen Tannenwäldern bedeckt. Die Gegend ist karg und unwirthlich, und gewährt ihren Bewohnern für strenge Arbeit nur mäßigen Unterhalt. In diesem Dorfe besaß Frau von Wolzogen ein Haus; sie hatte es gekauft, weil das gutherrliche Gebäude sich in schlechtem Zustande befand. Hier wohnte sie, wenn die Verwaltung des Gutes, welches ihr ganzes Vermögen ausmachte, ihre Anwesenheit forderte, und hier hatte sie auch für Schiller den Zufluchtsort bereitet.

Im Dezember des Jahres 1782 kam Schiller in dem einsamen Dorfe an. Tiefer Schnee bedeckte die Gegend, die Nacht sank schon auf das Thal, aus den einzelnen, zerstreuten Häusern schimmerte Licht dem Wanderer freundlich entgegen. Der Verwalter des Gutes, der zugleich Schultheiß und Schulmeister des Dorfes war, hieß Vogt; der Dichter händigte ihm seinen Beglaubigungsbrief ein, und wurde sogleich in seine Wohnung geführt. Ein etwas niedriges Zimmer empfing ihn; ein mächtiger Kachelofen, der eine behagliche Wärme verbreitete, war nach der langen Reise auf dem Postwagen ein sehr erwünschter Anblick. An den Wänden hingen einige alte Fürstenbilder, vor einem Tisch mit gewundenem Fuß stand ein Lehnstuhl. Das Zimmer lag nach hinten hinaus in einem zweistöckigen, langen und schmalen Gebäude.

Anfangs gefiel alles dem Ankommenden ausnehmend wohl; für seine Bequemlichkeit war sehr gut gesorgt; Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung ließ nichts zu wünschen übrig. Dem Dichter war nach dem langen Umhertreiben, nach den vielfachen Zurücksetzungen in Mannheim äußerst behaglich zu Rath, und seine

Fantasie gefiel sich zwischen den schroffen Felsabhängen, über denen die dunklen Wälder hingen. „Es war“ — so sagt Karoline von Wolzogen, Schiller's Schwägerin — „ein Hauptzug in seinem Wesen, daß er sich gern mit Bildern eines engen, einfachen Lebens beschäftigte. Pläne zur Entfernung von der Welt lagen immer im Hintergrunde seines Gemüths. Es war, wie wenn dieses sich eine, wenn auch späte Zuflucht sichern wollte. Innerer Reichthum der produktiven Fantasie und ein zartes, leicht verletzbares Gefühl, dessen Träume vom Großen und Schönen die Wirklichkeit nie erfüllen konnte, erklärten diesen Zug, den er wohl mit vielen ausgezeichneten Menschen gemein hatte. Auch im spätern Leben kehrte diese Sehnsucht nach ländlicher Einsamkeit oft wieder; er gedachte die Zeit, wo er sie zuerst genossen, immer mit besonderm Vergnügen und behaglicher Vorliebe für den Aufenthalt, der sie ihm dargeboten.“ An seinen Streicher schrieb Schiller am 8. Dezember, sein Gemüth sei nun heiter, und er fühle sich wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft habe.

Aber bei dem Gegensatz dieses ruhigen und sichern Aufenthaltes zu dem unstillen Leben der letztvergangenen Zeit wurden in des Dichters Herzen mit vermehrter Bitterkeit die Empfindungen dessen rege, was er von den Menschen hatte erdulden müssen. „Was sie thun, lieber Freund“ — so sagte er in dem Briefe an Streicher — „behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zu viel gekostet hat: wenn man die Menschen braucht, so muß man ein *S . . . t* werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eins von beiden, oder man sinkt unter.“

In der Einsamkeit hielt ihn nichts von eifriger Arbeit ab. Reinwald verfaß ihn mit Dächern. Dem Auge bot sich nichts als bescheidene Hütten, ein haufällige Kirche, Bauern im Leinenittel und einige ärmliche Juden dar; die Stille des Landlebens unterbrach nur der Schrei der Krähen oder das Geraus der winterlichen Stürme. Das neue bürgerliche Trauerspiel, Luise Millers, gewann manche Szene schon in den ersten Wochen.

Nicht lange sollte diese Einsamkeit so ganz ungestört bleiben. Frau von Wolzogen zeigte dem Dichter an, daß sie im Januar des nächsten Jahres nach Bauerbach kommen werden. Schiller erwartete sie mit großer Spannung. Es war ihm eine große Freude, die Frau wiederzusehen, die schon in Stuttgart sein Vertraute war, der gegenüber er auch in dem einsamen Bauerbach der Dichters sein durfte. Mit Frau von Wolzogen war auch ihre Tochter Charlotte angemeldet. Das schöne Mädchen, welches die Herzogin von Gotha in einer Pension erziehen ließ, hatte schon früher, wenn sie zum Besuch ihrer Mutter in Stuttgart war, auf Schiller Eindruck gemacht, und er glaubte sich von Charlottens Seite gleicher Gefühle versichert halten zu dürfen. Mit welcher Erwartung sah er dem Tage entgegen, der die lieben Gäste bringen sollte.

Sie kamen, und der Dichter war hoch beglückt durch ihre Gegenwart. Nur wenige Tage dauerte der Aufenthalt der Frau von Wolzogen in Bauerbach, dann begab sie sich mit ihrer Tochter nach Walldorf, dem Stammgut ihrer Familie, zu ihrem Bruder. Dieses Gut lag drei Stunden von Bauerbach in der Nähe von Meiningen. Schiller begleitete sie, und kehrte dann nach Bauerbach zurück. Gleich nach seiner Ankunft schrieb er seiner mütterlichen Freundin:

„Seit Ihrer Abwesenheit bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen, lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen. Sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt. Er ist für jede geringere Strahlen verblindet. Aber ich werde mich wohl hüten, diese angenehme Täuschung auszulöschen.“

Frau von Wolzogen hatte ihm bei seinem Besuche in Walldorf die Bekanntschaft eines Freundes in Aussicht gestellt, und ihm empfohlen, der Vorsicht wegen nicht über Meiningen zu gehen. Mit Bezug hierauf fährt Schiller's Brief fort: „Auf die Bekanntschaft Ihres Freundes freue ich mich als auf einen zu machenden Fund. Sie glauben nicht, wie nöthig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem ich mich beinahe überworfen hätte. Es ist ein Unglück, meine Bester, daß gutherzige Menschen so leicht in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile vertragen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe. — Ich gehe also nicht über Meiningen, sondern gerade von Bauerbach nach Walldorf. Dem Wetter wird schlechterdings nicht nachgefragt. Es ist schon schlimm genug, daß die Geisterwelt so viel Pläne zernichtet, die Körperwelt soll mir keine Freuden meines Lebens verderben. —

„Leben Sie so lange glücklich und vergnügt, meine Theuerste, und vergessen nicht, daß drei Stunden von Ihnen jeden Augenblick von Ihrem zärtlichsten Freunde an Sie gedacht wird.“

Nach dieser Zusammenkunft in Walldorf wurde für Schiller die Rückkehr nach Bauerbach sehr schwer. Am 10. Januar schrieb er der Frau von Wolzogen wieder, meldete ihr, da sie des schlechten Wetters wegen seinetwegen besorgt sein könne, seine glückliche Ankunft, und fuhr dann fort: „So kann ich also doch mit dem Schicksal zufrieden sein, weil ich Sie die kurze Zeit Ihres Hierseins doch recht genießen kann. Aber die Zeit eilt so schnell, meine Bester, und das nächstmal, daß ich Sie sehe, kommt schon der Abschied wieder. Zwar kein Abschied auf lange — doch ein Abschied — welche Empfindungen man dabei zu erwarten hat, weiß ich aus Erfahrung. Es ist schrecklich, ohne Menschen, ohne eine mittheilende Seele zu leben; aber es ist auch eben so schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß. — Ich falle in eine düstere Laune und muß abbrechen. Also zu Anfang der nächsten Woche sehe ich Sie in Meiningen gewiß?“

Die Laune des Dichters zu verdüstern, dazu fanden sich mancherlei Gründe. In der bitteren Empfindung seiner fehlgeschlagenen Lebenspläne, zu dem drückenden Gefühl seiner Abhängigkeit kam die Sehnsucht nach Charlotte von Wolzogen nun so quälender hinzu, als seine eigene Zukunft noch so dunkel und aussichtslos vor ihm lag, daß er ehrenhalber nicht einmal seine Neigung zu der Tochter seiner Wohlthäterin zeigen durfte. In solchen Zeiten des überreizten Gefühls ist der Mensch nicht im Stande, Gerechtigkeit zu üben, und am allerleichtesten wird er gegen diejenigen ungerecht, welche ihm am nächsten stehen. Auch Schiller

sollte diese Erfahrung bethätigen. In der ersten Zeit seines Aufenthaltes hatte er von Bauerbach aus an Frau Bischer geschrieben, und über seine Verhältnisse sehr rückhaltlos zu ihr gesprochen. Frau Bischer hatte diesen Brief einem Offizier ihrer Bekanntschaft gezeigt, und durch ihn hatten noch andere den Inhalt kennen gelernt. Hätte der Herzog von Württemberg nur im geringsten den Willen gehabt, Schiller zu verfolgen, so würde dieser unvorsichtige Brief ihn sicher auf die Spur geleitet haben. Würde in diesem Falle nicht die ganze Ungnade des Herzogs auf Frau von Wolzogen gefallen sein? Und ihre vier Söhne wurden in der Karlschule erzogen und bauten ihre Zukunft auf die wohlwollende Gesinnung Karl Eugen's.

Als Schiller nun mit Frau von Wolzogen in Weiningen zusammentraf, machte diese ihn auf seine unvorsichtige Handlungsweise aufmerksam und bat ihn, um seinetwillen und ihretwillen künftig besser seine Verkleidung zu wahren. Wie empfindlich Schiller aber von diesen wohlgemeinten und durchaus berechtigten Worten sich getroffen fühlte, das bezeugt ein Brief, den er gleich nach jenem Besuche in Weiningen, am 14. Januar 1783 an Streicher schrieb. „So bin ich doch der Narr des Schicksals!“ — so lauten die aufgeregten Worte — „Alle meine Entwürfe sollen scheitern! Irgend ein kindsköpfiger Teufel wirft mich wie seinen Ball in dieser sublunarschen Welt herum! Hören Sie! Ich bin, wenn Sie den Brief haben, nicht mehr in Bauerbach. — Lieber Freund, trauen Sie niemand mehr. Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht verlohnt. Wehe dem, den seine Umstände nöthigen, auf fremde Hilfe zu bauen. Gottlob! das letztere war diesmal nicht. Die gnädige Frau versicherte mich zwar, wie sehr sie gewünscht hätte, ein Werkzeug in der Plane meines Glückes zu sein — aber — ich werde selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen, und diese müßten es entgelten, wenn der Herzog von Württemberg Wind bekäme. Das war mir genug. Es schrecklich es mir auch ist, mich wiederum in einem Menschen geirrt zu haben, so angenehm ist mir wieder dieser Zuwachs an Kenntniß des menschlichen Herzens. Ein Freund — und ein glückliches Ungefahr rissen mich erwünscht aus dem Handel. Durch die Bemühungen meines sehr erprobten Freundes, des Bibliothekars Reinwald, bin ich einem jungen Herrn von Wurmb bekannt geworden, der mein Räuber auswendig kann und vielleicht eine Fortsetzung liefern wird. Er war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schwester! — Hören Sie Freund, wenn ich nicht dieses Jahr als ein Dichter vom ersten Rang figurire, so erscheine ich wenigstens als ein Narr, und nunmehr ist das für mich eins. Ich soll mit meinem Wurmb im Winter auf sein Gut, ein Dorf im Thüringerwalde, dort ganz wie selbst und der Freundschaft leben, und, was das Beste ist, schießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen soll.“

Leidenschaftliche Aufregung spricht aus jeder Zeile dieses Briefes; sie muß bald verrauchen und besserer Einsicht Platz machen. Der Herr von Wurmb, ein Freund poetischer Spieleret, sonst aber ein brauer Mann voll warmen Gefühls, wohnte auf Woltramshausen bei Nordhausen; er war der Bruder von

Schiller's zukünftiger Schwiegermutter, der Frau von Lengefeld. Schiller führte seinen Plan, zu ihm zu gehen, nicht aus. Er gewann bald eine klare Ansicht der wirklichen Verhältnisse, und blieb in Bauerbach. Das Gefühl, daß er das Benehmen seiner Wohlthäterin ungerecht beurtheilt hatte, ließ ihn mit um so größerer Liebe zu ihr zurückkehren, und um etwa angestellten Nachforschungen auszuweichen, schrieb er zwei Briefe, welche darauf berechnet waren, irre zu leiten; den einen erhielt Wilhelm von Wolzogen in Stuttgart, es wurde darin gesagt, der Dichter sei auf dem Wege nach Amerika; der andere, an Wilhelm's Mutter, war von Hannover datirt, und enthielt die Nachricht, anfangs habe der Dichter nach Holland gewollt, jetzt habe er die Absicht, nach England zu gehen. Beide Briefe waren unnöthig, denn Herzog Karl traf keinerlei Anstalt, den entflohenen Regimentsmedikus zu verfolgen, auch bewies er sich in keiner Weise rachsüchtig gegen Schiller's Familie. Die erledigte Stelle bei den Grenadiern des Regiments Augé wurde anderweitig besetzt, und damit war die Sache abgethan.

Die Rückreise der Frau von Wolzogen nach Stuttgart fand am 24. Januar statt; Lotte begleitete sie diesmal. Dem jungen Mädchen war der Aufenthalt in der Pension, in der sie auf Kosten der Herzogin von Gotha, welcher Lottens Vater erhebliche Dienste geleistet, erzogen wurde, kein angenehmer; sie suchte so viel als möglich von dort entfernt zu sein, und Schiller freute sich, daß sie mit der Mutter zu reisen Erlaubniß erhalten hatte. Jede Spnr von Groll war aus des Dichters Herzen geschwunden; er freute sich unbeschreiblich auf das Wiedersehen, das Frau von Wolzogen ihm für den Mai verheißen hatte; am 1. Februar schrieb er ihr: „Theuerste Freundin! Gott sei Dank, eine Woche ohne Sie auf dem Rücken! Also von 14, die bevorstuden, eine vom Halse. Ich wünschte, daß die Zeit alle ihre Geschwindigkeit bis auf den Mai zusetzte, damit sie hernach desto abgematteter ginge. Meine Wünsche und meine Träume haben Sie begleitet, beste Freundin. Wo Sie auch stud, werden Sie solches Gefolge von mir bekommen.“

Nachdem sie in Stuttgart angelangt, gab Frau von Wolzogen der Familie Schiller's bestimmte Nachrichten über das Wohlergehen des Sohnes. Des Dichters Mutter war krank gewesen; die Freundin meldete ihm ihre Genesung; das war dem Dichter eine große Freude. Sehr wenig aber behagte ihm eine andere Nachricht, die in demselben Briefe stand. Frau von Wolzogen schrieb, daß ein Herr von Winkelmann, ein Verwandter der Familie, mit ihr nach Weiningen kommen werde. Schiller kannte diesen Verwandten, und er wußte auch, daß derselbe sich sehr eifrig um Lottens Hand bemühte. Was dem Dichter aber unbekannt geblieben, war der Umstand, daß Lotte den Herrn von Winkelmann in der That liebte. Mit ihm und Lotte zusammen zu sein, war unmöglich. Schiller schrieb der Frau von Wolzogen, daß er unter diesen Umständen ihre Ankunft nicht erwarten könne. Durch den Wittkommenden müsse eine Entdeckung, wer der verkappte Ritter eigentlich sei, unfehlbar herbeigeführt werden, und Herr von Winkelmann werde diese Entdeckung ganz gewiß nicht für sich behalten. — „Ob er“ — so fährt der Brief fort — „der Mann ist, der in das Geheimniß gezogen werden darf? Ich erkläre Ihnen entschlossen und offenherzig, daß ich das Letztere niemals zugeben werde. Ich will ihm durchaus nichts von seinem

Werthe benehmen, denn er hat wirklich einige schätzbare Seiten; aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so theuer als mein Leben sind.

„Weil ich also eine Entdeckung auf dieser Seite unmöglich Gefahr laufen kann, so muß ich einen Schritt thun, der mir von allen meines Lebens der schmerzlichste ist — ich muß Sie verlassen. Ich muß Sie zum lehtemal gesehen haben. Es kostet mich viel, es Ihnen zu sagen. Ich will nicht bergen, daß ich dadurch manche schöne herrliche Hoffnung aufgeben muß, daß es vielleicht einen Riß in mein ganzes künftiges Schicksal zurückläßt; aber die Veruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend schon so viel Dienste gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß.

„Überlegen Sie, theure Freundin, ob die Sache noch zurückgetrieben werden kann, oder vielmehr, ob Sie es wünschen, sie zurückzutreiben. Es wäre ein unverzeihliche Eitelkeit von mir, wenn ich verlangen könnte, daß Sie um meinetwillen einen Menschen, der sich durch Bande der Verwandtschaft und Liebe an Sie attachirt hat, der Sie auch wirklich zu schätzen weiß, verstoßen sollten. Nein, es wäre ein höchst ungerechtes Zumuthen, wenn ich prätendirte, daß Sie mir, der kein Verdienst um Sie hat, als Freundschaft, eine Person aufopfern sollten, die keinen Fehler hat, als daß ich sie nicht liebe. Ich würde Ihre und Ihrer guten Totte Ankunft in Bauerbach nicht ertragen können, wenn mir befielen, daß ich Sie eines Freundes beraubte.

„Ich bleibe Ihnen immer und unter allen Zufällen; aber dieser könnte Ursache finden, ein Mißtrauen in Sie zu setzen, wenn Sie ihn bei dieser Gelegenheit vernachlässigten. Also überlegen Sie es wohl, beste Freundin, denn wenn Sie in mir denjenigen nicht finden sollten, den Sie suchten, wenn ich es gewahr würde, daß Sie es bereuten, mir zu Liebe so viel aufgeopfert zu haben, so wäre es um meine Ruhe geschehen.“ Wenn der Fall unvermeidlich wäre, dann wollte er nach Berlin gehen, dort werde er bald Auskommen finden; um seine Existenz brauche die Freundin nicht in Sorgen zu sein, sie möge frei handeln. „Können Sie es aber ohne Ihren und eines Menschen Nachtheil dahin bringen, daß ich bleiben kann, so machen Sie niemand größere Freude als mir. Was Sie thun, meine Beste, schonen Sie sich, und meinen Stolz. Nunmehr leben Sie wohl. Tausend Grüße an die lieben Meinigen, an Ihre Totte und Wilhelm. Ewig Ihr Freund S.“

Was die edle Frau zu dem Dichter hinzog, das war das Mitleben in seinen Ideen, und weil sie diesen Ideen wahrhaft innige Begeisterung entgegenbrachte, deshalb fühlte sie auch warme Theilnahme mit dem Geschick des Jünglings. Sein Brief, sein Entschluß erschreckte sie; ihrem Mutterauge konnte es nicht verborgen bleiben, was Schiller in Bezug auf Totte hoffte, und zu dem mannichfachen Wirrwarz kam eine neue Sorge hinzu. Es hatte sich mittlerweile entschieden, daß Herr von Winkelmann die Reise nicht mitmachen werde, und Frau von Wolzogen theilte dies dem Freunde mit; es war ein sehr verständiger Wink von ihr, wenn sie hinzufügte, Schiller werde doch gemiß von ihr scheiden, um sein Glück in der großen Welt zu suchen. Schiller aber war zu leidenschaftlich erregt, um diesen Wink zu verstehen er schrieb zurück, es würde die treulosste

und undankbarste That auf der Welt sein, wenn er jetzt fortgehen wolle. Er lieb, und freute sich auf das Wiedersehen im Mai.

Für dieses Fest — denn ihm war es das größte, das denkbar sein mochte — bereitete Schiller alles aufs beste vor. In dem Garten ließ er unter seiner besondern Leitung eine neue Anlage machen, und für den Einzug der geliebten Gäste war er ganz besonders thätig. Vom äußersten Ende des Ortes bis zu dem Wohnhause ließ er einen Gang von grünen, duftigen Maien pflanzen; am Hause war eine Ehrenpforte von Lannenzweigen errichtet. Vom Hause ging es in die Kirche, welcher ebenfalls der Schmuck nicht fehlte, Musik von Blasinstrumenten ertönte, der Pfarrer hielt eine Einzugsrede. Jubel ertönte im ganzen Dorfe, Schüsse knallten, Abends war fröhlicher Tanz.

Doch der Liebesfrühling im Herzen des Dichters sollte nicht zur fröhlichen Ernte reifen. Bei dem Anblick von Schiller's wachsender Leidenschaft für Lotte hielt die Mutter es für geboten, dem Ueberwogen der Gefühle zuvorzukommen. Sie zeigte dem Dichter Lottens Tagebuch, er las darin das Geständniß, daß sie jenen Herrn von Winkelmann liebte. Das erschütterte ihn tief. Nun wurde auch noch Schiller's Ehre in den Kampf gerufen. Die Mutter brachte einen Brief Wilhelm's von Wolzogen mit; der Bruder empfahl die Schwester dem Schutz und der Leitung des Dichters, und bat ihn zugleich um seine Meinung über den Herrn von Winkelmann.

Schiller's großes, herrliches Gemüth und die männliche Kraft seiner edlen Seele zeigte sich in der Antwort an den Freund. Er schrieb ihm am 25. Mai: „Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für diese große Probe Ihrer Liebe zu mir. Ich sehe daraus, daß Sie groß von mir denken müssen, denn jeder andere als ein edler, empfindender Mann würde die schöne Seele Ihrer Schwester nicht zu lieben verdienen. Glauben Sie meine Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hang des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüths — und so kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! — Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen so rasch gethan ist.

„Ihre Mutter hat mich zu einem Vertrauten in einer Sache gemacht, die das ganze Schicksal Ihrer Lotte entscheidet. Sie hat mir auch Ihre Denkungsart über diesen Punkt entdeckt. Einem so zärtlichen Bruder kann es nicht gleichgültig sein, auch eines Freundes Rath in einer so wichtigen Sache zu hören.

„Ich kenne den Herrn von Winkelmann. Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläufig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns untereinander mißgestimmt; dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbeflochtenen Herzen, er ist Ihrer Schwester nicht unwerth. Ein sehr guter und edler Mensch, der zwar gewisse Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an sich hat, die ich ihm aber mehr zur Ehre als zur Schande rechnen möchte. Ich schätze ihn wahrhaft, ob ich schon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte, und ich weiß,

er liebt sie als ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn wie das Mädchen, das zum erstenmal liebt. Mehr brauch' ich Ihnen nicht zu sagen. Außerdem hat er andere Ressourcen, als sein Ported'ee, und ich bürgte dafür, daß er sein Glück in der Welt machen kann. —

„Nunmehr leben Sie wohl, und erlauben Sie mir zum Schluß die Bitte, das Herz Ihrer Lotte zu schonen, und mit daran zu arbeiten, daß ihre Geschichte — oder soll ich sagen Roman? — sich glücklich entwickelt. Erlauben Sie mir auch, Sie, als Ihr wahrer und warmer Freund, mit Ihrer eigenen gegenwärtigen Lage aufzuföhnen und Sie inständigst zu bitten, ruhig in die Zukunft zu sehen. Diesen Rath gibt Ihnen kein kalter, pedantischer Moralist, der das verdammt, was er selbst nicht hat — ein Jüngling spricht mit Ihnen — ein Jüngling, der eben so oder noch ungestümer glüht, wie Sie, der alle Fehler der übereilten Hitze gemacht hat und seinen starren Kopf oft genug zersplittert hat, um einem Freunde die Lehre zu geben, kaltes Blut erst zu fragen.“ —

Ein edles Herz vermag sich wohl auf Augenblicke über seine Leidenschaft zu erheben, und Beschlüsse zu fassen, zu denen jede Stimme des erregten Gefühls schweigen muß, aber ein heißes Gefühl gänzlich zu ertöden, das liegt in keines Menschen Macht, und je stärker die Anstrengung zur Ueberwindung war, desto höher steigt gewöhnlich nachher die Gluth der Leidenschaft. Das Höchste was der Mensch dann thun kann, ist, daß der ernste Wille den glühenden Strom, der ungehemmt und unhemmbar dahinsrauscht, in seinen Ufern festhält, damit er nicht in blühende Gefilde hinüberschäumen kann. Schiller hat dies redlich erfüllt.

Nach den Blättern des Tagebuchs erwartete er ein liebetrautes Mädchen zu finden, aber Charlotte zeigte keine Melancholie, keine Seuffzer; sie war von ruhigem Charakter, Besonnenheit und Empfindung hielten bei ihr in schönerer Art: das Gleichgewicht. Schiller schöpfte wieder Hoffnung.

Und nun brach ja auch die Zeit herein, welche selbst eine verführte Hoffnung zu nennen ist: der Frühling löste alle Keime, die seiner geharrt hatten, die mächtige Dorfbinde versammelte unter ihrem duffigen Schatten das junge Volk, der Maulbeerbaum vor der herrschaftlichen Wohnung schmückte sich mit neuen Grün; der Dichter sah Lottens anmuthige Gestalt im leichten Sommerleide im Garten und in den Wiesen, er wandelte mit ihr auf den einsamen Waldpfaden, er saß mit ihr in der Laube unter traulichem Geplauder, die Liebe war ihm eine Letze, in deren tiefer Fluth all sein Denken sehnsuchtsvoll versank.

Die Tage des innigen Verkehrs wurden durch eine Trennung geführt. Lotte war, wie wir erzählten, höchst ungerne in der Pension, welche die Hand der Herzogin von Gotha ihr geöffnet hatte; Frau von Wolzogen beschloß, mit ihrer Tochter nach Weiningen zu reisen, um womöglich eine Verständigung herbeizuführen. Am 27. Mai verließ sie Bauerbach; Schiller schrieb ihr schon am folgenden Tage, daß sein Herz zwischen ihr und Lotte sei, und in ins Zimmer der Herzogin begleite; er wünscht der Fremdin die Stimme des Donners, die Festigkeit des Felsens und die Verschlagenheit der Schlange im Paradies. Er dringt in sie, die ganze Pension abzufagen, er wolle dann alle Jahr eine Tragödie mehr schreiben und auf den Titel setzen: Trauerspiel für Lotte, und diese solle die Pränumerazion dafür beziehen. An dem-

selben Tage, an welchem er dies schrieb, hatte er mit der Frau von Wolzogen eine Zusammenkunft in Massfeld verabredet. Doch statt der erwarteten Personen traf er dort nur einen Brief, welcher ihm noch nichts Bestimmtes meldete, und das Wiedersehen um vier Tage hinausshob. Der eine Tag war dem Dichter schon so lang und traurig gewesen, nun schien es ihm schrecklich, daß er noch so lange warten sollte. Seine Sehnsucht wurde krankhaft gesteigert, an die Freundin schrieb er am 30. Mai die Worte: „Ach meine Beste, in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlassen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung so bedürftig als eben jetzt, und weit und breit ist niemand, der meiner zerstückten und wilden Fantasie zu Hülfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerstreuung thun? Ich weiß nichts, als Ihnen zu schreiben, aber ich fürchte mich selbst in meinen Briefen. Entweder red' ich darin zu wenig, oder mehr als Sie hören sollten und ich verantworten kann. — Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhms so gut, als ein Galalleid ein Frauenzimmer geküßelt hat. Jetzt gilt mir alles gleich, und ich schenke Ihnen meine dichterischen Lorbeern in den nächsten Boeuf à la mode, und trete Ihnen meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab.“

„Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben! Mit meinen vormaligen Plänen ist es aus, beste Freundin, und wehe mir, wenn das auch von meinen jetzigen gelten sollte! Daß ich bei Ihnen bleibe und womöglich begraben werde, versteht sich. Ich werde es auch wohl bleiben lassen, mich von Ihnen zu trennen, da mir drei Tage schon unerträglich sind. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann? Aber gründen will ich sie, oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuersten Hindernissen, und ich weiß es, ich überwinde sie.“

Die letzten Worte deuten auf eine bestimmte Hoffnung, auf die Aussicht eines festen, erreichbaren Zieles, und in der That war dem Dichter dazu gerade in den letzten Tagen Aussicht geworden. Herr von Winkelmann hatte gegen Pottens Bruder einige unpassende Aeußerungen gethan: er werde Charlotte nicht verlassen, ihre Thränen, ihre Melancholie wisse er zu würdigen. Wilhelm von Wolzogen war dem ganzen Bündniß überhaupt nicht eben geneigt, er schrieb die Aeußerungen des Bewerbers seiner Mutter, welche auch dem Dichter davon sagte. In dem nächsten Briefe desselben an Wilhelm von Wolzogen finden sich mit Bezug darauf die Worte: „Wir haben Ihre liebe Schwester beinahe vierzehn Tage bei uns gehabt, und mit dem größten Vergnügen beobachtet, daß eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Bösen noch nicht erb- und eigenthümlich gehört. Im Ernst, liebster Freund, Ihre gute Lotte ist so melancholisch nicht, als die Eigenliebe gewisse Personen zu bereden scheint. Dieses schreibe ich Ihnen, damit es Ihre eignen Besorgnisse, die ich nicht anders, als billigen kann, zerstreue, und damit es Sie zugleich in den Stand setze, dem gewissenhaften Herrn, der Ihre Schwester nicht verlassen mag, eine beruhigende, tüchtige Antwort zu geben.“ —

Die Pension aufzusagen, hatte Frau von Wolzogen nicht für gut befunden; Lotte blieb in derselben, die Mutter lehrte allein nach Bauerbach zurück. Schiller

trug ihr nun alle die Zärtlichkeit entgegen, welche er für sie und für Lotte zugleich hegte. Er nannte die edle Frau von diesen Tagen an gern seine Mutter. Sie aber war scharfsichtig genug, zu erkennen, daß unter einem bald so leidenschaftlich aufgeregten, bald träumerisch sehnsüchtigen Leben, unter diesem Hinbrüten, unter welchem die verborgene Gluth immer heißer wurde, des Dichters beste Kräfte erschlaffen mußten, und in diesem Punkte trafen auch Schiller's Gedanken mit ihr zusammen. Auf einem einsamen Waldspaziergange mit Frau von Wolzogen wurde die Ansicht ausgesprochen, Schiller solle einmal auf eine Zeitlang verreisen. Das Ziel seiner Reise hatte der Wink des Schicksals ihm schon angegeben, und es ist nun auch für uns an der Zeit, uns nach den Verhältnissen nachholend anzusehen, welche bestimmend hier den bedenklichen Lauf von Schiller's Leidenschaft unterbrachen.

Wir erinnern uns, daß Schiller von Mannheim das angefangene neue Trauerspiel, Luise Millerin, mitbrachte, und daß er in den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Bauerbach, als tiefes winterliches Schweigen ihn rings umgab, sein Drama mit Lust und Eifer angriff. Als Frau von Wolzogen im Januar 1783 nach Bauerbach kam, bot sich für Schiller ein besonderer Anlaß zu einem Gelegenheitsgedichte, das ihm wohl um so weniger unerwünscht erscheinen mochte, als die ernste dramatische Arbeit durch den Besuch gestört war. Frau von Wolzogen hatte eine Pflegetochter, Henriette, erzogen, welche sich damals verheirathete; zu ihrer Hochzeit schrieb Schiller ein Gedicht, welches sich in überraschender Weise von den wilden, unregelmelten, sich überstürzenden Ergüssen der vorigen Jahre unterscheidet; mit vernehmlichem Laut klingt die wehmüthige Erinnerung des jugendlichen Dichters an das, was das Leben ihm so früh schon Trübes brachte, in das Freudenlied hinein, eben so deutlich hören wir auch das stolze Selbstbewußtsein des Dichters, der seines hohen Strebens sich nie entäußert. Von den fünfundsanzig Strophen des Hochzeitgedichtes theilen wir einige mit. Es sind die ersten. Sie lauten:

Zum erstenmal — nach langer Muße —
Dir, gutes Kind, zum Hochzeitgruße,
Ergreif' ich meinen Dichterkiel.
Die Schäferskunde schlägt mir wieder —
Von Herzen strömen warme Lieder
Ins brachgelegne Saitenspiel.

Darf sich in deinen Jubeltagen
Auch ernste Weisheit zu dir wagen? —
Sie kommt aus deines Freundes Brust.
Die Weisheit ist der Freude Schwester;
Sie trennt sie nicht, sie knüpft sie fester
Und lächelt zu erlaubter Lust.

Wenn Tugenden den Kranz gewinnen,
Da will die Freudenthräne rinnen,
Da denk' ich an die schöne Welt —
So selten lohnt das Glück dem Besten! —

Oft weint die Tugend an den Festen,
Die das gekrönte Laster hält.

Du Mädchen mit dem besten Herzen,
Du haßt Gefühl für fremde Schmerzen,
Für fremde Wonne Sympathie —
Erröthe nicht! Ich sahe Proben —
Und meine Leier — frag' dort oben! —
Die stolze Leier schmeichelt nie.

Wie mühsam sucht durch Rang und Ahnen
Die leidende Natur sich Bahnen!
Gefühl erstickt in Bitterkeit.
Oft drücken ja, gleich Felsenbürden,
Mit Seelenruh' bezahlte Bürden
Der Großen Kleines Herz entzwei!! —

Dein Herz, das noch kein Reid getabelt,
Dein reines Herz hat dich geabelt,
Und Ehrfurcht zwingt dir Tugend ab —
Ich fliege Pracht und Hof vorüber;
Bei einer Seele steh' ich lieber,
Der die Empfindung — Ahnen gab.

Wer war der Engel deiner Jugend?
Wer rettete die junge Tugend?
Hast du auch schon an sie gedacht?
Die Freundin, die dir Gott gegeben?
Ihr Adelbrief — ein schönes Leben!
(Den haß' ich, den sie mitgebracht) u. s. w.

In seinem Fortgange preist das Gedicht nun das Glück zweier Seelen, die auf ewig vereint sind, in begeisterten Worten; doch noch am Schluß spricht sich die schmerzliche Resignation des Dichters aus in den Worten:

Nun freu' dich denn — du wirst's genießen
Das stille Glück, das viele missen —

In den einsamen Tagen, in der bitteren Erinnerung seines unverdienten Mißgeschickes war dem Dichter der Bibliothekar Reinwald in Weiningen ein treuer Freund. Hermann Reinwald war 1737 in Wasungen geboren. Er war ein ausgezeichnete Kopf, ein höchst ehrenwerther Charakter, eine dem Guten und Schönen ohne Wanken ergebene Seele. Seine juristischen Studien hatte er mit einem Eifer und einem Erfolg betrieben, daß er den höchsten Anforderungen in seiner Fachwissenschaft hätte genügen können; auch war er ein gründlicher Kenner der deutschen Sprache und Literatur, und selber Dichter; in einem Bändchen Gedichte, welches er erscheinen ließ, ist derber Witz und tiefes elegisches Gefühl gleichermaßen vertreten. Diesen vortrefflichen Mann, der eine Zierde für die höchsten Stellungen gewesen wäre, hat man schmählich gemißbraucht. Lange Jahre mußte er bei äußerst geringer Besoldung als Kanzlist arbeiten, und als Bibliothekar hatte er nur 300 Gulden Einkommen. In Folge dieser Verhält-

nisse wurde er verbittert, reizbar und einsilbig, und beschränkte sein Leben fast gänzlich auf seine Studien. Frau von Wolzogen hielt ihn sehr hoch, er war ihr ein poetischer Gewissenrath und ein redlicher Freund; ihm allein vertraute sie das Geheimniß um den Namen des Flüchtlings, und Schiller schloß sich mit inniger Liebe an den erfahrenen Mann an. Reinwald versorgte den Dichter mit Büchern und Schreibpapier ebenso wie mit Rath und Ermunterung. Durch Reinwald's Vermittlung trat Schiller auch einmal, natürlich ohne seinen Namen, als Poet vor dem Meininger Publikum auf. Die ergögliche Veranlassung war folgende.

Herzog Georg von Meiningen, ein vortrefflicher, von seinen Unterthanen geliebter und verehrter Fürst, war schwer erkrankt, seine Wiedergenesung schien kaum möglich. Wenn er seine Augen geschlossen hätte, dann wäre das Land an Koburg gefallen, und diese Linie wartete mit solcher Begier auf die Todesnachricht, daß der Herzog oder eigentlich die Herzogin, die Milizen aufbot, um sofort einmarschiren und von Meiningen Besitz ergreifen zu können. Herzog Georg genas aber wieder, und nun befang Dr. Ritter die länderflüchtige Wuth des Koburgers in einem verben Spottgedichte, welches in den Meininger wöchentlichen Nachrichten erschien (1. Februar 1783). In diesem Gedichte wird Herzog Georg als König Josafat von Juda bezeichnet; sein Vetter der Herzog von Koburg, tritt als Sanherib, König von Assyrien, auf. Die beiden letzten Strophen dieses sehr heitern Spottgedichtes lauten:

Die Post schleicht nach Assyria,
Wo Sanherib regieret,
Und eben seine Dame da
Vom Schlitten heimgeführt —
„Ihr Durchlaucht! ein Kurier!“ — „Herein!
Es werden Trauerbriefe sein.“

Schnell öffneth er den Brief und liest,
Liest — ach! der Posten trübste,
Daß Josafat am Leben ist,
Und sucht an seine Liebste:
„Der Krieg ist aus! Pest über dich!
Zweitausend Thaler schmerzen mich.“ —

Dieses Gedicht und die entsprechenden in der Anthologie sind besonders interessant, weil sie die sparsamen Vorläufer jener bei Schiller dem Dichter ungewohnten Stimmung sind, aus welcher nachher die köstliche Dichtung „Wallerstein's Lager“ hervorging.

Die Laune, welcher solche lustige Bilder ihre Entstehung verdanken, war jedoch bei Schiller nicht eben häufig. In dem einsamen Bauerbach fehlte seine unruhigen Sehnsucht nach der geliebten Lotte, seiner quälenden Sorge um die eigene Zukunft das starke Gegengewicht, welches bei solchen Gelegenheiten nur durch ein bewegtes Leben, durch anziehende Gesellschaft, durch rege Thätigkeit ausgeübt werden kann. Aber jede Zerstreuung war für Schiller in dem abgelegenen Thale nur sehr spärlich bemessen. Wenn die winterlichen Tage ein etwas

heiteres Aussehen gewannen, dann machte er mit der Flinte auf dem Rücken Ausflüge in die Berge und suchte Raubvögel zu schießen, oder er verabredete mit Reinwald sich auf der Mitte des Weges zwischen Meinungen und Bauerbach zu treffen.

Oft aber lag der Schnee so hoch, daß die einzige Zerstreung war, mit dem Verwalter Bogt Schach zu spielen; kaum wagte ein Bote sich mit einem Briefe nach Meinungen. Am 21. Februar schrieb Schiller an Reinwald: „Liebster Freund, ich wünschte Sie so oft — so oft in meine einsame, grillenhafte Zelle herein, und möchte oft meine tägliche Kost um eine menschliche Gesellschaft dahingeben. — Gelegentlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie, wo nicht unter drückt, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man sagt sonst, es helfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaub' es nimmer. Wenn ich mich im weitesten Verstand zum Beispiel setzen kann, so beweist meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich bei einem guten denkenden Freunde selbst anwandelt. Oft auch bei einem vortrefflichen Buch oder im offenen Himmel. Es scheint, Gedanken lassen sich nur durch Gedanken loden, und unsere Geisteskräfte müssen wie die Saiten eines Instruments durch Geister gespielt werden. Wie groß muß also das Originalgenie sein, das weder in seinem Himmelsstrich und Erdreich, noch in seinem gesellschaftlichen Kreis Aufmunterung findet, und aus der Barbarei selbst hervorspringt.“ —

Nicht mächtiges, herzerschütterndes Unglück ist die größte Qual und der bitterste Feind des Genies, sondern was am meisten die ganze volle Kraft des Genius herausfordert und seine schönen Gaben am leichtesten vernichtet, das ist die gemeine, unablässige, immerfort reizende und quälende Sorge um des Lebens Nothdurft. Auch diese empfand Schiller in Bauerbach. Er war oft in der drückendsten Geldverlegenheit, und dazu peinigte ihn noch der Gedanke an seine Schulden in Stuttgart. Noch wußten seine Eltern davon nichts; wenn sie es aber erfuhren — was ja jeden Augenblick möglich war — wie mußte eine solche Nachricht auf die kränkelnde Mutter einwirken? Schiller wünschte sehnlich, seine Luise Millerin so bald als möglich in Druck zu geben; er wandte sich an den Buchhändler Weygand in Leipzig, er dachte an die sogenannte Dessauische Kasse. Mit dem ersten zerschlugen sich die Verhandlungen sehr bald, vor der Dessauerin bewahrte ihn sein gutes Geschick und Reinwald's verständiger Rath.

In dieser Noth kam plötzlich eine Aussicht, die gänzlich unerwartet war. Dalberg war es, der ungetreue Dalberg, der wieder anklopfte. Schiller hatte ja nun, wie Hoffmeister sagt, die politische Quarantäne überstanden, der Herzog von Württemberg hatte ihn weder verfolgt noch proskribirt, der Freiherr konnte nun wieder mit ihm anbinden, ohne um sein theures Ich zärtliche Sorge zu hegen. Und die Räuber hatten doch so oft das Haus voll und die Kasse schwer gemacht, das Geschäft war nun wieder reinlich, also flugs setzte sich der Freiherr, der großmüthige Beschützer der Künste, und schrieb an Schiller einen höflichen Entschuldigungsbrief. Der heiße Drei, um den der Pudel so nett herumschwänzelte, war Fiesko, und besonders Luise Millerin, von deren Vortrefflichkeit

der in Mannheim zurückgebliebene Streicher den Schauspielern nicht genug rühmen konnte.' Gegen Anfang Februar war dies Drama fertig geworden.

Schiller war so überrascht, daß er an Meyer in Mannheim schrieb, es müsse sich wohl ein dramatisches Unglück ereignet haben, da er von Dalberg einen annähernden Brief erhalte. Aber Schiller war durch schmerzliche Erfahrungen klug geworden, er griff nicht gleich hastig zu. „Ehe ich mich in einen Wagnardartigen Handel mit Dalberg einlasse, will ich die Sache lieber gar nicht in Bewegung bringen,“ schrieb er an Reinwald. Erst am 3. April antwortete er dem Freiherrn; seine Worte sind voller Selbstgefühl, und nicht frei von Spott; er sagt: „Daß E. E. mich auch noch in der Entfernung in gnädigen Andenken tragen, kann mir nicht anders als schmeichelhaft sein. Sie wünschen zu wissen, wie ich lebe? Wenn Verbannung der Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung und einige Freunde von Geschmack einen Menschen glücklich machen können, so kann ich mich rühmen, es zu sein. E. E. scheinen ungeduldet meines kürzlich mißlungenen Versuchs noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben. Ich wünschte nichts, als solches zu verdienen: weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einiges von dem Stüd vorauszusagen.“ Sein Drama, meint er, zeige eine zu starke Vermischung des Tragischen und des Komischen, eine zu sehr zerstreute Mannichfaltigkeit der Einzelheiten und eine allzufreie Darstellung einiger mächtigen Narrenarten; es passe vielleicht nicht fürs Theater, und in diesem Falle wolle er es lieber zurückbehalten.

Aber Dalberg ließ sich nicht abweisen, und seine wiederholten Anträge bewogen schließlich den Dichter, an eine Bühneneinrichtung der Luise Millerin zu gehen. Doch in diese Arbeit wollte des Dichters Geist sich nicht recht fügen, denn ein anderer Stoff hatte sich bereits tief eingenistet und wollte sich nicht wegdrängen lassen. Zuerst schwankte Schiller zwischen Konradin, Maria Stuart und Don Karlos, in den letzten Tagen des März aber entschied er sich mit Bestimmtheit für den Don Karlos, und bat den Meininger Freund, ihm Bücher zu den Vorstudien zu senden. Reinwald schickte ihm unter andern Brantome's Geschichte Philipp's des Zweiten und die Novelle von St. Real: Histoire de Dom Carlos, Fils de Philippe II, Roy d'Espagne. In das Studium dieser geschichtlichen Quellen vertiefte Schiller sich mit einem solchen Eifer, daß Reinwald in einem schönen Gedichte ihn ermahnte, seinen Blick fest auf sein großes Ziel zu richten und nicht davon abzuweichen, denn sein Fuß habe die Bahn zur Ewigkeit begonnen. Er ruft ihm zu:

Erschiltre wie Cherusker Lannen,
Wie Federn auf dem Libanon
Der Obem Gottes — die Tyrannen
Und ihre Starke um den Thron,
Der Menschheit Schlangen, Drachen, Molche,
Den Geistespöbel, der uns drängt: —
Denn deine Worte sind wie Dolche,
Wie Feuer, das den Marmor sprengt

Dieser Mahnung kam der erwachende Frühling zu Hülfe, er weckte Schiller's Lust zur Dichtung, und erheiterte seinen Geist auch dadurch, daß es ihm nun möglich wurde, in der Gegend umherzuzustreifen und Bekanntschaften zu suchen. Wer im Norden unseres Vaterlandes auf dem Lande einsam und abgelegen wohnt, der ist nur in den seltensten Fällen gesellschaftlich ganz verlassen, denn unsere norddeutschen Pfarrhäuser auf dem Lande sind fast immer eine sehr erfreuliche Dase in der Wüste, und nicht selten findet man in ihnen Sige der edelsten Menschlichkeit und auch der köstlichsten Poesie. Schiller lernte eine ganze Reihe sehr vortrefflicher Landpfarrer kennen, unter denen auch Männer von hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung waren. In Meiningen traf er mit dem Hofsprenger Pfranger zusammen, der als Dichter des Mönchs vom Libanon bekannt war. Dem Verkehr mit diesen Männern verdankte Schiller ein nicht unerhebliches Stück Weltkenntniß. Die Pfarrer auf dem Lande waren meist tolerante Leute, warme Vertheidiger des Lessing'schen Nathan, den Pfranger durch seinen Mönch zu widerlegen suchte. Entgegengesetzte Ansichten trafen hier zusammen, für einen jungen Mann gab es dabei viel zu lernen.

Wie gehoben sich Schiller in jenen Tagen fühlte, davon sind seine Briefe an Reinwald redende Zeugnisse. Einer derselben gewährt uns einen so tiefen Blick in Schiller's Dichterleben, in seine ästhetische Auffassung, in sein Schaffen und Streben, daß wir nur in dem Briefwechsel mit Göthe Aehnliches finden könnten; wir lassen ihn hier folgen. Er trägt das Datum: „Bauerbach. Früh in der Gartenhütte am 14. April 1783.

„In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich an Sie, Freund — und meinen Karlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten, blankeren Spiegel an, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche.

„Ich stelle mir vor, jede Dichtung ist nichts anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes. Ich will mich erklären. Wir schaffen einen Charakter, wenn wir unsere Empfindungen, und unsere historische Kenntniß von fremden in andere Mischungen bringen, bei dem Guten das Plus oder Licht, bei Schlimmern das Minus oder den Schatten vorkalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unserer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisches und augenblickliches Dasein gewinnen. Alle Geburten unserer Fantasie wären also zuletzt nur wir selbst. Aber was ist Freundschaft oder platonische Liebe denn anders, als eine wollüstige Verwechslung der Wesen? oder die Anschauung unserer selbst in einem andern Glase? — Liebe, mein Freund, das große, unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist.

„Nach dieser Darstellung komme ich auf einen reinern Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existiren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation zu einem allgemeinen Zweck verdient, so kann keine

denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Birtel auszuführen, hieße nichts anderes, als die zerstreuten Jäge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: der ewige innere Gang, in das Nebengeschöpf überzugehen, dasselbe in sich hinein zu schlingen, es an sich zu reißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe, vom sanften Händedruck und Kusse bis zur innigsten Umarmung, so viele Aeußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?

Wenn man Freundschaft und platonische Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Wesens mit dem unsrigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaft sind, so sind beide gewissermaßen nur eine andere Wirkung der Dichtungskraft — oder besser: das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unserer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leibern. Können wir den Zustand eines Freundes feurig fühlen, so werden wir uns auch für unser poetischen Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundschaft und platonischen Liebe sonach auch die Fähigkeit zur großen Dichtung nach sich ziehen müsse, würde sehr übereilt sein, denn ich kann einen großen Charakter durchaus fühlen, ohne ihn schaffen zu können. Das aber wäre bewiesen wahr, daß ein großer Dichter wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen muß, wenn er sie auch nicht immer geäußert hat. — Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unserer Helden sein müssen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen; daß wir sie als Menschen außer uns denken müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. Unsere Empfindung ist also Refraktion, keine ursprüngliche, sondern sympathetische Empfindung. Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsere Helden gefühlt haben. Ein großer Philosoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat gesagt, daß die Sympathie am gewissensten und stärksten durch Sympathie erweckt werde. Jetzt denke ich diesen Satz in seiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden, er muß mehr dessen Mädchen dessen Busenfreund sein. Der Antheil des Liebenden fängt tausend seine Nuancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größern Dosen, als welche wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessing's Emilia, wenn gleich Lessing unendlich besser als Lessing beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Lessing war ihr Freund.

„Nun eine kleine Anwendung auf meinen Karlos. Ich muß Ihnen stehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen, ich schwärme mit ihm durch die Gegend um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Lessing an dem Karlos und Julius abmessen. — Nicht nach der Größe des Pinsels, sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrument, sondern

nach dem Ton, in welchem wir spielen. Karlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Lejewitz' Julius, und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Karlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen!“ —

Die Ansichten, welche Schiller hier von dem Wesen des Dichters darstellt, stimmen in ihren Grundideen völlig überein mit dem Worte Göthe's, daß von einem Gegenstande gänzlich erfüllt sein den Dichter ausmache. Jenen Worten, in denen er seine poetischen und ästhetischen Grundsätze zur Anschauung brachte, fügte Schiller noch einige Sätze hinzu, welche ein ehrenvolles Zeugniß für Reinwald waren. An ihn schrieb der Dichter: „Ihr letzter Brief, mein Bester, hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es werth ist, daß er mich mit sammt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird jene dulden, und diese mit einer Thräne ehren.“

Der wackre Reinwald sollte in der Folge noch in ein enges verwandtschaftliches Verhältniß zu Schiller treten, und der Dichter selbst sollte die Veranlassung dazu bieten. Die Umstände waren folgende. In seinen pekuniären Nöthen wandte Schiller sich auch wohl an Kristosine, und diese sandte ihm mehrmals kleine Summen, die sie von dem Vater erbat, und schrieb ihm ausführliche Briefe über alles, was der Bruder ihr anvertraut hatte. Diese Briefe der klugen und verständigen Schwester trug Schiller bei sich, er las sie öfter, und so las er sie auch einmal, als er bei einem Besuche bei Reinwald diesen nicht zu Hause traf und in dessen Wohnung auf ihn wartete. Reinwald kam diesmal nicht, und als Schiller fortging, ließ er aus Versehen die Briefe auf dem Tische in des Freundes Stube liegen. Nachher fand Reinwald die Briefe, er las sie. „Die von mir“ — so erzählte nachher Kristosine — „hatte ich meinem Bruder im Auftrag meiner Eltern geschrieben und hatte ihm vorgestellt, er solle doch mehr auf seine Sachen sehen, der Vater könne ihn nicht mehr unterstützen, weil er ohnedies schon zu viel Ausgaben habe. Dieser Brief nun, der die Grundsätze der Sparsamkeit enthielt, muß auf Reinwald einen besondern Eindruck gemacht haben, denn er schrieb sogleich an mich und verhehlte mir nicht, was ihn dazu bewogen habe.“ — Der Brief Reinwald's ist vom 27. Mai datirt und mit großer Verehrung für die einsichtige Schwester des Freundes geschrieben. Ueber ihren Bruder suchte er sie zu beruhigen, indem er meinte, die Einsamkeit habe das Gemüth seines jungen Freundes verdüstert; wenn er noch einen zweiten Winter in Bauerbach zubrächte, würde er völlig hypochondrisch werden; Reinwald hätte die Absicht gehabt, mit ihm nach Pfingsten eine Reise nach Weimar zu machen, um ihn wieder in die Welt und unter die Gesellschaft der Menschen zu bringen, „aber so geneigt er im Anfang zu meinem Vorschlage war, so sehr scheint jetzt sein Geschmac davon entfernt.“

Im Auftrage ihres Vaters antwortete Kristosine an Reinwald und bat ihn als älterer Freund auch im Dekonomischen sich ihres Bruders anzunehmen. Der Briefwechsel wurde fortgesetzt und führte ein engeres Verhältniß zwischen den Schreibenden herbei; im Jahre 1786 wurde Kristosine die Gattin des wackern Reinwald, der in ihr die treueste, liebevollste Pflegerin seiner wenn heiteren Tage fand. Sie starb, fast neunzig Jahre alt, am 31. August 1817. Reinwald starb im Jahre 1815.

Als Schiller dem väterlich um ihn besorgten Freunde das Versprechen gab die Reise nach Weimar, wo Reinwald Verwandte hatte, mitzumachen, glaubte er noch, daß Herr von Winkelmann nach Weiningen kommen werde. Da die Verhältnisse sich später anders gestalteten, und sogar Aussicht war, daß auch Lotte, wenn sie der Pension entging, in Bauerbach wenigstens eine Zeitlang verweilen würde, so wollte Schiller den geliebten Ort nicht verlassen; er richtete sich vielmehr so häuslich ein, daß die Absicht auf einen längern, vielleicht dauernden Aufenthalt nicht zu verkennen war. Mitten durch den Garten legte er eine Regeibahn an, und mischte sich auch unter die Leute des Dorfes, bei denen bald eine beliebte und wichtige Person wurde, denn er diente, wo er konnte, als Arzt oder als Sachverwalter. Einmal suchte er einen Streit zu schlichten, der zwischen dem Verwalter Vogt und der Gemeinde über die Hutberechtigung an den herrschaftlichen Wiesen ausgebrochen war.

Als aber die Leidenschaft für Lotte von Wolzogen immer mehr wuchs, zog Schiller sich auch wieder mehr aus der Gesellschaft zurück, und trug seine Qualen in die Einsamkeit der Wälder. Als er einst durch tiefe Waldesnacht einen Pfad verfolgte, überfiel ihn an einer Stelle, wo mehrere große Buchen standen, ein unheimliches Gefühl; wie Klage und Rechen war das Rauschen umher, ihm war es, als müsse hier ein Todter bestattet sein. Bei seiner Rückkehr nach Bauerbach holte ein Bote ihn ein, dieser hielt bei den Bäumen an deutete auf den moosigen Waldesgrund und sagte: „Hier liegt Martin begraben.“ Dieser Martin hatte in Diensten des Osheim'schen Hauses gestanden und war an dieser Stelle ermordet worden.

Um dieselbe Zeit war es, daß Schiller und seine Gönnerin den Gedankensatzten, der Dichter müsse sich aus den drückenden Verhältnissen auf einige Zeit losreißen. Dalberg wiederholte seine Anträge unermülich, und endlich gab Schiller nach. Er sowohl als Frau von Wolzogen sahen anfangs die Entfernung nur als eine Reise an; die Vermuthung der Freundin, es werde ein Abschied auf lange Zeit sein, wies Schiller mit den heiligsten Bethenerungen zurück. Frau von Wolzogen ließ sich von ihm sein Ehrenwort geben, daß er sich nicht zuerst in Mannheim für ein dauerndes Verhältniß anbieten wolle.

Schiller rechnete auf eine Abwesenheit von etwa sechs Wochen. Die Bücher welche er von Reinwald entliehen, ließ er auf seinem Zimmer zurück. In der Mitte des Juli 1788 verließ er das friedliche Bauerbach, wohin er nur eimäflüchtig zurückkehrte. In dem stillen Hafen hatte er neue Kraft gesammelt, erneuerte er sein Schiffelein wieder auf die hohen Wellen.

Die sieben Monate, welche Schiller in Bauerbach verlebte, sind für sein Leben eine wichtige Zeit, sie gab ihm wieder Vertrauen zu sich selbst und zu

der Welt. Weibliche Hochsinnigkeit und liebevolle Sorge behüteten in diesen schweren Tagen Deutschland's Lieblingsdichter; die Gräfin Franziska wandte durch ihre Bitten den Zorn und die Rache des Herzogs ab, und Frau von Wolzogen gewährte dem heimathlosen Flüchtling die sichere Zufluchtsstätte. Wohl mochte der Dichter später singen: „Ehret die Frauen!“ — Denn was männlicher Eigennuß und männliche Härte an ihm verbrochen hatte, das machten treue weibliche Hände wieder gut. Ehret die Frauen! —

Nicht die glänzendsten Bilder unseres Lebens prägen sich am festesten in unsere Seelen ein, sondern den tiefsten Eindruck hinterlassen solche Zeiten, in denen unser Herz warm wurde unter den Beweisen treuer, herzlicher Liebe. An das friedliche Bauerbach dachte Schiller immer gern, und so wie Herder in seinen letzten qualvollen Monaten sich nach der See sehnte, weil sie ihm die schönen Jugendjahre in Riga wieder zurückerief, so meinte Schiller in den unendlichen Schmerzen seiner letzten Tage, in Bauerbach würde er Linderung finden.

Als er von dem stillen Thale und der sorgsamen Freundin schied, zerriß der Abschied sein Herz, und alle seltsame Gedanken eilten zu dem lieben Orte zurück. Als er am Tage nach seiner Abreise unterwegs einen Mann traf, der in die Gegend von Bauerbach ging, gab er demselben einen Brief an Frau von Wolzogen mit, in welchem er sagte: „Liebste, zärtlichste Freundin, der Verdacht, daß ich Sie verlassen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthslage Gotteslästerung.“ Am 26. Juli kam er in Frankfurt an und schrieb an die Freundin, er trage sie in seinem Herzen, wie er sich selbst in der Hand Gottes getragen wünsche; unter dem schrecklichen Gewühl von Menschen falle ihm die Hütte im Garten ein.

Mit Extrapost, um nicht in Frankfurt viel verweilen zu müssen, ging er weiter und gelangte am Abend des 27. matt und erschöpft, sonst aber wohlbehalten nach Mannheim. Nur Meyer und dessen Gattin erwarteten den Dichter und hatten ihm neben dem Schloßplatz eine gute und wohlfeile Wohnung mit Kost ausgemacht. Schiller legte Geld zur Rückreise nach Bauerbach bei Seite und sah sich nun in der Stadt um. Für Streicher, dem man nichts gesagt hatte, war die freudige Ueberraschung groß, und er wollte kaum seinen Augen trauen, als der Dichter, den er in weiter Ferne glaubte, ihm heiter und blühend entgegentrat. Die Hauptpersonen aber waren abwesend, Dalberg war nach Holland gereist, Jßland befand sich in Hannover. Das Theater gab nur die alltäglichsten Stücke, weil gerade anwesende erlauchte Personen solche verlangten. Obwohl Schiller's Freunde ihn mit Jubel umringten, fand er doch, daß alles, was ihm vorkomme, im Vergleich mit dem stillen glücklichen Leben in Bauerbach entsetzlich verliere; für die lebhaftesten Eindrücke der großen Welt glaubte er verschlossen zu sein. „Aber wie“ — fragte er die Freundin — „bringen Sie Ihre Tage hin? Traurig, fürcht' ich, und wünsche es einigermaßen doch, denn es ist etwas Erfrischendes und Süßes in der Vorstellung, daß zwei getrennte Freunde ohne einander nicht lustig sind. O, es soll mich anspornen, bald, bald wieder bei Ihnen zu sein, und indessen will ich bei meinen großen Zerstreungen an Sie, meine Werthe, denken; ich will mich oft aus dem Zirkel der Gesellschaften losreißen und auf meinem Zimmer schwermüthig nach Ihnen mich hinträumen und weinen. Bleiben Sie, meine Liebe, bleiben Sie, was Sie mir

bisher gewesen sind, meine erste und theuerste Freundin, und lassen Sie uns ein Beispiel unverfälschter Freundschaft sein. Wir wollen uns beide besser und edler machen, wir wollen durch wechselseitigen Antheil und den zartesten Bund schöner Empfindungen die Glückseligkeit dieses Lebens erschöpfen, und am Ende stolz auf dies reine Bündniß sein. Nehmen Sie einen Freund mehr in Ihrem Herzen auf. Das meinige bleibt Ihnen bis in den Tod, und wo möglich noch über diesen hinaus.“ Zeilen dieser Art beweisen, welche hohe und herzliche Freundschaft den Dichter an seine Wohlthäterin band; der zärtliche Ausdruck mochte auch wohl noch gesteigert werden durch die sehnstichtige Liebe des Dichters für Lotte, deren er immerfort gedenkt. Am Ende desselben Briefes, in dem er zuerst schreibt: „Grüßen Sie mir unsere liebe Lotte“, setzt er noch hinzu: „Die liebe gute Lotte küssen Sie in meinem Namen (wenn's erlaubt ist).“

Von seiner Reise kehrte Dalberg am 10. August zurück. Als man ihm sagte, Schiller sei in Mannheim, war ihm diese Nachricht höchst angenehm. Der Dichter traf ihn noch an demselben Tage auf dem Theater, der Freiherr kam ihm auf die verbindlichste Art zuvor und behandelte ihn mit großer Achtung. Von einer Abreise wollte er nichts wissen, vielmehr deutete er auf ein dauerndes Verhältniß öfter hin. Schiller that, als verstände er diese Winke nicht, und meinte in einem Briefe an seine Freundin: „Indeß glaub' ich ihm herzlich gern, daß ihm mein hiesiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte.“

Den Fiesko hat Dalberg sich nun aus, und war bereit, ihn aufführen zu lassen; Luise Millerin wurde schon am 13. August in großer Gesellschaft mit Dalberg's Vorlesung vorgelesen. Der Freiherr versprach, die Räuber und andere große Stücke spielen zu lassen, um Schiller in Feuer zu setzen und ihm die Stärke der Schauspieler zu zeigen. Auch Schwan bemühte sich, den Dichter zu fesseln; er zeigte ihm Briefe von Wieland, in denen derselbe warm für Schiller fühlte und groß von ihm urtheilte. Schiller war dadurch sehr erfreut, und zeigt seine dankbare Freude, indem er bei Schwan seine Luise Millerin vorkas, die viel Beifall fand. In Schwan's Hause verkehrte er von nun an sehr viel und gewann dort einen Kreis bedeutender Bekanntschaften. Bei Dalberg war er öfter zur Tafel, auch unternahm er Ausflüge in die nähere und weitere Umgegend. In dem Wirthshause zu Oggersheim empfingen seine ehemaligen Wirthsleute ihn mit einer Herzlichkeit und Freude, von der Schiller lebhaft gerührt wurde.

Aber aus diesem Tumult von Zerstreungen flog sein Herz immer wieder zu der edlen Freundin in dem abgelegenen Dorfe. „Meine beste, liebste Freundin“ schrieb er ihr, „wie froh will ich den Augenblick erwarten, der mich wieder zu Ihnen zurückbringt! Wie sehr haben Sie in meinen Augen neben diesen neuen Bekanntschaften gewonnen! Ich will und kann auch recht fleißig bei Ihnen arbeiten. Mein Aufenthalt in Bauerbach soll mir von allen Seiten der vorthellhafteste bleiben, und weder Ihnen noch mir jemals zum Borwurf gereichen. — Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert und diese Verbesserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre,

Belegenheit hätte, Tausend zu verderben.“ — Alle Bekannte in Bauerbach ließ er grüßen, auch Judith, die Botenfrau, und alle traulichen Mäße, „und lassen Sie mich jetzt Gebrauch von dem Titel machen, den Sie mir gegeben haben, und der von keinem stolzern verdrängt werden soll; lassen Sie mich, diese Mama, mich Ihren zärtlichen Sohn nennen.“

So heiß und so andauernd Schiller's Sehnsucht nach Bauerbach aber auch war, sie sollte doch nicht ihr Ziel erreichen. Dalberg's Stimme klang immer verlockender, und als der Dichter alle Andeutungen gar nicht verstehen wollte, liette der Freiherr, als er den Verfasser des verworfenen Fiesko einmal zur Tafel geladen, mit seinem Antrage heraus. Schiller hätte auch noch länger geögert, aber er hatte erfahren, daß Herr von Winkelmann zwei Monate in Bauerbach zubringen würde, und das entschied, Schiller gab seine Zusage, und der Kontrakt wurde abgeschlossen. Drei neue Stücke verpflichtete sich der Dichter in der Zeit vom 1. September 1783 bis zum letzten August 1784 für das Mannheimer Theater zu liefern, den Fiesko, die Luise Millerin und ein drittes, was er noch schreiben sollte. Dafür erhielt er ein Gehalt von 300 Gulden, wovon ihm 200 sogleich ausgezahlt wurden; außerdem wurde ihm die Einnahme von je einer Aufführung, die er selbst bestimmen konnte, zugesagt, und in sein Belieben gestellt, nach sechs Monaten die Stücke anderweitig zu verkaufen oder le drucken zu lassen. Er mußte seinen Aufenthalt in Mannheim nehmen, doch durfte er die heißesten Sommermonate anderswo zubringen. Auf die Einnahme von den Aufführungen verzichtete Schiller später gegen ein Fixum von 200 Gulden, so daß Dalberg seinen Theaterdichter für die Summe von jährlich 500 Gulden hatte. Ein wohlfeiler Kauf! Aber wie hätte man Großherzigkeit in einem Orte erwarten können, wo man sechs Jahre früher Lessing so schändlich behandelt hatte! In der Geschichte der deutschen Dichtung bezeichnen die Namen Mannheim und Weimar ungefähr diametrale Gegensätze.

Obwohl Schiller nun eine Anstellung gewonnen hatte, die ganz nach seinem Sinne war, so zeigten seine Briefe, in denen er der Freundin die Nachricht überbrachte, keine recht frohe Stimmung, und leider sollte er des neuen Amtes wenig Freude haben. Dalberg ließ die Räuber aufführen, und das Haus war brechend voll; aber schon am Tage nach dieser Vorstellung meldete sich bei Schiller ein Fieber, das ihn bisher noch verschont hatte. Während des heißen Sommers des Jahres 1783 wüthete in Mannheim eine schlimme Seuche, die aus den Häufen der Festungsgräben und umliegender Sümpfe immer neue Nahrung zog und fortwährend an Kraft gewann. Fast die Hälfte der Einwohner lag krank. Auch Schiller wurde von dem Fieber ergriffen, und wenige Tage nach dem Beginn seiner Krankheit erschütterte ihn die Nachricht von dem Tode seines Freundes, des Regisseurs Meyer, der in einem Alter von 34 Jahren starb. Schiller sollte die üblen Folgen der Mittel, welche der Theaterarzt Hofrath May in Anwendung brachte, vorausgesagt haben. Der Dichter selber war in den besten Händen, wurde wie ein Kind des Hauses gepflegt, die Wittve seines Freundes Meyer sorgte ihm die Krankenkost; sein Kopf war aber bald so angegriffen, daß ein anderer Arzt zugezogen werden mußte. Erst gegen die Mitte des September ließ die Gewalt der Krankheit ein wenig, so daß er der Frau von Wolzogen

von seiner Krankheit und von seinem Engagement erzählen konnte. Die Eine Hoffnung wenigstens erfüllte ihn, daß er bis zum Ende des Kontraktes seine Schulden würde abtragen können. „Danken Sie mit mir Gott, meine Beste“ — schrieb er der Freundin — „daß er mir hier einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbesserung meiner Umstände mich aus dem Wirrwarr zu reißen und der ehrlichen Mann zu bleiben. Dieser Gesichtspunkt allein, ich gestehe es, kann mich über die lange Trennung von Ihnen und über den Aufschub meiner angenehmen Entwürfe trösten, und gibt mir jetzt auch den Muth und die ruhige Festigkeit, Ihnen zu sagen, daß wir uns vor acht oder neun Monaten nicht sehen werden. Bis dahin, meine geliebteste Freundin, übergebe ich Sie dem Arm des unendlichen Gottes, und flehen Sie ihn um Schutz für mein Herz und meine Jugend. Meine Freundschaft bleibt Ihnen unwandelbar und gewiß, und soll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung sein. Sie waren die erste Person an welcher mein Herz mit reiner unverfälschter Zuneigung hing, und eine solche Freundschaft ist über allen Wechsel der Umstände erhaben. Fahren Sie fort meine Theuerste, mich Ihren Sohn zu nennen, und seien Sie versichert, daß ich das Herz einer solchen Mutter zu schätzen weiß.“ Dann erzählte er ihr noch, daß Fremde und Einheimische ihn aufsuchten und sich um seine Freundschaft bemühten. Während seiner Krankheit habe er die besten Zerstreuungen gehabt sein Zimmer sei selten von Besuchen leer gewesen. Im Theater gehe er hin ein und aus, wie in seinem eigenen Hause, und sein Logis sei sehr artig.

Eine Fluth von Arbeiten erwartete nun den Dichter. Fiesko und der Millerin mußten umgearbeitet werden, und zwar nach den Anforderungen Dalberg's, die, wie Streicher sagte, oft der Wahrheit und dem Verstande zugleich den stärksten Schlag versetzten.

In der Sitzung des Theaterausschusses erschien Schiller zum erstenmal am 15. Oktober, doch war er noch so angegriffen, daß er eine Kritik über ein Drama die Dalberg ihm auftrug, zurückweisen mußte. Die drängenden Geschäfte waren seinem Gesundheitszustande keineswegs förderlich. In den ersten Wochen des Oktober trat das Fieber wieder mit vermehrter Macht auf, täglich erfolgte ein Anfall, und was die Geschäfte an Ruhe und Muße überließen, das verschlang ein ausgebreiteter Verkehr, der sich nicht allein auf Mannheim beschränkte.

Durch Schwan's Vermittlung wurde der Dichter bei Sofie la Roche = Speier eingeführt. In dieser Frau, die wir aus dem Leben Wieland's und Göthe's genauer kennen, fand Schiller, wie er schrieb, die sanfte, gute, geistvolle Frau, von der der Ruf spräche; in ihrem Alter zwischen fünfzig und sechs Jahren habe sie sich das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens bewahrt. Er wiederholtem Besuch wurde er ganz von ihr bezaubert, und er war stolz darauf daß sie mit ihm zufrieden war.

Bei ihr lernte er den Herrn von Hohensfeld kennen, der ehemals Minister bei der Kurtrierischen Regierung und la Roche's warmer Freund war. Als legatsatirische Briefe über das Mönchswesen durch den Pfarrer Brechter veröffentlicht ließ *), fiel er in Ungnade und verlor seine Stelle als Staatskanzler bei d-

*) Vergl. den II. Band unseres Werkes S. 106 ff.

Kurtrierischen Regierung; ihm zu Liebe nahm auch der Minister von Hohenfeld seine Entlassung, verzichtete zu Gunsten la Roche's auf seine Pension und räumte diesem in Trier auch noch sein Haus ein, in dem er nur zwei Zimmer für sich zurückbehielt. Von diesem Herrn von Hohenfeld sagte Schiller: „Er ist der edelste Mann, den ich kennen lernte, und mein Freund. Ein solcher Mann kann mich mit dem ganzen menschlichen Geschlechte wieder aussöhnen, wenn ich auch um mich herum tausend Schurken wieder begegnen muß.“

Die „Schurken“ sind ein sehr kräftiger Ausdruck, aber so ganz Unrecht hatte Schiller damit nicht. Sowohl unter dem Publikum als unter den Personen, mit welchen seine Stellung ihn in Berührung brachte, fand er viele hämische Widersacher, welche sowohl seine Person als auch sein Streben anfeindeten. Ebenso wenig wie Lessing und Herder gab Schiller sich irgend welche Mühe, seine reformatorischen Ideen vorsichtig und mit gelinder Ueberredung der Welt angenehm zu machen, sondern kühn und kraftvoll bahnte er sich seinen Weg, unbekümmert darum, ob er sich Feinde machte oder Freunde. In Mannheim war ein katholischer Geistlicher Namens Trunk, der seiner Richtung wegen vielen Anfeindungen ausgesetzt war; Schiller verkehrte gern mit ihm, und Trunk besuchte den Dichter öfter in dessen Krankheit. Auch noch andere Beispiele begegneten dem Dichter von der gehässigen Unduldsamkeit derjenigen, die sich die Jünger dessen nannten, der die höchste und uneigennützigste Liebe selbst war. Ein lieber Freund war dem Dichter der Schauspieler Heinrich Bed; dessen Verlobte war Karoline Biegler, eine Schauspielerin, ein sehr lebenswürdiges, mit allen häuslichen Tugenden geschmücktes junges Mädchen, die Tochter einer angesehenen Mannheimer Familie. Karoline war Katholikin, Bed Protestant, und nun verweigerte die Geistlichkeit ihre eheliche Einsegnung.

Der gewaltige Umsturz so vieles alten Wustes, der bald nachher in der französischen Revolution seinen furchtbaren Ausbruch fand, kündigte sich schon damals immer lauter in der leidenschaftlichen Erregtheit der Parteien an. Zu Schiller kam ein reisender Freimaurer, „ein Mann“ — wie es in einem Briefe an Frau von Wolzogen heißt — „von den ausgebreitetsten Kenntnissen und einem großen verborgenen Einfluß, der mir gesagt, daß ich schon auf verschiedenen Freimaurerlisten stünde, und mich inständig gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich hierin thun würde, vorher mitzutheilen; er versichert mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Aussicht sei.“

Der rasche Pulsschlag der Zeit wurde dem Dichters besonders bemerkbar in dem gastfreien Hause des Buchhändlers Schwan, wo Offiziere, Künstler und Gelehrte vielfach verkehrten. Schwan hatte ein abenteuerliches Leben durchgemacht. Er war der Sohn eines Buchhändlers in Prenzlau und hatte es in Rußland zum Offizier gebracht; zur Zeit des siebenjährigen Krieges wies man den gebornen Preußen, der seine Sympathien nicht verbergen konnte, aus, nachdem er dem Transport nach Sibirien glücklich entgangen war. Schwan begab sich nach Holland, wo er zuerst von seiner Feder lebte, dann gelang es ihm, die Stelle als Geschäftsführer in der Kommandite, welche in Mannheim der reiche Buchhändler Eslinger zu Frankfurt besaß, zu erringen; er heirathete später die Tochter seines Prinzipals, und wurde Hofstammerrath und ein reicher

Mann. Nach dem Tode seiner Frau leitete seine Tochter Margarethe das Hauswesen. Sie war zur Zeit als Schiller sie kennen lernte neunzehn Jahre alt, ein schönes Mädchen mit lebhaftem Geiste; die glänzende Welt gefiel ihr besser als das stille Haus. Durch vortrefflichen Unterricht und durch den feinen Verkehr ihres väterlichen Hauses gewann sie eine ungewöhnliche Bildung. So viele Vorzüge machten sie zu einer sehr anziehenden Erscheinung. Doch kannte sie selbst ihre Reize sehr genau und war den Bewerbungen der Männer durchaus nicht abgeneigt. Schiller schien Eindruck auf ihr Herz zu machen, und wenn er ihrem Vater vorlas, war Margarethe meist zugegen. Doch in der ersten Monaten waren die Gefühle für Charlotte von Wolzogen in des Dichters Brust noch zu mächtig, um „der Schwanin“, wie er sie nennt, mehr als andern Raum zu geben. Noch am 7. Juli 1784 sprach Schiller gegen Frau von Wolzogen den Wunsch aus, daß Lotte einmal sein eigen werden möge.

Unter allen solchen Besuchen und Bekanntschaften hielt das Fieber immer noch an. Nach der elenden Heilmethode damaliger Zeit aß Schiller Tag für Tag Wassersuppen; Fieberrinde verzehrte er, wie er selbst sagte, wie Brod. Zu seinem Geburtstage schenkte ein Freund ihm sechs Flaschen Burgunder. Da Dichter erfreute die Aufmerksamkeit, doch aus dem Wein machte er sich nicht viel; lieber, sagte er, tränke er Bier. Es war ihm eine große Freude, als er den Wein bei einem Besuche lieber Gäste zum Besten geben konnte. „Stets: Sie sich vor, meine Beste, wie angenehm ich gestern in dem Fortschreiben unterbrochen wurde“ — so setzte Schiller einen Brief an Frau von Wolzogen am 14. November fort, — „man klopf an mein Zimmer. Herein! — und herein treten — stellen Sie sich meinen fröhlichen Schrecken vor — Professor Abel und Beck ein anderer Freund von mir. Beide haben eine Reise nach Frankfurt gemacht. kamen hier durch, und blieben von gestern bis heute vor einer Viertelstunde bei mir. Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute und einiger Fremder die Zeit floß! Wir konnten vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Athem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegessen (sehen Sie, ich bin schon ein Kerl, der Tafel hält), und bei dieser Gelegenheit waren meine Burgunderbouteillen wie vom Himmel gefallen. Um sie ein wenig herumzuführen, bin ich heute und gestern wieder ausgegangen. Schadet nichts, wenn ich jetzt auch später gesund werde, habe ich ja doch ein unbeschreiblich Vergnügen gehabt.“

Höchst ergötzlich fand Schiller es, daß Professor Abel, ein kleiner dicker Mann, mit Sporen an den Stiefeln, mit Hirschjäger und rundem Hut wie ein Student von Jena in den Mannheimer Gassen sich zeigte. Der Brief, in dem er dieses alles der Freundin erzählte, fährt dann weiter fort: „Einen andern Spaß habe ich erlebt. Den 19. dieses Monats ist der Namenstag der Kurfürstin. Man bittet mich, zur Feier desselben eine öffentliche poetische Rede zu machen, welche in Gegenwart der Kurfürstin und des Mannheimer Publikums auf dem Theater sollte abgelegt werden. Ich mache sie, und nach meiner sonst flüchtigen Gewohnheit satirisch und scharf. Heute schick ich sie Dalberg — sie ist ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Mensch kann sie brauchen, denn sie ist keine Lobrede auf die beiden kurfürstlichen Personen. Weil es jetzt ist

spät ist, und man das Herz nicht hat, mir eine andre zuzumuthen, wird die ganze Lumpenföte eingestellt. Dalberg aber thut es nicht anders, er will meine Rede drucken lassen.“ —

Als Professor Abel nach Stuttgart zurückkehrte, gab er daselbst über Schiller die besten Nachrichten, und in seinen Aufzeichnungen erzählte er, daß er in Mannheim den Dichter voll Zuversicht zu seinen Erfolgen, voll Muth und Hoffnung gefunden habe. Doch Abel hatte nur die Lichtseite von dem Leben seines ehemaligen Jünglings gesehen. Zu den vielen Sorgen Schiller's um seine Gesundheit, seine Liebe, seine Zukunft, trat noch eine neue sehr schwere hinzu: die Sorge um seine Mutter. Diese kränkelte fortwährend, ein krampfhafte's Leiden durchzog den ganzen Körper, der Gram um den Sohn hatte sie um zehn Jahre älter gemacht. Der Vater sah ein, daß eine Besserung in ihrem Zustande am ersten von der Rückkehr des Sohnes zu erwarten sei, und er schlug dem Dichter vor, er möge an den Herzog ein Gesuch um straffreie Rückkehr richten, ja er erbot sich selbst hierzu. Kristosine wiederholte sehr dringend das Ansuchen des Vaters und sagte dem Bruder sehr offen, welchen Grund die Krankheit der Mutter habe. Schiller's Herz blutete unter den Anklagen, die er sich selbst machte, und doch konnte er das Begehren des Vaters nicht erfüllen, wie er in einem Briefe an seine Schwester vom 1. Januar 1784, den Streicher mittheilt, näher begründete. „Wie kann ich mich“ — so schreibt Schiller — „ohne Konnexion mit einem andern Fürsten, ohne Karakter und dauernde Versorgung, nach meiner einmal geschehenen gewaltsamen Entfernung aus Württemberg wieder da blicken lassen? Daß der Vater den Namen zu dieser Bitte hergibt, nützt mir wenig, denn jedermann wird, so lange ich nicht beweisen kann, daß ich den Herzog von Württemberg nicht mehr brauche, in einer (mittelbar oder unmittelbar, das ist eins) erbettelten Wiederkehr ein Verlangen, in Württemberg unterzukommen, vermuthen. Schwester, überdenke die Umstände aufmerksam, denu das Glück Deines Bruders kann durch eine Uebereilung in dieser Sache einen ewigen Stoß leiden. Ein großer Theil von Deutschland weiß von meinen Verhältnissen gegen Euern Herzog und von der Art meiner Entfernung. Man hat sich für mich auf Unkosten des Herzogs interessiert — wie entsetzlich würde die Achtung des Publikums, (und diese entscheidet doch mein ganzes zukünftiges Glück), wie sehr würde meine Ehre durch den Verdacht sinken, daß ich diese Zurückkunft gesucht — daß meine Umstände mich meinen ehemaligen Schritt zu bereuen gezwungen, daß ich diese Versorgung, die mir in der großen Welt fehlgeschlagen, aufs neue in meinem Vaterlande suche. Die offene, edle Kühnheit, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich sie nicht behauptete. Liebe zu den Meinigen, Sehnsucht nach dem Vaterlande entschuldigt vielleicht im Herzen eines oder des andern redlichen Mannes, aber die Welt nimmt darauf keine Rücksicht. Uebrigens kann ich es nicht verhindern, wenn es der Vater dennoch thut. Nur dies sag' ich Dir, Schwester, daß ich, im Fall der Herzog es erlauben würde, dennoch mich nicht eher im Württembergischen blicken lasse, als bis ich wenigstens einen Karakter habe, woran ich eifrig arbeiten will; im

Fall er es aber nicht zugibt, mich nicht werde enthalten können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Sottisen gegen ihn zu rächen.“

Die beabsichtigte Bitte an den Herzog unterblieb unter diesen Umständen. Der Vater stand von seinem Begehre ab, wünschte aber doch, daß der Sohn keine Gelegenheit, sich dem Herzog wieder zu nähern, vorübergehen lassen möge, dann würde ihre Trennung ja wohl nicht immer fortdauern und der Vater werde es endlich erleben, seinen einzigen Sohn auch wieder um sich zu haben.

An demselben Neujahrstage, an dem Schiller seiner Schwester schrieb, bat er auch Frau von Wolzogen, die ihm lange keine Nachricht hatte zugehen lassen, um Beruhigung in seiner traurigen Ungewißheit, die ihm in seiner jetzigen Lage, immer noch vom Fieber gequält, äußerst schwer fiel. „Denken Sie sich“ — so fährt er fort — „in meine äußerst angestrenzte Situation. Um mit Anstand hier zu leben und die mir vorgesezte Summe Geld zur Bezahlung meiner Schulden heraus zu schlagen, — um zugleich die Ungebuld des Theaters und die Erwartungen des hiesigen Publikums zu befriedigen, habe ich während meiner Krankheit mit dem Kopf arbeiten müssen, und durch starke Porzionen China meine wenigen Kräfte so hinhalten müssen, daß mir dieser Winter vielleicht auf Zeit Lebens einen Stoß versezt.“

Wie richtig diese traurige Prognose leider war, ist ja bekannt. Und welche Arbeiten waren es, die dem kranken Dichter seine letzten Kräfte anrieben und den Grund für zukünftige bittere Leiden legten? Steht die Theaterbearbeitung des Fiesko etwa so hoch über dem gedruckten Drama, daß wir der so theuern Preis verschmerzen können?

Dalberg's Ausstellungen, und seine Forderungen für die Bühne waren es, welche die Arbeit des Dichters veranlaßten. Schiller genügte diesen Anforderungen, und unter Dalberg's kritischer Scheere wandelte der stolze Fiesko bald in einen Krüppel um, dessen Kleider an vielen Stellen die Flicken grell erkennen ließen, welche die fieberzitternde Hand des Dichters auf des Freiherrn Verlangen einsezte. Denn ohne zu flüchten konnte Dalberg kein Stück passiren lassen; als er den Julius Cäsar des Shakespeare aufführen ließ, legte er, wie Emil Palleste erzählt, der Porzia eine brillante Stelle der Volturnia in Koriolan in den Mund, und als nachher der Koriolan über die Bretter ging, forderte Volturnia die verlienen Mühenbänder wieder zurück und produzierte sie zum zweitenmal. In derselben Weise verständigte Dalberg sich an den Fiesko. Wir werden seine „Verbesserungen“ bald kennen lernen, wenn wir jetzt Schiller's Tragödie einer kurzen Betrachtung unterziehen.

Die Urtheile über Schiller's Jugenddramen gehen ziemlich weit auseinander, je nach dem Standpunkte, den die Kritiker einnahmen. Nun ist aber nicht ungerechter, als gerade an Schiller's poetische Schöpfungen den einseitigen Maßstab regelrechter Kritik zu legen. Diese gewaltigen Werke wurzeln in den geistlichen Leben des deutschen Volkes mit tausend und abertausend Fäden, und lebendig aus dem Grunde, weil sie aus dem vollen Leben des Volkes geboren sind und wiederum dem Volke sein eigenes Spiegelbild künstlerisch verklärt vor Augen stellen, so treu und so eindringlich, und dabei so reich und mannichfaltig, daß jeder Stand und jedes Alter und jeder Charakter sein eigenes Selbst an

irgend einer Stelle wiederfindet. Wollen wir also über Schiller's Dramen ein Urtheil abgeben, so können wir unmöglich die soziale Seite dermaßen bei Seite schieben, wie etwa Vilmar das in seiner Kritik des Fiesko gethan hat. Die Räuber, Fiesko, Rabale und Liebe und Don Karlos bilden gewissermaßen ein einziges großes Zeitgemälde, jedes einzelne Drama bezeichnet eine besondere Seite der Zeit, und in diesen vier Dramen besitzen wir den werthvollsten Beitrag zur Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts und der Menschheit überhaupt. Von allen diesen vier Dramen aber ist Fiesko das lebendigste und farbenreichste, und wahrlich nicht, wie Vilmar meint, ein mißlungenes Gemälde, so manche Blöße es auch dem kritischen Messer bietet.

Der Grundgedanke, in den das gesammte Streben des achtzehnten Jahrhunderts zusammenfließt, ist der Kampf um die Menschenrechte gegen die verschiedenartigste Annäherung des gewissenlosen Egoismus. Friedrich der Große, Josef der Zweite, Washington und Franklin, Lessing, Kant und Herder, und alle die anderen rüstigen Kämpfer für die Humanität treffen auf demselben Plane und unter denselben Fahnen zusammen; auch Rousseau und Voltaire streiten, wenn auch mit anderen Waffen, für denselben Satz der persönlichen Freiheit und Berechtigung, und unter den edelsten Vorkämpfern steht in erster Reihe auch Schiller. Die Räuber waren ein gewaltsamer Ausschrei der in den unnatürlichsten Fesseln verkümmerten Jugendkraft; die Stimmen sind noch vielfach verworren, die grellen Dissonanzen sind gehäuft, und trotz alledem ist der Eindruck großartig, und dem Karl Moor gehört unsere bewundernde und bemitleidende Liebe. Der Gesichtskreis des Fiesko ist ein höherer; wir treten aus den beschränkten Verhältnissen eines einzelnen Standes in die großartige Maschinerie des Staatslebens hinüber, und vor unseren Augen arbeiten alle Bestrebungen, die im achtzehnten Jahrhundert gährten.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Republik Genua, in welche der Dichter uns hineinführt, sind in fast allen deutschen Ländern und besonders Ländchen anzutreffen; in Württemberg hatte Karl Eugen in den ersten Jahren seiner Regierung die Rolle des Gianettino mit großer Virtuosität aufgeführt; die brutale Vergewaltigung des Volkes, die Eingriffe der Herrscher in das Heiligthum der Familie waren an vielen Orten in schmerzlicher Erfahrung erprobt. Aber überall regte sich bereits der Widerstand gegen solche Greuel, bis in die untersten Klassen waren die Freiheitsideen gedrungen, und die Berrina's, aus dem Schoße des Volkes hervorgegangen, waren genugsam in allen Ländern zu finden, wenn sie damals auch noch nicht so lech auftraten. Diese aufrichtigen, nur für die Sache begeisterten Patrioten bildeten damals den Kern, die bestimrende Masse des Volkes, gerade wie im Fiesko, und ihre Ideen siegten schließlich, wenn auch nicht immer schon in der damaligen Zeit; gerade so wie das Streben Berrina's auch in dem Drama zuletzt den Ausschlag gibt. In Zeiten einer solchen Gährung und sich überstürzenden Leidenschaft zeigen sich stets die Fieschi, die genialen, gewissenlosen Ehrgeizigen, welche sich zum Schein als Vorkämpfer für die zeitgestaltenden Ideen aufwerfen, um sich schließlich unter anderm Titel auf den erledigten Thron der gestürzten Gewalthaber zu setzen. Mit den Bestalten des Fiesko und des Gianettino, wenn man beider Bestandtheile ver-

schmolzen denkt, deutete der Dichter profetisch auf den Korsen Napoleon, und ein Ebenbild zu der Rolle des Mohren fand der Dichter in dem ihm wohlbekannten M. Martin; die schleichenden, mit aller schlaunen List und der bodenlofsten Geissenlosigkeit ausgerüsteten, kriechenden Schurken fand man an fast allen kleine. Höfen, und sie verkauften ihre Dienste ebenso um das Meistgebot, wie Mulei Hassan.

Im Drama sind naturgemäß diese Zeitcharaktere mehr typisch geworden, und unter Schiller's Händen sind ihnen allen, dem eigenen Charakter des Dichters gemäß, ideale Züge geliehen worden, nach denen man in der Wirklichkeit damaliger Zustände oft vergebens sucht. Aber gerade dadurch, daß die Personen des Dramas um so viel idealer und höher dastanden, als die Repräsentanten des Lebens, gerade dadurch wurde das Drama um so wirksamer als Träger der zeitgestaltenden Ideen; es war der Wirklichkeit stets um einen Schritt voraus, und mußte daher für jeden etwas Anspornendes, Treibendes haben. Und diese Wirkung hat es entschieden in sehr großartigem Maßstabe gehabt. Es ist durchaus unrichtig, wenn Bilmar sagt, Fiesko sei zu des Dichters Erststunde und Schmerz sehr kalt aufgenommen worden. Das gilt höchstens für die ziemlich oberflächlichen Mannheimer, nicht aber für die Gesamtheit des deutschen Volks, wie aus der nicht zu sättigenden Begeisterung und den immer wiederholten Aufführungen in Berlin, aus den sehr zahlreichen Auflagen und Nachdrücken hervorgeht; noch vor Ablauf des Jahrhunderts erschienen englische und französische Uebersetzungen und bewiesen die Theilnahme des Auslandes.

Doch auch von Seiten der Kunst ist Fiesko keineswegs unbedeutend. Die Handlung ist reich und lebhaft, sehr wirkungsvoll in große Bilder zusammengebrängt; der zweite Aufzug von dem vierten bis zum neunzehnten Auftritt, die vierte und fünfte Szene des dritten Actes sind Gewaltstöße auf das Interesse des Zuschauers wie die Manöver Napoleons in der Schlacht bei Leipzig. Der Gang des Ganzen ist so feurig, daß den wenigsten Lesern oder Zuschauern ist gleich die beiden Schwächen des dramatischen Gerüsts auffallen werden: nämlich daß wir so lange ungewiß darüber bleiben, ob Fiesko in der That nur der Weichling sei, und daß der ganze Fortgang des Stückes an einer Hauptthat (III, 4) nur in der Intrigue des Mohren liegt, der den Anschlag gegen das Leben der zwölf Edlen glücklich noch früh genug entdeckt. Sehr unwahrscheinlich ist auch die Art und Weise, mit welcher Fiesko den Mohren so leichtsinnig verabschiedet.

Unter den Charakteren sind einige mit großer Meisterschaft gezeichnet, besonders der Mohr, dessen Witz und Humor sich höchst glücklich dem tragischen Grundton des Ganzen entgegenstellt. Leider hat Schiller in seinen späteren Dramen diese kernigen, beweglichen, lebendigen und Leben bringenden Gestalten ganz gestrichen.

Ueber den Eindruck des Ganzen mögen hier einige treffende Worte von Carlyle stehen; er sagt: „Wir bewundern nicht nur in Fiesko das energiegeliche Feuer, womit der Autor seine Charaktere belebt, sondern auch die außerordentlich Bestimmtheit, mit welcher er dieselben zeichnet, ohne sie zu überladen, und die Lebendigkeit, mit der es ihm gelingen, jede Szene, worin sie handelnd auftritt.

auszumalen; die politischen und persönlichen Beziehungen des Genueßischen Adels, die üppige Pracht, die Intriguen, die entgegengesetzten und streitenden Interessen, die sie unter einander beschäftigen, sind uns vor die Augen gestellt; wir sind im Stande, die Verwicklung der Verschwörung zu begreifen und zu beurtheilen; wir gesellen uns zu den großartigen, Staunen erregenden Begebenheiten, welche die Katastrophe herbeiführen, als lebten wir darin. Die Katastrophe selbst ist mit besonderer Wirkung entfaltet. Das mitternächtliche Schweigen der schlafenden Stadt, einzig durch die fernher tönenden Laute der Wachen, das dumpfe Brausen der See, oder den verstolenen Fußtritt, die verstellte Stimme Fiesko's unterbrochen; dies alles wird unserer Einbildungskraft durch einige flüchtige, aber deutliche Züge vorgeführt; uns dünkt, wir stünden in der tiefen Todesstille Genua's, das große Signal erwartend, welches so furchtbar über seinen Schlummer hereinbrechen soll. Endlich fällt der Alarmschuß; der darauf folgende wilde Aufruhr ist nicht weniger ergreifend geschildert. Die Gewaltthaten und Schreckens-töne, Staunen und Entsetzen, die donnernden Kanonen, der dumpfe Klang der Sturmglode, das Geschrei einer Menschenmasse von Tausenden, „die Stimme Genua's zu Fiesko sprechend“ — alles dies ist mit einer Lebendigkeit und Kraft uns vergegenwärtigt, welche schon allein hinreicht zu zeigen, daß dies kein gewöhnliches Genie von beschränkter Fassungskraft und Erfindung, kein gewöhnliches Talent in der Anordnung und Ausführung der Resultate des erstern ist.“

Mit diesem Fiesko war aber Dalberg durchaus nicht zufrieden, er forderte mehrfache Veränderungen, auf welche Schiller nothgedrungen einging. Die Revolution gelang, als aber Fiesko als Herzog anerkannt war, erklärte er plötzlich, er wolle nunmehr nichts weiter sein, als Genua's glücklichster Bürger. Auf diese Weise vernichtete Fiesko selbst alle Bedingungen seiner Existenz und seiner Thaten, er war gewissermaßen eine Parodie auf sich selbst; Ferrina wurde gänzlich überflüssig, das ganze Drama verlor alle Konsequenz.

Als Fiesko am 11. Januar 1784 in dieser verhunzten Gestalt aufgeführt wurde, fanden nur einzelne Szenen Beifall, für das Ganze konnte man sich nicht erwärmen. An Reinwald schrieb der Dichter: „Den Fiesko verstand das Publikum nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name, in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut.“

Die Kritik wollte nicht viel von dem Stück wissen, und auch heute gehen die Stimmen noch auseinander; während Vilmar meint, Schiller habe im Fiesko eine Aufgabe angegriffen, der er nicht gewachsen wäre, sagt Servinus V, 134: „Die Fertigkeit, mit der der junge Mann diese politische Materie auf den ersten Versuch handhabte, die Entschiedenheit, mit der er sich auf diesem Wege fühlte trotz der Gegenstimme des Publikums, dem diese Gattung ganz fremd und von dem materialen Interesse der Räuber entblößt war, sprach schon damals laut dafür, daß hierin seine Bestimmung lag.“

Nachdem Fiesko aufgeführt worden, konnte Schiller nun die Luise Millerin angreifen. Die verhältnißmäßig geringeren Veränderungen, welche daran vorzunehmen waren, wurden ihm durch eine nicht unerhebliche Freude verstäkt. Am 10. Februar wurde er als ordentliches Mitglied in die Mannheimer deutsche

Gesellschaft aufgenommen. Dadurch wurde er pfälzischer Unterthan, und war nun gegen alle Nachstellungen des Herzogs von Württemberg gesichert.

Luisa Millerin war mit dem Beginn des Frühjahrs vollendet. Iffland war damals im Begriff, ein Drama auf die Bühne zu bringen; er übergab es Schiller zum Durchlesen und hat ihn, dem Stück einen Namen zu geben; Schiller nannte es „Verbrechen aus Ehrsucht.“ Die Artigkeit zu erwidern, ersuchte Schiller nun Iffland um einen Namen für sein Trauerspiel, und Iffland taufte die Luisa Millerin um in „Kabale und Liebe,“ unter welchem Namen es jetzt bekannt ist.

Unter den Jugenddramen Schiller's ist Kabale und Liebe unstreitig das schwächste. „In diesem mißglückten Stücke“ — sagt Servinus — „hat Schiller das meiste Verhältniß zu den Klinger und Wagner, den untergeordneten Schreibern jener Tage.“ Die echte dramatische Kunst vermissen wir in diesem Drama völlig. Die Handlung entwickelt sich nicht, sondern sie wird in ihren einzelnen Theilen neben einander gereiht; die Personen erscheinen nicht als denkende, nach Grundsätzen handelnde Wesen, sondern als Drahtpuppen, welche die Hand des Autors nach Belieben tanzen oder verschwinden läßt. Die Katastrophe ist gewaltsam erzwungen, einige Theile der Handlung stehen ohne allen Zusammenhang und ohne allen Einfluß wie ungebetene Gäste da, z. B. die Szene, in welcher die Lady der Luisa den Vorschlag macht, in ihre Dienste zu treten. In dem Charakter der Lady fehlt alle Handlung; der Charakter Ferdinand's trägt schneidende Widersprüche in sich; daß er seine unschuldige Geliebte vergiftet, nur deshalb weil er, wie er meint, sie nicht besitzen kann, ist ein so gemeiner Zug, der zu den hochschwebenden Frazen seines Trägers gar mißpaßt, und daß er sich selbst das Leben nimmt, ist eine erbärmliche Feigheit. Wäre nun der Präsident am Ende eine einzige Viertelstunde früher gekommen, dann wären zwei Menschenleben gerettet und ein abscheuliches Verbrechen wäre nicht begangen worden. Warum kommt der Präsident nicht früher? Der fünfte Akt verhinderte ihn. Die plötzliche Abreise der Lady hat einen ähnlichen Grund.

Die Mischung des Komischen oder vielmehr des Burlesken mit der erschütterndsten Tragik ist an einigen Stellen sehr beleidigend, z. B. da, wo der Musikus von dem Major den Beutel mit Gold erhält, und an manchem andern Orte. Nur wenig unerquicklicher sind die übertriebenen Tugendfrazen, die künstlichsten Tiraden in dem Munde Ferdinand's und der Lady. Servinus nennt das ganze Stück eine Parriatur, und das ist es auch, als dramatisches Kunstwerk betrachtet.

Und doch hat das Stück besonders zu seiner Zeit eine ganz außerordentliche Wirkung geäußert, die wir uns leicht erklären können. Kabale und Liebe ist ein höchst grelles, aber sehr getreues Zeitgemälde; Stellen, wie die Erzählung des Kammerdieners mußten einen gewaltigen Sturm der Gemüther hervorrufen; und als Sittengemälde einer verworfenen Zeit wird Kabale und Liebe stets groß sein und seine Wirksamkeit nie verläugnen. Als Intrigenstück mit Doldh und Gift machte es bei Franzosen und Italienern großes Glück; es ist achtmal ins Französische übersezt worden, und in Verona wird es, nach Emil Palleste's

Erzählung, noch jetzt in jedem Sommer zwanzig bis dreißig Mal als „ganz neue Produktion von Schiller“ gegeben.

In Mannheim wurde das Trauerspiel zum erstenmal am 15. April vor sehr vollem Hause aufgeführt. Schiller hatte seinen Freund Streicher mit sich in eine Loge genommen; letzterer erzählt vom Dichter: „Ruhig, heiter, aber in sich gelehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Vorhangs. Aber als nun die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der unteren gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten, wer könnte dies beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzugs entschlüpfte ihm kein Wort, und nur beim Schlusse desselben wurde ein „Es geht gut“ gehört. Der zweite Akt wurde sehr lebhaft und vorzüglich der Schluß desselben mit so viel Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in ein stürmisches, einmüthiges Beifallrufen und Klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben, sowie die Zufriedenheit darüber, daß seine Verdienste anerkannt und mit Auszeichnung beehrt wurden.“

Kurz nachher erschien *Kabale und Liebe* gedruckt; Schwan war der Verleger. Es wurde öfter aufgelegt. Die Kritik vernachlässigte das Stück. Eine einzige ausführliche Rezension erschien im Juli und September 1784 in der Berliner Vossischen Zeitung; ihr Verfasser war Karl Philipp Moriz, den wir als Freund Göthe's kennen gelernt haben. Diese Kritik war in einem sehr geßigen Tone geschrieben und wandte sich, was ein echter und redlicher Kritiker nie thut, gegen die Person des Dichters. Die ganze Rezension war mehr Passquill als Kritik.

Nicht lange nach der Mannheimer Darstellung wohnte Schiller auch einer Aufführung in Frankfurt bei. Iffland und Veil reisten Ende April zum Gastspiel dahin, Schiller begleitete sie. Am 3. Mai ging *Kabale und Liebe* in Frankfurt über die Bühne und trug einen gewaltigen Beifall davon. Der Dichter und die Schauspieler wurden hoch gefeiert, man rechnete sich ihre Gesellschaft zur besondern Ehre. An einen Freund in Mannheim schrieb Schiller: „Wir werden von Fresserei zu Fresserei herumgerissen.“

Die Theilnahme, die Anerkennung that dem Dichter wohl. Eine ungewöhnliche Freude war ihm auch die Bekanntschaft mit der Schauspielerin und Dichterin Sofie Albrecht. Sie war die begabte Tochter des Professor Dammern in Erfurt; nach ihres Vaters frühzeitigem Tode verheirathete sie sich im Alter von fünfzehn Jahren an den Dr. Albrecht. Später wandte sie sich dem Theater zu; ihr leidenschaftlich anziehendes Wesen und ihre fesselnde Gestalt machten sie zu einem vielgefeierten Liebling des Publikums. Ihr späteres Leben brachte ihr viel Schmerz; sie wurde von ihrem Gatten geschieden und starb, 83 Jahre alt, 1840 im Spital in Hamburg.

Damals kam sie dem jugendlichen Dichter mit Begeisterung entgegen, und fand bei ihm eine eben solche Aufnahme.

Nach den erheben den Tagen in Frankfurt erwartete den Dichter wieder die alte Dual in Mannheim, wohin er allein zurückkehrte; Jffland und Veil gingen nach Stuttgart, wo sie in den Räubern mit dem glänzendsten Erfolg auftraten und die begeistertste Aufnahme fanden.

Während sein Drama in seiner Heimath hohen Triumph errang, waren für Schiller in Mannheim die Tage oft trübe, ja verzweifelt dunkel. Sein Herz so klagte er der Frau von Wolzogen, sei ihm in Mannheim immer leer und kalt geblieben. „Krankheit und Ueberhäufung von Geschäften gossen zu viel Bitteres in mein bisheriges Leben, und nie, nie werde ich jene frohen heiteren Augenblicke zurückrufen können, die ich in der Zeit meines Aufenthaltes zu Bauerbach so reichlich genoß.“ Schiller's Einkommen belief sich im ersten Jahr in Mannheim etwa auf 700—800 Gulden, mit dem was die Herausgabe seiner Dramen einbrachte. Doch es fanden sich auch sehr viele Ausgaben, zu denen die Gesellschaft der Schauspieler und auch der eigene Hang zum abwechselnden Leben verführte, so daß Schiller seinem Reinwald klagte, es sei so wenig Erge in dem Gelde.

Die Stuttgarter Gläubiger zu befriedigen wollte dem Dichter immer nicht gelingen; seine Schulden daselbst beliefen sich, wie Petersen sagt, auf 700 Gulden. Die Gläubiger wurden ungeduldig, und wandten sich schließlich an den Vater. Der Hauptmann erschrad nicht wenig, als ihm zwei Schuldverschreibungen über 100 und über 50 Gulden vorgelegt wurden. Um dem Sohn die nöthige Ruhe für seine Arbeiten zu sichern, verbürgte er sich für beide Posten, schrieb aber, er hoffe bestimmt, daß der Sohn ihn nicht im Stiche lassen werde. Doch Schiller konnte nur den Posten von 50 Gulden decken, und der Vater sah sich genöthigt, zur Tilgung des andern Anlehns die kleine Summe anzugreifen, welche zur Aussteuer der Töchter erspart war. Für den Vater war das hart, und mit eindringlichem Ernst ermahnte er den Sohn, er möge zu seinen medizinischen Studien zurückkehren, ein Theaterdichter sei in Deutschland ein kleines Nicht; seine ersten drei Stücke hätten nicht viel eingebracht, und er wisse, ob nicht die spätern noch gegen diese zurückstehen würden.

Solche Vorstellungen aus dem Munde des Vaters machten das Elend immer noch bitterer. Das Fieber hatte noch immer nicht ausgetobt, des Dichters Magen war von dem übermäßigen Gebrauch der Chinarinde bereits zu hohem Grade geschwächt, und dazu traten immer dringender die Arbeiten, alte und neue heran. Im September sollte das dritte Stück, zu dem Schiller sich kontraktlich verpflichtet, fertig sein, und noch hatte er sich nicht für einen bestimmten Stoff entschieden. Außerdem mußte er als Mitglied der deutschen Gesellschaft endlich einmal seinen Antrittsvortrag halten, und gleichzeitig lag noch die Ausführung eines neuen großen Planes auf seinen Schultern. Er sollte ein neues dramaturgisches Blatt gegründet werden, und zwar sollte dasselbe gemeinsam von Mitgliedern der deutschen Gesellschaft und des Theaters redigirt werden. Aus der deutschen Gesellschaft sollte ein Ausschuss gewählt werden, welcher vorgelegte Dramen und ihre Darstellung auf der Bühne schrift-

lich beurtheilte. Ueber diese Beurtheilung sollte dann der Theaterauschuß seine Meinung abgeben, und Schiller wollte als Sekretär die Entscheidungen gegenseitig referiren. Die Resultate sollten in einer dramaturgischen Monatschrift veröffentlicht werden, und um diesem Werke ganz ungehindert seine Kräfte widmen und frei von den eigennützigem Bestrebungen eines Verlegers oder der Sorge für die Rentabilität arbeiten zu können, ersuchte Schiller für die Redaction des Blattes die Theaterintendanz um eine jährliche Beisteuer von fünfzig Dukaten. Dalberg war von dem Plane entzückt, als er aber bezahlen sollte, scheiterte an seinem Geize das ganze Unternehmen, und Schiller's Entwurf wurde mit dem Bemerken zurückgewiesen, man könne die dramaturgischen Aufsätze ja in den Jahrbüchern der deutschen Gesellschaft abdrucken lassen. Diese erschienen jährlich einmal in einem Bande, und mit vollem Recht wies Schiller dies Anerbieten zurück. Es war vergebens, daß er alle seine Beredsamkeit aufbot und Zeit und Kräfte, die ihm so sparsam zugemessen waren, nicht sparte; der schöne Plan scheiterte, und für Schiller erwuchs nur Mißmuth aus der ganzen Verhandlung.

Um diese Zeit, als alles sich zu vereinigen schien, den Dichter niederzudrücken und sein Talent lahm zu legen, kam ihm eine mächtige Aufmunterung, eine erhebende Freude von ganz ungehoffter und unerwarteter Seite. Jeder der im Solde des Geistes arbeitet, will auf ein bestimmtes Publikum wirken, und je reiner sein Streben ist, desto höhere Genugthuung ist ihm die liebevolle und verständnißreiche Anerkennung; sie ist das Lebensblut, das ihn zu neuen, vermehrten Anstrengungen befähigt. Unserm Dichter wurde eine solche Anerkennung in der schönsten Weise zu Theil.

In den ersten Tagen des Juni 1784 erhielt Schiller ein Packet aus Leipzig; es enthielt eine sehr schöne gestickte Briestafel, eine Komposition von Amalikus Arie aus den Räufern und vier Porträts von zwei Herren und zwei Damen, mit Silberstift auf Pergament gezeichnet. Der Brief, welcher die Sendung begleitete, lautete folgendermaßen:

„Zu einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklaverei reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Theil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewähl ausgearteter Gehörse nach Größe schmachete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, er ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Thränen der Freude und der Begeisterung hängen lassen — daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: daß seine Zeitgenossen werth wären, daß er für sie arbeitete. — Dies ist die Veranlassung, daß ich mich mit drei Personen, die insgesammt werth sind Ihre Werke zu lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen.

„Wenn ich, obwohl in einem andern Fache, als das Ihrige ist, werde geigt haben, daß auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen amen wissen.“

Der dies schrieb, war Kristian Gottfried Körner; die anderen Personen waren seine Braut Minna Stodt, deren Schwester Dora und Ferdinand Huber. Die Zeichnungen waren von Dora, die Brieftasche von Minna gearbeitet. Wie groß die freudige Ueberraschung des Dichters war, hat er selbst in einem Briefe an Frau von Holzjogen kund gethan; ihr schrieb er: „So kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die desto schätzbarer sind, weil freier Wille und eine von jeder Nebenabsicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin ist. So ein Geschenk von ganz unbekanntem Händen — durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grunde, als nur für vergütigte Stunden, die man bei Besung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten — und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solcher Zirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuen, mich zu kennen — daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet, und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann, meine Theresia, freue ich mich meines Dichterberufes und verfühne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.“

Die Freude über diesen Brief war ein belebender Hauch für Schiller's Geist und Herz; mit neuer Lust dachte er nun an die Weiterführung des begonnenen Don Karlos, zu dem auch Reinwald ermahnte, und da fremde Theilnahme ihn so wohl that, so kam er auf den praktischen Gedanken, es wäre gewiß gut — wenn er heirathete! Der Freundin sagt er dies und fügt hinzu: „Nicht, als wenn ich hier schon gewählt hätte, im geringsten nicht, ich bin in diesem Punkte noch so frei wie vorhin; aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geiste die zu Kopfarbeiten nöthige Freiheit und stille leidenschaftlose Muße verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme.“ Auch in den nächsten Jahren tauchte der Plan, seine eigenen Herd zu gründen, mehrfach wieder auf.

Die Eintrittsrede, welche Schiller am 21. Juni in der deutschen Gesellschaft hielt, behandelte das Thema: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“ Der Aufsatz findet sich in den gesammelten Werken unter der Ueberschrift: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.“ Mit glücklicher Bezeichnung nennt Emil Pallaske diese herrliche Rede die bill of right der Schaubühne. Sie ist so hoch und so ideal gehalten, und stützt sich in allen Punkten so fest auf die volle Wirklichkeit und die ausgiebigste Erfahrung, daß an ihren Sätzen niemals wird gerüttelt werden können. Der Ideal, welches sie aufstellt, ist freilich in der Neuzeit noch nirgend erreicht worden und unsere Bühnen sind gerade jetzt weit von dem Wege entfernt, der zu ihr führen würde, aber daß Schiller's große Worte nicht ein fantastischer Traum sind, lehrt uns ein Blick auf Athen; dort ist die Schaubühne zu Sophokles' Zeit das gewesen, wozu Schiller sie machen will: eine moralische, das heißt eine sitteneredelnde Anstalt. „Derjenige“ — so heißt es in der Rede — „welche

zuerst die Bemerkung machte, daß eines Staates festeste Säule Religion sei — daß ohne sie die Gesetze selbst ihre Kraft verlieren, hat, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wissen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite vertheidigt.“ Diesen Satz führt Schiller in einer reichen Reihe der verschiedensten Wirkungen an unsern Blicken vorüber, und er gelangt schließlich zu dem Gipfel seiner Doktrin, zu einem Resultate, wohin auch nur die edelste Religion, in der höchsten Bedeutung genommen, führen kann; möge der Dichter selbst in den Schlüsselsätzen seiner Rede uns dieses Resultat zeigen. Er sagt:

„Die menschliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geschäfte zu liegen, die Reize der Sinne sterben mit ihrer Befriedigung. Der Mensch, überladen von thierischem Genuß, der langen Anstrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürstet nach bessern, auserlesenern Vergnügungen oder stürzt zügellos in wilde Zerstreuungen, die seinen Hinfall beschleunigen und die Ruhe der Gesellschaft zerstören. Bakchantische Freuden, verderbliches Spiel, tausend Rasereien, die der Müßiggang aushehlet, sind unvermeidlich, wenn der Gesetzgeber diesen Hang des Volkes nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geschäften ist in Gefahr, ein Leben, das er dem Staat so großmüthig hinopferte, mit dem unseligen Spleen abzubüßen — der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzusinken — der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des andern genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsere einsamen Stunden vergiftet, wenn Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsere Seele drücken, und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne — in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wiedergegeben, unsere Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsere schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus. Der Glückliche wird nüchtern und der Sichere besorgt. Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum erstenmal zu empfinden an. Und dann endlich — Welch ein Triumph für dich Natur! so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Kunstlei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allwebende Sympathie verbrüderet, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Ertzrückungen aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückschallen, und seine Brust gibt jetzt nur einer Empfindung Raum — es ist diese: ein Mensch zu sein.“ —

Die Gesellschaft erkannte die geistige Bedeutsamkeit ihres neuen Mitgliebes, und übertrug dem Dichter das Referat über die eingegangenen Arbeiten zur Beantwortung der gestellten Preisfrage: „Ueber die Epochen der deutschen Sprache.“ Auch Freund Petersen in Stuttgart hatte eine Abhandlung eingesandt,

und für Schiller war es eine besondere Freude, als auf seinen Antrag die Arbeit des Freundes den zweiten Preis von 25 Dukaten erhielt.

Auf die Fortschritte des Don Karlos sah Dalberg mit großer Ungebuld hin, und öfter ließ er seine Wünsche auch laut werden. Aber die Arbeit rückte nicht recht vor. Schiller konnte immer noch nicht dazu kommen, den Plan in allen wesentlichen Theilen festzustellen. Er beschäftigte sich eifrig mit der Geschichte des spanischen Prinzen, und verschiedene Pläne wollten sich in seiner Geiste gestalten, unter andern auch einer, in dem die Erscheinung eines Gespenstes die Entscheidung herbeiführen sollte. Aber auch diesen; welchen er schon anzuführen begonnen, verwarf er wieder, weil es ihm unter der Würde eines wahren Dichters schien, die größte Wirkung einer Schreckgestalt schuldig sein zu sollen. „Diese Unentschlossenheit in der Wahl“ — so erzählt Streicher — „dies immerwährende Ausspinnen einer verwickelten Begebenheit ermüdete ihn aber weit mehr, als wenn er die wirkliche Ausarbeitung begonnen hätte. Jedoch konnte nicht anders. Es war seiner Natur ganz entgegen, an irgend etwas oberflächlich zu denken. Alles sollte erschöpft, alles zu Ende gebracht werden. Seine Erregbarkeit für dichterische Gegenstände ging ins Unglaubliche. Er war dafür gleichsam eine immer glühende, nur mit leichter Asche bedeckte Kohle. Er hauch und sie sprühte Funken. Aber so wie er jede Sache in ihrem ganzem Umfange erfaßte, so sollte sie auch durch Worte nicht nur aufs deutlichste, sondern auch auf das Schönste dargestellt werden. Daher das Erschöpfende, Besatte und Runde seiner Ausdrücke und Wendungen, welche die Gedanken eben wie das Gefühl aufregen und sich dem empfänglichen Gemüth einprägen.“

Aus dieser Art zu arbeiten können wir aber auch leicht erklären, warum: jenen Zeiten des Mißgeschicks, der Krankheit, der Zerstreuungen und der jagenden Geschäfte das Drama Schiller's nicht weiterücken wollte. Wäre Schiller nicht ein so großer, echter Dichter gewesen, so hätte er sein Geschäft mehr regelmäßig betreiben können, wie Dalberg es wünschte. Der Intendant sah, daß er von diesem Dichter nicht eine Reihe von Zugstücken zu erwarten habe und dem Dichter wurde es klar, daß er auf die Ausübung seiner poetischen Talente nicht seine Existenz würde gründen können. Auch sein Vater war dem Sohne immer weniger zufrieden, er machte ihm begreiflich, daß die Schuld doch wohl an seinem eigenen Verhalten liegen müsse, wenn er, der Arzt, bereits acht Monate lang mit dem Wechselfieber schleppete, und in Anbetracht dieser Umstände wiederholte der Vater immer wieder seinen Rath, der Sohn möge seine medizinischen Studien wieder aufnehmen. Auch Dalberg ließ dem Dichter sagen, der seine Erwartungen so wenig erfüllt hatte und zu unregelmäßigen Dienstleistungen für den Intendanten nun einmal gar nicht zu brauchbar war. Der Freiherr gab den Rath natürlich nur, um den Dichter los zu werden. Schiller's edles Herz aber, das selbst durch die maßlos bitteren Erfahrungen noch nicht dahin gebracht war, an der Großmuth Dalberg's zu verzweifeln, glaubte den Rath eines uneigennütigen Freundes zu hören, und er beschloß, zu versuchen, ob die Hand dieses Freundes ihm nicht eine rettende Stütze sein könnte. So wandte er sich denn abermals an den Freiherrn und bat ihn, er möge auf ein Jahr Voranschuß geben, damit er in Heidelberg promoviren könne. 3

Antwort, welche erfolgte, hatte Streicher vorhergesagt; der reiche Mann hatte kein Geld für den Dichter, und kein Herz für den Menschen, der auf seine Großmuth bauen wollte.

Warum dachte Schiller nicht an die Freunde in Leipzig, die ihm so herzlich entgegen gekommen waren? Als er Körner's Brief später beantwortete, schrieb er ihm: „In einer traurigen Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeiten vertrocknete mein Herz für Freundschaft und Freude.“ Und die Last war immer noch nicht schwer genug, es häufte sich ein Verdruß, ein Schmerz zum andern. Im Laufe des Sommers erschien Kristofine in Gesellschaft Reinwald's bei dem Bruder, der mit Schrecken sah, daß die Schwester entschlossen war, sich für immer an den kränklichen, nicht mehr jungen und schlecht besoldeten Reinwald zu binden. Er theilte seine Bedenken der Schwester eindringlich mit, und als diese sich nun mehr zurückhielt, stellte Reinwald seine Bewerbungen ein. Dem Hauptmann Schiller war damit gar nicht gedient, und der Dichter blieb von dem Unwillen des Vaters nicht unberührt.

Auch in Mannheim gab es neues Leid. Schiller's Freund, der begabte und edle Schauspieler Heinrich Beck, hatte seine Braut Karoline Ziegler endlich zum Altar geführt. Im Hause dieses glücklichen Ehepaars war Schiller ein häufiger Gast; besonders anziehend war für ihn die rege häusliche Thätigkeit der jungen Frau. Er schenkte ihr ein Hündchen, welches den Namen Trotter führte und von ihr sorgsam gehegt wurde; sie freute sich, wenn Trotter ihr fröhlich bellend entgegenkam, wenn sie Abends aus dem Theater erschöpft heimkehrte. Sieben Monate dauerte das Glück des jungen Ehepaars; am 24. Juli starb Karoline. Die katholische Geistlichkeit verweigerte ihr, weil sie sich mit einem Protestanten vermählt hatte, die letzte Ruhestatt, die sie auf dem evangelischen Kirchhofe fand. Schiller war tief erschüttert; er schrieb für den Gatten ein Trostgedicht, welches leider verloren gegangen ist.

Solche Zeiten sind die Probe, ob die Liebe zur Poesie echt, und ob der Poet ein wahrer Dichter ist. Schiller bestand diese Probe öfter, als irgend ein anderer Dichter. Auch diesmal wurde das Leid ihm ein Treiber und die Poesie eine Trösterin. Von Karlos wurde das Lieblingskind seines Geistes; er wurde in Versen geschrieben, jetzt zum erstenmal schmeckte der Dichter den hohen Reiz der schönen Form. Von diesen Tagen erzählt der treue Streicher: „Schiller's Freude, sein Vergnügen über die guten Erfolge erhöheten seine Lust am Leben, an der Arbeit, und er sah mit Ungebuld der Abendstunde entgegen, in welcher der Streicher dasjenige, was er den Tag über fertig gebracht hatte, vorlesen konnte.“

Die Seelenkämpfe, durch welche Schiller seinen Helden im Don Karlos hindurchgehen läßt, hatte der Dichter vielfach selbst erfahren. Eine ganze Reihe derselben trat ihm mit der Gestalt einer Frau entgegen, deren flüchtige Bekanntschaft er schon früher gemacht hatte, und deren Gesellschaft ihm nun täglich zu Theil wurde. Wir meinen Charlotte von Kalb, jene unglückliche, edle, antastische Frau, deren tragisches Schicksal kaum seines Gleichen hat. Ihr Einfluß auf Schiller war ein tiefgehender und nachhaltiger, aber kein wohlthuender, und Schiller selber theilte diese Meinung in seinen späteren Jahren.

Doch wird diese Frau durch ihre starke Liebe zu unserm edlen Dichter und durch ihr unverschuldetes Unglück uns immer ehrwürdig bleiben müssen.

Charlotte Marckall von Ostheim wurde am 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld, Kanton Rhön und Werra, geboren. Bei der hohen Reizbarkeit ihres Körpers vermochten selbst Stand und Reichthum nicht, ihr eine ungeführte Entwicklung zu sichern. Als ihr Vater einst die Hand sanft auf das Köpfchen des Kindes legte, schauerte Charlotte unter dieser Berührung zusammen und Thränen der Freude traten in ihr Auge. Was einer solchen Natur Noth thut, ein einfaches Leben und eine feste Stütze, wurde dem Kinde vom Schicksal ver sagt. Schon im Alter von acht Jahren war Charlotte elternlose Waise und von nun an der Pflege ferner stehender Verwandten übergeben, die noch dazu öfter wechselte. Heimath und Vaterhaus, diese Begriffe, welche bis zum letzten Herzschlage die Brust des Menschen bewegen, waren für Charlotte fast gänzlich unbekannt. Unter den Fremden schloß ihr Herz sich zu, sie erschien ihrer Umgebung störrig und seltsam.

Als Jungfrau lebte sie auf dem Gute ihres Oheims, des Herrn von Stein auf Nordheim in der Nähe von Meiningen. Während seines Aufenthaltes in Bauerbach sah Schiller sie hier zum erstenmal in tiefer Trauer; Charlotte beweinete ihren einzigen Bruder, der als hoffnungsreicher Student in Göttingen, als letzter männlicher Sproß seines Hauses in einem Duell seinen Tod gefunden, und ihre Schwester, welche in einer unglücklichen Ehe frühzeitig starb. Ein andere Schwester wurde um dieselbe Zeit an den aus Göthe's Leben bekannte Präsidenten von Kalb verheirathet, der als Beamter ebenso nichtswürdig wie als Mensch abscheulich war. Im September des Jahres 1783 kam des Präsidenten Bruder, Heinrich von Kalb, welcher als Offizier in französischen Diensten am amerikanischen Freiheitskampfe mit Auszeichnung Theil genommen, zum Besuch nach Nordheim. Der Präsident wünschte eine Vermählung seines Bruders mit Charlotte von Ostheim, und obwohl diese keine Neigung zu dem Verwandten hegte, so gab sie doch den Vorstellungen des Präsidenten nach und reichte schon nach wenigen Wochen ihre Hand dem Vetter, der nach Schiller's Zeugniß ein wahrer, herzlich guter Mensch war.

Im Mai 1784 reiste Heinrich von Kalb mit seiner jungen Gemahlin ab und kam am 8. desselben Monats in Mannheim an. Charlotte hatte von Reinwald und Frau von Wolzogen einiges an Schiller mitgebracht. Als man es ihm am folgenden Tage sandte, kam er selbst. Auf Charlotte machte er den tiefsten Eindruck. „In der Blüthe des Lebens“ — so erzählte sie viele Jahre nachher — „bezeichnete er des Wesens reiche Mannichfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth, feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von un-
verhofftem Erkennen bewegt. Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weillte der Blick, von hoher Sehnsucht befeelt.“

Am nächsten Tage führte Schiller sie in den Antikensaal und begleitete sie auf einem Ausfluge nach dem nahen Waldheim. Bald darauf reiste das Ehepaar wieder ab, es begab sich nach Landau, wo Heinrich von Kalb's Garnison war. Wie schwer für Charlotte der Abschied wurde, sagen ihre eigenen Worte:

ſie ſchrieb: „Welch ein Tag! — O Kälte des Nordſ, trübes Gewölk, vom Sturme getrieben! — Der Liſte ſchneidende Schärfe, hab' ich euch nur allein gefühlt? — Schauer der Nacht — o Dunkelheit! — biſt du nur in Seele und Gemüth? — Die Sonne ſtieg am hellen Horizont, die Aue erglüht von ihrem Glanz, doch inneres Gewölk zu erhellen, vermag ſie nicht! Das Leben erblühte, heut' ein Erſtorbenes!“

Heinrich von Kalb blieb nun in Landau, ſeine Gemahlin kehrte Ende Juli nach Mannheim zurück und nahm hier ihren Aufenthalt. Ihr Gatte beſuchte ſie wöchentlich einigemal und brachte auch wohl den einen oder den andern Bekannten mit, unter denen Kolonel William Hugo ein edler und geiſtvoller Mann war. In dieſen Kreis trat auch Schiller ein. Er fand ein ungemein reges Intereſſe und hohes Verſtändniß für Kunſt. Von einer Vorſtellung des König Lear war die kleine Geſellſchaft in hohem Grade begeistert. Schiller ſprach die entzückten Worte: „Er, der den Lear gedichtet, iſt der einzige, der ſo die Welt erkannt, empfunden, Gehalt und Möglichkeit der Menſchheit offenbart. Des Geiſtes ſchaffender, richtender Gedanke iſt ſeiner Werke Inhalt.“

Im September wurde Charlotte von einem Knaben entbunden; ihr Mann konnte nicht bei ihr bleiben, er mußte in ſeine Garniſon zurückkehren, und als Charlotte, von der Dienerschaft ſchlecht behütet, in der zweiten Nacht im Bette lag, wurden plötzlich die Vorhänge zur Seite geriſſen, eine Betrunkene zerrte an der Decke. Im entſetzlichſten Schreck verlor die Wächnerin Sprache und Bewußtſein und lag wie todt da. Nun kam die Dienerschaft in Bewegung; man ſchrie, man lief hin und wieder. Auch Schiller wurde von der Gefahr unterrichtet, und während alle andern in kopfloſer Haſt durcheinander ſtürzten, hatte er die Beſonnenheit, ſofort zu dem beſten Arzte zu eilen, durch deſſen Mittel Charlotte gerettet wurde. Man erzählte ihr, was Schiller für ſie gethan, und als ſie nach ihrer Geneſung den Freund am Arm ihres Gemahls zum erſtenmal wiederſah, war ſie tief bewegt.

Von nun an beſuchte Schiller die Einſame öfter, und aus ihren Erzählungen lernte er die Räthſel ihrer Seele und die Kämpfe und Leiden ihres Herzens kennen. Auch von manchem ihrer Verwandten, die in der Welt eine bedeutungsvolle Rolle geſpielt, ſprach Charlotte dem Dichter; ſie unterredete ſich mit ihm von den Freimaurern, von denen ſie einige kennen gelernt hatte und deren Zwecke und Thätigkeit ſie mit Begeiſterung zugethan war. Manches dieſer Geſpräche mag auf die Geſtalt eines Poſa von nicht geringem Einfluß geweſen ſein.

Auch Charlottens Gemahl war ein geiſtvoller Mann und anmüthiger Geſellſchafter, und ſein bewegtes Kriegerleben ſetzte ihn in den Stand, manches Abenteuer mitzutheilen; bei der Eroberung von Charlestown war er der erſte geweſen, der die Wälle erſtieg. Er lud die Freunde öfter zu kleinen Feſtlichkeiten, welche Charlotte mit großer Gewandtheit und Liebenswürdigkeit anzuordnen verſtand; Schiller durfte bei keiner derſelben fehlen. Da waren die auſerleſenſten Gerichte und die edelſten Weine, da vereinigten ſich ſprudelnder Wiß mit geiſtreicher Anmüth, und des Dichters Herz ſchlug höher in dieſem Kreiſe, denn ſeine Geſellſchafter verſtanden ihn, ſie wußten den Werth des Dichters zu ſchätzen und den Charakter des Menſchen zu verehren.

Um so elender aber fühlte sich der Dichter wieder, wenn er nach dem Glüd so schöner Stunden zu seinen Arbeiten zurückkehrte und seine Lage und seine Aussichten bedachte, und sich in seinen Verhältnissen umsah. Viel Gewicht legte das Publikum damals in dramatischen Sachen auf das Urtheil Gotter's, und als dieser eine schwache Posse: „Der schwarze Mann“ aufführen ließ, in der er die Sturm- und Drangstücke verspotten wollte, deutete das Publikum dieselbe auf Schiller, und dieser war selber unangenehm berührt. Es kamen auch Aeußerungen dem Dichter wieder zu Ohren, daß der Pfalz-baierische Hof dem Intendanten sein Mißfallen über dessen Verbindung mit einem so aufrehrerischen Kopfe zu erkennen gegeben habe. Schiller vermuthete selber, daß Dalberg keinen Versuch machen würde, den Kontrakt des Theaterdichters zu erneuern, und er beschloß, nun lieber seine Mannheimer Verbindungen zu lösen und dem Rufe der Leipziger Freunde zu folgen.

Diesen Entschluß theilte er eines Tages der Frau von Kalb mit, welche dabei sehr bewegt war; sie suchte den Dichter davon abzubringen, aber als dieser fest blieb, da brach Charlotte in die leidenschaftlichen Worte aus: „Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit!“ — Bei diesem Geständniß, erzählte Charlotte, rief Schiller: „O wohl, daß ein Gedanke flammend uns befeelt. Ja, ich war beängstigt, es Ihnen auszusprechen; das Fener meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Licht entzündet.“ Mit Entzünden vernahm Charlotte diese Worte, sie gestand dem Freunde, daß ohne ihn ihr Leben arm und leer sein würde; zum Ersatz für so manches Leid habe das Schicksal ihr den Freund und mit ihm Momente eines edleren Daseins gesandt; sie fragte ihn, ob er dieses ihr einziges Glück vernichten wolle, sie klagte die materiellen Sorgen an, unter denen er ringen müsse, und ihr leidenschaftlicher Schmerz riß sie zu dem Vorwurf hin, daß er dem Ruhm auf Kosten seines Herzens nachstrebe.

In milden Worten wies Schiller diesen Vorwurf zurück; sein Sehnen nach seine Ideale legte er berebt vor ihr dar, und schloß mit den zärtlichen Worten: „Mein Herz fühlt, wie Du nie dieses Sehnen trübten, nie diesen Glanz erweisen kannst.“ Charlotte empfing mit Wonneschauern das erste Du von seinem Munde, sie gab es fest und freudig zurück; den Gedanken der Trennung vermochte sie nicht zu fassen, sie begehrte von ihm das Versprechen, Mannheim wenigstens so eilig noch nicht zu verlassen, und Schiller überhörte die Stimme seines Genius, der ihm zurief, er solle hinausgehen in die Welt und in einer neuen Wirkungskreise, mit strebenden, ihm liebevoll zugethanen Männern weiter auf der Bahn des Ruhmes wandeln, er vergaß das Glend seiner Lage und seine eigenen Beschlässe, und gab der Freundin das Versprechen.

Es waren auch noch andere Gestalten, die ihn fesselten; das Schwan'sche Haus und die schöne, Margarethe übten immer stärkere Anziehungskraft aus und auch an die schöne und talentvolle Schauspielerin Katharina Baumbach dachte Schiller gern. Man nannte sie Amalia nach ihrer Rolle in dem Räubern und der Frau von Kalb legte der Dichter das Geständniß ab, daß ihr Ansehen von dunkler Wimper beschattet, ihr Blick, ihr anmuthiges Wesen ihn entzückte.

So blieb Schiller denn in Mannheim, um den bitteren Trank auch bis zum letzten Tropfen zu leeren und noch so viel Leiden durchzulösen, daß ihm das Leben zuletzt ohne alles Licht, ein armseliger Traum vom Kriege der Frösche und der Mäuse zu sein schien. Diesem Elend des geistigen Arbeiters hat Emil Palleste in seinem vortrefflichen Werke beredte Worte geliehen; sie sind es werth, mitfühlend nachgelesen zu werden, sammt den schönen Worten Carlyle's, die dort stehen. Diese, meint Palleste, sollten in keinem Leben Schiller's fehlen, und so wollen auch wir einige von den Sätzen wiedergeben, die Carlyle in Bezug auf unsern großen Dichter schrieb. Sie stehen im Anfange des zweiten Abschnittes seiner Biografie und lauten wie folgt.

„Ein Talent, welches es auch sei, ist gewöhnlich mit einer besondern Zartheit der Empfindung gepaart; beim Genie ist dies der wesentlichste Theil, und das Leben hat in jeder Gestalt für so besaitete Herzen der Leiden genug. Die Beschäftigung mit der Literatur schärft diesen natürlichen Hang; die Störungen, der Verdruß, die sie begleiten, erhöhen ihn oft bis zur krankhaften Reizbarkeit. Die Sorgen und Arbeiten der Literatur machen das Geschäft des Lebens aus; ihre Genüsse sind zu ätherisch und flüchtig, um etwas dem Aehnlichen zu gewähren, wie es jener ununterbrochene, zwar gemeine, doch reiche und volle Strom der Zufriedenheit, der das Glück dieser Welt ausmacht, darbietet. Die aller-vollendetsten Leistungen des Geistes gewähren nicht immer Freude, ja oft geben sie Dual; denn das Ziel des Menschen steht immer weit über seiner Kraft. Der äußere Lohn dieser Unternehmungen, die Auszeichnung, die sie gewähren, ist von noch weit geringerem Werthe; das Verlangen danach ist unerfülllich, selbst beim glücklichsten Erfolg, und wird es getäuscht, so geht Eifersucht, Neid und jedes bemitleidenswerthe und qualvolle Gefühl daraus hervor. Solch ein feuriges Temperament, welches, von so vielen Seiten gereizt und gekränkt, so wenig befriedigt und in Schranken gehalten werden kann, bringt Widersprüche hervor, die nur wenige aufzulösen fähig sind.

„Auf solche Weise kann die Literatur eine unbefriedigende, gefährliche Beschäftigung selbst auch nur dem Laien werden. Doch bei jenem, dessen Stellung zur Welt und dessen äußere Lage und Annehmlichkeit davon abhängt, der nicht lebt um zu schreiben, sondern schreibt um zu leben, sind diese Schwierigkeiten und Gefahren fürchtbar gesteigert. Gibt es wohl einen bekümmerndern Anblick als den eines Mannes, der so reich begabt und so vom Schicksal verfolgt, so hin und her gestoßen und bedrängt wird, im rauhen Treiben des wechselvollen Lebens, dessen Schläge er am wenigsten ertragen kann? Die erhabenen Ideen während und vielleicht von den kleinlichsten Bedürfnissen niedergedrückt; voll großer heiliger Vorsätze, doch immer durch den Druck der Nothwendigkeit oder den Antrieb der Leidenschaft vom geraden Pfade abwärts geführt, nach Ruhm streifend und oft des täglichen Brodes ermangelnd; immer zwischen den höchsten Regionen seiner Fantasie und der schlammigen Wüste der Wirklichkeit schwebend; u Boden geworfen und eingezwängt in seinem kühnsten Streben, unbefriedigt von seinen besten Leistungen; mißmüthig über sein Geschick verlegt der Dichter oft seine mühseligen Tage im Kampf mit bitterm Elende; geplagt, bekümmert, erniedrigt, oder oft fast zum Wahnsinn gebracht; zugleich das Opfer der Tra-

gödie und der Hölle; der letzte verlorne Posten im Kampfe des Geistes mit der Materie. Wie viele der edlen Seelen sind so auf eine jämmerliche Weise angekommen, ohne das sich vorgesteckte Ziel erreicht zu haben; einige in äußerster Hungersnoth, andere im dunklen Wahnsinn; einige haben einen noch ernstern Ausweg gesucht. Indem sie höchst entrücket ihre Schritte abwärts von einer Welt wandten, die ihnen eine freundliche Aufnahme versagte, flüchteten sie zu jener mächtigen Feste, wo Armuth und herzlose Vernachlässigung und die tausend Stöße, die unseres Fleisches Erbtheil sind, sie nicht mehr erreichen können. Jedoch sind gerade von diesen Männern die herrlichsten Leistungen hervorgegangen und sie sind die ersten Wohlthäter des Menschengeschlechts geworden. Sie sind es, welche die herrlichsten Anlagen unserer Seele neu beleben, die uns ein schöneres Ziel zeigen als Macht oder Vergnügen, und der Alleinherrschaft des Mammons auf dieser Erde Widerstand leisten. Sie sind der Vortrab in Herzuge der Geister; die geistigen Kolonisten, die in der öden Wildniß ein neues Gebiet der Kenntnisse und Thätigkeit für ihre glücklichen Brüder anbauen. Welch ein Schmerz, daß von ihren Eroberungen, so reichhaltig an Segen für andere, sie so wenig ernten! Doch vergebens ist's, darüber zu klagen! Sie waren Freiwillige in dieser großen Angelegenheit, sie hatten den Reiz davon gegen die Gefahren abgewogen und mußten die Resultate tragen, wie alle andern thun müssen.

„Doch ist es auch bekümmerns, das Elend, und was noch schlimmer ist die Erniedrigung so viel hochbegabter Männer zu sehen, so ist es auf der andern Seite doppelt erfreulich, bei den wenigen nachdenkend zu verweilen, welche mitten unter allen Lockungen und Leiden, denen das Leben in allen seinen Zweigen, und wohl am meisten in den übrigen unterworfen ist, dennoch in ruhiger, edler Stille durch dasselbe gewallfahrtet sind, und jetzt in unserm Andenken nicht weniger ihres schönen Wandels als ihrer Werke willen geheiligt stehen. Solche Männer sind die Krone in diesem niedern Leben; ihnen allein gebührt das Beiwort griechisch in seinem ganzen Umfange.“

Das schöne Lob, welches Carlyle in den letzten Worten für Schiller ausspricht, gilt auch mit für das deutsche Volk; denn auch das ist ein Grund, warum Schiller der Liebling seiner Nation ist, daß er in seinem Leben seine Grundzüge selbst unter den entsetzlichsten Bedrücknissen durchführte, und wie ein unbefleglicher Held stets auf dem Plane stand, wenn es galt für das Ideal zu kämpfen.

Daß er als dramatischer Dichter seine Existenz nicht finden könne, das war ihm nun zur Gewißheit geworden; er hatte beschlossen, jetzt als Journalist sein Heil zu versuchen und unter dem Namen „Rheinische Thalia“ eine Zeitschrift zu gründen. Dalberg hatte, als Schiller ihm diesen Entschluß mittheilte, keine Versuch gemacht, den Kontrakt zu erneuern.

In einer sehr schwungvoll geschriebenen Ankündigung vom 11. November 1797 machte der Dichter das Publikum bekannt mit dem Plane der Zeitschrift, die alle drei Monate erscheinen, und vorzüglich dem Theater gewidmet sein, aber auch andere Gegenstände berücksichtigen sollte. Das Ziel dieser Thalia war ein hohes, edles habenes. „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient“ — so Schiller, und nachdem er einige Nachrichten über sein Leben und seine bisher

erschienenen Schriften gegeben, fährt er fort: „Das Publikum ist mir jetzt alles: mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fesseln zu tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele.“

Aber schon als er den Stoff zu dem ersten Hefte der Zeitschrift zu sammeln sich bemühte, trat ihm die kahle Prosa, die mühselige Last und Arbeit journalistischer Beschäftigungen recht vor die Augen. Bis tief in die Nächte hinein nahm das Blatt seine Zeit in Anspruch. Er hatte die Ankündigungen an andere Journale zu versenden, er schrieb an bekannte Literaten, an Gleim, Ebert, Gökings, um sie für sein Blatt zu interessiren, und der bittende Ton dieser Briefe weicht scharf von der kühnen Sprache der Ankündigung ab.

Nun sollte noch ein ganz besonderer Unfall die Ruhe des Dichters stören. In Stuttgart hatte ein Freund Schiller's sich für die 300 Gulden verbürgt, welche zum Druck der Räuber nöthig waren. Der Bürge wurde hart gebrängt und schließlich so weit getrieben, daß er um die Mitte des November 1784 aus Stuttgart entfloh und nach Mannheim kam. Aber man setzte ihm nach, ereilte ihn in Mannheim und hielt ihn gefangen. Für Schiller war das eine schreckliche Lage; seine Ehre stand auf dem Spiel, und was konnte daraus werden, wenn die ganze Sache ruchbar wurde? Es war kein anderer Ausweg denkbar, als das Geld zu beschaffen, und woher sollte das genommen werden? Der schreckliche Drang der Umstände verleitete den Dichter, in einem Briefe seinem Vater heftige Vorwürfe zu machen, daß dieser nicht für die Schuld gut gesagt habe.

Die Hülfe kam wieder durch die Vermittlung dessen, der schon mehr als einmal gezeigt hatte, daß er zu jeder Aufopferung für den Dichter bereit sei. Streicher wußte seinen Hauswirth, einen wenig vermögenden Baumeister Namens Anton Hölzel zu bewegen, daß dieser die 300 Gulden herbeischaffte. Für den Augenblick war Schiller nun aus seiner peinlichen Lage befreit; später veranlaßte die drückende Schuld noch manche böse Stunde.

Die ganze Begebenheit aber war wieder eine Mahnung, Mannheim zu verlassen, denn hier gestalteten sich Schiller's pekuniäre Verhältnisse wieder ebenso, wie vorher in Stuttgart, er vermochte des Lebens Nothdurft nicht zu erschwingen, und neue Schulden sammelten sich an. Wenn nicht so mancher gute Freund, so mancher aufrichtige Verehrer, vor allem das Verhältniß zu Charlotte ihn zurückgehalten hätte, schon längst würde er die Stadt verlassen haben, die er ebenso bezeichnen konnte, wie Lessing von Berlin sprach, wenn er es eine verzweifelte Galeere nannte. Auf einem Spaziergange, den er im Dezember mit Charlotte unternahm, brachte er seine Gedanken zur Sprache. Unter winterlichen Buchen gingen die beiden, das welke Laub rauschte unter ihren Schritten, und die Abenddämmerung ließ die hohen Statuen, an denen sie vorübergingen, wie Leichen erscheinen. Charlotte sprach die Hoffnung aus, den nächsten Sommer den Dichter bei einer Freundin zu sehen, aber Schiller erwiderte mit Trauer, es sei bestimmt, daß er die Sommersonne nicht mehr in den Fluthen des Rheines

schauen solle. Charlottens Klagen suchte er vergebens zu besänftigen, in der tiefsten Wehmuth schieden sie von einander. Schiller kehrte zu seinen Geschäften zurück, welche die Thalia ihm auflegte, und welche so manche Stunde der Nacht noch von ihm forderten.

Bei seinen Arbeiten fielen seine Blicke immer wieder auf die Bildnisse der vier Freunde in Leipzig; Schiller hatte die Zeichnungen über seinem Schreibtische aufgehängt. Schon sieben Monate waren vergangen, seit er den freundlichen Brief und die Geschenke erhielt; jetzt erst fand er den Augenblick, der ihm die Antwort gab. Am 7. September schrieb er an seine Verehrer; er bat sie, sein langes Schweigen mit der traurigen Lage zu entschuldigen, in der er sich befunden, und schilderte ihnen seine Freude über den Empfang der Sendung in bewegten Worten. „Wenn solche Menschen, solche schöne Seelen den Dichter nicht belohnen, wer thut es denn?“ Er fuhr dann mit der Bitte fort, die Freunde möchten den Briefwechsel fortsetzen, vielleicht könnte eine engere Bekanntschaft mit ihm einige Schatten derjenigen Idee zurückgeben, welche sie einst von ihm gehegt. „Ich habe wenig Freuden des Lebens genossen, aber (das ist das Stolze, was ich über mich aussprechen kann) diese wenigen habe ich meinem Herzen zu danken.“ Er sandte Ihnen eine Ankündigung seiner Thalia mit, und gestand ihnen doch dabei, daß er sich in dieser Sphäre nicht beschäftigen würde, wenn seine Verfassung ihn über Kaufmannsrückichten hinweg setze.

Je trostloser und trauriger Schiller's Lage in Mannheim sich nun gestaltete, desto heller leuchtete ein Hoffnungsstrahl, der für Schiller in demselben Monat vielverheißend aufging. Der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar hielt sich im Dezember 1784 eine Zeitlang bei seinem Schwiegervater, dem Landgrafen Ludwig, in Darmstadt auf. Die Theilnahme, welche Karl August den Wissenschaften und der Kunst zuwandte, hatte schon damals ihm den Namen des Beschützers der Musen eingetragen, und Schiller wünschte sich ihm vorstellen zu können. Mit Empfehlungsbriefen der Frau von Kalb und des Herrn von Dalberg versehen reiste er nach Darmstadt ab, und erhielt die gewünschte Erlaubniß, den ersten Akt des Don Karlos vorlesen zu dürfen. Der heftige Hof und der Herzog von Weimar waren Zuhörer, und in den mitfühlenden Herzen dieses edlen Fürstentreiches fand die Darstellung des unglücklichen Fürstensohnes und seine Ideale die vollste Theilnahme. Karl August ließ sich freundlich mit dem Dichter in ein Gespräch ein, die Frau Erbprinzessin von Darmstadt bewunderte die schöne Brieftasche von Minna Stodt, in welche Schiller sein Manuscript eingeschlagen hatte.

Noch während der Dichter in Darmstadt weilte, übersandte der Herzog ihm folgendes Schreiben:

„Dem Sachsen-Weimarischen Rath Dr. Schiller, jetzt zu Darmstadt.

Darmstadt, den 27. Dezember 1784.

Mit vielem Vergnügen mein lieber Herr Doktor Schiller ertheile ich Ihnen den Charakter als Rath in meinen Diensten; ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können. Leben Sie wohl.

Karl August, G. z. S. W.“

Titel sind nicht immer leere Worte; für Schiller war es ein großer Gewinn, daß er als Rath, und gerade als Weimarischer Rath nach Mannheim zurückkehrte. Diesen Titel hatte ihm nur seine Dichtkunst eingetragen, und durch ihn wurde vor den Augen der Welt sein Entschluß, allein der Dichtkunst zu leben, und alles was ihn zu diesem Entschluß getrieben, seine Flucht von Stuttgart und sein Bruch mit dem Herzoge Karl Eugen, alles wurde glänzend gerechtfertigt. Auf dieser Bahn war doch etwas zu erlangen, denn die öffentliche Anerkennung eines so edlen und gefeierten Fürsten wie des Herzogs von Weimar war unter allen Umständen nicht gering anzuschlagen. Und der Rathstitel konnte ja noch so vieles andere nach sich ziehen; er war keine geringe Errungenschaft, denn auch Schiller's Gläubiger spannten ihre ungefüllten Forderungen nun herunter.

Für Schiller's Vater war die Freude ebenfalls nicht klein; sie milderte den Unmuth über den unkindlichen Brief des Sohnes, und veranlaßte eine Antwort, in welcher trotz aller ernstern Vorstellungen doch immer das treue Vaterherz und seine liebevollen Worte durchscheinen. „Lieber Sohn,“ schrieb der Vater am 12. Januar 1785, „sehr ungenügend gehe ich an die Beantwortung Seines letzten Schreibens vom 21. November vorigen Jahres, das ich lieber niemals gelesen zu haben wünschte, als daß ich die darin enthaltenen Bitterkeiten nochmalen kosten soll. Nicht genug, daß Er im Anfange dieses gedachten Schreibens mir den höchst unverdienten Vorwurf macht, als ob ich für Ihn hätte 300 Gulden aufbringen können und sollen, fährt Er nachher fort mich wegen Nachfrage um Ihn auf eine mir sehr empfindliche Art zu tadeln. Lieber Sohn, das Verhältniß zwischen einem guten Vater und dessen, obwohl mit vielen Verstandeskraften begabten, doch aber dabei in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, immer noch sehr irre gehenden Sohne, kann den Letztern niemals berechtigen, das was der erstere aus Liebe, aus Ueberlegung und aus selbstgemachter Erfahrung jenem zu Gute vornimmt, als Beleidigung aufzunehmen. Was die verlangten 300 Gulden anbetriefft, so weiß es leider jedermann, dem meine Lage nur einigermaßen bekannt, daß es nicht möglich sein kann, nur 50 Gulden, geschweige denn so viel in Vorrath zu haben; und daß ich eine solche Summe borgen sollte zu immer größerem Nachtheile meiner übrigen Kinder, für einen Sohn borgen sollte, der mir von dem so vielen, was er versprochen, noch das wenigste halten können: da wäre ich wohl ein ungerechter Vater.“ Das Verhalten des Sohnes gegen Reinwald und Kristofine gefiel dem Vater gar nicht und erfuhr unumwundenen Tadel, und sehr aufrichtig waren auch die praktischen Rathschläge, welche der Vater über die Schonung materieller Mittel und über die vernünftige Anspannung geistiger Kraft gab; er sagte: „So lange Er, mein Sohn, seine Rechnung auf Einnahmen setzt, die erst kommen sollen, mithin dem Zufalle und Unfalle unterworfen sind, so lange wird er im Gebränge verwickelt bleiben. Wiederum, so lange Er denkt: dieser, jener Gulden oder Bagen wird es nicht ausmachen, daß ich herauskomme, so lange werden seine Schulden nicht geringer werden, und — das wäre mir leid, wenn Er sich nach einer schweren Kopparbeit in Gesellschaft anderer guter Menschen nicht sollte erholen, erfreuen können. Aber dergleichen Erholungstage mehrere als

Beschäftigungstage zu nehmen, das wird wohl nicht gut ausgehen. Bester Sohn! Sein Aufenthalt in Baurbach ist von dieser Art gewesen. *Hinc illae lacrymae!* Dafür muß Er anjetzt büßen, und das nicht von ungefähr. Die Verlegenheit, in welcher Er sich dormalen befindet, ist wahrlich ein Werk der höhern Vorsehung, um Ihn von dem allzugroßen Vertrauen auf eigene Kräfte abzubringen, um Ihn mürbe zu machen, damit er allen Eigensinn ablege, dem guten Rathe Seines Vaters und anderer wahren Freunde mehr folge u. s. w.“

Wenn Schiller auch, woran nicht zu zweifeln sein wird, diesen Brief mit den kindlichsten Gefühlen aufnahm, so war die Erörterung solcher Gegenstände doch immer unerquicklich, besonders für den Dichter, welcher seiner hohen Ziel sich bewußt war und selber fühlen mußte, daß der Lebensweg dorer, die nach Großem streben, unmöglich immer in dem ausgefahrenen Alltagsgeleise bleiben kann. Unter solchen Umständen mußte mehr noch als der Brief des besten Vaters das Schreiben des Freundes Anklang im Herzen des Dichters finden, jenes Freundes, dessen erstes Wort bereits so groß und verständnißfüllig in des Dichters Leben tönte, und von nun an noch so oft ertönen sollte. In seiner Antwort auf Schiller's Brief kündigte Körner sich ganz als den Mann von erster geistiger Bedeutung an, als den die Nachwelt ihn nennt. Seine schönen Worte, vom 11. Januar 1785 datirt, lauten wie folgt.

„Ihr Stillschweigen, edler Mann, war uns unerwartet, aber nicht unerklärlich. Menschen, die wir verehren und lieben, sind wir nicht gewohnt zu verdammnen, so lange ein Grund zu ihrer Entschuldigung übrig bleibt. Daß Er unsere Briefe auf eine Art aufgenommen hätten, die Ihrer unwürdig gewesen wäre, hielten wir nicht für möglich. Jedes von uns erklärte sich das Außenbleiben Ihrer Antwort nach seiner eigenen Art, und jetzt freuen wir uns, daß unsere Ahnung Gewißheit geworden ist, daß wir den als Freund lieben können, den wir als Dichter verehrten. — Wir wissen genug von Ihnen, um Ihnen nach Ihrem Briefe unsere ganze Freundschaft anzubieten, aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also kommen Sie selbst so bald als möglich. Dann wird sich manches sagen lassen, was sich jetzt noch nicht schreiben läßt. Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so theuer ist, Kummer zu haben scheint. Zu schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfnis.“

„Ihrer *Thalia* sehe ich mit Verlangen entgegen, aber es sollte mir noch thun, wenn Sie dadurch von dem abgehalten würden, was Ihre eigentliche Bestimmung zu sein scheint. Alles was die Geschichte in Charakteren und Situationen Großes liefert und Shakespeare noch nicht erschöpft hat, wartet auf Ihren Pinsel. Dies ist gleichsam bestellte Arbeit. Wenn Sie hiervon von Zeit zu Zeit etwas liefern, dann mögen Sie übrigens im Genuß Ihrer eigenen Ideen schwelgen, mögen Ihrem Geist und Herzen Lust machen, — und Menschen, die Sie zu fassen vermögen, werden Sie auch für die Früchte Ihrer Erholungsstunden segnen, während daß Sie durch größere Werke, wie man sie von Ihnen zu erwarten berechtigt ist, zugleich die Forderungen Ihres Zeitalters und Ihres Vaterlandes befriedigen.“

Diese Freunde brachten dem Dichter nicht nur die wärmste Theilnahme, sie brachten ihm auch volles Verständniß für seine großen Zwecke entgegen, und nichts in der Welt hätte ihn ja mehr anziehen können, als diese beiden Umstände. Zu der eigenen Lust Schiller's, einer so freundlichen Einladung zu folgen, kam noch eine Reihe von Widerwärtigkeiten in Mannheim, die den Entschluß schließlich zur That werden ließen.

Bei einer neuen Aufführung von *Rabale und Liebe* sollte am 18. Januar 1785 Katharina Baumann die Luise spielen. Schiller und Jffland studirten ihr die Rolle ein, und ersterer freute sich im voraus auf den Triumph der von ihm so gern gesehenen Künstlerin. Aber die Vorstellung war von den übrigen Mitspielern so schlecht vorbereitet, daß sie erbärmlich durchfiel. Im Gefühl seines berechtigten Unwillens schrieb Schiller einen Brief an Dalberg, worin er sich bitter beklagte. „Ich weiß nicht,“ sagte er, „welchem politischen Raffinement ich es eigentlich zuschreiben soll, daß unsere Herren Schauspieler — doch meine ich nicht alle — die Konvenienz bei sich getroffen haben, schlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben, und guten durch schlechtes zu verderben. Es ist das kleinste Merkmal der Achtung, das der Schauspieler dem Dichter geben kann, wenn er seinen Text memorirt. Auch diese kleinste Zumuthung ist mir nicht erfüllt worden. Es kann mir Stunden kosten, bis ich einer Periode die bestmögliche Rundung gebe, und wenn das geschehen ist, so bin ich dem Verdrusse ausgesetzt, daß der Schauspieler meinen mühsam vollendeten Dialog nicht einmal in gutes Deutsch verwandelt. Seit wann ist es Mode, daß Schauspieler den Dichter Hofmeistern? Gestern habe ich das mehr als sonst gefühlt. *Rabale und Liebe* war durch das nachlässige Einstudiren der mehrsten ganz in Lumpen zerrissen. Ich habe statt meines Textes nicht selten Unsinn anhören müssen. Mir selbst kann zwar an diesem Umstand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Bühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen.

R. (abt) Schiller.“

Die Vorwürfe dieses Briefes waren mittelbar auch gegen Dalberg gerichtet, denn er als Intendant hatte ja doch die Oberleitung über alles und war bis zu einer gewissen Grenze auch für jede Vorstellung verantwortlich. Daß Schiller ihm solche Briefe schrieb, konnte dem mächtigen und verwöhnten Manne nicht sehr angenehm sein, und unzweifelhaft gab er eine Antwort, welche dem Dichter gleichfalls nicht zur Freude gereichte. Es löste sich in Mannheim ein Bund nach dem andern, und in gleichem Maße wurde der Bund mit den Leipziger Freunden inniger und fester. Wenn wir bedenken, welche hohe Meinung Schiller zu vielen Zeiten über das Mannheimer Theater geäußert, wie herbe klingen dann die Worte, mit denen sein Brief an Körner vom 10. Februar 1785 beginnt: „Unterdessen daß die halbe Stadt Mannheim sich im Schauspielhaus sammelndrängt, einem Autodase über Natur und Dichtkunst — einer großen Opera — beizuwohnen und sich an den Verzudungen dieser armen Delinquentinnen zu weiden, fliege ich zu Ihnen, meine Theuersten, und weiß,

daß ich in diesem Augenblick der Glücklichere bin. Jetzt erst fange ich an, meine Fantasie, die unruhige Vagabundin, wieder lieb zu gewinnen, die mich aus dem traurigen Einerlei meines hiesigen Aufenthalts so freundschaftlich weg und zu Ihnen führt. Es ist kein Opfer, das ich Ihnen bringe, wenn die Erinnerung an Sie meinen ganzen Horizont um mich her zernichtet — es ist wirklicher Eigennuß, meine süßeste Erholung von meiner jetzigen freudenlosen Existenz, das meine Seele um Sie schweben darf.“

Nach dem Norden zog auch die neue Bekanntschaft mit dem Herzog von Weimar; auf Schiller's Dankschreiben für den Titel hatte Karl August freundlich geantwortet und den Dichter aufgefordert, er möge ihm zuweilen Nachricht von sich und von dem geben, was in der literarisch-mimischen Welt voringe; Schiller glaubte daraus zu verstehen, daß der Herzog mit ihm in Verbindung bleiben wolle, und der Gedanke an Göthe's ausgezeichnete Stellung am weimarischen Hofe gab ihm Muth zu der Hoffnung, daß auch für ihn eine angemessene Existenz in Weimar zu erringen sei.

Und nun mußte auch das, was den Dichter am stärksten gefesselt hatte, ein Grund werden, ihn aus Mannheim zu vertreiben. Eine Neigung, welche gegen die geheiligten Rechte anderer sich auflehnt, hat etwas dämonisch Verlockendes, doch wenn sie bis zu einer gewissen Grenze gebiethen ist, so schreckt ein Schauer eine Furcht den allzu kühnen Fuß zurück. Dies ist der letzte Punkt, an dem eine Umkehr möglich ist; stülzet die wogende Leidenschaft auch über diesen Damm hinweg, so gibt es überhaupt keine Grenzen mehr. In dem Verhältniß zu Charlotte von Kalb war Schiller an diesem Scheidewege angelangt. Ein Gedicht, welches in diesen Tagen entstand, und ein Jahr später in der Thalia 1786 veröffentlicht wurde, läßt uns in den Abgrund blicken, vor welchem der Dichter stand. Es führt die Ueberschrift „Freigeisterei der Leidenschaft“ und lautet folgendermaßen.

Woher dies Zittern, dies unnenmbare Entsetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang?
Weil Dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Geseze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein — unerschrocken trog' ich einem Bund entgegen
Den die erröthende Natur bereut.

D zittere nicht — du hast als Sünderin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht,
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren;
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch dich band.
Die Vorsicht kann den überflüss'gen Geist entziehen,
Für den sie keine Seligkeit erfand.

Getrennt von dir — warum bin ich geworden?
Weil du bist, schuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geister morden,
Und flüchte sich vor seines Wurm's Spott.

Sanftmüthigster der fühlenden Dämonen,
Zum Wüthreich verzerrt dich Menschenwahn?
Dich sollten meine Qualen nur belohnen?
Und diesen Nero beten Geister an?

Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen,
Als Vater mir gemalt?
So wucherst du mit deinen Paradiesen?
Mit meinen Thränen machst du dich bezahlt?

Besticht man dich mit blutendem Entfagen?
Durch eine Hölle nur
Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O diesem Gott laßt uns're Tempel uns verschließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenthräne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin!"

Es war hohe Zeit, daß Schiller von diesem Pfade weggerissen wurde, er konnte nur zur trostlosesten Nacht führen. Und er fühlte es selbst, daß auf diesen Weg seine Bestimmung ihn nicht rief; seine Briefe an Körner thun es offenkund. „Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben“ — schrieb er am 22. Februar — „In einer unnenmbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situation. — O meine Seele dürstet nach neuer Nahrung — nach besseren Menschen — nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem nähern Umgang, in der innigsten Bekleidung mit Ihnen mein eignes Herz wieder genießen lernen, und mein ganzes Dasein in einen lebendigeren Schwung bringen. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Zirkel verrodnete. Sie müssen sie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werde ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei.“

In einem Briefe an Huber enthüllte Schiller seine Bedrängniß. Die Freunde ließen ihn nicht auf Antwort warten. Sie freuten sich aufs herzlichste seines Entschlusses, und die Wechsel, welche Körner sandte, ermöglichten dem Dichter, sich von allen Verbindlichkeiten in Mannheim frei zu machen.

Aber ehe der Dichter die Stadt verließ, die seine kühnen Hoffnungen so gänzlich betrogen hatte, sollte sie ihm erst noch gründlich verleidet werden.

Das erste Heft der *Thalia* erschien im März 1785; es war dem „edelfsten von Deutschlands Fürsten,“ dem Herzog Karl August gewidmet. Seinen Inhalt bildeten sieben Artikel: Der erste Akt des Don Karlos; die Abhandlung über die Schaubühne als moralische Anstalt; eine Erzählung „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache“, aus dem Französischen des Diderot; der Saal der Antiken zu Mannheim; Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters; Wallensteinischer Theaterkrieg *); dramaturgische Preisfragen.

In dem Repertorium gab Schiller eine Reihe von Kritiken über die Vorstellungen vom 1. Januar bis zum 3. März 1785. Hier brachte er seine Äußerungen gegen die Schauspieler in die Oeffentlichkeit. Von *Madame Kemmschub*, der Gattin des Regisseurs, sagte er, sie sei der Rolle der *Lady Milford* in *Kabale und Liebe* nicht gewachsen; dann fuhr er fort: „Democh würde *Madame Kemmschub* eine der besten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Klüßern immer in Acht nehmen wollte.“ Außer der *Madame Kemmschub* erfuhren auch andere Schauspieler gegründeten Tadel. Sie alle waren, als nun die *Thalia* in die Oeffentlichkeit kam, gewaltig erzürnt, am meisten aber der *Schauspieler Boel*, und dieser nicht deshalb, weil er etwa zu sehr getadelt worden, sondern weil er seiner Meinung nach zu wenig Lob erhalten, gegenüber der ehrenvollen Anerkennung eines *Iffland* und *Beck*, auch *Veil's*. Seinen Kummer gibt der *Dichter* wiederum in einem Briefe an *Dalberg* zu erkennen; am 19. März schrieb er an denselben: „Wenn ich bei Beurtheilung des Herrn *Kemmschub*, und in einigen Rollen auch seiner Frau, meinem bessern Gefühle und der vereinigten Stimme des bessern Publikums hätte folgen wollen, so wären *Mord* und *Todschlag* zu befürchten gewesen. Aber einer Frau ohne Erziehung vergebe ich jede Aufwallung der Eitelkeit sehr gern, wenn sie auch nur in die *Wochenstube* gehörte. Was ich aber kaum verschlucken kann, und was ich fest entschlossen bin zu rügen, ist das Betragen des Herrn *Boel*. Herrn *Boel* habe ich mit einer Achtung beurtheilt die er nicht verdient, und dieser Mann erdühlet democh nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebärren und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich anzuschlagen, und auf die pöbelhafteste Art von mir zu reden. Alles dieses habe ich haarklein erfahren.“ —

So war denn nichts für den Dichter in Mannheim geblieben, als aller der treue Streicher, dessen Freundschaft für Schiller rein wie die Sonne und fest wie die Felsen war. Als es ans Abschiednehmen ging, zeigte *Schwan* sich

*) Eine Abfertigung der Schauspielerin *Henriette Wallenstein*, welche durch die *Kabalen* des Regisseurs von der Mannheimer Bühne verdrängt zu sein behauptete und in Tagesblättern viel Geschrei gemacht hatte.

in Rath und That hilfreich, und Margarethe zeigte zu des Dichters Erstaunen einen so ungeheuchelten und tiefen Schmerz, daß Schiller's Liebe zu ihr mächtig wieder aufflammte; ein Briefwechsel wurde verabredet.

Der schwerste Augenblick war das Scheiden von Charlotte; in ihrem Tagebuche schilderte sie die Gefühle und die Gespräche der Abschiedsstunde in einem Dialog, in welchem sie unter dem Namen Maya, Schiller als Fimanté aufgeführt wurde. Die letzten Sätze desselben lauten :

Maya. Wenn du nicht weißt, bedarf ich fürder kein Licht, das dumpfe Leben wird in der Finsterniß am wenigsten empfunden. Gute Nacht, Fimanté. In sanftem Schlummer kamen zur Geisterstunde sonst die lieblichsten Gebilde an mein Lager. — Aber ach, so ziehen sie dir nach, sie dienen dir, sie sind in deines Zaubers Gewalt — es sind Gedanken deiner Seele, sie besuchen Keines, was dir nicht angehört — verlierst du es, gibst du es auf, so sind sie auch verschwunden.

Fimanté. In Wehmuth aufgelöst, hör' ich wie Geistertöne deine Worte — die Vergangenheit schwindet. — Nur du bist wie meine Seele mein, ein allgeliebtes Wesen mir nahe; um mich wehen die Lüfte des Paradieses — zum letztenmal!!“ —

Der einzige, der dem Dichter ein unwandelbarer Freund gewesen, Streicher, leistete ihm auch in der letzten Nacht noch Gesellschaft. Schiller sei sehr ernst, aber voll Muthes gewesen, erzählte der Freund; er habe die Ueberzeugung ausgesprochen, daß in Deutschland bei den elenden Zuständen, bei der geringen Theilnahme höherer Stände an den Erzeugnissen der Literatur es selbst dem genialsten Dichter unmöglich sei, ohne besoldeten Nebenverdienst sich durch seine Talente auch nur ein solches Einkommen zu verschaffen, als dies einem fleißigen Handwerksmanne mit mäßigen Fähigkeiten gelingen müsse. Und deshalb, so war sein Entschluß, sollte von nun an nicht mehr die Dichtkunst; am wenigsten aber das Drama der einzige Zweck seines Lebens sein, sondern nur die Mußestunden volle er der Dichtkunst weihen, und übrigens sich mit allem Eifer auf die Rechtswissenschaft werfen; seinem Talente und Fleiße, so hoffte er, werde es in weniger als einem Jahre gelingen, sich die Theorie der Rechtswissenschaft anzueignen und den Doktorhut zu erlangen, und eine ehrenvolle Anstellung an einem der kleineren sächsischen Höfe schien ihm so leicht zu erlangen, daß sich die Freunde, als sie um Mitternacht schieden, die Hände darauf gaben, sie wollten einander nicht schreiben, bis Schiller Minister, und Streicher Kapellmeister sein werde.

Diese Erwartungen trafen nun freilich nicht ein, aber die Freunde behielten sich beide stets im wärmsten Andenken. Streicher verheirathete sich später in Lugsburg mit einem wohlhabenden Mädchen und begründete 1795 eine Pianofabrik in Wien, wo er 1832 starb. Die Erinnerung an die für Schiller so bittere Zeit in Mannheim blieb in dem treuen Gemüthe Streichers stets so mächtig, daß er auch später nicht vermochte, eins der drei Dramen, die unter seinen Augen ganz oder theilweis entstanden, aufführen zu sehen. Auch Schiller betrat die Laufbahn zum Ministerposten nie im Ernst. Schon im April desselben

Jahres theilte er dem Buchhändler Schwan mit, daß er sich wieder zur Medizin zu bekehren gedenke.

In der ersten Hälfte des April 1785 reiste Schiller von Mannheim ab; am 17. April kam er in Leipzig an. „Unsere Hierherreise“ — schrieb er an Schwarz — „war die fatalste, die man sich denken kann. Morast, Schnee und Gewässer waren die drei schlimmsten Feinde, die uns wechselseitig peinigten.“ Wie er sich in Leipzig einzurichten gedachte, erzählt uns ein origineller Brief, den er am 15. März von Mannheim aus an Huber geschrieben hatte. „Ich bin Willens“ — so lauten seine Worte — „bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim bisher sehr viel Unannehmlichkeit machte. Es ist dieser: meine eigene Oekonomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das erste ist schlechterdings meine Sache nicht. Es kostet mir weniger, eine ganze Verschwörung und Staatsaktion durchzuführen, als meine Wirthschaft; und Poeste, wissen Sie selbst, ist nirgend gefährlicher, als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele wird getrieben, ich stürze aus meinen idealischen Welten, wenn mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt.

„Fürs andere brauch' ich zu meiner geheimen Glückseligkeit einen recht wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist wie mein Engel; dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen muß. Schon der nichtsbedeutende Umstand, daß ich, wenn dieser Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Strapassiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß u. dgl. werden den Genuß des Augenblicks und die Gedankenreihe kann zerrissen sein, bis ich ihn habe.

„Sehen Sie, mein Bester, das sind nur Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten tragen oft die schwersten Gewichte im Verlauf unseres Lebens. Ich kenne es besser, als vielleicht tausend anderer Mütter Söhne sich kennen; ich weiß, wie viel und oft wie wenig ich brauche, um ganz glücklich zu sein. Es fragt sich also: kann ich in Leipzig diesen Herzenswunsch in Erfüllung bringen? — Wenn es möglich ist, daß ich eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, so sind alle meine Besorgnisse darüber gehoben. Ich bin kein schlimmer Nachbar, wie Sie vielleicht vorstellen möchten; um mich in einen andern zu schiden, habe ich Bescheidenheit genug, und auch hier und da etwas Geschick, wie Dorik sagt, ihn zu bessern und aufheitern zu helfen. Können Sie mir dann noch außerdem die Bekanntschaft von Leuten zu Wege bringen, die sich meiner kleinen Wirthschaft annehmen mögen, so ist alles in Richtigkeit.

„Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer sein kann, und dann ein Besuchzimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Kommode, ein Schreibtisch, ein Bett und Sofa; dann ein Tisch und einige Sessel. Hab' ich dieses, so brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr. Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und ich möchte ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich bin die Menschen und also auch ihr Gedränge. — Wenn ich's nicht so veranlaßt kann, daß wir (ich verstehe darunter das fünffache Kleeblatt) zusammen effen.

würde ich mich an die table d'hôte im Gasthose engagiren, denn ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft (großer oder auserlesener guter) speiste.“

Die Erwartungen, welche Schiller von Huber hegte, konnten sich freilich nicht erfüllen. Ludwig Ferdinand Huber war der Sohn des Professors Michael Huber zu Leipzig. Er war in Paris im September 1764 geboren, Sohn einer Pariserin. Seine Mutter ließ sogar zur Zeit seiner Universitätsjahre seine Wege gelegentlich durch die Dienstmagd überwachen. Es würde sehr natürlich sein, wenn die Unselbständigkeit, die Huber nachmals öfter zeigte, allein eine Folge seiner verkehrten Erziehung gewesen wäre. Eine begeisterte, ausdauernde Liebe für alles Schöne, und für die dramatische Kunst insbesondere war dem jungen Manne stets eigen. Seine Braut, Dora Stod, die Tochter des bekannten Kupferstechers, war fünf Jahre älter als Huber, talentvoll und witzig, und dabei sehr selbständig. Dora's jüngere Schwester Minna war Körner's Braut. Sie besaß viel Lieblichkeit in ihrer Erscheinung und viel Anmuth in ihrem Wesen. Beide Schwestern waren in Nürnberg geboren, beide waren musikalisch und in der Literatur wohl bewandert.

Diese drei traf Schiller in Leipzig an. Minna's Verlobter lebte in Dresden. Kristian Gottfried Körner war ein ehrenfester deutscher Mann mit einem nicht gemeinen Geiste und einem herrlichen Gemüthe, ebenso bereit zu kräftiger, geräuschloser That als zu kernigem Rath. Am 2. Juli 1756 war er als Sohn eines lutherischen Superintendenten in Leipzig geboren. Sein Vater hatte ihn zum Studium der Theologie erzogen, Körner entschied sich aber später für das juristische Verwaltungsfach, und habilitirte sich als Privatdozent in Leipzig. Am Ende der siebziger Jahre machte er größere Reisen, auf denen er seinen Beobachtungsgeist schärfte, seinen Geschmack bildete und besonders seine Begriffe über menschliche Fähigkeiten erweiterte. Im Jahre 1781 wurde er als Konsistorialadvokat angestellt und zwei Jahre später als Rath an das Konsistorium in Dresden versetzt. Als am 5. Januar 1785 sein Vater starb, kam er in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens und konnte nun daran denken, seinen eigenen Herd zu begründen. Aber so gewissenhaft und thätig der wackere Mann in seinem Berufe wirkte, seine Seele war doch stets von einem idealen Streben erfüllt und zu allen Zeiten blieb er seinem Wahlspruch treu: vitam impendere vero! Seine Energie kannte nicht leicht irgend eine Schwierigkeit; „mein Gang war immer, mich dahin zu stellen, wo es gerade an Arbeitern fehlte“, sagte er. Der ideale Trieb seines Geistes war es auch, welcher ihn zu dem Briefe an Schiller veranlaßte, und mit welchen Absichten er den Dichter nach Leipzig zu kommen einlud, das zeigen uns die Worte eines Briefes, den er an Schiller schrieb, als dieser in Leipzig eben angekommen war. Diese Worte lauten: „Um ganz glücklich, das heißt beim Genuß der angenehmsten Empfindungen mit mir selbst zufrieden zu sein, muß ich so viel Gutes um mich her gewirkt haben, als ich durch meine Kräfte und in meinen Verhältnissen zu wirken fähig bin. Und das werde ich, wenn ich meinen Schiller an meiner Seite habe. Einer wird den andern anfeuern, einer sich vor dem andern schämen, wenn er im Streben nach dem höchsten Ideale erschlaffen sollte. Wir gehen auf verschiedenen Bahnen, aber einer steht mit Freuden die Fortschritte des andern.“

Dem Dichter eine feste Stütze zu sein, dazu war dieser vortreffliche Mann ganz geschaffen.

Schiller aber wußte den ganzen Werth des Freundes sogleich zu würdigen. In seiner Antwort auf den eben erwähnten Brief sagte er zu Körner: „Ihr edles Herz lernte ich frühzeitig lieben, Ihren ausdauernden Muth, Ihre Entschlossenheit habe ich längst bewundert, jetzt aber verehere ich Ihren Geist. Ja, liebster Freund, verehere muß ich den Mann, der in einer Epoche, wo gewöhnlich die Glücklichen sich dem Genuß ihrer Wonne mit süßer verführerischer Erschlaffung dahingeben, und den besten Theil ihres Daseins in einem berauschten Traume verschwelgen, der in einer solchen Periode nach Thaten dürstet, und — erlauben Sie mir Ihre eigenen Worte — darauf denkt, dem Glück einen Theil seiner Schuld abzutragen. Gewöhnlich hört die Anstrengung auf, wenn der Mensch am längst erstrebten Ziele seiner Glückseligkeit landet, der Ehrgeiz und die Thatenbegierde ziehen sonst ihre Segel ein, wenn sie dem Hafen sich nähern — Sie, mein Werthester, spannen jetzt neue und kühnere aus und fangen an, wo die Leidenschaften und Wünsche der anderen alltäglichen Menschen ein nutzloses Anker werfen. Glück zu also, Glück zu dem lieben Wanderer, der mich auf meiner romantischen Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will.“

Während diese beiden Freunde sich in ausführlichen Briefen näher kennen lernten und die Begriffe von einander gegenseitig immer wuchsen, fand Schiller in Leipzig nicht das, was er wohl gehofft hatte. Sich an Huber so nahe anzuschließen, als er in seinem Briefe von Mannheim sich ausgesprochen hatte, dazu waren die Umstände nicht angethan. Schiller kam mitten in das Meßstreite hinein, und empfand es, daß in dieser Zeit die Leipziger für andere als das eine Hauptinteresse nicht eben Sinn haben. Schiller hatte nichts besseres zu thun, als sich in den Menschenstrom zu mischen und Richter's Kaffeehaus zu besuchen, wo er seine Bekanntschaften mit Einheimischen und Fremden erweiterte. Man gaffte den Verfasser der Räuber wie ein Wunderthier an; neben dem Affentheater und den Thierbuden war er eine der Merkwürdigkeiten der Messe. Viele wollten es gar nicht zu Kopfe, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht hatte, wie andere Mutterföhne aussehen sollte; wenigstens Kurierstiefel und eine französische hatte man erwartet.

Die Notabilitäten Leipzigs konnten Schiller nicht sehr erbauen; Körner sagte, es ekele vor dem überklugen Wesen der Leipziger guten Köpfe, die zu schlaff wären, selbst etwas zu wirken, aber alles, was andere thaten, vor ihren Richterstuhl zögen. Mit dem Musikdirektor Hiller, dem Maler Deser, dem reformirten Prediger Bollhofer, dem Professor Huber und einigen andern wurde Schiller bekannt, ohne daß ein näheres Verhältniß sich bildete. Sehr großmüthig wurde Schiller von dem Direktor eines Affentheaters behandelt, der von dem Dichter der Räuber unter keinen Umständen Eintrittsgeld annehmen wollte, denn dieser sei ja ein Kollege!

An dem Leipziger Theater wirkte damals der vortreffliche Meinel, der als Feldenspieler in hohem Ruhme stand. Hier fand Schiller auch seine Freunde von Frankfurt her, Sofie Albrecht wieder, und auch mit einigen anderen Schan-

spielern trat er in lebhaften Verkehr. Reineke brachte Schiller's Fieslo zur Aufführung.

Das Neststreiben war den Arbeiten des Dichters nicht günstig. Er sehnte sich nach einem stillen Plätzchen. Das anmuthige Rosenthal besuchte er gern und gewann diese parkartige Landschaft sehr lieb. In dem Gemüth der Messe erfaßte den Dichter wieder die Sehnsucht nach dem eigenen traulichen Heim, dem eigenen Herde, und das Verlangen, diesen zu begründen, mochte ihn wohl veranlassen, in einem Briefe vom 24. April 1785 um die Hand der Margarethe Schwan anzuhalten. Sie hatte ihm bei seinem Abschiede so warme Theilnahme gezeigt, sie hatte ihm als Andenken eine schöne gestickte Brietasche geschenkt, ihr Vater hatte dem Dichter stets seine Freundschaft bewiesen, und diese Umstände konnten ihn zu einer Bewerbung wohl ermuntern, zumal da auch der Hauptmann Schiller diese Verbindung gern gesehen hätte. Der Brief war an den Vater Margarethens gerichtet. „Von Ihrer Entscheidung“ — so schloß derselbe — „der ich mit Ungebuld und furchtsamer Erwartung entgegensehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, selbst an Ihre Tochter zu schreiben.“

Schwan antwortete abschläglich und gab als Grund seiner Entscheidung an, der Charakter seiner Tochter passe nicht für Schiller. Bei einer Zusammenkunft im nächsten Jahre enthielt er dem Dichter seine Gründe noch genauer. Margarethe hatte eine Liebschaft mit einem Offizier gehabt, und war von demselben verlassen worden, als es seine Pflicht gewesen wäre, sie zu heirathen *). Margarethe vermählte sich später mit einem Advokaten Treffz; die Ehe war höchst unglücklich. Schon in ihrem sechsunddreißigsten Jahre starb Margarethe an den Folgen einer Niederkunft.

Man hat dem Dichter, der nach Schwan's Antwort dem schönen Mädchen sofort entsagte, aus diesem plötzlichen Verlassen einen Vorwurf machen wollen. Wenn man die Verhältnisse, wie sie waren, in Betracht zieht, wird niemand mehr einen solchen Vorwurf aussprechen können. Daß die Antwort des Vaters von dem Dichter bald überwunden wurde, das lag in seinen damals so wechselreichen Verhältnissen; vor allem war ihm die innige Freundschaft mit Körner ein starker Trost. Die Familie Stod wählte im Sommer, der Leipziger Sitte gemäß, sich ihren Aufenthalt auf dem Lande, und zwar in dem nahen Dorfe Bohlis. Dorthin zog auch Schiller; er fand hier einen Freund Körner's, den Buchhändler Götschen, an dessen Verlagsgeschäft Körner mit einer bedeutenden Summe theilhaftig war. Götschen, ein lebhafter und energischer Mann, wurde mit Schiller bald vertraut. Im Laufe des Sommers führte er ihm als neuen Bekannten den Karl Philipp Moritz zu, der auch in Göthe's Leben genannt wird. Moritz hatte eine sehr giftige Kritik gegen Rabale und Liebe in der Berliner Bostischen Zeitung veröffentlicht, und wurde deshalb von Schiller heftig zur Rede gestellt; bald aber bildete sich ein besseres Einvernehmen zwischen ihnen, und auch Moritz gehörte nun dem Freundeskreise mit an.

Etwa fünf Stunden von Leipzig entfernt liegt Rahnsdorf, ein Gut, welches Verwandten der Körner'schen Familie gehörte. Am 1. Juli 1785 trafen hier

*) Pallaske II, 45, Anmerkung.

Schiller, Huber, Götschen, andere Freunde und die Schwestern Stod mit Körner zusammen. Hier machten Schiller und Körner ihre persönliche Bekanntschaft. Die Kürze der Zeit und die Rücksicht gegen die größere Gesellschaft erlaubten ihnen nicht, sich so auszusprechen, wie sie selbst gewünscht hätten, und als Schiller am 2. Juli mit Huber und Götschen nach Gohlis zurückgekehrt war, ergoß er sein Herz in einem Briefe an den Freund; dieser Brief wird ein ewig großes Zeugniß für den Satz sein, daß des Dichters Leben und Wirken in dem warmen Mitgefühl der Welt, der Freundeswelt seine tiefsten Lebenswurzeln hat, und daß selbst das größte Genie niemals in vereinzelter, theilnahmloser, vielleicht sogar angefeindeter Stellung alle seine gottgegebene Kraft entwickeln kann. Aus den Mannheimer Banden, aus der Protektion eines Dalberg erlöst, von der wahren, treuen, hingebenden Liebe der neuen Freunde umfungen, hob sich Schiller's Geist zu jener jubelnden Stimmung empor, die in dem erwähnten Briefe ihren Ausdruck fand. „Bester Freund“ — so lauten Schiller's Worte — „der gestrige Tag, der zweite des Juli, wird mir unvergeßlich bleiben, so lange ich lebe. Gabe es Geister, die uns dienstbar sind und unsere Gefühle und Stimmungen durch eine sympathetische Magie fortpflanzen und übertragen, Du hättest die Stunde zwischen halb acht und halb neun Vormittags in der süßesten Ahnung empfinden müssen. Ich weiß nicht mehr, wie wir darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmererei, — filosofisch feste Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perspective der Zeit vor mir liegen sah. Mit welcher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kahne Lage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur zu mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selbst zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das erfunden, und in der allgemeinen feurigen Gährung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu der herkulischen Gestalt vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen, und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen. Mein Gefühl war bereit und theilte sich den andern elektrisch mit. O, wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf ihrem Wege zur Gottheit begegnen. Du warst bis jetzt noch mit keiner Silbe genannt worden, und doch las ich in Huber's Augen Deinen Namen — und unwillkürlich trat er auf meinen Mund. Unsere Augen begegneten sich, und unser heiliger Vorsatz zerschmolz in unsere heilige Freundschaft. Es war ein stummer Handschlag, getreu zu bleiben dem Entschlusse dieses Augenblicks — sich wechselweise fortzureißen zum Ziele — sich zu mahnen und aufzuraffen einer den andern — und nicht stille zu halten bei an die Grenze, wo die menschlichen Größen enden. O mein Freund! in unserer innigen Verkettung, ich muß sie noch einmal so nennen, unserer heiligen Freundschaft allein war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen. Die gütige Vorsehung, die meine leisesten Wünsche hörte, hat mich Dir in die Armee geführt, und ich hoffe, auch dich mit mir. Ohne mich sollst Du ebenso wenig Deine Glückseligkeit vollendet sehen können, als ich die meinige:

ohne Dich. Unsere künftig erreichte Vollkommenheit soll und darf auf keinem andern Pfeiler als unserer Freundschaft ruhen. — Unsere Unterredung hatte diese Wendung genommen, als wir ausstiegen, um unterwegs ein Frühstück zu nehmen. Wir fanden Wein in der Schenke. Deine Gesundheit wurde getrunken. Stillschweigend sahen wir uns an, unsere Stimmung war feierliche Andacht, und jeder von uns hatte Thränen in den Augen, die er sich zu ersticken zwang. Götschen bekannte, daß er dieses Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühlte, Huber's Gesicht war feuerroth, als er uns gestand, er habe noch keinen Wein so gut gefunden, und ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahls — „Dieses thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß.“ Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altare. Jetzt erst fiel's uns auf die Seele, daß heute Dein Geburtstag war. Ohne es zu wissen haben wir ihn heilig gefeiert. — Theuerster Freund, hättest Du Deine Verherrlichung in unseren Gesichtern gesehen — in der vom Weinen erstickten Stimme gehört: in dem Augenblicke hättest Du sogar Deine Braut vergessen, keinen Glücklichen unter der Sonne hättest Du beneidet. — Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unserer Freundschaft soll er ein Wunder gethan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich so viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß, aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt als sie mir zusagte, hat mir in Euren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte. Kann dieses Bewußtsein Dir Freude geben, mein Theuerster, so ist deine Glückseligkeit vollkommen.“ —

Körner erwiderte: „Von Jugend auf sehnte ich mich nach einem Freunde in dem erhabensten heiligsten Sinne dieses Wortes, aber immer wurden die Bedürfnisse meines Herzens nicht befriedigt, wenn ich eine Seele gefunden zu haben glaubte, wie ich sie mir wünschte. Schon gab ich alle Hoffnung zu einer solchen Glückseligkeit auf. Mir winkten die Freuden der Liebe. Ich strebte nach diesen, und bei diesem Bestreben nahm meine Sehnsucht nicht ab. Das Weib meines Herzens war mir Geliebte und Freundin zugleich. Und nun, da ich mich dem Zeitpunkt näherte, wo ich sie ganz mein nennen kann, da meine Glückseligkeit schon einen Gipfel erreicht hat, der mich fast schwindelnd macht, nun soll auch jener frühere Wunsch in vollem Maße befriedigt werden. — Ist dies nicht zu viel für einen Menschen, wie ich?“ —

Der vortreffliche Körner wußte aber nicht allein seine edlen Gedanken in wohlklingende Worte zu kleiden, sondern seine Thaten übertrafen noch, was er versprach. Schiller hatte schon nach Mannheim von dem Freunde Geld erhalten, und die pekuniäre Frage mußte auch in Leipzig bald wieder eine brennende werden. Huber, mit dem Schiller zusammen war, erhielt von seinen Eltern nicht einmal Taschengeld; was er hatte, war nur das Honorar für literarische Arbeiten, und das waren immer nur kleine Summen. Schiller mußte sich also an Körner wenden. Er fragte bei diesem an, ob derselbe in Götschen's Verlag als selbständiger Verleger auftreten könne? Für diesen Fall wollte er ihn bitten, die Druckkosten für seine Dramen vorzuschießen, damit Schiller den Verlag seiner Sachen selbst übernehmen könne; Götschen sollte sie dann in Kommission nehmen. Unter diesen Umständen könne er dann mancherlei sogleich in Druck geben, und

Körner würde ihm den Gefallen erweisen, ihm auf die dramatischen Artikel einen Vorschuß zu leisten, den Götschen ihm später von dem Ertrage der Schriften wieder erstatten könne. Dem Dichter sei diese Hülfe nothwendig, denn er sei, wie er sich ausdrückte, ganz auf dem Sande und habe auch keine Aussicht, vor einem Vierteljahre wieder etwas einzunehmen.

Körner sandte dem Freunde sofort eine Summe und schrieb dabei: „Wenn ich noch so reich wäre und du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Objekt es für mich wäre, Dich aller Nahrungssorgen auf Dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch nicht wagen, Dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du im Stande bist, sobald du nach Brod arbeiten willst, Dir alle deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Nothwendigkeit des Brodverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Ueberfluß bist.“

Die Bereitwilligkeit, mit welcher Schiller die dargebotene Hand seines edlen Freundes ergriff, war ein schönes Zeichen, wie hoch dieser bereits in des Dichters Liebe stand. Er schrieb ihm in seiner Antwort: „Für Dein schönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieser ist die Freimüthigkeit und Freude, womit ich es annehme. Deine Freundschaft und Güte bereitet mir ein Elbstum. Durch Dich, theurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. Meine Glückseligkeit wird steigen mit der Vollkommenheit meiner Kräfte, und bei Dir und durch Dich getraue ich mir, diese zu bilden. Die Thränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, diese Thränen werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich das, was ich jetzt träume — wer ist glücklicher als Du?

„Zerreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst du sanft darauf schlafen.“ —

Nun kam Körner's Hochzeittag, zu dem er selbst nach Leipzig herüber kam. Am 7. August 1785 wurde das Freudenfest gefeiert. Schiller schenkte den Vermählten ein Paar Urnen; er begleitete sie mit den Zeilen:

„Meine Theuersten!

An dem Morgen des Tages, der Euch grenzenlos glücklich macht, bete ich freudiger zu der Allmacht. Wünschen kann ich Euch nichts mehr. Jetzt habt Ihr ja alles. Euer Glück zu vergrößern, müßte der Himmel Eure Sterblichkeit aufheben.

Euer Glück ruht in Euren Herzen, es kann also nimmermehr aufhören. Aber wenn Ihr nichts mehr zu wünschen findet, wenn das Wohnegefühl, Euch zu besitzen, Eure ganze Seele füllt, so schenkt wenigstens einen Seitenblick noch der Freundschaft. Vergesst nicht, daß sie für euch betet, für Euch Thränen der Freude weint, und sich so ungern von dem lieblichen Traume trennt, Eure Tage verschönern zu helfen. Entlastet sie ihrer Pflichten nicht — sie sind ihre Glück-

seligkeit, und wieviel bleibt ihr übrig, wenn Ihr gar nichts mehr wünschen wollt?

Sehnsucht, sich nie von dem lieben Wesen zu scheiden, das einst unserm Herzen so theuer war, hat die Urnen erfunden. Sie erinnern an ewige Dauer, darum seien sie heute das Symbol Eurer Liebe und unserer Vereinigung.“

Zwei poetische Gaben stellten sich dem sinnigen Geschenke noch hinzu: ein Hochzeitlied und die folgende schöne Allegorie, die mit dem Datum des festlichen Tages überschrieben ist. Sie lautet:

„Heute vor fünftausend Jahren hatte Zeus die unsterblichen Götter auf dem Olympus bewirthe. Als man sich niedersezte, entstand ein Rangstreit unter drei Töchtern Jupiter's. Die Tugend wollte der Liebe vorangehen, die Liebe der Tugend nicht weichen, und die Freundschaft behauptete ihren Rang vor beiden. Der ganze Himmel kam in Bewegung und die streitenden Göttinnen zogen sich vor den Thron des Saturnius.

Es gilt nur ein Adel auf dem Olympus, rief Kronos' Sohn, und nur ein Gesetz, wonach man die Götter richtet. Der ist der erste, der die glücklichsten Menschen macht.

Ich habe gewonnen, rief triumphirend die Liebe. Selbst meine Schwester die Tugend kann ihren Lieblichen keine größere Belohnung bieten als mich — und ob ich Wonne verbreite, das beantwortete Jupiter und alle anwesende unsterbliche Götter.

Und wie lange bestehen deine Entzückungen? unterbrach sie ernsthaft die Tugend. Wen ich mit der unverwundbaren Aegide beschütze, verläßt selbst das furchtbare Fatum, dem auch sogar die Unsterblichen huldigen. Wenn du mit dem Beispiel der Götter prahlst, so kann ich es auch — der Sohn des Saturnus ist sterblich, sobald er nicht tugendhaft ist.

Die Freundschaft stand von ferne, und schwieg.

Und du kein Wort, meine Tochter? rief Jupiter. Was wirst du deinen Lieblichen Großes bieten?

Nichts von dem allen, antwortete die Göttin, und wischte verstoßen eine Thräne von der erröthenden Wange. Mich lassen sie stehen wenn sie glücklich sind, aber sie suchen mich auf, wenn sie leiden.

Verzühnet Euch, meine Kinder, sprach jetzt der Göttervater. Euer Streit ist der schönste, den Zeus je geschlichtet hat, aber keine hat ihn verloren. Meine männliche Tochter, die Tugend, wird ihre Schwester Liebe Standhaftigkeit lehren, und die Liebe keinen Günstling beglücken, den die Tugend ihr nicht zugeführt hat. Aber zwischen Euch beide trete die Freundschaft und hafte mir für die Ewigkeit dieses Bundes.“ —

Noch ein anderes Denkmal, ein ewiges, herrliches, erinnert uns an das Glück, welches in jenen Tagen das Herz des Dichters hob: es ist das Lied an die Freude. Im zweiten Heft der Thalia, welches zu Anfang des Jahres 1786 bei Göttingen erschien, stand neben dem Lied an die Freude auch die Freigeisterei der Leidenschaft und die Resignazion; bedeutungsvoller hätte die Umgestaltung in Schiller's Verhältnissen gar nicht bezeichnet werden können, als durch diese Gedichte, von denen die Resignazion und das Lied an die Freude den schneidend-

sten Gegensatz bilden, der nur denkbar ist. Dieselben Grundgedanken, welche Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit in strenger Folge entwickelte, reißten in Schiller's Gedicht die ganze Seele im Sturme mit sich fort, und sind gleichsam das flammende Symbol für die edelsten Bestrebungen des Jahrhunderts. Wie ein Blitz zündete das herrliche Lied, es war in zahllosen Abschriften verbreitet, ehe es im Druck erschien, in jeder gehobenen Gesellschaft war es der höchste Ausdruck der Gefühle, und die bedeutendsten Komponisten setzten es. Wie an die Entstehung manches andern großen Kunstwerkes, so knüpfte auch an den Ursprung dieses Liedes sich bald eine Sage, welche berichtete, Schiller habe einen armen Studenten, den die Noth zur Verzweiflung trieb, vor dem Selbstmorde bewahrt, und durch eine Summe, die er am Hochzeittische gesammelt, dem Unglücklichen Muth und Lebenskraft wiedergegeben. Der Ausdruck seiner Freude über das Gelingen dieses Bruderverwerkes sei das Lied an die Freude gewesen.

Als Körner mit seiner jungen Frau und mit Dora nun aber abgereist war, wurde es dem Dichter, der allein in Gohlis zurückblieb, sehr einsam; kaum einen Monat hielt er es noch aus, dann schrieb er an Körner, er müsse zu ihm nach Dresden kommen; an den vorigen Tummelplätzen seiner Freude gehe er vorüber wie der Reisende an den Ruinen Griechenlands, schwermüthig und still; in der Gesellschaft der Freunde allein könne er Ruhe und Laune zur Arbeit finden; mit dem ersten Posttage bitte er um Nachricht, ob er kommen könne.

Die Aufführung des Fiesko stand vor der Thür, es handelte sich nur um eine Woche; aber als Körner's Einladung eintraf, da konnte Schiller unmöglich auf sein Stüd warten; schon am nächsten Morgen um vier Uhr machte er sich in Gesellschaft eines Reisegefährten mit Extrapost auf den Weg. Die Fahrt wurde in einem Tage vollendet; Schiller's Stimmung war eine sehr gehobene. Als ihm zum erstenmal die Elbe zwischen zwei Bergen heraustrat, schrie er laut vor Freude auf, die Bilder, in denen seine frühe Kindheit sich bewegte, wurden vor seinem Geiste wieder lebendig. Um zwölf Uhr Nachts fuhr der Wagen über die Elbbrücke. Am nächsten Morgen sahen die Freunde sich wieder. „Ich bin hier im Schooße unserer Lieben aufgehoben wie im Himmel,“ schrieb der Dichter an Huber.

In der Neustadt, nicht weit von seiner eigenen Behausung gelegen, hatte Körner des Freundes Wohnung eingerichtet, in welcher er freilich im Anfange nicht viel verweilte. Körner besaß auf dem linken Elbufer, oberhalb des Dorfes Loschwitz einen Weinberg mit einem zweistöckigen Hause, in dem die ganze Familie oft und gern verweilte. Auch Schiller hatte hier sein Zimmer, und in diesen Räumen kehrte das ganze tiefe und volle Behagen des Zusammenseins in die Seele des Umhergetriebenen wieder ein. Mit Körner, der Mittags von seinem Bureau heimkam, las er interessante Bücher und sprach in Gemeinschaft mit dem Freunde über den Inhalt. Körner besaß selbst eine gute Bibliothek, und was sie nicht enthielt, lieferte die kurfürstliche Büchersammlung.

Dem Ernst der philosophischen Gespräche hielt der Umgang mit den liebenswürdigen und geistreichen Schwestern, mit Minna und Dora, in der schönsten Weise das Gleichgewicht. In diesen Verhältnissen blühte die Poesie mit raschem Bedenken; Don Karlos, der in Gohlis meist liegen blieb, wurde nun rasch ge-

fördert. Der Dichter bewohnte, als im Wohnhause etwas gebaut wurde, ein Stübchen im Winzerhäuschen; der Eingang zu demselben ging durch die Waschküche, und als Minna und Dora hier einmal mit ihren Hülfstruppen ein großes Waschfest feierten, überreichte Schiller ihnen am nächsten Morgen folgendes Gedicht.

Bittschrift eines niedergeschlagenen Trauerspieldichters an die Körner'sche Waschdeputation.

Dumm ist mein Kopf und schwer, wie Blei,
Die Tabaksdose ledig,

• Der Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig.

Fen'r soll ich gießen aufs Papier
Mit angefror'nem Finger.
O Hübner, haßest du Geschmier,
So wärm' auch Deinen Zylinder.

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es scharrt die Küchenzose,
Und mich — mich ruft das Flügeltier
Nach König Philipp's Hofe.

Ich steige mutbig auf das Roß,
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid, am Königschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie
Und, siehe da! belausche
Die junge Fürstin Eboli
In süßem Liebestrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihrem Auge Götterlust,
Und in dem seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib: Triumph!
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

• Und hin ist Traum und Fecerei,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Henker mag die Dichterei
Beim Hemdewaschen holen.

Schiller,

Haus- und Wirthschaftsdichter.

Mit dem Eintritt der rauheren Jahreszeit lehrte Schiller in die Stadt zurück. Auch Huber traf daselbst ein; seine Eltern hatten endlich ihre Ein-

willigung gegeben, daß er sich in Dresden zu dem Posten eines Legationssekretärs vorbereitete. Nun war die Gesellschaft vollständig, und sie war sich selbst so sehr genug, daß die Außenwelt nur in spärlichen Augenblicken in den herzlichen Verkehr hineinzulugenden Gelegenheit fand. Die Verlockung, in Dresden zahlreiche Bekanntschaften zu machen, war übrigens auch nicht groß, denn neben einer unglaublich anmaßenden Bevormundung von oben sorgte der lächerlichste Standesdünkel dafür, jede Regung gesunden Lebens unmöglich zu machen. Nach Körner's Zeugniß bestanden die Thaten der Dresdener Kultur hauptsächlich in einer anmaßenden Kritik, die, wie immer, aus eigener Mittelmäßigkeit hervorging, in erbärmlicher Gestunung und ängstlicher Wahrung der äußeren Form — Eigenschaften, die sämmtlich zusammen gehören wie das Blatt und der Stiel. Nur wenige Familien schlossen sich dem Körner'schen Kreise an, unter ihnen der Historiker Archenholz, der Komponist Naumann und der Maler Graff, der vortreffliche Porträts Schiller's und Körner's schuf. Es scheint, als ob die berühmte Gemäldesammlung von Schiller nicht besonders fleißig benutzt worden sei.

Der Winter verfloß unter solchen Verhältnissen auf eine sehr erfreuliche Weise. Am Don Karlos wurde indeß nicht so eifrig gearbeitet, als beabsichtigt war; die Thalia nahm viel Zeit weg, es entstanden einige Szenen zu dem Drama der Menschenfeind, welches aber nie zu Ende geführt wurde; die meisten Stunden wurden auf jenen Roman verwendet, dessen Anfang unter dem Titel Der Geisterseher im vierten Heft der Thalia damals großes Aufsehen erregte. Körner erzählt, die Abenteuer Ragniosiro's hätten die Idee zum Geisterseher geliefert, und das Werk sei deshalb unvollendet geblieben, weil es dem Dichter selber verleidet worden sei; aus den Anfragen, die er von mehreren Seiten erhielt, schien hervorzugehen, daß man annahm, er hätte nur die Neugierde des Publikums reizen wollen.

Statt sich mit allen Kräften auf ein Brodstudium zu werfen, wie er mehrmals vorhatte, blieb er seinem Berufe als Dramatiker treu, und beschäftigte sich lebhaft mit Geschichte. Von ihrem erhebenden Studium fühlte er sich so sehr angezogen, daß er bedauerte, nicht zehn Jahre hintereinander nur Geschichte studiren zu können. Er faßte den Entschluß, die merkwürdigsten Revolutionen zu beschreiben, auch soll der Abfall der Niederlande bereits in jenen Jahren begonnen sein.

Im Frühjahr des Jahres 1786 kündigte Schwan dem Dichter seinen Besuch an; er brachte Margarethe und deren jüngere Schwester mit. Schiller empfing sie in Weissen; er trug einen mausfarbenen Rock mit Stahlknöpfen, war sehr artig gegen die Gäste, die er auch in Dresden umherführte, aber jedes zärtliche Gefühl gegen die schöne Margarethe schien gänzlich erloschen zu sein *). Mit einer andern Schönen verkehrte er um jene Zeit gern, ohne gerade sein Herz an sie zu verlieren; es war die Tochter eines Gutsbesizers Segabin,

*) Als Schiller im Jahre 1793 mit seiner Gattin nach seiner Heimath reiste, traf Margarethe mit ihnen in Heidelberg zusammen; sie sowohl als auch Schiller waren tief bewegt. Es war das letztemal, daß sie sich sahen, da Margarethe bald darauf starb, wie wir bereits erwähnten.

dessen Besizung dicht bei Loschwitz in dem Dorfe Blasewitz lag; die Tochter hieß Auguste, Schiller scherzte und neckte gern mit ihr, und später erinnerte er sich an sie noch in Wallenstein's Lager; die Gustel von Blasewitz erregte in dem Körner'schen Kreise große Heiterkeit.

Doch auch diese heitern Tage waren nicht ohne Schatten. Noch bevor das eine Jahr um war, während dessen Schiller der Gast Körner's war, wurde dem Dichter der Umstand drückend, daß er seine Existenz nicht sich selbst zu danken habe. Freilich konnte ihn der Gedanke beruhigen, daß auch er dem Freunde durch seinen Umgang vieles war, und daß es diesem Freunde zur Freude gereichte, dem Dichter die nöthige Muße zu seinen Arbeiten zu sichern, aber Körner's Mittel waren doch auch nicht unererschöpflich, und auch ihm nahte jetzt gerade eine Sorge, die dem starken Manne nicht leicht zu tragen war. Seine Minna kränkelte in Folge einer Entbindung von der Mitte des Sommers 1786 bis gegen das Ende des Jahres hin. Jeder aus dem Freundeskreise empfand dieses Elend tief, und Schiller nicht am wenigsten. Seine Arbeiten hatten unter solchen Umständen keinen frohen Fortgang; doch ward ihm eine unerhoffte Anregung zu Theil.

Schröder, der berühmte Schauspieler, Dirigent des Hamburger Theaters, hatte sich mit Beifall und großer Erwartung über die Proben des Don Karlos geäußert, welche in der Thalia veröffentlicht waren. Schiller schrieb am 12. September 1786 an Schröder, und dieser bot ihm im Oktober eine Stelle als Theaterdichter in Hamburg an; im Fall er nicht selber kommen könnte, bat er ihn, alle seine Stücke zu senden. Schiller vermochte nicht, sich von dem Körner'schen Kreise ganz zu trennen; er antwortete im Dezember ablehnend, sandte aber an Schröder im Sommer 1787 seinen Don Karlos zur Aufführung ein. Während der reiche Herr von Dalberg dem Dichter nur Almosen für seine Dramen zukommen ließ, zahlte der wackre Schröder ein für damalige Zeiten sehr gutes Honorar.

Nach Hamburg zu gehen, davon wurde Schiller auch noch durch andere Umstände abgezogen. Seine Neigung zu Charlotte von Kalb war keineswegs erloschen. Er blieb mit ihr dauernd im Briefwechsel, er sandte ihr zuerst die Hefte der Thalia, sobald sie erschienen waren, und was er von ihr mit Begeisterung erzählte, hatte die Dresdener Freunde für sie eingenommen. Charlotte selbst dachte einmal daran, nach Dresden überzusiedeln, da der Aufenthalt in Mannheim der großen Kosten wegen ihrer Familie nicht länger wünschenswerth erschien. Dem Wunsche der Familie zu Folge verzichtete sie auch auf Dresden, und nach einer kurzen Anwesenheit in Weimar im Oktober 1786 begab sie sich nach Kalbsried, dem Gute ihres Schwiegervaters, wo sie den Winter einsam verbrachte.

Den Plan, nach Weimar zu gehen, hatte Schiller bereits in Bauerbach geäußert; seine Ernennung zum Weimariſchen Rath hatte seine Idee noch verstärkt, und die Nähe der geliebten Freundin entschied jetzt. Kein Ort der Welt konnte für Schiller eine solche Anziehungskraft haben als gerade Weimar, dessen Ruhm schon damals durch Göthe, Herder und Wieland so hell erglänzte. In Weimar fand Schiller das, was für die Pflanze das entsprechende Klima ist, er fand An-

regung seines Schöpfertriebes, er fand unter geistig Ebenbürtigen Verständniß und neben denen, welche bereits als Meister in jeder Beziehung sich vor der Welt legitimirt hatten, fand er einen mächtigen Sporn, eben so hoch wie sie sich hinaufzuschwingen. Ein solches Streben nennt die Welt mit armseliger Bezeichnung Ehrgeiz.

Zuerst gedachte Schiller nach Kalbsried zu gehen und daselbst einige Monate zu verweilen. Von dort aus war eine Uebersiedelung nach Weimar oder Jena leichter einzuleiten. Er fragte also bei Charlotte an, ob er kommen dürfe.

Die Weihnachtszeit des Jahres 1786 brachte Körner mit seiner Familie in Leipzig zu. Schiller blieb in Dresden zurück. In der Einsamkeit, fern von der gewohnten Theilnahme der geliebten Freunde, wollten Schiller's Arbeiten nicht recht gedeihen. Seine Existenz sei jetzt höchst prosaisch, schrieb er dem Freunde nach Leipzig, er wüßte kaum, wo er mit der Zeit hin sollte. Aus suchte er mancherlei Bekanntschaften auf. Er ging auch zu Sofie Albrecht, der Schauspielerinn, und diese wurde die Veranlassung, daß den Dichter eine neu, sehr heftige Leidenschaft erfaßte.

Auf einem Maskenballe hatte er die Bekanntschaft des Fräuleins Henriette Elisabeth von Arnim gemacht. Sie war eine auserlesene Schönheit, und ihre schwarzen Augen fesselten den Dichter so sehr, daß sie ihm nicht viel Bestimmung überließen. Auch Henriette scheint eine aufrichtige und innige Neigung zu dem Dichter gehabt zu haben; bei Sofie Albrecht sahen beide sich öfter, und Schiller fand auch in dem Arnim'schen Hause Zutritt. Die Mutter war eine Offizierswittwe, die nicht in glänzenden Verhältnissen lebte; durch die Schönheit ihrer Tochter dachte sie durch einen reichen Freier ihre Lage zu verbessern. Karoline von Wolzogen erzählt (I, 220 ff.): „Der Mutter schien die Eroberung eines schon damals als ausgezeichnet anerkannten Dichters zu schmeicheln, und die Gewalt der Reize ihrer Tochter zu verbürgen. Der unerfahrene leidenschaftliche Jüngling wurde von diesem Zauberneze umstrickt, das jedoch nur Eitelkeit gewoben hatte. Wenn das gute Kind auch selbst herzlicher Zuneigung fähig war, so mußte sich ihr Gefühl doch immer nur der auf Effekt und Glück berechneten mütterlichen Ansicht unterwerfen. An Wahrheit und dauerndes Herzensglück war unter dieser Konstellazion nicht zu glauben, und Schiller's Freunde boten alle Macht klarer Einsicht und herzlicher Sorge auf, ihn diesen Fesseln zu entziehen.“ Aber diese Freundesorge war lange vergebens. Briefe und Gedichte, Geschenke und Geldsummen wanderten in das Haus der Schönen; das wunderbar schöne Bild Henriettens, welches diese dem Dichter schenkte, riß alle Gründe der Vernunft und alle Vorstellungen der Freunde wieder um, und Schiller blieb in den Zaubereffeln.

Im nächsten Frühling, 1797, verreiste Frau von Arnim mit ihrer Tochter. Nun konnte es auch Schiller nicht mehr in dem — trotz Körner's — verlassenem Dresden aushalten, er zog am 17. April nach Tharandt hinaus. Aber dort wurde er von dem abscheulichsten Wetter an's Zimmer gefesselt, „Schnee und Hagel“ — so schrieb er an Körner — „wirft mir beinahe Thüren und Fenster ein.“ Unter solchen Umständen war er ganz auf sich selbst beschränkt. Nur schien ihm sein Zustand erst recht erbärmlich zu sein, er kam sich vor wie an

armer Robinson auf einer wüsten Insel. Schon um fünf Uhr Morgens verließ ihn der Schlaf, aber die Arbeit stellte sich nur spärlich ein. Die Freunde schickten ihm von Dresden Bier, und aus Desperazion fing Schiller an es zu trinken. Um sich bei dem schlechten Wetter Bewegung zu machen, fing er in seinem Zimmer an zu springen, daß das Haus zitterte und der Wirth erschrocken mit der Frage herbeieilte, was er zu befehlen habe. Auch Bücher sandten ihm die Freunde, darunter die Liaisons dangereuses, die er allerliebste fand, und den Werther, von dem er, wie er schrieb, noch keinen Gebrauch machen konnte. Als das Wetter sich ankflärte, lief er auf den Bergen umher, und nach Dresden gingen wiederholt Anfragen, ob Arnim's noch nicht wieder da wären, und Briefe an diese, welche er den Freunden zur schleunigsten und gewissenhaftesten Besorgung auf die Seele band.

Gegen Ende des April kamen Arnim's zurück, im Mai zog auch Schiller wieder nach Dresden und wohnte fortan im Körner'schen Hause. Um diese Zeit gelang es den Bemühungen der Freunde, den Dichter zu überzeugen, daß man mit seinen edelsten Gefühlen Mißbrauch trieb. Die Geliebte hatte ihm die Weisung gegeben, daß er nicht ins Haus kommen dürfe, wenn er Licht in einem gewissen Zimmer sehe, weil sie dann in Familiengesellschaft sei. Schiller's Freunde aber hatten erkundet, daß sie dann andere Anbeter empfing, deren Gunst die Börse der Mutter reicher machte, als es Schiller's Hand je konnte. Diese Erfahrung genügte endlich, den Klaus zu vertreiben. Im Juni 1787 zog Schiller sich zurück, und gab den Wünschen seiner Freunde, die auf seine Entfernung drangen, wieder mehr Gehör. Die Trennung kostete dem schönen Mädchen viele Thränen; sie verheirathete sich später an einen Grafen von Runheim und lebte auf Klossenen bei Preuß. Friedland. Es wurde ein großes Haus gemacht, und das Vermögen schmolz so sehr ein, daß Henriette zuletzt nach Dresden zurückkehren mußte, wo sie 1847 in beschränkten Verhältnissen starb. Schiller's Bild hing bis zu ihrem Tode über ihrem Bette.

Nachdem der Dichter sich einmal aus ihren Banden losgerissen, dachte er ernstlich an die Reise nach Weimar. Eine Einladung Charlottens, die einige Monate daselbst zubringen wollte, schlug die letzten Bedenken nieder. Der Abend des 19. Juli 1787 war der letzte, den er damals in Dresden verlebte. Er las den Freunden den Don Karlos vor, und am andern Tage machte er sich auf den Weg. Das Honorar von Schröder für den Karlos war sein Reisegeld. Ehe wir den Dichter nach Weimar begleiten, wollen wir auf dieses Drama einen Blick werfen.

Es gibt vielleicht keine Periode der Geschichte, in welcher die Literatur so sehr Ausdruck der beherrschenden Ideen der Zeit, so sehr Gefäß der Bestrebungen aller strebenden Geister gewesen wäre, als das achtzehnte Jahrhundert. Nicht allein die Geister ersten Ranges, auch die untergeordneten Persönlichkeiten zeigen in ihren Werken die Triebfedern, nach welchen das Rad der Zeit rollt, das Ziel, wohin die Zeit strebt. Wie gewaltig aber treten die weltbewegenden Ideen des Jahrhunderts uns aus jenen Werken entgegen, welche dem Geiste unserer großen Dichter entsprangen! In den Werken der Heroen der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts wird die Nachwelt stets die reichste und

lauterste Quelle für die Kulturgeschichte, für die Geschichte des Geistes in der Periode finden, in der sie entstanden.

Und diese Werke zeigen uns alle Ein Ziel: Nathan der Weise, Faust, Herder's Ideen, die Räuber — alle diese großartigen Schöpfungen zeigen uns den Weg zu jenem Ziele, das in den Worten gegeben ist, die Herder zu seinem Wahrspruche wählte, in den Worten: Licht, Liebe, Leben! In diesen Werken spiegelt die Zeit sich ab, und die Zeit läßt vor unsern Augen die Thatfachen vorüberrollen, in denen jene Dichtungen zur Wahrheit werden. Wollen wir also nach dem Kern jener Werke fragen, so müssen wir uns in die Zeit stellen, deren Kinder sie sind, anders werden wir nie den rechten Maßstab und das volle Verständniß gewinnen können. Warum sind alle Ausstellungen, die ein vielfach berechnete und wohlermogene Kritik von Seiten der Kunst gegen Schiller's Dramen machte, nie im Stande gewesen, im Bewußtsein des deutschen Volkes Wurzel zu schlagen und seine Meinung zu bestimmen? Allein aus dem Grunde, weil die gewaltige Kraft der sittlichen Ideen in Schiller's Werken keinen Einwand der Kritik aufkommen läßt. Jedes einzelne Drama ist ein Träger für einen der großen, gestaltenden Gedanken der Zeit, und je wichtiger dieser Gedanke und je begeisterter seine Darstellung, desto weniger fragt die Welt nach der künstlerischen Vollendung des Gefäßes. Am Don Karlos wird dieser Satz in auffallender Weise zur Wahrheit. Nicht leicht wird der Bau eines Dramas so unregelmäßig sein, als in diesem Stücke, und doch ist es von ergreifender Wirkung.

In den Wäldern von Baurbach, in der gänzlich abgeschlossenen Einsamkeit, unter dem Druck verfehlter Hoffnungen, unter dem Bewußtsein ungerechter, kleinlicher Behandlung, unter der Last einer immer mehr anwachsenden Leidenschaft sind die ersten Linien des Don Karlos gezeichnet. Der erste Entwurf*, wie er damals entstand, gibt ein Familiengemälde; aus diesen Grenzen schreut er nicht heraus, die Liebe des Prinzen und der Königin bildet den eigentlichen Gegenstand des Dramas. Die Leidenschaft der Königin, welche sie nicht zu zügeln und zu verbergen weiß, führt die Verurtheilung des Prinzen herbei. Dieser erste Entwurf schließt mit den Worten: „Das Zeugniß des Sterbenden (für die Unschuld der Königin, der Prinz öffnet sich im Bade die Adern) und das Verbrechen seiner Ankläger rechtfertigt den Prinzen zu spät. Schmerz des betrogenen Königs und Rache gegen den Urheber.“

Dieser Entwurf kam jedoch nur theilweis zur Ausführung. Schiller kehrte inzwischen nach Mannheim zurück, und nahm dort, noch mehr aber seit seiner Bekanntschaft mit Körner und während seines Aufenthaltes in Dresden ein Fluß von neuen großen Eindrücken in sich auf, und diese Eindrücke gestalteten den Plan des Karlos völlig um. Aus einem Familienstücke erweiterte das Drama sich zur Darstellung einer großartigen Episode aus dem Kampfe der Menschheit um ihre geistige Existenz. Diese beiden Entwürfe gaben dem Karlos seine gegenwärtige Gestalt; die ersten beiden Akte und die vier ersten Szenen des dritten Aktes gehören mehr dem ersten Entwurfe an, in welchem die Leiden-

*) Abgedruckt bei Hoffmeister, Supplemente zu Schiller's Werken, II, 4.

schaft des Prinzen der tragische Gegenstand ist. Im fünften Auftritte des dritten Aufzuges wird auf eine sehr erzwungene Art der Marquis Posa in den Vordergrund gezogen, und nun tritt die Liebe des Karlos plötzlich fast gänzlich in den Hintergrund; sie muß gegen einen höhern Zweck, gegen die völlerbeglückenden Absichten des Posa und des Prinzen zurückweichen. „Unter beiden Freunden bildet sich ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwürfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama“ — mit diesen Worten aus dem achten Briefe über Don Karlos bezeichnet Schiller selbst das Ziel seines Stückes. Es ist dem Dichter jedoch nicht gelungen, „diesen enthusiastischen Entwurf im Konflikt mit der Leidenschaft“ zu einem künstlerisch vollendeten Ganzen zu verschmelzen. Das ganze Stück hindurch zeigen sich die beiden widerstreitenden Pläne sehr störend. Fäden werden angesponnen und wieder bei Seite gelassen; die ganze Exposition ist so unklar, daß der Leser sehr lange über den eigentlichen Zweck des Ganzen im Unklaren bleibt, und der Schluß, der Tod des Posa, ist nichts weniger als zwingend. Alle diese Ausstellungen sind nicht wegzuläugnen, und doch ist Don Karlos ein großes, gewaltiges Drama, dem kaum irgend ein anderes Schiller'sches Stück an tiefgreifender Wirklichkeit, besonders auf die Jugend, sich gleichstellen kann. Das tiefste Mitgefühl für das große Streben und für das Leiden des gedrückten Prinzen, die wärmste Theilnahme für den großherzigen Freundschaftsbund, die regste Begeisterung für die kühnen, freien Pläne der Freunde — alles das erregt das Drama in jeder fühlenden Seele, und gerade darin sind die Ursachen seiner Wirkung zu suchen. Sein eigentlicher Inhalt ist also eigentlich mehr ein ideal-philosophischer, und gelesen wird es stets einen größeren Eindruck machen, als angeschaut, obwohl unter den Händen verständiger Schauspieler, die vor allem in der Darstellung der Leidenschaft die Mäßigung nicht vergessen, das Drama auch auf der Bühne großer Wirkung fähig ist. Der erste, der den Karlos in Famben auf die Bühne brachte, war der große Schröder in Hamburg; am 30. August 1787 wurde das Trauerspiel mit glänzendem Erfolg dargestellt. Darauf folgte der bereits genannte Keineke in Leipzig, dem zu Liebe der Dichter eine Prosabearbeitung dargestellt hatte, in welcher Karlos sich ersicht; die Wirkung war nur eine geringe.

Die Kritik urtheilte theilweis sehr scharf über das Drama; die meisten Kritiker, wie z. B. Jacobi, verstanden es nicht. Im Publikum verbreitete es sich rasch. Die erste Auflage erschien 1787 bei Göschen in Leipzig; 1804 kam bei Göschen die fünfte Auflage, und außerdem wurden vier Nachdrucke auf den Markt gebracht.

Zum Schluß unserer Besprechung möge hier noch ein sehr treffendes Wort von Gerwinus (V, 143) Platz finden; er sagt über Don Karlos: „Aus allen jenen Gegensätzen von Ideal und Wirklichkeit, von Natur und Konvention, die das große Thema der weltstürmerischen Poesie der siebziger und achtziger Jahre waren, griff Schiller hier den gewaltigsten heraus und stellte Weltbürgerthum gegen Kabinettsweisheit, Vernunft und Naturrecht gegen die Beschränkungen des

willkürlichen Regiments, die Menschheit mit ihren reinsten Anforderungen gegen den Staat, das große Gebäude, in dem sich menschliche Willkür und Naturbestimmung so innig die Hand reichen. Mit glücklichem Griffe wählte er dazu die Zeit und im Hintergrunde die Geschichte des Aufbruchs der Niederlande, wo diese in der Reformazion erhobenen Ansprüche zuerst mit Nachdruck in die politische Welt eintraten. Wenn Göthe den Menschen mit seiner Dichtung umfaßte, die Herstellung reiner Menschlichkeit, Recht und Freiheit, naturgemäße Entwicklung in Anspruch nahm, so gab sich Schiller der Menschheit hin und socht für die Ausbreitung dessen, was als naturgemäß anerkannt war, im Volke und im Staate.“

Aus dieser entgegengesetzten Anlage ihres Wesens und ihres Strebens erklärt sich leicht die verschiedene Lebensstellung, welche, beide große Männer der Welt oder vielmehr der Gesellschaft gegenüber einnahmen. Während Göthe meist schon bei der ersten Bekanntschaft die Eigenthümlichkeiten eines jeden Menschen zu erfassen und für seine eigenen Zwecke zu verwerthen verstand, trat Schiller jedem Fremden mit dem Maßstabe seiner eigenen Ideen entgegen, und nicht selten erschienen die neuen Bekanntschaften ihm dadurch in einem unrichtigen Lichte. Daß für Schiller aus dieser Art aufzufassen und zu beurtheilen öfter Verdruß hervorging, und daß das Anschließen an neue Kreise dadurch erschwert wurde, liegt ganz natürlich in den bezeichneten Verhältnissen. Wir werden, wenn wir von Schiller's Eintritt in Weimar reden, mehrfach Gelegenheit haben, das Gesagte zu erproben.

Die kleine Hauptstadt Karl August's war im Sommer 1787 noch stiller als gewöhnlich. Der Herzog hatte sich nach Potsdam begeben, um in preussische Kriegsdienste einzutreten, Göthe war in Italien. Auch die Herzogin Luise war verreist, und im Kreise der Herzogin Mutter Amalie war man mit den Vorbereitungen und Studien der in Aussicht genommenen Reise nach Italien beschäftigt.

Sonnabend Abend, den 21. Juli 1787 kam Schiller in Weimar an und stieg im Gasthose zum Erbprinzen ab. Nur Charlotte wußte von seiner Ankunft; noch denselben Abend ging er zu ihr. „Unser erstes Wiedersehen,“ schrieb er an Körner, „hatte so viel Geheimes, Betäubendes, daß mir's unmöglich fällt, es Euch zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleichgeblieben. Sonderbar war es, daß ich mich schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins nicht anders fühlte, als hätte ich sie erst gestern verlassen, so einheimisch war mir alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unseres Umgangs wieder an.“ Auch den ganzen folgenden Tag brachte er bei ihr zu. Der Wunsch, sie wiederzusehen, war einer der Gründe gewesen, die den Dichter nach Weimar zogen; Charlotte hatte ihn in fieberhafter Erregung erwartet, und als er kam, wurde er für sie der Mittelpunkt, der Glanzpunkt ihres einsamen Lebens. „Lange Einsamkeit und ein eigenstümiger Gang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester begründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen,“ schreibt Schiller, und in demselben Briefe sagt er, seine Freundschaft mit Charlotte beruhe, wie die geoffenbarte Religion, auf dem Glauben, und gerade so wie jener sei sie nothwendig allen Epochen des Jans-

tismus, des Skeptizismus, des Aberglaubens und Unglaubens unterworfen; am Ende aber werde sich wahrscheinlich ein reiner und billiger Vernunftglaube als der allein seligmachende entwickeln.

Diese Worte deuteten auf nicht geringe Kämpfe in dieser Freundschaft hin, und Charlottens Natur war nicht geeignet, diese Kämpfe, die jedem tiefen und dauernden Verhältnisse vorangehen müssen, zu erleichtern oder abzukürzen. Das Glück, den Freund wieder zu haben, der den einzigen lichten Inhalt ihrer Seele bildete, wirkte betäubend auf sie. In den ersten Tagen nach dem Wiedersehen war sie fast jedem Gefühle abgestorben, „ihr Dasein“ — sagte Schiller — „war nur noch durch konvulsivische Spannungen des Augenblicks hingehalten.“

Gerade der letzte Winter war für Charlotte ein sehr öder gewesen. Sie verlebte ihn, wie wir erzählten, auf Kalbsried. Ihre einzige Gesellschaft war ihr alter Schwiegervater, und selbst mit diesem konnte sie wenig verkehren, da er meist krank im Bette lag. Sie las nun sehr viel, und durch die große Anstrengung wurden ihre ohnehin schwachen Augen so leidend, daß sie fürchten mußte, die Sehkraft ganz zu verlieren. Als sie nach Weimar kam, konnte Huland ihr nur durch die stärksten Mittel einige Hülfe schaffen.

In Weimar hatte man Achtung vor ihrem Unglück, und gerechte Erkenntniß für ihren ungewöhnlichen Geist und ihr edles Herz. Von Wieland und Herder war sie mit Achtung und Freundschaft aufgenommen worden, Frau von Stein ließ sie Göthe's Briefe lesen, bei der verwittweten und der regierenden Herzogin war sie ein gern gesehener Gast.

Aber so lange Schiller nicht in Weimar war, hatte Charlotte von Kalb sehr zurückgezogen gelebt; erst wenn er käme, beabsichtigte sie mit ihm zusammen in die Gesellschaft einzutreten. So geschah es auch. Beide machten aus ihrer gegenseitigen Zuneigung kein Geheimniß; ihnen stand das intime Verhältniß Göthe's zur Frau von Stein vor Augen, über welches doch die Welt nicht das geringste Nachtheilige zu sagen mußte.

Wenn aber schon in Mannheim Charlottens Einfluß auf Schiller kein wohlthätiger gewesen war, so zeigte er bei diesem neuen Zusammentreffen noch weniger heilsame Folgen. Schiller's Natur mußte im Verkehr mit der Welt oft anstoßen, weil nur die wenigsten Menschen seine idealen Bestrebungen zu würdigen verstanden; er selbst fühlte das, weil er es oft erfahren hatte, und im Bewußt dieser seiner Ausnahmestellung ließ er sich von den Dingen, die ihn umgaben und ihn nahe angingen, leicht betäuben*). In Weimar glaubte er mit besonderer Vorsicht auftreten zu müssen; in dem Wohnorte Göthe's, Herder's, Wieland's erwartete er viele diesen Heroen ebenbürtige Geister, er hielt sich selbst für zu klein und die Menschen umher für zu groß**), und die vielerlei Verhältnisse, in die er sich theilen mußte, erschreckten seinen Muth und ließen ihn die Einschränkung seines Wesens fühlen*).

In diesem Zustande wirkte die leidenschaftliche Erregtheit Charlottens nicht wohlthunend; wo Befänstigung der Gefühle und Kräftigung des Bewußtseins

*) An Körner I, 97.

***) Daf. I, 177.

nöthig gewesen wäre, da schuf ihre Gegenwart das Gegenheil, und die bedenklichen Folgen blieben nicht aus. Schiller, der in Weimar ohnehin in jedem seinen Richter sah, wurde noch misstrauischer, und sein Freund Körner machte ihm schon nach wenigen Wochen die Bemerkung, der Vorrath von Toleranz, den Schiller mitgenommen, schiene schon ziemlich erschöpft zu sein. Wie es gewöhnlich geschieht, fanden sich zu diesen ungünstigen Stimmungen auch noch verhängnißvolle Nebenumstände.

Nicht in der Absicht, seine dauernde Heimath zu suchen, kam Schiller diesmal nach Weimar, er wollte vielmehr nur einmal die Verhältnisse kennen lernen, ihre Gunst oder Ungunst für sich erproben, und danach die Hoffnungen für die Zukunft abmessen, die er in Betreff einer Professur für Geschichte in Jena hegte. Jedenfalls aber wollte er im Herbst wieder nach Dresden zurückkehren, und womöglich auch Charlotte dorthin ziehen.

Am bequemsten anzuknüpfen war bei Wieland; mit ihm hatte Schiller schon Briefe gewechselt, und sein Beifall über die Räuber hatten ihm die Zuneigung des Verfassers derselben gewonnen. Außerdem aber hoffte Schiller von Wieland mögliche Winke zu erhalten, wie er die Verhältnisse am günstigsten zu nehmen hätte. Am dritten Tage nach seiner Ankunft meldete Schiller sich bei Wieland an und wurde von demselben mit vielem Wohlwollen aufgenommen. Wieland behandelte die neue Bekanntschaft wie ein Verhältniß, das für die Zukunft fortbauern und reifen sollte. „Wir wollen dahin kommen,“ sagte er zu dem Gaste, „daß einer zu dem andern wahr und vertraulich rede, wie man mit seinem Genius redet.“ Er zeigte ganz offen und mit augenscheinlichem Behagen, daß Schiller ihm gefiel, und wenn diesem die sehr weillänfige Unterhaltung auch an manchen Punkten ein wenig langweilig wurde, so bekannte er doch, in den zwei Stunden dieser ersten Unterredung sehr angenehm beschäftigt worden zu sein. Beim Scheiden verbieth Wieland dem jungen Freunde beim nächsten Besuche die Einföhrung in seine Familie.

Dieser Anfang war sehr erfreulich, und am Tage darauf erhielt Schiller einen Beweis, daß seine Ankunft bereits vielfach besprochen war, und daß man nicht die Absicht hegte, sich seine Gesellschaft nicht zu Nutzen zu machen. Der Oberhofmeister der Herzogin Amalie, Hildebrand von Einsiedel, den Schiller weder besucht noch gesehen hatte, schickte zu dem Dichter, ließ sich entschuldigen, daß Schiller ihn nicht zu Hause getroffen habe und ließ sagen, er wolle den Dichter aufwarten. Charlotte erklärte, das sei eine Andeutung, daß die Herzogin Schiller zu sehen wünsche, und dieser nahm sich nun vor, in den nächsten Tagen zu dem Oberhofmeister zu gehen.

Vorher machte er seinen Besuch bei Herder. „Er hat mir sehr behagt,“ schrieb Schiller an Körner, „seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe.“ Ueber Göthe sprach Herder mit Begeisterung und sehr ausführlich, von sich selber klagte er, daß seine vielen Geschäfte ihm so wenig Zeit zur Schriftstellerei übrig ließe. Von Schiller's Leben wußte er nicht viel, von seinen Werken gar nichts. Er war er sehr höflich gegen seinen Gast und lud ihn mehrmals ein, seinen Besuch zu wiederholen.

Charlottens Vermuthung war richtig gewesen; Schiller besuchte den Herrn von Einsiedel, über dessen herzliche Güte er sich freute, und erhielt schon zum 27. Juli eine Einladung, sich bei der Herzogin in Tiefsfurt zu zeigen. Er fuhr mit Wieland hinaus zu dem Sommeraufenthalte Anna Amalia's. Unterwegs gab ihm Wieland Aufschluß über manches, was seinem Begleiter am Herzen lag, und war sehr zutraulich und liebenswürdig. Schiller's bisherige Werte, gestand er, genügten ihm durchaus nicht — den Don Carlos kannte er noch nicht — aber er versicherte nie daran gezweifelt zu haben, daß Schiller ein großer Schriftsteller werden könne, und dieses Ziel auch erreichen würde. Den Carlos versprach er eingehend mit ihm zu lesen, und versicherte wiederholt, ein so freies Urtheil würde er sich über Schiller nicht erlauben, wenn dieser ihn nicht sehr interessirte.

Nun kam man nach Tiefsfurt; in dem Gartensaale wurden die Poeten empfangen. „Wir waren zwei Stunden dort; es wurde Thee gegeben und von allem Möglichen viel schaales Zeug geschwätzt,“ berichtete Schiller an Körner. Die Herzogin war sehr freundlich gegen den neuen Gast; sie ging mit ihm im Garten spazieren und zeigte ihm mancherlei, auch das Monument zum Andenken an ihren Bruder, den vortrefflichen Herzog Leopold von Braunschweig, der, als er bei einer großen Ueberfluthung Menschen retten wollte, zu denen niemand sich hingetraute, in den Fluthen seinen Tod fand. Dann mußte Schiller ihr Wohnhaus sehen und einige schöne Landschaften sich zeigen lassen. Die Hofdame der Herzogin, Fräulein von Göchhausen, schenkte dem Dichter eine Nase. Gegen Abend ließ Anna Amalia die Gäste in herrschaftlicher Equipage zur Stadt zurückfahren. Wieland meinte, Schiller habe die Herzogin erobert.

Diese Aufnahme hätte von des Dichters Seite Dank verdient. Aber die bittere Erinnerung an das, was er von der ungerechten Laune des Herzogs von Würtemberg alles hatte ertragen müssen, mochte wohl Schiller's Herz verdüstert haben, so daß er an Körner einen ziemlich ungünstigen Bericht abstattete. Mit Bezug auf Wieland's Aeußerung, daß Schiller die Herzogin erobert habe, fährt der letztere in seinem Briefe fort: „Sie selbst hat mich nicht erobert. Ihre Physiognomie will mir nicht gefallen. Ihr Geist ist äußerst bornirt, nichts inleressirt sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt, diese gibt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei und dergleichen hat oder haben will.“

Ebenso ungerecht, wie dieses Urtheil über die Herzogin, ebenso gewagt mochten die Schlüsse sein, welche der Dichter für seine eigene Person nach Charlottens Anleitung aus dieser ersten Begegnung zog. „Ich weiß nicht,“ schrieb er, „wie ich zu der Sicherheit meines Wesens, zu dem Anstand kam, den ich hier behauptete. Charlotte versichert mir auch, daß ich es hier überall mit meinen Manieren wagen dürfte. Bis jetzt habe ich, wo ich mich zeigte, nirgend erloren. Charlotte's Idee von mir hat mir Zuversicht gegeben, und die nähere Bekanntschaft mit diesen Weimar'schen Riesen — ich gestehe Dir's — hat meine Meinung von mir selbst verbessert.“

Es war Schiller nicht unbekannt, daß Anna Amalia von seinen Dramen icht sehr erbaut war, und da sein erstes Zusammentreffen mit ihr so günstig für ihn abgelaufen war, so freute er sich nun auf die Vorstellung bei der

Herzogin Luise, die eine Verehrerin seiner Werke war. In vierzehn Tagen erwartete man sie zurück.

Schon für den folgenden Abend wurde Schiller, und Charlotte mit ihm, nach Lieffurt zum Konzert und zum Abendessen eingeladen. Zu der Gesellschaft gehörte außer diesen beiden noch Wieland, der bei Anna Amalia nie fehlen durfte, ein Graf Solms und ein preussischer Offizier. Die Meinung, daß er die Form genügend beherrsche, und der zwanglose, einfach ländliche Ton, der bei dem Ganzen beobachtet wurde, verleiteten Schiller zu einigen Freiheiten. Charlotte zog ihn auf die Seite und mochte ihn darauf aufmerksam, daß er einigemal auf einige Fragen, welche die Herzogin an ihn gerichtet, nicht dieser, sondern der Freundin geantwortet, und die Herzogin stehen lassen habe. „Es kann mir begegnet sein,“ sagte Schiller, „denn ich besann mich niemals, daß ich Rücksichten zu beobachten hätte. Vielleicht habe ich der Herzogin dadurch mißfallen.“

Wenigstens hatte Anna Amalia den Verstoß bemerkt, und er mochte das Gewicht verstärken, als ein neuer, und zwar feindlicher Einfluß gegen Schiller im Kreise der Herzogin sich geltend machte.

Nach seiner Rückkehr nach Weimar blieb Schiller mit Einsiedel und Solms bei einer Punschpartie beisammen, an welcher sich ein neu angekommener Gast betheiligte; es war Gotter, den wir schon während der Mannheimer Zeit als einen Gegner Schiller's kennen lernten. Gotter war vermögend, Diplomat, in jeder Beziehung die Franzosen seine Muster; in fließender Unterhaltung über Großes und Kleines geistreiche, aber meist sehr oberflächliche und unmaßgebene Bemerkungen zu machen, war die starke Seite des körperlich schwächlichen Mannes. „Gotter ist ein zerrissener Charakter, dem ich mich nie hingeben könnte,“ sagte Schiller schon nach dem ersten Beisammensein. Aus Liebhaberei war Gotter Theaterdirigent, und in dramatischen Sachen war er bei Wieland ein Orakel, wozu allerdings nicht viel gehörte, denn daß Wieland vom Drama nichts verstand, hatte er selbst ja bewiesen und auch eingestanden. Schlimm für Schiller aber war es, daß Gotter's und Wieland's Urtheil auch über dramatische Werke in Weimar viel galt.

An einem der nächsten Abende war Gotter mit Wieland in Lieffurt. Er hatte den Don Karlos zu sich gesteckt, und las ihn vor, und darauf wurde in diesem Kreise eine Kritik des Stückes gegeben. Am andern Tage erzählte Gotter selbst dem Dichter, die zweite Hälfte des Trauerspiels habe keine oder nur eine widrige Wirkung gethan; er setzte hinzu, und zwar mit Eifer, die zweite Hälfte und die ganze Aufopferungsgeschichte des Marquis gehe durch Dunkelheit der Exposition, durch Unwahrscheinlichkeit von Seiten des Königs, durch das geschwächte Interesse an Karlos und anderes gänzlich verloren.

Dieses Urtheil berichtete Schiller an Körner und setzte hinzu: „Urtheil aus diesem Proöbchen, was ich mir von dem übrigen Publikum versprechen darf.“ Und leider wurde auch Wieland's Benehmen ein Anlaß, Schiller's schwarze Ansicht noch zu verstärken. Denn seit jener Vorlesung miß Wieland den Dichter, den er noch kurz zuvor mit einer ganz ungewöhnlichen Vertraulichkeit behandelt hatte, ganz und gar; von einer Vorlesung des Karlos war keine Rede, und derselbe Mann, der mit Schiller wahr und vertraulich wie mit seinem

Genius reden wollte, reiste bald darauf nach Eisenach, ohne den Dichter des Karlos gesehen zu haben.

Diese Inkonsequenz war bei Wieland nichts Ungewöhnliches und in der That auch nicht so böse gemeint, aber Schiller wurde sehr durch das alles verstimmt, und da er auch von der Herzogin keine Einladung wieder erhielt, so glaubte er, auch sie wolle mit ihm brechen. Weimar erschien ihm in sehr trübem Lichte.

Eine Aufmunterung wurde ihm eine neue Begegnung mit Herder, den er eines Abends in jener Parkanlage, dem Stern, bei einem Spaziergange antraf. Gegen jüngere, strebende Naturen pflegte Herder sehr liebenswürdig zu sein; auch Schiller fühlte sich immer mehr angezogen. Herder erkundigte sich nach seinen Arbeiten, und gab ihm Rathschläge, welche Schiller hell und richtig fand. Schiller sprach den Wunsch aus, Herder möge den Karlos lesen und ihm sein Urtheil darüber sagen. Herder genügte diesem Wunsche gern, und nicht lange nachher sandte Herder zu Charlotte von Kalb und ersuchte sie ihm Schiller's sämtliche Schriften zu senden. Auch über Herder's *Adrastea*, über Schiller's *Julius* und *Rasael* und über den Geisterseher wurde geredet, und bei Gelegenheit des letztern sprach Herder über den eigenthümlichen Genienglauben, der sich bei ihm zu allen Zeiten seines Lebens, in seinen Jugendjahren sehr ausgeprägt, vorfindet *).

An Schiller's Karlos fand Herder großes Gefallen; die Ideen des Marquis Posa waren ja ganz seine eigenen. Er fand einige Tage später Gelegenheit, bei der Tafel der Herzogin Amalie der Kritik Gotter's kräftig entgegen zu treten. So erfüllte sich, was Schiller gesagt hatte, als er an Körner schrieb, Herder würde wohl am billigsten gegen ihn sein.

Um sich nach dem mannichfachen Verdruß einmal zu zerstreuen, fuhr Schiller nach Erfurt. Im dortigen Frauenkloster befand sich eine Schwester der noch jüngst so heiß geliebten Henriette von Arnim. An sie hatte Schiller etwas zu bestellen; die Schwester der Frau von Arnim war dort Superiorin. Mit seinem Bedienten, den er sich für monatlich sechs Thaler zugelegt, begab Schiller sich nach Erfurt. Im Kloster wurde er freundlich aufgenommen, und ausnahmsweise zeigte man ihm die Einrichtung und berichtete ihm über die Lebensweise der Inwohner. „Ich fand es wahr,“ erzählte der Dichter, „was man von den Nonnen sagt, daß sie die höchste Zufriedenheit mit ihrem Zustande heucheln. Es waren lauter fröhliche Gesichter, aber freilich der verdrehten Augen genug.“ Im Gasthose wurde Schiller's Name durch den Bedienten bekannt, und ein Theil des Personals vom dortigen Privattheater drängte sich herzu, um den Dichter zu sehen. In keinem Gasthose, meinte Schiller, sei er so fröhlich bedient und so kristlich behandelt worden.

Als er nach seiner Rückkehr mehrfach aufgefordert wurde, dem einflussreichen Freunde Göthe's, dem Major von Knebel, einen Besuch zu machen, verfügte er sich zu demselben. Auch über ihn fiel der Bericht an Körner wenig erfreulich aus; Schiller war in jenen Tagen zu sehr verstimmt, um ganz gerecht sein zu

*) Man vergleiche im II. Bde. unseres Werkes S. 331 u. a.

können. „*Goethe's Geist*“ — so schreibt er — „hat alle Menschen, die sich zu seinem Birkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Spekulation und Untersuchung, mit einem bis zur Affektazion getriebenen Attachment an die Natur und einer Resignazion in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Setze. Da sucht man lieber Kräuter und treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut sein, aber man kann auch viel übertreiben. Aus diesem Nebel wird hier erstaunlich viel gemacht, und umstreitig ist er auch ein Mann von Sinn und Charakter. Er hat viel Kenntnisse und einen planen, hellen Verstand — wie gesagt, er kann Recht haben; aber es ist so viel Gelebtes, so viel Sattes- und grämlich Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Thor zu sein. — Daß wir nicht für einander tangen können, wirst Du aus dieser Schilderung schließen; übrigens habe ich mich in ihn zu fügen gesucht.“

Nebel hatte in Tiefsurt bei der Herzogin zu thun, und Schiller ließ sich überreden mitzugehen. Den Widerstrebenden zog Nebel mit zur Herzogin. „Hier that man nun“ — so lautet Schiller's Bericht — „auf Hofmanier sehr gnädig gegen mich, ich mußte Kaffee trinken und zwei Stück Kirschuchen essen (der, nebenher gesagt, ganz vortrefflich schmeckte und keinen Stein hatte), und durch meine vorausgesetzte Reise nach Erfurt schien man mir einen Schlüssel dazu geben zu wollen, warum ich die Woche über nicht gebeten worden war. Die Herzogin sagte mir, daß ich am Sonnabend eine Operette sehen würde, die in einem geschlossenen Birkel bei ihr gegeben werden sollte. Man wollte uns zum Mittagessen behalten, aber Nebel mußte nach der Stadt zurück, und ich begleitete ihn wieder dorthin. Diese Operette wurde den Sonnabend gegeben, und weil ich keine eigentliche Invitazion mehr bekam, so blieb ich nach dem Rath von Charlotte weg. Sie zwar hatte eine erhalten, worin gesagt wurde, daß sie sich eine Gesellschaft dazu wählen könnte, wobei ich gemeint war. Aber da man mich nur als ein Pedant von ihr behandelte, so thaten wir beide, als verständen wir's nicht.

„Wie sie ankam und mich nicht mitbrachte, ging ihr Wieland entgegen und fragte, wo ich wäre? Auch die Herzogin verwunderte sich, daß ich nicht gekommen war. Charlotte, abgeredetermaßen, fragte ganz einfältig, ob ich denn gebeten worden wäre? — Heute früh kam nun Götter (der die Operette corrigirt und einen Prolog gemacht hatte), und wollte mir beweisen, daß ich schrecklich unrecht gehabt hätte, nicht zu kommen. Du siehst, wie krumm und schief auch hier die Gänge sind. Doch das ist auch eigentlich nur bei der Alten. Jetzt hab' ich sie vollends satt und ich freue mich, ihr Beweise davon zu insinuiren.“

Es ist eine sehr richtige Bemerkung, welche Karoline von Wolzogen mit den Worten macht: „Das eigentliche Leben, dessen Schiller bedurfte, um sich zu entfalten, fehlte in Weimar.“ Denn wenn die Herzogin Amalie nachmals auch noch öfter dem Dichter ihr Wohlwollen zu beweisen suchte, so war Schiller doch zu sehr gereizt und verwundet worden, um sich gern wieder einem Kreise hinzu-

geben, in dem in der That doch oft genug auch recht viel leichtes Geschwätz nicht fehlte. Schiller's Natur war zu ernst und zu tief, um ein Spiel der Laune gegen irgend einen Menschen gut zu heißen, und sein gerechtes Selbstgefühl zog sich stets zurück, wo man seinen Werth mit Absicht nieder zu drücken schien.

Die ganze ablige Gesellschaft erschien ihm höchst langweilig, er fand viele flache Kreaturen darunter. Frau von Stein gefiel ihm, er meinte gesunden Verstand, Gefühl und Wahrheit bei ihr anzutreffen; doch sah er sie nur flüchtig, sie verreiste bald nachher.

Wenige Personen waren es, die sein Gemüth zu erwärmen vermochten. Am meisten behagte ihm der Geheimrath von Voigt, der Amtsgenosse Göthe's. Voigt, meinte er, könne ein vertrauter Freund für ihn werden. Auch mit Krause, dem Direktor der Zeichenakademie, verkehrte er gern. Bertuch, der Meister der Weimarischen Industrie, zeigte dem Dichter seinen unter fünfundsiebzig Bächter vertheilten Garten, sein Labyrinth (ein Wäldchen mit Schlangelwegen) und seine Grotte, die aus einer Brücke über einen trockengelegten Bach hergestellt war und erzählte ihm, daß er in dieser Grotte den größten Theil seines Don Quixote diktirt habe. „Die Bertuchs müssen überall in der Welt doch Glück haben!“ seufzt der Poet, dessen Vermögen um diese Zeit auf fünf Leubthaler zusammen geschmolzen war.

Rörner hatte dem Freunde empfohlen, die Bekanntschaft der Sängerin Korona Schröter zu machen, die früher von Rörner's Herzen einen bedeutenden Theil beherrscht hatte. Schiller schrieb über sie sehr kühl, sogar beißend, an den Freund, aber schließlich war doch gerade Korona eine der wenigen, deren Umgang Schiller immer wieder aufsuchte. Bode, der Geschäftsgenosse Lessing's in Hamburg, kam aus Paris zurück und erzählte vieles, aber nicht sehr erbauliches von den Franzosen.

Alle diese Leute konnten, so freundlich auch einige von ihnen sich zeigten, doch kein herzbefriedigender Umgang für Schiller sein. Große Hoffnung hatte er auf den Kreis der Herzogin Luise gesetzt, doch als diese nun ankam und Schiller hörte, daß eine Vorstellung bei ihr nur im großen Kreise und unter vielen Förmlichkeiten geschehen könne, schüttete er auch hier das Kind mit dem Bade aus und mied sie ganz.

Er dachte nun an eine baldige Abreise; nur Charlotte hielt ihn noch zurück. Er ging täglich zweimal zu ihr, und die übrige Zeit auszufüllen, begann er mit vielem Eifer an seiner niederländischen Rebellion zu arbeiten. Ehe er Weimar verließ, wollte er auch Jena erst noch kennen lernen. Am 20. August reiste er mit Charlotte dorthin ab, und blieb sechs Tage daselbst, nach deren Verlauf die Freundin ihn wieder abholte. Schon in Weimar hatte Schiller in Charlottens Hause die Gattin des jenen'schen Professors Reinhold, des Schwiegersohns Wieland's, kennen gelernt, und im Hause dieser jungen Eheleute war Schiller während seines Aufenthaltes in Jena ein gern gesehener und sehr vergnügter Gast.

Schon beim Hereinfahren gestel Jena dem Dichter besser als Weimar; die Straßen waren länger und die Häuser höher als in der Residenz, und die

siebenhundert Studenten der Universität belebten den Ort ungemein; „wenn man sogar die Augen zumachte,“ sagte Schiller, „könnte man unterscheiden, daß man unter Studenten geht, denn sie wandeln mit Schritten eines Niebesiegten.“

Reinhold war früher Jesuit gewesen. Als der Orden aufgehoben wurde, trat Reinhold zur evangelischen Religion über. Er lieferte Beiträge für Wieland's Merkur, und Wieland gab ihm seine älteste Tochter Sofie zur Frau, die Schiller ein recht liebes und sanftmüthiges Weib nennt. Reinhold, der die Professur für Philosophie bekleidete, war ein so eifriger Anhänger Kant's, daß er behauptete, in hundert Jahren würde Kant die Reputazion von Jesus Kristus haben. Auf seine Anregung begann Schiller, wenn auch vorerst noch spärlich, das Studium der Schriften des großen Königsberger Philosophen, der später einen so tiefgreifenden Einfluß auf ihn gewinnen sollte. Auch über Wieland sprach Reinhold mit dem Gaste; er machte ihm kund, wieviel er selbst von den Launen seines Schwiegervaters habe dulden müssen, der ihn heute für einen großen Geist, morgen für einen Esel erklärt habe, der in der einen Stunde gräßlich beleidigen, in der andern abbitten und schmelzen könne wie ein Kind. Durch diese Erbfnungen wurde Schiller's Groll gegen Wieland sehr gemildert, und der späteren Veröhnung der Weg gebahnt. Das ebenfalls war heilsam für Schiller's damalige Stimmung, daß in Jena ihm ein gut Theil Klatschgeschichten über die Weimarischen „Riesen“ mitgetheilt wurden; sie bewiesen ihm, daß die Götter doch nicht überall nur angebetet wurden.

Seinen ersten Ausgang nahm Schiller zu dem Professor Schütz, der mit einem geborenen Danziger, Hufeland, die Jenaer Literaturzeitung redigirte. Mehr als hundert Schriftsteller waren Mitarbeiter an diesem Blatte, das in einem besonders dazu aufgeführten schönen und bequemen Hause redigirt und expedit wurde. Eigenthümer des Blattes waren Schütz und Vertuch, die eine bedeutende Einnahme dadurch erzielten. Schiller ließ sich die Einrichtung des Hauses zeigen; sein Urtheil lautete: „Eigentlich ist doch eine rezensirende Societät eine brutale und lächerliche Anstalt.“ Mit Schütz, der ein Verehrer des Don Karlos war, kam Schiller sehr bald auf einen freundschaftlichen Fuß.

Bei Schütz lernte Schiller den Professor der Theologie Döderlein kennen, und im Hause des Geheimen Kirchenrath Griesbach brachte er mit Charlotte einen überaus angenehmen Abend zu. Mit Griesbach unterhielt er sich über Stadt und Universität Jena, und dieser sagte ihm, daß der Umstand, daß die Gewalt über die Akademie unter vier sächsische Herzöge vertheilt sei, diese zu einer freien und sichern Republik mache; die Professoren in Jena seien fast unabhängige Leute und brauchten sich um keine Fürstlichkeit zu bekümmern.

Auch in die Umgegend von Jena wurde mit Reinhold's eine Partie gemacht; in dem Dorfe Lobeda wurde die Frau Bürgermeisterin Dohl besucht; sie stand als Dichterin in großem Rufe, aber im Gegensatz zu unserer Zeit war die wadere Frau zugleich eine sehr vortreffliche Hausfrau und besorgte erst ihre Familie und ihre Wirthschaft, bevor sie den Pegasus bestieg. Schiller fand Gefallen an der muntern Frau: „Ungeachtet der Bewunderung, die sie in Weimar auszustehen hatte, ist sie doch von Affektazion entfernt!“ schrieb er nach

Dresden. Sie sagte dem Dichter sein Gedicht An die Freude und vieles aus dem Don Karlos her.

Schiller's Urtheil über Jena lautete ganz anders als das über Weimar: „Ich verließ Jena sehr vergnügt und that ein Geldbude, es nicht zum letztenmal gesehen zu haben.“ In demselben Briefe fährt er dann fort: „Hätte ich einen Plan nach Jena, so versichert mir Reinhold, daß ich keine Schwierigkeit finden würde. Ich soll, sagte er, ohne ein Wort darüber zu verlieren, noch vor dem Frühjahr einen Ruf dahin bekommen. Ich weiß aber nicht, mein Lieber, mit dieser Idee bin ich zerfallen. Meine Unabhängigkeit und die Vermengung meiner Existenz mit Euch soll das Schicksal meines Lebens bleiben, vorausgesetzt, daß mir Schriftstellerei ein angenehmes Dasein verschaffen kann. Dieses muß sich nach Verfluß eines Jahres entscheiden haben, wo ich alsdann wissen werde, wie leicht oder schwer, wie fruchtbar oder arm meine Feder, und wie günstig oder abhold das Glück mir sein wird.“

Um dieses Glück zu erproben, kehrte Schiller nun zu seiner Arbeit zurück. Er hatte immer noch die Absicht, im Herbst wieder nach Dresden über zu siedeln, aber von der frühlichen Stimmung, die in Jena über ihn kam, erhielt sich jetzt auch in Weimar wenigstens noch ein Theil. Am 28. August 1787 war Schiller mit unter den Gästen, die in Göthe's Garten des Dichters Geburtstag feierten; der Major von Knebel, der in Göthe's Abwesenheit dessen Garten bewohnte, hatte die Feier veranstaltet, bei welcher Schiller die Gesundheit Göthe's in Rheinwein ausbrachte. Dester war er nun auch in Gesellschaft Vode's, der ihn bereden wollte, in den Freimaurerorden zu treten, und bei Gelegenheit traf er einmal wieder mit Wieland zusammen. Der Faden knüpfte sich allmählig wieder.

Ein beliebter Klubb in Weimar war die Mittwochsgesellschaft, welche jedoch keinen Adligen zuließ. Schiller schloß sich an und veranstaltete ein Whistkränzchen, an welchem außer ihm Kiebel, Erzieher des Erbprinzen, Hofmedikus Hufeland, und, da Schiller auch für die Augen gesorgt haben wollte, Fräulein Caroline Schmidt, die Tochter eines Assistenzrathes, und Korona Schröter theilnahmen. Den beiden Damen schenkte Schiller seinen Karlos. Auch im Hause der Frau von Imhof spielte Schiller öfter des Abends; er fühlte das Bedürfniß dazu, da er jetzt täglich zehn Stunden am Schreibtisch war. In der Mittwochsgesellschaft wurde gespielt, geplaudert, getanzt, und dann gemeinschaftlich zu Abend gegessen. Bei der Versammlung am 13. Oktober saß Schiller bei Tisch zwischen Koroline und Korona und fand, daß man sich bei ihnen recht angenehm haben könne. Ein Genuß war es ihm, als Korona mit ihrer ausdrucksvollen, schönen Stimme die Prosaabarbeitung von Göthe's Ifigenie vorlas.

Wieland's Begriffe von Schiller's Begabung sowohl wie von der poetischen Bedeutung des Don Karlos mußten sich stark geändert haben. Wahrscheinlich hatte er das Drama nun selbst genauer studirt und dabei die Gotter'schen Schmähungen vergessen; genug, er ließ im Merkur eine wohlwollende Anzeige des Karlos erscheinen, und als Schiller ihm dafür mit einigen Worten dankte, war das gute Verhältniß wieder hergestellt. Wieland sagte dem Dichter viel Schmeichelhaftes, und warnte ihn, weniger verschwenderisch in seinen Stücken zu sein, damit er sich nicht ausbebe; aus dem Karlos, sagte er, hätte Schiller

drei wichtige Stücke machen können. Beide Poeten faßten nun den Plan, den Deutschen Merkur und die Rheinische Thalia feierlichst zu vermählen; die Hochzeit sollte am 1. Januar 1788 stattfinden, und die junge blühende Gattin sollte dem alternden Merkur neues Leben einhauchen. Wenn dieser Plan auch nicht ganz zur Ausführung kam, so wurde Schiller doch für die beiden Jahre 1788 und 1789 eifriger Mitarbeiter des Merkur. Von der Thalia erschien im Jahre 1787 nichts, im folgenden Jahre nur das fünfte Heft, zu welchem sein Herausgeber nichts als eine Fortsetzung des Geisteshebers beisteuerte.

Der Herzog Karl August kam im Oktober auf einige Zeit nach Weimar, reiste aber sogleich wieder ab, ohne daß er Zeit gefunden hätte, Schiller zu sehen. Der Dichter vertiefte sich anhaltend in seine Niederländische Rebellion, und verkehrte mit der Weimariſchen Geſellſchaft nicht aus besonderm Interesse, sondern der Zerstreuung wegen. Sein Herz blieb kalt dabei, und im Gefühl dieser Kälte sprach er mit Körner ernstlich darüber, ob er sich nicht verheirathen sollte. Wieland's zweite Tochter schien ihm eine passende Partie zu sein; sie war voller Natürlichkeit und Unschuld, ein gutes Wesen voll tiefer Empfindung, und sehr häuslich. Schiller war der Meinung, daß eine solche Frau sehr geeignet sei, ihn glücklich zu machen, ohne ihn durch große Ansprüche, die sie persönlich an ihn machte, von seinem eigentlichen Berufe abzugiehen.

Die Antwort Körner's ist in sehr reifen Worten gegeben, und bildet einen interessanten Beitrag zugleich zu des Dichters Charakteristik. Körner rieth entschieden ab. „Es gibt Raunen,“ schrieb er, „in denen uns die unzähligen Mißgestalten von verzerrter Natur, die man überall antrifft, unausstehlich werden. Ein unverdorbenes Geschöpf zu sehen, ist alsdann Erquickung. Die Fantasie hat freies Spiel im Idealistren, so lange sie nicht durch Erfahrungen widerlegt wird, und was nur keine Karrikatur war, wird bald zur Schönheit. Du hast Dich noch nicht gewöhnt, Genüsse gegen einander zu berechnen. Auch glaubst Du zuweilen unvereinbare Dinge vereinigen zu können. Daher der geringe Widerstand, den jede aufsteigende Leidenschaft bei Dir findet, und eine vorübergehende Grille wird durch Deine lebhafteste Fantasie leicht zur Leidenschaft. Kampf dawider scheint Dir oft kleinliche Aengstlichkeit. Du bist Dir bewußt, Kraft dazu zu haben, aber Du willst sie auf die Zeit aufsparen, da Du ihrer bedarfst. Unterdeſſen ist Dein Geist nur geschäftig, den Gegenstand Deiner Leidenschaft zu veredeln und einen begeisternden Gesichtspunkt daran aufzufinden. Erfahrungen von einigen Jahren werden bei Dir mehr Mißtrauen gegen Deine Fantasie, mehr Sorgfalt in Abwägung kollidirender Vortheile erzeugen. Alsdann ist es möglich, daß ein lebenswürdiges Mädchen Dich auf immer fesseln kann, und eher darfst Du, glaube ich, keine Verbindung dieser Art eingehen.“

Körner's Rathschläge waren fein und verständig, nur waren sie nicht auf ein zartbesaitetes Dichterherz berechnet, das seinen Gefühlen weniger als irgend ein anderes gebieten kann. Denn seine Gefühle sind seine Stärke, sein Vermögen, sie allein machen den Dichter zu dem, was er ist. Körner's Brief ist vom 23. November 1787 datirt; der Schreiber mochte nicht ahnen, daß Schiller bereits den Tag zuvor eine Reise angetreten hatte, deren Ergebnisse alle schönen Rathschläge jenes Briefes überflüssig machten. Nur die innere Leere hatte dem

Dichter die Gedanken an eine solche Verbindung mit Wieland's Familie eingegeben, die innere Leere, welche in den gesellschaftlichen Verhältnissen, wie sie in jenen Tagen für Schiller sich in Weimar boten, unausbleiblich war. „Sein guter Genius hatte indeffen für eine neue Richtung des Lebens gesorgt,“ sagt Karoline von Wolzogen sehr treffend. Neues Blut mußte des Dichters Herz erfüllen, neue Wärme durch seine Adern strömen; denn gerade für den Dichter ist nichts gefährlicher als stagnirende Verhältnisse, wie sie damals bei Schiller entschieden anzutreffen waren. Auf die anmuthigste Weise sollte er aus ihnen in den rasch fluthenden Strom frischen Lebens geführt werden, und die neuen Erlebnisse sollten an alte liebe Erinnerungen anknüpfen.

Meiningen und Bauerbach waren nicht weit von Weimar entfernt. In Meiningen lebte der Rath Reinwald, der dem Dr. Ritter einst ein so redlicher und lieber Freund war. Schiller hatte freilich lebhaft gegen die Verbindung seiner Schwester mit diesem Manne gesprochen, aber als Reinwald seine Bewerbungen erneuerte, wollte Kristofine ihn nicht sofort abweisen. Sie schrieb an den Hofprediger Pfarrer in Meiningen und bat um seinen Rath. Pfarrer erwiderte ihr, Reinwald sei kränklich und hypochondrisch, deshalb stehe er einsam und freudenlos in der Welt, und sie würde, wenn sie sich entschließen könnte, mit ihm und für ihn zu leben, Glück und Heiterkeit in sein einsames Dasein bringen. Das gute Herz Kristofinens sah in dieser Antwort einen Wink Gottes, nach dessen Willen, wie sie meinte, sie ihr Pfund hier anlegen sollte. Sie gab ihr Jawort, und am 22. Juni 1786 wurde sie Reinwald's Gattin. In beschränkten Verhältnissen lebte sie neun und zwanzig Jahre zufrieden und glücklich mit ihrem Gatten, den sie noch um mehr als dreißig Jahre überlebte.

In Mannheim hatte Kristofine ihren Bruder zum letztenmal gesehen. Da er ihr jetzt so nahe war, bat sie wiederholt um seinen Besuch, und auch Frau von Wolzogen, die in Bauerbach verweilte, wünschte den Freund wiederzusehen; bei ihr befand sich damals ihr Sohn Wilhelm und der Bräutigam ihrer Lotte, ein Regierungsrath von Winkelmann aus Hilburghausen, den Schiller kennen lernen sollte. Die letzte Einladung kam zur glücklichen Stunde, Schiller machte sich sogleich auf den Weg. Vier Tage nahm die Hin- und Zurückreise in Anspruch, zwölf Tage blieb er in der dortigen Gegend. „Ich war also“ — schrieb er an Körner — „wieder in der Gegend, wo ich von 82 bis 83 als ein Einsiedler lebte. Damals war ich noch nicht in der Welt gewesen, ich stand so zu sagen schwindelnd an ihrer Schwelle, und meine Fantasie hatte ganz erstaunlich viel zu thun. Jetzt nach fünf Jahren kam ich wieder, nicht ohne manche Erfahrungen über Menschen, Verhältnisse und mich. Jene Magie war wie weggeblasen. Ich fühlte nichts. Keiner von allen Plätzen, die ehemals meine Einsamkeit interessant machten, sagte mir jetzt etwas mehr. Alles hat seine Sprache an mich verloren.“

In jenen Tagen wandelte der Dichter mit seiner sehnsuchtsvollen Liebe zu Lotte von Wolzogen an den bezeichneten Plätzen vorüber, in der Ermangelung von nahen Freunden wurden sie seine Vertrauten; jetzt war jene Liebe erloschen, und mit ihr hatten die stummen Zeugen ihr Leben und ihre Bedeutung verloren. An die Stelle jener Liebe war ein reiches Stück Welterfahrung getreten, und

auch vor ihr mußten die wehmüthig schönen Empfindungen zurückweichen, die in Büschen und Hainen, in Bäumen und Quellen so gern ihre Vertrauten suchen.

In der Umgegend lagen viele Edelitze, mit deren Bewohnern die Frau von Wolzogen im Verkehr stand. Auch Schiller wurde in diesen Familien eingeführt, in denen er manche interessante Beobachtung machen konnte. In Meiningen machte er die Bekanntschaft des Herzogs. Von größerer Wichtigkeit aber war der Besuch, den er auf seiner Rückreise bei einer der Frau von Wolzogen verwandten Familie abstattete, mit welcher er schon früher einmal in flüchtige Berührung gekommen war. Es war die Familie von Lengefeld.

Der Landjägermeister von Lengefeld war früh gestorben; seine Wittwe hinterblieb mit zwei Töchtern, Karoline und Charlotte. Den Vater hatten die Kinder noch gekannt, er hatte sich mit den Mädchen gern beschäftigt, er hatte ihnen erzählt, daß Friedrich der Große ihn, den bewährten Forstmann, persönlich in seine Dienste zu ziehen gesucht habe. Seine Liebe für den großen König war auf die Kinder übergegangen.

Die Erziehung derselben war nicht nach einem strengen System geführt, aber sie war umfassend und geistig anregend. Die Mädchen lernten die englische und französische Sprache und brachten es im Klavierspiel zu lobenswerther Fertigkeit, Charlotte war eine geschickte Zeichnerin. Ihr väterliches Haus lag bei Rudolstadt auf einem Hügel, den die frische Luft des schönen Rudolstädter Thales umwehte.

Die Mutter war eine gütige, und dabei weltgewandte Frau. Durch sie fanden die Töchter Zutritt in der erlesensten Gesellschaft; sie verkehrten mit Götze und Knebel, und besonders mit Frau von Stein, und am Hofe zu Rudolstadt hatten sie eben so gern gesehenen Zutritt wie am Hofe zu Weimar. Da das Besitzthum der Familie nur klein war, so suchte die Mutter bei Zeiten für die Zukunft ihrer Töchter zu sorgen. Karoline verlobte sich in ihrem sechzehnten Jahre mit dem Freiherrn von Beulwitz, Charlotte sollte Hofdame in Weimar werden; um sie zu dieser Stellung passend vorzubilden, beschloß die Mutter, sich mit den Töchtern einige Zeit in der französischen Schweiz aufzuhalten.

In der Begleitung des Herrn von Beulwitz reisten die Damen im Frühjahr 1783 ab. In Stuttgart besuchten sie die Familie von Wolzogen, und hier faßte Wilhelm von Wolzogen für seine Kusine Karoline eine lebhafte Zuneigung, welche von dieser nicht unerwidert blieb. Auch auf der Solitüde waren sie und lernten die Schiller'sche Familie kennen.

In der Schweiz genossen besonders die Schwestern die großartigen Eindrücke der Natur mit voller, hingeebener Seele. In Bévay am Ufer des Genfersees ließen sie sich nieder, und als die Stunde der Trennung nahte, schieden sie mit Schmerzen von der schönen Gegend und von den lieben Freunden, die sie dort gewonnen. Fast hätte Lotte an den Ufern des poetischen Sees ihr Herz verloren.

Die Rückreise wurde nach Verlauf eines Jahres angetreten. Im Juni 1784 traf die kleine Gesellschaft in Mannheim ein. Sie schickten ihre Karten zu Schiller, und dieser kam kurz vor ihrer Abreise zu ihnen. Seine hohe, edle Ge-

stalt fiel auf, aber man blieb gegenseitig ohne allen lebhafteren Antheil; Schiller war am Fieber leidend, und er hatte schwer mit den Lebensforderungen zu kämpfen; die Schwestern sahen alles in einer Wolke wehmüthiger Erinnerung, und für Schiller's Werke hatten sie noch keine entschiedene Vorliebe gefaßt. Es wunderte sie, daß ein so gewaltiges und ungezähmtes Genie ein so sanftes Aeußere haben könnte. Das erste Zusammensein war kurz und ging nicht über die gewöhnlichen Gespräche hinaus.

Sie kehrten nach Rudolstadt zurück, Karoline war in Folge eines zu kalten Bades nervenleidend. Sie verheirathete sich mit Herrn von Venlitz und lebte mit ihm in einer nicht glücklichen, kinderlosen Ehe im Hause ihrer Mutter.

Unter den Erinnerungen an die Schweiz war das Leben in Rudolstadt todt und langweilig, Ausflüge nach Weimar, nach Jena und nach Kochberg zu Frau von Stein waren die einzige Abwechslung. Der Winter des Jahres 1787 kam heran, die Schwestern waren fast von aller Welt abgeschnitten, denn damals führte noch keine Kunststraße durch das Thal, in dem ein Fremder eine ungewohnte Erscheinung war. Das Lesen des Plutarch, dem die Schwestern sich mit vieler Liebe hingaben, ließ ihnen die geschmacklose Förmlichkeit des kleinen Rudolstädter Hofes nur noch lächerlicher erscheinen; in muntern und tollen Einfällen machte ihre Lachlust sich zuweilen Luft. „Oft“ — so erzählt Karoline — „erschieden wir uns selbst als verwünschte Prinzessinnen, auf Erlösung aus dieser Einförmlichkeit hoffend.“

An einem trübten Tage, dem 6. Dezember 1787, kamen zwei Reiter die Straße daher; sie waren in Mäntel gehüllt. In dem einen erkannten die Damen sehr bald den Vetter Wilhelm von Wolzogen, obwohl er scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg; der andere Reiter war ihnen unbekannt und wurde mit neugierigen Augen betrachtet. Das Räthsel löste sich, als der Vetter eintrat und um die Erlaubniß bat, am Abend seinen Reisegefährten Schiller einführen zu dürfen.

An diesen Abend knüpfte sich Schiller's Zukunft. Er fühlte sich wohl und frei in dem schönen Familienkreise, welcher von dem flachen Weltleben so weit entfernt und statt dessen mit Herzenswärme den Gestalten einer höheren, geistigen Welt zugethan war. Die Schwestern spielten Klavier, Schiller hörte ihnen zu, und wir wissen von Streicher, wie mächtig der Eindruck der Musik auf des Dichters Gemüth war. Es wurde von Literatur gesprochen, Schiller äußerte den Wunsch, die Schwestern möchten seinen Karlos lesen, auch über die Briefe von Julius an Rafael und über die Anthologie unterhielt man sich. Die wenigen Stunden des Beisammenseins erregten den Wunsch im Herzen des Dichters, in diesem Kreise öfter zu verkehren, und beim Scheiden sprach er die Absicht aus, den nächsten Sommer in dem schönen Thale zu verleben. Die Schwestern hörten diesen Entschluß mit Freude.

Am folgenden Morgen ritt Schiller nach Weimar zurück. Dort fand er Frau von Kalb und deren Gemahl. Die Gegenwart des Mannes, meinte er, würde ihn am Ende nicht lassen, wie er wäre, er fühlte in sich schon einige Veränderung, die weiter gehen könne. Sicherlich war es weniger die Gegenwart des Gatten, was seine Gefühle gegen Charlotte von Kalb allmählig erkalten ließ,

als vielmehr die Erinnerung an die anmuthige Lotte an dem waldbekränzten Saaluser. Früher sah er Frau von Kalb täglich zweimal, jetzt kaum einen um den andern Abend. Mit großem Ernste vertiefte er sich in die niederländische Rebellion, bei welcher er ungemein viel Genuß fand; auch war der Gedanke ihm erfreulich, daß er nun seine Kräfte einer Arbeit widme, die auch in den Augen der Welt etwas Solides habe, „denn bis hierher“ — sagte er — „war ich doch fast immer mit dem Fluche belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat.“

Sein Herz fing an, den Schwerpunkt zu ahnen, der im Leben des Mannes die schönste Veruhigung gibt und zu anhaltender Arbeit die frischeste Kraft leiht. Wie verschieden von dem hastigen, verbitterten Gemüthszustande der ersten Monate in Weimar ist das Bild, welches uns aus einem Briefe an Körner vom 19. Dezember 1787 entgegenblickt. „Die wenigen freien Athenzüge“ — schreibt Schiller — „die ich jetzt unter der Last von Folianten und staubigen Autoren erschöpfen kann, gehören größtentheils Euch, meine Lieben, denn auch meine hiesigen Verbindungen gewinnen durch Beziehung auf Euch erst meinen Werth für mich. An keinem Ort der Welt bin ich verstanden, wie bei Euch, keine Menschen sind mir näher, selbst meine Familie nicht, und kein Schicksal kann mich fremder mit Euch machen. Es gibt mir viele Freude in stillen Stunden, wenn ich mich unter Euch versetze und mir lebhaft mache, was wir für einander sind. Mein Leben geht jetzt einen höchst ruhigen, aber dabei sehr thätigen Gang. Ich bin wachsam, als ich nie war, und jeder Tag hat für mich zwölf arbeitsvolle Stunden und sehr oft auch einige mehr. Ich habe weniger Zeit, als gute Freunde, und dieses Verhältnis hat ungemein viel Reiz.“ —

Eine schwere Arbeit ermüdet nicht, wenn der sichere Lohn in Aussicht steht, aber sie spannt die Kräfte des Geistes ab, wenn der Zweifel immer fragen mag, ob die unendliche Mühe auch zum Ziele führt. Dies war bei Schiller diesmal der Fall, und zu alledem kam noch die Sehnsucht und die Ungewißheit über den Ausgang seiner Liebe. Seine frische Kraft ließ nach, sein ganzes Wesen schien zu ermatten. Die Freunde schrieben diese Erscheinung dem Umgange mit Wieland zu, der den jungen Dichter gewiß zu sehr mit Regeln quälte und niederdrückte; aber Schiller antwortete auf die Besorgnisse, die geäußert wurden, nicht durch Regeln oder Autoritäten sei er gelähmt, sondern das Abarbeiten seiner Seele mache ihn müde, er sei entkräftet durch den immerwährenden Streit seiner Empfindungen.

Der Freund in Dresden war nicht recht zufrieden damit, daß Schiller sich mit geschichtlichen Abhandlungen ermüde, statt der Poesie treu zu bleiben. Der Dichter aber wies den Tadler — das Verhältnis war ganz umgekehrt — auf die praktische Nützlichkeit seiner Arbeit hin; er sagte ihm: „Für meinen Carlos, das Werk dreijähriger Anstrengungen, bin ich mit Unlust belohnt worden. Meine niederländische Geschichte, das Werk von fünf, höchstens sechs Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Manne machen.“

Wohin er steuerte, das sprach er unverholen aus. Innerhalb eines Jahres müsse er sein Schicksal in seiner Gewalt haben, schrieb er, und für eine Versorgung qualifizirt sein. Der Mann, der in seinem Liede von der Glode so tief

und so unsäglich schön alle Seiten des Familienlebens poetisch zu verklären mußte, der hatte selbst ein sehnliches Verlangen nach dem trauten eigenen Herd, nach der Freistadt, an dessen Schwelle alle Stürme des Lebens machtlos werden, nach dem Heiligthum, dessen Altar von dem Manne die edelsten Opfer opfert und ihm dafür unüberwindliche Kraft aus der Höhe leiht. Schiller wollte eine eigene, feste und gesicherte Stellung erringen, so schrieb er an Körner; ihm sei es gleich, ob als Professor in Jena, oder als Schriftsteller. „Aber“ — fährt er fort — „ich muß eine Frau dabei ernähren können, denn noch einmal, mein Lieber, dabei bleibt es, daß ich heirathe. Könntest Du in meiner Seele lesen, wie ich selbst, Du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenutzt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist, wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen. Eine philosophische Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüthen drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich Dir hier die Laune eines Augenblicks gebe. — Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe seiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt als isolirter fremder Mensch in der Natur umhergeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich jetzt noch hoffe.“

Eine Frage drängt sich uns unter diesen Umständen und bei dieser Gemüthsstimmung Schiller's ganz besonders auf: es ist die Frage nach den Gefühlen und nach der Bestimmung derer, welche der Dichter liebte.

Zu der Zeit, als Schiller sie kennen lernte, hatte Charlotte von Lengefeld mit dem Schmerz einer vergeblichen Neigung, einer geraubten Hoffnung zu kämpfen. Im Frühjahr 1787 sah sie oft den englischen Kapitän Henry Heron, einen edlen und liebenswürdigen Mann, der ihr seine warme Verehrung vielfach entgegenbrug. Aber Pflicht und Beruf riefen den Kapitän nach Indien. Scheidend gestand er seine Liebe und ihre Hoffnungslosigkeit, und die Wehmuth eines solchen Abschieds hielt Charlottens Wesen lange gefangen. Schiller's ideale Erscheinung, das tiefe Gemüth seines Wesens und die Macht seines Strebens füllten in Charlottens Seele die tiefe Lücke, die sie empfand, immer mehr aus, je mehr sie den Dichter kennen lernte. Der erste Eindruck mochte auf sie nicht ein so tiefer sein, wie auf Schiller, für den Charlotte in vieler Beziehung ganz

geschaffen schien. Nach dem Zeugnisse ihrer Schwester hatte sie eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung; der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge, Wahrheit und Unschuld waren hervortretende Seiten ihres Wesens, das sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, und durch alles dieses von der schönsten Harmonie war.

Bald fand sich Gelegenheit, den flüchtig eingeleiteten Verkehr fortzusetzen. In den ersten Wochen des Jahres 1788 kam Charlotte nach Weimar und verweilte einige Zeit daselbst. Sie wohnte bei Frau von Imhof und verkehrte viel mit Frau von Stein, besonders aber mit Charlotte von Kalb. Schiller hielt sich in einiger Entfernung, aber seine Neigung wuchs, und auch Lotte sah ihn gern. Auf einem Maskenballe, im Theater begegneten sie sich, Schiller sandte ihr Bücher und begleitete dieselben mit Billets, deren Sprache mehr enthielt als die gewöhnlichen Redensarten. Wie noch auf wenige Dinge — so sagt er ihr — freue er sich auf den Aufenthalt in Rudolstadt, der ihn für vieles schadlos halten sollte. Wenn er sie einmal gesehen habe, sei der Tag ihm heitrer. Er stimmt ihr bei, wenn sie sich nach ihren Bäumen und ihren schönen Bergen sehnt, und er theilt ihre Sehnsucht nach Rudolstadt, wohin er in seinen glücklichsten Augenblicken sich im Traum versetze. Er habe nie glauben können, gesteht er, daß Charlotte in der Hofluft sich gefallen werde; „ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt hätte. Verzeihen Sie mir; so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, gern meine eigene Denkungsart unterschiebe.“

Aus Schiller's Feder war lange kein Gedicht geflossen; in jenen Tagen, im Schmerz der Sehnsucht und im Glück der Hoffnung, in der Trauer des Getrenntseins und in der Wonne des Beisammenseins lehrte die Muse wieder bei ihm ein; sie schenkte ihm ein herrliches Gedicht, in dem dasselbe tief erregte Gefühl zitterte, wie damals im Herzen des Dichters: es waren Die Götter Griechenlands. Man hat dieses Gedicht von moralischer Seite auffassen und erklären wollen, man hat einen Angriff gegen das Christenthum darin gesucht. Die kurzfristig! Wie lächerlich! Wer diese Ansicht im Ernst vertreten kann, der lege das Gedicht ruhig bei Seite, für ihn existirt das Reich des Schönen nicht. —

Als der Winter vorüber war, sollte Lotte nach Rudolstadt zurückkehren. Sie bat Schiller um ein Albumblatt, er schrieb ihr das bekannte: „Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen“ u. s. w. Der Abschied wurde beiden schwer. Charlotte gestand in einem Briefe dem Dichter, daß sie ihn ungern verlasse, denn sein Umgang habe ihr manche Freude verschafft. Schiller erwiderte, er fühle, daß Charlotte den besten Theil seiner Freuden mit sich hinwegnehme. „Sie wollen also“ — heißt es in seinem Briefe — „daß ich an Sie denken soll: dieses würde geschehen sein, auch wenn Sie mir es verboten hätten. Meine Fantasie soll so unermüdet sein, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn sie in den acht Jahren, daß ich sie den Musen verbingt habe, sich nur für dieses Bild geliebt hätte. Ich werde Sie an jedem schönen Tage unter freiem Himmel wandeln sehen, und an jedem trüben auf Ihrem Zimmer — vielleicht denken Sie dann auch meiner; damit ich aber dessen versichert bin, so müssen Sie mir erlauben,

bestes Fräulein, daß ich Ihnen zuweilen sage, wenn ich mit Ihnen beschäftigt bin. Leben Sie recht wohl, bestes Fräulein, erinnern Sie sich manchmal und gern daran, daß hier jemand ist, der es unter die schönsten Zufälle seines Lebens zählt, Sie gekannt zu haben. Noch einmal, leben Sie recht glücklich.“

Als Lotte abgereist war, erhielt Schiller den Beweis, daß er sich zum Ehemann in den Augen der Welt sehr wohl eigne. Durch die vierte Hand erging an ihn aus Schweinfurt die Anfrage, ob er dort nicht eine Rathsherrnstelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von einigen tausend Thaler und von erheblichen geistigen und körperlichen Vorzügen annehmen wolle. Der Antrag machte ihm und seinen Freunden viel Spaß.

Wenige Wochen, nachdem Lotte in Rudolstadt wieder angelangt war, wanderte Schiller's Gruß zu ihr hinüber. Am 11. April 1788 schrieb er ihr: „Sie werden in Rudolstadt nun wieder eingewohnt sein, mein bestes Fräulein, und bei diesem schönen Wetter sich Ihrer ländlichen Einsamkeit freuen. Wie beneide ich Ihre Familie und alles, was um Sie sein darf! Aber auch Sie beneide ich um Ihre Familie; ein einziger Tag war mir genug mich zu überzeugen, daß ich unter sehr edlen Menschen wäre. Warum kann man solche glückliche Augenblicke nicht festhalten! Man sollte lieber nie zusammen gerathen, oder nie mehr getrennt werden.

„Seitdem Sie Weimar verlassen haben, ist die Erinnerung an Sie meine beste Gesellschaft gewesen. Die Einsamkeit macht jetzt meine Glückseligkeit aus, weil sie mich mit Ihnen zusammenbringt, und mich ungestört bei dem Andenken der vergangenen Freuden und der Hoffnung auf die noch kommenden verweilen läßt. Was für schöne Träume bilde ich mir für diesen Sommer, die Sie alle wahr machen können. Aber ob Sie es auch wollen werden? Es beunruhigt mich oft, mein theuerstes Fräulein, wenn ich daran denke, daß das was jetzt meine höchste Glückseligkeit ausmacht, Ihnen vielleicht nur ein vorübergehendes Vergnügen gab; und doch ist es so wesentlich für mich zu wissen, ob Sie Ihr eigenes Werk nicht bereuen, ob Sie das was Sie mir in so kurzer Zeit geworden sind, nicht lieber zurücknehmen möchten, ob es Ihnen angenehm oder gleichgültig ist. Könnte ich hoffen, daß von der Glückseligkeit Ihres Lebens ein kleiner Antheil auf meine Rechnung käme, wie gern entsagte ich manchen Entwürfen für die Zukunft, um des Vergnügens willen, Ihnen näher zu sein! Wie wenig sollte es mir kosten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzunehmen!

„Sie haben mir selbst einmal gesagt, daß eine ländliche Einsamkeit im Genuß der Freundschaft und schönen Natur Ihre Wünsche ausfüllen könnte. Hier wäre schon eine sehr wesentliche Uebereinstimmung zwischen uns. Ich kenne kein höheres Glück. Mein Ideal von Lebensgenuß kann sich mit keinem andern vertragen. Aber was bei mir ein unabänderlicher Charakterzug ist, war bei Ihnen vielleicht nur eine jugendliche Fantaste, eine vorübergehende Epoche. Vielleicht denken Sie einmal anders, oder, wenn dies auch nicht wäre, vielleicht dürfen Sie einmal nicht mehr so denken. Beides fürchte ich, und ich sehe ein, wie sehr ich Ursache hätte, mich noch bei Zeiten eines Vergnügens zu entwohnen, von

dem ich mich vielleicht wieder trennen muß. Ich mag dieser traurigen Idee nicht Raum geben.“

Als Charlotte in Weimar war, hatte Schiller sie gebeten, ihm für die Zeit seines Sommeraufenthaltes eine passende Wohnung zu miethen. Lotte dachte zuerst an das Haus des fürstlichen Gärtners, aber mit Recht fiel ihr ein, wie störend für den Freund die Nähe fürstlicher Persönlichkeiten sein müßte; sie schaute sich weiter um, und fand in dem Dorfe Volkstädt auf dem linken Ufer der Saale eine passende Wohnung in einem neuen, heitern und bequemen Hause, das dem Dorfkantor gehörte.

Im Beginn der zweiten Hälfte des Mai 1788 zog Schiller nach Volkstädt hinaus. Der wackere Kantor wußte die Bedeutung seines Gastes sehr wohl zu schätzen, und hielt allen störenden Lärm von ihm entfernt. Volkstädt liegt in einem lieblichen Thale zwischen sanft ansteigenden Bergen, eine halbe Stunde von Rudolstadt entfernt, wohin den Dichter ein sehr angenehmer Fußpfad längs des Flusses an Gärten und Kornfeldern vorüber führte. Die Stadt liegt am Fuße eines Berges, auf diesem hellstimmernd das Fürstenschloß. Von seinem Dorfe aus hatte Schiller die schönste Aussicht auf Stadt und Schloß. Von diesem Wohnorte aus verkehrte Schiller nun eifrig mit der ihm so liebgewordenen Familie, besonders aber mit den beiden Schwestern, und dieser Verkehr wirkte sehr wohlthätig auf sein Gemüth und sein ganzes Seelenleben, wenn er von der Arbeit auch mehr dadurch abgezogen wurde, als ihm selbst lieb war. Caroline von Wolzogen schildert das Zusammenleben sehr sprechend; sie sagt: „In unserm Hause begann für Schiller ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde harmonische Gemüthsstimmung. Sein Gespräch floß über in heitrer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft störende Gedanken unsern kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns noch lebhafter empfinden. Wie wohl war uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeewiste unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegen gehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen erblickten, dann erschloß sich ein heitres ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schillers Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen, und die sich in einem reinern leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Muth.“

Nicht allein für Charlotte ging nach dem schmerzlichen Verluste, den sie erfahren, neue Lebenshoffnung auf, sondern auch für Caroline wurde das Glück einer so erhebenden Freundschaft ein Anlaß, sich dem Genuß des Lebens wieder

mehr zuzuwenden. Herr von Deulwitz, Karolinens Gatte, der, wie wir erzählten, mit in dem Lengefeld'schen Hause lebte, zeigte lebhaftes Interesse für Literatur und empfand für Schiller bald die aufrichtigste Bewunderung. Mit Frau von Lengefeld, die von dem kleinen Kreise gewöhnlich die chère mère genannt wurde, gab es zuweilen kleine Streitigkeiten auf kirchlichem Gebiet, aber man fand sich immer sehr bald wieder zusammen; Schiller schenkte der würdigen Frau im Laufe des Sommers eine englische Bibel, in die er die Worte aus einem seiner Jugendgedichte schrieb:

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Böbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
Aber wir begegnen uns gewiß.

Schiller hütete sich, hier wie überall, stets sorgsam, irgend eine wahre Ueberzeugung, in der ein Herz Ruhe fand, zu stören.

Ein gern gesehener Gast in dem kleinen Kreise war der Baron von Gleichen, ein liebenswürdiger und feingebildeter Mann, welcher Prinzenenerzieher in Rudolstadt war. Der junge Erbprinz nahm Theil an den erhebenden Bestrebungen der Gesellschaft, er verfertigte eine Komposition in schwarzer Tusche mit vielen Gestalten, welche eine Szene aus dem Geisterseher vergegenwärtigte. „Er zeichnet für einen Prinzen sehr hübsch,“ sagte Schiller. Ein enthusiastischer Verehrer des Dichters war Herr von Kettelhort, der Minister und eigentliche Landesregent; Schiller nennt ihn eine monströse Komposition von Geschäftsmann, Gelehrten, Landjunker, Galanthomme und Antike. Die umfangreiche Bibliothek des Ministers kam dem Dichter mehrmals vortrefflich zu Statten, und als Schiller diese Bibliothek einmal gelobt hatte, hielt der Minister, der es wiedererfahren, des Dichters Bedienten auf der Straße an und packte ihm für seinen Herrn einen Korb mit Wein auf.

Der eigentliche Geistesverkehr fand nur zwischen Schiller und den Schwestern statt. Die Unterhaltung führte auch in größerem Kreise Karoline mit vieler Gewandtheit. Sie war am 3. Februar 1763 geboren, und war drei Jahre älter als Charlotte, mit der sie früher weniger, aber nach der Schweizerreise in einem sehr innigen, vertrauten Verhältnisse lebte. Karoline war sehr geeignet, die Führerin eines gesellschaftlichen Kreises zu sein. Sie schildert sich selber in den Worten: „Eine angeborene Heiterkeit des Geistes verließ mich selten. Mein lebendiges Gefühl durchdrang alle menschlichen Zustände meines Kreises; ich konnte kein Wesen leiden sehen, und mit Heiterkeit und Gewandtheit suchte ich alle Verhältnisse zurecht zu legen. Selten duldete ich eine Mißstimmung lange in meinem Kreise. Mein eigenes verletztes Gefühl löste sich meist in ein unendliches Mitleid mit allen menschlichen Schwächen auf. So erhielt ich gute Laune und Harmonie nun mich her; alles Heterogene fand ein Medium der Verbindung.“

Während Karoline es verstand, zum Nutzen anderer aus sich heraus zu gehen, war Charlotte mehr eine jungfräulich zurückhaltende Persönlichkeit. Karoline war klein und lebhaft, Charlotte groß und schlank, ihr Auge blau,

ihr Haar braun, ihre Gestalt anmuthig. Sie sprach lieber weniger als gegen ihre Ueberzeugung oder zum Schein, und jede Despotie des Glaubens, der Gesellschaft und der Politik war ihr verhaßt schon ehe sie Schiller kannte. Ihr Geist war ein ernstler, strebender, ihr Gefühl um so tiefer, je weniger es sich der Außenwelt zeigte. Sie schrieb hübsche Gedichte, übersezte mit Geschmac den Ossian, und ihre Erzählungen in Huber's Flora wurden gern gelesen. Ihr zurückhaltendes Wesen wurde ihr oft als Kälte ausgelegt, oder Leute, welche von einer geistreichen Frau vor allen viel Geschwäh verlangen, wollten daraus den sehr verfehlten Schluß auf geistige Beschränktheit ziehen. Charlotte fragte stets mit warmer Theilnahme nach Schiller's Arbeiten, und folgte denselben vielleicht mit noch tieferm Verständniß als ihre Schwester.

Es war ein schönes, seltenes, im vollsten Sinne des Wortes ideales Verhältniß zwischen diesen beiden Schwestern und dem Dichter. In dem Lengefeld'schen Hause verweilte Schiller unter den anregendsten Gesprächen oft bis zu später Stunde. Wenn er dann bei stürmischem Wetter den nächtlichen Weg nach seinem Dorfe ging, dann schaute Lotte nach den jagenden Wolken hinaus und dachte, wie Schiller wohl heimkommen möchte, und dasselbe dachte dessen vorsorglicher Wirth, der, wenn es gar zu arg war, dem Gaste mit der Laterne entgegen kam.

Auf einem dieser Gänge zog er sich eine starke Erkältung zu, die ihm den Kopf abscheulich verwülstete. Zur Arbeit war er unfähig, kaum vermochte er ein wenig aus Gibbon zu übersezen. Lotte borgte ihm ihr liebliches Wörterbuch dazu, und sandte ihm Blumen und freundliche Billets. Als er wieder gesund war, suchte er seine Arbeit unmittelbar an der Quelle seines Trostes zu etabliren; er versuchte in Karolinens Zimmer zu arbeiten, und als zu viel Geräusch ihn von da vertrieb, räumte Lotte ihm ihren Schreibtisch ein.

Im August zog er von Volkstädt nach Rudolstadt, da ihm die nächtlichen Wanderungen nicht zuträglich und nicht angenehm waren. Am liebsten, meinte er, hätte er den Schwestern gerade gegenüber gewohnt; in seinem Zimmer würde er dann einen Spiegel anbringen, daß ihr Bild ihm bei seinen Arbeiten stets vor Augen stände. Der Zerstreuung gab es nun freilich noch mehr. Ein Vogelschießen, an dem der Hof und die Stadtleute eifrig theilnahmen, durfte nicht versäumt werden, und die schöne Gegend lud zu den herrlichsten Ausflügen nach Schwarzburg, nach Schaala und anderen Orten ein. In der freien Natur wie im traulichen Zimmer war die Poesie die stete Gesellschafterin. Schiller ließ die Odyssee in der Uebersetzung von Voß kommen, Abends las er vor, die Schwestern lernten nun zum erstenmal den ganzen Homer kennen; ihnen war es, als riesele ein neuer Lebensquell um sie her, und Schiller nahm sich vor, in den nächsten Jahren keine moderne Schriftsteller mehr zu lesen, da keiner ihm wohlthue. Nur die Alten, sagte er, gäben ihm wahre Genüsse, und er bedürfte ihrer im höchsten Grade, um seinen eigenen Geschmac zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Wigelei sehr von der wahren Einfachheit zu entfernen anzuge. Die poetischen Beiwörter Homer's mischten sich in ihre tägliche Rede. Schiller litt einmal an einem schmerzhaften Zahngeschwür; Lotte schrieb ihm mit liebevoller Theilnahme: „Guten Morgen, lieber Freund, wie geht es Ihnen heute? Ich

hoffe, Sie haben, als die dämmernde Fröhe mit Rosenfingern erwachte, noch ruhig geschlummert. Ich hätte Ihnen gern eine Nacht Schlaf geopfert, dachte ich heute früh, und hätte mich gefreut, wenn der Morgen mich schlaflos gefunden hätte, daß Sie dafür ruhten.“ Wenn Schiller bei den Schwestern Erholung suchte, dann durfte er mit ihnen auf dem Kanapee sitzen, er durfte sie auch bei ihren Vornamen nennen. In einem Briefe schrieb er den Schwestern, ihm solle, so hoffe er, die Gegend von Rudolstadt das werden, was dem Dreites in Göthe's Ifigenie der Hain der Diana geworden; auch er sei seit geraumer Zeit ein unruhiger Umhergetriebener; für ihn würden die Schwestern die Stelle der wohlthätigen Götinnen vertreten.

Einigemale verrieste Lotte zu ihrer mütterlichen Freundin, der Frau von Stein auf Rochberg. Die Trennung sachte die Gefühle in den Herzen der Liebenden noch höher an, bei dem Dichter wurden sie zur schmerzlichsten Sehnsucht. Lotte schrieb ihm, sie sei nicht allein in den düstern Wäldern von Rochberg; die lieblichen Götter Griechenlands seien mit ihr, sie freue sich der schönen Stellen und lerne sie auswendig. Und Schiller antwortete ihr: „Könnte ich doch zur Verschönerung Ihres Lebens etwas thun! Ich glaube, ich würde das meinige dann selbst mehr lieben. Was ist edler und was ist angenehmer, als einer schönen Seele den Genuß ihrer selbst zu geben; und was könnte ich mehr wünschen, als die lieblichen Gestalten Ihres Geistes anzuschauen und immer und immer um mich her zu fühlen! Sie sind nicht allein glücklich, wenn Sie es sind.

„So leicht kann ich mich nicht in die Nothwendigkeit ergeben, wie Sie, wie es überhaupt Ihr Geschlecht kann. Ich meine immer, ich müßte das Schicksal zwingen, das mich aus Ihrem Zirkel reißen will.

„Es freut mich, wenn Sie diejenigen Stücke von mir, die mir selbst lieb sind, lieb gewinnen und sich gleichsam zu eigen machen; dadurch werden unsere Seelen immer mehr und mehr an einander gebunden werden. Ich sehe diese Stücke als die Garantien unserer Freundschaft an; es sind abgerissene Stücke meines Wesens, und es ist ein entzückender Gedanke für mich, sie in das Ihrige übergegangen zu sehen, sie in Ihnen wieder anzuschauen und als Blumen, die ich pflanzte, wieder zu erkennen.

„Leben Sie recht wohl, bestes Lottchen! Ich möchte gar gern noch viel mit Ihnen reden, aber ich fürchte in einen Text zu gerathen, woraus kein Ausgang ist.“ —

Karoline hatte längst die Neigung Schiller's zu ihrer Schwester durchschaut, und wenn sie eine Vereinigung der Liebenden auch aufrichtig wünschte, so war sie doch besonnen genug, auch das zu erwägen, was die Klugheit gebot. Sie hielt das zarte Verhältniß in der Schwebel, und Schiller ließ sich auf diesem Wege gern von ihr leiten, denn da seine Zukunft noch so unsicher war, so konnte er noch keine offene Bewerbung aussprechen. Der Gedanke an eine Professur der Geschichte wurde ihm jetzt weniger drückend, denn mit diesem Amte wurde ja auch die Aussicht auf eine eigene Häuslichkeit näher gerückt, und die genügsame Gegenwart ließ dieses Ziel als das allein wünschenswerthe erscheinen. „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde“ — sagt Karoline — „war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genügsamen und bildenden Tagen und

Stunden für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung wie sein Wesen anmuthiger, sein Geist den fantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter.“

Witten in die schönen Tage fiel eine Trauerbotschaft. Frau von Wolzogen in Bauerbach starb im August 1788 nach längerem Leiden. Schiller betrauerte sie tief; sie sei ihm alles gewesen, sagte er, was nur eine Mutter ihm hätte sein können.

Im Juni desselben Sommers, den Schiller in Rudolstadt verlebte, kehrte Göthe aus Italien zurück, und am 9. September 1788 wurde durch beiderseitige Freunde eine Zusammenkunft der Dichter in dem Hause der Frau von Lengefeld herbeigeführt. Die beiden Schwestern hatten für den Dichter der Ifigenie eine so hohe Verehrung, daß Karoline sagen konnte: „Göthe und Rousseau waren unsere Hausgötter.“ Die männliche Schönheit des ersteren und seine persönliche Liebenswürdigkeit, welche kennen zu lernen die Schwestern in Kochberg bei Frau von Stein genugsam Gelegenheit hatten, war auch nicht ohne Wirkung geblieben: „wir liebten ihn wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet,“ sagte Karoline.

Es läßt sich denken, wie gespannt die Schwestern auf die Begegnung der Dichter sein, wie sehr sie wünschen mußten, beide möchten Freunde werden. Zu ihrem Schmerz erfolgte die gehoffte Annäherung nicht, beide Männer traten nicht aus ihrer Zurückhaltung heraus. Schiller's persönlicher Stolz gestattete ihm nicht, sich anzudrängen und Göthe war von schmerzlicher Sehnsucht nach Italien, nach dem Lande befangen, in welchem seine Ideale so groß und schön erblickt waren, daß die Verhältnisse der Heimath gegen jene Orte nothwendig in tiefen Schatten treten mußten. Zudem kannte er Schiller nur ganz oberflächlich; nach den Worten zu urtheilen, welche Göthe selbst später sprach*), hatte er von Schiller kaum etwas anderes gelesen als die Räuber, und er glaubte von künstlerischem Standpunkte aus viel weiter von Schiller entfernt zu sein, als es in der That der Fall war. Und hierin werden wir den Hauptgrund zu Göthe's Abneigung gegen Schiller zu suchen haben: Göthe glaubte seine Bestrebungen durch Schiller gefährdet, er glaubte, die Saat, die er selbst zu pflanzen so vielfach gerungen, werde nun wieder zertreten, und was er längst bewältigt zu haben glaubte, das hebe nun wieder wuchernd das Haupt empor. Diese Gründe waren es, warum er sich zurückhielt. Als Göthe in spätern Jahren, nachdem Schiller bereits für immer sein Auge geschlossen, einem Freunde erzählte, daß er jahrelang Schiller absichtlich gemieden habe, konnte er die Thränen nicht zurückhalten.

Schiller wünschte damals aufrichtig, mit Göthe in nähere Verbindung zu treten. Seit seiner frühen Jugend war Göthe der Stern gewesen, zu dem er aufblickte, und nach seinem Beifall war er mehr als nach dem Lobe aller andern begierig. Die hohe Vorstellung, welche Schiller von Göthe hatte, wurde durch die Zusammenkunft nicht verringert, aber Schiller zweifelte, ob sie beide sich je sehr nahe rücken würden; er meinte, daß ihr künstlerischer Standpunkt

*) Vergl. S. 235.

zu verschieden sei. Doch meinte er auch, daß eine solche Zusammenkunft noch kein sicherer Maßstab sei. „Die Zeit wird das Weitere lehren“, schrieb er an Körner. Und in der That lehrte sie, daß das uneigennützigte Streben nach dem wahren Edlen und Schönen immer demselben Ziele zugehen muß, und daß selbst die verschiedensten Wege schließlich immer, und oft auf die überraschendste Weise zusammentreffen.

Immerhin aber war es für Schiller eine schmerzliche Empfindung, daß Göthe so kalt blieb. Schiller schrieb kurze Zeit nach jener Begegnung ein Gedicht auf, das wohl ein Nachklang dessen genannt werden kann, was damals sein Herz bewegte; nicht in allen Ausgaben von Schiller's Gedichten stehen diese Verse, darum mögen sie hier einen Platz finden.

Im Oktober 1788.

Daß du mein Auge wecktest zu diesem goldenen Lichte,
 Daß mich dein Aether umfließt;
 Daß ich zu deinem Aether hinauf einen Menschenblick richte,
 Der ihn edler genießt;
 Daß du einen unsterblichen Geist, der dich, Göttliche, denket,
 Und in die schlagende Brust,
 Gütige, mir des Schmerzes wohlthätige Warnung geschenket
 Und die belohnende Lust;
 Daß du des Geistes Gedanken, des Herzens Gefühle zu tönen
 Mir ein Saitenspiel gabst,
 Kränze des Ruhms und das ruhende Glück deinen stolzeren Söhnen,
 Mir ein Saitenspiel gabst;
 Daß dem-trunkenen Sinn von hoher Begeisterung beflügelt,
 Schöner das Leben sich malt,
 Schöner in der Dichtung Kristal die Wahrheit sich spiegelt,
 Heller die dämmernde Strahl:
 Große Göttin, dafür soll, bis die Parzen mich fodern,
 Dieses Herzens Gefühl
 Barter Kindlichkeit voll in dankbarem Strahle dir lodern,
 Soll aus dem goldenen Spiel
 Unerkündlich dein Preis, erhabne Bildnerin, fließen,
 Soll dieser denkende Geist
 An dein mütterlich Herz mit reiner Umarmung sich schließen,
 Bis der Tod sie zerreißt.

Der schöne Sommer war dahingegangen, der nahende Winter mahnte an die Trennung. Mehr als einmal kämpfte Schiller mit dem Entschlusse, der Geliebten sein ganzes Herz zu entdecken, doch die günstige Gelegenheit wollte sich nicht finden. Eines Abends kam Schiller, als die Mutter ein wenig hart gegen Lotte gewesen war, und im Gefühl ihres Rechtes klagte diese dem Freunde tief erregt, was ihr begegnet war. Schiller sprach ihr Trost zu, seine Worte wurden warm und traulich, und Lotte reichte ihm in tiefer Bewegung ihre Hand. Schiller wollte mehr sagen, aber Karoline trat ein und schnitt ihm das Wort ab. Der günstige Augenblick kam nicht wieder.

Von einem Tage zum andern zögerte Schiller, seine Abreise festzusetzen: sein Geburtstag wurde noch in Rudolstadt gefeiert, Lotte schenkte ihm eine Zeichnung von ihrer Hand, über welche Schiller sich unsäglich freute. Nun aber mußte die Trennung geschehen; eine Reise, welche beide Schwestern nach Erfurt unternehmen sollten, bot einen wohlthätigen Anlaß. Am 12. November schied der Dichter; in dem letzten Billet, das er den Schwestern als Abschiedsgruß übersandte, sagte er: „Wir haben einander nichts mehr anzuempfehlen, das nicht, wie ich gewiß hoffe, schon richtig und entschieden ist.“ Und Lotte sandte ihm nach dem Abschiede auch noch ein Briefchen, darin schrieb sie: „Mögen Sie immer gute und frohe Geister umschweben und die Welt in einem schönen Glanz Sie umhüllen, lieber Freund! Ich möchte Ihnen gern sagen, wie lieb mir ihre Freundschaft ist und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Sie wissen, daß ich wenig Worte finden kann, meine Gefühle zu erklären und deutlich zu machen.“

Wenn die Lippen es auch noch nicht ausgesprochen hatten, so wußten die Herzen doch schon, daß sie für einander schlugen, und mit dem festen Glauben an diesen Gedanken lehrte Schiller am 12. November nach Weimar zurück. An Körner schrieb er, der verwichene Sommer sei nicht unwichtig für ihn gewesen; „ich bin von mancherlei Dingen zurückgekommen, die mich auf meiner Lebensreise oft schwer gedrückt haben, und hoffe mich künftig mit mehr innerer Freiheit und Energie zu bewegen.“

Von drei Seiten kamen die gesunden, kräftigen Einflüsse, aus denen der Dichter die innere Freiheit und die größere Energie erwuchs, und in ihrem tiefsten Wesen waren diese Einflüsse einander völlig gleich, sie entsprangen aus dem vollen, unmittelbaren Leben und konnten deshalb auch frisches Leben gewähren.

Der erste dieser Einflüsse war die anhaltende Beschäftigung Schiller's mit der ersten, strengen Geschichte. Seiner Niederländischen Rebellion widmete er den größten Theil des Sommers, zur Michaelismesse 1788 erschien das gesammte Werk bei Krustus in Leipzig, vorher hatte der Merkur einige Bruchstücke gebracht. Schon diese erregten Aufsehen, und das Ganze fand ungetheilten Beifall. In Kreisen, denen die Geschichte sonst gänzlich fremd blieb, erregte dieses wahrhaft geniale Werk mit seiner schwungvollen und großartigen Auffassung ein bleibendes Interesse für Geschichte überhaupt, und wenn Schiller's Werk kein anderes Verdienst hätte, als dieses allein, so würde es doch schon zu den hervorragendsten Erscheinungen nicht allein der Gesammlliteratur, sondern auch ganz speziell der streng historischen Schriften zählen. Schiller bahnte mit seinen geschichtlichen Werken einen ganz neuen Weg für die Darstellung der Geschichte, und daß er das Richtige getroffen, dafür ist der Umstand ein Beweis, daß die neuere Zeit seinen Spuren nachgegangen ist, indem sie von der alten nächsterwähnten schablonenmäßigen, unklaren, aller Wärme entbehrenden Darstellung völlig abließ. Schon Herder hatte in seinen jungen Jahren mit großem Nachdruck darauf hingewiesen, daß wissenschaftliche Gründlichkeit mit Anmuth sich sehr wohl vereinigen lasse; Lessing hatte im Laocöon diese Idee aufs herrlichste verwirklicht, und in dieselbe Kategorie gehören Schiller's historische Schriften. Was pedan-

tische Einseitigkeit über diese großartigen Werke ausgesprochen hat, richtet sich selbst.

Dem Dichter aber wurden diese Arbeiten eine Quelle der Verjüngung; sie warfen in seine Seele die großen Bilder, welche die Grundlagen wurden, auf denen später sich seine gewaltigen Dramen aufbauten. Der Geschichte zur Seite stand fördernd und berichtigend das Studium der Alten. Wieland's Verdienst war es, seinen jungen Freund mit Nachdruck darauf hingewiesen zu haben. Und mit welcher Liebe gab Schiller sich ihm hin! Mit welcher tiefen, freudigen Gemüthung versenkte er sich den ewig verjüngenden Brunnen Homer's, mit welcher regen Theilnahme wandte er sich den griechischen Tragikern zu! Durch Uebersetzungen suchte er noch mehr in den Geist der Alten einzudringen, und mit seinen Rudolstädter Freundinnen las er die Werke in deutschen oder französischen Uebersetzungen und besprach sich eifrig mit ihnen darüber.

Der Verkehr mit den Freundinnen war die dritte der Quellen, aus denen Schiller Verjüngung trank. Sein Herz wurde wieder warm in diesem schönen Kreise guter Menschen, die dem, was dem Dichter theuer war, ein warmes Interesse entgegen trugen; seine Liebe aber zu Charlotte von Lengefeld fachte seine Hoffnung für die Zukunft wieder an und ermutigte und stärkte ihn zu der Niesenarbeit, der wir in den nächsten Jahren ihn hingeeben sehen.

Das Zusammenleben, der innige Verkehr mit den Schwestern behielt auch nach seiner Rückkehr in die Weimarischen Kreise die erste Stelle in Schiller's Herzen. Seine Briefe an die Schwestern, besonders an Lotte, sprechen diesen Gedanken unaufhörlich aus. Kaum war er in Weimar nur eben zu sich selbst gekommen, so setzte er sich, um den Freundinnen zu schreiben. „Mein erster ruhiger Augenblick“ — so lautet sein Brief — „ist für Sie. Ich komme eben nach Hause, nachdem ich mich den ganzen Tag bei den Leuten herumgetragen habe, und für diese Mühe belohne ich mich mit einem recht lebhaften Andenken an meine theueren Freundinnen, die ich heute nicht zu sehen mich noch gar nicht gewöhnen kann.

„Dies ist der erste Tag, den ich ohne Sie lebe. Gestern habe ich doch Ihr Haus gesehen und Eine Lust mit Ihnen geathmet. Ich kann mir nicht einbilden, daß alle diese schönen, seelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin sein sollen; daß ich nicht mehr, wie diesen Sommer, meine Papiere weglege, Feierabend mache und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen. Nein, ich kann und darf es mir nicht denken, daß Meilen zwischen uns sind. Alles ist mir hier fremd geworden; ein Interesse an den Dingen zu schöpfen, muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Ich scheine mir hier ein abgerissenes Wesen; in der Folge, glaube ich wohl, werden mir einige meiner hiesigen Verbindungen wieder lieb werden, aber meine besten Augenblicke, fürchte ich, werden doch die sein, wo ich mich des schönen Traums von diesem Sommer erinnere, und Pläne für den nächstfolgenden mache. Ich fürchte es; denn Wehmuth wird sich immer in diese Empfindung mischen, und glücklich ist man doch nicht, wenn man nicht in der Gegenwart leben kann. Ich habe mir die Trennung von Ihnen durch Vernünftleien zu erleichtern gesucht, aber sie halten die Probe nicht aus, und ich fühle, daß ich

einen Verlust an meinem Wesen erlitten habe. Seien Sie mir tausendmal begrüßt und empfangen Sie hier meine ganze Seele. Es wird alles wieder so lebendig in mir. Ich darf der Erinnerung nicht nachhängen.“

Aber die Erwartung, daß die gewohnten Gesellschaften in Weimar ihm wieder angenehm werden würden, erfüllte sich nicht; Schiller's Herz trug seinen Schatz und seine Befriedigung in sich, er fühlte sich niemals wohler als in seiner arbeitsamen Einsamkeit. „Hier wird über mich geklagt,“ schrieb er den Schwestern, „daß ich meiner Gesundheit durch vieles Arbeiten und zu Hause sitzen schaden würde. Aber so sind die Leute! Sie können es einem nicht vergeben, daß man sie entbehren kann. Und wie theuer verkaufen sie einem die kleinen Freuden, die sie zu geben wissen! Wenn die völliſte Indifferenz gegen Klubs und Zirkels und Kaffeegesellschaften den Menschenfeind ausmacht, so bin ich's wirklich in Rudolstadt geworden.“ Und an einer andern Stelle läßt er sich sogar einmal zur Vertheidigung des bedenklichen Satzes bewegen: „Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein.“

Der 22. November war Lottens Geburtstag. An diesem Tage fühlte Schiller sich ganz besonders gehoben; sein Wesen war in lebendiger Bewegung, er überließ sich seinen Träumen, die ihn zu der schönern Welt führten, wo aus ewig frisch strömenden Quellen der Durstende neue Lebensfluth trinkt und unter den Geistern keine Schranke mehr ist. „Und dieses Vergnügen“ — schreibt er an Lottchen — „lassen Sie mich Ihnen danken. Sie sind die Heilige dieses Tages, und es freut mich noch einmal so sehr, wenn ich es aus einer so lieben Quelle empfangen.“

Auch in der Wahl seiner Arbeiten zeigte sich der Einfluß der Rudolstädter Erinnerungen. „Jetzt überseze ich“ — gesteht er den Freundinnen — „die Iphigieninnen des Euripides; die schöne Szene, worin Iokaste sich die Uebel der Verbannung von Polyneikes erzählen läßt, ist es, was mich vorzüglich dazu bestochen hat.“ In den wenigen Stunden, die Schiller dem Spazierengehen widmete, wanderte er besonders gern nach Belvedere hinaus, denn dorthin ging der Weg nach Rudolstadt.

Als im Februar die strenge Winterkälte nachließ, schickte Lotte dem Dichter ein Nirtchenbäumchen, das er pflegen sollte; Schiller dankte und erzählte ihr, daß er auch den Strauß noch bewahre, den Lotte ihm zu seinem Geburtstage geschenkt. Auch kleine Besorgungen wurden gegenseitig gern gegeben und ausgeführt; Schiller sandte den Schwestern Bücher, und sie besorgten ihm seiner Thee. Was in der Lengefeld'schen Familie sich ereignete, das wurde dem Freunde in traulichem Geplauder mitgetheilt. Im Frühjahr ließ die Frau von Lengefeld sich bewegen, als Erzieherin zweier hoffnungsvoller Prinzessinnen aufs Rudolstädter Schloß hinaufzuziehen. Scherzend schrieb Schiller bei dieser Nachricht: „Ich bewundere den Herkulischen Muth, womit die chère mère sich der fauersten Arbeit unter der Sonne unterziehen will. Das Wagesstück ist groß, und die ganze hochfürstliche Familie sollte in Prozession, im Hemde und Wachstergewand in der Hand eine ganze kalte Winternacht lang vor ihrem Fenster ein Kirchenlied dafür singen, daß sie die Liebe haben will ihr ein solches Opfer zu bringen.“

Es arbeitete sich gar behaglich bei so lieber Theilnahme; und auch Körner sprach es in seinen Briefen aus, daß des Freundes reger Fleiß ihm eine Freude sei. Nach Dresden schrieb Schiller einmal: „Es ist viel stilles Vergnügen in dieser Existenz. Besonders die Abende sind mir lieb, die ich sonst sündlich in Gesellschaft verloren habe. Jetzt sitze ich beim Thee und einer Pfeife, und da denkt und arbeitet's sich herrlich.“ Und an einer andern Stelle erzählt Schiller dem Freunde: „Du kannst Dir gar nicht einbilden, was für ein Geist des Fleißes mich besitzt, und wie viel besser und behaglicher mir in diesem Elemente ist, als bei meiner vorigen so getheilten Existenz. Zwar geschieht nicht so sehr viel, als verhältnißmäßig zu erwarten wäre, da ich so viel Muße habe, denn ich arbeite etwas schwer und habe, wie Du weißt, immer eine langsame Feder gehabt. Aber eine Hauptsache, die gewonnen wird, ist, daß mein Geist mehr zusammengehalten wird und sich mehr mit seinen innern Hülfquellen zu behelfen suchen muß.“

Die Früchte dieses Fleißes war die Uebersetzung der Ifigenie in Aulis des Euripides. Schiller hatte dazu den griechischen Text, eine lateinische und eine französische Uebersetzung. Auch Szenen aus den Fönizierinnen des Euripides wurden übertragen, und eine Verdeutschung des Agamemnon von Aeschylus beabsichtigt. Außerdem aber arbeitete Schiller an einem eigenen herrlichen Kunstwerke, an dem Gedichte „Die Künstler“; noch in Rudolstadt im Herbst des Jahres 1788 wurden sie begonnen und am 3. Februar 1789 in Weimar vollendet. „Ich muß mich selbst loben, ich habe noch nichts so Vollenbetes gemacht, ich habe mir aber auch noch zu nichts so viel Zeit genommen.“

Auf die Gestaltung dieses für Schiller und die Aesthetik seiner Zeit höchst bedeutungsvolle Gedicht äußerte der Umgang mit einem Manne großen Einfluß, den wir früher als Widersacher Schiller's kennen lernten; es ist Karl Philipp Moriz, mit dem Schiller in Leipzig zusammentraf. Moriz war nach Rom gegangen und war dort in genauen Verkehr mit Göthe getreten*), in dessen Hause er nach der Rückkunft von Italien in Weimar wohnte. Im Dezember 1788 sprach Moriz bei Schiller vor und wurde freundlich von ihm aufgenommen. Schiller fand, Göthe habe ihm seinen Geist mächtig aufgedrückt, aber er habe gut auf ihn gewirkt; Moriz habe viel Tiefe des Geistes und der Empfindung, er arbeite stark in sich, bringe seine Ideen zu einer anschaulichen Klarheit, und was ihn interessire, sei ernsthaft und von Gehalt. Der Umgang wurde fortgesetzt, Schiller fand den ehemaligen Gegner immer interessanter; er habe viel Güte und Wahrheit in seinem Charakter, meinte er, und manches Drollige in seinem Betragen mache seinen Umgang angenehm.

Von Moriz erhielt Schiller eine kleine Schrift: „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen.“ (Von Karl Philipp Moriz. Braunschweig 1788.) Sie war aus Gesprächen mit Göthe in Rom hervorgegangen, und äußerte sowohl auf die Zeitgenossen im Ganzen, wie auch besonders auf Schiller einen nachhaltigen Einfluß. Schiller las sie mit Aufmerksamkeit und wiederholt, auch seine Lotte mußte sie lesen und ihm ihre Gedanken darüber schreiben. Mit Wieland

*) Bergl. S. 210.

sprach Schiller viel über Morizens Schrift, er vertheidigte sie auch gegen ungerechte Angriffe. „Dieses öftere Nachdenken und Sprechen über Schönheit und Kunst hat vielerlei bei mir entwickelt, und auf die Künstler besonders einen glücklichen Einfluß gehabt,“ schrieb Schiller.

Die kleine Schrift von Moriz ist in der That höchst geistvoll und verdient ein reifliches Studium. Einem Punkte widerstritt Schiller lebhaft, aber er hatte ihn wohl nicht ganz richtig aufgefaßt; in einem Briefe vom 3. Januar 1789 an Karoline sagt Schiller über die Schrift von Moriz: „Was mir und einem jeden Schriftsteller mißfallen muß, ist die übertriebene Behauptung, daß ein Produkt aus dem Reiche des Schönen ein vollendetes rundes Ganze sein müsse; fehlte nur ein einziger Radius zu diesem Birkel, so sinke es unter das Unnütze herunter. Nach diesem Ausspruch haben wir kein einziges vollkommenes Werk, und sobald auch keins zu erwarten.“

Ein kurzer Blick in die Abhandlung von Moriz wird diesen Ausspruch berichtigen, und außerdem das Verständniß der Künstler wenigstens in der Auffassung der Grundidee fördern. Wer aber die großen Ideen des Schiller'schen Gedichtes sich zum vollen Verständniß zu bringen vermag, dem ist damit auch ein tiefer Blick in das Wesen der Kunst und zugleich auf den innersten Grund von Schiller's Bestrebungen eröffnet. Die kleine Absehwweifung wird also auch unserer Aufgabe direkt fördernd sein.

Moriz geht davon aus, die verschiedenen Arten der Nachahmung eines lebenden Vorbildes, eines Menschen festzustellen; er bezeichnet sie mit den Ausdrücken: nachäffen, nachahmen, nachstreben, wetteifern. Dann fragt er, wie von diesem Nachahmen im moralischen Sinn das Nachahmen in den schönen Künsten, oder von der Nachahmung des Guten und Edlen die Nachahmung des Schönen unterschieden sei? Zunächst handelt es sich darum, die Begriffe Gut, Schön und Edel festzustellen. Auf Handlung angewandt, definiert der Verfasser sie folgendermaßen: „Wir denken uns unter einer guten Handlung eine solche, die nicht allein um ihrer Folgen, sondern auch um ihrer Beweggründe willen unsere Aufmerksamkeit erregen und unsern Beifall verdienen kann; bei der Schätzung einer edlen Handlung vergessen wir ganz die Folge, und sie scheint uns allein schon um ihrer Beweggründe, d. h. um ihrer selbst willen unserer Bewunderung werth. Betrachten wir nun eine solche Handlung nach ihrer Oberfläche, von der sie einen sanften Schein in unsere Seele wirft, oder nach der angenehmen Empfindung, die ihre bloße Betrachtung in uns erweckt, so nennen wir sie eine schöne Handlung, wollen wir aber ihren innern Werth ausdrücken, so nennen wir sie edel. Jede schöne Handlung muß aber nothwendig auch edel sein; das Edle ist bei ihr die Basis oder der Fond des Schönen, durch welches sie in unser Auge leuchtet. Durch den Mittelbegriff des Edeln also wird der Begriff des Schönen wieder zum Moralischen hinübergezogen und gleichsam daran festgeleitet. Wenigstens werden dem Schönen dadurch die Grenzen vorgeschrieben, die es nicht überschreiten darf.“

Mit dem Begriff des Schönen ist der Begriff von einem für sich bestehenden Ganzen unzertrennlich verknüpft; es ist aber nicht erforderlich, daß es ein für sich bestehendes Ganze wirklich sei, als vielmehr nur wie ein für sich be-

stehendes Ganze in unsere Sinne fallen, oder von unserer Einbildungskraft umfaßt werden könne. In so fern aber nun in einem schönen Werke die mannichfachen Beziehungen der einzelnen Theile zum Ganzen nicht nur oder nicht sowohl von unserm Verstande gedacht werden, als vielmehr nur in unsern äußern Sinn fallen oder von unserer Einbildungskraft umfaßt werden müssen, in so fern schreiben unsere Empfindungswerkzeuge dem Schönen wieder sein Maß vor.

„Sonst würde freilich der Zusammenhang der ganzen Natur, welcher zu sich selber, als zu dem größten und denkbaren Ganzen die meisten Beziehungen in sich faßt, auch für uns das höchste Schöne sein, wenn derselbe nur einen Augenblick von unserer Einbildungskraft umfaßt werden könnte. Denn dieser große Zusammenhang der Dinge ist doch eigentlich das einzige wahre Ganze; jedes einzelne Ganze in ihm ist wegen der unauslöschlichen Verkettung der Dinge nur eingebildet. Aber auch selbst dies Eingebildete muß sich dennoch, als Ganzes betrachtet, jenem großen Ganzen in unserer Vorstellung ähnlich, und nach eben den ewigen festen Regeln bilden, nach welchen dieses sich von allen Seiten auf seinen Mittelpunkt stützt und auf seinem eigenen Dasein ruht.

„Jedes schöne Ganze aus der Hand des bildenden Künstlers ist daher im Kleinen ein Abdruck des höchsten Schönen im großen Ganzen der Natur, welche das noch mittelbar durch die bildende Hand des Künstlers nacherschafft, was unmittelbar nicht in ihren großen Plan gehörte.“

Wem also von der Natur selbst der Sinn für ihre Schöpfungskraft und das Maß des Schönen in die Seele gelegt wurde, der begnügt sich nicht, sie anzuschauen, er muß ihr nachahmen. Der Sinn aber für das höchste Schöne in dem harmonischen Bau des Ganzen, das die vorstellende Kraft des Menschen nicht umfaßt, liegt unmittelbar in der Thatkraft selbst, die nicht eher ruhen kann, bis sie das, was in ihr schlummert, wenigstens irgend einer der vorstellenden Kräfte genähert hat.

„Bei einer Seele, deren bloß thätige Kraft schon das edle, große Ganze der Natur in dunkler Ahnung faßt, kann die deutlich erkennende Denkkraft, die noch lebhafter darstellende Einbildungskraft, und der am hellsten spiegelnde äußere Sinn mit der Betrachtung des Einzelnen im Zusammenhange der Natur sich nicht mehr begnügen. Alle die in der thätigen Kraft bloß dunkel geahnten Verhältnisse jenes großen Ganzen müssen nothwendig auf irgend eine Weise entweder sichtbar, hörbar oder doch der Einbildungskraft faßbar werden, und um dies zu werden, muß die Thatkraft, worin sie schlummern, sie nach sich selber, aus sich selber bilden. Sie muß alle jene Verhältnisse des großen Ganzen und in ihnen das höchste Schöne, wie an den Spitzen seiner Strahlen in einen Brennpunkt fassen. Aus diesem Brennpunkte muß sich nach des Auges gemessener Weite ein zartes und doch getreues Bild des höchsten Schönen ründen, das die vollkommensten Verhältnisse des großen Ganzen der Natur, eben so wahr und richtig wie sie selbst, in seinen kleinen Umfang faßt.

„Weil nun aber dieser Abdruck des höchsten Schönen nothwendig an etwas haften muß, so wählt die bildende Kraft, durch ihre Individualität bestimmt, irgend einen sichtbaren, hörbaren, oder doch der Einbildungskraft faßbaren Gegenstand, auf den sie den Abganz des höchsten Schönen im verjüngenden Maß-

stabe überträgt. Und weil dieser Gegenstand wiederum, wenn er wirklich, was er darstellt, wäre, mit dem Zusammenhange der Natur, die außer sich selber kein wirklich eigenmächtiges Ganze duldet, nicht ferner bestehen könnte, so führt uns dies auf den Punkt, daß jedesmal das innere Wesen erst in die Erscheinung sich verwandeln müsse, ehe es durch die Kunst zu einem für sich bestehenden Ganzen gebildet werden, und ungehindert die Verhältnisse des großen Ganzen der Natur in ihrem völligen Umfange spiegeln kann.

„Da nun aber jene großen Verhältnisse, in deren völligem Umfange eben das Schöne liegt, nicht mehr unter das Gebiet der Denkkraft fallen, so kann auch der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen nur im Gefühl der thätigen Kraft, die es hervorbringt, im ersten Augenblick der Entstehung stattfinden, wo das Werk als schon vollendet durch alle Grade seiner allmäligen Werdens in dunkler Ahnung auf einmal vor die Seele tritt, und in diesem Moment der ersten Erzeugung gleichsam vor seinem wirklichen Dasein da ist; wodurch alsdann auch jener unennbare Reiz entsteht, welcher das schaffende Genie zur immerwährenden Bildung treibt.

„Durch unser Nachdenken über die bildende Nachahmung des Schönen, mit dem reinen Genuß der schönen Kunstwerke selbst vereint, kann zwar etwas jenem lebendigen Begriff Näherkommendes in uns entstehen, das den Genuß der schönen Kunstwerke in uns erhöht; allein da unser höchster Genuß des Schönen dennoch sein Werden aus unserer eigenen Kraft unmöglich mit in sich fassen kann, so bleibt der einzige höchste Genuß desselben immer dem schaffenden Genie, das es hervorbringt, selber; und das Schöne hat daher seinen höchsten Zweck in seiner Entstehung, in seinem Werden schon erreicht; unser Nachgenuß desselben ist nur eine Folge seines Daseins — und das bildende Genie ist daher in großen Plane der Natur zuerst um sein selbst, und dann erst um unsern willen da, weil es nun einmal außer ihm noch Wesen gibt, die selbst nicht schaffen und bilden, aber doch das Gebildete, wenn es einmal hervorgebracht ist, mit ihrer Einbildungskraft umfassen können.

„Die Natur des Schönen besteht ja eben darin, daß sein inneres Wesen außer den Grenzen der Denkkraft in seiner Entstehung, in seinem eigenen Werden liegt. Eben darum, weil die Denkkraft beim Schönen nicht mehr fragen kann, warum es schön sei? ist es schön. — Denn es mangelt ja der Denkkraft völlig an einem Vergleichungspunkte, wonach sie das Schöne beurtheilen und betrachten könnte. Was gibt es noch für einen Vergleichungspunkt für das ächte Schöne, als mit dem Inbegriff aller harmonischen Verhältnisse des großen Ganzen der Natur, die keine Denkkraft umfassen kann? Alles einzelne hin und her in der Natur zerstreute Schöne ist ja nur in so fern schön, als sich dieser Inbegriff aller Verhältnisse jenes großen Ganzen mehr oder weniger darin offenbart. Es kann also nie zum Vergleichungspunkte für das Schöne der bildenden Künste, eben so wenig als der wahren Nachahmung des Schönen zum Vorbilde dienen, weil das höchste Schöne im Einzelnen der Natur immer noch nicht schön genug für die stolze Nachahmung der großen und majestätischen Verhältnisse des umfassenden Ganzen der Natur ist. Das Schöne kann daher nicht erkannt, es muß hervorgebracht, oder es muß empfunden werden.

„Denn weil in gänzlicher Ermangelung eines Vergleichungspunktes einmal das Schöne kein Gegenstand der Denkkraft ist, so würden wir, in so fern wir es nicht selbst hervorbringen können, auch seines Genusses ganz entbehren müssen, indem wir uns nie an etwas halten könnten, dem das Schöne näher käme als das Minderschöne — wenn nicht etwas die Stelle der hervorbringenden Kraft in uns ersetzte, ohne doch sie selbst zu sein. Dies ist nun, was wir Geschmack oder Empfindungsfähigkeit für das Schöne nennen, die, wenn sie in ihren Grenzen bleibt, den Mangel des höhern Genusses bei der Hervorbringung des Schönen durch die ungestörte Ruhe der stillen Betrachtung ersetzen kann.

„Wenn nämlich das Organ nicht fein genug gewebt ist, um dem einströmenden Ganzen der Natur so viele Berührungspunkte darzubieten, als nöthig sind, um alle ihre großen Verhältnisse vollständig im Kleinen abzuspiegeln, und uns noch ein Punkt zum völligen Schluß des Zirkels fehlt, so können wir statt der Bildungskraft nur Empfindungsfähigkeit für das Schöne haben; jeder Versuch, es außer uns wieder darzustellen, würde uns mißlingen und uns desto unzufriedener mit uns selber machen, je näher unser Empfindungsvermögen für das Schöne an das uns mangelnde Bildungsvermögen grenzt.

„Weil nämlich das Wesen des Schönen eben in seiner Vollendung in sich selbst besteht, so schadet ihm der letzte fehlende Punkt so viel als tausend, denn er verrückt alle übrigen Punkte aus der Stelle, in welche sie gehören *). Und ist dieser Vollendungspunkt **) einmal verfehlt, so verlohnt ein Werk der Kunst der Mühe des Anfangs und der Zeit seines Werdens nicht; es fällt unter das Schlechte bis zum Unnützen herab, und sein Dasein muß nothwendig durch die Vergessenheit, worin es sinkt, sich wieder aufheben.

„Eben so schadet auch dem in das feinere Gewebe der Organifazion gepflanzten Bildungsvermögen der letzte zu feiner Vollständigkeit fehlende Punkt so viel als tausend. Der höchste Werth, den es als Empfindungsvermögen haben könnte, kommt bei ihm als Bildungskraft eben so wenig wie der geringste in Betrachtung. Auf dem Punkte, wo das Empfindungsvermögen seine Grenzen überschreitet, muß es nothwendig unter sich selber sinken, sich aufheben und vernichten.

„Je vollkommener das Empfindungsvermögen für eine gewisse Gattung des Schönen ist, um desto mehr ist es in Gefahr sich zu täuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen, und auf die Weise durch tausend mißlungene Versuche seinen Frieden mit sich selbst zu führen.

„Es blickt zum Beispiel beim Genuß des Schönen in irgend einem Werke der Kunst zugleich durch das Werden desselben in die bildende Kraft, die es schuf, hindurch, und ahnt dunkel den höhern Grad des Genusses eben dieses

*) Offenbar redet Moritz hier nicht von einem einzelnen Kunstwerke, sondern von der Idee des Schönen überhaupt, und was in demselben Absicht noch folgt, ist nur eine einzelne Folge, ein Beispiel — und zwar ein gänzlich unbestimmtes — zu dem vorhergehenden allgemeinen Satze. Noch mehr erhellt aus dem Nachfolgenden, daß Moritz diesen Maßstab nicht an jedes einzelne Kunstwerk, sondern nur an das Vermögen des Schaffenden gelegt wissen wollte.

**) d. h. die dem Künstler vorschwebende Idee.

Schönen im Gefühl der Kraft, die mächtig genug war, es aus sich selbst hervorzubringen.

„Um sich nun diesen höhern Grad des Genusses, welchen sie an einem Werke, das schon da ist, unmöglich haben kann, auch zu verschaffen, strebt die einmal zu lebhaft gerührte Empfindung vergebens etwas Aehnliches aus sich selbst hervorzubringen, haßt ihr eigenes Werk, verwirft es, und verleidet sich zugleich den Genuß alle des Schönen, das außer ihr schon da ist, und woran sie nun eben deswegen, weil es ohne ihr Zutun da ist, keine Freude findet.

„Ihr einziger Wunsch und Streben ist, des ihr versagten höhern Genusses, den sie nur dunkel ahut, theilhaftig zu werden: in einem schönen Werke, das ihr sein Dasein dankt, mit dem Bewußtsein von eigener Bildungskraft sich selbst zu spiegeln.

„Allein sie wird ihres Wunsches ewig nicht gewährt, weil Eigennuß ihn erzeugte, und das Schöne sich nur um sein selbst willen von der Hand des Künstlers greifen und willig und folgsam von ihm sich bilden läßt.

„Wo sich nun in den schaffenwollenden Bildungstrieb sogleich die Vorstellung vom Genuß des Schönen mischt, den es, wenn es vollendet ist, gewähren soll, und wo diese Vorstellung der erste und stärkste Antrieb unsrer Thätkraft wird, die sich zu dem, was sie beginnt, nicht in und durch sich selbst gedungen fühlt, da ist der Bildungstrieb gewiß nicht rein: der Dreunpunkt oder Vollendungspunkt des Schönen fällt in die Wirkung über das Werk hinaus, die Strahlen gehen auseinander, das Werk kann sich nicht in sich selber ränden.“ —

Die Stellung, welche der Kunst in diesen Sätzen angewiesen wird, ist die höchste, die überhaupt gedacht werden kann. Das bildende Genie ist um sein selbst willen da, d. h. es ist in dem großen Plane der Natur nicht untergeordneter Diener, sondern bahnbrechender Führer, und seine Thätigkeit ist nicht eine zufällige, sondern eine nothwendige. Außerdem aber ist noch ganz besonders hervorzuheben, daß nun auch das Genie den höchsten und intensivsten Bildungstrieb in sich schließt, der gleichsam von allen menschlichen Bestrebungen ohne irgend welche denkbare Ausnahme die Spitze bildet, und vermöge seines Wesens weiter führt, als irgend ein anderer Trieb führen kann.

Mit diesen Sätzen vergleiche man nun den leitenden Hauptgedanken des Schiller'schen Gedichtes: alles was überhaupt an Kultur und Bildung der Menschengeschlechter eigen ist, wurde ihm von der Hand der Kunst durch das Gefühl des Schönen errungen:

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen
Liebt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Leben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in Deinem Busen
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Und welches ist nun die Bestimmung des Künstlers? Gleich dem Zweck der Kunst kann sie nur die höchste sein:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben!

— ein Donnerwort für den Eigennütigen, den handwerksunächtigen, alles höheren Triebes baaren Stümper, den dies Wort auf ewig verdammt; aber ein Engelsflügel für den echten Künstler, und zugleich ein Trosteswort, vor dem, wie vor einem diamantenen Schilde, aller Widerstand des Gemeinen, jeder Angriff des Niedrigen zurücksinkt.

Unter den vielen edlen Namen, die auf dem Gebiete deutscher Literatur in dieser Tafel eingegraben stehen, ist der Name Schiller's einer der beehrten, der glänzendsten, und er leuchtet um so heller, weil ein Dornenkranz sich um ihn schlingt.

Für den Dichter, der mit solchen Bestrebungen und mit Anspannung aller seiner Kräfte arbeitete, dessen Werke bereits in allen deutschen Ländern neue, begeisterte Flammen einer bessern Denkungsart angezündet hatten, für diesen Dichter hatte seine Zeit, als er sich nach einer Brodstelle umschaute, die ihm seinen eigenen Herd begründen sollte, keinen andern Platz, als eine Professur, mit der kein Pfennig Gehalt verbunden war! Unter der furchtbaren Last sahen seine Zeitgenossen ihn seine unerseßliche Kraft verzehren, sie jubelten bei seinen Erfolgen, die er mit seinem Blute erkaufen mußte, aber kaum einem Einzelnen fiel es ein, den Ringenden zu unterstützen.

Im Herbst des Jahres 1788 wurde durch die Berufung Eichhorn's nach Göttingen in Jena eine geschichtliche Professur frei. Frau von Stein, mit welcher der Dichter in der letzten Zeit oft und gern verkehrt hatte, dachte an Schiller und sprach dies gegen den Herzog Karl August aus. Die Geschichte des Abfalls der Niederlande war eben erschienen, sie hatte sehr großen Beifall auch bei Kennern gefunden, und Karl August hielt den Vorschlag der Frau von Stein für so passend, daß er durch den Geheimrath Bogt sogleich bei Schiller anfragen ließ. Bogt redete dem überraschten Dichter aufs herzlichste zu, und Schiller zeigte sich bereit. Sofort befohl der Herzog, die Anstellung Schiller's bei den übrigen Höfen zu beantragen. Am 11. Dezember ging ein dahin zielendes Schriftstück von Weimar ab.

Nachdem die Sache einmal im Zuge war, wurde sie mit Nachdruck betrieben, und auch Göthe suchte zu fördern, wo er konnte, und sprach dem Jägersnden und Bedenklichen Muth ein.

Für Schiller aber war die ganze Anstellung, sobald sie einmal sicher in Aussicht stand, sehr wenig erquicklich; er habe sich übertölpeln lassen, schrieb er an die Schwestern, und er möchte gern zurücktreten, aber nun sei es zu spät. Den Verlust seiner Freiheit bedauerte er schmerzlich. „Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte“ — so rief er aus — „sind dahin, mein schöner künftiger Sommer ist auch fort, und dies alles soll mir ein heillosor Katheder ersetzen.“ Das Beste an der ganzen Sache, meinte er, sei die Nachbarschaft der Schwestern. „Ob es mich glücklich mache“ — so fährt er in seinem Briefe fort, — „wird sich erst in ein paar Jahren ausweisen. Doch habe ich keine üblen Hoffnungen. Werden Sie mir nun auch noch gut bleiben, wenn ich ein so pedantischer Mensch werde, und am Joch des gemeinen Besten ziehe? Ich lobe mir doch die goldne Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Ge-

sichte, als der Herr Professor. Indessen denke ich hier, wie Sancho Pansa über seine Statthaltertschaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus!"

Rörner war von der Professur sehr wenig erbaut, als er hörte, daß keine Besoldung damit verbunden sei. „Jena gewinnt mehr an Dir, als Du an Jena“, schrieb er ihm; doch meinte er, daß man später jedenfalls doch auch schon ehrenhalber dem Dichter ein entsprechendes Gehalt geben müsse. Von diesem Gesichtspunkte sah auch Schiller die Sache an, und deshalb beachtete er die ungünstige Aussicht der ersten Zeit nicht weiter. „In der That“ — schrieb er an Lottchen — „ist es von meiner Seite nichts anderes, als eine heroische Resignazion auf alle Freude in den nächsten drei Jahren, um für meinen Geist allenfals in der Folge eine lichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu sein, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Produkten meines Geistes abhängig sein. Dazu konnte mich aber nur dieser Schritt führen, und darum habe ich ihn gethan.“

Die Schwestern redeten dem Dichter Trost ein, sie versprachen, ihn in Jena besuchen zu wollen; er faßte wieder Hoffnung. „Ich hoffe“, antwortete er, „der Himmel hat es am Ende doch gut mit mir vor, und die schöne Seite, von der Sie die Sache mir zeigen, richtet mich wieder auf.“

Rörner griff die ganze Angelegenheit, als sie überhaupt einmal bestimmt in Aussicht genommen war, von der praktischen Seite an. Schiller theilte ihm seine Bedenken in den Worten mit: „Ich bin in dem schredlichsten Drang, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst nothwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Rathe mir. Hilf mir. Ich wollte mich prügeln lassen, wenn ich Dich auf vierundzwanzig Stunden hier haben könnte. Götze sagt mir zwar: docendo discitur, aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist. Dazu kommt nun, daß mich der Antritt der Professur in allerlei neue Unkosten setzen wird. Magister philosophiae muß ich auch werden, welches nicht ohne Geld abgeht, und dieses Jahr kann ich wegen der Zeit, die mir aufs Studiren geht, am wenigsten verdienen. Freilich wird es heller hinter dieser trüben Periode, denn nun scheint sich doch mein Schicksal endlich fixiren zu wollen. Ich beschwöre Dich, schaffe mir Rath und Trost, und mit dem baldigsten. Denke für mich und schreib mir auch einen Plan, wie Du glaubst, daß ich am kürzesten mit meiner Vorbereitung zum Ziele kommen werde. Ich habe nur die halbe Zeit vom Januar bis in die Mitte des April.“

Rörner rebete dem allzu ängstlichen Freunde Muth ein; er habe, sagte er, ein Werk geliefert, welches ihn ebensowohl als jeden andern berechtige, ohne Scheu aufs historische Katheder zu treten. Dann nannte er dem Dichter einige Werke, die zur Vorbereitung für das neue Fach besonders dienlich waren, er gab ihm auch den praktischen Rath, aus dem ganzen Gebiete der Weltgeschichte einen besondern Theil auszuwählen und diesem vorzugsweise Kraft und Zeit zu widmen; die Epoche der Reformation schien ihm besonders brauchbar.

Im allgemeinen aber war Rörner der Ansicht, die er auch festhielt: daß wenigstens die Professur einige Jahre später hätte kommen sollen. Große Freude

erregte die Nachricht bei Schiller's Eltern, die der Meinung waren, daß ihr Sohn nun den sichern Hafen erreicht hätte. Für ihren praktisch berechnenden Geist und für die Beurtheilung aus so weiter Ferne und so gänzlich verschiedenen Verhältnissen schien ihnen das eine freudige Errungenschaft, was in der That so manche schwere Last mit sich brachte, und Schiller hatte deren schon so viele zu tragen. Das neue Amt brachte ja überhaupt keinen Ertrag, die alte Arbeit *de pane lucrando* ging also immer noch in voller Ausdehnung nebenher, und die alten Schulden waren auch immer noch nicht abgetragen, nur der Gläubiger hatte gewechselt. Eine oft genannte Person in den Briefen Schiller's und Körner's ist Veit in Dresden, der als drängender Gläubiger im Hintergrunde steht; von Zeit zu Zeit zahlt Schiller kleine Summen ab, aber die Hauptschuld bleibt immer noch ein drohendes Gespenst, das ohne Körner's immer wieder erneute Hilfe gewiß öfter erschreckend hervorgetreten wäre.

Für seine Arbeiten, die er in Wieland's *Merkur* lieferte, erhielt Schiller drei Dukaten oder auch mehr für den Druckbogen, die Literaturzeitung in Jena bezahlte funfzehn Thaler, Götschen in Leipzig für die *Thalia* einen Karolin, der Abfall der Niederlande brachte in runder Summe vierhundert Thaler für jede Auflage. Von verschiedenen Bühnen, die seine Dramen aufführten, erhielt Schiller ein mäßiges Honorar, z. B. sandte Riga einmal hundert Thaler, die sofort in dem Rachen des Kerberos Veit verschwanden.

Um nun mit möglichst weniger Anstrengung seinen Unterhalt verdienen zu können, schloß Schiller durch Vertuch's Vermittlung einen Kontrakt mit dem Buchhändler Mauke in Jena ab. Schiller lieferte nach dem Vorbilde eines englischen Werkes eine Sammlung von Memoiren, welche für einen größern Leserkreis dargestellt und mit geschichtlichen Einleitungen versehen werden sollten. Mauke zahlte für den Bogen einen Karolin, und da es Schiller frei stand, sich Mitarbeiter zu wählen und mit ihnen nach seinem Belieben Kontrakte abzuschließen, so konnte das Unternehmen eine Ausdehnung gewinnen, welche dem Herausgeber bei mäßiger eigener Arbeit immerhin einen nicht ganz unbedeutenden Gewinn eintrug. Schiller lieferte zu der Sammlung mehrere geschichtliche Einleitungen, z. B. „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter,“ „Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges“ u. a. m. Von den Memoiren erschienen bis zum Jahre 1806 überhaupt drei und dreißig Bände; Schiller zog sich jedoch schon in den ersten Jahren ganz zurück; die Sammlung lief jedoch, trotz seines Protestes, unter seinem Namen weiter.

Auch den *Merkur* hielt Schiller sich offen, und die *Thalia* betrieb er mit erneutem Eifer. Daß er bei aller dieser Last sich nun auch noch die Professur aufsuchte, war ein gewaltiger Entschluß; aber er wollte seine ganze Kraft daran setzen, in eine sorgenfreie Lage zu kommen. „Es liegt mir alles daran,“ schrieb er an Körner, „binnen zwei Jahren zu einer Besoldung zu gelangen, die mich ganz in Ansehung meiner Subsistenz sichert und einen gründlichen Fonds zur Tilgung meiner Schulden gibt. Diese letztern verbittern mir das Leben, und bei dieser Seelenlage ist es ganz und gar um schriftstellerische Thätigkeit gethan. Ich schmachte nach Ruhe, nach Freiheit, und nur der jetzige Schritt konnte mich dazu führen.“

Vorläufig fährt er aber nur zu Unkosten, denn die geheimen Kanzleien von Gotha, von Coburg, von Meiningen und von Hildburghausen meldeten sich mit Expeditionsgebühren, der „Magisterquart“, wie Schiller sagte, kostete ebenfalls dreißig Thaler, die Einführung, die in Jena bevorstand, war gleichfalls nicht umsonst; für eine Summe von sauer verdienten sechzig Thalern erhielt Schiller nichts als einige Bogen Papier.

Während er sich nun mit eiserner Beharrlichkeit durchkämpfte, bildete die rege und herzliche Theilnahme des Dresdener Freundes und die Hoffnung, seine Lotte auf diesem Wege gewinnen zu können, Schiller's ermutigende Erholung. Mit gespannter Erwartung schaute er auch nach Göthe aus, aber der war und blieb der Unnahbare, unzufrieden mit fast allem, was ihn umgab, machte er in dunkler Kammer optische Versuche, oder träumte in Kristianens Armen sich nach Rom zurück; sogar die Freundschaft mit der einst so heiß geliebten Frau von Stein war erlaltet. „Dester um Göthe zu sein,“ klagte Schiller seinem Rörner, „würde mich unglücklich machen; er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergiehung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als durch große Attenzionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkulirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und wieder von Herzen lieben. Göthe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht (die Künstler) gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheile liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr gütig beurtheilt, nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht Unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich partiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen.“

In der That war Schiller's Meinung über den Nebenbuhler eine sehr hohe. „Mit Göthe messe ich mich nicht“, sagte er, „wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichrere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geklärteren und verfeinerten Kunstsin; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht soviel Freiheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein.“

Der Vergleich mit dem so glänzend beglückten Göthe rief auch wohl das bittere Gefühl seiner eigenen bedrückten Lage in dem Herzen Schiller's wach; gegen Körner schüttete er dann seine geheimsten Gedanken aus. „Ich muß lachen“, sagte er, „wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Göthe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen, und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Ich will mich gern von Dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Göthe ist mit einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!“ —

Freundschaften sind den Früchten gleich; sie müssen unter den gebotenen Umständen reifen, sie lassen sich nicht erzwingen, aber wenn ihre Zeit gekommen ist, dann kann auch nichts sie zurückdrängen — ebensowenig wie nichts sie lebensfrisch erhalten kann, wenn die Säfte stocken, die ihre Nahrung waren. Während Göthe immer noch von Schiller fern gehalten wurde, entfernte dieser wiederum sich von einer Freundin, der er lange nahe gestanden hatte, von Charlotte von Kalb. Zu ihr, der Verlassenen, fühlte sein Herz sich hingezogen, als er selbst verlassen war; aber als andere Gestalten ihm nahe traten, sich liebend an ihn schmiegt, da wandte er sich allmählig von der tragischen Gestalt ab, die nun nicht mehr in den blüthenreichen Kranz seiner Gedanken und seiner Gefühle paßte. Es war ein naturgemäßer Vorgang, der sich hier vollzog, aber für Charlotte war er bitter schmerzlich, er machte ihr lichtloses Dasein noch ärmer und dunkler.

An mehreren Stellen gaben wir schon Andeutungen, daß Schiller's Gefühle nicht mehr die alten waren. Sie mußten allmählig immer mehr erkalten, da Charlottens Verkehr fast nur der Kreis war, der bei der Herzogin Amalia sich zusammensand, und aus diesem Kreise war Schiller ja gänzlich und mit entschiedener Abneigung geschieden. Das Verhältniß Charlottens zu ihrem Gemahl wurde inmer unhaltbarer, und wiederholt stellte Schiller ihr die Nothwendigkeit einer Scheidung vor. Im Frühjahr 1788 lud er sie ein, nach Volkstädt zu kommen und sich ihm und dem Kreise seiner Freunde innig anzuschließen. Charlotte konnte den entscheidenden Entschluß nicht fassen. Sie schrieb ihm, sie fürchte den Kampf mit der Gesellschaft, er müsse persönlich nach Weimar kommen, um ihr den Entschluß zu geben, seinem Willen zu folgen. Aber Schiller kam nicht, er antwortete auch nicht. Was sollte er schreiben? Monate vergingen, Charlotte fragte zum zweitenmal an, ob er kommen werde; er antwortete und verwies auf mündliche Unterredung. An Körner schrieb er in jener Zeit: „Ich habe ihr diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich Dir einmal mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe, sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen.“

Im November lehrte Schiller nach Weimar zurück, er besuchte auch Frau von Kalb. Schon Wieland hatte in einem seiner Briefe angefragt, ob es wahr sei, daß Schiller durch eine schöne Rudolstädterin gefesselt würde, wie das Gerücht wissen wolle. Auch Frau von Kalb hatte davon gehört; Schiller brachte ihr

einen Brief von Charlotte von Lengefeld, worin diese um ihre Freundschaft bat. Nun glaubte Frau von Kalb, das Verhältniß sei bereits erklärt, sie gerieth in leidenschaftliche Aufregung, und von dieser hingerissen sagte sie Schiller, ihre beiderseitige Ansicht von der Zukunft sei nun verschieden geworden, und ein Briefwechsel müßte ihnen beiden lästig sein. Schiller fühlte sich tief gekränkt; seine Worte blieben noch besonnen genug, um auch der Fremdin die Ruhe wieder zu geben, und ein Verkehr wurde unterhalten. Aber wie es in Schiller's Herzen damals aussah, das sagt sehr ausdrucksvoll eine Briefstelle an Körner; es heißt daselbst (9. März 1789): „Charlotte besuche ich noch am meisten; sie ist diesen Winter gesunder und im Ganzen auch heiterer als im vorigen; wir stehen recht gut zusammen; aber ich habe, seitdem ich wieder hier bin, einige Prinzipien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und im Wandeln in mir aufkommen lassen, denen sich mein Verhältniß zu ihr, wie zu allen übrigen Menschen, blindlings unterwerfen muß. Alle romantische Luftschlöffer fallen ein, und nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen. Wie werther wird mir alle Tage Deine und meine Freundschaft, und wie wohlthätig ist sie mir schon gewesen! Ich würde keine dieser Art mehr knüpfen können, denn Du glaubst nicht, wieviel Misanthropie sich in meine Denkart gemischt hat. Leiden, Fehlschlüsse über Menschen, hintergangene Erwartungen haben mich in ihrem Umgange schlächtern und mißtrauisch gemacht. Ich habe den leichtsinnigen, frohen Glauben an sie verloren; darum braucht es sehr wenig, um meine Zuversicht zu eines Menschen Freundschaft für mich wankend zu machen, besonders, wenn ich Ursache habe zu glauben, daß sein eigenes Gedankensystem, seine Neigungen noch nicht fest sind.“ Die letzten Worte sind gleichsam eine Profzeiung für Schiller's und Charlotte von Kalb's Freundschaft, und wir werden bald sehen, wie genau sie eintraf.

Im März erhielt Schiller seine ordentliche Berufung als außerordentlicher Professor. In der Mitte desselben Monats ging er vorläufig nach Jena, um sich eine Wohnung zu miethen und sich in den neuen Verhältnissen einmal umzusehen. Auf den Rath' seiner Bekannten beschloß er, im ersten Semester nur ein publicum zu lesen. Er wählte dazu die Einleitung in die Universalhistorie, und damit sein Kollege, der Professor Heinrichs, ihm diesen Stoff nicht vorwegnahm, beehrte er sich, am schwarzen Brett eine vorläufige Anzeige mit den Worten zu erlassen: *Fridericus Schiller publice introductionem in historiam universalem hora nondum definita sed iusto tempore indicanda propoet.* Ehe er diese Reise antrat, schrieb er an Körner die sehr bezeichnenden Worte: „Ich habe auf dieser Welt keine wichtigere Angelegenheit, als die Beruhigung meines Geistes, aus der alle meine edleren Freuden fließen. Ich muß ganz Künstler sein können, oder ich will nicht mehr sein.“

Von Jena aus besuchte Schiller noch einmal flüchtig die Schwestern in Rudolstadt, dann lehrte er nach Weimar zurück, um seine Angelegenheiten für die Uebersiedlung zu ordnen. Dem Freunde in Dresden übersandte er einige Exemplare seines Magisterdiploms: „daß Du etwas zu lachen hast, wenn Du mich in diesem lateinischen Rode prangen siehst.“ In den letzten Tagen lernte er in Weimar noch Bürger kennen; sein Aeußeres, meinte Schiller, sei fast

gemein, aber ein gerader, ehrlicher Kerl scheine er zu sein, mit dem sich wohl leben ließe. Er verabredete mit ihm einen kleinen literarischen Wettstreit: beide wollten in verschiedenem Versmaß dasselbe Stück aus Virgil übersetzen. Doch konnte Schiller keine hohe Meinung von Bürger fassen; es schien ihm, als sei bei ihm das Feuer der Begeisterung zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen, und der Frühling seines Geistes sei vorüber. Eine andere, weniger erfreuliche Bekanntschaft war die des Kapellmeister Reichardt aus Berlin, der bei Göthe wohnte, um seine Klaudivine von Billabella zu komponiren; einen unerträglich aufdringlichen und impertinenten Burfschen nennt Schiller diesen Reichardt, der gegen Schiller sowohl wie gegen Göthe sich später so brutal gebehdete und in den Xenien dafür gezüchtigt wurde.

Montag den 11. Mai 1789 traf Schiller in Jena ein. Der erste Eindruck seiner fremdlichen Wohnung war ein sehr angenehmer. Er bewohnte drei ineinanderlaufende Zimmer, hoch und hell; zwei Sofas — damals ein großer Luxus — drei Kommoden und anderthalb Duzend Sessel mit rothem Plüsch ausge schlagen standen darin; auch einen hübschen Schreibtisch hatte der Dichter sich für zwei Karolin machen lassen. Seine Wirthinnen waren zwei alte Jungfern, sehr diensfertig und sehr redselig; für zwei Groschen besorgten sie ihm sein Mittagessen. Mit 450 Thaler hoffte Schiller den Aufwand eines Jahres zu bestreiten.

Den ersten Schritt in sein Amt erzählt Schiller selbst seinem Freunde Körner, wie folgt: „Vorgestern, den 26. (Mai), habe ich endlich das Abenteuer auf dem Ratheder rühmlich und tapfer bestanden, und gleich gestern wiederholt. Ich lese nur zweimal in der Woche und zwei Tage hintereinander, so daß ich fünf Tage ganz frei behalte.

„Das Reinhold'sche Auditorium bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe, und kann ungefähr achtzig sitzende Menschen, etwas über hundert in allem fassen. Ob es nun freilich wahrscheinlich genvg war, daß meine erste Vorlesung der Neugier wegen eine größere Menge Studenten herbeiloden würde, so kennst Du ja meine Bescheidenheit. Ich wollte diese größere Menge nicht gerade voraussetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium dekürirte. Diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden sind Abends von sechs bis sieben. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinhold's Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Ueberhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gefählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner andern, die auf irgend einem Ratheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen die mich hören, als der Ueberlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorfaal, Flur und Treppe vollgebrängt waren, und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Ich ließ den Studenten also den Vorschlag thun, bei Griefsbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte

hinaus, und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besät war. Weil sie liefen was sie konnten, um im Griegbach'schen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Alarm, und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Was ist denn, was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man sich zu: Der neue Professor wird lesen! Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spiegruthen lief.

„Griegbach's Auditorium ist das größte, und kann, wenn es vollgedrängt ist, zwischen drei- und vierhundert Menschen fassen. Voll war es diesmal, und so sehr, daß ein Vorfaal und noch der Flur bis an die Hausthür besetzt war, und im Auditorium selbst viele sich auf die Subsellien stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein, und konnte das Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich es, und sah mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich war's am Katheder, wo alle Fenster offen waren, und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Contenance, und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Thür konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik, und Bivat wurde dreimal gerufen. Den andern Tag war das Auditorium ebenso stark besetzt, und ich hatte mich schon so gut in mein neues Fach gefunden, daß ich mich setzte.“

Diese erste so glänzende Vorlesung handelte von dem Unterschiede des Brodgelehrten und des philosophischen Kopfes. Der reiche Erfolg hob Schiller's Stimmung in der erfreulichsten Weise. „Es war mir“ — sagte er — „kann irgendwo so wohl als hier, weil ich hier zu Hause bin. Meine Freunde tragen mich auf den Händen, mein Humor ist gut; auch bin ich geselliger, und mein ganzes Sein hat einen bessern Anstrich.“ Einige dreißig Visiten wurden mir durch Karten glücklich abgemacht; auch einem Valle wohnte Schiller bei. Die versammelten Schönen Jena's konnten ihn nicht rühren, er setzte sich an den Spieltisch und dachte dabei an seine Lotte. Man hatte, als Schiller nach Jena kam, auch sogleich eine passende Partie für ihn gefunden, von der er aber nichts wissen wollte. Mit Körner verabredete er für den Sommer eine Zusammenkunft in Leipzig, und lud ihn ein, dann auch nach Jena herüberzukommen. Körner kündigte ihm an, er wolle dann ernsthaft mit ihm über seine Verheirathung sprechen, er solle sich bis dahin frei halten. Schiller antwortete, seine ganze Freiheit sei noch beisammen. Von seinem Verhältniß zu den Schwestern, besonders zu Lotte, hatte er dem Freunde kaum einmal eine flüchtige Andeutung gemacht, und dasselbe nur als oberflächliche Bekanntschaft dargestellt. Er hatte seine Gründe zu diesem Verfahren; er wollte ein Verhältniß, welches ihn je-

tief berührte, auf welchem die ganze Hoffnung seiner Zukunft ruhte, sich ungestört entwickeln lassen; Körner hätte aber ganz gewiß sich mit seinem Rathe eingemischt, und das wollte Schiller vermeiden. Daß von einem Mißtrauen gegen den erprobten Freund gar keine Rede sein konnte, geht daraus hervor, daß Schiller nicht müde wurde, gegen die Schwestern Körner's Vortrefflichkeit zu rühmen; er sandte ihnen die Briefe des Freundes und freute sich, sie mit ihm bald bekannt machen zu können.

Und dazu sollte sich die Gelegenheit binnen kurzem darbieten. Karoline von Deulwig sah, nachdem Schiller eine feste und sehr ehrenvolle Anstellung erhalten, gegen die Verbindung ihrer Schwester mit ihm kein Bedenken mehr, und deshalb ließ sie einer Verständigung nun auch ihre hülfreiche Hand.

In Erfurt lebte der Kammerpräsident von Dacheröden, dessen Tochter Karoline eine Freundin der beiden Schwestern war. Des Kammerpräsidenten Familie war eng befreundet mit dem in Erfurt residirenden Koadjutor Fürsten von Dalberg *), dem wir später noch öfter begegnen werden, und der schon damals ein warmer Verehrer Schiller's war. Um die Hand der Karoline von Dacheröden bewarb sich damals Wilhelm von Humboldt, und Karoline von Deulwig war die Beschützerin sowohl dieses Paares als auch Schiller's und seiner Lotte. Es wurde nun eine Zusammenkunft in dem Badeorte Lauchstädt verabredet, dort sollte mancherlei sich fügen.

Zu dieser Zusammenkunft begaben die Schwestern sich in den ersten Tagen des Juli nach Jena, um Schiller wiederzusehen und ihn nach Lauchstädt einzuladen, und dann über Burgörner, das Dacheröden'sche Familiengut, nach dem verabredeten Orte zu gehen, wohin auch Karoline von Dacheröden sie begleitete.

In Jena hatten die Schwestern nur einen Tag verweilt; Schiller sah sie bei Frau Griebach in größerer Gesellschaft, und konnte ihnen nichts als das allergewöhnlichste sagen. Ein Sturm von Unruhe und Aufregung blieb in seiner Brust zurück, als die Schwestern geschieden waren; er dachte nur an Lauchstädt, er wünschte es möge eine der glücklichen Inseln der Fabel sein, die jedem, der nicht willkommen wäre, unzugänglich sein mußte. Jena aber war ihm nun ein freudenloser Verbannungsort; daß er mit niemand dert über seine Liebe sprechen konnte, war ihm so schwer zu tragen, daß er sich vorkam, als sei er an die fremde Küste eines Landes verschlagen, dessen Sprache er nicht verstände.

Seiner Ankunft in Lauchstädt sah man mit Sehnsucht entgegen. Am 3. August 1789 kam er daselbst an, und hier gab Karoline ihm bestimmte Versicherungen, daß Lotte ihn liebe. An demselben Tage reiste Schiller weiter nach Leipzig, und dorthin endlich schrieb ihm Lotte, daß sie ihn gehören wolle.

Schiller's Glück kannte keine Grenzen. Dem Freunde schüttete er nun sein ganzes Herz aus und führte die Schwestern dann nach Leipzig, wo sie allerdings nur flüchtig mit Körner's Familie zusammentrafen, sich von der vortreff-

*) Karl Theodor von Dalberg war der ältere Bruder des Mannheimer Dalberg, und des Johann Friedrich von Dalberg, mit dem Herber nach Italien reiste. Karl Theodor von Dalberg, seit 1772 Statthalter zu Erfurt, 1787 Koadjutor daselbst, wurde im Jahre 1800 der letzte Kurfürst von Mainz.

lichen Befinnung des Freundes aber überzeugten. Gemeinschaftlich reisten sie jetzt nach Jena und Weimar, von wo Körner mit seiner Familie wieder umkehrte; am 20. August langte er in Dresden an.

In Jena träumte der Dichter nun allein nur von seiner Liebe; die Briefe an seine Braut sind der Spiegel seiner Seligkeit. „Wie schön“ — schreibt er am 25. August — „bin ich heute erweckt worden! Das erste, worauf mein Auge fiel, waren Briefe von Dir. Mit dem Gedanken schlief ich ein, heute welche zu erhalten. An diesen periodischen Freunden werde ich künftig alle meine Zeit abzählen, bis uns endlich dieser dürftige Behelf nicht mehr nöthig ist. Aber wie ungenügsam sind doch unsere Wünsche! Wieviel hätte ich noch vor einem Monat um die bloße Hoffnung dessen gegeben, was jetzt schon in Erfüllung gegangen ist! um einen einzigen Blick in Deine Seele! Und jetzt, da ich alles darin lese, was mein Herz sich so lange wünschte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erschrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen soll. Wie kurz ist der Frühling des Lebens, die Blüthenzeit des Geistes! Und von diesem kurzen Frühling soll ich Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich das beste, was mein ist. Unerschöpflich ist die Liebe, und wenig sind der Tage des Leibes.“

„In einer neuen, schönern Welt schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß Du mein bist, theure liebe Lotte, seitdem Du Deine Seele mir entgegen trugst. Mit langen Zweifeln liebest Du mich ringen, und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft in Dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Karoline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegenkam. Ich habe Dir Unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe Deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von Dir entfernen sollte. O Du mußt sie mir noch erzählen, die Geschichte unserer werdenden Liebe. Aber aus Deinem Munde will ich sie hören.“

„Es war ein schneller und doch so sanfter Uebergang! Was wir einander gestanden, waren wir einander längst; aber jetzt erst genieße ich alle unsere vergangenen Stunden. Ich durchlebe sie noch einmal, und alles zeigt sich mir jetzt in einem schönern Lichte. Wie gut kommt mir der glückliche Wahnsinn jetzt zu Statten, der mich so oft aus der Gegenwart entrückte! Die Gegenwart ist leer und traurig um mich herum, und in ungeborenen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Resignazion, die Genügsamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen ist. Ungeduldig strebt die meinige alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist. Du siehst der Zukunft ruhig entgegen, das vernag ich nicht.“

So weit ihm diese Zukunft aber auch noch entfernt schien, so golden malte er diese Zeit sich aus; die Freuden der Erinnerung verschmolzen mit ihr in ein einziges süßes Bild zusammen; der Dichter schreibt: „Nie habe ich so frei und so kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können, als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wiederfinde. Meine Seele ist jetzt gar oft mit den Szenen der Zukunft beschäftigt. Unser Leben hat angefangen; ich schreibe vielleicht auch, wie jetzt, aber ich weiß Dich in meinem Zimmer; Karoline

ist bei uns, sie ist am Klavier beschäftigt, und Du arbeitest neben ihr, und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, sehe ich Euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Deinem schlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Dich habe, daß nichts, nichts Dich mir wieder entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtsein, daß ich Dich finde, und mit dem Bewußtsein, daß ich Dich morgen wiederfinde, schlummre ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen, und süße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von diesem himmlischen Paar verfliegt unser goldnes Leben!" —

Die Herbstferien schenkten die Sonne des Wiedersehens und eines mehrwöchentlichen Beisammenseins. Schiller kam nach Bollstädt und bezog seine frühere Wohnung. Mit den Schwestern war er nun viel zusammen, Frau von Lengefeld aber wußte noch nicht um das Geheimniß, denn bevor man es ihr vertraute, wollte Schiller erst eine festbegründete und entsprechende Existenz aufzuweisen haben. Da wurden denn die mannichfachsten Entwürfe geschmiedet. „Unsere Fantasie“ — so erzählt Karoline — „erging sich in tausend Plänen. Städte, Länder und Verhältnisse mit wohlgefinnten Menschen, die nur der Gestaltung bedurften, lagen immer bereit. Die Fantasie durfte, wie Aladdin's Zauberlampe, nur geschweert werden, und sie schüttete ihre reichsten Sätze vor uns aus.“

Leider aber verflüchtigten diese Wunderbilder sich gänzlich in der Jena'schen Atmosphäre. Als Schiller daselbst wieder angekommen war, klagte er seiner Lotte, ihr Bild in seinem Herzen habe mehr Leben und mehr Wirklichkeit, als alle die Dinge, die ihn so nahe umgaben. Die Sehnsucht der Liebe verbündete sich mit der Sehnsucht der Kunst, und beide vereint ließen die prosaischen Geschäfte der Professur in immer tiefern Schatten sinken. Mancher unangenehme Zufall kam hinzu. Schiller hatte gehofft, im Winter eine erträgliche Einnahme aus seiner Vorlesung über römische Geschichte zu erlangen, aber da er sein Kolleg zu spät ankündigte, so erhielt er kaum dreißig Zuhörer, von denen nur zehn ihn bezahlten. Der erste Student, der ihm das übliche Honorar brachte, war ein Bernburger, und scherzend erzählte Schiller seinem Körner, der Student sei dabei fast ebenso verlegen gewesen, als der Professor. Von den Kollegen hatte Schiller manchen Zug der kleinlichsten und erbärmlichsten Eifersucht zu tragen; ein Nominalprofessor der Geschichte, Heinrich, nahm es gewaltig übel auf, daß Schiller in seiner gedruckten Antrittsrede sich Professor der Geschichte nannte, da er doch als Professor der Philosophie berufen sei. Das lächerliche war dabei, daß Schiller allerdings als Professor der Philosophie angestellt war, daß Schiller allerdings als Professor der Philosophie angestellt war, daß man ihm aber ausdrücklich das historische Fach übertragen hatte. Schiller erzählte den Vorfall seinem Dresdener Freunde, und setzte ingrimmig hinzu: „Mit solchen Menschen habe ich zu thun!“

Körner stimmte in die Aeußerungen seines Unmuths aus voller Seele mit ein. „Dein Aufenthalt in Jena“ — so schied er dem Dichter — „wird mir immer fataler. Glaube mir, Dein Vortrag ist viel zu gut für diese Menschen. Sie wollen als Schüler behandelt sein; Lernen ist ihr Zweck, nicht Denken und Genießen. — Preussischer Historiograf und Mitglied der Akademie, das ist die Stelle, die ich Dir wünsche.“ — Mit bitterer Reue dachte Schiller nun an die

Freiheit, die er geopfert, und an die Kunst, die er für solche Errungenschaften hingegeben. „Länger als zwei Jahre“ — schrieb er — „kann dieses präcäre Leben unmöglich mehr dauern. Ich weiß, daß ich einige Freunde in der Welt habe, die für mich handeln, wenn es möglich ist. Nur muß ich sie noch durch irgend ein gründliches Produkt — Gott verzeihe mir diese Äußerung an der Kunst! — in ihren Verwendungen für mich unterstützen.“ Einer dieser Freunde war der Koadjutor, an den Schiller sich in einem Briefe gewendet hatte. Dalberg versprach seinen Schutz, und gegen Karoline von Dachsöden äußerte er, sobald er Kurfürst von Mainz sein werde, solle Schiller von ihm ein Jahrgelohd von viertausend Gulden beziehen, und dabei freie Verwendung seiner Zeit behalten.

Durch Aussichten dieser Art wurde die Stellung in Jena für Schiller immer kleinlicher, und Lotte hatte Gelegenheit genug, ihrem Verlobten Ruhe zuzusprechen. „Schon hier,“ sagt Karoline von Deulwitz, „zeigte sich die wohlthätige Kraft ihrer stillen ruhigen Seele auf Schiller's so oft wechselnde Verhältnisse von den äußern Verhältnissen, welches Schwanen jetzt noch durch leidenschaftliche Ungebuld gesteigert ward. Ein Hauch der Liebe und Freundschaft beschwichtigte überhaupt leicht alle widrigen Gefühle in ihm.“

Im Dezember und im Januar lebten die Schwestern in Weimar. Schiller besuchte sie fast jede Woche. Hier beschloß man nun, den Herzog von Weimar um ein kleines Gehalt zu bitten. Frau von Stein wurde in das Geheimniß gezogen; sie war anfänglich ganz und gar gegen die Heirath, von der sie sehr dringend abrieth; da aber diese sich unerschütterlich fest zeigte, so versprach sie ihr, von ihrer Treue gekührt, ihren ganzen Beistand.

Um diese Zeit dachte Karoline von Deulwitz erstlich an ihre Scheidung von dem Herrn von Deulwitz; sie wollte dann bei Schiller und Lotte bleiben. Später kam die Scheidung auch zu Stande, und Karoline vermählte sich dann wieder mit ihrem Vetter Wilhelm von Wolzogen. Auch Frau von Kalb betrieb damals ihre Scheidung; sie wünschte, Schiller, der mit allen ihren Verhältnissen mehr als irgend ein anderer vertraut war, möge ihr danach seinen Beistand leihen. Aber es war bei der unendlichen Ueberhäufung mit Geschäften, bei der übergroßen eigenen Aufregung für Schiller gänzlich unmöglich, dem Wunsche der Frau von Kalb zu genügen. Er hatte sich geschämt, ihr seine Verlobung mit Charlotte von Lengefeld mitzutheilen, das Gerücht machte sie damit bekannt. Sie fühlte sich tief verletzt, und da Schiller, der im Winter 1789 oft nach Weimar kam, sie nicht mehr besuchte, so forderte sie ihre Briefe zurück, welche sie später verbrannte, um sie nicht in andere Hände gelangen zu lassen. Einige Jahre später stellte sich ihr Verhältniß zu Schiller jedoch auf die freundschaftlichste her *).

*) Charlotte von Kalb wurde auch in ihrem spätern Leben unablässig von Unglück verfolgt, das ihre Jugend so elend machte. 1804 entschied sich der gänzliche Verlust ihres Vermögens; 1806 erschloß sich ihr Gemahl, bald nachher ihr ältester Sobd. 1820 wurde Charlotte gänzlich blind und lebte in den dürftigsten Verhältnissen. In Schloffe zu Berlin wurde ihr ein Asyl gewährt, dort starb sie 1843, fast 82 Jahre alt. Jean Paul hat sich gegen die unglückliche Frau in seinem Titan in einer Weise verständig; die auch nicht einmal eine Entschuldigung zuläßt. Vergl. Bolleste, II, 180—190.

Frau von Stein hatte gegen den Herzog ein Wort über Schiller's Gehalt fallen lassen, und da dasselbe nicht ungütig aufgenommen wurde, so schrieb Schiller nun in dieser Angelegenheit an den Herzog. Den Tag darauf ging Schiller nach Weimar; der Herzog erfuhr seine Anwesenheit, er ließ ihn rufen und sagte ihm, daß er gern etwas für ihn thun möchte, um ihm seine Achtung zu zeigen; seine Stimme senkte sich und sein Gesicht blieb nicht frei von Verlegenheit, als er darauf hinzusetzte, zweihundert Thaler sei alles, was er geben könne. Schiller erwiderte, mehr verlange er nicht. Da bezeigte sich der Herzog sehr erfreut, erkundigte sich nach der Heirath und zeigte sich seit der Zeit sehr artig gegen Lottchen.

Die Einwilligung der Frau von Lengefeld hatte Schiller bereits einige Wochen zuvor erlangt; auf einen innig bewegten Brief Schiller's antwortete die würdige Frau, daß sie ihm das Liebste geben wolle, was sie noch zu geben habe, ihr gutes Lottchen. Der Hochzeit stand nun nichts mehr im Wege. Ebenso viel, als Schiller's kleines Gehalt betrug, konnte die Schwiegermutter jährlich zuschießen, und eine gleiche Summe hoffte Schiller aus seinen Vorlesungen zu erhalten; auf mindestens vierhundert Thaler rechnete er von seiner Feder; so war die Summe gedeckt, die zu einem behaglichen Leben nothwendig erschien. Der Herzog von Meiningen gewährte einen Hofrathstitel, über den Schiller's Eltern hoch erfreut waren. Die Hochzeit wurde auf die erste Hälfte des Februar 1790 angesetzt.

Ehe Schiller in den ersehnten Hafen einlief, hatte er mit seinem treuesten Freunde noch einen kleinen Zwischenfall auszugleichen.

Fast vom ersten Tage der Freundschaft an hatte Körner in äußeren Dingen dem Freunde als Führer gedient, und Schiller hatte diese Leitung gern und willig hingenommen; in allen wichtigen Fällen hatte er den Rath des erprobten Freundes eingefordert. Ueber sein Verhältniß zu Charlotte von Lengefeld hatte Schiller gegen Körner aber stets nur einige Andeutungen gemacht, und plötzlich, ganz unerwartet, kündigte Schiller seine Verlobung an und führte dem Freunde seine Braut zu. Daß Körner überrascht war, läßt sich leicht erklären, und daß er besorgte, Schiller möchte sich übereilt haben, ist ganz natürlich. Dem Verlöbniß folgte nun nach sechs Monaten die Hochzeit, und noch kurz zuvor (12. Dez. 1789) hatte Schiller sich in den stärksten Ausdrücken dahin ausgesprochen, daß er von Jena um jeden Preis fortgehen wollte. Es war zu erwarten, daß Körner unter diesen Umständen den Freund ermahnte, er möge alle seine Verhältnisse, ehe er sich auf ewig bände, noch einmal genau prüfen, und bedenken, ob Lottchen für ihn und seine Lage auch wohl die rechte Frau sei. Im Hinblick auf Lottchens Lebensstellung und Erziehung und auf Schiller's ökonomische Lage, und mit Berücksichtigung der spärlichen Nachrichten, die Körner erhalten hatte, war diese Mahnung ganz am Orte. Schiller aber sagte sie anders auf, er meinte, Körner erkenne den wahren Werth seiner Braut nicht, oder er suche ihn in Dingen, welche der Dichter in seiner Wahl nicht berücksichtigt habe. „Es wird“ — antwortete Schiller — „gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die Dich belehren werden, und vielleicht gefehlt Du Dir dann selbst, ein schönes Herz und eine feingestimmte Seele darum nicht gefunden zu haben, weil Du

diese Eigenschaften bei Deinen Forderungen übersehst. Indessen, wozu diese Worte? Die Zeit wird es ja wohl lehren. Aber es ist mir zu vergeben, daß ich gerade Dich am wenigsten unter allen Menschen über ein Wesen im Irrthum lassen will, von dem ich einen so wichtigen Theil meiner Glückseligkeit erwarte.

Rörner vermehrte sich gegen diese Auffassung, und betonte nochmals, daß er zu einem entschiedenen Urtheile zu wenig Erfahrungen habe einsammeln können; ohne kalt zu scheinen, habe er aber auch nicht schweigen können. Kurz vor der Hochzeit schrieb er die schönen und offenen Worte: „Du hast gefunden, was Du gesucht hattest, hast manche Schwierigkeit überwunden, die Deinen Wünschen entgegenstand, und siehst eine heitere Zukunft vor Deinen Augen. Ich fremde mich Deiner jetzigen Freude, aber ich glaube auch Grund zu haben, von dieser Verbindung viel für Dein künftiges Leben zu hoffen. Du hast nach Deiner individuellen Bedürfnissen ohne ärmliche Rücksichten eine Gattin gewählt, und auf keinem andern Wege war es Dir möglich, den Schatz von häuslicher Glückseligkeit zu finden, dessen Du bedarfst. Du bist nicht fähig, als ein isolirtes Wesen bloß für selbstsüchtigen Genuß zu leben. Irgend eine lebhaftere Idee, durch die ein herauschendes Gefühl Deiner Ueberlegenheit in Dir entsteht, verdrängt zwar zuweilen eine Zeitlang alle persönliche Anhänglichkeit, aber das Bedürfnis, zu lieben und geliebt zu werden kehrt bald bei Dir zurück. Ich kenne die aussetzenden Pulse Deiner Freundschaft, aber ich begreife sie, und sie entfernen mich nicht von Dir. Sie sind in Deinem Charakter nothwendig und mit andern Dingen verbunden, die ich nicht anders wünschte. Mit Deiner Liebe wird es nicht anders sein; und Deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wär, um eine solche Aeußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts besseres an ihrer Vermählungstage wünschen können, als das Talent, Dich in solchen Momenten nicht zu verkennen.“

Die Bemerkung über die aussetzenden Pulse der Freundschaft war nicht ohne Wahrheit. Auch das Verhältniß Schiller's zu Huber erlitt zuweilen Stöße. Im Dezember 1788 schrieb Schiller einmal an Rörner: „Wegen Huber hast Du einen Feuerstrahl in mein Gewissen geworfen. Suche sein Herz zu bewegen, daß er mir mein langes Stillschweigen verzeihe. Wenn ich seiner Veröhnung gewiß bin und das Vergangene ganz in Vergessenheit senken darf, so will ich ihn freischweg schreiben.“ Das Beispiel Charlottens von Kalb haben wir eben betrachtet, und ob Schiller's Entschuldigung, daß häufig äußere Vorfälle ihn bestimmt hätten, so ganz maßgebend wäre, möchte zu bezweifeln sein. In diesem Falle aber nahm er Rörner's Offenheit großherzig auf. Er schrieb ihm: „I gibst mir und denen, welche Deinen Brief zu sehen bekommen werden, einen Aufschluß über mich, der mir um seiner Wahrheit und um Deiner Billigkeit willen sehr willkommen war,“ und er fügte hinzu: „Du wirst mit keinem Mensch ein genaueres Band flechten, als mit mir, und ich ebenso wenig. Also hat werden wir einander immer.“ Die Zukunft hat die Wahrheit dieses Ausspruchs vielfach bewiesen. Die Zukunft aber hat auch durch mehr als Eine Feuerprobe bewiesen, daß Schiller's Lottchen eine sehr passende Frau für ihn war.

Am Nachmittage des 22. Februars 1790 wurden Schiller und Lotte getraut; sie hatten sich, um alles Aufsehen gänzlich zu vermeiden, ein Dorfkirchlein

ausgewählt; in Wenigenjena, dicht bei Jena, ging die Feierlichkeit vor sich; ein kantischer Theologe, der Adjunkt Schmidt, vollzog die Trauung bei verschlossenen Thüren; nur Frau von Lengefeld und Karoline von Deulwitz waren Zeugen. Dann kehrten alle nach Jena zurück. Die Schwiegermutter blieb einige Tage bei den Neuvermählten, Karoline von Deulwitz lebte mehrere Monate in Jena, dann kehrte sie nach Rudolstadt zurück. Schiller wohnte mit seiner Frau in demselben Hause, welches er selbst gleich anfangs allein bezogen hatte, die beiden Hauswirthinnen besorgten den ganzen Haushalt und gaben auch die ganze Einrichtung her, so daß Lotte ihre Zeit dem geliebten Manne widmen konnte.

An dieser Stelle drängt sich uns eine Frage auf, die besonders auch deshalb nicht abzuweisen ist, weil sie Veranlassung zu den schiefsten Auffassungen gegeben hat, als man die entscheidenden Zeugnisse noch nicht kannte; es ist die Frage: Ob Schiller's Ehe eine glückliche war? Frühere Biografen haben sie verneint, und stützten ihre Behauptungen auf die Zeugnisse eines einzigen Menschen, die gerade so viel Gewicht hatten, als die Worte eines gewissenlosen Schwärzers überhaupt haben können. Zeugnisse solcher Menschen lassen in der Regel das Gegentheil vermuthen, so wie es hier mit Bestimmtheit der Fall war. Man wollte wissen, Charlotte sei kalt und selbstsüchtig gewesen, und sie habe ihrem Gatten ihres unbedeutenden Geistes wegen stets fern bleiben müssen. Was den letzten Punkt anbetrifft, so wird jeder, der von Lottens Briefen, die sie als Mädchen an Schiller schrieb, auch nur einige gelesen hat, über eine solche Behauptung lächeln; ein junges Mädchen, welches aus eigenem Interesse zu seiner Lectüre Werke wie die der griechischen Tragiker, des Plutarch, des Ovid, des Shaftesbury, des Diderot, des Johannes von Müller, Friedrich's des Großen wählt und nachher durch eine wohlgeordnete Darlegung ihrer Gedanken auch ihr Verständniß beweist, ein solches Mädchen genügt den höchsten Anforderungen, die überhaupt an ein Weib gestellt werden können.

Ebenso unhaltbar ist die andere Behauptung. Wäre Lotte kalt und selbstsüchtig gewesen, so hätte sie Schiller überhaupt gar nicht ihre Hand gegeben, denn es boten sich ihr äußerlich weit bessere Partien mit adligen Bewerbern dar. Eine Hausfrau, eine Wirthschafterin ist sie allerdings nicht gewesen, so schön und lohnend eine solche Thätigkeit auch sein kann; dazu aber war Lotte nicht erzogen, und das verlangte Schiller von ihr auch nicht; er hatte ganz etwas anderes von ihr erwartet. Was er in der Verbindung mit ihr zu finden hoffte, darüber geben seine Briefe unzweifelhaften Aufschluß. Einige kurze Stellen mögen hier Platz finden. Am 3. November 1789 schrieb Schiller an Lottchen: „Nur daß ich Deiner werther bin, daß ich dem Bilde näher trete, das Deine Liebe Dich von mir machen läßt, nur dieses ist es, was mich entzückt, wenn ich mir über etwas Großem begegne, wenn ich mir meine eigene Achtung abgewinne. Jedes erhöhte Selbstgefühl wird zu einem lebhaftern Glauben an Deine Liebe, und darum vergebe ich mir es auch selbst. Ach! was für himmlisch süße Stunden uns bevorstehen, wenn wir zusammen wohnen werden, theure Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beschäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der Schöpfung zubringen und Deine Liebe meinem Geiste Feuer und Leben borgen wird. Wie viele solcher Augenblicke erhöheterer

Empfindung habe ich gestern und heute in tochter Einsamkeit, ohne Gewinn für mein Herz und für das Deinige verzehren müssen! Wie viel hätte ich Dir in diesen Stunden geben können, und wie viel von Dir empfangen! Auch selbst von Dir getrennt, wurde meine höchste Begeisterung zur Liebe, und selbst meine Geistesarbeiten haben Dich so lieb, daß sie mich ohne den Gedanken an Dich nicht entzücken wollen.“

Noch deutlicher spricht folgende Stelle: „Ich kann gar nicht beschreiben, meine Liebe, wie mich die Aussicht freut, mich an Deiner Seite mit einer dichterischen Arbeit zu beschäftigen. Die höchste Fülle des künstlerischen Genusses mit dem gegenwärtigen Genuß des Herzens zu verbinden, war immer das höchste Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen, ist bei mir auch das unfehlbarste Mittel, jeden zu seiner höchsten Fülle zu bringen. An Deinem Herzen, meine Liebe, werde ich diesen Wunsch in Erfüllung sehen. Liebe allein, ohne dieses innere Thätigkeitsgefühl, würde mir ihren schönsten Genuß bald entziehen; wenn ich glücklich bleiben soll, so muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen, ich muß mich der Glückseligkeit würdig fühlen, die mir wird, und dieses kann nur geschehen, wenn ich mich in einem Kunstwerk beschaue. Es ist nicht Egoisterei, nicht einmal Stolz, es ist eine von der Liebe unzertrennliche Sehnsucht, sich selbst hoch zu schätzen.“

Diese Erwartungen wurden durch die Ehe erfüllt; Schiller selber bezeugt es. Am 1. März 1790 schrieb er an Körner: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und heil gingen mir diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet, wie zuvor, und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst.“ Einige Jahre später schrieb er: „Mir macht es, auch wenn ich Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß Lotte um mich ist, und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand unmöglich wäre.“

Also neben dem verständnißinnigen Geistesleben der Gatten fand sich auch die herzlichste und tiefste Liebe; in den vielen bitteren Proben, die sie bei Schiller's körperlichen Leiden zu bestehen hatte, bewährte sie sich stets aufs herrlichste; so schon ein Jahr nach der Hochzeit in jener schrecklichen Krankheit, die den Dichter an den Rand des Grabes brachte. Nach seiner Genesung schrieb ihm Körner: „Wohl Dir, daß Du eine so brave Gattin gefunden hast! Ohne ihre Sorgfalt hättest Du schwerlich gerettet werden können.“

Ein sehr gewichtiges Zeugniß ist ferner dasjenige, welches Caroline von Wolzogen in ihrer Biografie ablegt; sie sagt daselbst II, 66: „Die schönste Gabe des Himmels, vollkommene, dauernde Einstimmung der Herzen beglückte die Ehe. Unter den Leiden, die jedes Erdenleben umdrängen, waren häuslicher Friede in zarter Liebe und ungetrübtem Vertrauen, Harmonie des Geschmacks,

und gleiche Stimmung für gefellige Freuden ein immer lauterer Quell des Segens und Trostes.“

Noch ein Sonnett möge hier Platz finden, welches Charlotte niederschrieb, als ihr großer Gatte schon seit vier Jahren sein Auge auf immer geschlossen hatte. Wer sein Herz nicht absichtlich verhärten will, den wird die tiefe Wehmuth, die in diesen Worten zittert, mit der festen Ueberzeugung erfüllen, daß Schiller und seine Charlotte Eins waren in ihrer Ehe, wie es nur das schönste Verhältniß zeigen kann. Das Sonnett wurde in demselben Monate geschrieben, in dem Carolinens Gatte, Wilhelm von Wolzogen, starb; er war nach Schiller's Tode für Charlotte ein treuer und thätiger Freund gewesen; auf ihn und den geschiedenen Dichter bezieht sich die Ueberschrift des Sonnetts; der 22. Februar war bekanntlich Charlottens Hochzeittag. Die Verse lauten wie folgt.

Die wechselnden Gefährten.

Den 22. Februar 1809,
zum Gedächtniß des 22. Februar 1790.

Als das Geschick bereinst zu süßem Lohne
Mir zu Begleitern Lieb' und Treu' gegeben,
Da blüht ich mir zum Himmel anzuschweben,
Das Leben reichte seine Blüthenkrone.

Nun fast nur Sehnsucht jene hellen Sterne
Im Himmelstraum; die Zeit gebiert nur Schmerzen
Und Glaub' und Wahrheit fliehen in die Ferne —
Nichts stillt die Wehmuth der zerrissnen Herzen.

Die Sorge naht im grauem Nebelschleier
Und will für die Geliebten, die mir blieben,
Kein freundlich Bild der Zukunft mehr entfüllen.

Nicht eilen wir zu Tagen froher Fester.
Das Schicksal will des Herzens Kräfte üben;
Und nicht auf Erden wird der Schmerz sich stillen.

Solche Gefühle lassen sich nicht machen; dem vorurtheilsfreien Beobachter werden diese Zeugnisse beweisend sein; im Laufe unserer Darstellung werden noch viele andere sich ihnen zugesellen. Es ist die vollste Wahrheit, wenn Charlotte von Schiller wenige Monate nach dem Tode des Dichters schrieb: „Ich war ihm so nöthig zu seiner Existenz, wie er mir.“

Kehren wir zu den Tagen zurück, in denen dieses schöne und innige Verhältniß sich gestaltete.

Schiller hat in seinem Leben viel Liebe erfahren; nicht von vielen, aber von einigen bis zur hingebendsten Aufopferung; die Namen Streicher, Henriette von Wolzogen, Körner, brauchen nur genannt zu werden. Es war sein edles und gutes Herz, vor allem aber sein großes und heiliges, nie ermüdetes Streben, was diejenigen an den Dichter fesselte, die ihn zu verstehen vermochten. An ihm selber wurde stets sein eigenes Wort wahr, daß es zu allen Zeiten edle Herzen gibt, die für das Hohe, Himmlische erglühen.

Auch unter den Studenten in Jena war mancher wackre, vortreffliche Kopf, manches hochsinnige Gemüth, welches mit Begeisterung dem großen Führer folgte. Die gute Meinung und die besondere Vorliebe, welche Herder für die Liefländer hatte, schien auch gegen Schiller gerechtfertigt zu werden. Ihm besonders ergeben war ein kunstsinniger liefländischer Theologe, Namens Graß, und der strebsame und zartfühlende Behagl von Adlerskron, der unter dem Namen Le Bon in Jena studirte. Mit väterlicher Sorgfalt wachte Schiller über den weichen, schwärmerischen von Hardenberg (Novalis). Mit einigen Fusarenoffizieren, Freunden Körner's, wurde ein herzlicher Umgang unterhalten. Am nächsten standen dem Dichter der junge Fritz von Stein, der Sohn von Göthe's Freundin, und Bartholomäus Fischenich aus Bonn, der in Schiller's Hause wohnte. Mit ihm blieb Lotte lange Jahre in freundschaftlichem Briefwechsel.

Der Kreis dieser Bekannten nahm an dem Mittagstische Theil, den Schiller's Hauswirthinnen besorgten, doch erst vom Winter 1792 an; eine geistig belebte Unterhaltung bei Tisch liebte Schiller ebenso sehr wie Kant. An diesem Mittagstische ließ Schiller auch einen Studenten von Fichart und dessen Hofmeister, Namens Göritz, theilnehmen; letzterer vergalt diese Freundlichkeit in der Folge dadurch, daß er die abgeschmacktesten Klatschereien über Schiller's eheliches und häusliches Leben verbreitete. Wen es interessirt, diese völlig unglauwbürdigen Abersheiten einer platten Seele kennen zu lernen, der findet eine Auslese derselben bei Hofmeister, II. Bd. 14. R. Leider sind diese Erdichtungen des Göritz ebenso allgemein verbreitet gewesen, als die fabrikmäßigen, absichtlich gemachten Fälschungen Demmler's über Schiller's Jugendzeit; doch hat letzterer sich wenigstens keine Verläumdungen gegen den Dichter zu Schulden kommen lassen, wie jener Göritz.

Karoline von Wolzogen bezeugt, daß Schiller seit der Zeit, wo ein sicheres und ruhiges Hausleben ihn beglückte, mit den Verhältnissen, die sonst so ein Unzufriedenheit in ihm erregt hatten, ausgesöhnt war. Lotte fand bei den Familien Griesbach und Paulus einen angenehmen Verkehr. Frau Paulus hatte eine schöne Stimme; Schiller liebte ihren Gesang. Um ihm den Genuß der Musik öfter zu verschaffen, nahm Lotte noch weiteren Unterricht im Klavierspiel: wenn Lotte im Nebenzimmer spielte und sang, besonders von Gluck, fühlte Schiller sich zu dichterischen Produktionen angenehm angeregt.

Wie tief befriedigt Schiller sich an der Seite seiner Lotte fühlte, bezeugt die großartige Arbeitskraft, die er im ersten Jahre seiner Ehe entwickelte. In der Regel war Schiller zwölf, auch wohl vierzehn Stunden täglich durch seine Kollegia und seine literarischen Arbeiten beschäftigt. Um die Gegenwart des geliebten Mannes nicht zu lange zu entbehren, verweilte Lotte, während Schiller seine Vorlesungen hielt, im Nebenzimmer und bereitete dort eine Erfrischung für ihn; dabei hörte sie, was er sprach; zuerst hatte sie sich vor den Studenten gefürchtet, zuletzt aber sagte sie sich ein Herz. Die Kollegia machten dem Dichter nicht mehr die Mühe, wie sonst. Zuerst arbeitete er sie schriftlich aus, aber schon im zweiten Semester sprach er aus dem Stegreif, sein Vortrag war voll Feuer und fesselnd, denn Schiller sprach eben so schön als er schrieb. Im Sommersemester 1791

laß er privatim Universalgeschichte, öffentlich die Aesthetik der Tragödie. Im Winter von 1790 auf 1791 laß er europäische Staatengeschichte, Universalgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, und die Geschichte der Kreuzzüge; die beiden ersten Kollegia privatim, täglich je eine Stunde, das dritte öffentlich, eine Stunde jeden Freitag, sämmtliche Stunden des Nachmittags.

Auf literarischem Gebiete entstanden viele kleinere Arbeiten, Rezensionen für die Jenaische Literaturzeitung; außerdem die Arbeiten für die bereits erwähnten Memoires. Dann war die Thalia zu redigiren und einzelne Stücke für dieselbe druckfertig zu machen, die dem geschichtlichen Vortrage entnommen waren. Das war schon ein sehr ansehnliches Tagewerk, aber die Hauptarbeit ist noch nicht genannt; es war die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Schiller schrieb dieselbe für Göschens „historischen Kalender für Damen,“ in dessen Jahrgängen von 1791—1793 sie nach und nach erschien. Denselben großartigen historischen Blick wie in der Geschichte des Abfalls der Niederlande zeigte Schiller auch hier, aber noch höher stand er in der Meisterschaft, Portraits, Situationen, Schlachtenbilder zu schaffen. Der trodenen, unkünstlerischen, unerquicklichen Geschichtschreibung in der alten Kronikenmanier und in dem pedantischen Gerichtsstil gegenüber war Schiller's geistvolles Werk wiederum eine Leuchte auf den Weg des Fortschrittes. Die junftmäßigen Gelehrten blickten bei seinem Erscheinen mittheilend lächelnd auf das herrliche Werk, und sie thun es heute noch; aber das deutsche Volk kaufte in kurzer Zeit 7000 Exemplare desselben, und liest es noch heute gern. Der Herzog von Weimar sandte dem Verfasser ein verbindliches Schreiben; noch im Laufe der neunziger Jahre erschien eine französische und eine englische Uebersetzung. „Daß Schiller nicht der erste Historiker Deutschlands geworden ist,“ sagt Hofmeister sehr richtig, „dazu fehlte ihm nur ein längeres Leben.“

Im Winter von 1790 entstand die bekannte Rezension der Bürger'schen Gedichte. Daß sie gerecht ist, darüber ist man einverstanden, und wenn man bedenkt, daß die Kunst viel zu hoch und heilig ist, um ihr gegenüber aus irgend welchen Rücksichten etwas vergeben zu können, so kann man diese Rezension auch nicht hart nennen. Für den unglücklichen Bürger aber wurde sie vernichtend, und für Schiller die Quelle vielen Aergers.

Während der Zeit, in welcher er die Geschichte des dreißigjährigen Krieges schrieb, faßte er als dramatischen Stoff den Wallenstein ins Auge. Er würde ihn wohl schon damals ausgeführt haben, wenn die glückliche Zeit der Kraft und des Wohlsseins nicht leider so bald zu Ende gewesen wäre.

In den letzten Wochen des Dezember unternahm er mit Lotte eine Reise nach Erfurt. Dalberg nahm den Dichter mit großer Freundlichkeit auf, er lud ihn zu einem Konzerte im Stadthause und danach zum Abendessen ein. Während desselben wurde Schiller, wahrscheinlich in Folge einer Erkältung, plötzlich von einem heftigen Fieber befallen, das ihn mehrere Tage lang schwer plagte und zu ernstern Besorgnissen Anlaß gab. Doch freundliche Pflege und die rege Theilnahme der Erfurter Freunde ließen den Anfall vorübergehen. Schiller reiste nach Weimar, besuchte den Hof, auch die Herzogin Anna Amalia, und verlebte einige genussreiche Tage mit dem Mannheimer Schauspieler Beck, der in Weimar mit großem Beifall Gastrollen gab.

Am 11. Januar 1791 kam Schiller wieder in Jena an. Am folgenden Tage begann er seine Kollegien zu lesen, doch an demselben Tage kehrte das Fieber wieder und nahm mit großer Heftigkeit zu. Die Lunge war entzündet, der Kranke spie Blut, auch auf den Unterleib warf sich die Krankheit, und der Magen wollte keine Nahrung und keine Arznei behalten; die kleine Bewegung, wenn man ihn vom Bette nach dem Sofa trug, zog dem furchtbar Geschwächten Ohnmachten zu. Nach dem siebenten Tage wurden seine Umstände so bedenklich, daß ihm selber ganz der Muth entfiel, oft verlor sein Bewußtsein sich in starken Fantasien. Am neunten und am siebzehnten Tage erfolgten Krisen. Erst acht Tag: nach dem Aufhören des Fiebers vermochte der Kranke einige Stunden außer dem Bette zuzubringen, und es stand lange an, ehe er mühsam am Stode einige Schritte thun konnte.

Mit Lottens treuer Pflege wetteiferte die Liebe seiner Zuhörer, die sich darum stritten, bei dem Kranken zu wachen; niemand war umsichtiger und zarter in der Wartung als Adlerskron. Der große Antheil, der sich in Jena und in Weimar zeigte, rührte den Kranken tief und beschleunigte seine Genesung. In den ersten zehn Tagen war Lotte allein gewesen; „sie litt mehr als ich,“ sagte Schiller zu seinem Körner. Dann kam Karoline, und zuletzt auch die Schwiegermutter. „Diesem innigen Leben mit meiner Familie“ — so schrieb der Dichter an den Freund in Dresden — „dieser liebevollen Sorge um mich, den Bemühungen meiner andern Freunde, mich zu zerstreuen, danke ich größtentheils meine frühere Genesung.“ Der Herzog schickte ihm sechs Flaschen Madeira und dispensirte ihn vom Lesen. Schiller hat seine akademische Lehrthätigkeit überhaupt nie wieder angetreten. Als Rekonvaleszent las er mit unendlicher Befriedigung Kant's Kritik der Urtheilskraft, und wenn er, wie er sagte, sich ein rechtes Fest machen wollte, so sann er dem Plane zu seinem Trauerspiele nach.

Im März ging er anscheinend geheilt nach Rudolstadt. Doch er selbst fühlte, daß seine Brust ihm um nichts leichter geworden war, und wenn er gegen seine Umgebung auch schwieg, so sprach er seine Befürchtungen gegen Körner aus; ihm war es, als müsse er diese Beschwerden behalten. Husten und Beklemmungen, bei tiefem Athemholen Seitenstiche lehrten öfter wieder. Er ritt spazieren, trank Selterwasser und Kräutersäfte, und wartete mit Fassung der Dinge, die da kommen sollten. Karoline bezeugt, wie heiter sein Gemüth und wie wunderbar die Kraft seines Geistes selbst in den schwersten Augenblicken war.

Ende April und Anfang Mai lehrten die Anfälle mit furchtbarer Heftigkeit wieder. Der Athem wurde so schwer, daß über der Anstrengung, Luft zu bekommen, der Kranke ein Gefäß in der Lunge zu zersprengen fürchtete. In dem starken Fieberfrost schwand der Puls, die Hände wurden in heißem Wasser kalt, und nur die stärksten Reibungen brachten wieder Leben in die Glieder. Starke Dosen von Opium, Kamfer und Moschus brachten einige Erleichterung, auch einen Aderlaß am Fuße machte die drohende Gefahr der Erstickung nöthig. Einen der Anfälle glaubte Schiller nicht zu überleben; jeden Augenblick meinte er der Athemnoth erliegen zu müssen; schon hatte ihn die Stimme ganz verlassen, mit zitternder Hand schrieb er noch einige Worte an seine Lieben um ihn, und es seinen Körner. Selbst in diesen Augenblicken blieb sein Geist heiter; alles Leiden

das er fühlte, verursachte der Anblick seiner Lotte, die seinen Tod nicht überstanden haben würde. In der Nacht wurde Schiller's Hausarzt, der geschickte Starke, aus Jena geholt; als er kam, war das Schlimmste überwunden, der Kranke lag in einem wohlthätigen Schlafe.

Während der schlimmen Tage war Kant's Kritik der Urtheilskraft, aus der Karoline vorlas, seine Erquickung, besonders die Stellen, in denen von der Unsterblichkeit gesprochen wurde. Karoline erzählt: „Den Lichtstrahl aus der Seele des ruhigen Weisen, und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft nicht enden könne, nahm er ruhig auf. „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben,“ sagte er, „und wirken, so lange wir's vermögen.“

Starke versicherte, die Lunge habe nicht gelitten; Schiller hätte ihm gern geglaubt, doch der spannende Schmerz auf der rechten Seite der Brust, der von der ersten Krankheit geblieben, wollte auch jetzt nicht weichen. Wie wenig aber sein männlicher Muth durch die drohende Aussicht gebeugt werden konnte, das zeigen die Worte, die er an den Freund schrieb, als er ihm sagte: „Dieser schreckliche Anfall hat mir innerlich sehr gut gethan. Ich habe dabei mehr als einmal dem Tod ins Gesicht gesehen, und mein Muth ist dadurch gestärkt worden.“

Sobald der Zustand sich besserte, machte Schiller neue Pläne zu Arbeiten; in schlaflosen Nächten las er viel, besonders Reisebeschreibungen; die Länder am Nordpol waren ihm vorzugsweis merkwürdig. Doch die Pläne waren leichter gemacht, als ausgeführt. Die größte Schonung war nöthig, jede ernste Arbeit gänzlich untersagt. Wenn Schiller aber nicht durch seine Arbeit erwerben konnte, so war der Mangel eine unausbleibliche Folge, und Sorgen der niedrigsten Art würden des Dichters Krankheit verschlimmert und sein Leben vielleicht jetzt schon zertrümmert haben, wenn nicht Freunde für ihn eingetreten wären, Freunde, die seine eigenen Werke, sein eigenes edles Streben ihm zugeführt hatten.

Herrlich erprobte sich in dieser Noth wiederum das echte Gold in Körner's treuem Herzen. Durch keine Rücksichten in der Welt, schrieb er, solle Schiller sich abhalten lassen, sich so sehr zu schonen, als es zu seiner Wiederherstellung nöthig sei. Den ganzen Sommer solle er sich zerstreuen; er lud ihn zu sich nach Dresden ein; wenn ein Vad nöthig wäre, so solle er um nichts Sorge tragen, Körner wolle für alles Rath schaffen. Wiederholt bat er ihn, sich durch aus keiner Arbeit hinzugeben, es werde sich alles schon finden.

Schiller hatte nicht nöthig, von Körner's Anerbieten Gebrauch zu machen, auch wollte er das nicht gern, da er bei dem Freunde noch in älterer Schuld stand. Götschen erklärte, daß Schiller bei ihm auf tausend Thaler Honorar jährlich rechnen könne, denn seine Schriften verlaufen sich besser selbst als Göthe's und Wieland's Werke.

Sein Arzt verordnete dem Dichter eine Kur in Karlsbad. Er war so schwach, daß seine Freunde in Jena fürchteten, er würde die Reise nicht überstehen. Ende Juli 1791 ging er nach Karlsbad; seine Frau und seine Schwägerin begleiteten ihn. Interessant war für ihn hier die Anwesenheit östreichischer hoher

Offiziere; der Umgang mit ihnen förderte die Gestaltung seines Wallenstein. Auch in Eger hielt er sich auf, um das Rathhaus und in demselben ein Bild Wallenstein's zu sehen; er versäumte auch nicht das Haus zu besuchen, in dem der Herzog ermordet wurde.

Die Kur hatte guten Erfolg, die Ruhe und Zurückgezogenheit that dem Kranken sehr wohl. Er kehrte im August nach Jena zurück, und nach einem Besuche in Rudolstadt nach Erfurt, wo er den September verlebte. Diese Reisen verursachten große Ausgaben, und dazu hatte Schiller in diesem Jahre noch einen armen Studenten unterstützt, hatte alte Schulden bezahlt und war für jemand mit einhundertzwanzig Thaler als Bürge eingetreten. Seine Mittel waren nun erschöpft, und auf Dalberg's Anrathen schrieb er an den Herzog und bat denselben um eine Besoldung, die hinreichend wäre, im äußersten Nothfalle ihn außer Verlegenheit zu setzen. „Kann er sie nicht bewilligen,“ schrieb er an Körner, „so muß ich sie andermwärts suchen, wie viel Mühe es auch kosten mag. Was er kann wird er ohne Zweifel thun, denn ich weiß, daß der ganze Hei gut für mich gestunt ist. Wo aber nicht, so werde ich in Mainz, Wien, Berlin oder Göttingen mein Glück auffuchen.“

Karl August sandte wenigstens sofort eine Summe, welche mit den übrigen Hülfquellen Schiller's die Bedürfnisse eines Jahres deckte.

In Erfurt begann Schiller wieder zu arbeiten. Ohne sich sehr anzustrengen, konnte er täglich vier, fünf Stunden diktiren. Das Verlangen nach seiner häuslichen Bequemlichkeit und nach dem anregenden Umgang talentvoller junger Leute bewog ihn, in den letzten Tagen des September nach Jena zurückzukehren. Seine Gesundheit war nun erträglich; er begann, eine im Frühjahr begonnene Uebersetzung der Aeneide in Stanzas fortzuführen. Im Laufe des Oktobers erholte er sich so weit, daß er 135 Stanzas laut und mit Ausdruck vorlesen konnte. Eine Uebersetzung des Agamemnon von Aeschylos wurde angefangen, und an ein episches Gedicht, Gustav Adolf, gedacht. Diese Beschäftigung wirkte sehr glücklich auf des Dichters Gesundheit, und eine wirksame Aufheiterung waren die Abendbesuche guter Freunde, die er oft bei sich sah. Eine Equipage wünschte er lebhaft zu haben, doch mußte er diesem Verlangen leider entsagen.

Durch seine lange Krankheit war sein Zusammenleben mit Lotte ein so vertrautes geworden und sie hatten sich so an einander gewöhnt, daß sie nicht lange ohne einander sein konnten. „Wären wir beide nur gesund“ — sagte er — „wir brauchten nichts weiter, um zu leben wie die Götter.“

Doch auch die Gesundheit sollte wesentlich gestärkt werden. Was mehr als alles andere seine gesunkenen Kräfte hob, das war eine große Freude, die in diesen Tagen ihm zu Theil wurde.

Der warmen Verehrer des Dichters gab es bereits viele; unter ihnen fand sich auch der Däne Jens Baggesen. Auf der Rückkunft von einer Schweizerreise hatte er in Jena mit Schiller eine flüchtige und mit Reinhold eine dauernde Bekanntschaft geschlossen. Als er nach Kopenhagen zurückkehrte, fand er in dem Grafen Schimmelmann und dessen Gemahlin gleichfalls große Bewunderer

Schiller's, und durch die Lektüre des Don Karlos gewonnen, schloß sich ihnen auch der Herzog Kristian Friedrich von Augustenburg an.

Die Genannten verabredeten mit einigen Genossen im Juni 1791 einen Ausflug nach Hellebø, einem schön gelegenen Strandorte im Norden der dänischen Hauptstadt; man wollte zu Ehren Schiller's dort ein fröhliches ländliches Fest feiern, und am Strande des wogenden, unendlichen Meeres das Lied an die Freude singen. Eben war Baggesen bereit, mit seiner Gattin den Wagen zu besteigen, der ihn nach dem Gute des Grafen Schimmelmann, wo man sich treffen wollte, hinausführen sollte, als ein Brief der Gräfin ihm die niederschmetternde Nachricht brachte, die Feier müsse unterbleiben, denn Schiller sei todt. In der That hatte sich um jene Zeit dieses falsche Gerücht durch Deutschland verbreitet.

Für Baggesen ist es unmöglich, den furchtbaren Schmerz allein zu tragen. Er eilt mit seiner Gattin zu dem Grafen. Draußen tobt ein wildes Wetter, aber die kleine Gesellschaft beschließt, dennoch hinauszufahren und aus dem Freudenfest eine Todtenfeier zu machen. Die Fahrt wird unternommen, der Himmel klärt sich auf; heller Sonnenschein strahlt vom Himmel, als man in Hellebø ankommt, und drüben am schwedischen Ufer erhebt sich der Kullen, ein gewaltiger Felsen, in erhabener Majestät. Baggesen beginnt das Lied an die Freude zu lesen. Plötzlich ertönen Hörner und Flöten; von der Gewalt des Augenblicks hingerissen, fallen die Anwesenden in die gewaltige Weise ein. Nach dem Schluß des Liedes tritt Baggesen vor und spricht bewegt die Verse, die er hinzugegedichtet hatte:

Unser todtter Freund soll leben,
Alle Freude stimmt ein,
Und sein Geist soll uns umschweben,
Hier in Hellas' Himmelhain.

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein:
Seinem Geiste treu zu sein
Bis zum Wiedersehn dort oben!

Aller Augen schwimmen in Thränen. Nun erscheinen vier Knaben und vier Mädchen, weiß gekleidet, mit Blumenkränzen, und führen einen Reigen auf.

Drei Tage blieb die Gesellschaft beisammen, man las gemeinschaftlich die Werke Schiller's, vor allen „die Künstler,“ man fühlte Trost in dem Bewußtsein, daß wohl der Dichter, nicht aber diese Werke sterben könnten.

Als Schiller aus Karlsbad zurückkam, zeigte Reinhold ihm einen Brief von Baggesen, in dem das wunderbare Fest genau beschrieben war. Schiller war tief gerührt. An dem Abend war eine kleine Gesellschaft in des Dichters Hause. Seine Frau faßte Reinhold's Arm und zog ihn bei Seite: „Wenn Sie Baggesen schreiben, so sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm —“ ein Strom von Thränen erstikte ihre Stimme. „Ich kann Baggesen nichts Mührenderes schreiben,“ erwiderte Reinhold, „als was ich jetzt sehe und höre.“

Baggesen erfuhr den Vorgang durch Reinhold, und dieser setzte hinzu, Schiller könne sich vielleicht ganz erholen, wenn er sich eine Zeitlang aller Arbeit enthalten könne, das erlaube ihm aber seine Lage nicht. Denn wenn einer von ihnen beiden — sie bezogen beide ein Gehalt von zweihundert Thaler — erkrankte, so wüßten sie nicht, ob sie diese Summe in die Küche oder in die Apotheke schicken sollten. Diesen Brief las Baggesen dem Herzog von Augustenburg vor, und sogleich beschloß der vortreffliche Fürst gemeinsam mit dem Grafen Schimmelmann, den kranken Dichter wenigstens gegen jede äußere Sorge sicher zu stellen. Baggesen beförderte als Einschluß an einen Brief an Reinhold ein gemeinschaftliches Schreiben des Herzogs und des Grafen an Schiller, in welchem diese sagten:

„Zwei Freunde, durch Weltbürgerinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genies, der verschiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Werken stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, welcher das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben.

„Dieses lebhafteste Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidigt uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entfernt jede Verleumdung der Absicht dieses Schreibens; wir sagten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatessen Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.

„Ihre durch allzu häufige Anstrengung und Arbeit geschwächte Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wieder hergestellt, und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein Geschenk von tausend Thaler an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen, wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen des Weltalls umfassen. Sie haben nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen.“ Dann wurde gebeten, Schiller möge seine Pension in Dänemark verzehren, woselbst er auch auf seinen Wunsch eine Anstellung im Staatsdienste erhalten würde; doch wurde die Erfüllung dieser Bitte nicht zur Bedingung gemacht. Das Schreiben schließt mit den

Worten: „der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche muß jede Betrachtung nachstehen.“

Schiller war viel zu selbstlos, um ein so hochherziges Anerbieten nicht anzunehmen, das ihm selber eine so unendliche Freude war, weil die Gabe dieser wahrhaften Edeltheute ihm die Thore der Freiheit öffnete. Dem treuen Freunde in Dresden mußte er diese Nachricht zuerst mittheilen; an demselben Tage, an dem er den Brief erhalten, schrieb er: „Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mittheilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich schon so lange ich lebe aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes.“ Er macht ihn mit der Freudenbotschaft bekannt und fährt dann fort: „Wie mir jetzt zu Muth ist, kannst Du denken. Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen und unabhängig von Nahrungsvorgen ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen und zu sammeln, und für die Ewigkeit zu arbeiten.“

Bei einem unerwarteten Zuwachs beträchtlicher materieller Güter denkt der Mensch gewöhnlich zuerst daran, wie er den Gewinn genießen soll. Aber der edle Mensch genießt anders als eine selbstsüchtige, verthierte Natur. Schiller wollte seine Freiheit für seinen eigentlichen Beruf nutzen, und Körner wurde von dem begeisterten Streben des Freundes hingerissen; auch er dachte wieder an seine alten Hoffnungen, mit dem großen Freunde gemeinschaftlich zu arbeiten, denn er selbst fühlte Kraft und Beruf in sich, in einer besseren Sphäre zu arbeiten. Seine Altenarbeit befriedigte ihn nicht; er fand, daß das Wenige, was man dabel leisten könne, die Zeit und Anstrengung nicht werth sei, die man einem höhern Zwecke entziehe. „Eigenthum,“ sagte er, „ist ein gemeines Bedürfniß der Menschheit, für das tausend andere eben so gut und besser arbeiten können, als ich. Aber für die dringenderen, höheren und verkannten Bedürfnisse zu arbeiten, ist Pflicht und Bestimmung für jeden, der sie erkennt und Fähigkeiten in sich fühlt, zu ihrer Befriedigung etwas beizutragen. So wirst Du als Künstler wirken, ich vielleicht als Philosoph.“

Und wenn es auch nicht dazu kam, diesen Plan auszuführen, so förderte Körner doch unablässig die Sache des Ideals, denn so weit irgend in seinen Kräften stand, schützte er den Dichter gegen jede Sorge. Als Schiller an seine alten Schulden denken konnte, schrieb er an Körner, er möge sich erkundigen, wie hoch im Laufe der letzten Jahre seine Schuld bei Weit in Dresden (wir sprachen schon davon) nebst Zinsen und Gebühren für Prolongationen angewachsen sei, da er vorhabe, diesen Posten zu tilgen. Körner schrieb zurück: „Weit's Wechsel sind schon lange in meinen Händen. Du schicktest mir vor ein paar Jahren etwas auf Abschlag und gabst mir Auftrag, das Uebrige zu prolongiren. Weit machte zu große Forderungen, und nach Deinen Briefen sah ich die Unmöglichkeit, daß Du ihm damals mehr bezahlen oder anderwärts das Geld aufnehmen konntest; also legte ich es einstweilen für Dich aus. Leider habe ich über dies alles nichts aufgeschrieben; hast du es auch nicht notirt, so blieb nichts übrig, als Weit selbst zu fragen. Uebrigens fragt sich's bloß, ob Du nicht

dringendere Posten abzustossen hast, als diesen Rest. Ich denke, wir verstehen uns über diesen Punkt.“ —

Schiller griff seine Arbeiten indes allmählig wieder an; mit besonderm Eifer fuhr er in dem Studium der Kant'schen Philosophie fort. In den ersten Wochen des Jahres 1792 hatte er abermals einen heftigen Anfall seiner Krankheit zu überstehen; doch erholte er sich, da Pflege und Ruhe nun ganz nach Erforderniß genossen werden konnte, ziemlich bald wieder, und besonders die Freude, die quälenden Geldsorgen los zu sein, war ihm die allerheilsamste Arznei. „Alle meine Schulposten, diejenigen ausgenommen, die ich gegen Dich habe, denke ich dieses Jahr völlig abtragen zu können,“ schrieb er an Körner und setzte hinzu: „Wie glücklich hat sich diese mir so schwere Bürde doch gelöst, und nichts fehlt mir jetzt, als Gesundheit, um der glücklichste Mensch zu sein.“ Im März schaffte er sich ein Reitpferd an, und im April konnte er die lange beschlossene Reise nach Dresden ausführen; Lotte, Fischenich und ein junger Däne Namens Hornemann begleiteten ihn. Vier Wochen wohnte er in Körners Hause, und wenn Schillers Kränklichkeit und der nothwendig zu beendigende dreißigjährige Krieg auch oft störend wurden, so genossen die Freunde doch manche schöne Stunde zusammen.

Das Jahr 1792 war das Jahr des Wiedersehens. Im September wurde dem Dichter die große Freude zu Theil, seine innig geliebte Mutter, und seinen Liebling, seine Schwester Nanette, bei sich zu sehen. Zehn lange Jahre hatte der Mutter Auge sich nicht an dem geliebten Sohne weiden können, und diese zehn Jahre waren für sie voll Leid und körperlicher Schmerzen gewesen. Eitränkelte seit der Flucht des Sohnes unaufhörlich; mehrmals lag sie an schmerzhaften Krämpfen lebensgefährlich darnieder. Die Arzeneien, die der Sohn nach den ausführlichen Krankheitsberichten des Vaters verordnete, blieben wirkungslos. Die Anstellung des Sohnes war ihr eine große Freude, und seit dem Jahre 1790 besserte sich ihre Gesundheit. Im Sommer desselben Jahres schwebte sie noch einmal in großer Gefahr, aber vom August ab trat nun eine entschiedene und ungestörte Besserung ein.

Als sie vollständig genesen war, erfaßte sie eine unwiderstehliche Sehnsucht, den theuren Sohn wiederzusehen. Im September 1792 machte sie sich mit der funfzehnjährigen Nanette auf den Weg; die Beschwerden der langen Reise, der ungünstigen Witterung und der schlechten Wege wurden rüstig überwunden, und noch zwei Tage früher, als sie sich angekündigt, lag sie in den Armen des Sohnes. Ihm war es eine große Freude, daß sie so gesund und rüstig war; die Sorge sie zu verlieren, ehe die Erreichung des Zieles sein gewagtes Verfahren gerechtfertigt, hatte oft schwer auf dem Herzen des Dichters gelastet. Nun war jeder Vorwurf von ihm genommen.

Die Mutter, welche der Dichter auch nach Rudolstadt führte, fühlte sich in der Kreise ihrer Kinder sehr bald heimisch. Namentlich that es ihrem Herzen wohl wahrzunehmen, welchen wohlthätigen Einfluß die echte und schöne Weiblichkeit ihrer Schwiegertochter auf den Sohn übte. Sie erkannte es als ein besonders Geschenk des Himmels, daß ihr Sohn, der schon seiner Kränklichkeit wegen nicht gerade ein bequemer Ehemann war, eine so zart sinnige und an Ge-

und Herz so reich begabte Lebensgefährtin erhalten hatte. Die Ueberzeugung, des Sohnes häusliches Glück gesichert zu wissen, half wesentlich, ihr den Abschied zu erleichtern.

Nanette hätte der Dichter schon früher gern bei sich in Jena gehabt. Sie zeigte schöne Geistesgaben und das beste Herz, und erwarb sich, wo sie sich zeigte, allgemeine Liebe. Ihre größte Freude war, Stellen aus den Gedichten des großen Bruders zu deklamiren. Ihre schwäbische Unbefangenheit machte den neuen Anverwandten großes Vergnügen und übte den wohlthueudsten Einfluß auf die Stimmung des Bruders aus, in dessen Herzen mit ihrer Erscheinung die Bilder und die Klänge der Heimath wieder lebendig wurden.

Die Liebe zu dem engern Vaterlande regte sich nun auch bei Schiller immer lebhafter; Thüringen, meinte er, sei nicht das Land, in dem man Schwaben vergessen könne; für das Jahr 1793 wurde die Reise in die Heimath fest beschlossen.

Im Winter von 1792 auf 1793 verfolgte Schiller mit großer Aufmerksamkeit die Vorgänge der französischen Revolution. Während Klopstock und andere diesem Weltereignisse anfangs enthusiastisch zujubelten, betrachtete Schiller dasselbe von seinem ersten Beginn an mit dem ernstern, nüchtern prüfenden Auge des Historikers. Die Größe der Ideen und einzelner Leiter der Bewegung verkannte er am allerwenigsten, aber zu allen Zeiten wies er darauf hin, man solle erst das Ende abwarten. Als nun an die Stelle der maßvollen Freiheitsbestrebungen die schreckliche Volkswuth trat, da bemächtigte sich Bestürzung der früheren Enthusiasten, Schiller aber bewahrte seinen ruhigen Blick. Er dachte sogar daran, nach Paris zu reisen und öffentlich zu sprechen, er fragte bei Körner an, ob er nicht jemand wisse, der geläufig ins Französische überseze, da er die Absicht habe, für den König zu schreiben. Die Franzosen hatten ihm am 6. August 1792 das Bürgerrecht verliehen, freilich mit einer echt französischen Verunstaltung seines Namens: Monsieur Gille nannten sie ihn. Ehe aber Schiller seine Schrift für den französischen König herausgeben konnte, fiel Ludwig's Haupt am 21. Januar 1793. Diese schandvolle That machte tiefen Eindruck auf ihn. „Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen“, sagte er, „so ekeln mich diese Schinderknechte an.“ Aber den Ereignissen folgte sein Blick mit großem Interesse, und mit sicherem Auge sagte er den Ausgang dieses Sturmes in den Worten voraus, welche er zu seinem Jugendfreunde Hoven im Herbst 1793 sprach: „Die französische Republik wird eben so schnell aufhören, als sie entstanden ist. Die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen und früher oder später wird ein geistvoller kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Theile von Europa machen wird.“

Als Schiller so profezeite, weilte er in der Heimath. Vieles trieb ihn zu der Reise dorthin. Von der milden schwäbischen Luft hoffte er Heilung für seine Brust. Auch für Lottens in der letzten Zeit sehr angegriffene Gesundheit glaubte er bei geschickten Aerzten Hilfe finden zu können, besonders rechnete er auf seinen Jugendfreund Wilhelm von Hoven in Ludwigsburg. Doch noch bevor

er die Reise antrat, stellte es sich heraus, daß Lottens Zustand eher zur Freude als zur Besorgniß berechtigte, denn über seine Reise schrieb er an Körner: „Die schönen Aussichten, die ich vor mir habe, erhellen mir das Herz. Ich werde zugleich die Freuden des Sohnes und des Vaters genießen, und es wird mir zwischen diesen beiden Empfindungen der Natur innig wohl sein.“

Im Hochsommer 1793 wurde die Reise angetreten. Sie ging zuerst nach Heilbronn, wo Schiller schon zuvor seine Wohnung bestellt hatte. Am 8. August langte die Familie dort an. Ohne bei dem „Schwabenkönig“ anzufragen, eilte der Dichter sofort zur Solitüde, in die Arme seines siebenzigjährigen Vaters. Welch ein Wiedersehen! Als hilfloser Flüchtling, ohne Abschied hatte der Jüngling heimlich den Vater verlassen, nun lehrte er als ruhmgekrönter Mann zurück, dem selbst fremde Nationen ihre Huldigung brachten. Der Vater, die Mutter, die Schwestern, alle waren in bester Gesundheit; besonders rüstig war der Vater. „Er ist in ewiger Thätigkeit, und diese ist es, was ihn gesund und jugendlich erhält,“ sagte der Sohn.

In Heilbronn richtete Schiller sich häuslich ein; seine zweite Schwester Luise führte ihm den Haushalt. Von Heilbronn aus schrieb er auch an Karl Eugen im Sinn des dankbaren, ehemaligen Zögling, den widrige Verhältnisse von seinem Vaterlande entfernt hätten. Er erhielt zwar keine Antwort, aber durch seine Freunde die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert, Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignoriert werden. Dem alten Major erlaubte der Herzog bereitwillig, seinen Sohn mehrmals in Heilbronn zu besuchen.

In der genannten Stadt lebte ein Arzt, Doktor Gmelin, der magnetische Kuren verrichtete. Schiller hatte auf seine Hülfe gerechnet, aber er nahm dieselbe nicht in Anspruch, obwohl er mit Gmelin gern verkehrte. In Heilbronn fand er überhaupt nicht die Behaglichkeit, die er gehofft hatte; Interesse für Wissenschaft und Kunst fand sich äußerst wenig. Schiller siedelte deshalb nach vier Wochen in die Stadt Ludwigsburg über, wo er unter seinen Freunden, und, nur drei Stunden von Stuttgart entfernt, auch seiner Familie näher war.

Raum sechs Tage war er in Ludwigsburg, als seine Lotte ihm am 14. September 1793 seinen ersten Sohn schenkte *). Lange Stunden machten besonders der Dichter schwere Sorgen, aber mit Hülfe von Hoven und Karoline von Beulwitz nahm alles einen glücklichen Ausgang.

Auch die übrigen Jugendgenossen, die in der Nähe waren, kamen den Dichter zu sehen, und der alte Ton der ungebändigten Jugendlust lebte noch in mancher Stunden wieder auf, wenn Schiller auch sehr oft fühlen mußte, daß die Fremden doch sehr weit hinter ihm zurückgeblieben waren. Wilhelm von Hoven erzählt von dem Dichter: „Ich fand einen ganz andern Mann an ihm. Sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen.

*) Karl Friedrich Ludwig von Schiller; dessen Sohn, Friedrich Ludwig Ernst von Schiller, ist österreichischer Rittmeister. Er ist der einzige Enkel, der Schiller's Namen trägt.

in die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blaßes, kränkliches Ansehen vollendete das Interessante seines Anblicks bei mir und allen, die ihn früher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört, aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! Wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! Wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! Wie anständig war echt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität! Wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden.“ Seinen Freund Konz und seinen alten lieben Lehrer Abel sah Schiller in Tübingen; für Jahn, der wieder in Ludwigsburg dozirte, übernahm er einmal eine Lekzion.

Am 24. Oktober 1793 starb der Herzog Karl Eugen. Hoven erzählt, daß die Nachricht von dem Tode desselben den Dichter mit einer Trauer erfüllte, wie, als hätte er den Tod eines Freundes vernommen. Den Wunsch des alten Majors, Schiller möge an den neuen Regenten Ludwig Eugen, den Bruder des vorigen, ein Beglückwünschungsschreiben richten, fühlte der Dichter sich nicht bewogen zu erfüllen.

Sehr schmerzlich empfand er es, daß seine Gesundheit sich immer noch nicht kräftigen wollte. Die alten Zufälle kehrten regelmäßig wieder, und wie Hoven erzählt, der bei einem derselben zugegen war, erschienen selbst dem Arzte dieurchtbarsten Brustkrämpfe und die Gefahr der Erstickung gräßlich. Bekümmert schrieb Schiller an Körner im Oktober: „Ich habe noch wenig arbeiten können, da es gibt viele Tage, wo ich Feder und Schreibtiisch haße. So ein hartnäckiges Uebel, so sparsam zugewogene freie Intervalle drücken mich oft schwer. Nie war ich reich an Entwürfen zu schriftstellerischen Arbeiten, und nie konnte ich, wegen des elendesten aller Hindernisse, wegen körperlichen Drucks, weniger ausharren.“ In der Zeit, welche ihm blieb, schrieb Schiller damals die Briefe über ästhetische Erziehung, die er dem Herzog von Augustenburg widmete. Um die Zukunft der Seinigen, so viel er konnte, sicher zu stellen, dachte er in jenen Tagen daran, sich um die Stelle als Erzieher des jungen weimarischen Erbprinzen zu bewerben, doch auch hier trat seine Krankheit ihm wieder störend in den Weg.

Schiller hatte fest gehofft, die Luft der Heimath und die Ruhe würde ihminderung bringen, und als sein Uebel nun gar keine Veränderung erfuhr, da kamen auch für diesen Helden Stunden, in denen sein Muth tief sank. Und so manches kam hinzu, seine Standhaftigkeit zu erschüttern. Sein Söhnchen wurde ihm krank, seine eigene Zukunft schien ihm bei seiner wankenden Gesundheit ganz verfinstert; die Hoffnungen, die er auf Dalberg gesetzt, schienen, nachdem die Franzosen Mainz eingenommen, in eine unabsehbare Ferne gerückt. Fast alle Anregung von außen fehlte in Ludwigsburg gänzlich, kein erfreulicher, intimer Verkehr wollte sich gestalten, denn Ebenbürtige fand Schiller nicht, er selbst aber war durch sein Nervenleiden reizbarer, und für alle Schiefheiten, Härten und Geschmacklosigkeiten empfindlicher geworden. „Gebe der Himmel,“ sagte er, „daß meine Geduld nicht reiße, und ein Leben, das so oft von einem wahren Tode unterbrochen wird, noch einigen Werth behalte.“ Sein Trost in diesen

dunklen Tagen war, daß seit dem Wochenbette die Gesundheit seiner Lotte kräftiger als je war, und daß sein Kleiner, der sich ganz wieder erholt hatte, prächtig gedieh.

Vor dem Januar, der ihm mehrmals sehr gefährlich geworden, hegte Schiller diesmal die ernstlichste Sorge; doch der verhängnißvolle Monat ging glücklich vorüber, und mit dem Februar stärkte sich des Dichters Gesundheit wieder. Er faßte neuen Muth. Im März zog er aus dem einsamen Ludwigsburg nach Stuttgart hinüber. Hier sollte er ganz ausleben. Ein außergewöhnlich zeitiger Frühling stellte sich ein; schon in der letzten Woche des März begannen die Bäume zu blühen, und aus seinem Gartenhause genoß Schiller den ganzen Einfluß der wiederauflebenden Natur. In Stuttgart fand er manchen hellen Kopf, und es that ihm nach der langen Entfagung sehr wohl, sich wieder unter denkenden Menschen zu befinden.

Eine besondere Freude war es ihm zu sehen, wieviel Kenntnisse, artistisches und wissenschaftliches Interesse die Akademie unter der Einwohnerschaft verbreitet hatte. Die meisten subalternen und mittleren Stellen waren durch akademische Zöglinge besetzt; die Künste blühten in einem für das damalige südliche Deutschland ungewöhnlichen Grade. Unter den Künstlern war vor allem Dannecker zu nennen, der Jugendgenosse Schiller's; ein vierjähriger Aufenthalt in Rom hatte sein großes Genie zur glücklichsten Entwicklung gebracht. Mit ihm verkehrte der Dichter besonders gern; in seinem Atelier, sagte er, habe er viel gelernt. Dannecker verehrte den großen Jugendfreund mit Enthusiasmus: er modellirte damals Schiller's kleinere Büste. Karoline von Neulwitz erzählt, daß Dannecker nach Vollendung derselben zu ihr ins Nebenzimmer getreten und mit Thränen in den Augen gesagt habe, es sei doch nicht das erreicht, was er gewollt habe.

Angenehme Stunden bot auch der Verkehr mit den Bildhauern Hetsch und Scheffauer, so wie mit dem uns von der Akademie her bekannten Komponisten Zumsteg, auch mit dem kunstsinigen und als Landschaftsmaler bekannten Karimann Rapp. Unter den Gelehrten fand sich in dem katholischen Kaplan des vorigen Herzogs ein eifriger Anhänger Kant's, zu Schiller's besonderer Freude. Eine Lesegesellschaft, mit reichen Mitteln versehen, leistete viel; das Theater fand Schiller passabel, Orchester und Ballet vortrefflich. Alles dies brachte sein geistiges Leben wieder in Fluß und wirkte günstig auf seinen körperlichen Zustand. Die anstrengenden Arbeiten vermied er; seine liebste Beschäftigung war, den Mar zum Wallenstein weiter auszuarbeiten.

In den trüben Ludwigsburger Tagen war der Verkehr mit Schiller's elterlichem Hause öfter unterbrochen worden, die äußeren Hindernisse waren vielfach störend. Von Stuttgart aus war auch das bequemer. Der alte Major erwarb den Dichter hoch durch das Geschenk seines Bildes. Schiller's Mutter verschwendete alle rührenden Zärtlichkeiten der Großmutter an den kleinen Enkel den Goldsohn. Wo wir auch immer unsern großen Dichter in seiner Familie erblicken, da zeigen sich uns die reinsten und schönsten Verhältnisse.

Lebhaft bedauerte Schiller, daß der Nachfolger Karl Eugen's die Akademie zu Anfang des Jahres 1794 aufhob. Mit seiner Lotte durchwanderte da

Dichter noch einmal die Räume, in denen er so manches bewegte Jahr zugebracht.

Unter den neuen Bekanntschaften, die Schiller während seines Aufenthaltes in Schwaben machte, sind noch zwei zu nennen. In Ludwigsburg lernte er den Dichter Matthiffon kennen, für dessen sanfte, wohl lautende, von keinem Mißklang getrübt Poesien er in der bekannten Rezension später eine so große Vorliebe bewies. In jenen Tagen entstand auch die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Kotta, die zu einem dauernden freundschaftlichen und geschäftlichen Verhältnisse führte, wie wir später noch kennen lernen werden.

Bis in den Mai verweilte Schiller in Stuttgart. Bis dahin war ihm der Aufenthalt daselbst angenehm gewesen; nun aber sehnte er sich herzlich, wieder in seine ruhige und gleichförmige Lebensart einzutreten, und er konnte nun mit erleichtertem Herzen die Heimath verlassen. Ueber Nürnberg reiste er zurück, und nach neuntägiger Reise kam er am 15. Mai 1794 wohlbehalten mit seiner Familie wieder in Jena an.

Die Reise nach der Heimath und der innige Verkehr mit seiner Familie war für Schiller's Herz ein großer Gewinn. So mancher trübe Schatten aus der vergangenen Zeit war nun gewichen, die Erinnerung war wieder licht geworden, und aus dieser Befriedigung des Herzens schöpfte der Geist neuen Trieb, neue Zuversicht, und der Körper aus beiden frische Kraft.

Nun sollten auch noch äußere Umstände hinzutreten, welche den großen Geist des Dichters und des Denkers zu neuen herrlichen Blüthen, zu köstlichen Früchten trieben. Im Sommer 1794 trat Schiller in ein enges Verhältniß mit drei Männern, welche den nachhaltigsten und günstigsten Einfluß auf seine Entwicklung zur vollendeten Reife äußerten. Diese Männer waren Wilhelm von Humboldt, Fichte und Götthe.

Den ersteren lernte Schiller im Dezember 1789 in Weimar kennen, und Humboldt wurde mehr von dem Dichter, als Schiller von ihm angezogen. Durch seine Vermählung mit Caroline von Dacheröden näherte Humboldt sich dem Schiller'schen Kreise, und gewann allmählig auch mehr die Neigung des Dichters. Als Humboldt kurz vor Schiller's schwäbischer Reise in Jena verweilte, lud letzterer ihn ein, ganz nach Jena zu ziehen, und Humboldt folgte dem Rufe. Nach einem Besuche bei Körner im September 1793 und nach einem Aufenthalte auf seinem Gute Burgbrunn kam er im Februar 1794 mit seiner Gattin und seinem Knaben nach Jena, um daselbst dauernd seinen Wohnsitz zu nehmen.

Als Schiller im Mai zurückkehrte, freute er sich sehr, Humboldt zu treffen, besonders auch, da derselbe mit begeistertster Vorliebe von Körner sprach, „und mir geht immer das Herz auf“, schrieb Schiller an Körner, „wenn er von Dir spricht.“ In demselben Briefe fährt er fort: „Humboldt ist mir eine unendlich angenehme und zugleich nützliche Bekanntschaft, denn im Gespräch mit ihm entwickeln sich alle meine Ideen glücklicher und schneller. Es ist eine Totalität in seinem Wesen, die man äußerst selten sieht, und die ich außer ihm nur in Dir gefunden habe. Er hat zwar vor Dir sehr viel an einer gewissen Leichtigkeit voraus, die man sich in seinen Verhältnissen leichter erwerben kann, als in den unfrigen; aber was er auf der Oberfläche gegen Dich gewinnt, das gewinnst Du

reichlich gegen ihn in Tiefe.“ Humboldt, der vier Jahre jünger war, als Schiller, stand diesem damals besonders rezeptiv gegenüber, und nöthigte durch die fortgesetzte Herausforderung der tiefsten Ideen den Dichter selber zum Denken und zum Schaffen, das gefördert wurde durch Humboldt's feines und tiefes Verständnis und seine selbstlose Anerkennung fremder Größe.

Zu diesem Wesen Humboldt's bildete Fichte den schroffsten Gegensatz. Fichte war bekanntlich der Schüler Kant's, und zwar ein Schüler, der nicht bei den Resultaten des Meisters stehen blieb, sondern der sich unternahm, sie weiter zu treiben. Als Philosoph, der damals noch mit der Bildung und Gestaltung seines Systems ringend beschäftigt war, trat Fichte jeder fremden Erscheinung gegenüber sofort auf seinen subjektiven Standpunkt, als ein Mann, nicht der sich irgend einem Kreise oder einem Geiste unterordnend anzuschließen gesonnen ist, sondern dessen Geschäft es ist, von dem Mittelpunkte der selbstgeschaffenen Welt aus alles neu Hinzutretende sich zu assimiliren. Seine Verbindung mit Schiller konnte daher nie zu irgend einer herzlichen Vertraulichkeit gedeihen; die beiden Geister rieben sich aneinander, und gelegentlich stießen sie sich auch energisch ab. Das größte Verdienst Fichte's um Schiller ist unstreitig der Umstand, daß er den letzteren immer wieder zur Kant'schen Philosophie zurückführte, und dem Dichter die gewaltige Welt des Königsberger Philosophen in immer hellerem Lichte erscheinen ließ. In jenen Zeiten wandte Schiller sich mit den besten seiner Kräfte dem wiederholten Studium Kant's zu. An Körner schrieb er am 4. Juli 1794: „Ich habe jetzt auf eine Zeitlang alle Arbeiten liegen lassen, um den Kant zu studiren. Einmal muß ich darüber ins Reine kommen, wenn ich nicht immer mit unsichern Schritten meinen Weg in der Spekulation fortsetzen soll. Humboldt's Umgang erleichtert mir diese Arbeit sehr, und die neue Ansicht, welche Fichte dem Kant'schen Systeme gibt, trägt gleichfalls nicht wenig dazu bei, mich tiefer in diese Materie zu führen.“

Bekanntlich war auch Körner ein lebhafter Anhänger Kant's, und die Ansichten dieses Philosophen waren sehr oft das Feld, auf dem die drei Freunde Schiller, Körner, Humboldt, ihre eigenen Säten keimen, gedeihen und reifen sahen. Im August 1794 trafen Schiller und Humboldt sich mit Körner in Weißensee, und fühlten durch den Austausch ihrer Gedanken sich allesammt höchst angeregt.

Einer fehlte noch in diesem philosophischen Kreise, einer, welcher zu der Spekulation die Erfahrung, zu der Tiefe die Weite hinzubracht. Doch dieser Eine hatte sich auch bereits genähert und war eben im Begriff, in den Bund einzutreten: es war Göthe. Was ihn, den lange Widerstrebenden, endlich doch heranzog, dazu gab die äußere Veranlassung ein großartiges Unternehmen Schiller's, welches dieser damals gerade vorbereitete*).

*) Wir kommen hier in demselben Bande zum zweitenmal zu einer Besprechung des Verhältnisses der beiden großen Dichter und ihrer gemeinsamen Thätigkeit. Wenn sich an dieser Stelle auch manche neue Gesichtspunkte ergeben werden, so würde das auch manches schon Gesagte wiederholt werden müssen. Um dies zu vermeiden, werden wir an den betreffenden Stellen auf die Angaben in Göthe's Leben verweisen.

Wie wir erzählten, lernte Schiller in der Heimath den Buchhändler Johann Georg Kotta kennen. Diesem machte er den Vorschlag zu einem Unternehmen, welches schon seit Jahren in seiner Seele lag: Schiller beabsichtigte in einer großartigen Zeitschrift die besten Kräfte der gesammten Nation zu vereinigen und das ganze deutsche Volk für diese Zeitschrift zu gewinnen. Bisher hatte Schiller noch keinen Verleger gefunden, der zu dem Unternehmen Muth gehabt hätte, Kotta aber war sofort bereit. Zuerst freilich wollte er auf eine große politische Zeitung hinsteuern, und auch diese zu redigiren war Schiller anfänglich nicht abgeneigt, aber mit Rücksicht darauf, daß ein solches Amt vor allem eine feste Gesundheit fordere, da der Redakteur einer politischen Zeitung sich doch unmöglich öfter vertreten lassen konnte, lehnte er diesen Vorschlag ab und sprach statt dessen von einem Organ für die gesammte geistige Bildung des Volkes, mit Ausschluß der politischen wie der religiösen Fragen, so wie der speziellen Fachwissenschaften. Mit Kotta wurde das Jahr 1794 als Beginn der neuen Zeitschrift in Aussicht genommen, und nach seiner Rückkehr nach Jena dachte Schiller nun ernstlich daran, einen möglichst stattlichen Kreis von Mitarbeitern zu sammeln.

Wer unter diesen am wenigsten fehlen durfte, das war Göthe, und ihn zu gewinnen, konnte Schiller wohl hoffen. Denn die letzte Vergangenheit hatte die beiden großen Nebenbuhler einander bereits etwas genähert. Schon in den November 1790 fällt ein kurzer Besuch Göthe's bei Schiller in Jena, man sprach sich zuweilen an einem dritten Orte. Seit seiner Rückkehr aus Italien lebte Göthe einsame und traurige Tage, seine begonnenen Dichtungen lagen da, ohne weitergeführt zu werden. Göthe sehnte mit ganzem Herzen sich nach einer lebhaften Anregung seiner durch Mißmuth gelähmten Thätigkeit*). Die Einsamkeit in dem „lieben närrischen Neste,“ wie er es nannte, in Jena, war seiner poetischen Schöpferkraft oft sehr günstig gewesen; er lehrte auch jetzt öfter daselbst ein und suchte die Unterhaltungen der Professoren, besonders derer vom naturwissenschaftlichen Fach. Im Mai 1794 war Göthe mit seinem Freunde Heinrich Meier in Jena. Ihnen begegnete auf einem Spaziergange der eben heimgekehrte kranke Schiller. Von seinem Anblicke war Göthe tief erschüttert; er meinte, Schiller lebe keine vierzehn Tage mehr; wie das Bild des Gekreuzigten sei er ihm erschienen.

Wenige Tage später**) trafen beide Dichter sich in der vom Professor Batsh gegründeten naturforschenden Gesellschaft. Sie verließen dieselbe gleichzeitig, ein Gespräch knüpfte sich an; Göthe trat mit in Schiller's Haus ein, an dem sie anlangten, und in der nun folgenden lebhaften Unterhaltung machte sich die große Anziehungskraft der beiden gewaltigen Geister gegenseitig geltend. Schiller wagte nun den Versuch, Göthe für die Horen zu gewinnen. Am 13. Juni übersandte er ihm den Prospect der neuen Zeitschrift und schrieb ihm dabei folgendes höchst formelle Billet.

Hochwohlgeborner Herr!

Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath!

Beiliegendes Blatt enthält den Wunsch einer Sie unbegrenzt hochschätzenden Gesellschaft, die Zeitschrift, von der die Rede ist, mit Ihren Beiträgen zu beehren,

*) Vergl. S. 223—265. **) Vergl. S. 265.

über deren Rang und Werth nur Eine Stimme unter uns sein kann. Der Entschluß Euer Hochwohlgeboren, diese Unternehmung durch Ihren Beitritt zu unterstützen, wird für den glücklichen Erfolg derselben entscheidend sein, und mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen, unter welchen Sie uns denselben zusagen wollen. — Je größer und näher der Antheil ist, dessen Sie unsere Unternehmung würdigen, desto mehr wird der Werth derselben bei demjenigen Publikum steigen, dessen Beifall uns der wichtigste ist. Hochachtungsvoll verharre ich

Euer Hochwohlgeboren
gehorsamster Diener und aufrichtigster Verehrer
Fr. Schiller.

Göthe antwortete bereits am 24. Juni; seine Worte lauten folgendermaßen:

Ew. Wohlgeboren

eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Theilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein. Sollte unter meinen ungedruckten Sachen sich etwas finden, das zu einer solchen Sammlung zweckmäßig wäre, so theile ich es gern mit; gewiß aber wird eine nähere Verbindung mit so wackeren Männern als die Unternehmer sind, manches, das bei mir ins Stocken gerathen ist, wieder in einen lebhaften Gang bringen. Schon eine sehr interessante Unterhaltung wird es werden, sich über die Grundsätze zu vereinigen, nach welchen man die eingesendeten Schriften zu prüfen hat, wie über Gehalt und Form zu wachen, um diese Zeitschrift vor andern auszuzeichnen und sie bei ihren Vorzügen wenigstens eine Reihe von Jahren zu erhalten.

Ich hoffe bald mündlich hierüber zu sprechen und empfehle mich Ihnen und Ihren geschätzten Mitarbeitern aufs beste.

Göthe.

Seinen Freunden theilte Göthe sehr erfreut mit, daß Schiller anfangs sich ihm zu nähern. Im Juli reiste er nach Jena, und nun folgten lebhaftere Verständigungen über die Grundsätze und das Ziel des gegenseitigen Strebens, und es ergab sich, daß beide demselben Endzweck, wenn auch auf verschiedenen Wegen, zustrebten. Göthe schrieb seinem Freunde Meier, er habe lange nicht solchen geistigen Genuß gehabt, wie bei Schiller in Jena. Als er nach Weimar zurückgekehrt war, schickte er an Schiller einige Schriften, die er besonders hochhielt, darunter auch die bekannte Abhandlung von Moritz, und schrieb dabei: „Erhalten Sie mir ein freundschaftliches Andenken und seien Sie versichert, daß ich mich auf eine öftere Auswechslung der Ideen mit Ihnen recht lebhaft freue.“

Briefe gingen nun zwischen Jena und Weimar hin und her; wie als wollten beide Dichter zu einem Wesen sich vereinigen, so lebhaft waren sie im Empfangen und im Geben. In seinem Briefe vom 23. August*) zeichnete Schiller das Bild Göthe's, wie es in seiner Seele stand.

*) S. 266 u. 267.

Göthe's Herz wallte hoch auf bei diesen Worten; sie waren ihm aus der tiefsten Seele gegriffen. Er gestand, daß ihm zu seinem Geburtstage, der in jene Tage fiel, kein angenehmeres Geschenk hätte werden können als dieser Brief; wie groß die Hoffnungen waren, welche er auf den vertrauten Verkehr mit Schiller setzte, zeigen die weiteren Sätze seiner Antwort vom 27. August, in welcher er sagt: „Meiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln, was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir nach einem so unvermutheten Begegnen mit einander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und gethan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können. Alles was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mittheilen.“ In einem Billet vom 30. August nennt Göthe den ehemaligen Nebenbuhler seinen Freund.

Auch den Gang seines eigenen Geistes zeichnete Schiller, und in der großherzigsten Bescheidenheit stellte er sich tief unter den Freund, an dem er emporklachte; er klagte, seine Armuth an allem, was man erworbene Kenntniß nenne, sei groß. „Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplifiziren, ich suche Varietät für meine kleinen Bestrebungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte.“ Als großartig anschauenden, und aus der Anschauung Gesetze gebenden Geist bezeichnet er den Freund; von sich selber klagt er, daß er Poet sei, wo er filosofiren solle, und Philosoph, wo er dichten solle. Diese beiden Kräfte zu bemeistern, sei sein Streben, und ein schönes Ziel die Hoffnung seiner Anstrengung. Tief ergreifend sind die Worte, welche dieser ewig unermüdlige Geist im sichern Vorgefühl seiner kurzen Lebensdauer hinzusetzte: „Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande gerettet.“

Während Göthe früher am entschiedensten gewesen war, Schiller's Nähe zu vermeiden, war er jetzt in der Freundschaft der ungeduldigste. Bald genügte ihm der Briefwechsel nicht mehr, er lud den Freund zu einem längern Besuche bei sich ein; er versprach, Schiller solle ganz nach seiner Art und Weise leben und ich wie zu Hause einrichten. Im September 1797 leistete Schiller dieser Einladung Folge und verweilte vierzehn Tage lang in Göthe's Hause und unter dessen Sammlungen. Der Eindruck, den er von den Reichthümern dieses großartig anschauenden und überschauenden Geistes erhielt, war nachhaltig und höchst wohlthätig für ihn; neues Leben regte sich in seiner Brust, und ein großer Theil dessen, was bei Göthe lange unentwickelt geschlummert hatte und vielleicht verrotten wäre, wurde durch Schiller erhalten und belebt.

Schiller beendete um diese Zeit einen Theil der Briefe über die ästhetische Erziehung; er sandte sie dem Freunde nach Weimar, und schrieb dabei, er habe in diesen Briefen Göthe's Bild gezeichnet. Dieser las sie sogleich mit großem Vergnügen; auf Einen Zug habe er — so schrieb er dem Freunde — sie hinuntergeschürft, und wie ein köstlicher Trank seien sie ihm angenehm und wohlthätig gewesen, denn was er seit langer Zeit für Recht erkannte, das habe er hier auf eine zusammenhängende und edle Weise vorgetragen gefunden. Göthe seinerseits sandte dem Freunde die Aushängebogen seines Wilhelm Meister, so bald sie von dem Buchhändler Langer bei ihm eingingen. Mit wahrer Herzenslust verschlang Schiller das erste Buch des Romans, er fühlte sich gehoben und belebt durch die schöne Natur, die aus diesen Blättern ihm entgegen trat, und der Gedanke, den innigen Verkehr mit Göthe fortsetzen zu können, ließ ihn mit aufgereitem Gemüth in die traurigen Tage des Winters blicken, der seine krankhaften Zufälle stets öfter wachrief, als die bessere Jahreszeit. Als Schiller im Februar des folgenden Jahres einen Ruf nach Tübingen unter den vortheilhaftesten Bedingungen erhielt, schlug er ihn beharrlich aus, zur großen Freude des Freundes.

Ihre gemeinsame Thätigkeit fand zuerst ihren Vereinigungspunkt in der neuen Zeitschrift, die wir jetzt etwas genauer ansehen müssen.

Das Blatt, dem Schiller als Redakteur den besten Theil seiner Zeit widmen wollte, erhielt den Titel Die Horen. Mit dem neuen Jahre 1795 begann es in Monatslieferungen von je neun Druckbogen zu erscheinen; es wurde mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen, die Zahl der Abonnenten stieg auf die, damals unglaublich hohe Zahl von zweitausend, und schon mit dem Jahrgange 1797 ging das Unternehmen zu Ende. Aus diesem letzten Jahrgange hatte Kotta am ehesten die Kosten gewonnen. Welches waren die Gründe zu einer so auffallenden Erscheinung?

Die Erklärung ist nicht schwer zu geben. Zuerst wurde schon in den ersten Lieferungen die Erwartung des Publikums durch manche Stücke arg getäuscht; in diesem Punkte traf die meiste Schuld auf Göthe; und außerdem machte sich sofort nach dem Erscheinen eine Kritik über die Horen her, die im höchsten Grade brodneidisch war, und in einzelnen Fällen an Gemeinheit und Vornirtheit nichts zu wünschen übrig ließ. Zu diesen Hauptgründen gesellten sich noch einige kleinere, die wir im Verlauf unserer Besprechung kennen lernen werden.

Den Sommer des Jahres 1794 verwandte Schiller, um die Mitarbeiter, deren man bedurfte, zur Theilnahme zu bewegen. Zusagen gingen ein von Göthe, Herder, Garve, Jacobi, Matthiesson, Pfeffel, Gleim, Wilhelm von Humboldt, Fichte, Woltmann, Hufeland, Schütz u. a. Unter Schiller's Führung war das eine höchst stattliche Schaar. Auch Kant sagte zu, doch hat er nichts geliefert. Ein früherer Gegner Schiller's, Engel, schloß sich gleichfalls an. Kotta zahlte für die Redaktion jährlich tausend Thaler, und gab dem Redakteur die Freiheit, den Bogen bis zu 6 Louisd'or zu honoriren. In der Ankündigung sagte Schiller, die Horen sollten über das Interesse des Tages hinaus in dem Leser eine höhere und allgemeinere Theilnahme für das anregen, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben sei; wahre Humanität solle befördert, der gefell-

schastliche Zustand durch den stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten verbessert werden. „So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich machen“.

Der Einladung für die Mitarbeiter wurde noch ein besonderer Prospekt beigegeben, in dem es hieß: „Die Zeitschrift wird sich über alles verbreiten, was mit Geschmack und filosofischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl filosofischen Untersuchungen, als poetischen und historischen Darstellungen offen stehen. Alles was entweder bloß den gelehrten Leser interessiren, oder was bloß den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen sein; vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Man widmet sie der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen; und indem man bemüht sein wird, die Wissenschaft selbst durch den innern Gehalt zu bereichern, hofft man zugleich den Kreis der Leser durch die Form zu erweitern.“

Die erste Nummer der so großartig angekündigten Zeitschrift erschien in den letzten Tagen des Januar 1795. An ihrer Spitze stand die schöne erste Epistel von Göthe, aber in demselben Stücke begannen auch schon die Erzählungen der Ausgewanderten von Göthe, die sich durch mehrere Hefte hinzogen, und denen die Römischen Elegien von Göthe folgten. Abgesehen von dem saden Inhalt der Erzählungen, beleidigten sie sowohl als die Elegien auf eine starke Weise das Wohlstandigkeitsgefühl des Publikums, und boten den Angriffen der unflätigsten Kritik eine erwünschte Handhabe. Durch diesen Anfang wurde nicht nur der beste Theil des Publikums abgeschreckt, sondern auch die Mitarbeiter flüchtig gemacht; die letzteren hielten ihre Beiträge zurück, und Schiller war bald in großer Verlegenheit, wie er die Seiten seines Blattes füllen sollte. Für ihn war die Last unendlich, und doch blieb die Anstrengung schließlich ohne Frucht.

Mit der Redaktion der Literaturzeitung in Jena war das Abkommen geschlossen worden, daß vierteljährlich eine Rezension über die Horen gegeben wurde. Kotta bezahlte diese Rezensionen, und die Rezensenten wurden als Mitarbeiter an den Horen betrachtet. Die erste Rezension gab Schütz, und er lobte alles ohne Unterschied mit solchem Eifer, daß die Gegner leichtes Spiel hatten, wenn sie das Gegentheil beweisen wollten. In Halle, in Leipzig, in Gotha, in Berlin kamen die feindseligen Urtheile immer schonungsloser zu Tage, und Schiller mußte seine Manuskripte immer weiter suchen. Weibliche Hände halfen auch hier öfters aus; Sofie Mereau, Karoline von Wolzogen, Friederike Brun, Amalie von Imhof, Luise Brachmann lieferten Aufsätze und Dichtungen theils für die Horen, theils für den *Rufenalmanach Schiller's*, von dem wir später reden werden. Die Horen aber entsprachen unter diesen Umständen am allerwenigsten dem hochtönenden Programm; jeder mittelmäßige Gesell machte sich zum Richter über sie, man verdamnte das Ausgezeichnete neben dem Geringen, und schon 1797 erschien, wie wir erzählten, von den Horen der letzte Jahrgang.

Was Schiller selber zu der Zeitschrift lieferte, war ohne Ausnahme sehr werthvoll, wie z. B. die erwähnten Briefe, ferner die historische Schilderung:

Die Belagerung von Antwerpen, u. a. Das unglückliche Schicksal der Horen konnte wenigstens seine geistige Kraft nicht beschränken. Höchst erfreulich wirkte der Umgang mit Göthe, und diese Wirkung erstreckte sich bis auf Schiller's Gesundheit. Da des Nachts ihn seine Krämpfe oft plagten, so mußte er einen großen Theil des Vormittags dem Schlafe opfern. Göthe mußte ihn zu bestimmen, daß er sich regelmäßiger dem Schlafe und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ, und dadurch gewann Schiller wieder mehr Vertrauen zu seiner Gesundheit, und eine frischere Kraft des Geistes. „Was meine Arbeiten betrifft,“ schrieb er an Körner, „so bin ich jetzt ungemein mit mir zufrieden. Mein System nähert sich jetzt einer Reife und einer inneren Konsistenz, die ihm Festigkeit und Dauer verschern. Alles hängt aufs beste zusammen, und durch das Ganze herrscht eine Simplizität, die sich mir selbst bei der Ausführung durch eine größere Leichtigkeit bemerkbar macht.“ Dester war Göthe in Jena, wo er fast ganz pünktlich die Abende bei Schiller zubrachte, und Schiller war oft, auch mit seiner Lotte, in Weimar.

So rege war Schiller's Arbeitskraft jetzt, daß er neben der Redaction der Horen auch noch die Herausgabe eines Musenalmanachs beschloß. Derselbe erschien im Januar des Jahres 1796 in der Hofbuchhandlung von Michaelis in Neustrelitz. „Ich denke,“ schrieb Schiller an Körner, „daß mein Almanach unter seinen Brüdern keine schlechte Figur machen soll.“ Er übertraf alles was in ähnlichen Erscheinungen bisher dagewesen war. Die Thalia, welche seit 1791 unter dem Titel „Neue Thalia“ erschien, war 1793 aufgegeben worden, der Musenalmanach trat gewissermaßen an ihre Stelle; er erschien bis zum Beginn des neuen Jahrhunderts, dann ließ Schiller, veranlaßt durch das alles übrige gewaltfam beherrschende dramatische Interesse, ihn einschlummern. Beiträge zum Musenalmanach kamen aus ganz Deutschland; für Schiller und die Seinigen gewährte es eine heitere Unterhaltung, die verschiedenartigsten Stimmungen und Talente in den eingesendeten Produkten kennen zu lernen.

Neue Lust zur Poesie regte sich bei Schiller, die Philosophie und die Geschichte traten zurück, es nahte die Periode der Balladen und der Dramen. Im Sommer 1795 entstanden die Gedichte: Poesie des Lebens, die Nacht des Gefanges, Pegasus im Joche, der Tanz, das Ideal und das Leben, der Genius, die Ideale, das verschleierte Bild zu Sais, Würde der Frauen, deutsche Treue, Columbus, der Spaziergang, der Abend, die Theilung der Erde. Alle diese zusammen machen einen Kranz aus, der allein schon die Unsterblichkeit verbürgen würde. Diesen Gedichten gegenüber gestand Göthe, daß dieselben nun das wären, was er vormals von Schiller gehofft habe.

Dem Musenalmanach des Jahres 1796 sollte im Jahre 1797 ein sehr unabhängiger Bruder folgen. Da Schiller mit dem Verleger Michaelis durchaus nicht zufrieden sein konnte, so übernahm Kotta die Besorgung des neuen Jahrganges. Ueber den Inhalt hatte Schiller schon geraume Zeit vorher dem vertrauten Freunde in Dresden einige Andeutungen gemacht. Am 18. Januar 1796 schrieb er: „Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder sehen. Göthe und ich arbeiten schon seit einiger

Wochen an einem gemeinschaftlichen Opus für den neuen Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat.“ Und am 1. Februar desselben Jahres schrieb er, indem er das Opus genauer bezeichnete: „Das meiste ist wilde, gottlose Satire, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen.“ Das Werk, welches hier gemeint ist, waren die Xenien, und die Satire, welche sie enthielten, richtete ihre scharfen Pfeile gegen die, welche sich an den Hören und so manchem andern versündigt hatten, so wie gegen alles Mittelmäßige, das in hochmüthiger Ueberhebung aus seinem Kreise sich hinausdrängen wollte.

Da wir bereits in Göthe's Leben den Xenienkampf und seine Folgen besprochen haben, so verweisen wir auf diese Stelle (S. 272 ff.).

Bevor das satyrische Gericht über so manchen Schuldigen zu Ende geführt wurde, hatte Schiller in seiner Familie viel Trauer und Leid zu tragen. In den ersten Monaten des Jahres 1796 waren die französischen Heere nach dem südlichen Deutschland vorgebrungen. Schiller's Heimath wurde der Schauplatz des Krieges. Auf der Solitude richteten die Oestreicher ihr Hauptspital ein, und bald wurde Schiller durch die Nachricht erschreckt, daß der Lazarethtyphus dort ausgebrochen sei und so furchtbar wüthe, daß von Stuttgart aus niemand als die Aerzte sich dorthin wage. Welche Gefahr für die Lieben, welche Schiller in der unmittelbarsten Nähe des schrecklichen Krankheitsherdes wußte! Und welche Angst für den Bruder, als die Nachricht kam, daß Nanette von der Krankheit ergriffen sei!

Göthe war es, der in diesen trüben Tagen that was er nur konnte, um dem Freunde die schwere Last zu erleichtern. Im März 1796 lud er Schiller und dessen Gattin zu sich nach Weimar ein, und behielt sie länger als drei Wochen in seinem Hause bei sich. Schiller fühlte sich bei der Veränderung der Lebensweise wohl, er schlief die Nächte, seine Stimmung war heiter, und ohne Beschwerlichkeit konnte er der Geselligkeit leben. Zum Theater fuhr er; in dem Schauspielhause, welches keine Logen hatte, ließ Göthe ihm eine besondere machen, wo er ungestört sein konnte und, wenn er nicht wohl war, sich vor niemand zu zwingen brauchte. Göthe's Egmont, der um jene Zeit aufgeführt werden sollte, wurde durch Schiller bearbeitet. Jffland war damals in Weimar, um einige Gastrollen zu geben. Auch seine Gesellschaft war für Schiller eine Freude.

Aber die Sorge ließ sich nicht ganz verbannen, denn die Gefahr war zu groß. Schiller's Schwester Nanette hatte sich immer liebevoller und tiefer in die Geisteswelt des Bruders eingelebt. Ihr heißester Wunsch war, Schauspielerin zu werden und ihres Bruders dramatische Gestalten darzustellen. Sie vertraute sich der Schwägerin ihres Bruders an; Karoline von Wolzogen war damals in Stuttgart, sie theilte dem Dichter den Wunsch seiner Schwester mit, und dieser versprach zu Nanettens großer Freude, er wolle ihr behülflich sein. Wenige Monate später wurde das hoffnungsvolle Mädchen von der furchtbaren Krankheit ergriffen, und in der zweiten Hälfte des März erlag sie derselben. Auch die zweite Schwester, Luise, legte sich, ihr Leben schwebte in der höchsten Gefahr, und der Vater war bettlägerig an der Sicht. Die ganze Last ruhte nun auf der schwächlichen Mutter; sie allein mußte die Anordnungen zur Be-

stattung der Todten treffen, sie allein mußte die Kranken pflegen. Schiller war in der größten Trauer und Bekümmerniß. Sein Entschluß war, sich selber aufzumachen und den Seinen Hülfe zu bringen, er, der schwächliche Mann, der selber den Tod in der Brust trug, und oft so krank war, daß er viele Wochen lang den Fuß nicht aus dem Hause setzen konnte. Doch der Gedanke an seine eigene Gebrechlichkeit ließ ihn erkennen, daß er, selbst wenn er glücklich bei den Seinen anlangte, ihnen doch keine erhebliche Hülfe leisten, vielleicht gar noch durch eigenes Kranksein ihre Noth vermehren würde.

In dieser traurigen Lage dachte er an seine Schwester in Meiningen. „Der Jammer ist unaussprechlich,“ schrieb er ihr; „kannst Du es möglich machen, glaubst Du, daß Deine Kräfte es aushalten, so mache doch ja die Reise dorthin. Was sie kostet, bezahle ich mit Freuden. Ueberlege, meine liebe Schwester, daß Eltern in solchen Extremitäten den gerechtesten Anspruch auf kindliche Hülfe haben. Gott! warum bin ich jetzt nicht gesund — nur so gesund, als ich es bei der Reise vor drei Jahren war! Ich hätte mich durch nichts abhalten lassen, hinzu-eilen.“

Kristofine, welche von Selbstsucht so weit entfernt war, als ein Mensch es vielleicht überhaupt sein kann, besann sich keinen Augenblick. Schiller versah sie reichlich mit Geld, und band ihr ganz besonders auf die Seele, sie solle sich ja nicht durch Sparfamkeitsrückichten abhalten lassen, den Eltern jede nur möglich: Erleichterung zu verschaffen, er wolle alle Kosten gern tragen.

Mit etwas leichtem Herzen konnte Schiller sich nun des Besuches seines Freundes Körner erfreuen, der im Mai 1796 mit seiner Frau und seinem Sohne Theodor Körner, nach Jena kam. So groß war die geistige Kraft in dem gebrechlichen Körper des Dichters, daß er den Gästen nichts von allem jagte, was ihn so schwer belastete. Erst als Körner wiederum abgereist war, schrie er ihm seinen Jammer.

Von der Solitüde kamen indeß bessere Nachrichten. Luise genas, Kristofine blieb den Sommer über bei den Ihrigen. Durch ihren Muth und ihre Geistesgegenwart wurde sie bei einem Ueberfall der Franzosen der Schutzengel ihres Hauses.

Außer diesem einen Unfall hatte die Familie vom Kriege nicht viel zu leiden. Der Vater aber schwachtete an sehr schmerzhaften Gichtleiden langsam dem Tode entgegen. Alle Hoffnung war bei ihm aufgegeben, und für die Seinigen war seine Pflege keine geringe Last. Mehr als sechzigtausend Stämme hatte der unermüdlche Major mit eigener Hand auf der Solitüde gepflanzt, und die Dual, unbeschäftigt sein zu müssen, war ihm nicht die kleinste während seiner Krankheit. Er starb am 7. September 1796. Obwohl der Tod der Greise selbst eine Wohlthat war, so betrauerte seine Familie ihn doch tief. Schiller schrieb an Reinwald: „Der Beschluß eines so langen und dabei so thätigen Lebens ist selbst bei den Gleichgiltigen und Fremden ein rührender Gegenstand: wie muß er es denjenigen sein, die er so nahe angeht! Ich muß mich des Nachdenkens über diesen schmerzlichen Verlust mit Gewalt ent schlagen.“ In einem Briefe an seine Mutter klagte der große Sohn um den herben Verlust mit den bewegten Worten: „Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute ver-

ernigste Vater mir und uns allen gewesen ist, so kann ich mir nicht ohne weh-
nütthige Rührung den Beschluß eines so bedeutenden und thatenvollen Lebens
denken, das ihm Gott so lange und mit solcher Gesundheit fristete, und das er
so redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf
einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten, und so wie er noch
im 73. Jahre mit einem so kindlich reinen Sinne von der Welt zu scheiden.

„Wöchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig
von meinem Leben scheiden als er von dem seinigen!“ Die Mutter hat der
Sohn, sie möge nun wählen, wo sie wohnen wolle. Da sie vom Herzoge von
Württemberg eine Pension von 200 Gulden erhielt, so zog sie es vor, in der
Heimath zu bleiben. Mit ihrer Tochter Luise richtete sie sich ihre Wohnung in
dem Städtchen Leonberg ein, das von der Solitude nicht weit entfernt war.

Bei allen Schmerzen brachte der Sommer des Jahres 1796 dem Dichter
doch auch wieder eine Freude. Am 11. Juli wurde sein zweiter Sohn Ernst
geboren; Göthe und Charlotte von Kalb waren die Gevattern desselben.

Die vielfache Thätigkeit und die körperlichen Leiden Schiller's schränkten
seinen Umgang auf einen kleinen, aber vertrauten Kreis ein. Von Humboldt
und seiner Familie haben wir bereits gesprochen; er verließ im April 1797 Jena,
nachdem er vorher mehrmals in kleineren Reisen nach Berlin, nach Rügen
u. a. D. abwesend gewesen war. Mit ihm trat Schiller nun in einen lebhaften
Briefwechsel. Im Jahre 1801 sahen sie sich beide flüchtig einmal wieder.
Seit dem August 1796 lebte auch Karoline von Wolzogen, die nun an Wilhelm
von Wolzogen verheirathet war, in Jena. Durch das Herannahen der fran-
zösischen Heere waren beide erst aus Stuttgart, dann aus Bauerbach vertrieben.
Wilhelm von Wolzogen, gewandt, vielerfahren und reich an Kenntnissen, wurde
vom Herzog Karl August als Kammerherr angestellt. Auch Alexander von
Humboldt, der rastlos thätige, gehörte dem vertrauten Kreise eine Zeitlang an.
Die Freundschaft mit Göthe wurde immer inniger. Göthe hat in einzelnen
Jahren mehr als sechs Monate nach und nach in Jena zugebracht, Schiller war
oft, manchmal wochenlang, Göthe's Gast in Weimar. Wenn sie getrennt waren,
gingen mehrmals in der Woche Briefe hin und her.

Im Frühjahr 1797 wurde es einsamer um Schiller her; Wilhelm von Wol-
zogen ging, etwa um dieselbe Zeit wie Wilhelm von Humboldt, von Jena fort,
um in Weimar seinen Kammerherrnposten anzutreten. Göthe strebte in leiden-
schaftlicher Unruhe nach Italien, und da die Kriegsereignisse ihn von dort fern
hielten, ging er im Juli mit seiner Familie nach Frankfurt, und von da allein
weiter nach der Schweiz. Für Schiller war es gut, daß er einen so traulichen
Familienkreis sein nannte.

Es wird hier eine geeignete Stelle sein, einen etwas näheren Blick auf seine
Häuslichkeit zu werfen. Karoline von Wolzogen hat uns vieles Interessante mit
durchaus glaubwürdiger Treue berichtet. Besonders rühmt sie die feinsinnige
Schönung, welche Schiller stets in seiner Familie und unter seinen Freunden
zeigte. „Leidenschaftliche Stimmungen anzuschauen“ — so erzählt Karoline —
„zog ihn an, aber immer waltete der menschliche Antheil vor; er begegnete ihnen
schonend, mildernd, in jede Individualität eingehend. Selbst für die kleinen Leiden

gedrückter Eitelkeit suchte er eine milde Auslegung. Dabei fühlte er alle Schwächen und Thorheiten schnell. Den leisen Zug um Mund und Wange, der den Kampf zwischen Spott und Gutmüthigkeit verrieth, sah ich auf keinem menschlichen Gesichte lieblicher. Sein feiner Takt und sicherer Verstand, der das Können und Vermögen eines jeden so wie dessen Stellung zur Gesellschaft leicht abwog, gab ihm ein zartes Gefühl für das Lächerliche. Er überließ sich diesem für den Moment, und scherzte, von ihm angeregt, im vertrauten Kreise, aber ein Beschäftigten damit war ihm zuwider. Freude an den Fehlern anderer, ein Genuß des eigenen sie entdeckenden Scharffinns, deuteten ihm auf eine niedre Naturanlage.“

Äußere Lebensstellung eines anderen war für Schiller nie der Grund zur Annäherung oder zum Zurückweisen; ihm galt nur der innere Werth des Menschen. Dem Strebenden war er mit eigener Aufopferung hilfreich, junge Leute warnte er stets, sich mit ihrer äußeren Lage zu entzweien. Alles Gemachte, Gespreizte, Inhaltlose war ihm zuwider, alles Erheuchelte, Lügenhafte haßte er, und wo er in seinem Umgange auf einen Menschen traf, der nicht aufrichtig, wohl gar falsch war, da brach er sofort mit ihm. Die äußere Form, wie sie einmal bestimmt und hergebracht war, beobachtete er genau; sein Eintreten in einen fremden Kreis konnte zuweilen einen Anstrich von Schüchternheit haben.

Schiller's Gestalt war von ungewöhnlicher Größe, seine Haltung ein wenig steif, im spätern Leben hielt er sich ein wenig krumm — eine Folge der Brustleiden und der sitzenden Lebensweise. Seine Augen waren grau, seine Haare röthlich, seine Stirn mächtig und breit, sein Kopf ausgezeichnet schön gebaut. Seine Haut war von weißer Farbe, er erröthete leicht. Rinn und Untersäse traten ein wenig vor. Seine Stimme war nicht hell und auch nicht gerade wohlklingend, seine Unterhaltung aber fesselte jeden, der ihm nahe kam. Er sprach vom schwäbischen Dialekt behielt er immer bei. Sein Anzug war einfach, aber gewählt, besonders hielt er viel auf seine Wäsche. Auf seinem Schreibtisch mußte stets Ordnung sein. Um sich hatte er gern Blumen, vor allen liebte er die Lilien. Viole war seine Lieblingsfarbe. Gegen Spinnen hatte er einen lebhaften Widerwillen.

Im vertrauten Kreise liebte er die Freuden des Mahles und trank dann auch gern ein Glas Wein, aber stets mit Mäßigkeit. Bei der Arbeit trank er niemals Wein, zuweilen zur Anregung eine Tasse Kaffee. Alles was von seinem Champagnertrinken beim Dichten, von den Arbeiten, die er im höchsten Maße zu Stande gebracht, erzählt worden ist, gehört zu den leider so zahlreichen erlogenen Nachrichten, die über Schiller's Leben verbreitet sind.

Wenn ihn kein überwiegendes Interesse des Geistes fesselte, war er aufmerksam auf alle Umgebungen. Wer sich frei und heiter in seiner Nähe zeigte, der war ihm der liebste Gesellschafter, denn er selbst war auch gern fröhlich, und seine Freude, seine Heiterkeit konnte unschuldig und glücklich wie die eines Kindes sein. Seine innere Stimmung beherrschte oft sein Vermögen, die Außenwelt anzuschauen, so sehr, daß er an der schönsten Natur vorübergehen konnte, ohne sie zu beachten. Sonst war er ein großer Freund der schönen Natur, und gerade

u der Zeit, von der wir zuletzt erzählten, ging er damit um, einen schön gelegenen Garten als sein Eigenthum zu erwerben, um sich dem Leben mit und n der Natur ganz nach vollem Behagen hingeben zu können.

In Jena war durch den Tod eines Professors Schmidt ein Gartenhaus mit einem ländlichen Grundstücke verkäuflich geworden. Schiller erstand dasselbe für 1150 Thaler. Der Garten liegt südwestlich von Jena, jetzt ist die Sternwarte daselbst eingerichtet. Der Ort eignete sich sehr für Schiller, denn er war unruhig und gesund, und sehr ruhig. Das Wohnhaus lag vorn in der Mitte des Gartens und hatte vom oberen Stock aus eine weite, herrliche Aussicht. Vom Rande des Gartens aus schaute man in ein grünes Thal, durch welches sich das kleine Flüsschen Leutra schlängelt; gegenüber erhoben sich kahle, weißgraue Höhen. An der Südseite des Gartens ließ Schiller sich ein Häuschen mit einer Zimmertüre bauen, das in seinem oberen Stockwerke nur ein einziges Zimmer hatte; hier arbeitete Schiller oft, im Sommer bis tief in die Nacht hinein. Von der Zimmertüre aus hatte man einen prachtvollen Blick ins Saalthal; diese „hohe Gartenzinne“ ist es, welche Göthe im Epilog zu Schiller's Glocke meint.

Am 2. Mai 1797 zog Schiller in den Garten ein; das erste, was er darin schrieb, war ein Gruß an Göthe. „Eine schöne Landschaft umgibt mich“ — so führt der Brief fort — „die Sonne geht freundlich unter und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich herum erheitert mich und mein erster Abend auf dem eigenen Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung.“

In diesem Garten entstand ein Theil des Wallenstein und die Mehrzahl von Schiller's Balladen. Im Wettstreit mit Göthe entstanden manche dieser herrlichen Dichtungen, deren Stoffe beide Dichter gemeinschaftlich aufsuchten und dann unter sich theilten. Im Juni 1797 dichtete Schiller den Lancher, den Handschuh, den Ring des Polykrates; im Juli den Ritter Loggenburg; im August die Kraniche des Ibykus, im September den Gang nach dem Eisenhammer.

Schiller's Balladen sind vielleicht mehr als irgend etwas anderes aus dem Reiche der Poesie, in das Herz des deutschen Volkes gedrungen. Während des ersten französischen Krieges wurde von den deutschen Belagerungstruppen vor Metz der Geburtstag Schiller's in kleineren Kreisen festlich begangen; bei jeder Gelegenheit zeigte es sich, daß sogar manche Offiziersburschen Schiller'sche Balladen vollständig und mit vieler Liebe recitiren konnten. Solche Thatsachen sind wahrhaft herzerfreuend, wenn man so manchen jammervollen Kritikus im Schweiß seines Angesichts über Schiller's Balladen aburtheilen hört. Der Peinliche findet gewaltig viel auszusetzen, wenn seine plumphen Finger die herrlichen Kunstwerke zerpfücken; da behagt ihm die Wortstellung nicht, dort tadelt er den Reim, hier mag er die Ueberschrift nicht gelten lassen, an jener Stelle zerbricht er sich den Kopf, ob ein Wort auch den richtigen Ton habe. Stören wir diese Maulwürfe nicht in ihrem Wärmefange, erfreuen wir uns lieber an den herrlichen Dichtungen, welche im deutschen Volke fortleben werden, so lange es existiren wird.

Auch an der Glocke arbeitete Schiller im Juli 1797. Den ersten Gedanken zu diesem Gedichte, dem kein zweites in seiner Art zur Seite treten kann, sagte

er 1788, als er in Rudolstadt Gelegenheit fand, eine Glockengießerei öfter zu besuchen. Im September 1799 wurde die Glocke vollendet, sie erschien im Musenalmanach von 1800, dem letzten, welchen Schiller herausgab.

Das bedeutungsvolle Jahr 1797 brachte endlich auch den Wallenstein in Fluß. Schon seit der Bearbeitung der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs hatte Schiller angefangen, sich mit dem Plane zu diesem Drama zu beschäftigen, und hatte seit dieser Zeit es nie ganz aus den Augen verloren. Als die Fiktion nachließ, Schiller's Geist ganz zu beherrschen, trat das Drama wieder mehr in den Vordergrund. Wie sehr der Dichter mit diesem Stoffe rang, das zeigt uns die Briefe an Körner; nur eine Stelle möge hier stehen. Am 28. November 1796 schrieb Schiller an den Freund: „Ich bräute noch immer ernstlich über dem Wallenstein, aber noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und eckel vor mir da. Du mußt aber nicht denken, als ob ich meine dramatische Fähigkeit so weit ich sie sonst mag besessen haben, überlebt hätte; nein, ich bin bloß deswegen unbefriedigt, weil meine Begriffe von der Sache und meine Anforderungen an mich selbst jetzt bestimmter und klarer, und die letzteren strenger sind. Krösiger meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form, als der Wallenstein jetzt schon hat; aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. Der Stoff ist, ich darf wohl sagen im höchsten Grade ungeschmeidig für solch einen Zweck; er hat beinahe alles, was ihn davon ausschließen sollte. Es ist im Grunde eine Staatsaktion, und hat in Rücksicht auf den poetischen Gebrauch alle Unarten an sich, die eine politische Handlung nur haben kann: ein unsichtbares abstraktes Objekt, kleine und viele Mittel, zerstreute Handlungen, einen furchtsamen Schritt, eine für den Vortheil des Poeten nie zu kalte, trockene Zweckmäßigkeit, ohne doch diese bis zur Vollendung und dadurch einer poetischen Größe zu treiben; denn am Ende mißlingt der Entwurf doch durch Ungeschicklichkeit. Die Base, worauf Wallenstein seine Unternehmung gründet, ist die Armee, mithin für mich eine unendliche Fläche, die ich nicht vor's Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Fantasie bringen kann; ich kann also das Objekt, worauf er ruht, nicht zeigen, und eben so wenig das, wodurch er fällt: das ist ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiser. — Auch die Leidenschaften selbst, durch die er bewegt wird, Rachsucht und Ehrbegierde, sind von der kältesten Gattung. Sein Charakter endlich ist niemals edel, und darf es nie sein, und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf man ihm nichts Großes gegenüber stellen; er hält mich dadurch nothwendig nieder. Mit Einem Worte: es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe nach meiner gewohnten Art beikommen könnte — von dem Inhalt habe ich fast nichts zu erwarten, alles muß durch eine glückliche Form bemerksamer gemacht werden — und nur durch eine kunstreiche Färbung der Handlung kann ich ihn zu einer schönen Tragödie machen. — Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Reizung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Reizung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharakter, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers“.

Diese Stelle ist im höchsten Grade interessant für die Beurtheilung der Tragödie, und eben so wohl für die Kenntniß der Art und Weise, wie Schiller, in Gegensatz zu Göthe, arbeitete. Wir finden es nach diesen Worten sehr erklärlich, wenn Schiller ferner von dem weilkäufigen und freudlosen Studium der Quellen spricht, mehrere Entwürfe liegen läßt, und schließlich die angefangene Prosabearbeitung in Jamben umsetzt.

Zu Ende des Jahres 1796 war der erste Akt beinahe vollendet, und Schiller arbeitete bei seiner Arbeit guten Muths. Im Mai 1797 las Göthe den Prolog (das Lager), und Körner erhielt das herrliche Reiterlied. Unter den schwersten körperlichen Leiden rückte nach einer Unterbrechung im Sommer das Drama im Herbst 1797 vor, und im August 1798 las Schiller, als Göthe in Jena weilte, dem Freunde die beiden noch nicht ganz vollendeten letzten Akte vor. Göthe erklärte sofort, daß für einen Theaterabend das Stück viel zu lang sei, und im September erfolgte danach die Abtheilung in zwei Stücke. Das Lager wünschte Göthe zur Eröffnung des umgebauten Theatergebäudes aufzuführen, und zu diesem Zwecke wurde es bedeutend erweitert*). An demselben Tage, der uns jetzt an den größten Freiheitskampf unseres Volkes erinnert, am 18. Oktober, erfolgte die Aufführung des Stückes. Das neueröffnete Theater war sehr voll, das rasch aufstrebende Leben der eigenartigen Dichtung wirkte hinreißend; Karoline v. Wolzogen glaubte fast homerische Gestalten zu sehen, in denen die edle Seite des euern Kriegslebens sich plastisch vor Augen stellte. „Es war ein schöner Abend,“ erzählt Karoline, „Schiller war sehr gerührt über unsere Freude, und Göthe's erzähliger Antheil äußerte sich höchst liebenswürdig.“

Der schöne Erfolg war dem Dichter die Bürgschaft, daß er die Schwierigkeiten, die sich so reich entgegenstellten, in rechter Weise überwunden habe, und sein Muth zur Vollendung der beiden andern Stücke wurde neu belebt. Hoffland, der seit 1796 die Berliner Bühne leitete, wünschte die Pittolomini so bald als möglich zu haben, und Schiller verpflichtete sich, sie zu Anfang des Jahres 1799 herzustellen. Seine Kränklichkeit, die besonders deshalb so störend wurde, weil sie oft den Schlaf verscheuchte, hinderte wieder gewaltig, aber Schiller war willensstark wie wenige Menschen; er zwang den widerstrebenden Körper dem Geiste sich zu unterwerfen, und zwar mit eben dem Erfolge wie Kant das vermochte. Am 24. Dezember 1798 stellte er drei Kopisten zugleich an, und denselben Abend noch ging das Werk an Hoffland nach Berlin ab. Nun erhielt auch Göthe das Bühnenmanuskript, und in den ersten Tagen des Januar 1799 reiste Schiller mit seiner ganzen Familie zu einem fünfwöchentlichen Aufenthalt nach Weimar ab. Göthe hatte für ihn eine Wohnung im Schlosse eingerichtet, und wie angenehm für Schiller diese längere Ausspannung war, das zeigen uns seine Worte in einem Briefe an Körner. „Mein Aufenthalt in Weimar,“ sagt Schiller, „hat mir auch in Rücksicht auf meine Gesundheit wieder neue gute Hoffnungen erweckt. Ich bin genöthigt gewesen, alle Tage in Gesellschaft zu sein, und ich habe es wirklich durchgesetzt, mir etwas zuzumuthen. Selbst an den Hof und auf die Redoute bin ich gegangen, ohne daß meine Krämpfe mich daran

*) Vergl. S. 305 u. 306.

gehindert, und so habe ich in diesen fünf Wochen wieder als ein ordentlicher Mensch gelebt und mehr mitgemacht, als in den letzten fünf Jahren zusammen genommen.“

Goethe ließ es sich besonders angelegen sein, auch die äußere Darstellung würdig und getreu herzurichten. Die Kostüme der Zeit des Stückes genau anzupassen, wurde keine Mühe gescheut. So rückte der 30. Januar, der Geburtstag der Herzogin Luise, heran; viele Fremde waren herbeigeströmt, und der Beifall war allgemein. Das dritte Stück, Wallenstein's Tod, machte auf Goethe, so wie er die einzelnen Akte nach ihrem Entstehen las, tiefen Eindruck. Am 20. April 1799 wurde Wallenstein's Tod zum erstenmal in Weimar gegeben. Schiller war zur Aufführung wieder hinübergereist. Das Stück that eine außerordentliche Wirkung und riß auch den Unempfindlichsten mit fort, es war darüber nur Eine Stimme, und in den nächsten acht Tagen wurde über nichts anderes gesprochen. In Berlin, wo Fied den Wallenstein in seiner ganzen imposanten Größe gab, war der Erfolg ein hinreißender. Als das Stück 1800 bei Kotta im Druck erschien, wurde schon nach drei Monaten eine neue Auflage nöthig. So wurde das Stück auch in pekuniärer Beziehung für Schiller erfreulicherweise sehr lohnend. Seiner Witte schenkte die Herzogin Luise von Weimar ein silbernes Kaffeeservice. Im Juli kam der König und die Königin von Preußen nach Weimar, um den Wallenstein aufführen zu sehen. Schiller wurde der Königin Luise vorgestellt, und erzählte nachher, wie sehr er durch das freundliche Benehmen der unvergeßlichen Frau erquickt worden sei, und mit wieviel Geist und Gemüth sie sich in den Sinn seiner Dichtung vertieft habe.

„Es wehte ein höherer Geist in der ersten Vorstellung Wallenstein's, der sich aus dem kleinen Weimar durch ganz Deutschland verbreitete“ — so erzählte Karoline von Wolzogen. Dieses Wort ist sehr treffend, und es weist genau auf die Richtung hin, in welcher wir die eigentliche Wirksamkeit der Schiller'schen Dramen zu suchen haben. Wir erinnern an die Vorrede zu den Räubern, in welcher schon damals der Jüngling ein so bedeutendes Gewicht auf die moralische Seite seines Werkes legte. Man hat über solche Äußerungen Schiller's die Achseln gezuckt, und sich Mühe gegeben zu beweisen, daß Schiller's eigentliche Meinung in solchen Worten nicht enthalten gewesen sei. Ein solches Verfahren kann nur da stattfinden, wo man den eigentlichen Kern des Schiller'schen Wesens gänzlich verkennt. Gerade dieses heldenmüthige Eintreten für jede große und edle Idee ist der tiefste Lebensnerv, und zugleich die Ursache der völlig spiellofen Wirkung der Schiller'schen Dichtung. Diese Seite unseres großen Dichters hatte David Friedrich Strauß im Auge, als er das schöne Wort sprach: „Soviel die Kritik auch daran anzusetzen haben mag, Schiller's Dramen werden doch ewig der Quell bleiben, in dem das deutsche Volk sich verjüngt.“ Schiller's Ideenwelt ist eine so hinreißend großartige, daß durch sie der Leser von Gefäß wie im Fluge über alle jene Stellen hinweggeführt wird, bei welchen der laune Kritiker sich zum Kopfschütteln verpflichtet glaubt.

Und wie ungerecht, wie erbärmlich und geradezu verständnißlos ist diese Kritik so vielfach gewesen! Ist nicht schon Goethe mit edlem Unwillen dem Unverstande einer gewissen Schule entgegen getreten! Und doch schweigen diese

Stimmen immer noch nicht, wemgleich das deutsche Volk durch seine große Liebe gerade für Schiller immer wieder von neuem beweist, daß es von solchen absprechenden, kurzfristigen Kritiken nichts wissen will. Die Zukunft wird anders reden. „Um Shakespeare“ — so sagt Gerwinus V, 439 — „war bald nach seinem Tode derselbe Zwist, wie bei uns um Schiller; jetzt ist das, was man ihm damals zum Laster machte, so in Eins mit seinen Tugenden zusammengedrückt, daß es als trivial gilt, nur noch ein bedeutendes Wort darüber zu verlieren. So mag es auch mit unseren Dichtern kommen, und dann wird man das Fehlerhafte der Schiller'schen Werke aus anderen Gesichtspunkten ansehen.“

Wenn diese Zeit gekommen sein wird, dann werden unsere großen Dichter auch auf unseren Schulen eine andere Behandlungsweise erfahren. Man wird ihnen dann mehr Zeit und mehr Liebe widmen, als jetzt, wo man meist nur einige schläfrige Nachmittagsstunden für sie übrig hat, und ganz besonders darauf auszugehen scheint, dem warmen jugendlichen Herzen jene Operation begreiflich zu machen, die Göthe in seinem Gedichte „Dilettant und Kritiker“ so anschaulich beschrieben hat.

Wollte man die Seite der Schiller'schen Dichtung, die wir andeuteten, erschöpfend erklären, so könnte man damit allein ein umfangreiches Werk füllen. So verdienstlich eine solche Arbeit auch sein würde, so kann es an dieser Stelle doch nicht unser Zweck sein, einen Versuch, sie zu lösen, anzustellen; ganz davon abgesehen, daß schon der Raum verbietet, mehr als einzelne Bemerkungen zu geben. Wer das wenige vergleicht, was wir über Göthe's Hermann und Dorothea agten (S. 284 — 297), der wird leicht erkennen, nach welchem Ziele wir streben. —

Als Schiller die Pissolomini vollendet hatte, schrieb Göthe ihm mit Bezug auf das ganze Werk: „Sie werden selbst erst finden, wenn Sie diese Sache hinter sich haben, was für Sie gewonnen ist. Ich sehe es als etwas Unendliches an.“ Schiller war sich selbst sehr wohl bewußt, welche unendliche Arbeit er auf den Wallenstein hatte wenden müssen, doch eben so sehr fühlte er auch, wie sehr dieses Drama ihn gefördert hatte. Im dramatischen Fache war er nun so heimisch und seiner Kraft sich so sehr bewußt, daß er beschloß die nächsten sechs Jahre ausschließlich darauf zu verwenden. Er würde dem Drama noch mehr Zeit gewidmet haben, hätte der Tod ihn nicht mitten aus seiner rastlosen, großen Thätigkeit weggerissen.

Sechs Wochen verstrichen nach der Vollendung des Wallenstein, ehe Schiller sich einem neuen Stoffe zuwenden konnte. Diese Zeit war ihm unerträglich, und sein Leben ging erst dann wieder den ruhigen Gang, als er sich in der Mitte des Mai für die Bearbeitung der Maria Stuart entschied. Ganz neu war ihm dieses Thema nicht; Reinwald bezeugt, daß der erste Akt bereits Bauerbach entworfen war. Der neue Plan war im Laufe weniger Wochen zu Reine gebracht, denn schon am 4. Juni 1799 schrieb Schiller an Göthe: „Ich habe heute dieses Opus mit Lust und Freude begonnen, und hoffe in diesem Monate schon einen ziemlichen Theil der Exposition zurückzulegen.“

Maria Stuart entstand unter dem steten Einflusse von Lessing's Dramaturgie, wie Schiller in dem eben genannten Briefe bezeugt. Schade, daß er sie nicht

früher gelesen und nicht eingehender studirt hatte. Aber die Früchte dieses Studiums zeigten sich in allen seinen folgenden Werken. In seinem Gartenpauke ward die Arbeit, da seine Gesundheit sich recht gut hielt, rasch gefördert; in den letzten Tagen des August war der zweite Akt fertig. Dann wurde die Arbeit durch mancherlei Umstände längere Zeit unterbrochen.

Schon seit dem Beginn seiner Freundschaft mit Göthe hatte Schiller den Wunsch gehegt, in Weimar zu wohnen, und als er sich nun mit voller Kraft dem Drama wieder hingab, da fühlte er sehr lebhaft, daß die stete Ansehbarkeit der Weimarischen Bühne seine Arbeit bedeutend fördern würde. Da er am 1. August im Beginn des Jahres 1799 den Wunsch aussprach, Schiller möge öfter und auf längere Zeit nach Weimar kommen, so wandte Schiller sich im Sommer desselben Jahres an den Herzog, theilte ihm sein Vorhaben mit und bat ihn, mit Rücksicht auf den theuern Aufenthalt in der Residenz den Gehalt zu vermehren. Der vortreffliche Fürst antwortete in sehr zuvorkommender Weise, und schrieb ihm, daß Schiller's Absicht ihm sehr erwünscht sei und er ihm gern von Michaelis ob eine jährliche Zulage von 200 Thaler bewillige. In seinem Schreiben sprach er die Worte aus: „Was auf die Gessellschaft wirken soll, bildet sich gewiß auch besser, wenn man mit mehreren Menschen umgeht, als wenn man sich isolirt.“ Die Herzogin Luise, Schiller's besondern Gönnerin, bezeugte über seine Absicht, überzusiedeln, herzlichste Freude.

Den Umzug hätte Schiller schon im Herbst angetreten, wenn er nicht erst die Entbindung seiner Frau hätte abwarten wollen. Sie erfolgte am 11. October und die kleine Karoline hätte der Mutter beinahe das Leben gekostet. Der wenige Tage nach der Niederkunft zeigte sich ein Nervenfieber, das die Wöchnerin an den Rand des Grabes brachte. Zehn Tage lag die Kranke ohne Bewußtsein in den heftigsten Fantasien; ihr Zustand war für den Gatten schrecklich: eine Nacht um die andere wachte er, und am Tage kam er nicht von seiner Bette, denn sie wollte niemand als ihn und ihre Mutter um sich dulden; letztere wurde durch ihre Ruhe und Besonnenheit für Schiller ein großer Trost. Bis zum 19. November dauerten die Fantasien der Kranken fort, dann erst begann eine nachhaltige Besserung einzutreten. In der Pflege für die Kranke war die brave Hauswirthin, Frau Griesbach, unermüdblich gewesen und Göthe zeigte die größte Theilnahme. „Unsere Zustände“ — so schrieb er an Schiller — „sind so innig verwebt, daß ich das was Ihnen begegnet an mir selbst fühle.“

Die letzten Wochen des November ließen die Genesung so unerwartet voranschreiten, daß man an die Uebersiedlung nach Weimar nun ernstlich denken konnte. Charlotte von Kalb, welche um diese Zeit die Residenz Carl August's verließ, räumte ihre Wohnung für Schiller ein, und Frau von Stein lud die Genesene zu sich auf die ersten Tage ein, bis die neue Wohnung völlig eingerichtet sei. Am 3. Dezember 1799 fuhr Schiller mit seiner Familie nach Weimar hinüber. Da seine Frau die Reise sehr gut überstand und auch in Weimar sich anhaltend wohl fühlte, so konnte Schiller nun mit leichterm Herzen der Zukunft entgegensehen.

Er ging wieder an seine begonnene Arbeit. Aber schon im Februar warf ihn ein so furchtbarer Anfall seiner Krankheit darnieder, daß er noch nicht

Wochen nachher nur mit zitternder Hand schreiben konnte. Dennoch waren zu Ende des März 1800 die vier ersten Akte vollendet. Vor dem fünften Aufzuge blieb er eine Zeitlang stehen, da er wie er sagte, dazu einer eigenen Stimmung bedürfe. Sehr willkommen war es ihm, als der Herzog ihm anbot, einige Wochen auf dem in der Waldeinsamkeit gelegenen Schlosse Ettersburg zuzubringen. Im Mai ging er mit seinem Bedienten dahin und vollendete dort den letzten Akt. Dann kam er nach Weimar zurück, leitete selbst die Proben, und am 14. Juni 1800 wurde Maria Stuart gespielt, „mit einem Erfolg,“ schrieb Schiller an Körner, „wie ich ihn nur wünschen konnte.“ Die Studenten waren in Scharen von Jena herübergekommen.

Auch die Marie Stuart Schiller's ist in erster Linie nicht historisches Drama, sondern rein menschliche Motive waren es, welche die Grundlinien dieses Trauerspiels gestalteten. Die sogenannten Verflüche gegen die Geschichte, welche Schiller's Drama enthält, haben englische Kritiker mit großer Genauigkeit abgezählt; sie bemerken auch mit Nachdruck, daß ganz besonders die Szene der Begegnung zwischen Elisabeth und Maria unhistorisch sei. Für den Kunstwerth des Stückes haben diese Bemerkungen nicht die mindeste Wichtigkeit, und jener Auftritt, den Schiller erfand, ist vortrefflich geeignet, uns in die Tiefe der Ideen, welche den Dichter trieben, hinein zu führen. Der wirkliche historische Verlauf der Lebensschicksale der beiden Königinnen und ihrer Feindschaft, so wie der näheren und entfernteren politischen Motive hat für uns Deutsche entschieden weniger Interesse, als vom allgemein menschlichen Standpunkte aus betrachtet das Schauspiel des Leidens und des furchtbaren Schicksals der schönen Königin, deren Schuld niemand läugnen wird, die aber nur ein Herz von Stein verdammen kann, besonders dieser Elisabeth gegenüber, die, abgesehen von dem was sie als Regentin wirklich Großes leistete, in ihrem Privatleben moralisch ganz gewiß nicht über der katholischen Maria stand. Selbst der strenge Historiker zeichnet auf, daß nicht politische Nothwendigkeit, nicht strafwürdige Unstittlichkeit, sondern allein die persönlichen Beweggründe der Elisabeth, Reid und Rachsucht, es waren, welche die Maria aufs Blutgerüst führten. Von diesem Standpunkte aus erfaßte Schiller seinen Stoff, diesen Gedanken führte er durch, ihn vor allen motivirte er, und seine Arbeit ist eine sehr vortreffliche geworden. Sobald man von dieser Voraussetzung ausgeht, wird man den Bau des Dramas ebenmäßig und höchst wirksam, und seine Ausführung in jeder Weise passend finden. Das ganze aber wird als ein Werk erscheinen, welches sich hoch über jedes Sonderinteresse erhebt, und eines Genossen des großen Kant, eines Freundes des Dichters der Ifigenie würdig ist. Der Vorwurf, daß Schiller durch die Gestalt der Maria ungerechterweise den Katholizismus habe begünstigen wollen, ist eine wahrhaft kindische Bemerkung, und ein trauriger Beweis, wie oberflächlich und wie egoistisch man in Deutschland die Dramen betrachtet, welche das Ausland als den Gipfel deutschen Dichterruhmes nennt. Hoffentlich wird, wie manches Aehnliche, ein solches Verfahren keinen Platz mehr in dem Reiche finden, das Kaiser Wilhelm der Siegreiche am 18. Januar 1871 gründete. —

Als Schiller nach Weimar übersiedelte, trat er in ein näheres Verhältnis zu dem Theater und zu den Schauspielern. Es war eine schwierige Aufgabe,

nicht bei dem reizbaren Volk der Rimen, nicht bei dem Herzog und nicht bei dem Intendanten Göthe anzustößen, und dabei doch eine freie Stellung und einen nachhaltigen Einfluß zu bewahren. Schiller's Klugheit, sein äußerst scharfer Blick für alle bestehenden Verhältnisse und seine Selbsterläugnung zeigen sich hier im hellsten Lichte. Bei den Schauspielern gewann er große Liebe und Abhänglichkeit durch die freundschaftliche Art, wie er sie behandelte. Er lud sie zu sich ein, las ihnen seine Stücke vor und übte oft die Rollen, nicht allein für seine eigenen Dramen, mit ihnen ein.

Der Herzog Karl August beschäftigte sich bekanntlich sehr viel mit der Bühne, und auch mit einzelnen Mitgliedern des Personals. Er hatte eine Vorliebe für das französische Drama, und sah es sehr gern, wenn dieser Vorliebe Rechnung getragen wurde. Aus diesem Umstande ist die Entstehung einiger Bearbeitungen fremdländischer Stücke durch Schiller's Hand zu erklären. Nur hat dem Dichter Unrecht gethan, wenn man Stücke wie Turandot, Fädra u. s. allein auf Rechnung seiner Neigung schrieb. Hätte er allen Winken und Wünschen — denen er unmöglich immer ausweichen konnte — folgen wollen, so wäre die Zahl dieser Bearbeitungen wohl noch größer geworden.

Im Winter von 1799 auf 1800 bearbeitete Schiller auch ein Shakespeare'sches Stück, den *Marbeth*, der ihm schon seit längerer Zeit lieb war. Es bekundet den energischen Fleiß des Dichters, daß neben der Maria Stuart mit trotz der vielen Unterbrechungen durch Krankheit auch dieses Stück bereits am 14. Mai 1800 aufgeführt werden konnte. Körner, der in seinen Ansprüchen gegen Schiller stets besonders streng war, urtheilte über Schiller's Arbeit: „Für dem Geiste des Originals kann man kein lebendigeres Bild erhalten, als durch diese Behandlung.“ Das Stück wurde 1800 bei Kotta gedruckt, und in demselben Jahre wurde, trotz eines Nachdrucks, schon eine zweite Auflage nötig. Zur Einführung Shakespeare's in Deutschland hat dieses Stück sehr viel beigetragen.

Der Aufführung der Maria Stuart folgte der Angriff einer neuen Arbeit an dem Fuße. Es war die Jungfrau von Orleans. In den letzten Tagen des Juli war der Plan schon ziemlich gestaltet. Um dieses Drama allen Anforderungen gerecht werden zu lassen, machte Schiller vielfache Studien. Körner sandte ihm Schriften über das Hexenwesen und die Hexenprozesse, über welche Schiller sein Urtheil mit den Worten aussprach: „Es ist derselbe Fall wie mit der Astrologie; man erstaunt, wie platt und gemein diese Fragen sind, womit sich die Menschen so lange beschäftigen konnten.“ Im August suchte er sich mit der Troubadours bekannt zu machen, und im folgenden Monat erbat er sich von Göthe Hermann's griechische Metrik, um sich über die Natur des Trimeter's aufzuklären. Die Früchte dieser Studien liegen in dem Drama offen zu Tage. Eine Unterbrechung war die Sorge um Göthe, der im Januar 1801 lebensgefährlich erkrankte*). Im März begab Schiller sich in sein einsames Gartenhaus in Jena, da er in Weimar in einer sehr geräuschvollen Straße wohnte.

*) Vergl. S. 308.

Am 1. April kehrte er nach Weimar zurück, und am 7. April konnte er die vier ersten Akte an den Buchhändler Unger in Berlin absenden, dem er das Drama für 500 Thaler Gold verkauft hatte. Am 15. April 1801 wurde das Ganze beendet *).

An eine Aufführung in Weimar war vorerst nicht zu denken. Karl August war gegen die Ausführung dieses Themas zuerst sehr eingenommen, und als Schiller sein Stück beendet hatte, schrieb der Herzog an Frau von Wolzogen, er höre mit Schrecken, daß Schiller die Pucelle d'Orléans wirklich geschrieben habe. Als er das herrliche Stück gelesen, wurde seine Meinung freilich eine ganz andere, aber zur Aufführung, meinte er, eigne es sich doch nicht. Schiller war klug genug, diesem Urtheil des Fürsten unbedingt beizustimmen. In der That konnte damals das Stück in Weimar nicht gegeben werden. Die Hauptrolle hätte nur Karoline Jagemann übernehmen können — sie wurde bekanntlich später unter dem Namen Frau von Hengendorf in den Adelsstand erhoben — und Karoline sah sich gerade damals veranlaßt, eine längere Reise zu unternehmen. Nach ihrer Rückkehr war jedes Hinderniß zur Uebernahme der Rolle beseitigt, aber Schiller wartete doch bis zum 23. April 1803, ehe er das Stück in Weimar zur Aufführung brachte, und ließ dann die Jungfrau lieber von der jungen Amalie Malcolmi spielen. In Berlin wurde das schöne Drama am 23. November 1801 durch Pfiffand auf die Bühne gebracht; der Beifall war unendlich. Gedruckt erschien es 1802, und erlebte in demselben Jahre drei Auflagen. Der Kuriosität wegen sei erwähnt, daß Friedrich Schlegel ein verdienstliches Werk gethan zu haben vermeinte, als er dem Drama Schiller's 1802 eine Geschichte der Jungfrau nach den historischen Quellen entgegen zu setzen versuchte.

Was wir von der Maria Stuart sagten, gilt in eben demselben Maße von der Jungfrau von Orleans. Das rein menschliche Interesse in ihr überwiegt das historische. Der Dichter wies prophetisch auf sein eigenes Vaterland hin, als er die großen Kämpfe schilderte, in denen Frankreich, in Parteien zersplittert, sich selbst zerfleischte und eine Beute des Feindes wurde, bis die begeistertste Vaterlandsliebe unwiderstehlich die hadernden Parteien zusammenschmolz, den Feind vertrieb und das Vaterland befreite. Die Episode der Liebe Johanna's zu Lionel ist allerdings kein Vorzug des Drama's, und läßt sich von keiner Seite genügend motiviren, denn nicht alles, was möglich oder begreiflich ist, wird dadurch auch dramatisch verwendbar. Aber diese Liebe ist immerhin nur Lebenssache, und thut dem Ganzen nicht mehr Eintrag, als Max und Thekla dem Wallenstein. Körner und Göthe urtheilten mit hoher Bewunderung von er Jungfrau **).

Diesem Drama folgten mancherlei Pläne, von denen jedoch nicht sogleich einer ausgeführt wurde. Schiller dachte an die Malteser, an Warbeck und an die Draut von Messina. Als Befräftigung der Wichtigkeit des Standpunktes, von welchem wir Schiller's Dramen betrachteten, möge hier ein Wort des

*) Schiller-Göthe II, 341. Nr. 812.

***) Schiller-Körner IV, 214, 219; 217. Schiller-Göthe II, 342, Nr. 813.

Dichters in einem Briefe an Körner vom 13. Mai 1801 stehen; er sagt da selbst über den Warbed: „Diese Tragödie ist schwer zu behandeln, da der Held des Stückes ein Verräther ist, und ich möchte auch nicht den kleinsten Knoten im Moralischen zurücklassen“.

Im Sommer des Jahres 1801 machte Schiller Pläne zu einer größeren Reise, die seinen Geist zerstreuen und seine Gesundheit kräftigen sollte. Er gedachte an die Ostsee zu reisen, in Dobberan das Seebad zu gebrauchen, und über Berlin und Dresden heimzukehren. In beiden Städten wollte er sich aufhalten. Von Berlin erwartete er nicht viel Vergnügen, es war ihm dort nur um neue Anschauungen zu thun. Doch mancherlei Rücksichten bestimmten ihn, die weitere Reise einzuschränken und nur nach Dresden zu gehen.

Karoline von Wolzogen ging um einige Tage voraus, Schillers warteten auf eine Begegnung mit Humboldt ab, und trafen am 9. August 1801 in Dresden ein. Körner war hoch erfreut, er räumte dem Freunde sein Gartenhaus an; beide fanden, daß sie sich nur zu sehen brauchten, um den herzlichen Bund früherer Zeiten im Augenblick wieder herzustellen. Die schöne Umgebung, in der Körner's Weinberg lag, und so manche liebe Jugenderinnerung, welche diese Stätte umwehte, erquickte des Dichters Herz. In dem kleinen Gartensaale, in dem so manche Szene des Don Carlos entstanden war, sprach Schiller mit den Vertrauten mehrfach über seine Pläne, von denen die Brant von Messina ihr damals am meisten beschäftigte. Durch den Verkehr mit Göthe war Schiller's Kunstanschauung gereift; mit regem Interesse verweilte er diesmal unter der Kunstschätzen Dresdens, besonders der Saal der Antiken zog ihn immer wieder an. Mit Wehmuth schied er am 15. September von der herrlichen Stadt; er schien es zu ahnen, daß er diesen Ort nicht wiedersehen würde. Körner begleitete ihn nach Leipzig, auch der Buchhändler Göschen wurde auf seinem Gute Hohenstadt besucht.

In Leipzig besuchten die Freunde das Theater; die Sekondasche Gesellschaft gab am 17. September die Jungfrau von Orleans. Als nach dem ersten Aufzuge der Vorhang fiel, erscholl aus dem gedrängt vollen Hause der allgemeine stürmische Ruf: „Es lebe Friedrich Schiller!“ Nach Beendigung der Vorstellung drängte und stürzte alles eiligst aus dem Hause, um Schiller in der Nähe zu sehen. Als aber die hohe Leidensgestalt unter die stürmisch bewegte Menge trat, wurde plötzlich eine tiefe Stille, die Anwesenden entblößten ihre Häupter und traten ehrfurchtsvoll aneinander, und mit bewegten Herzen und Augen sahen sie den Dichter durch die lange Reihe dahinschreiten.

Körner blieb nach Schiller's Abreise noch einige Tage in Leipzig zurück; am 25. September schrieb er dem Freunde die schönen Worte: „Ich kann mich noch nicht recht wieder daran gewöhnen, daß ich Dich entbehren muß, aber ein schöner Nachhall ist von unserm jetzigen Zusammensein zurückgeblieben. Dein Bild steht lebendiger vor mir, und ich weide mich an der Gesundheit und Kraftfülle Deines Geistes. Deine herrschende Stimmung ist unbefangen und heiter, und immer vorwärts strebst Du auf Deiner Bahn. Nur Dein Körper könnte Deine Thätigkeit beschränken, aber auch für diesen habe ich jetzt weniger Besorgnisse. Deine äußeren Verhältnisse sind in vielem Betracht günstiger, und

müssen noch günstiger werden. So erscheint mir Deine Existenz, und indem ich sie mir aneigne, fühle ich die meinige bereichert und verschönert.“ —

Auch nach der Rückkehr von der Reise konnte Schiller nicht sogleich die Stimmung zur Ausführung einer größeren Arbeit gewinnen; er bearbeitete daher die *Lurandot* des vortrefflichen italienischen Lustspiel dichters Carlo Gozzi; am 27. Dezember 1801 war sie vollendet. In demselben Monate wurden Schiller's Frau und seine beiden Knaben heftig von den Masern ergriffen, welche damals in Weimar grassirten, und es mochte wohl eine Folge der „miserablen Situation“ sein, in der Schiller sich dadurch befand, daß er selbst am 2. Januar 1802 von einem heftigen Anfall hart angegriffen und geschwächt wurde. Ueber das Mittwochskränzchen und über den Versuch, die Freundschaft zwischen Schiller und Göthe zu zerreißen, den *Rosebue* im März vergeblich unternahm, haben wir S. 310 bis 312 gesprochen.

Schiller bedurfte ebensowohl als Göthe der möglichsten Ruhe bei der Arbeit. Ersterer wurde schon durch das Knarren der Wagenräder gestört. Seine Wohnung in Weimar lag an einer geräuschvollen Straße und hatte den Uebelstand, daß er sich nicht so isoliren konnte, wie es wünschenswerth war. Schiller hatte schon länger daran gedacht, sich ein eigenes Haus zu kaufen, und diesen Plan führte er im Februar 1802 aus. Ein Engländer Namens Mellish, der mit Schiller und besonders mit Göthe befreundet war, hatte sich an der sogenannten *Esplanade* ein mäßig großes, hübsches Haus gebaut, welches Schiller für einige tausend Thaler erwarb. Götschen lieferte durch das Honorar für eine neue Auflage des dreißigjährigen Krieges die Anzahlung, und ein *Dekonom* Weidner in *Oberroßla* gab 2000 Thaler auf Hypothek. Am 29. April 1802 konnte Schiller aus der lärmenden Stadt unter die Bäume seines Eigenthums flüchten. Aber die Reparaturen, die im Hause nöthig waren, brachten unendlichen Lärm, und waren erst im August ganz beendet. Schiller bewohnte die oberen Zimmer; er freute sich, daß sie Morgen- und Mittagssonne hatten und fand, daß ein rothseidener Vorhang vor dem Fenster neben seinem Arbeitstische belebend auf seine Stimmung wirkte.

Der Umzug in das neue Haus war leider von einer Trauerbotschaft begleitet. Schiller's Mutter hatte zu derselben Zeit, als ihr Sohn nach Weimar zog, ebenfalls ihren Wohnort verändert. Luise Schiller verheirathete sich in den letzten Wochen des Jahres 1799 an den Pfarrer Frankh in *Kleversulzbach* bei *Heilbronn*, und die Mutter zog mit dorthin. Die ländliche Stille und die reundliche Behandlung von Seiten ihres Schwiegersohns thaten dem Gemüth und der Gesundheit der Mutter wohl. Sie lebte recht zufrieden, bis sie im Anfange des Jahres 1802 auf einem Ausfluge nach *Stuttgart* erkrankte; Luise sollte sie sofort nach *Kleversulzbach* zurück. Schiller meinte, seine Mutter müsse eine genauere ärztliche Pflege gebracht werden; er schrieb an *Hoven* in *Ludwigsburg*, ersuchte ihn alles Nöthige zur Aufnahme seiner Mutter zu veranlassen, und bat dann dieselbe, sich nach *Ludwigsburg* bringen zu lassen. Die Mutter zog es vor, bei der Tochter zu bleiben; durch den Beweis von der Liebe des Sohnes wurde sie tief gerührt, sie schrieb ihm zurück: „Deine so große Liebe und Sorgfalt für mich wird Gott mit tausendfachem Segen lohnen. Ach so gibt

es keinen Sohn in der Welt mehr!" Schiller ließ nun durch Kotta die Schwester mit dem nöthigen Gelde zu einer sorgsamten Pflege reichlich versehen. Die Krankheit der Mutter nahm indefs immer mehr zu, sie hatte die heftigsten Schmerzen auszustehen, und fühlte selbst, daß ihre letzte Stunde nahte. Zwei Tage vor ihrem Hinscheiden ließ sie sich das Bild ihres Sohnes reichen und drückte es an ihr Herz; mit Thränen dankte sie Gott, daß er ihr so gute Kinder gegeben. Am 29. April 1802 schloß sie ein. Auf dem Friedhof in Pleversfulzbach ist ihr Grab; ihr Denkmal ist ein einfaches Kreuz, es trägt die Worte: „Schiller's Mutter.“

An Kristofine schrieb Schiller in jenen Tagen: „O liebe Schwester, so sind uns nun beide liebende Eltern entschlafen, und dieses älteste Band, das uns ans Leben fesselte, ist zerrissen! Es macht mich sehr traurig und ich fühle mich in der That verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Wesen umgeben sehe, und Euch, Ihr guten Schwestern, noch habe, zu denen ich in Rummel und Freude fliehen kann. O laß uns, da wir drei nun allein noch von dem väterlichen Haus übrig sind, uns desto näher an einander schließen! Vergiß nie, daß Du einen liebenden Bruder hast; ich erinnere mich lebhaft an die Tage unserer Jugend, wo wir uns noch alles waren. Das Leben hat unsere Schicksale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben.“

Es war eine schwere Zeit, und die sonnigen Tage des Friedens sollten so bald noch nicht kommen. Im Juni fand sich in Schiller's Familie ein böse Husten ein, der besonders den kleinen Ernst und den Vater mitnahm und der letztern jede ernste Thätigkeit unmöglich machte. „Es ruht ein wahrer Unflut über diesem Jahre,“ schrieb er an Körner, „daß alle Plagen abwechselnd an uns hereinstürmen, und uns nicht zur Besinnung kommen lassen.“

Um sich aufzurichten, las Schiller in diesem Sommer die gewaltigen Stücke des Aeschylus in der vortrefflichen Stollberg'schen Uebersetzung. Unter dieser Lektüre lehrte ihm sein poetischer Schöpfungstrieb zurück, und im September begann er eine neue Arbeit, die Braut von Messina. Ende Januar war das Werk vollendet; am 4. Februar 1803 las Schiller es in einer größeren Gesellschaft, in der sich auch der Herzog von Meiningen befand, vor und erwarb sich einer begeisterten Aufnahme. Dadurch ermutigt, brachte Schiller das Stück nachdem er den Chor zum größern Theil an einzelne Personen gegeben, am 19. März 1803 in Weimar auf die Bühne. Der Eindruck war ein so ungewöhnlich starker, daß man, was in Weimar ganz unerhört war, dem Dichter nach dem Stücke ein Vivat brachte. Göthe meinte, durch dieses herrliche Werk sei der theatralische Boden zu etwas Höherem eingeweiht worden. Im Juni wurde es in Berlin gegeben. Es machte den tiefsten, ehrwürdigsten Eindruck, und von den Chören sagte Pfaff: „Gott segne und erhalte sie und ihre ewig blühende Jugendfülle!“

In Schiller's Braut von Messina waltet der Geist der antiken Tragödie, so sehr sie in der Form sich auch von derselben unterscheidet. Die Dedicen tragödien des Sophokles sind auf denselben Grund gebaut, wie die Braut von Messina, nämlich auf den Gedanken, daß die höchsten moralischen Gesetze der Weltordnung bedingen, und daß das äußere Schicksal die Konsequenz die-

befehle ist. Auch Lessing's Emilia Galotti vertritt diesen Gedanken, Shalcespeare's Richard der Dritte gleichfalls. In der Braut von Messina ernten die Eltern wie die Kinder die Früchte dessen, was sie gesät, mit unerbittlicher Gerechtigkeit; nur die absichtliche Verkennung kann läugnen, daß der Schluß, das Ergebniß der Tragödie nicht aufs feinste und blündigste motivirt wäre. Die roßartige, ernste, man könnte sagen furchtbare Sittlichkeit Schiller's zeigt sich erade an diesem Stücke ganz hervorragend. Er stellt die Schuld gleichsam als in selbständiges Wesen dar, das, wenn es einmal erzeugt ist, seine Erzeuger selbst wider ihren Willen von Stufe zu Stufe hinabreißt und sie schließlich in en verschlingenden Abgrund stürzt. Diese Grundidee tritt mit gewaltigem Nachruck auch noch ausdrücklich an das Ende des Stückes mit den Worten:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Auch das Stück selbst gibt an vielen Stellen Sentenzen ähnlichen Sinnes. Die Idee ist eine so tiefe, sie gibt so sehr den Grund und die Bedingung für die Existenz des ganzen Menschengeschlechtes an, daß sie als ewig gültig in allen Zeiten und unter allen Verhältnissen dasteht; alle Menschlichkeit, aller Fortschritt baut auf ihr sich auf, Heidenthum und Christenthum und alle anderen Religionen ründen auf sie ihr Gebäude.

So gewaltig die Idee dieses Drama's, von so wunderbarer Schönheit, Höhe und Pracht ist die Sprache desselben; außer Göthe's Ifigenie kann sich aus unserer ganzen Literatur nichts ihr zur Seite stellen.

Wenn man die klägliche Kritik ansieht, die an diesem erhabenen Werke ihre Schmähungen versucht hat, so möchte man immer noch die Worte wiederholen, welche Körner im Jahre 1803 dem Dichter zurief: „Ein solches Gedicht wird nur mit unbefangener Seele und im gesundesten, kraftvollsten Zustande des Geistes genossen. Rechne nicht auf Beifall der jetzt lebenden Menge, aber auf dauernden Ruhm bei echten Kunstfreunden der künftigen Geschlechter.“ —

Erst nach der Darstellung der Braut von Messina willigte Schiller ein, die Jungfrau von Orleans aufzuführen zu lassen. Der Herzog erkannte sehr wohl das Zartgefühl, mit welchem der Dichter jede Beziehung des Fürsten zu schonen suchte, und er sann darauf, seinerseits auch für Schiller etwas zu thun. Er stellte in Wien den Antrag, Kaiser Franz der Andre möge den um die deutsche Sprache hochverdienten Schiller in des heiligen römischen Reichs Adelstand mildest erheben. Franz der Andre geruhte diesem Antrag zu willfahren, und im Herbst 1802 erhielt Schiller das Diplom, an dem das Gold und der rothe Sammet der Kapel nicht das Schlechteste war. Praktisch hatte die Erhebung in den Adelstand die Folge, daß Schiller mit seiner Familie nun Zutritt bei Hofe erlangte und dadurch die Erlaubniß erhielt, der Ehre wegen noch etliche sonst nicht geforderte Ausgaben bestreiten zu dürfen.

Im Mai des Jahres 1803 erhielt Herr von Schiller eine Einladung der preussischen Offiziere in Erfurt, einem Manöver beizuwohnen, das von preussischen und sächsischen Truppen ausgeführt wurde. Schiller machte zu Pferde die Uebung mit, und fand viel Vergnügen dabei. Die alten gebienten Stabsoffiziere waren ihm besonders anziehend. Im Sommer desselben Jahres verweilte er ohne seine

Familie einige Zeit in dem Badeorte Sauchstädt, wo die Weimarische Truppe seit 1802 in einem neugebauten Theater Sommervorstellungen zu geben pflegt. Ueber sein Leben daselbst mögen Briefe an seine Gattin uns etwas Näheres erzählen.

Sauchstädt, 4. Juli 1803. Der Theaterbote geht heute nach Weimar und ich kann Dir, liebes Herz, einige Nachricht von mir geben. Meine Herreise ist recht glücklich gewesen, und der Ort hat einen recht schönen Eindruck auf mich gemacht. Es ist für die Gesellschaft auf eine artige und anständige Weise gesorgt; auch fand ich's sehr volkreich und dabei ganz zwanglos, so daß ich mich in der Masse der Menschen recht gern mit fortbewege. Ich esse in dem großen Salon; er war bisher immer mit 100 und 120 Gästen besetzt, wobei es ich lustig hergeht. Es sind viele sächsische, auch einige preussische Offiziere hier und viele Damen, worunter es auch recht hübsche Gesichter gibt. Alle Abende nach dem Souper getanzt und den ganzen Tag gebuddelt. Der Prinz von Württemberg ist gestern angekommen, und seit er hier ist, waren wir immer beisammen; er ist gar artig und behaglich, und es scheint ihm zu gefallen, daß er sich in der Masse verlieren kann und gar nicht auf ihn reflektirt wird. Die Braut von Messina ist gestern gegeben worden, bei sehr vielen Zuschauern; aber es war eine drückende Gewitterluft, und ich habe mich weit hinweggewandt. Dabei erlebte ich den eigenen Zufall, daß während der Aufführung ein schweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerschläge und besonders der Regen so heftig schallte, daß eine Stunde lang man fast kein Wort der Schauspieler verstand, und die Handlung nur aus der Pantomime errathen mußte. Dennoch wurde es zu Ende gespielt, und unsere Schauspieler hielten sich noch ganz leidlich.

Man hat mir gestern nach dem Ball noch in später Nacht eine Musik gebracht, wobei viele Studenten aus Halle und Leipzig waren, so daß ich nicht recht habe ausschlafen können; auch des Morgens haben sie mich in Musik begriffen.

Küsse die lieben Narren recht herzlich von mir, und bleibe recht wohl; ich schreibe bald wieder.

6. Juli. Es gefällt mir bis jetzt noch recht wohl hier, obgleich der ganzliche Müßiggang mir etwas Ungewohntes ist und ich den Verlust der schönen Zeit bedauere. Aber dennoch sollen diese Tage nicht ganz verloren für mich sein, weil ich mich heiter gestimmt und auch gesünder fühle, und die Sehnsucht zum Arbeiten bei mir wächst. Gestern war kein Theater, und ich habe den Tag recht mit Nichtsthun zugebracht. Ich blieb von Mittagszeit bis Abends immer in der Gesellschaft; eine Anzahl junger Berliner, die hier sind, hat recht unterhaltende Gespräche veranlaßt.

Oft, liebes Herz, habe ich Deiner und der lieben Kinder gedacht, und sehr mich von Dir zu hören. Lebe wohl mit den lieben Kindern; herzlich umarm ich Euch alle.

8. Juli. Dank Dir, liebes Kind, für die guten Nachrichten, die Du mir gestern von Dir und den lieben Kindern gegeben. Zwölf oder vierzehn Tage hier zu bleiben, war mein längstes Ziel gleich am Anfang, und dabei beharr ich auch. Du kannst mich also ganz gewiß gegen Ausgang der nächsten Woche

wieder erwarten. Wenn ich von meinen Lieben getrennt sein soll, so muß wenigstens ein bedeutender Zweck dabei sein, aber dieser ist hier nicht, und ich würde auch einen längern Müßiggang nicht ertragen. Bis jetzt reut mich indeß kein Hiersein gar nicht. Ich habe mehr Vertrauen zu meiner Gesundheit bekommen und mich unter einer Masse fremder, gemischter Gesellschaft leicht erheitert gefühlt. Bleibe wohl, liebstes Herz, mit den guten Kindern; dem Karl anke ich für seinen Brief recht schön. —

Auf wiederholte Einladungen fuhr Schiller auf einen Tag nach Halle. Auch dort wurde ihm viel Ehre zu Theil, doch gefiel Halle ihm nicht. Als er wieder in Weimar war, schrieb er an Körner: „Die größte Ausbeute, die ich zurückerbracht habe, ist die Freude, wieder zu Hause zu sein.“

Ein Besuch des Königs von Schweden im September 1803 trug dem Dichter einen Brillantring für seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges ein.

Für die Universität Jena behielt Schiller stets ein lebhaftes Interesse. Er bemühte sich, wiewohl vergeblich, der Hochschule die berühmten Lehrer zu ersetzen, die ehrenvollen und vortheilhaften Ruf nach auswärts zu folgen nicht mehr hin konnten.

Im Spätsommer 1803 nahm Schiller wieder eine größere dramatische Arbeit in Angriff; er sann auf die Ausführung des Wilhelm Tell. Düstere Ahnungen begannen damals schon den Dichter zu ergreifen. Wilhelm von Humboldt hatte zu seinem tiefen Schmerz seinen ältesten hoffnungsvollen Knaben in Rom an einem Fieber verloren. Schiller theilte — er hatte diesen Knaben sehr lieb gehabt — den Verlust Humboldt's seinem Freunde Körner mit, und setzte hinzu: „Man wird unsicher an allem, was man zu besitzen glaubt, und fählt sich schmerzlich gezwungen, dabei an sich selbst zu denken.“

Auf das große Werk, das er unternahm, und auf seinen Muth zur Arbeit hatten solche Stimmungen indeß keinen Einfluß. Mit dem neuen Drama hatte er anfänglich viel zu ringen; seine Absicht, dem Stücke so viel als möglich lokale Färbung zu geben, machte vielerlei Studien nöthig. Wie groß der Stoff war, den er ergriffen, das fühlte Schiller selbst im Innersten, als er an Körner die Worte schrieb: „Wenn mir die Götter günstig sind, das auszuführen, was ich an Kopfe habe, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern.“ In seine Arbeit versenkte er sich so sehr, daß er sich um die übrige Welt fast gar nicht kümmerte. Das neue Jahr 1804 fand ihn in der emsigsten Arbeit. Mitten in diese hinein drängte sich eine interessante und doch nicht willkommene Unterbrechung.

Im Dezember 1803 kam Frau von Staël, begleitet von Benjamin Constant, nach Weimar. Von ihr schrieb Schiller an Körner: „Unter allen lebendigen Wesen, die mir noch vorgekommen, ist sie das beweglichste, streitfertigste und redseligste. Du kannst denken, wie eine solche ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Kultur stehende, aus einer ganz andern Welt zu uns hergeschleuderte Erscheinung mit unserm deutschen und vollends mit meinem Wesen kontrastiren muß. Die Poesie leitet sie mir beinahe ganz ab, und ich wundere mich, wie ich jetzt nur noch etwas machen kann. Ich sehe sie oft, und da ich mich noch dazu nicht mit Leichtigkeit im Französischen ausdrücke, so habe ich

wirklich harte Stunden.“ Ueber ihr geistiges Vermögen macht Schiller einige interessante Bemerkungen in seinem Briefe vom 21. Dezember 1803 an Göthe: es heißt daselbst: „In allem was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es trotz allen Redens. Aber ihr Naturel und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stille, wo sie untkommt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nie immer erkennen.“ — Das einzig Lästige, meinte Schiller, sei an der Französin die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man müsse sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können.

Göthe verhielt sich sehr kalt gegen sie, und Frau von Staël war auch von Göthe nicht sehr entzückt. Schiller dagegen imponirte ihr in hohem Grade, und gewann auch ihre Neigung. Als sie nach Schiller's frühem Tode wieder nach Weimar kam, weinte sie aufrichtige Thränen um ihn, und deshalb sei ihrer hier in Ehren gedacht.

Ungeachtet der vielfachen Störungen war der Tell am 19. Februar 1804 fertig geworden. Am 17. März wurde er in Weimar, und im Juli in Berlin aufgeführt, an beiden Orten mit unermesslichem Beifall. Gedruckt erschien er in demselben Jahre bei Kotta; zwei Auflagen im ersten Jahre genügten nicht der Nachfrage zu begegnen. Für die Bühne gab Schiller eine besondere Bearbeitung, in welcher der fünfte Aufzug weggelassen war *).

Schiller's Wilhelm Tell war sein Vermächtniß an sein Volk, seine Weisung, wohin Deutschland zu streben habe, und eine Prosezeiung für die Zukunft des Vaterlandes. Schiller's Geist, wie er aus diesem Werke spricht, hat mitgekämpft auf allen Schlachtfeldern, auf denen um Deutschlands Freiheit gerungen wurde, bei Leipzig und Waterloo, bei Röniggrätz und bei Sedan, und noch mehr in jenen Kämpfen, die noch härter sind als die blutigsten Schlachten: in den Kämpfen des Geistes um die maßvolle Freiheit und die ordnungsgemäße Selbstständigkeit. Auch eine Prosezeiung ist das Drama gewesen, und wir sind die Glücklichen, welche die Erfüllung erlebt, welche Deutschlands Einigung gesehen und seine Kaiserkrone von einem Geschlechte errungen geschaut haben, in dessen Händen sie eine sichere Bürgschaft für Deutschlands Größe und seine gesunde Entwicklung sein wird. Am Tell hat das deutsche Volk in den trübsten Tagen sich gestärkt und ausgerichtet, an ihm wird es immer mehr und mehr sich erfreuen, nun die Tage des leuchtenden Ruhmes angebrochen und die strahlende Sonne der Freude aufgegangen ist! Nur wenn wir die ganze Größe unseres

*) Schiller-Kürner IV, 379.

Dichters würdigen lernen, sind wir werth, ihn zu besitzen und ihn den unsrigen zu nennen. —

Schiller's Geist war noch in der Fülle seiner Kraft, als er den Tell beendigt hatte, im Demetrius wandte er sich sogleich einem neuen großen Werke zu; über sein Körper ging seiner Auflösung bereits mit starken Schritten entgegen, und Schiller selber fühlte das, wenn er von Zeit zu Zeit auch wohl wieder Hoffnung schöpfte, die aber immer nur von kurzer Dauer war. In den ersten Tagen des Jahres 1804 schrieb er an Körner: „In dieser Zeit ist Herder gestorben und noch verschiedene Bekannte und Freunde, so daß wir wirklich recht traurige Betrachtungen anstellen, und uns der Todesgedanken kaum erwehren können. Dinehin ist der Winter so ein düst'rer Gast, und enget einem das Herz.“

Wie er die Zukunft der Seinen sichern könne, wenn seine Sorge nicht mehr über sie wache, das war ein Gedanke, den der zärtliche Vater und treue Gatte damals oft verfolgte. Seine Verhältnisse sängen eben an, sich gründlich zu bessern; für die Aufführungen seiner Dramen erhielt er von jedem größeren Theater etwa hundert Thaler Gold, und Kotta zahlte für den Druck jedesmal tausend Thaler. Auch gab Dalberg, der nun Fürst geworden war, wenn auch kein festes Jahrgehalt, so doch ansehnliche Geschenke. Im Herbst 1804 konnte Schiller die letzte Schuld von seinem Hause abtragen, und auch die alte Rechnung mit Körner anfangen zu berichtigen. Aber bei dem theuern Leben in Weimar, bei dem gastfreien Hause, welches Schiller machte, ging sein Verdienst auch mit den laufenden Ausgaben fort, und er hätte doch so gern für die Kinder etwas zurückgelegt. Von einer Seite, wohin er schon früher ausgeschaut, schien ihm die Erfüllung dieses Wunsches zu winken, nämlich von der preussischen Hauptstadt her.

Iffland hatte wiederholt zu einer Reise nach Berlin gemahnt; im Frühjahr 1804 beschloß Schiller, sie auszuführen. Am 26. April machte er sich mit seiner Frau und seinen beiden Knaben auf den Weg, und kam am 1. Mai in Berlin an. Man zeigte ihm hohe Bewunderung, man suchte seinen Anblick auf der Straße und im Theater, ein Kreis von alten und neuen Verehrern umgab ihn, der Prinz Louis Ferdinand zog ihn zur Tafel, Iffland führte Maria Stuart, den Wallenstein, die Braut von Messina auf und gab in seiner herrlichen Gartenwohnung ein Essen. Auf Iffland's Vermittlung wurde Schiller durch den Kabinettsrath von Deyme aufgefordert, sich in Potsdam der königlichen Familie vorzustellen; dies geschah, als Schiller bereits vierzehn Tage in Berlin gewesen war. Am 17. Mai fuhr Schiller mit einem Hofrath Greichen nach Potsdam, wurde freundlich aufgenommen und, ohne daß er selbst etwas erwähnte*), wurde ihm die Eröffnung gemacht, der König von Preußen wünsche ihn in Berlin festzuhalten, er möge seine Bedingungen stellen.

Mit solchen Ausichten trat Schiller die Heimreise an. Seiner Frau hatte es in Berlin durchaus nicht gefallen; es kostete sie schweren Zwang, ihrem Gatten ihre Empfindung zu verbergen, und als sie die erste Bergspitze wieder sah, meinte sie fast vor Freude.

*) Schiller-Körner IV, 362.

Am 21. Mai 1804 kam Schiller wieder in Weimar an, und theilte dem Herzog freimüthig mit, wie seine Angelegenheiten standen; er fügte hinzu, daß er gern in Weimar bleiben würde, wenn sein Gehalt erhöht werden könne. Karl August forderte den Dichter auf, seine Wünsche offen auszusprechen, und bewilligte auf Schiller's Bittē sofort eine Zulage von 400 Thaler, begleitet von dem freundlichsten Schreiben, in welchem es unter anderm auch hieß: „Es würde mir recht angenehm sein, wenn meine Idee realisirt würde, daß die Berliner beitragen müßten, Ihren Zustand zu verbessern, ohne dem unsrigen dadurch zu schaden.“

Nun sendete Schiller seine Antwort nach Berlin. Eine gänzliche Uebersiedlung von Weimar nach Berlin — so erklärte er in einem Briefe vom 14. Juni 1804 — könne er nur unter Bedingungen ausführen, welche zu stellen die Bescheidenheit ihm nicht erlaube. Indeß würde die großmüthige Absicht des Königs, seiner Geistesthätigkeit die günstigste äußere Lage zu sichern, schon durch einen jährlichen Aufenthalt von mehreren Monaten in Berlin und durch ein Jahrgehalt von zweitausend Thaler vollkommen erfüllt sein.

In Berlin hat noch nie ein großer Dichter oder Künstler seine bleibende Statt gefunden — so mancher auch danach strebte — wenn er nicht, wie etwa Kornelius, einen gefüllten Beutel mitbrachte. Klopstock, Lessing, Herder, Wielmann, Schiller strebten danach, in Berlin ihre Heimath zu gründen oder aus dem Reichthum dieser Stadt Förderung für die Sache zu erhalten, der sie dienten. Aber alle diese Vorkämpfer des Geistes wurden zurückgestoßen, Berlin hatte nichts für sie übrig. „Was hatte ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen?“ sagte Lessing mit bitterm Unwillen, als er sich nach Hamburg wandte. Auch in Bezug auf Schiller blieb die Metropole der Intelligenz sich selber treu, denn auf sein Schreiben vom 14. Juni 1804 hat der Dichter nie eine Antwort erhalten *).

So blieb Schiller denn in Weimar, zu Göthe's großer Freude. Nach Berlin wäre er, auch im Fall man ihn berufen hätte, nicht mehr gekommen, denn schon kündigte der Tag sich an, der die Pforten der ewigen Nacht für ihn aufthun sollte.

Im Juli sah Schiller einer neuen Vermehrung seiner Familie entgegen. Da die letzte Entbindung seiner Frau so schlimme Folgen gehabt hatte, und diese zu keinem Arzte solches Vertrauen hegte wie zu dem vielbewährten Dr. Starke in Jena, so beschloß man, Lotte solle ihre Niederkunft in Jena erwarten. Im Juli führte Schiller seine Frau dorthin, und blieb bei ihr. Bei einer Spazierfahrt durch das Dornburger Thal in kühler Abendluft zog er sich in Folge zu leichter Kleidung eine Erkältung zu, welche ihn unter den furchtbarsten Schmerzen der inneren Theile aufs Krankenlager warf, und seinen Zustand mehrere Tage sehr bedenklich erscheinen ließ. Während er nun in einem obern Zimmer so bitter leiden mußte und sich selbst noch mit dem Gedanken an

*) Was man in älteren Lebensbeschreibungen über glänzende Anerbietungen von Berlin aus liest, ist nicht richtig. Emil Pallaske hat II, 580 ff. die amtlichen Dokumente des preussischen Staatsarchivs veröffentlicht.

eine Lotte quälte, überstand diese leicht und glücklich die gefürchtete Stunde; am 25. Juli 1804 wurde die jüngste Tochter Emilie geboren, die nachmals die freifrau von Gleichen wurde. Das glückliche Ereigniß und der Anblick des Kindes erfreuten den Vater sehr und schienen sein Leiden ganz zu verbannen. Bei der Taufe der kleinen Emilie war Schiller sehr heiter.

Doch als man nach vier Wochen nach Weimar zurückkehrte, konnte Schiller keine Kraft gar nicht wieder gewinnen, auch die Lust zum Arbeiten fehlte gänzlich. Im September klagte er dem Freunde in wenigen matten Zeilen, es sei ihm auch der schwersten Krankheit nicht so übel zu Muth gewesen. Erst im Oktober ermann er wieder Glauben an seine Genesung, und auch zur Thätigkeit fand ich wieder Neigung und Vermögen. Er beschäftigte sich mit dem Demetrius und auch mit dem Warbeck. Die letzte Aufgabe, die er vollenden sollte, ward ihm aber durch eine äußere Veranlassung zugeführt.

In besonderer Sendung war Schiller's Schwager, Wilhelm von Wolzogen, nach Petersburg gegangen, um für den Erbprinzen von Weimar um die Hand einer russischen Prinzessin zu werben. Seine kluge Gewandtheit hatte einen günstigen Erfolg errungen, die Verlobung wurde in Petersburg gefeiert, und im November 1804 sah man der Ankunft der nunmehr vermählten Großfürstin entgegen. Der Ruf einer sehr liebenswürdigen Prinzessin ging ihr voraus; in Weimar rüstete alles sich zum festlichen Empfang. Göthe hatte die Stimmung nicht finden können, für die Kommende einen poetischen Gruß zu ersinnen; er wartete und wartete, und doch mußte er sich schließlich an den Freund mit der Bitte wenden, an seiner Stelle für das Theater etwas zu schaffen. In vier Tagen dichtete Schiller das herrliche Spiel: „Die Huldigung der Künste;“ am 12. November wurde es aufgeführt. Die Erbprinzessin vergoß Thränen der Wehmuth und der Freude, und viele Jahre nachher, als sie längst Großherzogin geworden, gedachte sie nicht allein gern an Schiller's herrliche Verse, sondern, was unendlich mehr war, sie richtete auch ihr Leben nach so manchem ein, was Schiller's Mund ihr zurief.

Die Feierlichkeiten währten zehn Tage, und Schiller wurde dabei von einem Catarrh befallen, der ihn sehr angriff und fast allen Lebensmuth in ihm ertödtete. Auch in seinem Hause sah es nicht heiter aus; bei der furchtbaren Kälte jenes Jahres wurden die Kinder krank, und zu allem kam noch eine erschütternde Bottschaft aus der Ferne. Am 24. Dezember 1804 starb Ferdinand Huber nach langen schweren Leiden des Körpers und des Geistes an der Auszehrung. Seine Verlobung mit Dora Stod war schon seit Jahren zurückgegangen, Huber hatte in Mainz Forster's Wittwe, Therese, kennen gelernt, dieselbe, welche Wilhelm von Humboldt eine Zeitlang für sein Ideal erklärte; ihretwegen brach Huber seiner Dora die Treue, er heirathete Therese Forster und ernährte sie und viele Kinder, auch des ersten Mannes, durch seine Feder. Die übermäßige Anstrengung riß ihn frühzeitig ins Grab. Bei der Nachricht von seinem Tode schrieb Schiller an Körner: „Huber's Tod wird Euch, so wie auch mich, sehr betroffen haben, und ich mag jetzt noch nicht gern daran denken. Wer hätte das erwartet, daß er uns zuerst verlassen müßte? Denn ob wir gleich außer Verbindung mit ihm waren, so lebte er doch nur für uns und war an

zu schöne Zeiten unseres Lebens gebunden, um uns je gleichgültig zu sein. Ich bin gewiß, daß Ihr jetzt auch sein großes Unrecht gegen Euch gelinder beurtheilt: er hat es gewiß tief empfunden und hart gebüßt.“ —

Seit dem Krankheitsanfall in Jena hatten Schiller's Kräfte in erschreckender Weise abgenommen. Seine Gesichtsfarbe fiel fast ins Graue, aber da sein geistiges Leben immer gleich stark und rege blieb, so ahnte seine Familie nicht, wie nahe das Scheiden sei. Göthe allein erkannte das drohende Verhängniß, er schwieg und sah mit dumpfer, schmerzlicher Trauer in die Zukunft.

Schiller war auf alles bedacht, was seinen Zustand zu erleichtern geeignet war. Von einem Freunde hatte er ein sicheres Pferd gekauft, und freute sich, es im Frühjahr besteigen zu können. Eine große Sehnsucht nach Reisen, nach mannichsamer Weltanschauung wandelte ihn oft an. Das Meer hätte er so gern gesehen; mit den Seinigen sprach er oft über den kürzesten Weg dorthin. Aus nach der Schweiz, nach der Heimath Tell's, zog ihn wiederholt sein Verlangen. Doch die Gewohnheit des stillen, ernstern Daseins, die Freude an seinen dichterischen Arbeiten gewann bald immer wieder die Oberhand. „Unser innerliches Leben“ — so erzählt Caroline von Wolzogen — „war im letzten Winter sehr reich. Eine unaussprechliche Milde durchdrang Schiller's ganzes Wesen und gab sich kund in all seinem Urtheilen und Empfinden; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm.“ Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit waren ihm in den letzten Monaten ein besonders anziehendes Studium.

Ueber den Unterricht und die Erziehung seiner Kinder wachte er mit großer Sorgfalt; den Knaben hielt er einen Hauslehrer. Auf seinem letzten Spaziergange im Park sagte er zur seiner Schwägerin: „Wenn ich nur noch so viel für die Kinder zuthun kann, daß sie vor Abhängigkeit geschützt sind, denn der Gedanke an eine solche ist mir unerträglich.“

In den letzten Tagen des Januar 1805 thaut das Eis auf. „Nun geht auch mein Herz und mein Denkvermögen wieder auf, welches beides in der harten Wintertagen ganz erstarrt war“ — so schrieb Schiller an Körner. Doch das Wohlbefinden war nur von kurzer Dauer. Von neuem stellten sich im Februar die Fieberanfalle ein, meist in der Nacht, die ihm furchtbar zusetzten. Der Stoß war so hart, daß er sich bis auf die Wurzeln erschüttert fühlte. Gleichwohl war seine erste Sorge nur die, den Seinigen die Größe seines Leidens zu verbergen.

Als er sich wieder der Genesung erfreuen konnte, war sein erster Ausgang zu Göthe, der selbst von einem sehr gefährlichen Anfall sich nur kaum erholt hatte und das Zimmer hüten mußte. Sie fielen sich in die Arme, als sie sich wiedersehen, und hielten sich fest umarmt; dann sprachen sie über ihre poetischen Beschäftigungen, und gedachten ihrer Krankheiten mit keinem Worte.

Von der ungemeynen Kraft seines Willens unterstützt, wandte Schiller sich noch einmal seinem Demetrius zu. Der April des Jahres 1805 verging leidlich; am 25. dieses Monats schrieb er seinen letzten Brief an den treuen Körner: noch immer hoffte er, wenigstens eine kurze Frist sei ihm noch gegeben; er schrieb: „Die bessere Jahreszeit läßt sich endlich auch bei uns fühlen und bringt wieder Muth und Stimmung; aber ich werde Mühe haben, die harten Stöße

seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum fünfzigsten Jahre aushält.“

Wenige Tage nachher meldete die tödliche Krankheit sich an.

Am 29. April ging Schiller zum letztenmal ins Theater. Göthe kam zu ihm, als er sein Haus verlassen wollte, und da jener sich noch nicht wieder wohl fühlte, ging er nicht mit ins Theater. Vor Schiller's Hausthür sagten die beiden Freunde sich das letzte Lebewohl.

Während der Vorstellung wurde Schiller in seiner Loge wieder vom Fieber befallen, doch hielt er noch bis zum Schluß des Stückes aus. Am 1. Mai schien das Leiden sich mildern zu wollen; es zeigte sich ein Katarrhalfieber, wie die Seinigen das bei ihm oft gesehen hatten. Er blieb auf seinem Zimmer, und empfing auch einige Freunde, unter ihnen den durchreisenden Kotta. Er selbst schien keine drohende Gefahr zu fürchten, und bis zum sechsten Tage blieb die Krankheit ohne alle Heftigkeit. Die ängstlichen Sorgen der Seinigen suchte er durch zuversichtlichen Trost zu beruhigen.

Am Abend des sechsten Tages fing er an, oft abgebrochen zu sprechen, doch seine Besinnung blieb, er ließ sich auch noch etwas vorlesen. Von da an wurde er immer stiller, er schlummerte oft, im Schlaf fantasierte er zuweilen. Am Abend des achten Mai trat Karoline an sein Bett und fragte ihn, wie es ihm ginge. Er drückte ihr die Hand und sagte: „Immer besser, immer hitziger.“ Dann verlangte er die Sonne zu sehen. Man öffnete den Vorhang, mit heiterm Blick schaute er in den schönen Abendstrahl, die Natur empfing seinen Scheidegruß.

In der folgenden Nacht sprach er viel von Demetrius; einigemal rief er Gott an, ihn vor einem langsamen Hinsterben zu bewahren.

Am Morgen des neunten Mai trat Besinnungslosigkeit ein; der Kranke sprach nur unzusammenhängende Worte, meist Latein. Um seine sinkenden Kräfte zu heben, ließ der Arzt ihn ein wenig Wein trinken; es war sein letzter Trunk. Seine Schmerzen schienen nicht sehr heftig zu sein. Die Seinigen kannte er nicht mehr.

Gegen drei Uhr Nachmittags begann die Mattigkeit des Todes, der Athem fing an zu stocken. Lotte kniete neben seinem Lager, sie wollte seinen gesunkenen Kopf in eine bequemere Lage bringen, er erkannte sie, mit verklärtem Blick lächelte er sie an und drückte ihr die Hand. Es war das letzte Zeichen seines Bewußtseins. Nach kurzer Ruhe zuckte es gewaltsam über seine Bänge, sein Haupt sank zurück, der ewige Schlummer goß seinen Frieden über ihn aus. —

Schiller's Gebeine ruhen jetzt in der Fürstengruft zu Weimar. Liebevoller weibliche Sorge, welche so manchen trüben Tag seines Lebens freundlich aufhellte, hat auch für seine letzte Ruhestatt einen sinnigen Schmuck erdacht; deutsche Frauen legten auf des Dichters Sarg einen silbernen Eichenkranz.

U n h a n g.

Uebersicht über die Geschichte der deutschen Schauspielkunst.

Unter allen Kulturvölkern der Erde scheint nur das griechische die große Bedeutung dramatischer Darstellungen erlannt zu haben; die Griechen allein wiesen der Schauspielkunst den Platz an, der ihr gehört und auf dem sie selbst gedeihen und gebührend wirken kann: sie fügten sie als einen Hauptfaktor ein in die Reihe der erziehenden und bildenden Mächte des Staatswesens. So wie der moderne Staat Kirche und Schule von Staatswegen schützt und unterhält, so ließ das griechische Gemeinwesen auch dem Schauspiel den Segen der öffentlichen Unterstützung angedeihen. Die Folgen dieses Verfahrens zeigten sich in den herrlichsten Früchten: Das Schauspiel war rein, groß und edel, und es vertrat mit durchschlagendem Erfolg die höchsten Interessen der menschlichen Gesellschaft. Unmittelbar an und in die gottesdienstlichen Handlungen ließ es sich einfügen, dem die Griechen begnügten sich nicht damit, dem Schauspiel eine Handvoll Geld hinzuwerfen, sondern sie brachten ihm ihre lebendigste Theilnahme, ihre tiefempfundene Ehrfurcht entgegen. Eine gleich hohe Stellung hat leider kein anderes Volk jemals der wichtigsten aller Künste später wieder angewiesen, und lediglich aus diesem Grunde hat das Schauspiel niemals wieder neben der Höhe der Kunst die sittliche Würde erreicht, welche im griechischen Alterthum ihm seine weltgeschichtliche Bedeutung gab.

Der Hang zu dramatischen Aufführungen — sei es im Großen oder im Kleinen — und die Lust an denselben ist einer der stärksten Triebe, welche die Natur in den Menschen gelegt. Die ersten Spuren geistigen Lebens, welche im Kinde sich zeigen, gehen auf Nachahmung dessen, was es sieht; wächst es heran, so spielt es Soldaten oder Räuber, Schule oder Vater und Mutter, und im reifen Alter scheint dieser Trieb erst recht lebendig zu werden; mit welcher Unbränngt die Welt sich zu allen öffentlichen Aufzügen, Manövern, Festen aller Art, ja sogar zu den gräßlichsten Auftritten, zu Hinrichtungen; der stumpf:

sünnigste, unter lebenslanger niederdrückender Handarbeit bei der schlechtesten Nahrung halb verthierete Bauer bleibt stehen und lacht die Künste der Taschenspieler und Gaukler an; selbst jene Unglücklichen, deren unmachteter Geist in den Irrenhäusern eine Zuflucht gefunden, zeigen Theilnahme für dramatische Aufführungen und übernehmen die Rollen oft mit leidenschaftlicher Lust und in korrekter Ausführung.

Kein Volk der Erde ist bekannt geworden, das nicht wenigstens Spuren dramatischen Sinnes gezeigt hätte; die Wilden haben ihre pantomimischen Tänze, sie beobachten bei der Wahl des Häuptlings, bei Bestattungen u. dgl. gewisse symbolische Feierlichkeiten. Bei jedem Volke aber, das auch nur die ersten Stufen der Kultur erfliegen, gewahren wir wenigstens die Anfänge einer eigenen dramatischen Kunst. Sie ist überall historisch nachgewiesen, nur bei den Juden war man bisher im Zweifel, die Unfehlbaren und ihre Schleppe läugneten sie schlechtweg. Diese Zweifel sind jetzt ebenfalls gelöst; auch die Juden hatten eine dramatische Kunst; es sind allerdings nur geringe Bruchstücke erhalten, aber sie genügen zu einem vollständigen Beweise. Es würde das Ziel unserer Darstellungen weit überschreiten, wenn wir auf diesen Punkt näher eingehen wollten; wir begnügen uns darauf hingedeutet zu haben, und verweisen auf Smald's bekannte „Geschichte des Volks Israel,“ und besonders auf die höchst interessante kleine Schrift: „Die ältesten Bühnendichtungen. Der Debora-Gesang und das Hohe Lied, dramatisch hergestellt von Friedrich Wöttger. Leipzig 1850.“

Bei dem deutschen Volke gehen die Spuren dramatischer Thätigkeit in graues Alterthum zurück *). Bei den großen Festen, die beim Beginn des neuen Jahres und zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche im Frühling und im Herbst gefeiert wurden, fanden sich Gebräuche mancherlei Art, von denen das Erscheinen verummelter Thiergestalten sich in einigen Gegenden Deutschlands bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Möglich ist es, daß zur Zeit der Römerherrschaft auf dem linken Rheinufer das römische Theater in Trier und anderen Orten einigen Einfluß auch auf den dramatischen Sinn der Deutschen geübt habe. In den Fastnachtspielen fand die Lust an der Darstellung in der späteren Zeit immer neue Nahrung, und die kristliche Kirche selbst leistete dem Schauspiel nachhaltigen und tiefgehenden Vorschub durch die Ausbildung der geistlichen Spiele.

Die frühe Einführung einer reichen und hochfeierlichen Liturgie in den kristlichen Gottesdienst war unabweisbares Bedürfniß, um den neu gewonnenen Bekennern das Schaugepränge des heidnischen Kultus auf eine edlere und ergreifendere Weise zu ersetzen. Noch heute wird in den Kirchen Syriens und Palästinas eine zwölfstündige Liturgie von Mitternacht bis Mittag gehalten. Am günstigsten waren für diese symbolisch-liturgischen Aufführungen die hohen Kirchenfeste. Zur Weihnachtszeit baute man in den Kirchen eine Grotte mit der Krippe auf, Engel und Hirten erschienen und hielten ihre Wechselgesänge, die Gemeinde antwortete im Chor. Bei der Feier des Osterfestes fehlte selbst in den kleinsten Kirchen nicht eine bildliche Darstellung der Auferstehung Christi. Das Fest der

*) Vergl. im ersten Bande unseres Werkes S. 34 ff.

unschuldigen Kindlein, der heiligen drei Könige u. a. waren für lebende Darstellungen sehr geeignet. Als die liturgischen Gottesdienste allmählig kürzer wurden, setzte man besondere Aufführungen an; in der Kirche wurde an bestimmten Festtagen eine Bühne aufgeschlagen, auf welcher die Geistlichen die betreffenden Begebenheiten der heiligen Geschichte darstellten. Man bezeichnete dieses gottesdienstliche Drama mit dem Namen *Mysterium*.

In den südlichen Theilen Europa's, in denen das römische Theater verbreitet und gern gepflegt war, verschmolz dieses unter dem mächtigen Einfluß der Geistlichkeit sehr bald gänzlich mit den geistlichen Aufführungen und übergebe denselben alle seine Mittel. Der Wechsel konnte um so leichter geschehen, da man sich bei dem liturgischen Gottesdienste und auch bei den dramatischen Vorstellungen in der Kirche immer nur der lateinischen Sprache bediente. In Deutschland trat jedoch bald eine gereimte Erklärung in der Landessprache unter den lateinischen Text. Dieser Gebrauch begünstigte die Erweiterung und die ständige Gestaltung der Darstellungen; besonders in den Klöstern schrieb man die Texte auf. Nach und nach wurden fast alle zur Aufführung geeignete Theile der heiligen Geschichte dramatisch eingerichtet; auch später entstandene Heiligengeschichten lieferten erwünschten Stoff. Ueberall war der eigentliche Text lateinisch, er wurde gesungen; die deutsche gereimte Erklärung wurde gesprochen. Wir geben ein kleines Beispiel aus einem Osterspiele, als Jesus die Fußwaschung vornimmt *):

Petrus.

cantat: Non lavabis mihi pedes in aeternum.
et dicat: Herr Meister, es soll nit sein
Daß du wäschest die Füße mein.

Jesus.

cantat: Si von lavero te, non habebis partem mecum.
dicat: Räffest du dir die Füße nit
Waschen hie zu dieser Zit,
So inhaßt du sicherlich
Keinen Theil an meinem Rich.

Der Ort für die Bühne in den Kirchen war der Raum unter dem Singschor. Auf diese Weise waren die Sänger unmittelbar bei der Hand, und die Gallerie des Chores gab einen trefflichen Platz für Erscheinungen von Engeln u. dgl. Ebenso konnte man von da den Stern der heiligen drei Könige, die Taube des heiligen Geistes dirigiren, und was sonst von mechanischen Vorrichtungen nöthig war, daselbst anbringen. Der Bühne gegenüber in der Tiefe des hohen Chores saß die höhere Geistlichkeit und weltliche Würdenträger mit ihren Frauen auf erhöhten Sitzen; dem Volk war das Schiff der Kirche angewiesen, bewaffnete Bürger hielten Ordnung.

Die Bühne in der Kirche wurde jedoch sehr bald für die Zahl der Darsteller, und die Kirche selbst für die Menge der Zuschauer zu klein; man war

*) Deubrient I, 23.

zenthigt, unter freiem Himmel eine besondere Bühne aufzuschlagen. Für die winterlichen Feste war das jedoch nicht statthaft, sie mußten nach wie vor in der Kirche bleiben; dies war ein Grund ihre Ausbildung zu hindern, und einen Ersatz dafür in der gesonderten häuslichen Feier zu suchen. Das Osterfest aber konnte man fast immer durch eine Feier unter freiem Himmel begehen. Was den winterlichen Feierlichkeiten durch die Ungunst der Umstände abging, am dem Frühlingsfest noch besonders zu Statten. Die Zahl der Darsteller für die Passionsgeschichte stieg allmählig auf mehrere Hunderte, die Geistlichen allein genügten dieser Zahl nicht mehr, sie mußten Laien zuziehen. Unter solchen Einwirkungen wurde der Charakter der geistlichen Spiele ein freierer; sie traten aus der engen Schablone heraus, das Personal wurde bunter, die Reden lebender, und mit dem Eintritt in die Öffentlichkeit und der Aufnahme der Laien als Darsteller fand auch der Volkshumor Gelegenheit, sich in die ernstesten Darstellungen einzudrängen. Das war abermals eine Erweiterung und ein Fortschritt der dramatischen Kunst.

Es versteht sich, daß mit der Ausbildung der Vorstellungen auch die Ansprüche an die Mittel der äußeren Darstellung gesteigert werden mußten. Vor allem war man also auf eine Vervollkommnung der Bühne bedacht. In Frankreich kam man auf den Einfall, die Bühne quer vor dem Ende einer Straße zu erbauen und die Straße dadurch zu versperren. Aus den Fenstern der anliegenden Häuser ließ sich dann bequem zuschauen. Der Bühne gegenüber errichtete man in einiger Entfernung eine erhöhte Gallerie und schloß durch sie den Zuschauerraum ab; das Parterre war also auf dem Straßenspflaster. Auch auf Höfen von Klöstern und andern geeigneten Gebäuden errichtete man in ähnlicher Weise Bühnen.

Ein solcher Aufbau zwischen Häuserreihen drängte den Bühnenraum eng zusammen; man verfaß daher die Bühne mit verschiedenen Stockwerken, und allmählig bildete sich auch für die ganz im Freien errichtete Bühne eine feste Gestalt aus. Man gab ihr drei Stockwerke, und gewann dadurch in dem untersten den Höllenraum, in dem mittleren das Reich der Menschen, und in dem obersten die Region des Himmels. Vor dieser Bühne lief in der ganzen Breite derselben noch ein Podium von mäßiger Tiefe hin. Die eigentliche Bühne wurde durch zwei gleichmäßig angebrachte Pfeiler gestützt, und dadurch jedes der drei Stockwerke wieder in drei neben einander liegende Räume getheilt. Der mittlere Raum des untersten Stockwerkes bildete den Zugang zur Hölle; er war durch eine Flügelthür oder auch durch einen künstlich dargestellten Höllenrachen geschlossen. Zu beiden Seiten des Höllenrachs liefen frei hervorspringende Treppen zum mittleren Stockwerke hinauf, und von da führte eine hinter dem Gerüste verborgene Treppe zum Himmelstraum empor. Auch wurden die Verbindungen zwischen den einzelnen Stockwerken wohl durch Flugwerke unterhalten, die sich durch Gegengewichte bewegten. An ihnen sah man die Engel und den Heiland auf und niedersteigen.

Diese Einrichtung der Bühne bot Gelegenheit zu den mannichfachsten Abwechslungen. Da dem Teufel dabei ein besonderes Reich zugetheilt war, welches sich für andere Persönlichkeiten nicht wohl verwenden ließ, so fand nun auch

die Gestalt des Teufels eine liebevolle Ausbildung. Felle von Wölfen, Schafen oder Hunden bildeten seine Kleidung, Thierköpfe mit fleischenden Zähnen und großen Hörnern, lange Schwänze und Aehnliches machten seinen besondern Zierrath aus. In Frankreich hatte man sogar besondere Teufelstücke, *diableries* genannt, in denen Schaaren von Teufeln auftraten, und weniger als vier Teufel konnten nicht wohl in einem Stücke vorkommen. In Frankreich erfand man auch die sogenannten *Moralitäten*, *Schaustücke*, in denen Tugenden und Laster, sittliche Zustände und Eigenschaften, ja sogar abstrakte Begriffe als allegorische Figuren in wunderlichem Gemisch mit wirklichen Personen auftraten.

Was nun die bestimmteren Nachrichten über einzelne Aufführungen anbetriß, so ist die älteste derselben die Erwähnung eines schönen Spieles der zehn Jungfrauen, deren fünf weise und fünf thöricht waren; es wurde am 26. April 1322 in Eisenach aufgeführt. In demselben Jahrhundert führten die Franziskaner des grauen Klosters in Berlin daselbst öffentlich geistliche Spiele auf. Im funfzehnten Jahrhundert wurden sie in Deutschland schon ziemlich allgemein.

Die Zeit der Aufführungen fiel nie in die Abendstunden, sondern meist auf den Nachmittag; auch wurde wohl der ganze Tag in Anspruch genommen, und nur für die Mahlzeiten entsprechende Pausen gemacht. In einzelnen Fällen führte man mehrere Tage hinter einander zusammengehörige Theile eines größeren Ganzen auf.

Die Zuschauer bezahlten einen mäßigen Eintrittspreis, die Gallerie, der Bühne gegenüber, kostete das Doppelte. Klöster und Fürsten machten zuweilen Stiftungen zu regelmäßigen Aufführungen. Das Theaterkostüm war in seiner Hauptbestandtheilen die herrschende Tracht der Zeit. Alle weiblichen Rollen wurden von Knaben oder jungen Männern gegeben. Auf den Reichthum der Kleidung legte man großen Werth, und wenn man bedenkt, daß öfter das Personal der *Mysterien* mit *Chören* und *Statisten* auf mehrere hundert Köpfe stieg, so ergibt sich daraus, mit welchen großen Kosten die Vorstellungen verbunden waren. Für die komischen und die Teufelrollen, die immer schon eine größere Gewandtheit und Uebung erforderten, bediente man sich gern der landstreichenden *Bossenreißer*.

Einen Vorhang hatte die *Mysterienbühne* nicht. Es war sogar Gebrauch, daß das gesammte aktive Personal schon vor Beginn der Darstellung vor der offenen Bühne saß oder stand. Sobald das Spiel beginnen sollte, wurden die Spieler auf das Gerüst geführt, im Halbkreise aufgestellt oder in Sessel gesetzt. Das Personal und die Zuschauer begannen dann feierlich zu singen: *Veni sancte spiritus*. Nun erschien ein Herold oder ein Heiliger, ermahnte zur Stille und leitete das Spiel ein; er übernahm auch, wo es nöthig war, die erzählenden Erklärungen zwischen zwei durch Zeit oder Ort von einander geschiedenen Auftritten.

Wir wollen nun eines solcher Spiele, eine Auferstehung Christi, in zusammenhängender Beschreibung hier folgen lassen *). Die Bühne ist die oben beschriebene dreitheilige.

*) Vergl. *Devrient* I, 67 ff.

In dem mittleren Rahmen der Erdenabtheilung der Emporbühne sehen wir die Grabeshöhle, in welcher der vom Kreuz abgenommene Leichnam des Erlösers ruht; Juden erscheinen mit den Wachen, die sie von Pilatus geholt, und stellen sie vor dem Grabe auf, schärfen ihnen durch Drohungen und verheißene Belohnungen Wachsamkeit ein, und entfernen sich dann wieder.

Die Wachen legen sich nieder und schlafen ein. Vom Himmelstraume schweben Engel hernieder, sie singen:

exsurge here obdormis domine u. s. w.

Dann spricht der eine:

Stant uff lyber here Got
Und erfülle dink vaters gebot!

Die Grabeshöhle thut sich auf, der entstandene Erlöser erscheint, er singt *resurrexi* und folgt den Engeln, die ihn die Treppe zur Hölle hinabführen. In diesem feierlichen Augenblicke fordert auch die Komik ihr Recht: Pilatus erscheint, weckt die ruhenden Wächter und schilt sie aus; diese beschuldigen sich untereinander und prügeln sich von der Bühne fort.

Jesuz ist indessen mit den Engeln unten vor der Pforte der Hölle angekommen. Sie pochen an:

tollite portas principes vestras
Ihr höllensfürsten, thut auf das thor
Der könig der ehren ist darvor!

Luzifer ahnt, was ihm nun begegnen soll, er ruft von innen:

Wer ist der könig lobelich
Der da stoß so gewaltiglich
Mir an mine höllenthor?
Er mochte wol bleiben darvor.

Mit gedämpfter Stimme erhebt sich der Chorgefang der Engel: *Dominus virtutum ipso est rex gloriae*. Luzifer sieht durch ein Fenster, das neben dem Höllenthor angebracht ist, und als er den erkennt, der vor seiner Thür Einlaß begehrt, da ruft er dem Satan mit fürchterlicher Stimme zu, den großen Riegel vor das Thor zu schieben. Aber auch die Seelen in der Hölle ahnen, wer da draußen steht, mit dem Engelschor mischt sich ihr leiser Gesang: *advenisti desiderabilis quem expectabamus in tehebris* — Du bist gekommen, du Ersehnter, deß wir harreten in der Finsterniß!

Der Heiland hebt sein Kreuzpanier auf, durch einen gewaltigen Stoß stürzt er die Höllentpforte zusammen. Die Teufel heulen vor Angst, Kristus aber ruft den Seelen in der Hölle zu:

Meine lieben, gehabet euch wohl!
Wenn ich euch erlösen soll
Hinnen von dieser pein,
Kommt hervor ihr lieben mein!

Bei diesen Worten des Erlösers erhebt der leise Gesang der Engel und der Seelen sich gewaltig zum allgemeinen Chor: Du bist gekommen, du Ersehnter!

Die Erzväter, die Propheten treten hervor und erkennen den Heiland — auf sein Geheiß bindet der Erzengel Michael den Höllenhund an — Jesus droht dem Luzifer, der zitternd zurückweicht, und tritt nun selbst in die Hölle. Die Thore derselben sind weit aufgethan, die Gestalten in ihr werden jetzt völlig sichtbar. Die Erwählten fährt Jesus mit sich heraus, die Verdammten weist er von sich:

Bleibet ihr verfluchten in der ewigen pein
Da sollt ihr ewig innen sein!

Die Verdammten singen miserere, die Erwählten stimmen den Gesang Jesu *nostra redemptio* an und ziehen zum Himmel hinauf; die Teufel schließen die Hüllensforten.

Doch eine der verdammten Seelen, die an dem Hölleleben nicht den mindesten Geschmack finden kann, schaut über die Thür der Hölle hinaus und ruft dem Erlöser nach:

Aue! Die Tüffel thun uns alzu weh,
Lieber Herr laß uns mit dir geh.

Ihren Anstrengungen gelingt es, die Thür zu öffnen und zu entwischen. Scheu drückt sie sich an den Zug der Seligen, um mit ihnen die sichere Zuflucht zu erreichen, aber der Teufel Reifegang hat den Ausreißer bemerkt, jagt nach und schleppt ihn zurück. Luzifer zürnt:

Nein, nein, du bußest nicht
Du kamest von hinnen nicht!

Die arme Seele spricht:

Aue, aue, aue!
Mir thun die tüffel alzu weh.
Jesus lieber Herr
Schal ich nicht mit dir von hinnen lere?
Gnade Herr Luzifere!
Ich was ein armer bäcker,
Wen der teig was zu groß
Ich brach darvon einen kloss
Und warf en in di kligen
Dez muß ich in di helle gedigen.

Luzifer aber ist nicht gesonnen, sich sein Eigenthum entgehen zu lassen, zumal nicht, da seine Hölle jetzt fast leer ist. Grimmig ruft er den Satan, zählt ihm ein langes Register von Sündern, vom Papst bis zum untersten Stande hinab, auf und befiehlt ihm diese zu holen. Satan erfüllt den Auftrag mit großer Geschwindigkeit, die armen Seelen erscheinen, und Luzifer beginnt in poffenhafter Weise sie zu examiniren. Da kommen denn allerlei herrliche Dinge zu Tage: ein Schuster hat schlechte Sohlen gemacht, ein Pfaff hat es mit hübschen Weibern gehalten, ein Schneider hat Flicker gestohlen u. s. w. Luzifer sperrt sie alle in die Hölle, und mit einer Klage über die Hoffart, die auch ihr selber gestürzt, schließt er die Pforte.

Aus einiger Entfernung vernimmt man nun den Gesang der drei Marien, welche zum Grabe Jesu gehen wollen, um den Leichnam zu balsamiren. Auf der Vorderbühne aber erscheint zu derselben Zeit einer der damals beliebtesten Possenreißer, der Quacksalber mit Frau und Magd; er macht seine Reverenz mit den Worten:

Gott grüß euch ir here libiral —
 Alz sprach der wolf und fuchte in den gensefal.

Er sucht einen Knecht; der Schall Rubin, dem des Quacksalbers Frau wohlgefällt, meldet sich. Sie dingen um den Lohn und einigen sich schließlich um einen Rock, ein Hemde und des Kaufmanns alte Hosen. Rubin schlägt nun den Kram auf, macht den marktshreierischen Ausruf, hilft Arznei bereiten, will sich selbst aber auch einen Knecht halten. Er geräth mit einem andern Possenreißer Namens Pusterball dartüber in Zank und Schlägerei, ein dritter rummer und hohrtrichter Gauner, Lasterball, mischt sich auch noch ein, und in dem Unfug, den diese treiben, klingt von Zeit zu Zeit immer wieder eine Strophe der Frauen hinein, die zum Grabe Jesu wallen. Sie kommen auf die Vorderbühne hinab, und Rubin treibt auch mit ihnen seine Possen. Um die Spezereien müssen sie lange dingen, und als der Kaufmann sie ihnen endlich zum ermäßigten Preise gibt, wird er von seiner Frau dafür gescholten; der liebevolle Ehemann gibt keine Antwort in derben Faustschlägen, Rubin zankt mit der alten Magd. Die Frauen wallen indeß zum Grabe hinaus; der Kaufmann legt sich schlafen, Rubin läuft mit der Frau davon. Der Kaufmann erwacht und setzt ihnen spornig nach. Auf diese Weise ist die Vorderbühne von den Gaunern leer geworden.

In der mittleren Abtheilung kommen nun die Frauen bei dem leeren Grabe an, der Engel verkündet ihnen Christi Auferstehung, und im obern Himmelsraum sieht man den Erlöser mit der Schaar der Auserwählten anlangen; Gott Vater in seiner Herrlichkeit empfängt sie, Eva bringt Dank und Preis für die Erlösung ihres Geschlechtes und der Schlußchor stimmt das Gloria in excelsis an.

So wechselt in der ganzen Aufführung tiefer Ernst und heitere Possen unmittelbar mit einander ab. Den kindlichen Sinn der damaligen Zeit beleidigte dieser Wechsel nicht; die Menge schauerte vor dem Erhabenen und lachte mit dem Possenhaften, und der Gesamteindruck war ein großer und nachhaltiger.

Von einer eigentlichen Schauspielkunst konnte bei diesen Mysterien natürlich nicht die Rede sein; die Darsteller waren nichts als Figuranten, welche bestimmte Theile einer festgesetzten Schablone ausfüllten. Die Schauspielkunst nahm hier dieselbe Stelle ein, welche zu derselben Zeit die Scholastik gegenüber dem Dogma einzunehmen gezwungen war: beide existirten nur als Mägde der geistlichen Obervormundschaft, deren Einfluß sich auf alle weltlichen und geistlichen Dinge erstreckte.

Ein anderes Kleid, aber keinen andern Geist erhielt die Schauspielkunst, als mit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts durch das neubelebte Studium des klassischen Alterthums auch die lateinischen Komödien des Terenz, mitunter und etwas später auch wohl eine griechische Tragödie zur Aufführung gelangte.

Männer wie Reuchlin, Celtes, Luther sprachen eifrig für die Darstellung der Komödien in den Schulen. Eine Förderung der Schauspielkunst konnte jedoch auch hier nicht möglich sein, denn eben so wie der Schauspieler früher nur in Dienste der Theokratie gestanden, so sollte er jetzt der Handlanger der Gelahrtheit sein; die aufgeführten Stücke fehlerfrei zu recitiren war der Hauptzweck, höchstens verband Luther damit noch die Forderung, die lebenswahren Darstellungen der klassischen Dichter, sollten den Schüler auf das Laster und seine Verkehrtheiten aufmerksam machen und ihn vor der Nachahmung derselben warnen.

Nur an Einer, und dazu einer sehr niedrigen Stelle gewahren wir im Mittelalter die Anfänge einer wirklichen Kunst, nämlich bei den schon erwähnten „fahrenden Leuten.“ Wir gewahren dieses, wie es scheint, unsterbliche Geschlecht noch jetzt auf den Jahrmärkten in ziemlich zahlreicher Vertretung. Den Fahrern waren die Karnevalswochen die eigentliche Erntezeit, und von ihnen wurden jedenfalls die sogenannten Fastnachtsspiele ausgebildet, jene Schwänke, welche ihren Stoff mitten aus dem Volkstreiben herausgriffen, und welche um so mehr Beifall fanden, je selbständiger und genialer ihre Darsteller ihre Rollen behandelten. Eine besondere Bühne hatten die Fahrenden nicht, auf der offenen Straße oder in den Wirthsstuben unternahmen sie ihre Darstellungen; einig Häute von Pelz, Herrücken von Flachs und ähnlicher Plunder waren ihre einzigen Hilfsmittel.

Welchen Beifall diese Possenspiele fanden, ist gleichwohl schon daraus zu erkennen, daß die Geistlichen sie in die Mysterien einschalteten. Da die Aufführungen der geistlichen Spiele regelmäßig wiederkehrten, so konnten auch die Possenreißer sich immer wieder in ihrer Kunst üben, und statt der Fahrern übernahmen auch wohl ansässige Handwerker die burlesken Rollen. Was in Passionszeit gefallen hatte, das war auch im übrigen Jahre gern gesehen; die Handwerker veranstalteten unter sich selbst erfundene Spiele, und nun war es fester Stamm gegeben, von welchem der regelrechte Fortschritt ausgehen konnte. Die einzelnen Handwerkerinnungen schufen ihre besondern Spiele, sie wetteiferten in der Ausbildung und in der Darstellung mit einander; man spielte sich an, man schrieb die erfundenen Spiele auf, Meisterfänger liehen ihre Kunst den Kameraden, und schließlich wurden von begabten Köpfen eigene Fastnachtspiele in Versen gedichtet. Hans Rosenplüt schuf in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die ersten derselben. Es sind nur Gespräche, eine Handlung kaum wahrzunehmen, der Herold muß als Erklärer oft weiterhelfen.

Eigentliche Begründung und volle Ausdehnung erhielten diese Volksdramen erst durch den trefflichen und genialen Hans Sachs *). „In diesem ehrenfesten Meister“ — so sagt Eduard Devrient — „vollendet sich der Fortschritt des Dramas von der religiösen Anschauung und moralischen Betrachtung bis zur sittlichen That.“

Hans Sachs erweiterte den Kreis der Darstellungen um das Hundertfache. Fast alle biblischen Geschichten Alten und Neuen Testaments, die Sagen der

*) Vergl. im 1. B. unseres Werkes S. 215—226.

Klassischen und des deutschen Alterthums, den ganzen Umkreis der damals bekannten Geschichte zog er in den Bereich seiner Dichtungen; er bildete die Novellen des Boccaccio, die römischen Komödien und einige griechische Tragödien dramatisch nach; er brachte selbst Werke wieder ins Gedächtniß, wie das Nibelungenlied, welche nicht einmal den damaligen Gelehrten bekannt waren. Kein bedeutendes Verhältniß seiner Zeit blieb von ihm unberührt, am lebhaftesten aber vertrat er als ehrenfester Patriot Kaiser und Reich, und die Freiheit des Gewissens und des Glaubens. Er stürzte die Scheidewand zwischen dem geistlichen und dem Profandrama, und die Wärme seiner Darstellung gewann die innigste Theilnahme seiner Zuschauer und Zuhörer.

Auch bei Hans Sachs tritt der Herold noch auf, aber nur als sehr untergeordnete Persönlichkeit. Seine Personen wirken auf einander sichtlich ein, Monologe gewähren oft einen vortrefflichen Ueberblick über die Begebenheiten oder über den Gemüthszustand und die Absicht einer einzelnen Person, und durch ausdrückliche Vorschriften gibt der Dichter dem Darsteller sehr richtige, oft feine Winke für die Akzion. Unter den Händen des Hans Sachs „singen die roh zugehauenen Gestalten der dramatischen Kunst an die Glieder zu regen und den Athem selbständigen Lebens zu fühlen.“

Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß in der Heimath des Hans Sachs der Sinn für dramatische Vorstellungen schon seit langer Zeit besonders rege gewesen war. Durch die Thätigkeit des genialen Schusters nahm das Interesse einen neuen Aufschwung; die Stücke des Hans Sachs wurden sehr viel aufgeführt. Für die Schwänke und Possen errichtete man in Wirthshäusern rohe Bühnen, indem man über Bänke und Fässer Bretter legte und den Hintergrund mit Teppichen behängte, welche Eingänge und Ausgänge frei ließen. Für ernste Tragödien und für geistliche Darstellungen war diese Einrichtung jedoch nicht würdig genug, und man entschloß sich, ein eigenes Gebäude zu errichten. Die Kunst der Meistersänger erbaute im Jahre 1550 in Nürnberg das erste deutsche Schauspielhaus; in Augsburg folgte man bald darauf diesem Beispiele. Diese ersten Häuser waren nur auf den Sommer eingerichtet, der Zuschauerraum war unter freiem Himmel, man spielte bei Tageslicht. Nur die Bühne hatte ein Dach zum Schutz gegen die Witterung. Diesen Vorzug machten die Reichen und Vornehmen unter den Zuschauern sich zu Nutzen; sie verschafften sich das Recht, zu beiden Seiten auf der Vorderbühne Sessel einzunehmen; eine Unsitte, welche sich noch lange behauptete, als die Theatergebäude auch schon vollständige Dächer hatten.

Als Zeitgenosse des Hans Sachs machte in Spanien ein Handwerker, ein Goldschläger Namens Lope de Rueda, sich um die Bühne verdient. Seine Thätigkeit fand so großen Beifall, daß man diesen Schauspieldichter und Schauspieler, als er gestorben war, feierlich im Hauptschiff der Kathedrale von Cordova beerdigte.

Die Arbeit des Hans Sachs blieb nicht ohne nachhaltige Folgen. Einer seiner Schüler, der Schuster und Meistersänger Adam Puschmann in Breslau, verfaßte besonders ausführliche Vorschriften für den Dirigenten der Schauspiele, in denen das Kostüm und andere Dinge genau beschrieben werden. Für Pusch-

mann wurden die Aufführungen seiner Schauspiele schon eine nicht unbedeutende Einnahmequelle.

Gegen die Schauspielkunst und die Schauspieler wüthend zu eifern und sie für Teufelsputz zu erklären, fiel damals keinem Menschen ein. Luther empfand die Aufführungen, und kurz nach seiner Zeit kam es nicht selten vor, daß Pfarrer, Superintendenten, Professoren und Rectoren Schauspiele dichteten und selber Rollen darin übernahmen. Die Elisabethschule in Breslau hielt lange Zeit Schulkomödien, welche sich des regsten Beifalls erfreuten. An den Universitäten traten unter dem Namen theatrum academicum Genossenschaften zusammen, welche oft vollendete Vorstellungen lieferten. Wolfgang Schmelzl, Schulmeister in Wien, führte mit seinen Schülern vor dem kaiserlichen Hofe von 1540 an wiederholt seine Komödien auf, denen das ausdrückliche Zeugniß gegeben wird, sie hätten zeitbeliebten Unsitten mit Erfolg entgegen gewirkt.

Im nördlichen Deutschland richteten Schulmänner und Geistliche ihre Stüd: für Bürgerspiele ein, so daß nun größere Aufführungen durch gemischte Gesellschaften veranstaltet werden konnten. Das ausgezeichnetste Drama dieser Periode führte den Titel „Ein geistlich Spiel von der gottesfürchtigen und keuschen Frauen Susanna,“ und hatte den Pastor Paul Rebhuhn in Delsnitz zum Verfasser; es bestand aus fünf Akten und hatte Ehre nach antiken Mustern. Jed: Stadt hatte ihre Bürgerspiele im sechzehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Die Bühne wurde in den Sälen der Schulen, Universitäten und Rathhäuser, bei günstigem Wetter auf offenem Markte aufgeschlagen; die akademische Jugend zeigte stets besondern Eifer. Reiche Leute, Magistratspersonen und Fürsten borgten den Spielenden Kleider, oder bestritten einen Theil der Kosten für die Aufführung; bei gelungenen Leistungen schenkten sie auch noch ein Faß Bier oder Wein. Von allen Seiten wurden die dramatischen Künste gefördert, ohne sie gab es kein ernstes und kein heitres Fest mehr.

Mit dem Aufschwung des belebten und belebenden Volksdramas hatte der Ansehn der Mysterien indeß immer mehr abgenommen, und schließlich beschränkten sie sich gänzlich auf einige abgelegene Gegenden in Baiern und Tirol. In zwei Oberfern Oberbaierns, in Mittenwald und Oberammergau, haben sich die Passionsaufführungen bis auf den heutigen Tag gehalten.

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts lebten die Mysterien in den katholischen Städten durch die Jesuiten wieder auf; diese gaben ihren Aufführungen großen und oft wahrhaft blendenden Glanz; Verwandlungen und Maschinerien, Dekorazionen und prunkende Kostüme stellten die protestantischen Schulkomödien und Bürgerspiele sehr in den Schatten. Auch üppige mythologische Vorspiele und Zwischenspiele, komische Zuthaten und die Gewalt der Musik zogen die Jesuiten in den Kreis ihrer wirkungsvollen Mittel. Sie waren es, durch welche viele Dramen des Lope de Vega und besonders des Calderon aus Spanien nach Deutschland gebracht wurden.

Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts tauchten in Deutschland auch die sogenannten englischen Komödianten auf, umherziehende Barden, die aus England herübergekommen sein sollen; wie man sagt, versuchten sie in den Gegenden des niederdeutschen Dialekts zuerst ihr Glück, indem sie auf die Acha-

ichteit der Sprache bauten. Dieser ziemlich unwahrscheinlichen Ansicht steht eine andere gegenüber, der zufolge jene Vanden ihren Namen von den sogenannten englischen Künsten erhielten, die sie auch betrieben, wie Tanzen, Springen, Fechten und Reiten. Mit diesen englischen Komödianten treten zuerst die Berufschauspieler auf. Herzog Julius von Braunschweig stellte schon 1605 Komödianten unter seinem Hofpersonal mit an. Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg hielt einen Komödiantenvorsteher mit seiner Truppe; der Vorsteher bekam 20 Thaler Gehalt und freie Station. Auch an dem hessischen und dem sächsischen Hofe waren die Schauspieler willkommen. Der Herzog Julius von Braunschweig schrieb sogar Stücke für seine Schauspieler. Bedeutender waren die dramatischen Arbeiten des Procurators Jakob Ayrer in Nürnberg, der zu Ende des sechzehnten und im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts seine Stücke schrieb, die unter dem Namen *Opus theatricum* 1618 im Druck erschienen. Ayrer starb 1605. Er verfaßte auch die ersten Singspiele und führte nach dem Beispiele der Engländer den Narren als stehende Person ein. Aber auch vielfache Gräuelpredigten und blutige Szenen, und Geisterspuk brachte Ayrer aufs Theater. Der Schalksnarr, der sehr bald eine völlig stereotype Figur wurde, trat auf unter den Namen Jan Possel, Hans Wurst, Pöckelhering.

Unter den Stücken, welche die englischen Komödianten oft aufführten, ist auch ein *Titus Andronicus*, der das bekannte Stück von Shakespeare an Gräuelpredigten weit übertrifft.

Neben solchen Blutscenen fanden sich überderbe Späße, Prägeleien und Capriolen; alles Mittel um das Publikum anzulocken. Um in der That Blut zeigen zu sehen, verbarg man unter den Kleidern, in der Halsbinde oder im Hinterrücken Blasen mit Blut gefüllt, die zer schnitten, zerhauen oder zerstoßen ihren Inhalt ausströmen ließen. Und der Geschmack an solchen widerlichen Darstellungen war am lebhaftesten gerade in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, welcher die fürchterlichsten Gräuelpredigten über ganz Deutschland ausschüttete.

Durch die fremden Krieger, welche massenweis nach Deutschland geführt wurden, kamen die elenden fremden Sprachbrocken in die Umgangssprache und in die Bühnenstücke, und wenn man sich die Gräuelpredigten, untermischt mit den unendlich patten und schmutzigen Hanswurstszenen dargestellt in dieser affektierten Sprache denkt, so hat man ein so barbarisches Gemisch, wie nur die eiten des fürchterlichen dreißigjährigen Krieges es erzeugen konnten.

Und doch gab es unter diesen Wandertruppen auch Ausnahmen, welche allerdings sich dem herrschenden Geschmack nicht entziehen, ihn durch eigenes unbedeutendes Verfahren aber doch in den Schranken der Mäßigung halten konnten. Man fand damals in Deutschland unter den Wandertruppen viele Studenten; einige Gesellschaften bestanden ganz aus ihnen. Schon früher hatten die Studenten in den Schuldramen gespielt, und es war ein leichtes, daß sie in einer Wandertruppe Aufnahme fanden. Sie blieben meist nur kurze Zeit bei derselben, und kehrten dann zu ihren Studien zurück. Ein besonders gerühmter Schauspieler soll der nachmalige dänische Hofprediger Lassenius gewesen sein. Die Prinzipale, welche diese Truppen führten, waren im Besitze des theatralischen Apparats und Inhaber der nöthigen Privilegien; als die bedeutendsten dieser

sogenannten Komödiantenmeister bezeichnet man in der Zeit von 1620—1669 Treu, von Sonnenhamer, Karl Pauls, Andreas Gärtner, Schneider, Karl von Zimmermann u. a.

Diese Studententruppen waren überall geachtete Erscheinungen, und aus den Stürmen des dreißigjährigen Krieges von den Errungenschaften der Schauspielkunst überblieb, das haben diese Studententruppen gerettet. Der Name „englische Komödianten“ gehörte ihnen nur kurze Zeit, er verschwand bald ganz.

An eine nachhaltige Förderung der dramatischen Kunst konnten aber die Truppen der Studenten nicht denken, denn es fehlte an dem Hauptbedürfniß für den Fortschritt, nämlich an einer bedeutenden dramatischen Literatur. Der dreißigjährige Krieg hatte die Bürgerspiele und die Schulkomödien zerstört, und dadurch war der lebendige Zusammenhang zwischen Dichter und Bühne aufgehoben. Die Verhältnisse der Literatur machten den Riß noch weiter. Rantow Opitz (1597—1639) und Andreas Grypius (1616—1664) wandten sich griechischen und römischen Mustern zu und verschmähten die Fortbildung der volksthümlichen Kunst. Kaspar Lohenstein's (1635—1683) Dramen sind nur theilweis zur Aufführung gelangt, und überdies waren sie nur geeignet, alles Gutes zu vergiften. Mit diesen Dichtern vollzog sich die Trennung des gelehrten Theaterdramas vom volksthümlichen Schauspiel.

Die Schauspieltruppen, von den eigenen vaterländischen Dichtern verlaßten, suchten sich durch Uebersetzungen oder durch Gelegenheitsstücke zu helfen; letztere waren oft bittere Satiren auf die herrschenden Zustände, auch wohl Darstellung bedeutender Ereignisse aus den Kriegsjahren; Magdeburg's schrecklicher Fall, Stralsund's Belagerung u. a. wurde zur Aufführung gebracht.

Einen breiten Raum nahmen, als der Friede wiederkehrte, die Schaufspiele ein, die von Fürsten und Großen gepflegt wurden. Dergleichen Aufführungen fanden im Freien statt; künstliche Maschinen, glänzende symbolische Gestalten, Feuerwerke u. dgl. m. mußten die klägliche Armuth des Inhalts verdecken. Fürstliche Personen waren öfter unter den Darstellern, und wo man Schauspieler von Beruf hinzu zog, da war das Figuriren deren eigentliche Aufgabe ebensowohl, wie aller übrigen Mitspieler. Die Schauspielkunst war zu der dienenden Stellung wie bei den Mysterien zurückgesunken.

In naturgemäßer Reaktion gegen die gespreizten Ueberschwänglichkeiten der vornehmen Vergnügungen entstanden die Dramen des Rectors Christian Weich in Jittau, die in hausbackener Alltäglichkeit, unsäglicher Plattheit und schamlosiger Gemeinheit das Mögliche leisteten.

Zum Verfall der mittelalterlichen dramatischen Kunst trug die Oper nicht wenig bei, die seit ihrer Einführung durch Opitz sich bereits sehr merklich ausgebreitet hatte.

Der letzte Aufschwung der dramatischen Kunst ging von ihren reinsten und befähigtesten Verehrern aus, nämlich von der akademischen Jugend.

In Leipzig war im Jahre 1669 eine deutsche Bearbeitung von Kornelius „Polyeuct“ zur Aufführung gebracht worden. In der Titelrolle that sich ein junger Mann aus Halle, Johann Belthen, bedeutend hervor; der Verfall

Den er erntete und die Lust am Spiel bewog ihn, sich ganz der Schauspielkunst hinzugeben. Nachdem er die akademische Würde eines Magisters erlangt, sammelte er eine Anzahl gleichgesinnter Genossen und trat mit ihnen in das Leben der fahrenden Komödianten hinaus. Belthen war ganz der Mann, sein gewagtes Unternehmen durchzuführen. Er besaß großes Talent, reiche Kenntnisse, verstand die italienische, spanische und französische Sprache, und war von guten Sitten und energischem Charakter. Wahrscheinlich war das Jahr 1670 dasjenige, in welchem Belthen seine Bande sammelte. Obwohl diese lange Zeit Wanderzüge durch Deutschland unternahm, so blieb das sächsische Land doch ihr Hauptstützpunkt. Im Februar des Jahres 1678 versammelten sich in Dresden auf Veranlassung des Kurfürsten Johann Georg des Zweiten sämtliche Mitglieder des sächsischen Fürstenhauses, und bei dieser Gelegenheit fanden große Schauvorstellungen statt. Zu ihnen wurde Belthen's Bande herangezogen und erhielt damals das Prädikat der Kurfürstlichen Komödiantenbande; später nannte man sie auch die berühmte Bande. Nächst Leipzig und Dresden waren ihre Hauptstützorte die Städte Breslau, Nürnberg, Frankfurt, Hannover und Braunschweig. Als Kurfürstlich sächsische Schauspieler erhielten die Mitglieder der Bande bei ihrer Anstellung den Rang eines „Hof-Bedienten“ mit 100 Thaler Gehalt, und stiegen bis zum Range des „Cammer-Lacquayen“ oder gar des „Cammer-Bedienten“ mit 200 Thaler Gehalt. Ohne besondern Urlaub durften sie sich nicht von Dresden entfernen.

Belthen griff sein Werk mit Einsicht an. Er sah sehr wohl, daß die bisher gebräuchlichen Stücke völlig abgenutzt seien, und um neues Leben in das Schauspiel zu bringen, eignete er sich die Lustspiele Moliere's an, die er in eigener profaischer Uebertragung für seine Bühne gerecht machte. Doch der Geschmack des Publikums war damals durch die Mord- und Gaunerstücke bereits so sehr verwildert, daß Belthen seine Moliere'schen Komödien nicht zu oft bringen durfte. Er selber stand auch keineswegs so hoch über dem Geschmack des Publikums, daß er mit durchschlagendem Erfolg ein Reformator hätte werden können. Von seiner Bühne verbannte er die Blutzzenen nicht, er suchte alles nur raffinirter dazustellen; und dadurch, daß er den Geschmack der Zeit zuerst unter seine Herrschaft brachte, wollte er denselben dann auf eine andere Bahn führen.

Auch versuchte Belthen, ein bis dahin noch fast ganz unbekanntes Gebiet zu betreten: er führte die Stegreifkomödie ein. Der Entwurf und die Hauptpunkte der Darstellung wurden den Spielern mitgetheilt, die wichtigsten Szenen wurden besprochen, aufgeschrieben und memorirt, und dann einige Proben gehalten. Abends bei der Aufführung wurde hinter der Szene ein Blatt aufgesteckt, worauf angegeben war, wie weit die Handlung in jedem Auftritt vorrücken solle, und an diesem Leitfaden lief dann die Vorstellung ab.

Das Publikum blieb seinem Geschmack treu, es zog die Stegreifkomödien den Lustspielen des Moliere vor, und jubelte am meisten denjenigen Stücken zu, in denen Hanswurst die Hauptrolle hatte. Ernste Stücke — man nannte sie Hauptaktionen — zu improvisiren, war schon schwieriger; hier wurde bei jedem Spieler doch ein gewisses Maß poetischer Erfindungskraft vorausgesetzt, und es.

ist ein Beweis von der genialen Begabung der Genossen Belthen's, daß an solche Aufgaben mit Ruhm gelöst wurden.

Noch eine andere kühne Neuerung führte Belthen ein. Er selbst und mehrere Mitglieder seiner Truppe verheiratheten sich, und auch die Frauen erschienen auf der Bühne. Hierdurch und durch die gewandte Improvisation seiner Truppe wurde die ganze Gesellschaft eine so völlig neue Erscheinung, daß Belthen auch die längst bekannten Stücke wieder aufzuführen unternehmen konnte. Biblische Stücke stellte Belthen mit besonderer Vorliebe dar, und es sogar schon in den Anschlagzetteln das Publikum auf die moralische Bedeutung seiner Dramen hin. Sein Ruf war ein ausgezeichnete; wenn er in Nürnberg eintraf, holte der gesammte Magistrat ihn ein und bewirthete danach die ganze Bande aufs stattlichste.

Aber was zuerst für Belthen die Grundlage des Glanzes und des Ruhmes wurde, das mußte schließlich sein eigenes Verderben herbeiführen. Denn selbst bei den begabtesten Naturen mußte das ewig wiederholte Improvisiren schließlich zu einem stereotypen Rhythmus führen, in dem das frische, schöpferische Leben erstarrte. Die Stegreifkomödie wurde aber auch sofort von vielen Banden nachgeahmt, denen jede geistige Kraft völlig abging, und die ihre Erfolge durch die äußerste Anstrengung auf dem Gebiete des Schläpfrigen, des Gemeinen und des Hohen zu erringen suchen mußten. Auf diese Weise verwilderte die Bühne und das Publikum in ungläublicher Weise, und die einreißende Gemeinheit vieler Truppen forderte um jene Zeit die ersten Angriffe der Geistlichkeit gegen den Schauspielersstand heraus.

Belthen sah mit Schrecken, welche Verheerungen der Strom anrichtete, der er herbeigeführt, und er versuchte ihn einzudämmen. Dabei kam ihm zu Statten, daß der neue sächsische Kurfürst, Johann Georg III., beschloß, dem deutschen Theater, das er sehr liebte, nach Kräften hilfreich zu sein. Im Herbst des Jahres 1685 stellte dieser Fürst den Magister Belthen und dessen Bande ausschließlich in kurfürstlichen Diensten an, gab ihnen ein eigenes Schauspielhaus mit allen Erfordernissen, die zu ihrer Kunst nöthig waren, und bewirkte auf diese Weise die Errichtung des ersten deutschen Hoftheaters, das bis auf den Theaterschneider vollständig eingerichtet war.

Die Mühe des sichern Aufenthaltes benutzte Belthen nun sorgfältig, um alle iltipigen Auswüchse der Kunst zu beschneiden, er beschränkte die Improvisation nur auf die Posse, und suchte eine genügende Anzahl regelrechter Dramen, besonders von Moliere, zu gewinnen. Seine Bemühungen waren von Erfolg, und vielleicht hätte der geniale und thatkräftige Mann dauernde Verbesserung begründet, hätte das Schicksal ihm nicht den Boden unter den Füßen erschüttert. Im Jahre 1691 starb der kunstsinige Johann Georg III., sein Nachfolger verabschiedete sämmtliche Komödianten und ließ ihnen nichts als den kahlen Titel und die Konzession für das Land.

Nun sah sich Belthen wieder genöthigt, ganz gegen seine Neigung auf gewisse Wanderzügen mit allen Gauklerbanden um die Gunst des Pöbels zu rivalisiren; das Streben nach künstlerischer Vollendung mußte bei Seite geschoben, die grobe Possenreißerei zum Hauptziel gemacht werden. Belthen machte die

verzweifeltsten Anstrengungen, sich und seine Truppe in anständiger Weise zu erhalten, aber alles war vergebens, für echte Kunst war kein Sinn mehr. In dem wilden Strome, den er selbst herbeigeleitet, ging Velthen zu Grunde. Gegen Ende des Jahres 1692 sank der gequälte Mann in Hamburg aufs Krankenlager; ein zelotischer Geistlicher verweigerte ihm das Abendmahl, weil Velthen nicht zuvor seinen Beruf abgeschwören wollte; ein anderer Prediger erfüllte das Begehren des Kranken. Kurz nachher starb Velthen; den Ort und den Tag seines Todes kennt man nicht. Mit ihm brach die letzte Stütze der mittelalterlichen Kunst zusammen.

Nun folgte eine lange Zeit der äußersten Verwilderung, in welcher fast die letzte Spur jeder eigentlichen Kunst verschwand. Zwischen gemeiner Possenreißerei und lächerlichem Tanzmeisterbombast taumelte die Darstellung in allen erfinnlichen Sprüngen einher, jeder höhere Zweck war verloren, Zeitvertreib war die einzige Lösung. Die aufgeführten Stücke waren entweder nur Harlekiniaden, oder ein Gemisch von Bombast und Possen, und die letzteren belegte man mit dem Titel „Haupt- und Staatsaktion.“ Die Improvisazion lieferte die Hauptsache zu diesen wunderlichen Werken, die Dichtkunst und die Dichter hatten sich vom Drama gänzlich losgesagt, jede Verbindung zwischen der Literatur und der Bühne war zerrissen, jedes gesunde Leben und frische Streben ausgetilgt; die Schauspielkunst war das ekelhafte Bild einer jämmerlichen, ehrvergeffenen Zeit geworden, der Geist des Versailler Hofes spukte in allen deutschen Verhältnissen. Eine kleine Probe vom Geschmack der damaligen Zeit möge uns ein Anschlagzettel geben, durch den eine der bedeutendsten Truppen am 18. Juni 1719 in Hamburg das Publikum einlud. Er lautet wörtlich:

„Mit hoher Obrigkeitlicher Bewilligung werden heut zum ersten mahl die königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen privilegirten Teutschen Hof-Comödianten denen respektiven Herrn Liebhabern Curieuseu Teutscher Schauspiele, mit einer sehenswürdigen und Intriguanten Staats-Action aufwarten, genant:

N e r o

Der sechste römische Kayser

In den ersten 5 Jahren seiner löblichen Regierung.

Ober

Die Beleidigung aus Liebe.

Mit

Arlequin einem intrekirten Hof-Aarren.

Spielende Personen sind:

Nero, der sechste römische Kayser

Octavia, dessen versprochene Braut

Tiridates, ein König von Armenien

Florisane, eine Prinzessin so dem Tiridates in Manns-Kleidern nach Rom gefolget

Alindo, des Kaisers Liebling
 Pasquina, eine närrische und verliebte Cammer-Frau bei Hofe
 Arlequin, der Florisanten Bedienter
 Ein Knecht
 Etliche Bediente.

Den völligen Beschluß wird machen:

Ein lustiges Nachspiel.

Der Schauplatz ist auf dem großen Neu-Markt hinter den 2 Wilden Männern, in einer mit Dach-Pfannen bedeckten Bude und gehet präcise um 5 Uhr an.

Die Person giebt par Terre 1 Mark, auf dem mittlern Platz und auf dem letzten 6 Schillinge. Die Logen werden a parte bezahlt.

N. N. Der Eingang ist nicht durch das Haus, sondern durch einen mit Zielen belegten Gang.

In solcher Gestalt erschienen am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die besten Gesellschaften vor dem Publikum.

Am meisten Theilnahme für das Schauspiel zeigte die lebenslustige Kaiserstadt Wien; dort gelang es sogar dem Theaterdirektor Josef Stranitzky aus Schweidnitz, im Jahre 1708 das erste stehende deutsche Volkstheater zu begründen. Stranitzky, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, verfaßte selbst eine Reihe von Lustspielen; Hans Wurst spielte darin die Hauptrolle, das Publikum nahm sie gleichwohl sehr wohlgefällig auf. Auch an Haupt- und Staatsaktionen versuchte er sich; der Titel einer derselben lautet folgendermaßen: „Die Verfolgung auf Liebe oder die grausame Königin der Tegeanten Atalanta mit Hans Wurst den lächerlichen Liebs Ambassadeur, betrogenen Curiositäten-Seher, Einfältigem Weichl-Körber, Interessirten Kammerdiner, Uebelbelomter Beeder-Achselträger, Unschuldigen Arrestanten, Interessirten Aufstecker, Wohl-exercirten Soldaten, und Inspector über die bei Hoff auf der Stiegen essenden Gallantomo.“

Alle übrigen Truppen waren Wandertuppen, von denen jede in der Regel einen besondern Bezirk hatte, in dem sie, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorzugsweis herrschte. Eine Truppe unternahm 1712 Flüge nach Dänemark, Norwegen und Schweden; an Beschwerden, drohenden Gefahren und seltsamen Begebenheiten fehlte es dabei nicht. In Schweden gab man einst eine Vorstellung vom Falle Adams; als die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in der Glorie erschien, fielen die zahlreich anwesenden Landleute andachtsvoll auf die Knie.

Manche Banden stellten sich in sehr unwürdiger Erscheinung dar; eine derselben wurde geführt von einem Prinzipal Namens Johann Ferdinand Bed; er besaß ein Privilegium als hochfürstlich-Waldeckscher Hofkondibiant. Die Hauptrolle aller seiner Stücke, den Hanswurst, gab er selbst; nebenbei aber betrieb er auch das Zahnaußreißen. Im Jahre 1703 ließ er sich durch einen Kupferstecher verherrlichen, in dessen Unterschrift er sagte:

Ein Künstler der bin ich! Wer dieß nicht glauben will
 Setz' sich auf einen Stuhl und halte mir nur still,

Ich nehm' die Bühne aus, süpstile und behände,
 So hat der Schmerz, die Dual, auf einmal gleich ein Ende.
 Ich bin ein solcher Mann, der noch viel mehr kann machen,
 Wer mich agiren sieht, den mache ich zu lachen. u. s. w.

Ein anderer Prinzipal, ein Schneider Reibehand, schaffte seine Schauspieler ab und hielt sich an Puppen, weil diese, wie er versicherte, ihm niemals Verdruss gemacht hätten.

Es war eine schlimme Zeit für die Schauspielkunst; Eduard Devrient zeichnet sie in den Worten: „Alle diese widrigen und bettelhaften Zustände, welche ihre Analogie heut zu Tage kaum bei den elendesten Provinzialbänden finden, die ganz außerhalb der Beurtheilung des theatralischen Lebens liegen, repräsentirten in dieser geschichtlichen Epoche leider die ganze Schauspielkunst allein. In diesem kläglichen Aufzuge, gestützt auf die Gemeinschaft mit Marionetten, auf Equilibristen-, Taschenspieler-, Gaukler- und Zahnbrecherkünste hat der Schauspielerstand im ersten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts sich in der Achtung der Nation den furchtbarsten Stoß gegeben. Auch nicht eine einzige Truppe vermochte dem Geiste und der Würde der Bühne Anerkennung zu verschaffen.“

Was die Prinzipale von ihren Schauspielern verlangten, macht uns die nachstehende Erzählung Iffland's deutlich: „Die Aufnahme eines neuen Mitgliedes in die Schauspielerzunft geschah mit der größten Umständlichkeit. Die erste Frage an den Neuling war: „Kann der Herr eine Repteraktion machen?“ Hierauf wurde ihm ein Kommandostab eingehändigt, mit welchem er probiren mußte, entweder ihn feierlich in der Hüfte ruhen zu lassen oder damit fernhin in das unbekannte Land gebieterisch zu deuten. Bewährte sich dabei ein Geist, welcher Formalität wittern ließ, so ward ihm eine donnernde Rede abbegehrt. Konnte diese das Kopfnicken der alten Gesellen erlangen, so trat das Oberhaupt vor, an den Neuling heran und sprach folgende Worte: „Ist der Herr eines Paares schwarz sammtner Beinkleider mächtig?“ Konnte diese Frage bejaht werden, so war mindestens die Fähigkeit entschieden, angenommen werden zu können.“

An Dekorazionen besaßen die Truppen in der Regel nichts weiter als einen Wald, einen Saal und eine Bauernstube; in diese drei Schablonen mußte jeder Schauplatz sich hineinpressen lassen. Das Kostüm war meist nur ein barocker Auspuß der täglichen Kleidung. Der weibliche Anzug wurde mit Federn, Schleiern, Ueberwürfen, mit Plundern und Fegen aller Art, mit massenweisem Goldpapier überdeckt. Bei dem männlichen Kostüm waren die Beinkleider von schwarzem Sammet bei jeder Rolle die erste Bedingung; dazu gehörten dann ganz folgerichtig weiße Strümpfe und Schuallenschuhe; die gepuderte Allongeperrücke vertrug sich vortreflich mit dem Helm, mit dem Federhut, ja sogar mit dem Turban. Außerdem aber stand es jedem Schauspieler frei, noch besondere Zierrathen aus Goldpapier, Federn u. dgl. anzubringen, wo es ihm paßte.

Es erfordert wahrlich keinen ungewöhnlichen Scharfsinn um einzusehen, welchen verderblichen Einfluß solche Truppen auf das Volksleben äußern mußten. Da jede Bande einer obrigkeitlichen Konzession bedurfte, so hätte man leicht die Thätigkeit dieser Leute beschränken können, aber es scheint, als ob man zu allen Zeiten in unserm Vaterlande blind gegen alle Folgen, sowohl gute als schlechte,

der Schauspielkunst gewesen sei; jene Konzessionen wurden an jeden ertheilt, der sie verlangte, und jede Bande konnte nach Gefallen Geschmacklosigkeit, Rohheit und Unstittlichkeit verbreiten.

„Denkt man sich nun“ — so sagt Devrient I, 389 — „den bettelhaften Aufzug der Mehrzahl dieser Truppen, das geldschneiderische Marktgeschreierwesen der Prinzipale, das hungrige Poffenreißen, Prügeln, Balgen und Lungeaus-schreien der Schauspieler, die Frechheit der meisten Komödiantinnen, die für eben so viel Buhlthirnen gehalten wurden, die lieberlichen Haushaltungen mit dem kläglichen Kindergeschleppe, und daß all dies Preisgeben nur eines elenden Erwerbes willen geschah; daß dies Handthieren mit den abgestandenen und verdorbenen Ueberresten der mittelalterlichen Kunst nicht einmal mehr den Anschein des künstlerischen Treibens für sich hatte — so muß man es erklärlich finden, daß die bürgerliche Gesellschaft die Schauspieler entschieden von sich aussonderte. Sie galten für ehrlos, man wies ihren Umgang, man schämte sich, mit ihnen verwannt zu sein. In Nürnberg durften auf des Magistrats Verordnung die Komödianten in keinem Bürgerhause, sondern nur in Gasthäusern aufgenommen werden; man wollte die Familien vor Befleckung bewahren. Diese Aussonderung mußte aber wiederum zu einer Ursache mehr werden, die Komödianten gänzlich zu depraviren. Wer keine Hoffnung hat, Achtung zu finden, gibt es auf, darum zu ringen und verliert zuletzt die Achtung vor sich selbst. So konnte es denn nicht fehlen, daß der Schauspielerstand jener Epoche von Leuten wimmelte, die in der That der bürgerlichen Achtung gänzlich unwerth waren.“

Und doch finden wir selbst in jenen dunklen Zeiten noch einzelne Schauspieler, welche den besseren Ständen entstammt und mit höherer Bildung begabt, allein aus Begeisterung für die Kunst in die verachtete Gesellschaft eintraten und mit Ernst und stittlicher Festigkeit bis an ihr Lebensende darin ausdauereten. Wir nennen von diesen Märtyrern nur den einen Kohlhardt, eines Predigers Sohn aus Magdeburg, dem wir später noch wieder begegnen werden.

Es lag in der Natur der Sache, daß die Geißlichkeit gegen die faulen Zustände des Schauspielerlebens jede Waffe erhob, welche ihr zu Gebot stand, und es läßt sich erklären, daß mancher Eiferer, dessen Lust am Verdammten ebenso groß als sein geistiger Horizont beschränkt war, das Kind mit dem Bade ausschüttete und ein für allemal jeden Schauspieler unbesehen für ein rändiges Schaaf, und die ganze Schauspielkunst für eine Erfindung des Satans erklärte. Glücklicherweise sind solche Ansichten heute nur noch vereinzelt, und bei der großen Menge der Gebildeten sind sie ein überwundener Standpunkt.

Aber wenigstens Eine Ehre hatte die deutsche Schauspielkunst selbst in ihrer tiefsten Erniedrigung noch aufzuweisen: sie war mit eigensinniger Beharrlichkeit den Traditionen der deutschen Kunst treu geblieben; zu einer Zeit, wo alle tonangehenden Stände in Deutschland um die Wette sich französischen Firnis über zu streichen strebten, wo die Dichtkunst französische Muster nachschaffte und der heiligen Muttersprache französische Lappen aufleisterte, hielt die Schauspielkunst in Schmach und Elend aus bei den Nesten aus dem Erbtheil der Väter. „Im Bettelsack ihre Herrlichkeiten von Ort zu Ort schleppend, mit den Genossen um den zugeworfenen Bissen ringend, wie der Ausatz der Gesellschaft gemieden,

in Aberwitz und Schmach versunken, verzweifelnd endlich an der eigenen Kraft und an irgend einer andern Rettung — als so ihr klägliches Geschick vollendet war, da erst reichte sie die Hände den französischen Fesseln hin, an denen sie denn auch glücklich aus dem Schlamm gezogen wurde.“ (Devrient I, 396.)

Die Geschichte zeigt uns Beispiele, daß Kraft und Geist zuweilen an schlechte Zwecke verschwendet wurden; aber nur da, wo dem Unternehmer die Erreichung seiner schlechten Zwecke zugleich einen erheblichen persönlichen Vortheil verhieß. Die Jesuiten, die Napoleoniden geben Beispiele. Doch niemals zeigt sich die Erscheinung, daß Menschen freiwillig für schlechte Zwecke arbeiteten, wenn sie nicht selbst Gewinn dabei hatten. Es liegt einmal im Wesen der schlechten Sache, daß sie ihre Anhänger nur durch verheißene Belohnungen, nie aber um ihrer selbst willen an sich fesseln kann. Dieses Vorrecht ist allein ein Erbtheil des Guten; nur das Bewußtsein, für eine gute Sache zu wirken, gibt die Kraft, Leiden und Entbehrungen zu tragen, jeglichen materiellen Lohn schwinden zu sehen, und doch mit Freudigkeit auszuharren, allein um der Sache willen.

Die deutsche Schauspielkunst zeigt uns vielfache Beweise dieses Aushaltens ohne Lohn und ohne Gewinn, nur um die gute Sache zu fördern. Sogar eine Frau, eine höchst ehrenwerthe und geistig begabte Frau ist unter der Schaar dieser Zeugen, deren Erscheinung allein schon hinreichend wäre um darzuthun, daß auch die Schauspielkunst mehr ist und mehr sein soll, als ein Spiel für müßige Stunden und ein Zeitvertreib für Nichtsthuer.

Die Hand einer Frau war es, an welcher die tief gesunkene deutsche Schauspielkunst sich wieder emporhob und Kräfte gewann, ihren Flug nach dem Ideal wieder anzutreten, und siegreich zu vollenden, indem andere geniale Vertreter dieser Kunst auf dem Grunde weiter bauten, den die treue und unermüdlige Arbeit ihrer Vorgängerin gelegt.

Diese Frau war Friederike Karoline Neuberin, die Tochter des Advokaten Weißenborn, der zuerst in Reichenbach, später in Zwickau lebte. Im erstgenannten Orte wurde die geniale Tochter im Jahre 1692 geboren. Sie erhielt eine ausgezeichnete Bildung, fand in dem Hause ihres kränklichen und grämlichen Vaters aber so unheimliche Verhältnisse, daß sie im Alter von 26 Jahren, um sich vor Mißhandlung zu retten, sich durch einen gefährlichen Sprung aus dem Fenster der väterlichen Gewalt entzog. Mit einem jungen Manne, der sie liebte, Johann Neuber, entfloß sie aus Zwickau, verheirathete sich mit ihm, und trat mit ihm in Weiskensels in eine wandernde Schauspielertruppe ein. Neuber war als Schauspieler mittelmäßig, aber er war ein treuer, guter Mensch, und ein thätiger und unverdrossener Geschäftsmann.

Die glänzende Begabung der Neuberin sowohl für tragische als auch für humoristische und komische Rollen hob sie sehr bald über ihre gewöhnlichen Genossen hoch empor. An den Höfen von Dresden, Braunschweig und Hannover fand sie großen Beifall. Den Vortrag des Alexandriners und die feierlich anmuthige Würde der französischen Schauspieler wußte sie sich vollkommen anzueignen, und ermutigt durch vielfache glänzende Erfolge faßte sie schließlich den Entschluß, selbst an die Spitze einer Truppe zu treten, und die völli- ge Um-

gestaltung der deutschen Schauspielkunst zur Aufgabe ihres Lebens zu machen. Es gelang ihr, die bedeutendsten Kräfte jener Zeit für sich zu gewinnen, unter andern auch den berühmten, schon genannten Kollhardt.

Ihren ersten Zug versuchte die unternehmende Frau im Jahre 1727 auf die Leipziger Ostermesse. Sie führte hier von den damals so beliebten französischen Dramen des Corneille u. s. w. Roderich und Timene, Regulus, Eid u. a. in neuen deutschen Uebersetzungen auf; in diesen Stücken übernahm sie selbst stets die Hauptrollen, und trat daneben auch in der Komödie und der Stegreifpoffe auf, am liebsten in Männerkleidung in Studentenrollen, in denen ihr entschlossener Geist eben so zur Geltung gelangte, als das vollkommene Ebenmaß ihrer schönen Gestalt. Der Beifall war ein allgemeiner, die Neuberin erhielt das Polnisch-Sächsische Privilegium, und, was von besonderer Wichtigkeit für sie war, der Professor Gottsched bot ihr seine Unterstützung und Bundesgenossenschaft an.

Wenn die gänzlich verwilderte Kunst damals gehoben werden sollte, so mußte ihr vor allem ein Zaum angelegt, sie mußte gewöhnt werden, erst einmal wieder Regeln zu erkennen und sie achten zu lernen. Dazu war Gottsched's Bestreben der richtige Weg, und wenn seine eigenen dichterischen Erzeugnisse auch nicht einmal Spuren von Werth aufweisen können, so hat er durch seinen Eifer für die Neugestaltung der deutschen Schauspielkunst sich doch bleibende Verdienste erworben.

Die beiden Verbündeten richteten ihr Bestreben nun darauf, die sogenannten drei Einheiten des Aristoteles, in Ort, Zeit und Handlung auf der deutschen Bühne ins Leben zu rufen. Der bunte Kraut der Stegreiffstücke, das posenhafte Treiben des Narren in den Haupt- und Staatsaktionen, alles sollte verboten und statt dessen schulgerechte Stücke wohl memorirt und mit gemessenen Anstande vorgetragen werden. Es war also nichts als eine gänzliche Umwandlung der Bühne aus einem Extrem ins andere, was man unternahm. Zunächst mußten nun Uebersetzungen derjenigen Stücke beschafft werden, welche man für die vortrefflichsten aus der französischen Literatur erkannte. Es war selbstverständlich, daß man neben den steifen, geistlosen Dramen eines Racine, eines Corneille, auch die vortrefflichen, feinen und lebensstreuern Lustspiele Moliere's, welche ja schon früher für die deutsche Bühne gewonnen waren, nicht überging. Der Hauptbeitrag Gottsched's war „Der sterbende Kato,“ der lange Jahre hindurch ein wahres Zugstück blieb. Einige Schauspieler aus der Neuberischen Truppe, besonders Gottfried Heinrich Koch, ein ehemaliger armer Student, theilten sich an den Uebersetzungen und Nachbildungen. Vom Jahre 1730 ab gehörte zu der Truppe der später so berühmte Johann Friedrich Schönmann.

Um bei ihren Bestrebungen einen festen Boden zu gewinnen, begann Frau Neuber ihre Verbesserungen zuerst innerhalb ihrer eigenen Truppe, deren Mitglieder sie den sittlichen Ernst wiederzugeben suchte, der aus dem Schauspielstande fast gänzlich verschwunden war. „Sie hielt — so sagt Devrient II, 14 — auf Fleiß und Pünktlichkeit bei Proben und Vorstellungen, und führte Ordnung und ehrbares Verhalten bei ihrer Gesellschaft ein. Die unverheiratheten Schauspielerinnen nahm sie in ihr Haus; sie waren ihre Pflөгeböchter, die unverhei-

ratheten Männer ihre Kostgänger — eine Einrichtung, welche der Dekonomie wegen auch wohl bei andern Truppen eingeführt war, die aber von der Neuber benutzt wurde, dem unseligen Gange der Schauspieler zum Wirthshausleben zu lehren und eine moralische Zucht über die jungen Leute auszuüben, in der sie keineswegs gelind verfuhr. Liebshafter der jungen Mädchen bei ihrer Gesellschaft überwachte sie mit Argusaugen und trieb die jungen Leute unnachlässig auseinander oder in die Ehe. Dies erzeugte aber auch ein förmliches Familienleben, in welchem die Berufsthätigkeit ein wärmeres Interesse, ein genaueres Verständniß gewann und nicht wenig dazu beitrug, der ganzen Gesellschaft die Begeisterung der Prinzipalin für die neue Wendung ihrer Kunst einzupflanzen. Dazu mußten die Frauen an den Kostümen sticken und nähen helfen, die Männer beim Dekorationswesen, oder bei den Schreibereien und den tausenderlei Besorgungen, welche die Theaterpraxis fordert, behülflich sein. Kurz, dies patriarchalische Bandenleben, durch die Absonderung von der bürgerlichen Gesellschaft nur noch enger zusammen gedrängt, wurde, in solcher Weise gelenkt, die zuverlässigste Pflanzschule für die künstlerische und sittliche Verbesserung des Standes.“

So weit sich ihr unmittelbarer Einfluß erstreckte, wagte die Neuberin sich ihren Weg durch Ernst und Fleiß bald zu bahnen. Weniger glücklich waren ihre Fortschritte in der Verbesserung des öffentlichen Geschmacks, besonders da die energische und oft bis zum Eigensinn beharrliche Frau es allzu sehr verschmähte, das Publikum durch kluge Nachgiebigkeit für sich zu gewinnen. Der große Haufe stand und fiel mit dem überpefferten Ragout der Haupt- und Staatsaktionen und den schalen, stehenden Gemeinheiten des Hanswurfs. Einen besonders schwierigen Stand hatte die Neuberin in Hamburg. In den beiden ersten Jahren, in welchen sie diese Stadt besuchte, wagte sie noch keine ihrer Tragödien auf die Bühne zu bringen. Und doch durfte sie nicht nachlassen, denn wenn Leipzig auch stets ihr Hauptquartier blieb, von wo aus sie ihre Züge nach Dresden, Hannover, Nürnberg u. s. w. antrat, so blieb das reiche Hamburg doch immer ein bedeutender Stützpunkt für ihr Unternehmen. Sie wagte es im Jahre 1730 zuerst, den Hamburgern ihre Tragödien in Versen zu bieten. Zuerst stuzte man bei der ungewohnten Sache; einige Gebildete spendeten Lob, aber der große Haufe fand die ernsthaften Stücke bald unerträglich und schrie ungestüm nach der alten Possenreißerei. Die Neuberin gerieth darüber fast in Verzweiflung.

Günstigere Erfolge errang man in derjenigen Stadt, welche zu allen Zeiten ein feines und kunstverständiges Theaterpublikum besessen hat, in Hannover. Das Spiel der Neuberin begann hier unter sehr ungünstigen Verhältnissen. Mehrere Banden, die nichts als Harlequinaden gaben, hatten das Publikum des Theaters so satt gemacht, daß der Besuch von Frau Neuber's ersten Vorstellungen sehr gering war; aber sehr bald füllte sich das Haus, und selbst die höchsten Beamten erschienen gern. Auch in Nürnberg fanden die neuen Bestrebungen Würdigung.

Am meisten hinderte immer der Umstand, daß der neuen Stücke nur so wenige waren, denn es hielt damals unglaublich schwer, brauchbare Uebersetzungen zu bekommen. Neuber, der mit Gottsched in steter Korrespondenz blieb, hat und

trieb in jedem Briefe, Gottsched gab sich alle ersinnliche Mühe, aber die Resultate blieben gering. Die Neuber'sche Truppe aber blieb unermüdet. An den Besen der schon oft gegebenen Stücke wurde immerfort gebessert, ja wenn eine neue, bessere Bearbeitung erschien, so schenkte man selbst die unfägliche Mühe des Umlernens nicht.

Dem Repertoire fügte die Neuberin noch einige Originale, im französischen Geschmack verfaßt, hinzu, wie z. B. „Ulysses von Ithaka“ von Ludwig, „Timoleon“ und „die Horazier“ von Behrmann, „der Tod Cäsar's“ von Koch, „die Geschwister in Laurien“ von Elias Schlegel; Voltaire mußte einige Stücke beisteuern, und auch die Nachfolger Moliere's einiges liefern. Alles zusammen aber reichte immer noch nicht hin, ein völlig neues Repertoire ausreichend anzustellen. Es mußten immer auch einige Haupt- und Staatsaktionen und Drameaux gegeben werden. Aber auch diese suchte die Neuberin zu veredeln, sie verbannte Schmutz und Pöbelwitz und suchte statt dessen auch in die elenden Stücke bessern Gehalt zu bringen. Ihre ernstlichen Bestrebungen trugen ihr den ungetheilten Beifall Lessing's ein, der von ihr rühmte, sie vereinigte vollkommen Kenntniß ihrer Kunst mit männlicher Einsicht.

Dem Kostüm widmete Frau Neuber mit seinem weiblichen Auge viel Sorgfalt. Gänzlich konnte sie das Herkömmliche nicht umstoßen; der Feisrock bei den Frauen, die Sammethosen und Schnallenschuhe bei den Männern, und bei beiden Geschlechtern die gepuderte Frisur blieben die Grundlagen aller Theaterkleidung, aber allen sinnlosen Trödelputz verbannte die Neuberin gänzlich; die Kronen und Sterne von Goldpapier mußten weichen, jedes Kostüm wurde je gut als möglich der Wirklichkeit angenähert.

Fassen wir die Verdienste der Frau Neuber in kurze Worte, so müssen wir sagen: sie war die erste, welche überhaupt wieder Regeln, wieder eine Schule in die Kunst brachte, und derselben dadurch Bewußtsein und eigene Kraft wieder verlieh.

Goldene Berge hat die Neuberin trotz ihrer Gewandtheit und ihrer Ausdauer nicht errungen; materieller Gewinn war nie das erste Ziel, wonach die Truppe strebte. In einem Briefe Neuber's an Gottsched aus Nürnberg vom Jahre 1731 finden sich die Worte: „Vielleicht würden wir etliche Thaler mehr erobert haben, wenn wir lauter abgeschmackte Modestücke aufführten; da wir aber einmal was Gutes angefangen, so will ich nicht davon lassen, so lange ich noch einen Groschen daran zu wenden habe. Denn gut muß doch gut bleiben.“

Leider sollte aber das Neuber'sche Ehepaar den Sieg der von ihnen verfolgten guten Sache nicht erleben, denn der Ungeschmack, die Lust an den faden Wochsprüngen der Gaukler war nicht nur bei dem Pöbel, sondern auch bei den Großen unsterblich. In Leipzig hatten Neuber's, im Vertrauen auf ihr sächsisches Privilegium, sich im sogenannten Fleischhause ein Theater mit erheblichen Kosten hergerichtet. Aber ein Prinzipal Namens Müller, der einen beliebten Harlekin, Pirsch, aufzuweisen hatte, mußte der Neuberin das Privilegium abzwängen, und als er mit seinem Harlekin bei Hofe zu spielen die Erlaubniß erhielt, führten die Majestäten sich so unaussprechlich behaglich, daß dem Hanswurst flugs auch das Theater im Leipziger Fleischhause zugesprochen wurde.

Vergebens richtete die Neuberin ein Gesuch um Abwendung dieser schreien- den Ungerechtigkeit an den König; vergebens wies sie auf den Beifall aller Guten hin, den sie errungen, vergebens berief sie sich auf ihr Streben nach rosen, veredelnden Wirkungen aufs Volk, und auf die hervorragende Bildung der meisten Mitglieder ihrer Truppe, vergebens endlich war eine poetische Epistel der bedrängten Frau an die Königin: Hanswurft wog schwerer, als alles das zusammengenommen, Hanswurft behielt Konzession und Theater, und brauchte der Frau Neuber nur die Kosten für die Herrichtung des Fleischhauses zu er- zatten. In einer Bude vor dem Grimma'schen Thore fand die Neuberin und ihre Bestrebungen für die deutsche Bühne eine armselige Zuflucht.

Die Gesellschaft ging nach Braunschweig, wo sie freundliche Aufnahme fand, die ihre Bedrängniß wenigstens für den Augenblick linderte. Von dort aus schrieb die unerschrockene Frau: „Zur Zeit habe ich mir selbst noch wenig thun machen können, ich versichere aber, daß ich in allen Stücken, sie mögen kommen haben, wie sie wollen, auf den rühmlichsten und besten Nutzen der ge- sammten deutschen Gesellschaft (des deutschen Volkes) denke, und ohne derselben etwas Gutes zu stiften, meinen eigenen Vortheil nicht einmal annehmen noch suchen werde. Leipzig und mein Vortheil allein sollen nichts für mich sein, sofern nicht auch eine feste Grundstufe für die deutsche Gesellschaft mit kann gebaut werden. Vielleicht scheint es jetzt noch als eine Vermessenheit, daß ich mich dazu verbinde, und wer kann wissen, ob das Glück auch für mich auf- erhalten ist, es auszurichten? Aber ich will doch auch nichts haben, wenn eines nicht geschehen kann.“ — Ein schöneres Zeugniß konnte die vortreffliche Frau sich gar nicht ausstellen, als in diesen Worten. Welch eine erhebende Erscheinung ist diese für ihre Kunst und für die Ehre ihres deutschen Vater- landes begeisterte uneigennützigte Frau in jenen dunklen Zeiten! Und wie hoch und edel müssen die Zwecke einer Kunst sein, die eine solche Begeisterung ins Leben rufen kann! Frau Neuber sah ihr Ziel allerdings nicht, Noth und Elend verbargen es ihr, aber was sie geleistet hat, das hat herrliche Früchte getragen; die Hand dieser Frau hat den Grund gelegt, worauf begabte Männer weiter bauten. Der freundige Opfermuth der Frau Neuber findet in der ganzen Ge- schichte nur wenig Beispiele.

Von Stadt zu Stadt schlug sich die Truppe unter tausend Widerwärtigkeiten, Inseindungen der Handwerksgeossen, und oft in bitteren Geldverlegenheiten durch. Nur einen Beschützer fand sie, es war der Herzog Karl Friedrich von Schleswig Holstein; er stimmte ganz in ihre Begeisterung ein, er gewährte jede Unterstützung, die in seinen Kräften stand; 1736 ertheilte er ihnen das Patent als Hofschauspieler, setzte sie im Range der Hofkapelle gleich, befreite sie von allen Abgaben und gewährte einen jährlichen Zuschuß von ein tausend Thaler; der Herzog spielte sogar einigemal selbst auf der Bühne der Neuber. Durch solche Hülfe unterstützt, konnte die Gesellschaft auch ihre Vorstellungen, wenigstens in Kiel, erheblich emporheben, und zur Ehre der Frau Neuber muß bemerkt werden, daß sie jeden Geldzuschuß des Herzogs nicht für sich, sondern nur für die Bühne verwandte; zu einer Vorstellung des Polyeuct z. B. hatte sie eine Ouvertüre und Musik für die Zwischenakte besonders komponiren lassen.

So gute Tage hatte die Truppe aber auch nur in Kiel, welches jährlich einmal besucht wurde. Doch die Entschlossenheit der Frau Neuber trotz aller Widerwärtigkeiten, und um der Welt zu zeigen, daß sie unüberdrossen den einmal eingeschlagenen Weg zu verfolgen bereit sei, verbannte sie durch eine öffentliche Manifestation die Schiffe hinter sich: nämlich im Oktober 1737 ließ die Neuberin in ihrer Leipziger Theaterbude ein eigens von ihr dazu verfaßtes Vorspiel aufführen, in welchem dem Harlekin wegen seines theatralischen Uunzsförmlich der Prozeß gemacht, eine Puppe in seinem buntschwedigen Kleide einem Scheiterhaufen verbrannt und sein Name von der Bühne verbannt wurde. Gottsched unterstützte diese Demonstration mit seinem vollen literarischen Ansehen und die erwünschten Folgen blieben nicht aus. In Norddeutschland schied man die Haupt- und Staatsaktionen, das Steigreißspiel und den Harlekin jetzt bald ab; vom Jahre 1750 ab bestand das Repertoire der norddeutschen Bühnen fast nur aus regelmäßigen Stücken.

In den ersten Jahren nach Abschaffung des bunten Lockvogels hatte die Frau Neuber unter ihrer eigenen Maßregel selber schwer zu leiden, denn die geldbringende Menge, der die Alexandrinertragödie nichts als Langeweile verursachte, war nun auf keine Weise in das Haus der Frau Neuber zu ziehen „es war“ — wie Devrient sagt — „als ob das räthende Gespenst des verbrannten Possenreißers vor ihr herginge und ihr Theater verödete.“ Zeit kam noch, daß im Jahre 1738 ihre beste Schauspielerin die Bühne verließ. Dadurch war das Repertoire zerstört. Wie ein wackerer Feldherr, der seinen Posten nur mit der letzten Kraft aufgibt, trat die Frau Neuber in die Bresche: sie warf sich im Alter von 46 Jahren wieder in das Liebhaberinnenfach und spielte in manchen Stücken sogar zwei Rollen.

Aber alle Anstrengungen brachten wenig Vortheil, die Zeit für das, was die Neuberin erstrebte, war noch nicht gekommen. Am meisten regte sich ihr Unwille in Hamburg, wo man ihre „gereinigte Bühne“ öffentlich lächerlich machte und massenweis zu den Vorstellungen eines „starken Mannes“ und seiner Marionetten hinströmte. Frau Neuber spielte vor leeren Bänken, sie machte Schulden, ihr Untergang schien unvermeidlich; doch noch einmal lachte ihr das Glück. Auf Verwendung des Herzogs von Schleswig-Holstein wurde Frau Neuber mit ihrer Truppe durch die Kaiserin Anna nach Petersburg berufen: ein ansehnlicher Voranschuß setzte sie in Stand, ihre Schulden zu bezahlen.

Nun triumphte sie. Durch die Anerkennung des Auslandes wurde ihr Selbstgefühl so sehr erhoben, daß sie beschloß, ihren Feinden nun auch ihre ganz Erbärmlichkeit mit Verachtung vorzurücken. Ihre letzte Vorstellung beschloß sie mit einer von ihr selbst verfaßten Abschiedsrede, aus welcher einige Verse hier Platz finden mögen. Es heißt darin:

Verschreibt euch einen Mann, geschickt zum Harlekin,
Aus unbekannter Lust, laßt ihn bei euch erziehen,
Belehrt ihn, macht ihn groß und gebt ihm eure Werke
Recht mit Gelehrsamkeit, mit großer Weisheit Stärke
Zu seinem Nutzen hin; nehmt ihn zum Vorbild an,
Vielleicht daß dieser euch geschickter bessern kann.

— — — — —
 Bedenkt: mein Vorsatz war — das sag' ich öffentlich —
 Daß unserm deutschen Reich kein Vorzug sollt gebrechen.
 „In einer Kleinigkeit“ — so werdet ihr wohl sprechen,
 Denn von der Schauspielkunst habt ihr sehr wenig Licht,
 Weil's euch an zartem Sinn, Natur und Kunst gebracht.
 Das Lesen langt nicht zu, auch nicht nach Frankreich reisen;
 Ein Schauspiel zu verstehen, erfordert einen weisen,
 Wahrhaftig klugen Mann, der jede Wahrheit kennt,
 Die Tugend redlich liebt, und dem das Leben gönnt,
 Der Fleiß und Wissenschaft pflichtmäßig treibt und übet,
 Und nicht bloß um Gewinnst das wahre Gute liebet;
 Nein! der dem Guten folgt, und hält' er nichts als Hohn,
 Der kleinen Geister Haß und Spöttereie zum Lohn;
 Dem auch der Mangel lieb, wenn er sich nur mit Ehren
 Aus der Beschimpfung reißt, womit ihn die beschweren,
 Die seine Feinde sind. — Ist dieses recht gethan,
 So nehmt auch, was ich sag', von mir vernunftig an.
 Gehet selbst in euer Herz, das wird euch deutlich sagen,
 Warum ich euch so frei die Wahrheit vorgetragen.
 Glaubet, daß hier weder Stolz noch Frechheit aus mir spricht,
 Und auch kein Uebermuth, darum verwerft es nicht.

Das Publikum hörte dieser ledern Rede geduldig und andächtig zu. Nachher aber war der Zorn desto größer. Der Senat kassirte die Konzession der Frau Neuber; sie hat in Hamburg nie wieder spielen dürfen. Bevor sie nach Rußland ging, trennte Schönemann sich von ihr und bergündete eine eigene Truppe.

Die Hoffnungen auf Rußland gingen leider nicht in Erfüllung; die Neuberin vermochte gegen die prunkende italienische Oper nicht aufzukommen. Nach Verlauf eines Jahres kehrte sie, sogar mit Verlusten, da man ihr den Kontrakt nicht hielt, nach Deutschland zurück. Hier aber hatten sich die Verhältnisse sehr zu ihrem Nachtheil gestaltet. Die Truppe des Franz Schuch, eines genialen Improvisators, und die des kleinen Leppert fanden in Norddeutschland in dem öffentlichen großen Beifall; das erste Schauspiel aber hatte Schönemann ganz und gar an sich gezogen, und diesem hatte auch Gottsched seinen Schutz in Wort und Schrift zugewandt.

Als nun die Neuberin zur Ostermesse 1741 wieder in Leipzig erschien, ließ sie eine leidenschaftliche Frau, erbittert über die neue Kränkung, sich dazu hinreißen, öffentlich gegen Gottsched aufzutreten. Gottsched's Trauerspiel „der sterbende Vater“ wurde auf der Bühne der Frau Neuber verspottet, und als Gottsched darüber ergrimmt und sich auf jede Weise an seiner Gegnerin zu rächen suchte, leitete diese einen sehr empfindlichen Schlag für den geschmacksreinigenden Professor vor. Im September 1741 erschien in einem von der Neuberin verzierten Vorspiele „der allerkostbarste Schatz“ Gottsched selbst in der Person des Tadlers“ auf der Bühne. Er trug ein Sternenkleid mit Fledermausflügeln, die Sonne von Flittergold glänzte auf seinem Kopfe, in der Hand hielt er

eine Laterne, mit welcher er Fehler suchte. Gottsched hatte alles aufgebietet, die Aufführung zu hintertreiben, aber der Graf Brühl und der eben anwesende Hof begünstigten dieselbe, und im Oktober wurde sie sogar unter allgemeinem Jubel wiederholt. Man lachte über die Posse, aber man billigte sie nicht, und Frau Neuber machte schlechte Geschäfte. In demselben Jahre starb ihr der berühmte Koblhardt, und bald nachher löste sie ihre Truppe auf. Ihr Mann hoffte eine kleine Anstellung in Oschatz zu erhalten, aber da diese Aussicht fehlgeschlug, trat die Neuberin 1744 aufs neue an die Spitze einer Truppe, des das Glück lächelte ihr nicht. Das letzte Verdienst erwarb sie sich dadurch, daß sie den Mann in die Öffentlichkeit einführte, welcher dem deutschen Drama ganz neues, frisches Leben einhauchen sollte: der achtzehnjährige Student Lessing brachte ihr 1747 sein erstes Lustspiel: „der junge Gelehrte,“ und Frau Neuber führte es unter vielem Beifall auf. Im Jahre 1750 ging die Neuber'sche Truppe in Herbst still und kläglich auseinander. Frischere Kräfte waren an den Kampfplatz getreten, Frau Neuber hatte ihre Aufgabe erfüllt, der weltliche Fortschritt schob sie bei Seite.

Nun trat sie selbst wieder auf die Bühne; aber sie war alt geworden, und fand sie steif und geziert, sie vermochte keine Erfolge zu erringen. Mit der elenden Budengesellschaft irrete sie mit ihrem Manne umher, bis der Antritt des siebenjährigen Krieges sie in gänzliche Armut stürzte.

Edle Menschen schützten die letzten Jahre des Ehepaares vor Mangel. Der königliche Leibarzt Dr. Ebber in Dresden gewährte ihnen Wohnung und Unterhalt in seinem Hause. Hier starb Neuber 1756, einquartierte preussische Soldaten begleiteten ihn zu Grabe. Während des Bombardements wurde das Haus niedergeschossen. Mit der Ebber'schen Familie flüchtete die Neuber nach dem Dorfe Laubegast. Hier erkrankte sie schwer. Der Hausarzt wollte nicht, daß eine Schauspielerin in seinem Hause sterbe; ihre Wohlthäter mietheten ihr eine andere Wohnung und geleiteten sie dorthin. Derorient erzählt: „Zu Tode gehezt von den Kämpfen des Theaterlebens, verfolgt von dem Urtheile gegen ihren Stand, den Winkel suchend, wo sie ihr Sterbelissen hinführen dürfe, trat sie in das Stübchen, dessen Fenster auf die Weinberge von Pillnitz hinaus sahen.“ Da fiel die alte gottesfürchtige Frau überwältigt auf die Erde nieder und brach in die Worte des Psalmes aus: „Ich hebe meine Augen zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt. Meine Hülfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“

Am 30. November 1760 starb Frau Neuber. Die Geistlichkeit verweigerte ihr ein kirchliches Begräbniß, und gewährte ihr nur hart an der Kirchhofmauer ein Ruheplätzchen. Ein Denkmal durfte nicht aufgestellt werden. Einige errichteten Freunde der Kunst ihr einen Stein mit einer ehrenden Inschrift in Laubegast neben dem Hause, in dem sie gestorben.

So endete diese Frau, welche für die Ehre ihres Vaterlandes und der Kunst gewirkt, wie wenige ihrer Zeitgenossen.

Der Grund, den sie gelegt, blieb unerschüttert; die Nachwelt wird sich ihres begeisterten und in seltenem Grade uneigennütigen Strebens stets dankbar erinnern.

Schönemann war es, der das weiterführte, was die Reuberin begonnen, aber auf einem ganz andern Wege. Von dem Genie, von der Uneigennützigkeit, von der Begeisterung der Frau Reuber besaß Schönemann nichts, eigen aber waren ihm unternehmender Geschäftsgeist, Fügsamkeit in die Umstände, große Ehrlichkeit und die Eigenschaft, aus den Talenten anderer Vortheil zu ziehen. Als Schauspieler war er nur in komischen Rollen gut, als Künstler war er unbedeutend.

Im Jahre 1740 übernahm Schönemann in Lüneburg die Leitung seiner Truppe; am 12. Januar wurde das erste Stück gegeben, in demselben traten diejenigen Personen auf, welche die Kunst in der nächsten Zukunft fördern sollten; es waren Konrad Adermann, Sofie Charlotte Schröder und Konrad Eckhof. Das ganze Personal der Schönemann'schen Gesellschaft umfaßte zuerst 15 Köpfe, welche zusammen ein wöchentliches Gehalt von 16 ½ Thaler bezogen, Eckhof erhielt wöchentlich 1 ½ Thaler; Schönemann's Hausmiete betrug wöchentlich 2 Thaler, die Beleuchtung kostete für jeden Abend 1 Thaler, die Musik 1 ½ Thaler.

Schönemann durchzog die norddeutschen Städte bis zur Elbe, führte neben den ernstern Stücken auch die Harlekinsthuckereien frisch wieder ein und gab überhaupt dem Geschmack des Publikums in sehr vielen Stücken nach. Schon nach Verlauf eines Jahres hatte Schönemann das Unglück, daß Frau Schröder und Adermann seine Truppe verließen. Wir sprechen später von diesen beiden ausführlich. Seit 1743 ging Schönemann auch nach Berlin, wo er an Franz Schuch jedoch einen gefährlichen Nebenbuhler fand. Im Jahre 1749 trennte ich von ihm der Schauspieler Koch und begründete in Leipzig eine neue Gesellschaft; auch ihm werden wir später noch begegnen.

Im Frühjahr 1751 trat Schönemann mit seiner Truppe als Hofkomödianten in den Dienst des Herzogs Kristian Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, und gewann dadurch einen festen Standort. In dieser Zeit der sichern Ruhe über leistete die Schönemann'sche Truppe Großes, nicht aber durch ihren Prinzipal, sondern durch den Geist jenes Mannes, der als Mensch eben so edel und sittenrein, wie als Künstler genial und groß war; wir meinen Konrad Eckhof.

Er war 1720 in Hamburg geboren. Sein Vater war Stadtsoldat und Handwerker in Einer Person; beide Verrichtungen gewährten ihm ein kümmerliches Auskommen. Die Erziehung seines Sohnes war unter solchen Verhältnissen eine höchst mangelhafte; doch der Drang, darzustellen war schon in dem Knaben so mächtig, daß er auf dem Boden des Hauses sich im Deklamiren und Agiren übte; alte Kleider, die er vor sich aufhing, vertraten die Stelle der Zuschauer.

Nach den Knabenjahren erwachsen, wurde er Schreiber bei einem schwedischen Postkommissär in Hamburg, und durch schlechte Behandlung von diesem ertrieben, ging er als Schreiber zu einem Advolaten in Schwerin. Bei ihm fand er eine reiche Bibliothek, die Eckhof eifrig benutzte. Nun erwachte auch sein alter Hang zur Schauspielkunst mit unwiderstehlicher Kraft. Erehrte nach Hamburg zurück und ging von da zu Schönemann's Gesellschaft.

In seinem Aeußern zeigte Eshof sich klein, hochschultrig, von edigem Knochenbau. Sein Antlitz hatte starke Züge voll Energie und Würde, sein Aug war nicht groß, aber glänzend und von wunderbarem Ausdruck, seine Stimme von einer Macht, einer Zartheit und einem Wohlklang, daß sie kaum je ihres Gleichen fand. Uebermüthlich war sein Ernst und sein Eifer für die Kunst, welcher er mit nimmerrastendem Pflichtgefühl sich hingab. Dabei war er ein schöpferisches Genie, der aus seinem eigenen Urtheile sich zur Höhe vollendeter Leistungen emporzuschwang. Und groß und vollendet waren seine Leistungen in der That, wenn er sich von dem französischen Einflusse, der die ganze Zeit beherrschte, auch niemals gänzlich los zu machen wußte. In den meisten komischen Rollen behauptete sich dieser Einfluß, in den ernsten aber war Eshof durchaus eigen thümlich. Dieser Theil seiner Thätigkeit war Eshofs eigentlichste Kunst, de sein redliches Gemüth mit wahrhaft religiöser Begeisterung anhing, aus welcher wiederum sein unausgesetztes Bildungsbestreben, sein hingebender Gemeinfinn und seine persönliche Vereblung hervorging.

„Dieses erste Schauspielermuster, das Eshof in seiner künstlerischen Wirklichkeit der Geschichte darbietet, die vollendete Persönlichkeit ist es, welche mehr als alle einzelnen künstlerischen Fortschritte, die wir ihm verdanken, die Bahn der Vervollkommnung, die Aussicht auf höhere Anerkennung eröffnet hat. Das ist es, warum er den Namen „Vater der deutschen Schauspielkunst“ mit vollem Rechte verdient.“ (Devrient II, 77.)

Aber nicht allein sich selbst persönlich wollte Eshof fördern, sondern der Interesse der Kunst blieb stets sein Hauptaugenmerk. Wo er nur konnte, da wirkte er anregend, belehrend, fördernd auf seine Genossen, und hierzu bot sich keine passendere Gelegenheit, als in Schwerin. Eshof unternahm daselbst die Stiftung einer belehrenden und richtenden Gesellschaft, einer Theaterakademie. Durch gemeinsame Besprechung die Grundsätze der Kunst aufzufinden und deren Anwendung festzustellen war der Zweck dieser Akademie. Präses derselben — wenn auch nur dem Namen nach — war Schönemann, Eshof war die eigentliche Seele des Ganzen. Die erste Sitzung dieser Akademie fand am 5. Febr. 1753 in Schwerin statt, von da ab wiederholte sie sich alle vierzehn Tage, man blieb jedesmal zwei Stunden bei einander. Vierzehn Mitglieder der Schönemann'schen Truppe bildeten den ersten Bestand. In 24 Artikeln war die Verfassung festgesetzt. Man wollte sich damit beschäftigen, bei einer Vorlesung der auszuführenden Schauspiele die Charaktere und Rollen derselben zu prüfen und gemeinsam zu überlegen, wie sie gespielt werden müßten. Man wollte auch die Vorstellungen genau beobachten und in den Sitzungen der Akademie sich über die Resultate der Beobachtungen aussprechen. Abhandlungen und Erläuterungen über die Schauspielkunst im allgemeinen und über einzelne Theile derselben wurden gegeben; sogar setzte man fest, die Sitzungen sollten sich mit bescheidenen Anmerkungen über der Schauspieler Pflichten im gemeinen Leben beschäftigen, in so weit sie mit der Aufnahme der Gesellschaft und den Theaterverrichtungen in Verbindung ständen, wobei weder Entrüstungen, Beleidigungen noch Empfindlichkeiten stattfinden dürften.“ Durch jedes erreichbare Mittel wollte man den Korporationsgeist der Gesellschaft heben und fördern.

Œhof leitete die Sitzungen und die Arbeiten dieser Akademie; er selbst unterwarf sich willig dem Gesamturtheil; er selbst betonte, auch er sei immer noch ein Lernender, und suchte dadurch den Bildungstrieb seiner Kunstgenossen zu wecken und anzufeuern. Leider standen die meisten seiner Kollegen künstlerisch und moralisch so tief unter dem Meister, daß Œhof schon nach dreizehn Monaten sich genöthigt sah, von der Akademie zurückzutreten; diese löste sich danach sofort auf. Aber selbst nach dieser unerfreulichen Erfahrung widmete Œhof, ein echter Jünger der Kunst, seine Kraft unverdrossen dem Gedeihen strebender Talente. Wie jeder wahre Künstler, so hatte auch er nur Ein Bestreben: die Förderung der Kunst.

Der Tod des Herzogs von Mecklenburg löste 1756 den Vertrag auf und wies Schönemann ganz wieder dem Wanderleben zu. Aber das ruhige und gesicherte Beisammensein der Gesellschaft hatte doch, wenn es auch nur von kurzer Dauer war, herrliche Früchte getragen. Die begabtesten Mitglieder der Truppe, unter ihnen Schönemann's Tochter (nachher Löwen's Gattin; man vergl. Bd. II. unseres Werkes S. 219 ff.) begannen allmählig aus der französischen prunkenden Weise zu der edlen, einfachen Weise Œhof's überzugehen.

Bis zum Jahre 1756 hatte Schönemann sich immer noch mit Eifer dem Fortkommen seiner Gesellschaft angenommen, und an seinen Namen heftete sich mancher bedeutende Fortschritt, obwohl man dabei stets im Auge behalten muß, daß Œhof zu allen Zeiten die eigentliche Seele der Schönemann'schen Gesellschaft war und daß der Prinzipal meist nur das ausführte, was Œhof angab; Energie und Geschäftslüchtigkeit waren indessen Eigenschaften, welche der Prinzipal selbst besaß, während von der letzteren der große Œhof nichts aufzuweisen hatte.

Aber schon in der Zeit des Aufenthaltes in Schwerin entfremdete Schönemann sich dem Theater immer mehr; er fing mit leidenschaftlicher Lust einen Pferdehandel an, verschleuderte dabei viel Geld, und suchte nun den Verlust durch Beschränkung der Gagen zu decken. Œhof opferte sich auf, die Nachteile, welche durch die Mißgriffe des Prinzipals entstanden, wieder wett zu machen, aber als er selbst auf eine sehr empfindliche Weise betroffen wurde, verließ er im Juni 1757 die Schönemann'sche Gesellschaft. Durch erbärmliche Spekulationen auf die Schaulust und Rachwuth der niederen Stände, durch Rauberpöffen, Stegreisstücke u. dgl. hielt die Gesellschaft sich noch eine kurze Zeit über Wasser, aber schon im Dezember 1757 sah Schönemann sich genöthigt, seine Gesellschaft aufzulösen. Den Ertrag des Theaterinventars verschleuderte er sehr bald im Pferdehandel und war schließlich froh, in Schwerin einen kleinen Posten zu erhalten, der ihn kümmerlich nährte. Er gab sich dem Trunke hin, und starb 1782 in dem Alter von 78 Jahren. Schönemann war in Œhof's Händen ein brauchbares Werkzeug, sein Charakter bildete in manchen Punkten eine Ergänzung für Œhof's Wirksamkeit, und deshalb wird sein Name immerhin nicht ohne alles Verdienst genannt werden können.

Œhof war inzwischen, da der siebenjährige Krieg die Schauspieler aus den mitteldeutschen Städten vertrieben, nach Danzig zu Franz Schuch gegangen. Als Schönemann nun seine Truppe im Stich ließ, wandte diese sich

an Echhof mit der Bitte, er möge ihr Führer sein. Echhof folgte dem Rufe, und mit dem Beginn des Jahres 1758 ging er zuerst mit seiner Gesellschaft nach Kiel. Aber der gänzliche Mangel an Kostüm und Dekorazionen lähmte die Thätigkeit der Truppe so sehr, daß man einsah, auf diesem Wege könne man nicht fortfahren. Echhof hatte keine Lust, Schulden zu machen, obwohl man dem redlichen Manne in Hamburg Kapitalien anbot, er hatte gar kein Geschick und nicht die geringste Neigung zu Geldgeschäften; man sah sich nach einem andern Auswege um, und faßte den Entschluß, den Prinzipal Koch in Leipzig, den wir bereits nannten, zur Uebernahme der Gesellschaft aufzufordern. Koch, den der Krieg sehr in die Enge getrieben hatte, kam, und übernahm Ostern 1758 in Lübeck die ehemals Schönemann'sche Truppe.

Koch war ein guter Schauspieler, ein gebildeter Mann, zeigte malerisches Talent in der Verbesserung der Dekorazionen und des Kostüms, seine Rechtllichkeit war über jeden Zweifel erhaben. Aber Begeisterung für seine Kunst war ihm gänzlich fremd. Sein Hauptaugenmerk war, der Bühne eine sichere bürgerliche Stellung zu geben. Er führte komische Zwischenspiele ein, an welchen das Publikum sich zwischen den Akten größerer Dramen ergözte; er wurde durch seine Singspiele der Begründer der neueren deutschen Oper, er veranlaßte die Herausgabe der ersten selbständigen Theaterkritik, indem er 1755 in Leipzig „Schildereien der Koch'schen Bühne“ erscheinen ließ. Bei der damals allgemein verbreiteten Vorliebe für französische Spielart kultivirte auch Koch mit Eifer die Tanzweisergrazie, die abgezirkelten Bewegungen, den singenden oder predigenden Deklamazionston, und verfolgte mit Eifer die Anmuth des klappenden Alexandriner's.

Es ließ sich leicht voraussehen, daß ein Mann wie Echhof nicht lange gemeinsam mit Koch arbeiten könne. Koch beschränkte, als er die Truppe übernommen, sofort die ersten Stücke, er suchte Echhof's Ansehen auf mancherlei Weise niederzuhalten, und wenn Koch's Rechtllichkeit und seine Geschäftsliebe es auch nicht zu einem augenblicklichen Bruche kommen ließ, so hielt Echhof doch nicht länger als bis zum Januar 1764 aus, zu welcher Zeit er in tiefer Unzufriedenheit die Koch'sche Truppe verließ. Koch hielt sich von 1768 bis 1771 in Weimar auf, wohin die Herzogin Amalie ihn berufen, und ging dann nach Berlin, wo Döbbelin durch die Aufführung der herrlichen Lessing'schen Meisterwerke bereits der deutschen Bühne gegenüber dem vom Könige gehegerten französischen Theater einen guten Grund verschafft hatte; Koch mit seiner wohlgeordneten Gesellschaft fand in Berlin viel Beifall, es gelang ihm, daselbst ein stehendes deutsches Theater zu begründen.

Wir erzählten, daß Echhof zu der Zeit, wo Schönemann seine Prinzipalschaft in Lüneburg begründete, daselbst mit Konrad Adermann und Frau Schröder zusammengetroffen sei, und daß Adermann mit Frau Schröder nach Danzig gegangen sei. Frau Schröder hatte hier selbst eine Gesellschaft begründet, und der sie nach Petersburg ging. Dort wurde sie Adermann's Gattin, der die Führung der Truppe übernahm. Von Königsberg, wohin er gezogen, durch den siebenjährigen Krieg vertrieben, unternahm Adermann einen Zug bis in die Schweiz, und wurde im September 1764 Koch's Nachfolger.

Hamburg. Im April desselben Jahres spielte Adermann in Braunschweig, und hier war es, wo Echhof zu ihm stieß. Adermann räumte dem großen Freunde willig die erste Stelle ein, und ließ sich gern durch Echhofs Rath leiten, ebenso wie alle übrigen Mitglieder der Gesellschaft, mit der einen Ausnahme des genialen Stiefsohnes Adermann's: Schröder's, der damals zwanzig Jahre alt war. Ueber Adermann und Schröder sprechen wir später ausführlicher, und verweilen an dieser Stelle vorzugsweise bei Echhof, der in den nun folgenden Jahren den höchsten Glanzpunkt seiner Kunst erreichte.

Da Adermann in Hamburg nicht gleich eine Bühne finden konnte, so zog er 1765 mit seiner Gesellschaft nach Bremen, wo er sehr viel Beifall fand. In Hamburg ließ er sich mittlerweile selbst ein Theater bauen; aber das kostspielige Haus zeigte sich wenig zweckentsprechend, und durch den ungewöhnlichen Glanz, den er seinen Vorstellungen verlieh, belästete Adermann den Etat seiner Ausgaben so sehr, daß er nur kümmerliche Geschäfte machte, und froh sein mußte, als er im Frühjahr 1767 sein Schauspielhaus mit allem Zubehör an jene Gesellschaft von Geschäftsleuten verpachten konnte, welche das unter dem Namen „die Hamburger Entrepriſe“ berühmte Unternehmen ins Leben riefen, dessen Zweck die Gründung des ersten deutschen Nationaltheaters war. Lessing's Name hat dieses Unternehmen für alle Zeiten verherrlicht. Wir haben den ganzen Verlauf desselben im zweiten Bande unseres Werkes in Lessing's Leben, Seite 219—226 kennen gelernt, und können uns hier auf jene Stelle beziehen.

Wir erinnern uns, daß Löwen Direktor des Hamburger Nationaltheaters wurde. Seine Stellung wäre für den begabtesten Mann eine schwierige gewesen; für Löwen, der zu dem Direktionsgeschäfte nichts mitbrachte als den guten Willen, war sie eine Last, die ihn niederdrücken mußte, wie das denn auch sehr bald geschah. Ein Schauspieler wie Echhof konnte sich unmöglich der Autorität eines Löwen unterordnen; Echhof behandelte aber auch die Mißgriffe Löwen's mit wenig Schonung; ihm wäre es mehr erwünscht gewesen, wenn er mit dem Manne zu thun gehabt hätte, dessen Größe er unbedingt anerkannte; wir meinen Lessing.

Es ist von der größten Wichtigkeit für die Geschichte der deutschen Schauspielkunst, daß Lessing, der größte Förderer der deutschen dramatischen Kunst, und Echhof, damals der größte deutsche Schauspieler, hier zusammen wirkten und nach demselben Ziele gemeinsam strebten: die französische, lägenhafte Gespreiztheit zu verbannen, und dafür die edle, ungekünstelte Natur in ihre Rechte einzusetzen. Die beiden größten Schauspieler, die Deutschland überhaupt je gehabt, Echhof und Schröder, blickten mit der höchsten Verehrung zu Lessing auf, und wirkten bis an ihr Lebensende in Lessing'schem Geiste. Einer der mächtigsten Marksteine auf der Bahn des Fortschrittes war die Aufführung der Minna von Barnhelm am 28. September 1767. „Von nun an,“ sagt Ed. Devrient II, 182, „wurden die Rollen in Minna von Barnhelm förmlich zum Schiboleth, woran man die Fähigkeit und Eigenthümlichkeit eines Talentes zu erkennen pfliegte. Bei allen namhaften Gesellschaften gab es Personen, für welche diese Rollen eigens geschrieben schienen, sie waren wie aus dem Schooße der Schauspielkunst selbst hervorgewachsen.“

Edhof spielte den Major von Tellheim, und die geschlossene männliche Würde, das stets bezähmte gewaltige Gefühl seiner Darstellung verfehlte nie eine ergreifende Wirkung. Selbst Schröder, Edhof's großer Nebenbuhler, bestätigte, in den Worten Edhof's: „Nimm mir auch deinen Pudel mit! Hörst du, Just?“ habe eine Welt von Ausdruck gelegen.

Schröder, der damals hauptsächlich Tänzer war, hatte sich nicht verstehen können, bei der Gesellschaft der Hamburger Entrepriſe zu verbleiben; er war nach Frankfurt a. M. gegangen. Aber schon im nächsten Jahre lehrte er zurück. Leider begannen sofort wieder die Reibereien zwischen ihm und Edhof, und obwohl letzterer dem großartigen Talente des Jünglings seine Anerkennung nie versagte, so ließ Schröder doch nie ab, den verdienten Meister, auf dessen Ruhm er so eifersüchtig war, zu reizen und selbst zu kränken, so daß Edhof im August 1769 die Ackermann'sche Truppe, welche dieser nach dem Untergange der Hamburger Entrepriſe nach Braunschweig geführt, verließ, und sich einer Unternehmung des Prinzipals Seyler in Hannover anschloß. Aber schon nach Jahr und Tag war die Gesellschaft durch den unfähigen Seyler so zurück gekommen, daß sie von gänzlichem Untergange nur dadurch gerettet wurde, daß Edhof die Leitung übernahm.

Mit großer Energie und Einsicht begann Edhof sein Amt; er führte die Truppe bis nach Süddeutschland hinunter. Schon im Oktober 1771 hatte Edhof alle Schulden getilgt und sogar noch einen Reservecfonds angesammelt. Nun übernahm Seyler wieder die Führung; man zog ihn auf einige Jahre nach Weimar, welches Koch soeben verlassen hatte. In dieser Zeit der Ruhe konnte Edhof wieder ungestört seine reiche Thätigkeit und seine unerschöpfliche Kraft zum Besten des Ganzen wirken lassen. Im Jahre 1772 kam hier Lessing's Emilia Galotti auf die Bühne, jenes großartige Meisterwerk, dessen Bau ebenso untadelhaft ist, wie eine antike Statue. „Dieses Stück“ — sagt Deorient II, 251 — „vollendete die Wohlthaten, welche Lessing der Schauspielkunst erwies. Er gab ihr darin Charaktere, welche an innerm Reichthum und Vollendung von keinem spätern Dichter übertroffen worden sind, und dennoch dem Dichter so viel zwischen den Zeilen zu lesen, zu errathen und zu ergänzen übrig lassen. An sämmtlichen Rollen der Emilia kommt die Schauspielkunst niemals zu Ende, sie findet unerschöpfliche Anregungen und Aufgaben darin. Edhof, der als Odoardo den Gipfel seiner eigenthümlichen Künstlergröße erreichte, antwortete, als ihm Nikolai seine Bewunderung über die Tiefe seiner Auffassung äußerte: „Wenn der Autor so tief ins Meer der menschlichen Gefinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler wohl nachtauchen, bis er ihn findet. Dies ist freilich mühsam und müßlich. Nur wenige Autoren machen es dem Schauspieler so schwer wie Lessing; man kann sie leicht haſchen, sie schwimmen oben auf, wie Baumrinde.“ Das war es, diese unendlich fruchtbringende Nähe, diese Arbeit, welche er der Schauspielkunst in diesen komplizirten Charakteren schuf, in diesem knappen Wortausdruck, der überall seine feinere Verständigung dem Spiele des Darstellers überläßt; diese ehrenvolle und selbstschöpferische Stellung, welche er damit thatsächlich dem Schauspieler anwies, von dem er überhaupt forderte: „er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo

dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken.“ — Das waren die unschätzbaren Wohlthaten, welche Eckhof, dieser innige Vertraute des Lessing'schen Geistes, so tief verstand.“ —

In diesen schönen Worten ehrt Devrient den Schauspieler Eckhof eben so hoch, als den Dichter Lessing. Auch in der unantastbaren Ehrenhaftigkeit ihrer Charaktere stehen beide Männer neben einander.

Im Jahre 1774 brannte das Schauspielhaus in Weimar ab; Seyler und seine Truppe wurden damit wieder aufs Wandern angewiesen. Der Gotha'sche Hof gewährte eine ansehnliche Unterstützung, und unternahm im September 1775 die Gründung eines eignen, gänzlich auf die herzogliche Kasse basirten Hoftheaters. Eckhof wurde künstlerischer Direktor desselben. Leider kam für ihn die Wohlthat dieser Stellung zu spät; seine beste Kraft war bereits gebrochen. Doch bewährte sich die Strenge und Folgerichtigkeit seiner Grundsätze, die Hingebung seines aufopfernden Willens noch auf das glänzendste in seiner Direktion. Die großen Schauspieler Veil, Beck und Jffland waren seine Schüler in jener Stellung, die er noch drei Jahre lang belleidete. Wenige Monate vor seinem Tode wandte er sich an seinen großen Nebenbuhler Schröder und theilte demselben einen Plan mit, den Eckhof's Kraft nicht mehr ausführen konnte, nämlich den Plan zur Stiftung einer für alle deutschen Schauspieler gemeinsamen Pensions- und Wittwenkasse. Schröder that alles, was er konnte, diesen schönen Plan zu verwirklichen, aber es gelang ihm nicht.

Eckhof schloß bald darauf sein thatenreiches Leben. Der wadere, sittenreine Mann starb am 16. Juni 1778 mit den Worten: „Mein Geist fährt zu dem, der ihn gegeben hat, was habe ich zu fürchten?“ —

Einige Zeugnisse seines Zeitgenossen mögen über Eckhof hier noch stehen. Nikolai sagt: „Eckhof, ein Schauspieler der ersten Größe, der den ganzen Umfang seiner Kunst so sehr erschöpfte, der in seinen besten Jahren von der bestigsten oder innigsten tragischen Rolle bis zur feinsten oder zur niedrigsten komischen Rolle alle in gleicher Vollkommenheit spielte, war der erste, der durch Lessing's Umgang erleuchtet, anfang, die Werke aller Nationen, jede nach ihren Sitten, zu studiren und jede auf eine andere Art zu behandeln. Er verschmähte dabei allen theatralischen Fliederstaat der Deklamazion, die auf Stelzen ging, und suchte die wahren Töne der Natur. Wenn er aufs Theater trat, so war er bis zur äußersten Illusion ganz der Mann, den er vorstellte.“ — Schink, ein geachteter Dramaturge, äußert sich über Eckhof wie folgt: „Eckhof ist so sicher unter den Schauspielern gewesen, was Lessing unter den Dichtern war: der Erste, der Unerreichliche! Wer kannte, wie er, so alle Falten des Herzens, wer so alle Farben und Kontraste der Stände? Wer hatte so alle Klänge und Töne der Leidenschaft in seiner Gewalt? Man konnte von ihm sagen, was Pope von Shakespeare sagt: Er war nicht der Nachahmer der Natur, er war die Natur selbst, und man muß nicht sowohl sagen, daß er nach der Natur, sondern durch sie gespielt habe. Das Herz wie Wachs zu schmelzen, Ströme von Zähren aus dem Auge zu locken, aus einer Brust, hart wie Kieselstein, die feurigsten Funken des Mitleids zu schlagen und all den Sturm der Leidenschaften in unsere Seele zu stürmen — war für Eckhof's Talent ein Spiel.“

Als Eshof in Weimar war, besuchten ihn Kotolai, Mylius und Rufäus, und baten ihn, etwas vorzulesen. In Schlafrock und Nachtmütze, die Brille auf der Nase, im Großvaterstuhl sitzend, las Eshof eine Szene aus einem Trauerspiel mit solcher erschütternden Wirkung, daß den Gästen die Thränen über die Wangen rollten. Schröder, Eshofs strenger Nebenbuhler, sagte gleichwohl, einen größern Theaterredner als Eshof habe wohl nie eine Nation gehabt. Eduard Devrient gibt ihm das Zeugniß, er habe die eigentlich deutsche Schauspielkunst erfunden.

Weiläufig sei noch erwähnt, daß Eshof, sowie Adermann, ein streng orthodoxer Lutheraner, und ein sehr fleißiger Kirchengänger war. Das höchste Gehalt, welches er in seinem Leben bezog, war sechshundert Thaler und neun Klafter Holz. —

Es hieße die Grenzen unseres Buches gänzlich überschreiten, wenn wir jede Gesellschaft, jede schauspielerische Größe nennen und betrachten wollten. Doch eben so wenig können wir uns entschließen, den überreichen Inhalt der Annalen der deutschen Schauspielkunst dadurch als Mumie zu gewinnen, daß wir denselben in die engen Wände von Registerkästen pressen; statt dessen wollen wir lieber einzelne Gestalten etwas reicher zeichnen.

Unter allen deutschen Schauspielern nimmt kein einziger, wenn wir die Gesammtsumme seiner Leistungen ziehen, eine so bedeutende Stellung ein, als Friedrich Ludwig Schröder. Als Schauspieler ist er von wenigen in einzelnen Zügen erreicht, von keinem übertroffen worden; als Schauspieldirektor, als Lehrer der mimischen Kunst, als Förderer und Ausbilder junger Talente findet er unter allen seinen Genossen nicht seines Gleichen.

Schröder's Vater war Organist in Berlin, ein schöner, stattlicher Mann und geschickter Tonkünstler, den Wüthmuth über die Vernachlässigung seiner Fähigkeiten zum Trunke trieb. Das Hauswesen wurde zerrüttet, vergebens suchte seine Frau durch Errichtung einer Nählschule zu helfen. Mit Bewilligung ihres Mannes ging sie nach Schwerin und von da nach Hamburg, wo sie sich durch Handarbeit ernährte. Hier machte Eshof ihre Bekanntschaft und überredete sie, mit ihm sich der Schönemann'schen Gesellschaft in Lüneburg anzuschließen. In Folge einer Streitigkeit über den Satz des Honorars verließ Frau Schröder nach einem Jahre die Truppe und unternahm die Bildung einer eigenen Gesellschaft, mit der sie sich in Hamburg, Rostock und andern Städten versuchte. Um diese Zeit kam auch ihr Mann zu ihr. Aber das Unternehmen brachte keine Früchte; Frau Schröder löste ihre Gesellschaft auf und ging nach Schwerin, wo ihr Vater Hoffdiener gewesen war; ihr Gatte kehrte nach Berlin zurück.

In Schwerin wurde Friedrich Ludwig Schröder am 3. November 1744 geboren. Zwei Jahre später ging Frau Schröder, wie wir schon früher erzählten, mit Adermann nach Danzig und von da nach Petersburg. Hier erschien der dreijährige Schröder in einem Vorspiele, das seine Mutter gedichtet, in der Rolle der Unschuld zum erstenmal auf der Bühne. Er sprach die wenigen Worte: „O nein, ich sprech' dich frei!“ Sie machten auf die anwesende Kaiserin Elisabeth eine so seltene Wirkung, daß sie das Kind in ihre Loge bringen ließ; sie nahm den Knaben auf den Schoß, liebte ihn und gab ihm Zudermel.

Die Gesellschaft ging 1749 nach Moskau, wo die Wittve Schröder sich mit Ackermann verheirathete. Der Hochzeit wohnten viele Standespersonen bei, die an Geschenken dem Ehepaare mehrere tausend Rubel darbrachten. Schröder erinnerte sich, daß in Petersburg seine Wärterin mit ihm an das Ufer der Netwa ging, um seine Kleider zu waschen, und ihn so lange nackt in den Mantel wickelte. In Moskau fuhr er in einem Schlitten zur Schule. Im Jahre 1751 verließ Ackermann Rußland; unterwegs nach Danzig entging Schröder nur durch die Entschlossenheit und Stärke seines Stiefvaters dem Schicksale, unter einem umgestürzten Reisewagen erstickt zu werden.

In kleinen Rollen war Schröder öfter aufgetreten und hatte stets unterschiedenen Beifall gefunden. In Danzig und Königsberg begann er im Alter von neun Jahren seine theatralische Laufbahn mit männlichen und weiblichen Rollen. Für eine Darstellung beschenkte ihn damals die Danziger Kaufmannschaft. Schröder's Lehrer war sein Stiefvater.

Konrad Ernst Ackermann, 1710 zu Schwerin geboren, war von wohlgebildeter, stattlicher Gestalt, ungemein kräftig und gewandt, mit einer tönenden Stimme begabt. In seiner Jugend war er mit dem Feldmarschall von Münnich in den Türkenkrieg gezogen und hatte hier große Tapferkeit bewiesen. Er war ein geschickter Tänzer, ein trefflicher Reiter, und als Schlittschuhläufer von solcher Ausdauer, daß er die siebenzehn Meilen lange Eisbahn von Danzig bis Königsberg in Einem Zuge durchmaß. Er verstand mehrere Sprachen, etwas von Wundarznei und Landwirthschaft und vom Zeichnen und Malen.

Bei äußern Anlässen war er beherzt, in der Führung seiner Truppe aber manchmal übereilt und nicht immer ausdauernd. Er war streng rechtschaffen, rechtgläubig und leichtgläubig. Seine Persönlichkeit war von unerreichbarer gesunder Derbheit und köstlicher Natürlichkeit, ein unerschöpflicher, ewig voll sprudelnder Quell des unmittelbarsten, frischesten Lebens; in komischen Rollen erreichten selbst Gäßhof und Schröder ihn kaum, und beiden wurde Ackermann's frische, schöne Natur das wirksamste und edelste Vorbild. Besonders wichtig war es für Schröder, daß er, von der frühesten Kindheit an, seine Nahrung aus einem so reichen und gesunden Quell schöpfen konnte.

Wenige Menschen haben ein so abenteuerliches Leben überwinden müssen, als Schröder; wenige sind, wie er, aus den größten Gefahren für Herz und Geist durch den innern Trieb so herausgerissen und zur reinen Höhe der Sitte und der Kunst geführt worden. Darum ist aber auch ganz besonders Schröder's Leben geeignet, daran zu zeigen, daß die Schauspielkunst bei der Entscheidung über ihren Werth oder Unwerth selbst den schärfsten Prüffstein nicht zu scheuen braucht, und der liegt in der Frage: Ob diese Kunst in ihren Bestrebungen ideal und rein genug ist, um einen gesunkenen Charakter künstlerisch und sittlich wieder zu heben und auf der gewonnenen Höhe zu erhalten?

Außerdem wird uns Schröder's Leben den Beweis für den Satz liefern: Daß eine jede Kunst, und ganz besonders die Schauspielkunst, nur unter durchaus freier, künstlerischer Leitung gedeihen kann,

daß hingegen jede Dressur sie erniedrigen und schließlich vernichten muß. Auf die Betrachtung dieser beiden Sätze werden wir vorzugsweise bedacht sein.

Es lag in der soldatischen Natur Adermann's tief begründet, daß Streng die erste Grundregel seiner Erziehungsweise war; ein Fehler war es aber unter allen Umständen, daß diese Regel auch seine einzige Regel war, und doppelt bedenklich war es gegenüber dem weichen Gemüth und dem hellen Verstande des jugendlichen Stiefsohnes. Um das Unglück zu vollenden, befand sich in Adermann's Hause eine Person, welche der gemeine Neid gegen den Knaben dtrieb, ihn bei jeder Gelegenheit gegen die Eltern zu verläumdern; es war die Einheiserin der Gesellschaft, die es bald auch so weit brachte, daß der Knabe am Tische seiner Eltern, wo sie saß, stehen mußte, und dann an den Gesindestisch verbannt wurde. Jede dieser Degradationen wurde mit unmenschlichen Mißhandlungen eingeleitet; man ließ ihn so lange auf Erbsen knien, daß er noch zwölf Jahre nachher die Folgen davon in einem gefährlichen Gliedschwamme zu tragen hatte. Ein Schlag mit einem Schnallenriemen von der Hand seiner Mutter traf einmal sein Auge so unglücklich, daß es lange zweifelhaft war, ob er dieses nicht verlieren würde. Schröder's Biograf, F. L. W. Meyer, zählt noch schrecklichere Mißhandlungen auf.

Im April 1754 ging Adermann nach Warschau. Dort besuchte der Knabe die Schule der Jesuiten. Ein Pater erkannte die Begabung des Schülers durch große Freundlichkeit, durch kleine Geschenke suchte er ihn ganz für den Orden zu gewinnen. Die ungewohnte liebevolle Behandlung machte einen Eindruck auf das weiche Herz des Knaben, er versprach seine Eltern zu verlassen. Als der Tag kam, an dem die Gesellschaft wieder abreisen wollte, sah der Knabe sich in seinen Reisekleidern in das Jesuitenkolleg und wurde vom dem Pater in einem Gemach neben seiner Zelle versteckt. Schröder's Mutter gerieth außer sich, vergeblich suchte die ganze Gesellschaft ihn auf allen Straßen ohne Erfolg wandte sein Stiefvater sich an die Polizei; die Jesuiten hatten nichts gesehen und nichts gehört. Doch ein starker und kühner Schauspieler, Krohn, behauptete, er müsse entschieden bei den Jesuiten sein; er drang in die Zelle des Paters und rief mit gewaltiger Stimme: „Fritz! Fritz! wo bist du? Deine arme Mutter fällt aus einer Ohnmacht in die andere!“ Da verzählte Fritz alle seine Mißhandlungen, erlittene und drohende; laut weinend wehrte er sich. Die Mutter empfing den Wiedergegebenen mit Thränen der Barmherzigkeit und des Entzückens, und selbst der strenge Stiefvater ließ es diesmal bei Drohungen bewenden. In Zukunft hütete man den Knaben besser vor den Lockungen der allein seligmachenden Kirche.

Nach einer Reise über Breslau, Glogau, Frankfurt a. O., Halle, Magdeburg, Berlin, Stettin, Danzig, kam die Gesellschaft nach Königsberg. In Glogau schloß sich der Schauspielmacher Ast der Gesellschaft an; er wurde Schröder's Lehrer, und unterrichtete ihn in alten und neuen Sprachen, in denen er schon Kenntnisse besaß. Ast war ein etwas wunderlicher, aber streng sittlicher und freidenkender Mann, der die von Fritz erlernten Sätze der Jesuitenlehre

keiner Widerlegung würdigte. „Begreif was ich dich lehre,“ sagte er, „so kannst du solche Einfälle selbst abfertigen.“

Während seiner Abwesenheit hatte Adermann in Königsberg sich ein neues Theater bauen lassen; es stand am Königsgarten, fast an derselben Stelle wo jetzt das städtische Schauspielhaus steht. Am 24. November 1755 eröffnete Adermann seine Vorstellungen in dem neuen Hause. Schröder wurde von nun an seltener auf der Bühne gebraucht; man ließ ihm Zeit, das Friedrichskolleg zu besuchen, dessen pietistischen Lehren Ast, der mit seinem Böglinge eine ungeheizte Bodenkammer bewohnte, in seiner originellen Weise widerstrebte. Er legte sich nämlich neben Fritz in das gemeinsame Bett, zündete seine Pfeife an, fragte, berichtigte, und löschte das Licht aus wenn er sich schläfrig fühlte. Ast legte nie die Kleider ab, und dies Verfahren leuchtete auch dem erfrorenen Lehrlinge ein. Das Vorrecht, auch die Stiefel im Bett anzubehalten, überließ der Jünger ehrfurchtsvoll seinem Meister.

Im Hause seiner Eltern wurde Schröder Sonntags zum Bratenwenden angestellt, im Friedrichskolleg regierte die Knotenpeitsche und der Pietismus, dessen Lehren Ast ein sehr wirksames Gleichgewicht hielt. Unter solchen einander entgegenwirkenden Verhältnissen mußte Schröder's Charakter verkümmern. Im Kolleg war er sehr fleißig, so daß er oft älteren Schülern als Muster dargestellt wurde; aber er beging auch die tollsten Streiche, und erfuhr die schärfsten Strafen in reichlichem Maße.

Am Ende des Jahres 1756 verbreitete die Furcht vor der Ankunft eines russischen Heeres eine solche Besinnungslosigkeit in Königsberg, daß auch Adermann davon nicht frei blieb. Er verließ mit seiner ganzen Gesellschaft die Stadt, die er nie wieder sah, und ging nach Leipzig, und von da bis in die Schweiz hinab.

Schröder blieb im Friedrichskolleg. Da aber sein Stiefvater ihm durchaus keine Mittel hinterlassen, so mußte der Inspektor des Kollegs ihm schließlich ankündigen, daß, wenn sein Vater nicht Geld schickte, er nicht länger im Kolleg bleiben könne. Schröder wandte sich in mehreren Briefen flehend an seine Eltern, aber es erfolgte keine Antwort. Eins dieser Schreiben fand sich im Nachlasse der Frau Adermann; es heißt darin: „Meine Betrübniß, wertheste Eltern, worin ich mich befinde, bringt mich zum bittersten Weinen. Ich habe, liebste Mama, wie Sie wohl wissen, Ihnen schon ein Schreiben zugeschickt, worin ich Ihnen meine Noth deutlich vorgestellt habe, bin aber dennoch so unglücklich gewesen, und habe Sie durch dasselbe dennoch nicht bewegen können. Der Herr Inspektor hätte mich längst aus dem Kollegio geschafft, wenn ich ihn nicht auf den Knien um vierzehn Tage Aufschub gebeten hätte. Liebste Mama, den 8. Mai werden Sie schon gedenken können, daß sich Ihr Sohn nicht mehr in dem Kollegio, sondern auf der Straße befinden wird. Wir haben ansezt auf dem Kollegio das schönste Essen, daß ich es mir nicht besser wünschen kann. Aber ich werde es vielleicht am längsten gegessen haben. Liebste Eltern! bitte so bald als möglich mich aus dieser Noth zu reißen!“ —

Die Eltern hatten keine Antwort auf die Klagen ihres Sohnes. Schröder lief zu den Freunden seines Vaters, sie wiesen ihn von der Thür, und im

Juli 1757 stand der vierzehnjährige Knabe mit einem zerquetschten Finger und einem beim Baden gefährlich verwundeten Fuße auf der Straße. Von seiner geringen Habe rührten seine Lehrer, obwohl er dem Kolleg über hundert Gulden schuldete, nichts an. Ein armer Schuster, der in dem Adermann'schen Schauspielhause für die Bewachung desselben ein Zimmer bewohnte, theilte Obdach und spärliche Nahrung mit dem Sohne seiner ehemaligen Herrschaft, und dieser lernte von seinem Beschützer, Kinderschuhe machen. Doch Meisterstücke gingen aus dieser Werkstatt nicht hervor, und der gesammte Erwerb sämmtlicher Handgenossen sicherte ihnen für manchen Sonntag nicht einmal eine warme Suppe. Da auch der schmerzliche Ertrag für den Verkauf seiner wenigen Schulbücher bald verzehrt war, so mußte Schröder hungern lernen. Im September 1757 hatte er das Schauspiel der flüchtenden Preußen, denen die Kosaken nachsetzten, als die russische Uebermacht die Schlacht bei Großjägerndorf gewonnen hatte.

Nun kam der strenge ostpreussische Winter. Brauner Kohl war die einzige Nahrung der Schustersfamilie, selbst die Strünke wurden verspeist. Schröder hatte kein Bett, in bitterer Kälte mußte er auf Stroh liegen. In einem mit Schloß und Siegel verwahrten Zimmer des Schauspielhauses hatten Schröder's Eltern Hausgeräth aller Art. An dieses Zimmer erinnerte die Noth den Schuster jetzt; er feilte einen Schlüssel, Schröder löste das Siegel, und nun erhielt Fritz ein warmes Bett, die Schustersfrau Löpfe für ihren braunen Kohl. Der Inhalt des Zimmers war reich, die Noth war groß, manches Stück wanderte zum Verkauf hinaus. Für den Ertrag kam Branntwein zurück, den Schröder tapfer trinken lernte.

Der Schuster war sehr abergläubisch; er glaubte, in dem Schauspielhause liege ein Schatz verborgen, und behauptete, man könne denselben heben, wenn man Finger und Zehen eines Geräderten unter seiner Thürschwelle vergrabe. Schröder beschloß, ihn zu verspotten. In einer kalten Dezembernacht ging er zum Hochgericht hinaus, bombardirte mit Steinen das Gerippe eines Verbrechers vom Kade, und lehrte mit dessen Zehen und Fingern zurück.

Eben so wenig wie den Aberglauben kannte Schröder Furcht vor Gefahr. Im Gehälte des Schauspielhauses spannte er einen Strick auf und schaukelte sich; der Strick riß und Fritz wurde ins Parterre geschleudert; er blieb unverletzt und setzte seine Uebungen unverdrossen fort. Auch sein Kunsttrieb regte sich; auf der leeren Bühne deklamirte der Knabe seine Rollen, ersand Ballette und machte Delorazionen. Zweihundert Russen, die im Schauspielhause einquartiert wurden, machten den Uebungen für kurze Zeit ein Ende. Schröder's treuester Freund war Türk, der große Kettenhund des Hofes, dem niemand sonst nahen durfte. Für ihn lief der Knabe aufs Schloß und bat den russischen Kommandanten um einen Schutzbrief, der lachend ertheilt wurde; Fritz nagelte ihn an das Hundehaus.

Unter solcher Umgebung und unter solchen Gewohnheiten hätte selbst das glänzendste Genie verkommen müssen. Doch noch zur rechten Zeit nahte die Rettung.

Im September 1758 kam der Seiltänzer Stuart nach Königsberg. Dieser Mann besaß neben großer Kühnheit und ungläublicher Körperstärke mannichfache

Kenntnisse und einen feinen Anstand, war aber dem Laster des Trunkes in hohem Grade ergeben. Seine Frau, die er aus Kopenhagen entführt, war von großer Schönheit und Liebenswürdigkeit, kaum achtzehn Jahre alt, in jeder Weise aufs feinste gebildet. Stuart mietete das Schauspielhaus für monatlich funfzehn Thaler, und nahm sich des verlassenen Schröder auf das freundlichste an. Er zog ihn an seine Tafel, besorgte ihm Kleidung und Wäsche, und seine Frau unterrichtete ihn im Schreiben, im Klavierspielen und Singen, im Französischen und Englischen. Wenn Stuart viel getrunken hatte, verschonte er selbst seine Frau nicht mit seinen Mißhandlungen; ihr Unglück, ihre Schönheit und ihre Herzengüte machten einen so tiefen Eindruck auf Schröder, daß von der Zeit an eine völlige Veränderung mit dem wilden Jungen vorging. Er wurde folgsam und zuvorkommend, lernte mit großem Eifer, und nichts lieber als die Lieder der schönen Frau, die er nie wieder vergaß. Sein Glück war auf dem Gipfel, als Stuart ihm sagte, er wolle nach England hinüberfahren, und Schröder solle mitgehen.

Aber gerade zu dieser Zeit kam der erste Brief Adermann's, datirt aus Bern, welcher den Sohn anwies, sich nach Lübeck zu begeben und dort bei einem Bruder seines Stiefvaters die Tuchhandlung zu erlernen. Schröder verachtete diesen Befehl, aber Frau Stuart gebot ihm, seinen Eltern zu gehorchen. Sein Reisegeld schmälerte Schröder durch eine verhältnißmäßig ansehnliche Gabe an den Schuster, der ihm dafür versprechen mußte, Türk, der Kettenhund, solle nie verfohlen werden. Unter heißen Thränen nahm Schröder Abschied von seiner Wohlthäterin, die er nie wieder sah, und die er bis zum letzten Hauche seines Lebens nie vergaß. Ueber ihr Schicksal konnte er trotz immer wiederholter Erkundigungen nichts erfahren, als das unverbürgte Gerücht, Stuart sei auf seiner Ueberfahrt nach England durch Schiffbruch untergegangen.

In den ersten Tagen des März 1759 ging Schröder von Königsberg fort; seine Gefährten auf dem Schiffe waren ein Schneider und ein Schuster. Unterwegs lernte er Matrosendienste, litt Schiffbruch, fristete sein Leben durch Taschenspielerkunststücke, die er, der vierzehnjährige Knabe, den Fischern zum Besten gab, und kam schließlich am 21. März in Lübeck an. Der mürrische Oheim brachte ihn zu der Großmutter, die ihn mitleidig speiste und ihn täglich geistliche Gesänge lernen ließ. Ein Brief Adermann's befahl nun dem Stiefsohne, nach Solothurn in der Schweiz zu kommen, und diesmal sandte er auch genügendes Reisegeld, denn die Ueberfahrt nach Lübeck hatte der brave Stuart bezahlt.

Glücklich gelangte Schröder durch die Heereszüge der Franzosen nach Straßburg; dort wurden ihm seine wenigen Sachen gestohlen. Auf einem Aderwagen machte er mit elßässer Bauern die Fahrt nach Basel. Unterwegs schimpften die Bauern weiblich auf Friedrich den Großen und tranken auf seinen Untergang; sie fragten ihren Reisegefährten, was er für ein Landsmann sei; stolz entgegnete Schröder: „Ich bin ein Preuße!“ Die Bauern warfen ihn vom Wagen, fielen mit ihren Peitschen über ihn her und mißhandelten ihn so fürchterlich, daß er erst nach drei Tagen aus einem in der Nähe gelegenen Hause, wohin ein mitleidiger Soldat ihn getragen, sich weiter schleppen konnte. Am 24. April 1759 kam er im elendesten Zustande bei seinen Eltern in Solothurn an. Seine Mutter

konnte bei seinem Anblick sich lange nicht fassen, sie schwamm in Thränen. Der Stiefvater mochte von Schröder's Erlebnissen nichts hören, aber er sorgte sofort für die nöthigen Bedürfnisse, und behandelte seinen Stieffohn liebevoll.

Schröder wurde rasch ein sehr brauchbares Mitglied der Truppe, aber die harte Behandlung, die sein Stiefvater bald wieder gegen ihn anwandte, machte ihn auffällig und unbescheiden. Die trotzigte Energie seines Charakters trieb ihn zu ungläublichen Fortschritten im Grottesktanze, und im Schauspiel und Singspiel füllte er schon von funfzehn Jahren jeden leeren Platz aus; der entschiedene Beifall der Zuschauer fehlte ihm nie. Und doch gab Ackermann ihm nur seines Unterhalt und versagte ihm auch das kleinste Taschengeld; erst später gab er ihm einen halben Gulden wöchentlich. Diese Knauerei trug schlimme Früchte. Bei einem Aufenthalte in Straßburg gerieth Schröder durch Spielschulden in die Gefahr, verhaftet zu werden; seine dringende Bitte wurde von seinen Eltern abgewiesen. Da ging Schröder Nachts in das Schlafzimmer seines Stiefvaters, um dessen Kasse zu berauben. Dieser erwacht, ruft ihn an, aber Schröder bleibt eine Stunde lang unbeweglich stehen, bis Ackermann wieder eingeschlafen ist, und vollbringt dann seinen Raub. Am nächsten Tage erbrach er auch die Schatulle seiner Mutter. Den Diebstahl läugnete er durchaus nicht, und erklärte, er sei dazu berechtigt, das Seine zu nehmen, da man es ihm vorenthalte. In eine Bodenkammer gesperrt, vertrieb er sich die Zeit mit Violinspiel, und als ihm die Gefangenschaft zu lange dauerte, entfloß er mit großer Lebensgefahr über die Dächer der Nachbarhäuser und über die Schleuse eines Rheinkanal nach Kehl. Hier kam fünf Tage später die Ausöhnung zu Stande, bei der Ackermann und Schröder sich der Thränen nicht enthalten konnten.

Der Tanzkunst war damals Schröder's Lust fast allein noch zugewandt. Als man ihm den Vorwurf machte, er vernachlässige seine Schauspielrollen, antwortete er: wenn er einmal einen Fuß zerbräche und zum Tänzer nicht mehr taugte, dann wolle er sich zum Schauspieler herablassen. Die komischen Rollen, die er mit großer Auszeichnung spielte, memorirte er fast gar nicht; an dem Tage, an welchem er sie spielen mußte, sah er seine Partie flüchtig durch, und erklärte, er wisse bessere Sachen zu sagen, als der Verfasser ihm vorgeschrieben. Durch diese Nachlässigkeit schwächte er leider sein Gedächtniß, das in seiner Jugend außergewöhnlich stark war. Den verständigen Rath seiner Mutter, die als Schauspielerin einen äußerst feinen Takt besaß, wies er verächtlich zurück, und seine Anmaßung kritisirte sogar die Leistungen seines Stiefvaters. Während er an andern jede Uebertreibung scharf tadelte, ließ er selbst seiner Fantasie oft an die ausschweifendste Weise die Zügel.

Ueberblicken wir diese Lebensverhältnisse Schröder's noch einmal im Ganzen, so werden wir darin alle Gelegenheiten und Mittel finden, einen jungen Menschen sowohl moralisch als künstlerisch total zu ruiniren. In ähnlicher Weise, wie Göthe während seiner Leipziger Studienjahre, wurde Schröder durch den verwüstlichen Kunsttrieb, durch die mächtige Kraft des Genies aus dem dunkeln Wirrwarr emporgehoben, und selbst seine Verirrungen mußten seiner Berothommung dienen.

Einstweilen aber trieb Schröder die tolle Wirthschaft noch immer weiter. Im Ballet schlug er in Karlsruhe vier Tambourins von ihrem neun Fuß hohen Gestelle mit dem Fuße herab, und im Billardspiel erlangte er eine solche Geschicklichkeit, daß niemand mit ihm spielen wollte. Die Zwistigkeiten mit seinem Stiefvater dauerten fort, sogar mit dem Degen traten beide sich einander gegenüber; aber die Versöhnung wurde stets von beiden Seiten unter Thränen wieder geschlossen, und wenn Schröder auf der Bühne war, stand Ackermann als Zuschauer in den Kulissen, wo er sich unbemerkt glaubte, die Freudenthränen glänzten in seinen Augen und die kräftigsten Flüsse der Bewunderung entfuhrn seinen Lippen. Schröder, dem so etwas endlich hinterbracht wurde, fühlte sich dadurch zu den unglaublichsten Anstrengungen angetrieben, denn nach Ackermann's Beifall war er geiziger, als nach dem irgend eines andern Menschen. Von mehreren Duellen, die Schröder bestand, wußte Ackermann grundsätzlich nie etwas.

Der erste Einfluß, der dem genialen Jüngling ein höheres Gebiet der Kunst zeigte, kam von keinem geringern, als von Shakspeare, dessen Werke damals in der ersten deutschen Uebersetzung von Wieland erschienen. Schröder machte sie zu seinem Handbuch; schon, hier begannen die Einwirkungen, durch welche Schröder später zu dem von keinem andern erreichten Gipfel seiner Kunst geführt wurde.

Die Gesellschaft Ackermann's ging im Juli 1763 nach Brannschweig. Hier erfolgte noch einmal ein sehr harter, aber auch der letzte Zusammenstoß zwischen Ackermann und Schröder, in Folge dessen der Herzog den letztern in Ketten werfen ließ. Schröder trug sie neunzehn Tage, und wollte, als er schließlich freigelassen wurde, die Truppe verlassen. Ackermann, der durch Schröder's Abgang unfehlbar zum Ruin würde gebracht worden sein, sagte ihm: „Handle nach deinem Gewissen; kannst du es vor dir selbst verantworten, uns jetzt zu verlassen, so will ich dich nicht halten.“ Schröder blieb, und machte durch vermehrten Eifer seinen Fehler wieder gut.

Als kurz nachher der erste komische Schauspieler Ackermann's starb, erhielt Schröder, der Balletmeister war, dazu noch alle starkkomischen und Bedientenrollen. Mit Musik, mit der Erfindung neuer Ballette und mit dem Lesen guter Schauspiele beschäftigte er sich jetzt mehr, obwohl dem Spiel immer noch stark gehuldigt wurde.

Am 24. April 1764 kam Echhof bei Ackermann's Truppe an. Wir haben schon erzählt, wie led und anmaßend Schröder dem Meister entgegentrat, und haben auch bereits angeführt, wie Schröder während der Hamburger Entreprise sich von der Ackermann'schen Gesellschaft trennte und nach Frankfurt ging, wo er bei Bernardon Kurz eintrat. Hier hatte er anfangs eine schwierige Stellung, weil der Neid ihn verläumdet hatte, aber seine fabelhaften Leistungen räumten ihm bald alle Hindernisse aus dem Wege, und sein ehrenhaftes Betragen erwarben ihm die allgemeinste Achtung.

Die Kurz'sche Gesellschaft war damals die erste in Stegreifburlesken. Schröder hatte sich stets, auch bei seinem Stiefvater, entschieden geweigert, Stegreifrollen zu übernehmen, und auch in Frankfurt wollte er sich nicht dazu verstehen. Kurz aber setzte ihm so lange zu und griff ihn so stark bei seiner

Ehre an, daß Schröder schließlich erklärte, ein einzigesmal mitspielen zu wollen. Von seinen Herausforderern wurde die Rolle des Bedienten in der Haupt- und Staatsaktion Don Juan für die schwierigste angegeben. Schröder übernahm sie. Man erschwerte ihm seine Aufgabe, man gestattete ihm keine Durchsicht von dem Inhalt des Stückes; eine kurze Verabredung des Personals unter einander am Spieltage war alles, was ein Anhalt für Schröder's Spiel sein konnte. Und doch führte dieser seine Rolle mit so überschwänglichem Humor und so überraschenden Einfällen aus, daß Kurz ihm schon nach dem ersten Akt um den Hals fiel und ausrief: „Mordio Satterment! Der Herr ist Altair! Dagegen sind die andern Lausbub'n!“ Nun aber wollte Schröder auch seine Herausforderer strafen; in seinem geistreichen, sprudelnden Uebermuth ließ er seinen Don Juan kaum zu Worte kommen, und trieb unter unendlichem Jubel des Publikums solche Poffen, daß das Stück eine Stunde über die festgesetzte Zeit spielte, und der unglückliche Don Juan dermaßen in Verwirrung gerieth, daß er schließlich anfang zu deklamiren: „O Ewigkeit du Donnerwort u. s. w.“ Schröder wurde später nie wieder zu einer Stegreisfrolle angefordert. Die Leidenschaft einer jungen Tänzerin, die Schröder nicht erwiderte, trieb ihn nach Jahresfrist von Kurz fort. Im Ballet hatte er bedeutende Fortschritte gemacht, übrigens aber in dieser Zeit nichts profitirt. Er lehrte zu seinem Stiefvater zurück; die Hamburger Gesellschaft war froh, den geschickten Tänzer und Komiker wieder zu erwerben.

Die Reibungen mit Cähof begannen sofort wieder, und von Schröder's Seite schärfer als früher, denn die Erfolge in Frankfurt hatten sein Selbstgefühl noch höher getrieben. Unbarmherzig verspottete Schröder alles, was Cähof an kleinen Kunststückchen in französischer Manier noch anzubringen pflegte, und des Verhältniß beider Männer gestaltete sich immer schroffer.

Als die Hamburger Entreprise zu Ende ging, übernahm Adermann die Gesellschaft wieder, und führte sie nach Braunschweig. Aber Adermann war des Dirigirens und des ganzen Theaterwesens schon seit einiger Zeit überdrüssig; er übergab die Rechnungen seiner Frau, die Regie seinem Stiefsohne, und blieb bei der Gesellschaft nur als Schauspieler. Schröder's aufopfernde, unerwähnte Thätigkeit war es, die in der Zeit der Noth das halb zerstörte Theater zusammen hielt und es wieder empor brachte.

In Braunschweig spielte Cähof Richard den Dritten und einige Tage darauf den Tellheim. Er mißfiel in beiden Rollen, denn der Hof war durch französische Schauspieler verwöhnt, und verkannte den Meister. Dieser aber wurde dadurch gereizt, und da auch die Eifersucht gegen Schröder zunahm, so kündigte Cähof am 1. Juli 1769 an, er werde in Gemeinschaft mit noch acht andern Schauspielern die Adermann'sche Gesellschaft verlassen, und führte diesen Entschluß zum 20. August auch aus. Adermann und seine Frau zitterten vor den Folgen dieses Ereignisses, das Schröder sehr leicht nahm. Ihm aber nahm der Stiefvater um diese Zeit die Regie und sagte ihm: „Du bist zu heftig, zu parteiisch, zu unhöflich gegen die Leute, man muß Schauspieler nicht wie Figuranten abrichten wollen.“ Zum großen Schaden seiner Kasse bezieht Adermann die Direktion bis zum November 1770; die gänzliche Zerrüttung der

finanziellen Verhältnisse nöthigte ihn, sie dann in Schröder's Hände zurück zu geben. Gegen Ostern 1771 begab Adermann sich auf einige Zeit zu seinen Verwandten in Mecklenburg, und Schröder war nun ganz selbständig; die Geldsachen blieben jedoch in den Händen seiner Mutter.

Im Alter von 27 Jahren übernahm Schröder die Leitung der Adermann'schen Gesellschaft, von dieser Zeit an begann die Größe seines Geistes sich immer heller zu zeigen, und sein Charakter gewann immer mehr jene großartige Milde und Reinheit, welche auch von dieser Seite ihn nicht unter Schloß stellte.

Am glänzendsten von allen großen Eigenschaften Schröder's bewährte sich von nun an seine Fähigkeit, Schauspieler zu wahren Künstlern heran zu bilden, auch wenn sie nicht Talente erster Größe waren. Bei keinem andern zeigte sich dies auffallender, als bei dem Schauspieler Brodmann. Dieser kam Ostern 1771 zur Gesellschaft, und mißfiel bei seinem ersten Auftreten nicht nur dem Publikum, sondern auch seinen Mitspielern in hohem Grade; man warf ihm weinerlichen Ton, steiermärkischen Dialekt und Geziertheit eines Tanzmeisters vor. Schröder allein erwiderte auf den einstimmigen Tadel aller übrigen: „Er wird euch allen noch Sand in die Augen streuen!“ Man scherzte über diese Aeußerung, denn Brodmann war damals schon 26 Jahre alt, und eine gründliche Umwandlung seines Spieles hielt man um so weniger für möglich, da Brodmann sechs Jahre früher bereits in Wien als hoffnungsloses Talent angesehen worden war. Brodmann war klug genug, für jede Rolle die Belehrung Schröder's einzuziehen, und dieser theilte ihm Rollen leichter Lustspiele zu, in denen er seine Fehler gründlich aber mit wenig Aufsehen verbessern konnte. Mit Eifer schloß er sich einer von Schröder gestifteten kleinen Gesellschaft an, in denen man sich die Werke Shakspeare's, der Griechen, Göthe's, Lessing's u. a. vorlas und sie dann kritisirte.

Beinahe ein Jahr später versuchte Brodmann abermals in einem Trauerspiele aufzutreten, aber er mißfiel wiederum; doch in Rollen wie Grandison in Wieland's Klementine von Porretta und als Prinz in Emilia Galotti fing man an ihn zu dulden. Noch ein Jahr ging vorüber; am 28. Juli 1773 trat Brodmann in Hannover als Effez in „die Gunst der Fürsten“ auf; rauschender und ungetheilter Beifall folgte ihm, dieser Tag begründete den hohen Ruhm, den Brodmann sich in der Folge als tragischer Schauspieler ersten Ranges erwarb. Die sorgsame, kunstverständige Leitung Schröder's allein hatte das Wunder bewirkt, binnen zwei Jahren aus einem zweifelhaften Talente einen großen Künstler zu bilden.

Nicht minder erspießlich zeigte Schröder's Thätigkeit sich in der Ausbildung seiner beiden Schwestern Dorothea und Charlotte. Dorothea Adermann war am 12. Februar 1752 in Danzig geboren; am 8. März 1756 erschien sie zum erstenmal auf der Bühne als Arabella in Niß Sara Sampson. Ihre eigentliche Vollkommenheit erreichte sie, obwohl sie schon von vierzehn Jahren alle Rollen spielte, erst unter der Hand ihres großen Bruders. Dorothea war von hoher, edler Gestalt, mit sanft einschmeichelnder Stimme, ein Musterbild schöner Weiblichkeit. Schwärmerische und zärtliche Charaktere, auch solche von anmüthiger Munterkeit oder aufflammender Leidenschaft gelangen ihr vollkommen.

Marie im Götz, Orsina in Emilia Galotti, Minna von Barnhelm sind nie herrlicher dargestellt worden, als von ihr. Obwohl sie eine Künstlerin ersten Ranges war und obwohl sie zu allen Zeiten überreichen Beifall erntete, so gehörte sie doch mit innerm Widerstreben der Bühne an. Sie verließ dieselbe am 19. Juni 1778 und heirathete den Professor Unzer in Altona.

Ihre jüngere Schwester Charlotte Ackermann, in Strassburg am 23. August 1757 geboren, war der vergötterte Liebling des Publikums. Sie war nicht schön, blond, eine leichte Gestalt, das Gesicht von Blatternarben gezeichnet. Mit Leidenschaft war sie Schauspielerin, und durch ihre unwiderstehliche Anmuth verdunkelte sie neben sich selbst die Schönste. Als Franziska in Minna von Barnhelm durfte sie sich mit den berühmtesten Schauspielerinnen messen; Rollen von schalkhafter Munterkeit gelangen ihr vortrefflich, nicht minder aber auch Darstellungen leidenschaftlicher oder erregter Naturen, wie Emilia Galotti. Ihr ganz ungewöhnliches, aber selbst in den schwierigsten Rollen stets reines Feuer war hinreichend selbst für den kältesten Zuschauer. Leider war dieser großen Künstlerin ein sehr kurzer Lebenslauf beschieden. Ein Sturz mit dem Pferde schien nachtheilige Folgen in den innern Theilen herbeizuführen, und da sie selbst nicht veranlaßt werden konnte, sich zu schonen, so erlag sie am 9. Mai 1775 einem Schlagfluß. Die Trauer der Stadt äußerte sich in großartiger Weise. An der Börse verstummten bei der Nachricht von Charlottens Tode die Stimmen der Handelnden, der Begräbnistag gab der Stadt das Ansehen einer Landestrauer; die Bühne war acht Tage lang schwarz behangen, das Publikum ging schwarz gekleidet ins Theater; die Tagesblätter brachten unzählige Gedächtnisse und Nachrufe. Die Geistlichkeit aber verweigerte der jugendlichen Verblichenen jeden Platz für ein Denkmal, obwohl eine Heilige keinen reineren Ruf hätte haben können als sie.

Zu den Schauspielern, die unter Schröder's Leitung ihre Vollkommenheit erreichten, gehörte auch Keinecke, einer der vollendetsten Darsteller schöner männlicher Würde. Großes leistete Schröder endlich in der Ausbildung der jungen Tänzerin Anna Kristina Hart, die er später heirathete; unter seiner Führung wurde sie eine der vortrefflichsten Schauspielerinnen, ohne von Natur mit besondern Anlagen begünstigt zu sein. Die berühmten Schauspielerinnen Madame Hensel (später Seyler) und Madame Recour gehörten ebenfalls längere Zeit der Ackermann'schen Gesellschaft an.

Seit dem Herbst 1771 führte Schröder die Gesellschaft ohne den Beirath und ohne die Aufsicht Ackermann's, der um jene Zeit zur ewigen Ruhe einging. Am 11. September d. J. war Ackermann zum letztenmal aufgetreten. Wenige Tage nachher verwundete er sich am Knöchel eines Fußes; er achtete die Verletzung gering und suchte sie selbst zu heilen, aber der Schaden verschlimmerte sich bald so sehr, daß der zu spät herbeigerufene Arzt nicht mehr helfen konnte. Ackermann starb am 13. November 1771.

Nach dem Tode seines Stiefvaters gewann der Charakter Schröder's, dem alle Sorgen nun allein zufielen, immer mehr an Tiefe und an Sammlung; er fühlte seine Berufung, und da alle Schranken nun weggeräumt waren, so konnte sein großer Geist ungehört wirken und sich selbst und andere bilden. Sei

dieser Zeit erblickten wir ihn in einer unglaublichen Thätigkeit, und sein beispieldloser Fleiß theilte sich auch den meisten Mitgliedern seiner Truppe mit. Es wurden mehr neue Stücke einstudirt als auf irgend einem andern Theater. Nach anstrengenden Vorstellungen wurden oft noch bis in die Nacht hinein Proben gehalten. Als Madame Mécour plötzlich die Gesellschaft verließ, mußte Dorothea Ackermann, welche allein fähig war an den erledigten Platz zu treten, in der ersten Zeit wöchentlich drei neue Rollen einstudiren. Schröder kam einmal selbst in einen gleichen Fall; er übernahm aber überhaupt zu allen Zeiten sehr viele Rollen. Dazu sang er öfter in der Oper mit, arrangirte und erfand neue Ballette, in denen er stets selbst mittanzte, leitete alle Proben und Vorübungen, und fand dabei noch Zeit, sich als Schriftsteller zu beschäftigen; seine erste Bearbeitung eines englischen Stückes, des Arglistigen von Kongreve, erschien 1771. Solche Resultate waren nur zu erringen bei einer so großen geschäftlichen Gemandtheit und einem so sichern Scharfblick für richtige Verwendung und Anstellung der Zeit und der Kräfte, wie Schröder beides besaß.

Sollte ein neues Stück einstudirt werden, so las Schröder es dem versammelten Personal zuerst einmal, auch wohl zweimal vor, um vor allen Dingen eine Uebereinstimmung der Gesamtwirkung zu erzielen. Dadurch wurde der vereinzelt Auffassung der Rollen in auseinanderlaufenden Richtungen vorgebeugt, und — was besonders wichtig war — zur Verständigung über abweichende Ansichten Zeit und Gelegenheit gegeben. Die Rollenstudien liefen nun auf sicherer Bahn, und dem Dirigenten war eine Fülle von Arbeit gespart; in wenigen, von Schröder genau geleiteten Proben rundete das Spiel sich rasch zu einem schönen Ganzen ab. Ed. Devrient sagt: „Schröder's Direktion hat darum eine so große Bedeutung für unsere Kunst, weil er das von Cechof begonnene Werk vollendete, weil er die souveräne Bedeutung der künstlerischen Leitung auf die glänzendste Weise darthat.“

Die Erfolge, welche Schröder's Leitung auf der Bühne errang, waren überaus glänzend, ja überraschend, und doch immer nur die natürlichen Folgen der wahrhaft künstlerischen Leitung. Stücke, die an und für sich kläglich waren, wie das aus vier englischen Stücken zusammengeleimte „Esser oder die Gunst der Fürsten,“ wurden auf Schröder's Bühne Lieblingsstücke des Publikums. Bald gelangte Schröder dahin, daß er das Ballet gänzlich aufgeben und die Oper auf einen einzigen Tag in der Woche beschränken konnte; zwei Tage gehörten dann dem ernstern, die übrigen dem heitern Repertoire, aus dem die französischen Stücke fast gänzlich ausgeschieden wurden. Durch solche Erfolge machte Schröder aufs blündigste den elenden Satz zu Schanden, hinter dem die Inpotenz unfähiger Intendanten sich so gern verbirgt: daß die Auswahl der Stücke sich nach dem herrschenden Geschmack richten müsse. Ein Intendant, welcher seinen Posten mit Ehren ausfüllt, muß in Geschmacksachen die oberste Instanz sein, und muß auch im Stande sein, dies dem Publikum begreiflich zu machen. Als Schröder zum erstenmal Heinrich IV. von Shalespeare gab und dieses Stück nicht den von ihm erwarteten Beifall fand, trat Schröder zur üblichen Ankündigung der nächsten Vorstellung selbst hervor und sagte: „In der Hoffnung, daß dieses Meisterwerk Shalespeare's, welches Sitten schildert, die von den unsrigen abweichen, immer

besser wird verstanden werden, wird es morgen wiederholt.“ Und wirklich schaffte er diesem Stücke in demselben Monate noch drei volle Häuser und gerechte Anerkennung. Nicht als Bettler stand dieser Schauspieldirektor dem Publikum gegenüber, sondern als Lehrer und Erzieher.

Es ist ganz natürlich, daß Schröder, der als Dirigent so glänzende Erfolge errang, bei seinem brennenden Ehrgeiz auch den höchsten Ruhm des Schauspielers zu gewinnen strebte.

Bis zum Jahre 1771 hatte Schröder neben seinem Amte als Balletmeister und Tänzer nur komische, meist Bedientenrollen, gespielt. Zu andern Rollen hielten seine Genossen ihn für ganz ungeeignet, und äußerten dies offen; sie pflegten hinzu zu setzen: „Wäre er im Ernsthaften eben so ausgezeichnet, so möchte der Teufel ihm nachspielen.“ Von der ersten Stunde an, in welcher diese Aeußerung Schröder's Ohr traf, betrieb er mit systematischem Eifer seine Ausbildung für die größten Rollen. Das Streben, seinen Kunstgenossen seine tragische Befähigung darzutun, ließ ihn nicht Rast noch Ruhe. Die herrlichsten Mittel unterstüzten dieses Vorhaben. Schröder's Körper war sehr schön gebaut, groß und schlank; die Tanzkunst hatte ihn gelehrt, alle seine Bewegungen auf das vollkommenste zu beherrschen. Die Züge seines Gesichtes waren edel, die Gesichtsmalerei verstand er vollkommen. Sein blaues Auge war freilich etwas klein, aber während des Spiels zeigte es sehr lebhaftes Feuer; seine Stimme war ein etwas hoher Tenor, Schröder aber verstand es, die schwierigsten Rollen in tieferem Tone durchzuführen.

Was bei seinen neuen Rollen ihm den Beifall des Publikums zuerst am meisten schmälerte, das war seine eigene Vollkommenheit in der Darstellung komischer Rollen. Man war gewohnt über ihn zu lachen, wo er sich auch zeigte, und konnte dieser Gewohnheit nicht sogleich entsagen. Als Schröder 1772 in der Emilia Galotti den Marinelli spielte, wollte es ihm nicht gelingen, sich Anerkennung zu verschaffen. Nicht viel besser ging es ihm mit dem Paris im Klavigo, der im August 1774 zur Aufführung kam. Es war seltsam, daß sein tragisches Spiel zuerst in einer Rolle anerkannt wurde, die der Hauptcharakter eines Lustspiels war. Als nämlich 1775 der Geizige von Moliere gegeben wurde, übernahm Schröder die Titelrolle. Er selbst hielt dies für ein großes Wagstück, da diese Rolle stets eine Meisterarbeit seines seligen Schwiegervaters gewesen war. Das Unternehmen gelang über Erwarten; der Verlaß seines Geldklastens stürzte den Geizigen in eine Verzweiflung, die den Zuschauer erschütterte und zu Thränen brachte, obgleich alle Bewegungen und Töne dem belächten und verachteten Harpagon gehörten.

Auch das ist ein Kennzeichen des wahren und großen Genies, daß es stets nur nach den größten Aufgaben greift. Für den Schauspieler gibt es keine härtere Probe, aber auch keine größere Gelegenheit zum Ruhme als die Stück Shakespeares. In vereinzeltten Darstellungen waren sie schon seit längerer Zeit der deutschen Bühne bekannt geworden; Schröder führte sie zuerst dauernd an und viele derselben sind erst durch ihn in Deutschland heimisch geworden.

Die Aufführung des Hamlet in Hamburg am 20. September 1776 war ein großartiger Triumph. Brockmann gab die Titelrolle, Dorothea Adersmann

die Ophelia, Schröder den Geist; seine hohe Gestalt schien mehr zu schweben als zu gehen, seine geisterhaft dumpfe Sprache tönte wie aus einer andern Welt. Zwei Jahre später gab Schröder die Rolle des Hamlet mit eben so tiefgreifendem Erfolg.

Dem Hamlet folgte am 26. November desselben Jahres der Othello. Brodmann glänzte in der Titelrolle, Dorothea als Desdemona, Schröder war Jago. Die furchtbarste Erschütterung im Publikum bewies ebensowohl die gewaltige Kraft des tragischen Dichters als die Meisterschaft der Darsteller. Bei der Wiederholung des Stückes am folgenden Tage war das Haus nur halb gefüllt; man kündigte es nun mit Veränderungen an, deren vorzüglichste ein heiterer Ausgang war, und hatte am 5. Dezember wieder ein volles Haus. Im Jahre 1777 traten hinzu: Der Kaufmann von Venedig (Schröder-Schylod), Maaz für Maaz und Die Komödie der Irrungen. Am 17. Juli 1778 gelangte König Lear zur Aufführung; die Darstellung der Titelrolle dieses Stückes wird als das Vollendetste in Schröder's tragischer Kunst erklärt. „Mehr Verdienst hat selbst der große Dichter um diesen Charakter nicht gehabt“ — sagt der Biograf des Meisters. Schröder stellte den Lear nicht allein als das Opfer des Unthuns dar, sondern er ließ in dieser gewaltigen Gestalt einige stolze Ueberreste des Königthums und der Heldenzzeit, feinere Züge des Wahnsinns und der Kränklichkeit zur Geltung kommen, die eine nachher nie wieder erreichte Wirkung erzielten. Richard II., Heinrich IV., Macbeth, Viel Lärm um nichts wurden bis zum Jahre 1780 neu einstudirt.

Seit mehreren Jahren waren in die Adermann'sche Gesellschaft Lücken gerissen, welche zum Theil gar nicht auszufüllen waren. Charlotte Adermann war todt, Dorothea von der Bühne abgegangen, Brodmann folgte einem Rufe nach Wien. Schröder hätte im Laufe der Zeit durch neu herangebildete Talente sicherlich Ersatz geschafft, aber er war der Direktionsmühen überdrüssig, besonders auch, da sie ihm so überaus lärglich entgolten wurden. Seine Mutter, die ja noch immer Eigenthümerin des Theaters war, gab ihrem Sohne als Direktor, Balletmeister, Schauspieler, Tänzer und Sänger wöchentlich nur sechzehn Thaler, Schröder's Frau erhielt als erste Schauspielerin und Tänzerin fünf Thaler. Frau Adermann nahm es ruhig hin, daß Schröder's unermüdlüche Arbeit nicht nur die von dem Stiefvater hinterlassene Schuldenlast tilgte, sondern ihr auch noch ein Vermögen erwarb, mit dem sie sich bequem zurückziehen konnte. Schröder machte niemals Anspruch auf ein größeres Gehalt; es schmiedelte seinem edlen Stolze, auf solche Weise das zu vergelten, was man an seiner Jugend gestündigt hatte. Am 3. März 1780 schloß Schröder seine erste Direktion; die Adermann'sche Gesellschaft hörte damit auf, Frau Adermann verpachtete ihr Theater nebst Zubehör an eine Aktiengesellschaft, Schröder unternahm, um seine Kenntniß zu erweitern und sich auf andern Bühnen sehen zu lassen, eine größere Reise. Am Abend bevor er aufbrach, beschäftigte Schröder in Gesellschaft seiner Freunde sich mit seinem Stammbuche, und verweilte mit besonderer Liebe bei den schönen Worten, die Lessing's Hand auf ein Blatt geschrieben:

Daß Beifall Dich nicht stolz, nicht Tadel furchtbar mache!
Des Künstlers Schätzung ist nicht jedes Fählers Sahe.

Denn auch den Blinden brennt das Licht,
Und wer Dich fühlte, Freund, verstand Dich darnum nicht.

Wie weit aber Schröder davon entfernt war, ein verständiges Urtheil zu übersehen, oder irgend eine persönliche Ansicht — auch wenn es seine eigene gewesen wäre — zur willkürlichen Norm zu machen, das bezeugen die wahrhaft großen Worte, die er bei derselben Gelegenheit gegen einen Freund äußerte, der seine Furcht vor gebrannten Blinden äußerte. Schröder sagte: „Wirkliches Verdienst bewährt sich dadurch, daß es die Vorurtheile vernichtet. Bin ich, was ich zu sein nicht verzweifle, so muß aller herkömmliche Irrthum, alles was Kunst zu sein glaubt, ohnerachtet es der Natur widerspricht, der Erscheinung der hochgebildeten Natur weichen; so muß ich auf den unwissendsten Zuschauer wirken, wie auf den gelehrtesten; so muß jeder Blick in sein eigenes Herz den Auswesenden überzeugen, er sehe von mir, was er sehen solle.“

Ueber Berlin, wo er unter andern Rollen auch Lear, Hamlet, Falstaff, Oboardo mit dem größten Beifall gab, reiste Schröder nach Wien, wo er am 8. April 1780 eintraf.

Es ist nothwendig, an dieser Stelle einige Worte über den Zustand des Wiener Theaters nachzuholen, da dasselbe uns von nun an mehr beschäftigen wird.

An keinem andern Orte Deutschlands hatten die Stegreifburlesken und die Hanswurstiaden so lange in üppiger, ungestörter Blüthe gestanden, als in der reichen, lustigen, gemüthlichen und oberflächlichen Kaiserstadt. Während man im nördlichen Deutschland mit protestantischem Ernste die Leistungen der Schauspielkunst zu veredeln strebte, trieb jener Bernardon Kurz, in dessen Gesellschaft wir Schröder in Frankfurt sahen, das alte Hanswurstmessen mit etwas modernisirten Formen lustig weiter. Zauberstücke mit unerhörten Maschinerien wurden ganz nach dem Geschmack des großen Hauses mit Zweideutigkeiten, Volalwipa, mit Unflath aller Art ausstaffirt; kurz, die Schauspielkunst hatte in Wien kein andern Ehrgeiz, als der Hanswurst des großen Hauses zu sein.

Doch der Ruf von den Errungenschaften der norddeutschen Gesellschaften rüttelte endlich auch in Wien wenigstens einige Köpfe aus dem Laumel. Der Impresario Sellier verschrieb sich im Jahre 1747 von der Neuberischen Truppe Koch nebst Frau, Heinrich und die Lorenz; man führte in Wien den Esfer des Korneille, den Oedipus des Voltaire auf, und trotz der grimmigsten Anfeindungen von Seiten der privilegierten und nichtprivilegirten Hanswurste feste die Tragödie festen Fuß, jeden Donnerstag mußte eine gegeben werden. Von diesem Zeitpunkt an datirt ein heftiger Kampf der Burleske gegen die eingedrungene Tragödie, der mit allen erdenklichen guten und verwerflichen Mitteln geführt wurde, und schließlich mit dem entschiedenen Siege des regelrechten Dramas endete.

Den ersten harten Schlag erlitt die Stegreifkomödie im Jahre 1751 durch die äußerst strenge Theaterzensur, welche Maria Theresia einführte, um Unflath und Gemeinheit von der Bühne zu verbannen. Im nächsten Jahre hob die Kaiserin alle Privatprivilegien auf und unterstellte das deutsche Theater der Aufsicht des Magistrats mit der Weisung: „es auf einen gestütteten Fuß zu setzen.“ Der Magistrat setzte feierlich eine ganze Kommission ein, deren Mitglieder mit einer Theaterdirektion völlig unbekannt waren, und der Hof bis

Diese Kommission durch zwei eben so unkundige Edelleute beaufsichtigen. Die Schauspieler hatten keinen Willen. Bei einer so zusammen gesetzten Leitung gab es eine Unmasse von Geschäften, aber keine Resultate. Man sah ein, daß man die Direktion in die Hand eines Einzelnen legen müsse. Leider war die Wahl dieses neuen Direktors, des Grafen Durazzo, ein sehr arger Mißgriff, denn derselbe verstand kein Wort deutsch, und hatte vom Theaterwesen keine Ahnung. Unter seiner Leitung gewann Hanswurst wieder rothe Backen und volle Glieder, und seine Herrschaft breitete sich so glänzend aus, daß, als man in Wien Lessing's Miß Sara Sampson aufführte, die Rolle des Dieners, des ernstern Norton, dem Hanswurst übergeben wurde! Wie man die Schauspieler damals in Wien behandelte, und welche Stellung sie sich selbst gaben, erhellt aus folgender Rechnung eines Schauspielers und Sängers, die ohne weitere Erklärung verständlich sein wird. Sie lautet:

Diese Woche 6 Arien gesungen	6	Ö.	—	Kr.
Einmal in die Luft geflogen	1	"	—	"
" ins Wasser gesprungen	1	"	—	"
" begossen worden	—	"	34	"
2 Ohrfeigen bekommen	1	"	8	"
1 Fußtritt	—	"	34	"

worüber dankbarlichst quittire.

Beim Jahreswechsel ließ der erste komische Schauspieler Neujahrswünsche drucken, die er selbst umhertrug, wogegen er Geschenke erhielt. Daß der General Graf Sporck den Grafen Durazzo 1764 ablöste, änderte nichts in den Zuständen des Theaters.

Die Kaiserin suchte zu helfen; 1766 wurde das bisherige französische Theater, welches neben dem deutschen bestand, abgeschafft und das deutsche Theater in Pacht gegeben. Die Reform schien eine sehr glückliche, aber schon nach sechs Monaten mußte der Adel es durchzusetzen, daß die Franzosen zurückgerufen und der Burleske jeder nur mögliche Vorschub geleistet wurde. Das Theater trat unter die Botmäßigkeit eines Italieners Namens Affligio. Um das regelmäßige Drama stand es nun schlimmer als je.

Die Hilfe kam diesmal von einem Manne der Wissenschaft, dem Professor Sonnenfels. Mit großer Energie trat er dem Stegreiffpiel entgegen, und seine Stellung als Regierungsrath gab seinen Bestrebungen Nachdruck. Die Hanswürste und ihr Anhang verspotteten ihn, brachten ihn auf die Bühne und ins Schaufenster, aber Sonnenfels achtete dessen nicht, er setzte durch, was er wollte, und ging mit nachdrücklichen und freimüthigen Vorstellungen bis zum Kaiser, den er darauf aufmerksam machte, welchen Einfluß die Bühne auf das Volk äußern müsse; er setzte hinzu, der Zustand des Volkes sei der Spiegel für die Thätigkeit des Monarchen. Seine Bemühungen hatten die Folge, daß die Kaiserin das Extemporiren überhaupt untersagte, und Sonnenfels zum Theaterzenfor ernannte. Die ersten Stützen des Stegreiffspiels mußten sich nun zu den regelmäßigen Stücken bequemen. Der Tod lichtete ihre Reihen sehr bald; der letzte, Prehauser, starb 1769. Noch einmal machte Bernardon Kurz einen Versuch, in Wien die Burleske von den Todten zu erwecken, doch ver-

gebens; kaum entging er dem Auspfeifen, das Stegreiffpiel war gänzlich vernichtet, und Sonnenfels hatte zu diesem Resultate das meiste beigetragen. Der Sieg des regelmäßigen Dramas war endlich entschieden. Freilich hatte man keine Ahnung von den Errungenschaften der besseren Gesellschaften im nördlichen Deutschland, man stellte sich ihnen vielmehr so feindlich entgegen, daß Sonnenfels dem Publikum öffentlich die Versicherung gab, man werde keine norddeutschen Schauspieler nach Wien ziehen. Gegen Lessing und seine großartigen Neuerungen opponirte Sonnenfels zwar nicht öffentlich, aber doch anhaltend. Im Jahre 1771 mußte Sonnenfels das Amt als Zensor niederlegen, da einflußreiche Personen eifersüchtig auf ihn wurden. Ein unfähiger Mann trat an seine Stelle, das Theater verlor viel. Als seine einflußreiche Stellung ihn nicht mehr schützte, vergaß einer der Schauspieler, Stefanie der Jüngere, ein gemeiner Charakter, sich so weit, Sonnenfels nachträglich in einer komischen Darstellung seiner Persönlichkeit dem öffentlichen Gelächter preiszugeben.

Unter diesem ewigen Wechsel der leitenden Personen und Prinzipien konnten die Schauspieler keine große Fortschritte machen. Als Lessing 1775 auf seiner italienischen Reise nach Wien kam, fand er die Schauspieler pomphast und thörend in der Sprache, übertreibend in Bewegung und Ausdruck und Gefühlsregung, und so gänzlich ohne Einsicht in die feinere Bedeutung der Charaktere, daß sie oft nicht einmal den gewöhnlichen Sinn der Worte richtig bezeichneten.

Josef der Zweite, diese einzige große Gestalt in der langen Reihe der Habsburger, sicherte dem deutschen Theater endlich die nothwendigen Grundlagen einer gesunden Entwicklung. Er konstituirte im Jahre 1776 das deutsche Schauspiel unter kaiserlicher Garantie als Nationaltheater. Der Verwaltung desselben gab er nur die Weisung, das Theater solle zur Verbreitung des guten Geschmacks und zur Veredlung der Sitten wirken. Die Leitung wurde ganz in Künstlerhände gelegt, der Schauspieler Müller mußte eine Reise durch ganz Deutschland antreten, um hervorragende Talente anzuwerben, wo er sie fand. Durch ihn wurde z. B. auch Brockmann, der glückliche Schüler Schröders, nach Wien gezogen.

Solcher Gestalt waren die Verhältnisse, in welche Schröder im April 1780 zunächst als Gast eintrat. Stefanie der Jüngere lud ihn in sein Haus, zu ihm desto besser behörden und ausforschen und seine vertraulichen Aussprüche benutzen zu können. Der beliebteste und berühmteste Schauspieler in Wien war damals Brockmann, und seine für unübertrefflich gehaltene Meisterrolle war König Lear. Schröder wählte dieselbe Rolle zu seinem ersten Auftreten. Man war befremdet, man wußte nur von seiner Größe im Komischen und im Bürgerlichen, und hielt die Wahl gerade dieser Rolle für ein höchst gefährliches Wagniß. Man intriguirte von vielen Seiten gegen Schröder, der mit solcher Nichtachtung sogleich das Kleinod des Wiener Theaters zu überbieten sich anheißig machte, und seine Neider verfehlten nicht, die Erregung des Publikums noch dadurch zu steigern, daß sie die gänzlich unwahre Nachricht verbreiteten, Schröder denke sehr gering von dem Wiener Theater und dem Wiener Publikum, und habe sich in diesem Sinne auch geäußert. Die künstlich gemachte Erbitterung gegen Schröder war so groß, daß man sich fest vornahm, ihn mit Glanz durchfallen zu lassen.

Einige wenige Freunde warnten den Künstler eindringlich; der Fürst Kaunitz ließ ihn rufen und machte ihm bemerklich, daß er nicht allein gegen ein überstarkes Vorurtheil zu ringen habe, sondern daß er in diesem Falle auch noch mit seinen eigenen Waffen bekämpft werde, da Brodmann sein Schüler sei. „Durchlaucht,“ erwiderte Schröder mit Lächeln, „der Meister behält sich immer etwas vor!“

Am 13. April trat Schröder in der Rolle des Lear auf; die Stimmung des Publikums gegen ihn war so ungünstig, daß nur die Gegenwart des Kaisers die Ruhe erhielt. Der erste Akt ging vorüber, und miewohl die Schauspielerin, welche als Goneril Lear's Fluch empfing und ihn von Brodmann schon öfter empfangen hatte, diesmal schauernd vom Theater stürzte und nie wieder in dieser Rolle auftrat, so gelang es Schröder's Neidern doch, jedes Zeichen des Beifalls in dem Publikum zurückzuhalten. Im zweiten Akte wurden die Zuschauer bereits sehr unruhig, und im dritten Akte brach ein so unermeßlicher Beifall aus, wie er in Wien noch nicht erlebt worden, und dieser allgemeine, selbst von seinen frühern Widersachern getheilte Jubel hielt bis zum letzten Worte seiner Rolle an, und ging noch darüber hinaus. Der Kaiser, der Fürst Kaunitz beiferten sich, den Meister durch Geschenke und persönliche Günst zu ehren und ihn durch die glänzendsten Anerbietungen zu fesseln. Die komischen und Charakterrollen, in denen Schröder sich zeigte, brachten denselben Beifall. Als er am 5. Mai abreisen wollte, ersuchte die Kaiserin ihn in einer besondern Audienz noch um einige Tage Aufschub, und ihrer großen Güte gelang es, den Meister zur Uebernahme eines festen Engagements in Wien zu bewegen.

Vorkäufig aber setzte er seine Reise fort, auf welcher ein Triumph den andern jagte. In München und Mannheim verweilte er je eine Woche, und ging dann über Straßburg nach Paris, wo ihm die Empfehlungen des Fürsten Kaunitz große Auszeichnung verschafften. Dem großen Talent einiger französischer Schauspieler ließ Schröder Gerechtigkeit widerfahren, aber mit der Art und Weise des Spiels im allgemeinen konnte er sich durchaus nicht befreunden. Für seine eigene Ausbildung war der mehrwöchentliche Aufenthalt in der französischen Hauptstadt immerhin nicht ganz verloren.

Ueber Mannheim, Gotha und Braunschweig lehrte Schröder nach Hamburg zurück. Fast an jeder bedeutenden Bühne hatte man ihm den Vorsteherposten angetragen, aber Schröder blieb stets seinem Vorfaß getreu, niemand verdrängen oder auch nur den Schein einer Verdrängung auf sich nehmen zu wollen, und deshalb wies er alle derartige Anträge von sich.

Den Zeitpunkt seines Eintrittes in Wien hatte Schröder selbst auf Ostern 1781 festgesetzt. Bis dahin blieb Schröder in Hamburg. Im Oktober 1780 war Lessing zum letztenmal bei dem Freunde, der damals mit Sorge die Spuren der Ermattung bei dem großen Kämpfer bemerkte, welche dessen nahe bevorstehenden Tod verkündigten. In Hamburg brachte das Publikum seinem scheidenden Lieblinge alle erdenklichen Opfer des Beifalls dar. Am 17. März 1781 schied Schröder mit seiner Gattin, und begab sich über Berlin, Dresden, Prag nach Wien, wo er am 1. April eintraf. Am 16. desselben Monats trat er mit seiner Frau zum erstenmal in der Agnes Bernauerin auf, und erntete allgemeinen Beifall des Publikums.

Die Wiener Schauspieler waren über Schröder's Ankunft nicht so hoch erfreut, denn dieser norddeutsche, protestantische Meister stand in jeder Beziehung so hoch selbst über den besten seiner Kunstgenossen, daß der Neid sich stark regen mußte. Auch Schröder's Besoldung wurde mißgünstig angeschaut. Des höchsten Gehalt eines Schauspielers war bisher 1600 Gulden gewesen, Brodmann bezog 1400 Gulden; Schröder erhielt, ohne daß er selbst ein Wort dazu sagte, 2550 Gulden, ein für seine Zeit wahrhaft verschwenderisches Gehalt; seine Frau bekam 1450 Gulden.

Die gefährlichsten Gegner Schröder's waren die beiden Stefanie, beide mittelmäßige Schauspieler, vom Standpunkte echter Kunst betrachtet, aber angelernte Meister in allen Effektstücken, in jeglicher Intrigue auf der Bühne, und noch mehr hinter der Bühne. Die Geschäfte, welche sonst der Regisseur besorgt, wurden in Wien von einem Ausschusse geleitet, der aus den beiden Stefanie, Brodmann und einem andern Schauspieler, Namens Müller, bestand. Von diesem Ausschusse, in den Schröder nicht eintreten wollte, wurden namentlich die dramatischen Arbeiten, denen Schröder seine Muße widmete, oft arg gemißhandelt. Die herrschende Partei, an ihrer Spitze die Gebrüder Stefanie, trieben mit der an und für sich so vortrefflichen Einrichtung des Ausschusses den ärgsten Mißbrauch, denn der Zweck, den sie verfolgten, war nicht das Beste der Bühne, sondern sie gingen lediglich darauf hinaus, die Leistungen des Theaters in einen geistlosen Schlendrian hinab zu drücken, um Privatinteressen dienen zu können. Diese Partei, welche durch mächtige Protektion stark war, trachtete danach, Schröder in ihr niedriges Interesse zu ziehen; doch von der stolzen Rechtllichkeit dieses Mannes erfuhr sie nur verächtliche Zurückweisung. Nun soll Schröder entfernt werden, und er hätte schon am Ende des ersten Jahres seinen Abschied genommen, wenn nicht die Liebe des Publikums, das Jureden vieler Mitglieder des hohen Adels und selbst des Kaisers ihn immer wieder zum Bleiben bewogen hätten. Auf Andringen der Kaiserlichen Oberdirektoren trat er 1782 in den Ausschuß; aber dadurch wurde seine Lage eher verschlimmert als verbessert; denn er als einzelner konnte niemals das Bessere durchsetzen, und nun hatte er nicht allein für sich, sondern, seiner auferlegten Pflicht gemäß, auch für andere gegen Ungerechtigkeiten mancherlei Art anzukämpfen. Und bei allen seinen erfolglosen Bemühungen hatte er auch das noch zu tragen, daß man ihm den Vorwurf machte, es gehe um nichts besser, seit er in den Ausschuß eingetreten.

Was half allen solchen niedrigen Chikanen gegenüber auf die Dauer selbst die entschiedenste Gunst des Publikums? Sie mußte in der That sehr groß sein, da sie Schröder bewog, so lange noch auszuhalten. „Diese Erwartung des Ehelings“ — so erzählt Schröder's Biograf Meyer als Augenzeuge — „diese Freude bei seiner Erscheinung, diese Spannung, dieses Aufmerken, dieses Begleiten, dieses Stillegebieten vor einer bedeutenden Rede, dieses mühsam zurückgehaltene, jede Störung des Vorstehenden ängstlich vermeidende Entzücken, diesen lauten, langen, wiederholten, unerfättlichen Ausbruch des Jubels, wenn endlich das Ersehnte vollendet war, habe ich so nicht wiedergefunden“*).

*) In dem Munde Meyer's will das viel sagen, denn er konnte sämmtliche große Bühnen Europa's aus eigener Anschauung.

Im Februar 1785 verließ Schröder mit seiner Gattin Wien. Noch bis zum letzten Augenblicke hatte man nicht an die Unumstößlichkeit dieses Beschlusses glauben können; den Verlust Schröder's hielt man für unerseßlich, und selbst der Kaiser sagte ihm, er möge allein zu ihm kommen, wenn er das Leben an andern Orten wieder satt geworden.

Schröder kehrte nun zu seiner eigentlichen Mission, zur Leitung einer eigenen Bühne zurück. Kurz vor dem Beginn dieser neuen Thätigkeit schrieb er an einen Freund die höchst bezeichnenden Worte: „Wahrscheinlich werde ich also auf künftigen Michael eine Bande Schauspieler haben, und der Himmel wird mir Kraft und Geduld schenken, sie zu Menschen umzumodeln.“

Die Gesellschaft, welche nach Schröder's Abgange das Hamburger Theater übernommen, hatte so schlechte Geschäfte gemacht, daß die Bühne sogar einmal sechs Monate lang geschlossen blieb. Eine Direktion wechselte in rascher Folge mit der andern, jede mit demselben ungünstigen Erfolge, denn jede betrachtete das Unternehmen lediglich als Geldspekulation und wollte sich auf die Zugmittel stützen, welche nur den Pöbel herbeiziehen, das gute Publikum aber entfernen.

Im Mai 1785 erschien Schröder mit einer kleinen Gesellschaft in Altona; in Hamburg wollte er nicht eher auftreten, als bis er seine Truppe wieder zu bedeutenden Leistungen eingeschult hätte. Er ging zuerst nach Lübeck und dann nach Hannover. In letzterm Orte hatte Schröder seine Gesellschaft wieder zu solcher Fertigkeit gehoben, daß die Theaterthüren oft schon Vormittags von einer schaulustigen Menge belagert waren, die ihr Mittagsbrod in den Taschen mitbrachten, um sich ihren Platz für den Abend zu sichern. Es waren aber nicht Spektakelstücke, durch welche diese Leute angezogen wurden, sondern gute Schauspiele, bei deren Auswahl sich Schröder nur durch seinen eigenen Geschmack leiten ließ.

Um Ostern 1786 übernahm Schröder das Hamburger Theater wieder, und seine ganze Führung zeigte, daß er entschlossen war Anerkennung für die hohe Stellung zu fordern, welche er der Bühne gab. Aber er hatte einen harten Stand, denn die Ständen der elenden vorhergehenden Direktionen, welche sich vom Publikum ungefähr alles hatten gefallen lassen, fielen mehr als alles andere dem neuen Unternehmer zur Last. Schröder war genöthigt, öffentlich um Ruhe im Schauspielhause zu bitten und den Besuch der Ankleidezimmer der Schauspieler von Seiten des Publikums zu unterfagen. Seine leitenden Grundsätze sagte er in eine Ankündigung zusammen, in der es heißt: „Ich habe weder Fleiß noch Kosten gespart, meinem Unternehmen die Einrichtung zu geben, wodurch ich mir die künftige Zufriedenheit des hiesigen Publikums zu erwerben hoffe. Von Ihrer Unterstützung und Ihrem Beifall, Gönner, Freunde und Mitbürger, wird es nun abhängen, ob ich meinen Fleiß auf immer für Sie verwenden, oder die Sorge für diese Art Ihres Vergnügens einem andern überlassen soll. Ich verspreche Ihnen Ordnung, die strengste Sittlichkeit, und so viel Aufwand als die Zahl der Schauspielliebhaber zuläßt. Sie werden nie durch eine Art von Bettelei in Kontribuzion gesetzt werden. Weder große Anschlagzettel, noch Prologe aller Art, die immer dasselbe sagen, sollen Ihnen Beifall und Geld entlocken. Vollkommenheit verspreche ich nicht, denn die hat

noch kein Theater: aber ein Schauspiel das Ihrer würdig ist, das der Fremde ohne Verdruss und Erröthen verlassen kann, dessen Sittlichkeit unsere Obrigkeit nicht beschäftigen soll. Helfen Sie mir die Kosten durch Ihren fleißigen Besuch tragen; ermuntern Sie die Schauspieler durch Nachsicht und Beifall; helfen Sie die nothwendige Ordnung und Sittlichkeit befestigen. Eine gute Gesellschaft, von Hamburg unterstützt, muß bald zu einer trefflichen werden, und diese frohe Aussicht mag Publikum und Schauspieler beleben, mit wechselseitiger Zuversicht Vergnügen zu nehmen und zu geben.“

Der einfache und würdige Ton dieser Ankündigung gefiel dem Hamburger Publikum nicht; eine nicht unbedeutende Opposition erhob sich sofort, fand in Schröder's Maßregeln nichts als Unverschämtheit, und zeigte deutlich genug, daß sie Willens sei, den Schauspieler um ihre Gunst und Gnade betteln zu lassen. Diesen Leuten trat Schröder stets mit Ruhe, aber mit Unerschütterlicher Festigkeit entgegen. Doch mußte selbst ein so großer Geist wie er sich zu mehrfachen Konzessionen an die Vorfürer des geringeren, aber durch Zahl überwiegenden Theil des Theaterpublikums verstehen.

Die Oper hatte Schröder gänzlich abgeschafft, er wollte seine Bühne hauptsächlich der höchsten Ausbildung des Schauspiels widmen. Doch schon nach einem halben Jahre mußte er die Oper wieder einführen, da ein wahrer Sturm des Publikums sie verlangte. Nachdem nun Schröder aber einmal zu diesem ihm selbst unliebsamen Schritte genöthigt war, suchte er die Oper so gut als möglich auszustatten, und scheute selbst große Kosten nicht. Dekorazionen, Kostüm, Möbel und sonstiges Zubehör hatte man in Hamburg noch nicht so vollständig, geschmackvoll und übereinstimmend gesehen. Leider aber überwucherte die Lust des Publikums an dem Singspiel so sehr, daß man von fünf Theaterabenden in der Woche nur zwei für das Schauspiel ansetzen konnte, und selbst für die beiden war oft die erforderliche Einnahme nicht zu erlangen. Die Kosten für die Oper aber waren so unverhältnißmäßig groß, daß Schröder in dem strengen Winter von 1788 auf 1789 genöthigt war, sein in Wien erworbenes Silbergeräth zu verkaufen, und — was ihm weit schmerzlicher war — sich mit einem französischen Fechtmeister einzulassen, der durch allerlei Spektakelgeschichten des Publikum etwas theaterlustiger machte. Erst ein zu seiner Zeit vielbewundertes Stück von Rosebue „Menschenhaß und Reue,“ füllte das Haus wieder.

In diesen Jahren stand Schröder auf dem Gipfel der Meisterschaft, sein Schauspiel war das beste in Deutschland. Dennoch gelang es ihm nicht, der Oper die Spitze zu bieten, wiewohl er Ostern 1790 noch einmal einen energischen Versuch machte, der abermals nur ein halbes Jahr lang durchgeführt werden konnte. Er mußte schließlich geschehen lassen, was nicht zu ändern war.

Das Publikum, dem Schröder die großen Gaben seines Genies und die nicht minder großen Anstrengungen seines Fleißes darbrachte, lobte ihm oft mit Undank. Besonders die Presse hatte an allem, was er that, zu weifern, und es charakterisirt die ganze Erbärmlichkeit seiner Gegner, daß man ungemessenen Tadel auch über die Bemühungen Schröder's, mit Strenge das sittliche Verhalten seiner Gesellschaft aufrecht zu erhalten, mit dreifester Stirn ausgoß. Schröder erblickte in der sittlichen Hebung der seiner Leitung übergebenen Per-

sonen einen mächtigen Hebel für den künstlerischen und geschäftlichen Fortgang seines Unternehmens. Schröder litt nie, daß ein Herr seine Schwester über die Straße führte; er strebte aus allen Kräften, selbst mit Geldopfern, danach, daß jedes Mitglied seiner Gesellschaft seinen Gläubigern gerecht wurde; und mehr als für alles andere setzte er seine Kraft ein, um in seinen Schauspielern Pflichttreue in ihrem Berufe, Hingebung und Gemein Sinn für die ganze Unternehmung zu erwecken und zu erhalten. In seinen Theatergesetzen stand auf entehrende Handlung eines Schauspielers sofortige Entlassung. Diese Strafe wurde einem der beliebtesten Schauspieler zu Theil, der trotz Schröder's wiederholter Warnung eines Abends herauscht auf der Bühne erschien. Das Publikum tabelte diese Entlassung sehr bitter.

Bei einer andern Gelegenheit wurde sogar eine höchst ungeziemende Opposition öffentlich laut. Eine junge Sängerin, deren Ausbildung Schröder sich besonders angelegen sein ließ, sah sich veranlaßt darauf zu denken, auf welche Weise sie sich am besten eine Zeitlang von der Bühne zurückziehen könne. Schröder wollte nicht durch Anwendung berechtigter Strenge das Unglück der talentvollen jungen Künstlerin herbeiführen, er bot ihr wie ein väterlicher Freund seine hülfreiche Hand. Die Sängerin aber, statt ihm Vertrauen zu gönnen, verschwand plötzlich aus Hamburg. In der ersten Entrüstung über diesen Kontraktbruch zeigte Schröder denselben öffentlich und in wenig schonenden Ausdrücken an. Das Publikum nahm die Partei der hübschen Sängerin, und am nächsten Abend wurde Schröder als Orgon im Tartuffe mit Pfeifen und Rischen und den beleidigendsten Ausrufungen empfangen, die er das ganze Stück hindurch anhören mußte. Stolz und gelassen führte Schröder dem Böbelumzug gegenüber seine Rolle mit gewohnter Sicherheit durch; am nächsten Tage kündigte er an, daß er entschlossen sei, Direktion und Hamburg zu verlassen, und forderte zu sofortiger Uebernahme seiner Bühne öffentlich auf. Wir lassen Eduard Devrient den weiteren Verlauf dieser Sache erzählen (III., 175):

„Dieser Schritt brachte eine mächtige Gegenbewegung im Publikum hervor. Alle Besserdenenden beeiferten sich, Schröder Beweise ihrer Theilnahme, ihrer Entrüstung über das Vorgefallene zu geben. Festlichkeiten, Auszeichnungen, die man ihm bereitere, allseitiges Bestürmen von seinem Vorsatze abzustehen, durfte er schon als vollgültige Genugthuung ansehen, und als eine veröffentlichte genaue Darlegung der streitigen Angelegenheit ihn auch in den Augen seiner entschiedensten Widersacher gerechtfertigt hatte, entschloß er sich, acht Tage später in derselben Rolle wieder aufzutreten, in welcher man ihn angegriffen hatte. Das Haus war überfüllt, man rief vor Beginn des Stückes Schröder stürmisch auf die Bühne, empfing ihn mit donnerndem Beifall, und ein angesehenener Mann sprach ihn vom Parterre aus an und trug ihm den allgemeinen Wunsch vor, er möge der Bühne seine fernere Leitung nicht entziehen, die sich nur durch ihn einer so allgemeinen Zufriedenheit hätte erfreuen können. Schröder antwortete in tiefer Erschütterung, aber mit würdiger Haltung und übertrug dem Publikum selbst die Ueberwachung der Unruhstifter. So hatte er die vollgültigste Genugthuung erhalten, die ein Geränkter jemals erfahren kann, aber der Stachel des Theatermartyrthums war

zu tief in seine Seele gefahren; er genas nie wieder zu froher Lust an seinem Beruf.“

Dieser Unmuth würde in Schröder's großer Seele jedoch nicht lange Platz gefunden haben, wenn nicht eine beginnende Ermattung seiner körperlichen und geistigen Kräfte sich um jene Zeit ihm selber beim Einstudiren einer neuen Rolle zuerst durch eine auffallende Abnahme seines Gedächtnisses bemerkbar gemacht hätte. Die ungeheure Arbeit seines Lebens mußte selbst bei einem solchen Geiste und bei einem so festen, abgehärteten Körper schwere Spuren hinterlassen. Seine Mission hatte Schröder erfüllt, groß blieb er bis zum letzten Hauche seines Strebens, aber von dem Posten eines bahnbrechenden Vorkämpfers rief ihn jetzt das Naturgesetz zurück, dem alle menschliche Kraft unterworfen ist.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den ferneren Verlauf von Schröder's Leben ebenso aufmerksam als bisher zu verfolgen. Wir wollen nur erwähnen, daß Schröder nach manchen Kämpfen und manchen Triumpfen am 30. März 1798 zum letztenmal auftrat und zugleich seine Direktion schloß. Er zog sich nach seinem Landstutze in dem Dorfe Mellingen bei Hamburg zurück, wo er in behaglichen Verhältnissen sich mit Landwirtschaft und Schriftstellerei beschäftigte. Dort starb er am 3. September 1816; auf dem Jakobikirchhofe in Hamburg ist seine letzte Ruhestatt.

Die Zahl der Rollen, welche Schröder in seinem Leben spielte, erreicht fast das siebente Hundert; 70 neue Balletts hat er gesetzt und darin getanzt.

Die Summe seines Lebens mögen die schönen Worte des Meisters Devrient ziehen; er sagt über Schröder (III., 187): „Wie viel hat er gewirkt und angereizt, und welch einen veredelten Zustand der Dinge hat die enorme Arbeit seines Lebens hinter sich gelassen! Den letzten Rest des Ansehens, den die französische Affektazion auf der deutschen Bühne noch besaß, hat er vernichtet, mit Shakespeare das größte Muster populär gemacht. Er hat bewiesen, daß die Natürlichkeitsrichtung sich gleichweit von platter Alltäglichkeit, wie von keislicher Spielerei mit vereinzelt Motiven und weichlicher Sentimentalität, gleichweit von der genialen Rohheit der Sturm- und Drangmanier halten könne. Er hat vollendet, was Lessing und Schhof begonnen, die deutsche Schauspielkunst auf die Basis unserer volkstümlichen Natur zu stellen und sie zum vollen Ausdruck ihrer eigensten Wahrheit zu bringen. Die Dramatik hat noch ihm unendlich an geistigem Inhalte, an Ausbildung des Geschmacks gewonnen, aber die lebenswarme und reine Natur von Schröder's Menschendarstellung ist ein unübertroffenes Muster geblieben.“

Die Grundregeln seiner Anschauung und seiner gesammten Bestrebungen hat Schröder gegen seinen Freund Meyer in Worten ausgesprochen, welche ewig gültig bleiben werden, denn sie bezeichnen den alleinigen festen Grund, auf dem die Schauspielkunst gedeihen und groß werden kann. Diese Worte lauten: „Ich meine es dahin gebracht zu haben, alles ausdrücken zu können, was der Dichter, wenn er der Natur treu geblieben ist, durch die Worte oder Handlungen seiner Personen hat ausdrücken wollen; und hoffe in keinem Stücke hinter den billigen Forderungen des Menschenkenners zurück zu bleiben, ohne einen andern Spiegel zu Rathe zu ziehen, als den der Wahrheit. Die Kunst

kann nicht mehr aufzufassen begehren, wenn sie nicht Künstelei werden will. Sie sehen, warum der Natursohn Shakespear mir alles so leicht und so zu Dank macht; warum mir manche sehr bewunderte und dichterisch glänzende Stelle Kampf und Anstrengung kostet, um sie mit der Natur auszugleichen; warum ich sie gleichsam verwischen muß, damit sie dem Charakter nicht widerspreche. Es kommt mir gar nicht darauf an, zu schimmern und hervorzustechen, sondern auszufüllen und zu sein. Ich will jeder Rolle geben, was ihr gehört, nicht mehr und nicht weniger. Dadurch muß jede werden, was keine andere sein kann.“

Wir werden nun noch zu untersuchen haben, ob die Schauspielkunst diesem allein wahren Grundsätze treu geblieben ist, und ob sie von da aus sich noch zu weitern Fortschritten erhoben hat. Zu unserm Ziele gelangen wir am leichtesten, wenn wir die bedeutendsten deutschen Bühnen einer kurzen Betrachtung unterziehen.

Unsere Blicke werden wir zuerst auf Mannheim richten müssen, wo drei Schüler Eckhof's sich zusammengefunden hatten, um unter Dalberg's Oberleitung eine eigene Schule zu begründen. Diese drei waren Beck, Veil und Jffland; ihre Geburtsjahre waren 1760, 1754, 1759. Veil war Studiosus der Rechte gewesen und hatte sich zwei Jahre mit einer kleinen Truppe in wüstem Wanderleben umhergetrieben, bevor er 1777 zum Gotha'schen Hoftheater kam. Er war von mittlerer Größe, fest und voll gebaut, von feurigem Begeisterung und ungewöhnlicher Kraft; ein Genie, das in seiner Entwicklung leider durch eine rasende Leidenschaft für das Spiel gestört wurde. In Charakterrollen, besonders in humoristischen, war er groß. Beck, eine weiche, edle Natur, leistete viel in jugendlichen Liebhaber- und Heldenrollen.

Der bedeutendste aus diesem Freundesbunde war Jffland, der Sohn eines angesehenen Beamten in Hannover. Man hatte ihn zum Predigerstande erzogen, aber aus begeisterter Liebe zur Kunst war er im Alter von siebenzehn Jahren aus dem Vaterhause entwichen und war zu Eckhof nach Gotha gegangen, der ihn sogleich auf das seinen Anlagen entsprechende feinkomische Charakterfach hinwies.

Schon in Gotha schlossen diese drei Jünglinge einen Freundschaftsbund, in welchem energisches und ideales Streben für ihre Kunst Hand in Hand mit einem poetisch schwärmerischen Leben ging. Durch künstlerische Versuche, die man gegenseitig kritisirte, wurde jeder einzelne mächtig angeregt. Ihre Studien machten die Genossen in Feld und Wald, in Dorf und Stadt; manche Mondnacht verbrachten sie in dem Siebeleber Walde, um ein zigeunerhaftes Feuer gelagert.

Nach Eckhof's Tode hob der Herzog das Hoftheater in Gotha auf; die drei Freunde gingen nach Mannheim, wo Seyler damals die Direktion der Bühne führte. Hier herrschte noch vielfach französische Gespreiztheit, und eine Künstlerin ersten Ranges wie Frau Seyler (ehemals Frau Hensel) verlied durch ihr Spiel dieser von Eckhof bekämpften Richtung bei dem Publikum Autorität. Das natürlich einfache Spiel der drei Schüler Eckhof's fand nicht eher gerechte Anerkennung, bis Schröder's Gastspiel im Jahre 1780 dem Publikum die

Augen öffnete. In Folge von Streitigkeiten verließ Seyler und seine Frau im März 1781 die Bühne in Mannheim. Krenschub wurde als Leiter gewonnen, und neues Leben durchfluthete die durch Seyler's ewige Streitigkeiten sehr entmuthigte Künstlergenossenschaft.

Die drei Freunde strebten indeß unter allen Wirrnissen in ihrem idealen Bunde auf idealem Wege weiter. Sie erquickten sich an gemeinsamer Thätigkeit, sie ermunterten sich gegenseitig zu immer höheren Anforderungen an ihre Arbeit, sie kritisirten einander, sie tadelten und lobten wo es die Gerechtigkeit forderte. Ihr Eifer belebte das ganze Personal, regte die Aufmerksamkeit und die Lust des Publikums an, und gewann ihnen die fördernde Theilnahme einiger Männer von Bildung und Geschmack; unter ihnen sind zu nennen der Freiherr von Gemmingen, der Hofgerichtsrath Meyer, der Hofkammerrath Schwan, der als Schriftsteller uns aus Schiller's Leben bekannte Gotter.

Eine freie Entwicklung wurde der hoffnungsvollen Mannheimer Bühne gesichert durch die Intendantur des Freiherrn Heribert von Dalberg. Wenn seine Bestrebungen für die Kunst auch nichts mehr als dilettantenartig waren, und sein Charakter vieles zu wünschen übrig ließ, so war er doch wenigstens klug genug, um aus dem Beispiel Kaiser Josef des Zweiten zu erkennen, daß eine Bühne unmöglich anders als unter künstlerischer Leitung gedeihen könne. Deshalb ließ er den eigentlichen Leiter des gesammten Bühnenseus unter dem Namen des ersten Ausschusses vom Schauspielerpersonal erwählen. Der, welcher diesen Posten zuerst bekleidete, war Meyer *). Ein zweiter Ausschluß von mehreren Schauspielern versammelte sich zweimal monatlich unter dem Voritze des Intendanten zur Berathung über nähere und ferner liegende Bühnensangelegenheiten, so wie über die etwa eingegangenen Wünsche oder Klagen des Personals. Eine sehr lobenswerthe Einrichtung war es, daß jeder vom Personal, auch wenn er nicht zum Ausschluß gehörte, den Sitzungen desselben, in so weit seine eigenen Angelegenheiten zur Berathung kamen, selber beiwohnen und seine Sache führen konnte.

Auch allgemeine künstlerische Fragen wurden dem Ausschluß vorgelegt, und von den Mitgliedern desselben schriftlich beantwortet. Einige dieser Fragen lauteten: „Was ist Natur, und welches sind die wahren Grenzen derselben bei theatralischen Vorstellungen? — Welches ist der wahre Anstand auf der Bühne, und wodurch erlangt ihn der Schauspieler? — Gibt es allgemeine Regeln, wodurch bestimmt werden kann, wann eigentlich der Schauspieler Pause in seinen Reden machen muß?“ —

Die eigentliche Seele dieser ganzen Mannheimer Schule war stets Iffland. Die früh gereifte Feinheit seines Urtheils und seines Geschmacks gaben ihm einen nachhaltigen und schwerwiegenden Einfluß; sein begeistertes Streben und seine anmuthige, reine und feingeschliffene Weise bannten jeden Geist der Gemeinheit und wiesen unablässig auf das Ideelle hin. Er würde das Größte haben leisten können, wenn seine Kraft ebenso groß gewesen wäre, wie sein Streben. Aber die Grenzen seines Talentes waren nicht sehr weit gezogen. Iffland war nicht

*) Man vergleiche über ihn und über die Mannheimer Bühne überhaupt in Schiller's Leben Seite 480 bis 482, 488 bis 494, 513 bis 515.

nur kein Universalgenie wie Schröder, er bedurfte sogar zu allem, was er darstellte, des Studiums, das bei tragischen Rollen ein sehr eingehendes war, und als Dirigent, als Bildner und Erzieher hat Iffland mehr geleistet, als wie in eigener Darstellung als Schauspieler.

Von großer Bedeutung war der Grundsatz, den Iffland sein ganzes Leben hindurch mit Wort und Beifall verfocht: daß die Sittlichkeit des Künstlers nicht allein menschlich geboten, nicht allein ein Mittel sei, den Stand in der bürgerlichen Achtung zu heben, sondern daß sie geradezu als eine vom wahren künstlerischen Fortschritt unzertrennliche Nothwendigkeit angesehen werden müsse.

Ein Dirigent von solchen Ansichten mußte natürlich ebenso wohl gegen alle Nothheiten, gegen alle anstandslosen Kraftauswüchse auf der Bühne wie gegen alle Extrabagatzen im Leben einen steten Kampf führen. Iffland war in höheren Kreisen der Gesellschaft aufgewachsen, und in Rollen aus diesen Sphären fühlte er sich besonders sicher und an seinem Plage. Er brachte aber mit dem Anstande der feinen Klassen auch mancherlei Künsteleien mit auf die Bühne, die gegen Schröder's Spiel ein entschiedener Rückschritt, und von der wahren Kunst ein Abfall waren. So oft er unter Schröder's Augen spielte, fühlte Iffland sich gedrückt, denn er spielte nicht mit künstlerisch reinem Gewissen.

Wie Iffland mit Schiller in Verbindung trat, haben wir Seite 481 bis 494 bereits erzählt. Den Wankelmuth des Freiherrn von Dalberg sollte Iffland später in ähnlicher Weise kennen lernen, wie Schiller. Nach Meyer's plötzlichem Tode hatte Iffland in der Zeit, in welcher Rennschüb Regisseur war, der Bühne die erheblichsten Dienste geleistet, und seine beiden Freunde, die mehrmals Lust hatten fortzugehen, zum Bleiben zu bewegen gewußt. Rennschüb ging 1792 nach Frankfurt, und nun wurde Iffland von dem Personal einstimmig zum künstlerischen Vorstande gewählt. Dalberg gab ihm ausgedehnte Vollmacht, und Iffland wußte mit Klugheit und vieler Arbeit die Bühne in den unruhigen Jahren und in der Stadt, welcher der Krieg sich immer näher wälzte, zu leiten. Und es gab schwere Stunden zu überwinden; 1793 starb plötzlich der talentvolle Boel, und im nächsten Jahre riß Veil's jäher Tod eine Lücke, für die kein Ersatz zu finden war. Nun wälzten kriegerische Ereignisse sich heran, alle Sicherheit der Bühne war völlig ungewiß geworden. Dalberg wurde zum Kurfürsten nach München berufen; in seiner langen Abwesenheit that Iffland mit großer Pflichttreue und Gewandtheit alles was sich thun ließ, aber als Dalberg zurückkehrte, war ihm nichts recht geschene, und in seinem Benehmen gegen Iffland wurde die Unzufriedenheit des Intendanten sehr fühlbar. Durch verschiedene Gastspiele hatte sich Iffland's Ruhm schon weit verbreitet, und als sich Dalberg nun in solchem Lichte zeigte, nahm Iffland am 14. November 1796 einen sehr ehrenvollen Ruf nach Berlin an.

Ein kurzer Blick auf die früheren Verhältnisse des Berliner Theaters wird uns von unserm Ziele nicht ableiten.

In Berlin hatte Friedrich der Große nur das französische Theater begünstigt und thatsächlich unterstützt; der deutschen Bühne hatte er nichts als die Erlaubniß zum Spiel gegeben. Döbellin, der Prinzipal der berliner Gesellschaft, war nicht der Mann, Großes zu leisten. In eine gesunde Entwicklung kam die

berliner Bühne erst mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's des Zweiten, welcher — man mag sonst gegen ihn mancherlei sagen — für die Schauspielkunst ein großer Wohlthäter gewesen ist. Er versetzte das deutsche Schauspiel in das bisherige französische Komödienhaus auf dem Send'armenmarkt, gewährte ihm einen jährlichen Zuschuß von 6000 Thaler, den Mitgebrauch der Dekorazionen und Kostüme der italienischen Oper, und gab ihm den Namen eines Nationaltheaters. Den beiden Professoren Engel und Rämmler wurde die künstlerische Leitung übertragen, Döbbelin ihnen als Regisseur untergeordnet. Rämmler that wenig, Engel dagegen widmete sich den Angelegenheiten der Bühne mit großem Eifer. Er sorgte dafür, daß die einmal gewonnenen und bewährten Talente der Hauptstadt erhalten blieben; er genügte in Dekorazionen und Kostüm den strengsten künstlerischen Anforderungen, er gab den Darstellungen durch seinen feinen Geschmack einen geeinigten Stil. Seine künstlerischen Ansichten folgten ganz der Schule Schröder's.

Im Jahre 1790 wurde Döbbelin mit einer Pension zur Ruhe gesetzt; an seine Stelle als Regisseur trat der Schauspieler Johann Friedrich Ferdinand Fleck, ein ganz bedeutendes Talent. Er war 1757 als Sohn eines Breslauer Rathsherrn geboren, hatte in Halle Theologie studirt und war dann in Leippig Schauspieler geworden. Zwei Jahre später — 1779 — ging er zu Schröder, und obwohl er dessen Leitung nur kurze Zeit genoß, so genügte sie doch, um ihn auf den Weg zu weisen, der ihn in kurzer Zeit unter die Größen der Bühne stellte. Von der Natur war Fleck an Geist und Körper reich bedacht; er war von gewaltiger poetischer Kraft und von hohem Adel in Erscheinung und Darstellung. Schröder's Biograf Meyer sagt von ihm: „Fleck arbeitete nicht in Bruchstücken. Seine Darstellung war aus einem Guß und bildete ein Ganzes, wenn gleich die Form nicht immer ausgefüllt, und zuweilen gesprengt ward. Er trieb keine Marktchreierei, heuchelte nicht, was er nicht empfand, strebte keinem fremden Muster nach; aber bis zum Ueberfließen voll von seiner eigenen Ansicht, konnte er die Fluth nicht immer händigen, die über die Ufer trat, oder den Geist zügeln, der sich einer bestimmten Fährte ergeben hatte. Willkommen war sein Anblick stets, war auch dann noch zu bewundern, wenn man ihm eine andere Richtung gewünscht hätte.“

Zum Berliner Theater kam Fleck im Mai 1783; hier erreichte er bald seine volle Größe. Eine Schilderung Tieck's sagt von ihm in jener Zeit folgendes: „Fleck war schlank, nicht groß, aber vom schönsten Ebenmaße, hatte braune Augen, deren Feuer durch Sanftheit gemildert war, sein gezogene Brauen, edle Stirn und Nase, sein Kopf hatte in der Jugend Aehnlichkeit mit dem Apollo. Sein Organ war von der Reinheit einer Glode und so reich an vollen klaren Tönen in der Tiefe wie in der Höhe, daß nur derjenige mir glauben wird, der ihn gekannt hat; denn wahres Flötenspiel stand ihm in der Härlichkeit, Bitter und Hingebung zu Gebote, und ohne je in den knarrenden Daß zu fallen, der uns oft so unangenehm stört, war sein Ton in der Tiefe wie Metall klingend, konnte in verhaltener Wuth wie Donner rollen und in losgelassener Leidenschaft mit dem Löwen brüllen. Der Tragiker, für den Shakespeare dichtete, muß nach meiner Ansicht viel von Fleck's Darstellung und Vortrag gehabt haben; denn

diese wunderbaren Uebergänge, diese Interjektionen, dies Anhalten, und dann der stürmende Strom der Rede, so wie jene zwischengeworfenen naiven, ja an das Komische grenzenden Naturlaute und Nebengedanken gab er so natürlich wahr, daß wir gerade diese Sonderbarkeit des Pathos zuerst verstanden. Sah man ihn in einer dieser großen Dichtungen auftreten, so umleuchtete ihn etwas Ueberirdisches, ein unsichtbares Grauen ging mit ihm, und jeder Ton, jeder Blick ging durch unser Herz. Wer damals seinen Othello sah, hat etwas Großes erlebt. Sein Othello war grauenhaft und gespenstisch, aber nie gemein, sondern durchaus edel. Viele der Schiller'schen Charaktere waren ganz für ihn gedichtet; aber der Triumph seiner Größe war, so groß er auch in vielem sein mochte, der Räuber Moor. Dieses titanenartige Geschöpf einer jungen und kühnen Imagination erhielt durch ihn furchtbare Wahrheit, edle Erhabenheit, die Wildheit war mit so rührender Zartheit gemischt, daß ohne Zweifel der Dichter bei diesem Anblick selbst über seine Schöpfung hätte erstannen müssen. Hier konnte der Künstler alle seine Töne, alle Furien, alle Verzweiflung geltend machen, und entsetzte sich der Zuhörer über dies ungeheure Gefühl, das im Ton und Körper dieses Jünglings die ganze volle Kraft antraf, so erstarrte er, wenn in der furchtbaren Rede an die Räuber nach Erkennung des Vaters noch gewaltiger derselbe Mensch rast, ihn aber nun das Gefühl des Ungeheuersten niederwirft, er die Stimme verliert, schluchzt, in Lachen ausbricht über seine Schwäche, sich knirschend aufrafft und noch Donnertöne ausstößt, wie sie vorher noch nie gehört waren.“

In dieser Größe sah ihn aber nicht jeder seiner Zuschauer, denn Fleck's Spiel war oft sehr ungleich. Seine Launenhaftigkeit auf der Bühne konnte selbst seine wärmsten Verehrer unwillig machen. Ein leeres Haus, der Mangel an Beifall, den er vielleicht selbst verschuldete, die Anwesenheit einer einzigen Person, die ihm verdrießlich war, konnten ihn dahin bringen, völlig gleichgültig zu werden, seine Rolle gänzlich fallen zu lassen oder übermüthige Spielereien mit Ton und Geberde zu treiben. Diese Unart wurde durch Fleck's unmäßige Neigung zu geistigen Getränken immer mehr gesteigert.

Ein Schauspieler wie Fleck konnte die mächtigsten Anregungen geben und junge Kräfte zum energischsten Streben antreiben, aber eine eigene Schule zu gründen, dazu fehlte ihm das Maß, die Konsequenz und vor allem die sittliche Würde. Und ebenso wenig war Fleck im Stande, durch eine musterhafte Regieführung eine geregelte und von Achtung getragene Organisation herzustellen. Als Engel, von der Unzahl der gewöhnlichen Theaterverdrießlichkeiten bestrahlt, im Jahre 1794 zurücktrat, fielen auf Fleck noch mehr Geschäfte, die er in seiner genialen Weise erlebte oder auch nicht erlebte, und der neue ökonomische Direktor — Hamler war und blieb fast ganz unthätig — wandte seinen Einfluß besonders der Ausbildung der Oper zu. Das Publikum begann seinen Geschmack in solchem Grade zu theilen, daß das Schauspiel fast ganz leer blieb, und da Fleck nicht der Mann dazu war, ein neues Interesse zu wecken, so war es höchst erwünscht, daß man in Pfand nun einen Mann gewinnen konnte, dessen Ruf als bedeutender Schauspieler, beliebter Dichter und redlicher Verwalter es möglich machte, die Direktion des Nationaltheaters in eine einzige Hand, und zwar in die Hand eines Künstlers zu legen.

Was Iffland dem Hofe noch ganz besonders angenehm machte, das war seine aristokratische Persönlichkeit und seine loyale Gesinnung. In Mannheim war er bei dem Kurfürsten und besonders bei der alten Kurfürstin sehr in Gunst und Gnaden, und er hütete sich, diese zu verschmerzen. Wenn er in seinen zahlreichen Bühnenstücken die schurkischen Kanzler, Hofräthe, Kammerjunker, Amtleute u. s. w. in grellen Farben malte und sie der verdienten Verachtung preisgab, so hatte er die fürstliche Würde doch stets heilig gehalten, ja ihr die hingebendste Pietät zu gewinnen gesucht. Solche Gesinnungen waren den Höfen in jenen bangeren Zeiten doppelt erwünscht, und Iffland's gewandte Feder wurde oft von fürstlichen Aufträgen in Bewegung gesetzt. Im Jahre 1792 erhielt er sogar vom kaiserlichen Hofe den förmlichen Auftrag, ein Stück gegen gewaltsame Staatsumwälzungen zu schreiben; er genügte demselben durch „die Kolarthen.“ So wurde er der literarische Vorfechter der legitimen Höfe, und da Iffland durchaus der Mann war, bei diesen Bestrebungen, die ihm von Herzen kamen, seine persönliche Ehrenhaftigkeit völlig unbesleckt zu erhalten, so war er ganz dazu geschaffen, den für die gesammte Schauspielkunst so wichtigen Posten in Berlin zur Zufriedenheit des Hofes zu bekleiden und zu gleicher Zeit sein Hauptstreben auf die Förderung der Kunst zu richten.

Zugleich aber muß im voraus darauf aufmerksam gemacht werden, daß in Berlin die Bedingungen für eine unbehinderte Entfaltung aller seiner Thätigkeit für Iffland nicht so günstig waren, als in Mannheim; denn an letztem Orte hatte der Umstand, daß er unbestritten als die bedeutendste Persönlichkeit anerkannt war, die natürliche Folge, daß seine Kraft und seine Lust nicht nur in keinerlei Schranken eingeengt, sondern zu immer neuen, freudigen und siegesgewissen Anstrengungen getrieben wurde.

In Berlin aber hatte Iffland Schauspieler neben sich, mit denen er sich nicht immer messen konnte. Fleck, durch weit größere Anlagen unterstützt, überragte ihn in den Heldenrollen sehr weit, Frau Angelmann war ein Stern allerersten Größe. Nach Weisfall war Iffland stets sehr begierig, und um sich neben andern von der Natur reicher begabten Darstellern zu halten, erfand Iffland mancherlei kleine Kunstgriffe, die sein Spiel maniertirt machten. Wie sehr er sich dieses wenig zu lobenden Mittels bewußt war, zeigt ein Vorfall während eines Gastspiels, das er in Hamburg gab. Als Baron in der Kästerschule hatte Iffland sehr gefallen, er mußte die Rolle wiederholen. Dieses zweite Mal war der große Schröder als Zuschauer in seiner Loge. Zum Erstaunen aller Mitspielenden erschien Iffland ein ganz anderer und gab die Rolle viel gemäßigter. Als ihm ein Mitspieler die Bemerkung machte, seine Laune sei am heutigen Abend nicht so übersprudelnd, als das vorige Mal, zeigte Iffland auf Schröder's Loge hin und sagte: „die hohe Obrigkeit ist auf dem Posten.“

Schröder's Urtheil über Iffland lautete: „Iffland opfert zuweilen die Wahrheit des Charakters und Ausdrucks dem Verlangen zu gefallen und zu überraschen, und ordnet also sein eigenes besseres Urtheil den Ansprüchen derer unter, denen obliegt, zu lernen. Es fehlt ihm nicht an Fähigkeit, strengen Forderungen zu genügen, sondern einzig an Festigkeit, ungegründeten zu widerstehen.“

Bei einem so bedeutenden Meister, wie Iffland es bei alledem unbefritten war, konnten solche Kleinlichkeiten übersehen werden; leider aber machten untergeordnete Talente sie sich sehr bald zu Nutzen, und dieser unheilvolle Einfluß breitete sich rasch und immer weiter aus.

Auch als Dirigent war Iffland nicht schöpferisch. Er folgte deshalb gern den Spuren der Weimarischen Bühne, auf welcher unter Göthe's Leitung und besonders unter Schiller's Einfluß sich eine ideale Kunst bildete, die sich merklich von dem wirklichen, vollen und unmittelbar sprudelnden Leben entfernte. In Weimar trat der Vers wieder herrschend auf die Bühne, und Iffland führte die Schiller'schen Stücke, den Wallenstein, Maria Stuart u. s. w. sofort auch in Berlin auf. Doch trat in Berlin immer noch der Einfluß Schröder's bedeutungsvoll hervor; die Berliner Bühne zeigte immer noch mehr warmes Leben, die Weimarische abgewogene Kunst. Die Gegensätze dieser Weimarischen Richtung und der Schule des großen Schröder gipfeln in den beiden Sätzen, von denen der erste durch Göthe, der zweite durch Schröder vertreten wird: „die Schauspieler sollen nicht aus mißverstandener Natürlichkeit unter einander spielen, als wenn kein dritter dabei wäre“ — so sagte man in Weimar; aber in Hamburg strebte man danach: eine möglichst vollkommene Täuschung zu erzeugen und das Publikum glauben zu machen, es belausche oft nur Vorgänge, die auf gar keine Zeugen berechnet seien. Während also Schröder die Gesetze der ewig unwandelbaren Natur zur Richtschnur für den Schauspieler machen wollte, stellte Göthe ihn unter Anstandsavorschriften. Iffland war in seinen jüngeren Jahren auf dem allein richtigen Wege, diese beiden verschiedenen Ansichten gleichsam zu vermählen, indem er die Nachahmung der Natur zur Hauptregel machte, dabei aber forderte, der Schauspieler solle die Regeln für eine schöne Rundung seiner Darstellung sich nicht von außen aufdringen lassen, sondern er sollte sie aus seinem eigenen veredelten Gefühle schöpfen. Diese Ansicht war unlängbar ein Fortschritt in der Theorie; leider vermochte Iffland sie nicht in die Praxis umzusetzen, er folgte zu sehr den Einflüsterungen seiner eigenen Gefallsucht, welche ihm Künstelei für echte Kunst untersahob.

Außerdem aber hatte Iffland mit manchen Hindernissen und Mißbräuchen zu kämpfen, welche auf einen Verfall der Kunst bedrohlich hindeuteten; der energische Widerstand, welchen er ihnen entgegensetzte, mußte vor der Uebermacht der Strömung erlahmen.

Ein nicht leichter Hemmschuh für den ungeführten Fortgang einer gesunden Entwicklung war die über alle Maßen elende und anmaßende Kritik, welche damals sich breit zu machen begann, und seitdem ein Krebsgeschaden in allen Zweigen unserer Tagesliteratur geworden ist. Den allein rechtlichen Standpunkt einer jeden Kritik hatte Lessing's großes Muster so schön gezeigt: die Kritik muß aus der Fülle des geistigen Reichthums, und frei von allen eigennütigen Bestrebungen, nur um der Förderung der Sache willen gegeben werden; kann sie diesen Bedingungen nicht entsprechen, so wird sie nichts als ein schädliches Unkraut sein, unter dem mancher edle Keim ersticken muß. Iffland hat sich bitter aber sehr treffend über literarisches Gewäch solcher Art ausgesprochen; er sagt unter anderm: „Diejenigen, welche sich als kompetente Richter aufwerfen, wie schreiben

sie über uns? Man spricht nicht über uns, sondern zu uns, oft sogar — es thut mir leid, auch an den guten Beurtheilern das bemerken zu müssen — oft sogar zu uns herab. Geschieht das aus dem Gefühl der Ueberlegenheit des Richters? Ist er seiner Untrüglichkeit so gewiß? Wohl, so mögen uns seine Gründe diese Ueberlegenheit fühlen lassen, nicht seine Sprache. Was dieser Ton nützt, das begreife ich nicht, desto mehr was er schadet. Erbittern muß er den Künstler. Bitterkeit aber vertilgt alle Empfänglichkeit selbst für gut gemeinte und gut gesagte Wahrheiten. Sollte man nicht jedem Werke, worauf Zeit, Fleiß, Kenntniß und Kraft verwendet worden, Achtung schuldig sein? — Die mehesten Beurtheilungen der Schauspieler beweisen, daß man mehrentheils ohne gründliche Sachkenntniß vor uns hintritt.

„Oft sind solche Kritiken in einem brillanten Stile geschrieben, falsche Annahmen von Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe prangen in artigen Figuren neben jeder Verständigung des Richters: dann ist der Schaden des Schauspielers unerfesslich. Auf die schiefe Kezension eines Buches läßt sich antworten. Allenfalls hat der Leser das corpus delicti vor sich liegen. Aber auf eine schiefe Beurtheilung von Rollen, was läßt sich da sagen? Sie sind gespielt. Das Lachen, das sie belohnte, ist vergessen, vertrocknet die Thräne, die dem Schauspieler floß, nicht Stein, nicht Leinwand erhalten ihr Andenken, ihr Werk kann nicht für sie reden. Jede Beleidigung, die ihnen geschieht, ist nur einem wehrlosen Mädchen angethan, denn würde man sich nicht bei jeder Vertheidigung dem Spotte aussetzen: Marion pleure, Marion crie, Marion veut qu'on la marie! — Der Kezensent sollte Mittelsperson sein zwischen dem Publikum und der Bühne, sollte schiefe Richtungen unter beiden zu verhüten suchen. Das ist ein Geschäft! — Wenn man sich aber bloß mit der unterhaltenden Seite dieses Geschäftes befaßt, mit Gnadenbezeugungen und Strafen, mit Heben und Fallenlassen, so fällt die gute Absicht, sogar der Schein davon weg. Man erzeugt Erbitterung. Denn kein vernünftiger Mensch wird sich durch unbewiesene Nachsprüche sagen lassen: all dein Fleiß war schief gerichtet.

„Was muß den Mann, der über seine Kunst dachte, mehr kränken, als wenn man ihm über das ABC derselben Aforismen als Wegspähle hinschickt? — Ich frage noch einmal: wird dieser Ton den Künstler bessern können? Gehet er die Person des Kritikers?“ —

Diese Auslassungen, die nicht allein von Jffland, sondern auch von manchem andern verständigen Manne eindringlich erhoben worden sind, müßten, sollte man meinen, für einen jeden durch die schlagende Kraft ihrer Wahrheit überzeugend sein. Leider gibt es viele Subjekte, denen vieles andere heiliger ist, als ihre Ueberzeugung. —

Gefährlich für die Schauspielkunst wurde auch eine gewisse Richtung in der damaligen dramatischen Tagesliteratur. Der Hauptvertreter dieser Richtung war Kogebue. Göthe nennt ihn ein schluderkhaftes Genie. Er war ein Literat, der reiche Gaben der Natur nicht für das Gedeihen der Kunst, sondern für sein persönliches Interesse aufwandte. Das einzige Ziel seiner dramatischen Arbeiten war der Beifall der Menge. Darum spekulierte er ganz systematisch auf die schwachen Seiten des Publikums, auf seine Vergnügungssucht, seine Gedanken-

losigkeit, auf die weichliche, aller sittlichen Kraft ermangelnden Nührung, auf die Schadenfreude und Spottsucht, auf die Sittenlosigkeit und Leppigkeit jener Zeit. Dieses konsequente Jagen nach äüßerm Effekt mit Charakteren, die nichts weiter als leere, hohle Schablonen waren, mußte auch den Darsteller solcher Rollen sittlich schädigen und der Schauspielkunst zum Verderben gereichen. Von Kosebue datirt die einreißende Verflachung und Entwürdigung der Schauspielkunst, und obßchon damals noch eine sehr stattliche Zahl von guten und trefflichen Schauspielern den eigentlichen höchst ehrenvollen Stamm der Kunstgenossenschaft bildete, so trat doch auch schon damals die Klage über den Verfall der deutschen Bühnen immer lauter hervor. Am meisten beklagte man, daß der Korporationsgeist, das gemeinsame und neidlose Hinarbeiten auf einen gemeinsamen Zweck, auf ein schönes Ensemble der Darstellungen immer mehr abnehme. Während bis dahin die Größten ersten Ranges sich nie geweigert hatten, auch zuweilen kleine, unbedeutende Rollen zu übernehmen, fühlten jetzt selbst mittelmäßige Talente sich beleidigt, wenn man ihnen zumuthete, um des allgemeinen Besten willen einmal einen Schritt aus ihrer Sphäre herabzuthun. Das leitende Geseß war nicht mehr die Begeisterung für die Kunst, sondern der Eigennuß.

Diesem freßenden Uebel wirkte Iffland in Berlin dadurch entgegen, daß er selbst mitunter in geringen Rollen auftrat, und auch in jeder andern Beziehung durch sein eigenes Beispiel für die Hingabe an die gute Sache stets sehr kraftvoll aufforderte.

Aber es nahen auch in äußerer Beziehung dem Schauspiel schwere Gefahren. Mit der Besetzung Berlins durch die Franzosen im Oktober 1806 hörte der königliche Theaterzuschuß auf. Iffland hatte den Muth zur Uebernahme der ungeheuern Aufgabe, nicht nur das ihm anvertraute Institut, sondern auch die Musiker und Sänger der italienischen Oper, die er nun völlig zum deutschen Theater heranzog, vor gänzlicher Mittellosigkeit zu bewahren, und mehrere hundert Menschen auf diese Weise vor den schlimmsten Zufällen zu schützen. Durch ganz außerordentliche Thätigkeit und Gewandtheit führte Iffland dieses Unternehmen gegen die Anmaßungen der fremden Soldatenherrschaft hindurch, und wußte mehrmals die Verufung einer französischen Schauspieltruppe zu hintertreiben. Dies konnte aber nur dadurch geschehen, daß man der Oper und dem Ballet einen sehr großen Raum bewilligte.

Unter diesen patriotischen Anstrengungen um die Erhaltung der Berliner Bühne opferte Iffland sich auf. Seine Thätigkeit begann Tag für Tag des Morgens um fünf Uhr, und endete kaum um Mitternacht. Die vielen Rollen, die er übernahm, konnte er nur unterwegs im Wagen lernen, wenn er zu seinem Landhause im Thiergarten fuhr, wo er wenigstens einige wenige Stunden der Erholung fand. Dem preussischen Königs Hause war Iffland aufs innigste ergeben, und tief fühlte er in jenen Zeiten das Unglück des Herrschers und des Volkes, und das brutale Regiment der Fremden. Diese arge Zeit brach seine Kraft. Die königliche Familie lohnte seine Anhänglichkeit durch viele Beweise, er wurde zum Generaldirektor ernannt und erhielt einen Orden. Aber alles das schätzte ihn nicht vor der Theaterwürdigkeit. In Berlin war er je länger je weniger gern, nach Süddeutschland ging sein Streben unablässig zurück. Seit 1811 hatte er sich in Folge übergroßer Anstrengungen ein Brustleiden zugezogen,

an dem er langsam dem Tode entgegen ging. Am 22. September 1814 legte er sein müdes Haupt zur Ruhe. Wir scheiden von dem strebsamen, edlen, aber wenig glücklichen Manne mit den Worten Ednard Devrients:

„Iffland's Name, so hoch gefeiert er wurde, hat auch tiefe Herabsetzung erfahren; er ist zum Strichblatt geworden für alle Ausfälle gegen das bürgerliche Drama, wie gegen die Virtuosenrichtung in der Schauspielkunst. Die Verschulbung an der letztern ist nicht abzulugnen. Die weitere Entwicklung der Kunst zeigt den Samen seines Beispiels wucherisch aufgeschossen, den seiner Schule großentheils ersticht und sparsam nur nachgewachsen. Das nachwachsende Geschlecht hat sich seine Schwächen zu Nutzen gemacht, nicht seine Trefflichkeiten. Dennoch sind sie der Kunstentwicklung unverloren, und wie Iffland gegen seine Vorgänger Echhof und Schröder die fort und fort gewachsene Vereblung in der Persönlichkeit der Schauspielkunst repräsentirt, so wird auch der Adel, die Feinheit, Grazie und Zartheit seines Geistes sich wieder geltend machen, sobald die Zeit gekommen ist, wo der Kunst die Errungenschaften ihrer Entwicklungsgeschichte wahrhaft zu Statten kommen dürfen.“

Es schien, als ob in den traurigsten Zeiten, in den Leidensjahren von 1806 bis 1813, die Schauspielkunst einen sichern Halt für ihre Entwicklung gewinnen sollte. Es gibt wenige Epochen der ruhmvollen preussischen Geschichte, in denen Preußens geistige Kraft sich in einem so erhabenen Glanze gezeigt, als in der eben genannten, wo unter dem schmähhchsten Druck sich eine Erneuerung des ganzen Volkslebens vollzog, wie kaum irgend anderswo zu irgend einer Zeit. In jenen Tagen war man auch großherzig genug, der Schauspielkunst die ihr gebührende Stellung endlich einräumen zu wollen. In dem am 16. Dezember 1808 zu Königsberg erlassenen Publikandum, betreffend die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden, wurde das Theater den Anstalten zugezählt, welche Einfluß auf die allgemeine Bildung haben, und deshalb gleich den Akademien der Wissenschaften und Künste der Selzion des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht und Kultus untergeordnet.

Wäre diese Einrichtung längere Zeit bestehen geblieben, so hätte sie allein schon die Schauspielkunst zur stetigen und festbegründeten Weiterentwicklung treiben müssen; schon allein der mechanische Geschäftsgang hätte diese Kunst unter die Fürsorge des Ministers ziehen und jenen consequenten Ausbau, in dem man in Preußen zu allen Zeiten Großes geleistet, veranlassen müssen. Leider hatte diese Verordnung nur ein sehr kurzes Dasein; schon am 27. October 1810 zählte man das Theater wieder unter die öffentlichen Anstalten zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, und überwies es der Polizei! Damit war die Kunst wieder ein Waisenkind geworden, das allen Verführungen schutzlos ausgesetzt war. Die eine Lehrerin des Volkes in der edelsten und tiefgründigsten Bedeutung sein konnte, die erniedrigte man zur Magd.

Doch das war noch nicht alles, was man der Kunst anthat, man verging sich noch erbarmungsloser an ihr.

Nach dem Befreiungskriege richteten die Augen der Völker, die mit ihrem besten Herzblut den Fürsten ihre Kronen wiedergelauft hatten, sich erwartungsvoll auf die Hand der Herrscher, aus der sie das Geschenk einer größeren, ge-

selbst unantastbar bestimmten Freiheit entgegen zu nehmen sich berechtigt glaubten. Statt dessen empfangen sie die empörenden Karlsbader Beschlüsse mit ihrem Gesolge; die Arme, die noch von den Wunden des Krieges bluteten, wurden mit neuen Fesseln umwunden, die Völker hatten ihre Schuldigkeit gethan, sie wurden nun wieder in die andere Rolle gezwungen: Material zur Befriedigung von souveränen Bedürfnissen aller erdenklichen und nicht erdenklichen Arten abzugeben. Konnte man sich wundern, wenn unter solchen Verhältnissen auch der Schauspielkunst ein unverdientes hartes Loos zu Theil wurde?

Der Hebel, durch welchen die Schauspielkunst aus der tiefsten Erniedrigung der fahrenden Banden sich emporgearbeitet und zu einer wahrhaft staunenswerthen Höhe aufgeschwungen hatte, liegt dem forschenden Auge offen da: Es ist die unermüdete Arbeit ihrer großen Führer von Veltzen bis auf Schröder und Pfiffand. Diese Führer waren in den gefährlichsten Zeiten stets mit der größten Energie aufgetreten, wie die Reuberin; sie würden der Kunst nie gefehlt haben, wenn die Noth ihr Erscheinen gefordert und die Verhältnisse ihnen die Möglichkeit einer erspriechlichen Wirksamkeit eröffnet hätten. Diese Möglichkeit, sich wieder zu verjüngen, schnitt man der Schauspielkunst gänzlich ab, indem man ihr die künstlerische Leitung nahm und dieselbe in die Hände von Nichtkünstlern legte.

Vor dem Befreiungskriege führten die Theater, deren etwa achtzig als stehende Bühnen sich in Deutschland befanden, den Namen *Razionaltheater*, und standen unter der Leitung von Künstlern. Nach dem Befreiungskriege taufte man sie um in *Hoftheater*, und setzte Dilettanten oder auch gänzlich uneingeweihte Personen zu Intendanten ein. Damit war der, wenn auch langsame, doch sichere Ruin der Schauspielkunst unterschrieben, und leider hat die Erfahrung diesen Satz zu einer traurigen Gewißheit gemacht.

Eine verderbliche Absicht lag dieser Anordnung entschieden nicht zum Grunde. Unter den neuen Intendanten waren viele höchst ehrenhafte, feingebildete und geschäftstüchtige Männer, wie z. B. in Berlin der Nachfolger Pfiffand's, der Kammerherr Graf Karl Moritz von Brühl, der zu allen diesen vortrefflichen Eigenschaften noch die gewinnendste Liebenswürdigkeit des Benehmens zeigte. Ihm stellte der Staatskanzler Fürst von Hardenberg die reichlichsten Geldmittel mit den Worten zur Verfügung: „Machen Sie das beste Theater in Deutschland, und danach sagen Sie mir, was es kostet.“

Graf Brühl begann seine Thätigkeit mit unermüdeter Gewissenhaftigkeit und Ausdauer. Die äußere Ausstattung der Bühne erfuhr die vortheilhafteste Veränderung; für das Kostümwesen begann eine ganz neue Epoche. Dennoch zeigt der Verfall der Kunst sich seit jener Zeit immer auffallender. Dem Grafen Brühl fehlte die lebendige Erfahrung, die nur aus eigener Arbeit geschöpft werden kann, und die allein im Stande ist, neues Leben zu erwecken. Brühl stand niemals inmitten der künstlerischen Thätigkeit, sondern nur über derselben, und wenn es auf letzte Entscheidungen ankam, so stellte er sich über jedes Urtheil der eigentlichen Kunstverständigen. Und doch mußte er sich bei den wichtigsten Punkten stets der Künstler bedienen, wie z. B. bei der Ausbildung junger Talente; aber überwachen konnte er solche Leistungen wieder nur äußerlich. Die leitende Hand, in welcher alle Fäden zusammenliefen, wurde gänzlich ver-

mist, die Einheit der Bühne wurde gesprengt, der Korporationsgeist der Kunstgenossen bis auf den letzten Hauch erstickt und der krasse, neidische Egoismus des Einzelnen an die Stelle gesetzt. Das Theater stellte nicht mehr einen lebensvollen Organismus dar, in dem jedes einzelne Glied freudig an seiner geeigneten Stelle für das Ganze arbeitet, und das Ganze jedem Einzelnen Kraft und Lust spendet, sondern es war eine Maschine, ein Uhrwerk geworden, das mechanisch von unveränderlichen Gewichten getrieben wurde.

Dem entsprechend wurde die ganze Verwaltung der Berliner Bühne eine durchaus bürokratische. Iffland hatte in seiner Schreibstube mit einigen Kopisten die ganze Bureauarbeit allein als ein Nebengeschäft abgethan. Jetzt arbeiteten in der Generalintendantur vier Geheimsekretäre und eine entsprechende Anzahl untergeordneter Schreiber, und doch mußte man für die notwendigen und nächsten technischen Abfertigungen noch ein zweites, kleineres Bureau im Theatergebäude errichten! Diese in so großer Zahl vertretenen Offizianten waren bald die Hauptpersonen am Theater, die Künstler nur untergeordnete Arbeiter.

Auffallend zeigte sich dieser Krebschaden in der Führung der Regie, die in den Händen von zwei ausgezeichneten Schauspielern, Ludwig Devrient und Wolff, lag. Nur dem Namen nach waren sie Regisseure. An der Zusammensetzung des Personals, Wahl der Stücke, Rollenbesetzung, Ausstattung hatten sie nur einen sehr verkümmerten Antheil; ihre Pläne und Anordnungen wurden, sogar wenn sie schon in der Ausführung begriffen waren, durch willkürliche Eingriffe und Abänderungen gekreuzt, Rollen wurden gegen ihren Rath, ja gegen ihr Wissen besetzt. Durch solche Dinge wurde der Autorität der künstlerischen Vorstände bald jede Stütze geraubt. Das Personal merkte bald, daß die Gunst eines Geheimsekretärs fruchtbringender war, als die Zufriedenheit der gesammten Regie; vom Bureau aber flossen alle materiellen und künstlerischen Vortheile. Die Regisseure galten als untergeordnete Exekutionsbeamte, die künstlerische Disziplin verfiel bald ganz und gar. Devrient und Wolff wurden einer solchen Regie bald gänzlich überdrüssig, sie legten sie nieder, und an ihre Stelle traten 1827 Männer, welche nicht mehr beanspruchten, als die Bürokratie ihnen übrig ließ. „Dahin“ — sagt Eduard Devrient — „war also in so kurzer Zeit die Bühnenpraxis gerathen, die Iffland in so künstlerisch freiem Geiste und doch mit so sicherer Ordnung festgestellt hatte; zu einem kaum äußerlich zusammenhängenden Schlendrian war sie hinabgesunken. Entwichen war der Geist, nur der Vortheil, der Ehrgeiz, die Eitelkeit trieben den einzelnen zu Anstrengungen, die aber nur dem Einzelnen zu Gut kommen sollten.“

Daß unter solchen Zuständen auch der Schauspielersstand künstlerisch und moralisch sinken mußte, war selbstverständlich. Noch waren einige Sterne erster Größe aus der guten Zeit übrig; Ludwig Devrient in Berlin, Ferdinand Ecklair in Stuttgart, Sofie Schröder in Hamburg waren Talente ersten Ranges; ihnen schloß sich ebenbürtig eine Schülerin Iffland's an, Auguste Döring in Berlin, in erster Ehe an Stieh, in zweiter Ehe an Prelinger verheirathet; als Frau Prelinger ist sie am meisten bekannt. Aber auch unter diesen Größen trat an Ecklair und Sofie Schröder bereits der beginnende Verfall der Kunst zu Tage,

Auch der Ausgang der Brühl'schen Verwaltung war eine Illustration zu demselben Thema. Das Publikum war in hohem Grade unzufrieden, das Schauspielpersonal sammelte sich zu offiziellen Beschwerden gegen die Intendant, und Graf Brühl war froh, als man im Herbst 1828 ihn auf wiederholte Bitten von seinem peinvollen Posten entthob.

Dieselben Vorgänge, mehr oder weniger modifizirt, wiederholten sich in den übrigen deutschen Residenzstädten, und in diesem Zustande leben wir bis auf den heutigen Tag. Dabei muß aber bemerkt werden, daß als Intendanten nicht überall so feingebildete und thätige Männer eingesetzt wurden, als in Berlin; oft waren diese Stellen für ihre Inhaber nichts als Einreden, und wie kläglich solche Leute sich benahmten, das erzählen unendlich viele Intendantenanekdoten.

In gleicher Weise wie der Schauspielersstand, sank auch der Geschmack und die Urtheilskraft des Publikums, denn beides muß stets Hand in Hand gehen und wechselseitige Beziehungen auf einander ausüben. Effekttüchchen jeder Art wurden am meisten, fast ausschließlich beklatscht; natürlich stützten sich auch die Schauspieler wieder auf solche; Beifall um jeden Preis wurde die endliche Lösung, bezahlte Zuschauer klatschten während der Aufführung, bezahlte Journalisten posaunten den Ruhm der Auftraggeber in den öffentlichen Blättern aus. Wie wenig Sinn das Publikum für den eigentlichen Kern einer Darstellung hatte, zeigte sich in auffallender Weise durch die abscheuliche Sitte, bei offener Szene durch anhaltendes und oft wiederholtes Klatschen das Spiel geradezu zu unterbrechen und jede Illusion des aufmerksamen Zuschauers gänzlich zu stören. Solche Art des Beifalls kann nur von einem in seinem Geschmack vollständig verwilderten Publikum ausgehen, und der Schauspieler, welcher den Beifall dieser klatschenden Masse gewinnen will, muß vor allen Dingen nicht nach Wahrheit und edlem Maß streben oder seine Leistungen auf einen reinen Geschmack einrichten, sondern er muß danach trachten, Aufsehen zu erregen. Auf diese Weise ist der hohen, hehren Kunst denn jede Spur ihrer göttlichen Würde geraubt, und sie selbst ist zur feilen Bühlerin erniedrigt. Mit ihren Bühlerkünsten kauft sie aber nicht allein den lärmenden Beifall der urtheilslosen Masse, sondern in unerbittlicher Konsequenz wird ihr damit auch die Verachtung des wahrhaft gebildeten Publikums zu Theil; außerdem aber laden diese falschen Kunstjünger auf ihre Seele den schweren Verrath an dem Heiligthume der Menschheit; denn es gibt nichts Heiligeres, als die wahre Kunst.

Daß der Lebensathem dieser wahren Kunst nie auszubühen und unter keinem Wust zu erstickn sei, davon liefert die kurze Direktion Karl Immermann's in Düsseldorf den schlagendsten Beweis. Der Wandetruppe Deroff's, die meist aus ganz untergeordneten Talenten bestand, wandte Immermann seine Sorgfalt zu. Er gab sich Mühe, die Leistungen dieser Gesellschaft, die in jedem Winter in Düsseldorf zu spielen pflegte, durch seine gern gesehene Einmischung in die Direktion, die Leitung der Proben u. s. w. künstlerisch zu heben. Ihm zur Seite stand eine Anzahl von höchst bedeutenden Männern; wir nennen von Uechtritz, Schnaase, Schadow, die Maler Lessing, Wendemann, Hübnier, Schirmer, Schröder. In Gemeinschaft mit ihnen und einer Anzahl kunstsaniger und opferbereiter Geschäftsmänner stiftete er im Winter 1832

einen Theaterverein, der das Organ der Gebildeten bei der Bühne sein, den Direktor und die Truppe in Schule und Regel nehmen sollte.

Die trefflichen Erfolge, welche unter Immermann's Leitung sich zeigten, veranlaßten die Stadt Düsseldorf zu einem Umbau des alten Theatergebäudes. Im Winter 1833 studirte Immermann eine Reihe von Stücken ein, deren Vorstellungen besonders durch ihr überaus schönes Ensemble nicht nur in Düsseldorf staunende Bewunderung erregten, sondern weithin verbreitete sich ihr Ruf. Immermann aber fühlte sich durch diese Erfolge ermuntert, selbst an die Spitze des Düsseldorfer Theaters zu treten. Er nahm auf einige Zeit Urlaub von seinem Amte — er war Landesgerichtsrath — brachte eine Aktiengesellschaft zusammen und bewog den jungen Felix Wendelssohn, die Leitung der musikalischen Leistungen zu übernehmen. Dem alten Prinzipal Derossi wurde sein Theater abgepachtet, Personal und Apparat wurden auf bessern Fuß gebracht, und mit frischem Muthe das Werk angegriffen. Am 28. Oktober 1834 wurde das Aktientheater eröffnet, und entwickelte eine staunenswerthe Thätigkeit, die in den weitesten Kreisen und bei den berechtigtesten Persönlichkeiten reiche Anerkennung fand.

Leider waren die Opfer, welche eine Stadt wie Düsseldorf bringen konnte, nicht hinreichend, das Theater selbst unter der geschicktesten Leitung auf die Dauer zu erhalten. Schon am 31. März 1837 hörte das Unternehmen aus Geldmangel wieder auf. Immermann aber hatte den vollgültigen Beweis geliefert, daß auch der deutsche Schauspieler sogleich wieder ein ganz anderes Wesen wird, wenn man ihn nur richtig ansieht.

Wie tief die Gebildeten und Strebenden unter den deutschen Schauspielern den Verfall ihrer Kunst betrauern, davon zeugen die Worte, mit denen Eduard Devrient, als Schauspieler und als Dirigent die erste Bühnengröße Deutschlands in der neueren Zeit, seinen Bericht über Immermann's Direktion abschließt; er sagt: „Wie eine schwimmende Insel erscheint Immermann's Schöpfung auf dem wogenden Ozean des deutschen Theaterlebens. Der umherirrende Schiffer neuert sehnsuchtsvoll darauf zu, hofft Ankergrund, und an dem grünen, blühenden Gestade frische Quellen zu finden — und wie er näher kommt, löst sich im Wogenbrange das verschlungene Wurzelgeflecht, der feste Boden schmilzt vor seinen Augen, die Wellen spielen eine Weile mit den Gräsern und Blumen, bald ist ihre letzte Spur verschwunden und der Schiffer ist wieder verlassen und hoffnungslos in der wogenden Wasserwüste.“ —

Das einzige ehrenvolle Ziel, welches die deutsche Schauspielkunst verfolgen kann, ist die treue Nachahmung der Natur, fern von aller Künstelei und allem Hasten nach Effekt, und der einzige Weg, auf welchem ihr Heil werden kann, ist die freie, künstlerische Leitung.

Das deutsche Volk hat durch seinen Heldenmuth unter der glorreichen Führung Kaiser Wilhelm's des Siegreichen das große, herrliche Vaterland wieder gewonnen, in dessen Schutz jede Kraft sich ungestört entwickeln, jedes edle Streben sein Ziel finden kann.

Wer gibt der deutschen Schauspielkunst ihre Heimath und ihr Vaterland wieder?
Wer wird die Gefangene erlösen?

Quellen und Hülfsmittel.

- G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Fünf Bände. Vierte Auflage. Leipzig 1853.
J. Gillebrand, Die deutsche Nazionalliteratur, von Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Drei Bände. Hamburg und Götta 1846.
H. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Drei Theile. Braunschweig 1864.
W. Menzel, Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Drei Bände. Stuttgart 1859.
H. Kurz, Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Vierte Auflage. Leipzig 1872.

Goethe.

- W. Schäfer, Goethe's Leben. Zwei Bände. Bremen 1859.
H. Viehoff, Goethe's Leben. Vier Bände. Stuttgart 1852.
B. R. Ubelen, Goethe in den Jahren 1771 bis 1775. Hannover 1861.
Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Zwei Bände. Stuttgart 1856.
Goethe's Briefe an Frau von Stein. Drei Bände. Weimar 1851.
Goethe's Werke. Vierzig Bände. Stuttgart 1840.
A. Stahr, Merck's ausgewählte Schriften. Oldenburg 1840.
R. Wagner, Briefe an Merck. Darmstadt 1835.
A. Stöber, Venz und Friederike von Esenheim. Basel 1842.

Schiller.

- Karoline von Wolzogen, Schiller's Leben. Zwei Bände. Stuttgart 1830.
Th. Carlyle, Schiller's Leben. U. d. Engl. Frankfurt 1830.
R. Hoffmeister, Schiller's Leben. Fünf Bände. Stuttgart 1812.
E. Balleste, Schiller's Leben. Zwei Bände. Berlin 1859.
E. Boas, Schiller's Jugendjahre. Zwei Bände. Hannover 1856.
E. J. Saupé, Schiller und sein väterliches Haus. Leipzig 1841.
Schiller's Briefwechsel mit Körner. Vier Bände. Berlin 1847.
Schiller's Werke. Zwölf Bände. Leipzig 1869.
R. F. Moriz, Ueber die bildende Nachahmung des Schönen. Braunschweig 1788.

Anhang.

- Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Vier Bände. Leipzig 1861.
F. L. W. Meyer, Schröder's Leben. Zwei Bände. Hamburg 1819.





